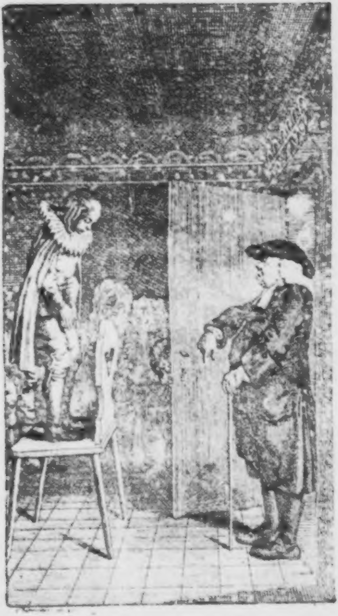


Henrich Stillings
Jünglings-Jahre.

Eine wahrhafte Geſchichte.

Berlin und Leipzig,
bey George Jacob Decker.
1778.

6004 020 r3

Universitäts-
München
Bibliothek

Vater Stilling war zu den ruhigen Wohnungen ſeiner Vorältern hingegangen, und in ſeinem Hauſe ruhte alles in trauriger Todesſtille. Seit mehr als hundert Jahren hatte eine jede Holzart, ein jedes Milchfaß, und jedes andre Hausgeräthe, ſeinen beſtimmten Ort, der vom langen Gebrauch glatt und polirt war. Ein jeder Nachbar und Freund, aus der Nähe und Ferne, fand immer alles in gewohnter Ordnung: und das macht vertraulich. — Man trat in die Hausthür, und war daheim. — Aber nun hieng alles öd und ſtill; Geſang und Freude ſchwiegen, und am Tiſch blieb ſeine Stelle leer; niemand getrauete ſich, ſich hinzuſetzen, bis ſie Henrich endlich einnahm, aber er füllte ſie nur halb aus.

Margarethe trauerte indeſſen ſtill und ohne Klagen; Henrich aber redete viel mit ihr von ſeinem Großvater. Er dachte ſich den Himmel wie eine herrliche Gegend von Waldern, Wieſen und Feldern, wie ſie im ſchönſten May grünen und blühen, wenn der Südwind drüber her fächelt, und die Sonne jedem Geſchöpfe Leben und Gedeihen einflößt. Dann ſah er Vater Stilling mit hellem Glanz ums Haupt einhertreten, und ein ſilberweiß Gewand um ihn herabfließen.

Auf dieſe Vorſtellung bezogen ſich alle ſeine Reden. Einsmals fragte ihn Margrethe: Was meinſt du, Henrich! was dein Großvater jetzt machen wird? Er antwortete: er wird nach dem Orion, nach dem Sirius, dem Wagen, und dem Siebengeſtirn reiſen, und alles wohl beſehen, und dann wird er ſich erſt recht verwundern, und ſagen, wie er ſo oft geſagt hat: O welch ein wunderbarer Gott! — Da hab ich aber keine Luſt zu, erwiederte Margrethe; was werd ich denn da machen? Henrich verſetzte: ſo wie es Maria machte,

die

die zu den Füßen Jeſus ſaß. Mit dergleichen Unterredungen wurde das Andenken an den ſeligen Mann öfters erneuert.

Die Haushaltung konnte auf dem Fuß, ſo wie ſie jetzt ſtund, nicht lange beſtehen, deswegen forderte die alte Mutter ihren Eidam **Simon** mit ſeiner Frauen Eliſabeth wieder nach Haus. Denn ſie hatten an einem andern Ort Haus und Hof gepachtet, ſo lange der Vater lebte. Sie kamen mit ihren Kindern und Geräthe, und übernahmen das väterliche Erbe; alsbald wurde alles fremd, man brach eine Wand der Stube ein, und baute ſie vier Fuß weiter in den Hof. **Simon** hatte nicht Raum gnug, er war kein **Stilling** — und der eichene Tiſch voll Segen und Gaſtfreiheit, der alte biedere Tiſch, wurde mit einem gelben ahornen, voller verſchloſſener Schubladen verwechſelt; er bekam ſeine Stelle auf dem Balken hinter dem Schornſtein. — **Henrich** wallfahrtete zuweilen hin, legte ſich neben ihm auf den Boden, und weinte. **Simon** fand ihn einmal in dieſer Stellung, er fragte: **Henrich**! was machſt du da? Dieſer antwortete: ich weine um den Tiſch. Der Oheim lachte, und ſagte: Du magſt wohl um ein altes eichenes Bret weinen! **Henrich** wurde ärgerlich, und verſetzte: Dieſes Gewerbe dahinten, und dieſen Fuß da, und dieſe Ausſchnitte am Gewerbe hat mein Großvater gemacht, — wer ihn lieb hat, kann das nicht zerbrechen. **Simon** wurde zornig, und erwiederte: er war mir nicht groß genug, und wo ſollt ich denn den meinigen laſſen? Ohm! ſagte **Henrich**, den ſolltet ihr hieher geſtellt haben, bis meine Großmutter todt iſt, und wir andern fort ſind.

Indeſſen veränderte ſich alles; das ſanfte Wehen des Stillingſchen Geiſtes verwandelte ſich ins Gebrauſe einer ängſtlichen Begierde nach Geld und Gut. **Margrethe** empfand dieſes, und mit ihr ihre Kinder; ſie zog ſich zurück in einen Winkel hinter dem Ofen, und da verlebte ſie ihre übrigen Jahre; ſie wurde ſtaarblind, doch hinderte ſie dieſes nicht an ihrem Flachsſpinnen, womit ſie ihre Zeit zubrachte.

Vater **Stilling** iſt hin, nun will ich ſeinem Enkel, dem jungen **Henrich**, auf dem Fuß folgen, wo er hingeht, alles andre ſoll mich nicht aufhalten.

Johann Stilling war nun Schöffe und Landmeſſer; Wilhelm Schulmeiſter zu Tiefenbach; Mariechen Magd bey ihrer Schweſter Eliſabeth; die andern Töchter waren aus dem Hauſe verheirathet, und Henrich gieng nach Florenburg in die lateiniſche Schule.

Wilhelm hatte eine Kammer in Stillings Haus, auf derſelben ſtund ein Bett, worin er mit ſeinem Sohn ſchlief, und am Fenſter war ein Tiſch mit dem Schneidergeräthe; denn ſobald als er von der Schule kam, arbeitete er an ſeinem Handwerk. Des Morgens früh nahm Henrich ſeinen Schulſack, worinn nebſt den nöthigen Schulbüchern, und einem Butterbrod für den Mittag, auch die Hiſtoria von den vier Heymonskindern, oder ſonſt ein ähnliches Buch, nebſt einer Hirtenflöte, ſich befanden; ſobald er dann gefrühſtückt hatte, machte er ſich auf den Weg, und wenn er hinaus vors Dorf kam, ſo nahm er ſein Buch heraus, und laſe während dem Gehen; oder er trillerte alte Romanzen und andere Melodien auf ſeiner

Flöte. Das Lateinlernen wurde ihm gar nicht ſchwer, und er behielt dabey Zeit genug, alte Geſchichten zu leſen. Des Sommers gieng er alle Abend nach Haus, des Winters aber kam er nur Samſtags Abends, und ging des Montags Morgens wieder fort; dieſes währte vier Jahre, doch blieb er aufs letzte des Sommers über viel zu Haus, und half ſeinem Vater am Schneiderhandwerk, oder er machte Knöpfe.

Der Weg nach **Florenburg**, und die Schule ſelber, machten ihm manche vergnügte Stunde. Der Schulmeiſter war ein ſanfter vernünftiger Mann, und wußte zu geben und zu nehmen. Des Mittags nach dem Eſſen ſammlete **Stilling** einen Haufen Kinder um ſich her, ging mit ihnen hinaus aufs Feld, oder an einen Bach, und dann erzählte er ihnen allerhand ſchöne empfindſame Hiſtorien, und wenn er ſich ausgeleert hatte, ſo mußten andere erzählen. Einsmals waren ihrer auch etliche zuſammen auf einer Wieſen, es fand ſich ein Knabe herzu, dieſer fieng an: Hört, Kinder! ich will euch was erzählen: „Neben „uns wohnt der alte **Frühling**, ihr wißt, wie „er daher geht, und ſo an ſeinem Steck zittert;

„er hat keine Zähne mehr, auch hört und ſieht „er nicht viel. Wenn er denn ſo da am Tiſch „ſaß und zitterte, ſo verſchüttete er immer vieles „auch floß ihm zuweilen etwas wieder aus „dem Mund. Das ekelte dann ſeinem Sohn „und ſeiner Schnur, und deswegen mußte der „alte Großvater endlich hinter dem Ofen im „Eck eſſen, ſie gaben ihm etwas in einem irdenen „Schüſſelchen, und noch dazu nicht einmal ſatt, „ich hab ihn wohl ſehen eſſen, er ſah ſo betrübt „nach dem Tiſch, und die Augen waren ihm „dann naß. Nun hat er ehgeſtern ſein irdenes „Schüſſelchen zerbrochen. Die junge Frau „keifte ſehr mit ihm, er ſagte aber nichts, ſondern „ſeufzte nur. Da kauften ſie ihm ein „hölzernes Schüſſelchen für ein paar Heller, „da mußte er geſtern Mittag zum erſtenmal „aus eſſen: wie ſie ſo da ſitzen, ſo ſchleppt der „kleine Knabe von viertehalb Jahr auf der Erden „kleine Bretchen zuſammen. Der junge „Frühling fragt: was machſt du da, Peter? „Ho! ſagte das Kind, ich mach ein Tröglein, „daraus ſollen Vater und Mutter eſſen, „wenn ich groß bin. Der junge Frühling „und ſeine Frau ſahen ſich eine Weile an, ſien-

„gen endlich an zu weinen, und hohlten alſofort den alten Großvater an den Tiſch, und ließen ihn mit eſſen.“

Die Kinder ſprungen in die Höhe, klatſchten in die Hände, lachten und riefen: das iſt recht artig; ſagte das der kleine **Peter**? ja, verſetzte der Knabe, ich hab dabey geſtanden, wie's geſchah. **Henrich Stilling** aber lachte nicht, er ſtund und ſah vor ſich nieder; die Geſchichte drung ihm durch Mark und Bein, bis ins Innerſte ſeiner Seelen; endlich fing er an: das ſollte meinem Großvater wiederfahren ſeyn! ich glaube, er wäre von ſeinem hölzernen Schüſſelchen aufgeſtanden, in die Ecke der Stuben gegangen, und dann hätte er ſich hingeſtellt und gerufen: Herr, ſtärke mich in dieſer Stunde, daß ich mich einſt räche an dieſen Philiſtern! dann hätte er ſich gegen den Eckpfoſten geſträubt, und das Haus eingeworfen. Sachte! ſachte! **Stilling**! redete ihm der größten Knaben einer ein, das wäre doch von deinem Großvater ein wenig zu arg geweſen. Du haſt recht! ſagte **Henrich**; aber denk! es iſt doch recht ſataniſch; wie oft hat wohl der alte **Frühling** ſeinen Jungen auf dem Schoos gehabt,

gehabt, und ihm die beſten Brocken in Mund geſteckt? es wär doch kein Wunder, wenn einmal ein feuriger Drache um Mitternacht, wenn das Viertel des Monds eben untergegangen iſt, ſich durch den Schornſtein eines ſolchen Hauſes hinunter ſchlengerte, und alles Eſſen vergiftete. Wie er eben auf den Drachen kam, iſt kein Wunder, denn er hatte ſelbſten vor kurzen Tagen des Abends, als er nach Haus ging, einen großen durch die Luft fliegen ſehen, und er glaubte vor die Zeit noch feſt, daß es einer von den oberſten Teufeln ſelbſt geweſen.

So verfloß die Zeit unter der Hand, und es war nun bald an dem, daß er die lateiniſche Schule nach und nach verlaſſen, und ſeinem Vater am Handwerk helfen mußte: doch dieſes war ſchweres Leiden für ihn: er lebte nur in den Büchern, und es dauchte ihn immer, man ließe ihm nicht Zeit genug zum Leſen: deswegen ſehnte er ſich unbeſchreiblich, einmal Schulmeiſter zu werden; dieſes war in ſeinen Augen die höchſte Ehrenſtelle, die er jemals zu erreichen glaubte. Der Gedanke, ein Paſtor zu werden, war zu weit jenſeits ſeiner Sphäre.

Wenn er ſich aber zuweilen hinauf ſchwung, ſich auf die Canzel dachte, und ſich dazu vorſtellte, wie ſelig es ſey, ein ganzes Leben unter Büchern hinzubringen, ſo erweiterte ſich ſein Herz, er wurde von Wonne durchdrungen, und dann fiel ihm wohl zuweilen ein: Gott hat mir dieſen Trieb nicht umſonſt angeſchaffen, ich will ruhig ſeyn, Er wird mich leiten, und ich will ihm folgen.

Dieſer Enthuſiaſmus verleitete ihn zuweilen, wenn ſeine Leute nicht zu Haus waren, eine luſtige Comödie zu ſpielen; er verſammlete ſo viel Kinder um ſich her, als er zuſammen treiben konnte, hing einen Weiberſchurz auf den Rücken, machte ſich einen Kragen von weißem Papier, trat alsdann auf einen Lehnſtuhl, ſo, daß er die Lehne vor ſich hatte, und dann fieng er mit einem Anſtand an zu predigen, der alle Zuhörer in Erſtaunen ſetzte. Dieſes that er oft, denn es war auch nur ſein einziges Kinderſpiel, das er jemalen mag getrieben haben.

Nun trug es ſich einsmalen zu, als er recht heftig declamirte, und ſeinen Zuhörern die Hölle heiß machte, daß Herr Paſtor Stollbein auf einmal in die Stube trat; er lächelte nicht oft, doch konnte ers jetzt nicht verbeißen; Henrich lachte aber nicht, ſondern er ſtund wie eine Bildſäule, blaß wie die Wand, und das Weinen war ihm näher als das Lachen; ſeine Zuhörer ſtellten ſich alle an die Wand und falteten die Hände. Henrich ſahe den Paſtor furchtſam an, ob er vielleicht den Rohrſtab aufheben möchte, um ihn zu ſchlagen; denn das war ſo ſeine Gewohnheit, wenn er die Kinder ſpielen ſah; doch er that's jetzt nicht, er ſagte nur: geh herunter, und ſtell dich dahin, wirf den närriſchen Anzug von dir! Henrich gehorchte gern; Stollbein fuhr fort:

„Ich glaub, du haſt wohl den Paſtor im „Kopf?“

Ich hab kein Geld, zu ſtudiren.

„Du ſollſt nicht Paſtor, ſondern Schul„meiſter werden!“

Das will ich gern, Herr Paſtor! aber wenn unſer Herr Gott nun haben wollte, daß ich Paſtor, oder ein anderer gelehrter Mann werden ſollte, muß ich dann ſagen: Nein, lieber Gott!“

Gott! ich will Schulmeiſter bleiben, der Herr Paſtor will's nicht haben?

„Halt's Maul, du Eſel! weißt du nicht,
„wen du vor dir haſt?“

Nun catechiſirte der Paſtor die Kinder alle, darinnen hatte er eine vortrefliche Gabe.

Bey nächſter Gelegenheit ſuchte Herr **Stollbein Wilhelmen** zu bereden, er möchte doch ſeinen Sohn ſtudiren laſſen, er verſprach ſogar, Vorſchub zu verſchaffen; allein dieſer Berg war zu hoch, er ließ ſich nicht erſteigen.

Henrich kämpfte indeſſen in ſeinem beſchwerlichen Zuſtand rechtſchaffen: ſeine Neigung zum Schulhalten war unausſprechlich; aber nur bloß aus dem Grund, um des Handwerks los zu werden, und ſich mit Büchern beſchäftigen zu können: denn er fühlte ſelbſt gar wohl, daß ihm die Unterrichtung anderer Kinder ewige Langeweile machen würde. Doch machte er ſich das Leben ſo erträglich, als es ihm möglich war. Die Mathematik nebſt alten Hiſtorien und Rittergeſchichten war ſein Fach; denn er hatte würklich den **Tobias Beutel** und **Bions** mathematiſche Werkſchule ziemlich im Kopf; beſonders ergötzte ihn die Sonnuhrkunſt

über

über die Maße; es ſahe comiſch aus, wie er ſich den Winkel, in welchem er ſaß und nähte, ſo nach ſeiner Phantaſie ausſtaffirt hatte; die Fenſterſcheiben waren voll Sonnenuhren, inwendig vor dem Fenſter ſtund ein viereckigter Klotz, in Geſtalt eines Würfels, mit Papier überzogen, und auf allen fünf Seiten mit Sonnenuhren bezeichnet, deren Zeiger abgebrochene Nähnadeln waren; oben unter der Stubendecke war gleichfalls eine Sonnenuhr, die von einem Stücklein Spiegel im Fenſter erleuchtet wurde; und ein aſtronomiſcher Ring von Fiſchbein hing an einem Faden vor dem Fenſter; dieſer mußte auch die Stelle der Taſchenuhr vertreten, wenn er ausging. Alle dieſe Uhren waren nicht allein gründlich und richtig gezeichnet, ſondern er verſtand auch ſchon dazumal die gemeine Geometrie, nebſt Rechnen und Schreiben aus dem Grund, ob er gleich nur ein Knabe von zwölf Jahren, und ein Lehrjunge im Schneiderhandwerk war.

Der junge Stilling fing auch nunmehr an, zu Herrn Stollbein in die Catechiſation zu gehen; das war ihm nun zwar eine Kleinigkeit; allein es hatte doch auch ſeine Beſchwerden; denn da der Paſtor immer ein Auge auf ihn hatte, ſo entdeckte er auch immer etwas an ihm, das ihm nicht gefiel; zum Beyſpiel: Wenn er in die Kirche, oder in die Catechiſationsſtube kam, ſo war er immer der Vorderſte, und hatte alſo auch immer den oberſten Stand; dieſes konnte nun der Paſtor gar nicht leiden, denn er liebte an andern Leuten die Demuth ungemein. Einsmals fuhr er ihn an, und ſagte:

„Warum biſt du immer der Vorderſte?“ er antwortete:

Wenns Lernen gilt, ſo bin ich nicht gern der Hinterſte.

„Ey, weiſt du, Schlingel, kein Mittel zwi„ſchen hinten und vornen?“

Stilling hätte gern noch ein Wörtchen dazu geſetzt, allein er furchte ſich, den Paſtor zu erzürnen. Herr Stollbein ſpazierte die Stube ab, und indem er wiederum herauf kam, ſagte

er

er lächelnd: „Stilling, was heißt das zu deutſch: medium tenuere beati?“

Das heißt: die Seeligen haben den Mittelweg gehalten; doch deucht mir, man könnte auch ſagen: plerique medium tenentes ſunt damnati. (Die mehreſten Leute ſind verdammt, die das Mittel gehalten haben, das iſt: Die weder kalt noch warm ſind). Herr Stollbein ſtutzte, ſah ihn an, und ſagte: Junge! ich ſage dir, du ſollſt das Recht haben, voran zu ſtehen, du haſt vortreflich geantwortet. Doch nun ſtund er nie wieder vornen, damit ihm die andre Kinder nicht bös werden möchten. Ich weiß nicht, ob es Feigherzigkeit, oder ob es Demuth war. Nun fragte ihn Herr Stollbein wieder: Warum gehſt du nicht an deinen Ort? Er antwortete: Wer ſich ſelbſt erniedriget, der ſoll erhöhet werden. Schweig! erwiederte der Paſtor, du biſt ein vorwitziger Burſche. Dieſes ging nun ſo einen Gang fort, bis im Jahr 1755 auf Oſtern, da Henrich Stilling vierzehn und ein halb Jahr alt war; vierzehn Tage vor dieſer Zeit ließ ihn Herr Paſtor Stollbein allein vor ſich kommen, und ſagte zu ihm: Hör, Stilling, ich wollte gern einen braven Kerl aus dir machen, du mußt aber hübſch fromm, und mir, deinem Vorgeſetzten, gehorſam ſeyn; auf Oſtern will ich dich, mit noch andern, die älter ſind, als du, zum heiligen Abendmahl einſegnen, und dann will ich ſehen, ob ich dich nicht zum Schulmeiſter machen kann. **Stillingen** hüpfte das Herz für Freuden, er dankte dem Paſtor, und verſprach, alles zu thun, was er haben wollte. Das gefiel dem alten Manne von Herzen, er ließ ihn im Frieden gehen, und hielte ſein Wort treulich, denn auf Oſtern gieng er zum Nachtmahl, und alſofort wurde er zum Schulmeiſter nach **Zellberg** beſtimmt, welches Amt er den erſten May antreten mußte. Die **Zellberger** verlangten auch mit Schmerzen nach ihm, denn ſein Ruhm war weit und breit erſchollen. Die Wonne läßt ſich nicht ausſprechen, welche der junge **Stilling** hierüber empfand, er konnte kaum den Tag erwarten, der zum Antritt ſeines Amts beſtimmt war.

Zellberg liegt eben hinter der Spitze des **Gillers**, man geht von **Tiefenbach** gerade den Wald hinauf; ſo bald man auf die Höhe kommt, hat man vor ſich ein großes ebenes Feld, nahe zur rechten Seiten den Wald, deſſen hundertjahrige Eichen und Maybuchen in gerader Linie gegen Oſten zu, wie eine Preußiſche Wachtparade, hingepflanzt ſtehen, und den Himmel zu tragen ſcheinen; faſt oſtwärts, am Ende des Waldes, erhebt ſich ein buſchigter Hügel, auf dem Höchſten, oder auch der Hänsgesberg genannt; dieſes iſt der höchſte Gipfel von ganz Weſtphalen. Von Tiefenbach bis dahin hat man drey Viertelſtund beſtändig gerad und ſteil auf zu ſteigen. Linker Hand liegt eine herrliche Flur, die ſich gegen Norden in einen Hügel von Saatland erhebt, dieſer heißt: auf der Antonius-Kirche. Vermuthlich hat in alten Zeiten eine Capelle da geſtanden, die dieſem Heiligen gewidmet geweſen. Vor dieſem Hügel, ſüdwärts, liegt ein ſchöner herrſchaftlicher Meyerhof, der von Pachtern bewohnt wird. Nordoſtwärts ſenkt ſich die Fläche in eine vortrefliche Wieſe, die ſich zwiſchen buſchigten Hügeln herumdrängt; zwiſchen dieſer Wieſe und dem Höchſten geht durchs Gebüſche ein grüner Raſenweg vom Feld aus, längs die Seite des Hügels fort, bis er ſich endlich im feierlichen Dunkel dem

Auge entzieht, es iſt ein bloßer Holzweg, und von der Natur und dem Zufall ſo entſtanden. Sobald man über den höchſten Hügel hin iſt, ſo kommt man an das Dorf Zellberg; dieſes liegt alſo an der Oſtſeite des Gillers, da, wo in einer Wieſen ein Bach entſpringt, der endlich zum Fluß wird, und nicht weit von Caſſel in die Weſer fällt. Die Lage dieſes Orts iſt bezaubernd ſchön, beſonders im ſpätern Frühling, im Sommer und im Anfange des Herbſts; der Winter aber iſt daſelbſt fürchterlich. Das Geheul des Sturms, und der Schwall von Schnee, welcher, vom Wind getrieben, hinſtürzt, verwandelt dieſes Paradies in eine Norwegiſche Landſchaft. Dieſer Ort war alſo der erſte, wo Henrich Stilling die Probe ſeiner Fähigkeiten ablegen ſollte.

Auf den kleinen Dörfern in dieſen Gegenden wird vom erſten May bis auf Martini, und alſo den Sommer durch, wöchentlich nur zween Tage, nemlich Freytags und Samſtags, Schul gehalten; und ſo wars auch zu Zellberg. Stilling ging Freytags Morgens mit Sonnen-Aufgang hin, und kam des Sonntags Abends wieder. Dieſer Gang hatte für ihn etwas unbeſchreibliches; — beſonders wenn er des Morgens vor Sonnen-Aufgang auf der Höhe aufs Feld kam, und die Sonne dort aus der Ferne, zwiſchen den buſchigten Hügeln aufſtieg; vor ihr her ſäuſelte ein Windchen, und ſpielte mit ſeinen Locken; dann ſchmolz ſein Herz, er weinte oft, und wünſchte Engel zu ſehen, wie Jacob zu Mahanaim. Wenn er nun da ſtund, und in Wonnegefühl zerſchmolz, ſo drehte er ſich um, ſahe Tiefenbach unten im nächtlichen Nebel liegen. Zur Linken ſenkte ſich ein großer Berg, der Hitzige Stein genannt, vom Giller herunter, zur Rechten vorwärts lagen ganz nahe die Ruinen des Geiſenberger Schloſſes. Da traten dann alle Scenen, die da zwiſchen ſeinem Vater und ſeiner ſeligen Mutter, zwiſchen ſeinem Vater und ihm, vorgegangen waren, als ſo viele vom herrlichſten Licht erleuchtete Bilder vor die Seele, er ſtund wie ein Trunkener, und überließ ſich ganz der Empfindung. Dann ſchaute er in die Ferne; zwölf Meilen ſüdwärts lag der Taunus oder Feldberg nahe bey Frankfurth, acht bis neun Meilen weſtwärts lagen vor ihm die ſieben Berge am Rhein, und ſo fort eine unzählbare Menge weniger berühmter Gebirge! aber nordweſtlich lag ein hoher Berg, der mit ſeiner Spitze dem **Giller** faſt gleich kam: dieſer verdeckte **Stillingen** die Ausſicht über die Schaubühne ſeiner künftigen großen Schickſale.

Hier war der Ort, wo **Henrich** eine Stunde lang verweilen konnte, ohne ſich ſelbſt recht bewußt zu ſeyn; ſein ganzer Geiſt war Gebeth, inniger Friede, und Liebe gegen den Allmächtigen, der das alles gemacht hatte.

Zuweilen wünſchte er auch wohl ein Fürſt zu ſeyn, um eine Stadt auf dieſes Gefilde bauen zu können; alſofort ſtund ſie ſchon da vor ſeiner Einbildung; auf der **Antonius-Kirche** hatte er ſeine Reſidenz, auf dem **Höchſten** ſah er das Schloß der Stadt, ſo wie **Montalban** in den Holzſchnitten im Buch von der ſchönen **Meluſine**; dieſes Schloß ſollte **Henrichsburg** heißen, wegen des Namens der Stadt ſtund er noch immer im Zweifel, doch war ihm der Name **Stillingen** der ſchönſte. Unter dieſen Vorſtellungen ſtieg er auf vom Fürſten zum Könige, und wenn er Aufs **Höchſte** gekommen war, ſo ſah er **Zellberg** vor ſich liegen, und war nichts weiter, als zeitiger Schulmeiſter daſelbſt, und ſo wars ihm dann auch recht, denn er hatte Zeit zu leſen.

An dieſem Ort wohnte ein Jäger, Namens **Krüger**, ein redlicher braver Mann; dieſer hatte zween junge Knaben, aus denen er gern etwas rechts gemacht hätte. Er hatte den alten **Stilling** herzlich geliebt, und ſo liebte er auch ſeine Kinder. Dieſem war es Seelenfreude, den jungen **Stilling** als Schulmeiſter in ſeinem Dorf zu ſehen. Daher entſchloß er ſich, denſelben bey ſich ins Haus zu nehmen. **Henrichen** war dieſes eben recht, ſein Vater machte alle Kleider für den Jäger und ſeine Leute, und deswegen war er daſelbſt am mehreſten bekannt; überdem wußte er, daß Krüger viel rare Bücher hatte, die er recht zu nutzen gedachte. Er quartirte ſich daſelbſt ein; und das erſte, was er vornahm, war die Unterſuchung der Krügeriſchen Bibliothek; er ſchlug einen alten Folianten auf, und fand eine Ueberſetzung Homers in deutſche Verſe; er hüpfte für Freuden, küßte das Buch, drückte es an ſeine Bruſt, bat ſichs aus, und nahm es mit in die Schule; wo ers in der Schublade unter dem Tiſch ſorgfältig verſchloß, und ſo oft darinnen laſe, als es ihm nur möglich war. Auf der lateiniſchen Schule hatte er den **Virgilius** erklärt, und bey der Gelegenheit ſo viel vom **Homer** gehört, daß er vorher Schätze darum gegeben hätte, um ihn nur einmal leſen zu können; nun bot ſich ihm hier die Gelegenheit von ſelbſt dar, und er nutzte ſie auch rechtſchaffen.

Schwerlich iſt die **Ilias** ſeit der Zeit, daß ſie in der Welt geweſen, mit mehrerem Entzücken und Empfindung geleſen worden. **Hector** war ſein Mann, **Achill** aber nicht, **Agamemnon** noch weniger; mit einem Wort: er hielt es durchgehends mit den **Trojanern**, ob er gleich den **Paris** mit ſeiner **Helenen** kaum des Andenkens würdigte; beſonders weil er immer zu Haus blieb, da er doch die Urſache des Kriegs war. Das iſt doch ein unerträglicher ſchlechter Kerl! dachte er oft bey ſich ſelber. Niemand dauerte ihn mehr als der alte **Priam.** Die Bilder und Schilderungen des **Homers** waren ſo ſehr nach ſeinem Geſchmack, daß er ſich nicht enthalten konnte, laut zu jauchzen, wenn er ein ſo recht lebhaftes fand, das der Sache angemeſſen war; damals wär die rechte Zeit geweſen, den Oſſian zu leſen.

Dieſe hohe Empfindung hatte aber auch noch Nebenurſachen: die ganze Gegend trug dazu bey. Man denke ſich einen bis zur höchſten Stufe des Enthuſiasmus empfindſamen Geiſt, deſſen Geſchmack natürlich, und noch nach keiner Mode geſtimmt war, ſondern der nichts als wahre Natur empfunden, geſehen und ſtudirt hatte, der ohne Sorge und Gram höchſt zufrieden mit ſeinem Zuſtand lebte, und allem Vergnügen offen ſtunde; ein ſolcher Geiſt ließ den Homer in der ſchönſten und natürlichſten Gegend von der Welt, und zwar des Morgens in der Frühſtunde. Man ſtelle ſich die Lage dieſes Orts vor; er ſaß auf der Schule an zweyen Fenſtern, die nach Oſten gekehret waren: dieſe Schule ſtand an der Mittagsſeite, am Abhang des höchſten Hügels, um dieſelbe her waren alte Birken mit ſchneeweißen Stämmen auf einem grünen Raſen gepflanzt, deren dunkelgrüne Blätter beſtändig fort im ewigen Winde liſperten. Gegen Sonnenaufgang war ein prächtiges Wieſenthal, das ſich an buſchigte Hügel und Gebirge anſchloß. Gegen Mittag lag, etwas niedriger, das Dorf, hinter demſelben eine Wieſe, und dann ſtieg unvermerkt eine Flur von Feldern auf, die ein Wald begränzte. Gegen Abend in der Nähe war der hohe Giller mit ſeinen tauſend Eichen. Hier las Stilling den Homer im May und Junius, wenn ohne das die ganze halbe Welt ſchön iſt, und in der Kraft ihres Erhalters jauchzet.

Ueber das alles waren auch ſeine Bauern gute natürliche Leute, die beſtändig mit alten Sagen und Erzählungen ſchwanger gingen, und bey jeder Gelegenheit damit herauskramten; dadurch wurde der Schulmeiſter vollends recht mit ſeinem Element genährt, und zu Empfindungen aufgelegt. Er ging einsmals hinter der Schule den höchſten Gipfel hinauf ſpaziren, oben auf der Spitze traf er einen alten Bauer aus ſeinem Dorf, der Holz ſammelte, ſo bald dieſer den Schulmeiſter kommen ſahe, hörte er auf zu arbeiten, und ſagte:

„Es iſt gut, Schulmeiſter, daß du kommſt, „ich bin doch müde, nun hör, was ich dir ſagen „will; ich denke ſo eben dran. Ich und dein „Großvater haben vor dreißig Jahren einmal

„hier

„hier Kohlen gebrennt, da hatten wir viel
„Freude! wir kamen immer bey einander, aßen
„und trunken zuſammen, und redeten dann
„immer von alten Geſchichten. Du ſiehſt hier
„rund umher, ſo weit dein Auge trägt, keinen
„Berg, oder wir beſannen uns auf ſeinen Namen,
„und den Ort, wo er am nächſten liegt,
„das war uns dann nun ſo recht eine Luſt,
„wenn wir da ſo lagen, und uns Geſchichten
„erzählten, und zugleich den Ort zeigen konnten,
„wo ſie geſchehen waren.“ Nun hielte
der Bauer die linke Hand über die Augen, und
mit der rechten wies er gegen Abend und
Nordweſt hin, und ſagte: „Da etwas niederwärts
„ſiehſt du das Geiſenberger Schloß,
„gerad hinter demſelben, dort weit weg, iſt
„ein hoher Berg mit dreyen Köpfen, der mittelſte
„heißt noch der Kindelsberg, da ſtand
„vor uralten Zeiten ein Schloß, das auch ſo
„hieß; da wohnten Ritter drauf, das waren
„ſehr gottloſe Leute. Da zur Rechten hatten
„ſie, an dem Kopf, ein ſehr ſchönes Silber-Bergwerk,
„wovon ſie ſtockreich wurden. Nu,
„was geſchah! Der Uebermuth ging ſo weit,
„daß ſie ſich ſilberne Kegel machten; wenn ſie

„ſpielten, ſo wurfen ſie dieſe Kegel mit ſilbernen Klötzen; dann bucken ſie große Kuchen von Semmelmehl, wie Kutſchenräder, machten mitten Löcher darein, und ſteckten ſie an die Achſen; das war nun eine himmelſchreyende Sünde, denn wie viele Menſchen haben kein Brod zu eſſen. Unſer Herr Gott ward es auch endlich müde; denn es kam des Abends ſpät ein weißes Männchen ins Schloß, der ſagte ihnen an, daß ſie alle binnen drey Tagen ſterben müßten, und zum Wahrzeichen gab er ihnen, daß dieſe Nacht eine Kuh zwey Lämmer werfen würde. Das geſchah auch, aber niemand kehrte ſich dran, als der jüngſte Sohn, der Ritter Sigmund hieß, und eine Tochter, die eine gar ſchöne Jungfrau war. Dieſe beteten Tag und Nacht. Die andern ſturben an der Peſt, und dieſe beyde blieben am Leben. Nun war aber hier auf dem Geiſenberg auch ein junger kühner Ritter, der ritte beſtändig ein großes ſchwarzes Pferd, deswegen hieß man ihn auch nicht anders, als den Ritter mit dem ſchwarzen Pferd. Er war ein gottloſer Menſch, der immer raubet und mordete. Dieſer Ritter gewann

„die ſchöne Jungfrau auf dem Kindelsberg „lieb, und wollte ſie abſolut haben, aber es „nahm ein ſchlechtes Ende. Ich kann noch „ein altes Lied von der Geſchichte.“

Der Schulmeiſter ſagte: ich bitt' euch, Kraft, (ſo hieß der Bauer) ſagt mir doch das Lied vor! Kraft antwortete: das will ich gern thun, ich will dirs wohl ſingen. Er fieng an:

*

Zu Kindelsberg auf dem hohen Schloß,
Steht eine alte Linde :,:
Von vielen Aeſten kraus und groß,
Sie sauſt im kühligen Winde :,:

*

Da ſteht ein Stein, iſt breit, iſt groß,
Gar nah an dieſer Linde :,:
Iſt grau und rauh von altem Moos,
Steht feſt im kühligen Winde :,:

*

Da ſchläft eine Jungfrau den traurigen Schlaf,
Die treu war ihrem Ritter :,:
Das war von der Mark ein edler Graf,
Ihr wurde das Leben bitter :,:

Er

*

Er war mit dem Bruder ins weite Land
Zur Ritter-Fehde gegangen :,:
Er gab der Jungfrau die eiſerne Hand,
Sie weinte mit Verlangen :,:

*

Die Zeit die war nun lang vorbey,
Der Graf kam noch nicht wieder :,:
Mit Sorg und Thränen mancherley,
Saß ſie bey der Linde nieder :,:

*

Da kam der junge Rittersmann
Auf ſeinem ſchwarzen Pferde :,:
Der ſprach die Jungfrau freundlich an,
Ihr Herz er ſtolz begehre :,:

*

Die Jungfrau ſprach: du kannſt mich nie
Zu deinem Weiblein haben :,:
Wenns dürr iſt das grüne Lindlein hie,
Dann will ich dein Herze laben :,:

*

Die Linde war noch jung und ſchlank,
Der Ritter ſucht im Lande :,:
Ein' dürre Linde ſo groß, ſo lang,
Bis er ſie endlich fande :,:

*

Er ging wohl in dem Mondenſchein
Grub aus die grüne Linde :,:
Und ſezt die dürre Lindlein,
Belegt's mit Raſen geſchwinde :,:

*

Die Jungfrau ſtand des Morgens auf,
Am Fenſter war's ſo lichte :,:
Des Lindleins Schatten ſpielte nicht drauf,
Schwarz ward's ihr vor dem Geſichte :,:

*

Die Jungfrau lief zur Linde hin,
Sezt' ſich mit Weinen nieder :,:
Der Ritter kam mit ſtolzem Sinn,
Begehrt' ihr Herze wieder :,:

*

Die Jungfrau ſprach in großer Noth:
Ich kann dich nimmer lieben! :,:
Der ſtolze Ritter ſtach ſie todt,
Das thät den Graf betrüben :,:

*

Der Graf kam noch denſelben Tag,
Er ſah mit traur'gem Muthe :,:
Wie da bey dürrer Linde lag
Die Jungfrau in rothem Blute :,:

*

Er machte da ein tiefes Grab,
Der Braut zum Ruhebette :,:
Und ſucht' eine Linde Berg auf und ab,
Die ſetzt' er an die Stätte :,:

*

Und einen großen Stein dazu,
Der ſteht noch in dem Winde :,:
Da ſchläft die Jungfrau in guter Ruh,
Im Schatten der grünen Linde :,:

*

Stilling lauſchte ſtill, er durfte kaum Odem holen, die ſchöne Stimme des alten Krafts, die rührende Melodie und die Geſchichte ſelber würkten dergeſtalt auf ihn, daß ihm das Herz pochte, er beſuchte den alten Bauer oft, der ihm dann das Lied ſo oft vorſang, bis ers auswendig konnte. Nun ſenkte ſich die Sonne hinter den fernen blauen Berg; Kraft und der Schulmeiſter giengen den Hügel herab, die braunen und ſcheckigten Kühe graſten in der Trift, ihre heiſere Schellen klangen wiederhallend hin und her. Die Knaben liefen in den Höfen herum, und theilten ihr But-

Butterbrod und Käſe zuſammen; die Hausmütter machten den Stall zurecht, und die Hüner flatſchten eins nach dem andern hinauf zu ihrem Loch; noch einmal drehte ſich der orangegelbe und rothbraune Hahn auf ſeinem Pfahl vor dem Loch herum, und krähte ſeinen Nachbarn gute Nacht; durch den Wald herab ſprachen die Kohlbrenner, die Querſäcke auf den Nacken, und freuten ſich der nahen Ruhe.

Henrich Stillings Schulmethode war ſeltſam, und ſo eingerichtet, daß er wenig oder nichts dabey verlor. Des Morgens, ſobald die Kinder in die Schule kamen, und alle beyſammen waren, ſo betete er mit ihnen, und catechiſirte ſie in den erſten Grundſätzen des Chriſtenthums nach eigenem Gutdünken ohne Buch; dann ließ er einen jeden ein Stück leſen, wenn das vorbey war, ſo ermunterte er die Kinder, den Catechiſmus zu lernen, indem er ihnen verſprach, ſchöne Hiſtorien zu erzählen, wenn ſie ihre Aufgabe recht gut auswendig können würden; während der Zeit ſchrieb er ihnen vor, was ſie nachſchreiben ſollten, ließ ſie noch einmal alle leſen, und denn kam's zum Erzählen, wobey vor und nach alles erſchöpft wurde, was er jemals in der Bibel, im Kaiſer Octavianus, der ſchönen Magelone und andern mehr geleſen hatte; auch die Zerſtörung der königlichen Stadt Troja wurde mit vorgenommen. So war es auf ſeiner Schule Sitte und Gebrauch von einem Tag zum andern. Es läßt ſich nicht ausſprechen, mit welchem Eifer die Kinder lernten, um nur früh ans Erzählen zu kommen; waren ſie aber muthwillig, oder nicht fleißig geweſen, ſo erzählte der Schulmeiſter nicht, ſondern laſe ſelbſten.

Niemand verlor bey dieſer ſeltſamen Manier zu unterweiſen, als die A b c-Schüler, und die am Buchſtabiren waren; dieſer Theil des Schulamts war **Stilling** viel zu langweilig. Des Sonntags Morgens verſammleten ſich die Schulkinder um ihren angenehmen Lehrer, und ſo wanderte er mit ſeinem Gefolge unter den ſchönſten Erzählungen nach **Florenburg** in die Kirche, und nach der Predigt in eben der Ordnung wieder nach Haus.

Die **Zellberger** waren indeſſen mit **Stilling** recht gut zufrieden, ſie ſahen, daß ihre Kinder lernten, ohne viel gezüchtiget zu werden; verſchiedene hatten ſogar ihre Freude an all den ſchönen Geſchichten, welche ihnen ihre Kinder zu erzählen wußten. Beſonders liebte ihn Krüger aus der maßen, denn er konnte vieles mit ihm aus dem Paralacelſus reden, (ſo ſprach der Jäger das Wort Paracelſus aus); er hatte eine alte teutſche Ueberſetzung ſeiner Schriften, und da er ein ſclaviſcher Verehrer aller der Männer war, von denen er glaubte, daß ſie den Stein Lapis gehabt hätten, ſo waren ihm Jacob Böhms, Graf Bernhards, und des Paracelſus Schriften, große Heiligthümer. Stilling ſelber fand Geſchmack darinnen, nicht bloß wegen des Steins der Weiſen, ſondern weilen er ganz hohe und herrliche Begriffe, beſonders im Böhm. zu finden glaubte: wenn ſie das Wort: Rad der ewigen Eſſenzien, oder auch ſchielender Blitz, und andre mehr ausſprachen, ſo empfunden ſie eine ganz beſondere Erhebung des Gemüths. Ganze Stunden lang forſchten ſie in magiſchen Figuren, bis ſie manchmal Anfang und Ende verloren, und meynten, die vor ihnen liegende Zauberbilder lebten und bewegten ſich; das war dann ſo rechte Seelenfreude, im Taumel groteske Ideen zu haben, und lebhaft zu empfinden.

Allein dieſes paradieſiſche Leben war von kurzer Dauer. Herr Paſtor **Stollbein** und Herr Förſter **Krüger** waren Todfeinde. Dieſes kam daher: **Stollbein** war ein unumſchränkter Monarch in ſeinem Kirchſpiel; ſein geheimes Raths-Collegium, ich meyne das Conſiſtorium, beſtund aus lauter Männern, die er ſelber angeordnet hatte, und von denen er voraus wußte, daß ſie einfältig gnug waren, immer Ja zu ſagen. Vater **Stilling** war der letzte geweſen, der noch vom vorigen Prediger beſtellet worden; daher fand er nirgends Widerſtand. Er erklärte Krieg und ſchloß Frieden, ohne jemand zu Rath zu ziehen, alles fürchtete ihn, und zitterte in ſeiner Gegenwart. Doch kann ich nicht ſagen, daß das gemeine Weſen unter ſeiner Regierung ſonderlich gelitten hätte, er hatte bey ſeinen Fehlern eine Menge guter Eigenſchaften. Nur **Krüger** und einige der Vornehmſten zu **Florenburg** haßten ihn ſo ſehr, daß ſie faſt gar nicht in die Kirche gingen, vielweniger bey ihm communicirten. **Krüger** ſagte öffentlich: er ſey vom

böſen

böſen Geiſt beſeſſen; und daher that er immer gerade das Gegentheil von dem, was der Paſtor gern ſahe

Nachdem Stilling einige Wochen zu Zellberg geweſen war, ſo beſchloß Herr Stollbein, ſeinen neuen Schulmeiſter daſelbſt einmal zu beſuchen; er kam des Vormittags um neun Uhr in die Schule; zum Glück war Stilling weder am Erzählen noch Leſen. Er wußte aber ſchon, daß er bey Krügern im Hauſe war, daher ſah er ganz mürriſch aus, ſchaute umher, und fragte: Was macht ihr mit den Schieferſteinen auf der Schul? — (Stilling hielte des Abends eine Rechenſtunde mit den Kindern). Der Schulmeiſter antwortete: Darauf rechnen die Kinder des Abends. Der Paſtor fuhr fort:

„Das kann ich wohl denken, aber wer heißt „euch das?“

Henrich wußte nicht, was er ſagen ſollte, er ſah dem Paſtor ins Geſicht, und verwunderte ſich, endlich erwiederte er lächelnd: Der mich geheißen hat, die Kinder Leſen, Schreiben und den Catechiſmus zu lehren, der hat mich auch geheißen, ſie im Rechnen zu unterrichten.

„Ihr .... ich hätte bald was geſagt!
„lehrt ſie erſt einmal das Nöthigſte, und wenn
„ſie das können, ſo lehrt ſie auch rechnen.“

Nun fing es an, Stillingen weich ums Herz zu werden. Das iſt ſo ſeiner Natur gemäß, anſtatt daß andre Leute bös und launigt werden, ſchießen ihm die Thränen in die Augen und die Backen herunter; es giebt aber auch einen Fall, in welchem er recht zornig werden kann: Wenn man ihn, oder auch ſonſten eine ernſte und empfindſame Sache ſatyriſch behandelt. Gott! verſetzte er, wie ſoll ichs doch machen? Die wollen haben, ich ſoll die Kinder rechnen lehren, und der Herr Paſtor will's nicht haben! Wem ſoll ich nun folgen?

„Ich hab' in Schulſachen zu befehlen, ſagte **Stollbein**, „und eure Bauern nicht!“ und damit ging er zur Thür hinaus.

Stilling befahl alſofort, alle Schieferſteine herab zu nehmen, und auf einen Haufen hinter dem Ofen unter die Bank zu legen; das wurde befolgt, doch ſchrieb ein jeder ſeinen Namen mit dem Griffel auf den ſeinigen.

Nach der Schule ging er zu dem Kirchen-Aelteſten, erzählte ihm den Vorfall, und fragte

ihn

ihn um Rath. Der Mann lächelte und ſagte: Der Paſtor wird ſo ſeine böſe Laune gehabt haben, legt ihr die Steine zurück, daß er ſie nicht ſieht, wenn er wieder kommen ſollte; fahrt ihr aber fort, die Kinder müſſen doch rechnen lernen! Er erzählte es auch Krügern, dieſer glaubte, der Teufel habe ihn beſeſſen, und nach ſeiner Meynung ſollten nun auch die Mädchen ſich Schieferſteine anſchaffen, und das Rechnen lernen, ſeine Kinder wenigſtens ſollten es nun zuerſt vornehmen. Und das geſchah auch, Stilling mußte den größten Knaben ſogar in der Geometrie unterrichten.

So ſtunden die Sachen den Sommer über, aber niemand vermuthete, was den Herbſt geſchah. Vierzehn Tage vor Martini kam der Aelteſte in die Schule, und kündigte Stilling im Namen des Paſtors an, auf Martini die Schule zu verlaſſen, und zu ſeinem Vater zurück zu kehren. Dieſes war dem Schulmeiſter und den Schülern ein Donnerſchlag, ſie weinten allzuſammen. Krüger und die übrigen Zellberger wurden faſt raſend, ſie ſtampften mit den Füßen und ſchwuren: der Paſtor ſollte ihnen ihren Schulmeiſter nicht nehmen.

Allein Wilhelm Stilling, wie ſehr er ſich auch ärgerte, fand doch rathſamer, ſeinen Sohn bey ſich zu nehmen, um ihn an ſeinem fernern Glück nicht zu hindern. Des Sonntags Nachmittags vor Martini ſtopfte der gute Schulmeiſter ſein Bißgen Kleider und Bücher in einen Sack, hieng ihn auf den Rücken, und wanderte aus Zellberg das Höchſte hinauf, ſeine Schüler gingen truppweiſe hinten nach und weinten, er ſelbſten vergoß tauſend Thränen, und beweinte die ſüße Zeiten, die er zu Zellberg zugebracht hatte. Der ganze weſtliche Himmel ſah ihm traurig aus, die Sonne verkroch ſich hinter ein ſchwarzes Wolkengebirge, und er wanderte im Dunkel des Waldes den Giller hinunter.

Des Montags Morgens ſetzte ihn ſein Vater wieder in ſeinen alten Winkel an die Nähnadel. Das Schneiderhandwerk war ihm nun doppelt verdrießlich, nachdem er die Süßigkeit des Schulhaltens geſchmeckt hatte. Das einzige, was ihm noch übrig bliebe, war, daß er ſeine alte Sonnenuhren wiederum in Ordnung brachte, und ſeiner Großmutter die Herrlichkeit des Homers erzählte, die ſich dann auch alles wohl gefallen ließ, und wohl gar Geſchmack daran hatte, nicht ſo ſehr aus eignem Naturtrieb, ſondern weilen ſie ſich erinnerte, daß ihr ſeeliger **Eberhard** ein großer Liebhaber von dergleichen Sachen geweſen war.

Henrich Stillings Leiden ſtürmten nun mit voller Kraft auf ihn zu, er glaubte feſt, er ſey nicht zum Schneiderhandwerk gebohren, und er ſchämte ſich von Herzen, ſo da zu ſitzen, und zu nähen; wenn daher jemand Anſehnliches in die Stube kam, ſo wurde er roth im Geſicht.

Einige Wochen hernach begegnete dem Ohm **Simon** Herr Paſtor **Stollbein** im Fuhrweg; als er den Paſtor von Ferne her reiten ſahe, arbeitete er ſich über Hals und Kopf mit dem Ochſen und ſeiner Karre aus dem Wege auf das Feld, ſtellte ſich mit dem Hut in der Hand neben den Ochſen hin, bis Herr **Stollbein** herzukam.

„Nun, was macht euers Schwagers Sohn?“

Er ſitzt am Tiſch und näht!

„Das iſt recht! ſo will ich's haben!“

Stollbein ritte fort, und **Simon** fuhr ſeiner Wege nach Haus. Alſofort erzählte er **Wilhelmen**, was der Paſtor geſagt hatte; **Henrich** hörte es mit größtem Herzeleid; ermunterte ſich aber wieder, als er ſahe, wie ſein Vater mit aufgebrachtem Gemüth das Nähzeug von ſich warf, aufſprang, und mit Heftigkeit ſagte: und ich will haben, er ſoll Schul halten, ſobald ſich Gelegenheit dazu äußert! Simon verſetzte, ich hätt' ihn zu Zellberg gelaſſen, der Paſtor wird doch noch zu bezwingen ſeyn. Das hätte wohl geſchehen können, antwortete Wilhelm, aber man hat ihn hernach doch immer auf den Hals, und wird ſeines Lebens nicht froh. Leiden iſt beſſer als Streiten. Meinetwegen, fuhr Simon fort, ich ſchier mich nichts um ihn, er ſollte mir nur einmal zu nahe kommen! Wilhelm ſchwieg, und dachte: das läßt ſich in der Stube hinterm Ofen gut ſagen.

Die mühſelige Zeit des Handwerks dauerte vorjetzo nicht lange, denn vierzehn Tage vor Weihnachten kam ein Brief von Dorlingen aus der Weſtphäliſchen Grafſchaft Mark in Stillings Hauſe an. Es wohnte daſelbſt ein reicher Mann, Namens Steifmann, welcher den jungen Stilling zum Haus-Informator verlangte. Die Bedinge waren: daß Herr Steifmann von Neujahr an bis nächſte Oſtern Unterweiſung für ſeine Kinder verlangte; dafür gab er Stillingen Koſt und Trank, Feuer

und

und Licht; fünf Reichsthaler Lohn bekam er auch, allein dafür mußte er von den benachbarten Bauern ſo viel Kinder in die Lehre nehmen, als ſie ihm ſchicken würden, das Schulgeld davon zog **Steifmann**; auf die Weiſe hatte er die Schule faſt umſonſt.

Die alte **Margrethe**, **Wilhelm**, **Eliſabeth**, **Mariechen** und **Henrich**, berathſchlagten ſich hierauf über dieſen Brief. **Margarethe** fing nach einiger Ueberlegung an: **Wilhelm**, behalt den Jungen bey dir! denk einmal! ein Kind ſo weit in die Fremde zu ſchicken, iſt kein Spas, es giebt wohl hier in der Nähe Gelegenheit vor ihn. Das iſt auch wahr! ſagte **Mariechen**, mein Bruder **Johann** ſagt oft: daß die Bauern daherum ſo grobe Leute wären, wer weiß, was ſie mit dem guten Jungen anfangen werden, behalt ihn hier, **Wilhelm**! **Eliſabeth** gab auch ihre Stimme; ſie hielte aber dafür, daß es beſſer ſey, wenn ſich **Henrich** etwas in der Welt verſuchte; wenn ſie zu befehlen hätte, ſo müßte er ziehen. **Wilhelm** ſchloß endlich, ohne zu ſagen warum; wenn **Henrich** Luſt zu gehen hätte, ſo wär' er es wohl zufrieden. Ja wohl

ein

bin ich's zufrieden! fiel er ein, ich wollte, daß ich ſchon da wär! Margrethe und Mariechen wurden traurig, und ſchwiegen ſtill. Der Brief wurde alſo von Wilhelmen beantwortet, und alles eingewilligt.

Dorlingen lag ganzer neun Stunden von Tiefenbach ab. Vielleicht war ſeit hundert Jahren niemand aus der Stillingſchen Familie ſo weit fort gewandert, und ſo lang abweſend geweſen. Einige Tage vor Henrichs Abreiſe trauerten und weinten alle, nur er ſelber war innig froh. Wilhelm verbarg ſeinen Kummer ſo viel er konnte. Margrethe und Mariechen empfanden zu ſehr, daß er Stilling war, deswegen weinten ſie am meiſten; welches in den blinden Staar Augen der alten Großmutter erbärmlich ausſahe.

Der letzte Morgen kam, alles verſank in Wehmuth. Wilhelm ſtellte ſich hart gegen ihn; allein der Abſchied machte ihn nur deſto weicher. Henrich vergoß auch viele Thränen, aber er lief, und wiſchte ſie ab. Zu Lichthauſen kehrte er bey ſeinem Ohm, Johann Stilling, ein, der ihm viel ſchöne Lehren gab. Nun kamen die Fuhrleute, die ihn mitnehmen

ſollten,

ſollten, und Henrich reiſte freudig mit ihnen fort.

Die Gegenden, welche er in dieſer Jahrszeit durch zu reiſen hatte, ſahen recht melancholiſch aus. Sie machten Eindrücke auf ihn, die ihn in eine gewiſſe Niedergeſchlagenheit verſetzten. Wenn Dorlingen in einer ſolchen Gegend liegt, dachte er immer, ſo wird mirs doch da nicht gefallen. Die Fuhrleute, mit denen er reiſte, waren von daher zu Haus; er merkte oft, wie ſie zuſammen hinter ihm hergiengen, und über ihn ſpotteten, denn weilen er nichts mit ihnen ſprach, und vor die Zeit etwas blöd ausſahe, ſo hielten ſie ihn für einen Schaafskopf, mit dem man machen könnte, was man wollte. Zuweilen zupfte ihn einer von hinten her, und wenn er dann umſahe, ſo ſtellten ſie ſich, als wenn ſie wichtige Sachen unter ſich auszumachen hätten. Dergleichen Behandlungen waren nun eben fähig, ſeinen Zorn zu reizen; er litte das ein Paarmal, endlich drehte er ſich um, ſahe ſie ſcharf an, und ſagte: Hört, ihr Leute, ich bin und werde euer Schulmeiſter zu Dorlingen, und wenn eure Kinder ſo ungezogne Bengels ſind, wie ich vermuthe, ſo werd ich Mittel wiſſen, ihnen andre Sitten beyzubringen, das könnt ihr ihnen ſagen, wenn ihr nach Haus kommt! Die Fuhrleute ſahen ſich an, und bloß um ihrer Kinder willen ließen ſie ihn zufrieden.

Des Abends ſpät um neun Uhr kam er zu Dorlingen an. Steiſmann betrachtete ihn von Haupt bis zu Fuß, ſo auch ſeine Frau, Kinder und Geſinde. Man gab ihm zu eſſen, und darauf legte er ſich ſchlafen. Als er des Morgens früh erwachte, erſchrack er ſehr, denn er ſahe die Sonne, ſeinem Begriff nach, in Weſten aufgehen, ſie rückte gegen Norden in die Höhe, und gieng des Abends in Oſten unter. Das wollte ihm gar nicht in den Kopf; und doch hatte er ſo viel von der Aſtronomie und Geographie begriffen, daß er wohl wußte, die Zellberger und Tiefenbacher Sonne ſey ebendieſelbe, die auch zu Dorlingen leuchtete. Dieſer ſeltſame Vorfall verrückte ihm ſein Concept, und jetzt wünſchte er von Herzen, ſeines Ohmen Johanns Compaß zu haben, um zu ſehen, ob auch die Magnetnadel mit der Sonnen einig ſey, ihn zu betrügen. Er erfand zwar endlich die Urſache dieſer Erſchei-

nung;

nung; er war den vorigen Abend ſpät angekommen, und hatte die allmählige Krümmung des Thals nicht bemerkt. Allein er konnte doch ſeine Einbildung nicht bemeiſtern, alle Ausſichten in die rohe und öde Gegenden kamen ihm auch aus dieſem Grunde traurig und fatal vor.

Steifmann war reich, er hatte viel Geld, Güter, Ochſen, Kühe, Schaafe, Ziegen und Schweine, dazu ſeine Stahlfabrique, worinnen Waaren verfertiget wurden, mit denen er Handlung trieb. Er hatte jetzt nur erſt die zweyte Frau, hernach aber hat er die dritte, oder wohl gar die vierte, geheyrathet; das Glück war ihm ſo günſtig, daß er verſchiedene Frauen nach einander nehmen konnte, wenigſtens ſchien ihm das Sterben und Wiedernehmen der Weiber eine beſondere Beluſtigung zu ſeyn. Die jetzige Frau war ein gutes Schaaf, ihr Mann redete oft gar erbaulich mit ihr von den Tugenden ſeiner erſten Frauen, ſo, daß ſie, aus großer Empfindung des Herzens, oft blutige Thränen weinte. Sonſten war er gar nicht zum Zorn aufgelegt; er redete nicht viel, was er aber ſagte, das war von Gewicht und

Nachdruck, weilen es gemeiniglich jemand, der gegenwärtig war, beleidigte. Er ließ ſich auch anfänglich mit ſeinem neuen Schulmeiſter in Geſpräche ein, allein er gefiel ihm nicht. Von allem, was Stilling gewohnt war zu reden, verſtund er nicht ein Wort, eben ſo wenig, als Stilling begriff, wovon ſein Patron redete. Daher ſchwiegen ſie beyde, wenn ſie beyſammen waren.

Des folgenden Montags Morgens gieng die Schule an; Steifmanns drey Knaben machten den Anfang. Vor und nach fanden ſich bey achtzehn große vierſchrötige Jungens ein, die ſich gegen ihren Schulmeiſter verhielten, wie ſo viel Patagonier gegen einen Franzoſen. Zehn bis zwölf Mädchen von eben dem Schrot und Korn kamen auch, und ſetzten ſich hinter den Tiſch. Stilling wußte nicht recht, was er mit dieſem Volk anfangen ſollte. Ihm war bang für ſo vielen wilden Geſichtern; doch verſuchte er die gewöhnliche Schulmethode, und ließ ſie beten, ſingen, leſen und den Catechismus lernen.

Dieſes gieng ungefehr vierzehn Tage ſeinen ordentlichen Gang; allein nun war es auch geſchehen, ein oder anderer Coſaken-ähnlicher Junge verſuchte es, den Schulmeiſter zu necken. **Stilling** brauchte den Stock rechtſchaffen, aber mit ſo widrigem Erfolg, daß, wenn er ſich müde auf dem ſtarken Buckel zerdroſchen hatte, der Schüler aus vollem Hals lachte, der Schulmeiſter aber weinte. Das war dann dem Herrn **Steifmann** ſo ſeine liebſte Beluſtigung; wenn er in dem Schulſtübchen Lerm hörte, ſo kam er, that die Thür auf, und ergötzte ſich von Herzen.

Dieſes Verfahren gab **Stillingen** den letzten Stoß. Seine Schule wurde zum polniſchen Reichstag, wo ein jeder that, was ihn recht däuchte. So wie nun der arme Schulmeiſter in der Schule alles gebrannte Herzeleid ausſtund, ſo hatte er auch außer derſelben keine frohe Stunde. Bücher fand er wenig, nur eine große Baſeler Bibel, deren Holzſchnitte er durch und durch wohl ſtudirte, auch wohl darinnen laſe, wiewohl er ſie oft durchgeleſen hatte. **Zions Lehr und Wunder** von Doctor Mel, nebſt noch einigen alten Poſtillen und Geſangbüchern, ſtunden auf der Kleiderkammer auf einem Brett in guter Ruhe, und waren wohl, ſeitdem ſie

Herr

Herr Steifmann geerbt hatte, wenig gebraucht worden. In dem Hauſe ſelbſten war ihm niemand hold, alle ſahen ihn für einen einfältigen dummen Knaben an; denn ihre niederträchtige, ironiſch zotige und zweydeutige Reden verſtund er nicht, er antwortete immer gutherzig, wie ers meynte nach dem Sinn der Worte, ſuchte überhaupt einen jeden mit Liebe zu gewinnen, und dieſes war eben der gerade Weg, eines jeden Schuhputzer zu werden.

Doch trug ſich einsmalen etwas zu, das ihn leicht das Leben hätte koſten können, wenn ihn der gütige Vater der Menſchen nicht ſonderlich bewahrt hätte. Er muſte ſich des Morgens ſelbſten Feuer in den Ofen machen; als er nun einmal kein Holz fand, ſo wollte er ſich etwas holen; nun war über der Küchen her eine Rauchkammer, wo man das Fleiſch räucherte, und zugleich das Holz trocknete. Die Dreſchtenne ſtieß an die Küche, und von dieſer Tenne ging eine Treppe nach der Rauchkammer. Es waren juſt ſechs Taglöhner am Dreſchen. Henrich lief die Treppe hinauf, machte die Thür auf, aus welcher der Rauch, wie eine dicke Wolke, herauszog: er ließ die Thür offen, that einen Sprung nach dem Holz, griff etliche Stücke, indeſſen wirbelte einer von den Dreſchern auswendig die Thür zu. Der arme Stilling gerieth in Todesangſt, der Rauch erſtickte ihn, es war ſtockfinſter da, er wurde irre, und wußte nicht mehr, wo die Thür war. In dieſem erſchrecklichen Zuſtand that er einen Sprung gegen die Wand, und traf juſt gerade gegen die Thür, dergeſtalt, daß der Wirbel zerbrach, und die Thür aufſprung. Stilling ſtürzte die Treppe herunter bis auf die Tenne, wo er betäubt und ſinnlos hingeſtreckt lag. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, ſahe er die Dreſcher nebſt Herrn Steifmann um ſich ſtehen, und aus vollem Halſe lachen. Des ſollte doch der T.... nicht lachen! ſagte Steifmann. Dieſes ging Stillingen durch die Seele. Ja! antwortete er, der lacht würklich, daß er endlich einmal ſeines Gleichen gefunden hat. Das gefiel ſeinem Patron außerordentlich, und er pflegte wohl zu ſagen: das ſey das erſte und auch das letzte geſcheute Wort geweſen, das er von ſeinem Schulmeiſter gehört habe.

Das Beſte indeſſen bey der Sache war, daß Stilling keinen Schaden genommen hatte; er überließ ſich gänzlich der Wehmuth, weinte ſich die Augen roth, und erlangte weiter nichts dadurch, als Spott. So traurig gieng ſeine Zeit vorüber, und ſeine Wonne am Schulhalten wurde ihm häßlich verſalzen.

Sein Vater Wilhelm Stilling war indeſſen zu Haus mit angenehmern Sachen beſchäftiget. Die Wunde über Dorthchens Tod war heil, er erinnerte ſich allezeit mit Zärtlichkeit an ſie; allein er trauerte nicht mehr, ſie war nun vierzehn Jahr todt, und ſeine ſtrenge myſtiſche Denkungsart milderte ſich in ſo weit, daß er jetzt mit allen Menſchen Umgang pflogе, doch war alles mit freundlichem Ernſt, Gottesfurcht und Rechtſchaffenheit vermiſcht, ſo, daß er Vater Stilling ähnlicher wurde, als eins ſeiner Kinder. Er wünſchte nun auch einmal Hausvater zu werden, eignes Haus und Hof zu haben, und den Ackerbau neben ſeinem Handwerk zu treiben; deswegen ſuchte er ſich jetzt eine Frau, die neben den nöthigen Eigenſchaften, Leibes und der Seelen, auch Haus und Güter hätte: er fand bald, was er ſuchte. Zu **Leindorf**, zwo Stunden von **Tiefenbach** weſtwärts, war eine Wittwe von acht und zwanzig Jahren, eine anſehnliche brave Frau; ſie hatte zwey Kinder aus der erſten Ehe, wovon aber eins bald nach ihrer Hochzeit ſtarb. Dieſe war recht froh, als ſie **Wilhelm** begehrte, ob er gleich gebrechliche Füße hatte. Die Heyrath wurde geſchloſſen, der Hochzeitstag beſtimmt, und **Henrich** bekam einen Brief nach **Dorlingen**, der in den wärmſten und zärtlichſten Ausdrücken, deren ſich nur ein Vater gegen ſeinen Sohn bedienen kann, die ganze Sache bekannt machte, und ihn auf den beſtimmten Tag zur Hochzeit einlud. **Henrich** las dieſen Brief, legte ihn hin, ſtund und bedachte ſich, er mußte ſich erſt tief prüfen, ehe er finden konnte, ob ihm wohl oder weh dabey ward; ſo ganz verſchiedene Empfindungen ſtiegen in ſeinem Gemüth auf. Endlich ſchritte er ein Paarmal vor ſich hin, und ſagte zu ſich ſelbſt: Meine Mutter iſt im Himmel, mag dieſe einsweilen in dieſem Jammerthal bey mir und meinem Vater ihre Stelle vertreten. Dereinſten werde ich doch dieſe verlaſſen, und jene ſuchen.

ſuchen. Mein Vater thut wohl! — Ich will ſie doch recht lieb haben, und ihr allen Willen thun, ſo gut ich kann, ſo wird ſie mich wieder lieben, und ich werde Freude haben.

Nun machte er Steifmann die Sache bekannt, forderte etwas Geld, und reiſte nach Tiefenbach zurück. Er wurde daſelbſt von allen mit tauſend Freuden empfangen, beſonders von Wilhelmen, dieſer hatte ein wenig gezweifelt, ob ſein Sohn auch wohl murren würde; da er ihn aber ſo heiter kommen ſah, floſſen ihm die Thränen aus den Augen, er ſprung auf ihn zu, und ſagte:

Willkommen, Henrich!

„Willkommen, Vater! ich wünſche euch
„von Herzen Glück zu eurem Vorhaben, und
„ich freue mich ſehr, daß ihr nun in eurem Al-
„ter Troſt haben könnt, wenns Gott gefällt.“

Wilhelm ſank auf einen Stuhl, hielt beyde Hände vors Geſicht und weinte. Henrich weinte auch. Endlich fing Wilhelm an: du weißt, ich hab mir in meinem Wittwerſtand fünfhundert Reichsthaler erſpart; ich bin nun vierzig Jahr alt, und ich hätte vielleicht noch vieles erſparen können, dieſes alles entgeht dir nun; du wärſt doch der einzige Erbe davon geweſen!

„Vater, ich kann ſterben, ihr könnt ſterben, „wir beyde können noch lange leben, ihr könnt „kränklich werden, und mit eurem Gelde nicht „einmal auskommen. Aber, Vater! iſt meine „neue Mutter meiner ſeligen Mutter ähnlich?“

Wilhelm hielt wiederum die Hände vor die Augen. Nein! ſagte er, aber ſie iſt eine brave Frau.

Auch gut, ſagte **Henrich**, und ſtund ans Fenſter, um noch einmal ſeine alte romantiſche Gegenden zu ſchauen. Es lag kein Schnee. Die Ausſicht in den nahen Wald kam ihm ſo angenehm vor, ob es gleich in den letzten Tagen des Februars war, daß er beſchloß, hin zu ſpazieren; er ging den Hof hinauf und in den Wald hinein. Nachdem er eine Weile umher gewandelt, und ſich ziemlich von den Häuſern entfernt hatte, wurde es ihm ſo wohl in ſeiner Seelen, er vergaß der ganzen Welt, und wandelte, in Gedanken vertieft, vor ſich hin; indeſſen kam er unvermerkt an die Weſtſeite des **Geiſenberger** Schloſſes. Schon ſah er zwiſchen den Stämmen der Bäume durch, auf dem Hügel die zerfallene Mauern liegen. Das überraſchte ihn ein wenig. Nun rauſchte etwas zur Seiten im Geſträuche, er ſchaute hin, und ſahe ein anmuthiges Weibsbild ſtehen, blaß, aber zärtlich im Geſicht, in Leinen und Baumwolle gekleidet. Er ſchauderte, und das Herz klopfte ihm, da es aber noch früh am Tage war, ſo furchte er ſich nicht; ſondern fragte: Wo ſeyd ihr her? Sie antwortete: von Tiefenbach. Das kam ihm fremd vor, denn er kannte ſie nicht. Wie heißt ihr denn? — Dorthchen. Stilling that einen hellen Schrey, und ſank zur Erden in Ohnmacht. Das gute Mädchen wußte nicht, wie ihr geſchah; ſie kannte den jungen Burſchen auch nicht. Denn ſie war erſt als Magd auf Neujahr nach Tiefenbach gekommen. Sie lief zu ihm, kniete bey ihm auf die Erde und weinte. Sie verwunderte ſich ſehr über den jungen Menſchen, beſonders, daß er ſo weiche Hände, und ein ſo weißes Geſicht hatte; auch waren ſeine Kleider reiner und ſauberer, auch wohl ein wenig beſſer, als der andern Burſchen ihre. Der Fremde gefiel ihr. Indeſſen kam Stilling wieder zu ſich ſelber, er ſahe die Weibsperſon nahe bey ſich, er richtete ſich auf, ſah ſie ſtarr an, und fragte zärtlich: was macht ihr hier? Sie antwortete ſehr freundlich: ich will dürres Holz leſen. Wo ſeyd ihr her? Er erwiederte: ich bin auch von **Tiefenbach**. **Wilhelm Stillings** Sohn. Nun hörte er, daß ſie ſeit Neujahr erſt Magd daſelbſt war; und ſie hörte ſeine Umſtände, es that beyden Leid, daß ſie ſich verlaſſen mußten. **Stilling** ſpazierte nach dem Schloß, und ſie laſe Holz. Es hat wohl zwey Jahr gedauert, eh das Bild dieſes Mädchens in ſeinem Herzen verloſch, ſo feſt hatte es ſich ſeiner Seelen eingepräget. Als die Sonne ſich zum Untergang neigte, gieng er wieder nach Haus; er erzählte aber nichts von dem, was vorgefallen war, nicht ſo ſehr aus Verſchwiegenheit, ſondern aus andern Urſachen.

Des andern Tages gieng er mit ſeinem Vater und andern Freunden nach **Leindorf** zur Hochzeit; ſeine Stiefmutter empfieng ihn mit aller Zärtlichkeit, er gewann ſie lieb, und ſie liebte ihn wieder; **Wilhelm** freute ſich deſſen von Herzen. Nun erzählte er auch ſeinen Aeltern, wie betrübt es ihm zu **Dorlingen** gienge.

Die

Die Mutter riethe, er ſollte zu Haus bleiben, und nicht wieder hingehen: allein Wilhelm ſagte: „Wir haben noch immer Wort gehalten, es darf an dir nicht fehlen; thun's andre „Leute nicht, ſo müſſen ſie's verantworten; du „mußt aber deine Zeit aushalten.“ Dieſes war **Stillingen** auch nicht ſehr zuwider. Des andern Morgens reiſte er wieder nach **Dorlingen**. Allein ſeine Schüler kamen nicht wieder; das Frühjahr rückte heran, und ein jeder begab ſich aufs Feld. Da er nun nichts zu thun hatte, ſo wies man ihm verächtliche Dienſte an, ſo, daß ihm ſein tägliches Brod recht ſauer wurde.

Noch vor Oſtern, ehe er abreiſte, hatten **Steifmanns** Knechte beſchloſſen, ihn recht trunken zu machen, um ſo recht ihre Freude an ihm zu haben. Als ſie des Sonntags aus der Kirche kamen, ſagte einer zum andern: laßt uns ein wenig wärmen, ehe wir uns auf den Weg begeben, denn es war kalt, und ſie hatten eine Stunde zu gehen. Nun war **Stilling** gewohnt, in Geſellſchaft nach Haus zu gehen, er trat deswegen mit hinein, und ſetzte ſich bey dem Ofen. Nun giengs ans Brandteweintrinken, der mit einem Syrup verſüßt war; der Schulmeiſter mußte mit trinken; er merkte bald, wo das hinaus wollte, daher nahm er den Mund voll, ſpie ihn aber unvermerkt wieder aus, unter den Ofen ins Steinkohlengefäß. Die Knechte bekamen alſo zuerſt einen Rauſch, und nun merkten ſie nicht mehr auf den Schulmeiſter, ſondern ſie betrunken ſich ſelbſten aufs beſte; unter dieſen Umſtänden ſuchten ſie endlich Urſache an Stilling, um ihn zu ſchlagen, und kaum entkam er aus ihren Händen. Er bezahlte ſeinen Antheil an der Zeche, und gieng heimlich fort. Als er nach Haus kam, erzählte er Herrn Steifmann den Vorfall; allein der lachte darüber. Man ſah es ihm an, daß er den mißlungenen Anſchlag bedauerte. Die Knechte wurden nun vollends wütend, und ſuchten allerhand Gelegenheit, ihm eins zu verſetzen; allein Gott bewahrte ihn. Noch zween Tage vor ſeiner Abreiſe traf ihn ein Bauernſohn aus dem Dorf auf dem Feld; er war mit bey der Brandtweinszeche geweſen, dieſer grif ihn am Kopf und runge mit ihm, ihn zur Erde zu werfen; es war aber zu gutem Glück ein alter Greis nahe dabey im Hof,

Hof, dieſer kam herzu, und fragte: was ihm der Schulmeiſter gethan habe? Der Burſche antwortete: Er hat mir nichts gethan, ich will ihm nur ein Paar um die Ohren geben. Der alte Bauer aber griff ihn, und ſagte gegen **Stilling**: geh du nach Haus! und darauf gab er ihm einige derbe Maulſchellen, und verſetzte: nun geh du auch nach Haus, das hab ich nur ſo vor Spaß gethan.

Den zweyten Oſtertag nahm **Stilling** ſeinen Abſchied zu **Dorlingen**, und des Abends kam er wiederum bey ſeinen Aeltern zu **Leinsdorf** an.

Nun war er in ſo weit wiederum in ſeinem Element, er mußte freylich wacker auf dem Handwerk arbeiten; allein, er wußte doch nun wieder Gelegenheit, an Bücher zu kommen. Den erſten Sonntag ging er nach **Zellberg** und holte den **Homer**, und wo er ſonſt etwas wußte, das nach ſeinem Geſchmack ſchön zu leſen war, das holte er herbey, ſo daß in kurzem das Brett über den Fenſtern her, wo ſonſten allerhand Geräthe geſtanden hatte, ganz voll Bücher ſtund. **Wilhelm** war deſſen ſo gewohnt, er ſah es gern; allein, der Mutter waren ſie zuweilen im Wege, ſo, daß ſie fragte: Henrich, was willſt du mit allen den Büchern machen? Er laſe alſo des Sonntags, und während dem Eſſen; ſeine Mutter ſchüttelte dann oft den Kopf und ſagte: das iſt doch ein wunderlicher Junge! — Wilhelm lächelte dann ſo, auf Stillings Weiſe, und ſagte: Grethchen, laß ihn halt machen! —

Nach einigen Wochen fieng nun die ſchwerſte Feldarbeit an. Wilhelm mußte darin ſeinen Sohn auch brauchen, wenn er keinen Taglöhner an ſeine Stelle nehmen wollte, und damit würde die Mutter nicht zufrieden geweſen ſeyn; allein, dieſer Zeitpunkt war der Anfang von Stillings ſchwererem Leiden; er war zwar ordentlich groß und ſtark, aber von Jugend auf nicht dazu gewöhnt, und er hatte kein Glied an ſich, das zu dergleichen Geſchäften gemacht war. Sobald er anfieng zu haken oder zu mähen, ſo zogen ſich alle ſeine Glieder an dem Werkzeug, als wenn ſie hätten zerbrechen wollen; er meynte oft vor Müdigkeit und Schmerzen nieder zu ſinken, aber da half alles nichts; Wilhelm fürchtete Verdruß im Hauſe, und ſeine Frau glaubte immer, Henrich würde

ſich

ſich vor und nach daran gewöhnen. Dieſe Lebensart wurde ihm endlich unerträglich; er freute ſich nunmehr, wenn er zuweilen an einem regnigten Tage am Handwerk ſitzen, und ſeine zerknirſchten Glieder erquicken konnte; er ſeufzte unter dieſem Joch, gieng oft allein, weinte die bitterſte Thränen, und flehte zum himmliſchen Vater um Erbarmung, und um Aenderung ſeines Zuſtandes.

Wilhelm litte heimlich mit ihm. Wenn er des Abends mit geſchwollenen Händen voller Blaſen nach Haus kam, und von Müdigkeit zitterte, ſo ſeufzte ſein Vater, und beyde ſehnten ſich mit Schmerzen wieder nach einem Schuldienſt. Dieſer fand ſich auch endlich nach einem ſehr ſchweren und mühſeligen Sommer ein. Die Leindorfer, wo Wilhelm wohnte, beriefen ihn auf Michaelis 1756 zu ihrem Schulmeiſter. Stilling willigte in dieſen Beruf mit Freuden; er war nun glückſeelig, und trat mit ſeinem ſiebenzehnten Jahr dieſes Amt wieder an. Er ſpeiſte bey ſeinen Bauern um die Reihe, vor und nach der Schule aber mußte er ſeinem Vater am Handwerk helfen. Auf dieſe Weiſe blieb ihm keine Zeit zum Studiren übrig, als nur, wenn er auf der Schule war; und da war der Ort nicht, um ſelber zu leſen, ſondern andre zu unterrichten. Doch ſtahl er manche Stunde, die er auf die Mathematik und andere Künſteleyen verwandte. **Wilhelm** merkte das, er ſtellte ihn darüber zur Rede, und ſchärfte ihm das Gewiſſen. **Stilling** antwortete mit betrübtem Herzen; „Vater! meine ganze Seele iſt auf die „Bücher gerichtet, ich kann meine Neigung „nicht bändigen, gebt mir vor und nach der „Schule Zeit, ſo will ich kein Buch auf die „Schule bringen.“ **Wilhelm** erwiederte: das iſt doch zu beklagen! alles, was du lernſt, bringt dir ja kein Brod und Kleider ein, und alles, was dich ernähren könnte, dazu biſt du ungeſchickt. **Stilling** betrauerte ſelber ſeinen Zuſtand, denn das Schulhalten war ihm auch zur Laſt, wenn er dabey keine Zeit zum Leſen hatte; er ſehnte ſich derowegen von ſeinem Vater ab, und an einen andern Ort zu kommen.

Zu **Leindorf** waren indeſſen die Leute ziemlich mit ihm zufrieden, obgleich ihre Kinder in der Zeit mehr hätten lernen können;

denn

denn ſein Weſen und ſein Umgang mit den Kindern gefiel ihnen. Auch der Herr Paſtor Dahlheim, zu deſſen Kirchſpiel Leindorf gehörte, ein Mann, der ſeinem Amt Ehre machte, liebte ihn. Stilling wunderte ſich über die Maßen, als er das erſtemal bey dieſem vortreflichen Mann auf ſein Zimmer kam; er war ein Greis von achtzig Jahren, und lag juſt auf einem Ruhebettchen, als er zur Thür herein trat; er ſprung auf, bot ihm die Hand, und ſagte: „Nehmt mir nicht übel, Schulmeiſter! daß ihr mich auf dem Bette findet, „ich bin alt und meine Kräfte wanken.“ Stilling wurde von Ehrfurcht durchdrungen, ihm floſſen die Thränen die Wangen herab. Herr Paſtor! antwortete er, es freut mich recht ſehr, unter Ihrer Aufſicht Schule zu halten! Gott gebe Ihnen viel Freude und Seegen in Ihrem Alter! Ich danke euch, lieber Schulmeiſter! erwiederte der edle Alte, ich bin, Gott ſey Dank! nahe an dem Ziel meiner Laufbahn, und ich freue mich recht auf meinen großen Sabbath. Stilling gieng nach Hauſe, und unterwegens machte er die beſondere Anmerkung: Herr Dahlheim müßte entweder ein

Apoſtel, oder Herr **Stollbein** ein Baalspfaffe ſeyn.

Herr **Dahlheim** beſuchte zuweilen die **Leindorfer** Schule, wenn er auch dann eben nicht alles in gehöriger Ordnung fande, ſo fuhr er nicht auf, wie Herr **Stollbein**, ſondern er ermahnte **Stillingen** ganz liebreich, dieſes oder jenes abzuändern; und das that bey einem ſo empfindſamen Gemüth immer die beſte Wirkung. Dieſe Behandlung des Herrn Paſtors war würklich zu bewundern, denn er war ein gähzorniger hitziger Mann, aber nur gegen die Laſter, nicht gegen die Fehler; dabey war er auch gar nicht herrſchſüchtig. Um den Character dieſes Mannes meinen Leſern zu ſchildern, will ich eine Geſchichte erzählen, die ſich mit ihm zugetragen hat, als er noch Hofprediger bey einem Fürſten zu N... geweſen war. Dieſer Fürſt hatte eine vortrefliche Gemahlin, und mit derſelben auch verſchiedene Prinzeſſinnen, dennoch verliebte er ſich in eine Bürgerstochter in ſeiner Reſidenzſtadt, bey welcher er, ſeiner Gemahlinn zum höchſten Leidweſen, ganze Nächte zubrachte. **Dahlheim** konnte das ungeahndet nicht hingehen laſſen;

laſſen; er fieng auf der Canzel an, unvermerkt dagegen zu predigen, doch fühlte der Fürſt wohl, wohin der Hofprediger zielte, daher blieb er aus der Kirchen, und fuhr während der Zeit auf ſein Luſthaus in den Thiergarten. Einsmals kam Dahlheim und wollte in die Kirche gehen zu predigen, er traf den Fürſten juſt auf dem Platz, als er in die Kutſche ſteigen wollte; der Hofprediger trat herzu, und fragte: wo gedenken Eure Durchlaucht hin? Was liegt dir Pfaff daran? war die Antwort. Sehr viel! verſetzte Dahlheim, und gieng in die Kirche, allwo er mit trocknen Worten gegen die Ausſchweifungen der Großen dieſer Welt angieng, und ein Weh über das andre gegen ſie ausrief. Nun war die Fürſtinn in der Kirche, ſie ließ ihn zur Mittagstafel bitten, er kam, und ſie bedauerte ſeine Freymüthigkeit, und befürchtete üble Folgen. Indeſſen kam der Fürſt wieder, fuhr aber auch alſofort wieder in die Stadt zu ſeiner Maitreſſe, welche zum Unglück auch in der Hofcapelle geweſen war, und Herrn Dahlheim gehöret hatte. Sowohl der Hofprediger, als auch die Fürſtinn, hatten ſie geſehen, ſie konnten leicht das Gewitter voraus ſehen, welches Herrn Dahlheim über dem Haupt ſchwebte; dieſer aber kehrte ſich an nichts, ſondern ſagte der Fürſtinn, daß er alſofort hingehen und dem Fürſten die Wahrheit ins Geſicht ſagen wollte, er ließ ſich auch gar nicht warnen, ſondern gieng alſofort hin, und gerade zum Fürſten ins Zimmer. Als er hineintrat, ſtutzte derſelbige, und fragte: was habt ihr hier zu machen? Dahlheim antwortete: „Ich bin gekommen, Ew. Durchlaucht „Seegen und Fluch vorzulegen, werden Die„ſelben dieſem ungeziemenden Leben nicht „abſagen, ſo wird der Fluch Dero hohes „Haus und Familie treffen, und Stadt „und Land werden Fremde erben.“ Darauf gieng er fort, und des folgenden Tages wurde er abgeſetzt und des Landes verwieſen. Doch hatte der Fürſt hiebey keine Ruhe, denn nach zweyen Jahren rief er ihn mit Ehren wieder zurück, und gab ihm die beſte Pfarre, die er in ſeinem Lande hatte. Dahlheims Weiſſagung wurde indeſſen erfüllt. Schon vor mehr als vierzig Jahren iſt kein Zweig mehr von dieſem fürſtlichen Hauſe übrig geweſen. Doch ich kehre wieder zu meiner Geſchichte.

Stilling konnte mit aller ſeiner Gutherzigkeit doch nicht verhüten, daß ſich nicht Leute fanden, denen er zu viel auf der Schule in Büchern laſe, es gab ein Gemurmel im Dorf, und viele vermutheten, daß die Kinder verſäumt würden. Ganz unrecht hatten die Leute wohl nicht, aber doch auch nicht ganz recht; denn er ſorgte noch ſo ziemlich, daß auch der Zweck, warum er da war, erreicht wurde. Es kam freylich den Bauern ſeltſam vor, ſo unerhörte Figuren an den Schulfenſtern zu ſehen, wie ſeine Sonnenuhren waren. Oftmalen ſtunden zween oder mehrere auf der Straßen ſtill, und ſahen ihn im Fenſter durch ein Gläschen nach der Sonne gucken; da ſagte dann der eine: der Kerl iſt nicht geſcheut! — der andere vermuthete: er betrachte den Himmelslauf, und beyde irrten ſehr, es waren nur Stücke zerbrochener Füße von Brandweinsgläſern. Dieſe hielte er vors Auge, und betrachtete gegen die Sonne die herrlichen Farben in ihren mancherley Geſtalten, welches ihn, nicht ohne Urſache, königlich ergötzte.

Dieſes Jahr gieng nun wiederum ſo ſeinen Gang fort; Handwerksgeſchäfte, Schulhalten, und verſtohlne Leſeſtunden, hatten darinnen beſtändig abgewechſelt, bis er, kurz vor Michaelis, da er eben ſein achtzehntes Jahr angetreten hatte, einen Brief vom Herrn Paſtor **Goldmann** empfieng, der ihm eine ſchöne Schule an einer Capelle zu **Preyſingen** antrug. Dieſes Dorf liegt zwo Stunden ſüdwärts von **Leindorf** ab, in einem herrlichen breiten Thal. **Stilling** wurde über dieſen Beruf ſo entzückt, daß er ſich nicht zu laſſen wußte; ſein Vater und ſeine Mutter ſelber freuten ſich über die Maßen. **Stilling** dankte Herrn **Goldmann** ſchriftlich für dieſe vortrefliche Recommendation, und verſprach, ihm Freude zu machen.

Dieſer Prediger war ein weitläuftiger Anverwandter des ſeligen **Dorthchens**, mithin auch des jungen **Stillings**. Dieſe Urſache, nebſt dem allgemeinen Ruf von ſeinen ſeltnen Gaben, hatten den braven Paſtor **Goldmann** bewogen, ihn der **Preyſinger** Gemeinde vorzuſchlagen. Er wanderte alſo auf Michaelis nach ſeiner neuen Beſtimmung. So wie er auf die Höhe kam, und das herrliche Thal vor ſich ſahe, mit ſeinen breiten und grünen Wieſen,

ſen, gegenüber ein ſchönes grünes Gebirge von lauter Wäldern und Feldern. Mitten in der Ebene lag das Dorf Preyſingen rund und gedrang zuſammen, die grünen Obſtbäume, und die weißen Häuſer dazwiſchen, machten ein anmuthiges Anſehen. Gerad in der Mitten ragte der Capellenthurm, mit blauen Schieferſteinen gedeckt und bekleidet, über alles empor, und hinter dem Dorf her ſchimmerte das Flüßchen Sal im Glanz der Sonne. So brach er in Thränen aus, ſetzte ſich eine Weile auf den Raſen nieder, und ergötzte ſich an der herrlichen Ausſicht. Hier fieng er zuerſt an, ein Lied zu verſuchen, es gelung ihm auch ſo ziemlich, denn er hatte eine natürliche Anlage dazu. Ich habe es unter ſeinen Papieren nachgeſucht, aber nicht finden können.

Hier nahm er ſich nun veſt und unwiderruflich vor, Fleiß und Eifer auf die Schule zu verwenden, die übrige Zeit aber in ſeinem mathematiſchen Studium fortzufahren. Als er dieſen Bund mit ſich ſelber geſchloſſen hatte, ſo ſtund er auf, und wanderte vollends nach Preyſingen hin.

Seine Wohnung wurde ihm bey einer reichen, vornehmen und dabey über die Maßen dicken Wittwe angewieſen, die ſich Frau **Schmoll** nennte, und zwo ſchöne ſittſame Töchter hatte, wovon die älteſte **Maria** hieß, und zwanzig Jahr alt war; die andre aber hieß **Anna**, und war achtzehn Jahr alt. Beyde Mädchen waren recht gute Kinder, ſo wie auch ihre Mutter. Sie lebten zuſammen wie die Engel, in der edelſten Harmonie, und ſo zu ſagen, in einem Ueberfluß von Freuden und Vergnügen, denn es fehlte ihnen nichts, und das wußten ſie auch zu nutzen, daher brachten ſie ihre Zeit, nebſt den Hausgeſchäften, mit Singen und allerhand erlaubten Ergötzlichkeiten zu. **Stilling** liebte zwar das Vergnügen, allein, die Unthätigkeit des menſchlichen Geiſtes war ihm zuwider, daher konnte er nicht begreifen, daß die Leute keine Langeweile hatten. Doch befand er ſich unvergleichlich in ihrer Geſellſchaft; wenn er ſich zuweilen in Betrachtungen und Geſchäften ermüdet hatte, ſo war es eine ſüße Erholung für ihn, mit ihnen umzugehen.

Stilling hatte noch an keine Frauenliebe gedacht; dieſe Leidenſchaft und das Heyrathen war in ſeinen Augen eins, und jedes ohne das andre ein Gräuel. Da er nun gewiß wußte, daß er keine von den Jungfern **Schmoll** heyrathen konnte, indem keine, weder einen Schneider, noch einen Schulmeiſter nehmen durfte, ſo unterdrückte er jeden Keim der Liebe, der ſo oft, beſonders zu Maria, in ſeinem Herzen aufblühen wollte. Doch, was ſage ich vom Unterdrücken! wer vermag das aus eigner Kraft? — Stillings Engel, der ihn leitete, kehrte die Pfeile von ihm ab, die auf ihn geſchoſſen wurden. Die beyden Schweſtern dachten indeſſen ganz anders; der Schulmeiſter gefiel ihnen im Herzen: er war in ſeiner erſten Blüthe, voller Feuer und Empfindung; denn ob er gleich ernſt und ſtill war, ſo gab es doch Augenblicke, wo ſein Licht aus allen Winkeln des Herzens hervorglänzte; dann breitete ſich ſein Geiſt aus, er floß über von mittheilender heiterer Freude, und dann war's gut ſeyn in ſeiner Gegenwart. Aber es giebt der Geiſter wenig, die da mit empfinden können; es iſt ſo etwas Geiſtiges und Erhabenes, von roher lärmender Freu-

Freude ſo Entferntes, daß die wenigſten begreifen werden, was ich hier ſagen will. Frau Schmoll und ihre Töchter indeſſen fühltens, und empfandens in aller ſeiner Kraft. Andre Leute, von gemeinem Schlag, ſaßen dann oft und horchten: der eine rief: Paule, du raſeſt! der andre ſaß und ſtaunte, und der dritte glaubte: er ſey nicht recht geſcheut. Die beyden Mädchen ruhten dann dort in einem dunklen Winkel, um ihn ungeſtört beobachten zu können, ſie ſchwiegen und hefteten ihre Augen auf ihn. Stilling merkte das mit tiefem Mitleiden; allein, er war veſt entſchloſſen, keinen Anlaß zu mehrerem Ausbruch der Liebe zu geben. Sie waren beyde ſittſam und blöde, und deswegen weit davon entfernt, ſich ihm zu entdecken. Frau Schmoll ſaß dann, ſpielte mit ihrer ſchwarzen papiernen Schnupftabacksdoſe auf dem Schooß, und dachte nach, unter welche Sorte Menſchen der Schulmeiſter wohl eigentlich gehören möchte; fromm und brav war er in ihren Augen, und recht gottesfürchtig dazu; allein, da er von allem redete, nur nicht von Sachen, womit Brod zu verdienen war, ſo ſagte ſie oft, wenn er zur Thür hinaus gieng:

gieng: der arme Schelm, was will noch aus ihm werden! Das kann man nicht wiſſen, verſetzte denn wohl Maria zuweilen; ich glaube: er wird noch ein vornehmer Mann in der Welt. Die Mutter lachte, und erwiederte oft: Gott laß es ihm wohl gehen! er iſt ein recht lieber Burſche; auf einmal wurden ihre Töchter lebendig.

Ich darf behaupten, daß Stilling die Preyſinger Schule nach Pflicht und Ordnung bediente; er ſuchte nun, bey reiferen Jahren und Einſichten, ſeinen Ruhm in Unterweiſung der Jugend zu beveſtigen. Allein, es war Schade, daß es nicht aus natürlicher Neigung herfloß. Wenn er eben ſowohl nur acht Stunden des Tages zum Schneiderhandwerk, als zum Schulamt, hätte verwenden dürfen, ſo war er gewiß noch lieber am Handwerk geblieben; denn das war für ihn ruhiger, und nicht ſo vieler Verantwortung unterworfen. Um ſich nun die Schule angenehmer zu machen, erdachte er allerhand Mittel, wie er mit leichterer Mühe die Schüler zum Lernen aufmuntern möchte. Er führte eine Rangordnung ein, die ſich auf die größere Geſchicklichkeit bezog:

er

er erfand allerhand Wettſpiele im Schreiben, Leſen und Buchſtabiren; und da er er ein großer Liebhaber vom Singen und der Muſik war, ſo ſuchte er ſchöne geiſtliche Lieder zuſammen, lernte ſelber die Muſiknoten mit leichter Mühe, und führte das vierſtimmige Singen ein. Dadurch wurde nun ganz Preyſingen voller Leben und Geſang. Des Abends vor dem Eſſen hielt er eine Rechenſtunde, und nach denſelben eine Singſtunde. Wenn dann der Mond ſo ſtill und feyerlich durch die Bäume ſchimmerte, und die Sterne vom blauen Himmel herunter äugelten, ſo gieng er mit ſeinen Sängern heraus an den Preyſinger Hügel, da ſetzten ſie ſich ins Dunkel, und ſungen, daß es durch Berg und Thal erſcholl; dann giengen Mann, Weib und Kinder im Dorf vor die Thür ſtehen und horchten: ſie ſegneten ihren Schulmeiſter, giengen dann hinein, gaben ſich die Hand, und legten ſich ſchlafen. Oft kam er mit ſeinem Gefolge hinter Schmolls Haus in den Baumhof, und dann ſungen ſie ſanft und ſtill, entweder: O du ſüße Luſt! oder Jeſus iſt mein Freudenlicht! oder Die Nacht iſt vor der Thür! und was dergleichen ſchöne

Lieder mehr waren; dann giengen die Mädchen ohne Licht eben auf ihre Kammer, ſetzten ſich hin und verſanken in Empfindung. Oft fand er ſie noch ſo ſitzen, wenn er nach Hauſe kam und ſchlafen gehen wollte; denn alle Kammern im Hauſe waren gemeinſchaftlich, der Schulmeiſter hatte überall freyen Zutritt. Niemand war weniger ſorgfältig für ihre Töchter, als Frau **Schmoll**; und ſie war glückſelig, daß ſie es auch nicht nöthig hatte. Wenn er dann **Maria** und **Anna** ſo in einem finſtern Winkel mit geſchloſſenen Augen fand, ſo giengs ihm durchs Herz, er faßte ſie an der Hand, und ſagte: Wie iſts dir, **Maria**? Sie ſeufzte dann tief, drückte ihm die Hand, und ſagte: Mir iſts wohl von eurem Singen! Dann erwiederte er oft: Laßt uns fromm ſeyn, liebe Mädchen! im Himmel wollen wir erſt recht ſingen; und dann gieng er flüchtig fort, und legte ſich ſchlafen; er fühlte wohl oft das Herz pochen, aber er hatte nicht Acht darauf. Ob die Mädchen mit dem Troſt auf jene Welt ſo völlig zufrieden geweſen, das läßt ſich nicht wohl ausmachen, weil ſie ſich nie darüber erklärt haben.

Des Morgens vor der Schule, und des Mittags vor und nach derſelben, durcharbeitete er die Geographie, und Wolfs Anfangsgründe der Mathematik ganz; auch fand er Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe in der Sonnenuhrkunſt noch höher zu treiben, denn er hatte auf der Schule, deren Fenſter eins gerade gegen Mittag ſtund, oben unter der Decke mit ſchwarzer Oelfarbe eine Sonnenuhr gemahlt, ſo groß als die Decke war, in dieſelbe hatte er die zwölf himmliſche Zeichen genau eingetragen, und jedes in ſeine dreyßig Grad eingetheilet; oben im Zenith der Uhr, oberhalb dem Fenſter, ſtund mit römiſchen zierlich gemahlten Buchſtaben geſchrieben: Cœli enarrant gloriam Dei. (Die Himmel erzählen die Ehre Gottes.) Vor dem Fenſter war ein runder Spiegel beveſtiget, über welchen eine Kreuzlinie mit Oelfarbe gezogen war; dieſer Spiegel ſtralte dann oben unter, und zeigte nicht allein die Stunden des Tages, ſondern auch ganz genau den Stand der Sonne in dem Thierkreis. Vielleicht ſteht dieſe Uhr noch da, und jeder Schulmeiſter kann ſie nutzen, und dabey wahrnehmen, was für einen Anteceſſor er ehmals gehabt habe.

Um

Um dieſe Zeit hatte er im hiſtoriſchen Fach noch nichts geleſen, als Kirchenhiſtorie, Märtergeſchichten, Lebensbeſchreibungen frommer Menſchen, desgleichen auch alte Kriegshiſtorien vom dreyßigjährigen Krieg und dergleichen. Im Poetiſchen fehlt's ihm noch; da war er noch immer nicht weiter gekommen, als vom Eulenſpiegel bis auf den Kayſer Octavianus, den Reinke Fuchs mit eingeſchloſſen. Alle dieſe vortrefliche Werke der alten Teutſchen hatte er wohl hundertmal geleſen, und wieder andern erzählt; er ſehnte ſich nun nach neueren. Den Homer rechnete er nicht zu dieſer Lectüre, es war ihm um vaterländiſche Dichter zu thun. Stilling fand, was er ſuchte. Herr Paſtor Goldmann hatte einen Eidam, der ein Chirurgus und zugleich Apotheker war; dieſer Mann hatte einen Vorrath von ſchönen poetiſchen Schriften, beſonders aber von Romanen: er lehnte ſie dem Schulmeiſter gern, und das erſte Buch, welches er mit nach Hauſe nahm, war die Aſiatiſche Baniſe.

Dieſes Buch fieng er an einem Sonntag Nachmittag an zu leſen. Die Schreibart war ihm neu und fremd. Er glaubte in ein fremdes

Land gekommen zu ſeyn, und eine neue Sprache zu hören, aber ſie entzückte und rührte ihn bis auf den Grund ſeines Herzens. Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des gerechten Himmels — war ein Ausdruck für ihn, deſſen Schönheit er nicht genug zu rühmen wußte. Goldbedeckte Thürne — welche herrliche Kürze! und ſo bewunderte er das ganze Buch durch, die Menge von Metaphern, in welchen der Styl des Herrn von Ziegler gleichſam ſchwomme. Ueber alles aber ſchien ihm der Plan dieſes Romans ein Meiſterſtück der Erdichtung zu ſeyn, und der Verfaſſer deſſelben war in ſeinen Augen der größte Poet, den jemals Teutſchland hervorgebracht hatte. Als er im Leſen dahin kam, wo Balacin ſeine Baniſe im Tempel errettet, und den Chaumigrem ermordet, ſo überlief ihn der Schauer der Empfindung dergeſtalt, daß er fortlief, in einen geheimen Winkel niederkniete, und Gott dankte, daß Er doch endlich den Gottloſen ihren Lohn auf ihr Haupt bezahle, und die Unſchuld auf den Thron ſetze. Er vergoß milde Thränen, und laſe mit eben der Wärme auch den zweyten Theil durch. Dieſer gefiel ihm noch

beſſer;

beſſer; der Plan iſt verwickelter, und im Ganzen mehr romantiſch. Darauf laſe er die zween Quartbände von der Geſchichte des chriſtlichen teutſchen Großfürſten **Hercules**, und der Königlich Böhmiſchen Prinzeſſin **Valiska**, und dieſes Buch gefiel ihm gleichfalls über die Maßen; er las es im Sommer während der Heuerndte, als er einige Tage Ferien hatte, aneinander ganz durch, und vergaß die ganze Welt dabey. Was das für eine Glückſeligkeit ſey, eine ſolche neue Schöpfung von Geſchichten zu leſen, gleichſam mit anzuſehen, und alles mit den handelnden Perſonen zu empfinden, das läßt ſich nur denen ſagen, die ein **Stillings** Herz haben.

Es war einmal eine Zeit, da man ſagte: der **Hercules**, die **Baniſe** und dergleichen, iſt das größte Buch, das Teutſchland hervorgebracht hat. Es war auch einmal eine Zeit, da mußten die Hüte der Mannsperſonen dreyeckigt hoch in die Luft ſtehen, je höher, je ſchöner. Der Kopfputz der Weiber und Jungfrauen ſtand derweil in die Queere, je breiter, je beſſer. Jetzt lacht man der **Baniſe** und des **Hercules**, eben ſo, wie man eines Hageſtolzen lacht, der noch

noch mit hohem Hut, ſteifen Rockſchößen, und ellenlangen herabhangenden Aufſchlägen einhertritt. Anſtatt deſſen trägt man Hütchen, Röckchen, Manſchettchen, lieſt Amourettchen, und buntſchäckigte Romänchen, und wird unter der Hand ſo klein, daß man einen Mann aus dem vorigen Jahrhundert wie einen Rieſen anſieht, der von Grobheit ſtrotzt. Dank ſey's vorab Klopſtock, und ſo die Reihe herunter bis auf — daß ſie dem unteutſchen tändelnden Ton die Spitze geboten, und ihn auf die Neige gebracht haben. Es wird noch einmal eine Zeit kommen, wo man große Hüte tragen, und alſo auch die Baniſe als eine herrliche Antiquität leſen wird.

Die Wirkungen dieſer Lectüre auf Stillings Geiſt waren wunderbar, und gewiß ungewöhnlich: es war etwas in ihm, das ſeltene Schickſale in ſeinem eigenen Leben ahndete: er freute ſich recht auf die Zukunft, faßte Zutrauen zum lieben himmliſchen Vater, und beſchloß großmüthig: ſo gerade zu blindlings dem Faden zu folgen, wie ihn ihm die weiſe Vorſicht in die Hand geben würde. Desgleichen fühlte er einen himmliſchſüßen Trieb, in ſei-

ſeinem Thun und Laſſen recht edel zu ſeyn, eben ſo, wie die Helden in gemeldeten Büchern vorgeſtellet werden. Er laſe dann mit einem recht empfindſam gemachten Herzen die Bibel, und geiſtliche Lebensgeſchichten frommer Leute: als **Gottfried Arnolds Leben der Altväter**, ſeine **Kirchen- und Ketzerhiſtorie** und andere von der Art mehr. Dadurch erhielt nun ſein Geiſt eine höchſt ſeltſame Richtung, die ſich mit nichts vergleichen, und nichts beſchreiben läßt. Alles, was er in der Natur ſahe, jede Gegend idealiſirte er zum Paradies, alles war ihm ſchön, und die ganze Welt beynah ein Himmel. Böſe Menſchen rechnete er mit zu den Thieren, und was ſich halb gut auslegen ließ, das war nicht mehr böſe in ſeinen Augen. Ein Mund, der anders ſprach, als das Herz dachte, jede Ironie, und jede Satyre, war ihm ein Gräuel, alle andre Schwachheiten konnte er entſchuldigen.

Die Frau Schmoll lernte ihn auch immer mehr und mehr kennen, und ſo wuchs auch ihre Liebe zu ihm. Sie bedauerte nichts mehr, als daß er ein Schneider und Schulmeiſter war, beyde Theile waren in ihren Augen ſchlechte

Mittel ans Brod zu kommen; ſie hatte auf ihre Weiſe ganz recht; **Stilling** wußte das ſo gut wie ſie; aber ſeine Nebengeſchäfte gefielen ihr eben ſo wenig, ſie ſagte wohl zuweilen im Scherz: **Entweder der Schulmeiſter kommt noch einſt an meine Thür und bettelt, oder er kommt geritten und iſt zum Herrn geworden, ſo, daß wir uns tief vor ihm bücken müſſen.** Dann präſentirte ſie ihm ihre Schnupftabacksdoſe, klopfte ihm auf die Schulter, und ſagte: Nehmt einmal ein Prieschen, wir erleben noch etwas zuſammen. **Stilling** lächelte dann, nahm's und ſagte: **Der Herr wird's erſehen.** Dieſes währte ſo fort, bis ins zweyte Jahr ſeines Schulamts zu **Preyſingen.** Da fiengen die beyden Mädchen an, ihre Liebe gegen den Schulmeiſter mehr und mehr zu äußern. **Maria** bekam Muth, ſich klärer zu entdecken, und die Hinderniſſe demſelben leichter zu machen; er fühlte recht innig, daß er ſie lieben konnte, aber ihm graute vor den Folgen; daher fuhr er fort, jede Gedanken an ſie zu widerſtehen, doch war er immer ins Geheim zärtlich gegen ſie; es war ihm unmöglich, ſpröde zu ſeyn. **Anna** ſah das, und verzweifelte; ſie entdeckte ſich nicht, ſchwieg und verbiß ihren Gram. Stilling merkte aber davon nichts, er ahndete nicht einmal etwas verdrießliches; ſonſt würde er klug genug geweſen ſeyn, um ihr auch zärtlich zu begegnen. Sie wurde ſtill und melancholiſch; niemand wußte, was ihr fehlte. Man ſuchte ihr allerhand Veränderungen zu machen, aber alles war vergebens. Endlich wünſchte ſie, ihre Tante zu beſuchen, die eine ſtarke Stunde von Preyſingen, nahe bey der Stadt Salen, wohnte. Man erlaubte ihr dieſes gern, und ſie gieng mit einer Magd fort, welche deſſelbigen Abends wiederkam, und verſicherte, daß ſie ganz munter geworden ſey, als ſie bey ihre Freunde gekommen wäre. Nach einigen Tagen fieng man an, ſie zu erwarten; allein, ſie blieb aus, und man hörte und ſahe gar keine Nachricht von da her. Die Frau Schmoll fieng an zu ſorgen, ſie könnte nicht begreifen, wo das Mädchen bliebe, ſie fuhr allemal zuſammen, wenn des Abends die Thür aufgieng, und fürchtete eine Trauerpoſt zu hören. Des folgenden Samſtags Mittags erſuchte ſie den Schulmeiſter, ihr Annchen wieder zu holen, er war nicht abgeneigt dazu, machte ſich fertig und gieng fort.

Es war ſpät im October, die Sonne ſtund niedrig in Süden, an den Bäumen hieng noch da und dort ein grüngelbes Blatt, und ein kältlicher Oſtwind pfiff in den blätterloſen Birken. Er mußte über eine große lange Heide gehen; hier fühlte er ſo etwas Schauderhaftes und Melancholiſches, er dachte die Vergänglichkeit aller Dinge; ihm war's beym Abſchied der ſchönen Natur, wie bey dem Abſchied einer lieben Freundin; allein, ihn ſchreckte auch ein dunkeles Ahnden, ſo, als wenn man beym Mondſchein an einem berüchtigen einſamen Ort vorbeygeht, wo man Geſpenſter vermuthet. Er gieng und kam bey der Tante an. So wie er zur Thür herein trat, hüpfte ihm Anna mit fliegenden Haaren und vernachläßigten Kleidern entgegen, hüpfte ein paarmal um ihn herum und ſagte:

„Du biſt mein lieber Knabe! du liebſt mich
„aber nicht. Wart'! du ſollſt auch kein Blu-
„menſträuschen haben! — So ein Sträus-
„chen — von Blumen, die an Felſen und

„Klip-

„Klippen wachſen, — ſo ein Feldkümmel-
„ſträuschen, das iſt für dich! —“

Stilling erſtarrte, er ſtund und ſagte kein Wort. Die Tante ſah ihn an und weinte, ſie aber hüpfte und tanzte wieder fort, und ſung:

*

Es graſte ein Schäflein am Felſenſtein,
Fand keine ſüße Weide,
Der Schäfer gieng und pflegte nicht ſein,
Das that dem Schäflein ſo leide.

*

Zwey Tage vorher war ſie des Abends vernünftig und geſund zu Bett gegangen, des Morgens aber war ſie eben ſo geweſen, wie ſie Stilling nun fand, niemand konnte die Urſache errathen, woher dieſes Unglück ſeinen Urſprung genommen, der Schulmeiſter ſelber wußte ſie damals noch nicht, bis er ſie hernach aus ihren Reden erfahren hat.

Die ehrliche Frau wollte beyde heute nicht gehen laſſen, ſondern ſie erſuchte Stillingen, die Nacht da zu bleiben, und morgen mit der armen Nichte nach Haus zu gehen; er entſchloß ſich willig dazu, und blieb da.

Des Abends, während dem Eſſen, ſaß ſie ganz ſtill am Tiſch, aß aber ſehr wenig. Stilling fragte ſie: Sage mir, Anna, ſchmeckt dir das Eſſen nicht? Sie antwortete: Ich habe gegeſſen, aber es bekommt mir nicht gut, habe Herzweh! Sie ſah wild aus. Stille! fuhr der Schulmeiſter fort, du mußt ruhig ſeyn; du warſt ſonſt ein ſanftes ruhiges Mädchen, wie iſt das, daß du dich ſo verändert haſt? Du ſiehſt, die Tante weint über dich, thut dir das nicht leid? ich ſelber habe über dich weinen müſſen, beſinne dich doch einmal! du warſt ſonſt nicht, wie du nun biſt, ſey doch wie du ſonſt warſt! Sie verſetzte: Höre! ſoll ich dir ein fein Stückchen erzählen?

„Es war einmal eine alte Frau.

Nun ſtund ſie auf, machte ſich krumm, nahm einen Stock in die Hand, gieng in der Stube herum, und machte die Figur einer alten Frauen ganz natürlich nach.

„Du haſt wohl ehe eine alte Frau ſehn betteln
„gehen. Dieſe alte Frau bettelte auch, und
„wenn ſie etwas bekam, dann ſagte ſie: Gott

„lohn

„ſohn euch! Nicht wahr? ſo ſagen die Bettel-
„leute, wenn man ihnen etwas giebt? — Die
„Bettelfrau kam an eine Thür — an eine
„Thür! — Da ſtund ein freundlicher Schelm
„vom Jungen am Feuer und wärmte ſich —
„Das war ſo ein Junge, als —

Sie winkte den Schulmeiſter an.

„Der Junge ſagte freundlich zu der armen al-
„ten Frauen, wie ſie ſo an der Thür ſtund und
„zitterte: Kommt, Altmutter, und wärmt
„euch! Sie kam herzu.

Nun gieng ſie auch wieder ganz bebend,
kam und ſtand krumm neben Stillingen.

„Sie gieng aber zu nah ans Feuer ſtehn; —
„ihre alte Lumpen fiengen an zu brennen, und
„ſie wards nicht gewahr. Der Jüngling ſtund
„und ſah das. — Er hätt's doch löſchen ſollen,
„nicht wahr, Schulmeiſter? — Er hätt's
„löſchen ſollen?

Stilling ſchwieg. Er wußte nicht, wie
ihm war; er hatte ſo eine dunkle Ahn-
dung, die ihn ſehr melancholiſch machte.
Sie wollte aber eine Antwort haben; ſie
ſagte:

„Nicht wahr, er hätte löſchen ſollen? — Gebt

„mir eine Antwort, ſo will ich auch ſagen:
„Gott lohn euch!

Ja! erwiederte er, er hätte löſchen ſollen. Aber, wenn er nun kein Waſſer hatte, nicht löſchen konnte! — Stilling ſtund auf, er fand keine Ruhe mehr, doch durfte er ſich's nicht merken laſſen.

„Ja! (fuhr Anna fort und weinte) dann „hätte er alles Waſſer in ſeinem Leibe zu den „Augen heraus weinen ſollen, das hätte ſo „zwey hübſche Bächlein gegeben zu löſchen.

Sie kam wieder und ſah ihm ſcharf ins Geſicht; die Thränen ſtunden ihm in die Augen.

„Nun, die will ich dir doch abwiſchen!"

Sie nahm ihr weißes Schnupftüchlein, wiſchte ſie ab, und ſetzte ſich wieder ſtill an ihren Ort. Alle waren ſtill und traurig. Drauf giengen ſie zu Bett.

Stillingen kam kein Schlaf in die Augen; er meynte nicht anders, als wenn ihm das Herz im Leibe für lauter Mitleid und Erbarmen zerſpringen wollte. Er beſann ſich, was da wohl ſeine Pflicht wäre? — Sein Herz ſprach für ſie um Erbarmung, ſein Gewiſſen aber forderte

die

die ſtrengſte Zurückhaltung. Er unterſuchte nun ,welcher Forderung er folgen müßte? Das Herz ſagte: Du kannſt ſie glückſelig machen. Das Gewiſſen aber: Dieſe Glückſeligkeit iſt von kurzer Dauer, und dann folgt ein unabſehlich langes Elend darauf. Das Herz meynte: Gott könnte die zukünftigen Schickſale wohl recht glücklich ausfallen laſſen; das Gewiſſen aber urtheilte: man müßte Gott nicht verſuchen, und nicht von ihm erwarten, daß er, um ein Paar Leidenſchaften zweyer armer Würmer willen, eine ganze Verkettung vieler auf einander folgender Schickſale, wobey ſo viele andre Menſchen intereſſirt ſind, zerreißen und verändern ſolle. Das iſt auch wahr! ſagte Stilling, ſprang aus dem Bett. und wandelte auf und ab, ich will freundlich gegen ſie ſeyn, aber mit Ernſt und Zurückhaltung.

Des Sonntags Morgens begab ſich der Schulmeiſter mit der armen Jungfer auf den Weg. Sie wollte abſolut an ſeinem Arm gehen; er ließ das nicht gern zu, weil es ihm ſehr übel würde genommen worden ſeyn, wenn es ehrbare Leute geſehen hätten. Doch er überwand dieſes Vorurtheil, und führte ſie am

rechten

rechten Arm. Als ſie auf oben gedachte Heide kamen, verließ ſie ihn, ſpazierte umher, und pflückte Kräuter, aber keine grüne, ſondern ſolche, die entweder halb, oder ganz welk und dürre waren. Dabey ſung ſie folgendes Lied.

*

Es ſaß auf grüner Heide,
Ein Schäfer grau und alt :,:
Es graſten auf der Weide
Die Schäflein längs dem Wald.
Sonne, noch einmal, blicke zurücke!

*

Der Schäfer, krumm und müde,
Stieg bey der Heerde her :,:
Und wann die Sonne glühte,
Dann war ſein Gang ſo ſchwer.
Sonne, noch einmal, blicke zurücke!

*

Sein Mädchen jung und ſchöne,
Ein einzigs Töchterlein :,:
War vieler Schäfer-Söhne,
Ihr einz'ger Wunſch allein.
Sonne, noch einmal, blicke zurücke!

*

Doch einer unter allen,
Der edle Faramund :,:
Thät ihr allein gefallen
In ihres Herzens Grund.
Sonne, noch einmal, blicke zurücke!

*

Es hatte ihn gebiſſen
Ein fremder Schäferhund :,:
Sein Fleiſch war ihm zerriſſen,
Sein Fuß war ihm verwundt.
Sonne, noch einmal, blicke zurücke!

*

Sie giengen einmal beyde
Im Walde hin und her :,:
Eins an des andern Seite,
Das Herz war jedem ſchwer.
Sonne, noch einmal, blicke zurücke!

*

Sie kamen nah zur Heide,
Allwo der Vater ſaß :,:
Es trauerten an der Weide
Die Schäflein in dem Gras.
Sonne, noch einmal, blicke zurücke!

*

Auf einem grünen Raſen
Stand Faramund ſtarr und feſt :,:
Die bangen Vögelein ſaßen
Ganz ſtill in ihrem Neſt.
Sonne, noch einmal, blicke zurücke!

*

Er fiel, mit blanken Zähnen,
Sein armes Mädchen an :,:
Sie rief mit tauſend Thränen
Ihn um Erbarmen an.
Sonne, noch einmal, blicke zurücke!

*

Das bange Seelenzagen
Hört nun der Vater bald :,:
Des Mädchens Ach und Klagen
Erſcholl im ganzen Wald.
Sonne, noch einmal, blicke zurücke!

*

Der Vater, ſteif und bebend,
Lief langſam ſtolpernd hin :,:
Er fand ſie kaum mehr lebend,
Ihm ſtarrte Muth und Sinn.
Sonne, noch einmal, blicke zurücke!

*

Der Jüngling kehrte wieder
Von ſeiner Mauren :,:
Und fiele ſterbend nieder,
Zog Lorens Haupt herbey.
Sonne, noch einmal, blicke zurücke!

*

Und unter tauſend Küſſen
Flog hin das Seelenpaar :,:
In matten Thränengüſſen
Entflohn ſie der Gefahr.
Sonne, noch einmal, blicke zurücke!

*

Nun wankt, im Seelenleiden,
Der Vater hin und her :,:
Ihn fliehen alle Freuden,
Kein Sternlein glänzt ihm mehr.
Sonne, noch einmal, blicke zurücke!

*

Stilling mußte ſich mit Gewalt halten, daß er nicht hart weinte und heulte. Sie ſtund oft gegen der Sonne über, ſah ſie zärtlich an, und ſang dann: Sonne, noch einmal, blicke zurücke! Ihr Ton war ſanft, wie

wie einer Turteltauben, wenn ſie vor dem Untergang der Sonne noch einmal girrt. Ich wünſchte, daß meine Leſer nur die ſanfte harmoniſche Melodien dieſes und anderer in dieſer Geſchichte vorkommenden Lieder hätten, ſie würden dieſelben doppelt empfinden; doch werde ich ſie vielleicht dereinſten auch drucken laſſen.

Endlich ſprung ſie wieder an ſeinen Arm, und gieng mit ihm fort. Du weinſt, Faramund! ſagte ſie, aber du beißeſt mich doch nicht, heiß mich Lore, ich will dich Faramund heißen; willſt du? Ja! ſagte Stilling mit Thränen, ſey du Lore, ich bin Faramund. Arme Lore! was wird die Mutter ſagen?

„Hab ihr da ſo ein welkes Sträuschen gebunden, mein Faramund! aber du weinſt?“

Ich weine um Lore.

„Lore iſt ein gutes Mädchen. Biſt du wohl in der Hölle geweſen? Faramund?

Davor bewahr uns Gott!

Nun griff ſie ſeine rechte Hand, legte ſie unter ihre linke Bruſt, und ſagte: Wie's da klopft! — da iſt die Hölle — da gehörſt du hinein, Faramund! — Sie knirſchte auf den

Zähnen, ſahe wild um ſich her. Ja! fuhr ſie fort, du biſt ſchon darinnen! — aber — wie ein böſer Engel! — Hier hielt ſie ein, weinte. Nein, ſagte ſie, ſo nicht, ſo nicht!

Unter dergleichen Reden, die dem guten Stilling ſcharfe Meſſer im Herzen waren, kamen ſie nach Hauſe. So wie ſie über die Schwelle traten, kam Maria aus der Küchen, und die Mutter aus der Stubenthür heraus. Anna flog der Mutter um den Hals, küßte ſie, und ſagte: Ach, liebe Mutter! ich bin nun ſo fromm geworden, ſo fromm, wie ein Engel, und du, Mariechen, magſt ſagen, was du willſt, (ſie drauete ihr mit der Fauſt) du haſt mir meinen Schäfer genommen, du weideſt da in guter Ruh. — Aber, kannſt du das Liedchen:

Es graſte ein Schäflein am Felſenſtein?

Sie hüpfte in die Stube und küßte alle Menſchen, die ſie ſahe. Frau Schmoll und Maria weinten laut. Ach! was muß ich erleben! ſagte die gute Mutter, und heulte laut. Stilling erzählte indeſſen alles, was er von der Tante gehört hatte, und trauerte herzlich um ſie. Seine Seele, die ohnehin ſo empfindſam war, verſunk in tiefen Kummer. Denn er ſah nunmehr wohl ein, woher das Unglück entſtanden war, und doch durfte er keinem Menſchen ein Wörtchen davon ſagen. Maria merkte es auch, ſie ſpiegelte ſich an ihrer Schweſter, und zog ihr Herz allmählig von Stilling ab, indem ſie andern braven Jünglingen Gehör gab, die um ſie wurben. Indeſſen brachte man die arme Anna oben im Hauſe auf ein Zimmer, wo man eine alte Frau bey ſie that, die auf ſie Acht haben, und ihrer warten mußte. Sie wurde zuweilen ganz raſend, ſo, daß ſie alles zerriß, was ſie nur zu faſſen bekam; man rief alsdann den Schulmeiſter, weil man keine andre Mannsperſon, außer dem Knecht, im Hauſe hatte: dieſer konnte ſie bald zur Ruhe bringen, er hieß ſie nur Lore, dann hieß ſie ihn Faramund, und war ſo zahm, wie ein Lämmchen.

Ihr gewöhnlicher Zeitvertreib beſtund darinnen, daß ſie eine Schäferin vorſtellte; und dieſe Idee muß bloß von obigem Lied hergekommen ſeyn, denn ſie hatte gewiß keine Schäfergeſchichte, oder Idyllen geleſen, ausgenommen einige Lieder, welche von der Art in

Schmolls Hauſe gäng und gäbe waren. Wenn man zu ihr hinauf kam, ſo hatte ſie ein weißes Hemd über ihre Kleider angezogen, und einen rund um abgezügelten Mannshut auf dem Kopf. Um den Leib hatte ſie ſich mit einem grünen Band gegürtet, deſſen lang herabhangendes Ende ſie ihrem Schäferhund, den ſie Phylax hieß, und der niemand anders als ihre Aufwärterinn war, um den Hals gebunden hatte. Das gute alte Weib mußte auf Händen und Füßen herumkriechen, und ſo gut bellen, als ſie konnte, wenn ſie von ihrer Gebieterinn gehetzt wurde; öſters wars mit dem Bellen nicht genug, ſondern ſie mußte ſogar einen oder den andern ins Bein beißen. Zuweilen war die Frau müde, die Hundsrolle zu ſpielen, allein ſie bekam alsdenn derbe Schläge, denn Anna hatte beſtändig einen langen Stab in der Hand; indeſſen ließ ſich die gute Alte gern dazu gebrauchen, weilen ſie Anna damit ſtillen konnte, und nebſt gutem Eſſen und Trinken einen ſchönen Lohn bekam.

Dieſes Elend dauerte nur einige Wochen. Anna kam wieder zu ſich ſelbſt, ſie bedauerte ſehr den Zuſtand, worinn ſie geweſen war, wurde vorſichtiger und vernünftiger als vorhin, und Stilling lebte wieder neu auf, beſonders als er nun merkte, daß er zweyen ſo gefährlichen Klippen entgangen war. Unterdeſſen entdeckte niemand in der Familie jemalen, was die wahre Urſache von Annens Unfall geweſen war.

Stilling beſorgte ſeine Schule unverdroſſen fort; doch ob er gleich Fleiß anwandte, ſeinen Schülern Wiſſenſchaften beyzubringen, ſo fanden ſich doch ziemlich viele unter ſeinen Bauern, die ihm begonnten, recht feind zu werden. Die Urſache davon iſt nicht zu entwickeln; Stilling war einer von denen Menſchen, die niemand gleichgültig ſind, entweder man mußte ihn lieben, oder man mußte ihn haſſen; die erſtern ſahen auf ſein gutes Herz, und vergaben ihm ſeine Fehler gern; die andern betrachteten ſein gutes Herz als dumme Einfalt, ſeine Handlungen als Fuchsſchwänzereyen, und ſeine Gaben als Prahlſucht. Dieſe wurden ihm unverſöhnlich feind, und je mehr er ſie, ſeinem Charakter gemäß, mit Liebe zu gewinnen ſuchte, je böſer ſie wurden; denn ſie glaubten nur, es ſey bloß Schmeicheley von ihm, und wurden ihm

ihm mit deſto feindſeeliger. Endlich begieng er eine Unvorſichtigkeit, die ihn vollends um die Preyſinger Schule brachte, wie gut die Sache auch an ſeiner Seiten gemeynt war.

Er band ſich nicht gern an die alte gewöhnliche Schulmethode, ſondern ſuchte allerhand Mittel hervor, um ſich und ſeine Schüler zu beluſtigen; deswegen erſann er täglich etwas neues. Sein erfinderiſcher Geiſt fand vielerley Wege, dasjenige, was die Kinder zu lernen hatten, ihnen ſpielend beyzubringen. Viele ſeiner Bauern ſahen es als nützlich an, andere betrachteten es als Kindereyen, und ihn als einen Stocknarren. Beſonders aber fieng er ein Stück an, das allgemeines Aufſehen machte. Er ſchnitte weiße Blätter in der Größe wie Karten; dieſe bezeichnete er mit Nummern; die Nummern bedeuteten diejenigen Fragen des Heydelbergiſchen Catechismus, welche die nehmliche Zahl hatten; dieſe Blätter wurden von vier oder fünf Kindern gemiſcht, ſo viel ihrer zuſammen ſpielen wollten, alsdann wie Karten umgegeben und geſpielt; die größere Nummer ſtach immer die kleinere ab; derjenige, welcher am letzten die höchſte Nummer hatte, brauch-

brauchte nur die Frage zu lernen, die ſeine Nummer anwies, und wenn er ſie ſchon vorhin gekonnt hatte, ſo lernte er nichts bis den andern Tag, die andern aber mußten lernen, was ſie vor Nummern vor ſich liegen hatten, und ihr Glück beſtand darin, wenn ſie viele der Fragen wußten, die ihnen in ihren Nummern zugefallen waren. Nun hatte Stilling zuweilen das Kartenſpielen geſehen, und auch ſein Spiel davon abſtrahirt, allein er verſtand gar nichts davon, doch wurde es ihm ſo ausgelegt und die ganze Sache ſeinem Vetter, dem Herrn Paſtor Goldmann, auf der ſchlimmſten Seite vorgetragen.

Dieſer vortrefliche Mann liebte Stillingen von Herzen, und ſeine Unvorſichtigkeit ſchmerzte ihn aus der Maaßen; er ließ den Schulmeiſter zu ſich kommen, und ſtellte ihn wegen dieſer Sache zur Rede. Stilling erzählte ihm alles freymüthig, zeigte ihm das Spiel vor und überführte ihn von dem Nutzen, den er dabey verſpühret hatte. Allein Herr Goldmann, der die Welt beſſer kannte, ſagte ihm: „Mein „lieber Vetter! man darf heutiges Tages ja „nicht bloß auf den Nutzen einer Sache ſehen,

„ſondern man muß auch allezeit wohl erwägen,
„ob die Mittel, dazu zu gelangen, den Beyfall
„der Menſchen haben, ſonſt erndtet man Stank
„für Dank, und Hohn für Lohn; ſo gehts euch
„jetzt, und eure Bauern ſind ſo aufgebracht,
„daß ſie euch nicht länger als bis Michaelis
„behalten wollen; ſie ſind Willens, wenn ihr
„nicht gutwillig abdankt, die ganze Sache
„dem Inſpector anzuzeigen, und ihr wißt, was
„der vor ein Mann iſt. Nun wär es doch
„Schade, wenn die Sache ſo weit getrieben
„würde; weilen ihr alsdann hier im Lande nie
„wieder Schulmeiſter werden könntet; ich rathe
„euch deswegen, danket ab! und ſagt heute
„noch eurer Gemeinde, ihr wäret des Schulhaltens
„müde, ſie möchten ſich einen andern
„Schulmeiſter wählen. Ihr bleibt alsdann
„in Ehren, und es wird nicht lange währen, ſo
„werdet ihr eine beſſere Schule bekommen, als
„dieſe, die ihr bedient habt. Ich werde euch
„indeſſen lieb haben, und ſorgen, daß ihr
„glücklich werden mögt, ſo viel ich nur kann.“

Dieſe Rede drung Stilling durch Mark und Bein, er wurde blaß und die Thränen ſtunden ihm in die Augen. Er hatte ſich die

Sache vorgeſtellt, wie ſie war, und nicht, wie ſie ausgelegt werden könnte; doch ſah er ein, daß ſein Vetter ganz recht hatte; er war nun abermal gewitzigt, und er nahm ſich vor, in Zukunft äußerſt behutſam zu ſeyn. Doch bedauerte er bey ſich ſelber, daß ſeine mehreſten Amtsbrüder mit weniger Geſchicklichkeit und Fleiß doch mehr Ruhe und Glück genöſſen, als er, und er begonnte einen dunklen Blick in die Zukunft zu thun, was doch wohl der himmliſche Vater noch mit ihm vorhaben möchte. Als er nach Haus kam, kündigte er mit inniger Wehmuth ſeiner Gemeinde an, daß er abdanken wollte. Der größte Theil erſtaunte, der böſeſte Theil aber war froh, denn ſie hatten ſchon jemand im Vorſchlag, der ſich beſſer zu ihren Abſichten ſchickte, und nun hinderte ſie niemand mehr, dieſelben zu erreichen. Die Frau Schmoll und ihre Töchter konnten ſich am übelſten darum finden, denn erſtere liebte ihn, und die beyden letztern hatten ihre Liebe in eine herzliche Freundſchaft verwandelt, die aber doch gar leicht wieder hätte in erſtern Brand gerathen können, wenn er ſich zärtlicher gegen ſie ausgelaſſen, oder daß ſich eine andere Möglichkeit den erwünſchten Zweck erreichen geäußert hätte. Sie weinten alle drey, und fürchteten den Tag des Abſchiedes, doch der kam mehr als zu früh. Die Mädchen verſunken in ſtummen Schmerz, Frau **Schmoli** aber weinte; **Stilling** gieng wie ein Trunkener; ſie hielten an ihm an, ſie oft zu beſuchen; er verſprach das, und taumelte wieder Mitternachtwärts den Berg hinauf; auf der Höhe ſah er ſich nochmals nach ſeinem lieben **Preyſingen** um, ſetzte ſich hin und weinte. Ja! dachte er: Lampe ſingt wohl recht: **Mein Leben iſt ein Pilgrimſtand** — Da geh ich ſchon das drittemal wieder an das Schneider Handwerk, wann ehr mag es doch wohl endlich Gott gefallen, mich beſtändig glücklich zu machen! hab ich doch keine andere Abſicht, als ein rechtſchaffener Mann zu werden. Nun befahl er ſich Gott, und wanderte mit ſeinem Bündel auf Leindorf zu.

Nach dem Verlauf zweyer Stunden kam er daſelbſt an. **Wilhelm** ſah ihn zornig an, als er zur Thür hinein trat; das gieng ihm durch die Seele, ſeine Mutter aber ſah ihn gar nicht an, er ſetzte ſich hin und wußte nicht, wie ihm war. Endlich fieng ſein Vater an:

„Biſt du wieder da, ungerathener Junge? ich hab mir eitle Freude deinetwegen gemacht, was helfen dich deine brodloſen Künſte? — das Handwerk iſt dir zuwider, ſitzeſt da ſeufzen und ſeufzen, und wenn du Schulmeiſter biſt, ſo wills nirgend fort. Zu Zellberg warſt' ein Kind und hatteſt kindiſche Anſchläge, darum gab man dir was zu; zu Dorlingen warſt' ein Schuhputzer, ſogar kein Salz und Kraft haſt' bey dir; hier zu Leindorf ärgerteſt du die Leute mit Sächelchen, die weder dir noch andern nutzen, und zu Preyſingen mußt d' entfliehen, um ſo eben deine Ehre zu retten. Was willſt' nun hier machen? — Du mußt Handwerk und Feldarbeit ordentlich verrichten, oder ich kann dich nicht brauchen.“ Stilling ſeufzte tief und antwortete: Vater! ich fühl es in meiner Seelen, daß ich unſchuldig bin, ich kann mich aber nicht rechtfertigen; Gott im Himmel weiß alles! ich muß zufrieden ſeyn, was er über mich verhängen wird. Aber:

Endlich wird das frohe Jahr
Der erwünſchten Freyheit kommen!

Es wäre doch entſetzlich, wenn mir Gott Triebe und Neigungen in die Seele gelegt hätte, und ſeine Vorſehung weigerte mir, ſo lang ich lebe, die Befriedigung derſelben!

Wilhelm ſchwieg, und legte ihm ein Stück Arbeit vor. Er ſetzte ſich hin und fieng wieder an zu arbeiten; er hatte ein ſo gutes Geſchicke darzu, daß ſein Vater oft zu zweifeln anfieng, ob er nicht gar von Gott zum Schneider beſtimmt ſey? Dieſer Gedanke aber war Stillingen ſo unerträglich, daß ſich ſeine ganze Seele dagegen empörete; er ſagte dann auch wohl zuweilen, wenn Wilhelm ſo etwas vermuthete: Ich glaube nicht, daß mich Gott in dieſem Leben zu einer beſtändigen Hölle verdammet habe.

Es war nunmehro Herbſt, und die Feld-Arbeit mehrentheils vorbey, daher mußte er faſt immer auf dem Handwerk arbeiten, und dieſes war ihm auch lieber, ſeine Glieder konnten es beſſer aushalten. Dennoch aber fand ſich ſeine tiefe Traurigkeit bald wieder, er war, wie in einem fremden Lande, von allen Menſchen verlaſſen. Dieſes Leiden hatte ſo etwas ganz beſonders und unbeſchreibliches; das einzige,

was

was ich nie habe begreifen können, war dieſes: So bald die Sonne ſchien, fühlte er ſein Leiden doppelt, das Licht und Schatten des Herbſtes brachte ihm ein ſo unausſprechliches Gefühl in ſeine Seele, daß er für Wehmuth zu vergehen glaubte, hingegen wenn es regnigt Wetter und ſtürmiſch war, ſo befand er ſich beſſer, es war ihm, als wenn er in einer dunkſen Felſenkluft ſäße, er fühlte dann eine verborgene Sicherheit, wobey es ihm wohl war. Ich hab unter ſeinen alten Papieren noch einen Aufſatz gefunden, den er dieſen Herbſt im October an einem Sonntag Nachmittag verfertiget hat; es heißt unter andern darinnen:

*

Gelb iſt die Trauerfarbe
Der ſterbenden Natur,
Gelb iſt der Sonnenſtral;
Er kömmt ſo ſchief aus Süden,
Und lagert ſich ſo milde
Längs Feld und Berge hin;
Die kalte Schatten wachſen,
Auf den erblaßten Raſen
Wirds grau von Froſt und Reif,

Der

Der Oſt iſt ſcharf und herbe,
Er ſtößt die falben Blätter,
Sie rieſeln auf den Froſt u. ſ. w.

*

An einem andern Ort heißt es:

*

Wenn ich des Nachts erwache,
So heults im Loch der Eulen,
Die Eiche ſauſt im Wind.
Es klappern an den Wänden
Die halb verfaulten Bretter,
Es raſt der wilde Sturm.
Dann iſts mir wohl im Dunkeln,
Dann fühl ich tiefen Frieden,
Dann iſts mir traurig wohl u. ſ. w.

*

Wenn ſein Vater guter Laune war, ſo daß er ſich in etwa an ihn entdecken durfte, ſo klagte er ihm zuweilen ſein inneres trauriges Gefühl. Wilhelm lächelte dann und ſagte: „Das iſt „etwas, welches wir Stillinge nicht kennen, „das haſt du von deiner Mutter geerbt. Wir „ſind immer gut Freund mit der Natur, ſie „mag grün, gelb, oder weiß ausſehen; wir

„denken dann, das muß ſo ſeyn, und es gefällt uns. Aber deine ſelige Mutter hüpfte und tanzte im Frühling, im Sommer war ſie munter und geſchäftig, im Anfang des Herbſts fieng ſie an zu trauren, bis Weihnachten weinte ſie, und dann fieng ſie an zu hoffen, und die Tage zu zählen, im März lebte ſie ſchon bald wieder auf.“ Wilhelm lächelte, ſchüttelte den Kopf und ſagte: Es ſind doch beſondere Dinge! — Ach! ſeufzte dann **Henrich** oft in ſeinem Herzen: möchte ſie noch leben, ſie würde mich am beſten verſtehen! —

Zuweilen fand Stilling ein Stündchen, das er zum Leſen verwenden konnte, und dann dauchte ihm, als wenn er noch einen fernen Nachgeſchmack von den vergangenen ſeeligen Zeiten genöſſe, allein es war nur ein vorbeyeilender Genuß. Um ihn her wirkten eitel froſtige Geiſter, er fühlte das beſtändige Treiben des Geldhungers, und der frohe ſtille Genuß war verſchwunden. — Er beweinte ſeine Jugend, und trauerte um ſie, wie ein Bräutigam um ſeine erblaßte Braut. Allein das alles half nichts, klagen durfte er nicht; und ſein Weinen brachte ihm nur Vorwürfe.

Doch hatte er einen einzigen Freund zu **Leindorf**, der ihn ganz verſtund, und dem er alles klagen konnte. Dieſer Menſch hieß **Caſpar**, und war ein Eiſenſchmelzer, eine edle Seele, warm für die Religion, mit einem Herzen voller Empfindſamkeit. Der November hatte noch ſchöne Herbſttage, deswegen giengen **Caſpar** und **Stilling** Sonntags Nachmittags ſpazieren, alsdann floſſen ihre Seelen in einander über; beſonders hatte **Caſpar** eine veſte Ueberzeugung in ſeinem Gemüth, daß ſein Freund **Stilling** vom himmliſchen Vater zu weit was anders, als zum Schulhalten und Schneiderhandwerk beſtimmt ſey: er konnte das ſo unwiderſprechlich darthun, daß **Stilling** ruhig und großmüthig beſchloß, alle ſeine Schickſale geduldig zu ertragen. Um Weihnachten blickte ihn das Glück wieder freundlich an. Die **Kleefelder** Vorſteher kamen, und beriefen ihn zu ihrem Schulmeiſter; dieſes war nun die beſte und ſchönſte Capellenſchule im ganzen Fürſtenthum **Salen**. Er wurde wieder ganz lebendig, dankte Gott auf den Knien, und zog hin. Sein Vater gab ihm beym Abſchied die treuſten Ermahnungen, und er ſelber

that,

that, ſo zu ſagen, ein Gelübde, jetzt alle ſeine Geſchicklichkeit und Wiſſenſchaft anzuwenden, um im Schulhalten den höchſten Ruhm davon zu tragen. Die Vorſteher giengen mit ihm nach Salen, und er wurde daſelbſt vor dem Conſiſtorium von dem Inſpector Meinhold beſtättiget.

Mit dieſem veſten Entſchluß trat er mit dem Anfang des 1760ſten Jahrs, im zwanzigſten ſeines Alters, dieſes Amt wiederum an, und bediente daſſelbe mit ſolchem Ernſt und Eifer, daß es rund umher bekannt wurde, und alle ſeine Feinde und Mißgönner fiengen an zu ſchweigen, ſeine Freunde aber zu triumphiren. er beharrte auch in dieſer Treue, ſo lange er da war. Dem ohngeachtet ſetzte er doch ſeine Lectüre in den übrigen Stunden fort. Das Clavier und die Mathematik waren ſein Hauptwerk; indeſſen wurden doch Dichter und Romanen nicht vergeſſen. Gegen das Frühjahr wurde er mit einem Amts-Collegen bekannt, der Graſer hieß, und das Thal hinauf, eine ſtarke halbe Stunde weit von Kleefeld, auf dem Dorf Klinhofen, Schul hielt. Dieſer Menſch war einer von denjenigen, die immer

mi

mit vielbedeutender Miene ſtillſchweigen, und im Verborgenen handeln.

Ich hab oft Luſt gehabt, die Menſchheit zu claſſificiren, und da möcht ich die Claſſe, worunter **Graſer** gehörte, die launigte nennen. Die beſten Menſchen darinnen ſind ſtille Beobachter ohne Gefühl, die mittelmäßige ſind Dockmäuſer, die ſchlechteſten Spionen und Verräther. **Graſer** war freundlich gegen **Stilling**, aber nicht vertraulich. **Stilling** hingegen war beydes, und das gefiel jenem, er beobachtete gern andere im Lichte, ſtund aber dagegen ſelber lieber im Dunklen. Um nun **Stillingen** recht zum Freund zu behalten, ſo ſprach er immer von großen Geheimniſſen, er verſtund magiſche und ſympathetiſche Kräfte zu regieren, und einsmals vertraute er **Stillingen** unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit, daß er die erſte Materie des Steins der Weiſen recht wohl kenne; **Graſer** ſah dabey ſo geheimnißvoll aus, als wenn er würklich das große Univerſal ſelber beſeſſen hätte. **Stilling** vermuthete es, und **Graſer** leugnete es auf eine Art, die jenen vollends überzeugte, daß er gewiß den Stein der Weiſen habe; dazu kam noch, daß Graſer immerfort ſehr viel Geld hatte, weit mehr, als ihm ſeine Umſtände einbringen konnten. Stilling war überaus vergnügt wegen dieſer Bekanntſchaft, ja er hoffte ſogar, dereinſt durch Hülfe ſeines Freundes ein Adeptus zu werden. Graſer liehe ihm die Schriften des Baſilius Valentinus. Er laſe ſie ganz aufmerkſam durch, und als er hinten an den Proceß aus dem Ungariſchen Vitriol kam, da wußte er gar nicht, wie ihm ward. Er glaubte würklich, er könnte nun den Stein der Weiſen ſelber machen. Er bedachte ſich eine Weile, nun fiel ihm ein, wenn der Proceß ſo ganz vollkommen richtig wäre, ſo müßte ihn ja ein jeder Menſch machen können, der nur das Buch hätte.

Ich kann verſichern, daß Stillings Neigung zur Alchymie niemalen den Stein der Weiſen zum Zweck hatte; wenn er ihn gefunden hätte, ſo wärs ihm lieb geweſen; ſondern ein Grundtrieb in ſeiner Seelen, wovon ich bis dahin noch nichts geſagt habe, fieng an ſich bey reiferen Jahren zu entwickeln, und der war ein unerſättlicher Hunger nach Erkenntniß der erſten Urkräfte der Natur. Damalen wußte er noch nicht, welchen Namen er dieſer Wiſſenſchaft beylegen ſollte. Das Wort Philoſophie ſchien ihm was anders zu bedeuten; dieſer Wunſch iſt noch nicht erfüllt, weder Neuton noch Leibnitz, noch jeder anderer hat ihm Genüge thun können; doch hat er mir geſtanden, daß er jetzt auf der wahren Spur ſey, und daß er zu ſeiner Zeit damit ans Licht treten werde.

Damalen ſchien ihm die Alchymie der Weg dahin zu ſeyn, und deswegen laſe er alle Schriften von der Art, die er nur auftreiben konnte. Allein es war etwas in ihm, das immerfort rief: Wo iſt der Beweis, daß es wahr iſt? — Er erkannte nur drey Quellen der Wahrheit. Erfahrung, mathematiſche Ueberführung, und die Bibel, und alle drey Quellen wollten ihm gar keinen Aufſchluß in der Alchymie geben, deswegen verließ er ſie vor die Zeit ganz.

Einsmals beſuchte er ſeinen Freund Graſer an einem Samſtag Nachmittag; er fand ihn allein auf der Schule ſitzen, allwo er etwas ausſtach, das einem Petſchaft ähnlich war. Stilling fragte: Herr College! was machen ſie da?

„Ich ſtech ein Petſchaft.

Laſſen Sie mich doch ſehen, das iſt ja feine Arbeit!

„Es gehört vor den Herrn von N. Hören „Sie, mein Freund Stilling! ich wollte Ihnen „gern helfen, daß Sie ohne den Schulſtaub und „die Schneiderey an Brod kommen könnten. „Ich beſchwöre Sie bey Gott, daß Sie mich „nicht verrathen wollen.“

Stilling gab ihm die Hand darauf, und ſagte: Ich werde Sie gewiß nicht verrathen.

„Nun ſo hören Sie! ich hab ein Geheimniß; „ich kann Kupfer in Silber verwandeln; ich „will Sie in Compagnie nehmen, und Ihnen die „Hälfte von dem Gewinn geben; indeſſen ſollen Sie zuweilen einige Tage heimlich verreiſen, und das Silber an gewiſſe Leute zu veräuſſern ſuchen.

Stilling ſaß und dachte der Sache nach; der ganze Vortrag gefiel ihm nicht, denn erſtlich gieng ſein Trieb nicht dahin, viel Geld zu erwerben, ſondern nur Erkenntniß der Wahrheit und Wiſſenſchaften zu erlangen, und Gott und dem Nächſten damit zu dienen; und vors zweyte, ſo kam ihm bey ſeiner geringen Welt-

kenntkänntniß die ganze Sache doch verdächtig vor; denn je mehr er nach dem Pettſchaft blickte, je mehr wurde er überzeugt, daß es ein Münz-Stempel ſey. Es fieng ihm daher an zu grauen, und er ſuchte Gelegenheit, von dem Schulmeiſter Graſer abzukommen, indem er ihm ſagte, er wolle nach Haus gehen, und die Sache näher überlegen.

Nach einigen Tagen entſtund ein Allarm in der ganzen Gegend: die Häſcher waren des Nachts zu Kleinhoven geweſen, und hatten den Schulmeiſter Graſer aufheben wollen, er war aber ſchon entwiſcht, er iſt hernach nach Amerika gegangen, und man hat weiter nichts von ihm gehört. Seine Mitſchuldigen aber wurden gefangen, und nach Verdienſt geſtraft. Er war eigentlich ſelber der rechte Künſtler geweſen; und gewiß mit dem Strang belohnt worden, wenn man ihn ertappt hätte.

Stilling erſtaunte über die Gefahr, in welcher er geſchwebt hatte, und dankte Gott von Herzen, daß Er ihn bewahrt hatte.

So lebte er nun ganz vergnügt fort, und glaubte gewiß, daß die Zeit ſeiner Leiden zu Ende ſey; in der ganzen Gemeinde fand ſich kein Menſch, der etwas widriges von ihm geſprochen hätte, alles war ruhig; aber welch ein Sturm folgte auf dieſe Windſtille! Er war bald drey Viertel Jahr zu Kleefeld geweſen, als er eine Vorladung bekam, den künftigen Dienſtag Morgens um neun Uhr, vor dem fürſtlichen Conſiſtorium zu Salen zu erſcheinen. Er verwunderte ſich über dieſen ungewöhnlichen Vorfall; doch fiel ihm gar nichts widriges ein: vielleicht, dachte er, ſind neue Schulverordnungen beſchloſſen, die man mir und andern vortragen will. Und ſo gieng er ganz ruhig am beſtimmten Tage nach Salen hin.

Als er ins Vorzimmer der Conſiſtorialſtube trat, ſo fand er da zween Männer aus ſeiner Gemeinde ſtehen, von denen er nie gedacht hatte, daß ſie ihm widerwärtig wären. Er fragte ſie, was vorgienge? Sie antworteten; wir ſind vorgeladen, und wiſſen nicht warum; indeſſen wurden ſie alle drey hinein gefodert.

Oben am Fenſter ſtand ein Tiſch; auf der einen Seite deſſelben ſaß der Präſident, ein großer Rechtsgelehrter; er war klein von Statur, länglicht und mager von Geſicht, aber

ein

ein Mann von einem vortreflichen Character, voller Feuer und Leben. Auf der andern Seiten des Tiſches ſaß der Inſpector **Weinhold**, ein dicker Mann mit einem vollen länglichten Geſicht; das große Unterkinn ruhte ſehr majeſtätiſch auf dem feinen wohlgeglätteten und geſteiften Kragen, damit er nicht ſo leicht wund werden möchte; er hatte eine vortrefliche weiße und ſchöne Perrücke auf dem Haupt, und ein ſeidener ſchwarzer Mantel hieng ſeinen Rücken herunter; er hatte hohe Augbraunen und wenn er jemand anſahe, ſo zog er die untern Augenlieder hoch in die Höhe, ſo daß er beſtändig blinzelte. Die Abſätze an ſeinen Schuhen krachten, wenn er drauf trat, und er hatte ſich angewöhnt, er mochte ſtehen oder ſitzen, immerfort wechſelsweiſe auf die Abſätze zu treten, und ſie krachen zu laſſen. So ſaßen die beyden Herren da, als die Partheyen hereintraten. Der Secretarius aber ſaß hinter einem langen Tiſch, und guckte über einen Haufen Papier hervor. **Stilling** ſtellte ſich unten an den Tiſch, die beyden Männer aber ſtunden gegen über an der Wand.

Der Jnſpector räusperte ſich, drehte ſich gegen die Männer, und ſprach:

„Jſt das air Schoolmaiſter?

Ja, Herr Oberprediger!

„So! arácht! Ihr ſayd alſo der School„maiſter von Kleefeld?

Ja! ſagte Stilling.

„'r ſayd mer ain ſchóner Kerl! wárt „wárth, daß man aich aus dem Land paitſchte!

Sachte! ſachte! redete der Práſident ein, audiatur et altera pars.

„Herr Práſident! das k'hórt ad forum „eccleſiaſticum. Sie habá da nichts z' ſagá.

Der Práſident ergrimmte und ſchwieg. Der Jnſpector ſahe Stilling verächtlich an, und ſagte:

„Wie 'r da ſtáth, der ſchlechte Menſch!“

Die Mánner lachten ihn hóniſch aus. Stilling konnte das gar nicht ertragen, er hatte auf der Zunge, er wollte ſagen: wie Chriſtus vor dem Hohenprieſter! allein er nahms wieder zurück, trat näher, und ſagte: was hab ich gethan? Gott iſt mein Zeuge, ich bin unſchuldig! Der Jnſpector lachte hóniſch, und erwiederte:

„Als

„Als wenn'r nit wüßt, was'r ſelbſtan be„ganga hat! fragt air K'wiſſa:

Herr Inſpector! mein Gewiſſen ſpricht mich frey, und der, der da recht richtet, auch: was hier geſchehen wird, weiß ich nicht.

„Schwaigt 'r Gottloſer! — ſagt mer, Ker„chäälteſter, was iſt aire Klage?

Herr Oberprediger! wir habens heut vierzehn Tage protocolliren laſſen.

„Aracht's iß wahr!“

Und dieſes Protocoll, ſagte **Stilling**, muß ich haben!

„Was wollt'r? Nain! ſollt's nit habä!

C'eſt contre l'ordre du prince! verſetzte der Präſident, und gieng fort.

Der Inſpector dictirte nun und ſagte: „Schraibt, Secretär! Hait erſchienä N. N. Ker„chäälteſter von Kleefeld, und N. N. ainwahner „daſelſt, cantra ihren Schoolmaiſter **Stilling**, „Kläger beziehä ſich of variges Protocoll. Der „Schoolmaiſter begährte extractum protocolli, „wird'm aber aus giltigä Obrſachä abg'ſchlagä.

Nun krachte der Inſpector noch ein paarmal auf den Abſätzen, ſtemmte die Hände in die Seiten, und ſprach:

„Könnt nu nacher Haus geh!“ Sie giengen alle drey fort.

Gott weiß es, daß die Erzählung wahr, und würklich ſo paſſirt iſt! Schande wärs für mich, der Proteſtantiſchen Kirche einen ſolchen Theologen anzudichten. Schande für mich! wenn Weinhold noch eine gute Seite gehabt hätte. — Aber! — Ein jeder junger Theologe ſpiegele ſich doch an dieſem Exempel, und denke: wer da will unter euch der Größte ſeyn, der ſey der Geringſte.

Stilling war ganz betäubt, er begriff von allem, was er gehört hatte, nicht ein Wort. Die ganze Scene war ihm ein Traum, er kam nach Kleefeld ohne zu wiſſen wie. So bald er da anlangte, gieng er in die Capelle, und zog die Glocke; dieſes war das Zeichen, wenn die Gemeinde in einem außerordentlichen Nothfall ſchleunig zuſammen berufen werden ſollte. Alle Männer kamen eiligſt bey der Capelle auf einem grünen Platz zuſammen. Nun erzählte ihnen Stilling den ganzen Vorfall umſtändlich. Da ſahe man recht, wie die verſchiedene Temperamente der Menſchen bey einerley Urſache verſchieden wirken; einige raſten, die andern waren launigt, noch andere waren betrübt, und wieder andere waren wohl bey der Sache; dieſe rückten den Hut aufs Ohr, und rieſen: kein T... ſoll uns den Schulmeiſter nehmen! Unter all dieſem Gewirre hatte ſich ein junger Menſch, Namens Rehkopf, weggeſchlichen, er ſetzte im Wirthshaus eine Vollmacht auf, mit dieſem Papier in der Hand kam er in die Thür, und rief: **wer Gott und den Schulmeiſter liebt, der komme her, und unterſchreibe ſich!** Da gieng nun der ganze Trupp etwa hundert Bauern hinein, und unterſchrieben ſich. Noch denſelben Tag gieng **Rehkopf** mit zwanzig Bauern nach **Salen** und zum Inſpector.

Rehkopf klopfte oder ſchellte nicht an der Thür des Pfarrhauſes, ſondern gieng gerade hinein, die Bauern hinter ihm her; im Vorhaus begegnete ihm der Knecht. Wohin? ihr Leute! rief er: wart! ich will euch melden! **Rehkopf** verſetzte: geh, fülle deine Weinflaſche! wir können uns ſelber melden; und ſo klotzten die zwey und vierzig Füſſe die Treppe hinauf, und gerade ins Zimmer des Inſpectors. Dieſer ſaß da im Lehnſeſſel, er hatte einen damaſtenen ſlenen Schlafrock an, eine baumwollene Mütze auf dem Kopf, und eine feine Leydiſche Kappe drüber, dabey trunk er ſo ganz genüglich ſeine Taſſe Schocolade. Er erſchrack, ſetzte ſeine Taſſe hin und ſagte:

„Gott! — ihr Lait — was wollt'r?

Rehkopf antwortete: wir wollen hören, ob unſer Schulmeiſter ein Mörder, ein Ehebrecher oder ein Dieb iſt?

„Behüt Gott! wer ſagt das?

Herr! Sie ſagens oder laſſens, Sie behandeln ihn ſo. Entweder Sie ſollen ſagen und beweiſen, daß er ein Miſſethäter iſt, und in dem Fall wollen wir ihn ſelbſt abſchaffen, oder Sie ſollen uns Genugthuung für ſeine Schmach geben, und in dieſem Fall wollen wir ihn behalten. Sehen Sie hier unſre Vollmacht.

„Waiſt ämahl her!“ Der Inſpector nahm ſie, und faßte ſie an, als wenn er ſie zerreiſſen wollte. Rehkopf trat hinzu, nahm ſie ihm aus der Hand, und ſprach: Herr! laſſen Sie ſich das vergehn! Sie verbrennen, weiß Gott! die Finger, und ich auch!

„Ihr trotzt mer in main Haus?

Wie Sie's nehmen, Herr! Trotz oder nicht!

Der Inſpector zog gelindere Saiten auf, und ſagte: „Lieba Lait! ihr wißt nit, was air „Schulmaiſter vor'n ſchlechter Menſch is, laſt „mich doch macha!

Eben das wollen wir wiſſen, ob er ein ſchlechter Menſch iſt, verſetzte Rehkopf.

„Schräckliche Dinge! Schräckliche Dinge! „hab ich von dem Karl k'hört.

Kann ſeyn! ich hab auch gehört, daß der Herr Inſpector ſternvoll beſoſſen geweſen, als er letzthin zu Kleefeld Capellenviſitation gehalten.

„Was! Was! wer ſagt das? wollt'r —

Still! Still! ich habs gehört, der Herr Inſpector richtet nach Hörenſagen, ſo darf ichs auch.

„Wart, ich will euch lärnä.

Herr! ſie lernen mich nichts, und was das Vollſaufen betrifft, Herr! — ich ſtund dabey, wie Sie auf der andern Seite vom Pferd herunterfielen, als man Sie auf der einen hinauf gehoben hatte. Wir erklären Ihnen hiemit im Namen der Kleefelder Gemeinde, daß wir uns den Schulmeiſter nicht nehmen laſſen, bis er überführt iſt, und damit Adje!

Nun giengen ſie zuſammen nach Haus. Rehkopf gieng den ganzen Abend über die

Straßen

Straßen ſpazieren, huſtete und räuſperte ſich, daß mans im ganzen Dorf hören konnte.

Stilling ſahe ſich alſo wiederum ins größte Labyrinth verſetzt; er fühlte wohl, daß er abermal würde weichen müſſen, und was alsdann auf ihn wartete. Unterdeſſen kam er doch hinter das ganze Geheimniß ſeiner Verfolgung.

Der vorige Schulmeiſter zu Kleefeld war allgemein geliebt geweſen; nun hatte er ſich mit einem Mädchen daſelbſt verſprochen, und ſuchte, um ſich beſſer nähren zu können, mehr Lohn zu bekommen; deswegen, als er einen Beruf an einen andern Ort erhielte, ſo ſtellte er der Gemeine vor, daß er ziehen würde, wenn man ihm nicht den Lohn erhöhte: er glaubte aber gewiß, man würde ihn um einiges Gelds willen nicht weggehen laſſen. Allein es ſchlug ihm fehl, man ließ ihm Freyheit zu ziehen, und wählte **Stilling**.

Es iſt leicht zu denken, daß die Familie des Mädchens nunmehro alle Kraft anwendete, um **Stilling** zu ſtürzen, und dieſes bewerkſtelligten ſie ganz geheim, indem ſie den Inſpector mit wichtigen Geſchenken das ganze Jahr durch überhäuft hatten, ſo, daß er ohne Urtheil und Recht beſchloß, ihn wegzujagen. Eini-

Einige Tage nach dieſem Vorfall ließ ihn der Praſident erſuchen, zu ihm zu kommen; er gieng hin. Der Praſident ließ ihn ſitzen und ſagte: „Mein Freund **Stilling**, ich bedaure euch von Herzen, und ich hab euch zu mir kommen laſſen, um euch den beſten Rath zu geben, den ich weiß. Ich habe gehört, daß eure Bauern eine Vollmacht aufgeſetzt haben, um euch zu ſchützen, allein ſie wird euch gar nicht helfen; denn die Sache muß doch im Oberconſiſtorium abgethan werden, und da ſitzen lauter Freunde und Verwandten des Herrn Inſpectors. Ihr gewinnt weiter nichts, als daß er immer bitterer gegen euch wird, und euch euer Vaterland zu eng macht. Wann ihr alſo wieder vors Conſiſtorium kommt, ſo fordert euren Abſchied.

Stilling dankte für dieſen treuen Rath, und verſetzte: Aber meine Ehre leidet darunter! Der Präſident erwiederte: Dafür laßt mich ſorgen. Der Schulmeiſter verſprach, dem Rath zu folgen, und gieng nach Haus, er ſagte aber niemand, was er vor hatte.

Als nun wiederum Conſiſtorium war, ſo wurde er mit ſeinen Gegnern vorgeladen; Rehkopf

kopf aber gieng ungerufen nach Salen hin, und ſogar ins Vorzimmer der Conſiſtorialſtube. Stilling kam, und wurde zuerſt vorgefordert. Der Präſident winkte ihm, ſeinen Vortrag zu thun. Hierauf fieng der Schulmeiſter an: „Herr Inſpector! ich ſehe, daß man mir ſucht, mein Amt ſchwer zu machen, ich begehre alſo aus Liebe zum Frieden meinen ehrlichen Abſchied.“ Der Inſpector ſah ihn heiterlächelnd an und ſagte:

„Brav! Schoolmaiſter! den ſollt'r habå, und ain Atteſt darzu, das ohnverglaichlich is.

Nein, Herr Inſpector! kein Atteſt. Tief in meiner Seelen iſt ein Atteſt und Ehrenrettung geſchrieben, das kein Tod und kein Feuer des jüngſten Tages auslöſchen wird; und das wird dereinſt meinen Verfolgern ins Geſicht blitzen, daß ſie erblinden möchten. Dieſes ſagte Stilling mit glühenden Wangen und funkelnden Augen.

Der Präſident lächelte ihm an, und winkte ihm mit den Augen. Der Inſpector aber that, als hörte ers nicht, ſondern laſe eine Schrift oder Protocoll durch.

Nun ſagte der Präſident lächelnd zum Inſpector: Verurtheilen gehört für Sie, aber für mich die Execution. Schreibt, Secretair:

„Heut erſchien der Schulmeiſter **Stilling**
„zu **Kleefeld**, und begehrte aus Liebe zum Frie-
„den ſeinen ehrlichen Abſchied, der ihm dann
„auch um dieſer Urſache willen zugeſtanden
„worden, doch mit dem Beding, daß er ge-
„halten ſeyn ſoll, im Fall er wiederum beru-
„fen werden ſollte, oder man ihn ſonſten zu Ge-
„ſchäften brauchen wollte, ſeine herrlichen Talen-
„te zum Beſten des Vaterlandes zu verwenden.

Arächt! ſagte der Inſpector: No Schoolmaiſter! damit 'r doch wißt, daß wer Rächt hattä, aich Verwaiße z' gabä, ſo ſag ich aich: 'r habt das heiligä Nachtmahl proſtituirt. Wie 'r am lätztä gegangen ſayd, habt'r nach dem K'nuß höniſch k'lacht.

Stilling ſah ihm ins Geſicht und ſagte: Ob ich gelacht habe, weiß ich nicht, das weiß ich aber wohl, daß ich nicht höniſch gelacht habe.

„Men ſoll auch bay ſolch ainer heiligä
„Handlung nit lachä.

Stilling antwortete: Der Menſch ſieht, was vor Augen iſt, Gott aber ſieht das Herz an. Ich kann nicht ſagen, ob ich gelacht habe; ich weiß aber wohl, was profanatio ſacrorum iſt, und habs lang gewußt.

Nun befahl der Präſident, daß ſeine Gegner herein treten ſollten; ſie kamen, und der Secretair mußte ihnen das eben abgefaßte Protocoll vorleſen. Sie ſahen ſich an, und ſchämten ſich.

Habt ihr noch was einzuwenden? fragte der Präſident. Sie ſagten: Nein!

Nun dann, fuhr der ehrliche Mann fort, ſo hab ich noch was einzuwenden: Dem Herrn Inſpector kommts zu, einen Schulmeiſter zu beſtätigen, wenn ihr einen erwählt habt. Meine Pflicht aber iſt's, Acht zu haben, daß Ruhe und Ordnung erhalten werde; deswegen befehl ich euch bey hundert Gulden Strafe, den vorigen Schulmeiſter nicht zu wählen, ſondern einen ganz unpartheyiſchen; damit die Gemeinde wieder ruhig werde.

Der Inſpector erſchrack, ſah den Präſident an, und ſagte: auf die Wais weeden die Lait nimmer zu Ruh kommá.

Herr Inſpector! erwiederte jener, das gehört ins forum politicum, und geht Sie nichts an.

Indeſſen ließ ſich Rehkopf melden. Er wurde hereingelaſſen. Dieſer begehrte das Protocoll

tocoll zu ſehen, im Namen ſeiner Principalen. Der Secretair mußte ihm das heutige vorleſen. **Rehkopf** ſahe **Stilling** an, und fragte ihn: ob das Recht wäre? **Stilling** antwortete: Man kann nicht immer thun, was Recht iſt, ſondern man muß auch wohl zuweilen die Augen zuthun, und ergreifen, was man kann, und nicht, was man will, indeſſen dank ich euch tauſendmal, rechtſchaffener Freund! Gott wirds euch vergelten! **Rehkopf** ſchwieg eine Weile, endlich fieng er an, und ſagte: ſo proteſtir ich im Namen meiner Principalen gegen die Wahl des vorigen Schulmeiſters; und begehre, daß dieſe Proteſtation zu Protocoll getragen werde. Gut! ſagte der Präſident, das ſoll geſchehen, ich hab daſſelbige auch ſchon vorhin bey hundert Gulden Strafe verboten. Nun wurden ſie allzuſammen nach Haus geſchickt, und die ganze Sache geſchloſſen.

Stilling war alſo wiederum in ſeine betrübte Umſtände verſetzt, er nahm ſehr traurig Abſchied von ſeinen lieben **Kleefeldern**, gieng aber nicht nach Haus, ſondern zum Herrn Paſtor **Goldmann**, und klagte ihm ſeine Umſtände. Dieſer bedauerte ihn von Herzen, und behielt ihn über Nacht bey ſich. Des Abends hielten ſie Rath zuſammen, was Stilling nun wohl am füglichſten vorzunehmen hätte. Herr Goldmann erkannte ſehr wohl, daß er bey ſeinem Vater wenig Freude haben würde, und doch wußte er ihm auch kein anderes Mittel an die Hand zu geben; endlich fiel ihm etwas ein, das ſowohl dem Paſtor als auch Stillingen angenehm und vortheilhaft vorkam.

Zehn Stunden von Salen liegt ein Städtchen, welches Rothhagen heißt; in demſelben war der junge Herr Goldmann, ein Sohn des Predigers, Richter. Noch zwo Stunden weiter zu Lahnburg war Herr Schneeberg Hofprediger bey zwey hohen Prinzeſſinnen, und dieſer war ein Vetter des Herrn Goldmanns. Nun glaubte der ehrliche Mann, wenn er Stillingen mit Empfehlungsſchreiben an beyde Männer abſchicken würde, ſo könnte es nicht fehlen, ſie würden ihm unterhelfen. Stilling hoffte ſelbſten ganz gewiß, es würde alles nach Wunſch ausſchlagen. Die Sache wurde alſo beſchloſſen, die Empfehlungsſchreiben fertig gemacht, und Stilling reiſte des andern Morgens getroſt und freudig fort.

Das Wetter war dieſen Tag ſehr rauh und kalt, dabey war es wegen der kothigen Wege ſehr übel reiſen. Doch gieng **Stilling** viel vergnügter ſeine Straße fort, als wenn er im ſchönſten Frühlingswetter nach **Leindorf** zu ſeinem Vater hätte gehen ſollen. Er fühlte eine ſo tiefe Ruhe in ſeinem Gemüth, und ein Wohlgefallen des Vaters der Menſchen, daß er fröhlich fortwanderte, beſtändig Dank und feurige Seufzer zu Gott ſchickte, ob er gleich bis auf die Haut vom Regen durchnetzt war. Schwerlich würd's ihm ſo wohl geweſen ſeyn, wenn **Weinhold** Recht gehabt hätte.

Des Abends um ſieben Uhr kam er müd und naß zu **Rothhagen** an. Er fragte nach dem Haus des Herrn Richter **Goldmanns**, und dieſes wurde ihm gewieſen, er gieng hinein und ließ ſich melden. Der Herr **Goldmann** kam die Treppe herab gelaufen, und rief: Ey willkommen, Vetter **Stilling**! Willkommen in meinem Haus! Er führte ihn die Treppe hinauf. Seine Liebſte empfieng ihn ebenfalls freundlich, und machte Anſtalten, daß er trockene Kleider an den Leib kriegte, und die ſeinigen wiederum trocken wurden, hernach ſetzte man ſich zu Tiſch. Während dem Eſſen mußte **Stilling** ſeine Geſchichte erzählen; als das geſchehen war, ſagte Herr Goldmann: Vetter! es muß doch etwas in eurer Lebensart ſeyn, das den Leuten mißfällt, ſonſten wär es unmöglich, ſo unglücklich zu ſeyn. Ich werde es bald bemerken, wenn ihr einige Tage bey mir geweſen ſeyd. ich will's euch dann ſagen, und ihr müßt es ſuchen abzuändern. **Stilling** lächelte und antwortete: Ich will mich freuen, Herr Vetter! wenn Sie mir meine Fehler ſagen, aber ich weiß ganz wohl, wo der Knoten ſitzt, und den will ich Ihnen aufknüpfen: Ich lebe nicht in dem Beruf, zu welchem ich gebohren bin, ich thue alles mit Zwang, und deswegen iſt auch kein Segen dabey.

Goldmann ſchüttelte den Kopf, und erwiederte: Ey! Ey! wozu ſolltet ihr gebohren ſeyn? Ich glaube, ihr habt euch durch euer Romanleſen unmögliche Dinge in den Kopf geſetzt. Die Glücksfälle, welche die Phantaſie der Dichter ihren Helden andichtet, ſetzen ſich im Kopf und Herz veſt, und erwecken einen Hunger nach dergleichen wunderbaren Veränderungen.

Stilling ſchwieg eine Weile, ſah vor ſich nieder; endlich blickte er ſeinen Vetter durchdringend an, und ſagte mit Nachdruck: Nein! bey den Romanen fühl ich nur, mir iſts, als wenn mir alles ſelbſten wiederführe, was ich leſe; aber ich hab gar keine Luſt, ſolche Schickſale zu erleben. Es iſt was anders, lieber Herr Vetter! ich habe Luſt zu Wiſſenſchaften, wenn ich nur einen Beruf hätte, in welchem ich mit Kopfarbeit mein Brod erwerben könnte, ſo wär mein Wunſch erfüllt.

Goldmann verſetzte: Nun ſo unterſucht einmal dieſen Trieb unpartheyiſch, iſt nicht Ruhm und Ehrbegierde damit verknüpft? habt ihr nicht ſüße Vorſtellungen davon, wenn ihr in einem ſchönen Kleid, und herrſchaftlichem Aufzug einhertreten könntet? wenn die Leute ſich bücken und den Hut vor euch abziehen müßten; und wenn ihr der Stolz und das Haupt eurer Familie würdet?

Ja! antwortete **Stilling** treuherzig, das fühl ich freylich, und das macht mir manche ſüße Stunde.

Recht, fuhr **Goldmann** fort: Aber iſt es euch auch ein wahrer Ernſt, ein rechtſchaffener

Mann in der Welt zu ſeyn, Gott und Menſchen zu dienen, und alſo auch nach dieſem Leben ſelig zu werden? da heuchelt nun nicht, ſondern ſeyd aufrichtig, habt ihr denn veſt entſchloſſenen Willen?

O ja! verſetzte Stilling, das iſt doch wohl der rechte Polarſtern, nach welchem ſich endlich, nach vielem Hin- und Hervagiren, mein Geiſt wie eine Magnetnadel richtet.

Nun, Vetter! erwiederte Goldmann: Nun will ich euch eure Nativität ſtellen, und die ſoll zuverläſſig ſeyn. Hört mir zu! „Gott verabſcheut nichts mehr, als den eiteln Stolz, „und die Ehrbegierde, ſeinen Nebenmenſchen, „der oft beſſer iſt, als wir, tief unter ſich zu „ſehen; das iſt verdorbene menſchliche Natur. „Aber Er liebt den Mann, der im Stillen und „Verborgenen zum Wohl der Menſchen arbeitet, und nicht wünſcht, offenbar zu ſeyn. Dieſen zieht Er durch Seine gütige Leitung, gegen ſeinen Willen, endlich hervor, und ſetzt „ihn hoch hinauf. Da ſitzt dann der rechtſchaffene Mann — ohne Gefahr, geſtürzt zu „werden, und weilen ihn die Laſt der Erhöhung niederdrückt, ſo betrachtet er alle Men-

„ſchen neben ſich ſo gut als ſich ſelbſten. „Seht, Vetter! das iſt wahre edle verbeſſerte „oder wiedergebohrne Menſchennatur. Nun „will ich weißagen, was euch widerfahren „wird: Gott wird durch eine lange und ſchwere „Führung alle eure eitle Wünſche ſuchen abzu„ſezen; gelingt ihm dieſes, ſo werdet ihr end„lich, nach vielen ſchweren Proben, ein glückli„cher groſser Mann, und ein vortreſliches „Werkzeug Gottes werden! Wenn ihr aber „nicht folgt, ſo werdet ihr euch vielleicht bald „hoch ſchwingen, und einen entſezlichen Fall „thun, der allen Menſchen, die es hören werden, „in die Ohren gellen wird.

Stilling wußte nicht, wie ihm ward, alle dieſe Worte waren, als wenn ſie Goldmann in ſeiner Seelen geleſen hätte. Er fühlte dieſe Wahrheit im Grund ſeines Herzens, und ſagte mit inniger Bewegung und gefaltenen Händen: Gott! Herr Vetter! das iſt wahr! ich fühl's, ſo wirds mir gehen.

Goldmann lächelte, und ſchloß das Geſpräch mit den Worten: Ich beginne zu hoffen, ihr werdet endlich glücklich ſeyn.

Des andern Morgens ſetzte der Richter Goldmann Stillingen in die Schreibſtube, und ließ ihn copiren; da ſah er nun alſofort, daß er ſich vortreflich zu ſo etwas ſchicken würde, und wenn die Frau Richterinn nicht ein wenig geizig geweſen wäre, ſo hätte er ihn alſofort zum Schreiber angenommen.

Nach einigen Tagen gieng er auch nach Lahnburg. Der Hofprediger war in den nahgelegenen vortreflichen Thiergarten gegangen. Stilling gieng ihm nach, und ſuchte ihn daſelbſt auf. Er fand ihn in einem buſchigten Gang wandeln, er gieng auf ihn zu, überreichte ihm den Brief, und grüßte ihn von den Herren Goldmann, Vater und Sohn. Herr Schneeberg kannte Stillingen, ſobald als er ihn ſahe; denn ſie hatten ſich einmal in Salen geſehen und geſprochen. Nachdem Herr Schneeberg den Brief geleſen hatte, ſo erſuchte er Stillingen, mit ihm bis an Sonnen Untergang ſpazieren zu gehen, und ihm indeſſen ſeine ganze Geſchichte zu erzählen. Er thats mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit, ſo daß der Hofprediger zuweilen die Augen wiſchte.

Des Abends nach dem Eſſen ſagte Herr **Schneeberg** zu **Stillingen**: Hören Sie, mein Freund! ich weiß ein Etabliſſement für Sie, und das ſoll Ihnen verhoffentlich nicht fehl ſchlagen. Nur eins iſt hier die Frage: Ob Sie ſich getrauen, demſelben mit Ehren vorzuſtehen?

„Die Prinzeſſinnen haben hier in der Nähe „ein ergiebiges Bergwerk, nebſt einer dazu gehörigen Schmelzhütte. Sie müſſen daſelbſt „einen Mann haben, der das Berg- und Hüttenweſen verſteht, dabey treu und redlich iſt, „und überall das Intreſſe Ihrer Durchlauchten „wohl beſorgt und in Acht nimmt. Der jetzige „Verwalter zieht künftiges Frühjahr weg, und „alsdann wär es Zeit, dieſen vortheilhaften „Dienſt anzutreten: Sie bekommen da Haus, „Hof, Garten und Ländereyen frey, nebſt drey „hundert Gulden jährlichen Gehalt. Hier hab „ich alſo zwo Fragen an Sie zu thun. Verſtehn ſie das Berg- und Hüttenweſen hinlänglich, und getrauen Sie ſich wohl, einen „berechneten Dienſt zu übernehmen?

Stilling konnte ſeine herzliche Freude nicht bergen. Er antwortete: was das erſte betrifft,

trifft, ich bin unter Kohlbrennen, Berg und Hüttenleuten erzogen, und was mir etwa noch fehlen möchte, das kann ich dieſen folgenden Winter noch einholen. Schreiben und rechnen, daran wird wohl kein Mangel ſeyn. Das andre: ob ich treu genug ſeyn werde; das iſt eine Frage, wo meine ganze Seele ja zu ſagt, ich verabſcheue jede Untreue, wie den Satan ſelber.

Der Hofprediger erwiederte: Ja ich glaube ge[illegible] daß es Ihnen an überflüßiger Geſchicklichkeit nicht mangeln wird, davon hab ich ſchon gehört, als ich im Salenſchen Lande war. Allein Sie ſind ſo ſicher in Anſehung der Treue. Dieſen Artikel kennen Sie noch nicht. Ich gebe Ihnen zu, daß Sie jede wiſſentliche Untreue wie den Satan haſſen, allein es iſt hier eine beſondere Art von kluger Treue nöthig, die können Sie nicht kennen, weil ſie keine Erfahrung davon haben. Zum Beyſpiel: Sie ſtünden in einem ſolchen Amt, nun gienge Ihnen einmal das Geld auf, Sie hätten etwas in der Haushaltung nöthig, hättens aber ſelber nicht, und wüßtens auch nicht zu bekommen; würden Sie da nicht an die herrſchaftliche Caſſe gehen, und das Nöthige herausnehmen?

Ja! ſagte Stilling, das würde ich kühn thun, ſo lang ich noch Gehalt zu fordern hätte.

Ich geb Ihnen das einsweilen zu, verſetzte Herr Schneeberg, aber dieſe Gelegenheit macht endlich kühner, man wird deſſen ſo gewohnt, man bleibt das erſte Jahr zwanzig Gulden ſchuldig, das andere vierzig, das dritte achtzig, das vierte zweyhundert, und ſofort, bis man entlaufen, oder ſich für einen Schelmen ſetzen laſſen muß. Denken Sie nicht, das hat keine Noth! — Sie ſind gütig von Temperament, da kommen bald vornehme und geringe Leute, die das merken. Sie werden täglich mit einer Flaſche Wein nicht auskommen, und bloß dieſer Artikel nimmt Ihnen jährlich ſchon hundert Gulden weg, ohne dasjenige, was noch dazu gehört, die Kleider für Sie und die Haushaltung auch hundert, nun! — meynen Sie denn, mit den übrigen Hunderten noch auszukommen?

Stilling antwortete: Davor muß man ſich hüten.

Ja! fuhr der Hofprediger fort: freylich muß man ſich hüten, aber wie würden Sie das anfangen?

Stilling

Stilling verſetzte, ich würde denen Leuten, die mich beſuchten, aufrichtig ſagen: Herren oder Freunde! meine Umſtände leiden nicht, daß ich Wein präſentire, womit kann ich Ihnen ſonſten dienen?

Herr Schneeberg lachte: Ja, ſagte er, das geht wohl an, allein es iſt doch ſchwerer, als Sie denken. Hören Sie! ich will ihnen etwas ſagen, daß Ihnen Ihr ganzes Leben lang nützlich [illegible] wird, Sie mögen in der Welt werden, was Sie wollen: Laſſen Sie Ihren äußern Aufzug und Betragen in Kleidung, Eſſen, Trinken und Aufführung, immer mittelmäßig bürgerlich ſeyn, ſo wird niemand mehr von Ihnen fordern, als Ihre Aufführung ausweiſt: komm ich in ein ſchön meublirtes Zimmer, bey einem Mann in koſtbarem Kleide, ſo frag ich nicht lang eh, wes Standes er ſey, ſondern ich erwarte eine Flaſche Wein und Confect; komm ich aber in ein bürgerlich Zimmer, bey einem Mann in bürgerlichem Kleide, ey ſo erwarte ich nichts weiter, als ein Glas Bier und eine Pfeiſe Toback.

Stilling erkannte die Wahrheit dieſer Erfahrung, er lachte und ſagte: Das iſt eine Lehre, die ich nie vergeſſen werde.

Und

Und doch, mein lieber Freund! fuhr der Hofprediger, fort, iſt ſie ſchwerer in Ausübung zu bringen, als man denkt. Der alte Adam kitzelt ſich ſo leicht damit, wenn man ein Ehrenämtchen kriegt, o wie ſchwer iſts alsdann, noch immer der alte Stilling zu bleiben! Man heißt nun gerne Herr Stilling, möchte auch gerne ſo ein ſchmales goldenes Treßchen an der Weſte haben, und das wächſt dann ſo vor und nach, bis man veſt ſitzt, und ſich nicht zu helfen weiß. Nun, mein Freund! Punctum. Ich will helfen, was ich kann, damit Sie Berg-Verwalter werden.

Stilling konnte die Nacht für Freuden nicht ſchlafen. Er ſah ſich ſchon in einem ſchönen Hauſe wohnen, ſahe eine Menge ſchöner Bücher in einer aparten Stube ſtehen, verſchiedene ſchöne mathematiſche Inſtrumente da hangen, mit Einem Wort, ſeine ganze Einbildung war ſchon mit ſeinem zukünftigen glückſeligen Zuſtand beſchäftiget.

Des andern Tages blieb er noch zu Lahnburg. Der Hofprediger gab ſich alle Mühe, um gewiſſe Hoffnung, wegen der bewußten Bedienung, Stillingen mitzugeben, und es gelang

ihm

ihm auch. Die ganze Sache wurde ſo zu ſagen beſchloſſen, und Stilling gieng, vor Freuden trunken, zurück nach Rothhagen zu Vetter Goldmann. Dieſem erzählte er die ganze Sache. Herr Goldmann mußte herzlich lachen, als er Stillingen mit ſolchem Enthuſiasmus reden hörte. Als er ausgeredet hatte, fieng der Richter an: O Vetter! Vetter! wo wills doch mit euch hinaus? — Das iſt eine Stelle, die euch Gott im Zorn giebt; wenn ihr ſie bekommt, das iſt der gerade Weg zu eurem gänzlichen Verderben, und das will ich euch beweiſen: ſobald ihr da ſeyd, fangen alle Hofſchranzen an, euch zu beſuchen, und ſich bey euch luſtig zu machen; leidet ihr das nicht, ſo ſtürzen ſie euch, ſo bald ſie können, und laßt ihr ihnen ihre Freyheit, ſo reicht euer Gehalt nicht bald zu.

Stilling erſchrak, als er ſeinen Vetter ſo reden hörte; er erzählte ihm darauf alle die guten Lehren, die ihm der Hofprediger gegeben hatte.

Die Prediger können das ſehr ſelten, ſagte Herr Goldmann. Sie moraliſiren gut, und ein braver Prediger kann auch in ſeinem Zirkel gut moraliſch leben, aber! aber! wir andern können das ſo nicht, man führt die Geiſtlichen nicht ſo leicht in Verſuchung als andere Leute. Sie haben gut ſagen! — Hört, Vetter! alle moraliſche Predigten ſind nicht einen Pfifferling werth, der Verſtand beſtimmt niemahlen unſre Handlungen, wenn die Leidenſchaften etwas ſtark dabey intereſſirt ſind, das Herz macht allezeit ein Mäntelchen darum, und überredet uns: ſchwarz ſey weiß! — Vetter! ich ſag euch eine größere Wahrheit, als Freund Schneeberg. Wer nicht dahin kommt, daß das Herz mit einer ſtarken Leidenſchaft Gott liebt, dem hilft alles moraliſiren ganz und gar nichts. Die Liebe Gottes allein macht uns tüchtig, moraliſch gut zu werden. Dieſes ſey euch ein Notabene, Vetter Stilling! und nun bitt ich euch, gebt dem Herrn Berg-Verwalter ſeinen ehrlichen Abſchied, und bewillkommt die arme Nähnadel mit Freuden, ſo lang bis euch Gott hervorziehen wird. Ihr ſeyd mein lieber Vetter Stilling, und wenn ihr auch nur ein Schneider ſeyd. Summa Summarum! ich will das ganze Ding rückgängig machen, ſobald ich nach Lahnburg komme.

Stilling konnte für Empfindung des Herzens die Thränen nicht einhalten. Es ward ihm ſo wohl in ſeiner Seelen, daß er es nicht ausſprechen konnte. O! ſagte er: Herr Vetter! wahr iſt das! — Woher erlang ich doch Kraft, um meinem teufeliſchen Hochmuth zu widerſtehen! — ein, zwey, drey Tage! — und dann bin ich todt. — Was hilfts mirs dann, ein großer vornehmer Mann in der Welt geweſen zu ſeyn? — Ja, es iſt wahr! — Mein Herz iſt die falſcheſte Creatur auf Gottes Erdboden, immer meyn ich, ich hätte die Abſicht nur mit meinen Wiſſenſchaften Gott und dem Nächſten zu dienen — und warlich! — es iſt nicht wahr! ich will nur gern ein großer Mann werden, gern hoch klimmen, um nur auch tief fallen zu können. — O! wie krieg ich Kraft, mich ſelber zu überwinden?

Goldmann konnte ſich nicht mehr enthalten. Er weinte, fiel **Stillingen** um den Hals, und ſagte: edler! edler Vetter! ſeyd getroſt; Dieſes treue Herz wird Gott nicht fahren laſſen. Er wird euer Vater ſeyn. Kraft erlangt man nur durch Arbeit; der Hammerſchmidt kann einen Centner Eiſen unter dem Hammer hin und her wenden, wie einen leichten Stab, das iſt uns beyden unmöglich, ſo kann ein Menſch der durch Prüfungen geübt iſt, mehr überwinden als ein Mutterſöhngen, der immer an der Bruſt ſaugt, und nichts erfahren hat. Getroſt Vetter! freut euch nur wenn Trübſalen kommen, und glaubt alsdann, daß ihr auf Gottes Univerſität ſeyd, der etwas aus euch machen will.

Des andern Tages reiſte alſo Stilling getröſtet und geſtärkt wiederum nach ſeinem Vaterland. Der Abſchied von Herrn Goldmann koſtete ihn viele Thränen, er glaubte, daß er der rechtſchaffenſte Mann ſey, den er je geſehen hatte, und ich glaube jetzt auch noch, daß Stilling recht gehabt habe. So ein Mann mag wohl Goldmann heißen; wie er ſprach, ſo handelte er auch; wenn er noch lebt und lieſt dieſes, ſo wird er weinen, und ſein Gefühl dabey wird engliſch ſeyn.

Auf der Heimreiſe nahm ſich Stilling feſt vor, ruhig am Schneiderhandwerk zu bleiben, und nicht wieder ſo eitle Wünſche zu hegen; diejenigen Stunden aber, die er frey haben würde, wollte er ferner dem Studiren widmen. Doch als er nahe bey **Leindorf** kam, fühlte er ſchon wieder die Melancholie anklopfen. Inſonderheit fürchtete er die Vorwürfe ſeines Vaters, ſo daß er alſo ſehr niedergeſchlagen zur Stubenthür hereintrat.

Wilhelm ſaß mit einem Lehrjungen und nähete. Er grüßte ſeinen Vater und Mutter, ſetzte ſich ſtill hin und ſchwieg. **Wilhelm** ſchwieg auch eine Weile, endlich legte er ſeinen Fingerhut nieder, ſchlug die Arme übereinander und fieng an:

Heinrich! ich hab alles gehört, was dir abermahls zu **Kleefeld** wiederfahren iſt! ich will dir keine Vorwürfe machen: das ſehe ich aber klar ein, es iſt Gottes Wille nicht, daß du ein Schulmeiſter werden ſollſt. Nun gieb dich doch einmahl ruhig ans Schneiderhandwerk, und arbeite mit Luſt. Es findet ſich noch ſo manches Stündgen, wo du deine Sachen fortſetzen kannſt.

Stilling ärgerte ſich recht über ſich ſelber, und befeſtigte ſeinen Vorſatz, den er un-

terkeinweges gefaßt hatte. Er antwortete deswegen ſeinem Vater: Ja ihr habt ganz recht! ich will beten, daß mir unſer Herr Gott die Sinnen ändern möge! und ſo ſetzte er ſich hin, und fieng wieder an zu nähen. Dieſes geſchahe vierzehn Tage nach Michaelis, Anno 1760, als er ins ein und zwanzigſte Jahr getreten war

Wenn er nun weiter nichts zu thun gehabt hätte, als auf dem Handwerk zu arbeiten, ſo würde er ſich beruhigt und in die Zeit geſchickt haben; allein ſein Vater ſtellte ihn auch ans Dreſchen. Er mußte den ganzen Winter durch des Morgens früh um zwey Uhr aus dem Bett, und auf die kalte Dreſchtenne. Der Flegel war ihm erſchrecklich. Er bekam die Hände voller lichter Blaſen, und ſeine Glieder zitterten für Schmerzen und Müdigkeit, allein das half alles nichts, vielleicht hätte ſich ſein Vater über ihn erbarmt, allein die Mutter wollte haben, daß ein jeder im Hauſe Brod und Kleider verdienen ſollte. Dazu kam noch ein Umſtand. Stilling konnte mit dem Schulloſn niemals auskommen, denn der iſt in daſigen Gegenden, auſſerordentlich klein; fünf und zwanzig Reichsthaler des Jahrs iſt das Höchſte, was einer bekommen kann; Speiſe und Trank geben einem die Bauern um die Reihe. Daher können die Schulmeiſter alle ein Handwerk, welches ſie in den übrigen Stunden treiben, um ſich deſto beſſer durchzuhelfen. Das war aber nun Stillings Sache nicht, er wußte in der übrigen Zeit weit was angenehmeres zu verrichten; dazu kam noch, daß er zuweilen ein Buch oder ſonſt etwas kaufte, das in ſeinen Kram diente, daher gerieth er in dürftige Umſtände, ſeine Kleider waren ſchlecht und abgetragen, ſo daß er ausſahe, als einer der gern will und nicht kann.

Wilhelm war ſparſam, und ſeine Frau in einem noch höhern Grad; dazu bekam ſie verſchiedene Kinder nach einander, ſo daß der Vater Mühe genug hatte, ſich und die Seinigen zu nähren. Nun glaubte er, ſein Sohn wäre groß und ſtark genug, ſich ſeine Nothdurft ſelbſten zu erwerben. Als das nun ſo nicht recht fort wollte wie er dachte, ſo wurde der gute Mann traurig, und fieng an zu zweifeln, ob ſein Sohn auch wohl endlich gar

ein

ein liederlicher Taugenichts werden könnte. Er fieng an, ihm ſeine Liebe zu entziehen, fuhr ihn rauh an, und zwang ihn alle Arbeit zu thun, es mogte ihm ſauer werden oder nicht. Dieſes war nun vollends der letzte Stoß, der **Stillingen** noch gefehlt hatte. Er ſahe daß ers auf die Länge nicht aushalten würde; ihm grauete vor ſeines Vaters Haus, deswegen ſuchte er Gelegenheit, bey andern Schneidermeiſtern als Geſelle zu arbeiten, und dieſes ließ ſein Vater gern geſchehen.

Doch kamen auch zuweilen noch freudige Blicke dazwiſchen. **Johann Stilling** wurde wegen ſeiner großen Geſchicklichkeit in der Geometrie, Markſcheidekunſt und Mechanik, und wegen ſeiner Treue fürs Vaterland, zum Commerzien-Präſidenten gemacht, deswegen übertrug er ſeinem Bruder die Landmeſſerey, welche **Wilhelm** auch aus dem Grunde verſtund. Wenn er nun einige Wochen ins Märkiſche gieng, um Büſche, Berge, und Güter zu meſſen und zu theilen, ſo nahm er ſeinen Sohn mit, und dieſes war ſo recht nach **Stillings** Sinn. Er lebte dann in ſeinem Element, und ſein Vater hatte Freude daran, daß ſein Sohn beſſere Einſichten davon hatte, als er ſelber. Dieſes gab oftmahlen zu allerhand Geſprächen und Projecten Anlaß, welche beyde in der Einöde zuſammen wechſelten. Indeſſen war alles fruchtlos, und beſtund in bloßen leeren Worten. Oefters beobachteten ihn Leute, die in großen Geſchäften ſtunden, und die wohl jemand gebraucht hätten. Dieſe bewunderten ſeine Geſchicklichkeit, allein ſein ſchlechter Aufzug mißfiel einem jeden, der ihn ſah, und man urtheilte in geheim von ihm, er müßte wohl ein Lump ſeyn. Das merkte er wohl, und es brachte ihm unerträgliche Leiden. Er liebte ſelber ein reinliches ehrbares Kleid über die Maaßen, allein ſein Vater konnte ihn nicht damit verſehen, und ließ ihn darben.

Dieſe Zeiten waren kurz und vorübergehend; ſo bald er wieder nach Hauſe kam, ſo gieng das Elend wieder an. Stilling machte ſich alsdann bald wieder bey einem fremden Meiſter, um dem Joch zu entgehen. Doch reichte ſein Verdienſt lange nicht zu, um ſich ordentlich zu kleiden.

Einsmals kam er nach Hauſe. Er hatte auf einem benachbarten Dorf gearbeitet, und wollte etwas holen; er dachte an nichts widriges, und trat deswegen freymüthig in die Stube. Sein Vater ſprang auf, ſo bald er ihn ſahe, griff ihn und wollte ihn zur Erde werfen, **Stilling** aber ergriff ſeinen Vater an beyden Armen, hielt ihn, ſo daß er ſich nicht regen konnte, und ſah ihm mit einer Miene ins Geſicht, die einen Felſen hätte ſpalten können. Und warlich, wenn er jemahlen die Macht der Leiden in all ihrer Kraft auf ſein Herz hat ſtürmen ſehen, ſo war es in dieſem Zeitpunkte. Wilhelm konnte dieſen Blick nicht ertragen, er ſuchte ſich los zu reiſſen; allein er konnte ſich nicht regen; die Arme und Hände ſeines Sohnes waren feſt wie Stahl, und convulſiviſch geſchloſſen. Vater! ſprach er ſanftmüthig und durchdringend! Vater! — euer Blut fleußt in meinen Adern, und das Blut — das Blut eines ſeeligen Engels — reitzt mich nicht zur Wuth! — ich verehre euch — ich lieb euch — aber — Hier ließ er ſeinen Vater los, ſprang gegen das Fen-

Fenſter, und rief: ich mögte ſchreyen, daß die Erdkugel an ihrer Achſe bebte, und die Sterne zitterten! — Nun trat er ſeinem Vater wieder näher, und ſprach mit ſanfter Stimme: Vater! was hab ich gethan, was ſtrafwürdig iſt? — Wilhelm hielt beyde Hände vors Geſicht, ſchluchſte und weinte. Stilling aber gieng in einen abgelegenen Winkel des Hauſes, und heulte laut.

Des Morgens früh packte Stilling ſeinen Bündel, und ſagte zu ſeinem Vater: Ich will auſſer Land auf mein Handwerk reiſen, laßt mich im Frieden ziehen; und die Thränen ſchoſſen ihm wieder die Wangen herunter. Nein, ſagte Wilhelm: ich laß dich jezt nicht ziehen, und weinte auch. Stilling konnte das nicht ertragen, und blieb. Dieſes geſchah 1761 im Herbſt.

Kurz hernach fand ſich zu Florenburg ein Schneidermeiſter, der Stillingen auf einige Wochen in Arbeit verlangte. Er gieng hin, und half dem Manne nähen. Des folgenden Sonntags gieng er nach Tiefenbach, um ſeine Großmutter zu beſuchen. Er fand

ſie

ſie am gewohnten Platz hinter dem Ofen ſitzen. Sie erkannte ihn bald an der Stimme, denn ſie war ſtaarblind und konnte ihn alſo nicht ſehen. Heinrich! ſagte ſie: Komm, ſetze dich hier neben mich! Stilling that das. Ich habe gehört, fuhr ſie fort, daß dich dein Vater hart hält, iſt wohl deine Mutter ſchuld daran? Nein! ſagte Stilling, ſie iſt nicht ſchuld daran, ſondern meine betrübte Umſtände.

„Hör! ſagte die ehrwürdige Frau: es iſt „dunkel um mich her, aber in meinem Herzen iſts deſto lichter; ich weiß es wird dir gehen, „wie einer gebährenden Frau, mit vielen „Schmerzen mußt du gebähren, was aus dir „werden ſoll. Dein ſeliger Großvater ſah das „alles voraus. Ich denk mein Lebtag daran, „wir lagen einmahl des Abends auf dem Bett, „und konnten nicht ſchlafen. Da ſprachen „wir dann ſo von unſern Kindern, und auch „von dir, denn du biſt mein Sohn und ich habe dich erzogen. Ja! ſagte er: Margrethe! „wenn ich doch noch erleben mögte, was aus „dem Jungen wird. Ich weiß nicht: Wilhelm — wird noch in die Klemme kommen, „ſo ſtark als er jetzt das Chriſtenthum treibt,

„wird

„wird ers nicht ausführen, er wird ein frommer ehrlicher Mann bleiben, aber er wird noch was erfahren. Denn er ſpart gern, und hat Luſt zu Geld und Gut. Er wird wieder heyrathen, und dann werden ſeine gebrechlichen Füße dem Kopf nicht folgen können. Aber der Junge! der liebt nicht Geld und Gut, ſondern Bücher, und davon läßt ſichs im Bauernſtand nicht leben. Wie die beyden zuſammen ſtallen werden, weiß ich nicht! — Aber der Junge wird doch am End glücklich ſeyn, das kann nicht fehlen. Wenn ich eine Axt mache, ſo will ich damit hauen; und wozu unſer Herr Gott einen Menſchen ſchafft, dazu will er ihn brauchen.

Stillingen wars als wenn er im dunklen Heiligthum geſeſſen, und ein Orakel gehört hätte, er war als wenn er entzückt wäre und aus der dunklen Gruft ſeines Großvaters die gewohnte Stimme ſagen hörte: Sey getroſt, Heinrich! der Gott deiner Väter wird mit dir ſeyn!

Nun redete er noch ein und anderes mit ſeiner Großmutter. Sie vermahnte ihn, geduldig und großmüthig zu ſeyn, er verſprachs mit Thränen und nahm Abſchied von ihr. Als er vor die Thür kam, überſah er ſeine alte romantiſche Gegenden; die Herbſtſonne ſchien ſo hell und ſchön darüber hin; und da es noch früh am Tage war, ſo beſchloß er, alle dieſe Oerter noch einmahl zu beſuchen, und über das alte Schloß nach Florenburg zurück zu fahren. Er gieng alſo den Hof hinauf, und in den Wald; er fand noch alle die Gegenden, wo er ſo viele Süßigkeiten genoſſen hatte, aber der eine Strauch war verwachſen, und der andere ausgerottet; das that ihm leid. Er ſpatzirte langſam den Berg hinauf bis aufs Schloß, auch da waren viele Mauern umgefallen, die in ſeiner Jugend noch geſtanden hatten; alles war verändert; nur der Hollunderſtrauch auf dem Wall weſtwärts ſtund noch.

Er ſtellte ſich auf die höchſte Spitze zwiſchen die Ruinen, er konnte da über alles hinweg ſehen. Nun überſchaute er den Weg von Tiefenbach nach Zellberg. Ihm traten all die ſchönen Morgen vor ſeine Seele, mit ihrem herrlichen Genuß, den er die Strecke herauf empfunden hatte. Nun blickte er nordwärts

wärts in die Ferne, und ſahe einen hohen blauen Berg; er erkannte, daß dieſer Berg nah bey Dorlingen war; nun traten ihm alle dortige Scenen klar vors Gemüth, ſein Schickſal auf der Rauchkammer, und alles andere, was er da gelitten hatte. Nun ſah er weſtwärts die Leindorfer Wieſen in der Ferne liegen, er fuhr zuſammen, und es ſchauerte ihm in allen Gliedern. Südwärts ſah er die Preyſinger Berge mit der Heyde, wo Anna ihr Lied ſung. Südweſtwärts fielen ihm die Kleefelder Gefilde in die Augen, und mit einemmahl überdachte er ſein kurzes und mühſeeliges Leben. Er ſunk auf die Knie, weinte laut, und betete feurig zum Allmächtigen um Gnade und Erbarmen. Nun ſtund er auf, ſeine Seele ſchwomm in Empfindungen und Kraft; er ſetzte ſich neben den Hollunderſtrauch, nahm ſeine Schreibtafel aus der Taſche und ſchrieb:

◆

Hört ihr lieben Vögelein,
Eures Freundes ſtille Klagen!
Hört ihr Bäume groß und klein
Was euch meine Seufzer ſagen!

Welke Blumen horchet ſtill,
Was ich jetzo ſingen will!

*

Mutter-Engel! wallſt du nicht,
Hier auf dieſen Graſes-Spitzen?
Weilſt du wohl beym Monden-Licht
Glänzend an den Raſen-Sitzen?
Wo dein Herz ſich ſo ergoß,
Als dein Blut noch in mir floß.

*

Schaut wohl dein verklärtes Aug,
Dieſe matte Sonnenſtrahlen?
Blickſt du aus dem Laſurblau,
Das ſo viele Stern bemahlen,
Wohl zuweilen auf mich hin,
Wenn ich bang und traurig bin?

*

Oder ſchwebſt du um mich her,
Wenn ich oft in trüben Stunden
Da mir war das Herz ſo ſchwer,
Einen ſtillen Kuß empfunden?
Trank ich dann nicht Himmelsluſt,
Aus der ſel'gen Mutterbruſt?

●

Auf dem ſanften Mondesſtrahl,
Fährſt du ernſt und ſtill von hinnen,
Lenkſt den Flug zum Sternenſaal,
An den hohen Himmelszinnen,
Wird dein Wagen weislichtblau
Zu dem ſchönſten Morgenthau.

●

Vater Stillings Silberhaar,
Kräuſelt ſich im ewgen Winde,
Und ſein Auge ſternenklar,
Sieht ſein Dorthgen ſanft und linde,
Wie ein goldnes Wölkgen ziehn
Und der fernen Welt entfliehn.

●

Hoch und ſtark geht er daher,
Höret ſeines Lieblings Leiden,
Wie ihm wird das Leben ſchwer,
Wie ihn fliehen alle Freuden.
Tief ſich beugend blickt er dann
Dort das Prieſter-Schildlein an.

●

Licht und Recht ſtrahlt weit und breit,
Vater Stilling ſieht mit Wonne,

Wie

Wie nach ſchwerer Prüfungszeit,
Glänzt die unbewölkte Sonne,
Die verſöhnte Königinn,
Auf des Lieblings Scheitel hin.

*

Vergnügt ſtund nun Stilling auf, und ſteckte ſeine Schreibtafel in die Taſche. Er ſah, daß der Rand der Sonnen auf den ſieben Bergen zitterte. Es ſchauerte etwas um ihn her, er fuhr zuſammen, und eilte fort, iſt auch ſeitdem nicht wieder dahin gekommen.

Er hatte jetzt die wenige Wochen, welche er zu Florenburg war, eine ſehr ſonderbare Gemüthsbeſchaffenheit. Er war traurig, aber mit einer ſo zärtlichen Süßigkeit vermiſcht, daß man wünſchen ſollte, auf ſolche Weiſe traurig zu ſeyn. Die Quellen von dieſem ſeltſamen Zuſtand hat er nie entdecken können. Doch glaub ich die häußlichen Umſtände ſeines Meiſters trugen viel dazu bey; es war eine ſo ruhige Harmonie in dieſem Hauſe; was einer wollte, das wollte auch der andere. Dazu hatte er auch eine große wohlgezogene Tochter, die man mit Recht unter die größten Schönheiten des ganzen Landes zählen mußte. Dieſe ſang unvergleichlich, und konnte einen Vorrath von vielen ſchönen Liedern.

Stilling ſpürte, daß er mit dieſem Mädchen ſympathiſirte, und ſie auch mit ihm, doch ohne Neigung ſich zu heyrathen. Sie konnten Stunden lang zuſammen ſitzen und ſingen, oder ſich etwas erzählen, ohne daß etwas Vertraulichers mit unterlief, als bloß zärtliche Freundſchaft. Was aber endlich daraus hätte werden können, wenn dieſer Umgang lange gedauert hätte, das will ich nicht unterſuchen. Indeſſen genoß doch Stilling vor die Zeit manche vergnügte Stunde; und dieſes Vergnügen würde vollkommener geweſen ſeyn, wenn er nicht nöthig gehabt hätte, wieder zurück nach Leindorf zu gehen.

An einem Sonntag Abend ſaß Stilling mit Liesgen (ſo hieß das Mädgen) am Tiſch und ſungen zuſammen. Ob nun das Lied einigen Eindruck auf ſie machte, oder ob ihr ſonſt etwas trauriges einfiel, weiß ich nicht; ſie fieng herzlich an zu weinen. Stilling fragte ſie, was ihr fehlte? Sie ſagte aber nichts, ſondern ſtund auf und gieng fort, kam auch dieſen Abend nicht wieder. Sie blieb von der Zeit an melancholiſch, ohne daß Stilling damals gewahr wurde, warum. Dieſe Veränderung machte ihm Unruhe, und zu einer andern Zeit, da ſie beyde wiederum allein waren, ſetzte er ſo hart an ſie, daß ſie endlich folgender Geſtalt anfieng:

„Heinrich, ich kann und darf dir nicht ſagen, was mir fehlt, ich will dir aber etwas erzählen: Es war einmahl ein Mädgen, das war gut und fromm, und hatte keine Luſt zu unzüchtigen Leben; aber ſie hatte ein zärtliches Herz, auch war ſie ſchön und tugendſam.

„Dieſe gieng an einem Abend auf ihrer Schlafkammer ans Fenſter ſtehen, der Vollmond ſchien ſo ſchön in den Hof, es war Sommer, und alles drauſſen ſo ſtill. Sie bekam Luſt, noch ein wenig heraus zu gehen. Sie gieng ſtill zur Hinterthür hinaus in den Hof, und aus dem Hof in die Wieſe, die daran ſtieß. Hier ſetzte ſie ſich unter eine Hecke in den Schatten, und ſang mit leiſer Stimme: Weicht, quälende Gedanken! (Dieſes war eben das Lied, welches Liesgen den Sonntag Abend mit Stil-

ling ſang, als ſie ſo auſſerordentlich traurig
wurde.) „Nachdem ſie ein paar Verſe geſungen
„hatte, kam ein wohlbekannter Jüngling
„zu ihr, der grüßte ſie, und fragte: Ob ſie
„wohl ein klein wenig mit ihm die Wieſen herunter
„ſpatziren wollte? Sie thats nicht gern,
„doch als er ſie ſehr nöthigte, ſo gieng ſie mit.
„Als ſie nun eine Strecke zuſammen gewandelt
„hatten, ſo wurde dem Mädgen auf einmal
„alles fremd. Sie befand ſich in einer
„ganz unbekannten Gegend, der Jüngling
„aber ſtund lang und weiß neben ihr, wie ein
„Todter, der auf der Bahre liegt, und ſah ſie
„erſchrecklich an. Das Mädchen wurde todtbange,
„und ſie betete recht herzlich, daß
„ihr doch der liebe Gott gnädig ſeyn möchte.
„Nun drehete ſie der Jüngling auf einmahl
„mit dem Arm herum, und ſprach mit hohler
„Stimme: **Da ſieh, wie es dir ergehen**
„**wird!** Sie ſahe vor ſich hin eine Weibsperſon
„ſtehen, welche ihr ſelbſten ſehr ähnlich
„oder wohl gar gleich war; ſie hatte alte Lumpen
„anſtatt der Kleider um ſich hangen, und
„ein kleines Kind auf dem Arm, welches eben
„ſo ärmlich ausſahe. **Sieh!** ſagte der Geiſt

ſer-

„ferner! das iſt ſchon das dritte uneh„liche Kind, das du haben wirſt. Das „Mädgen erſchrak und ſank in Ohnmacht. Als „ſie wieder zu ſich ſelber kam, da lag ſie in „ihrem Bett und ſchwitzte vor Angſt, ſie „glaubte aber, ſie hätte geträumt. Siehe, „Heinrich! das liegt mir immer ſo im Sinn, „und deswegen bin ich traurig.“ Stilling ſetzte hart an ſie mit fragen, ob ihr das nicht ſelbſten paßirt wäre? Allein ſie läugnete es beſtändig, und bezeugte, daß es eine Geſchichte wäre, die ſie hätte erzählen hören.

Die traurige Lebens-Geſchichte dieſer bedauernswürdigen Perſon hat es endlich ausgewieſen, daß ſie dieſe ſchreckliche Ahndung ſelber muß gehabt haben; und nun läßt es ſich leicht begreifen, warum ſie damals ſo melancholiſch geworden. Ich übergebe ihre Hiſtorie aus wichtigen Gründen, und ſage nur ſo viel: Sie begieng ein Jahr hernach eine kleine ganz wohl zu entſchuldigende Thorheit; dieſe war der erſte Schritt zu ihrem Fall, und dieſer die Urſache ihrer folgenden ſchweren und betrübten Schickſale. Sie war eine edle Seele, begabt mit vortreflichen Leibes- und Geiſtes-

Gaben; nur ein Hang zur Zärtlichkeit, mit etwas Leichtſinn verbunden, war die entfernte Urſache ihres Unglücks. Aber ich glaube, Ihr Schmelzer wird ſitzen, und ſie wie Gold im Feuer läutern, und wer weiß, ob ſie nicht dermahleinſt heller glänzen wird als ihre Richter, die ihr das Heyrathen verbothen, und wenn ſie dann ein Kind von ihrem verlobten Bräutigam zur Welt brachte, ſo mußte ſie mit dem Merkzeichen einer Erzhure am Pranger ſtehen. Wehe den Geſetzgebern, welche! — doch ich muß einhalten, ich werde nichts beſſern, wohl aber die Sache verſchlimmern. Noch ein Weh mit einem Fluch. Weh den Jünglingen! welche ein armes Mädchen bloß als ein Werkzeug der Wolluſt anſehen, und verflucht ſey der vor Gott und Menſchen, der ein gutes frommes Kind zu Fall bringt, und ſie hernach im Elend verderben läßt!

Herr Paſtor Stollbein hatte indeſſen Stillingen zu Florenburg entdeckt, und er ließ ihn rufen, als er die letzte Woche daſelbſt bey ſeinem Meiſter war. Er gieng hin. Stollbein ſaß in einem Seſſel und ſchrieb. Stilling

ling ſtellte ſich hin, mit dem Hut unter dem Arm.

„Wie gehts? Stilling! fragte der Prediger.

Mir gehts ſchlecht, Herr Paſtor! gerad wie der Taube Noä, die nicht fand, wo ihr Fuß ruhen konnte.

„So geht in den Kaſten!

Ich kann die Thür nicht finden.

Stollbein lachte herzlich, und ſagte: „das kann wohl ſeyn. Euer Vater und ihr nahmets mir gewiß übel, als ich eurem Ohm Simon ſagte: Ihr ſolltet nähen, denn kurz darauf gienget ihr ins Preußiſche, und wolltet dem Paſtor Stollbein zu Trotz Schulhalten. Ich habs wohl gehört, wie's gegangen hat. Nun da ihr lang herum geflattert habt, und die Thür nicht finden könnt, ſo iſts wieder an mir, daß ich euch eine zeige.

O Herr Paſtor! ſagte Stilling: Wenn Sie mir zur Ruhe helfen können, ſo will ich Sie lieben als einen Engel, den Gott zu meiner Hülfe geſandt hat.

„Ja, Stilling! jetzt iſt Gelegenheit vorhanden, zu welcher ich euch von Jugend auf

„beſtimmt hatte, warum ich darauf trieb, daß
„ihr Latein lernen ſolltet, und warum ich ſo
„gern ſahe, daß ihr am Handwerk bliebet, als
„es zu Zellberg nicht mit euch fort wollte.
„Ich haßte darum, daß ihr bey **Krüger** waret,
„weilen euch der gewiß vor und nach auf ſei-
„ne Seite und von mir ab würde gezogen ha-
„ben, ich durfte aber auch nicht ſagen, warum
„ich ſo mit euch verfuhr, ich meynte es aber
„gut. Wärt ihr am Handwerk geblieben, ſo
„hättet ihr jetzt Kleider auf dem Leib, und ſo
„viel Geld in der Hand, um euch helfen zu
„können. Und was hätte es euch dann ge-
„ſchadet, es iſt ja jetzt noch früh genug für
„euch, um glücklich zu werden. Hört! die
„hieſige lateiniſche Schule iſt vacant, ihr ſollt
„hier Rector werden; ihr habt Kopf genug,
„dasjenige bald einzuholen, was euch etwa
„noch an Wiſſenſchaften und Sprachen feh-
„len könnte.“

Stillings Herz erweiterte ſich. Er ſah ſich gleichſam aus einem finſtern Kerker in ein Paradies verſetzt. Er konnte nicht Worte genug finden, dem Paſtor zu danken; wiewohl er doch einen heimlichen Schauer fühlte, wieder eine Schulbedienung anzutreten.

Herr **Stollbein** fuhr indeſſen fort: „Nur „ein Knoten iſt hier aufzulöſen. Der hieſige „Magiſtrat muß dazu diſponirt werden, ich „habe ſchon in geheim gearbeitet, die Leute „ſondirt, und ſie geneigt für euch gefunden. „Allein ihr wißt, wie's hier geſtellt iſt, ſobald „ich nur anfange, etwas nützliches durchzuſetzen, ſo halten ſie mir gerade deswegen das „Widerſpiel, weilen ich der Paſtor bin; deswegen müſſen wir ein wenig ſimuliren, und „ſehen wie ſich das Ding ſchicken wird. Bleibt „ihr nur ruhig an eurem Handwerk, bis ich „euch ſage, was ihr thun ſollt.“

Stilling war zu allem willig, und gieng wieder auf ſeine Werkſtatt.

Vor Weyhnachten hatte **Wilhelm Stilling** ſehr viele Kleider zu machen, daher nahm er ſeinen Sohn bey ſich, damit er ihm helfen möchte. Kaum war er einige Tage wieder zu **Leindorf** geweſen, als ein vornehmer Florenburger, der Gerichtsſchöffe Keylhof, zur Stubenthür hineintrat. **Stillingen** blühte eine

Roſe im Herzen auf, ihm ahndete ein glücklicher Wechſel.

Keylhof war **Stollbeins** größter Feind; nun hatte er eine heimliche Bewegung gemerkt, daß man damit umgienge, **Stillingen** zum Rector zu wählen, und dieſes war ſo recht nach ſeinem Sinn. Da er nun gewiß glaubte, der Paſtor würde ihnen mit aller Macht zuwider ſeyn, ſo hatte er ſchon ſeine Maaßregeln genommen, um die Sache deſto mächtiger durchzuſetzen. Deswegen ſtellte er **Wilhelmen** und ſeinem Sohn die Sache vor, und hielte darum an, daß **Stilling** auf Neujahr zu ihm ins Haus ziehen, und mit ſeinen Kindern eine Privat-Information in der lateiniſchen Sprache vornehmen möchte. Die andern Florenburger Bürger würden alsdann vor nud nach ihre Kinder zu ihm ſchicken, und die Sache würde ſich ſo zuſammenketten, daß man ſie auch gegen **Stollbeins** Willen würde durchſetzen können.

Dieſe Abſicht war höchſt ungerecht; denn der Paſtor hatte die Aufſicht über die lateiniſche, wie über alle andere Schulen in ſeinem Kirchſpiel, und alſo bey jeder Wahl auch die erſte Stimme.

Stilling wußte die geheime Liegenheit der Sache. Er freute ſich, daß ſich alles ſo gut ſchickte. Doch durfte er die Geſinnung des Predigers nicht entdecken, damit Herr Keylhof nicht alsbald ſeinen Vorſatz ändern möchte. Die Sache wurde alſo auf die Weiſe beſchloſſen.

Wilhelm und ſein Sohn glaubten nunmehro gewiß, daß das Ende aller Leiden da ſey. Denn die Stelle war anſehnlich und einträglich, ſo daß er ehrlich leben konnte, wenn er auch heyrathen würde. Selbſten die Stief-Mutter fieng an, ſich zu freuen; denn ſie liebte **Stillingen** würklich, nur daß ſie nicht wußte, was ſie mit ihm machen ſollte; ſie fürchtete immer, er verdiene Koſt und Trank nicht, geſchweige die Kleider; doch was das letzte betrift, ſo war er ihr darinnen noch nie beſchwerlich geweſen, denn er hatte kaum die Nothdurft.

Er zog alſo auf Neujahr 1762 nach Florenburg bey dem Schöffen Keylhof ein, und fieng ſeine lateiniſche Information an. Als er einige Tage da geweſen war, that ihm Herr Stollbein in geheim zu wiſſen, er möchte einmal

mal zu ihm kommen, doch ſo, daß es niemand gewahr würde. Dieſes geſchah auch an einem Abend in der Dämmerung. Der Paſtor freute ſich von Herzen, daß die Sachen eine ſolche Wendung nahmen. „Gebt acht! ſagte er zu **Stilling**, wenn ſie wegen eurer einmal eins ſind, und alles regulirt haben, ſo müſſen ſie doch zu mir kommen, und meine Einwilligung holen. Weil ſie nun immer gewohnt ſind, dumme Streiche zu machen, ſo ſind ſie auch gewohnt, daß ich ihnen allezeit contrair bin. Wie werden ſie auf ſpitzige Stichelreden ſtudiren? — und wenn ſie dann hören werden, daß ich mit ihnen einer Meynung bin, ſo wird ſie's würklich reuen, daß ſie euch gewählt haben, allein dann iſts zu ſpät. Haltet euch ganz ruhig, und ſeyd nur brav und fleißig, ſo wirds gut gehen."

Indeſſen fiengen die Florenburger an, des Abends nach dem Eſſen zum Schöffen Keylhof zu kommen, und ſich zu berathſchlagen, wie man die Sache am beſten angreifen möchte, um auf alle Fälle gegen den Paſtor gerüſtet zu ſeyn. **Stilling** hörte das alles, und öfters mußte

mußte er hinausgehen, um durch Lachen der Bruſt Luft zu machen.

Unter denen, die bey **Keylhof** kamen, war ein gar ſonderlicher Mann, ein Franzos von Geburt, der hieß **Ganet**. So wie nun niemand wußte, wo er eigentlich her war, desgleichen ob er lutheriſch oder reformirt war, und warum er des Sommers eben ſowohl wollene Ober-Strümpfe mit Knöpfen an den Seiten trug, als des **Winters**; wie auch, woher er an das viele Geld kam, das er immer hatte, ſo wußte auch niemalen jemand, mit welcher Parthie ers hielte. **Stilling** hatte dieſen wunderlichen Heiligen ſchon kennen gelernt, als er in die lateiniſche Schule gieng. **Ganet** konnte niemand leiden, der ein Werkeltags-Menſch war; Leute, mit denen er umgehen ſollte, mußten Feuer und Trieb und Wahrheit und Erkenntniß in ſich haben; wenn er ſo jemand fand, dann war er offen und vertraulich. Da er nun zu **Florenburg** niemand von der Art wußte, ſo machte er ſich ein Plaiſir daraus, ſie alle zuſammen, den Paſtor mitgerechnet, zum Narren zu haben. **Stilling** aber hatte ihm von jeher gefallen, und nun, da er erwachſen und

Informator bey Keylhof war, ſo kam er oft hin, um ihn zu beſuchen. Dieſer Gayet ſaß auch wohl des Abends da und hielte Rath mit den andern; dieſes war aber nie ſein Ernſt, ſondern nur, ſeine Freude an ihnen zu haben. Einsmals, als ihrer ſechs bis acht recht ernſtlich an der Schulſache überlegten, fieng er an: „Hört, ihr Nachbarn, ich will euch was erzäh„len! Als ich noch mit dem Kaſten auf dem „Rücken längs die Thüren gieng und Hüte feil „trug, ſo komm ich auch von ungefehr einmal „ins Königreich Siberien, und zwar in die „Hauptſtadt Emugi; nun war der König „eben geſtorben, und die Reichsſtände wollten „einen andern wählen. Nun war aber ein „Umſtand dabey, worauf alles ankam; das „Reich Kreuz-Spinn-Land gränzt an Sibe„rien, und beyde Staaten haben ſich ſeit der „Sündfluth her immer in den Haaren gelegen, „bloß aus der Urſache: Die Siberier haben „lange in die Höh ſtehende Ohren, wie ein Eſel, „und die Kreuz-Spinn-Länder haben Ohr„lappen, die bis auf die Schulter hangen: „Nun war von jeher Streit unter beyden Völ„kern; jedes wollte behaupten, Adam hätt:

„Ohren

„Ohren gehabt wie ſie. Deswegen mußte in
„beyden Ländern immer ein rechtgläubiger König
„erwählt werden; das beſte Zeichen davon
„war, wenn jemand gegen die andere Nation
„einen unverſöhnlichen Haß hatte. Als ich
„nun da war, ſo hatten die **Siberier** einen
„vortreflichen Mann im Vorſchlag, den ſie nicht
„ſo ſehr wegen ſeiner Rechtgläubigkeit, als vielmehr
„wegen ſeiner vortreflichen Gaben zum
„König machen wollten. Nur er hatte hoch in
„die Höhe ſtehende Ohren, und auch herabhangende
„Ohrlappen, er trug alſo in dem
„Fall auf beyden Schultern; das wollte zwar
„vielen nicht gefallen, doch man wählte ihn.
„Nun beſchloß der Reichsrath, daß der König
„mit der wohlgeordneten hochohrigten Armee
„gegen den langohrigten König zu Felde ziehen
„ſollte; das geſchah. Allein, was das
„einen Allarm gab! — Beyde Könige kamen
„ganz friedlich zuſammen, gaben ſich die Hände
„und hießen ſich Brüder. Alſofort ſetzte
„man den König mit den Zwitterohren wieder
„ab, und ſchnitte ihm die Ohren ganz weg, nun
„konnt er laufen.“

Der Bürgermeiſter Scultetus nahm ſeine lange Pfeiffe aus dem Mund, und ſagte: der Herr Gayet iſt doch weit in der Welt umher geweſen. Ja wohl! ſagte ein anderer, aber ich glaube, er giebt uns einen Stich; er will damit ſagen, wir wären alle zuſammen Eſel. Schöffe Keylhof aber lachte, blinkte Herrn Gayet heimlich an, und ſagte ihm ins Ohr: die Narren verſtehen nicht, daß Sie den Paſtor und ſein Conſiſtorium damit meinen. Stilling aber, der ein guter Geographus war, und überhaupt die ganze Fabel wohl verſtund, lachte recht herzlich und ſchwieg. Gayet ſagte Keylhof wieder ins Ohr, Sie habens ſo halb und halb errathen.

Nachdem man nun glaubte, ſich in gehörige Sicherheit geſetzt zu haben, ſo ſchickte man um Faſtnacht eine Deputation an den Paſtor ab; Schöffe Keylhof gieng ſelbſt mit, denn er mußte das Wort führen. Stillingen wurde Zeit und Weile lang, bis ſie wieder kamen, um zu hören, wie die Sache abgelaufen wäre. Er hörte es auch von Wort zu Wort. Keylhof hatte den Vortrag gethan.

„Herr

„Herr Paſtor! wir haben uns einen lateiniſchen Schulmeiſter ausgeſucht, wir kommen her, um es ihnen anzukündigen.“

Ihr habt mich aber nicht eh gefragt, ob ich den auch haben will, den ihr ausgeſucht habt.

„Davon iſt die Frage nicht, die Kinder ſind unſer, die Schul iſt unſer, und auch der Schulmeiſter.“

Aber welcher unter euch verſteht wohl ſo viel Latein, um einen ſolchen Schulmeiſter zu prüfen, ob er auch zu dem Amte nutzt?

„Dazu haben wir unſre Leute.“

Der Fürſt aber ſagte: Ich ſoll der Mann ſeyn, der den hieſigen Rector examiniret und beſtätiget, verſteht ihr mich!

„Deswegen kommen wir ja auch her.“

Nun dann! ohne Weitläuftigkeit! — ich hab auch einen geſucht, der gut iſt, — und das iſt — der bekannte Schulmeiſter **Stilling!**

Keylhof und ſeine Leute ſahen ſich an. **Stollbein** aber ſtund und lächelte mit Triumph, und ſo ſchwieg man eine Weile und ſagte gar nichts.

Kevlhof erholte ſich endlich, und ſagte: „Nun denn ſo ſind wir ja einer Meynung!

Ja, Schöffe Starrkopf! wir wären denn doch endlich einmahl einer Meinung! bringt euren Schulmeiſter her! ich will ihn beſtätigen, und einſetzen.

„So weit ſind wir noch nicht, Herr Paſtor! „wir wollen ein eignes Schulhaus vor ihn ha„ben, und die lateiniſche Schule von der teut„ſchen ſepperiren.

(Denn beyde Schulen waren vereiniget, jeder Schulmeiſter bekam das halbe Gehalt, und der lateiniſche half dem teutſchen in den übrigen Stunden).

Gott verzeih mir meine Sünde! da ſäet doch der Teufel wieder ſein Unkraut. Wo ſoll euer Rector denn von leben?

„Das iſt wiederum unſre Sache und nicht „die Ihrige.“

Hört, Schöffe Kevlhof! ihr ſeyd ein rechte dummer Kerl! ein Vieh, ſo groß als eins auf Gottes Erdboden geht, ſchert euch nach Haus!

„Was? Ihr — Ihr — ſchelter mich? Selbſt größer Narr! ihr ſollt nun euren Stilling nicht haben, ſo wahr ich Paſtor bin!

und damit gieng er in ſein Cabinet, und ſchloß die Thür hinter ſich zu.

Noch eh der Schöffe nach Haus kam, erhielt Stilling Ordre nach dem Pfarrhaus zu kommen; er gieng und dachte nicht anders als er würde nun zum Rector eingeſetzt werden. Allein, wie erſchrack er nicht, als ihn Stollbein folgender Geſtalt anredete:

„Stilling! eure Sache iſt nichts. Wenn „ihr nicht ins größte Elend, in Hunger und „Kummer gerathen wollte, ſo melirt euch nicht „weiter mit den Florenburgern.“

Und hierauf erzählte ihm der Paſtor alles, was vorgefallen war. Stilling nahm mit größter Wehmuth Abſchied vom Paſtor. Seyd zufrieden! ſagte Herr Stollbein; Gott wird euch noch ſegnen, und glücklich machen, bleibe nur an eurem Handwerk, bis ich euch ſonſten anſtändig verſorgen kann.

Die Florenburger wurden indeſſen bös auf Stillingen, weil er, wie ſie glaubten, heimlich mit dem Paſtor gepflügt hatte. Sie verließen ihn alſo auch, und wählten einen andern. Herr Stollbein ließ ihnen vor diesmahl ihren Willen; ſie machten einen neuen

Rector, gaben ihm ein beſonderes Haus, und da ſie der alten teutſchen Schule das Gehalt nicht entziehen konnten und durften, zu einem neuen aber keinen Rath wußten: ſo beſchloſſen ſie, ihm ſechzig Kinder zum Latein lernen zu verſchaffen, und von jedem Kind jährlich vier Reichsthaler zu bezahlen. Allein der rechtſchaffene Mann hatte das erſte Viertel-Jahr ſechzig, hernach vierzig, zu Ende des Jahres zwanzig, und endlich kaum fünf; ſo daß er, bey aller Müh und Arbeit, endlich im Hunger, Kummer, und Elend ſtarb, und ſeine Frau und Kinder betteln.

Nach dieſem Verfall gab ſich Herr Stollbein in Ruhe, er fieng an ſtille zu werden, und ſich um nichts mehr zu bekümmern; er verſah nur bloß ſeine Amtsgeſchäfte, und zwar mit aller Treue. Der Hauptfehler, welcher ihn ſo oft zu thörichten Handlungen verleitet hatte, war ein Familienſtolz. Seine Frau hatte vornehme Verwandten, und die ſahe er gern hoch ans Brett kommen. Auch er ſelber ſtrebte gern nach Gewalt und Ehre. Dieſes ausgenommen war er ein gelehrter und ſehr gutherziger Mann, ein Armer kam nie fehl bey

ihm,

ihm, er gab, ſo lange er hatte, und half dem Elenden ſo viel er konnte. Nur dann war er ausgelaſſen, und unerbittlich, wenn er ſahe, daß jemand von geringem Stand Miene machte, neben ihm empor zu ſteigen. Aus dieſer Urſache war er auch Johann Stilling immer feind. Dieſer war, wie oben geſagt, vorden, Commerzien-Präſident des Salenſchen Landes; und da Stollbein ein großer Liebhaber von Bergwerken war, ſo ließ er Herrn Stillingen immer merken, daß er ihn gar nicht vor das erkannte, was er war; und wenn jener nicht beſcheiden genug geweſen wäre, dem alten Mann nachzugeben, ſo hätte es oft harte Stöße abgeſetzt.

Doch zeigt Stollbeins Beyſpiel, daß Güte des Herzens und Redlichkeit niemahlen ungebeſſert ſterben laſſe.

Einsmahlen war eine allgemeine Gewerken-Rechnung abzulegen, ſo daß alſo die vornehmſten Commerzianten des Landes bey ihrem Präſidenten Stilling zuſammen kommen mußten. Herr Paſtor Stollbein kam auch, desgleichen Schöffe Keylhof mit noch einigen andern Florenburgern. Herr Stilling gieng auf den Paſtor zu, nahm ihn an der Hand und führte ihn neben ſich an die rechte Seite, und ließ ihn da ſitzen. Der Prediger war die ganze Zeit über aus der maßen freundlich. Nach dem Mittagseſſen fieng er an:

„Meine Herren und Freunde! Ich bin alt, und ich fühle, daß meine Kräfte mit Gewalt abnehmen, es iſt das letzte mahl, daß ich bey Ihnen bin, ich werde nicht wieder herkommen. Iſt nun jemand unter Ihnen, der mir noch nicht vergeben hat, wo ich ihn beleidigt habe, den bitt ich jetzt von Herzen um Verſöhnung.“ Alle Anweſende ſahen ſich an, und ſchwiegen. Herr Stilling konnte das unmöglich ausſtehen. Herr Paſtor! ſagte er: das bricht mir mein Herz! — Wir ſind Menſchen und fehlen alle, ich hab Ihnen unendlich viel zu danken, Sie haben mir die Grundwahrheiten unſerer Religion beygebracht, und vielleicht hab ich Ihnen oft Anlaß zur Aergerniß gegeben, ich bin alſo der Erſte, der Sie von Grund ſeiner Seelen um Verzeihung bittet, wo er Sie beleidiget hat. Der Paſtor wurde ſo gerührt, daß ihm die Thränen die Wangen herunter liefen, er ſtund auf, umarmte **Stillingen**, und ſagte: Ich hab Sie oft beleidigt. Ich bedaure es, und wir ſind Brüder. Nein, ſagte **Stilling**, Sie ſind mein Vater! geben Sie mir Ihren Seegen! **Stollbein** hielt ihn noch feſt in den Armen, und ſagte: Sie ſind geſegnet, Sie und Ihre ganze Familie, und das um des Mannes willen, der ſo oft mein Stolz und meine Freude war.

Dieſer Auftritt war ſo unerwartet und ſo rührend, daß die mehreſten Anweſende Thränen in Menge vergoſſen. **Stilling** und **Stollbein** aber am mehreſten.

Nun ſtund der Prediger auf, gieng herab zum Schöffen Keylhof und den übrigen Florenburgern, lächelte und ſagte: Sollen wir denn auch an dieſem Rechnungstage unſre Rechnung zuſammen abmachen? Keylhof antwortete: Wir ſind Ihnen nicht böſe! — Ja! verſetzte Herr Stollbein: davon iſt hier die Rede nicht. Ich bitte euch alle feyerlich um Vergebung, wo ich euch beleidigt habe! — Wir vergeben Ihnen gerne, erwiederte Keylhof, aber das müßten Sie auf der Canzel thun.

Stollbein fühlte ſein ganzes Feuer wieder, doch ſchwieg er ſtill, und ſetzte ſich neben Stilling hin. Dieſer aber wurde ſo voller Eifer, daß er im Geſichte glühete. Herr Schöffe! fieng er an: Sie ſind nicht werth, daß Ihnen Gott Ihre Sünden vergiebt, ſo lange Sie ſo denken. Der Herr Paſtor iſt frey, und hat ſeine volle Pflicht erfüllt. Chriſtus gebeut Liebe und Verſöhnlichkeit. Er wird euch euren Starrſinn auf den Kopf vergelten.

Herr Stollbein ſchloß dieſe rührende Scene mit den Worten: Auch das ſoll geſchehen, ich will meine ganze Gemeinde öffentlich auf der Canzel um Vergebung bitten, und ihnen weiſſagen, daß einer nach mir kommen wird, der ihnen eintränken wird, was ſie an mir verſchuldet haben. Beydes iſt auch in ſeiner ganzen Fülle geſchehen.

Kurz nach dieſem Vorfall ſtarb Herr Stollbein im Frieden, und wurde zu Florenburg in der Kirche bey ſeiner Gattin begraben. In ſeinem Leben wurde er gehaßt, und nach ſeinem Tode beweint, geehrt und geliebt. We-

nig-

nigſtens Heinrich Stilling hält ihn Lebenslang in ehrwürdigem Andenken.

Stilling war noch bis Oſtern bey dem Schöffen Keylhof, allein er merkte, daß ihn ein jeder ſauer anſah, er wurde alſo auch dieſes Lebens müde.

Nun überlegte er einsmahlen des Morgens auf dem Bett ſeine Umſtände; zu ſeinem Vater zurück zu kehren, war ihm ein erſchrecklicher Gedanke; denn die viele Feldarbeit hätte ihn auf die Länge zu Boden gedrückt, dazu gab ihm ſein Vater nur Speiſe und Trank; denn was er allenfalls mehr verdiente, das rechnete ihm derſelbe auf den Vorſchuß, den er ihm in vorigen Jahren gethan hatte, wenn er mit dem Schullohn nicht auskommen konnte; er durfte alſo noch nicht an Kleider denken, und dieſe waren doch binnen Jahresfriſt ganz unbrauchbar. Bey andern Meiſtern zu arbeiten, war ihm ebenfalls ſchwer, und er ſahe ſich auch damit nicht zu retten, denn ein halber Gulden Wochenlohn, trug ihm in einem ganzen Jahr nicht ſo viel ein, als nur die allernothwendigſten Kleider erforderten. Er wurde halb raſend, fuhr aus dem Bett, und rief: Allmächtiger Gott! was ſoll ich denn machen? — Zu dem Augenblick war es ihm, als wenn ihm in die Seele geſprochen wurde: **Geh aus deinem Vaterland, von deiner Freundſchaft, und aus deines Vaters Haus, in ein Land, das ich dir zeigen will!** Er fühlte ſich tief beruhiget, und er beſchloß alſofort, in die Fremde zu gehen.

Dieſes geſchah Dienſtags vor Oſtern. Denſelbigen Tag beſuchte ihn ſein Vetter. Der gute Mann hatte wiederum ſeines Sohnes Schickſal vernommen, und deswegen kam er nach Florenburg. Beyde ſetzten ſich zuſammen auf ein einſames Zimmer, und nun fieng Wilhelm an:

„Heinrich! ich komme zu dir, mit dir
„Rath zu pflegen; ich ſeh nunmehro klar ein,
„daß du unſchuldig geweſen biſt. Gott hat
„dich gewiß zum Schulhalten nicht beſtimmt,
„das Handwerk verſtehſt du; aber du biſt in
„ſolchen Umſtänden, wo es dir die Nothdurft
„nicht verſchaffen kann; und bey mir zu ſeyn,
„iſt auch für dich nicht, du ſcheuſt mein Haus,
„und das iſt auch kein Wunder; ich bin nicht
„im Stande, dir das nöthige zu verſchaffen,
„wenn

„wenn du nicht die Arbeit verrichten kannſt, die ich zu thun habe, es wird mir ſelber ſauer, Frau und Kinder zu ernähren. Was meynſt du, haſt du wohl nachgedacht, was du thun willſt?

Vater! darüber hab ich lange Jahre nachgedacht; aber erſt dieſen Morgen iſt mir klar worden, was ich thun ſoll; ich muß in die Fremde ziehen, und ſehen, was Gott mit mir vor hat.

„Wir ſind alſo einerley Meynung, mein Sohn! Wenn wir der Sache vernünftig nachdenken, ſo finden wir, daß deine Führung von Anfang dahin gezielt hat, dich aus deinem Vaterlande zu treiben, und was kannſt du hier erwarten? Dein Oheim hat ſelber Kinder, und die wird er erſt ſuchen anzubringen, eh er dir hilft, indeſſen gehen deine Jahre um. Aber — du — wenn ich deine erſten Jahre — und die Freude bedenke, die ich an dir haben wollte — und du biſt nun fort — ſo iſts um Stillings Freude geſchehen! Das Ebenbild des ehrlichen Alten.“ — Hier konnte er nicht mehr reden, er hielt beyde Hände vor die Augen, krümmte ſich in einander und weinte laut.

Dieſe Scene war Stilling unausſtehlich, er wurde ohnmächtig. Als er wieder zu ſich ſelber kam, ſtand ſein Vater auf, drückte ihm die Hand und ſagte: Heinrich! nimm von niemand Abſchied, geh, wann dir der himmliſche Vater winkt! Die heiligen Engel werden dich begleiten, wo du hingehſt, ſchreib mir oft, wie es dir geht! nun eilte er zur Thür hinaus.

Stilling ermannte ſich, faßte Muth, und empfahl ſich Gott; er fühlte, daß er von allen Freunden ganz los war. Nichts hieng ihm weiter an, ſondern er erwartete mit Verlangen den zweyten Oſtertag, welchen er zu ſeiner Abreiſe beſtimmt hatte; er ſagte niemand in der Welt etwas von ſeinem Vorhaben, beſuchte auch niemand, ſondern blieb zu Haus.

Doch konnte er nicht unterlaſſen, noch einmahl zu guter letzt auf den Kirchhof zu gehen. Er that's nicht gern am Tage, deswegen gieng er des Abends vor Oſtern beym Licht des vollen Monds hin, und beſuchte Vater Stillings und Dorthchens Grab, ſetzte ſich auf jedes eine kleine Weile, und weinte ſtille Thränen. Seine Empfindungen waren unausſprechlich. Er fühlte ſo etwas in ſich, das ſprach: Wenn dieſe beyde noch lebten, ſo gieng es dir weit anders in der Welt. Er nahm endlich ordentlich Abſchied von beyden Gräbern, und von den ehrwürdigen Gebeinen, die darinne verweſten, und gieng fort.

Den folgenden Oſtermontag Morgen, Anno 1762, welches der zwölfte April war, rechnete er mit dem Schöffen Keylhof ab. Er bekam noch etwas über vier Reichsthaler. Dieſes Geld nahm er zu ſich, gieng auf die Kammer, that ſeine drey zerlappte Hemden, das vierte hatte er an, ein Paar alte Strümpfe, eine Schlafkappe, ſeine Scheer und Fingerhut gerbut, in einen Reiſeſack, zog darauf ſeine Kleider an, die aus ein Paar mittelmäßig guten Schuhen, ſchwarzen wollenen Strümpfen, ledernen Hoſen, ſchwarzen tuchenen Weſten, einem ziemlich guten braunen Rock von ſchlechtem Tuch, und einem großen Hut nach der damaligen Mode, beſtunden. Nun kammte er ſein fadenrechtes braunes Haar, nahm ſeinen langen dornenen Stock in die Hand, und wanderte auf Salen zu, wo er ſich einen Reiſepaß beſorgte, und zu einem Thor herausgieng, das gegen Nordweſten ſtehet. Er gerieth auf eine Landſtraße; ohne zu wiſſen, wohin ſie führte, folgte er derſelben, und ſie brachte ihn am Abend in einen Flecken, welcher an der Gränze des Salenſchen Landes liegt.

Hier kehrte er in einem Wirthshaus ein, und ſchrieb einen Brief an ſeinen Vater nach Leindorf, in welchem er zärtlich Abſchied von ihm nahm, und ihm verſprach, ſobald er ſich irgendwo niederlaſſen würde, alles umſtändlich zu ſchreiben. Unter den Biergäſten, welche des Abends in dieſem Hauſe trunken, waren verſchiedene Fuhrleute, eine Art Menſchen, bey denen man ſich am allerbeſten nach den Wegen erkundigen kann. Stilling fragte ſie: wohin dieſe Landſtraße führe? Sie ſagten: Nach Schönenthal. Nun hatte er in ſeinem Leben viel von dieſer weitberühmten Handelsſtadt gehöret; er beſchloß alſo, dahin zu reiſen, ließ ſich des-

deswegen die Oerter an dieſer Landſtraße, und ihre Entfernung von einander ſagen, dieſes alles zeichnete er in ſeine Schreibtafel auf, und legte ſich ruhig ſchlafen.

Des andern Morgens, nachdem er Caffee getrunken, und ein Frühſtück genommen hatte, empfahl er ſich Gott, und ſetzte ſeinen Stab weiter; es war aber ſo nebelich, daß er kaum einige Schritte vor ſich hin ſehen konnte; da er nun auf eine große Heide kam, wo viele Wege neben einander her giengen, ſo folgte er immer demjenigen, welcher ihm am gebahnteſten ſchien. Als ſich nun zwiſchen zehn und eilf Uhr der Nebel vertheilte, und die Sonne durchbrach; ſo fand er, daß ſein Weg gegen Morgen gieng. Er erſchrak herzlich, wanderte noch ein wenig fort, bis auf eine Anhöhe, da ſah er nun den Flecken wieder nahe vor ſich, in welchem er über Nacht geſchlafen hatte. Er kehrte wieder um; und da nun der Himmel heiter war, ſo fand er die große Heerſtraße, die ihn binnen einer Stunde auf eine große Höhe führte.

Hier ſetzte er ſich auf einen grünen Raſen, und ſchaute gegen Südoſten. Da ſah er nun in der Ferne das alte Geiſenberger Schloß, den Giller, den Höchſten Hügel und andere gewohnte Gegenden mehr. Ein tiefer Seufzer ſtieg ihm in der Bruſt auf, Thränen floſſen ihm die Wangen herunter, er zog ſeine Tafel heraus und ſchrieb:

Noch

*

Noch einmal blickt mein mattes Auge
Nach dieſen frohen Bergen hin.
O! wenn ich die Gefilde ſchaue,
Die jene Himmels-Königinn
Mir oft mit kühlem Schatten mahlte,
Und lauter Wonne um mich ſtrahlte;

*

So fühl ich, wie in ſüßen Träumen,
Die reinſten Lüfte um mich wehn,
Als wenn ich unter Edens Bäumen
Seh Vater Adam bey mir ſtehn,
Als wenn ich Lebenswaſſer tränke,
Am Bach in ſüße Ohnmacht ſänke.

*

Dann weckt mich ein Gedanke wieder,
So wie der ſtärkſte Donnerknall
Sich wälzt vom hohen Giller nieder,
Und Blitze zücken überall,
Die Hündinn ſtarrt, und fährt zuſammen,
Sie blinzelt in den lichten Flammen.

*

Dann ſinkt mein Geiſt zur ſchwarzen Höhle,
Schaut über ſich und um ſich her,
Dann kommt kein Licht in meine Seele,
Dann ſchimmert mir kein Sternlein mehr,
Dann ruf ich, daß die Felſen hallen,
Und tauſend Echo wiederſchallen.

*

Doch endlich glänzt ein ſchwacher Schimmer,
Der Menſchen-Vater winket mir,
Und ſeh ich euch, ihr Berge, nimmer,
So blüht im Segen für und für!
Bis euch der lezte Blick zertrümmert,
Und ihr wie Gold im Ofen ſchimmert.

Und

◆

Und dann will ich auf euren Höhen,
Dann, wann ihr einſt verneuert ſeyd,
Umher nach Vater Stilling ſehen,
Mich freuen, wo ſich Dorthchen freut,
Dann will ich dort in euren Haynen,
In weiſſen Kleidern auch erſcheinen.

◆

Wohlan! ich wende meine Blicke
Nach unbekannten Bergen hin,
Und ſchaue nicht nach euch zurücke,
Bis daß ich einſt vollendet bin.
Erbarmer! leite mich im Segen,
Auf dieſen unbekannten Wegen!

◆

Nun ſtund Stilling auf, trocknete ſeine Thränen ab, nahm ſeinen Stab in die Hand, den Reiſeſack auf den Rücken, und wanderte über die Höhe ins Thal hinunter.

Anmerkung.

In dem erſten Theil dieſer Geſchichte, Stillings Jugend genannt, iſt auf der [illegible]. Seite, in der vierten Zeile von oben herab, ein merklicher Fehler eingeſchlichen, es heißt da: Mein Vater ſtarb 1704 im 104ten Jahr ſeines Alters. Nun war aber dieſer Vater [illegible] gebohren, folglich muß es heiſſen 1724, und in dieſem Jahr iſt er auch würklich geſtorben. Johann Stilling war 1712, Wilhelm Stilling aber 1716 gebohren, und beyde haben ihn noch wohl gekannt.

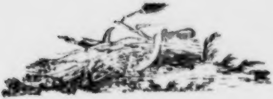
Der Verfaſſer.

Die Geſchichte
Florentins v. Fahlendorn.

Von

Heinrich Stilling.

Erſter Theil.



Mannheim,
in der neuen Hof- und akademiſchen
Buchhandlung, 1781.

Ad
Bibl.
Carol.
Lund.

Universitäts-
München
Bibliothek

Der

Hochgebohrnen Frauen,

Frauen

Maria Anna,

Des H. R. Reiches verwittibten Gräfin
von und zu der Leyen, Frau zu Hohen-Gerolseck,
Adendorf, Ahrenfels und Blies-Caſtel,
gebohrnen Freifrau von Dalberg, Obervormünderin
und Regentin der Lande des
minderjährigen Herrn Grafen,

und

Ehren-Mitglied der Kurfürſtlichen phiſikaliſch-ökonomiſchen
Geſellſchaft zu Lautern.

Meiner

gnädigen Gräfin und Frauen.

Hochgebohrne Reichsgräfin!
Gnädige Frau!

Ew. Hochgräfliche Excellenz erlaubten mir, dieſe Frucht meiner Herbſtferien und Erholungsſtunden Hochdenenſelben zuzueignen. Ich thue es mit dem wonnevollen Schauer, den ein jeder rechtſchaffener Mann empfindet, wenn er einer erhabenen Perſon ſein ganz ergebenes Herz zeigen darf, einer Perſon — deren Seelen-Adel dem Adel der Geburt ſo ganz entſpricht.

Sie wiſſen, verehrungswürdige Gräfin! daß Dero Stilling zum Schmeicheln nicht geſchickt iſt, und Zueignungsſchriften ſollen, nach altem Brauche, Lobſchriften ſeyn. Der gröſte Ruhm, den ich Ew. Hochgräflichen Excellenz beilegen kann, iſt, daß Dieſelben das Lob des gröſten Mannes, geſchweige des kleinern, nicht bedürfen. Wer das Glück hat, mit Denſelben bekannt zu ſeyn, und wer Blies-Caſtel geſehen hat, der iſt mein Zeuge.

Seit jenem glücklichen Augenblicke, wo ich Ew. Excellenz auf unſerer geſellſchaftlichen Bibliothek zu ſehen und zu ſprechen die Gnade gehabt hatte, entſtand der feurige Wunſch in mir: möchteſt du doch ſo glücklich ſeyn, das Vertrauen und die Gnade dieſer vortreflichen Gräſin zu beſizen! mein Herz drängte ſich herzu, und Ew. Excellenz würdigten es Dero Huld und hohen Gewogenheit. Laſſen SIE mich dieſe mir ſo unſchäzbare Güter auf immer genieſſen! und nehmen SIE dieſes Werk als ein geringes Denkmal der Ergebenheit eines Mannes an, der SIE unendlich hochſchäzt und verehret. Ich bin mit wahrer Ehrerbietung

Ew. Hochgräfl. Excellenz
meiner
verehrungswürdigſten Gräfin

Lautern,
den 4ten Dezember
1780.

unterthänigſt-ergebenſter
Heinrich Stilling.

Vorbericht.

Vielleicht wird mancher denken, es wäre beſſer, wenn ich gar keine Romane mehr ſchrieb, theils weil meine Amtsverrichtungen häufig genug ſeien, um mich ganz zu beſchäftigen; theils weil das Publikum vermuthlich nicht gern Schriften lieſet, die in einem ſolchen Tone, wie der meinige, geſchrieben ſind.

Was den erſten Punkt betrift, ſo zeuget mir mein Gewiſſen, daß ich keine Zeit mit Arbeit von der Art in meinem Berufe verſäume: man hat kleine Ferien, Feiertäge u. dgl., die dem Lehrer zur Erholung dienen, und wo er einmal von ſeinen gewiß ſchweren Geſchäften auszuruhen berechtiget iſt. Meine Erholungen aber beſtehen darin, daß ich Werke von dieſer Art ſchreibe; mein Verſtand heitert ſich auf, mein Herz wird warm, und mein ganzer Geiſt hernach thätiger, mit

Muth und Kraft die Pflichten meines Berufes zu erfüllen.

Mit dem zweiten Punkte bin ich bald fertig: ich weiß, daß ich eine gewiſſe Anzahl Leſer in Teutſchland habe, die ich gemeiniglich Stillings-Freunde heiſſe. Wer nun nicht zu dieſer Geſellſchaft gehöret, der laſſe meine Sachen ungeleſen; denn er ſiehet ja ſchon auf dem Titel, daß Stilling ſie geſchrieben hat; aber von einem ſolchen verbitte ich mir auch das Rezenſiren; denn Stillings Freunde können, den meiſten Stimmen nach, das gerad am ſchönſten finden, was dem Herrn Rezenſenten gar nicht gefällt; und da hat ihm niemand das Recht gegeben, das Liberum Veto zu ſchreien.

Ich habe daher abermal einen Roman geſchrieben. Denn der Stillings-Freunde giebt es immer ſo viel, daß ich für ſie ſchreiben, und mein Herr Verleger für ſie drucken kann.

Die Geſchichte
Florentins von Fahlenborn.

Jn den weſtlichen Gegenden des Vogeſiſchen Gebirges liegt eine groſe und volkreiche Grafſchaft, die von einem alten verfallenen Bergſchloße den Namen Eichenborn führet. Gegen Oſten ſieht man die hohe waldigte Bergrücken des Vogeſus. Von dieſen ziehen ſich niedrige Berge und Hügel herab, welche ſchöne und fruchtbare Thäler zwiſchen ſich bilden, in denen ſich viele kühle Quellen ſammeln, die in klare Bäche zuſammenflieſſen, und endlich in kleine Flüßgen vereinigt, ſich mit ruhiger Eile in die Moſel ergieſſen. Hier hat ſich die Geſchichte zugetragen, mit welcher ich dich, edler Deutſcher Leſer! vergnügen und belehren will.

An einem ſchönen Nachmittage um die Zeit der Weinleſe, wenn die Blätter gelb werden, und bei dem geringſten Lüftgen kniſternd von den Bäumen rieſeln, wenn alle Getraidefelder kahl ſind, die Kühe in kleinen Heerden über die Stoppeln hinweiden, und jeder Hügel einen ſchiefen langen Schatten über die Gefilde hinwirft; kam der arme Flor, ein Knabe von zehn Jahren, einen einſamen Fußpfad den Berg herab gegangen; er war barfuß, ſeine ſchwarzbraunen Füße, mit einer dicken Schwiele überzogen, hatten ſich gewöhnt, ohne Verlezung auf ſcharfen Steinen hinzugehen; ſeine Haut war durch Kälte, Sonnenſchein, Regen und Wind ſo abgehärtet, daß ihn auch das Rizen der Dornen und Diſteln am Wege nicht ſchmerzte. Er war mit einem zerriſſenen kleinen Hemdgen, und mit erbettelten leinenen gelappten Kleidergen behangen: ſeinen runden vollwangigten ſchön gelockten Kopf bedeckte ein zerriſſener von Alter grau gewordener groſer Hut, durch deſſen Spalten die weißlichten Haare häufig hervorquollen: an ſeiner Seite hieng ſein alter Brodſack, und in der Hand trug er einen ſtarken haſelnen Stock, die feindſeligen Hunde damit abzuwehren.

So wie er den Fußpfad ſchief den Berg herab kam, ſah er vor ſich eine ſchöne Wieſe, und jenſeit der Wieſe einen Wald, in welchem oben auf der Höhe ein dicker Rauch emporſtieg: rechter Hand, einen Steinwurf weit vom Wege, lag ein Rübenſtück, welches rundum mit einem Faden umzogen war, an welchem alte Lumpen hiengen, die, wenn ſie der Wind bewegte, das Wild zu verſcheuchen beſtimmt waren. Der arme Flor eilte hin in die Wieſe an den Bach, legte ſich, trank, und ſezte ſich neben einen Erlenſtrauch auf den Raſen hin: er war hungrig, daher machte er ſeinen Sack auf, und als er nur Krumen und ein paar trockene Biſſen Brodes fand, giengen ihm ſeine helle blaue Augen über, und die Thränen floſſen ihm häufig die braunen Wangen herunter; er ſeufzte tief, und ſagte bei ſich ſelbſt: O meine liebe Mutter, nun hab ich Euch nicht mehr! — Er weinte laut; immer hattet Ihr Brod, und wenn mein Sack leer war, ſo gabt Ihr mir von dem Euern — jezt bin ich oft hungrig, und dann hab ich nicht viel. Er guckte wieder in den Sack in alle Ecken, las alle Brocken zuſammen, und aß ſie. Nun fuhr er wieder fort: O liebe Mutter! da liegt ihr nun dort hinter der Mauer in der Erden, und fault; er weinte, daß er ſchluchzte; und Euer armer Flor geht nun in der Welt allein betteln; wie ein armes Kichlein, das ſeine Gluckhenne verlohren hat, umhergeht und kläglich pipt. — Ihr ſagtet mir oft: unſer Herr Gott habe alle Menſchen lieb, er ſähe ſie alle, wenn ſie ihn auch nicht ſähen — und wenn man auch vor ihm bettelte, ſo ſei er gut, und gäbe einem oft etwas. Nun, lieber Gott! ich will auch an deiner Thür betteln: du mußt wohl ein reicher vornehmer Herr ſeyn, weil du den Himmel, die Sonne und alles, alles gemacht haſt; gieb mir doch dieſe Nacht eine gute Herberge, und mache doch, daß ich den Winter nicht ſo frieren muß! Gieb doch auch dem armen Flor etwas! Nun weinte er wieder. O liebe Mutter! — aber ſie iſt nun tod, und ich ſeh ſie nicht wieder, und ſo eine Mutter bekomm ich in meinem Leben nicht wieder. Da hab ich geſehn, daß die Leute ſchwarze Kleider haben, auch ſo ſchwarz Zeug auf dem Hut tragen, wenn ihnen jemand geſtorben iſt. Das ſteht ſo ſchön — und wenn das andre Leut ſehn, ſo werden ſie mit traurig, haben Mitleiden mit den Leuten, die ſolche Kleider tragen: aber der arme Flor hat ſo nichts!

Indem er ſo bei ſich klagte, fiel ihm das Rübenfeld in die Augen, und er bekam Luſt, rohe Rüben zu eſſen; aber ſeine Mutter hatte ihm befohlen, nie etwas zu ſtehlen. Indeſſen kam ein Mädgen, welches eine weiße Ziege an einem Bande leitete um ſie neben dem Rübenfelde auf den Stoppeln zu weiden. Der arme Flor machte ſich nun auf, und wanderte zu dem Mädgen hin. Es war ein bildſchönes Bauernmädgen, auch etwa zehn Jahr alt; ſie weidete ihre Ziege ruhig, und ließ den Knaben bei ſich kommen, ohne ihn zu fürchten.

Mädgen! fieng er an: ich möchte gern ein paar Rüben eſſen, aber ich darf nicht, gehören ſie euch zu?

“ Ja! wo biſt du her? „

Lieber Gott! ich hab keine Heimath, ich bin ein armer Knabe, ich heiße Florentin, die Leute heißen mich aber den armen Flor.

Das Mädgen machte eine ſehr freundliche Mine, „du heiſſeſt Florentin, ſagte ſie: das iſt ein gar ſchöner Name: ich heiſſe Roſine.„

Das iſt auch ein gar ſchöner Name; aber meine Mutter hieß Helena. Der Name iſt doch noch hübſcher.

„Das weiß ich nicht. Wo iſt denn dei„ne Mutter?„

Sie iſt geſtorben und begraben.

Nun machte das Mädgen eine traurige Mine. „Du armer Florentin! ſag„te ſie: wie lang iſt ſie tod?„

Schon acht Tage. Der Knabe weinte wieder, und das Mädgen hatte auch naſſe Augen.

„Du biſt ein ſchöner Knabe, ich hab „dich lieb, aber du haſt ſo unreine zerriſ„ſene Kleider an, ſonſt möcht ich dich in „die Arme nehmen, dich küſſen, und nah „bei dich ſizen.„

Meine Kleider ſind zerriſſen, aber rein, aber doch hab ich das Herz nicht, dich in die Arme zu nehmen und zu küſſen: denn du biſt vornehmer als ich, ich bin der arme Flor.

„Hör, Florentin! du ſollſt keine rohe „Rüben eſſen; biſt du denn hungrig?„

Ja, ich bin hungrig, Roſine!

„Nun, ſo will ich mein Nachmittags„brod mit dir theilen.„ Hier zog ſie ein doppelt geſchlagenes Butterbrod aus der Taſche.

Nein, ſagte Florentin, da eß ich nichts von; du haſt ſonſt nicht gnug.

„O! ich bin gar nicht hungrig, auch „eß ich mich dieſen Abend wieder ſatt, „und du weiſt noch nicht, wo du etwas „bekömmſt.„ Nun zog ſie ein kleines Meſſergen aus dem Sacke, und theilte das Buterbrod in zwei ungleiche Theile, das gröſte aber gab ſie dem armen Flor. Die beiden ſaßen beiſammen, und aßen ſehr vergnügt. Nun fielen dem armen Knaben aber wieder die Trauerkleider ein. Hör, Roſine! (fieng er an, nachdem er ſeinen Antheil aufgegeſſen hatte) die Leute haben ſo etwas ſchwarzes auf den Hüten, wenn ihnen jemand geſtorben iſt: ich möchte auch gern ſo etwas haben, aber ich hab nichts.

„ Ja freilich, armer Florentin! du „ſollteſt einen Flor auf dem Hut haben: „ich hab auch keinen, ſonſt gäb ich dir ihn. „ Indem ſchaute ſie umher, und ſiehe, dort hieng an dem Faden, welcher um das Rübenfeld gezogen war, ein Stück von einem alten ſchwarzen creppenen Rocke von ihrer Mutter. Flugs ſprung ſie hin, riß einige lange Streifen davon ab, und brachte ſie. Der arme Flor ſprung auf, freute ſich, und wollte Roſinen in die Arme drücken: ſie wies ihn aber ſanft ab, ſezte ſich, und ſuchte Stecknadeln zuſammen, und Florentin gab ihr ſeinen Hut hin. Allein, jeder Verſuch, die Lappen ordentlich auf den Hut zu bringen, war vergeblich; denn er war ſo feſt vernäht, daß man ſie nicht dazwiſchen durch ſchieben konnte.

Endlich fieng das Mädgen an: Da fällt mir etwas ein; unſer Herr Amtmann hatte einmal einen Flor um den Arm, als er trauerte. Das geht an, verſezte Florentin, und flugs hatte ihm Roſine die alte ſchwarze kreppene Streifen mit Stecknadeln um den zerlumpten Arm ziemlich ordentlich befeſtigt.

Die beiden brachten in vertraulichen und kindlichen Geſprächen noch etwa eine Stunde zu: nun aber begann es Abend und kühl zu werden.

Ach Florentin! ſagte Roſine, wo wirſt du dieſe Nacht ſchlafen?

„ Darf ich denn nicht mit in euer Dorf „gehen? „

Ach nein! wir haben einen böſen Nachtwächter, der jagt dich fort — armer Florentin!

„ Bekümmere dich nicht, Roſine! ich „hab noch immer einen Ort gefunden, wo „ich herbergen kann, aber ich geh nicht „gern von dir„ — Die Thränen ſtunden ihm in den Augen. Roſine weinte auch. Hör! ſagte ſie endlich, ſiehſt du dort den Rauch oben im Wald? Er antwortete: Ja! Da iſt ein Kohlbrenner, fuhr ſie fort: das iſt gar ein guter Mann, der nimmt als die armen Leute ins Haus, wenn ſie der Nachtwächter fortjagt: da geh du hin!

Nun ſtund Florentin auf, nahm ſeinen Stock, und jetzt faßte ihn Roſine um den Hals, küßte ihn, und kehrte ihm mit ihrer Ziege den Rücken: er aber wanderte fort, und auf den Kohlbrenner zu.

* * *

Ruprecht Kohl, der Kohlbrenner, wohnte in dem Dorfe [illegible], in welchem auch Roſine mit ihren Eltern war. Dieſes Dorf lag eben am Ende des Thales unter einem Berge, und beſtund aus dreißig wirthſchaftlichen Familien, die ſich alle von dem Ackerbaue und der Viehzucht ordentlich nährten. Unter allen war vielleicht der Kohlbrenner **Ruprecht Aehl** der wohlhabendſte. Er war ein langer hagerer ſiebenzigjähriger Mann, mit ſchneeweißen Haaren; ſeine Frau war ſchon vor vielen Jahren geſtorben. Er hatte eine Tochter bei ſich verheirathet, die aber keine Kinder hatte. Ihr Mann hieß **Lorenz**, und war ein fleißiger und guter Bauer.

Der alte **Ruprecht** wandelte am Abend dieſes Tages um ſeinen brennenden Meiler herum, um zu ſehen, was noch etwa vor der Nacht daran zu thun ſei. Die nach dem fernen weſtlichen Gebürge ſich zum Untergange neigende Sonne ſtrahlte zwiſchen den Baumſtämmen auf den ehrlichen Alten her, und er begann nun ſein Abendlied zu ſingen, als der arme **Flor** durch's Laub daher rauſchte und auf ihn zu kam. Vater! fieng er an, wollt ihr mich dieſe Nacht wohl herbergen?

„Das weiß ich noch nicht.„

O Vater, herberget mich doch! Da war ein Mädgen auf dem Feld, das hieß Roſine, und hütete eine Ziege, das ſagte mir: ihr wärt ein ſo guter Mann, ihr würdet mich herbergen.

„Das könnte wohl geſchehen, wenn „ich nur wüßte, daß du ein braver Knabe „wärſt: denn ſchau! böſe Kinder kann ich „nicht leiden. Biſt du denn allein?„

Ja! meine Mutter iſt vor acht Tagen geſtorben, ich hab keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder und keine Schweſter mehr.

„Wie alt biſt du?„

Ich bin im zehnten Jahr.

„Hör, Junge! wenn ich wüßte — „Doch bleib da bei mir, ich will dich her„bergen. Biſt du auch hungrig?„

Nein, jezt nicht mehr. Roſine hat mir ein groſes Stück Butterbrod gegeben.

„Roſine iſt ein brav Mädgen. Aber „hör, Junge! Roſine war nun ſo gut „gegen dich, warſt du denn auch gut ge-

„gen ſie? — Schau! da geben dir die Leute
„immer zu eſſen und herbergen dich,
„und ſind dir doch nichts ſchuldig; denkſt
„du auch wohl dran?„

O ja, Vater! meine ſel. Mutter ſagte oft: Guck, Florentin! die Leute ſind uns nichts ſchuldig, und geben uns doch zu eſſen; wenn du nun gros wirſt, muſt du arbeiten lernen und den Leuten wieder Gutes thun. Aber, da denk ich denn ſo: wenn ich ſo herumgeh betteln, wie kann ich aber all den Leuten helfen arbeiten, die mir etwas gegeben haben? und da wünſch ich denn, daß ich doch nicht mehr zu betteln brauchte: ich muß ſonſt der ganzen Welt helfen arbeiten.

Der alte Ruprecht lachte herzlich, und fragte:

„Ja, warum bettelte denn deine Mutter?
„warum arbeitete ſie nicht?„

Ach lieber Gott! ſie war immer krank.

„Das iſt ein anders, Junge! du gefällſt
„mir: ich will dich herbergen, und

„dir auch zu eſſen geben. Aber, biſt du „denn auch des Bettelns müde?"

O Vater! wenn ich nur nicht zu betteln brauchte, ſo wollt' ich gern immer nur Brod eſſen, und Waſſer trinken, und zerriſſene Kleider haben. Ich dachte ſo eben, wie ich eben bei Roſine war, warum ich betteln müßte und Roſine nicht, und da wurde mir das Betteln ganz leid.

„Warte, du Junge! ſez dich da bei „die Kohlhütte nieder." Nun ſung Ruprecht ſein Abendlied wieder fort.

Nachdem die Sonne nun untergegangen war, und der Mond mit ſeiner vollen ſafrangelben Scheibe durch die Baumäſte ſchimmerte, kam Ruprechts Tochter mit einem Korbe auf dem Kopfe, um ihrem Vater ſein Eſſen zu bringen. Der Alte eilte ihr entgegen, half ihr den Korb vom Kopfe heben, und fieng an:

Schau, Martha! da iſt eben ein armer Junge hergekommen, er heißt Florentin, er hat keine Mutter, keinen Vater und keine Geſchwiſter, er gefällt mir, nimm ihn mit und herberge ihn. Ich wollte, daß du ihn einige Tage im Haus behielteſt.

Das will ich gern thun, antwortete **Martha**, man lernt dann ſeine Natur kennen.

So iſt's, fuhr der Alte fort, wenn er brav iſt, und ſonſt keinen Anhang hat, und die Wahrheit geſagt hat, ſo könnt ich ihn behalten und aufziehen: du haſt ja doch keine Kinder: man muß aber auch hören, was dein Mann dazu ſagt.

Freilich! verſezte **Martha**: der wird aber nichts dagegen haben, wenn Ihr und ich damit zufrieden ſind.

Der arme **Flor** ſprang auf, hüpfte für Freuden, kam herbei, ſtund vor **Martha** hin, und lächelte ihr ins Geſicht wie ein Engel. **Marthen** giengen nun die Augen über. Ei! ſagte ſie, das iſt ja ein lieber Knabe, komm du mit mir nach Haus, und wenn du brav biſt, ſo will ich deine Mutter ſeyn.

Flo-

Florentin ſah auf ſeinen Arm — und ſagte: Ja, ich will brav ſeyn.

„ Was haſt du da um den Arm? fragte **Martha**.

Ich habe da etwas ſchwarzes um den Arm, weilen meine Mutter geſtorben iſt.

„ Du armer Schelm! wer hat dir das „umgeſteckt? „

Ein Mädgen dort bei dem Rübenfeld, es heißt **Roſine**.

„ **Roſine** iſt ein gar braves Mädgen. „Aber, wie lang willſt du denn das Ding „um deinen Arm tragen? „

So lang, bis Ihr gewiß wißt, daß ich brav bin.

Der alte **Ruprecht** und **Martha** ſahen ſich an, und verwunderten ſich. Ha! ſagte **Ruprecht**, der Junge hat Menſchenverſtand. Weiß Gott! fuhr **Martha** fort, er denkt, dann bekäm er mich zur Mutter, und dann brauch er nicht mehr zu trauren. „ Jung, du biſt geſcheid, geh mit! „

Martha wünſchte nun ihrem alten Vater freundlich eine gute Nacht. Er dankte ihr, und ſagte: Grüß mir deinen Mann! **Florentin** wünſchte ihm auch eine gute Nacht. **Ruprecht** dankte ihm, und ſagte: Junge, mach daß dein Flor vom Arm kommt! Er antwortete: den laß ich drum, bis hier diese Mutter ſagt, ich ſollt ihn abthun. **Ruprecht** und **Martha** ſtunden abermal und guckten ſich an: der Alte ſchüttelte den Kopf, und ſagte: der Junge iſt klug, wenn er nur kein Schalk iſt. **Martha** nahm ihn an der Hand, gieng mit ihm fort, und verplauderte den ganzen Weg mit ihm bis in ihre Hausthür.

Lorenz ihr Mann ſaß am Feuer, mit den Ehlenbogen auf die Knie geſtüzt, und rauchte ſeine Pfeiſe Tabak. Sieh hier, **Lorenz**! fieng **Martha** an, da ſchickt dir mein Vater ein artiges Kind, einen Sohn, wenn du willſt; er läßt dich auch grüßen. **Lorenz** drehte den Kopf um, ſah den Jungen trocken an, und ſagte: ich danke.

Nun that **Martha** ihre Geſchäfte, und ſagte nichts weiter.

Florentin ſtellte ſich **Lorenzen** gegenüber, und ſah ihm ſtarr ins Geſicht: denn dem Manne traute er nicht. **Lorenz** ſah ihn ebenfalls mit unverwandten Augen an. Als dies ſo eine Weile gedauert hatte, kratzte ſich **Florentin** hinter den Ohren, und ſah ſich nach **Martha** um. Dieſe aber kehrte ſich auch an ihn nicht, ſondern fütterte ihr Vieh. Indeſſen guckte ihm **Lorenz** noch immer ſtarr und trocken ins Geſicht. **Florentin** konnte den Blick nicht länger mehr ausſtehn: er drehte ſich um, und fieng ſtill an zu weinen. **Lorenz** merkte wohl, wo es ihm fehlte, und das Weinen des Knaben war ihm ſchon Zeugniß genug von ſeinem Herzen. Er brach nun das Stillſchweigen, und fieng an: „Junge! wie heißeſt du?“

Der arme Knabe fuhr zuſammen, als er von dieſem ernſten Geſichte eine Stimme vernahm. Zitternd antwortete er: ich heiße **Florentin**.

„So! — Komm' her, Florentin!

Der Knabe machte ſich ſchüchtern herzu.

„Gieb mir deinen Brodſack her!

Florentin guckte ihn mit offenem Munde und Augen an, und zog langſam den Sack von der Schulter. Lorenz nahm den Sack, rollte ihn zuſammen, und legte ihn ans Feuer. Den brauchſt du nun nicht mehr, ſagte er. Florentin that einen tiefen Seufzer; dies war eine Stimme der Natur, die Gott von Herzen dankte. Er guckte ſtarr ins Feuer, ſeufzte noch ein paar mal, und Thränen rollten ihm die vollen Wangen herunter.

Martha kam indeſſen auch ans Feuer. Sie hatte wohl bemerkt, was ihr Mann gethan hatte. Da ſie ihn aber genau kannte, ſo redete ſie ihn nicht an, ſondern ſchwieg ganz ſtill: denn, wenn ſeine Seele einen ſchönen Gang gehen wollte, ſo durfte man ihm kein Wort ſagen, ſonſt wurde er geſtört, und aus ſeinem ganzen ſchönen Plane ward nichts.

Nachdem er nun wieder eine Weile mit ernſter Mine ins Feuer geguckt hatte, und der Brodſack nun zum Theile verbrannt war, ſo nahm er langſam die Feuerzange von der Wand, und ſcharrte vollends die übrige Lumpen in die Glut, ſtüzte ſich wieder auf ſeine Knie, und ſah ins Feuer bis alles in Aſche verwandelt war. Nun ſtund er raſch auf. **Florentin** fuhr in einander, und ſprung zur Seite aus. **Lorenz** lächelte ein wenig, und rief: **Martha**!

„Was willſt du, Mann?

Wo iſt meine wollene Kappe?

„Sie liegt droben, oben im Schrank

Hör, **Florentin**! geh, trag deinen Hut in den Kuhſtall, und wirf ihn unter die Küh.

Florentin lächelte, ſprang hin, und warf ihn weg. **Lorenz** gieng nun die Treppe hinauf, und hohlte eine blau und roth geſtreifte ſchöne wollene Kappe, kam und zog ſie ihm mit ſolchem Ernſte auf den Kopf, daß Florentin ſich unter den ſtarken Armen in einander krümmte.

Nun giengs nach und nach ans Eſſen. **Lorenz** deckte den Tiſch, und **Martha** brockte Brod in eine tiefe irdene Schüſſel, ſchüttete eine ſüſſe Milch darzu, und trug ſie in die Stube. **Florentin** ſezte ſich indeſſen ganz gedultig bei das Feuer, wo **Lorenz** geſeſſen hatte.

Ueber dem Eſſen erzählte nun **Martha** ihrem Manne alles, was zwiſchen ihrem Vater, ihr, und dem Knaben vorgefallen war, und daß ſie ihm verſprochen habe, ſeine Mutter zu ſeyn, wenn er ſich brav aufführen würde.

„Dafür laß mich ſorgen, **Martha**! -- antwortete **Lorenz**, „das kommt auf die „Erziehung an. „

Nicht ganz, lieber Mann! es giebt Kinder, die ſehr ſtreng erzogen werden, und doch nicht gerathen.

„**Streng** — und **gut** iſt ein Unter„ſcheid; es kommt nur auf ein weiches Herz an.„

Eben das mein ich, lieber Lorenz! das mein ich.

„Nun ja! aber der Junge hat ein „weiches Herz, er weinte, als ich ihn ernſt „anſah: weinte und ſeufzte, als ſein Brodſack brannte. Ein böſer Knabe hätte, „wenn ich ihn ernſt angeſehen hätte, entweder wie ein Schalk gelächelt, oder er hätte mürriſch ausgeſehn. Und bei dem „Brennen des Brodſackes hätte er entweder hart gelacht, oder wäre bös geworden.

Er kommt mir auch vor als ein guter Knabe: er hat ein ſchönes gutes Geſicht, er iſt ein gar ſchöner Knabe, das ſollſt du einmal ſehn, wenn er einmal gereinigt iſt, und in andern Kleidern ſteckt.

Die beiden lieſſen nun für den Florenſtin eine gute Portion Suppe in der Schüſſel, aßen noch ein Butterbrod zuſammen, und riefen den armen Flor in die Stube. Lorenz hieß ihn an den Tiſch kommen, er ſelbſt blieb auch dran ſitzen: Martha aber hatte Geſchäfte in der Küche. Der

Knabe ſaß nun am Tiſche, **Lorenz** legte ihm einen Löffel vor, und ſagte: Nun iß dich ſatt, **Florentin**! Der gute Junge fieng munter an zu eſſen. Ueber eine Weile fieng **Lorenz** an: Sag mir doch, **Florentin**! was denkſt du bei dem Eſſen?

„Ich bin ſo froh, daß ich bei ſo gute „Leute gekommen bin.„

Aber, warum ſind wir denn ſo gut gegen dich? Du haſt uns ja noch nichts gearbeitet, und wir kennen dich nicht einmal.

„Das weiß ich nicht.„

Beſinne dich einmal, woher es kommt, daß wir gut gegen dich ſind?

„Ich bin der *arme* **Flor**, und da habt „ihr Mitleiden mit mir, weilen ihr gut „ſeyd.„

Haben denn alle Leute ſolch Mitleiden mit dir?

„O nein! ſo Leute hab ich noch nie „angetroffen.„

Aber, wir haben auch manchen Bettelknaben angetroffen, und noch keinem haben wir das gethan, was wir dir thun wollen. Junge! kennſt du unſern Herr Gott?

„Meine ſel. Mutter hat mir viel von „Ihm geſagt, daß Er alles geſchaffen habe, und daß man auch bei Ihm betteln „könne, und daß Er den Leuten die Herzen — Ha! Ha! jezt fällt mir etwas ein „Poz! da dachte ich nicht dran.„

Was iſt denn? — Was iſt?

„O Gott! o Gott! (die Thränen kamen ihm in die Augen) dieſen Nachmittag hab ich bei unſerm Herr Gott gebettelt, Er möchte mir doch dieſe Nacht eine gute Herberge beſcheren und mir helfen, daß ich doch dieſen Winter nicht zu „frieren brauchte, und Er möchte mir doch „etwas geben. O Gott! o Gott! jezt „weiß ichs, Er hat gemacht, daß ihr und „der alte Vater, und die Mutter mir gut „geworden ſeyd.„

Lorenz trocknete ſich die Augen, und rief: Martha! Sie kam.

„Hör, **Martha**! der Knabe kann bäten, und Gott erhört ihn.„ Er erzählte ihr, was **Florentin** geſagt hatte. **Marthen** giengen auch die Augen über. **Lorenz**! ſagte ſie, der Knabe ſoll unſer Kind ſeyn.

Martha machte ihrem **Florentin** einige neue hübſche Hemder, und **Lorenz** kleidete ihn vom Haupte bis zu Fuß, und gab ihm tägliche- und Sonntagskleider. Seine Schlafſtelle bekam er in der Kammer des alten **Ruprechts**, der ihm alte Geſchichten erzählte und viel Gutes ſagte.

Nun rückte der Winter herbei, und **Ruprecht**, **Lorenz** und **Martha** fiengen an zu überlegen, was ſie mit ihrem gefundenen Knaben machen wollten. Es wurde endlich einhellig beſchloſſen, ihn dieſen Winter in die Schule zu ſchicken: denn er kannte noch keinen Buchſtaben, geſchweige daß er hätte leſen können. **Florentin** war auch recht wohl damit zufrieden: denn er hörte oft den alten **Ruprecht** in der groſen Hausbibel leſen, und dann wünſchte er, ſolche Geſchichten auch leſen zu können. Er ſieng alſo an, in die Schule zu gehen. Zu ſeiner gröſten Freude fand er auch Roſinen daſelbſt. Er hatte ſie ſchon zuweilen geſehen, aber wenig mit ihr reden können: denn Lorenz erlaubte ihm ganz und gar nicht, auf die Straſe zu gehen, und mit andern Knaben herumzulaufen, ſondern er gab ihm immer Beſchäftigungen im Hauſe, womit er die Zeit zubringen mußte. Roſine war an ihrer Seite noch begieriger, mit Florentin umzugehen: denn er war nun reinlich und wohl gekleidet, und ein ſehr ſchöner Knabe. Denn weilen er nun immer im Hauſe blieb, ſo wurde ſeine Haut nach und nach weiß, ſein Geſicht und die Hände wurden zart und ſchön. Nur das einzige, was ihr an ihm mißfiel, und warum ſie ſich ſeiner ſchämte, war, daß er auf der Schule zu allerunterſt und unter Knaben von 4 bis 5 Jahren ſaß. Dies konnte Roſine nicht ertragen; ſie gieng alſo zum Schulmeiſter **Blaſius**, der ein gar braver, vernünftiger, und ſehr guter Lehrer war, und bat ihn, daß er ihr erlauben möchte, den **Florentin** das A B C zu lehren. **Blaſius** erlaubte ihr das mit Freuden, beſonders da ſie auſerordentlich gut lernte, ſingen konnte, ſchön ſchrieb, und Mädgen von zwölf Jahren unter ſich hatte; kurz, es ſchien, als wenn die Natur an **Roſinen** ein Meiſterſtück hätte machen wollen. **Blaſius** merkte das auch wohl, und er äuſerte oft ſeine Gedanken über ſie: er glaubte, daß Gott etwas Groſes mit dem Mädgen vorhabe. Auch **Florentin** war noch nicht lang in die Schule gegangen, als er von dieſem ebenfalls groſe Gedanken zu faſſen begann; daher beſchloß er, auf dieſe Kinder beſondern Fleiß zu verwenden.

Ich will mich mit dem Fortgange, welchen **Florentin** in ſeinem Lernen durch **Blaſius**, **Roſinens** und ſeinen eigenen

Fleiß hatte, nicht aufhalten: kurz, es währte nicht gar lang, ſo konnte er nicht nur fertig leſen, ſondern er begrif auch alles, was er las; er fieng nun auch an, zu ſchreiben, und den Katechiſmus auswendig zu lernen.

Roſinens Eltern waren auch ziemlich wohlhabende und gar gutherzige Bauersleute, doch waren ſie nicht ſo mildthätig als Ruprechts Leute, hatten auch nicht ſo viel Verſtand. **Roſinens** Vater hieß **Niklas**, und ihre Mutter Clara; ſie war eine ſehr gute liebe Frau: ſie hatten keine Kinder als Roſine, und liebten das Mädgen aus der Maſen: doch erzogen ſie daſſelbe nicht weichlich, ſondern recht ordentlich.

Als nun **Ruprecht** und Lorenz ſahen, daß der Knabe ſo fleißig war, und ſo herrliche Gaben hatte, gewannen ſie ihn noch lieber, und beſonders als ſie gar keine Neigung zu Kinderſpielen an ihm fanden. Er blieb gern zu Hauſe, that was man ihn hieß mit Freuden und hurtig, und wenn ers gethan hatte, ſo las er entweder, oder krizelte mit der Feder. Zuweilen kam auch **Bläſius** des Abends hin, rauchte mit **Lorenzen** und **Ruprecht** eine Pfeife Tabak, und dann redeten ſie zuſammen von **Florentin**, was man noch aus ihm machen könnte. Auch wurde oft von **Roſinen** geſprochen, daß ſie ein ſo gar liebes Mädgen wäre, und wie lieb ſich die beiden Kinder hätten. Nun trug man dem Knaben auf, daß er Sonntags Nachmittags allemal der Haushaltung ein paar Kapitel aus der Bibel vorleſen müſſe. Dieſes Vorleſeramt übernahm er gar gern. **Ruprecht** verband gleichſam eine Ehre damit, indem er zu ihm ſagte: **Florentin!** wenn du dieſe Woche recht fromm, brav und fleißig biſt, ſo darfſt du den Sonntag für mich in der Bibel vorleſen! — Dieſes that er dann mit ſo vielem Nachdrucke und ordentlicher Ausſprache, daß man wohl ſchlieſſen konnte, er müſſe verſtehen was er läſe. Roſine kam gewöhnlich auch hin, um Florentin zu beſuchen, und ſie las dann auch wohl ein Kapitel. Alle Sonntage, wenn nur ziemlich Wetter war, mußte er in die Kirche gehen. Roſine begleitete ihn faſt allemal, oder er ſie, ſo, daß die Leute von den braven Kindern allerhand Gutes redeten. So vergiengen drei Jahre, eh weiter etwas merkwürdiges vorfiel; die beiden Kinder nahmen indeſſen dergeſtalt an allen guten Eigenſchaften zu, daß man wohl merken konnte, die Vorſehung müſſe etwas ganz beſonders über ſie beſchloſſen haben.

Als ſie nun beide dreizehn Jahre alt waren, und noch immer in der engſten Vertraulichkeit mit einander lebten, begonnten Roſinens Eltern nach und nach zuwünſchen, daß ſie ſich mehr von Florentin entfernen möchte. Gegen ſeine Armuth hatten ſie eben nichts einzuwenden; aber weil man nicht wußte, ob er ehrliche Eltern gehabt hätte, ſo trugen ſie doch Bedenken, die Vertraulichkeit zwiſchen beiden Kindern ſo weit kommen zu laſſen, daß ſie vielleicht auf die Zukunft wichtigere Folgen haben könnte. **Lorenz** merkte bald, wo es **Niklaſen** und ſeiner Frauen fehlte. Da er nun ſehr gern ſah, daß beide Kinder beiſammen blieben, die Folgen möchten auch ausfallen, wie ſie wollten, ſo ſchwieg er ganz ſtill, machte ſich an einem Morgen früh auf, zog ſeine beſten Kleider an, und befahl **Florentin**, gleichfalls ſeine beſten Kleider anzuziehen. Als nun beide fertig waren, nahm **Lorenz** ſeinen Hut und Stock, und ſagte zu ſeinem Schwiegervater und zu ſeiner **Martha**: Ich geh ein paar Tage mit **Florentin** fort, und dann komm ich wieder. Seine Leute kannten ihn. Sie lieſſen ihn gehen, ohne zu fragen: wohin?

Florentin hatte von ſeiner Mutter gehört, daß er auf dem Hofe **Fahlendorn**, ſechs Stunden von **Heizenheim**, gebohren worden ſey. Da er nun ſeines Vaters Zunamen nicht wußte, ſo hatte ihm

Lorenz den Namen ſeines Geburtsortes beigelegt, und er ſchrieb alſo ſeinen Namen: **Florentin Fahlendorn.** Nach dieſem uralten Rittergute, welches einer verloſchenen adelichen Familie zugehört hatte, und das der Graf von Eichenborn in Beſitz genommen hatte, wanderte Lorenz hin, um von der Geburt und dem Herkommen ſeines Knaben Kundſchaft einzuziehen. Denn, ob er ſichs äuſerlich eben nicht merken ließ, ſo wünſchte er doch in ſeinem Herzen, daß **Florentin** wenigſtens ehrliches Herkommens ſeyn möchte. An dieſem Orte fanden ſie noch die Ruinen eines adelichen Schloſſes, einen reichen Pachter, der dem Grafen das Gut abgepachtet hatte, und nun ſchon ſeit zwanzig Jahren daſelbſt wohnte, und einen Jäger, der das Forſtweſen und die Jagd verwaltete.

Lorenz kehrte bei dem Pachter ein. Dieſer war ein ehrlicher alter Wiedertäufer, deſſen langer grauer Bart über die

Bruſt herabhieng: er empfieng die Fremden freundlich, führte ſie in ſeine Stube, ließ ihnen Milch, Butter, Käs und Brod vorſezen.

Nun fieng **Lorenz** an: **Michel**! ſagte er: denn er kannte den Schweizer, und hatte wohl eh eine Kuh von ihm gekauft, auch ſonſten mit ihm gehandelt; da komm ich mit einem Knaben her, den ich vor drei Jahren von der Straſe aufgenommen habe, um ein Werk der Barmherzigkeit an ihm zu beweiſen, und ihn zu erziehen. Er ſagt mir, er ſei hier gebohren. Nun möcht ich gern wiſſen, wer ſeine Eltern waren? **Michel** bedachte ſich ein wenig, endlich fieng er an: wie heiſſen denn die Eltern? **Florentin** antwortete: meine Mutter hieß **Helene**, mein Vater hat **Franz** geheiſſen, und iſt hier geſtorben. Ha! ha! ſagte **Michel**, und rief ſeiner Frauen herein; denk! da iſt das Kind, welches die arme **Lene** hier gebohren hat; du weiſt doch: der alte Soldat mit dem hölzernen Bein, der da bei dem Jäger im Backhaus wohnte, der war ſein Vater. Die gute Frau war freundlich mit dem Knaben: du lieber Gott! ſagte ſie, ich war bei deiner Mutter, als ſie dich gebahr, es wurde der guten Frauen gar ſauer. Denk! fuhr **Michel** fort: der Freund da, zieht das Kind auf. Das iſt brav, verſezte ſie; das wird ihm Gott vergelten. Lebt denn ſeine Mutter nicht mehr? Nein, antwortete **Florentin**, ſie iſt vor drei Jahren zu **Hohenkirchen** geſtorben und begraben, und ſo lang bin ich nun auch bei dieſem meinem Vater. Gott ſegne dich! ſezte **Michel** hinzu: ſei nun auch fromm und rechtſchaffen, ſo wirds dir wohlgehen. Du hatteſt arme Eltern, aber ſie waren brav. Das wollt' ich nun eben fragen, fuhr **Lorenz** fort, ob er brave Eltern gehabt habe, und ob man nichts weiter von ihnen wiſſe? Hört, **Lorenz**! antwortete **Michel**, es mag wohl zwölf Jahr ſeyn, als der alte **Franz** mit dem hölzernen Beine hier ſtarb; er hatte ungefehr drei Jahre bei uns dort in dem kleinen Häusgen gewohnt. Nun hat er uns freilich von ſeinen wunderbaren Geſchichten vieles erzählt; allein, wo er und ſeine Frau her geweſen ſeien, das iſt mir entfallen. Die Frau des ehrlichen Alten wußte auch nichts gewiſſes davon zu ſagen, doch fand ſie eine Auskunft in der Sache: ſie erinnerte ſich, daß der alte Pfarrer, welcher eine Stunde von da wohnte, den alten Soldaten **Franz** in ſeiner langwierigen Krankheit oft beſucht, und viel Barmherzigkeit an ihm erwieſen, auch den **Florentin** getauft hatte, ſie glaubte alſo, daß dieſer die ganze Geſchichte wiſſen müßte. Nun beſchloß **Lorenz**, ſeinen Rückweg über den Ort zu nehmen, wo der Pfarrer wohnte, und ſich zugleich einen Taufſchein von dem Herkommen und der Taufe des Knaben geben zu laſſen. Da es nun noch ziemlich hoch am Tage war, ſo wollte er wieder umkehren, und an gedachtem Orte übernachten.

Florentin wünſchte indeſſen ſehnlich, das Kämmergen zu ſehn, wo er gebohren worden, wo ſein Vater geſtorben ſei, und wo er ſo vieles gelitten hätte. Michel lächelte, doch gefiel ihm dieſe Neugierde des Knaben; ſeine Frau gieng alſofort in des Jägers Haus, um den Schlüſſel zu dem Häusgen zu holen: denn es hatte ſeit der Zeit niemand darinnen gewohnt, ſondern es wurde zum Brauen und Backen gebraucht, weil der Jäger auch zugleich ein Wirth war.

Nun brachte ſie den Schlüſſel, und ſie giengen allzuſammen quer über den Raſen hin, auf welchem das einſame Häusgen ſtund. Vor demſelben war gemeldeter Raſen, ein groſer ſchöner Plaz, mit etlichen Vogelbeerbäumen beſezt: gegen Morgen etwa hundert Schritte ſtund des Jägers Haus mit Scheuer und Stallung; gegen Weſten zog ſich eine ſchöne groſe Wieſe ſchief hinab, und jenſeit derſelben war ein Wald, hintenher aber, gegen Norden, floß ein ſchöner Bach nach der Wieſen herab, dann folgte ein jäher buſchigter Hügel, auf welchem das alte verfallene Schloß Fahlendorn ſtand.

Nun giengen ſie in das Häusgen: hier fanden ſie das Brau- und Backgeräthe, linkerhand aber gieng eine baufällige Treppe in den obern Stock, welche Florentin hinauf flog, indem ſich die andern unten noch etwas verweilten. Dieſe aber giengen nun auch hinauf, fanden eine kleine alte Küche, und neben dran eine Kammer. Hier! ſagte die Schweizerin zum Knaben, hier haben deine Eltern gewohnt, hier ſtund das Bett, und da der Tiſch. Florentin gieng hier ſo emſig herum, als wenn er etwas geſucht hätte; ſein Herz war ſo beklemmt, daß er ſich endlich auf die Erde niederſezte, und ein ganzer Strom von Thränen floß ihm die Wangen herunter. Seine Begleiter wurden dadurch ſo gerührt, daß ſie alle Thränen vergoſſen. Endlich rafte ſich Florentin wieder auf, und nun fiel ihm da, wo das Bett geſtanden hatte, auf der beſchmuzten und halb zerriſſenen getünchten Wand etwas geſchriebenes in die Augen; er flog dabei, las, und fieng an laut zu weinen, las wieder, that einen Sprung rückwärts, dann gieng er wieder herbei und las noch einmal. Da er nun während der Zeit, als er ſich auf dem Zimmer befand, kein Wort geredet hatte, und ihn auch niemand in ſeiner Empfindung ſtören wollte, ſo trat Lorenz ſelbſt herzu, und las folgende Zeilen, die mit Röthel zierlich geſchrieben, und noch recht leſerlich waren:

Hier iſt der Kampfplaz, wo ich ſtreite,
Die größten Schmerzen willig leide;
  Der größte König will es ſo.
Sollt' ich nicht deſſen Willen ehren,
Durch Dulten deſſen Ruhm vermehren,
  Der in der Schlacht mich machte froh?

Franz von Kahlendorn.

Das hat wohl dein guter Vater geſchrieben, ſagte Lorenz zu Florentin, mit naſſen Augen. **Florentin** konnte hierauf anders nicht als mit Thränen antworten: denn ſein Herz ſaß ihm, wie man zu ſagen pflegt, im Halſe. **Michel** lief ſo geſchwind fort als er konnte, hohlte ſeine Brille, und brachte Dinte, Feder und Papier. Dieſes gab er **Florentin**, welcher den Vers freudig abſchrieb, **Michel** aber ſezte ſeine Brille auf die Naſe, und beſah den Reim. Ja, ſagte er, das iſt natürlich ſeine Hand, er ſchrieb gar ſchön, meine Söhne hat er noch oft im Schreiben unterrichtet.

Nun giengen ſie alle wieder fort, aber **Florentin** war nicht wohl wegzubringen, doch folgte er auch, als man ihn nöthigte, und war gar ſchwermüthig. Ach! ſagte er, wenn doch das Häusgen ſo ganz ſtehen bliebe, wenn nur nichts dran verändert würde, wenn nur meines ſel. Vaters Reim nicht verdorben würde, bis ich gros bin, ich wollte das Häusgen kaufen, und eine **Schule für arme Kinder daraus machen!** Halt! rief **Michel**: da fällt mir etwas ein.

Geſchwind, Frau! gieb mir den Schlüſſel wieder. Sie gab ihn ihm. Er gieng wieder ins Häusgen und auf das Zimmer, nahm ein Meſſer, ſtach das getünchte Stück mit der Schrift aus der Wand, und brachte es herunter. Sie giengen nun wieder in **Michels Haus**, wo dieſer gute Alte das Stück Kalk in ein Papier wickelte, es ſo in eine Schachtel legte, und nun dem guten **Florentin** in die Taſche ſteckte. Dieſer ſprang für Freuden, und ſo zufrieden darüber, als wenn er den gröſten Schatz gefunden hätte. Nun hab ich doch etwas von meinem Vater geerbt, ſagte er, und freute ſich über die Maſen.

Lorenz nahm nun mit ſeinem Knaben Abſchied von den ehrlichen Leuten, und gieng noch dieſen Abend nach Stockheim, wo der Pfarrer wohnte, logirte ſich in ein Wirthshaus ein, und gieng nun alſofort mit **Florentin** zum Pfarrer. **Lorenz** erzählte ihm alles, warum er da war. Der Pfarrer freute ſich ſehr, daß ſich Gott über daß arme Kind erbarmt hatte. Ja, ſagte er, „mein lieber Sohn! deine Eltern waren ehrliche Leute: dein Vater war gebürtig von **Fahlendorn**, und ſtammte „noch von den uralten Edeln von **Fahlendorn** her: aber ſeine Voreltern hatten „ſich durch vielfältige Armuth nach und „nach mit bürgerlichen Weibern verheirathet, ſo, daß ihr Adel verlohren gieng. „Das Gut war ganz verſchuldet; der alte Graf zahlte die Schulden, und zog das „Gut an ſich. Unſere Kirche allhier iſt bei „dieſer Sache ſehr intereßirt geweſen: das „ganze Archiv der Herren von Fahlendorn „iſt ehmals in Kriegszeiten hieher gekommen. Auch ſteht die ganze Familie in unſern Kirchenbüchern, du, dein Vater, „dein Grosvater, und ſo weiter hinauf, „dein ganzes Geſchlecht.

„Dein Vater begab ſich in ſeiner Jugend in Kriegsdienſte; er war immer ein „braver geſchickter Mann, er konnte ſchön „leſen und ſchreiben, und war in ſeiner

„Religion wohl gegründet, doch hatte er
„ſein Glück nicht gemacht. Das kam aber
daher: er war kaum in Dienſte gegangen,
„als er in den Winterquartiren mit einem
„ſehr guten und braven Mädgen, eines
„Schulmeiſters Tochter aus der Pfalz, be-
„kannt wurde. Die Beiden verliebten ſich
„ſo heftig in einander, daß ſie im Früh-
„jahre, als er mit dem Pfälziſchen Con-
„tingent nach Ungarn gegen die Türken zu
„Felde ziehen ſollte, heimlich mit ihm fort-
„gieng. Doch haben ſie ſich im Franken-
„lande ordentlich copuliren laſſen: den
„Copulationsſchein habe ich hier in Ver-
„wahrung, auch hat ſich deine Mutter,
„ſo wie mir ihr Mann noch auf ſeinem
„Todbette oft und heilig verſichert hat,
„die verſchiedene Jahre lang, welche ſie
„mit ihm im Felde geweſen, ganz unſträf-
„lich aufgeführt: und dies zeugt wahrlich
„von einer ſehr erhabenen Tugend deiner
„Mutter.

„Nach vier Jahren kam der Frieden

„zu Stande. Dein Vater, ob er gleich
„im Kriege ein Bein verlohren hatte, wurde
„doch abgedankt, weilen er eine Frau
„hatte. Die guten Leute waren zwar allein,
„denn ein Paar Kinder waren ihnen
„geſtorben; aber ſie hatten auch für ſich
„nichts, ſie mußten ſich mit Betteln durch
„die Welt ſchleppen, und kamen endlich
„ſehr elend zu **Fahlendorn** an; ſie pachteten
„da ein Häusgen, und arbeiteten
„ſo viel ſie konnten. Du wurdeſt endlich
„gebohren, deine Mutter aber bekam im
„Kindbette einen Fehler, ſo, daß ſie auch
„nicht mehr arbeiten konnte, und dein
„Vater ſtarb nach vielen langwierigen
„Schmerzen, als ein recht frommer Mann.
„Ich weiß gewiß, deine beide Eltern ſind
„im Himmel„

Florentin war bisher ganz Ohr geweſen, und **Lorenz** ſelbſt hatte ſehr eifrig zugehört. Nachdem nun der Pfarrer alles erzählt hatte, bat ihn **Lorenz**, ihm die Dokumente der Eltern einzuhändigen, und ihm zugleich einen Taufſchein von Florentin, nebſt einem umſtändlichen Berichte von ſeinem Herkommen, mitzutheilen.

Der Pfarrer antwortete ihm hierauf: daß er dem Knaben ein Zeugniß und Nachricht von ſeinem ehrlichen Herkommen, auch einen Taufſchein gerne ertheilen wolle; übrigens aber gebe er keine Urkunde heraus, ſondern er wolle ſogleich mit einem Notarius und Zeugen das ganze Fahlendorniſche Archiv in ein beſonderes Kiſtgen zuſammen legen, auch eine Nachricht, mit ſeiner eigenen Hand geſchrieben, von der Lebensgeſchichte Franzens von Fahlendorn beifügen, und zugleich die Seiten des Kirchenprotokolles anzeigen, wo alle Herren von Fahlendorn bis auf Florentin zu finden ſeien. Dieſes Kiſtgen ſollte verſiegelt und in der Kirchenſakriſtei für ihn aufbehalten werden: denn da er doch der eigentliche Erbe ſei, ſo könnte er, wenn er einmal mündig wäre, vielleicht guten Gebrauch davon machen

Lorenz und Florentin verwunderten und freuten ſich aus der Maſen über dieſe Nachricht, nahmen Abſchied vom Pfarrer, und begaben ſich in ihr Wirthshaus. Des Morgens früh gieng Lorenz allein zu ihm und hohlte die Schrift ab. Der gute Mann wollte nichts zur Bezahlung annehmen, und verſprach nochmals, daß er noch heute die Sache wegen des Archives zu Stande bringen wolle.

Noch muß ich erinnern, daß der Pfarrer Lorenzen und Florentin ernſtlich ermahnte, leztern immer Florentin von Fahlendorn ſich ſchreiben zu laſſen, weil es ſein Vater auch ſo gethan hätte.

Nun giengen die beiden zufrieden und vergnügt wieder nach Heizenheim zurück.

Auf dem ganzen Wege ſprachen unſere beide Reiſende ſehr wenig. Lorenz war ohnehin von wenig Worten, und Florentin war von dem, was er geſehen und gehöret hatte, der Kopf ganz voll. Beſonders aber wünſchte er, daß ſeine Geſchichte nun auch iederman wiſſen möchte. So viel Verſtand hatte er, daß er ſich ſeines ehmaligen Bettelns nun nicht mehr ſchämte; allein, von ehrbaren Leuten herzuſtammen, war doch ſo reizend für ihn, daß er ſich nicht wenig darauf einbildete. Er kannte aber auch **Lorenzen** wohl, und wußte, daß er nichts mehr davon erzählen würde, als gerad die höchſte Noth erforderte.

Als ſie noch etwa eine Stunde zu gehen hatten, fieng **Florentin** an: Vater, ich glaube doch, daß ſich **Niklas**, **Clara** und **Roſine** recht freuen, wenn ſie hören, daß ich brave Eltern gehabt habe; auch wird ſich das ganze Dorf verwundern.

„Das kann wohl ſeyn.„

Wollen wir's **Niklaſens** Leuten nicht gleich ſagen, wenn wir nach Haus kommen?

„Er kann ja geſchrieben leſen.„

Wollt ihr ihm denn die Briefe geben?

„Sei ſtill, Junge! und laß mich machen

Florentin mußte ſich nun zufrieden geben, und auf dem übrigen Wege wurde nichts mehr geredet.

Als ſie nach Hauſe kamen, zog ſich **Lorenz** aus, und ſezte ſich bei das Feuer. **Ruprecht** ſo wenig als **Martha** fragten nach ſeiner Reiſe, und was er ausgerichtet habe? Doch war **Martha** neugierig, und nahm **Florentin** beſonders. Dieſer machte ſich auch gar kein Bedenken, ihr alles zu ſagen, was er geſehen und gehöret hatte. Sie freute ſich aus der Maſen, und erzählte auch insgeheim ihrem Vater die ganze Sache.

Des Morgens früh gieng **Lorenz** zu **Niklaſen**, ließ **Clara** und **Roſinen** auch darzu kommen, und las ihnen ſeine Briefſchaften vor. Darauf zog er ſich an, und gieng nach dem, eine halbe Stunde entlegenen Kirchdorfe zum Pfarrer, wo er alles ins Kirchenbuch eintragen, auch die Papiere dem Kirchenprotokolle beilegen ließ. Nun währte es nicht lange mehr, daß das ganze Kirchſpiel voll von der Geſchichte **Florentins** von **Fahlendorn** ward, und tauſenderlei Umſtände und Sachen wurden der Geſchichte hinzugedichtet, die mehr oder weniger wahr, oder auch rühmlich waren.

Florentin war immer ein vortreflicher Knabe geweſen, und hatte auſerordentliche Naturgaben. Beſonders gieng all ſein Dichten und Trachten auf die Bücher; viel zu lernen, zu wiſſen und zu erfahren, das war ganz ſeine Sache. Bei dem allem aber lag ein auſerordentlicher Trieb zur Thätigkeit in ihm: er konnte nicht einen Augenblick ruhig ſeyn, immer mußte er etwas zu ſchaffen haben, aber man konnte niemals bemerken, wohin eigentlich ſeine Hauptneigung gieng. **Lorenz** war auſerordentlich zufrieden mit ihm; doch hatte er ſchon lang, ohne jemand ein Wort davon zu ſagen, in ſeinem Herzen geglaubt, daß es Schade wäre, wenn der Knabe ein Bauer werden ſollte. **Ruprecht**

und **Martha** redeten einsmal des Abends über Tiſche davon. Der Alte behauptete, er würde ſich zum Ackerbaue vortreflich ſchicken. **Martha** zweifelte daran nicht, doch meinte ſie, es ſei beſſer, wenn man ihn ein recht gutes Handwerk erlernen ließ. **Florentin** war nicht zugegen, ſondern bei **Roſinen**, ſonſt würde **Lorenz** dieſe Berathſchlagung in der Gegenwart des Knaben nicht geduldet haben. Er ſagte auch zu dem allem nicht ein Wort, bis er endlich dem Geſpräche mit der Bemerkung ein Ende machte: Es ſei Schade, wenn man Ahorn- Birnbaum- Masholder- und Nußbaumholz zum Verkohlen brauchte. **Ruprecht** und **Martha** verſtunden wohl, was er damit ſagen wollte, ſie unterſtunden ſich aber nicht, weiter zu fragen, was er denn aus ihm zu machen gedächte? — Ich bin aber auch gewiß verſichert, daß es **Lorenz** eben ſo wenig wußte, auch nicht einmal darüber nachdachte: denn er war gewohnt, immer nur die gegenwärtige Umſtände und Gelegenheit auf das beſte zu benuzen. Zukunftige Plane aber waren ihm äuſerſt verhaßt: denn man nuzt immer die gegenwärtigen Umſtände der Dinge zu ihrer Ausführung. Da nun dieſe ſich gewöhnlich ändern, ſo werden die mehreſten Plane zu Waſſer.

Seit der Zeit aber, daß Florentin die Geſchichte ſeiner Eltern und ſeines Herkommens wußte, nahm die Entwicklung ſeiner Triebe eine ganz andere Richtung: er ſpürte eine auſerordentliche Unruhe, ein Beſtreben nach einem unbekannten Etwas in ſeinem Gemüthe. Er dachte an ſeine Vorfahren, dachte an das ruinirte Schloß Fahlendorn, das ihnen zugehört hatte, phantaſirte ſich dahin, und ſah dann in ſeiner Einbildung ſeine Urväter in ritterlicher Kleidung dort umhergehen. Wenn er ſich nun genau prüfte, ſo ſpürte er keine Neigung, ein Edelmann zu werden: vielleicht hatte auch Roſine vielen Antheil daran, daß er ſo etwas nicht wünſchte.

Denn, die Wahrheit zu ſagen, um dieſe Zeit fieng ſchon der Gedanke bei ihm an, Wurzel zu ſchlagen, um nach und nach zur groſen Leidenſchaft aufzuwachſen, daß er Roſinen dereinſten heirathen wolle. Nun ſah er wohl ein, daß ihn dieſe Heirath hindern würde, ein groſer Herr zu werden. Doch war ihm auch der Gedanke, ein Bauer zu ſeyn, unerträglich; immer, Jahr aus Jahr ein, die einförmige Arbeiten der Landwirthſchaft zu treiben, ſchien ihm viel zu langweilig; kurz, er fühlte eine auſerordentliche Spannung ſeiner Seelenkräfte, denen er keine Richtung zu geben wußte, weil ihm ſeine Beſtimmung ganz unbekannt war. Niemand konnte ihm auch Rath geben: denn er wußte ſeine Seelengeſtalt nicht zu beſchreiben, und wenn ers gewußt, ſo war doch niemand im ganzen Dorfe, der ihm hätte aushelfen können. Indeſſen war er ganz ſtill und entdeckte ſich niemand, er konnte es auch nicht, und ob ihm gleich viele Arbeiten nun zur Laſt waren, die man ihm auflegte, ſo that er ſie doch mit Munterkeit: denn ſein dankbares Herz gegen ſeine Wohlthäter war viel zu gros, um ſie nur im geringſten merken zu laſſen, wo es ihm fehle. **Lorenz** fieng aber nach und nach an zu zweifeln. Oft fand er ihn in Gedanken vertieft, und zuweilen ſeufzend: wenn er ihm dann ein Geſchäft auftrug, ſo ſpürte er, daß ſich Florentin ſtärker anſtrengte als ſonſten: kurz, er ſpürte, daß ſein Fleis nicht natürlich, ſondern gezwungen war. Dies that ihm in der Seele weh: allein, da er wußte, daß er die Sache keineswegs ändern konnte, ſo ließ er ihn gehen, hieß ihn ſelten etwas thun, und bat auch ſeine Leute, ſie möchten ihn nicht zu ſehr anſtrengen. Denn er dachte bei ſich ſelbſt: der Knabe iſt rechtſchaffen, die Vorſehung waltet über ihn, und die wird veranſtalten, wie es gehen ſoll.

Florentin gieng wöchentlich ein paarmal mit Roſinen und andern Kindern ſeines Alters nach Birkenſtein in die Kirche zur öffentlichen Kinderlehre. Der Pfarrer war ein gewöhnlicher mittelmäſiger braver Mann, doch bemerkte er die auſerordentliche Fähigkeit der beiden Kinder, beſonders aber entdeckte er an Florentin einen edeln hohen Geiſt. Daher gewann er ihn ſehr lieb, redete in allen Geſellſchaften von ihm, und confirmirte ihn nebſt Roſinen ſchon gegen das Ende ihres vierzehnten Jahres.

Nun lebte zu Birkenſtein ein edler junger Mann, Namens Stahlmann. Er war ein einziger Sohn ſehr reicher Eltern, die aber beide tod waren. Sie hatten ihn Theologie ſtudiren laſſen, er hatte ſich zehn Jahre auf Hohenſchulen aufgehalten, war ein groſes Genie und überhaupt ein ganz vortreflicher Mann. Weil er aber eine ſchwache Bruſt hatte, konnte er kein Amt annehmen; lebte daher ſtill für ſich von ſeinen Einkünften, und ſchrieb ſchöne Schriften, ſo, daß er doch ſehr vielen Nuzen ſchafte.

Dieſer Herr Stahlmann hatte vieles von Florentin gehört, da ihm nun aber auch der Pfarrer ſo viel rühmliches von ihm erzählte, beſchloß er, den ſeltenen Jüngling einmal zu ſich kommen zu laſſen, und mit ihm zu reden. Er gab daher ſeinem Bedienten Befehl, ihn am Sonntage nach der Kirche zu ihm zu führen. Dies geſchah. Stahlmann ſezte ihm einen Stul, und fieng nun an mit ihm zu reden:

„Sag er mir, mein Freund! ſeines „Herzens Gedanken über alles, was ich „ihn fragen werde: ſei er nicht blod, „und verhehl er mir nichts.„

Der ſanfte Ton, die Herablaſſung und die freundliche Mine, mit welcher Herr Stahlmann redete, nahm Florentin ſo ein, daß er im Augenblikke volle Freiheit fühlte, alles zu ſagen, was er wußte: er antwortete alſo: das will ich herzlich gern thun. Stahlmann fuhr fort:

„Ich höre, daß er ſo gute Fähigkei„ten zum Lernen hat, hat er denn auch „Luſt zu den Büchern?„

Ich habe zu nichts ſo groſe Luſt als zu den Büchern; aber, wenn ich mir vorſtelle, ob ich wohl gern ein Geiſtlicher, oder ſonſt ein gelehrter Mann werden möchte? ſo fühl ich doch keine ſonderliche Neigung dazu.

„Möchte er denn lieber ein Bauer „werden?„

Ganz und gar nicht.

„Ein Handwerksmann oder ein Künſtler vielleicht?„

Auch das gar nicht.

„Will er denn gar in den Krieg gehen?„

Dazu hab ich keine Luſt.

„Ei, um alle Welt! was will er denn? „wozu ſpürt er denn die gröſte Neigung?„

Hier drungen dem guten Florentin die Thränen in die Augen; es war ihm eben ſo, wie jenem, bei dem der Wundarzt ein verborgenes Geſchwür aufſucht, nun mit forſchender Hand auf den rechten Fleck kömmt, und der Kranke vom Drucke einen Stich fühlt.

„Herr **Stahlmann**! fieng er an, ich weiß ſelbſt nicht was ich will. Ich will Ihnen aber ſagen, wie's mir iſt: Meine gröſte Freude iſt Bücher zu leſen, und doch mag ich kein Gelehrter werden: ich kann keinen Augenblick müßig ſeyn, muß immer etwas arbeiten, und doch, alles, was ich thue, iſt das rechte nicht, was ich thun möchte. Wenn ich mich denn ſelbſt frage, was ich denn gern thun möchte? ſo weiß ich's nicht. Da geh ich oft an einen Ort allein, falle auf meine Knie, und bäte: Lieber Gott! ich möchte gern vieles, vieles! — ſehr vieles thun, und ich weiß nicht, was? hilf mir doch, daß ich viel zu thun bekomme, das mir gefällt!"

Stahlmann verwunderte ſich über dieſen Knaben aus der Maſen. Er wurde innig gerührt, und ſagte: Freund **Florentin**! bätet er denn oft ſo?

„So bät ich alle Tage, ja immerfort wünſch ich es ſo vor Gott."

Nun das iſt brav! fahr er nur ſo unabläßig fort, ſo wird er bald ſehen, was Gott mit ihm vorhat. Aber, er verrichtet doch allerhand Geſchäfte in der Haushaltung: nun unterſuche er ſich einmal genau, welche Geſchäfte er am liebſten thut, und erzähl er mir ein und anders!

Florentin bedachte ſich eine Weile, endlich fieng er an. Zum Beiſpiele: „Lezthin „hatte einer unſerer Nachbarn ein Kalb „verlohren, das erſt kürzlich zur Heerde „gekommen war; ich durchlief Berg und „Thal, und hatte keine Ruhe, bis ich es „gefunden und dem Nachbarn wieder gebracht hatte. Ja mir war bang, ein anderer möchte es finden.„

Herr **Stahlmann** wurde bei dieſer Erzählung tiefſinnig, und ſchwieg eine Weile, nun aber fragte er: Hat er denn eine groſe Freude am Vieh?

„Ganz und gar nicht.

Kann er mir nicht noch mehrere dergleichen Beiſpiele erzählen?

„ O ja! Vor einem Vierteljahre kam
„ich mit einem Nachbarsknaben aus der
„Kirche. Unterweges trafen wir einen gott-
„loſen Buben an, der mit meinem Kame-
„raden Zänkereien anfieng. Ich beſchützte
„dieſen, und jagte den muthwilligen Kna-
„ben fort. Das machte mir auch groſſe
„Freude.„

Erzähl er mir noch mehr.

„Als einsmals ein Knabe auf dem Eiſe
„ein Bein zerbrochen hatte, gab ich allen
„Knaben im Dorfe den Aufſchlag, daß der-
„jenige, welcher hinfort auf das Eis gehen
„würde, der **Hans Wurſt** heiſſen, und
„daß kein Knabe mit ihm mehr umgehen
„ſollte. Wir wurden deſſen alle einig, und
„gaben uns alle die Hand darauf, es zu
„halten. Seitdem geht keiner mehr auf
„das Eis, und es geſchieht alſo kein Un-
„glück mehr.„

„ Auch fluchten die Knaben in unſerm
„Dorfe abſcheulich. Da ſtellte ich ihnen
„vor, daß das Fluchen eine ſehr groſſe

„Sünde ſei. Niemand wußte Rath, wie „man es am beſten abſchaffen könnte. Da „ſagte ich: wer hinfort fluchen würde, dem „ſollten alle Knaben, die es hören würden, „ins Angeſicht ſpeien: wir machten das „feſt unter uns, gaben uns alle die Hand „darauf: das Speien geſchah ein paar„mal, und keiner fluchte mehr. Derglei„chen Dinge freuen mich dann, wann ich „ſie ausgerichtet habe, ſo ſehr, daß ich „immer ſo etwas thun möchte. Alles an„dere iſt mir verdrüßlich.„

Herrlich! herrlich! rief Stahlmann aus; aber, ich möchte gern noch eines wiſſen: Hat er denn darum ſo groſe Freude an dergleichen Handlungen, weil er findet, daß ihn die Leute loben und liebhaben. Oder: hat er die Menſchen ſo lieb, daß er ihnen gern Gutes thut? Oder: glaubt er, daß er einen Gottesdienſt dadurch verrichte?

Florentin bedachte ſich eine Weile; endlich antwortete er: „Mir deucht, daß

„ich alle drei Dinge an mir habe: denn „freilich habe ich gern, wenn die Leute „Gutes von mir reden und mich lieb haben: „aber doch glaube ich, daß ich mehr aus „Liebe zu den Menſchen ſo etwas thue: „denn ich würde es auch thun, wenn es „niemand gewahr würde: ich habe es aber „doch lieber, wenn die Leute es wiſſen: „und endlich: ich glaube doch auch, daß „ſo etwas unſerm Herr Gott ſehr wohl „gefällt.„

Herr Stahlmann hatte nun einen Blick in des Jünglinges ganze Seele gethan: jezt wußte er alles: er erkannte im helleſten Lichte der Wahrheit, daß Florentin zu einem erhabenen Berufe beſtimmt ſei. Doch ließ er ſich nichts merken, ſondern gab ihm folgenden Unterricht:

„Hör er, lieber Florentin! ſei er „nur ganz ruhig, fahr er fort zu bäten, „und je mehr er ſolcher guten Handlungen thun kann, deſto beſſer iſt es: denn „das iſt eigentlich das Hauptſtück, worauf

„Religion, Tugend und Rechtſchaffenheit
„beruht: allein, jezt will ich ihm eine
„wichtige Sache ſagen: Er muß ja nicht
„darauf ſehen, ob ihn die Leute darum
„lieben oder loben? Je heimlicher er ſol-
„che Thaten verrichten kann, deſto beſſer
„iſt es, und deſto mehr Glück und Segen
„wird er davon haben. Uebrigens aber
„bekümmere er ſich gar nicht darum, was
„er in Zukunft werden will: dafür wird
„Gott gewiß ſorgen; thue er nur alles
„willig und mit Freuden, was ihm ſeine
„Leute befehlen: denn das iſt ſeine gröſte
„Pflicht. Aber, ich höre, er hat ein Mäd-
„gen, womit er beſtändig umgeht; denkt
„die denn auch ſo wie er?„

O ja! antwortete **Florentin**: **Roſine** hat juſt ſolche Gedanken wie ich.

Herr **Stahlmann** klopfte ihn auf die Schultern, und ſagte: Geh er nun in Gottes Namen nach Hauſe, und fahre er nur fort, ſo brav zu ſeyn, Gott wird für ihn ſorgen. **Florentin** verſprach, es zu ihm, und gieng nach Weizenheim zurück. Jetzt ſchien es ihm klarer zu ſeyn, was eigentlich ſein Wunſch ſei, doch konnte er ſich's noch nicht recht entwickeln.

Florentin erzählte ſeinen Leuten alles von Wort zu Wort, was er mit Herrn Strahlmann geſprochen hatte: niemand aber antwortete ihm darauf. Ruprecht und Martha konnten es nicht, und Lorenz wollte nicht. Doch, da ſie alle drei ihn herzlich lieb hatten, ſo waren ſie alle, ein jeder nach ſeiner Art, bekümmert, was aus der Sache werden würde.

Mir kommt ihre Gemüthsverfaſſung gerad ſo vor, als wenn man einem Hunde, der erſt Junge bekommen hat, ein kleines neugebohrnes Löwgen zwiſchen ſeine Hündgen legte. Anfänglich kümmert es ihn nicht, er ſäugt ſie alle, hat ſie alle gleich lieb. Nach und nach aber merkt er, daß der Löw größer wird. Er bekömmt eine gröſere dickere Schnauze: es zeigen ſich lange ſteife Haare um den Hals, die Augen werden gros, feurig, und ſchauen grimmig um ſich; der gute Mutterhund ſtellt ſich vor ihn, ſchaut ihn an, wädelt mit dem Schwanze, und möchte mit ihm ſpielen; aber der junge Löwe reckt ſich, ſträubt die keimenden Mähnen, gähnt und reißt den Rachen auf bis an die Ohren. Der Alte mag das nicht anſehen, er macht einen krummen Rücken, nimt den Schwanz zwiſchen die Hinterbeine, läßt den Kopf hängen, und ſpazirt in dieſer Stellung bis an die Stubenthür; nun ſchaut er noch einmal ſchüchtern oder zärtlich um, und da er findet, daß die Sache nun einmal nicht anders iſt, ſo legt er ſich hin und heult. Man ziehe nun von dieſer Schilderung das Körperliche und Thieriſche ab, ſo wird man **Ruprechts**, **Lorenzens** und **Marchens** Empfindungen ungefehr errathen. Doch dieſe Lage der Sachen nahm bald eine andere Wendung.

Herr **Stahlmann** hatte nicht ſo bald **Florentins** Gemüthsart entdeckt, als er auf ein Mittel dachte, ihn zu befördern, und näher zu ſeiner Beſtimmung zu führen. Endlich fiel ihm ein alter Univerſitätsfreund ein, mit dem er noch immer in der engſten Freundſchaft lebte, und im vertrauten Briefwechſel ſtand. Dieſer war ein reicher Edelmann, der eine groſe Herrſchaft beſaß, in derſelben wohnte, und ſie ſelbſt verwaltete; er nannte ſich Freiherr von **Beulenburg**: ſeine Güter ſtieſſen an die Grafſchaft Eichenhorn, und waren auſerordentlich fruchtbar und angenehm.

Der Herr von **Beulenburg** hatte den vortreflichſten Karakter von der Welt: er war einer von den ſeltenen Männern, die alle ihre Glückſeligkeit und ihre ganze Ehre darin ſuchen, andern Menſchen Gutes zu thun. Seine Gemahlin war mit ihm eines Sinnes; beſonders aber hatte ſie das ſanfte gefällige Weſen an ſich, das vorzüglich die Reize eines Frauenzimmers ſo unendlich erhöhet.

In ihrer ſehr vergnügten Ehe hatten ſie zwei Kinder gezeugt: das älteſte war ein Sohn von zwölf, und das jüngere eine Fräulein von zehn Jahren; beide ſchienen in die Fußſtapfen der Eltern zu treten, und edle Menſchen zu werden.

Dieſem Herrn hatte nun Stahlmann Florentins ganze Geſchichte, bis auf die kleinſten Umſtände, geſchrieben, und ſeine ſonderbare Fähigkeiten, ſeine ſeltene Triebe zur Wohlthätigkeit, ſeine Frömmigkeit, beſonders auch die vertraute Freundſchaft, in welcher er mit Roſinen ſtund, gemeldet. Auch hatte er ihm Roſinen ganz genau geſchildert, und ihn endlich erſucht, wenn es möglich wäre, beide in ſeine Dienſte zu nehmen.

Dem Herrn von Beulenburg und ſeiner Gemahlin kam dieſe Geſchichte ſo merkwürdig vor, daß alſofort beſchloſſen ward, beide Kinder zu ſich zu nehmen. Stahlmann bekam alſo bald erwünſchte Antwort; er gieng nun ſofort nach Heizenheim, und ſprach zuerſt mit Ruprechts Leuten. Lorenz wurde ganz heiter, als er das hörte: denn er hätte gern Florentin verſorgt, und fand doch, daß ers nicht konnte. Der alte Ruprecht aber und Martha wurden ſehr betrübt: ſie hatten eine beſondere Freude an dem Jünglinge. Ruprecht konnte alle Abende, wenn ſie zuſammen ſchlafen giengen, mit ihm plaudern, und ihm die Geſchichten ſeiner Jugend erzählen: denn Florentin hörte ihm gerne zu, und wurde allemal dadurch erbaut: auch fragte er den Grosvater immer um alle Kleinigkeiten, und das macht ſolchen Alten wahre Freude: denn ſie denken, man verachte ſie, da ſie doch glauben, viele Erfahrung zu haben, und andere belehren zu können. Es iſt daher junger Leute, beſonders der Kinder Pflicht, die Alten auch hierin zu ehren, daß ſie ihnen gern zuhören, ſie um Rathe fragen, und ihnen folgen, ſo viel als möglich iſt.

Martha war beſonders ein gutes liedes Weibgen und eine Kinderfreundin; der Umgang mit **Florentin** war ihr ſo ſüß, weil ſie ſelbſt keine Kinder hatte, daß ſie ſich gern überredet hätte, ſie habe ihn unter ihrem Herzen getragen.

Lorenz aber, der ihn nicht weniger liebte, dachte weiter; denn er wußte gewiß, daß **Florentin** immer ihr Kind bleiben, und ſie als ſeine Eltern ehren würde. Nun hatte er ſich einmal in den Kopf geſezt, der Knabe müßte unfehlbar ein groſer Herr werden, und daher erwartete er dereinſt Ehre und Vergnügen durch ihn.

Florentin endlich fühlte eine ſonderbare und gewaltige Bewegung in ſeinem Gemüthe; er ahndete eine groſe Veränderung zu ſeinem Vortheile; ſein Herz erweiterte ſich; er glaubte zwiſchen Himmel und Erden zu ſchweben, gieng hin in die Einſamkeit, ſein Mund konnte kein Wort zu Gott reden, aber ſein Herz ſtrömte ganz von Empfindungen über, und redete, nur allein dem Ewigen hörbare und verſtändliche Worte. Der Gedanke von ſeinem künftigen Schickſale hatte ſeinen Geiſt ſo erfüllt, daß er anfänglich an ſeine Roſine nicht dachte; als ihm aber einfiel, daß ſie ſogar mit ihm bei einerlei Herrſchaft in Dienſte gehen ſollte, da ſchwamm er in Vergnügen. Er lief aufs neue zu ſeinem einſamen Plätzgen, und dankte dem allgütigen Lenker ſeines Schickſales mit tauſend Thränen.

Nachdem nun **Herr Stahlmann Ruprechts** und ſeiner Leute Einwilligung erhalten hatte, verfügte er ſich auch zu **Niklaſen**. **Lorenz** gieng mit; denn ſie befürchteten da mehrern Widerſtand, allein ſie irrten ſich. Beide Eltern waren nicht nur bereitwillig, ſondern freuten ſich noch recht ſehr darüber. Dies könnte manchem ſonderbar ſcheinen, weil Roſine ihr einziges Kind war. Allein, ſie ſelbſt hatten ſchon lange bemerkt, daß ſich das Mädgen zur Bäuerin nicht ſchicken würde, weil ſie immer mit Leſen, Schreiben, Singen und andern ſolchen Sachen die Zeit zubrachte; auch der Schulmeiſter Blaſius hatte ihnen von Roſinen ſo hohe Begriffe beigebracht, daß ſie den Gedanken, ſie bei ſich zu behalten, ſchon lange aufgegeben hatten. Sie beſchloſſen daher, ihre Tochter ziehen zu laſſen.

Herr Stahlmann ſchrieb alſo ſeinem Freunde: Er möchte nun verordnen, wann die Kinder kommen ſollten? Dieſer ſchickte einen Mann mit einem Wagen, der ſie abhohlte. Der Abſchied war an beiden Seiten ſchwer, doch wurde er den Kindern am leichteſten; und da Beulenburg nur acht Stunden von Heizenheim lag, ſo tröſteten ſich alle damit, daß ſie oft zuſammen kommen könnten. Stahlmann reiſte ſelbſt zu Pferde mit, um zu ſehen, wie die Kinder aufgenommen würden, auch um die Einrichtung, welche man mit ihnen treffen würde, deſto genauer zu wiſſen, und allenfalls auch mit Rathe an die Hand zu gehen. Unterweges unterrichtete er ſie, wie ſie mit dem gnädigen Herrn, der gnädigen Frau, und ihren Kindern reden, und überhaupt wie ſie ſich aufführen müßten.

Sie langten ſchon am Abend des erſten Tages zu Beulenburg an: beide, der Herr und ſeine Gemahlin, waren neugierig, die Kinder zu ſehen. Als ſie daher Herrn **Stahlmann** freundlich bewillkommet hatten, ließen ſie ſie vor ſich kommen. Schon der erſte Anblick nahm die Herrſchaft für ſie ein; denn, die Wahrheit zu ſagen, **Florentin** hatte eine vortreffliche ſchöne und hohe Geſichtsbildung: Roſine auch, doch waren der leztern Züge mehr ſanft, zärtlich, und verriethen eine gemäßigte Melancholie.

Nach einigen kurzen Fragen, wodurch der Verſtand der Kinder geprüft, und mit Verwunderung entdeckt wurde, befahl Beulenburg, daß man ſie wohl verpflegen, und ihnen freundſchaftlich begegnen ſollte.

Des Abends über Tiſche, an welchem **Beulenburg**, ſeine Gemahlin, der junge Herr, die Fräulein, Herr Stahlmann und Herr **Rheinwald**, Hofmeiſter der adelichen Kinder, zuſammen ſpeiſten, wurde von der Einrichtung geſprochen, die man am füglichſten mit den Neuangekommenen zu treffen hätte. Nach einigen Berathſchlagungen beſchloß **Beulenburg**, **Florentin** ſeinem Rentmeiſter anzuvertrauen, und ſeine Gemahlin glaubte, **Roſinen** nicht beſſer unterbringen zu können, als wenn ſie dieſelbe ihrer Beſchließerin zur Gehülfin oder Aufwärterin beſtimmte. Zugleich aber wurde Herrn **Rheinwald** aufgetragen, die beiden mit ihren Kindern zugleich in allem zu unterrichten, und ſie alle vier in Anſehung des Unterrichtes ganz gleich zu halten.

Der Herr von **Beulenburg** hatte ſeine Haushaltung und die Regierung ſeiner Herrſchaft ſehr ordentlich eingerichtet. Ein Richter oder Amtmann verwaltete die Juſitz, der Rentmeiſter **Heilmann** beſorgte die Einkünfte, zugleich aber hatte er auch den Auftrag, für die Aufnahme der Gewerbe und des Wohlſtandes der Unterthanen zu ſorgen. Die Beſchlieſerin war eine etwas betagte Predigerswittwe: ſie nannte ſich **Straßmannin**, und hatte die volle Aufſicht über die Haushaltung. Dieſer wurde nun **Roſine** übergeben, und ihr anbefohlen, ſie wie ihre eigene Tochter zu halten; eben ſo übernahm der brave **Heilmann** den **Florentin** in ſeine Pflege. Beide, ſowohl **Heilmann** als die Beſchlieſerin, waren unverheirathet, ſie wohnten und ſpeiſten im Schloſſe an einer Tafel, an welcher auch **Rheinwald** gewöhnlich ſpeiſte, und an dieſe wurden auch **Florentin** und **Roſine** zum Eſſen angewieſen. Das erſte, was man mit ihnen vornahm, war, daß man ſie ordentlich kleidete, ihnen den kleinen Anſtrich von bäuriſchen Sitten abgewöhnte, und ſie nach und nach zu einem anſtändigen Betragen anführte. Dies fiel aber gar nicht ſchwer, weil ſie eine natürliche Anlage zu dem allen hatten.

Herrn **Rheinwalds** Bemühungen giengen dahin, allen vieren die nöthigen Sprachen; den beiden Jünglingen die lateiniſche, franzöſiſche und engliſche, den jungen Frauenzimmern aber nur das Franzöſiſche beizubringen. Im übrigen gründete er ſie auf die herlichſte Weiſe in der Religion, unterrichtete die Jünglinge in der Mathematik, Phyſik, und beſonders in den ökonomiſchen Wiſſenſchaften; alle vier aber bildete er durch die herrlichſte Lektür zu edeln und erhabenen Menſchen; und da er das Klavier ſelbſt ſpielte, ſo gab er allen vieren darin Unterricht. Hierin aber nahm **Roſine** dergeſtalt zu, daß ſie es bald allen andern zuvor that: beſonders lernte ſie ganz vortreflich ins Klavier ſingen. Endlich lehrte die Fr. **Straßmannin** ihre Pflegtochter die ſchönſten Frauenzimmerarbeiten, Stricken, Nähen, Sticken, Spizen machen, Küchen- und Haushaltungsgeſchäfte, und Herr **Heilmann** brauchte **Florentin** beſtändig in ſeiner Schreibſtube, gab ihm auch wohl zu Zeiten allerhand Aufträge an die Unterthanen.

Das war nun gerad **Florentins** Zweck. Er nahm dergeſtalt in den Wiſſenſchaften, worin er unterrichtet wurde, zu, daß ihn jedermann bewunderte: und **Roſine** wurde an ihrer Seite ebenfalls ein vollkommenes Frauenzimmer: beide aber gaben allen jungen Leuten ein Muſter der edelſten Aufführung. **Lorenz** und **Niklas** verſäumten auch nicht, wenigſtens alle halbe Jahr ihre Kinder zu beſuchen: ſie freuten ſich dann bis zu den Thränen, wenn ſie ſahen, daß ſie ſo ſchön gekleidet, ſo brav, und ſo beliebt waren. Voller Wonne wanderten ſie dann nach Hauſe, und ſelbſt **Lorenz** konnte ſich nicht enthalten, ein und anders von dieſen Kindern zu ihrem Lobe zu erzählen.

So vergieng ein Zeitraum von vier biß fünf Jahren. Doch nun fiengen Veränderungen und Schickſale an zu keimen, deren Entwickelung groſe Folgen für **Florentin** und **Roſinen** hatten.

Florentins ganze Beſchäftigung gieng dahin, ſich mit ſolchen Wiſſenſchaften zu bereichern, welche dem gemeinen Weſen nüzlich ſind. Dies war von jeher ſein Grundtrieb geweſen, und da er demſelben in ſeinem vorigen Zuſtande nicht folgen konnte, ſo entſtund daher die beklemmte Gemüthsverfaſſung, in welcher er ſich zu **Heizenheim** befand. Zu **Beulenburg** aber war er gleich einem Baume, den man in ſeinen natürlichen Boden und Himmelsſtrich verſezt hatte. Alle ſeine Seelenkräften entwickelten ſich, und er ward gleichſam der Menſch, der er zu werden von dem Schöpfer beſtimmt war. Zu Hauſe ſtudirte er, und übte ſich in Herrn **Heil-**

manns Geſchäften ſo, daß er alles praktiſch erlernte. Oft ward er über Feld geſchickt, wo er dann vielfältige Gelegenheit fand, den Bauersleuten nützlich zu ſeyn, indem er ſie bald in dieſem, bald in jenem Stücke unterrichtete, ihnen guten Rath ertheilte, oder auch ſonſt in ihren Angelegenheiten ihnen behilflich war.

Beulenburgt, welcher immer ein aufmerkſames Aug auf ihn hatte, bemerkte alle ſeine Handlungen, und gewann ihn lieb wie ſeinen eigenen Sohn. Oft unterredete er ſich ſtundenlang mit ihm, ſprach ihm ſanft und freundlich zu, unterrichtete ihn ſelbſt in vielen Stücken, und da er fand, daß **Florentin** ſeine Vertraulichkeit auf keinerlei Weiſe mißbrauchte, ſo nahm er ihn gleichſam zu ſeinem Geſellſchafter an, ließ ihn die mehreſte Zeit bei ſich auf ſeinem Zimmer arbeiten, und wenn er in den Garten oder ſonſt ſpaziren gieng, nahm er ihn faſt allemal mit.

Der junge Herr von Beulenburgt hatte

die groſen Gaben nicht, die Florentin beſaß, doch aber war er ein ſehr würdiger Jüngling, dem es nicht an genugſamer Anlage und Ausbildung derſelben fehlte, um dereinſt ſeinem Vater vollkommen ähnlich zu werden. Er liebte auch Florentin über die Maſen; denn Rheinwald ſo wenig als die Eltern, hatten die adelichen Kinder gewahr werden laſſen, daß ſie Geſchöpfe von höherer Gattung ſeien; im Gegentheile wurde ihnen auf alle nur mögliche Weiſe beigebracht, wie ſie die Vorzüge ihrer Geburt dazu anwenden müßten, das Wohl und die Glückſeligkeit anderer Menſchen zu befördern, und daß es dieſer erhabenen Pflicht gerad entgegen ſei, wenn man ſich über andere erhebe, und ſie neben ſich verachte. Aber auf der andern Seite führte der rechtſchaffene Hofmeiſter auch Florentin ernſtlich dazu an, die Gnade, welche er in ſeinem Leben von Höhern genieſſen würde, dazu anzuwenden, immer demüthiger zu werden. Die wahre

Demuth iſt einem Oele gleich, welches das Feuer der Liebe und des Wohlwollens nähret und vermehret; der Hochmuth hingegen gleichet einem Waſſer, welches es nach und nach auslöſcht.

Oft mußte auch **Florentin**, wenn er ausgeſchickt wurde, den jungen Herrn mitnehmen, damit er ſich ebenfalls angewöhnen möchte, ſeine zukünftiger Unterthanen freundlich und gefällig zu behandeln; auch um das Vergnügen kennen zu lernen, welches der Menſchenfreund empfindet, wenn er andere glücklich macht. **Heulenburg**, als er ſah, daß alle ſeine Anſtalten mit **Florentin** den erwünſchten Ausgang nahmen, beſchloß nun, ſeinen Sohn bald auf die Univerſität zu ſchicken, und **Florentin** zugleich mit ihm ſtudiren zu laſſen. Dadurch hofte er, ſeinen Sohn für Ausſchweifungen zu ſichern, auch zugleich des armen Jünglinges Glück deſto feſter zu gründen. Nur ſtund er noch an, ob er **Rheinwald** auch mit ihnen ſchicken wollte, oder nicht?

Mit Roſinens Erziehung war die Frau von Beulenburg nicht weniger glücklich. Sie übertraf bald alle andern Jungfern an Geſchicklichkeit und edler Aufführung, ſo wie an wahrer weiblicher Schönheit: nur ſchien die junge Fräulein ihr in allen Stücken den Vorzug ſtreitig zu machen. Sie war der Liebling ihrer Eltern, und in der ganzen Gegend die Krone des weiblichen Geſchlechtes; liebte über dis Roſinen zärtlich, ſo, daß man wenige Beiſpiele von einem ſo hohen Grade der Freundſchaft zwiſchen Perſonen einerlei Geſchlechtes finden wird. Die Frau von Beulenburg war über das alles höchſtens vergnügt, und um beiden Kindern ihre Freude vollkommen zu machen, gab ſie der Fräulein Roſinen zur immerwährenden Geſellſchafterin.

Es giebt eine gewiſſe Sympathie der Geiſter, die gleich einem Magnete anzieht, und dieſe beſteht in ähnlichen Empfindungen. Gewiſſe mahleriſche Scenen in der

Natur würken auf ſolche Seelen mit gleicher Kraft, ſie verſtehen ſich dann ohne zu reden; ein Geiſt fließt ohne Worte in den andern über. Hiſtoriſche Gegenſtände, empfindſame Geſchichten, rührende Schickſale thun gleiche Würkung auf ſolche Herzen: ſie ſchmelzen zuſammen, und erzeugen den höchſten Grad der Freundſchaft, der zwiſchen Menſchen in dieſem Leben möglich iſt. Eben dieſe Seelengeſtalt verband hier in dieſem Hauſe bald ſieben Perſonen, nämlich, **Beulenburg**, ſeine Gemahlin, **Rheinwald**, die beiden Kinder, nebſt **Florentin** und **Roſinen**. Das Alter indeſſen und die Verhältniſſe machten dennoch einen gewiſſen Unterſchied in dieſer empfindſamen Geſellſchaft, ſo, daß gemeiniglich die drei erſten eine, und die vier lezten die andere Parthie ausmachten. Dem ungeachtet ſtimmten ſie alle überein, und wenn ein Spaziergang über Land, z. B. zu einem braven Bauern, oder zu einem guten Freunde, oder auch nur in den Garten vorgenommen wurde, ſo waren ſie doch gemeiniglich alle ſieben beiſammen.

Einsmals im Frühlinge, als Florentin und Roſine ihr zwanzigſtes Jahr angetreten hatten, und der angenehme Mai die ganze Natur mit Wonne erfüllte, empfand Roſine auf einmal eine ganz ungewöhnliche Schwermuth. Sie war wohl nie auſſerordentlich luſtig, ſondern mehr zur ſanften Wehmuth geſtimmt, aber doch ſehr ruhigen Gemüthes, und am wenigſten geneigt ſchwermüthig zu ſeyn. Dieſe Empfindung bemerkte Fräulein Philippine bald an ihrer Freundin, fragte ſie daher, was ihr fehlte? Allein, das konnte Roſine gar nicht beſchreiben, und ſagte: daß jeder Blick in die ſchöne Welt, jeder Sonnenſtrahl, das Bild jedes Schattens, eine ſehr leidmüthige Vorſtellung bei ihr erwecke; niemals ſei ihr ſo ſeltſam zu Muthe geweſen. Sie konnte ſich der Thränen nicht enthalten, und wenn ſie nur einen Blick irgendwohin wendete, ſo ſtunden ihr die Augen voll Waſſer.

Philippine war über dieſen ungewöhnlichen Zufall ſehr unruhig. Sie gieng zu ihrer Frau Mutter, und erzählte ihr was ſie an Roſinen bemerkt hatte. Die Frau von Beulenburg ließ ſie alſofort zu ſich kommen, fragte ſie gleichfalls aus, allein ſie konnte nicht begreifen, was dieſe Veränderung bedeutete. Um nun zu ſehen, ob nicht ein Ausgang in die freie Luft ihr Gemüth erleichtern möchte, ſo wurde ein Spaziergang vorgeſchlagen. Die ganze Geſellſchaft entſchloß ſich dazu, und zugleich wurde Beſtellung gemacht, daß alle zuſammen dieſen Abend auf der Solitüde ſpeiſen würden.

Dieſe Solitüde war ein Luſthaus, welches Beulenburg eine gute Viertelſtunde von ſeinem Schloſſe auf einer Anhöhe im Walde angelegt hatte. Man genoß von da eine herrliche Ausſicht in ein einſames Thal, und auf der andern Seite konnte man mit einem Blicke faſt die ganze Herrſchaft überſehen. Das Haus war wie ein Bauernhaus gebauet, und auch alles auf bäueriſche Art eingerichtet. Hieher wurde alſo Nachmittags um fünf Uhr von allen ſieben der Spaziergang angetreten: der Weg dahin gieng durch den Garten; hinter demſelben war ein auf engliſche Art angelegtes wildes Gebüſch, das aber aus lauter nüzlichen Gewächſen beſtund. Dies Gebüſche veränderte ſich nach und nach in einen dicken hochſtämmigen Wald, in welchem der lichte Tag zur Dämmerung wurde. Durch dieſen führte ein einſamer Fußſteig an einen ſteilen Felſen, in welchen ein Keller eingehauen war, den man zugleich als eine Grotte gebrauchen konnte. Um dieſen Felſen führte der Fußpfad allmählig auf die Höhe deſſelben, wo man einen über hundert Schritte breiten grünen Raſen antraf, auf welchem verſchiedene Birken ſtunden; zwiſchen dieſen nun befand ſich das Luſthaus, aus deſſen Fenſtern man über den Wald hin die herrlichſte Ausſicht hatte.

Florentin und Roſine hatten bis hieher die unſchuldigſte Lebensart von der Welt geführet; doch merkte jedermann wohl, daß die auſerordentliche Uebereinſtimmung ihrer Gemüther, und ihre ſchon faſt zehnjährige ungemeine Freundſchaft in eine Liebe von der gröſten Heftigkeit ausſchlagen würde. Rheinwald, der ein vortreflicher Menſchenkenner war, hatte von je her geſucht, ihre Herzen ſo vorzubereiten, daß, wenn einmal dieſe Leidenſchaft mit Macht einbrechen möchte, ſie derſelben ohne Unordnung anzurichten, gewachſen wären; daher hatte er ſich beide ganz vertraulich gemacht. Er billigte ihre Freundſchaft, und ſtimmte mit ihnen völlig darin überein, daß die Verſehung ſie ganz gewiß für einander beſtimmet habe, und daß dieſelbe ſie eben ſo gewiß zum Ziele ihrer Wünſche führen würde: aber, um dieſen Plan der Vorſehung nicht zu vereiteln, müßten ſie derſelben nicht vorlaufen, ſondern ruhig erwarten, bis ſie alle Umſtände ordentlich veranſtaltet, und ſie in ihren gehörigen Beruf eingeſezt hätte. Damit ſie ſich aber gegen alle Verſuchungen in gehörigen Vertheidigungsſtand ſezen möchten, ſo ſei es ihre höchſte Pflicht, jede gefährliche Einſamkeit, wo ſie beide allein zuſammen wären, ganz und gar zu meiden: hingegen aber in Gegenwart anderer, ſonderlich ihrer Freunde, ſo oft zuſammen zu kommen, und ſich vertraulich zu unterhalten, als es nur der Wohlſtand erlaube: dann, je ſeltener die Zuſammenkünfte ſeien, deſto gefährlicher würde die Leidenſchaft.

Dieſe und andere vortrefliche Regeln ſuchte er beiden bei allen Gelegenheiten einzuprägen. Dem ungeachtet miſchte er ſich in ihre vertraulichſten Geheimniße, und ließ ſich auch mit ihnen oft zu Tändeleien herab, zu denen auch die vernünftigſten Verliebte geneigt ſind; blos um immer ihr engſter Vertrauter zu bleiben, und ſie in jeder Gefahr warnen zu können.

Florentin bemerkte gar bald Roſinens Schwermuth: er nahte ſich ihr daher mit Bekümmerniß, und führte ſie in einiger Entfernung hinter der Geſellſchaft her, nach der Solitüde hin.

Liebſte Roſine! fieng er an: Du machſt mich ſehr unruhig: was fehlt dir?

„Ach, mein Beſter! ich weiß es nicht: „ich gerathe immer in tiefe Gedanken, und „dann iſt's mir, als wenn du geſtorben „wäreſt, und ich dich ewig entbehren müßte. „Dann beſinn' ich mich wieder, mit Freuden erinnere ich mich dann, daß du noch „lebſt, noch bei mir biſt; aber eine ängſtliche Beſorgniß, dich zu verliehren, bemächtigt ſich meiner bald wieder, und „ſo wechſeln meine Empfindungen immer ab. „

Florentin gerieth über dieſe Erzählung in tiefe Gedanken: nach einer kleinen Weile aber ſagte er: Theuerſte Freundin! ich will dir eine Sache erzählen, die ich ſeit einem halben Jahr her vor dir verhehlt habe; jezt aber, bei dieſen Umſtänden, deucht mir, ſei es nüzlich, daß ich dir ſie entdecke. Du weiſt, wie zärtlich ich dich liebe, und daß mein Leben ohne dich nur Elend iſt; allein, doch ahndet mir ſeit der Zeit eine Trennung von dir. Ich glaube, daß es die Vorſehung beſchloſſen, uns auf einige Zeit von einander zu entfernen: uns auf vielerlei Art zu prüfen; in der Unterwerfung unter ihren Willen, und in der Geduld zu üben, um uns die darauf folgende Wiedervereinigung deſto ſüſſer und angenehmer zu machen. Herr Rheinwald hat oft die ſehr nachdenkliche Worte zu mir geſagt: „Freund Florentin! glauben „Sie nicht, daß der Roſenweg, den Sie „ſeit Ihrem zehnten Jahre mit Ihrer Roſine gewandelt haben, ſo fortdauern werde? Nein! das iſt ſelten ſo. Bei aller „Güte des Herzens behält man doch einen „ungebrochenen Willen, der ſich zu nichts „ſchickt, wenn man nicht durch's Leiden „geübt iſt; aber das können Sie gewiß ver-

„ſichert ſeyn, Gott will ſie beide zu etwas „groſes brauchen. Es mag Ihnen daher „zuſtoſſen, was da will, Sie werden am „Ende glücklich ſeyn.“

Dieſe Reden hat unſer edler Freund oft gegen mich wiederholt, und eben dieſe Grundſäze haben mich völlig gefaßt gemacht, alle meine Schickſale ruhig zu erwarten.

Roſine empfand groſe Beruhigung bei Florentins Rede, ſo, daß ſich ihre Schwermuth in eine geſprächige Wonne der Wehmuth verwandelte. Die Gründe von einer Nothwendigkeit der Prüfung und des Leidens leuchteten ihr ſo klar und hell ein, daß ſie feſt glaubte, ſie könnten nicht lange mehr ausbleiben: aber eben ſo gewiß wurde ſie nun überzeugt, daß ſie am Ende glücklich ſeyn würden. Ach, Florentin! antwortete ſie, durch dieſen deinen Zuſpruch haſt du meine Schwermuth ganz in Wehmuth verwandelt: ich ſehe ein, daß uns ſchwere Leiden bevorſtehen, und dies macht mich wehmüthig; aber eben ſo klar iſt mir's im Gemüthe, daß wir dereinſt glücklich zuſammen leben werden, und dies beruhigt mich.

Florentin freute ſich über die Gemüthsveränderung ſeiner Roſine. Ich glaube, verſezte er, daß unſere Trennung dieſen Herbſt ihren Anfang nehmen wird. Du weiſt, daß ich mit dem jungen Herrn nach der Univerſität reiſen muß, und während den dreien oder vier Jahren können ſich Schickſale genug einfinden, die uns beide auf harte Proben zu ſezen im Stande ſind. „Aber, mein theuerſter Engel!„ (hier ſtellte er ſich vor ſie hin, ſein Geſicht wurde glüend, alle ſeine Glieder zitterten, und dieſe Stellung drung wie ein ſcharfer Dolch tief in Roſinens Herz); „noch nie „habe ich in dem Tone mit Dir geſprochen, „in welchem ich jezt mit Dir ſprechen will. „Wir liebten uns bisher, wie die zärtlich„ſten Freunde, kaum daß wir auf den Un„terſchied unſers Geſchlechtes merkten:

„zuweilen flog ein Bote der ehlichen Liebe, mit roſenfarbenen Flügeln, wie ein heller Seraph, meiner Seelen vorüber: aber dann war es vorbei. Wir redeten oft von unſerer zukünftigen Verbindung, aber kalt, als von einer Sache, die uns eben ſo anlag, als wenn wir einmal unſere Eltern beſuchen, und uns in die angenehmen Scenen zurückträumen wollten, die der Grund unſers Glückes waren. Aber jezt ſenkt ſich die wahre reine keuſche ehliche Liebe in aller ihrer Herrlichkeit wie ein ganzes Paradies auf mich hernieder: ich berühre die Erde nicht mehr, und in Dir, Du reines holdes Bild der jungfräulichen Schönheit! in Dir ſeh ich jezt einer Glückſeligkeit entgegen, von deren Hoheit ich nie einen Vorgeſchmack gehabt habe.“

Jedes Wort war ein Blizſtrahl in **Roſinens** Seele, der alle ihre geheimſte Winkel erleuchtete, und alle ihre Nerven erſchütterte. Sie fieng an zu zittern, blühte wie eine Roſe, und ſagte mit ſanfter zärtlicher Stimme: Hör auf, Florentin! hör auf! das halte ich nicht aus; dieſe Wonne iſt zu mächtig für mich, und erſchüttert meine ganze Seele.

Sie ſunken ſich halb ohnmächtig in die Arme, und ſo in der Umarmung beide auf ihre Knie. Du klarer reiner Himmel! ſprach nun Florentin mit ſanfter Stimme, und Du! vor dem auch dieſer Himmel nicht rein iſt, ſieh dieſe glüenden ſchmelzenden beide Herzen! Sei Zeuge unſerer ewigen und unauflöslichen Verbindung! Vor Dir ſchwör ich dieſer meiner ewig geliebten Roſine eine unverbrüchliche reine Treue, und ſie ſchwört ſie mir! — Ja, unterbrach ihn Roſine, ja, jeder Blutstropfe ſchwört mit lauter Stimme! — Nun, fuhr Florentin fort: So lege deine prüfende Hand nicht zu ſchwer auf uns! Hier hemmte die Empfindung die Sprache, die aufſteigenden beide Seelen vereinigten ſich auf beiden Lippen, zu einem ewig unauflöslichen Eins. Die Lippen ruhten mit ſolcher Inbrunſt auf einander, daß eine völlige Ohnmacht daraus entſtanden wäre, wenn nicht eine Nachtigall mit den allerlebhafteſten Tönen ihr göttliches Lied mit eingeſtimmt, ſie munter erhalten, und ihre ſchwindende Geiſter gefeſſelt hätte.

Dieſer entzückende Vorfall geſchah im engliſchen Garten, da, wo ſich das Gebüſch mit dem Walde zu vereinigen beginnt, auf einem grünen Raſen, in deſſen Mitte eine Eiche, rund um ſie her aber in einiger Entfernung blühende Schlehdorne, Ahornſträuche, Zitterpappeln und andere angenehme Stauden ſtunden. Unter der Eiche Schatten geſchah dieſe feierliche Verlobung.

Herr **Rheinwald**, der mit der übrigen Geſellſchaft voraus gegangen war, ſah ſich zuweilen nach **Florentin** und **Roſinen** um. Als er ſie aber endlich aus dem Geſichte verlohr, blieb er ſtehen, um ſie zu erwarten. Da ſie nun gar zu lang ausblieben, kehrte er um, und gieng ihnen entgegen. Nach einer kleinen Weile entdeckte er ſie auf gemeldetem grünen Plaze: er ſchlich hinter den Sträuchern näher herzu, und hörte alſo ganz genau die ganze Unterredung, wenigſtens den wichtigſten oder lezten Theil derſelben. Ihm mißfiel die Sache gar nicht, nur befürchtete er, dieſer Vorfall möchte beſchwerliche Folgen für die guten Leute ſelbſt haben. Er wartete indeſſen die Unterredung ab, und als er ſie endlich in der Entzückung ſah, gerad in dem Zeitpunkte, da die Nachtigall ſo herrlich ſang, trat er langſam herzu, legte beide Hände auf ihre Häupter, und ſprach: Steht auf, meine Lieben! Euer Freund ſegnet Euch zu euerm Verſprechen ein. Rheinwald war allzuſehr ihr Vertrauter, als daß ſie vor ihm hätten erſchrecken ſollen, ob ſie ihn gleich nicht eher bemerkten, als bis ſie ſeine Hände auf ihren Häuptern fühlten. Sie fuhren zwar ſchnell auf, aber ihr Befremden währte nicht länger, als bis ſie ſein lächelndes Angeſicht ſahen.

Nun, meine Lieben! fuhr Rheinwald fort : jezt laßt uns gehn! Er und Florentin nahmen nun Roſinen zwiſchen ſich, und giengen ſo auf die Solitude zu. Keines von allen dreien redete den Weg durch ein Wort. Florentin und Roſine waren noch in allzuſtarker Bewegung, und Rheinwald fand auch nicht nöthig, ſie zu ſtören, vielweniger noch zur Zeit der Geſellſchaft von dieſem Vorfalle was zu entdecken.

Der Abend wurde ſehr angenehm zugebracht : alle ſuchten Roſinen aufzumuntern, weil ſie glaubten, daß ſie noch ſchwermüthig wäre. Das war ſie aber nicht mehr. Sie war voller Wonne der Wehmuth : konnte aber die Lage ihres Herzens niemand entdecken. Nur Florentin empfand mit ihr, und Rheinwald wagte es, beiden aus der Ferne ein wenig nachzuempfinden.

Nachdem nun die Abendmahlzeit vorbei, die Sonne ſchon eine Weile untergegangen war, und der Mond aus dem fernen

Oſten her glänzte, ließ **Beulenburg** einige Stühle vor das Haus auf den Plaz unter die Birken tragen. Es war ein entzückender Abend, der helle Himmel, die ſafranfarbene Abenddämmerung mit purpurnen Wolkenſtreifen, der Geſang der Nachtigallen in den umliegenden Gebüſchen, der ſanfte Mondglanz von Morgen her, und der fachelnde Oſtwind, wie er die Birken belebte, alles dieſes zuſammen vereinigt würkte mit Macht auf die ganze Geſellſchaft. Alle ſezten ſich in vertraulicher Stille unter die Bäume zuſammen. **Florentin** aber ſezte ſich auf den Boden, und lehnte ſich mit dem Rücken an eine Birke.

Nachdem ſie ſo eine Weile ohne ein Wort zu reden geſeſſen, und blos empfunden hatten, fieng **Beulenburg** an: Nun, Jungfer Roſine, laß ſie uns ihre ſanfte engliſche Stimme hören! — Was befehlen Ihre Gnaden denn, das ich ſingen ſoll? fragte ſie. Er antwortete: ich laß ihre

Empfindung wählen. Sie ſchwieg eine Weile, und bedachte ſich. In dem fieng **Florentin** an: Sing die Romanze: **Es zog einmal am Mondenſchein** rc. Gern, antwortete ſie: die hatte ich gerad in Gedanken.

Rheinwald eilte ins Haus. Da ſtand in einem Zimmer ein herrlicher Pantalon, welchen er dämpfte, die Fenſter aufmachte, und nun die Melodie dieſer Romanze präludirte. **Beulenburg** und ſeine Gemahlin kannten dieſes Lied nicht, denn **Roſine** pflegte es ſelten zu ſingen, weil es, wie ſie ſagte, zu rührend wäre. Doch jezt ſang ſie es am liebſten: denn es brachte ſie zum Weinen, und machte ihrem Herzen Luſt.

Rheinwald, deſſen ganze Seele durch die Begebenheit des Abends in der ſtärkſten Rührung war, rief: Fangen Sie nun an zu ſingen! ich werde Sie mit meinem Pantalon begleiten. Sie fieng alſo mit ſanfter ſchmachtender Stimme an:

Es zog einmal am Mondenſchein
  Ein Jüngling über Land.
Er ritt ein braunes Röſſelein,
  Den Zügel in der Hand.
Es äugelten die Sternlein klar,
Ein Windgen kräuſelte ſein Haar,
  Ihm floſſen milde Thränen.

Sein Weg gieng durch den wilden Wald,
  Nach einem feſten Schloß.
Den hohen Thurn erblickt er bald;
  Nun ſpornt er ſtark ſein Roß,
Und Trapp! Trapp! giengs den Wald hinein.
Bald wollt' er bei Jorinde ſeyn.
  Sein Herz für Liebe wallte.

Nun gieng der Weg bald linkerhand,
  Bei dunkeln Buchen hin,
Und bei den dunkeln Buchen ſtand
  Ein Reuter ſtolz und kühn.
Der Jüngling ſtuzt', doch ritt er zu,
Und ſchrie ſo muthig: Wer biſt du?
  Daß Berg und Thal erſchallte.

Nun ſtund der Ritter an dem Pfad,
Und drückte los den Pfeil;
Er rief: hier find'ſt du keine Gnad,
Dein Schaz wird mir zu Theil!
Des Jünglings Bruſt quoll wildes Blut,
Es wallte fort in rother Flut
Auf ſeine Lenden nieder.

Der Jüngling ächzt die Seele aus,
Geſtreckt am Wege hin.
Sein Roß trabt nach Jorindens Haus,
Jorinde ſchaute hin.
Sie ſchaute, ob ihr Liebſter käm,
Daß ſie ihn in die Arme nähm,
Und an ihr Herze drückte.

Von weitem hörte ſie den Trab
Von ſeinem braunen Roß.
Nun flog ſie bald den Hof hinab,
Allwo ein Bächlein floß.
Nun hört' ſie kein Traben mehr,
Das Rößlein ſtand! — Der Sattel leer.
Der Mond war ſchwarz am Himmel.

Sie ſchrie ihrem Jüngling zu.
Und ſieh! im Mondenſchein
Rief eine Eule Schuhuhu!
Sie ſchaut den Wald hinein.
Ein Schattenbild wankt zu ihr her,
Sie eilt, und ſchwankt, ihr Fuß war ſchwer
Und ſchloß ihn in die Arme.

So kalt wie Eis! — mit hellem Schrei
Sank ſie zur Erde hin.
Der Reuter ritt nun auch herbei,
Der ſchwarze Valentin.
Er hob ſie auf ſein fahles Pferd,
Und führte ſie nach Ritterswerth,
So hieß die Räuberhöhle.

Jorinde flehte Tag und Nacht
Um einen ſanften Tod.
Und endlich ward ihr Wunſch vollbracht,
Gott ſahe ihre Noth,
Es trat am ſanften Mondesſchein
Ein Engel in ihr Kämmerlein,
In Sternenlicht gekleidet.

Zerinde, komm! im ſanften Ton
Sprach ihr der Engel zu:
Komm, ernde nun der Tugend Lohn,
Komm her zur ſtolzen Ruh!
Nun ſchloß er ihren ſanften Blick,
Und führte ſie zum ewgen Glück
Wohl auf Elias Wagen.

Drauf kehrt' er um, und hüllte ſich
In falbe Blitze ein,
Und trat zu Valentin fürchterlich,
In ſeinen Saal hinein:
Er lag und dachte mancherlei
Des Nachts ums erſte Hahnengeſchrei,
Für Angſt konnt' er nicht ſchlafen.

Erſtarrt ſah er mit rothem Blick
Den Todesboten ſtehn.
Der winkte ihm, und trat zurück,
Nun war's um ihn geſchehn.
Der Geiſt des wilden Valentin
Starrt vor dem Todesengel hin,
Er ſtürzte ihn zur Höllen.

Alle waren während dem Singen von einem Schauer zum andern übergegangen: jeder hatte Thränen vergoſſen, und noch lange regte ſich niemand. Roſine weinte indeſſen ſtille Thränen, und Florentin ſaß in ſtummem Schmerze an ſeine Birke hingelehnet.

Beulenburg brach endlich das Stillſchweigen, und ſagte: Sie ſchmelzt einem das Herz ganz weg mit Ihrem Geſange; Sie ſoll meine Tochter ſeyn, und wie eine Tochter will ich ſie verſorgen. Seine Gemahlin gieng auf ſie zu, ſchloß ſie in ihre Arme, und küßte ſie. Die Fräulein aber hieng ſich ihr an den Hals, und konnte ſie gar nicht loslaſſen.

Endlich brach gegen zehn Uhr die ganze Geſellſchaft wieder auf, und begab ſich nach Hauſe.

Roſine ſchlief dieſe Nacht wenig: allerhand Träume beunruhigten ſie, ſo, daß ſie des Morgens müde und matt früh aufſtund, ſich ans Fenſter ſtellte, und mit Thränen hinaus in die freie Luft ſchaute. Der Himmel war mit einzelnen Wolken bedeckt, die gegen Oſten ſchwarz mir purpurnem Rande hinzogen: es ſtürmte aus Weſten, und von dort her thürmte der Wind ganze Wolkengebirge auf, welche die Erde mit ſchweren Regengüſſen oder Hagel zu bedecken drohten. Feierliche Stille herrſchte überall, auſer, daß man hie und da in der Ferne den wachſamen Hahn ſchreien hörte. Indem ſie ſo da ſtand und nachdachte, ſah ſie einen Stallknecht ein geſattelt und gezaumtes Pferd in den Hof führen: kurz hernach kam Florentin geſtiefelt und geſpornt, und mit ihm Herr Heilmann, der noch allerhand mit ihm redete, und ihm Aufträge ertheilte. Hierauf ſchwung ſich Florentin auf ſein Pferd, Roſine machte das Fenſter auf, und wünſchte ihm traurig einen guten Morgen. Er beantwortete ihren Gruß ebenfalls mit unruhiger Mine, ritt fort; **Roſine** aber ſchloß das Fenſter zu, und ein ganzer Strom von Thränen ſtürzte ihre Wangen herab.

Mit allerhand fürchterlichen Ahndungen brachte ſie den ganzen Morgen zu. Ein jeder gab ſich Mühe, ihr die traurigen Gedanken zu benehmen, beſonders verließ **Rheinwald** ſie faſt keinen Augenblick; er führte ſie umher ſpaziren, und redete ihr zu, daß Gott immer als ein liebreicher Vater mit ſeinen Kindern zu verfahren pflege, und nie unheilbare Wunden ſchlüge. **Roſine** wendete ihm dagegen ein: man habe Erfahrungen genug, daß er zuweilen liebende Herzen auf lebenslang von einander trenne. Ja, ſagte ſie mit Heftigkeit und beklemmter Bruſt: es giebt noch immer **Clariſſen**, und wer wird mir Bürge dafür, daß ich nicht auch eine ſeyn werde.

Hier durchdrang **Rheinwald** ein göttliches Feuer. Er ſtellte ſich vor Roſinen

hin, faßte ihre beiden Hände, und ſprach:
,,Hören Sie, meine beſte Freundin! jezt
,,will ich Ihnen eine ewige Wahrheit ſagen,
,,die Ihr Herz ganz beruhigen muß,
,,wenn Sie ihr nur Raum geben, und gehörig
,,überlegen wollen.

,,Gewiß giebts zuweilen Clariſſen, oder
,,auch ſolche Seelen, die Gott zum Muſter
,,der Gedult in den allerſtrengſten Leiden
,,gleichſam aufgeſtellet hat: aber dieſe
,,Menſchen haben auch eine natürliche Anlage
,,dazu: ſie beſizen eine Standhaftigkeit
,,des Gemüthes, eine Grosmuth, die
,,über alles hinſchaut. Ihre Sinnlichkeit
,,empfindet freilich alle Schmerzen, allein
,,in ihren Seelen herrſchet eine Ruhe, ein
,,Friede, der alle Vernunft übertrift, und
,,der ihnen mit Freuden alles, ſogar den
,,ſchmerzlichſten Tod überwinden hilft.
,,Der Zuſchauer ihrer Leiden, oder der ihre
,,Geſchichte lieſet, ſchauert für ſolchen
,,Schickſalen, und findet ſie unerträglich,
,,weil er ſich ſelbſt immer in die Lage hin-

„eindenket, und es dann unmöglich findet, darin auszuhalten.

„Nun merken Sie wohl, meine engliſche Freundin! wer bei dem Anbruche der Leiden dieſe Seelengeſtalt nicht bei ſich findet, der muß hoffen und glauben. Und hier will ich Ihnen einen königlichen Weg zeigen, den ſchlagen Sie ein, und warlich! Sie werden freudig und mannhaft alles, was Ihnen bevorſtehen mag, ausdauern.

„Es iſt eine Grundwahrheit der Religion, daß der Glaube alle Trübſalen überwindet, und daß er nie überwunden werden kann. Wer nun eine Anlage zum Heldenglauben in ſeiner Seele hat, und ihn vollkommen zu erlangen ſucht, der kann nie zur **Clariſſe** werden. „

Roſine verſezte: Aber, ſollten denn ſolche vortrefliche Seelen dieſen Glauben nicht gehabt haben? **Rheinwald** antwortete: „Es giebt Heldentugenden, meine Beſte! „Bei den Clariſſen iſt es eine hohe Ge-

„dult und Grosmuth: bei andern Muth
„im Kampfe gegen gewiſſe Laſter: bei an=
„dern ein Glaube, der alle Schwierigkei=
„ten bekämpfet, u. ſ. w. Alle ſolche vor=
„trefliche Menſchen beſizen auch die an=
„dern Tugenden, aber nicht in ſo hohem
„Grade. Bei Ihnen, hoffe ich, ſoll ein
„Heldenglaube den Vorzug haben, und
„ein ſolcher wird unfehlbar allemal ge=
„krönet.„

Aber, wendete Roſine ein: ich kann mir doch einen ſolchen Glauben nicht ſelbſt geben?

„Freilich nicht! erwiederte Rheinwald:
„aber Sie können leicht machen, daß er
„Ihnen gegeben wird. Sie müſſen ſich
„ganz einer unverfälſchten und reinen Tu=
„gend widmen, und allemal, wenn Ih=
„nen Zweifel oder traurige Gedanken ein=
„fallen, ſich zu Gott wenden, und unab=
„läßig um einen glücklichen Ausgang Ih=
„rer Leiden bitten. Nach und nach wer=
„den Sie eine Zuverſicht und Freudigkeit

„bei ſich zunehmen ſehen, ſo, daß Ihnen „keine Leiden mehr bang machen werden; „und wenn man oft glaubt, es ſei nun „keine Rettung mehr möglich, ſo erſcheint „oft plözlich ein unvermutheter Ausweg; „und dadurch wächſet denn eben der Heldenglaube zur höchſten Gröſe. „

Roſine wurde durch dieſe Reden auſerordentlich geſtärket; freudig rief ſie: Ach, Herr Rheinwald, wenn das alles doch ſo feſt gegründet wäre!

Rheinwald lächelte, trat etliche Schritte zurück. „Wie! ſagte er mit einiger Heftigkeit, wenn das nicht wahr iſt, ſo iſt „unſere ganze Religion ein leeres Phantom, ein pures Nichts; ja, dann iſt kein „Gott; die ganze Bibel gründet dieſen „Lehrſaz felſenfeſt.„ Daraus folgte aber, wandte Roſine ein, daß alle diejenigen, welche in der Welt auſerordentlich unglücklich ſind, und bis in den Tod im gröſten Unglücke ſtecken, keine wahre Chriſten ſind; denn ihnen muß nothwendig dieſer Glaube fehlen. ,,Sie irren, theure Roſine! verſezte Rheinwald: ,,ich habe ſchon geſagt, daß ſolche Menſchen, ſtatt des Heldenglaubens, eine andere vorzügliche ,,Tugend an ſich haben können; und wenn ,,das auch nicht iſt, ſo können ſie doch, ,,ohne den Heldenglauben zu haben, ſehr ,,fromme Menſchen ſeyn. Das bleibt aber, ,,meines Bedünkens, eine ewige Wahrheit: wenn ſie ihn gehabt hätten, ſo ,,wären ſie nicht bis in den Tod unglücklich geweſen.

,,Nun will ich Ihnen, liebſte Freundin! ,,auch einen Grund legen, worauf Sie Ihren Glauben bauen können. Bedenken ,,Sie einmal ruhig Ihre Lebensgeſchichte! ,,Wer führte ehemals am Rübenfelde, als ,,Sie die Ziege hüteten, **Florentin** zu ,,Ihnen? ,,

Die Vorſehung!

,,Wer lenkete **Ruprechten**, **Martha**, ,,und **Lorenzen** die Herzen, daß ſie ,,auf eine ganz ungewöhnliche Weiſe den

„armen Knaben für ihr Kind annahmen? „

Ganz gewiß die Vorſehung!

„Wer hat denn die ſeltene Sympathie der Gemüther, dieſe ungewöhnliche Freundſchaft **Florentinen** und Roſinen eingeflößt, die gleich beim erſten Anblicke Wurzel faßte, bis jezt immer zugenommen hat, und nun zu einer ſo herrlichen Pflanze aufgewachſen iſt? „

Roſine weinte für Freude. Gewiß, ſagte ſie: die Vorſehung!

„Und nun, wer gab denn unſerer lieben Herrſchaft in den Sinn, Sie beide allen andern armen Kindern, unter denen gewiß doch auch viele von ſeltenen Gaben, und eben ſo gut unſerm Herrn bekannt ſind, ſo nachdrücklich vorzuziehen, und Sie wie Kinder aufzunehmen? „

Warlich, das hat Gott gethan!

„Nun! und wer hat Ihnen beiden ſo ſeltene Gaben gegeben? Talente, wodurch

„Sie vieles zum Beſten der Menſchen werden „ausrichten können? „

Niemand anders als der Schöpfer!

„Jezt, theuerſte Roſine! nehmen Sie „alles das zuſammen, und urtheilen Sie, „ob es wohl wahrſcheinlich ſei, daß Gott „alle dieſe Veranſtaltungen darum werde „gemacht haben, um ſie ganz zwecklos wieder „zu vernichten? — Das iſt unmöglich! „Gott kann Sie beide zwar noch durch vaterliche „Züchtigungen läutern, und Sie „deſto geſchickter machen, dasjenige, was „er mit Ihnen vorhat, auszuführen: aber „glauben Sie gewiß, daß alles, was Ihnen „hinfüro noch begegnen kann, nichts „anders zur Abſicht habe, als Sie und „Ihren Florentin deſto fähiger zu Ihrem „künftigen Glücke zu machen.

„Gott, dem unendlichen vollkommenen „Weſen, dem kein Würmgen zu klein war, „es zu erſchaffen; dem noch keines zu klein „iſt, es zu erhalten; dieſem Allweiſen, „Allgütigen, der die Liebe ſelbſt iſt, ent-

„ſiehet nichts unbemerkt; ihm widerfährt „nichts unerwartet; er weiß die grimmig„ſte Bosheit der Menſchen und ihre ge„heimſten Anſchläge voraus, macht weiſe „Einrichtungen dagegen, und wenn der „Böswicht glaubt, jezt ſei es ihm gelun„gen, ſo werden alle ſeine Anſchläge zu „Waſſer, und er fällt ſelbſt in die Grube, „die er andern gegraben hat. „

Roſine wurde durch dieſe Reden völlig beruhigt und geſtärkt. Ach! ſagte ſie mit Thränen: Beſter Freund! unterlaſſen Sie doch nicht, mich immer ſo aufzurichten, und mich in bangen Stunden zu tröſten! **Rheinwald** verſprach ihr das, und verſicherte ſie, mit brüderlicher Treue in allen Umſtänden beizuſtehen.

Als nun der Abend kam, ſtellte ſich **Florentin** nicht zur gewöhnlichen Zeit ein. Roſinen, die auf ſeine Ankunft am wachſamſten war, fieng das Herz an zu klopfen. **Rheinwald** ſelbſt vermuthete, daß etwas unangenehmes mit ihm vorgegangen ſeyn

müßte.

wüßte. Die Unruhe verbreitete ſich durch das ganze Haus, und jeder lief, bald ans Fenſter, bald an die Pforte, um den Hufſchlag von **Florentins** Pferd zu hören: aber vergebens. Herr **Heilmann**, der ihn ausgeſchickt hatte, war am thätigſten bei der Sache: er ließ ſein Pferd ſatteln, nahm einen Stallknecht zu ſich, und ritt noch denſelben Abend nach dem Orte hin, wo er **Florentin** anzutreffen glaubte. Er kam auch gegen Mitternacht daſelbſt an, weckte die Bauern auf, und fragte, wo **Fahlendorn** ſei? Die Leute verwunderten ſich, und berichteten ihm, daß er um fünf Uhr fortgeritten wäre, und ſeinen Weg nach Hauſe genommen hätte. **Heilmann** erwartete nun den Anbruch des Tages, und nahm ſich feſt vor, nicht eher wieder nach Hauſe zu reiſen, bis er Kundſchaft eingezogen, wo **Florentin** geblieben wäre.

Des Morgens früh machte ſich nun der Rentmeiſter mit ſeinem Stallknechte auf, fünf bis ſechs Bauern geſellten ſich zu ihm, um ihn ſuchen zu helfen; denn ſie liebten ihn alle von Herzen. Sie giengen alſo wieder zurück auf Beulenburg zu. Nun war eine halbe Stunde von dem Dorfe ein Wald, durch welchen der Weg führte. Mitten in demſelben lag ein einſames Wirthshaus: hier kehrten ſie ein, und erfuhren, daß ſich geſtern Vormittag vier holländiſche Soldaten daſelbſt eingefunden, und bis Nachmittag um fünf Uhr da aufgehalten hätten. Zuweilen ſei einer von ihnen hinaus auf den Weg gegangen, habe ſich hin und wieder umgeſehen, und dann ſei er wieder gekommen, und habe ſeinen Kameraden etwas in die Ohren geliſpelt.

Des Nachmittags um fünf Uhr aber hätten ſie bezahlt, ſeien allzuſammen fort, und den Weg nach **Beulenburg** hingegangen. Kurz darauf ſei der Herr von **Fahlendorn** (ſo hieſſen ihn die gemeinen Leute) vorbei geritten.

Nun vermuthete **Heilmann** mit herzlichem Bedauern, was vorgefallen ſeyn könnte. Er ließ die Bauern nach Hauſe gehen, und ritt nach **Beulenburg**. Kaum war er einen Büchſenſchuß fortgeritten, bemerkte er neben dem Wege im Walde einen Ort, der ſehr zertreten war. Es ſchien ihm, als wenn hier ein Strauß vorgefallen ſei, und es kam ihm ganz wahrſcheinlich vor, daß die Soldaten hier das Pferd angehalten, und **Florentin** durch Anſpornung deſſelben geſucht habe, durchzubrechen. Auch entdeckte der Stallknecht Hufſchläge in den Wald hinein: ſie ritten dieſen nach, und fanden etwa eine halbe Viertelſtunde vom Wege abwärts das Pferd in einem Gebüſche angebunden ſtehen. Nun waren ſie gewiß, daß die Soldaten **Florentin** mit Gewalt müßten weggenommen haben. Voll des tödlichſten Kummers ritt er nun wieder nach Hauſe.

Als man Herrn Heilmann im Hofe wahrnahm, lief alles herzu, Herr von **Beulenburg** ſelbſt kam und fragte nach **Florentin**. Der Rentmeiſter erzählte alles umſtändlich. **Roſine** aber war auf ihrem Zimmer, und getraute ſich nicht aufzuſehen, ſo ſehr befürchtete ſie eine ſchlimme Nachricht. **Rheinwald** und die Fräulein waren ſeit geſtern nicht von ihr gewichen, und noch jezt leiſteten ſie ihr Geſellſchaft. Als nun **Rheinwald** merkte, daß **Heilman** da ſei, gieng er hinaus, zog von allem genaue Nachricht ein, kam nun und erzählte **Roſinen** den ganzen Vorfall nach der Wahrheit. Gott ſei gelobt! rief ſie, ſo iſt er denn doch nicht tod? jezt hoffe ich, Gott werde ihn bewahren, und ich ihn wiederſehen. Bei aller dieſer Hoffnung ſank ſie doch ohnmächtig auf ihren Stuhl; man brachte ſie wieder zu ſich ſelbſt, und **Rheinwald** ſuchte abermal alle Troſtgründe hervor, um ſie zu beruhigen; welches ihm auch gelung, ſo, daß ſie mit Weinen ihrem Schmerzen Luft verſchaffen konnte. Den Herrn von **Beulenburg** kränkte **Florentins** Verluſt dergeſtalt, daß er Thränen um ihn vergoß. Auch ſeine Gemahlin und die Fräulein weinten mit Roſinen, der junge Herr aber bat, ihm doch zu erlauben, den Soldaten mit etlichen Bauern nachſezen zu dörfen. Er trat jezt eben in das achtzehnte Jahr, und begann feurig und unternehmend zu werden. Benlenburg aber gab dieſen Vorſchlag aus vielen Urſachen nicht zu: die Soldaten hätten, ſo dachte er, ſchon einen Vorſprung wenigſtens von acht Meilen; und wenn man ſie endlich auch anträfe, ſo geſchehe es erſtlich auf fremdem Gebiete, und für das andere könnte man nicht wiſſen, was für Unterſtüzung ſolche finden würden: und über das alles wäre es gar nicht wahrſcheinlich, daß ſie die gewöhnliche Strafe mit ihm würden gezogen ſeyn, wenn ſie ſich auch nach den Niederlanden gewendet hätten, welches noch nicht einmal ausgemacht war. Der junge Herr mußte ſich alſo zufrieden geben, und ſeinen Vater ſorgen laſſen, der viel wirkſamere Plane auszudenken glaubte.

Roſine indeſſen bat, man möchte doch einen Boten nach Heizenheim ſchicken, um ihre beiderſeitigen Eltern von dem Unglücke zu benachrichtigen, ehe es ihnen das Gerücht mit vergröſerten und fürchterlichern Umſtänden zu Ohren brächte. Dies wurde ihr gar gerne bewilliget, und ſofort einer zu Pferde abgeſchickt.

Beulenburg ſandte nun rund umher Steckbriefe durch Eilboten ab, um alle Obrigkeiten und Beamte von dem Vorfalle zu benachrichtigen, und ſie zu bitten, den Soldaten den mit Gewalt angeworbenen braven Jüngling wieder abzunehmen, und ihm denſelben mit ſicherm Geleite wieder zuzuſtellen.

Der Richter Hallenborn zu Beulenburg war ein alter ehrlicher Mann, hatte dabei ein groſes Vermögen, und in ſeinem Amte war er rechtſchaffen und getreu. Aber ſeine Kinderzucht nuzte ganz und gar nichts.

Dies iſt das Schickſal vieler rechtſchaffener Gelehrten. Sie leben mit Leib und Seele in ihren Geſchäften, und bekümmern ſich um ihre Kinder ganz und gar nicht. Kommt nun vollends das Unglück dazu, daß auch ihre Weiber mit der Kinderzucht nicht umgehen können, ſo iſt alles verdorben.

Dies war gerad der Fall in dem Hallenberniſchen Hauſe. Der Vater ſaß vom Morgen bis an den Abend über den Akten und Büchern, und bekümmerte ſich ſo wenig um alle andere Dinge, daß er über dem Eſſen las, ſich in den Schlaf las, und wieder anfieng zu leſen, ſobald er erwachte. Seine gute Frau war des Lebens ſo gewohnt, und ließ ihn gehen; doch mußte ſie ihn wohl in Acht nehmen, wenn er nicht mit einem Pantoffel und einem Schuhe, oder mit einem weiſſen und ſchwarzen Strumpfe, oder gar in der Schlafkappe in die Kirche oder in die Amtsſtube gehen ſollte. Ihre Kinder hatte ſie von Jugend auf ſo angeſchrien, daß ihr der Hals immer heiſcher war, und dadurch waren nun die Kinder ſo hartohrig geworden, daß ſie alles Keifens und Polterns ungeachtet, gerad alles thaten, was ihnen behaglich war; beſonders da ſie eben ſo hart und ſo mechaniſch angegriſſen wurden, wenn ſie der Mutter einen Apfel geſtohlen, als wenn ſie einem Nachbarskinde ein Loch in den Kopf geſchlagen oder geworfen hatten.

Dieſe Familie nun beſtand aus zween Söhnen und zwo Töchtern. Die Söhne waren von je her ungezogene boshafte Burſche, und die Töchtern ſehr verliebte Dirnen. Die Söhne wurden zuſammen auf die Univerſität geſchickt: denn ſie waren dem Alter nach nur ein Jahr von einander unterſchieden. Da hatten ſie nun ziemlich burſchikos gelebt. Der älteſte hatte einen Kameraden im Duelle erſtochen, wurde flüchtig und Soldat in Holländiſchen Seedienſten: er bewies viele Bravour in Weſtindien, als er in Surinam gegen die Wilden gebraucht werden, und ward Lieutenant. Der andere hatte freilich ſeine Zeit auf der Hohenſchule zugebracht, aber mehr das Billard, liederliche Häuſer und den Spieltiſch beſucht, als die Kollegien. Daher verſtund er nicht viel, ob er gleich diſputirte, und Licentiat der Rechtsgelehrtheit wurde. Ueber das aber affektirte er den Freigeiſt, las allerhand Gedichtgen, machte auch zuweilen eines, hatte eine große Bibliothek ſogenannter ſchöner Schriften und gieng nicht in die Kirche, aber nicht aus Grundſätzen, denn deren hatte er keine, ſondern weil es ihm bequemer war, während der Zeit auf dem Kanapee zu ſitzen, und etwa ein Schauſpiel oder einen Muſenalmanach zu leſen.

Dieſer Licentiat Hallenberg war nun bei ſeinem Vater, und half ihm zuweilen arbeiten. Da ihn aber Beulenburg ganz und gar nicht ausſtehen konnte, ſo hielt er ſich ſtill im Hauſe, und ließ ſich nicht ſehen.

Auch war jezt, als Florentin entführt wurde, der Lieutenant Hallenborn auf Urlaub zu Hauſe, und beſuchte ſeine Eltern.

Beulenburg gerieth auf den Einfall, ob nicht dieſer Lieutenant vielleicht Gelegenheit wüßte, Florentin wieder zu befreien? Er nöthigte ihn, nebſt ſeinem Vater und Bruder, zum Mittageſſen, und redete mit ihm von der Sache. Der Lieutenant bedauerte den unglücklichen Zufall, und verſprach, alſofort nach Holland an alle ſeine Freunde zu ſchreiben, damit ſie ſich erkundigen möchten, ob er nicht irgendwo anzutreffen wäre? Allein der Offizier befürchtete, daß Florentin, wenn er, wie zu vermuthen ſtände, in die Hände der geizigen und unempfindlichen **Zielverkoopers** (Seelenverkäuſer) gerathen wäre, ſchwerlich wieder zu befreien ſeyn würde, weil man ihn in ihren Schlupfwinkeln nicht entdecken könnte; ja, fügte er hinzu, vielleicht iſt er ſchon auf der See,

Univ. Bibl.
München

ehe man im Stande iſt, von hier nach Holland zu reiſen.

Beulenburg mußte dieſen ſehr wahrſcheinlichen Vermuthungen, leider, Beifall geben; er wußte aber nichts mehr zu thun, als er bisher ſchon gethan hatte: auch fehlte es ihm an Freunden in Holland, denen er allenfalls die Sache hätte anempfehlen können. Er bat alſo den Lieutenant, ſein Verſprechen zu vollziehen, und die Briefe mit erſtem Poſttage abzuſchicken, welches dieſer auch heilig verſprach.

Nun wurde die Entführung ſelbſt näher beleuchtet. Niemand konnte recht begreifen, wie die Soldaten dazu gekommen ſeyn möchten, juſt ſo mit Fleiſe auf Florentin an dem Tage zu paſſen, als er ausgeritten war? Der Lieutenant löſte alle Zweifel auf einmal auf, und antwortete: Das iſt gar kein Wunder, auch gar nichts ſeltenes. Gewiß iſt einer von ihnen aus dieſer Gegend gebürtig, der den ſchönen, wohlgewachſenen, und auſerordentlich geſchickten Jüngling als einen Gegenſtand angeſehen hat, an dem man einen herrlichen Fang thun könnte: denn ſolche junge Leute werden ſehr geſucht und theuer bezahlt. Dieſer hat nun einige Kameraden aus den Niederlanden zu ſich genommen, weil er allein dem Raube nicht gewachſen war. Sie bekommen zuverläßig alle ein gutes Trinkgeld, wenn ſie mit ihrer Beute glücklich am rechten Orte anlangen. Ich bin gewiß, daß die Sache auf ſolche Weiſe zugegangen iſt.

Der Richter und ſeine Söhne verweilten den ganzen Nachmittag bei der Geſellſchaft: **Roſine** aber und ihre Fräulein blieben in ihrem Kabinete, weil ſie die beiden **Hallenborne**, als wilde und bei dem Frauenzimmer allzufreie Leute, nicht leiden konnten.

Drei Tage nach **Florentins** Entführung erſchienen auf einmal zween Bauern im

Schloſſe Berlenburg: ſie waren wohl beſchuhet, und jeder hatte einen Reiſeſack auf dem Rücken. Dieſe beiden waren niemand anders, als Lorenz und Niklas; und dieſe brave Männer waren willens, Florentin aufzuſuchen und wieder zu bringen, es möchte auch koſten was es wolle. Sie hatten ſich einige hundert Gulden an Gelde in ihre Beinkleider eingenäht, ein paar weiße Hemder, Strümpfe, Schnupftücher u. ſ. w. in ihre Reiſeſäcke geſteckt, und ihre Fäuſte führten mannslange dicke knotigte braune wilde apfelbaumene Stäbe.

Dieſe Leute machten Aufſehen im Schloſſe, und jeder urtheilte über ihr Vorhaben, je nachdem er es verſtand. Berlenburg mußte lächeln, als er ſie ſo treu und fein von der Sache reden hörte, und ihren himmelfeſten Entſchluß vernahm. Er machte ihnen Schwierigkeiten, aber das half alles nichts. Lorenz ſchwieg, und ließ Niklaſen reden: ſchloß aber endlich in ſeinem langſamen trockenen Tone: Ich bin von Gottes Gnaden ſein Vater: der hat mich dazu geſezt, und wird ihn von meiner Hand fordern; ich muß alſo wenigſtens das meinige thun. Beulenburg ſah die ernſte Mine des Bauers, und die Majeſtät, mit der er redete. Dies durchdrang ihn dergeſtalt, daß er mit wahrer Ehrfurcht zu ihm trat, ihm die Hand drückte, und ſagte: Gott ſegne Euch, rechtſchaffener Mann! — Das hat Er gethan, Ihr Gnaden! erwiederte Lorenz, und da mach ichs dann ſo wie ein kleiner Knabe, wenn ihm ſein Vater ein neues Kleid gegeben hat, eſſe rundum das Beſte vom Apfel, und geb Ihm dann aus Dankbarkeit die Ketſche. (Die Ketſche iſt das mittlere des Apfels, welches unten die Faſern des Stieles, oben das Kröngen, und mitten die Saamenkapſeln enthält; mithin iſt wenig oder nichts daran, das man eſſen kann). Der Vater nimmt vorlieb, und ſieht aufs Herz.

Ja, ſezte Niklas hinzu, ich hab noch mehr Urſach, dem armen Jungen loszuhelfen: denn er heirathet doch einmal gewiß mein Roſinchen, und da iſt er mit Fleiſch und Blut mein Kind.

Beulenburg drükte ihm auch die Hand, und ſagte: Ihr ſeid brave Männer! — Da es nun Abend iſt, ſo ſollt ihr hier übernachten, und morgen könnt ihr ſo früh gehen, als ihr wollt. Nun klingelte er einem Bedienten, der mußte ihnen eine Kammer anweiſen, wo ſie die Nacht ſchlafen ſollten.

Um Vergebung, **Ihr Gnaden**! fieng **Niklas** an, ich kann nicht eher ruhen, bis ich meine Roſine geſehen habe. Gut! ſagte **Beulenburg**: und damit ihr ſehet, wie lieb ich euch habe, ſo will ich ſelbſt euch zu ihr führen. Nun, ſagte Lorenz hinzu: ich muß ſie eben wohl ſehen, eh ich niederſizen kann: denn ſie iſt ja doch meine künftige Schwiegertochter.

Beulenburg gieng vor, und die beiden ehrwürdigen Männer folgten ihm auf dem Fuße nach. Roſine war auf ihrem Zimmer, die Fräulein ſaß ihr auf dem Schooße, und hatte ſie um den Hals gefaßt. Roſinen waren die Augen vom Weinen ganz aufgeſchwollen. So bald ſie ihren Vater ſah, flog ſie ihm an den Hals, und rief weinend: Ach mein Vater! Niklas weinte auch, und ſagte: armes goldenes Kind! Als ſie ſich endlich losließen, ſtand auch Lorenz da. Sie bot ihm die Hand. Nein, Jungfer Roſine! ſagte er, ich bin Florentins Vater. Nun flog ſie ihm auch um den Hals, blieb lang an ihm hangen ehe ſie ihn losließ, endlich hob er ſie ſanft von ſich, und ſeine Wangen waren naß von Thränen. Schaut, mein Kind! ſagte Lorenz, dieſe Thränen verdienen doch wohl, daß Ihr mich Vater heißt, und ich bins, und wills auch bleiben. Ja! rief Roſine: ewig! ewig! meines Herzens Vater! Sie fiel ihm noch einmal um den Hals, und küßte ihn oftmals,

mals. Nun hört auf! hört auf, meine Tochter! ſagte endlich Lorenz: mein Herz ſchwellt ſo auf, daß ich keinen Athem hohlen kann.

Nach dieſem herzlichen Willkomm erzählten die beiden Väter ihrer Tochter, was ſie vorhatten. Sie freute ſich zwar herzlich über ihren guten Willen, allein, ſie fürchtete ſehr, ihre Reiſe würde vergeblich ſeyn. Nun das glaub ich einmal nicht, fieng Niklas an: aber freilich! wenn wir da blos nach Amſterdam in ein Wirthshaus gehen, und nach Florentin fragen, ſo werden wir wohl nichts ausrichten. Es muß Fleiß, und im Falle der Noth auch Geld dran gewendet werden; und das ſoll und muß helfen. Aber, wie kannſt du dich denn in dein Unglück ſchicken?

Roſine ſeufzte und weinte: ich muß mich ſchicken, ſagte ſie: unſer Herr Rheinwald tröſtet mich, ſo viel er kann, und giebt mir Muth, ſo, daß ich auf Gott vertraue, und hoffe, er werde alles wohl machen.

Hierauf trat Herr **Rheinwald** in das Zimmer. Dieſer hatte immer, wenn die Bauern **Florentin** und **Roſinen** beſuchten, ſich zu ihnen gehalten: denn es war ihm eine wahre Freude, mit Leuten von dieſem Schlage umzugehen. Sie bewillkommten auch **Rheinwald** mit Händeklatſchen, und er ſezte ſich zu ihnen.

Nach einigen Geſprächen fieng **Niklas** an, ſich deſſen, was er auf dem Herzen hatte, zu entledigen: Ich muß mich verwundern, ſagte er, daß der gnädige Herr keine Leute ausgeſchickt hat, den guten Jungen zu ſuchen, und ihn den Soldaten wieder abzunehmen. **Rheinwald** antwortete: es iſt davon geredet worden; allein, unſer Herr glaubte, die Mühe würde vergebens ſeyn. Die Bäuern ſchwiegen ſtill dazu, und dachten das Ihrige. Der Herr von **Beulenburg** war ein vortreflicher, geſchickter und thätiger Mann; aber den Fehler hatte er an ſich, daß er in wichtigen Sachen gemeiniglich nicht entſchloſſen genug war, ſo, daß er oftmals über ſeinen Bedächtlichkeiten die Gelegenheit, etwas auszuführen, verſtreichen ließ, und doch durfte niemand ohne ſeinen Befehl etwas unternehmen.

Es war niemand im Beulenburgiſchen Hauſe, der den Bauern gegen ihr Verhaben nicht Einwürfe gemacht hätte: ſelbſt **Rheinwald** ſtellte ihnen vor, daß man ja nicht einmal gewiß wiſſe, wo ihn die Soldaten hingeführet hätten: Holland ſei gros, und ihn da auszufragen, faſt unmöglich. Wir wollens in Gottes Namen wagen, verſezte Lorenz: der wird uns leiten! — Nun wurde der Abend unter freundſchaftlichen Unterredungen hingebracht, man legte ſich zeitig ſchlafen, und ſelbſt **Roſine** ruhte dieſe Nacht wieder wohl. Des Morgens früh mit Anbruche des Tages machten ſich die Männer auf, und giengen fort, ohne iemand etwas zu ſagen.

Unſere beiden wackern Männer hatten

ſich den vorigen Abend nach allen Umſtänden näher erkundiget. So bald ſie nun auf dem freien Felde waren, wanderten ſie ſchleunig fort. Der Himmel war hell und heiter, der Morgen ſtieg wie eine unermeßliche Lichtwelt hinter ihnen empor, und die Vögel, beſonders die Nachtigallen, fiengen nach und nach an, aus allen Geſträuchen ihnen entgegen zu ſingen.

Nachbar **Lorenz**! fieng **Niklas** an: ich reiſe um mein Leben gern: ich könnte die Welt auswandern, wenn eins nicht wäre!

„ Was iſt das denn? Nachbar **Niklas**! „

Wenn ich von meiner **Clara** Abſchied nehme, ſo iſt mir das ganze Herz geſchwollen: je weiter ich dann von ihr gehe, je mehr zieht ſich der Geſchwulſt zuſammen, und endlich wird er zu einem ſpizigen Schwären, der mich abſcheulich ſticht, wenn ich drauf drücke, das iſt, wenn ich nach Haus denke.

Lorenz lächelte, und fragte: Geht denn das Geſchwür nicht auf?

Ha! antwortete Niklas: es thränet mir ſo zuweilen durch die Augen heraus, aber es hat doch keine rechte Art, bis ich wieder nach Haus komm: dann vertheilt ſichs wieder, und vergeht.

Nu, verſezte Lorenz: da müßt ihr das Kräutgen Gedult nehmen, und es mit dem Oel des Vertrauens auf Gott zu einer Salbe kochen, und euer Herz damit fleißig ſchmieren, ſo wirds auch bald vergehen.

Niklas lachte. Das mag gut ſeyn, ſagte er; allein, ich mach eben nicht viel aus der Krankheit, es iſt immer ſo etwas bei dem Schmerz, das mir zugleich wohlthut, und da laß ichs alſo ſeyn.

Unter dergleichen Geſprächen kamen ſie an das Wirthshaus im Walde. Hier hatten ſie beſchloſſen, nach allen Umſtänden genauer zu fragen. Nun hörten ſie, daß vor drei Tagen Leute von Garlonia da geweſen wären, die hätten erzählt, daß ihnen vier Soldaten mit einem ſehr ſchönen und wohlgekleideten Jünglinge auf einem einſamen Fußpfade im Walde begegnet ſeien, die ihren Weg nach gemeldetem Orte zu genommen hätten. Dies war den Bauern ſchon genug. Sie machten ſich alſobald fort, und auf Sarlouis zu, wohin ſie fünfzehn Stunden hatten, und dieſen Weg beſchloſſen ſie noch dieſen Tag zurück zu legen.

Des Abends ſpat kamen ſie ohne weitere Hinderniß daſelbſt an. Gleich am Thore fragten ſie verſchiedene Leute, ob nicht vor ein paar Tagen vier Soldaten mit einem feinen jungen Menſchen durchpaßirt ſeien? Allein, niemand wußte ihnen darauf zu antworten. Sie giengen alſo ins erſte beſte Wirthshaus. Ueber dem Eſſen trat ein Reiſender in die Stube, der einem Handwerksburſche ſehr ähnlich ſah, auch würklich ein Schuhknecht war. Der Menſch war ſtill und ſehr traurig: er ſezte ſich in einen Winkel, und zuweilen floß ihm eine Thräne die Wangen herunter. Der Wirth fragte ihn: ob er nicht etwas eſſen wolle? Bekümmert bat er ſich einen Schoppen Wein und für zwei Kreuzer Brod aus.

Lorenz ſchaute dieſen Menſchen an, als wenn er ihn durchſchauen wollte; bald ſtund er auf, gieng zu ihm, und ſagte: Guter Freund! iſt er krank? vielleicht kann ich ihm guten Rath geben.

„Nein, ich bin wohl nicht krank: aber! (er klopfte auf die Taſche) „da fehlts'„

Nun ſo komm er, und ſez er ſich bei uns an den Tiſch.

Der gute Menſch wurde munter, kam mit ſeinem Schoppen Weine und Brod, und ſezte ſich zu den Bauren. Michel ſah etwas trocken zu Lorenzens Wohlthätigkeit, doch ließ er ſich weiter nichts merken.

Der Schuſtergeſell konnte indeſſen nicht beklagen, daß er ein Unglück gehabt hätte (Denn unter dieſen giebt es auch Leute die es ſich für einen Schimf rechnen, wenn ſie kein Zehrgeld haben, und fechten, d. i. betteln müſſen). Er fieng daher an: Ich hatte Reisgeld genug bis nach Weiſſenburg im Elſaß, wo ich zu Hauſe bin: aber Spizbuben von Soldaten haben mich vorgeſtern um all mein Geld gebracht.

So! (ſagte Niklas, und ward nun freundlich) wo war das?

„Zu Dudelsdorf, fünf oder ſechs „Stunden jenſeits Trier.„

Was waren das für Soldaten?

„Es waren vier Holländer!„

Und hatten einen feinen vornehmen Jüngling bei ſich?

„Ja freilich! und der war auch gewiß „nicht mit gutem Willen mitgegangen: „denn ich weiß nicht, daß ich in meinem „Leben einen traurigern Menſchen geſehn „habe.„

Lorenzen und Niklaſen ſtunden die Augen voll Waſſer.

Und den jungen Menſchen hat er geſehen?

„O ja! und mit ihm geſprochen.„

O Gott, Dir ſei Dank! rief Niklas: und Lorenz legte jenem ein groß Stück Wurſt für dieſe Nachricht vor. Wie ſah er denn aus? fragte Niklas, und was hatte er an?

„Er war etwas lang und ſchmal, hatte
„ein etwas längliches Geſicht, eine hohe
„runde Stirn, blaue große Augen, ein Grüb-
„chen im Kinn, einen braunen Rock mit
„Schläufen, eine weiße halbſeidene We-
„ſte und lederne Reithoſen, Stiefeln und
„Sporn an: in der Hand trug er ein
„ſchwankes Stöckelgen, ſein Hut war klein
„und rundum aufgeſchlagen, auf demſel-
„ben trug er eine ſchwarze Feder.„

Das iſt er, rief Niklas, das iſt er! Ja, ſagte Lorenz, das iſt er! Nun, guter Freund! fuhr Niklas fort: das war alſo zu Dudeldorf, fünf Stunden hinter Trier, und ehgeſtern? Aber um welche Zeit?

„Des Mittags. Sie wollten noch nach

„Prüm, wo ſie des Nachts zu herbergen „gedachten.„

Hat er denn nicht erfahren können, wo ſie weiter hin wollten?

„Ich vernahm aus ihren Reden, daß „es auf Amſterdam los gieng, und daß „ſie dieſen jungen Menſchen dahin liefern „müßten.„

Gott ſei Dank! jezt wiſſen wir doch wohin und wo hinaus.

„Wenn ihr guten Leute aber darauf ausgeht, den Jüngling zu ſuchen, ſo wirds „euch in Amſterdam ſchwer fallen, ihn „auszufragen. Dieſe Stadt kenn ich, ich „hab ein halb Jahr lang darin gearbeitet.„

Das kann wohl ſeyn, verſezte Lorenz; redet man denn auch Teutſch in Amſterdam?

„O ja! es giebt hochteutſche lutheriſche „und reformirte Kirchen da.„

Nun, ſo ſolls wohl gehn! antwortete Lorenz, und legte dem Schuhknechte noch mehr zu eſſen vor. Nun erzähl er uns auch, wie er um ſein Geld kam?

„Das will ich euch ſagen: Ich kam ins
„Wirthshaus hinein, und fand die Sol-
„daten mit dem jungen Menſchen am Mit-
„tageſſen. Ich forderte auch etwas zu
„eſſen: aber einer von den Soldaten ſprach
„mir zu, ich ſollte mich bei ſie ſezen, und
„mit ihnen eſſen; der Wirth ſagte gleich-
„falls, ich ſollte mich dabei ſezen, brachte
„mir einen Teller und was dazu gehört.

„Nun trunken die Soldaten Wein: ich
„hatte mir aber noch nichts beſtellt, ſie
„brachten mirs zu, und ich trank mit. Der
„junge Herr, der bei ihnen war, ſagte
„noch immer kein Wort, nur blickte er
„mich oft ſtark an, und kaum bemerkte ich,
„daß er mir winken wollte, ich ſollte mich
„hüten. Das iſt mir erſt hernach einge-
„fallen. Kurz, wir aßen und trunken zu-
„ſammen. Als wir nun bezahlen wollten,
„zog ich meinen Beutel, in welchem noch
„einige Bazen waren, mein übriges Geld
„aber hatte ich im Felleiſen. Nein! ſag-
„ten die Soldaten, wir haben ihn zu uns

„genöthiget, wir bezahlen auch für ihn. Ich wehrte mich, aber es half nichts: ſie bezahlten. Der junge Herr ſprach freundlich mit mir, und es ſchien, als wenn er mir etwas hätte ſagen wollen: aber man ließ ihn keinen Augenblick allein, und daher unterblieb es. Aber, wie erſchrak ich, als einer von den Soldaten mein Felleiſen nahm, und damit nach der Thür wanderte! Ich rief, was er vorhätte? aber er lachte, und gieng fort. Ich lief ihm nach, ſchrie, bat, rief um Hilfe, allein niemand kam, mir zu helfen. Die Leute liefen wohl und ſahen, was vorgieng, aber niemand nahm ſich meiner an. Nun kamen auch die andern: ſie hatten den jungen Herrn zwiſchen ſich, und befahlen mir, ohne einige Widerrede mitzugehen. Dies war ein Donnerſchlag in meinen Ohren: auf einmal bekam ich Füße, und lief ſo geſchwind, wie ein Vogel fliegt: ein Soldat lief mir nach, aber er hohlte mich nicht ein, und ſo kam ich

„ſetzt. Allein, mein Geld, meine Wäſche „und andere Sachen haben ſie weg.“

Lorenz grif nun in den Sack, und gab ihm einen groſſen Thaler. Niklas that auch einen halben dazu, und der gute Menſch dankte ihnen mit naſſen Augen.

Nun trugen ihm die beiden Männer auf, ohnfehlbar über das Schloß Beulenburg nach Hauſe zu reiſen, weil es ihm doch keine zwo Stunden aus dem Wege läge. Dort ſollte er dem gnädigen Herrn alles erzählen, was er von dem jungen Herrn geſehen und gehöret, auch daß er ſie in Sarlonis getroffen hätte: denn der arme Jüngling ſei dort zu Hauſe, und er werde ein gutes Trinkgeld bekommen. Der Schuhknecht verſprach, dies alles heilig zu erfüllen.

Des Morgens ſtund er auf, wanderte auf Beulenburg zu: des folgenden Tages Vormittags langte er im Schloße an, und begehrte mit dem Herrn zu reden. Dieſer ließ ihn vor ſich kommen. Nun erzählte er ihm alles, und noch umſtändlicher, als ers den Bauern geſagt hatte. **Beulenburg** freute ſich ungemein über dieſe Nachricht, ſchenkte ihm eine Dukate, mit der er nun gemächlich nach Weiſſenburg kommen konnte.

Freilich hatte eben dieſe Zeitung wenig tröſtliches für **Roſine** und andere Freunde, allein, man wußte doch nun, wohin man ihn zu führen gedächte. Auch entſtand bei allen ein Strahl der Hofnung, ob es nicht vielleicht den Bauern glücken möchte, ihn anzutreffen und loszumachen. Auch glaubte **Beulenburg**, jezt ſei es Zeit, noch einen recht würkſamen Verſuch zu ſeiner Befreiung zu wagen: und dieſer beſtund darin, daß er Rheinwald mit Extrapoſt nach Amſterdam ſenden wollte, und jedermann hatte nun Hofnung, die Sache könnte nach Wunſche gelingen. **Rheinwald** bekam Vollmacht und Geld, um den Jüngling wieder von den Seelenverkäufern loszukaufen, wenn er auch würklich ſchon in ihre Hände geliefert ſeyn ſollte: denn daß die Räuber keine andere Abſicht hatten, war leicht zu vermuthen, weil der Schuſtergeſell ausdrücklich verſtanden hatte, daß ſie mit ihm nach Amſterdam wollten, wo eigentlich der Siz der Seelenverkäufer iſt, und wo die Oſt- und Weſtindiſchen Schiffe am öfterſten abzugehen pflegen, man alſo ſolche junge Leute allemal an Mann bringen kann.

Herr Rheinwald ſäumte nun nicht, gieng gleich den andern Tag nach **Sarlouis**, von da nach Trier, **Koblenz**, **Köln**, und ſofort nach Holland.

Unſere beide Bauern machten ſich auch des Morgens früh wieder auf, und giengen des zweiten Tages nach Trier, den dritten nach **St.** Veit, den vierten nach **Maſtricht**. Hier ſezten ſie ſich auf die **Maas**, und fuhren mit einer Schuyte bis **Gennep**, oder vielmehr nahe bei **Gennep** nach Oſſen. Hier kamen ſie am Abend des fünften Tages an, und giengen nun bald zu Lande, bald zu Waſſer am ſechſten Tage nach Arnheim, den ſiebenten Tag kamen ſie bis auf vier Stunden nahe bei Amersfort. Sie blieben auf der Schuyte die ganze Nacht durch, und kamen alſo am achten Tage des Nachmittages nach Amſterdam.

So müde ſie auch waren, giengen ſie doch noch nach einem lutheriſchen Pfarrer, Namens Hollſtein, der Hochteutſch predigte. Zu dieſem braven Manne hatte ſie die Vorſehung geleitet. Herr Hollſtein hörte ihre Erzählung, die ſie ſehr ernſtlich und dringend vorbrachten, aufmerkſam an. Nachdem ſie ausgeredet hatten, antwortete er ihnen: Ihr guten Leute dauert mich, daß ihr einen ſo weiten Weg habt machen müſſen. Vielleicht kann euch aber geholfen werden. Habt ihr auch Geld bei euch, wenn euer Freund etwa losgekauft werden müßte? Ja! ſagte Lorenz, vierhundert Gulden können wir entbehren. Nun das iſt brav! fuhr der Prediger fort: wir wollen ſehen, was wir thun können. Ich habe dieſen Nachmittag einen reformirten hochteutſchen Domine (dies iſt in Holland ein Pfarrer) beſucht, der mein ſehr guter Freund iſt: dieſer hatte einige Tage einen oberländiſchen Kandidaten, einen Würtemberger, bei ſich, welcher als Prediger des Evangeliums nach Surinam geht. Da erfuhr ich, daß das Schif dieſen Nachmittag abfährt. Nun müſſen wir zuerſt ſehen, ob nicht euer Freund auf dieſem Schiffe iſt? und in dieſem Falle müßte man ihn auf dem Comptoir ſuchen loszukaufen: denn das Schif fährt heut nur durch den Pampus, und liegt dieſe Nacht in dem Texel vor Anker. Morgen fährt erſt der Schiffkapitän ab. Geräth es nun ſo, wie ich hoffe, ſo geht ihr mit dem Kapitän hin und holt ihn wieder. Sollte er aber nicht auf dieſem Schiffe ſeyn, ſo haben wir noch Zeit genug, ihn loszumachen. Denn, meines Wiſſens geht erſt wieder in acht Tagen ein Schif nach Indien

Die beiden Reiſende freuten ſich ſo, als wenn ſie ſchon gewiß wüßten, daß ſie Florentin wieder loskaufen würden: ſie dankten Gott für ſeine gnädige Führung, und baten nun den Domine, ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen. Dieſer verſprach ihnen aufs freundlichſte alle Hilfe, zog ſich an, und hieß ſie folgen. Sie giengen mit ihm einige Straſen durch, und kamen nun an ein groſes ſchönes Haus, allwo der Pfarrer ſchällte. Bald kam eine Magd, führte ſie hinein, und auf Herrn Hollſteins Erſuchen, ins Comptoir.

Hier fanden ſie nun eine Menge Bedienten in der gröſten Geſchäftigkeit. Herr Hollſtein wünſchte die Liſte von den Perſonen zu ſehen, welche heut nach Surinam eingeſchift worden. Der Buchhalter las ſie laut vor, und bald am Ende kam auch Florentin von Fahlendorn. Kaum war der Name geleſen, als die Männer riefen: das iſt er! das iſt er! und weinten faſt laut. Nun fragte Herr Hollſtein, ob denn der junge Menſch nicht wieder zu bekommen ſei? — Nicht eher als über drei Jahre! Auch nicht für Geld? fragte der Pfarrer ferner. Nein, ganz und gar nicht! denn er iſt uns von einem gewiſſen Herrn auf Leib und Seel anbefohlen worden, ihn nicht loszulaſſen, es möchte auch um ihn anhalten wer da wollte, weil er vielerlei Unfug angerichtet, und ſeine Familie nicht gern Schimpf an ihm erleben möchte.

Nun ſchaute der Pfarrer die Männer ernſtlich an. Dieſe aber hatten des Buchhalters Rede nicht verſtanden, daher erklärte jener ihnen, was dieſer geſagt hatte. **Lorenz** ward roth im Geſichte, trat näher, und ſagte: das alles iſt nicht wahr! ſo wahr Gott lebt, es iſt erlogen! ich will mich hier gefangen ſezen laſſen, ſo lang, bis ich erwieſen habe, daß der Jüngling in ſeinem Leben nichts übels gethan hat, ſondern, daß er im Gegentheile einer der edelſten Menſchen iſt, die auf der Erden leben. **Niklas** bekräftigte alles ebenfalls mit Nachdrucke. Allein, der Buchhalter ſah und hörte nicht, ſondern lachte vielmehr; ei! verſezte er: iſt es denn ein ſo groſes Unglück, eine Reiſe nach Surinam zu machen? das iſt ja dem jungen Menſchen recht gut; und wenn ihr wollt, ſo fahrt morgen zu ihm hin, ihr könnt dann noch ein Stündgen mit ihm ſprechen, und ihm eine glückliche Reiſe wünſchen. Alles Bitten und Flehen half nun nicht weiter; auch auf die Fragen: wer ihn denn eigentlich überliefert habe, und von wem die falſche Nachricht ſei? bekamen ſie keine genugthuende Antwort. Sie begaben ſich daher ſehr traurig weg, und der Pfarrer wußte ihnen nun weiter keinen Rath zu geben, als daß ſie morgen früh zu ihm kommen ſollten, um mit ihnen ans Schif zu fahren.

Als ſie nun im Wirthshauſe zuſammen ſaßen und weinten, erholte ſich **Lorenz** am erſten wieder. Hei! fieng er an: Nachbar **Niklas**! ich faſſe Muth; unſer Herr Gott regiert alles, iſt er doch allenthalben. Er kann unſern guten **Florentin** auf dem Meer ſo gut bewahren, als auf dem Trokenen. Nachbar **Niklas**, laßt uns getroſt ſeyn! morgen fahren wir zu ihm: wie wird ſich der gute Junge freuen, wenn er uns ſieht!

Niklas wiſchte ſich nun auch die Augen ab, und antwortete: ſo denk ich auch, wenn ſich nur meine **Roſine** darein ſchiken könnte!

Hört, Nachbar **Niklas**! fuhr **Lorenz** fort; ich will euch was ſagen: unſer Heiland ſagt: es fällt kein Haar von unſerm Haupte ohne den Willen Gottes. Nun iſt **Florentin** kein Menſch, der ein gröſerer Sünder iſt, als andere: warum ſollte ihn denn doch unſer Herr Gott härter ſtrafen als andere? ich glaube eher, daß er ihn recht glücklich machen will, auch wird Er **Roſinen** wohl Kraft geben, das auszuhalten.

Mit dergleichen Reden brachten die ehrlichen Leute den Abend bis zum Schlafengehen zu. Des Morgens früh giengen ſie wieder zum Pfarrer.

Dieſer war nun ſchon bereit. Sie giengen alſofort dahin, wo der Schifskapitän einſteigen ſollte; er kam auch bald angezogen. Hollſtein redete mit ihm wegen der Fremden, und der Seemann erlaubte es gern. Er ſchien ein ehrlicher Mann zu ſeyn, ob er gleich ziemlich mürriſch ausſah.

Jezt fieng nun den guten Leuten an das Herz zu klopfen, je näher ſie dem Schiffe kamen. Florentin, den man für etwas Vornehmes anſah, war von der Matroſenarbeit verſchont geblieben; ſeine Beſtimmung hieng vom Schifskapitäne ab. Er ſaß mit dem Schifsprediger auf dem Verdecke, und erzählte ihm ſeine Geſchichte, worüber ihn der Kandidat ſehr liebgewann, und ihm brüderliche Freundſchaft verſprach.

Herr Hollſtein benuzte indeſſen die Zeit, und erzählte dem Schifskapitäne die ganze Sache. Dieſer hatte ein menſchlicher Herz als der Buchhalter; doch, ſagte er, er könnte zwar den jungen Menſchen keinesweges losgeben, aber er wolle ihn wohl halten, und auch in Surinam für ihn ſorgen. Mich wundert, fuhr der Schifmann fort, warum der Jüngling nicht wieder zurück gehen darf? Es muß doch eine beſondere Beſchaffenheit mit ihm haben. Der Pfarrer und die beide Bauern wußten dies unerforſchliche Geheimniß eben ſo wenig.

Nun entdeckte auch Hollſtein dem Kapitäne, daß die Männer Geld bei ſich hätten; wenn irgend der junge Menſch dadurch erleichtert werden könnte, ſo würden ſie ihm ein paar hundert Gulden geben können.

Gar ſehr! antwortete der Kapitän: wenn er kein Geld hat, ſo muß er ſein Brod verdienen: hat er aber Geld, ſo mag er thun was er will.

Wie viel braucht er denn wohl? fragte der Pfarrer.

„Mit ein paar hundert Gulden kommt „er nach Surinam; hat er aber mehr, „ſo wird es ihm dort auch wohlbekommen.„

Was wird man denn dort mit ihm machen?

„Ich werde ſehen, wozu er geſchickt iſt: „iſt er brav, und im Leſen, Schreiben „und Rechnen geſchickt, ſo weiß ich ſchon „eine gute Stelle für ihn auf einem Comp„toir.

Hollſtein erklärte das alles den Bauern, und ſie ſagten ihm noch, daß er nicht nur das, ſondern auch franzöſiſch, engliſch, und noch viele andere Wiſſenſchaften verſtünde.

Der Schifmann hatte das verſtanden: er ſagte daher in geradbrechtem Hochteutſche: Sie ſollten ſich nur zufrieden geben, er wolle ſein Vater ſeyn, und ihn gewiß bei einen Herrn bringen, wo er es beſſer haben ſollte, als zu Hauſe

Wie Gott fur ihn ſorgt: — ſagte **Lorenz** mit naſſen Augen zu **Niklas**.

Nun kamen ſie nah ans Schif. **Florentin** ſtand oben auf dem Verdecke, ſchaute, that einen hellen Schrei, und ſank zu Boden. **Lorenz** und **Niklas** konnten ſich auch kaum aufrecht halten. Sie weinten laut wie die Kinder.

Das Aufſteigen auf das Schif war nur ein Flug. Der Kandidat hatte **Florentin** in die Arme gefaßt, und hielt ihn aufrecht: ein paar Matroſen ſtunden und ſperrten Maul und Augen auf.

Nun hiengen die drei wie Kletten an einander, bis endlich der Pfarrer und der Schifmann ſie ermahnten, die kurze Zeit nüzlich anzuwenden. Man führte ſie in die Cajüte allein, der Pfarrer aber blieb bei dem Kandidaten auf dem Verdecke.

Florentin hohlte Athem wie ein Fieberkranker, und ſah bald den einen, bald den andern an, ohne ein Wort zu reden. Die Bauern aber ſtunden, als wenn es ihnen unter den Füßen brennte.

Barmherziger Gott! ſieng er endlich an: was macht meine Roſine? Ach, könnte ich ſie nur noch einmal ſehen! Er weinte

„**Florentin**! antwortete **Lorenz**: Roſine iſt wohl; und das haſt dem Herrn „**Rheinwald** zu danken, der tröſtet ſie „aus Gottes Wort, und darin ſteckt auch „der beſte Troſt für euch beide. Ja! ſezte **Niklas** hinzu: wenn der nicht wär, „ſo hätte ſie's nicht ausgehalten.„

Ich habe mich gefaßt, verſezte **Florentin**: als ich vor zween Tagen die erſte Nacht in Amſterdam ſchlief, und mich des Abends voller Bekümmerniß zu Bett legen wollte, warf ich mich im Schlafzimmer auf mein Angeſicht nieder, denn ich war allein, und meine Soldaten ſchliefen in einer Kammer vor der meinigen, ich bätete herzlich für mich und meine Roſine; da war es mir, als wenn mir ein kühler Thau durch alle meine Glieder bis ins innerſte meines Herzens dränge: es ward mir ſo wohl, als wenn alle meine

Wünſche erfüllt wären: ich fühlte einen Muth und einen Glauben, dem nichts zu vergleichen iſt. Jezt iſt mein Kummer ziemlich gedämpft, ich darf freilich nicht über meine Umſtände und über die ſeligen Zeiten zu **Beulenburg** nachdenken, (hier floſſen ihm wieder die Thränen die Wangen herab). Ach Gott! man empfindet ſein Glück nicht, wenn man darin lebt, und man weiß es erſt dann zu ſchäzen, wenn man Trübſalen zu erleiden hat. Jezt fühle ich Kraft, der Vorſehung zu folgen, wo ſie mich hinführt, und es ahndet mir, Gott werde mich zu ſeiner Zeit aus Amerika glücklich und in beſſern Umſtänden zurück und wieder zu meiner Roſine führen. Ich weiß aus meiner zeitherigen Erfahrung, daß Gott mich in der Welt gebrauchen will, und da iſt Amerika meine Hohe Schule, auf welcher ich ſtudiren ſoll.

Gott ſei Dank! ſagten beide Männer zugleich: und Lorenz fügte noch hinzu: alles, was du da ſagſt, iſt gewiß. Es iſt doch auch kein ſo groſes Unglück, wenn man es recht bedenkt, einmal in ſeinem Leben eine ſolche Reiſe zu thun. Ich finde jezt nichts ſo beſchwerliches mehr in der Sache; reis du in Gottes Namen, du wirſt ſehn, daß es gut geht; und nun, Nachbar Niklas, Geld gezählt!

Sie zählten ihm baare achtzig holländiſche Dukaten hin, und baten ihn, ſo oft zu ſchreiben als er nur könnte, und ſo bald wieder zu kommen als es möglich wäre.

Florentin wurde ruhig und freudig, dankte ihnen für das Geld, und ſagte: iſt das nicht eine wunderbare göttliche Barmherzigkeit, daß ihr mich gefunden habt? — Bin ich denn beſſer als andere Menſchen, die hier auf dem Schiffe ihr Brod verdienen müſſen? Da führt mir der liebe Gott noch ein Kapital zu, befreit mich von aller Mühe, und macht mir die Reiſe noch gar bequem; das würde er nicht thun, wenn er mich unglücklich machen wollte.

„Das iſt wahr!„ antwortete Lorenz.

Niklas fragte ihn, ob er nichts gemerkt hätte, wer eigentlich an ſeiner Entführung Schuld ſei?

Kein Wort! verſezte Florentin: das wollen wir Gott richten laſſen, und was ich vermuthe, ſage ich nicht.

Lorenz ſchüttelte ihm die Hand. Das iſt brav! ſagte er: das iſt ſo recht meine Manier!

Und das habe ich von Euch gelernt, mein Vater! erwiederte Florentin: immer wenn ich reden ſoll, denke ich an Euch, und überlege, was Ihr an meiner Stelle ſagen würdet: und wenn ich es gefunden habe, dann ſag ichs.

„Nu, nu, Junge! mach mich nicht ſtolz.
„Aber, wir müſſen fort — ſchreib oft, und
„ſchlag deine Briefe an den lutheriſchen
„Pfarrer Hollſtein ein: an den wollen
„wir die unſern auch ſchicken.„

Gut! das will ich thun: ich habe ſchon vom Schiffe aus an unſere Herrſchaft, an

Rheinwald, an Roſine und an Euch geſchrieben; die Briefe ſind nun ſchon auf dem Wege. Aber, ihr lieben Väter! habt acht auf meine Roſine! (Er weinte wieder).

Niklas faßte ihm beide Hände: Florentin! ſagte er: für Roſine bin ich Euch Bürge; ich ſchwöre Euch einen ſtarken Eid, daß ſie auf Euch warten ſoll. Ja! ich auch, verſezte **Lorenz**: ſie iſt auch recht wohl aufgehoben; beſſer wärs nicht möglich.

„Das iſt auch mein ganzer Troſt!„

Nun! ſagte **Lorenz**: der Pfarrer Hollſtein wird auch noch gern ein Wort mit dir reden; kommt, Nachbar **Niklas**, wir wollen ihn hinab ſchicken. Sie giengen nun hinaus, und baten Herrn Hollſtein, zu ihm zu gehen, und ihm auch noch ein Wort des Troſtes zu ſagen. Der Pfarrer gieng gern. Nun fieng **Lorenz** zu dem Kandidaten an: Wir bitten Sie, unſern Freund als einen Bruder anzuſehen, er verdients, er iſt fromm und brav.

„Das hab ich ſchon gemerkt; ſorgt nur

„nicht, ihr guten Leute! in der Fremde „ſind alle wahre Teutſche ſchon Brüder, „geſchweige, wenn ſie noch überdas brav „und gut ſind.„

Lorenz empfahl ihn noch mit kurzen Worten, und erzählte ihm, daß er unſchuldig in dieſes Unglück gekommen ſei. Nun kam Pfarrer **Hollſtein** wieder: er brachte das lezte Lebewohl von **Florentin**, und bat ſie, ihn nicht wieder zu ſehen, um ihm den ſchmerzlichen Abſchied zu erſparen.

Wohl! ſagte **Lorenz**: das iſt mir eben recht! Nein! verſezte **Niklas**: ich muß ihm Adje ſagen: und damit gieng er. Der Pfarrer und **Lorenz** hielten ihn aber auf, und beredeten ihn: weinend giengen ſie vom Schiffe, und fuhren mit dem Pfarrer zurück nach Amſterdam.

Unterwegs baten ſie den Pfarrer, daß er die abgeredete Beſtellung der Briefe übernehmen möchte. **Lorenz** drückte ihm eine Dukate in die Hand, das Briefporto damit zu bezahlen: allein der Pfarrer nahm ihn nicht, ſondern ſagte: er wolle Rechnung darüber halten, und wenn Florentin glücklich wiederkäme, ſo ſollte der es ihm wieder erſtatten. Hierbei blieb es: ſie kamen in Amſterdam an; der Pfarrer gieng nach Hauſe, und die Bauern in ihre Herberge.

Herr Rheinwald ſäumte an ſeiner Seite auch nicht: er kam gerad um die Zeit an, als die Bauern vom Schiffe wieder kamen, und in ihre Herberge eingekehrt waren. Da es ihm nun unmöglich war, ſeine Landsleute auszufragen, auch dieſes nicht das nöthigſte war, was er zu thun hatte, ſo erkundigte er ſich zuerſt an gehörigen Orten, was für Schiffe zur Reiſe fertig lägen? Nun erfuhr er bald die Abfahrt des ſurinamiſchen Schiffes: er ließ ſich das Comptoir zeigen, und fragte nach der Liſte. Der Buchhalter ſtuzte, und ſagte: es ſeien ſchon zween Bauern da geweſen, ten, die auch nach der Liſte gefragt hätten; ſie waren Willens geweſen, einen gewiſſen Jüngling Florentin loszukaufen.

Rheinwald erſchrack, und ſagte: darum bin ich auch hier! Der Buchhalter erſchrak nicht weniger: denn es war ihm mehr begegnet, daß Bauern ihre Söhne wieder gefordert hatten: da aber dieſer Mann, der ihm mehr Gewicht zu haben ſchien, nach dem Jünglinge ſich auch erkundigte, ſo fieng er an zu vermuthen, daß die Sache nicht richtig zugegangen ſei: er gab alſo jezt den Kauf näher, und fragte: was es denn eigentlich mit dem Jünglinge für eine Bewandtniß habe?

Herr Rheinwald erzählte ihm die ganze Liegenheit der Sache aufrichtig.

Das bedaure ich, wenn es ſo iſt, verſezte der Buchhalter, und zog einen Brief hervor, gab ihn Rheinwald, und ſagte: da, leſen Sie! Er las:

Mein Herr!

„Mit Betrübniß muß ich einen Schritt „wagen, um aus zweien Uebeln das leichteſte zu erwählen. Vier Soldaten werden Ihnen einen Jüngling zuführen, der „unter einer edeln Geſtalt und unter der „Larve der Frömmigkeit das gottloſeſte „und ausſchweifendſte Herz verbirgt. Er „ſtammt von einer vornehmen Familie her, „die aber verarmt iſt. Ein gewiſſer Edelmann in der Nachbarſchaft, der noch ein „weitläufiger Anverwandter von ihm iſt, „nahm ihn auf, erzog ihn, hielt ihn wie „ſein eigenes Kind, und war Willens, „ihm zu helfen; aber ſeine vielfältigen geheimen Bubenſtücke, die ihn gewiß noch „an den Galgen würden gebracht haben, „wenn man ihn nicht weggeſchaft; und „endlich, daß er ſich an die Fräulein Tochter ſeines Wohlthäters hieng, und ſie bezauberte, machten, daß man fürs beſte „hielt, ihn auf einem Ausritte aufzufangen, und ihn E. E. zuzuführen, um ihn

„ſo bald als nur immer möglich iſt, auf die See zu ſchicken. Vermuthlich könnte von ſeinen Freunden und Helfershelfern Nachfrage nach ihm geſchehen, und er Ihnen entriſſen werden: haben Sie aber die Gütigkeit, und glauben Sie keinesweges, was Ihnen zu ſeiner Entſchuldigung geſagt oder geſchrieben wird, und laſſen Sie ihn wenigſtens vor drei Jahren nicht wiederkommen. Hierbei folget auch ein Recompens von dreiſſig Dukaten für Ihre Mühe. Ich bin

E. E.

Dienſtwilligſter
Carl Leopold, Freiherr
von Beulenburgt.

Rheinwald erſtarrte, fuhr auf, und ſagte: Der Spitzbube darf meines Herrn Namen ſo mißbrauchen! — Hören Sie, mein Herr! der Brief iſt falſch: ich kenne die Hand nicht: aber der Freiherr von Beulenburgt hat ihn ganz gewiß nicht geſchrieben. Hiemit zog er die Vollmacht hervor, welche er ihm mitgegeben hatte. Der Direktor oder Buchhalter (denn er war beides) ſah die Vollmacht, und erkannte nun, daß ein ganz anderer ſeinen Brief geſchrieben hatte: „Ich bin hintergangen worden, ſagte er mit Unmuth: aber, was kann ich dafür? der gute Jüngling iſt fort, das Schif iſt dieſen Morgen ſchon abgeſegelt, und nun iſt er nicht mehr zurück zu bringen.„

Rheinwald bedauerte das Unglück mit vielen Thränen, und zornig ſagte er zu dem Direktor: Wer giebt Ihnen aber die Erlaubniß, auf einen ſolchen Wiſch hin, einen Menſchen zur See zu ſchicken? — Der Direktor entſchuldigte ſich: daß gar oft Eltern auf ſolche Art ihre Kinder empfählen, und daß man da nicht allemal unterſuchen könne, in wie weit dergleichen Nachrichten gegründet ſeien. Rheinwald beſänftigte ſich endlich auch, bat ſich aber eine Abſchrift von dem verwünſchten Briefe aus. Nun erſuchte er den Buchhalter, er möchte doch ſorgen, daß **Florentin** ſo bald wieder zurück käme, als es nur möglich wäre: zugleich zahlte er ihm fünfhundert Gulden gegen einen Empfangsſchein aus, und bat ihn, **Florentinen** dieſes Geld ſo bald als möglich zu übermachen. Alles wurde ihm feſt zugeſagt. Nun wünſchte er zu wiſſen, wo die Bauern logiren möchten? Dies wußte man aber auf dem Comptoir nicht, ſagte ihm aber, daß der hochteutſche lutheriſche Domine bei ihnen geweſen. **Rheinwald** ließ ſich die Wohnung deſſelben zeigen, und gieng zu Herrn **Hollſtein**. Hier hörte er nun alles, was vorgefallen war, auch wo die Bauern herbergten, und eilte mit Freuden zu ihnen.

Lorenz und **Niklas** ſaßen eben auf ihrem Zimmer, und träumten von allerhand Schickſalen, die dem guten **Florentin** auf ſeiner Reiſe zuſtoßen konnten, als **Rheinwald** zur Thüre herein trat. Die guten Männer fuhren auf, und wußten nicht, was ſie ſagen ſollten. **Rheinwald** aber, der noch rothe Augen hatte, bewillkommte ſie. Wundert euch nicht, Freunde! ſagte er, daß ich hier bin; wollte Gott! ich hätte etwas ausrichten können.

Das iſt nun vorbei, ſagte Lorenz ruhig: wir müſſen uns drein ſchicken.

Jezt erzählten ſie ſich wechſelsweiſe alles was ſie wußten. **Rheinwald** ſchrieb auch einen Brief nach Hauſe, worin er dem Herrn von **Beulenburg** alles berichtete. Noch einen Tag beſchloſſen ſie auszuruhen, und dann wieder ihren Weg nach Hauſe anzutreten. Die Bauern waren nicht dahin zu bringen, mit **Rheinwald** auf der Poſt zurück zu reiſen, ſondern wollten ihren vorigen Weg wieder zu Fuß machen. Sie nahmen des folgenden Tages Abſchied von dem braven Pfarrer, und des andern Morgens traten ſie alle drei ihre Nachhausreiſe auf die Art wieder an, wie ſie gekommen waren.

Indeſſen kamen nun Florentins Briefe nach Beulenburg. Sie enthielten weiter nichts, als ſeine Reiſegeſchichte, Dankbezeugungen für ſo viele während ſeinem Aufenthalte in dem Schloſſe genoſſene Wohlthaten, und Entſchlüſſe, der Führung Gottes ohne Murren zu folgen. Roſinen aber gab er noch überdas allerhand Troſtgründe an die Hand, bat ſie, ihr Schickſal heldenmüthig zu ertragen, und ihm getreu zu bleiben.

Noch immer aber nährte das ganze Beulenburgiſche Haus die Hofnung, daß, wo nicht die Bauern, doch Rheinwald den lieben Florentin gewiß wieder losmachen und mitbringen würde. Doch dieſe Freude dauerte nicht länger als zwey Tage; denn nun kam auch Rheinwalds Schreiben an, welches die Geſchichte nach ihrem ganzen Umfange enthielt. Roſine war faſt troſtlos, aller Muth verließ ſie ganz, ſie legte ſich zu Bette, und fiel in eine fieberhafte Schwäche.

In dieſen Umſtänden traf ſie Rheinwald an, welcher geſund und wohl wieder nach Hauſe kam. Roſine fieng gleichſam neu an zu leben, als ſie ihn ſah: ſeine Munterkeit, mit der er zu ihr in das Zimmer trat, die Leichtigkeit, mit welcher er ihr **Florentins** Reiſe vorſtellte, und die Anſtalten, die ihre Freunde, nebſt ihm, zu Erleichterung ſeiner Beſchwerden und zu ſeiner baldigen Befreiung getroffen hatten, wirkten ſo mächtig auf ſie, daß ſie ſich allmählig wieder erhohlte, und als ihr Vater und **Lorenz** wiederkamen, ſchon wieder auſer dem Bette war.

Dieſe ihre Freunde tröſteten ſie auch aufs kräftigſte: ſie erzählten ihr, wie muthig **Florentin** die Reiſe angetreten habe, und daß er in ſeinem Herzen gewiß wäre, er würde nicht allein glücklich wiederkommen, ſondern auch ſeine Roſine geſund und wohl antreffen, um ſich dann auf ewig mit ihr zu verbinden. Alle drei brachten ſie endlich wieder dahin, daß ſie ſich heldemüthig entſchloß, es möchte nun auch hinfort gehen wie es wollte, getroſt und unverzagt zu ſeyn, und auf die Verſehung zu trauen. Die Bauren reiſten nun wieder nach Hauſe.

Der Lieutenant Hallenborn war neugierig zu vernehmen, wie die holländiſche Reiſe abgelaufen ſeyn möchte? Er ließ ſich anmelden, und erkundigte ſich genau nach allen Umſtänden. Als er nun hörte, daß Florentin nach Surinam reiſe, fieng er an ganz lebhaft zu werden. Ei! ſagte er: wenn es doch einmal ſo ſeyn ſollte, daß der gute Jüngling auf die See mußte, ſo iſt es mir doch lieb, daß man ihn nach Surinam geſchickt hat. Ich reiſe im Auguſt auch dahin: da kann ich ihm Wohlthaten erzeigen, ihn losmachen, und auf das Frühjahr zurückſchicken: laſſen Sie mich nur machen.

Beulenburg und Rheinwald ermunterten ihn ſehr, dieſes fromme Vorhaben auszuführen, und verſicherten ihn eines lebenslänglichen Freundſchaft und Erkänntlichkeit.

Ihro Gnaden Freundſchaft, ſagte der Lieutenant, iſt mir genug, alle Erkänntlichkeit aber verbitte ich mir. Wollen Sie mir aber noch einiges Geld mitgeben, um es zu ſeinem Vortheile zu gebrauchen, das will ich annehmen. Beulenburg verſicherte ihn, daß es daran nicht fehlen ſollte. Nun fuhr der Lieutenant fort: ich habe auch über Florentins Entführung weiter nachgedacht, und mich genau erkundiget, da bin ich denn auf einen Einfall gerathen, der mir die ganze Sache aufklärt: „Es hat ſich nämlich ſeit einem halben „Jahre her ein holländiſcher Lieutenant zur „See in hieſigen Gegenden aufgehalten, „ein wahrer Taugenichts, ein Sachſe von „Geburt, hat aber in ſeinem Vaterlande „ſo viel Unheil angerichtet, daß er flüchtig „werden mußte, wenn er nicht zwiſchen „Himmel und Erden ſterben wollte. Dieſer Menſch hat unter mir in Surinam

„gegen die Caraiben gedient, und ſich ſo „tapfer gehalten, daß man ihn zum Lieutenant machte. Als wir nun vorigen Herbſt „wiederkamen, reiſte er mit mir herauf „bis Trier. Er wäre gern mit mir gegangen, um ſich bei mir aufzuhalten: allein „ich befürchtete, er möchte mir hier Verdruß machen, daher hielt ich ihn unter „allerhand Vorwande davon ab, und er „blieb zu Trier. Nun habe ich aber vernommen, daß er mit einigen Soldaten „auf den benachbarten Dörfern herumgeſtreift, und Burſche mit Gewalt und unwillig angeworben. Ich glaube daher, „dieſer Mann ſei der Urheber dieſes Bubenſtückes.„

Beulenburg beſann ſich ein wenig, und antwortete: das kann ſeyn, allein ich habe noch eine Bedenklichkeit dabei: die ganze Geſchichte kommt mir vielmehr ſo vor, als wenn **Florentin** nicht blos angeworben, ſondern als eine Perſon aus dem Wege geſchaft worden ſei, die an der Ausführung eines gewiſſen Planes hinderlich wäre.

Hallenborn lächelte: ja! ſagte er: ich glaube ſelbſt, daß es ſo iſt; und wenn Sie erlauben, ſo will ich Ihnen wohl etwas eröfnen: Ich kenne den Kerl, und glaube, daß er Jungfer Roſinen im Auge hat. Das wäre nicht der erſte Streich von dieſer Art, den er machte. Und wenn das iſt, ſo hat er vielleicht gedacht: jezt wolle er Florentin erſt aus dem Wege ſchaffen, und hernach auch Roſinen wegkapern.

Beulenburg und Rheinwald dachten dieſer Erzählung nach, fanden aber ſo viel Unwahrſcheinlichkeit mit Wahrſcheinlichkeit, ſo viel Ungereimtes mit dem Gereimten verknüpft, daß ſie nichts anders darauf antworten konnten, als: die Sache muß ſich noch beſſer aufklären. Und wahrlich, wenn man des Lieutenants Hallenborn Reden und Vermuthungen ſo recht überdenkt, ſo weiß man nicht, was man ſagen ſoll. Beulenburg beſchloß indeſſen, Roſinen genau zu bewahren, und ſie, ſo zu ſagen, nicht vor die Thüre zu laſſen.

Schon eben habe ich den Richter Hallenborn, ſeine Frau und Kinder geſchildert. Die denkwürdige Geſchichte, welche ich zum Preiſe der hohen Vorſehung beſchreibe, iſt ſo feſt mit den Handlungen dieſer Leute verwebet, daß ich ſie nothwendig als Zwiſchenſpiele einführen muß, wenn meine Erzählung vollſtändig und begreiflich werden ſoll.

Der alte Vater lebte immer in ſeinem Berufe fort, ſo wie er gewohnt war. Doch hatte er gewiſſe Stunden, wo er von ſeiner gelehrten Trunkenheit etwas nüchtern wurde: dann dachte er ſeinem Schickſale nach, und fand zu ſeiner Betrübniß, daß er bei dem allem ein unglücklicher Mann wäre. Sein älteſter Sohn war nun freilich Lieutenant und alſo verſorgt, zwar nicht wie er es wünſchte, doch gab er ſich ſeinetwegen zufrieden. Die jüngſte Tochter war mit einem Soldaten fortgelaufen, und er dadurch ſo aufgebracht, daß er ſie ganz aus dem Sinne ſchlug, und für moraliſch tod erklärte. Nun waren alſo noch der jüngſte Sohn und die älteſte Tochter Gegenſtände ſeiner Bekümmerniß: er merkte wohl, daß ſein Licentiat gerad von den Wiſſenſchaften am wenigſten wußte, um deren willen er ihn auf die Univerſität geſchicket hatte. Freilich hatte ihm ſein Sohn gedruckte Sachen gezeigt, die er geſchrieben zu haben vorgab, auch ſah er wohl deſſen ſchönen Vorrath von Büchern: er zweifelte alſo nicht, daß er ein gelehrter Menſch ſeyn müßte. Allein, ob die Sphäre, worin er ſich umſchwung, dem gemeinen Weſen nüzlich wäre? und ob ſich der junge Menſch ſelbſt nähren würde? das war eine andere Frage.

Allein, auch darin irrte der gute Alte, daß ſein Sohn gelehrt ſei. Keineswegs! Er war — Nun ja! er war ein Genie.

Es thut mir in der Seele weh, daß das Wort Genie ſo gemißbraucht wird. Aber was hilfts? Eigentlich iſt es es ein heiliges geweihtes Wort, und man verſtehet einen Mann darunter, der mit einem Adlersblicke das Schöne und Gute in der Natur und Kunſt, aus natürlicher Anlage entdecket, und es dann geſchmackvoll und genießbar ſeinem Nebenmenſchen vorzutragen und aufzutiſchen weiß.

Ein wahres Genie iſt alſo ein Geiſt von edlerer und höherer Gattung: ein Fürſt unter den Menſchen, deſſen hoher Adel nicht auf phyſiſchen, ſondern auf moraliſchen Vorzügen beruhet. Daher iſt es auch kein Wunder, daß ſo viele ſtreben, dieſen hohen Rang zu erringen. Lieſet nun ein junger Menſch die herrlichen Geiſteserzeugungen ſolcher Männer, ſo wird er dadurch entzückt, und ſo ein Mann möchte er auch gern ſeyn. Dieſer Wunſch iſt ganz natürlich und ihm leicht zu vergeben: aber, wenn er nun wirklich die Gefühle und Begriffe, die der groſe Mann in ihm ausgebohren hat, in ſeiner eigenen Küche wieder aufwärmet, und jene Rieſenideen mit ſeinen Zwergſächelgen miſchet, ſo entſtehet ein Brei daraus, der einen anſtinkt. Kommt nun vollends die Nachäffung der Sonderheiten dazu, womit auch groſe Männer begabt ſind, ſo wird das Mißgeſchöpf fertig, welches man auf ironiſche Weiſe auch Genie nennet. Dieſe kleine Geiſter dünken ſich dann gar weiſe zu ſeyn: in den Schauſpielen ſtehen ſie gewöhnlich mit gar gleichgültiger Mine: die herrlichſten, erhabenſten Sachen tadeln ſie, und da, wo jeder gähnt, da möchten ſie vor Empfindung aus der Haut fahren; ſie ſind die intoleranteſte Burſche, die nur zu denken ſind; und weil ſie wohl fühlen, daß man ihre Gegenwart in der Welt gar nicht wahrnimmt, ſo wiſſen ſie nicht anders ſich wichtig zu machen, als daß ſie Rezenſenten werden. Das iſt nun ein herrlicher Ausweg; da wird man geleſen, gefürchtet, und auch oft ein wenig geſchmeichelt. Allein, wenn man es doch recht beim Lichte beſieht, ſo iſt der Rezenſent in der gelehrten Republik eigentlich nur der Ausrufer, der öffentlich auf den Gaſſen das verkündiget, was die Herren auf dem Rathhauſe machen. Aber auch, wenn irgend etwas feil iſt, das der Beſizer nicht an den Mann zu bringen weiß, ſo muß es der Ausrufer ausbieten. Dies Geſchäft iſt nun freilich ehrlich, und auch des gröſten Mannes nicht unwürdig; aber, es iſt gar kein Beweis, daß er darum ein groſer Mann iſt. Folglich ein Menſch, der in der Welt blos als Rezenſent erſcheint, macht eine ſehr erbärmliche Figur, und die Pſeudo-Genies werden dadurch vollends zum gelehrten Pöbel, zu den Fiſchweibern, herabgewürdiget.

Bei dieſen Umſtänden nun iſt es wirklich nöthig, daß man nicht mehr mit dem Worte Genie ſpiele. Man laſſe dies geweihte Wort Männern, denen es zukömmt:

denn abſchaffen kann man es nicht, weil es nun einmal das Bürgerrecht erhalten hat. Und jenen Muttermälern der menſchlichen Natur, wo ſich die Mutter nothwendig an Affen verſehen haben muß, lege man den eigentlichen Namen, der ihnen zukömmt, Affen-Genie, bei.

Gerad ein ſolcher Kamerad war der Herr Licentiat **Hallenborn**. Dies aber zu beurtheilen, war ſeinem Vater zu hoch; denn auſer den Gränzen ſeiner Rechtsgelehrtheit war er überall ſo unbekannt, wie eine köllnſche Bürgerin auſerhalb ihrer Stadt. Dennoch glaubte er, es ſei nun Zeit, daß ſich der Herr Sohn ſelbſt nährte, und lag ihm daher immer an, ſich um eine Bedienung zu bewerben, um nicht immer unnüz für die menſchliche Geſellſchaft zu ſeyn, und ſeiner Familie zur Laſt zu fallen.

Der Licentiat ließ das immer zu einem Ohre hinein- und zum andern wieder hinaus gehen; gemeiniglich aber gab er ſeinem Vater zur Antwort, daß er an einem ſehr wichtigen Werke arbeitete, welches ihm wenigſtens tauſend Gulden eintragen, ſeinen Namen verewigen, und ihn zu einem Original-Genie Teutſchlandes erheben müßte. Da dieſes eine allgemeine Revolution in Teutſchland hervorbringen würde, ſo könne es ihm dann nie an Unterhalte fehlen; die Verleger würden ſich um ſeine Schriften reiſſen, und die Fürſten Teutſchlandes ſich beeifern, ihn in ihre Dienſte zu bekommen, ꝛc. Wenn denn der Vater ſolche ſchmeichelhaften Hofnungen hörte, gab er ſich wieder zufrieden, und geſtund freiwillig, daß er von der jezigen Verfaßung der gelehrten Republik in Teutſchland nicht urtheilen könne.

Noch ein Kerlgen ungefehr aus eben der Klaße, aber doch von einer ganz andern Art, wohnte in der Nachbarſchaft. Er hatte mit den Hallenbornen ſtudirt, war eines Predigers Sohn, und ein Mediziner, mochte aber eben ſo wenig praktiziren als Hallenborn, mit dem er in der engſten Vertraulichkeit lebte.

Wolkenblick (ſo hieß der Doktor) trug ein ſchmächtiges ſeidenes buntes Röckgen, ein graues zartes rundes Hütgen, iſabellfarbene Filetmanſchetten, ein Haarbeutelgen wie ein franzöſiſcher Laubthaler, und ſchöne ſeidene Strümpfe; oder, er hatte ganz abſcheulich weite gewächſte Stiefeln, und einen kaſtornen Frack an, und was dergleichen Affen-Genie-Streiche mehr waren. Das aber muß man ihm doch nachſagen: alles was er ſchrieb, war wie geleckt. Eine prächtige Silhouettenſammlung, meiſt von Schauſpielern und Schauſpielerinnen, ferner ein ſchöner Vorrath von Schmetterlingen und Käfern zierten ſein Kabinet, und ſeine Brieftaſche, die ſehr fett, dick, und vollgepfropft war, enthielt eine groſe Menge Gedichtgen, Idyllen, Epigrammen, u. ſ. w. alles aus ſeiner eigenen Fabrik. Wahr iſt es, wäre Wolkenblick beſſer erzogen worden, er wäre gewiß ein brauchbarer Mann geworden; ſo aber war er jezt ein wahrer Don Quichott der ſchönen Wiſſenſchaften, nur etwas feiner, der ſich eben ſo, wie ſein Duzbruder Hallenborn, keine gröſere Glückſeligkeit erdenken konnte, als für ein groſes Genie zu paßiren. Nur war der Unterſchied zwiſchen beiden, daß Wolkenblick Geſchicklichkeiten, Hallenborn aber gar keine hatte: der erſte war wirklich empfindſam, weinte bei jedem Veilgen, und der lezte affektirte es zu ſeyn, ohne das allergeringſte zu fühlen. — Jezt glaube ich, meinen Leſern dieſe beiden Herren ſo genau geſchildert zu haben, als es zu meinem Zwecke nöthig iſt.

Der Lieutenant war indeſſen ſo zart nicht geſtimmt: ſeines Bruders hohen Geſchmack hatte er nicht, gab ſich auch keine Mühe, ihn zu haben, und Wolkenblick's Platoniſche Philoſophie war ihm auch nicht phyſiſch genug. Er gab ſich alſo mit dieſen beiden gar nicht ab, hatte ſein Weſen für ſich allein, und da er im Herzen ein ausgelernter Böswicht war, ſo konnte er ſich in alle Fächer ſchicken, bald den feinen, bald den ehrlichen Mann, bald den Soldaten, bald den Sp..... machen, ſo wie es ihm in ſeinen Kram diente; beſonders hatte er im Lügen eine groſe Fertigkeit.

Ich habe oben ſchon erwähnt, daß man ſich im Beulenburgiſchen Hauſe gar nicht um dieſe Leute bekümmerte; denn der Herr von **Beulenburg** konnte niemand in der Welt vertragen, der nicht nach ſeinem Vermögen der Menſchheit nüzlich zu ſeyn ſuchte; alle Gelehrſamkeit hatte bei ihm keinen Werth, die nicht eben dahin abzweckte: und er hatte wohl mehrmal ſich mit einem armen Bauern ganze Stunden lang unterhalten, und den Licentiaten mit ſeinem Freunde während der Zeit im Vorzimmer warten laſſen. Daher kam es denn auch, daß ſie auf den Herrn von **Beulenburg**, **Rheinwald**, und die ganze Familie äuſerſt übel zu ſprechen waren, vorzüglich aber **Florentin** zum Gegenſtande ihres Spottes hatten, **Roſinen** ein ſchönes

Muttergottesbild, das Fräulein aber eine marmorne Venus nannten.

Durch das beſtändige Ermahnen des alten Richters und des alten Paſtors, die oft ein Glas Wein zuſammen trunken, aufgefodert, um etwas nüzliches zu beginnen; und bei dem eigenen Drange einmal als Originalgenies in der Welt zu glänzen, hatten ſie ſchon verſchiedenes angefangen, das aber immer mißlungen war. Einsmals kündigten ſie eine Monatſchrift, unter dem Namen der **Grosſultan**, an, gaben zur Probe ein Stück heraus, und wollten darauf ſubſcribiren laſſen; allein, niemand wollte unterzeichnen. Darauf ſchrieben ſie zuſammen einen Roman in Briefen, fanden auch einen Verleger dazu, aber die beſten Rezenſionen fielen zu ihrem Nachtheile aus. Kurz! nichts wollte ihnen gelingen.

Nun entſchloſſen ſie ſich, gerad in der Zeit, als **Florentin** entführet wurde, eine Erziehungsanſtalt zu errichten. Dies Vorhaben kam ihnen ſo edel und ſo erhaben vor, daß ſie mit dem gröſten Enthuſiaſmus beſchloſſen, dieſem Vorſaze bis in den Tod getreu zu bleiben. Den Plan entwarfen ſie mit gar leichter Mühe: denn das war für ſo helle Köpfe nicht ſchwer; und als ſie ihn fertig hatten, giengen ſie zum Herrn von **Beulenburg**, um ihm denſelben vorzulegen. Sie glaubten, dieſer Herr würde wegen ſeinem Hange zu allem was gemeinnüzig iſt, ihnen alſofort beide Hände bieten. Um ihn deſto ſicherer zur Ausführung zu bewegen, wollten ſie auch **Rheinwalden** mit in ihr Inſtitut ziehen, weil ſie glaubten, oder wenigſtens zu glauben vorgaben, er ſei ein Mann, der die Erziehungskunſt aus der Erfahrung kenne. **Beulenburg** hörte und las alles mit Aufmerkſamkeit. Nun, meine Herren! ſagte er, ſo wie ich da ſehe, wollen Sie die Jahre der Kinder vom zehnten bis zum zwanzigſten zur Erziehung anwenden, ihnen die Religion in allgemeinen Grundſäzen ſo beibringen, daß alle drei Religionen in Ihr Inſtitut können aufgenommen werden. Das geht einmal ganz und gar nicht an; denn auf dieſe Bedingniß giebt Ihnen niemand ſein Kind in Ihre Pflege. Ferner: Sie wollen ſelbſt Lehrer ſeyn, und haben doch der Welt keinen einzigen Beweis gegeben, daß ſie ſelbſt erzogen ſind, oder etwas gelernt haben. Man ſoll Ihnen auch Mädgen bis ins zwanzigſte Jahr anvertrauen, und wiſſen noch nicht, ob Sie ſelbſt Kraft genug haben, ſo vielen ſchönen Feindinen gewachſen zu ſeyn. Wer Vernunft hat, wagt ſeine Tochter ſo nicht: und endlich, worin ſoll denn eigentlich das Weſentliche Ihrer Erziehung beſtehen? — Denn alles, was Sie hier von Einrichtungen und Empfindeleien ſagen, ſind nur Nebenſachen; es kömmt hier auf das Hauptſtück an. Ein Kind iſt einem Apfelbaume gleich, der in die Erde geworfen worden, und nun als ein wildes ſtachliges Sträuchgen in die Höhe wächſet. Der

Erzieher muß einen edeln fruchtbaren Baum daraus machen; und wenn Sie mir da den rechten Grund treffen, will ich Sie unterſtüzen. Das übrige im Plane läßt ſich alles ändern und einrichten.

Wolkenblick faßte nun Muth; denn hierin glaubte er ſtark zu ſeyn: „Wenn „Ihre Gnaden erlauben, fieng er an, „will ich Denſelben über dieſe wichtige „Sache meine Gedanken ſagen. Wenn die „menſchliche Natur ſich ſelbſt überlaſſen iſt, „nimmt ſie ihre Richtung ins Wilde, und, „wie Sie das Bild des wilden Apfelbau„mes in ſo fern recht wohl gewählt haben, „ſo treibt ſie lauter geile und unfruchtbare „Auswüchſe, die beſtändig müſſen ausge„ſchneidelt, und der Baum ſo nach und „nach zu einem ſchönen Wuchſe angezogen „werden. Allein, darin weiche ich von „Ew. Gnaden ab, und glaube, daß der „Menſch, in Anſehung der Frucht, nicht „einem wilden Apfelbaume ähnlich ſei, ſon„dern, wenn er ſorgfältig erzogen wird,

„wenn ihm die wilden Auswüchſe beſtändig beſchnitten werden, und man ihm „nur die fruchtbaren Zweige läßt, ſo müſſe er „Früchte bringen, die der Menſchheit nüzlich ſind. Sie aber glauben, daß man „ein neues veredeltes Reis dem wilden „Zweige einäugeln müſſe.„

Das glaube ich freilich, antwortete **Beulenburg.** Alle Triebe des Menſchen gehen von Natur dahin, ſich ſelbſt Vergnügen zu machen. Alle dieſe Vergnügen ſind ſinnlich, und haben ihre Gegenſtände in körperlichen Dingen. Wird nun auch der Menſch ſo weit verfeinert, daß er das geiſtige Schöne und Gute in der Schöpfung empfinden und genieſſen kann, ſo iſt es doch immer Selbſtgenuß: und ſo bald es darauf ankommt, ein ſolches Gut mit Verminderung oder gar mit gänzlichem Verluſte des eigenen Genußes an einen andern abzutreten: ſo empöret ſich die ganze Natur, die Leidenſchaften werden rege, und kämpfen mit dem Nebenmenſchen um den Beſiz. Sehen Sie, Herr Doktor! Ihre Erziehung würde alſo weiter nichts ausrichten, als daß ſie den Menſchen zu geiſtigern Empfindungen erhübe.

„Ich bitte um Vergebung, gnädiger „Herr! die Mittheilung des Genußes an „andere gewähret den höchſten Grad des „Vergnügens. Dieſen hohen geiſtigen „Genuß muß man den Kindern empfindſam machen.„

Herr Doktor! was ein anderer genießt, das ich miſſen und an ihn abtreten muß, kann mir nie Vergnügen machen, es ſei denn, daß ich eine gewiſſe Belohnung für dieſes Opfer zu erwarten habe, die mir ein noch höheres Vergnügen zuſichert. Unterſuchen Sie ſich nur ſelbſt! Sie leben in einem Kreiſe von Vergnügen, die zuſammen Ihren Wohlſtand ausmachen. Geſezt nun, Sie ſollten einen weſentlichen Theil dieſes Wohlſtandes an einen andern abtreten, dem ein ſolcher weſentlicher Theil mangelte, und zwar ſo, daß es niemals jemand gewahr würde, und Sie alſo in dieſem Falle keine Ehre, keinen Ruhm, mithin keinen Genuß von dieſem Opfer zu erwarten hätten, könnten Sie ſich denn zu ſo was entſchlieſſen? ꝛc. Nun gieng Herr von **Beulenburg** das übrige ihres Planes durch, und ſagte, was er eigentlich von einem Erzieher erwarte, und daß nicht Empfindelei, ſondern ächte Kenntniße den zukünftigen Bürgern beigebracht werden müßten, wofern man dem Staate nüzlich ſeyn wollte; daß er aber alles dieſes in ihrem Entwurfe vermiſſe.

Wolkenblick fühlte wohl, daß er nach dieſem Plane, der ihm ſehr pedantiſch vorkam, kein Erzieher war, gab alſo das Verhaben auf, zu **Beulenburg** eine Erziehungsanſtalt aufzurichten, billigte aber aus Höflichkeit alles, und gieng mit ſeinem Freunde fort. Zu Hauſe überlegten nun die beiden in der Einſamkeit, was nun anzufangen ſei? Doktor **Wolkenblick** gerieth auf den ſeltſamen Einfall, mit dem

Lieutenant nach **Surinam** zu gehen, und unter den Wilden das Evangelium der Coſmopoloten zu predigen. Der Licentiat bedachte ſich ein wenig, und ſiehe da! er entſchloß ſich, mitzugehen; denn beide waren des Lebens in dem undankbaren **Europa**, wo man ſo groſe Talente ganz verkennte, überdrüßig. Der alte Richter und der alte Paſtor, die wohl merkten, daß ihre Herren Söhne nirgends ſich hinpaßten, gaben ſich wenig Mühe, ſie zurückzuhalten. Beide machten ſich alſo reisfertig.

Manchem könnte es wohl widerſprechend vorkommen, daß ein ſo zärtliches Herrgen, als **Wolkenblick** war, ſich entſchlieſſen können, nach **Amerika**, und gar unter die **Caraiben**, zu gehen. Allein, hier war ein gröſeres Geheimniß verborgen.

Der Doktor war ſo hoch verfeinert, daß, er bei dem Frauenzimmer keine andere, als die Platoniſche Liebe kannte; die Jungfer Charlotte Hallebornin aber war, wie oben gemeldet, ziemlich ſinnlich. Da ſie nun ſehr ſchön war, ſo nahm ſich Wolkenblick vor, dieſes Frauenzimmer beſſer auszubilden und geiſtiger zu machen. Wie weit er damit gekommen ſeyn mochte, weiß ich nicht; das weiß ich aber, daß ſein hochgereinigter Geiſt ihn einmal verlaſſen, und ſein alter phyſiſcher Adam ihm einen Poſſen geſpielt haben muß; denn Charlotte fieng an ſchwanger zu werden. Nun war aber der Doktor ein Feind des Eheſtandes, weil dieſer der menſchlichen Freiheit gerad entgegen ſtehet; Charlotten alſo zu heirathen, mochte ihm bei aller ihrer Schönheit am wenigſten behagen: und doch ſcheute er den Lärmen, den die Alten bei dieſer (ſeiner Meinung nach ſo unſchuldigen) Sache machen würden. Er hielt es alſo für rathſamer, nach Amerika zu gehen. Charlotte meinte des Todes zu ſeyn. Zwar mochte ſie den Eheſtand auch nicht leiden, hätte aber jezt doch geheirathet. Bei allem dem war ſie zu ſtolz, ihr Unglück zu geſtehen, troß allen Verdruß in ſich, machte dem Doktor insgeheim die bitterſten Vorwürfe, beſchloß aber bei ſich ſelbſt, ihre Leibesfrucht zu zernichten, und ſo ihre Schande vor der Welt zu verbergen.

Während der Zeit, als man ſich nun im Hallenborniſchen Hauſe zur Abreiſe anſchickte, wurde das **Beulenburgiſche** abermals in die gröſte Unruhe verſezet. Dies gieng folgender Geſtalt zu: Im Anfange des Brachmonates gieng **Beulenburg** mit ſeiner ganzen Geſellſchaft an einem ſchönen Nachmittage, wie er gewohnt war, nach der **Solitüde** ſpaziren; ſie ſpeiſten dort, und giengen bei dem Mondſcheine wieder nach Hauſe. Kaum waren ſie hundert Schritte in den Wald hinein, als auf beiden Seiten des Weges vier Soldaten, mit Piſtolen in der Hand, erſchienen, Roſinen anfaßten, und ſie ohne ein Wort zu reden wegführten. **Beulenburg** gieng mit ſeiner Gemahlin vor: darauf folgte der junge Herr mit ſeiner Schweſter, und dann Rheinwald mit Roſinen. So bald Rheinwald die Kerls ſah, ſchrie er: Hilfe! Hilfe! und Roſine erhub ein Zettergeſchrei. Die vorderſten lieſen zurück, fanden Rheinwald zu Boden geſtreckt, und Roſinen entführet. Beulenburg glühete der gröſte Zorn vor der Stirne, ſein Sohn raſete, und das Frauenzimmer ſchrie zu den Wolken. Rheinwald hatte nur einen Schlag auf den Kopf bekommen, der ihn ſehr betäubet hatte. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, nahmen ihn die beide Herren zwiſchen ſich, das Frauenzimmer floh in gröſter Angſt nach Hauſe, und die andern folgten ihnen nach. So bald ſie nach Hauſe kamen, fieng der junge Herr an: Jezt, Papa! laß ich mich nicht halten, ich muß fort; und damit gab er Befehl, daß man ihm ſofort ein Pferd ſatteln, und daß ſich zween Knechte bereit machen ſollten, mit ihm zu reiten. Beulenburg ſagte kein Wort dazu, und ließ es geſchehen. Karl (ſo hieß der junge Herr) ritt alſo unverzüglich fort.

Alles im Schloße war in dem gröſten Schrecken: die Fräulein wollte ſich nicht tröſten laſſen, die alte Straßmännin weinte blutige Thränen, und Beulenburg ſaß bei ſeiner weinenden Gemahlin in ſtummen Schmerze. In ſeinem Gemüthe aber begann nun eine Vorſtellung ſich zu entwickeln, die ihm immer klärer wurde, je näher er ſie beleuchtete: denn er ſieng an zu glauben, daß der Lieutenant Hallenhorn der Urheber aller Unordnung ſei. Nur konnte er noch nicht reimen, warum er Florentin aus dem Wege geſchaft habe? denn dieſer hinderte ihn nicht, wenn er Roſinen mit Gewalt entführen wollte. Er entdeckte dieſen Gedanken der Frau Straßmännin, die ihm alsbald Beifall gab, und zugleich eine Geſchichte erzählte, die allen im ganzen Hauſe, ſelbſt Herrn Rheinwald, noch verborgen war.

Der Lieutenant hatte gleich nach ſeiner

Ankunft aus Holland einen Blik auf Roſine geworfen, und Gelegenheit geſucht, mit ihr zu reden. Sie hatte aber nicht nur allen Anlaß, ihn zu ſprechen, vermieden, ſondern ihm auch in einem ſehr trockenen Brieſgen einen immerwährenden Korb gegeben. Nun glaubte der Lieutenant, Florentin ſei ihm im Wege. Als aber dieſer auf die Seite geſchaft war, fieng er ſeine Freierei, und zwar ſchriftlich, wieder an, bekam aber einen noch viel derbern Korb als vorher. Frau Straßmännin wußte die ganze Geſchichte: aber ſie ſowohl, als Roſine, hatten aus vielerlei Urſachen gut befunden, alles geheim zu halten. Nun war es höchſt wahrſcheinlich, daß der Lieutenant den Raub veranſtaltet hätte: aber gewiß war es doch nicht. **Beulenburg** beſchloß alſo, denſelben genau zu beobachten, und ihm ſo zu ſagen, Schritt vor Schritt zu folgen. Sein Plan, Roſinen zu befreien, war dreifach: Der junge Herr war fort: den ließ er nun thun was er konnte. Er ſelbſt nahm ſich vor, den Lieutenant im Auge zu behalten; und **Rheinwald** ſollte, ſo bald er geſund wäre, wieder in der Stille nach **Holland** reiſen, und das Schif beobachten, auf welchem der Lieutenant wegreiſen würde, damit er ihm dort noch **Roſinen** aus den Klauen reiſſen könnte, weil man ſich vorſtellte, daß er ſie mitnehmen würde.

Der junge Herr von **Beulenburg** kam nach dreien Tagen wieder. Er hatte weit und breit umher geſtreift, aber nicht das mindeſte in Erfahrung gebracht. Sein Vater ſtellte einen alten getreuen Diener an. Dieſer mußte auf den Lieutenant Acht haben, und ſo bald er nur das mindeſte merken würde, ſeinem Herrn Nachricht davon geben. Allein, der Lieutenant lebte ganz ruhig fort, rührte ſich nicht, machte ſich zur Abreiſe nach **Holland** ordentlich fertig, und ließ während der Zeit ſeinen Vater ganz ungeſtört Steckbriefe ſchreiben.

und alle mögliche richterliche Anſtalten verfügen, um das entführte Frauenzimmer wieder herbei zu ſchaffen. Das kam aber dem guten alten Hallenborn gar nicht in den Sinn, daß ſein Sohn der Urheber dieſer That ſeyn könnte.

Als man nun vernahm, daß der Lieutenant, ſein Bruder, und Wolkenblick binnen ein paar Tagen abreiſen würden, begab ſich Rheinwald wieder auf den Weg nach Holland, zugleich aber wurde ausgeſtreut, man habe gewiſſe Nachricht, daß Roſine nach Frankreich geführet werden, und daß Rheinwald ihr nachreiſe, um ſie zu befreien. Dadurch ſollte nun der Lieutenant ſicher gemacht werden. Alles dies würde auch gelungen ſeyn, wenn die Sache nicht ganz anders gegangen wäre, als ſich ein jeder von allen vorſtellte. Lorenz und Niklas kamen auch wieder völlig ausgerüſtet angezogen. Als ſie aber hörten, was man für Anſtalten getroffen, und beſonders, daß Rheinwald ſelbſt nach

Holland reiſte, ſo fanden ſie unnöthig, dieſe ſchwere Reiſe auch zu machen. Die guten Männer waren äuſerſt betrübt, vorzüglich aber war Niklas faſt nicht zu tröſten; und Lorenz ſchwieg ſo ſtill, daß man kein Wort aus ihm bringen konnte. Das pflegte er gemeiniglich zu thun, wenn er in einer verworrenen Sache keinen Ausweg ſah.

Die Hallenborne reiſten nun mit Wolkenblick ab, giengen in Amſterdam zu Schiffe, und Rheinwald wurde bei aller Mühe nicht das geringſte von Roſinen gewahr, ſo, daß er ganz unverrichteter Sachen wieder zurückreiſen mußte. Man fieng alſo an zu zweifeln: ob der Lieutenant Roſinen entführt habe, und vermuthete, daß ihr ein anderes Unglück zugeſtoſſen ſei. Das Beulenburgiſche Haus betrauerte ſie alſo, wie eine ganz verlohrne Perſon: oft kam ihr Vater und Lorenz, um ſich zu erkundigen, ob man nicht etwas von ihr gehört habe? aber allzeit vergebens.

Nun beſchloß Herr von Beulenburg, ſeinen Sohn auf die Univerſität zu ſchiken, und ihm Herrn Rheinwald als Hofmeiſter mitzugeben. Allerhand Umſtände verhinderten aber die Abreiſe, ſo, daß ſie erſt das folgende Frühjahr vor ſich gieng. Beulenburg und Rheinwald hatten aus vielerlei Urſachen Göttingen vorgezogen, und der junge Herr ſollte dort drei Jahre ſtudiren.

Als nun auch dieſe beiden fort waren, und unſere ehmalige Geſellſchaft zu Beulenburg von ſieben Perſonen bis zu dreien herabgeſchmolzen war, die mit melancholiſcher Stille einſam in den Zimmern, oder auf den gewohnten Spaziergängen herumirrten, kam zu Anfange des Maies ein Brief von Roſine. Beulenburg, ſeine Gemahlin, und die Fräulein erſtaunten, und mit allgemeiner Freude wurde derſelbe mehr verſchlungen, als geleſen. Hier iſt er:

Hochwohlgebohrner Freiherr,
Gnädiger Herr!

Endlich erſcheint die längſt gewünſchte Stunde, in welcher ich Erlaubniß habe, Ew. Gnaden zu ſchreiben, wo ich bin. Ich habe die drei Vierteljahre, welche ich von Ew. Gnaden unſchäzbaren Familie entfernt gelebt habe, mancherlei Leiden und Verſuchungen ausgeſtanden. Dieſe Prüfungen waren mir aber vielleicht nöthig, und ich habe ſie ohne Verlezung meiner Ehre und meines Gewiſſens überſtanden. Meine Geſchichte will ich Ew. Gnaden erzählen, wenn ich wieder bei Ihnen bin. Ich erwarte hier, mitten in den wildeſten Gebirgen auf einem einſamen alten halb ruinirten Schloſſe meine völlige Befreiung, die nun blos darauf beruht, daß man mich abholt. Wollen Ew. Gnaden noch die groſe Wohlthat zu ſo viel tauſend andern hinzuthun, und mich abholen laſſen, ſo werde ich zwar noch viel weniger im Stande ſeyn, alle meine Pflichten der

Dankbarkeit zu erfüllen: aber, Gnädiger Herr! der, welcher Ew. Gnaden edle Thaten alle aufzählt, und ſie Ihnen reichlich vergelten wird, der wird Sie dafür ſegnen. Das Schloß, wo ich bin, heißt Rauſchenfels, und die nächſte Stadt iſt Markirch, zwiſchen dem Elſaß und Lothringen: näher kann ich meinen Aufenthalt nicht beſchreiben. Ich bin mit der größten Ehrerbietung

Ew. Gnaden

unterthänigſte Dienerin

Roſine Eliſabeth [illegible].

Dieſer Brief erweckte [illegible] Freude. Die [illegible] hielt an, [illegible], Roſinen abzuholen, und die Eltern gaben nach einigen Bedenklichkeiten ihre Einwilligung dazu. Man ſchickte Herrn Heilmann mit der Fräulein ab, und die Reiſe gieng über Bergzabern, Mauremünſter, Weſthof, Rosheim, Barr, nach Markirch. Hier ſtiegen ſie in einem Gaſthofe ab, und erkundigten ſich nach dem

Schloße **Rauſchenfels**, welches drei Viertelſtunde von der Stadt ab im Gebirge, in einer recht romantiſchen Gegend, auf einem Felſen lag. Nun hörten ſie ſchon hier vieles von **Roſinens** Geſchichte: es war in der ganzen Gegend bekannt, daß der Baron v. **Columbin**, dem das Schloß gehörte, ein Frauenzimmer auf der Reiſe aufgefangen und mitgebracht habe. Anfänglich hatte er ſie blos zu ſeiner Geſellſchafterin beſtimmt; als aber **Roſine** ſich nicht dazu verſtehen wollen, ſei er ſo weit gegangen, ihr Heirathsvorſchläge zu thun, aber auch dieſe habe ſie ausgeſchlagen; und nun ſei der Baron aus Verdruß nach Frankreich gereiſt, und habe ſie ſizen laſſen.

Heilmann und die Fräulein beſchloſſen, zu Fuß dahin zu ſpaziren: ſie nahmen einen Wegweiſer mit, und begaben ſich auf den Weg. Dieſer gieng erſtlich durch ein enges Thälgen, bald erweiterte ſich daſſelbe, und man kam auf einen weitläuftigen grünen Raſen, auf welchem Gruppen von Bäumen und Geſträuchen hin und wieder ſtunden, zwiſchen welchen man hier und da einſame Raſenpläze entdeckte, ſo, daß dieſe Gegend einem natürlichen Labyrinthe ganz ähnlich war. Dieſer Plaz erhub ſich allmählig, wurde zu einem mäßigen waldigten Hügel, über deſſen Rucken ein ebener Waldweg zwiſchen hundertjährigen Maibuchen gerad fortſtrich, und ſich gegen einen Felſen hin zog, deſſen ſteile Wand gerad in die Höhe gieng, und aus deſſen Spalten allerhand Geſträuche hervor gewachſen waren.

Oben auf dieſem Felſen ſtand das alte Schloß Rauſchenfels. Ein enger gäh aufſteigender Fußſteig, der hie und da aus Stufen, die in den Felſen gehauen waren, beſtand, führte dahin. Heilmann und ſeine edle Begleiterin ſtiegen hinauf, und kamen bald an eine alte verfallene Pforte. Hier war ein geraumer Plaz: zur linken ſtand eine landwirthſchaftliche Wohnung mit Scheuern und Stallung: ſodann hinter dem Schloße , gegen das Gebirge zu , lag ein unvergleichliches Landgut , auf welches man aus dem Schloße eine vortrefliche Ausſicht hatte. Es war ein breites flaches Thal , welches wie ein Amphitheater herum lag , in deßen Mittelpunkte ſich gleichſam das Schloß befand. Aus dieſem kam man erſtlich in einen groſen Gemüsgarten , dann in eine groſe herrliche Wieſe , um dieſelbe herum erhuben ſich allmählig die Aecker , und dieſe wurden von einem groſen ſchönen Hochgewälde allenthalben umſchloſſen. Dies Landgut war an einen braven Landwirth verpachtet , der im Schloße wohnte.

Bei dieſem ehrlichen Manne kehrten ſie ein , und fragten nach Roſinen. Dieſe Leute waren gar freundlich. Lieber Gott! fieng die Bäuerin an : Sie werden ſie abhohlen wollen : ach! das thut mir gar zu leid : wir hätten ſo gern gehabt , daß ſie unſere gnädige Frau geworden wäre , und das hätte ſie auch wohl thun können : unſer Herr iſt doch ein ſo gar braver lieber Herr: ſie hätt' es gewiß recht gut bei ihm gehabt; aber, lieber Gott! da half all kein Redens, ſie wollte nicht. Damit trocknete ſie ihre Augen ab, gieng, und bat Herrn Heilmann und die Fräulein, ihr zu folgen. Sie führte ſie durch einen langen Gang von altem gothiſchem Gemäuer, in einen Flügel des Schloſſes, oder vielmehr in einen alten groſen Thurn, welcher durch fleißige Aufſicht vor dem Verfalle bewahrt geblieben war. Hier ſtiegen ſie ein enges ſchneckenförmiges Treppgen hinauf, dann gieng es im Zikzak über Gänge mit kleinen oben gewölbten Fenſtergen fort, und endlich kam man an eine kleine Thüre. Dieſe wurde geöfnet, und nun ſtieg man einige Stufen hinab in einen groſen Saal mit Kreuzgewölben, die alle grün angelaufen waren. Aus dieſem Saale ſtieg man wieder einige Stufen hinauf, und nun kamen ſie in ein hübſches Zimmer, wo Roſine mit dem Mädchen gegen die Thüre gekehrt, ganz tiefſinnig ſaß, und in einem Buche las.

Die Fräulein flog ihr von hinten um den Hals, rief: ach, meine Roſine! und weinte. Roſine that einen lauten Schrei, ſprang auf, und beide wären beinah ohnmächtig geworden. Während dieſer empfindſamen Scene, die auf allen Seiten ohne Thränen nicht abgieng, trat ein Mann zur Seitenthüre herein, der ſofort die Augen unſerer beiden Reiſenden auf ſich zog, und ihnen bei dem erſten Anblicke Ehrfurcht einflößte. Er war ein langer Mann, von ungefehr fünfzig Jahren, hatte ein rundes röthliches und lebhaftes Geſicht, ſchwarzes rundum abgeſchnittenes Haar, das ſchon grau zu werden anfieng: ſein Hut war etwas gröſer, als die Mode mit ſich brachte, und vollkommen dreieckigt aufgeſchlagen, ſo, daß man ihn aufſezen konnte wie man wollte: der Rock war von ſchiefergrauem ſehr feinem Tuche, aber ohne Knöpfe und Knopflöcher; Weſte und

Hoſen von Violetſammet mit maſſivſilbernen Knöpfen; endlich trug er Stiefeln von engliſchem Leder: und ſeine Wäſche war ſehr fein, aber man ſah wenig davon.

Dieſer ſonderbare Mann grüßte die Fräulein und den Herrn Heilmann zwar freundlich, aber kurz, auch ſezte er gleich nach dem Gruße und nach einer kleinen Entſchuldigung ſeiner Grobheit, den Hut wieder auf, und zwar immer etwas mehr auf das linke Ohr und hinterwärts. Roſine merkte wohl, daß ihre Freunde auſerordentlich an dem Manne ſtudirten, daher fieng ſie an: Der gnädige Herr ſind mein Vater und Beſchüzer geweſen. Sie ſind der Herr Bruder von der Frau von Columbin, und der Onkel des jungen Herrn, der die Freundſchaft für mich hatte, mich den Soldaten aus den Händen zu reiſſen. Sie nennen ſich Freiherr von Fink. Die Fräulein und Herr Heilmann freuten ſich, ihn kennen zu lernen. Gut! gut! antwortete Fink: nur keine Ceremonien, keine Ceremonien! Roſine erzählte ihm nun auch, wer die Fremden wären: er nahm den Hut ab, bückte ſich ein wenig, und ſezte ihn wieder auf.

Nach einer kleinen Weile drang Herr Heilmann auf die Abreiſe. Roſine lächelte, und ſah den Herrn von Fink an. Gehen Sie, ſagte er: Sie ſind jezt frei! Doch bleiben die Fremden hier, und morgen früh reiſen ſie ab. Heilmann entſchuldigte ſich zwar, aber Fink nahm keine Entſchuldigung an: und damit gieng er fort, ſchickte den Markircher Boten zurück, machte Beſtellung zur Mittagsmahlzeit, und kam nun wieder.

Die Fräulein hätte nun gern Roſinens Geſchichte gleich gewußt, aber daran war in Finkens Gegenwart gar nicht zu denken. Dieſer war gleich ſo vertraulich, als wenn er ſchon zwanzig Jahre mit Heilmann umgegangen wäre: bei dem allem aber ſo zurückhaltend, daß man nichts von ihm erfuhr, als was zur gegenwärtigen Sache diente.

diente. Nach dem Mittageſſen fieng Fink an: Wir gehen dieſen Nachmittag ſpaziren. Alle waren dies zufrieden. Hiermit ließ er ſeinen Hut an einer Seite nieder, bot der Fräulein den Arm, Heilmann gieng neben Roſinen, und ſo wanderten ſie fort, durch den Garten auf die Wieſe. Hier wandte ſich Herr von Fink um, und ſagte zu Heilmann: Wünſchen Sie Menſchen zu ſehen, oder wilde Natur? — Ew. Gnaden haben zu befehlen! antwortete der Rentmeiſter: das habe ich nicht, wenn ich frage, verſezte jener. Roſine raunte ihm ins Ohr, er ſolle beſtimmt antworten. Nun, fuhr Heilmann fort: Glückliche Menſchen ſeh ich lieber, als wilde Natur: dieſe aber lieber, als Unglückliche. Fink drehte ſich wieder um und gieng: was heiſſen Sie glückliche Menſchen? fragte er ferner. „Die es ſind, und zugleich em„pfinden, daß ſie es ſind.„ Heilmann fieng an, den ſonderbaren Mann in etwa kennen zu lernen, und daher auch nach ſeinem Sinne zu antworten. Nun, nun! verſezte **Fink**: Die es empfinden, ſind es auch gemeiniglich; meinen Sie nicht?

„Aber, es giebt doch viele, die es ſeyn „könnten und nicht ſind, weil ſie es nicht „empfinden.„

Deren giebt es nicht viele; aber freilich iſt das Gefühl ſeines Glückes ein ſchmaler Weg, den wenige finden. Meinen Sie nicht? „Das denke ich auch.„

Nun gieng es wieder hundert Schritte ſtill fort. Daran, dünkt mir, ſprach nun **Fink** weiter, müſſe der Weiſere arbeiten, damit die Unweiſen lernen, ihr Glück zu empfinden, weil jeder in der Welt ſeinen Antheil daran hat. Meinen Sie nicht?

Heilmann und **Roſine** ſahen ſich an; leztere hatte naſſe Augen; Sie werden da einen Mann kennen lernen, liſpelte ſie **Heilmann** ins Ohr, der alles übertrift, was Sie noch geſehen haben.

„Vortreflich, Gnädiger Herr!

Nun ja! — Eben nicht vortreflich:

wenn's nur wahr iſt. Wie meinen Sie? — Wenn man das Kind von Jugend auf angewöhnt, nah und fern, alle ſeine Schickſale zu beleuchten; alles, was ihm nüzlich iſt, heraus zu ziehen, aufs beſte zu benuzen; alles Vergnügen, das darin möglich iſt, abzuſondern; nicht wahr? — Daraus dann ſich ein Luſthaus bauen, ſich hinein ſezen, und darin wohnen, heißt das nicht glücklich ſeyn? Heilmann ſchwieg eine Weile, antwortete aber endlich: „Das kann wahr ſeyn, aber auch nicht.„

Nun freilich, verſezte Fink, kann es auch nicht wahr ſeyn. Es kommt nur darauf an, was ich durch das Wort **Nüzlich** und durch das Wort **Vergnügen** verſtehe. **Nüzlich** iſt, was des Menſchen immerwährendes unſterbliches Leben glücklich machet; und **Vergnügen** heiß ich, was niemals Reue und Heimweh gebieret. Nicht ſo?

„Ihre Gnaden reden herrlich!„

Nicht herrlich, nur wahr! — Darauf

ſoll der Menſch beſtändig ſeinen Blick richten, zu ergründen, was in ſeinem Schickſale Angenehmes iſt; über das Unangenehme aber ſpreite er den Schleier der Nacht.

Heilmann wußte nicht, was er ſagen ſollte. Der Mann redete mit ſolcher Zuverſicht und Gewalt, daß man ihm nicht widerſtehen konnte; aber er wurde innigſt gerühret.

Das habe ich von einem armen Manne gelernt, Herr Rentmeiſter, fuhr der Herr von Fink fort: Ich und mein Bruder haben eine Kolonie in Penſilvanien, und mein Bruder wohnt dort; auch ich reiſe zuweilen hin: da gieng ich nun einsmals auf den Gütern herum, und fand einen alten weißgrauen Mann ein Stück Landes ausroden, um es urbar zu machen; er ſchien mir ein Teutſcher zu ſeyn. Nun, alter Vater! ſagte ich zu ihm: wo iſt er her?

Aus Teutſchland.

„Wo da?„

Aus dem Naſſauiſchen.

„ Seid ihr lang hier? „

Ein Jahr.

„ Warum ſeid ihr denn in euern alten „Tagen noch nach Amerika gezogen? „

Ach, lieber Herr! (er ſtüzte ſich auf ſeine Hacke) wenn ich Ihnen das alles erzählen ſollte, ſo würde es zu lang werden.

„ Das wird mir nicht zu lang, und ich „werde Euch auch wohl für eure Verſäumniß ſchadlos halten; denn ich höre gern „die Schickſale der Menſchen, weil dann „Gott mit mir ſpricht. „ Wir ſezten uns, und er erzählte:

Ich bin aus einem Dorfe des Fürſtenthumes Naſſau-Siegen gebürtig, und nenne mich **Weidenau**. Ich war ein armer Knabe, meine Eltern ſtarben mir früh, ich mußte das Vieh hüten, und mich damit nähren. Nun lernte ich ein Mädgen in unſerm Dorfe kennen: ich liebte ſie, und ſie liebte mich; wir waren beide noch jung, und wir heiratheten uns. Nun hörte ich auf, das Vieh zu hüten, und ward ein Bauer. Mein Schwiegervater war dem Anſehen nach ein ehrlicher Mann. Meine Frau, als das älteſte Kind, und ich halfen die andern jüngern treulich erziehen. Dies dauerte drei Jahre ſo fort. Auf einmal kamen Soldaten in unſer Haus, und holten meinen Schwiegervater nach Siegen, wo er in Ketten geſchloſſen und in das Gefängniß geleget wurde. Du allmächtiger Gott, was das ein Schmerz für uns war! meine Schwiegermutter bekam für Schrecken einen Schlagfluß, ſo, daß ſie ſtarb. Auch dauerte es mit meinem Schwiegervater nicht lang; er ward überwieſen, daß er falſch Geld gemünzet, und hingerichtet.

Ich vergeſſe es mein Lebetag nicht, ſo alt ich auch werde, wie mir und meiner Frau zu Muthe war, fuhr der alte Weidenau fort: es war uns ſo, als wenn wir tod geweſen wären, und nun als Geſpenſter in der Welt herumwanderten. Unſer Paſtor beſuchte und tröſtete uns ſo gut er konnte. Endlich faßte ich auf einmal Muth, meine Nachbarn kamen allzuſammen, um von Gemeindsſachen zu reden, und ich gieng auch dahin. Alle ſchwiegen ſtill, und ſahen mich nicht an, als ich kam: ich ſezte mich, und ſagte: Ihr lieben Nachbarn! ihr wißt, was uns für ein Unglück betroffen hat; ihr wißt aber auch, daß ich und meine Frau unſchuldig ſind. Nun thut uns doch den Gefallen, und ſeyd nachbarlich mit uns: wir wollen uns ſo aufführen, daß ihr alle Freude an uns haben ſollt, und wir wollen auch nachbarlich ſeyn: wir können ja nichts dafür; laßt uns doch nicht entgelten, was mein Schwiegervater verſchuldet hat! Seht! ich und meine Frau, wir wollen einem jeden dienen, wo wir können: das ſollt ihr ſehen und erfahren. Nun fieng ich an zu weinen. Alle Nachbarn ſtunden auf, gaben mir die Hand, und verſprachen mir, ich ſollte eben ſo gut gehalten werden, als der Beſte unter ihnen. Als ich nach Hauſe kam, erzählte ich es meiner Frau; uns ward darüber ſo wohl, als wenn uns nichts paßirt wäre, ward wieder recht vergnügt und glücklich. Hei! dachte ich, was haſt du dich zu beklagen? du haſt ja deine Nahrung, haſt ein gutes Gewiſſen, und eben ſo gute Freunde, als ein anderer.

Das dauerte ſo einige Jahre fort; da kam mir eine Viehſeuche in den Stall, und alles Vieh ſtarb mir weg. Ich und meine Frau grämten uns darüber; denn wir befürchteten, ganz an den Bettelſtab zu kommen, weil wir nicht wußten, woher wir wieder Vieh kaufen ſollten. Nun dacht ich ſo darüber nach. Hei! dachte ich: du, deine Frau und Kinder ſeid doch all geſund, du haſt ein Gütgen, das gut im Stande iſt, haſt ein gutes Gewiſſen und Freunde, was willſt du dich beklagen? unſer Herr Gott wird weiter ſorgen. Und das that Er auch: unſere Nachbarn lehnten uns trächtige Kühe, wir bezahlten die Intreſſe davon, zogen die Kälber an, und bekamen bald wieder recht gutes ſchönes Vieh.

Nun kamen die Blattern in unſer Dorf. Ich hatte fünf Kinder: der älteſte Sohn und die älteſte Tochter hatten ſie glücklich überſtanden, aber die drei jüngſten, zween Söhne und eine Tochter hatten ſie noch nicht gehabt: ſie bekamen ſie alle drei zugleich, ein Sohn ſtarb, der andere ward blind, und die Tochter lahm, ſo, daß ſie auf Krücken gehen mußte. Wir glaubten, wir könnten unſer Elend nicht überſtehen; allein, nach und nach fanden wir uns wieder. Unſer Paſtor ſagte uns: Welchen der Herr lieb hat, den züchtiget Er! und es ſei ein Zeichen der Gnade Gottes, wenn man viel Kreuz habe, und ſich dadurch beſſern laſſe. Hei! dacht ich, du und deine Frau und die zwei größten Kinder, wir ſind doch alle geſund, wir können unſere Arbeit hübſch fortſezen; wir haben Brod und ein gut Gewiſſen. Auch verwahrte das lahme Kind das blinde, damit es nicht etwa falle, oder ſich anſtoße, und beide verdienten ihr Brod mit Striken.

So lebten wir lange Jahre fort; endlich kam die rothe Ruhr, und daran ſtarb mir der älteſte Sohn, und der blinde Sohn, und die lahme Tochter; ich, meine Frau und Tochter aber blieben geſund. Anfänglich ſchmerzte mich der Tod meines Sohnes in der Seele, aber bald tröſtete ich mich wieder. Hei! dachte ich, deine Kinder waren fromm, ſie ſind nun im Himmel, auch du wirſt mit deiner Frauen alt und kommſt bald zu ihnen; noch haſt du eine brave Tochter, die kann bald heirathen, auch haſt du Brod und ein gut Gewiſſen, was willſt du dich grämen!

Nach und nach verfolgte mich ein Unglück über das andere: meine Früchten geriethen nicht mehr, meine Viehzucht war lauter Unglück, ich gerieth nach und nach in Schulden, und es ſchien, als wenn ich auf meine alten Tage noch betteln ſollte. Ich und meine Frau weinten Tag und Nacht, bis ich mich endlich faßte. Frau! ſagte ich an einem Morgen zu ihr: ſieh!

es geht alles hinter ſich, es gehen ſo viel Leute nach der neuen Welt: wir wollen unſer Gut, Haus und Hof verkaufen, und auch hinziehen: vielleicht giebt uns dort Gott Glück und Segen! Es koſtete mich nicht viel Mühe, meine Frau und Tochter zu überreden; ſie beſchloſſen, mitzuziehen. Hei! dacht ich: jezt iſt dies gröſte Unglück wieder überſtanden, was willſt du dem lieben Gott immer vor der Thüre liegen und klagen? Ich verkaufte alles, bezahlte meine Schulden, behielt noch vierhundert Gulden übrig, und zog damit fort.

Alles gieng gut, bis wir in Holland auf das Schif ſteigen ſollten: meine Frau ſah das groſe Meer vor ſich, und darauf das ſchwankende Haus, mit welchem ſie elfhundert Stunden fortſchwimmen ſollte; ſie ſah, wie man da ſchri, arbeitete, hineintrug, und machte. Nein, Mann! rief ſie: da geh ich nicht hinein! ſie fiel auf ihre Knie, ſah zurück ins Land hinein, weinte laut und ſagte: Du lieber Gott! ich kann nicht glauben, daß Du da auf dem groſen Waſſer biſt; nein, ich bleib bei Dir; wo Du biſt, da bleib ich, und wenn ich mein Brod betteln ſollte! Nun krazte ich mir den Kopf, redete ihr zu, und meine Tochter redete ihr auch zu, ob ſie gleich auch bang war, und endlich, da ich ihr vorſtellte, daß Gott auch auf dem Waſſer gegenwärtig wäre, und ſo viele Menſchen glücklich nach Amerika geführet hätte, er uns auch glücklich hinführen würde; ſo gab ſie ſich darein, und gieng mit uns zu Schiffe.

Nun gieng alles gut: die ganze Reiſe war ſo angenehm, als ſie ſeyn konnte; wir kamen ſo weit, daß wir Amerika von fern ſahen. Nun entſtund ein grauſamer Sturm, wir wurden gegen Himmel und dann wieder in den Abgrund geworfen, kamen aber immer näher gegen das Ufer; auf einmal ſtieß das Schif grauſam auf einen Felſen, ſo, daß es zerbarſt. Ich und meine Tochter liefen auf das Verdeck, um zu ſehen, was vorgieng: aber, lieber Gott! da ſahen wir nun, wie das Schif augenſcheinlich niederſank; der eine bätete, der andere ſchrie, daß einem die Haare zu Berg ſtunden; ich wollte herab und in der Angſt meine Frau herauf holen, aber — hier fieng der alte Mann wieder zu weinen an — da ſah ich von der Treppe zur offenen Thüre in die Cajüte hinein, wie ſie ſchon ſo voller Waſſer war, und meine arme Frau in dem Waſſer arbeitete und herauf wollte. Nun weiß ich nicht mehr, wie mir ward; das aber weiß ich noch wohl, daß mir das arme Weib ganz erbärmlich zurief: ach, lieber Mann, hilf mir! Ich ward ohnmächtig, und weiß alſo nicht, wie es ferner gieng. Als ich aber wieder zu mir ſelbſt kam, lag meine Tochter neben mir auf dem Verdecke wie tod. Der Vordertheil des Schiffes ſaß auf dem Felſen feſt, einige Menſchen waren um uns; das Meer ward ruhig, und wir ſahen nun, wie ein groſer Nachen oder Boot auf uns zu ruderte, um uns abzuholen. Ich ermunterte meine Tochter wieder; und die rief nun mit gerungenen Händen nichts anders als: Ach, meine liebe Mutter! meine liebe Mutter!

Indeß kam nun das Boot an; wir wurden alle darein geladen, und kamen glücklich ans Land. Hei! dacht ich nun wieder: unſer Herr Gott hat dich mit deiner Tochter vom Tode errettet, und deine gute Frau von allem Kummer erlöſet, was willſt du klagen? Er wird weiter helfen. Das geſchah auch: Er führte uns bei unſern Gnädigen Herrn, und da iſt uns nun ganz wohl; meine Tochter hat einen braven Mann geheirathet, und wir leben nun recht glücklich.

Was ſagen Sie zu dieſer Geſchichte? Herr Rentmeiſter! fuhr Fink fort.

Was kann ich ſagen? antwortete er: ich bin ganz zerſchmolzen (das waren ſie alle drei): der gute Mann iſt der gröſte Kreuzträger, von dem ich in meinem Leben gehört habe.

Das iſt er, erwiederte **Fink**: und doch half ihm die Kunſt, in allen Unglücksfällen etwas Vergnügendes aufzuſuchen und alles zu ertragen. Meinen Sie nicht?

Während dieſen Geſprächen kamen ſie unvermuthet in ein reizendes angenehmes Thälgen; es beſtund theils aus einem ſehr groſen Gemüsgarten; zwiſchen beiden recht mitten im Thale ſtand ein groſes ſchönes Haus; auf dieſes giengen ſie zu, und endlich in daſſelbe hinein. Alles fanden ſie da voller Leben und Bewegung. **Fink** führte ſie zuerſt in einen geräumigen Saal; hier ſaßen zwanzig Mädgen zwiſchen zehn und zwanzig Jahren, welche allzuſammen Flachs und Hanf ſponnen, ſo, daß man vor dem Geſchnurre der Räder ſein eigen Wort nicht hören konnte: mitten unter ihnen ſaß eine etwas betagte Perſon, welche auch ſponn, und die andern unterrichtete. Alle Mädgen waren in blau und rothgeſtreiftes leinen und wollenes Zeug gekleidet, auch ihre Wäſche und ganzer Anzug überaus reinlich und ordentlich.

Von da führte ſie Fink in einen noch gröſern Saal. Hier fanden ſie zwölf Leinweberſtühle; auf welchen obiges geſtreifte Leinen- und Wollenzeug; auf andern allerhand ſchönes Bildwerk zu Tafelzeug; wieder auf andern ſchönes Leinwand gewebt wurde. Achtzehn Jünglinge und Knaben webten und ſpulten hier. Ein ziemlich betagter Mann hatte als Werkmeiſter über alles die Aufſicht, und dieſer und obige Frau waren Eheleute.

Darauf kamen ſie in einen andern groſen Saal, wo man zu ſpeiſen pflegte. An einer groſen Tafel ſaßen auf einer Seite die Mädgen, auf der andern die Knaben, und quer obenher alle Perſonen, die den Vorſtand ausmachten. Dieſer beſtand aus einem unglücklichen Kaufmanne und ſeiner Frau, die eigentlich die Haushaltung, führten, den Einkauf und Verkauf beſorgten, und alles regirten; dann aus dem Informator, einem ſehr braven Kandidaten; endlich aus dem Werkmeiſter und ſeiner Frau; mithin in allem aus fünf Perſonen

Auf dieſem einſamen und ſehr angenehmen Waiſenhauſe unterhielt Herr von **Fink** ſeine Gäſte auf das angenehmſte und lehrreichſte, und am Abend kehrten ſie alle höchſt vergnügt und gerührt nach Rauſchenfels zurück. Des Morgens früh reiſeten die Fräulein und Roſine mit Herrn Heilmann ab. Herr von **Fink** gab Roſinen bei dem Abſchiede ein verſiegeltes Päckgen, mit der Aufſchrift: an Jungfer **Roſine Meyenbachin**, zum Andenken: befahl ihr, daſſelbe nicht eher aufzubrechen, als bis ſie zu Hauſe angelangt ſeyn würde, küßte alle drei recht herzlich, ſprang in ſein Kabinet zurück, und ließ ſie ſtehen. Roſine weinte; ja, ſagte ſie, hier iſt weiter nichts zu thun, als zu gehen: jezt ſehen wir ihn nicht wieder. Sie giengen nun zurück nach **Markirch**. Roſine erzählte unterweges, welch ein herrlicher Mann der Herr von **Fink** ſei, und wie er das

Waiſenhaus ganz aus ſeinen eigenen Mitteln geſtiftet habe.

Von **Markirch** reiſeten ſie ſogleich fort, und durch das paradieſiſche Elſaß herab. Nun drungen die Fräulein und Heilmann darauf, daß ihnen Roſine ihre Geſchichte erzählen möchte, welches ſie auch folgender Geſtalt ſehr gern that.

Als mich die Soldaten ehmals im Walde angriffen, ſezte mir einer die Piſtol auf die Bruſt, und drohte mich zu erſchieſſen, wenn ich den geringſten Laut von mir geben würde; dem ungeachtet ſchri ich ſo ſehr ich konnte. Augenblicklich ſtopfte mir einer den Mund mit einem Tuche, und man ſchleppte mich fort. Ich gerieth in eine Art von Ohnmacht: und als ich mich beſann, befand ich mich auf einem zweiräderigen Fuhrwerke, das mit einem Tuche überzogen und überall feſt zugemacht war. Unter mir hatte ich Stroh, auf welchem ich ſizen oder liegen konnte. Der Mond ſchimmerte durch mein Tuch, ſo, daß es dämmernd um mich her war. Jezt wußte ich nun keinen beſſern Rath, als das Gebät, und fieng an, mit Thränen und mit brünſtigem Herzen zu Gott zu flehen, daß Er mich doch in meinen jetzigen betrübten Umſtänden bewahren wolle! Mit dieſer Beſchäftigung brachte ich die Nacht zu bis an den Morgen: ich bemerkte den Glanz der Morgenröthe durch das Tuch. Dies flößte mir eine Art von Beruhigung ein, und ich fiel in einen Schlummer, aus welchem ich aber bald wieder aufgeweckt wurde.

Mein Fuhrmann hielt ſtill, und einer meiner Begleiter machte das Tuch auf, und ſagte: Steig Sie herab, Jungfer! Ich gehorchte. Wir befanden uns auf einer Höhe im Walde. Hier ſtand ein kleines einſames Häusgen: dabei lag ein Garten, ein Stück Ackerlandes, und eine Wieſe. In dieſes ward ich hinein und eine Treppe hinauf in ein Kämmergen geführt.

Das Herz klopfte mir auſerordentlich. Meine Soldaten folgten mir nach, und einer von ihnen ſagte zu mir: „Jungfer! „Sie hat nichts zu befürchten; wir werden Sie zu einem braven Herrn bringen, „der ſie heirathen will; dieſen Tag liegen „wir hier ſtill; und damit Sie Zeitvertreib „habe, ſoll ich Ihr dies Buch geben.„ Hiemit zog er die Aſiatiſche Baniſe aus dem Sacke, und reichte mir ſie hin. Darauf wurde das Frühſtück beſtellt.

So ſchrecklich mir der Gedanke war, auf ſolche Art zu heirathen, ſo beruhigend war mir die Rede des Soldaten. Ich antwortete mit Thränen: „Meine Herren, bewahren Sie nur meine Ehre! ſtehen Sie „mir bei dieſen Umſtänden als treue Freunde bei! es wird eine Zeit kommen, wo „ich es Ihnen vergelten kann.„ Hierauf nahm ich eine ernſthafte Mine an, faßte mich ſo gut ich konnte, und las zum Zeitvertreibe in der Baniſe.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß dieſes Buch eine ſo gute Wirkung auf mich hatte. Gleich Anfangs der elende Zuſtand

Balacins, ſeine Verbergung und Sicherheit auf **Talemons** Schloſſe u. ſ. w.: das alles flößte mir Muth ein, ob ich gleich wohl wußte, daß es Erdichtung war.

Dies läßt ſich erklären, ſagte Heilmann: ſo lang die Erdichtung wahrſcheinlich iſt, ſo lang iſt ſie aus wahren Geſchichten abgezogen, und alſo immer wahres Beiſpiel der göttlichen Vorſehung und Führung über die Menſchen. Viele einzelne Theile der Geſchichte ſind wahr, obgleich das Ganze ein Gedicht iſt. Hieraus fließt nun immer Beruhigung, die Seele erkennt das Mögliche; ſie fühlt, daß ihr trauriges Schickſal glücklich ausgehen kann. Dies Gefühl erreget den Wunſch in ihr: ach, möchte es dir doch auch ſo gehen! — Iſt ſie nun gut geſinnt, ſo wird dieſer Wunſch Gebät; dies Gebät verſchaft **Zuverſicht**; Zuverſicht endlich **Glaube**. Daher ſind alle erdichteten aber wahrſcheinlichen Geſchichten, wenn ſie glücklich ausgehen, (aber beileibe nicht das Laſter verſchönern und überzuckern, ſondern wahre Tugend auf die erhabenſte Art lehren, und den Wegen der Vorſehung vollkommen gemäs handeln,) für den leidenden Chriſten wahre Erbauungs- und Stärkungsſchriften: eben ſo auch die traurigen Geſchichten, wenn ſie ebenfalls den Gang der Vorſehung wandeln: ſie lehren dulden und hoffen, und allen Troſt auf die zukünftige Welt richten. Nun fahren Sie fort, Jungfer Roſine!

Den Tag über vertrieben ſich die Soldaten die Zeit mit Schlafen und Spielen, giengen aber wechſelsweiſe hinaus, um umher zu ſchauen, ob nicht etwas gefährliches vorfiel. Mich bewachten ſie ſehr genau, lieſſen es mir aber an nichts nöthigem fehlen. Dies Häusgen muß ſehr abgelegen ſeyn; denn ich bemerkte nicht einmal einen Fuhrweg, vielweniger ein Landſtraſe.

Des Abends mit dem Aufgange des Mondes wurde ich wieder auf die Karre gebracht, und nun reiſten wir weiter: ich kann aber gar nicht ſagen, wohin. Das dauerte wieder die Nacht durch: bald ſchlief ich, bald wachte ich, bis wir des Morgens früh mit Anbrüche des Tages ſtillhielten. Nun hörte ich, wie meine Begleiter zuſammen Rath hielten: ich verſtand wenig davon, aber ſo viel vernahm ich, daß wir bald an einem Hauſe ſeyn müßten, welches man für uns nicht ſicher genug hielt, um den Tag daſelbſt auszuruhen. Mein Fuhrmann, ein fremder Bauer, bog alſo zur Seiten aus, und wir fuhren durch viele Geſträuche hin, welches ich an dem Schlagen der Büſche gegen mein Tuch gewahr wurde.

Nach einer halben Stunde, als es ſo ziemlich licht geworden, hielten wir ſtille, und man hieß mich ausſteigen. Wir befanden uns wieder in einem Walde und zwar bei einem alten verfallenen Schloſſe. Schleunig führten mich die Soldaten in das Gemäuer hinein. Zwiſchen dem Schutthaufen fanden wir ein halb verfallenes Gewölbe; hier ſezten wir uns auf Steine, und einer gieng fort, um für uns Eſſen zu holen.

Indem nun die andern Soldaten ſaßen, und alle mit den Köpfen nickten, nahm ich mein Buch wieder zur Hand und las. Auf einmal fielen etliche Schüße, und am Rufen und Bellen der Hunde merkten wir, daß eine Jagd in der Nähe ſeyn müſſe. Meinen Begleitern war gar nicht wohl bei der Sache, in meinem Gemüthe aber ſtieg ein Strahl der Hofnung zur Befreiung auf; doch hielt ich mich ruhig, und erwartete mein Schickſal. Zuweilen ſchlich ein Soldat zwiſchen das Gemäuer und lauſchte. Endlich aber zog ſich die Jagd näher herbei, und auf einmal hörten wir einen Wortwechſel mit unſerm Fuhrmanne. Meinen Soldaten wurde bang, und nun ſah ich, daß ſie feige Kerls waren. Ich ſtund auf, und wollte hervorgehen, doch ſo viel Herz hatten ſie noch, daß ſie mich zurückhielten.

Indeſſen rief ich Hilfe! ſo laut ich konnte: allein, es erſchien keine Rettung für mich, die Jagd zog ſich weiter, und alles wurde ſtill. Der Fuhrmann wurde befragt, wer bei ihm geweſen, und was man mit ihm geredet habe? Er antwortete: Es ſei ein vornehmer junger Herr mit zween Jägern zu ihm gekommen, habe ihn gefragt: was er da mit der Karre mache? er hätte ihm geantwortet: daß er eine arme kranke Frau nach dem benachbarten Dorfe geführt habe. Die Jäger hätten hierauf geſagt: es gehe doch kein Weg hierher, was er denn hier mache? Darauf hätte er geantwortet: er wolle dürres Holz aufleſen, und mit nach Hauſe nehmen. Nun wären ſie weggegangen.

So wie mir hernach der Herr von Columbin erzählte, ſo war er der junge Herr ſelbſt geweſen: er beſuchte auf der Rückreiſe von Trier einen Jungen von Adel, der mit ihm zu Paris geweſen. Dieſer ſtellte eine Jagd an, um ihm ein Vergnügen zu machen. Er hatte aus den herum geſchickten Steckbriefen meine Entführung vernommen, und dies machte ihn auf alles Ungewöhnliche aufmerkſam, ſo, daß ihm die Karre des Fuhrmannes ſchon verdächtig vorgekommen war.

Wir brachten dieſen Tag in unſerm Gewölbe ruhig zu. Des Abends begaben wir uns wieder auf den Weg, und fuhren die Nacht eine ziemliche Strecke fort. Des Morgens bei Anbruche des Tages hörte ich nicht gar weit von uns eine Kutſche rollen, und bemerkte, daß mein Fuhrmann ſchneller fuhr, und die Soldaten unruhig wurden. Ungefehr nach einer halben Viertelſtunde hörte ich Einen bei meiner Karre laut rufen: Rühre ſich keiner, oder er iſt des Todes! — wer iſt in der Karre? Ich rief: Hilfe! Hilfe! ich bin von dem Schloße Beulenburg. Ha! hörte ich nun wieder: dacht ich es nicht? — Der erſte, der einen Finger beweget, iſt des Todes! Fuhrmann, halt! mache das Tuch ab! Augenblicklich war mein Tuch weg, und nun ſah ich meine Soldaten ſtehen wie ſteinerne Bilder: neben meiner Karre aber ſtunden drei Mannsperſonen, wovon der eine Columbin, und die andern zween ein Laquai und ein guter Freund von ihm waren. Als Columbin mich ſah, ſagte er: das iſt ſie! genau ſo iſt ſie in den Steckbriefen beſchrieben. Nun befahl er den Soldaten, ihr Gewehr abzulegen, welches ſie ſogleich thaten. Flinten hatten ſie nicht, aber Piſtolen und Degen. Der Laquai nahm nun das Gewehr ſämtlich. Ich ſtieg indeſſen herab. Auf einmal ſprangen meine Soldaten alle in das Gebüſch hinein, und fort waren ſie.

Mit gröſter Behutſamkeit wanderten nun meine neuen Begleiter mit mir fort, und mein Herz begann leichter zu werden. Der Herr von Columbin, etwa 24 Jahre alt, war ein feuriger Herr und ſehr anſehnlich: er bot mir den Arm, und führte mich zu ſeiner Kutſche, die nicht weit von da auf der Landſtraſe ſtill hielt; ich mußte einſteigen: und nun bat mich Columbin, nachdem er mir geſagt hatte wer er war, um meine Geſchichte, und fügte gar freundlich hinzu, daß ich vollkommen ſicher bei ihm ſei. Ich fand gar keinen Anſtand, ihm alles zu erzählen, was bis dahin mit mir vorgegangen war; nur verbarg ich meine Neigung zu Florentin vor ihm, und bat ihn zulezt, mir zu helfen, damit ich wieder zu meiner Herrſchaft käme. Dies verſprach er mir zwar, allein er bedauerte, daß er dazu keine ſichere Gelegenheit wüßte, bis er auf ſeinen Gütern wäre, welche noch einige Meilen entfernet ſeien. Ich gab mich zufrieden, doch verlangte ich, daß man mir erlauben möchte, an den Herrn von Beulenburg zu ſchreiben; Columbin erlaubte mir das gern, ſo bald wir nur angelangt ſeyn würden.

Nach dem Mittageſſen führte mich Columbin ſpaziren. Hier fieng er nun an, mir zu ſagen, daß er in mich verliebt ſei, daß ich ihm wohl gefalle, und daß ich ihn wieder lieben möchte. Dieſer Antrag erſchreckte mich auſerordentlich: und ich antwortete ihm, er möchte mich doch mit dergleichen Zumuthungen verſchonen: ich ſei ſchon verſprochen, und in aller Abſicht eine Braut; ich hätte das Zutrauen zu einem ſo edelmüthigen Cavalier, daß er nie etwas gegen meine Ehre unternehmen würde. Dieſe Antwort machte ihn ſehr traurig. Nein! verſezte er: das ſoll nicht geſchehen; aber lieben müſſen Sie mich, es mag auch koſten was es will.

Nun ſah ich wohl ein, daß es mit meiner Befreiung noch im weiten Felde ſtand: doch faßte ich Muth. Bei allen Liebkoſungen, die er mir auf der Reiſe erzeigte, war er beſcheiden; nur war weder an Rückkehr, noch an Briefſchreiben mehr zu denken.

Den dritten Tag kamen wir nach Rauſchenfels. Er hatte noch andere Güter im Elſaß, wo ſeine Familie, die aus ſeiner Mutter und Schweſter beſtehet, ſich ſonſt aufzuhalten pfleget; beide waren aber ſeit einem Jahre in Paris. Hier machte er nun eine Einrichtung, um mir alle Bequemlichkeiten zu verſchaffen, fieng auch an ſtärker in mich zu dringen, und machte mir koſtbare Präſente, die aus allerhand Kleidungsſtücken und Schmucke beſtunden; ich legte aber alles beiſeite, und rührte nichts an; nur bat ich um einige Wäſche, damit ich mich rein halten konnte, und dieſe, auch was mir ſonſt nöthig war, wurde mir im Ueberfluße verſchaft.

Columbin hütete ſich anfänglich, mir beſchwerlich zu fallen; er gieng täglich mit mir um, war über die Maſen liebreich, ſuchte auf alle Weiſe mir ſeine Liebe zu erkennen zu geben, aber verwegen war er nie. Dies dauerte ſo einige Wochen; währender Zeit wurzelte ſeine Leidenſchaft ſo tief ein, daß er begann ungeſtümm zu werden. Dies hatte ich aber ſchon lang befürchtet, und daher mich bereit gehalten, jedem Kampfe zu widerſtehen.

Einsmals an einem Abende kam er zu mir: ſein Gemüth war unruhig, und auf ſeiner Stirne tiefe Schwermuth: es war November, und die Sonne im Begriffe, unterzugehen. Nachdem er einige male im Zimmer auf- und abgegangen war, ohne ein Wort zu reden, ergrif er haſtig einen Stuhl, und ſezte ſich vor mich: die lezten Strahlen der Sonne fielen ſchräg über ſein Geſicht hin, und aus ſeinen Augen rollten Thränen über die Wangen herab. Engel! fieng er an; iſt es denn keinem Menſchen erlaubt, ſich mit Ihnen zu verbinden?

„Ja, ſagte ich: Herr von Columbin! „warum ſollte das nicht erlaubt ſeyn?..

Aber, warum ſind Sie denn ſo hart gegen mich? fragte er ferner.

„Ich antwortete: weil Sie der Mann „nicht ſeyn können, mit dem ich mich ver„binden kann. Bedenken Sie, vortrefli„cher Mann! wenn Sie eine Braut hät„ten, die Sie über alles liebten; z. B.

„wenn ich nun Ihre Braut wirklich wäre,
„ein Anderer aber ſezte mich auf ſolche
„Proben, und ich blieb Ihnen ſo getreu,
„wie ich jezt meinem Bräutigam getreu
„bleibe; was würden Sie von ihm, und
„was von mir halten? „

Er fuhr fort, und erwiederte: ich würde ihn für einen Teufel halten, und Sie für einen Engel. Ach **Roſine**! das macht mich immer raſender, daß Sie ſo eine edle Seele ſind, und ich Sie doch nicht beſizen kann. Ach, haben Sie Mitleiden mit mir!

„Von Herzen! ſagte ich, und fieng an
„zu weinen: Sie dauren mich von Grund
„meiner Seele. Allein, wenn ich auch ſterben müßte, ſo werden Sie nie einen andern Entſchluß hören, als daß ich Sie
„niemals nach Ihren Abſichten lieben kann;
„übrigens fühlet mein Herz eine Freundſchaft für Sie, die den höchſten Grad
„erſteigt, der zwiſchen uns beiden ohne
„Verlezung des Gewiſſens möglich iſt,
„und

„und dieſe Freundſchaft bitte ich mir von
„Ihnen aus.„

Dieſe Behandlung hätte gefährliche Folgen für mich haben können: und warlich! ich wagte ſo viel, daß mir noch die Haut ſchauert, wenn ich es bedenke. Indeſſen war meine Abſicht rein, und ich fühlte wirklich eine Freundſchaft für ihn, die wenig Beiſpiele hat. Gott bewahrte mich jedoch bei aller meiner Unvorſichtigkeit. Er ſchloß mich in die Arme, und ich merkte, daß er auf dem Punkte ſtand, mit mir zu ringen; allein, plözlich fuhr er auf, ſprang zurück, und rief: Wie! Sie legen mir Ihr unſchuldvolles Herz in meine Hand, vertrauen mir ihre Ehre, und ich ſollte zum Räuber daran werden? Nein! — Nun ward er ruhig. Dies freute mich dergeſtalt, daß ich mich nicht enthalten konnte, in ſeiner Gegenwart Thränen zu vergieſſen, und laut Gott zu danken; ja ich glaubte ſogar, er würde mich nun entlaſſen und nach Hauſe ſchicken; allein, an dem war es noch nicht.

Ich erfuhr nach und nach, daß es ſeine Abſicht geweſen, mich blos zur Geſellſchafterin bei ſich zu behalten, nun aber begann er ernſthaftere Geſinnungen anzunehmen: er wollte mich nämlich ordentlich heirathen. Dieſen Antrag that er mir mit einer ſo ſonderbaren Zuverſicht, als wenn ich gar an keinen Abſchlag hätte denken können. Allein, er erfuhr, daß ich bei dieſem anſcheinenden Glücke eben ſo unbeweglich war, und daß ich ihm meinen Bräutigam auch in dieſem Falle nicht aufopfern wollte. Nun wurde er zornig, und fieng an, mir ſchwere Leiden zu machen. Dieſe Behandlung begann um Weihnachten, und dauerte bis in die Mitte des Jäners. Was ich in dieſer Zeit ausgeſtanden, das iſt nicht zu beſchreiben: ich war in einer engen Gefangenſchaft, bekam ſehr ſchlechte Koſt, oft nur Brod und Waſſer, hatte kein Bett mehr, ſondern ſchlief auf bloſem Stroh, und das Zimmer oben auf dem Thurne wurde eben ſo viel geheizt, damit ich nicht erfrieren konnte. Dieſes Leben wurde mir ſo ſauer, daß ich oft mit Thränen um Erlöſung oder um den Tod bat. Columbin ſelbſt kam nie zu mir: aber er ließ mich alle Tage durch einen alten Bedienten fragen, ob ich ihn heirathen wollte? und alle Tage bekam er auch die Botſchaft, daß es niemals geſchehen würde.

Endlich wurde ich von Kummer und Elende ſchwächlich, ſo, daß mein liebender Feind anfieng, meinetwegen beſorgt zu werden. Er erlöſte mich alſo, und brachte mich auf mein gewöhnliches Zimmer, wo Sie mich gefunden haben. Nun fieng er wieder an zu betteln, und mit Güte zu ſuchen, was ihm mit Strenge nicht gelungen war. Endlich aber wurde ich der ganzen Sache müde, und faßte einen muthigen Entſchluß, mir dieſen läſtigen Freier vom Halſe zu ſchaffen, es möchte auch koſten was es wollte. Als er daher einsmals mit allen erſinnlichen Liebkoſungen und guten Worten in mich drang, fieng ich an: „Herr von Columbin! ich bin „eine Bauerstochter, aber Menſch ſowohl als Sie. Ihr Gott iſt mein Gott, „und mein Glück mir ſo theuer, als Ihnen das Ihrige. In Betrachtung einer „Heirath zwiſchen uns beiden handeln wir „als Menſchen, folglich habe ich eben das „Recht das Sie haben. Ihr Herren betrachtet uns Mädgen als Geſchöpfe niedrigerer Gattung: da irren Sie weit: „als Menſch bin ich Ihres gleichen, und „habe eben das Recht über mich, das Sie „über ſich haben: und wofern Sie noch „einmal das Herz haben, mir ferner, wie „bisher, ſolche Sachen zuzumuthen, ſo „ſage ich Ihnen frei heraus, daß ich Mittel brauchen werde, die Sie in Erſtaunen ſezen ſollen.„

Columbin gieng tiefſinnig auf und ab, ſchwieg eine Zeitlang, ſagte aber endlich mit Thränen: Sie ſind mehr als Pamela! „Nein, fiel ich ihm in die Rede: Pamela „würde eben ſo gehandelt haben, wie ich,

„wenn ſie einen Bräutigam gehabt hätte.“ Ach, fuhr er fort: wie unglücklich bin ich! bin denn ich Schuld daran, daß Sie ſo viel Gewalt auf mein Herz haben? Und wo iſt der Weiſe, der der größten aller Leidenſchaften gewachſen iſt? — „Der Weiſe ſind Sie, antwortete ich: ich weiß, Sie können ſich überwinden, wenn Sie nur wollen: geben Sie mir meine Freiheit, ſo werden Sie nach und nach ruhig werden. O **Columbin**! es iſt eine unordentliche Leidenſchaft. Wäre ich frei, hätte aber keine Neigung zu Ihnen, ſo könnte vielleicht die Zeit doch nach und nach eine Liebe, ſo wie Sie ſie wünſchen, in meinem Herzen hervorbringen: aber jezt iſt es unmöglich, auf immer unmöglich.“

Nun faßte er ſich wieder: Hören Sie, **Roſine**! fuhr er fort: Eine Freundſchaft müſſen Sie mir noch erzeigen: bleiben Sie dieſen Winter hier, ohne nach Hauſe zu ſchreiben: ich ſchwöre Ihnen, daß ich Sie nicht mehr beſchweren werde. In Ihrer Geſellſchaft will ich dieſe Zeit über mit größtem Eifer und Fleiße meine Liebe bekämpfen; durch Ihren liebreichen Umgang geleitet, will ich mich nach und nach von Ihnen abgewöhnen. Schlagen Sie mir dieſe lezte Freundſchaft nicht ab; es iſt Menſchenliebe, die Sie mir nicht verſagen dürfen.

Ob ich wohl voraus ſah, daß dieſer Weg nicht zu ſeiner Geneſung führen würde, ſo willigte ich doch in ſein Begehren, und verſprach ihm, bis in das Frühjahr zu bleiben. Was hätte mir auch eine abſchlägige Antwort geholfen? Ich war nun einmal in ſeiner Gewalt, und er würde mich ohnehin nicht haben ziehen laſſen. Dies beruhigte ihn ſehr; indeſſen glaubte ich nicht, daß es ihm mit ſeiner Geneſung ein Ernſt war: ſondern, daß er vielmehr ſuchte die Zeit zu verlängern, um, wo möglich, meine Liebe noch zu gewinnen. Dies Leben kam mir vor, wie jenes eines Soldaten im Felde: alle Augenblicke mußte ich auf meiner Hut ſeyn, damit ich nicht überfallen würde.

Oft und vielfältig habe ich die Anmerkung gemacht, daß die hohe Tugend, welche die Romanenſchreiber ihren Frauenzimmern zueignen, eben ſo übertrieben ſeien, als die Schönheiten dieſer Heldinnen. Ich geſtehe wenigſtens offenherzig, daß mich die Ueberwindung meiner ſelbſt noch manchen blutigen Kampf gekoſtet habe. Die Einſamkeit, ein ſchöner junger Herr, und die viele reizende Anfälle deſſelben, machten mich oft ſo ſchwach, daß ich auf dem Punkte ſtand, zu fallen. Allein die Vorſehung bewahrte mich: entweder kam Columbin nicht, wenn mein Herr am ſchwächſten war: oder, er hörte auf zu ſtürmen, wenn ich faſt überwunden war: oder, ich bekam lebhafte Eindrücke von etwas ernſthafterm. Kurz! Gott hat viele geheime und unbekannte Mittel, die Seinigen zu bewahren, wenn man ſich nicht muthwillig in die Gefahr begiebt. Ein Beiſpiel muß ich Ihnen doch erzählen: Einsmals kam Columbin, und brachte mir einen Roman, der an Feinheit und Pracht des Stiles und der Kupfer ſeines gleichen nicht hatte. Er war franzöſiſch, und mit aller dieſer Nation eigenen ſchlüpfrigen Zärtlichkeit geſchrieben; eben ſo waren die Kupfer wollüſtig und ſchön. Columbin fieng an, mir leztere zu zeigen, und die Feinheit des Stiches zu rühmen. Die Neugierde trieb mich an, darauf zu merken, und die Vorſtellungen der Gemählde wirkten auf mich. Nun fieng er auch an, Sachen zu leſen, die zu den Kupfern gehörten, wodurch mein Feuer noch mehr angeflammet ward; kurz! ich befand mich in einer Faſſung, in welcher ich Columbin den ſchwächſten Widerſtand würde gethan haben, wenn er mich nicht für reiner gehalten hätte, als ich damals wirklich war. Und wer weiß, was endlich doch daraus geworden wäre, wenn mich nicht auf einmal ein Allarm im Hauſe von meiner Gefahr befreiet hätte. Columbin lief hin, und ich fühlte in dem Augenblicke einen Schauer mit einem tiefen Schmerze verbunden, daß ich mich ſo vergeſſen hatte, und dankte Gott auf den Knien für ſeine gnädige Bewahrung.

Ein Vierteljahr durch hatte ich ziemlich Ruhe für Columbins hitzigen Anfällen. Ich merkte gar wohl, welche Gewalt er ſich anthat: er beſuchte mich oft in zween Tagen nicht, oft aber waren ſeine Beſuche wieder häufiger. Wenn ich freundlich mit ihm redete, ſo thaute ſein Herz auf, und er vergoß ſtille Thränen: war ich aber ſtill, ſo verdoppelte er ſeine Liebkoſungen, ſo daß, um derſelben los zu werden, ich wieder freundlich ſeyn mußte.

Endlich kam das Ende meiner ſchweren Prüfung. An einem Abende gegen das Ende des Aprils entſtand auf einmal eine Unruh im Schloſſe, und Columbin kam ängſtlich auf mein Zimmer. Ach, Roſine!

rief er: folgen Sie mir, ich muß Sie verſtecken; mein Onkel (das war der Herr von **Fink**) iſt gekommen, der darf Sie nicht ſehen! Er grif mich, um mich mit Gewalt fortzuſchaffen; ich entriß mich aber ſeinen Armen, und ſagte: „Nein, mein „Herr! ich bin keine Uebelthäterin; ich „darf mich vor einem jeden ſehen laſſen.„ Um Gottes willen, kommen Sie! rief er wieder, und zog mich fort. Ich ſträubte mich aber mit aller Gewalt, und riß mich los. Über dieſem Weigern trat **Fink** in das Zimmer, ſtand, und ſah uns an. Was giebt's, Vetter! war ſein Willkomm von einer halbjährigen Reiſe nach Holland. **Columbin** ſah erröthend und ſchweigend auf die Erde. Und Sie, Mamſell! wer ſind Sie? was? — Ich fieng an zu weinen, und erzählte ihm die ganze Geſchichte.

Iſt das ſo ganz wahr, Herr Vetter? fragte **Fink** ferner. **Columbin** antwortete: Ja! „Nun da haben Sie Ihrer „Familie einen Schandfleck angehänget.

„Heute gehn Sie mir aus dem Geſichte!
„Morgen und übermorgen, oder noch drei
„Tage, gebe ich Ihnen Zeit, und dann
„nach Paris, hören Sie! — haben Sie
„der Jungfer noch was zu ſagen? wie?„

Halb taumelnd gieng er fort, und binnen etlichen Tagen nach Paris.

Nun, mein Kind! ſagte Fink ſehr ernſtlich zu mir: hat Ihnen mein Vetter Ihre Ehre geraubt, ſo vermache ich Ihnen lebenslänglichen Unterhalt. Antworten Sie mir nach der Wahrheit! Nun wacker! — und wenn Sie ſchwanger ſind, ſo bekommen Sie noch mehr, damit auch Ihr Kind verſorgt werde — Gehen Sie aber, und laſſen Sie ſich in Ihrem Leben nicht mehr hier ſehen! Wie meinen Sie?

Dieſe Rede war edel, groß, erhaben, aber ſie brachte mich ſo auf, daß ich für Zorn glühete. „Gnädiger Herr! ſieng ich
„an: bis dahin habe ich von Ew. Gnaden
„Gütern weiter nichts bekommen, als was
„zum Leben gehört, und auch das noch

„gegen meinen Willen. Wollen Dieſelben
„aber freigebig ſeyn, ſo ſeien Sie es gegen
„den, der es bedarf! ich finde bei meiner
„Herrſchaft alles, was ich brauche;
„und wenn es da fehlte, bei meinen ehrlichen
„Eltern. Und nun erlauben Sie mir,
„daß ich nach Haus ſchreibe, damit man
„mich abhole. Was aber das Rauben der
„Ehre und gar die Schwangerſchaft betrift—
„Gnädiger Herr! das durchdringet
„mir die Seele. Eh es dahin gekommen
„wäre, hätte der Herr von Columbin
„bluten müſſen (bei dieſen Worten zog
„ich ein ſcharfes groſes Federmeſſer heraus);
„erſtochen hätte ich ihn nicht, wohl
„aber ſchwer verwundet. „

Fink ſah mich während dieſer Rede ſtarr an. Nu! nu! antwortete er: ſo weit hätte es Gott nicht kommen laſſen, es giebt noch immer gelindere Mittel. Meinen Sie nicht? Nun gieng er fort, ich aber dankte Gott von Herzen über die Ankunft dieſes Herrn; denn ich ſah gleich, daß er ein groſer edler Mann war. Nach einer kurzen Zeit kam er wieder, ſah ganz heiter und freundlich aus, ſo, daß ich wohl merken konnte, meine Antwort müſſe ihm gefallen und ihn beruhiget haben. Von der Zeit an mußte ich mit ihm eſſen und in ſeiner Geſellſchaft leben; er erlaubte mir, nach Hauſe zu ſchreiben, und durch alle ſeine Unterredungen mit mir, ſuchte er immer nach ſeiner Art mir ſeine Hochachtung zu erkennen zu geben, und mich in allerhand Sachen zu belehren, ſo, daß ich ſeit der kurzen Zeit, die ich bei ihm zugebracht, in einer wahren Schule geweſen bin: beſonders machte er mir die vortreflichſten Anmerkungen über meine Lebensgeſchichte, die ich ihm in Verbindung mit Florentins Geſchichte ganz umſtändlich erzählte, und zog Lehren daraus, die ich in Zukunft zu beobachten habe, und nie vergeſſen werde.

Mit allerlei Geſprächen brachten unſere drei Reiſende die Zeit vergnügt zu, und langten den dritten Tag glücklich zu Berlenburg an. Allenthalben war Freude über Roſinens Ankunft.

Nun machte auch Roſine das Päckgen auf, welches ihr der Herr von Fink mitgegeben hatte: ſie fand eine koſtbare Schnur Perlen, eine Banknote von zweitauſend Gulden, und folgendes Briefgen:

„Vortrefliche Roſine! nehmen Sie „beiliegendes Geſchenk zum ewigen Angedenken Ihrer Leiden auf dem Schloße „Rauſchenfels, im Namen meiner Familie von mir an, von welcher Sie durch „meinen Vettern höchlich beleidiget worden ſind. Die Perlen ſollen Ihnen ein „Zeichen Ihres Sieges über das Laſter ſeyn, „die Banknote mag Ihnen forthin die Bequemlichkeit und das Vergnügen verdoppeln, die Sie hier ganz unverſchuldet haben entbehren müſſen; ſie iſt in Amſterdam zahlbar. Und dies Papier iſt ein „Wechſel auf meinen Vettern ausgeſtellt, „vermög welches Ihnen ein jeder gleich „nach Sicht, auf Rechnung meines Vet-

„tern, die Ehrfurcht bezahlen wird, die „man einer Perſon von ſo erhabener Tu„gend ſchuldig iſt.

Peter von Fink.“

Beulenburg, dem ſie den Brief zeigte, lächelte darüber, und ſagte: Ein herrlicher Wechſelbrief! der Ihr mehr Ehre macht, als **Columbinen** ſein Adel; den Herrn von **Fink** kenne ich durch das Gerücht als einen auſerordentlichen Mann von Karakter, auſerordentlich in ſeiner Tugend und Religion, und auſerordentlich reich. Er war Kapitän zur See in holländiſchen Dienſten, nahm aber bald ſeinen Abſchied und zog nach Amerika, wo er eine ſehr ſchöne Kolonie angeleget hat; dieſe übertrug er ſeinem Bruder, behielt aber ſeinen Antheil daran. Der Herr von Columbin wurde in **Holland** mit ihm bekannt, und heirathete ſeine Schweſter. Fink zog mit ihm in das **Elſaß** auf ſeine Güter. Nun glaube ich, daß er das Gut **Rauſchenfels** an ſich gekauft habe; denn es hat, ſo viel ich weiß, der **Columbiniſchen** Familie nie zugehört.

Roſine mußte nun auch ihrer Herrſchaft alles erzählen, was ihr während der Zeit ihrer Abweſenheit widerfahren war. **Beulenburg** und ſeine Gemahlin ſchäzten ſie jezt noch höher als vorhin, weil ſie nun ihren edeln feſten und tugendhaften Karakter noch beſſer kannten. Ihren Eltern wurde durch einen Boten ihre Ankunft bekannt gemacht; ſie kamen nebſt **Lorenzen** und **Marthen**, beſuchten ſie, und die Freude war unbeſchreiblich. Das Geheimniß von **Roſinens** Entführung aber blieb noch immer unentwickelt; der Lieutenant **Hallenborn** war zwar im gröſten Verdachte, allein öffentlich und mit Zuverſicht ließ ſich doch nicht davon reden.

Ende des erſten Theiles.

Die Geſchichte
Florentins v. Fahlendorn.

Von

Heinrich Stilling.

Zweiter Theil.

Mannheim,
in der neuen Hof- und akademiſchen
Buchhandlung, 1781.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die Geſchichte Florentins von Fahlendorn.

Zweiter Theil

Nachdem nun alles wieder in Ordnung und Ruhe war, und Roſine ihre vorige Stelle bei der Fräulein von Beulenburg verſah, kam im Anfange des Brachmonates ein Pak Briefe aus Holland, oder vielmehr aus Surinam von Florentin an, welcher ſeine Geſchichte bis an den Zeitpunkt enthielt, da er abgegangen war

Mit der gröſten Gemüthsbewegung erbrach Roſine ihren Brief von Florentin, welcher voll der zärtlichſten Ausdrücke, Verſicherungen ewiger Liebe, und Aufmunterung zur Gedult und zum Ausharren war. Er hatte ſich mit Fleiß gehütet, Klagen über weite Entfernung, oder Zweifel wegen des Wiederſehens mit einflieſſen zu laſſen; ſondern ſeine Ausdrücke waren voller Zuverſicht, daß er dereinſt auf immer mit Ihr vereiniget, ſein Leben zubringen würde. Auch in allen Briefen, die er an ſeine Herrſchaft, an Roſine, und an Heilmann geſchrieben hatte, zeigte er eine groſe und ſtandhafte Seele. Der Brief an **Karl** und an **Rheinwald** wurde nach Göttingen geſchickt. Seine Geſchichte war beſonders abgefaßt, und lag unverſiegelt im Pakete, ſo, daß ſie ein jeder für ſich leſen konnt. Ich will ſie hier meinen Leſern von Wort zu Wort mittheilen, ſo wie ſie ihm aus der Feder gefloſſen iſt.

Florentins von Fahlendorn Reiſegeſchichte.

Nachdem meine Väter vor dem Pampus weggereiſet waren, lichteten wir unſere Anker, und fuhren durch den Texel hinaus ins groſe Meer. Die erſten Tage unſerer Reiſe brachte ich mehrentheils auf dem Verdecke zu, weil es ſchön Wetter war. Der Geiſtliche aus dem Würtembergiſchen, Herr Schmid, war immer in meiner Geſellſchaft: unſere Herzen waren wie zerſchmolzen: oft ſaßen wir ſchweigend beiſammen, und wenn wir uns anſahen, dann waren unſere Augen feucht. Ueber mir ſah ich den blauen Himmel, klar und hell wie ein Laſur: er ſchien mir wie eine unermeßliche Halbkugel auf der groſen Waſſerfläche zu ruhen, auf welcher ich dahin ſchwamm. Dort ſtrahlte die Sonne auf uns herab. O! dacht ich: du holdſelige Menſchenfreundin, begleiteſt uns mit deinem allgegenwärtigen Lichte, und mit deiner alles belebenden Wärme! — Der dich gemacht hat, iſt noch mehr allgegenwärtig wie du! Du leuchteſt jezt eben ſo wohl meinen liebſten Freunden, dort, wo ſie in ihren Kammern ſizen, und mit Schwermuth auf dein Licht blicken, das du durch die Fenſter auf den Boden hinwirfeſt; vielleicht pflügen jezt meine Väter an den ſchiefen Bergſeiten nah am grünen Gebüſche, oder neben den blumenreichen Wieſen, und weinen um mich: indeſſen pflüg ich mit meinen Gefährten den Ocean, und ſäe Thränen! — Dann ſchaute ich über die Waſſerfläche hin; und ganz unbekannte Empfindungen durchdrungen mein Innerſtes. Ein unabſehlicher graulich grüner Spiegel voller Bewegung, und kleine Wellen bedeckten ihn ganz, und zogen unter dem gelinden Wehen des Oſtwindes von den Teutſchen Küſten nach den Engliſchen hin; ſie plätſcherten an das Schif, und erſezten uns mit ihrem dumpfen Geſchwäze das frohe Zwitſchern des

Waldes. Ich kehrte mich zu meinem Freunde **Schmid**, und ſagte mit Thränen in den Augen: Freund! wo Bewegung iſt, da iſt Gott! — und wo Gott iſt, da iſt Seligkeit! — Was kann die Sonne dafür, daß der Blinde ſie nicht ſiehet? und Gott, wenn der Menſch ſeine Seligkeit nicht empfindet? — **Schmid** umarmte mich, und ſchwieg.

Ich bemerkte eine ſonderbare Veränderung in meinem Gemüthe: immer hatte ich die Menſchen lieb, aber jezt fühlte ich etwas unbeſchreibliches. Meine Liebe gegen alle, die auf dem Schiffe waren, kam mir unbegränzt vor, den geringſten und wildeſten Matroſen hätte ich umarmen und küſſen mögen: auch konnte ich mich nicht enthalten, gegen jeden auſerordentlich freundlich zu ſeyn. Ich ſah uns alle als eine ganz einſame Geſellſchaft an, die eine abgeſonderte kleine Welt allein bewohnten. Wenn ich nun oft das wilde Gezänk, den Groll, und das rohe Leben des

Schifsvolkes beobachtete, ſo betrübte ich mich aus der Maſen. Gott! dachte ich: wie iſt das möglich? — uns alle zuſammen verbindet jezt ein Zweck, eine Gefahr, einerlei Geſchäfte, und ein geſellſchaftliches Band zu einem Körper; ſollten wir uns nicht alle mit einer vollkommenen Liebe lieben? — Dieſe Empfindungen entdeckte ich meinem Freunde Schmid. Er lächelte, und antwortete mir: Gerad ſo iſt es mir auch. — Ich ſchwieg eine Weile, meine Gedanken ſchwungen ſich nun höher, und ich ſagte ferner: Freilich, mein Freund! kommt es uns wunderlich vor, daß dieſe kleine Welt das Band der Menſchheit nicht fühlt; aber iſt ſie denn nicht ein Theil der Groſen? — Hat nicht ein Tropfe Waſſer die nämlichen weſentlichen Eigenſchaften, die der Ocean hat? — Unſere Erdkugel iſt eben ſo ein Schif: wir ſchwimmen auf derſelben Jahr aus und ein im groſen ätheriſchen Meere der Schöpfung herum, und, Freund! wie geht es nicht auf dieſem groſen Schiffe zu? — Jezt wollen wir beide einmal in Gedanken reiſen. Geſezt, wir bekämen Flügel: ſanft ſchwüngen wir uns Hand an Hand durch jene Lüfte hin, ſchnell wie ein Gedanke eilten wir fort, endlich drehten wir uns einmal um, breiteten unſere Schwanenflügel weit in den Aether hinein, und ſchauten nach unſerer Erde hin, ſähen ſie bräunlich und ſchön wie den Knaben David im Sonnenlichte ruhen, blickten uns brüderlich an, Bruder! was würden wir dann empfinden? Schmid ſchauerte zuſammen, umarmte mich, und weinte. Warme Liebe, fuhr ich fort, würde unſere Seelen durchdringen: einer würde zum andern ſagen: Dort iſt, Mutter Erde! wo wir ſo viel gelitten, wo wir ſo viel geſelliges Vergnügen genoſſen haben. Dort wallen noch unſere hinterlaſſenen Freunde, weinen und ſäen. Dort ſizt noch immer der Weiſe einſam, und grübelt, was hinter dem Verhange der Ewigkeit geſchehen mag! Dort, ſchau! auf dem kleinen Kügelgen, kaum einer Fauſt gros, wo das vernünftige Ungeziefer, der Menſch, im Staube wühlt, blos einen Tag durchlebt, und doch ſo gros thut; giebt es welche, die dem Allmächtigen trozen, und ſich hoch über andere erheben. Andere ſezen ſich auf goldene Stüle, und laſſen ſich anbäten; andere ſammeln ſich ein Häufgen Koth, ſezen ſich darauf, und brüſten ſich. Barmherziger Gott! was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt, und ein Menſchenkind, daß du dich ſeiner annimmeſt?

Schmid und ich, wir wurden beide ſo warm und ſo weich, daß wir weinten. Dann ſchnurrte ein Matroſe vor uns her, und pfif.

Wir aber, Freund! verſezte Schmid: wenn wir nun gottlos gelebt hätten! dann würde uns zu Muth ſeyn, wie einem wollüſtigen Mutterſöhngen, das aus aller ſeiner Herrlichkeit auf ein ſolches Schif verbannt und nach Oſtindien geſchickt wird.

Das Heimweh, welches einen ſolchen Menſchen quält, muß ein Vorgeſchmack der Hölle ſeyn: mir deucht auch, daß ein groſſer Theil der Höllenqualen in einem unausſprechlichen Heimweh ohne Hofnung beſtehe.

Mir kommt es auch ſo vor, verſezte ich: Laßt uns die Sache einmal recht lebhaft vorſtellen! Geſezt, wir hätten von Jugend auf ohne Nachdenken fortgelebt: alles ſinnliche Vergnügen, das uns vorgekommen wäre, hätten wir genoſſen, ohne uns um Gott oder um die Beſſerung unſerer ſelbſt zu bekümmern: wir hätten unzüchtig und wollüſtig gelebt, mit unſern Freunden ſchmauſende Geſellſchaften gehalten, dort unſere Zeit verlacht, verſpielt, vertändelt; wir wären von einer Luſtbarkeit, von einem ſinnlichen Vergnügen zum andern übergegangen, jeder Zwiſchenraum wäre uns langweilig geweſen: in unſerm Berufe hätten wir nur die Abſicht gehabt, uns ſelbſt zu verſorgen, einen Vorrath für uns zu ſammeln; das gemeine Beſte, die Vervollkommnung unſeres Verſtandes, unſerer Seelenkräfte, und unſers Nebenmenſchen hätte uns nie angelegen; blos auf Ehre, Anſehen und Reichthum wären unſere Bemühungen gerichtet geweſen, u. ſ. w. Ich will jezt von einem Böswichte nicht reden, der vorſezlich zum Schaden wirkt; ſondern von einem Alltagsmenſchen, der gerad dem Triebe ſeiner eigenen Natur folget: geſezt, ich wär ein ſolcher, nun würde ich krank, kaum dächte ich an das Sterben. Nein. Schleunig würde ich zum Arzte ſchicken. Er kommt, tröſtet mich mit baldigem Aufkommen, verſchreibt mir Arzneien: ich werde kränker, immer kränker: ich fürchte den Tod, noch tröſtet mich der Arzt, aber ich glaube ihm nicht mehr: ich beſinne mich, ſtelle mir mein ganzes Leben vor, finde ein Naturleben ohne Glauben und ohne Liebe. Der Geiſtliche kommt, ermahnet mich zur Reue; ich bereue wirklich mein geführtes Leben, verſpreche Beſſerung, Glaube, und hoffe nun ſelig zu werden, ohne je meine Seele zum Genuße des geiſtigen Schönen und Guten verfeinert zu haben, — mir wird ſchwindlich, — wie ohnmächtig, — die Sinnen verſchwinden, ich bin mir ſelbſt nicht mehr bewußt, bin tod.

Ich erwache, fühle mich leicht, ich ſchwebe hin: ein unwiderſtehlicher Zug ziehet mich aufwärts, ich bin zu leicht für den ſchweren Dunſtkreis, bald ſchwing ich mich in ätheriſche Gegenden, meine Augen ſehen nun in die Geiſterwelt, ich beſinne mich, mir fällt mein voriges Leben ein, ich erinnere mich an meine hinterlaſſene Freunde: finde nun, daß meine irdiſche Lebensrolle geſpielt iſt: nun wünſch ich, ſelig zu werden: ich wünſche mir, glücklich zu ſeyn, ich bin es aber nicht anders, kann es nicht anders ſeyn, als durch den Genuß ſolcher Vergnügen, an die meine Seele von je her gewöhnt iſt: ich wünſche mir meine wollüſtige Mädgen, meine Spieſgeſellen, mit ihren Gelagen: ſtelle mir meine verfloſſene Zeiten vor, und nun finde ich mich alles deſſen beraubt, alle geiſtige, hohe und unermeßliche Vergnügen der Welt, worin ich nun bin, genieß ich nicht; ich habe eben ſo wenig ein Organ dafür, als der Orang Outang für ein muſikaliſches Concert: nun fühl ich mit marterndem Kummer, daß ich mich durch die ehemaligen Mittel der Religion hätte müſſen erziehen laſſen, damit ſich dieſe Organe hätten entwickeln können; dieſe Mittel fehlen mir nun, ich bin alſo für die neue Welt ein vernünftiges Thier, nun irre ich in dunkeln Gegenden herum, die für mich öd und leer ſind, wie die Lappländiſche Felſengebirge für den ſchwelgenden Italiäner.

Jezt fühl ich das grauſamſte Heimweh nach dem ehmaligen Leben, um ſo viel grauſamer, je furchtbarer die Gegend iſt, in welche ich verbannt bin, oder je gewiſſer es iſt, daß nun keine Rückkehr mehr zu hoffen ſtehet. Nun iſt mir zu Muthe, als wenn in einer Herbſtnacht das erſte Mondesviertel ſich zum Untergange neigte, und ein matter Schimmer öde Wüſteneyen überdämmerte, ich alsdann die Felder und Heiden unruhig überſchwebte, und mich nach den genoſſenen Vergnügen des verfloſſenen Tages zurückſehnte. Ich ſchwebe hin, entdecke nun hie und da einſame Geiſter meines gleichen, dort, glaube ich mein Mädgen in allen ihren Reizen zu ſehen, mir ſchwindelt vor Vergnügen; ich eile hin, und ſehe in der Nähe ein Geſicht voller Eiterbeulen, eine hölliſche Furie, weg wende ich mich, will meine Stimme erheben und weinen, habe aber weder Stimme noch Thränen, ſehne mich zu eilen wie im Traume, kann aber nicht: mein Mädgen kehrt ſich auch weg: doch wollen wir der Liebe pflegen, wie ehmals, finden aber beide keine Reize, ſondern Graus, Fäulniß, Todengeſtank, und Teufelslarven: wir fahren von einander, und verfluchen uns. Hin ſchwebe ich dann durch ein enges Felſenthal, dort fern in der öden Nacht glaube ich Tanz und Ball und Gaſtmahl und Freunde zu ſehen: nun ſchwebe ich hin, und fühle Wonne; ich miſche mich in ihren Tanz, taumele herum, und nachdem ich recht zuſehe, finde ich Furien und Teufel um mich, die mich angrinſen: ich ſehe dort den goldenen glänzenden Becher, der lieblichſte Wein ſcheint mir entgegen zu duften; ich eile, meine lechzende Zunge zu kühlen, aber ſiehe! greulicher Eiter fauler Wunden, mit ſchwärzlichen Blutſtreifen und ſcheuslichem Geruche ſtinket mich an. Ich ſtürme weg, will in alle Winde heulen, und habe keine Stimme; will weinen, und habe keine Thränen. So, Freund! ſo ſtell ich mir die Hölle vor.

Schmid ſaß wie ein ſteinern Bild, und ſah mit offenen Augen und Munde vor ſich hin: das iſt ja erſchrecklich, was Sie da ſchildern! ich habe freilich andere Vorſtellungen von der Hölle. Doch ſind Ihre Gedanken wahrſcheinlich, ꝛc.

Wir hatten uns beide ſo weit von der ordentlichen Menſchenſphäre weg phantaſirt, daß, als wir wieder zu uns ſelbſt kamen, wir uns kaum beſinnen konnten, wo wir waren. Indeſſen fühlte ich meinerſeits ein ſüßes Vergnügen, als ich fand, daß ich noch auf der Muttererde, noch in dieſem Leben, und noch in der Zeit lebte, wo ich jenes greuliche Schickſal noch vermeiden konnte, daß mir die Entfernung von meinen liebſten Freunden, und meine Reiſe nach Amerika wie nichts vorkam.

Wir wurden indeſſen des Müßiggehens müde, ich geſellte mich zum Steuermanne, und gieng ihm an die Hand: Freund Schmid aber gab ſich an das Studiren: denn er hatte eine kleine, aber auserleſene Bibliothek bei ſich. Auch ich vertrieb mir oft damit meine Zeit, weil er mir ſeine Bücher gern mittheilte. Ueber meinen zukünftigen Zuſtand in Amerika aber konnte ich ganz und gar keine Ueberlegung machen: und wenn ich darüber nachdenken wollte, ſo fiel mir immer ein, die Vorſehung werde alles zum Beſten leiten.

Auf dieſer ganzen Reiſe hatten wir keinen Sturm, aber zuweilen Windſtille, und nach einer Fahrt von elf Wochen kamen wir zu Surinam an. So angenehm auch unſere Seereiſe geweſen, ſo ſehr freueten wir uns doch bei dem Anblicke des Ufers. Ich wenigſtens fühlte, daß ich nicht zu den Waſſergeſchöpfen gehörte, und mir war ſo wohl, als wenn ich von einer langen Reiſe nach Hauſe gekommen wäre.

Mein Schifskapitän, der die ganze Zeit über wenig mit mir geredet hatte, ſagte nun zu mir: Jezt, mein Herr! iſt es nöthig, daß ich für Sie ſorge: halten Sie ſich ſo lang auf dem Schiffe auf, bis ich Ordre bringe. Dies währte zween Tage, die mir ziemlich lang wurden, beſonders weil man mich warnte, mich nicht zu weit von dem Schiffe zu entfernen. Der Herr Magiſter Schmid gieng indeſſen zu ſeiner

Beſtimmung als Prediger bei einer zahlreichen Kolonie ab, und ich verſprach, ihn zuweilen zu beſuchen, wenn es anders meine Umſtände erlauben würden.

Am Abend des zweiten Tages nach unſerer Ankunft kam mein Schifskapitän, und brachte mir Nachricht, daß er mir eine Gelegenheit ausgemacht, die nach ſeiner Meinung die beſte für mich ſeyn würde. Ich dankte ihm für ſeine Bemühung, und fragte ihn um die Beſchaffenheit meiner Verſorgung. Nachdem er einige Befehle an das Schifsvolk ausgetheilt hatte, drehte er ſich um, und antwortete mir: „Der Freund hier in Surinam, für den ich Sie beſtimmt hatte, iſt geſtorben: nun habe ich aber einen Mann gefunden, bei dem Sie, wie ich glaube, noch beſſer ſtehen werden; er iſt ein Teutſcher von Geburt, hat aber aus beſondern Urſachen ſein Vaterland verlaſſen, und iſt mit ſeinem groſen Vermögen hieher gezogen: wohnet bei zwanzig Meilen tief im Lande: hat daſelbſt eine groſe Pflanzung von Zuckerrohr und Kaffee angelegt: viele Wilden und Neger in ſeinem Dienſte, die er als ſeine Kinder behandelt: denn er iſt ein recht frommer und braver Mann. Ich habe mit ihm geſprochen, da er eben hier iſt, und er hat ſich ſehr gefreut, als ich ihm etwas von Ihren Umſtänden erzählte. Er ſagte zu mir: führen Sie den Jüngling zu mir, er ſoll mir helfen, Menſchen glücklich machen, und mein Freund ſeyn. Hierauf wollte ich nun auch wiſſen, was er Ihnen dann jährlich zu geben gedächte? denn Sie müſſen hier Ihr Glück machen, damit Sie dereinſt in Ihrem Vaterlande ruhig und vergnügt leben können. Er lächelte aber, und ſagte: Er ſoll völlig mit mir zufrieden ſeyn, laſſen Sie Ihn nur kommen. Mich dünkt, Sie können dies wagen. — Ja,„ Herr Kapitän! ſagte ich: das wage ich gewiß: die Sprache des Mannes iſt mir Bürge für ſeine Erkänntlichkeit: laſſen Sie mich nur zu ihm führen. Hierauf rechnete ich mit dem Kapitäne ab, er ſchenkte mir faſt den vierten Theil der Koſten, und gab mir einen Matroſen mit, der mich zu dem Herrn Pilger, meinem Prinzipale, führen mußte. Ich nahm alſo Abſchied von dem Schiffe, und gieng. Jeden Schritt war es mir, als wenn ich auf die Knie ſinken und Gott für ſeine wunderbare Führung danken müßte, empfahl mich dem himmliſchen Vater auf das neue in meiner bevorſtehenden Lebensſcene, und bat ihn inbrünſtig, eben ſo gnädig für meine Roſine zu ſorgen, auch dann, wann es ihm belieben möchte, ſie durch ſchwere Prüfungen zu führen. — Bei allem dem wandelte mich jezt doch ein ſchweres Heimweh an: Beulenburg und meine Roſine, nebſt allen dortigen Freunden und ſeligverlebten Stunden, ſtellten ſich mir ſo lebhaft vor, daß mir der Verluſt derſelben, und die weite Entfernung von ihnen wie ein ſcharfes zweiſchneidiges Schwerd durch die Seele drang; ja ich konnte mich nicht enthalten, tief zu ſeufzen, zu ſchluchzen und zu weinen. Der Matroſe fragte mich, warum ich weine, da ich doch ſo glücklich wäre? ich ſollte ihn weinen laſſen, er habe einen Engel von Weibe zu Hauſe mit zwei Kindern gelaſſen, und nie dürfe er wieder zu ihnen kommen; dies ſei erſt Höllenqual. Aber es ſchien, als wenn dem Matroſen die Thränenquellen vertrocknet ſeyen: er machte Minen zu weinen, weinte aber nicht; und dies kam mir ſo bedauernswürdig vor, daß ich meiner eigenen Umſtände vergaß, und ihn um die Urſache dieſes harten Schickſales fragte. Er antwortete: Ich liebte von Jugend auf ein ſehr angenehmes und ſchönes Mädgen; ſie war die einzige Tochter eines Bauers, der ein kleines aber ſchönes Gütgen in einer freien Herrſchaft in Weſtphalen beſaß. Als wir erwachſen waren, heirathete ich ſie, und nun lebten wir einige Jahre ſehr vergnügt fort, während welcher Zeit meine beide Schwiegereltern ſtarben. Wir ernährten uns ferner ehrlich, und es fehlte uns nichts. Nur war unſer Herr, der Edelmann, ſo ſehr in die Jagd verliebt, daß wir nichts vor dem Wilde erhalten konnten. Wenn ich mich des Tages müde gearbeitet hatte, ſo mußte ich des Nachts bei den Früchten wachen. Dies war mir ſo verdrüßlich, daß ich mir oft vornahm, das erſte beſte Stück, das ich auf meinen Aeckern finden würde, vor den Kopf zu ſchieſen. Einsmals, als ich des Abends nach einem Acker gieng, der ſehr ſchöne Hafer hatte, ſah ich in der Dämmerung einen Hirſch ruhig darin weiden; ſchnell kehrte ich um, gieng nach Hauſe und langte meine Flinte, die mit einer Kugel geladen war. Als ich wiederkam, klopfte mir das Herz, und ich hatte den Muth nicht, den Hirſch zu ſchießen, doch wollte ich ihn ſchrecken, damit er ſo bald nicht wiederkommen möchte: ich ſchlug an, hielt aber über den Hirſch hin gegen ein Gebüſche, das daran ſtieß, drückte los, und, hilf ewiger Gott, welch ein Unglück!

ich hörte augenblicklich auf den Schuß ein Jammern und Aechzen, das aber bald wieder aufhörte. Mir ward es ſchwarz vor den Augen, ich konnte mich eine Weile vor Schrecken nicht beſinnen, gieng doch endlich zitternd und zagend hin, und fand — fand — den Jäger, einen fünfzigjährigen Mann, recht durch die Bruſt geſchoſſen, und tod zu meinen Füſſen. Kaum hatte ich dies geſehen, hörte ich einen Menſchen kommen, der rief: He! habt ihr getroffen? — Nun lief ich wie ein Kain fort, und habe meine liebe Frau und Kinder ſeit der Zeit nicht mehr geſehen, bin nun vier Jahre hier in Surinam, und diene zu Schiffe, aber nach Holland komm ich nicht, aus Furcht, man möchte mich auskundſchaften.

Nun zog **Rothbeck** (ſo hieß der Matroſe) ſeine Mine wieder zum Weinen, aber ſeine Augen wollten nicht naß werden Der Menſch dauerte mich ſo, daß ich für ihn weinen muſte. Mein Freund!

ſagte ich zu ihm: wenn ihr ſo unſchuldig ſeid, wie ihr mir da ſagt, ſo wird Gott euer Elend zu ſeiner Zeit in Freude verkehren, und ihr werdet eure Frau und Kinder wieder ſehen. Ja, antwortete er: unſchuldig bin ich, ſo wahr Gott lebet! und was dabei merkwürdig iſt, ſo hatte eben dieſer Jäger meinen Vater wegen eines Wildbrätes auch erſchoſſen, ohne daß je ein Hahn darnach gekräht hätte; ich habe ihn alſo leider! wider meinen Willen, und ohne mein Wiſſen dafür ſtrafen müſſen.

Ich tröſtete den Matroſen, ſo gut ich konnte, und brannte für Verlangen, dieſem Menſchen helfen zu können. Rothbeck! ſagte ich zu ihm: kommt morgen früh zu mir, ich will ſehen, ob ich etwas für euch thun kann. Unter ſolchen Geſprächen kamen wir an das Haus, in welchem Herr Pilger ſich aufhielt: ich gab dem Matroſen ein Trinkgeld, und ließ ihn gehen.

Herr Pilger iſt ein vierzigjähriger Mann ſchön und ernſthaft von Anſehen; daher gewann ich ihn lieb, als ich ihn ſah. Er bewillkommte mich wie man einen Freund bewillkommet, und ließ mich bei ſich ſizen. Das erſte, was er von mir begehrte, war meine Geſchichte; ich erzählte ihm alles nach der Wahrheit. Er verwunderte ſich, und dankte Gott für ſeine preiswürdige Vorſehung. Dies that ich gleichfalls beſonders für dieſe neue Probe, da er mich unter ſo vielen tauſenden in Amerika zu einem Manne geführet, bei dem ich glücklich ſeyn würde. Nun erzählte ich Herrn Pilger auch Rothbecks Geſchichte, und fragte ihn: ob man ihm ſeine Umſtände nicht erleichtern könne? Er wird mir recht angenehm ſeyn, antwortete Pilger: Wenn er brav iſt, kann ich ihn brauchen. Das Schif geht nicht eher bis im Frühjahre ab. Wir wollen dann ſchreiben, damit ſeine Frau und Kinder zu ihm kommen, ihm aber nichts davon ſagen; denn wenn ſie allenfalls tod wären, oder ſonſt nicht kämen, ſo würde des guten Mannes Unglück vollends unerträglich ſeyn. Des Morgens früh kam Rothbeck: und, damit ich es kurz mache, Pilger half ihm, daß er los kam; er gieng mit tauſend Freuden mit uns, und wir reiſten nach unſerer Kolonie ab.

Mit Worten kann ich das Erſtaunen nicht ausdrücken, welches mich überfiel, als ich über einer Anhöhe hin in Herrn Pilgers Elyſium den erſten Blick that; und hier iſt der Ort, wo ich dies herrliche Werk der Natur, der Kunſt, des menſchlichen Fleißes, und der geſunden Wirthſchaft am füglichſten beſchreiben kann.

Morgenwärts von Surinam fleußt ein ziemlich ſtarker Strom, Marony genannt, von Süden gegen Norden. An der Morgenſeite der Kolonie Pilgersheim iſt das Ufer ſteil, felſigt; dieſe Felſen nehmen immer zu, werden immer höher und wilder, ſo, daß ſie in einer Entfernung von etlichen Meilen faſt an die Wolken ragen

Dieſe Gebirge ſind unbewohnt, auſer, wenn ſich eine überwundene Parthie Caraiben hineinflüchtet, um für ihren Feinden ſicher zu ſeyn. Dieſe Gebirge geben von Pilgersheim aus eine Ausſicht, die alles an ſich hat, was das ſchauderhaft Schöne in der Natur nur haben kann. Die Abwechſelungen ſind hier unzählbar: bald verweilt ſich das Auge auf einem grünen ebenen Plaze oder Thälgen, ſiehet in dem Hintergrunde einen dunkeln Hain, ſeitwärts reizende Hügel, in dem Augenblicke wünſcht man ſich in das kleine Paradies, man träumet ſich mit einem Freunde hinein, denkt an das ruhige, einſame, von allen Leiden entfernte Leben, das man dort führen, und wie vertraulich man mit dem Vater der Natur da umgehen könnte. Unvermerkt fällt der Blick neben aus: eine himmelhohe ſteile Felſenwand, Steine wie kleine Berge, die oben überhangen, drunterhin ein Abgrund, ſchwarz wie die Nacht; dann ein brüllender Strom, wie er aus dem Abgrunde hervorſtürmt, in einem weiten Keſſel umherſchäumt, und nun über ſchrofe Felſen herunter toſet, ſich hinter andere Berge verbirgt, und die Einbildungskraft errathen läßt, was da für fürchterliche Scenen ſeyn müßen? Dann hebt man das Auge in die Höhe, ſieht die Felſenſpizen, wie ſie rauh und zackigt da ſtehen, und ſeit Jahrtauſenden den Umſturz drohen: man bemerkt den jähen meilenlangen Abſturz, wähnt obenauf zu ſtehen, zittert, ſchwindelt, und ſezt ſich aus Angſt nieder. Dieſer fürchterlich ſchöne Anblick kam mir wie eine Vorſtellung von Shakeſpears Trauerſpielen vor, und hatte faſt die nämliche Wirkung auf mich.

An der Abendſeite des Flußes erhebt ſich ganz unmerklich eine auſerordentlich fruchtbare Fläche, die hie und da mit kleinen ſanften Vertiefungen durchſchnitten iſt, in welchen ſilberhelle Bäche nach dem Strome hinfließen. Nach und nach wird die Fläche zu einem mäſigen waldigten Bergrücken, der in einer Entfernung von einer halben Meile vom Strome erſt anfänget waldigt zu werden. Und dieſe Fläche hat Herr Pilger ſich zu ſeiner Pflanzſtädt erwählet, und in einem Zeitraume von fünfzehn Jahren ſo weit gebracht, als es nur möglich war.

Etwa eine Viertelſtunde vom Strome ab, an einem ſchönen Bache, auf einer unvergleichlichen Ebene liegt Pilgersheim. Am öſtlichen Ende ſtehet Herrn Pilgers Wohnung; die gerade breite Hauptſtraſe führet darauf zu, und endiget ſich an dem Haupteingange des Gebäudes. Dieſes iſt, gar nicht prächtig, nicht maßiv, ſondern mehr niedlich und angenehm. Hinter demſelben iſt ein groſer Garten, dann eine Allee bis an den Strom; am Ufer aber liegt ein ſchönes Luſthaus, aus welchem man die herrlichſte Ausſicht über den Strom hin in das wilde Gebirge hat. Hier iſt nichts ſchöner als der Abend, wenn die Sonne gegen dies Gebirge ſtrahlt, und jeden Augenblick neue Schattirungen entſtehen.

Das Dorf beſteht aus 70 Häuſern, die zum Theile auf beiden Seiten der Hauptſtraſe, zum Theile auch auf Nebenſtraſen regelmäſig angelegt ſind: ſie ſtehen ſo weit von einander, daß jedes ſeinen Garten bei ſich hat, und überall viele Bäume angepflanzt ſind, die in der groſen Hize Schatten geben. Die Winde des Stromes, die durch das Gebirg auf die Ebene zurückgeführet werden, verurſachen ebenfalls, daß dieſe im hizigen Erdſtriche liegende Gegend ſehr gemäſigt wird. Die Einwohner beſtehen aus Menſchen von allerhand Nationen; die meiſten ſind Europäer, viele aber freigelaſſene Afrikaniſche Neger; denn Herr Pilger duldet keine Sclaven, wohl aber Knechte und Mägde auf die Art, wie es in Europa üblich iſt. Auch haben ſich einige Caraibiſche Familien da niedergelaſſen, welche zum Theile die Chriſtliche Religion angenommen, zum Theile auch noch Heiden ſind. Denn zur Religion zwingt Herr Pilger niemand; aber er leitet einen jeden zum ſittlichen Leben, und hält ſehr pünktlich auf eine gute Polizei, Fleiß und rechtſchaffene Wirthſchaft.

Jeder Hausvater hat ein ordentliches Gut, welches gros genug iſt, um ſich mit ſeiner Familie bequem darauf zu nähren, und noch etwas übrig zu behalten; aber auch nicht gröſer, als daß es ein jeder mit ſeinen Leuten wohl bearbeiten kann.

Ein jedes Gut hat die gehörige Grundſtücke zum Ackerbaue und zur Viehzucht; über das aber noch ein Stück Landes für Zuckerrohr, und eines zu Kaffeebäumen; beide leztere tragen alſo Handlungspflanzen, woraus der Bauer ſich ein Stück Geldes ſammeln kann, indem er von dem erſten ſeine häusliche Nahrung ziehet.

Herr Pilger ſelbſt beſizt keine liegenden Gründe, alles theilt er unter die Koloniſten aus. Von der Viehzucht und dem Ackerbaue zieht er keine Einkünfte, weil der Landmann alle dieſe Produkten ſelbſt braucht, und keinen reinen Ertrag an Geld daraus ziehen kann. Dagegen bringt ihm der Zucker und Kaffee, ohne der Kolonie zur Laſt zu fallen, ſehr vieles ein; die Einrichtung iſt folgende: Es ſind verſchiedene gemeinſchaftliche Zuckermühlen gebaut, auf welchen einer nach dem andern ſein Rohr auspreßt, und dann ſelbſt den Saft zum rohen Zucker läutert. Dieſen bringt er nun in das gemeinſchaftliche Magazin, wo er ſein Geld ſogleich dafür empfängt; eben ſo macht er es auch mit den zeitigen Kaffeebohnen, und alſo arbeitet der Bauer ganz für ſich.

Das Magazin hat ſeine Vorgeſezten, denen Herr Pilger präſidirt: auf ihn folget der Direktor oder eigentliche Kaufmann; der Kaßirer: der Oberbuchhalter, und endlich 10 Beiſizer aus der Gemeinde.

Die Handlung gehet nicht auf Herrn **Pilgers**, ſondern der Kolonie Rechnung. Alle Gelder, welche gewonnen werden, legt man in die Generalkaſſe, aus welcher die gemeinſchaftlichen Unkoſten beſtritten, Pfarrer, Schulmeiſter, und alle Magazinbedienten beſoldet, die Armen erhalten, Schiffe gebaut werden, u. ſ. w. Herr Pilger nimmt aus dieſer Generalkaſſe gar nichts, ſondern alles wird der Gemeinde berechnet; ſeine Einnahme aber iſt folgendergeſtalt eingerichtet: Wenn der Koloniſt ſeine Waaren in das Magazin bringt, ſo wird ihm der diesjährige Preis, der allemal öffentlich bekannt iſt, verrechnet, und das Geld dafür ausbezahlt. Von dieſem Gelde zieht nun der Kaßirer den zehnten Theil ab, und legt ihn in die Präſidentenkaſſe, die ganz allein für Herrn Pilger iſt, und ihm jährlich etwas über zwei tauſend Gulden einbringt. Er begnüget ſich gern damit, denn ſeine gröſte Glückſeligkeit beſtehet darin, daß er ſo viele Menſchen zeitlich und ewig glücklich machen kann.

Zwiſchen hier und Surinam gehen Schiſſe, welche den Strom hinunter und dann über das Meer bis Surinam herum fahren. Sie gehören der Kolonie, und führen alle Waaren zum Magazine der Holländiſchen Kompagnie: dagegen bringen ſie allerhand zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen nöthige Europäiſche Waaren zurück. Dieſe werden zum Magazine der Kolonie gebracht, und daſelbſt in billigem Preiſe verkaufet.

Ich kann ſagen, daß es vielleicht in der ganzen Welt keinen ſo vergnügten, angenehmen, und durchgehends wohlhabendern Ort, als Pilgersheim, giebt. Hier ſind keine Streitigkeiten mit den Nachbarn, keine widrige Verhältniße, die einen oder den andern drücken: alles ſtehet in gehöriger Übereinſtimmung, das Ganze iſt eine Welt für ſich. Hier iſt kein Druck, kein Preſſen, kein Blutſaugen der Obern, das den gemeinen Mann fühllos und unbarmherzig macht: im Gegentheile, jeder wird durch den Lehrer zum empfindſamen Gefühle gegen das Schöne und Gute in der

Natur aufmerkſam gemacht, und zum Wonnegefühle der Wohlthätigkeit angewöhnet. Kurz! ich kann nicht alle Glückſeligkeiten dieſes paradieſiſchen Ortes beſchreiben. Herr Pilger iſt der allgemeine Vater und Freund, er ſchlichtet täglich die kleinen Zwiſtigkeiten ſeiner Leute durch gütliche Vergleiche. Ein jeder, der zum Heirathen fähig iſt, heirathet ohne Rückſicht auf Stand und Reichthum; und junge angehende unbemittelte Eheleute bekommen von Herrn Pilger ein Gut und etwas zur Unterſtüzung aus der Generalkaſſe. Denn er beſizet keinen eingeſchränkten Diſtrikt, ſondern kann ſeine Kolonie ausdehnen, ſo weit er will.

Jenſeit des Flußes wohnen die Caraiben, als die natürlichen Einwohner des Landes, in ihren Wildnißen. Das einige, was zu befürchten, iſt eine Zwietracht zwiſchen der Kolonie und dieſen wilden Völkern: aber bis dahin hat Herr Pilger noch immer das gute Vernehmen mit ihnen unterhalten, ja einige Caraibiſche Familien an ſich gezogen. Doch läßt er ſeine ganze Mannſchaft, die aus ungefähr zweihundert Mann beſteht, alle Sontage Nachmittags in den Waſen üben, und er ſelbſt iſt ihr Oberſter.

Dies iſt die kurze Beſchreibung meines jezigen Aufenthaltes, wo ich gern mein Leben zubringen wollte, wenn ich nur meine Roſine und übrige Europäiſche Freunde bei mir hätte. Allein ich kann ohne ſie nicht leben, und ich ſehne mich nach dieſem glücklichen Zeitpunkte. Nun gehe ich in meiner Erzählung weiter.

Wir kamen alſo am Abend in Herrn Pilgers Wohnung an. Seine Gemahlin, eine ſehr angenehme Holländerin, war froh, einen teutſchen Jüngling ankommen zu ſehen. Auch ihre 5 Kinder, wovon das älteſte ein Sohn von achtzehn Jahren, waren ſehr freundlich und vertraulich mit mir. Am Tiſche, an welchem Herr Pilger, ſeine Gemahlin, Herr Pfarrer Mu gelius und ich waren, fieng Herr Pilger zu mir an: Die erſte Beſchäftigung, mein Freund! die ich Ihnen auftrage, iſt ein angenehmer Umgang mit uns, und die Erziehung unſerer Kinder. Sie werden bei mir eine Bibliothek finden, die Ihnen zu allem brauchbar ſeyn wird. Ihre Belohnung beſtimme ich Ihnen nicht: Sie ſollen zufrieden ſeyn. Gefällt es Ihnen, hier zu bleiben, ſo will ich Sie ſo glücklich machen, als ich kann; wollen Sie aber im Frühjahre wieder nach Europa, ſo ſtehet Ihnen das alles auch frei.

Ich war, wie leicht zu denken, ausnehmend mit meinem Schickſale zufrieden, und verſprach in allem die heiligſte Treue. Mit meinen häuslichen Verrichtungen will ich mich weiter nicht aufhalten; nur dies will ich noch ſagen: Herr Pilger übertrug mir zwar die Erziehung ſeiner Kinder, allein er fieng nebenher an, mich noch in andern Geſchäften zu gebrauchen. Sie wiſſen, daß die Staatswirthſchaft mein Lieblingsſtudium war, ohne daß ich einen Zweck dabei hatte. Denn ich ſehe nicht ein, wozu ſie mir nüzen könnte: allein, ich fühle einen unwiderſtehlichen Trieb dazu, und dieſem folge ich. Ich fand hier die ſchönſten Schriften dieſer Art, und ich leſe ſie fleißig. Sehen Sie nun die Kolonie **Pilgersthal** als einen Staat an, in welchem Herr **Pilger** Monarch iſt, ich aber ſein Kabinetsſekretär bin, ſo haben Sie mein Verhältniß. Er glaubt, gefunden zu haben, daß durch mich die Geſchäfte gut von ſtatten gehen: und ſo theilen ſich meine Verrichtungen in Erziehungs- und Staatsgeſchäfte ein.

Herr Pfarrer **Muzelius** war nun die erſte Perſon, die mein Herz und meine Aufmerkſamkeit an ſich zog. Er iſt ein Mann, der eine männliche Schönheit beſizt, und ſein holder freundlich ernſter Blick zeuget von ſeinem Empfindungs- und Liebevollen Herzen. Die Geſchichte dieſes Mannes iſt merkwürdig: und hier folget ſie:

Muzelius iſt ein Teutſcher, von wohlhabenden Eltern erzeugt, und der Gottesgelehrtheit von Jugend auf gewiedmet worden. Er hatte von je her ein warmes Herz für die Religion, und eine brünſtige Gottes- und Menſchenliebe; dabei aber ein ſo gutes Herz, daß er aus bloſer Menſchengefälligkeit im Auge des ſtrengen Moraliſten manchen groſen Fehler begieng. Im ein und zwanzigſten Jahre kam er von der Univerſität zurück, und wurde in ein hochadeliches Fräuleinſtift als Prediger berufen; ſein ganzes Daſein aber war für das ſchöne Geſchlecht zu reizend, er ſelbſt zur Liebe zu gefühlig geſtimmt, ſo, daß er vieles zu leiden hatte, und manchem Frauenzimmer Leiden verurſachte. Doch hat er mir bezeugt, daß er in dieſem Stifte ſeinem Stande und Berufe gemäs gewandelt, und nie geſtrauchelt habe, ob er gleich manchen harten Kampf darüber kämpfen müſſen.

Hier war er beinah drei Jahre geweſen,

als er von einem gewiſſen Grafen zum Hofprediger berufen ward. Auch hier wurde er von jederman geliebt, und ſeine nach lauter Gottes- und Menſchenliebe ſchmäckende Lehren allgemein erkannt: er ſelbſt aber fiel ganz erſchrecklich. Denn zu ſeinem Unglücke hatte er eine ſchöne, aber etwas leichtſinnige Haushälterin. Das beſtändige einſame Leben dieſer beiden Leute, die vielfache Gelegenheit in ſchwachen Stunden, hatten nach und nach den Geiſt des guten Mannes ſo ſehr geſchwächt, und ſein Fleiſch ſo kräftig geſtärkt, daß er im Kampfe erlag. Nun beſtürmten ihn die allergrauſamſten Gewiſſensbiße, ſo, daß er nicht mehr zu bleiben wußte. Kurz! er machte ſich heimlich nach Holland, und von da nach Surinam. Eine lange Reue und ernſte Buſe hat ihn endlich von ſeiner Seelenwunde wieder geheilet, und nun ſucht er durch gröſern Fleiß und Treue in ſeinem Amte allen nur möglichen Nuzen zu ſchaffen.

Als ich einige Zeit hier geweſen, kamen einige unſerer Bürger, und kündigten Herrn **Pilger** an, daß ein Kahn voller **Caraiben** mit Friedenszeichen ans Land geſtiegen ſei, und gern mit dem Caziken der Holländer (das war Herr Pilger) ſprechen möchten. Herr Pilger befahl, daß alle Beamten des Magazines ſich prächtig ankleiden, und mit ihrem Seitengewehre erſcheinen möchten. Herr **Pilger** und ich thaten ein gleiches: er ließ durch zween Bedienten zwei bloſe Schwerdter kreuzweiſe vor ſich her halten, ſezte ſich auf einen Seſſel, und wir alle ſtunden im Kreiſe um ihn her. Indeſſen wurden etliche Männer beordert, die **Caraiben** herzuführen. Dieſes Ehrfurcht erweckende Ceremoniel hatte Herr **Pilger** eingeführt, um den Wilden Hochachtung und Furcht einzuflöſen. Herr Pfarrer **Muzelius** war auch gegenwärtig, denn er redete die Caraibiſche Sprache ſehr gut, diente alſo zugleich als Dollmetſcher, war aber in ſeinen geiſtlichen Habit gekleidet.

Ich hatte zwar die Pilſterobheimer Caraiben oft geſehen, ihre ſonderbare heroiſche und wilde Bildung bewundert, allein dieſe waren ſchon europäiſch gekleidet, und hatten auch bereits viel ſanftes von unſern Sitten angenommen: allein jezt, als dieſe Männer hereintraten, erſtarb mir gleichſam das Herz im Leibe, mir gieng ein kalter Schauer über die Haut, und ich kann nicht unterlaſſen, die Gedanken, welche in mir aufſtiegen, hier mitzutheilen.

Ja, es iſt wahr, der Löw iſt majeſtätiſch gebildet, und er ſiehet fürchterlichſchön aus: aber das alles iſt Kinderſpiel gegen einen Caraiben. Welch eine Kreatur iſt doch der Menſch im Stande der wilden Natur! — was mußte Adam ſeyn? — Wir haben in Europa Fürſten, die majeſtätiſch ausſehen: aber das iſt nichts gegen einem wohl gebildeten Wilden: er ſezet ſeinen Fuß ſo ſtark und zuverſichtlich hin, wie ein Beherrſcher der ganzen Kreatur; ſein Blick iſt kühn, voller Gefühl eigener Kraft und Stärke; er verlacht alles Gekünſtelte und Feine geſitteter Völker, und lebt wie ihn ſeine Natur leitet; fürchtet die gröſere Macht, und gehorcht ihr, aber auf zwo verſchiedenen Weiſen. Will man ſeine Freiheit zwingen, ihn hindern ganz Menſch zu ſeyn, ſo gehorcht er, weil er muß, ſpannt aber indeſſen alle Seelenkräfte an, ſeine verlohrne Freiheit wieder zu gewinnen; und wenn er einen Weg dazu gefunden hat, ſo wirket er mit Leibes- und Seelenkräften, bis er die Feſſeln zerriſſen hat. Leitet ihn aber die gröſere Macht ohne Beleidigung, ſo, daß ihm ſeine Natur gebeut, ihr zu folgen, ſo folget er willig und mit Mannskraft, weil ſeine Freiheit nicht leidet; er verehret die höhere Macht, aber mit Liebe, Freundſchaft, Würde und Anſtand; immer fühlt er dabei, daß er ſelbſt eben das ſeyn könnte, was ſein Herr iſt, wenn es die Ordnung der Natur ſo mit ſich brächte: aber weil es dieſe nicht will, ſo will er es auch nicht.

Alles dies kann man dem Caraiben aus dem Geſichte leſen, wenn man ihn aufmerkſam anſchauet. Gott! dachte ich: welche Milchſuppen- und Alltagsgeſichter haben wir Europäer! — Und eben ſo iſt auch alle Schnellkraft in uns erloſchen: die Kunſt ſchüzt uns, gewiß nicht die Natur: hätten die Spanier und übrige Europäer kein Pulver und Blei gehabt, nie hätten ſie den Wilden eines Fuſes breit Landes abgewonnen: aber wer kann dieſen verrätheriſchen Werkzeugen widerſtehen? Jezt empfand ich recht, wie tief das menſchliche Geſchlecht auf einer Seite herabgeſunken, indem es ſich auf der andern verfeinert. Freilich haben wir unendliche Vorzüge vor den Wilden: Religion, Wiſſenſchaften, Kunſt und Sittlichkeit: alles das ſind unſchäzbare Dinge. Auch genieſen wir viele Vergnügen, die ſie nicht kennen: allein, könnten wir nicht auch die Tugenden der Wilden dabei haben? Geſezt, unſere Staatsverfaſſung wäre der ihrigen, nach unſerer höhern Vollkommenheit, ähnlich; wir wüßten von keinen Vorzügen der Geburt, wir beſäßen unſere Güter frei, wir lebten — nun, ich will eben nicht ſagen, ohne Häuſer in den Wäldern — aber wir lebten ohne Städte frei umher: machten unſere Länder gleichſam zu einer Stadt, in welcher aber unſere Wohnungen ſo weit voneinander ſtünden, daß jeder ſein Gut um ſein Haus her hätte: wir zwängen unſere Kinder nicht in die unnöthige Form der Mode und Gebräuche, ſondern erzögen ſie, was den Körper betrift, frei und gleichſam wild; auch die Seelenkräfte bildete man frei und ungezwungen, doch ſo, daß ſie den Empfindungen des Schönen und Guten in der Natur und Religion offen ſtünden; ꝛc. — Doch was hilft dies alles? der Gang der Menſchheit iſt nun einmal ſo; und vielleicht ſpielt mir meine junge Einbildungskraft hier einen tollen Streich, wie ſo manchem unſerer Schriftſteller, die wunderſchöne Sachen von Verbeſſerung der Menſchheit ſchreiben, und — ſelbſt die allererbärmlichſten Zucker- und Mandelkernpüppgen ſind.

Sechs Caraiben traten unter Begleitung unſerer Leute herein, welche gegen jene wie Lämmer ausſahen, die einen Trupp Löwen begleiten. Die Wilden knieten nieder, ſtunden aber raſch wieder auf: der Vornehmſte trat hervor, Herr Pilger reichte ihm die Hand, die der Wilde ergrif, und mit einer freundlichen Mine drückte; hierauf ſtand er, und redete ungefähr in folgenden Ausdrücken: alle ſeine Glieder aber redeten mit, ſo, daß ich nie etwas nachdrücklichers gehört habe: " Die Sonne
„ſcheint uns allen, friedfertiger Fürſt!
„wenn wir in unſern Wäldern das Wild
„jagen, oder auf unſere Feinde lauern,
„dann leuchtet uns eben die Sonne, eben
„der Mond, die auch Euch ſcheinen, wenn
„Ihr Zuckerrohr pflanzet und Eure Erndte
„ſammelt, daher ſind wir Brüder. Son-

„ne und Mond und der geſtirnte Himmel
„und die Erde haben Euch eben ſo lieb,
„wie uns, auch trinken wir aus einem
„Fluße mit Euch, er trägt Eure Schiffe
„ſo gern wie die unſern, wir wollen alſo
„Brüder ſeyn. Unſer groſer Fürſt Martapuli
„ſendet uns darum her, Euch das
„zu ſagen, nie ſollen unſere Helden das
„Fleiſch rund um das Feuer her von Euren
„Knochen nagen: aber, wer Euch angreift,
„ſoll auch unſer Feind ſeyn, groſe
„Töpfe wollen wir an flammende Eichen
„ſtellen, und ihre Glieder ſollen im kochenden
„Waſſer dampfen; unſere Jünglinge
„und Mädgen ſollen im Reihentanze nach
„den Töpfen ſchielen, und ihnen ſoll die
„Zeit lang werden, eh ihnen das Fett
„Eurer Feinde von den Fingern tröpfelt.
„Seyd daher unſere Freunde, wir wollen
„auch die Eurigen ſeyn.„

Dieſe Rede durchdrang mir Mark und Bein, denn ich verſtund ſie faſt ganz aus den Minen, und Muzelius verteutſchte

ſie

ſie uns, ſo wie ſie der Wilde mit Nachdrucke ausſprach.

Herr Pilger antwortete ihm: daß die Freundſchaft der braven Männer ihm ſehr angenehm ſei, und daß er ſehr wünſche, Ihnen mit der That zeigen zu können wie hoch er ſie ſchäze. Dies verdollmetſchte Ihnen **Muzelius**, und fügte noch folgendes hinzu: Es freuet uns, daß Ihr uns gegen unſere Feinde helfen wollt; auch wir wollen Euch gegen Eure Feinde beiſtehen, wir und Ihr wollen Brüder ſeyn, zuſammen eſſen und trinken: aber wir eſſen nicht das Fleiſch der Feinde aus Euren Töpfen. Wenn ein Löw mit dem andern kämpft, und ihn tödet, ſo frißt er des Ueberwundenen Fleiſch nicht. Der groſe Geiſt, der alles geſchaffen hat, verbot es den Löwen und allen Thieren, ſie ſollten nicht das Fleiſch ihrer Brüder freſſen; und Ihr wißt, ſie gehorchen.

Der Wilde hörte das aufmerkſam an. Haſt du den groſen Geiſt geſehn, fragte er?

und haſt du's gehört, als Er das dem Löwen befahl?

Nein, antwortete Muzelius: aber fromme Männer, die es wiſſen, haben mir es geſagt.

Aber der Löw frißt doch andere Thiere, fuhr der Wilde fort, die auch der groſe Geiſt gemacht hat, und die alſo auch des Löwens Brüder ſind.

Muzelius verſezte: Wir und Ihr eſſen auch Thiere: aber unſers gleichen eſſen wir nicht, auch iſt der Löw ſeines gleichen nicht.

Kühn erwiederte der Wilde: auch wir eſſen unſers gleichen nicht: wer uns beleidiget, iſt nicht mehr unſer Bruder.

Muzelius bot ihm die Hand. Bruder, ſagte er: verehre den groſen Geiſt! der wird dich lehren, was recht und unrecht iſt.

Wie muß ich das machen? fragte der Wilde.

Muzelius antwortete: ſo oft es dir einfällt, muſt du ſagen: Groſer Geiſt!

lehre mich erkennen, was Du willſt, daß ich thun ſoll.

Nachdrücklich verſprach der **Caraibe**, dies zu thun. Nun fragte er: ob es dem **Mattapuli** erlaubt ſei, auch zu kommen, und Freundſchaft mit uns zu machen? Herr Pilger verſicherte ihn, daß uns das gar lieb ſeyn würde, wenn er uns verſpräche, keinem von den Unſerigen etwas zu Leide zu thun, oder das mindeſte zu entwenden. Dies verſprachen die **Caraiben** alle einhellig und feierlich. Nun ließ Herr Pilger allerhand Kleinigkeiten, als Korallen, Spiegel u. dgl. bringen, und beſchenkte einen jeden damit: doch gab er dem, der geredet hatte, den anſehnlichſten Theil. Hierauf zogen ſie wieder ab.

Des andern Tages kam der **Mattapuli** in Geſellſchaft von fünfzig Caraiben, nebſt ſeiner Tochter. Herr Pilger, **Muzelius** und wir alle giengen ihnen bis an den Strom entgegen, eben ſo wie geſtern gekleidet und bewafnet. Der Cazike war ein anſehnlicher Greis, dem der Edelmuth aus den Augen leuchtete: ſeine Tochter aber fiel uns allen vorzüglich auf. Nachdem dieſe uns alle neugierig angeſehen hatte, blieb ſie mit ihrem Blicke ſtarr an Muzelius hangen, und nachdem ſie ihn eine Weile angeſehen, lächelte ſie ihn an, gieng auf ihn zu, ſtand nah bei ihm, und drückte ihm die Hand. Muzelius blieb ernſthaft freundlich. Wie heißeſt du, Jungfrau? fieng er an. Ich heiße Zarima, wenn dir der Name gefällt, antwortete ſie, und ſpielte mit ſeinen Fingern. Der Cazike und Pilger bewillkommten ſich, und ſo wanderten wir auf Pilgersheim zu.

Die braune Prinzeßin, wenn ich ſie ſo nennen darf, iſt vollkommen ſchön und regelmäßig gebildet: in dieſem Stücke kann ſie für eine wahre Schönheit gelten. Ihre ganze Haut iſt etwas licht kaſtanienbraun, ihre Mine Caraibiſch ſanft und freundlich; dieſe Miſchung iſt ſo majeſtätiſch-ſchön, daß ſich nichts ſchöner denken läßt; kurz, ſie iſt ſo liebenswürdig, daß man glaubt, ohne ihre braune Haut würde ſie nicht ſchön ſeyn. Sie gieng Muzelins zur Seite, redete beſtändig mit ihm, ich verſtund aber von dem allem nichts, bis er mir es nachher erzählte.

„Du gefällſt mir ſo wohl, mein Bruder, laß mich bei dir bleiben, wenn ich dir auch gefalle!

„Du gefällſt mir wohl, Zarima! Du
„könnteſt bei mir bleiben, wenn du kein
„Mädgen wäreſt. „

Kannſt du denn kein Mädgen um dich leiden?

„Ja, Zarima! aber du biſt ſchön, und
„dein Liebhaber würde mich umbringen,
„und mein Fleiſch eſſen. „

Ich habe keinen Liebhaber, mein Bruder! wenn du mich nicht liebeſt. Ich ſah keinen, der mir gefiel, als du: ich will bei dir ſchlafen.

„Zarima! du biſt eine Caziken Tochter,
„eine Fürſtin: der groſe Geiſt hat dich her-

„lich erſchaffen: ich liebe dich auch als „meine Schweſter, aber ich darf nicht bei „dir ſchlafen. „

Du machſt mich traurig: ſo bald ich dich ſah, gefielſt du mir: du mußt mein ſeyn, und ich will die Deinige ſeyn! Warum darf ich nicht bei dir bleiben?

„Hör, Zarima! der groſe Geiſt, der „alles geſchaffen hat, der hat befohlen, „daß Mann und Weib nicht beiſammen „ſeyn ſollen, wenn ſich beide nicht mit dem „heiligſten Eide verbinden, daß ſie bis in „den Tod zuſammen leben wollen. „

Das iſt ein ſüſes Gebot, mein Bruder! ſo habe ich es gern; ſchwöre du mir das, ich will es dir auch ſchwören.

„Gut, Zarima! ich will dir noch mehr „ſagen: Weiſt du auch wohl, daß alle „Menſchen oft fehlen, daß kein Menſch „immer thut, was recht iſt? „

Das weiß ich: aber es iſt doch recht, daß ich dich liebe.

„Dagegen habe ich nichts; aber ſonſt

„haſt du doch oft unrecht gethan, und andere Menſchen auch. „

Ich habe oft etwas gethan, und fühlte, daß es nicht recht war.

„Aber, der groſe Geiſt will doch, daß
„alles, was wir thun, recht ſeyn ſoll.
„Siehe, Zarima! wenn wir einmal ſter-
„ben, ſo ſoll uns nach unſern Werken ge-
„lohnt werden: wir werden dann für alles
„Böſe, das wir gethan, an einem böſen
„Orte geſtrafet. Nun iſt aber der groſe
„Geiſt Menſch geworden, und hat die Stra-
„fen gelitten, die wir für unſere unrechte
„Werke hätten ausſtehen müſſen. Dieſer
„Gottmenſch hieß Jeſus Chriſtus. Al-
„les, was der befohlen hat, mußt du thun,
„wenn du mich lieben willſt, und alle Men-
„ſchen, die nach dem Tode glücklich ſeyn
„wollen, müſſen das auch thun. „

Das mußte gewiß ein vortreflicher Caraibe ſeyn! Kann ich aber das alles thun, mein Bruder! was dieſer groſe Geiſtmenſch befohlen hat?

„Ja, Zarima! das kannſt du alles „thun: du muſt den groſen Geiſt, und „Jeſum Chriſtum, und alle Menſchen „lieb haben; wenn leztere dir Böſes thun, „muſt du dich überwinden und ihnen Gutes thun; und alles, was du gern hätteſt, das dir andere Menſchen thun ſollen, das muſt du ihnen auch thun. Siehe! „das iſt alles, was du zu thun haſt; alles übrige kommt damit überein.„

Das alles will ich gern lernen, und bis ich ſterbe, bei dir bleiben. Aber, höre, mein Bruder! thuſt du dann das auch, was dir der groſe Geiſtmenſch befohlen hat?

„Ja, Fürſtin! das thue ich ſo viel ich „kann.„

So muſt du auch mich lieben, weil ich ein Menſch bin. Und weil du gern geliebt wirſt, ſo muſt du mich auch wieder lieben.

„Zarima! ich liebe dich herzlich.„

So küſſe mich denn, mein Bruder! (hier umarmte ſie ihn, er umarmte ſie auch).

„Nun, fuhr er fort: wenn du mich im-

„mer lieben und bei mir bleiben willſt, ſo
„muſt du erſt lernen, wie man den groſen
„Geiſt verehren ſoll, und zugleich muſt du
„auch lernen, wie du die Hausgeſchäfte
„auf unſere Art zu führen haſt. Wenn du
„das alles kannſt, ſollſt du meine Gemahlin
„werden. „

Wird das lange dauern?

„Vielleicht ſo lange, bis die Sonne über
„unſer Haupt hin und wieder her gegangen
„iſt. „ (Das macht in Surinam etwa ein halbes Jahr). „Aber, wird dich
„dein Vater auch hier laſſen? „

Mein Vater befiehlt mir nicht, was ich thun ſoll: auch hat er euch alle lieb.

Muzelius ſagte mir hernach, daß ihm während dieſer Rede das Herz gebrannt habe: Zarima hätte ihm gefallen, und ſie zu heirathen, ſei ihm bald aus vielen Urſachen ein ſüſer Gedanke geworden. Sie verließ ihn auch gar nicht, blieb bei ihm, und ihre Augen begleiteten ihn überall, wo er ſich hinwandte.

Nachdem wir nun zu **Pilgersheim** anlangten, hatten ſich auch alle unſere Bürger verſammelt; beſonders ſtunden unſere Caraibiſchen Familien auf einem Häufgen beiſammen. Der Cazike grüßte alle Anweſenden, beſonders aber beſprach er ſich lang mit den Caraiben, die ihren Wohlſtand nicht genug rühmen konnten.

Herr **Pilger** führte ſie ſämtlich auf einen ſchönen grünen Plaz neben ſeinem Hauſe. Hier wurden die gemeinen Caraiben bewirthet: der Cazike aber, ſeine Tochter, und einige der vornehmſten Wilden ſpeiſten mit uns in einem Saale.

Zarima geſellte ſich ſofort zu der Frau **Pilger**, und empfand jezt keine gröſere Neigung, als gerad ſo eine Frau zu werden: ſie beobachtete mit der gröſten Aufmerkſamkeit ihr ganzes Betragen, und ahmte daſſelbe ſo gut nach, als ſie konnte; nur ſchade! daß ſie einander nicht verſtunden. **Muzelius** mußte daher jeden Augenblick den Dollmetſcher machen, weil immer etwas zu fragen war. Die Frau **Pilger** fühlte auch bald eine innige Neigung zu dem nußbraunen Mädgen, und freute ſich daher, als ſie hörte, daß ſie bei uns bleiben würde. Sie übernahm gern und willig die Erziehung und Ausbildung derſelben; und dieſes verſezte die Zarima in die lebhafteſte Freude.

Herr **Pilger** und **Mattapuli** ſchloſſen indeß während der brüderlichen Mahlzeit die engſte Freundſchaft, und ich war äuſerſt gerührt, als ich die reinſten Triebe der Freundſchaft in dieſem ſo weit von uns entfernten Adamsgeſchlechte ſo ungemein ſtark und edel wirken ſah. Der Cazike hatte beſonders einen Anſtand in ſeinem Betragen, der mich in Erſtaunen ſezte.

Nach der Tafel beſchloß **Muzelins**, eine kurze Rede an die Wilden zu halten. **Mattapuli**, ſeine Tochter, und wir alle giengen in den Hof, der Cazike ſtellte ſeine Leute in Ordnung, trat vor ſie hin, und ſeine Tochter neben ihn. **Muzelins** ſtand und redete von der Majeſtät und Gröſe Gottes, von ſeiner unendlichen Liebe zu den Menſchen, von der Sendung Jeſu Chriſti, und vom Erlöſungswerke; endlich beſchloß er mit einer rührenden Aufmunterung zu einer liebreichen Vereinigung der Menſchen, und verſicherte die Caraiben aller nur möglichen und der engeſten Freundſchaft. Alle waren gerührt, und keiner von uns war ohne Thränen.

Als dies vorbei war, trat **Zarima** auf. Wir waren alle voller Erwartung, was aus der Sache werden würde. Sie ſtellte ſich neben **Muzelius**, und fieng auch an zu reden; dieſer bat ſie, langſam und in kurzen Abſäzen zu ſprechen, damit er uns ihre Rede verteutſchen könnte.

„Cazike **Martapuli** und mein Vater!
„und Ihr Caraiben, meine Brüder! Ich
„werde nicht mehr auf euern grünen Raſen
„ſizen, und mit euch das flüchtige Wild
„verfolgen: unter meinen Füßen ſollen ſich
„bei euch keine Blumen mehr bücken: denn

„ich verlaſſe dich, Fürſt der Caraiben!
„aber ich werde dich liebhaben, oft nach
„deinen Wäldern hinſehen, und daran denken,
„wie oft ich bei dir ſaß und dir die
„Backen ſtreichelte. Dieſer Mann iſt es,
„den ich liebe, und deſſen Gattin ich bin,
(hier grif ſie den Pfarrer bei dem Arme)
„ich werde auch bei ihm bleiben, und nie
„das Fleiſch der Feinde mehr mit euch eſſen:
„was mir mein Liebhaber ſagt, das
„will ich thun: den groſen Geiſtmenſchen
„anbäten und ſeinem Willen folgen. Wenn
„ihr über den Strom zurückfahrt, will ich
„hinſehen und weinen, aber nicht mitgehen.
„Dieſer Mann hat mir mit ſeinem
„Angeſichte in meinem Innerſten ein Feuer
„angezündet, das würde mich bei euch
„verzehren, ich würde ſterben, und dann
„würdeſt du, Vater! da ſtehen, und,
„ach meine Zarima! rufen: aber dann
„hörte ich deine Stimme nicht mehr. So
„aber bleibe ich hier bei meinem Bräutigame,
„und dann werde ich leben und ac-

„ſund ſeyn; du wirſt mich hier oft beſu-
„chen, dann will ich dich umarmen, dich
„küſſen, und wann du wieder weggeheſt,
„weinen; dann ſagſt du: Lebe wohl,
„Zarima, meine Tochter! und ich ſage:
„Lebe wohl, Mattapuli, mein Vater!
„Dann freuen wir uns auf das Wieder-
„ſehen: aber, wenn ich tod bin, iſt keine
„Freude mehr. Darum bleibe ich hier,
„Ihr Caraiben! und niemand ſoll mich
„meinem Bräutigame entreiſſen.„

Sie umſchlung ihn nun mit ihren Armen, als wenn ſie befürchtete, man würde ſie mit Gewalt wegreiſſen. **Muzelius** bat ſie, ihn loszulaſſen, und redete nun auch den Caziken um ſeine Tochter an. Alle **Caraiben** ſtunden gleichgültig bei der Sache; der Cazik aber ſchüttelte ſein graues Haupt, und Thränen floſſen ihm die Wangen herab. Das thut mir weh, Zarima! antwortete er: daß du deinen Vater verläſſeſt, und daß dich mein Auge in meinen Wäldern nicht mehr hüpfen ſehen ſoll.

Aber, du biſt ein Mädgen, und um eines Mannes willen biſt du geſchaffen. Bleibe alſo hier, und ſei die Frau eines Freundes des groſen Geiſtes! Hiemit kam der Cazike und umarmte ſeine Tochter: **Muzelius** aber umarmte ihn, und nannte ihn Vater. **Mattapuli** nahm es wohl auf, und hieß ihn ſeinen Sohn.

Nun beſchenkte Herr Pilger auch den Caziken und alle Caraiben; wir alle gaben ihnen das Geleit bis an den Strom. **Zarima** weinte hier bittere Thränen, auch der Cazike weinte, und ſchaute immer nach dem Ufer zurück. Endlich kehrten wir um, und giengen nach Hauſe.

Nun übernahm die Frau Pilger den häuslichen Unterricht der **Zarima**, und der erſte Hauptpunkt war die Reinlichkeit. Hierin hat das holländiſche Frauenzimmer es am weiteſten gebracht, und hängt auch mit Leib und Seele ſo daran, als wenn es der gerade Weg zur Seligkeit wäre. Die **Caraibinen** hingegen wiſſen wenig davon. Zarima aber, welche der Geiſt der Liebe belebte, und die wohl wußte, daß ſie ihren Zweck nicht ehender erreichen würde, bis ſie den Europäerinnen an Sitten gleich wäre, nahm darin auſerordentlich zu. Auch kam ihr das Erlernen der holländiſchen Sprache leichter an, als man anfangs glaubte. Ihr Liebſter war auch zugleich ihr Lehrer in der Religion; und da läßt es ſich begreifen, wie ſehr ſie in deren Erkänntniß zugenohmen haben müſſe. Muzelius heirathete ſie hierauf den folgenden Winter.

Obgleich Pilgersheim ein ſehr wohlcivilisirter Ort iſt, ſo beſtehet er doch aus Menſchen. Das gab einen Lärm unter den Nachbarn und Nachbarinnen, als der Prediger das wilde Mädgen heirathete, daß es nicht zu beſchreiben iſt. Der eine ſagte: war denn kein Mädgen mehr in Pilgersheim? Der andere: der Pfarrer muß doch einen ſonderbaren Geſchmack haben! Der Pietiſt ſeufzete: ach Gott, wie verfällt der Mann! da nimmt er gar eine geweſene Heidin; nun wird er ganz zurück gehen. Dies leztere ſagte mir einſt ein ſolcher Mann. Ich antwortete ihm aber: Muzelius habe ein gröſſeres Werk der Barmherzigkeit gethan, und eine gröſere Pflicht der Liebe des Nächſten ausgeübt, als wenn er ein Häufgen Chriſten von der Welt abgeſondert, und durch eingebildete Heiligkeit ſtolz gemacht hätte. Seine Gattin wäre ohne ihn ſchwerlich eine Chriſtin geworden: auch könnte dieſer Schritt ſehr nüzliche Folgen für die armen Wilden haben, ꝛc. Allein es gieng hier, wie es zu gehen pflegt: wenn man ſolchen Leuten auch die klarſte Wahrheit verdemonſtrirt, ſo rufen ſie: das iſt Vernunft! und dieſe urtheilet falſch in geiſtlichen Dingen: wir folgen unſern Empfindungen. Auch dieſer gute Mann zuckte die Schultern, hatte Mitleiden mit mir, und gieng fort.

Seltſamere Empfindungen habe ich in meinem Leben nicht, als verwichenen Herbſt.

gehabt. Denken Sie! Ich arbeitete eben mit Herrn Pilger, als zween Europäiſche Herren ſich anmelden lieſſen. Herr Pilger ließ ſie alſofort hereinkommen, und ich erſchrack — anders kann ich meinen Zuſtand nicht beſchreiben, als ich Wolkenblick und den Lizentiat Hallenborn hereintreten ſah; ſie ſtuzten ebenfalls, denn ſie hatten mich eben ſo wenig hier erwartet, als ich ſie; wir ſahen uns eine Weile ſtillſchweigend an, endlich aber fiel ich einem nach dem andern um den Hals, und weinte. Auch ſie waren eben ſo ſehr gerührt.

Nachdem wir uns bewillkommet, erzählte ich Herrn Pilger, wer dieſe Herren wären. Er freute ſich auch, und hieß ſie willkommen. Sie hatten zu Surinam von Pilgers vortreflicher Kolonie gehört, und daher Luſt bekommen, dieſelbe zu beſehen. Herr Pilger erkundigte ſich nun bei ihnen, ob ſie Luſt hätten, hier zu bleiben? Das war beiden eben recht. Nachdem ſie einige Tage bei uns geweſen, und ſich nach allen Umſtänden erkundigt hatten, gaben ſie zu verſtehen, was eigentlich ihre Abſicht ſei, nämlich, daß ſie hier eine Erziehungsanſtalt errichten wollten. Daß unſerm Herrn dieſer Gedanke angenehm war, iſt leicht zu denken: nur kam es darauf an, wie deren Einrichtung ſeyn ſollte. Hierüber aber ließ ſich noch kein Plan entwerfen, ſie mußten erſt die Liegenheit der Sache kennen; und bis hieher ſind ſie mit dem Entwurfe noch nicht fertig. Ueberhaupt aber fangen ſie ſchon an, uns allen läſtig zu werden; denn mit dem Unterrichte der Kinder wollen ſie ſich nicht ſelbſt abgeben; zum Arbeiten ſind ſie nicht aufgelegt, und da ſie eine natürliche Antipathie gegen alle Geiſtlichen haben, ſo iſt ihnen der vortrefliche Muzelius auch überall im Wege. Mich verlanget, was aus der Sache werden wird.

Nachdem ich nun den Gang meiner Geſchichte ordentlich erzählet, ſo muß ich Ihnen noch eine ganz auſerordentliche Begebenheit mittheilen, die uns im Anfange des vergangenen Merzmonates widerfahren iſt. Der Winter iſt hier ſehr angenehm, und im Märzmonate iſt alles in voller Blühte. Muzelius und ich pflegen oft ſpaziren zu gehen. Gewöhnlich wandeln wir dann in der Allee, von unſerer Wohnung bis zum Luſthauſe am Strome, und ſo hin und her. Nun war im verwichenen März ein auſerordentlich ſchöner Tag; wir ſpazirten an demſelben gegen Abend auf unſerm gewöhnlichen Gange, und als wir ans Luſthaus kamen, giengen wir hinein; denn ich hatte zu dem Ende den Schlüſſel zu mir geſteckt. Wir ſezten uns an das Fenſter gegen den Strom zu, und waren Willens, recht zu plaudern; allein, die Blicke, die einer nach dem andern über den Strom hin that, machten uns ſtumm. Wir ſahen uns zuweilen ſehr gerührt an, und konnten uns der Thränen nicht enthalten: denn der majeſtätiſche Blick auf das Gebirg in den Abendſtunden, beſonders wenn der Himmel recht klar iſt, und die Sonne hell ſcheinet, iſt nicht zu beſchreiben.

Nachdem wir eine Weile ſo geſeſſen, und Gott den Allmächtigen in der Stille verherrlichet hatten, fiel mein Auge auf ein Perſpektiv, welches hier auf einem Schranke lag. Freudig ergrif ich daſſelbe, wir ſchaueten wechſelsweiſe, und entdeckten jeden Augenblick neue und bewundernswürdige Gegenſtände. Dies machte uns beide ſo neugierig, daß uns die Verſuchung anwandelte, einmal eine Reiſe hinüber zu wagen. Wir wurden deſſen einig, liefen nach Hauſe, baten uns von Herrn Pilger auf etliche Tage Erlaubniß aus, und machten uns reisfertig: ich packte Brod und Fleiſch, nebſt einem Kruge Wein, der aus Zuckerrohr verfertiget wird, in einen Reiſeſack, und des Morgens mit Anbruche des Tages lieſſen wir uns über den Strom ſezen, und wanderten fort. Jeder hatte eine Flinte, nebſt Pulver und Blei und Seitengewehre bei ſich, um uns gegen

Überfälle der wilden Thiere zu ſchüzen: denn von Menſchen hatten wir nichts zu befürchten, da wir mit den Caraiben nicht nur Freundſchaft gemacht, ſondern ſogar mit ihrem Fürſten verwandt waren.

Ich kann nicht ſagen, daß wir einen Weg nahmen, denn es war keiner da. Wir krochen erſtlich durch ein Gebüſche langs einem Bache hin, der gerad gegen Pilgersheim über in den Strom fiel; nach und nach wurde das Thal weiter, und zu einem unwegſamen Hochgewälde; noch immer hielten wir uns am Bache, bis wir endlich nach einer Stunde an einen ſteilen Felſen kamen, über welchen der Bach ungefehr 100 Schuhe hoch von einem Abſaze zum andern herunter ſtürzte. Hier ſchlugen wir uns linker Hand den Berg hinan, um auf den Felſen zu kommen. Dies gelung uns auch nach einiger Mühe, und hier ſahen wir das ſchönſte Schauſpiel der Natur: Dieſer Fels war gleichſam der Damm eines kriſtallhellen kleinen Sees, an welchem wir an der nordweſtlichen Ecke ſtunden, und mit Erſtaunen hinüber blickten; in der Mitten war der Fels etwas niedrig, und hier floß eben das Waſſer heraus, das ſich mit ſo groſem Geräuſche über denſelben hinunterſtürzte. Der See war eine gute Viertelſtunde lang und breit. An der Südſeite war eine ſteile Felſenwand von etwa 50 Schuhen, und oben darauf Bäume und Gebüſche. An der Nordſeite, wo wir ſtanden, war ein groſer ebener Raſen, voller Blumen und wohlriechender Kräuter. Dieſen paradieſiſchen Plaz umkreiſte in einer Weite von etwa 200 Schritten ein Gebüſch von allerhand ſchönen Stauden. Gegen Oſten, wo der Bach hinaus floß, ſpülte der See an den Wurzeln eines Haines, der ſo dunkel wie die Nacht war. Dieſer Wald erhob ſich allmählig, ſo, daß wir ſein Ende nicht ſehen konnten. Hier war uns unausſprechlich wohl: denn gegen Weſten überſahen wir das herrliche Pilgersthal, und wie die erſten Sonnenſtralen jezt auf des rechtſchaffenen Mannes Wohnung fielen. **Nuzelius** fieng mit heller Kehle an, das Lied des ſel. **Joachim Neanders** zu ſingen: **Unbegreiflich Gut**, ꝛc. Unter ſeine ſchöne männliche Stimme tönte der Waſſerfall einen dumpfen Baß, und das Zwitſchern der Waldvögel harmonirte ſo gut dazu, daß ich nach und nach für lauter Wonnegefühl weinen mußte. Hier frühſtückten wir, redeten von der ſchönen Welt, in welcher wir Bürger ſind, von der Güte Gottes, und wie ſeine heilige Führung mit den Menſchen keinen andern Zweck habe, als uns aus lauter Liebe und Erbarmen immer der Vollkommenheit näher zu führen, u. ſ. w, Ich bat meinen Freund, mir **Neanders** Lied zu diktiren, ſo wie er es in Anſehung der Dichtkunſt verbeſſert hatte, ohne den Sinn zu ändern, und ich ſchrieb es mit einem Bleiſtifte in mein Taſchenbuch, wie hier folget:

⁂

Unbegreiflich Gut!
Wahrer Gott alleine!
Herr, der Wunder thut!
Heilig, Heiliger!
Aller Herren Herr!
Dich allein ich meine.

⁂

Ehrerbietigkeit
Meinen Geiſt durchdringet,
Jezt, in dieſer Zeit,
Da auf jeder Flur
Jauchzet die Natur,
Und der Wald erklinget.

⁂

Stimmet mit mir an,
Himmel, Luft und Erde!
Hör es jedermann!
Jauchzt im Jubelton!
Daß auf Seinem Thron
Gott verherrlicht werde.

⁂

Herr! der goldne Glanz
Deiner ſchönen Sonne
Wärmt, belebt mich ganz;
Und dein ewig's Licht
Strahlt mir ins Geſicht,
Füllt mich an mit Wonne.

⁂

Gott! des Himmels Plan
Glänzt gleich einem Spiegel:
Wenn ich es anſchau,
Wünſch ich klar und rein,
Wohl probirt zu ſeyn,
Wie das Gold im Tiegel.

⁂

Gott! die Luft erſchallt,
Tauſend Kehlen klingen,
Es ertönt der Wald;
Auch dies Herz in mir
Soll, Jehovah! Dir
Preis und Jubel bringen.

* * *

Herr! die weite Welt
Preiſet Deinen Namen:
Das verneute Feld
Steht in junger Pracht,
Alles grünt und lacht,
Blüht und reift zum Saamen.

* * *

Gott! es feiern Dir
Berge, Felſen, Klippen;
Alles winket mir
Jezt zum Lobgeſang,
Und im wärmſten Dank
Jauchzen meine Lippen.

* * *

Herr! es rauſchen hin
Bäche in den Gründen:
Wenn ich dürre bin,
Wenn mich Trübſal plagt,
Und mein Herz verzagt,
Laß mich Gnade finden.

⁂

Gott! der Thiere Heer
Jauchzt und hüpfet munter,
Alles freut ſich ſehr,
Alles ſich bewegt,
Gros und Klein ſich regt,
Preiſt der Allmacht Wunder.

⁂

Herr! wie gros und viel
Sind nicht Deine Werke!
Ohne Maas und Ziel,
Ohn Begrif und Zahl
Find ich überall
Zeichen Deiner Stärke.

⁂

Dieſe Wunderwelt
Schufeſt Du, Jehovah!
Deine Lieb' erhält
Was Geſchöpfe heiſt.
Lieb' Ihn auch, mein Geiſt!
Sing Ihm, Hallelujah!

Nach dieſer feierlichen Stunde machten wir uns wieder auf, wandten uns oſtwärts in den Wald, und folgten abermals dem Bache, welcher in einer kleinen Vertiefung ſich herab ſchlängelte. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde allmählig aufwärts gewandelt hatten, ſtießen wir wieder an eine mäſig-hohe Felſenwand, welche ſchief von Nordoſt gegen Südweſt zu lief. Hier konnten wir alſo nicht weiter; daher giengen wir aufwärts langs der Felſenwand durch das Gebüſch. Auf einmal ſah ich vor mich hin, — ſah, — und ſiehe! etwa vier Schuhe vor meinen Füſen war ein erſchrecklich-ſteiler Abſturz. Wir zitterten, bebten, wankten zurück, und krochen nun auf Händen und Füßen vorwärts, ſtreckten die Hälſe, und ſchauten hinunter: wir ſahen ein enges Thal in der Tiefe, und gegen uns über eine gähe Waldſeite: alles fieng an, ſich vor meinen Augen zu bewegen: ſchüchtern kroch ich zurück, und **Muzelius** mit mir. Nun wanderten wir ſüd-weſtwärts langs der Felſenwand hinab. Nach einer kleinen Weile ſtießen wir wieder an eine Felſenwand: dieſe war das obere Ende derjenigen, die ſüdwärts der See in die Höhe ragte; ſie war aber hier ſo niedrig, daß wir ohne Mühe hinauf klettern konnten. Da fanden wir nun eine groſe Ebene vor uns, die mit Raſenpläzen und Gebüſchen abwechſelte, und auſerordentlich angenehm war. Gegen Weſten ſenkte ſie ſich allmählig, und dort vermutheten wir wieder einen Abſturz. Gegen Süden, etwa eine halbe Stunde von uns, lief eine zackigte kahle Felſenreihe von Weſten gegen Oſten; eine Spize war immer ſeltſamer und höher als die andere; dort gegen Südoſten ſchien die öſtliche Felſenwand ſich anzuſchlieſen, als welche ſich nun herum lenkte, und von Nordweſten gegen Südoſten hinſtrich. Wir befürchteten, dort nicht weiter kommen zu können, doch verſuchten wir es, und giengen ſüdoſtwärts fort; endlich kamen wir in die

Ecke, und fanden zu unſerer groſen Freude einen engen Durchgang, der aber eine Viertelſtunde lang ſo eng und ſo ſteil im Zikzak aufwärts gieng, daß wir mehrentheils auf Händen und Füßen über die Felſenſtücke hin kriechen mußten; endlich ſtieſſen gar die Felſen über uns zuſammen; da wir aber den Tag ſchimmern ſahen, ſo kletterten wir muthig fort und kamen endlich wieder zu einer Felſenkluft heraus, und auf einmal in ein flaches höchſt anmuthiges Tempe, welches rings um mit Buſchwerk und Wald umgeben war. Ich halte mich mit der Beſchreibung der Thiere, Vögel und Pflanzen nicht auf, die wir fanden; denn unſer Zweck war nur, die wilde Natur in ihrer Gröſe zu betrachten.

Zu beiden Seiten, nord- und ſüdwärts, ſahen wir wieder in einiger Entfernung Felſenreihen, gegen Oſten aber ſtieg abermals der Wald aufwärts, und darauf wanderten wir zu, beſtiegen denſelben, und kamen auf eine Höhe. Zur Linken hatten wir ein Thal mit einem ſtarken Bache, jenſeit demſelben aber einen himmelhohen Felſenabſturz, deſſen Richtung von Nordweſt gegen Südoſt gieng: zur Rechten hatten wir ebenfalls ein Thal, und auf deſſen anderer Seite abermal eine Felſenreihe. Jezt fiengen wir an, durch Knoten an den Baumäſten unſern Weg zu zeichnen, weil wir zu fürchten anfiengen, daß wir den Rückweg nicht wieder finden möchten. Unſere Waldhöhe beſchloſſen wir zu behalten, und ſo ſüdoſtwärts fortzugehen. Das Knüpfen der Knoten in die Aeſte hielt uns lang auf, doch kamen wir nach zweien Stunden, indem ſich unſere Höhe allmählig wieder oſtwärts herum lenkte, abermal an eine Felſenwand; wir mußten uns alſo hier linker Hand hinab in das Thal begeben. Indeſſen bezeichneten wir unſern Weg ſorgfältig, um auf der Rückreiſe nicht irre zu werden; und uns ſchauderte ſchon für dem Gedanken. Das Thal war hier nicht tief, wir giengen allmählig

mählig hinab, und kamen an einen ſilberhellen Bach: auf der andern Seite aber war das Felſengebirg noch immer ſehr hoch und grauſend.

Das Thal fieng nun auch an immer gäher zu werden: es gieng beſtändig öſtlich fort, und nach einer Stunde Gehens waren wir ſo hoch gekommen, daß wir wieder über alle Gebirge hin nach Pilgersheim ſehen konnten. Hier befanden wir uns unvermuthet auf dem angenehmſten Plaze von der Welt: eine kleine grüne und buſchigte Ebene war rundum mit hohen Felſen umgeben, ausgenommen an der Seite, wo wir herauf gekommen waren. Der Bach entſprang hier in einer kleinen Grotte am Felſen, die ganz mit Geſträuchen verwachſen war. Jezt nahete der Mittag heran, und wir beſchloſſen, an der Quelle unſere Mahlzeit zu halten. Über dem Eſſen ſchauten wir überall herum, aber wir entdeckten keine Gelegenheit weiter zu kommen, ſo, daß wir glaubten, wir würden nach dem Eſſen unſere Rückreiſe wieder antreten müſſen. Dies war mir nun gar nicht recht; ich ſtand alſo auf, beſichtigte alles genau, und fand endlich an der Südſeite einen ſchiefen Spalt zwiſchen den Felſen, den man nicht leicht bemerken konnte. Ich zeigte ihn meinem Freunde, und wir bekamen nun Hofnung, da einen Ausweg zu finden. Nachdem wir etwa eine Stunde geruhet hatten, trieb uns die Neugierde weiter; wir giengen durch den Spalt eine Weile fort, und zwar wieder gäh aufwärts, bald kamen wir auf das Freie, und zwar auf die Höhe des öſtlichen Felſen, gerad über der Quelle. Die Ausſicht hier iſt unausſprechlich: nordwärts ſahen wir in einer Ferne von zwanzig Meilen das groſe Weltmeer, weſtwärts das ganze Pilgerothal, und über die weſtlichen Gebirge hin in die weite Welt. Südwärts ſahen wir lauter Gruppen von Felſen, Wäldern und Ebenen. Wir ſezten uns eine Weile nieder, um das manigfaltige

Ganze in ſeinen Theilen zu betrachten: wir ſprachen von der Gröſe, Allmacht und Weisheit Gottes, und wurden dergeſtalt gerührt, daß wir Thränen vergoſſen.

Nach einer kleinen Weile ſtanden wir auf, und wandten uns gegen Oſten. Hier ſahen wir wieder ein herrliches Tempe vor uns, das auf beiden Seiten gähe Abſtürze zu haben ſchien: wir vernahmen zugleich ein fernes dumpfes immerwährendes Gebrüll, das einem Donner ganz ähnlich war. Wir vermutheten dort einen groſen Waſſerfall, und giengen darauf zu: die Ebene war ein grüner Raſen mit kleinen Gebüſchen. Eine halbe Stunde von uns, gegen Morgen, war wieder ein hohes Felſengebirg, welches von einem Ende der Ebene bis zum andern fortgieng.

Als wir an dieſe Felſen kamen, fanden wir einen ſtarken Bach, welcher in unzählichen Quellen aus dem Felſen quoll, und gegen Süden floß, woher wir nun den ſchrecklichen Donner ganz nahe brüllen hörten. Wir giengen furchſam darauf zu, und fanden den fürchterlich ſchönſten Anblick, den man ſich denken kann: der Abſturz war nicht ſenkrecht bis in die Tiefe. Oben fiel der Bach zuerſt etwa 100 Schuhe ſenkrecht in einen felſigten Behälter etwa 100 Schritte lang und breit herunter, und hier entſtand das Gebrüll, welches durch das vielfältige Echo verſtärkt wurde. Der kleine See ſah von dem ſtarken Schäumen wie Milch aus, und der lebhafteſte Regenbogen kreiſete darüber her. Aus dieſem See ſtürzte ſich das Waſſer über unzählbare kleine Felſen und Felſenſtücke bis in die Tiefe hinab; dort war nun ein weiter Raum, rundum mit ſchrofen hohen Felſen umgeben, in welchem Raume ſich das Waſſer ſammelte, und einen groſen See bildete, welcher ſich ſeitwärts zwiſchen den Gebirgen hinzog, und dort vielleicht ſeinen Ausfluß hatte.

Nachdem wir dieſen herrlichen Anblick eine Weile genoſſen hatten, giengen wir wieder langs der Felſenwand nordwärts fort bis ans nördliche Ende: hier war nun ein dichtes Gebüſch, und hinter demſelben ein grauſam hoher und gäher Abſturz. Überall hatten wir gegen die Felſen geſchaut, und keinen Zugang entdeckt, durch welchen wir jenſeit dieſer Klippen hätten gelangen können: wir glaubten alſo, daß wir nun nicht weiter kommen würden, ſondern unfehlbar zurückgehen müßten. Indeſſen hatten wir doch beide beſondere Luſt hinter dieſe Felſen zu gucken, denn je höher wir kamen, deſto ſchöner und ſeltener wurden die Ausſichten. Wir wanderten alſo noch einmal mit gröſter Aufmerkſamkeit langs der Felſenwand hin. Hilf, Himmel, wie ward mir! — ungefähr mitten gegen dem Tempe ſtand ich ſtill, ſchaute gegen den Felſen hin, und indem ich aufſchaute, fällt mir etwa zwanzig Schuhe hoch von der Erde ein ſehr ſchönes Frauenzimmer von europäiſcher Geſichtsbildung und ſchneeweiß gekleidet, in die Augen.

In dem Augenblicke aber war ſie fort, und ich that einen Schrei. Muzelius ſah nach mir, auch nach dem Orte, wohin ich ſtarrte; aber weg war ſie. Sie erſchien mir nur bis an die Lenden; denn ſie ſtand hinter einem Felſenſtücke. Ich erzählte dieß Geſicht meinem Begleiter; dieſer aber belachte mich, ſchüttelte den Kopf, und ſagte: Da ſieht man, was eine lebhafte Einbildung vermag! Ja, verſezte ich, Einbildung! Damit ſprung ich über den Bach, um zu unterſuchen, ob ich nicht an den Ort kommen könnte, wo das Frauenzimmer ſtand? Ich gieng eine Weile hin und her, und fand endlich ſüdwärts Gelegenheit, etwa fünf Schuhe höher zu kommen. Muzelius lachte zuweilen, kletterte mir aber nach. An meiner rechten Schulter war wieder ein Abſaz, welcher eine Strecke fort immer aufwärts gieng, und über zween Schuhe breit war: ich ſezte meine Flinte ſchief an, trat unten auf den Bügel, und arbeitete mich mit Mühe hinauf. Nun kam auch Muzelius, dem ich hinauf half, und jezt giengen wir eine Strecke aufwärts gegen den Ort hin, wo ich die Erſcheinung geſehen hatte. So nöthig es war, vor die Füße zu ſehen, ſo blickte ich doch jede Sekunde auf: denn ich vermuthete, das Frauenzimmer würde neugierig ſeyn, und noch einmal zuſehen, wo wir geblieben. Wie ich dachte, ſo geſchah es: aber nun waren ihrer zwo: wir ſtunden gerad unter ihnen am Felſen, und ſchmiegten uns ſtill und feſt an, damit ſie uns nicht ſehen möchten. Muzelius ſah ſie nun auch, und erſtaunte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir uns zu verbergen ſuchten, und woher dieſer Einfall entſtund: doch wir thaten es ohne beſtimmte Abſicht. Nun hörte ich die eine ſagen: Ich ſehe ſie nicht mehr: das müßten Pilgersheimer ſeyn, die auf der Jagd waren. Ja, wer ſonſt? antwortete die andere. Ich glaube gewiß, fuhr die erſte fort: daß mich einer geſehen hat: und mich ſollte Wunder nehmen, wenn ſie nicht ſuchten zu uns zu kommen: denn ſie haben uns hier wohl nicht vermuthet. Die andere lachte, und verſezte: Den Verſuch, zu uns zu kommen, werden ſie wohl bleiben laſſen, denn er iſt unmöglich; doch wer weiß, laß uns einmal zuſehen! — Nun blickten ſie herunter, und wir hinauf; ſie ſchrien laut, und verſchwanden. Ich und Muzelius guckten uns mit Naſen und Mund an, und wußten nicht was wir ſagen und denken ſollten. Daß wir hier wohlgekleidete Frauenzimmer fanden, war ein Wunder, und noch ein gröſers ſchien es uns zu ſeyn, daß ſie recht ſchön teutſch redeten.

Wir hatten jezt noch acht Schuhe hoch zu ſteigen, ſo konnten wir mit einem Schritte da ſeyn, wohin wir wollten. Der Fels gieng ſchief aufwärts, und hatte hie und da Erhabenheiten: ich gab mich wieder an das Klettern, Muzelius ſchob und hob mich an den Füßen, und nachdem ich droben war, reichte er mir beide Flinten, wevon ich die Riemen ab- und aneinander ſchnallte, und herunter hängen ließ: er machte ſich den Riemen um einen Arm an der Achſel feſt, ich zog, er kletterte, und kam auch glücklich herauf. Hier fanden wir eine Art eines kleinen Altanes: ein Felſenſtück diente zur Bruſtwehr, und hinterwärts gieng eine ſchmale Spalte ſchief in die Felſen hinein, ſo, daß man von unten den Eingang unmöglich bemerken konnte. Wir ſchlupften durch dieſe Spalte fort, der Gang zog ſich krumm herum, ſtieg aufwärts, und hörte auf. — Wir ſahen uns einander an, guckten hinter uns und vor uns, und wußten nicht was wir ſagen ſollten: wir giengen mit ſorgfältigen Blicken zurück, betrachteten alles wohl, fanden aber nicht die geringſte Spur eines Einganges, und nun wurde uns bang: denn es hielte ſchwerer, wieder herab zu klettern, als hinauf. Wir überlegten hin und her, was wir machen ſollten. Das war einmal gewiß, es gab hier einen Eingang, denn die Frauenzimmer waren doch nicht in die Höhe geflogen; endlich beſchloſſen wir, ſo lang zu ſuchen, bis wir ihn gefunden hätten. Wir beſahen und unterſuchten daher alle Winkel, wenn ſie auch ſo klein waren, daß kaum ein Hund hätte darin liegen können; ja jezt fiel mir ein, ob nicht hinten am Ende etwa ein Stein los ſeyn möchte, der vor einen Ausgang geſchoben wäre. Ich gieng alſo wieder hinten an das Ende, legte mich mit den Schultern gegen alle Wände an und ſchob, aber es wollte nirgends weichen. Indem ich ſo recht im Schieben begriffen war, und dabei krächzete, hörte ich oben ein lautes Gelächter. Ich rief: kommen Sie doch zum Vorſcheine, Frauenzimmer! wenn Sie Barmherzigkeit gegen ihre Landsleute haben; wir ſind hier in einer verdrüßlichen Lage. Nun vernahm ich, daß ſie rathſchlagten, aber ich verſtand nichts, denn ſie redeten leiſe. Bald erſchien eine oben auf der Felſenwand; ich gab mich wieder ans Flehen, als ich ſie ſah. Freund! ſagte ſie: was ſucht Ihr hier? Ich antwortete: wir ſind von Pilgersheim, und kamen hieher, um die Gebirge zu beſehen: nun haben wir uns ſehr verwundert, Landsmänninnen in dieſer Gegend zu finden: wir wünſchten, zu ihnen zu kommen, und das Geheimniß ihres Aufenthaltes zu wiſſen: auch können wir nicht wieder zurück klettern, ohne Gefahr Arme und Beine zu zerbrechen: haben Sie alſo Mitleiden mit uns, und ſagen Sie uns, wie wir zu Ihnen kommen können?

Sie antwortete: Wir dürfen Euch nicht herauf helfen: wollt Ihr aber ein Ständgen warten, ſo will ich gehen und fragen, was ich thun ſoll? Sie gieng alſo, und wir warteten. Wir wunderten uns über die Maſe, und wußten nicht was wir denken ſollten. Nach einer Weile kam ſie wieder, und mit ihr ein junger Mann, der ebenfalls weiß gekleidet war, und ſchön Teutſch ſprach. Dieſer war freundlich, und fieng an, uns ſcharf zu examiniren. Als er nun fand, daß wir ehrliche Leute waren, ſo fragte er uns ſehr ernſtlich: Ob wir uns mit dem feierlichſten Eide verbinden wollten, keinem Menſchen in Amerika das allermindeſte zu entdecken, daß wir in dieſem Gebirge Menſchen gefunden hätten? — Dies verſprachen wir; hierauf lieſſen die Frauenzimmer eine leichte Leiter herunter, und wir begriffen jezt, wie ſie, ohne zu fliegen, hatten herauf kommen können. Wir ſtiegen aus der Felſenklaft heraus, küßten, umarmten, und bewillkommten dieſe Leute mit herzlicher Wärme, die ſo ſanft und freundlich ausſahen wie die Engel.'

Welch wonnevolles Entſezen durchdrang uns, als wir uns umſahen! — Gegen Morgen hin fiel uns ein Luſtgefilde in die Augen, das alles übertrift, was ich je geſehen habe: es war länglicht-rund, von Weſten gegen Oſten bei anderthalb Stunden lang, von Norden gegen Süden drei

Viertelſtunde breit, und allenthalben mit einem ſchrofen und zackigten Felſengebirge umgeben. Gegen Oſten aber thürmten ſich die Felſen hintereinander in die Höhe bis an die Wolken, und die oberſten Spitzen waren lauter Schnee und Eis. Das ganze Thal war flach und eben, mitten durch floß ein ſtarker Bach ſanft hin, der ſich gegen Südweſten mit großem Gepraſſel die Felſen herab in die Tiefe ſtürzte: auf beiden Seiten des Baches waren die herrlichſten Gefilde und ſchattigten Bäume. Das iſt doch ein wahres Elyſium! ſagte ich zu Muzelius: hier könnte man an der Hand eines Freundes die ganze Welt vergeſſen. Das iſt wahr, antwortete der Mann, der hier wohnte, aber kommt nun mit mir nach Hauſe!

Mitten im Gefilde, etwa ein halbes Stündgen von uns, nah am Bache, ſahen wir eine artige Wohnung, nach welcher wir unſern Weg nahmen. Den Bach hinauf fielen uns Gruppen von Bäumen in die Augen, aus welchen hier und da Rauch in die Höhe ſtieg, weil, wie wir vernahmen, mehrere Familien hier wohnten. Wir gaben unſerm Führer unſere Neugierde zu erkennen, und daß wir ſehr wünſchten, die ganze Geſchichte dieſes glückſeligen Thales zu wiſſen. Er beruhigte uns mit dem Verſprechen, daß wir zu Hauſe alles erfahren ſollten. Wir kamen bald hin, und fanden einen Wald von den ſchönſten Obſtbäumen, welche alle in zierlicher Ordnung gepflanzt waren; neben demſelben einen ſehr groſen Garten, mit lauter Luſtgebüſchen, Lauben, Blumen- und Gemäsbeeten, wild und labyrintiſch angelegt. Zwiſchen beiden war ein weitläufiger Raſenplaz, zirkelrund, ſo, daß der Obſtwald gegen Weſten einen halben Zirkel, und gegen Oſten der Garten den andern halben machte. Gegen Süden und Norden ſtieſen die Spizen des Waldes und des Gartens zuſammen, und hier war an beiden Orten eine herrliche Laube, in welcher zu jedem Theile eine Thür befindlich war.

Mitten auf dem Plaze ſtund die Wohnung, nett, zierlich, gros und bequem gebaut: hier wurden wir hinein geführt, und fanden einen uralten Greis von 85 Jahren, mit einem langen ſchneeweißen Barte; (auch der Mann, der uns abholte, hatte ein unbeſchornes Kinn: er war mit einem ſchneeweißen Schlafrocke bekleidet, hatte eine weiße Kappe auf dem Haupte, die Strümpfe und Hoſen waren ebenfalls weiß, die Schuhe aber von Holze: andere Schuhe fanden wir hier überhaupt keine, doch waren ſie ſchöner und zierlicher gemacht, als unſere teutſche Holzſchuhe. Der Greis flößte uns Ehrfurcht ein: er ſtand auf, als er uns ſah, gieng auf uns zu, nahm ſeine Kappe ab, grüßte und küßte uns freundlich. „Nun! ſprach er: „ſo hat es alſo Gott gefallen, mir in meinem Alter noch Landsleute zuzuführen. „Ich freue mich zwar darüber, doch ma-

„chet mir Ihre Ankunft auch viele Sorgen.“ Nun wurden uns Stüle geſezt, und wir lieſſen uns nieder. Gleich darauf erſchien ein Mädgen von engliſcher Schönheit. Dieſe brachte auf einem zierlich geſchnizten Präſentirbrete von rothbraunem Holze zween groſe hölzerne goldgelbe Krüge, welche auf Faßbinderart aus kleinen Dauben zuſammengeſezet, und mit rothen glatten Reifgen umwunden waren: und auf eben dieſe Art verfertigte Becher ſtunden darneben. Dies wurde auf einen Tiſch vor uns geſtellt. Hierauf brachte man uns feines Brod, Butter, Käſe und Obſt. Das Getränke in den Krügen war der delikateſte Obſtwein.

Die Kleidung an dieſem Orte war einfach und ſehr niedlich. Wir ſahen nichts anders als Baumwolle und Leinen, und zwar alles weiß. Hievon tragen die Männer Beinkleider, Hemder und Schlafröcke, als ihre beſtändige Kleidung: über dieſem Rocke umgürten ſie ſich mit einem Stricke von eben dem Stoſſe, welcher einigemal um den Leib geht. Die weibliche Kleidung iſt eben ſo beſchaffen, nur daß ſie keine Hoſen tragen: ihre Ermel ſind kürzer und etwas weiter als die Mannsermel, und um den Oberleib winden ſie eine handbreite Gurt, welche auf einer Schulter hinterwärts angenähet iſt: von hier geht ſie unter einem Arme her, unter den Brüſten weg, unter dem andern herum, und ſo wird immer abwärts gewunden bis auf die Lenden. Dieſe Mode fällt auſerordentlich ſchön in das Aug. Auch ſind die Röcke des Frauenzimmers viel länger, als die Mannsröcke. Die Männer ſchneiden die Haare kurz, das Frauenzimmer aber bindet ſie zierlich auf, und ſchmücket den Kopf rundum mit natürlichen Blumen.

Unſer Greis ermunterte uns zum Trinken und zum Eſſen: das Mädgen, ſeine Enkelin, ſchenkte ein, und bediente uns. Nun fieng er an, ſehr ernſthaft mit uns zu reden. „Die Glückſeligkeit meines

„Volkes, ſagte er, erfordert, daß kein „Menſch in Amerika das mindeſte von „uns erfährt. Sie können leicht denken, „daß man uns in unſerer Ruhe ſtörete, „wenn unſere Umſtände bekannt würden. „Die Holländiſche Regierung zu Surinam „würde uns mit Gewalt erobern, uns als „Unterthanen behandeln, uns allerhand „befehlen, und wir würden alsdann, wie „die übrigen Pflanzſtädte, bauen und pflanzen müſſen, was ihrem Wucher zuträglich wäre; und, was noch das ſchlimmſte „iſt, man würde uns Leute herſchicken, „die allerhand Laſter zu uns brächten, die „Gott Lob! bei uns ganz unbekannt ſind. „Jezt, meine Herren! muß ich Ihnen alſo „einen Antrag thun: Wenn Ihr Herz „rechtſchaffen iſt, ſo müſſen Sie entweder „heilig ſchwören, bei uns zu bleiben, und „niemals aus unſerm Thale wegzugehen; „dies würde uns am liebſten und für uns „das ſicherſte ſeyn. Oder, Sie müſſen ſich „ebenfalls mit dem feierlichſten Eide ver-

„pflichten, gegen niemanden in Amerika
„ein einziges Wort von uns zu ſagen.
„Wenn Sie nun Gott fürchten, und nicht
„die erſchreckliche Sünde, ein glückliches
„Volk zu Grunde gerichtet zu haben, auf
„ſich laden wollen, ſo müſſen Sie eines
„von beiden verſprechen, und heilig halten.„

Wir erkannten beide, daß wir nicht leicht eine ſchwerere Sünde begehen könnten, als wenn wir dieſe Leute verriethen. Da das Dableiben für uns nicht thunlich war, ſo verſprachen wir die heiligſte Verſchwiegenheit. Allein, damit war der Greis nicht zufrieden; er diktirte uns einen ſchweren Eid, den wir ſchwören mußten: und nachdem wir das gethan hatten, war er ruhig und vergnügt.

Es iſt leicht zu denken, daß wir ausnehmend neugierig waren, dieſes Mannes Geſchichte zu wiſſen; auch fragte er nach unſern Umſtänden. Wir entdeckten ſie ihm: und er freute ſich ſehr, als er wahrnahm, daß wir brave Leute ſeyn müßten. Der Greis heißt **Chriſtian Gottlieb Pracht**, und iſt von Geburt ein Sachſe; dem Thale, das er beſitzet, hat er den Namen Solyma gegeben, und jede einzelne Wohnung hat einen bibliſchen Namen, doch hat er dabei immer auf den Wohlklang geſehen. Wir verwunderten uns, als wir hörten, daß er auſer ſeinem Thale alle Verfaßungen von Surinam, Pilgersheim und andern Holländiſchen Kolonien genau wußte, allein er erklärte uns das, und ſagte: „Wir haben keinen gröſern Zweck bei unſerer Wirthſchaft, als uns nach und nach von der ganzen Welt unabhängig zu machen, ſo, daß wir ſelbſt in Solyma alles erziehen, und machen können was zu unſerer Bequemlichkeit gehört. Daher habe ich von je her getrachtet, unſere Lebensart ſo einzurichten, damit uns der Pracht nicht bekannt werde. Dennoch fehlen uns noch verſchiedene nöthige Stücke; ich hoffe aber in etlichen

„Jahren ſo weit zu kommen, daß wir den „einzigen Zugang zu unſerm Thale auf „ewig werden zuſchlieſſen können, und „dann iſt kein Menſch mehr fähig, uns „hier zu finden; ſelbſt die wildeſten Caraiben wiſſen nichts von uns. Durch „Fleiß und Mühe haben wir Eiſenerzt gefunden, wir ſchmelzen und ſchmieden es; „aber es fehlet uns an geſchickten Arbeitern, denn wir haben keinen Stahl, und „können alſo keine fein ſchneidende Werkzeuge machen. Ferner fehlet uns noch „ein Glasſchmelzer, und endlich wünſchte ich auch, noch eine Papiermühle zu „haben; ſchwarze Dinte habe ich erfunden, „die recht gut iſt; eine Buchdruckerei wollte ich wohl zu Stande bringen, in ſo weit „ſie uns nöthig iſt: Denn ob wir zwar „Gelehrſamkeit nicht gebrauchen, ſo ſind „doch die Wahrheiten der Religion uns „allen wichtig, und eine Bibel muß jeder „im Hauſe haben. Ich beſize eine groſe „Bibel, aus der ich Allen vorleſe, wenn

„wir in unſerer Kirche zuſammen kommen, und erkläre ſie einfältig; denn ich bin Fürſt und Biſchof in meinem kleinen Reiche, ſagte der Alte hier lächelnd. Nun, fuhr er fort: iſt uns alſo noch verſchiedenes nöthig, das wir zu Surinam und Pilgersheim holen müſſen, und das gehet folgendergeſtalt zu: Nordweſtwärts gehet ein geheimer Weg hinab, er ſchlingt ſich zwiſchen den Felſen herum, und iſt ſo ſchwer zu finden, daß es einem Fremden unmöglich fällt, zu uns zu kommen. Der Ausgang hier oben iſt eng und ſteil, und es iſt uns ſehr leicht, ihn ſo zu verſchütten, daß uns niemals jemand finden wird. Dieſes Loch iſt mit einem Steine zugelegt. Wenn auch jemand durch ein ſeltenes Schickſal dahin kommen ſollte, ſo findet er doch den Ausgang nicht; denn zwo Perſonen können nicht zugleich heraus, und für eine iſt der Stein zu ſchwer. Nun haben wir hier zween ſehr getreuen und vertrauten Männer,

„welche meine Eidame ſind: dieſe gehen
„an beſtimmten Tägen mit einigen Gold-
„ſtangen bis an den Maronyſtrom, wo-
„ſelbſt ſie ihre geheime Freunde aus Su-
„rinam und Pilgersheim erwarten, die
„ihnen das Nöthige zuführen, und gegen
„das Gold auswechſeln. Wir treiben alſo
„eine Art von Schleichhandel, den ich aber
„weder für uns, noch für unſere Freunde
„ſündlich halte, weil es blos europäiſche
„Krämerwaaren, und keine Koloniepro-
„dukten ſind. „

Wir verwunderten uns über das, was wir ſahen und hörten; alles ſchien uns ein Traum zu ſeyn. Aber, fragten wir ferner: wie kommt es, daß dieſer Handel ſo geheim bleibt? — Der Alte lächelte, und ſagte: Hiebei werden geheime Kunſtgriffe gebraucht, die ich, ungeachtet Ihres Schwures, nicht für rathſam halte, zu entdecken. Haben Sie denn Goldbergwerke hier? fragte ich. Er antwortete blos mit Ja! und fuhr fort: Ich habe jezt durch geheime Freunde Beſtellung in Europa gemacht, und die nöthigen Künſtler und Handwerksleute verſchrieben: ſo bald dieſe hier ſind, wird alle Verbindung mit der Welt abgeſchnitten werden.

Muzelius fragte: ob denn noch nie einer aus dieſem Paradieſe entlaufen ſei? „Niemals, antwortete Herr **Pracht**: und ſchwerlich wird es auch jemals geſchehen; denn unſere Leute wiſſen den Ausgang eben ſo wenig, als die Fremden den Eingang: und wenn ihn auch einer wüßte, ſo verlangt er doch hier nicht weg: wir wiſſen alle, daß in der Welt keine Freiheit, kein Wohlſtand, keine Glückſeligkeit ſo gros iſt, als hier. „

Wir fragten: Wie viel Familien wohnen denn hier? **Er antwortete:** Zwanzig, und alle ſind meine Kinder und Nachkommen.

Wir erſtaunten, ſahen uns an, und fragten ferner: Wie iſt das möglich?

Er verſezte: Das würde allzulang währen, Ihnen zu erzählen; ich habe unſere Geſchichte bis an dieſen Tag aufgeſchrieben, Sie können ſie leſen. „ Hiezu war aber für diesmal keine Zeit: denn wenn wir den Unſerigen keine Sorge machen wollten, ſo mußten wir den folgenden Tag wieder zurück nach Hauſe gehen.

Wir giengen nun durch das Thal umher ſpaziren, und fanden die ſchönſten Getreide und andere Früchten von mancherlei Art; verſchiedene Heerden Rindvieh graſeten auf der Weide, die an Gröſe und Stärke das Frieſiſche und Schweizervieh noch übertrafen. Baumwolle und Flachs wurde in Menge gebaut, und jede Familie wohnte zwiſchen ihren Gütern allein: man ſah es jedem an, daß ihm recht wohl war, und es ihn wenig Mühe koſte, die Erde zu bauen: denn hier iſt ein ewiger Frühling. Die Luft iſt ſo gar gemäſiget, auch dann, wenn die Sonne im Scheitelpunkte ſtehet, und rauhe Witterung iſt hier ſehr ſelten; überdas iſt die Luft rein, und wirket dergeſtalt auf die glücklichen Bewohner dieſes Gefildes, daß ihre Leidenſchaften gemäſiget, und ihre Seelen ſo friedſam und heiter bleiben, wie ihr Himmel.

Wir fanden auch auf unſerm Spaziergange ihre Kirche; ſie hatte, wie leicht zu denken, keine Glocke, und alſo auch keinen Thurn; da ſie zugeſchloſſen war, ſo konnten wir nicht ſehen, wie ſie inwendig beſchaffen iſt. Auch ſahen wir viele Menſchen, die uns neugierig betrachteten; wir redeten mit dem einen und dem andern, aber alle waren zurückhaltend; doch ſehr liebreich und freundlich. Am Abend giengen wir wieder zu unſerm Greiſe.

Die Abendmahlzeit war ländlich, aber ſehr reinlich und ſchmackhaft; auſer dem Mädgen, welches uns aufwartete, und Herrn Pracht, welcher mit uns ſpeiſte, war niemand dabei, und wir merkten wohl, daß man gegen uns ſehr behutſam war. Nach Tiſche brachte man uns zu Bette, und des folgenden Morgens wurde uns der Mann mit der Leiter wieder mitgegeben. Mit dem zärtlichſten Gefühle nahmen wir Abſchied von dieſer frohen Gegend, und unſer Begleiter half uns ganz aus den Felſen heraus, und zwar den nämlichen Weg, welchen wir gekommen waren.

Auf unſerm Heimwege machten wir allerhand Anmerkungen über das, was wir geſehen und gehöret hatten; beſonders fiel uns auf, daß der alte Pracht im Anfange ſo offenherzig war, und uns den Schleichhandel erzählte; hernach aber, als wir vom Spaziergange zurück gekommen, ſo geheim geworden war. Das wahrſcheinlichſte, was wir ausfinden konnten, ſchien uns eine nähere Berathſchlagung mit ſeinen Leuten zu ſeyn, in welcher man vermuthlich beſchloſſen hatte, uns nicht zu viel zu trauen. Auch fürchteten wir, man würde uns den Zugang durch den Felſen, den wir nun wußten, vermauern, ſo, daß wir nie wieder dahin kommen könnten. Was uns aber am meiſten ſchmerzte, war, daß wir die Geſchichte des Herrn Prachts nicht hatten leſen oder hören können.

Wir kamen frühzeitig nach Hauſe, und beſchloſſen, nicht nur unſern Eid treulich zu halten, ſondern auch ſogar ſelbſt unter uns wenig von Solyma zu reden, damit uns niemand belauſchen, und dadurch die Sache auskommen möchte.

Dies iſt nun meine Geſchichte bis hieher. Wollte Gott! daß ich bald zu Beulenburg unter meinen liebſten Freunden ſizen, und Ihnen auch meine Zurückreiſe vergnügt und freudig erzählen könnte.

Ende der Reiſegeſchichte Florentins.

Florentins Wohlſtand und ſeine ganze Geſchichte machte nun im ganzen Beulenburgiſchen Hauſe allgemeine Freude; beſonders wurde Roſine ſehr ruhig. Lorenz und Niklas kamen oft, ſie zu beſuchen, und auch ſie laſen die Geſchichte. Lorenz ſagte anfänglich nichts dazu, Niklas aber freute ſich hoch. Nu, nu! fieng der erſte endlich an: er iſt auf gutem Weg, aber noch nicht am Ende: ich glaub halt, es wird noch beſſer kommen. Das iſt gewiß, er kommt glücklich wieder, das iſt ſo die Art von Gang wann unſer Herr Gott einen am Gängelband hat. Aber, die Leute da zu Solyma — mir will das Ding nicht unter die Kappe, das iſt ſo ein Fledermausleben, die Leute ſind nicht ſelig, und auch nicht in der Welt, mir gefällts nicht: freilich! man nimmt als mit, was man ſo mit Gott und mit Ehren in der Welt bekommen kann, aber doch ſchmäckt mirs Eſſen am Abend immer beſſer, wenn ich des Tags brav gearbeitet habe, und mirs recht ſauer geworden iſt. So denk ich: wenn man in der Welt vielerlei ausgeſtanden hat, ſo wird man hernach auch erquickt, und man lernt auch was dabei. — Roſine und die Fräulein erzählten dem Herrn von Beulenburg Lorenzens Reden. Er antwortete: der gute Mann hat eben nicht Unrecht; nach und nach wird ſich die menſchliche Natur bei dieſen glücklichen Menſchen eben ſo, wie überall, zur Wolluſt lenken, und damit werden allerhand Zerrüttungen entſtehen; doch wir wollen hoffen, daß Gott für ſie ſorgen werde.

Der alte Richter Hallenborn lebte nun mit ſeiner Frauen und Tochter ruhig und einſam fort, und dachte wohl an nichts weniger in der Welt, als daß ihm das gröſſe Unglück noch bevorſtände. Um die Zeit, als Florentins Briefe ankamen, ſchien es endlich der Frau Richterin, als wenn ihre Charlotte hoch ſchwanger ſei; ſie ſezte ſie deshalb zu Rede; allein ſie läugnete mit der gröſten Hartnäckigkeit, wandte allerhand vor, womit ſie den Wachsthum ihres Leibes entſchuldigen wollte, und bat ſich die Erlaubniß aus, in das Bad zu reiſen, um ihre Geſundheit wieder zu erlangen. Die Eltern erlaubten ihr das, leider! zu unbedachtſam. Unterwegens aber bekam ſie Wehen, läßt an einem einſamen Wirthshauſe ſtillhalten, geht in den Wald ſpaziren, gebiehrt ein Kind, zerſchmettert es an einem Baume, wirft es in eine Grube, in welcher man ehmals nach Eiſen geſchurft hatte, ſchlendert darauf wieder nach dem Wirthshauſe, und fährt des andern Tages weiter auf Wisbaden. Hier war ſie einige Wochen, erholte ſich gänzlich, und kam nun wieder nach Beulenburg zurück. Anfänglich war ſie recht munter und vergnügt, nach und nach aber verfiel ſie in eine tiefe Schwermuth. Im Schloße wußte man nichts von einem Verdachte, und nachdem bekannt wurde, daß ſie ſo ſchwermüthig ſei, glaubte Beulenburg, etwas Gutes an dem Mädgen auszurichten, redete deswegen mit ſeiner Gemahlin, der Fräulein und Roſinen, und empfahl ihnen, mit Charlotten Umgang zu pflegen, auch zu verſuchen, ob man ſie nach und nach verbeſſern könnte? Alle drei waren ſehr wohl damit zufrieden, und man ſchickte alſofort hin, ſie auf den Nachmittag zum Kaffee einzuladen.

Sie kam zu beſtimmter Zeit, ſah aber ſo blaß und ſchüchtern aus, als wenn ſie auf dem Punkte wäre, ihren Verſtand zu verlieren. Philippine und Roſine redeten ihr tröſtlich zu, und fragten ſie, was ſie doch auf ihrer Seele habe, daß ſie ſo ſchmerzlich betrübt ſei? Charlotte zog die Augbraunen nieder, ſchaute fürchterlich in die Höhe, und ſeufzte laut: **Ach, du barmherziger Gott!** rung die Hände und zitterte. Den beiden Frauenzimmern wurde angſt, ſie ſahen ſich an, und ſchauderten; in beiden ſtieg ein Gedanke auf, der ungefähr der Wahrheit nahe kam, und nun graute ihnen noch mehr. Roſine entſchloß ſich indeß, das Geheimniß aus ihr zu locken, es möge ausfallen, wie es wolle, und ſchlug einen Spazirgang in den Garten vor.

Als ſie nun in dem Garten waren, fieng Roſine an, indem ſie Charlotten am Arme führte: Nun ſagen Sie mir doch, beſte Jungfer Zahlenbergerin! was fehlt Ihnen? Schütten Sie Ihre Klagen in das Herz Ihrer Freundinnen aus; ſehen Sie, meine Beſte! nie waren Sie für unſern Zirkel bequem; Sie waren luſtig und ſcherzhaft, und wir ſind etwas melancholiſch und ernſthaft, daher ſchickten wir uns nicht zuſammen. Aber jezt, meine Liebe! jezt ſollen unſere Herzen zuſammen ſchmelzen; klagen Sie uns, wir wollen Ihre Leiden tragen helfen.

„Jungfer Mayenbachin! antwortete Charlotte: „Sie ſind ein Engel, — aber „ich — ich bin — „

Auch Sie ſind brav. Vereinigen Sie ſich mit uns, meine Liebe! wir wollen den Vater der Liebe verehren, Er iſt ein Erbarmer, auch für die gröſten Verbrechen weiß Er Rath und Erlöſung.

Mit erzwungener Freudigkeit und grinſendem Lächeln antwortete **Charlotte**: wir wollen einmal ſehen, was geſchieht. Aber ich will Ihnen etwas erzählen.

Die Fräulein und Roſine hatten den verſtellten Blick bemerkt: es kam ihnen vor, als wenn eine Furie mit Krallen und einem ſchielenden Tigergeſichte neben ihnen wandelte, die ſich verlarvt hätte. **Charlotte** fieng an, folgendes zu erzählen.

„Ich gieng vor einiger Zeit ſpaziren:
„ich gieng allein, wie ein Mädgen thun muß,
„das verlaſſen iſt, und keine Freunde hat;
„ich ſpazirte da ſo Abends hin langs dem Ba-
„che in der Dämmerung, der Mond ſchien
„hell: ich gieng immer weiter, mir war es
„ſo ſchwer auf dem Herzen, als wenn mir
„die ganze Welt darauf läge; endlich, als
„ich da drunten in den dunkeln Buſch kam,
„da wars wie Nacht; ich ſah vor mich hin,
„der Weg war wie ein gewölbter dunkeler
„Gang, hinten in dem Gange war ein Licht,
„ich glaubte, es käm da jemand mit einer
„Leuchte — ja Leuchte! — ich gieng lang-
„ſam immer weiter, und nun ſah ich —

„Ach! ich kanns nicht ſagen, was ich ſah,
„da war ein kleines Lichtgen, und noch etwas
„dabei, das rief: — Ermorde dich,
„du haſt doch keine Gnade bei Gott! —
„Nun iſt es mir, als wenn mir immer jemand
„ins Ohr liſpelte: ich ſollte mich
„umbringen. „

Roſine und die Fräulein ſchauderte über dieſer Erzählung die Haut. Die erſte erwiederte: Jungfer Charlotte! Sie haben nun einmal eine melancholiſche Vorſtellung, und die muß fort. Kommen Sie! ich will Ihnen ein Lied auf dem Flügel vorſpielen, und dabei ſingen; Sie haben einen böſen Geiſt, wie Saul; kommen Sie! ich will Ihr David ſeyn. Charlotte gieng gleichgültig mit.

Als ſie auf dem Saale waren, ſezte Roſine Charlotten einen Stul neben ſich, auf der andern Seite ſaß die Fräulein, ſie aber rückte einen Stul vor den ſchönen Silbermanniſchen Flügel, dämpfte ihn zum Lautentone, präludirte herrlich aus dis, und fieng nun an ſehr feierlich zu ſpielen und zu ſingen:

⁂

Erheb dich, armer Geiſt! und fliehe
Der ſchwarzen Sorgen Trauerhaus.
Was hilft dir deine bange Mühe?
Gott führt's doch endlich herrlich aus.
Er kennt den Weg zur ſüſen Freude;
Ermuntre dich! ſei ſtill! und leide!

⁂

Wenn dich geheimer Kummer drücket,
Den niemand weiß, als Gott allein;
Wenn dich kein Stern der Huld anblicket:
So muſt du ſtill und ruhig ſeyn.
Das Traurgewölk wird ſich verziehen,
Dein Morgenröth im Oſten glühen.

⁂

Bald ſtrahlt die Sonn der reinſten Freude,
Und lächelt dir vom Morgen her;
Und auf des klaren Himmels Breite
Erblickeſt du kein Wölkgen mehr.
Dann wandelſt du den Pfad der Freuden,
Und weiſt von keinem bangen Leiden.

⁂

Iſt's eine Sünde, die dich quälet,
  Und drückt dich eine ſchwarze That;
Haſt du ſie dann mit Reu erzählet
  Dem, der die Welt erlöſet hat:
Nichts iſt ſo ſchwer, Er kanns vergeben
Er kann den Stein vom Herzen heben.

⁂

Geh hin in deine ſtille Kammer,
  Wirf dich vor den Erlöſer hin,
Und klag Ihm deinen groſen Jammer,
  Erheitre den bewölkten Sinn,
Verſprich, von nun an fromm zu leben,
Nach reiner Tugend treu zu ſtreben.

⁂

Dann kann die Lieb' den Kummer lindern.
  Die Liebe löſcht der Höllen Glut.
Sie kann den Zorn des Höchſten mindern,
  Die Lieb' bezahlt vergoßnes Blut.
Nur blos durch ſie kann Gott vergeben,
Die Liebe ſchaft ein neues Leben.

* * *

Wenn du nicht liebſt, dann floß vergebens
Auf Golgatha das Bundesblut,
Und alle Thaten deines Lebens
Sind Hölen, wo ein Drache ruht.
Ein Herz, wie diamantne Felſen,
Kann ächte Lieb' wie Wachs zerſchmelzen.

* * *

Drum weihe jede Lebensſtunde
Mit Thaten warmer Liebe ein,
Die Liebe laß im Seelengrunde
Ein ew'ges Opferfeuer ſeyn,
Das jeden Odemzug belebe,
Und jeder Tugend Hoheit gebe.

* * *

Die Lieb' verfeinert unſer Leben,
Und macht es immer geiſtiger;
Sie kann uns höh're Kräften geben,
Macht uns der Gottheit ähnlicher;
Sie iſt der Geiſter wahre Sonne,
Und tröſtet ſie mit ew'ger Wonne.

So ſang Roſine mit dem Feuer der Silbertöne ſo durchdringend, daß jeder Takt gleich einem Blizſtrale auf das kalte Felſenherz der armen Charlotte anſchlug, und es endlich erweichte. Mitten in der vierten Strophe, beſonders gegen das Ende, wo ſich die Töne mit den Worten: **Nichts** iſt ſo ſchwer, aus dem feierlichdis, durch einen vortreflichen kühnen Flug in gis hinauf ſchwungen, und nun durch krauſe Triller und Läufe herunter zirbelten, ſtrömte ein gnädiger Wonneregen in Charlottens Seele: dieſe Wonne arbeitete ſich zu ihren Augen bis zu Thränen, und ganze Bäche floſſen die Wangen herab. Roſine kehrte ſich daran nicht, ſie ſang und ſpielte fort, bis das Lied aus war, und vergoß gleichfalls geſellſchaftliche menſchenliebende Thränen.

Charlotte ſaß, weinte, ſchluchzete und ächzete fort; die Fräulein und Roſine lieſſen ſie ruhig weinen, bis ſie ſelbſt zu reden anfangen würde. Endlich ſtund ſie auf, lief unruhig von einem Ende des Zimmers zum andern; es war etwas in ihr, das ihre Seele quälte; die Mittheilung der Schmerzen, die der menſchlichen Natur eine ſo groſe Erleichterung iſt, kämpfte mit der ſchrecklichen Furcht für dem fürchterlichen Tode, aber endlich überwand ſie. Sie krümmte ſich, fiel auf die Knie, und ſtöhnte ſeelzagend heraus: Ach Gott! — ich bin — ich bin — eine — eine — Kindermörderin! —

Roſine und die Fräulein ſchrien laut, und taumelten mit ringenden Händen aus einer Ecke in die andere. Roſine ergrif ſie am Arme, ſchob ſie ängſtlich zur Thüre hinaus, und ſagte: Ach Gott, fliehen Sie! fliehen Sie! ſo weit Sie Ihre Füſe nur tragen können! Charlotten ergrif in dem Augenblicke die menſchliche Natur wieder: ſie erſchrack für ihrem Bekenntniße, lief zur Thüre hinaus; fort war ſie, und man hörte in langer Zeit nichts weiter von ihr.

Philippine und Roſine ſtunden nun da

in der gröſten Verwirrung und Unruhe: Ein Hausgenoße hatte etwas bemerket und Beulenburg hinterbracht, daß ſonderbare Sachen bei dem Frauenzimmer vorgefallen ſeyn müßten; denn Charlotte ſei ſchleunig und im gröſten Schrecken fortgelaufen; er kam daher in das Gartenhaus, wo die beiden Mädgen ſich berathſchlagten, ob man die Sache verſchweigen, oder bekannt machen müſſe? allein Beulenburg ſah ihren Schrecken und Verwirrung gar zu deutlich: kein Verhelen half alſo, und ſie bekannten auf die erſte Frage alſofort was geſchehen war.

Sonſt hatte Beulenburg bei ähnlichen Vorfällen die ganze Sache dem Amtmanne Hallenborn überlaſſen, aber jezt gieng das nicht an, und er wußte nun nicht, was er thun ſollte. Er konnte nicht zum Schluße kommen; und da doch derſelbe beſchleuniget werden ſollte, ehe die Miſſethäterin zu weit lief, ſo mußte in ſeinem Gemüthe nothwendig ein Gedränge entſtehen, bis eine oder die andere Meinung herrſchend wurde. Die Sache war auch zu wichtig, als daß ſich jemand von den Seinigen getrauet hätte, ihm Rath zu geben. Dieſes währte ein Paar Stunden, als unvermuthet der alte Herr Hallenborn in ſeiner Kappe und Schlafrocke, ſo wie er zwiſchen den Akten geſeſſen hatte, hereintaumelte; ſein Geſicht war voller wilder Verzweiflung, er ſtrebte hin und her wie ein Menſch der im Schlamme verſinket, und ſich loswinden will. Gnädiger Herr! fieng er mit heiſerer Stimme an: „Meine Tochter iſt eine Kindermörderin; ſie „hat es mir auf einem Blätgen geſchrieben; ſie iſt fort, und da iſt der Brief.„ Nun rung er ſich hin und her, ſtarrte ohne Thränen, und zitterte.

„Und meine Frau iſt unſinnig darüber „geworden. Gott! — wo ſoll ich hin?„

Alles war bei der Ankunft des alten Mannes im Schloße zuſammen gelaufen, und ein jeder fieng an zu weinen, als man ihn in dieſen Umſtänden ſah.

Univ. Bibl.
München

„Nein! ſagte er weiter, — ich — ich „bin der Kindesmörder; ich habe den ar„men Wurm ermordet, du nicht, mein „ſüſes Mädgen! — Du armes Ding! — „du wußteſt ja nicht einmal, ob man ein „Kind töden dürfte oder nicht, — ſo viel „hatten dich deine Eltern nicht gelehrt — „ich — ich bin der wahre Mörder! — ich „arbeitete an den Produkten der Zankſucht „anderer Menſchen, und die gröſten Pflich„ten des Vaters verſäumte ich ganz! — „ich bin der wahre Mörder des armen Kin„des — Lauf, du arme Charlotte! ſo „weit dich deine Füße tragen. — Siehe! „dein Vater ſtirbt für dich, er verſöhnt „deine Blutſchuld, und ſo kannſt du noch „glücklich ſeyn.„

Beulenburgt konnte für Beklemmung des Herzens kaum reden. Freund! fieng er endlich an: Sie waren immer ein redlicher Mann; freilich verſäumten Sie oft die wichtigen Pflichten eines Vaters, aber Sie thaten es nicht aus Bosheit oder Leichtſinn, ſondern blos aus Unwiſſenheit in der Erziehungskunſt. Ihre Sünde kan getilget werden; beruhigen Sie ſich! — Ich will Ihnen Ihre Leiden tragen helfen: wir wollen ſehen, wie wir den ſchweren Stein von Ihrem Gewiſſen wegwälzen.

„Durch nichts anders, als durch meinen Tod — Ach, gnädiger Herr! der „Verluſt eines Menſchen kann nicht erſezet werden; Gott fordert die Rache — „Wie! — iſt es nicht in die ganze menſchliche Natur tief eingegraben? — Würde „ich ruhen, ſo lang der Mörder meines „Bruders, meines Weibes, meines Kindes noch lebte? — Nein! wenn keine „Obrigkeit wäre, ſo würde ich ihn verfolgen, bis er geſtreckt zu meinen Füßen „läge. — Dieſe Rache hat Gott und der „Staat der Obrigkeit übertragen: mein „Enkel iſt ermordet, und ich will Rache — „Rache — blutige Rache! — und die will „ich von mir, weil ich die Urſach dieſer „Blutſchuld bin.„

Ein jeder gab ſich Mühe, den raſenden Mann zu beruhigen, aber alles half nicht. **Beulenburg** fiel endlich auf eine Liſt: Wohl! ſagte er; Sie ſollen denn ſterben, ich will Sie gefangen ſezen laſſen, und vernünftige Rechtsgelehrte ſollen Ihnen den Prozeß machen. **Hallenborn** beſann ſich, fieng an ruhig zu werden, und fuhr fort: „Ja! das iſt mein Wunſch, und auf dieſe Weiſe wird alles gutgemacht, was verdorben iſt; das iſt recht! alſofort lege man mir Feſſeln an, und bringe mich in das Stockhaus.„

Das wird wohl unnöthig ſeyn, verſezte **Beulenburg**, Sie werden nicht entlaufen.

„Es iſt nicht um des Entlaufens, ſondern um des Leidens willen: ich muß gerad alles leiden, was ein Mörder zu leiden hat, wenn ich ruhig werden ſoll.„

Während der Zeit, daß man zum Gefangenwärter hinſchickte, kam die Frau Amtmännin auch wild und unſinnig hereingeſtürmt, und lief auf ihren Mann zu.

Wo willſt du hin? rief ſie mit kreiſchender Stimme. Nein! dahinauf nicht — hinab — hinab mit dir, in das ſchwarze finſtere kalte Grab — du biſt ein alter Hahn — der ein giftiges Ei gelegt hat. Was willſt du da droben? oben auf dem Thurne heult der Wind, da wird es dich frieren; da drunten in der Hölle iſt es fein warm — warm zum Schwizen — Armer Mann! — Wurm! Wurm am Wege! — der bin ich — Meine Augen ſehen nicht mehr, ich ſeh alles zweimal. — Auch giebts ein Pläzgen — ein rothes Pläzgen, das ſeh ich — das ſeh ich tauſendmal — das ſeh ich überall — Ach! wer ſpült das rothe Blut da weg? — Ich, ich! rief der Alte: ich will bald einen Brunnen öfnen, daraus eine Lauge quillt, die es rein wegſpülen ſoll. Nun fieng er an zu weinen. Die Simpathie zwiſchen Mann und Weib verurſachten bei der armen Frauen auch Thränen; jederman freute ſich darüber, und nun konnte man hoffen, daß die Vernunft ſich wieder einfinden würde. Dis geſchah auch wirklich: ſie erholte ſich nach und nach, und eben ſo kam der Alte auch von ſeinem Einfalle zurück, für ſeine Tochter zu ſterben. Sein väterliches Herz blutete bei dem Gedanken, daß man ſeine Tochter aufſuchen, und hinrichten müſſe, und ſein Gewiſſen forderte auf der andern Seite Rache und Gerechtigkeit für das ermordete Kind. Beulenburg bat ihn, ſich nur zu beruhigen, indem er ſich über eine Auskunft beſinnen wolle, wodurch beides ſein Herz und ſein Gewiſſen zufrieden geſtellt werden könnte; überdas gab er Befehl, den beiden Alten einige Zimmer im Schloße einzuräumen, damit er ſie in ihrem Unglücke tröſten und erquicken könnte.

Charlotten wurde indeſſen nicht nachgeſezet. Beulenburg ſagte: wir wollen ſie der Barmherzigkeit Gottes überlaſſen; ſie iſt auſer meiner Gewalt. Will Gott das Blut des Kindes rächen, ſo wird Er es ohne mich können; und ſoll ich es thun, ſo wird Er mir ſie wohl in die Hände liefern.

Graf Erich von Eichenborn war einer von den Regenten, welche glauben, ihr Land ſei ein eigenthümliches Gut, welches man nach Herzensluſt benuzen könne, ohne weder Gott noch Menſchen darüber Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn. Es fiel ihm nie ein, daß er darum da ſei, ſeinen Staat glücklich zu machen; und daher war ſeine Regierung drückend. Seine Bedienten waren Leute, die nichts anders ſuchten, als Geld zu gewinnen, der Unterthan mochte gen Himmel ſchreien, oder nicht. Überdas liebte Erich die Jagd mit einer wütenden Leidenſchaft. Er hatte in ſeinen Wäldern mehr Stücke Wildbrät, als Menſchen in ſeinem Lande. Dieſe Thiere verzehrten die Saaten des Landmannes, ſo, daß er dadurch träg wurde; denn er ſah, daß all ſein Fleiß ihn nicht glücklich mache, ſondern nur das Wild mäſte. Schrecklicher iſt nichts zu denken, als wenn der Bauer, der der wahre Eigenthümer des

Landes iſt, und ſeyn ſoll, durch die Gewalt gezwungen wird, ſein ſauer erworbenes Eigenthum der wilden Luſt eines verzogenen und verzärtelten Menſchen, den nicht die Tugend, ſondern die Geburt zum Herrn über andere erhoben hat, aufzuopfern. An dieſem Unheile ſind nun die Regenten nicht allein ſchuld, ſondern die, welche ſie erzogen haben. Jene wiſſen es nicht beſſer. Warlich! es iſt kein Stand unglückſeliger, als der Stand der Regenten. So glänzend auch die Lebensart in demſelben ſcheinet, ſo wenig iſt er zu beneiden. Der gröſte Theil der Fürſten iſt unwiſſend, und muß es bleiben, weil ein jeder Ihnen weiß macht, ſie ſeien Engel. Ihr Umgang iſt eng eingeſchränkt, weil ſie glauben, es ſei ihrer Ehre zuwider, mit Menſchen von geringerer Geburt umzugehen. Daher flieht die Wahrheit vor Ihnen, und der ſüſe Genuß der Freundſchaft iſt Ihnen gewöhnlich unbekannt.

Ein Regent, der alſo hier eine Ausnahme macht, der ſeine Pflichten kennt, und ſie ausübt, iſt folglich das gröſte Kleinod, das Gott den Menſchen in dieſem Leben geben kann: und gelobet ſei Er! daß wir wirklich in unſerm teutſchen Vaterlande noch manche ſolcher Regenten haben. Bei dem allem aber iſt es die Pflicht aller derer, die nicht Fürſten ſind, zu gehorchen und zu dulten; ob es gleich Lehrern und Schriftſtellern erlaubt ſeyn muß, da, wo es Nuzen ſchaffen kann, zuweilen die Wahrheit zu ſagen.

Graf **Erich** alſo war ein Tirann von Anbeginn ſeiner Regirung. Sein Bruder, Graf **Günther**, war gerad das Gegentheil: er war Menſchenfreund im höchſten Grade, beſtrebte ſich, ſo weit ſein Wirkungskreis reichte, alles mit Glückſeligkeit zu erfüllen, und ſich dadurch ſelbſt glücklich zu machen. Ein ſolcher Mann muß von den Unterthanen verehrt und geliebt werden: und für einen ſolchen Regenten könnte ich mit Freuden mein Blut vergieſſen.

Graf Günther war beim Antritte der Regierung ſeines Bruders Kapitän in Holländiſchen Dienſten. Bei ſeinen Beſuchen fand er, wie ſehr ſein Bruder den Pflichten eines Regenten entgegen handelte. Oefters ermahnte er ihn deswegen: allein, er wurde nicht nur verlacht, ſondern es entſpann ſich auch eine Todfeindſchaft zwiſchen beiden Brüdern, ſo, das Günther nie wieder nach Eichenborn kam. Er heirathete eine Holländerin von gutem Adel, und verlohr ſich, ſo, daß man nicht wußte, wohin er gekommen war.

Graf Erich war zwar vermählet, allein er hatte keine Kinder, und ſeine Gemahlin war vor ein paar Jahren geſtorben. Ob er nun gleich noch nicht alt war, ſo hatten ihn doch ſeine vielfältigen Ausſchweifungen dergeſtalt mitgenommen, daß er nicht nur das Podagra hatte, ſondern auch zugleich ſchwindſüchtig war, und ſein Tod jeden Augenblick zu befürchten ſtand. In dieſen Umſtänden befand ſich dieſes gräfliche Haus in eben dem Zeitpunkte, wo ich jezt mit meiner Geſchichte bin.

Als die eben erzählten Hallenbornſche Unruhen vorbei waren, lebte man zu Beulenburg fort, ohne daß etwas merkwürdiges vorfiel. Roſine, und mit ihr alle ihre Gönner und Freunde, warteten von Tag zu Tage auf die Rückkunft Florentins, oder wenigſtens auf Briefe von ihm: allein, eines ſo wenig als das andere erfolgte, ſo, daß ein ganzes Jahr verſtrich, ehe wieder Nachricht von ihm einlief, während welcher Zeit Roſine unzählbare Sorgen ſeinetwegen auszuſtehen hatte.

Beulenburg und ſeine Gemahlin genoſſen indeß die ſüſe Wonne der Eltern, welche wohlgerathene Kinder haben: der junge Herr lebte zu Göttingen unter der Aufſicht ſeines vortreflichen Hofmeiſters Rheinwald, allen zum Muſter, und nahm auſerordentlich in den Wiſſenſchaften zu; kurz, er war ein vollkommener Jüngling. Eben ſo wurde die Fräulein unter der Erziehung ihrer Eltern, und durch den ſanften und empfindſamen Umgang ihrer Freundin Roſine zum vollkommenen Frauenzimmer; beſonders war ihre Schönheit auſerordentlich. Wer Roſine allein ſah, der glaubte nicht, daß eine gröſere Schönheit möglich ſei; ſobald aber die Fräulein erſchien, verlohr jene um vieles. In ihrem übrigen Karakter aber waren ſich beide ähnlich: ein ſanfter Zug voller ruhiger Melancholie, mit dem Feuer reger Thätigkeit zur Menſchenliebe beſeelt, machte das hauptſächlichſte deſſelben aus: und eben dieſe Ähnlichkeit verurſachte die innige Freundſchaft, welche zwiſchen beiden Frauenzimmern herrſchte.

Florentin war nun zwei volle Jahre abweſend geweſen: die ganze Natur ſtand in ihrer vollen Blühte, als im Anfange des Brachmonates ein Mann zu Beulenburg erſchien, der überaus viel Aufſehen verurſachte. Beulenburg, ſeine Gemahlin, die Fräulein und Roſine waren gegen

Abend wie gewöhnlich nach der Solitüde gegangen; kaum waren ſie dort angelanget, als ein Bedienter ſie mit dem Bedeuten abrief, daß ein fremder Herr angekommen ſei. Sie folgten alle vier dem Bedienten; kaum waren ſie aber in den engliſchen Garten zurück gekommen, als ihnen ein zwar einfach gekleideter, aber ſonſt viel bedeutend ausſehender Herr, nebſt einem Jünglinge, der ſein Sohn und wohl gebildet war, begegnete. **Beulenburg** betrachtete dieſen Herrn genau; ihn deuchte, dies Geſicht mehr geſehen zu haben, doch konnte er ſich deſſelben nicht mehr beſinnen. Nach einigen Komplimenten äuſſerte der Fremde den Wunſch, noch ein wenig zu ſpaziren; ſie giengen alſo ſämtlich nach der Solitüde zurück. Hier fieng der Fremde mit ſehr gerührtem Herzen an, die Anlage dieſes Gartens und einſamen Ortes zu rühmen. Noch ſchmerzt es mich, mein Herr! ſagte er: daß ich eine angenehme Einöde um höherer Pflichten willen habe verlaſſen müſſen; kein Glück iſt gröſer, als das Glück eines Hausvaters, wenn er ſein Auskommen hat, und vergnügt iſt; jeder Winkel der Erde kann ihm Luſt gewähren, wenn er es verſteht, ihn dazu zuzubereiten.

Beulenburg brannte für Verlangen, dieſen Mann zu kennen, doch wollte er ſeine Neugierde nicht blosgeben, weil er wohl denken konnte, daß er endlich von ſelbſt ſich entdecken würde, beſonders da er Anſpruch auf ſeine Gaſtfreiheit machte. Nachdem ſie ſich im Luſthauſe niedergelaſſen, fieng der Fremde an: Jezt, Herr von **Beulenburg**! will ich mich Ihnen zu erkennen geben, damit Sie begreifen mögen, warum ich ſo frei bin, mit meinem Sohne einen Beſuch bei Ihnen abzulegen. Ich bin Graf Günther von Eichenborn, und weil ich vernommen, daß mein Bruder nah am Tode iſt, ſo bin ich gekommen, meine Anſprüche an die Grafſchaft für mich und meinen Sohn geltend zu machen.

Beulenburg erſtaunte, und erkannte nun den Grafen; er, ſeine Gemahlin und Fräulein Tochter bewillkommten ihn auf das feierlichſte, wie auch den jungen Grafen. Roſine allein war beſtürzt und verwirrt. Kommen Sie her, meine Jungfer! redete ſie der Graf an: Sie haben einen Freund an mir, mehr als Sie wiſſen und denken können; Sie heiſen ja Roſine? — Mit verwundernder Bejahung näherte ſie ſich nun. Der Graf küßte ſie auf die Stirn, ſchloß ſie in die Arme, ſeine Augen wurden naß, aber er erklärte ſich nicht weiter, als nur, daß er ſagte: Sie ſind ein edles Frauenzimmer, und es wird Ihnen wohl gehen.

Roſine war wegen dieſer höflichen Begegnung gerührt. Sie konnte gar nicht begreifen, woher dieſer Herr Kenntniß von ihr habe; doch tröſtete ſie ihre Neugier mit der Hofnung, daß er vielleicht erzählen würde, woher er ſie kenne. Hierin aber betrog ſie ſich, denn er erzählte nichts weiter.

Nachdem nun die Geſellſchaft eine Weile geſeſſen, wünſchte Graf Günther mit dem Herrn und der Frau von Beulenburg allein zu reden; der junge Graf nahm daher die Fräulein an den rechten, Roſinen aber an den linken Arm, und gieng mit ihnen ſpaziren.

Roſine zitterte am Arme des Grafen, und konnte gar nicht begreifen, woher ihr ſolche Ehre widerführe; ſie wollte zuweilen fragen, und doch zog ſie das Wort auf der Zunge wieder zurück. Graf Wilhelm, der dies merkte, ſchielte ſie freundlich an, und ſagte: Meine Lehrer haben mir von Jugend auf geſagt: daß ein rechtſchaffener würdiger Edelmann oder Graf freilich über die gemeine Menſchenklaße erhoben ſei, und auch dieſen Vorzug mit ruhigem Gewiſſen genießen könne. Doch gebe es hie oder da ſeltene Menſchen, die gleichſam von Natur hochgeadelt wären; dieſe ſollte der Edelmann keinen Vorzug empfinden laſſen, ſondern ſie ſich gleich halten. Und für ein hochadeliches Fräulein von dieſer Art halte ich Sie.

Roſine erröthete ſanft, und verſezte: Ew. Hochgräfliche Gnaden — Der Graf fiel ein: nicht Ew. Hochgräfliche Gnaden, kurz und gut! das will ich von Ihnen nicht.

„Nun dann: Herr Graf! Sie erzeigen „mir viel Ehre: ich finde ſelbſt ſo etwas „in mir, das mich treibt, mit Perſonen „hohen Standes vertraulich zu ſeyn, und „doch habe ich für ſolchen eine unendliche „Ehrfurcht; ich wünſche, daß mich Könige und Fürſten dieſer Vertraulichkeit würdigten, denn ich würde gewiß keinen „übeln Gebrauch davon machen.„

Nun, ſo ſeien Sie ſo vertraulich gegen mich, als Sie können; ich will wieder vertraulich mit Ihnen ſeyn; und das werden Sie mir doch nicht wehren.

„Erlauben Sie mir, Gnäd — Herr Graf! „ich werde ſuchen, dieſes zu verdienen„

Nun, wir wollen ſehen. Sagen Sie mir

alſo: Haben Sie auch einen Gegenſtand, den Sie lieben?

,,Ja, Herr Graf! und zwar im höchſten ,,Grade. ,,

Das iſt brav, offen und frei. Wie heißt er, und wo iſt er?

,,Er heißt Florentin von Fahlendorn, ,,und lebt jezt in Amerika. ,,

Der Graf lächelte, und ſagte: So! —, Nun ja, wenn ich mich denn nun auch verliebte, ſo könnte ich Sie ja zu meiner Vertrauten machen, weil Sie die Sache kennen, und Erfahrung davon haben.

,,Dadurch würden Sie mir Gelegenheit ,,geben, zu zeigen, wie ſehr mein Herz ,,geneigt iſt, zum Glücke des Herrn Gra- ,,fens etwas beizutragen. Aber, ein Beding iſt doch dabei: ich müßte auch das ,,Vergnügen haben, bei der geliebten Per- ,,ſon etwas zu vermögen ,,

Freilich! denn ſonſt würde dies Vertrauen nur den halben Nuzen haben.

Fräulein Philippine ſchwieg die ganze

Zeit, und ließ ſich ruhig führen; bei dieſen lezten Worten aber fieng ihr Fächer an, in Bewegung zu gerathen, und ihr Geſicht glühte. Der Graf merkte dies, lächelte, kehrte ſich gegen die Fräulein, drückte ihr die Hand, und ſagte: Sind Sie über dieſe Vertraute unzufrieden, meine Fräulein?

„Wenn ich eine Vertraute in wichtigern „Fällen nöthig hätte, als bisher, ſo wäre „es niemand anders, als meine Koſine.„

Gut! erinnern Sie ſich dieſer Zuſage, wenn dieſer Fall kommen ſollte.

Nun ſprachen ſie noch von einigen gleichgültigen Sachen zuſammen, und kehrten wieder nach der Solitüde zurück. Dort fanden ſie die drei Eltern in einem ſehr ernſten, warmen, und freundſchaftlichen Geſpräche, welches nun aber abgebrochen wurde, und bald darauf kehrte die ganze Geſellſchaft bei dem Glanze der ſanften Abendröthe nach Beulenburg zurück.

Während der Abendmahlzeit herrſchte Tiefſinn und Stille: ein jeder wünſchte mit ſeinem Vertrauten allein zu ſeyn, um ſein Herz ausleeren zu können: denn es hatte ſich bei dieſer Zuſammenkunft etwas angeſponnen, das Aller Erwartung rege machte.

Beulenburg und ſeine Gemahlin ſahen, ſo bald ſie allein waren, tief ſchweigend, ohne ſich zu rühren, einander an. Endlich fieng die Frau von Beulenburg an: Wie iſts, mein Lieber! haſt du den Grafen ganz verſtanden?

„Mir ahndete was. Die Wärme, womit er redete; das Zutrauen, welches er in uns ſezte, ohne uns doch ganz genau zu kennen; gewiſſe verſtohlene Winke, die er gab, laſſen mich etwas vermuthen.„

So war es mir auch. Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll; der Graf und ſein Sohn ſprechen ſo bekannt mit uns, als wenn wir immer beiſammen gewohnet hätten: es kann nicht anders ſeyn, er muß ſich ſehr genau nach uns erkundiget haben. Nun, Gottes Wille geſchehe! wenn nur der junge Graf ein ſo edler junger Herr iſt, als es das Anſehen hat; ſo könnte Philippine keine beſſere Parthie treffen.

„Bei dieſer Sache, mein Kind! müſſen wir wie vernünftige Eltern verfahren. „Philippine hatte noch keinen Gegenſtand, „der das Gefühl der Liebe in ihr erregen „konnte; denn es iſt noch keine Gelegenheit dazu da geweſen. Der Graf iſt ein „ſehr anſehnlicher Jüngling, und alſo iſt „es wohl möglich, daß ſie ihn wird lieben „können. Jezt kommt es darauf an, ob „die beiden Herzen ſimpathiſiren?

Das iſt wohl wahr; allein, ich bin die Mutter nicht, die nur auf Verbeſſerung des Standes ſieht. Meine Tochter kann als Gräfin höchſtunglücklich, und als Freifrau höchſtglücklich ſeyn; in dieſem Falle wäre mir doch das leztere unendlich lieber. So lang ich alſo den jungen Grafen nicht ganz kenne, ſo lang kann ich mich einer ſolchen glänzenden Verbindung nicht erfreuen.

„O, das iſt edel, mein Kind! wir wollen alſo, wenn uns Anträge geſchehen

„ſollten, unſere Einwilligung bis zu einer „genauern Kenntniß des jungen Grafens „aufſchieben.„

Die Fräulein und Roſine, als ſie ſich jezt allein befanden, waren ebenfalls tiefſinnig. Was mochte der Graf mit der Vertrauten wollen? ſieng die Fräulein an.

„Er will ſich verlieben, und da ſoll ich „ſeine Vertraute ſeyn. Nun wird er ſich „gewiß nicht in die Frau Mama verlieben, „folglich in —

In mich? —

„Ja, in Sie, meine Fräulein! die „Sache iſt richtig.„

Ich vermuthe ſelbſt ſo etwas: und da fängt es mir ſchon an, in meinem Herzen unbehaglich zu werden: ach Roſine, Roſine! eine unbekannte Angſt nahet ſich mir aus der Ferne; eine Angſt, die ich gar nicht beſchreiben kann.

„Eine Angſt? — Der Graf mißfällt „Ihnen doch nicht?„

Im Gegentheile, er gefällt mir aber

eben daher entſtehet die Angſt — Er gefällt mir — ich ahndete Glückſeligkeit in einem Leben mit ihm, — und dieſem ſüſen Traume ſtellen ſich immer ſchwarze Bilder entgegen; Wolken, die dieſe Klarheit trüben.

„Reden Sie deutlicher, meine Fräulein! Geſezt: der Graf verdeckte unter einer ſchönen Larve eine ſchwarze Seele — oder ſein Herr Vater wäre dieſer Verbindung zuwider; oder, ich liebte und beſäs einen Gemahl — der — der ausſchweifte! — das alles, meine Traute! ſind Ungeheuer, die mich aus der Ferne ſchröcken.

Roſine fiel der Fräulein um den Hals, und küßte ſie oft an ihrem Halſe hangend; der Fräulein ſchmolz ebenfalls das Herz, und ſie umſchlung Roſinen mit den Armen.

„Nun, engliſches Fräulein! in dieſer „Herzensvereinigung wollen wir einmal „jedes Schreckenbild recht betrachten. „Komm einmal her, du erſtes Geſpenſt, „das dem Grafen eine ſchwarze Seele zu„traut, und laß dich von hinten und von

„vornen

„vornen begucken! ———— An dem iſt „nichts, Fräulein! gar nichts.„

Das beweiſe mir, du Muthwillige!

„Das will ich beweiſen: Geſezt, Sie „verliebten ſich in den Grafen — je nun, „ſo hätten Sie ihn lieb, nicht wahr?„

Närrin! freilich.

„Wir wollen ſehen, ob ich eine Närrin „bin? Wenn Sie aber nun bei genauerm „Umgange fänden, daß er eine ſchwarze „Seele hätte, würden Sie ihn dann noch „lieben?„

Ob ich ihn dann noch liebte? Je nun — das weiß ich wahrlich nicht. Aber, wenn ich ihn denn wirklich noch fort liebte? Eben dafür iſt es mir bange.

„Fräulein Philippine, der unſchulds„volle Engel, ſollte ein ſchönes Gerippe, „in dem ein Teufel wohnet, lieben kön„nen? Sehen Sie! Sie kennen ſich noch „nicht.„

Mir iſt aber doch bang. So, wie er da ſteht und geht, gefällt er mir: und würde mir gefallen, wenn er auch ein Böſewicht wäre.

„So, ſo! Da iſt es ſchon weit gekommen. Aber, hören Sie! Eben das, warum er Ihnen gefällt, iſt mir ein gewiſſes Zeichen, daß er eine ſchöne Seele hat. Sie ſind ſo fein und ſo zart gefühlig erzogen worden, daß Sie gewiß mit einem böſen Herzen nicht ſimpathiſiren können.„

Welch einen ſchweren Stein wälzeſt du mir da vom Herzen! O Roſine, ich muß dich küſſen! Aber, er könnte auch ein Heuchler ſeyn?

„Das iſt nicht möglich! Der Heuchler mag ſo vollkommen ſeyn, wie er will, ſo verrathen ihn doch ſeine Augen: durch dieſe Fenſter kann man einem ins Herz gucken. Ein Heuchler kann niemand durchdringend anſehen, man kennt ihn an ſeinem ſcheuen Blicke; oder, wenn er ſeinen Blick zwingen will, ſo ſtarrt er einen an; und eben dies überſpannte Aufreiſſen der Augenlieder zeiget gleich das böſe Gewiſſen.„

Das iſt herrlich. Mädgen! wo haſt du die Weisheit gelernet?

„Das iſt keine Weisheit, nur geſunder „Menſchenverſtand. Meinen Sie denn, „daß mein beſtändiges Leſen gar nichts „nuze?„

Aber, ich leſe doch auch.

„Darum ſind Sie auch in vielen Fä„chern viel ſtärker als ich. O Fräulein, „Fräulein! was haben wir nicht unſerm „Rheinwalde zu verdanken?„

Wahrlich, Roſine! wir ſind ihm mehr als Kindesliebe und Verehrung ſchuldig.

„Nun, wie heißt das zweite Geſpenſt? „— Nicht wahr: der Vater könnte Ihrer „Liebe zuwider ſeyn? — und da will ich „Ihnen gleich ſagen: das iſt er nicht, und „das können Sie mir auf mein Wort „glauben.„

Das kann ich nicht.

„Nun, ſo will ich Ihnen meine Beob„achtungen ſagen: Der alte Herr hat An„ſpielungen von weitem auf eine ſolche

„Verbindung gemacht; und er ſah vergnügt „aus, als ſein Herr Sohn die Fräulein „Philippine ſo genügſam und zufrieden „daher führte. „

Weiſt du das gewiß?

„Das weiß ich; und Sie ſollen es ſe„hen. Von dem dritten Schreckenbilde iſt „gar nicht redenswerth. Ein Mann, der „ſeine Frau aus Liebe heirathet, fehlt nie, „wenn beide reines Herzens ſind. „

Ja, das glaube ich, du loſes Mädgen!

„Nun ja doch! „

Hier unterbrach ein Kammerdiener dies Geſpräch, und die Fräulein wurde zu ihren Eltern gerufen. Das Herz pochte ihr wie ein Hammer, ſie trat blaß hinein, und zitterte für Erwartung.

Mädgen! fieng ihr Vater an: ich habe etwas wichtiges mit dir zu reden; und weil du die Hauptperſon dabei biſt, ſo müſſen wir mit dir, und du mit uns rathpflegen. Gewiß iſt es noch nicht, aber doch wahrſcheinlich, daß der junge Graf von Eichenborn eine Heirathsabſicht auf dich haben mag. Wir wollen uns insgeheim darüber beſprechen, um auf alle Fälle gefaßt zu ſeyn. Es iſt nichts abgeſchmackter, als wenn in ſolchen Fällen, die doch die wichtigſten unſers Lebens ſind, die Kinder für den Eltern ſich ſcheuen: daher rede frei mit uns, ſo wie es dir um das Herz iſt. Eben ſo abſcheulich iſt es, wenn Eltern in Heirathsſachen deſpotiſch verfahren; ich werde dir rathen, aber nicht befehlen: ich müßte denn ſehen, daß du eine Wahl träfeſt, die dich unvermeidlich zu Grunde richtete. Die Frau Mama bekräftigte dieſe edeln Geſinnungen mit einer zärtlichen Mine. Philippine wurde dadurch ſo gerührt, daß ſie herzu trat, ihren Eltern die Hände zu küſſen, die Thränen ſtanden ihr in den Augen. Die Eltern kamen ihr aber zuvor, und herzten und küßten ihre Tochter.

Haſt du nichts auf dem Spazirgange bemerket? fragte der Vater.

Philippine erzählte des Grafens Geſpräch mit Roſinen, und dadurch wurde die Muthmaſung noch mehr beſtärket.

Jezt will ich dir einen Rath geben, fuhr Beulenburg fort: Wenn der Graf einen guten Karakter hat, ſo kann uns keine gröſſere Freude widerfahren, als wenn er dich heirathet; hierin aber ſind wir der Sache noch nicht ganz gewiß. Freilich ſcheint er der edelſte Jüngling zu ſeyn; allein, eine ſo wichtige Sache erfordert Überlegung und Sorgfalt. Könnteſt du ihn aber lieben, wenn er dich begehren würde?

„Ja, Papa! ich finde, daß ich mit ihm „leben und ſterben könnte.„

Wenn du das jezt ſchon empfindeſt, ſo ſei etwas behutſam, damit die Liebe nicht zu tief Wurzel ſchlage; begegne ihm freundlich, und wenn er dir einen förmlichen Antrag machen ſollte, ſo mache ihm unter dem Bedinge Hofnung, noch einige Zeit zu warten, weil wichtige Urſachen dich dazu verbänden. Fände er dich dann ſeiner Liebe noch würdig, ſo würdeſt du ihm dann willig deine Hand geben — Dadurch ſicherſt du dich für Betrug: der junge Graf wird, wenn er edel iſt, dich feuriger lieben, und ſein Herr Papa wird dich hochachten. Folge hierin meinem Rathe.

„Nichts iſt billiger und ſchöner, beſter „Papa! dieſem Rathe will ich genau nach„kommen; darauf können Sie ſich ver„laſſen.„

Nun, das freut mich ausnehmend. Wir wollen alſo alles auf dich ankommen laſſen; und wenn wir gefragt werden ſollten, ſo wollen wir antworten: Es geſchehe uns durch den Antrag zu dieſer Verbindung eine groſe Ehre; wir ſchränkten aber unſere Tochter in ihrer Liebe nicht ein, überlieſſen ihr alſo die Entſcheidung ganz allein.

Philippine freute ſich: ihr Geiſt erhob ſich; ſie wurde mithin wie ein Held, ihren Eltern und der Tugend zu Liebe ſich ſelbſt zu überwinden, wenn es die Noth erforderte; und in dieſer freudigen Verfaßung verſprach ſie feierlich, dem Rathe der Eltern genau zu folgen. Hierauf wurde ſie freundlich entlaſſen.

So bald ſie auf ihr Zimmer kam, erzählte ſie Roſinen von Wort zu Wort, was ihre Eltern mit ihr geredet hatten. Roſine ſagte: das iſt herrlich und edel! — Aber nun, meine Fräulein! nun müſſen Sie ſich auch gefaßt machen, im Nothfalle alles wagen zu können. Das will ich, erwiederte Philippine; Gott wolle mir Kraft geben! Darum wollen wir ihn bitten, fuhr Roſine fort: beide edle Mädgen knieten nun nebeneinander hin, und bäteten mit warmem Herzen bis zu den Thränen.

Graf Günther und ſein Sohn Wilhelm waren eben ſo wenig unthätig als die andern. So wie ſie von der Tafel weggiengen, nahm der Vater den Sohn zu ſich auf ſein Zimmer. Sohn! fieng er an: ich habe dir auf der Reiſe Winke gegeben, du haſt ſie verſtanden; mich verlanget ſehr nach einer Verbindung mit dieſem vortreflichen Hauſe. Du biſt die Hauptperſon bei der Sache: gefällt dir die Fräulein, und gefällſt du ihr?

„Sie gefällt mir ſo wohl, daß ich ohne „ſie nicht leben mag. Die Beſchreibung „ihrer leiblichen Schönheit iſt weit unter „der Wahrheit geblieben: wenn es ſich mit „der geiſtigen auch ſo verhält, ſo bin ich „ihrer bei weitem nicht werth. Ob ich ihr „aber gefalle, davon weiß ich noch nichts.„

Jezt, mein Sohn! jezt kommt es nur darauf an: ob die Mühe, die ich und deine herrliche Lehrer an dich verwendet haben, Frucht gebracht. Ich fand dich bisher als einen beſcheidenen, frommen und zugleich mit ſtillem Feuer thätigen Jüngling handeln, und ich ſchöpfte Hofnung. Nun aber tritteſt du aus deinem kleinen Zirkel in das groſe verfeinerte Teutſchland heraus; hier ſollſt du ein vortrefliches Frauenzimmer durch Reize und Tugend gewinnen, und hernach Land und Leute regieren: laß ſehen, ob meine Hofnung neue Ausſichten bekommen werde! Zwar wirſt du auf der Univerſität helle Begriffe von der Regierungskunſt erhalten; allein, ob du nicht für dieſe wohlgezogene Fräulein zu einfach biſt? das iſt eine andere Frage. Hüte dich nur für allem affektirten Weſen, und dann laß dein Herz reden; thu dir nicht mehr Gewalt, als deine Zuneigung zu der Fräulein fordert, ſo wirſt du glücklich ſeyn.

„Papa! ich hoffe, ohne zu wiſſen, war„um? Ich will meiner natürlichen Nei„gung folgen: morgen den Herrn und die „Frau von Beulenburg fragen, ob ſie „mir erlauben wollen, mich zuweilen mit „ihrer Fräulein Tochter zu unterhalten? „Ihnen zugleich einen Wink von meiner „Abſicht geben, und dann wird mir der „leiſeſte Odem ihre Wünſche verrathen. „Hernach will ich mit der vortreflichen „Roſine ſprechen; dieſe ſoll erſt die Fräu„lein ausforſchen, damit ich mich zurück„ziehen könne, ehe noch mein Herz zu ſehr „gefeſſelt iſt.„

Du kannſt dich der Jungfer Roſine immer bedienen. Dein Vorſchlag iſt, wo nicht nach der Mode, doch unter guten Menſchen gut; mach es ſo!

Nun gieng ein jeder ſchlafen: einer genoß der Ruhe weniger, der andere mehr, keiner aber vollkommen: alle ſechs Perſonen hatten Intreſſe bei dieſer Sache, und dies Intreſſe hüpfte die ganze Nacht durch in gaukelnden Träumen auf den Schwingen ſanfter Odemzüge, um die Ruhenden her.

Da ſehe ich im Geiſte in die Zukunft: ſeh ein Männgen im Pickeſch, die Beine übereinander geſchlagen, auf dem Kanapee ſizen; rund um ihn her ſind alle Wände mit Silhouetten behangen: er fühlt ſeine Kraft, redet Kraftſprache: murret, daß noch Religion und Fürſten in der Welt ſind. Natur, Natur! Freiheit, Freiheit! ruft jeder Odemzug, und jeder Odemzug iſt Rezenſion alles deſſen, was er und ſein Meiſter nicht gemacht haben. Er ſizet da und lieſet die Geſchichte Florentins von Fahlendorn: ſchon oft hat er den Kopf geſchüttelt und Geſichter geſchnitten, wenn von Fromm- und Bravſeyn die Rede war; und wie er vollends Philippinen und Roſinen knien und bäten ſah, ſchmiß er das Buch weg — Hol dich alle T... mit der Andächtelei! Denn alles, was Religion heißt, iſt bei den Burſchen Heuchelei und Andächtelei. Jezt kommt er nun, nachdem er fortlieſet (denn wirklich lieſet er weiter, aber nur um zu rezenſiren) an die Liebesgeſchichte des Grafens Wilhelm und der Fräulein Philippine. Nun wirft er das Buch wieder weg: das iſt doch nicht auszuhalten! ruft er, und ſtößt mit den Knöcheln an die Wand; ſolch eine trockene Marionetten-Puppen-Bliſil-ähnlich Liebesverkettung habe ich doch mein Tage nicht geleſen, u. ſ. w.

Ich auch nicht, Herr Genie! als wohl in ſchlechten Büchern; aber geſehen habe ich dergleichen in Menge, und ich erzähle, was ich geſehen habe. Lies nur weiter, guter Freund!

Des Morgens früh erwachten die Fräulein und Roſine noch vor dem Aufgange der Sonne. Der alles belebende Gedanke vom verfloſſenen Abend ſtand noch in aller Kraft vor der Fräulein Augen: er ließ ihr keine Ruhe mehr im Bette, ſie ſtund auf, kleidete ſich etwas nachläſig, und trat ans Fenſter. Der Anblick war ſo mejeſtätiſch, daß ſie das Fenſter öfnete, ſich auf den Arm lehnte, ſchwieg, und genoß. Über eine Weile rief ſie: Roſine! wie ſchön iſt die Natur! — Roſine kam, ſchaute und ſchwieg; beide trunken den ſüſen Thau der Morgenröthe, und ihre Seelen ſchwommen in Empfindung. Die Vögel zwitſcherten in den Bäumen und Gebüſchen; jenſeit dem Thale war die Berghöhe von der aufgehenden Sonne vergüldet, und linker Hand hinüber auf dem Hügel ſtand gleichfalls der Gipfel der Solitüde in himliſchen Strahlen; über das Thal hin ruhte auf der Wieſe ein ſanfter Nebel, doch glänzte hie und da das blendende Grün der Wieſen durch.

Roſine! ſieng die Fräulein an: der Anblick der Solitüde zieht mich: hol unſere Saloupen und Hüte, wir wollen hin, und dort in der Stille die Herrlichkeit des Morgens genieſſen. Dies geſchah augenblicklich; und damit giengen ſie ſo ſchleunig fort, als ob ſie groſe Eile hätten.

Im Garten war ihnen alles gleichgültig, aber in dem engliſchen Wäldgen giengen ſie langſam. Mädgen! ſagte die Fräulein mit einem tiefen Seufzer: ich zerflieſſe ganz für Gefühl über dem ſchönen Anblicke der Welt; ich weiß gar nicht wie mir iſt, nie war ich ſo empfindſam.

„Meine Fräulein! ſo bald der erſte Funke der Liebe im Menſchen entſteht, auch „denn, wenn er es ſelbſt noch nicht weiß, „iſt alles ſchöner um ihn her. Der dunkelſte Dezembertag iſt einem liebenden „Herzen reizend.„

Weiſt du, woher dies kömmt? — Du biſt ja ſchon ein alter Praktikus in der Liebe?

,, Solang man noch nicht liebt, hat man ,,einen geheimen Mangel, den man zwar ,,nicht kennt, nicht zu nennen weiß, und ,,doch fehlt einem was, das alles mit einem melancholiſchen Anſtriche überziehet. ,,Sobald man aber liebet, iſt dieſer Mangel gehoben, und der melancholiſche ,,Schleier weg. ,,

Und mich deucht, du triffſt es nicht, wie hochweiſe es auch heraus kommt. Rheinwald hat dich ja ganz zur Philoſophin gemacht. Schau! daher kommt es: Die Liebe iſt ein ſanftes Feuer, wie die aufgehende Sonne dort: ſie belebt alles, und ſchmelzt das Herz, daß es empfindſamer wird.

,, Freilich treffen Sie es beſſer, das iſt ,,aber auch kein Wunder: Sie erfahren es ,,jezt wirklich, und können es alſo beſſer ,,beſchreiben. ,, Ich geſtehe es dir, trautes Mädgen! Graf Wilhelm hat ſich ſo ſehr meines Herzens bemeiſtert, daß ich nicht recht weiß, ob ich meinen Eltern Wort halten könnte, wenn er auch wirklich nicht der beſte Menſch wäre.

Roſine lachte: ja, verſezte ſie: es iſt eine ſonderbare Sache um die Vorſichtigkeit. Doch muß man thun, was man kann.

Unter dergleichen Geſprächen kamen die guten Kinder an die Solitüde; aber wie ſtuzten ſie, als ſie den jungen Grafen daſelbſt an einer Birke ſizend fanden. Auch ihn hatte der ſchöne Morgen heraus getrieben. Er ſprang auf, bewillkommte das Frauenzimmer, und ſagte: Wie ſchön iſt dieſer Morgen! — und wie reizend iſt er mir, da ich das Glück habe, vertraulich mit Ihnen reden zu können. Das erlauben Sie mir ja?

Die Fräulein machte eine Verbeugung, und antwortete mit ſeelenvollem Blicke: So vertraulich, als es Ihnen Ihr Herz räth,

räth, Herr Graf! Hiemit ſchloß ſie das Haus auf, ſie giengen alle drei hinein, und ſezten ſich an das Fenſter. Der Graf fühlte dieſe Antwort tief in der Seele: ſein Herz ſchwoll empor, die Gedanken drängten ſich, ſo, daß ihm die Sprache fehlte. Doch brach er endlich das Stillſchweigen. Meine Fräulein! fieng er an: empfinden Sie dieſen ſchönen Morgen? genieſen Sie ihn ganz?

„Ja, Herr Graf! mehr als jemals;
„meine Empfindungen ſind erhöht, und
„ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen
„bin. „

Ich habe eine angenehme Einöde bewohnt, aber nie kam ſie mir ſo ſchön vor, als die Natur an dieſem Morgen.

„Können Sie ſich nicht erklären, woher
„dieſes kommt? „

Ja, meine Fräulein! mich deucht, ich könnte es.

„Nun, Herr Graf! laſſen Sie uns ein-
„mal hören. „

Mir kommt die Erklärung etwas bedenklich vor.

„ Sie ſcheuen ſich doch wohl vor mir „nicht? „

Das könnte doch wohl ſeyn; ich muß geſtehen, daß ich viele Ehrfurcht gegen Sie habe, und da mag ich meine Schwäche nicht blos geben.

„ Vielleicht ſagen Sie es Roſinen? „die haben Sie ja zu Ihrer Vertrauten „gemacht. „

Vielleicht! doch dem Frauenzimmer gebühret der Vorzug; erklären Sie mir die Sache zuerſt.

„Nein, Herr Graf! in gelehrten Sa„chen gehen die Herren vor; ich rücke nicht „zuerſt heraus. „

Nun dann, Herr Graf! fieng Roſine an: wollen Sie mir erlauben, daß ich die Sache erkläre? Von Herzen gern, antwortete der Graf.

Schweig, du Schwäzerin! rief die Fräulein. Roſine lachte: gut, verſezte ſie:

wir wollen dann ſehen, wer von Ihnen beiden am offenherzigſten iſt?

Hierauf folgte eine ſtille Pauſe; alle drei ſchauten durch die Fenſter hinaus, und genoſſen den entzückenden Anblick der in Schönheit ſchwelgenden Natur.

Roſine ſah die beiden neben einander am Fenſter ſtehen; eins ſtand an dieſer Seite, das andere an jener, ſo, daß noch Raum für ſie zwiſchen beiden übrig war, doch trat ſie nicht hinein; ſie ſtand und beobachtete beide. Der Graf und die Fräulein ſchauten in die weite Welt, und blickten ſich zuweilen ſchmachtend an; die magnetiſche Kraft der Liebe ſtrömte aus beiden Seelen in die andere über; ihre Macht war ſo ſtark, daß ſie auch in die Körper wirkte; und mit jeder Minute waren ſie ſich ſchon eines Fingers breit näher gekommen, ſo, daß der Plaz zwiſchen beiden unvermerkt kleiner ward. Roſine bemerkte dieß mit warmer theilnehmender Empfindung.

Jezt hätt ein einziges Wort den ſanften Zug wieder hemmen können: die Liebenden ſchienen jeden Laut zu fürchten; ſie freuten ſich beide, die Annäherung des andern gleichſam unbelauſcht zu bemerken, und da der Wohlſtand doch bald wieder eine Unterhaltung erfordert hätte, ſo glaubte Roſine, wohl zu thun, wenn ſie etwas auf dem Flügel ſpielen würde, um dadurch den ſanften Zug mehr zu begeiſtern, und jede Unterredung unnöthig zu machen. Flugs hüpfte ſie mit leiſem Tritte an den Pantalon, dämpfte ihn zum Cöleſtinentone, fieng an zu ſpielen, und mit ſanfter Stimme zu ſingen:

Sanft ſchlich in dem Morgenſchimmer
  Lilla ins Gebüſche hin.
Lilla's Herze fühlte immer
  Gleich der ſchönſten Huldgöttin
Frühlingslüftgen um ſich wehen.
  Stillen Frieden in der Bruſt,
Stiller Seufzer ſtilles Flehen
  Tränkte ſie mit Himmelsluſt.

Zu Ende dieſer Strophe waren die beiden am Fenſter ſchon zum Berühren der Kleider gekommen. Roſine ſang und ſpielte fort:

Liebhold ruhte in dem Graſe
Schlummernd unterm Roſenſtrauch
Lilla bückte ſich und laſe
Da, wo Liebholds leiſer Hauch
Auf des Graſes Spizen ſchwebte
Alle Roſenblätgen auf,
Wie im Hauch das Veilgen bebte,
Bebt' ihr Blick zum Himmel auf.

Nun waren ſie feſt zuſammen gerückt, und der Arm des Grafen fieng ſchon an, ſich zum Rücken der Fräulein empor zu heben als Roſine fortfuhr:

In dem Dunkeln einer Linde
Hüpften ſchnell zwei Vögelein
Pickend auf die braune Rinde
Puzend ihre Schnäbelein
Und die dünnen Aeſte ſchwankten
Unter ihrem leichten Tritt.
Bis ſie endlich näher wankten
Eins zum andern 'nüber glitt.

Jezt hatte der Graf die Fräulein mit ſeinem Arme umſchlungen und an ſich gedrückt. Roſine ſang und ſpielte weiter:

Lilla ſank auf Liebhold nieder,
Liebhold that den erſten Blick.
Liebhold! Lilla! ſchallte wieder,
Jedes Echo gab's zurück.
Jezo ſchmolzen beide Seelen
Ganz in eins; und Hand in Hand
Eilten ſie, ſich zu vermählen.
Hymen ſchlung das Eheband.

Der Graf ruhte der Fräulein mit dem Haupte auf der einen Schulter, und beide ſchwankten hin und her, wie zween ſchlanke Bäume, am Hügel hingepflanzet, im kühlen Weſtwinde hin und her wiegen, wenn der Allmächtige auf ſegenſchwangern Wolken das dürre Land begeußt, und das Wild im Walde tränket.

Roſine ſchwieg nun, und in feierlicher Stille ſchwieg die ganze Natur. Kaum hörte man von ferne das Gezwitſcher der Vögel, und am Fenſter ſchwankte der

Schatten einer Birke im Glanze der aufgehenden Sonne vom fachelnden Oſtwinde.

Nach einer Weile ſeufzte die Fräulein tief, und wand ſich ſanft von dem Bande los, das ſie umſchlung.

„Meine Fräulein! fieng Roſine an: „das Geheimniß iſt erklärt; nun, was „weiter?„

Philippine lächelte ſie an, ſchwieg, und drohte ihr mit dem Finger.

„Nicht wahr, Herr Graf! fuhr ſie fort: „das Geheimniß iſt erklärt?„

Ja, antwortete der Graf: wir ſind in einem Viertelſtündgen ſo weit auf unſerm Wege fortgerückt, daß wir das Geheimniß nicht nur weit hinter uns und aus dem Geſichte verloren haben, ſondern, daß auch gar an keine Umkehr zu denken iſt. Sie, engliſches Mädgen! haben uns auf den Schwingen der Harmonie ſo weit weggeführet.

Jezt faßte er die Fräulein an der Hand, und redete ſie folgendergeſtalt zaghaft an:

Theuerſtes Fräulein! lieben Sie mich? können Sie mich lieben? —

Philippine antwortete: Ja, beſter Herr Graf! ich liebe Sie.

Er küßte ihre Hand feurig; Sie erlauben alſo, fuhr er fort, daß ich bei Ihren Eltern um Sie anhalte? Meines Vaters Einwilligung habe ich.

„Meine Eltern überlaſſen mir die Wahl ganz. Ich wähle Sie zu meinem Gatten: aber ich muß Ihnen meine Bedingniße dabei ſagen: Wir kennen uns beide erſt ſeit geſtern; Sie können noch unmöglich wiſſen, ob ich ſo ganz Ihrer Liebe würdig bin? auch binden mich ſonſt noch wichtige Urſachen, noch eine Zeitlang bei meinen Eltern zu bleiben.„

Der Graf blickte ſie ſehr zärtlich an: Ja, meine Fräulein! dies alles iſt billig. Wie ſehr mir auch Ihr herrlicher Karakter bekannt iſt, ſo kennen Sie mich doch noch nicht. Heirathen darf ich ohnehin noch nicht, und während der Zeit gehe ich nach Görtingen, da zu ſtudiren. Wollen Sie aber, meine Fräulein! mir Ihr Herz ſchenken, im Falle Sie mich Ihrer würdig finden werden?

„Dieſer edle Zug Ihres Herzens, mein „Herr Graf! ſichert mir ſchon eine ſchöne „Seele. Ja, ich bin dann — dann — „ewig die Ihrige.,„

Der Graf fiel ihr um den Hals, und beide umſchlungen ſich wieder mit ſtummer Empfindung.

Nun, fieng endlich der Graf an: Auch ich, mein Engel! bin ewig der Ihrige, wenn Sie finden werden, daß ich Ihrer Liebe würdig bin. Darauf ſchwuren ſich beide ewige Treue.

Roſine wünſchte ihnen Glück: erinnerte ſich dabei ihres **Florentins**, und ihrer Verbindung mit ihm im engliſchen Garten: ſie fieng an, ſehr zu weinen, und ihre Sehnſucht nach **Florentin** ward ſo ſtark, daß **Philippine** ſie kaum tröſten konnte.

Graf **Wilhelm** trat mit einer ſehr bedeutenden Mine zu ihr: Liebſte Roſine! fieng er an, Florentin iſt höchſt glücklich, ſeien Sie deſſen nur verſichert; mehr kann ich Ihnen jezt nicht ſagen.

Roſine und die Fräulein ſahen den Grafen ſtarr an. Ja, ſagte er: ich ſchwöre Ihnen vor Gott dem Allmächtigen, den ich verehre, er iſt glücklich.

Roſine ſank zu Boden, o Gott! rief ſie: Dir dank ich! — Dir dank ich! — warum kommt er aber nicht?

„Das wird er Ihnen ſchreiben!„

Warum ſchreibt er aber nicht?

„Weil er auf Gelegenheit warten muß, „und keine Poſten ſo oft abgehen. Fragen „Sie mich nun nicht weiter.„

Roſine hieng ſich der Fräulein an den Hals, weinte Freudenthränen, und Philippine weinte mit ihr.

Nun ſpazirten ſie mit einander nach Hauſe. Graf Wilhelm gieng zu ſeinem Vater, und erzählte ihm die Geſchichte dieſes Morgens von Wort zu Wort. Günther freute ſich ſehr, und ſegnete ſeinen Sohn mit Thränen.

Die Frau von Beulenburgt nahm nicht ſo bald die Ankunft ihrer Tochter und Roſinen wahr, als ſie zu ihnen gieng, und mit ungewöhnlicher Neugierde fragte: wo ſie ſo früh geweſen ſeien? Philippine verhehlte ihr ebenfalls nichts, und erzählte alles von Wort zu Wort. Die Frau von Beulenburgt war ganz entzückt, lief zu ihrem Gemahle, und entdeckte ihm ebenfalls die ganze Unterredung.

Nun blieb alles ſtill und ruhig bis zum Mittageſſen. Roſine und die Fräulein beſchloſſen, ſich heute mit Geſchmacke zu kleiden; eine half der andern. Uber dem Ankleiden fieng Roſine zu lachen an.

„Was lacheſt du, Mädgen?„

Ich muß lachen, wenn ich an dieſen Morgen denke, wie Ziererei und Natur ſo ſpaßhaft nebeneinander ſtanden.

„Wie meinſt du das?„

Bedenken Sie doch nur, meine Fräulein! als Ihr Herz und das Herz des Grafens ſchon wie zween Thautropfen in eins geſloſſen, ein Herz und eine Seele waren: da wurden erſt noch Bedinge geſezt, ob die zween Tropfen, und unter welcher Geſtalt, wie, und wann, ſie zuſammenflieſſen ſollten?

„Das habe ich, wahrlich! auch gedacht; „du haſt recht, mein Kind! ſo gehet es, „wenn man Plane macht. Meine Eltern „wollten es ſo, und es kann doch keinen „Nuzen haben.„

Daran zweifle ich nicht, es war mir nur lächerlich.

Die guten Mädgen vertrieben ſich die Zeit mit allerhand freundſchaftlichen Scherzen, bis man zur Tafel gieng.

Nach derſelben fragte Graf **Wilhelm** die Eltern ſeiner Fräulein feierlich um ihre Einwilligung, die ſie ihm auch mit wahrer Freude und vielem Segen ertheilten. Nun war alſo die Sache vollendet, und alles voller Vergnügen. Graf **Günther** trat darauf zu Roſine. Meine Freundin! fieng er an: ich habe mehr Urſach, Ihnen gewogen zu ſeyn, als Sie noch zur Zeit wiſſen. Mir iſt Ihr edler Karakter bekannt, Sie ſind die Geſellſchafterin meiner zukünftigen Schwiegertochter, haben ihr Leben mit Vergnügen erfüllt, und dieſen Morgen zur Vereinigung zweier glücklicher Herzen das Ihrige beigetragen. Ich will Sie glücklich machen: **Florentin von Fahlendorn** ſoll, ſo bald er kommt, mein geheimer Rath ſeyn, und Sie bleiben die Geſellſchafterin meiner Schwiegertochter.

Die ganze Geſellſchaft ſtand im Kreiſe umher, und alle wurden tief über die Rede des Grafens gerühret. Roſine konnte kein Wort hervor bringen; ſie ſank, aber **Günther** ergrif ſie: Nur keine Worte, fieng er an; keine Worte! Ich halte mein Verſprechen, ſo wahr ich Graf von **Eichenborn** bin!

Nun trat auch **Wilhelm** herzu. Er hatte ſeiner geliebten Fräulein nach der Einwilligung ihrer Eltern einen koſtbaren brillantenen Ring an den Finger geſteckt; nun brachte er einen andern, wohl nicht ſo koſtbaren, doch aber ſehr ſchönen Ring, und ſteckte ihn Roſinen an den Finger: meine Freundin! ſagte er: hiemit vermähle ich Sie meiner Philippine und mir, zu einer ewigen und unzertrennlichen Freundſchaft. Sie wollte abermal danken; aber Graf Wilhelm ließ ſie nicht zu Worte kommen. Die Fräulein nahm ſo warmen Antheil an dem Glücke ihrer Freundin, und freute ſich ſo ſehr über ihre immerwährende Geſellſchaft, daß ſie beiden Grafen auf das zärtlichſte für Roſinen dankte.

Beulenburg und ſeiner Gemahlin war es ein unauflösbares Räthſel, wo doch die ſonderbare Gnade der beiden Grafen gegen Roſine herrühren möchte? Viele meiner Leſer werden auch ſchon über Unwahrſcheinlichkeit gemurret haben; Sie müſſen aber nebſt Beulenburg Geduld haben, ſo werden Sie das Geheimniß zu ſeiner Zeit erfahren.

Die Grafen hielten ſich nun noch ein paar Tage zu **Beulenburg** auf, und alles wurde nun feſtgeſtellet: Graf **Wilhelm** ſollte mit ſeinem Vater nach **Eichenborn** gehen, welches Schloß vier Stunden von **Beulenburg** lag; von da ſollte er nach einigen Tagen nach **Göttingen** reiſen. **Wilhelm** freute ſich auſerordentlich, als er hörte, daß ſein zukünftiger Schwager **Karl**, und deſſen vortreflicher Hofmeiſter **Rheinwald**, dort ſeien. Graf **Günther** bat **Beulenburg**, an Herrn **Rheinwald** zu ſchreiben; er ſelbſt aber ſchrieb auch an ihn, und ernannte ihn ebenfalls zum Hofmeiſter ſeines Sohnes. Und da er hörte, was **Beulenburg** ihm jährlich an Gehalte zahlte, ſo legte er ihm eben ſo viel zu.

Nachdem dies alles in Ordnung gebracht, reiſten die Grafen ab. Alles ſchwamm in Thränen, und nun war die Reihe an **Philippinen** am meiſten zu trauern, und **Roſine** mußte nun zur Wiedervergeltung ihre Tröſterin ſeyn.

Zu Eichenborn fand Graf Günther ſeinen Bruder in den elendeſten Umſtänden. Wie ein Todtengeripp ſaß er im Bette, und heulte für unleidlichen Schmerzen. Der Stein, das Podagra, Hämorrhoidal-Umſtände, und ein marterndes Gewiſſen lieſſen ihm keine Stunde Ruhe, und das bange und lange Leiden hatte ihn ganz mürbe gemacht. Durch einen Freund hatte er erfahren, wo ſein Bruder ſich aufhielt; er kannte deſſen herrliche Talente, und glaubte, ſich ehender mit dem allmächtigen Richter ausſöhnen zu können, wenn er ſeinen Unterthanen einen würdigen Landesvater noch vor ſeinem Ende geben würde; er ſchrieb daher an ſeinen Bruder, und dieſer hielt es nunmehr für ſeine gröſſte Pflicht, dieſem Rufe zu folgen.

So wie Graf Günther in das Krankenzimmer trat, reckte Graf Erich beide Hände nach ihm aus, und weinte laut wie ein Kind. Günther fieng ebenfalls an zu weinen, wankte auf ihn zu, und ſchloß ihn in die Arme. Graf Wilhelm kam nun auch, und Erich freute ſich ſo ſehr er konnte über dieſen Erben; Sie ſind mein Sohn, Herr Vetter! ſagte er: und legte ihm ſeine dürre Hand auf das Haupt. Die groſe Freude hatte den Kranken ſo erſchöpft, daß er kein Wort mehr reden konnte.

Graf Günther ſchrieb nun an ſeine Gemahlin, eine gebohrne Gräſin aus dem Hauſe Egmund in Holland, die mit ihren übrigen Kindern bei ihren Freunden im Haag zurück geblieben war. Er berichtete ihr die Verlobung ihres Sohnes, die ſchlechten Umſtände ſeines Bruders, und erſuchte ſie, ſo bald als möglich zu kommen.

Bald darauf ſtand der kranke Graf Erich in einer ſolchen Leibes und Gemüthesverfaſſung, daß er zu einer geheimen Unterredung mit ſeinem Bruder und deſſen Sohne ſich fähig und heiter fand; und nachdem alle andere Anweſende ſich entfernet hatten, fieng er an zu reden: „Ich habe zuweilen „Stunden der Ruhe, wo meine unſägliche

„Schmerzen leidlich ſind; dieſe muß ich in
„Acht nehmen, wenn ich reden will. Jezt
„befinde ich mich etwas ruhig; da ich aber
„den Augenblick meines Todes nicht weiß,
„ſo muß ich Ihnen alles ſagen, was ich
„auf dem Herzen habe.

„Herr Bruder! mein ganzes Leben iſt
„eine Kette von Sünden: ich habe mein
„Amt gar nicht verwaltet, wie ich ſollte;
„böſe Rathgeber haben mich zu Grunde gerichtet;
„meine Unterthanen habe ich unglücklich
„gemacht; ſie ſchreien um Rache,
„und freuen ſich auf meinen Tod. Meinem
„Hofprediger gab ich über unſere fünfzehn
„Kirchſpiele die Superintendentenſtelle,
„er war der Mann, der mir nicht nur durch
„die Finger ſah, ſondern ſogar mit mir
„ſchmauſte, mit auf die Jagd gieng, und die
„Bauern bedrücken half. Jezt tröſtet mich
„der ſchlechte Mann mit allerhand elenden
„Vorſtellungen des Lebens und der unendlichen
„Barmherzigkeit Gottes; aber das
„alles hilft nichts; er darf mir nicht mehr
„vor das Geſicht kommen.

„Lezthin hörte ich von einem berühmten
„und würdigen Gottesgelehrten, Namens
„Stahlmann, aus unſerm Flecken Birkenſtein.
„Ich konnte für groſer Herzensangſt
„nicht bleiben; niemand konnte mir
„auch Rath und Troſt geben: ich ließ daher
„dieſen Mann zu mir kommen, ſtellte
„ihm meinen betrübten Zuſtand vor, und
„klagte ihm: daß ich meine Sünden nicht
„überſchauen könnte, ob es wohl möglich
„ſei, daß ich noch ſelig werden könnte?
„Er antwortete: es ſei wohl möglich, aber
„ſehr ſchwer. Das gab mir ſchon Troſt.
„Ach! ſagte ich: Herr Stahlmann! wenn
„es nur möglich iſt, laſſen Sie es immer
„ſchwer ſeyn! ſagen Sie nur, was ich thun
„muß? Niemal habe ich eine ſo wichtige
„und durchdringende Ermahnung gehört,
„als er an mich that; ſie enthielt verſchiedene
„Hauptpunkten. Zuerſt bewies er mir,
„daß das Verdienſt des Erlöſers niemand
„zu gut komme, als der ſeine Gebote nach
„beſtem Vermögen gehalten hätte; nun be-

„gieng aber der beſte Chriſt Fehler, bald „aus Trägheit, bald aus Nachläſſigkeit und „Schwachheit; dieſe aber könne er durch „die Reſtitution wieder gut machen; und „eben dies ſei auch das einzige Mittel für „den gröſten Sünder. Wenn nun ein Menſch „den feſten Willen zur Reſtitution hätte, „die Umſtände aber ihre Ausführung hinderten, ſo könne man doch noch hoffen, „die Barmherzigkeit Gottes in Chriſto werde ihn nicht verdammen. Dies alles bewies er mir ſo bündig aus der Bibel und „aus der Vernunft, daß ich feſt davon „überzeugt wurde. Ich bezeugte, daß ich „zu aller Reſtitution willig und bereit ſei, „und wenn meinen Unterthanen mit meinem „Leben gedient wäre, ſo wollte ich es hingeben. Nein, antwortete Herr Stahlmann: aber ich will Ew. Excellenz einen „andern Rath geben. Freilich werden Dero Unterthanen ſämtlich um Rache gen „Himmel ſchreien, und das Schreien der „Bedrängten höret Gott; aber dieſem

„Schreien wollen wir bald ein Ende machen
„und zugleich bewirken, daß das ganze Land
„noch für Sie bäten ſoll. Ich erſtaunte dar-
„über, und fragte ihn: wie das zugehen
„ſollte? — Stahlmann lächelte und ant-
„wortete: wenn es nur Ewr Excellenz nicht
„zu hart ankommt, ſo weiß ich ganz gewiß,
„daß das ganze Land aus Liebe für ſeinen
„Vater Erich weinen wird. Ich verſezte:
„nichts könne mir ſo ſchwer auferlegt wer-
„den, womit ich nicht dieſe Freude erkaufen
„wollte. Hierauf fuhr Stahlmann fort:
„Nöthig — zur Seligkeit nöthig iſt es, daß
„Ewr. Excell. ſich mit allen Dero Untertha-
„nen ganz verſöhnen, und dadurch wird alle
„ihre Liebe wieder gewonnen, wenn Sie al-
„len Dero Verſöhnung anbieten. Daher
„rathe ich, daß Ew. Excellenz einen ſchrift-
„lichen Aufſaz an Ihre Unterthanen entwer-
„fen laſſen, worin Sie reumüthig alle Feh-
„ler und den Druck bekennen, den Sie wäh-
„rend Dero Regirung begangen haben, und
„für ſolche Beleidigungen alle und jede um

„Vergebung bitten. Ich bat Stahlmann, „einen ſolchen Aufſaz zu machen. Er that „es, las mir ihn vor, und ich war ganz da„mit zufrieden. Nun rieth er mir, von al„len Kanzeln bekannt zu machen, daß ich „meinen Unterthanen meine lezte Willens„meinung erklären und für alle Beleidigun„gen um Vergebung bitten wolle; zugleich „ſollten alle Pfarrer ihre Zuhörer zur Liebe „und Vergebung für ihren kranken Herrn „ermahnen, und ſie verſichern, daß meine „Regirung und die Regirung meines Nach„folgers alles wieder gutmachen ſollte. Die„ſer Rath erleichterte mein Herz aus der „Maſen, und ich willigte in alles mit Freu„den. Stahlmann führte die Sache ſchleu„nig aus. Die Wirkung dieſes Schrittes „war gewaltig, und ganz ohne Beiſpiel: „Alles hatte geweint, alles flammte von „Liebe zu mir, alle Gemeinden ſchickten ihre „Abgeordneten an mich, welche nicht Worte „genug finden konnten, mir zu danken, und „nun fand ich, was es heiſſe, von ſeinem

„Volke geliebet zu werden; ich grämte mich
„faſt zu Tode, daß ich mich ſo vielen wilden
„Vergnügen aufgeopfert, und dieſe Seligkeit,
„geliebt zu werden, nicht gekannt hatte.

„Nun brachte Stahlmann den Hauptpoſten:
„Jezt müſſen Ew. Excell., ſagte er,
„auf eine vollkommene Reſtitution denken;
„das Vergangene läßt ſich nicht ändern, aber
„alle Fehler müſſen in Zukunft ganz vermieden,
„und eine ganz vollkommene Landesregirung
„durch Dero Veranſtaltung errichtet
„werden. Ich antwortete: wenn mein
„Bruder noch der rechtſchaffene Mann iſt,
„der er war, ſo wird mir die Sache gar nicht
„ſchwer fallen. Ich habe ihm geſchrieben,
„und hoffe, er wird kommen, dieweil ich
„noch am Leben bin. Ich will einen Reſtitutionsplan,
„in Form eines Teſtamentes,
„aufſezen, und meinen Bruder ſo lang flehen,
„bis er ihn unterſchreibt. Sie müſſen
„ihn leſen, Herr Bruder! und Sie und der
„Herr Vetter muſſen ihn beſchwören, und
„heilig zu halten verſprechen.„

Jezt ſchällte der kranke Graf, um den Sekretär rufen zu laſſen. Dieſer mußte das Teſtament holen; es war verſiegelt, und an Graf Günther von Eichenborn, oder deſſen rechtmäßige Erben, addreßirt. Ich theile hier einen kurzen Auszug dieſer ſonderbaren Verordnung mit:

1) Da während meiner Regirung durch allzugroſe Hegung des Wildbrätes den Unterthanen ein unerſezlicher Schade geſchehen, ſo verordne ich hiemit, daß von nun an, bis zu ewigen Zeiten in der Grafſchaft Eichenborn kein Wildbrät mehr geheget werden ſoll; ſondern, daß meine Nachfolger mit Fleiß auf die Vertilgung deſſelben bedacht ſeyn ſollen. Damit aber die Unterthanen durch Freilaſſung der Jagd ihr Gewerb nicht verſäumen, ſo bleibt ihnen alles Jagen verboten; ausgenommen, wenn ſie ein Stück Wildbrät in ihren Fruchtfeldern finden, ſtehet es ihnen frei, daſſelbe todzuſchießen.

2) Weil meine Unterthanen durch unerſchwingliche Auflagen erſchöpft worden, ſo

ſollen alle Auflagen, welche während meiner Regirung veranſtaltet worden, aufgehoben werden; und meine Nachfolger ſollen nie das Recht haben, von den Unterthanen mehr zu fordern, als die Steuermatrikel der Dörfer von Altersher beſtimmet hat. Wo aber neue Güter angebauet und alte verbeſſert werden, da können meine Erben die Steuren nach Billigkeit erhöhen.

3) Sollen zur Gnade und Wohlthat, wegen ſo langwieriger Landeslaſten, die Unterthanen aller ihrer Frohndienſten auf immer entlaſſen werden.

4) Wenn mir Gott meine Kräften wieder ſchenkt, oder es mir ſonſt möglich wird, will ich durch das ganze Land eine General Reform aller Bedienten vornehmen, alle geiſt- und weltliche Stellen an die würdigſten Männer vergeben, und ſolchergeſtalt meine Regirung in den blühendſten Stand zu ſetzen ſuchen, u. ſ. w.

Dies waren die fürnehmſten Punkten der Reſtitutionsverordnung. Graf Günther lächelte, nachdem er ſie laut geleſen hatte, und fragte ſeinen Sohn: Was dünkt dir von dieſer Schrift?

„Mir dünkt, Papa! daß dies alles ohnehin die Pflicht eines Regentens ſei.„

Graf Erich ſah ihn ſtarr und mit Verwunderung an.

Wohl, mein Sohn! fuhr Günther fort: aber du kennſt die Maximen der Regenten nicht; laß dich nur nicht verführen! Noch biſt du auf gutem Wege. Hierauf wandte er ſich zu ſeinem kranken Bruder. Herr Bruder! fieng er an: Wenn Sie ſterben ſollten, ſo will ich dis nicht nur pünktlich halten, ſondern noch viel mehr zum Beſten des Landes thun. Graf Erich weinte, bot ſeinem Bruder die Hand, und verſezte: Nehmen Sie ſofort die Regirung an, u. laſſen Sie ſich huldigen!

Nein! unterbrach ihn Günther: das geſchieht nicht; aber laſſen Sie mich die Regirung in Ihrem Namen übernehmen, alles ſoll unter Ihrem Namen und auf Ihren Befehl geſchehen. Und denn wird Ihre Reſtitution vollkommener und Ihre Ehre gerettet.

Erich freute ſich darüber, daß er jauchzte, und Günther verſprach ihm, nichts aus eigener Willkühr zu unternehmen, ſondern ihn in allem zu Rathe zu ziehen.

Herr Stahlmann beſuchte den kranken Grafen ſehr oft, und eben dieſen Tag kam er. Günther empfieng ihn ſehr gnädig, und bewies ihm viele Hochachtung. Nun ließ er ſich von ſeinem Bruder den Superintendenten näher ſchildern, und hörte, daß er ein unerträglich ſchlechter Mann ſei.

Hat er Vermögen, fragte Günther, um mit Frau und Kindern leben zu können? — Man berichtete ihn, daß er groſe Kapitalien auf Intreſſen habe. Jezt war ſein Schluß ſchon gefaßt: er ſollte fort; und Graf Erich gab ſeine volle Beiſtimmung dazu.

Günther ruhte einige Tage aus, und dann wurde beſchloſſen, Graf Wilhelmen nach der Univerſität zu ſchicken. Sein Oheim weinte bei ſeinem Abſchiede und ſegnete ihn. Auch ſein Vater beurlaubte ihn auf das zärtlichſte. Und nun reiſte er mit einigen Bedienten nach Göttingen.

Graf Günther fieng nun an regiren. Zuerſt ließ er den Superintendenten kommen. Stahlmann war auch auf dieſen Tag beſchieden und wirklich ſchon im Schloße, als der erſtere Audienz hatte. Als jener zur Thüre in Graf Günthers Zimmer herein trat, ſchaute ihm der Graf mit Majeſtät ins Geſicht, und fragte: Sind Sie der Vorſteher ſämtlicher Kirchen in der Grafſchaft?

„Ja, Ihr Excellenz!

Waren Sie denn ein Mietling, oder ein guter Hirt?

„Ich habe geſucht, ſo viel ich konnte, ein „guter Hirt zu ſeyn. (dis ſagte er ziemlich frech).

Warum haben Sie denn als Hofprediger Ihr Amt nicht gethan, und Ihrem Landesherrn ſeine Pflichten nicht vorgehalten?

„Ich hofte doch, daß ich dis zuweilen „gethan habe. „

Sie habens nicht gethan; und wer die erſte Pflicht verſäumt, verſäumt auch die lezte.

„Ich bitte Ew. Excellenz um Gnade. „

Sie ſind ein Mietling!

„Ich bitte unterthänigſt um Verzeihung!„

Haben Sie denn Ihr Amt gethan?

„Ich bitte um Gnade: was ich nicht ge-
„than habe, das will ich hinfüro thun. „

Dis ſoll mich freuen. Indeß ſind Sie ſo lang ſuſpendirt, bis Sie Proben eines Ihrem Stande würdigen Mannes abgelegt haben.

Der Geiſtliche that einen Fußfall.

Sehen Sie! ſagte der Graf: Sie ſind ſuſpendirt. Und hiemit drehte er ſich auf dem Fuße herum, und gieng in ſein Kabinet. Der Geiſtliche wanderte nach Hauſe, und mußte bald darauf die Pfarrwohnung räumen.

Graf Günther ließ jezt auch Hrn. Stahlmann zu ſich kommen. Herr Stahlmann! fieng er an: der Superintendent iſt ſuſpendirt, und Sie treten in ſeine Stelle.

„Ich bitte Ew. Excellenz unterthänigſt,
„mich zu verſchonen; ich bin noch Kandi-
„dat, und dieſem Amte nicht gewachſen. „

Sie haben als Kandidat Schäze von Erkenntnißen geſammelt, und es iſt nur Ihre Schuld, daß Sie noch Kandidat ſind: Sie wollten keine Beförderung. Und Ihr Geſtändniß, daß Sie dem Amte nicht gewachſen ſeien, iſt ein Beweis, daß Sie das Gewicht der Sache kennen; und wer es kennet, der iſt ihm am erſten gewachſen.

„Ach gnädiger Herr! verſchonen Sie mich; „meine Bruſt iſt zum Predigen zu ſchwach."

Sie ſollen ſich einen Kaplan halten.

„Ich bitte Ew. Excellenz unterthänigſt, „mir doch zu erlauben, daß ich in meine „Ruhe zurücktreten darf."

Wie! — Der Stahlmann, der die Pflichten ſeines Landesherrn kennt, der weiß ſeine eigene Pflichten nicht? Sie ſind zu weichlich, Ihre Kräften zum Dienſte Gottes und des Vaterlandes aufzuopfern? Iſt nicht jederman verbunden, zu kämpfen, wenn ein allgemeiner Feind des Vaterlandes eingebrochen iſt? Kurz, Sie ſind Superintendent und Hofprediger; und nun kein Wort mehr!

„Ew. Excellenz haben Recht, antwortete „Stahlmann: ich erkenne, daß Mißtrauen „in mich ſelbſt und Gemächlichkeit, mich an „meiner Pflicht hinderten. Ja! ich folge „dem Rufe willig. Gott wird mich ſtärken."

Das iſt Recht, erwiederte der Graf: Nun ziehen Sie unverzüglich hieher; dann wollen wir alſofort an eine Generalreform: und ich will Ihren Handlungen Gewicht geben.

Zu allem dieſem hatte Graf Erich ſeine Einwilligung gegeben. Graf Günther erkundigte ſich nun auch genau, wie die Landesregirung eingerichtet ſei? Der Präſident ſämtlicher Kollegien hatte alles verwaltet. Hier aber ſowohl, als bei der Kammer, herrſchete eine ſolche Unordnung, daß Günther den einen hie, den andern da, abſezen, und der Sache eine ganz andere Einrichtung geben mußte. Überall verfuhr er kurz und kräftig, ungefähr ſo, wie bei dem Superintenten. Durch dergleichen ſtrenge Veranſtaltungen geriethen alle Ober und Unterbeamten in Furcht; ſie fühlten, daß wirkſame Gewalt an das Staatsruder gekommen war; die Trägen wurden fleißig, die Betrüger in Furcht geſezt, und man ſpürte bald eine allgemeine Veränderung zum Glücke der Grafſchaft. Ein jeder merkte nun freilich, daß Graf Günther die eigentliche Urſach dieſer

Verbeſſerungen war; doch geſchah alles unter Erichs Namen.

Nach drei Wochen kam auch die Gräfin von Eichenborn mit der jungen Herrſchaft zu Beulenburg an. Fräulein Philippine lernte an ihr eine fürtrefliche Schwiegermutter kennen; ſie ward mit gröſter Freundſchaft empfangen, und Graf Günther holte ſie ab, ſo bald er von ihrer Ankunft die Nachricht erhalten. Einige Wochen nachher ſtarb Graf Erich von Eichenborn; und nun trat ſein Bruder die Regirung an.

Zu Beulenburg kamen bald hierauf Briefe von Florentin an, wodurch das ganze Schloß in Vergnügen, beſonders aber Roſine auf den höchſten Gipfel der Freude geſezt ward. Einige Umſtände hielten Florentin noch zu Amſterdam auf, von da er in einigen Wochen zu Beulenburg zu ſeyn verſprach. Seinen Briefen hat er die Fortſezung ſeiner Amerikaniſchen Geſchichte beigefüget, die ich nun hier mittheilen will.

Ende des zweiten Theiles.

Die Geſchichte
Florentins v. Fahlendorn.

Von

Heinrich Stilling.

Dritter Theil.

Mannheim,
in der neuen Hof- und akademiſchen
Buchhandlung, 1783.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die Geſchichte
Florentins von Fahlenborn.

Dritter Theil.

Fortſezung der Amerikaniſchen Geſchichte.
(Siehe 2. Theil, S. 108)

Ich habe im erſten Stüke meiner Reiſegeſchichte Wolkenbliks und des Lizentiaten Hallenborns gedacht. Dieſe Purſche hatten nach und nach in dem friedlichen Pilgersheim ſo viele, vorhin unbekannte Sächelgen und Empfindungen in Uebung gebracht, daß ſehr viele Mädgen und Jünglinge nicht mehr vergnügt waren.

Die Mädgen lernten ſich auf eine neue Art verlieben, ſie wurden empfindſamer und weichlicher, und verlohren die Kraft zum Beſten ihrer Familien würkſam zu ſeyn. Wolkenblick lehrte ſie neue Arten des Schmuckes kennen, und lenkte ihre Thätigkeit auf die Auszierung ihres Körpers. Die Jünglinge fiengen an, Gedichte zu leſen, bekamen Geſchmack an Mährgen und Romängen, welche ihnen Wolkenblick und Hallenborn täglich machten. Dadurch nahm die Pilgerichheimer Jugend eine ganz andere Richtung, ſie verlohren alle Luſt zur Arbeit, das ſonſt ſo herrliche Gewerb, auf welchem die ganze Glückſeligkeit des Ortes beruhete, gieng träger, und es ſtund ſehr zu vermuthen, daß, bei längerer Anweſenheit der beiden gefährlichen Menſchen, die Kolonie nach und nach zu Grunde gehen würde. Muzelius ſuchte dieſem Verderben durch allerhand kluge Mittel zu begegnen: allein vergebens. Die beiden Menſchenverderber pflanzten gleich dem jungen Volke eine Abneigung gegen den Pfarrer und die Religion ein, daß daher ſeine Mühe vergeblich war.

Ich finde mich gedrungen, hier eine kleine Anmerkung zu machen, wozu mir dieſe Geſchichte Anlaß giebt. Es kömmt mir ſo vor, als wenn die Empfindelei und Belletriſterei ein Zehrungsfieber für den Staat ſei, und daß man auf ſeinen baldigen Sturz ſicher Rechnung machen könne, wenn dieſes Uebel allgemein wird. Das häufige Leſen belletriſtiſcher Sachen entnervt den Geiſt, und macht ihn zu aller Thätigkeit ungeſchickt, es bringt Genieſucht, und mit dieſer Verfinſterung im Reiche der Wahrheiten. Auf den hohen Schulen ſtudirt keiner mehr, ein jeder hat ſein Bibliothekgen der ſchönen Wiſſenſchaften, er giebt ſich einen Anſtrich von Genie: ein Genie aber braucht nicht gelehrt zu ſeyn, gründliche Kenntniße ſind Pedantereien, ein Quintel Genie gilt mehr, als das alles. Daher ſinkt die wahre Gelehrſamkeit, und was iſt natürlicher, als daß nach und nach die finſterſte Barbarei einreiſſen müſſe. Die jungen Kaufleute leſen Romanen, Liebesgeſchichte und Gedichte, und verlieren dadurch alle Thätigkeit, da ſie ſtatt deſſen nüzliche Handlungsſchriften leſen, und ſich in ihren Wiſſenſchaften üben ſollten. Ueber das alles führt die überhand nehmende Bellettriſterei zu einer Ueppigkeit und Verliebelei, die ganz ohne Schranken iſt, dadurch leidet der Eheſtand, dieſe Grundſäule der Bevölkerung und der Glückſeligkeit u. ſ. w. Ich könnte eine ganze Predigt über die Wahrheit dieſer Erfahrungen daher ſchreiben, wenn es meinem Zwecke gemäs wäre; allein ich will lieber fortfahren, zu erzählen.

Herr Pilger bemerkte das Verderben mit äußerſter Bekümmerniß, und er fieng an, mit **Muzelius** und mir zu überlegen, was hiebei zu thun ſei? Wir waren alle drei eines Sinnes, die beiden Verführer je eher je lieber wegzuſchicken: da ſie ſich aber ſchon ſehr beliebt gemacht, und einen groſen Anhang hatten, ſo war die Frage: wie es am bequemſten geſchehen könnte, ohne Unruhe anzurichten? — Herr Pilger gab uns ein paar Tage Zeit, während welcher wir uns auf die beſte Beantwortung dieſer Frage bedenken ſollten. Doch die Vorſehung machte ſie uns ganz unnöthig. Wolkenblick und Hallenborn verſchwanden, kein Menſch konnte ſagen, wo ſie geblieben waren.

Etliche Wochen nachher wandelte Muzelius und mich nochmals die Luſt an, nach unſerm glücklichen Volke aufs Gebirg zu wallfahrten: wir wollten ſehen, ob man uns den Zugang verſperret habe, oder nicht? Wir beurlaubten uns auf drei bis vier Tage, und wanderten an einem frühen Morgen wieder fort, und zwar gerad den nämlichen Weg, welchen wir das vorige Mal gegangen waren, zugleich trug ich eine leichte tannene Leiter, um ſie im Nothfalle gebrauchen zu können. Wir kamen wieder an die Felſenwand, ſtiegen vermittelſt unſerer Leiter hinauf, und fanden zu unſerer größten Freude den Weg noch offen. Als wir uns auch recht beſannen, ſo ſahen wir ein, daß das Vermauern dieſes Weges höchſt unnöthig war: denn keine lebendige Seele entdeckte ihn von ſelbſt; auch wir würden ihn nie bemerkt haben, wenn nicht die zwei Frauenzimmer Anlaß dazu gegeben hätten.

Die Leiter ließen wir im Felſen ſtehen, und giengen nun auf Herrn Prachts Wohnung zu; der alte Greis freute ſich ſehr, uns zu ſehen. Freunde! ſagte er: und drückte uns die Hand, ich habe mich nach Ihnen erkundigen laſſen, Sie ſind ſehr brave auserwählte Leute, und darum iſt auch Ihr Zugang offen geblieben. Sie können nicht glauben, wie hungerig man nach Menſchen wird, wenn man in einem ſo kleinen Kreiſe der menſchlichen Geſellſchaft lebet.

Dieſe Aufnahme freute uns ungemein, wir wurden in einen ſchönen Saal geführt, wo uns **Prachts** Töchter und Enkelinen bedienten. Er ſelber ſezte ſich zu uns, und nach und nach fanden ſich ſeine Söhne und Schwiegerſöhne auch bei uns ein: es war uns nicht anders zu Mute, als wenn wir bei dem Patriarchen Jakob und ſeinen zwölf Söhnen geſeſſen hätten. Es wurde uns ein Mittagmahl bereitet: denn es war erſt hoch Mittag, als wir hinkamen. Die Männer ſpeiſeten alle mit, und das Frauenzimmer bediente uns.

Ueber dem Eſſen fragte der alte **Pracht**: ob wir zween Männer kennten, die ſich **Wolkenblick** und **Hallenhorn** nennten: wir antworteten: ja, ſehr wohl! Sie ſind hier, verſezte **Pracht**: unſere Handelsleute in **Pilgersheim** haben ſie uns zugeführt.

Wir wurden ſehr unruhig bei dieſer Nachricht. Die Geſellſchaft merkte das, ſie ſahen einander an und lächelten: gefällt Ihnen das nicht? fragte der Alte:

„Nein! verſezte Unzelius: dieſe „Menſchen werden bald Unſchuld, Reli„gion und gute Sitten von hier auf ewig „verbannen, und an deren Statt Wolluſt, „Empfindelei und Verderben einführen.„

Dafür iſt ſchon geſorgt, erwiederte Pracht: ſie werden der Welt nicht mehr ſchaden.

Ich erſchrack über dieſe Rede aufs höchſte: denn ich glaubte, ſie ſeien ums Leben gekommen, und in dem Falle würde mir Pracht ein Tyrann geweſen ſeyn. Er bemerkte aber meinen Schrecken. Sorgen Sie nicht, ſagte er zu mir: die Purſche leben und ſollen leben, ſo lang als Gott will; aber damit ſie niemand ſchaden können, ſo haben wir ſie von uns abgezäunt. Wenn Sie Luſt haben, ſo können Sie ihre Beſchäftigung ſehen, und mit ihnen ſprechen.

Ich muß geſtehen, daß ich auſſerordentlich neugierig war, das eigentliche Schickſal dieſer beiden Leute zu wiſſen; ich bat daher recht ſehr, uns zu ihnen zu führen. Dies geſchah auch gleich nach Tiſche; zween Männer führten uns nordoſtwärts gegen das Felſengebirg zu. Hier ſtand oben auf einer Felſenwand ein Gemäuer, ziemlich gros und viereckigt, hinter dem Hauſe war ein ſehr angenehmer Garten, aber nicht gros, etwa hundert Schritte lang und breit, hinter dem Garten ſtieg die Felſenwand himmelan. An der Oſt- Süd- und Weſtſeite war ein Abſturz von dem Gemäuer herab, ſechs und dreiſig Schuh hoch, unten auf dem Boden waren, von dem Felſen an bis auf zwanzig Schritte von demſelben, lauter ſpitzige Pfäle, einer zween Schuh weit vom andern, in die Erde feſt gerammelt, ſo daß, wenn auch einer von oben herab einen Luftſprung hätte wagen wollen, er ſich doch gewiß würde geſpießet haben. Hier lag nun eine Leiter auf dem Boden, die ſich zwiſchen zween Pfoſten bewegte, nicht weit davon ſtand eine Erdwinde mit einem

Seile, welches an das unterſte End der Leiter feſt gemacht war; drehte man nun die Erdwinde herum, ſo ſtieg die Leiter in die Höhe, und legte ſich oben an, ſo daß man hinauf ſteigen konnte; um mehrerer Sicherheit willen, hatte ſie auf beiden Seiten eine Lehne. Auf eben die Weiſe ließ man ſie auch wieder nieder. Wir ſtiegen da hinauf, oben fanden wir rund um das Haus her einen Gang etliche Schritte breit. Das Gebäud war mit einer ſtarken wohl verriegelten Thüre verſehen; dieſe wurde nun aufgemacht. Hier fanden wir verſchiedene wohl verſchloſſene Zimmer, und in denſelben Geſchäftigkeit und Menſchenſtimmen: wir verwunderten uns darüber, unſere Begleiter berichteten uns aber: daß dies Haus ein Verbeſſerungshaus ſei, über welches ein ſehr würdiger und geſchickter Mann die Aufſicht habe: denn auch ihr kleiner Staat habe Verbrecher. Ich war auſſerordentlich begierig, die Einrichtung dieſes Zuchthauſes kennen zu lernen: man weigerte ſich auch nicht, uns alles zu zeigen.

Erſtlich wurden wir eine Treppe hinauf auf einen langen Gang geführt, an der oſtſüdlichen Ecke war ein groſes Zimmer, aber keine Thür in daſſelbe, ſondern nur ein groſes, mit einer Thür verſchloſſenes Loch, dieſes wurde uns aufgemacht. Wir ſchaueten hinein, und ſahen, daß das Zimmer bis auf den Boden herab durch beide Stockwerke gieng: wenn man alſo hinein wollte, ſo mußte man mit einer Leiter hinab ſteigen; dieſe lag auch der Länge nach über den Gang hin. Das Zimmer hatte einen Ofen, einen Abtritt und ein Bett: die Speiſen und übrige Nothwendigkeiten wurden an einem Seile hinab gelaſſen, und eben ſo das, was herauf mußte, wurde herauf gezogen. Hier ſaßen nun Wolkenblick und Hallenborn, und ſchrieben, was ſie nur immer ſchreiben konnten. Ich wußte wahrlich nicht, ob ich weinen oder lachen ſollte? ich ſchaute hinunter und grüßte ſie. „Es thut mir „leid, meine Herren, ſagte ich: daß ich „ihr Schickſal ſich ſo endigen ſehe;„ keiner antwortete mir aber ein Wort, ſie ſchrieben über Hals und Kopf fort. Ich fragte meine Begleiter, woher es käme, daß ſie ſo fleißig ſeien? — Er lächelte und ſagte mir: daß ſie nicht ehender etwas zu eſſen bekämen, bis jeder vier Bogen voll ordentlich und leſerlich geſchrieben hätte, auch wenn man fände, daß ein einziges Wort uncorrigirt falſch ſtünde: ſo müßten ſie den ganzen Bogen umſchreiben, noch eh ſie etwas zu eſſen bekämen. Ei, was ſchreiben ſie denn? fragte ich.

„Sie müſſen Bibeln abſchreiben, die „wir bis dahin noch nicht hierher haben „bekommen können; auch müſſen ſie zuweilen davon abbrechen, und Herrn „Prachts Katechiſmus abſchreiben.„

Ich geſtehe offenherzig, die beiden Leute dauerten mich, und doch konnte ich mich nicht erwehren, herzlich über den Einfall zu lachen, daß Wolkenblick und Zallenborn Bibeln abſchreiben mußten. Ein Buch, dem ſie von je her ſo gram geweſen waren, mußte ſie nun gegen Willen und Dank ernähren. — Ein bel Eſprit verdient ſein Brod mit Abſchreiben der Bibel — gewiß eine ſehr ſonderbare Beſchäftigung! Doch hütete ich mich, daß die armen Schelme meines Lachens nicht gewahr wurden, und gewiß, ich bin kein Schadenfroh, wenn ich ſie hätte befreien können, ich hätte es gethan; daran war aber nicht zu denken, ihr Schickſal war nicht anders, ſie mußten ihr Leben da beſchlieſen, wenn ſie nicht durch einen ganz ſonderbaren Zufall errettet wurden: denn die Solymaner konnten ſie nicht unter ſich dulden, und weglaſſen durfte man ſie auch nicht, um nicht verrathen zu werden.

Ich wollte noch ein und anderes mit meinen armen Landsleuten reden, aber ſie gaben mir keine Antwort: ich befahl ſie alſo Gott, vergoß doch bei dem Abſchiede ein paar Thränen des Mitleides, und gieng weg.

Jezt fragten wir unſere Begleiter, wie es zugegangen, daß ſie ſo bald eingeſezt worden.

„Als ſie hieher kamen, fieng der eine „an, der mir unter beiden der anſehn„lichſte ſchien, waren ſie ganz entzückt, „ſo gleich beſchloſſen ſie, bei uns zu leben „und zu ſterben. Herr **Pracht**, meiner „Frauen Grosvatter, beobachtete ſie ge„nau, und bei der erſten Gelegenheit be„merkte er ihren ſchädlichen Hang zum „weiblichen Geſchlechte. Darauf wollte „er ihnen eine Arbeit anweiſen, ſie ant„worteten aber: ſie ſeien ſtudirte Leute, „und alſo des Arbeitens nicht gewohnt. „Nun war die Frage: was ſie denn ſtu„dirt hätten? — Sie antworteten: daß „einer die Medizin, der andere die Rechts„gelehrtheit ſtudirt habe; dieſe Wiſſen„ſchaften aber liebten ſie nicht, ſondern „ihre Lieblingswiſſenſchaft ſei, die Men-

„ſchen

„ſchen zu erziehen und auszubilden. Herr
„**Pracht** ſchüttelte den Kopf, ei! ſagte
„er: Sie ſind Erzieher der Menſchen,
„das heiſt: Sie wollen den Menſchen Erkenntniſſe
„und gute Sitten beibringen.
„Jezt muß ich erſt einmal unterſuchen,
„ob Sie Erkenntniſſe haben, um ſie andern
„mittheilen zu können, hernach müſſen
„Sie erſt durch ihren Lebenswandel
„beweiſen, daß Sie ſelber gut geſittet
„ſind. Nun gab ſich Herr **Pracht** ans
„Examiniren: die Religion iſt ja die vornehmſte
„und nöthigſte Erkenntniß, und
„darin waren beide Menſchen ſchlechter
„gegründet, als unſere Kinder. Herr
„**Pracht** begann gar zu zweifeln: ob ſie
„auch wohl an Gott glaubten, er unterſagte
„ihnen daher ſchlechterdings, ſich
„mit lehren abzugeben: er erlaubte ihnen
„indeſſen einige Tage ſich umzuſehen, und
„derweile in ſeinem Hauſe zu ſpeiſen.
„Dies geſchah, um ihre Aufführung beobachten
„zu können. Da zeigte es ſich

„nun bald, daß ſie ſehr gottloſe Leute waren. Sie geſellten ſich zu unſern Mädgen und Jünglingen, ſungen ihnen ſchändliche Lieder vor, und fiengen an, unverſchämt zu werden. Herr Pracht hatte ein ſcharfes Aug auf ſie, und als es ihn genug zu ſeyn deuchte, ſtellte er eine Wache vor ihr Zimmer und trat zu ihnen hinein. Meine Herren, fieng er an: Sie bringen gottloſe Sachen hierher unter ein unſchuldiges Volk, ich will ihre Gründe hören, die ſie bewegen, jungen Leuten ſolche Lieder vorzuleſen, oder gar vorzuſingen? —

„**Wolkenblick** lächelte und ſagte: der Trieb der Liebe iſt allen Menſchen tief eingepflanzet, er iſt gleichſam der Mittelpunkt, um welchen ſich ſeine Thätigkeit beweget, die ihn belebet. Dieſer Trieb iſt von Natur roh und thieriſch, er muß verfeinert und geiſtiger gemacht werden, dadurch wird der Genuß erhabener.„

„Herr Pracht verſezte: wahrlich! ein ſehr ſeltſamer Grundſaz! — Das, was Sie Liebe nennen, iſt der Genuß des Vergnügens, der mit der Fortpflanzung unſers Geſchlechtes verpaart iſt, nicht ſo?„

„Verzeihen Sie, Herr **Pracht**! antwortete **Wolkenblick**: eben dieſer Genuß muß verfeinert, veredelt, erhöhet werden, und das geſchieht durch Gedichte, die eine höhere, reinere Liebe gegen das andere Geſchlecht athmen.„

„Herr **Pracht**: das iſt alſo Platoniſmus, und wenn Sie ein Männlein und Fräulein bis an die höchſte Sphäre der hohen geiſtigen Platoniſchen Liebe geführt haben, und man unterſuchet die Sache genau: ſo iſt es abermal nichts anders, als Paarungstrieb in einem Galakleide, der um ſo gefährlicher iſt, je mehr er verfeinert iſt. Ihr Teufel in Menſchengeſtalt! welcher Schwindelgeiſt hat euch gelehret, die menſchliche

„Natur ſo zu verderben? — Lehrt den „Jüngling und das Mägden ſich züchtig „aufführen; lehrt ſie eine nützliche Beſchäftigung, womit ſie ſich nähren können; lehrt ſie den Werth der Menſchheit „kennen; lehrt ſie die beſte Religion, die „will nicht nur das andere Geſchlecht, „ſondern alle Menſchen geliebt haben; „und wenn ſie ausgewachſen ſind: ſo laßt „ſie ſich heirathen, führt ſie, ohne Umſchweif, durch eine von Gott und Menſchen ſanctionirte Verbindung, ohne ſolche Ueberſpannungen, zum Genuſſe der „ehlichen Freuden. Das iſt Erziehung, „und damit ihr erſt ſelber erzogen werdet, „ſo will ich euch zuvor in die Schule ſchicken. — Wache herein! — Zween Männer kamen und führten ſie an den Ort, „wo ſie jezt ſind.„

Das war wahrlich ein kurzer Prozeß, den **Pracht** mit den beiden Schöngeiſtern machte.

Darauf wurden uns noch andere Gefangene gezeigt; wenn ich nun nach den Laſtern fragte, die ſie begangen hatten, ſo hörte ich mit Erſtaunen: der eine hatte geflucht, der andere einen geſcholten, der dritte hatte aus Muthwillen eine Pflanze verderben u. ſ. w. Ein Mörder war da, dieſer war der erſte, und bis dahin auch der lezte, er hatte im Zorne ſeinen Nachbarn erſchlagen. Ich wunderte mich, daß dieſer Verruchte nicht am Leben geſtraft werden.

Einer unſerer Begleiter lächelte und ſagte: Herr Pracht hat uns erzählt, daß man in andern Ländern die Mörder hinrichte; er hält das aber nicht für recht, ſondern er hat das Geſez gemacht: daß der Mörder der Familie des Erſchlagenen zu eigen gehören ſoll. Wenn er Frau und Kinder hat, ſo müſſen ſich dieſe ſo gut nähren, als ſie können: er ſelbſt aber muß vom Regenten in Verwahrung genommen, mit dem ſchlechteſten Eſſen und Trinken, mit Brod und Waſſer ernähret werden;

dabei muß er ſo viel arbeiten, als nur in ſeinen Kräften ſtehet, um der Familie des Erſchlagenen ihren Schaden ſo viel möglich zu erſezen. Für ſeine Frau und Kinder, und für die ganze Welt muß er bürgerlich tod ſeyn.

Muzelius ſah mich an und ſagte: das iſt ein ſehr ſonderbares Geſez, darüber müſſen wir Herrn **Pracht** ſelber ſprechen. Wir thaten das auch, ſo bald wir zu ihm kamen; er redete ſehr gründlich von der, Sache, aber er überzeugte uns eben ſo wenig, als wir ihn überzeugen konnten, ſo wie es bei allen dergleichen Diſputationen zu gehen pflegt.

Da wir nun den andern Tag noch bleiben konnten: ſo erſuchten wir Herrn **Pracht**, uns ſeine Geſchichte mitzutheilen; er war dazu willig, und holte uns ein geſchriebenes Buch. Wir begaben uns in unſer Schlafzimmer, und laſen es den erſten Abend, den zweiten Morgen, und den zweiten Abend ganz durch. Ich theile hier einen kurzen Auszug aus Herrn Prachts Geſchichte mit, die würklich ſehr merkwürdig iſt.

Herr Pracht iſt eines Predigers Sohn aus Sachſen; er war von Jugend auf ein ſehr fähiger und edler Jüngling, der in allem Betrachte ſeinen Eltern Freude machte. Sie ſchickten ihn auf die hohe Schule, und ließen ihn Theologie ſtudiren, er erwarb ſich Liebe und Zutrauen, wo er ſich nur zeigte, und wurde ein rechtſchaffener Gelehrter; zugleich aber hatte er ſich noch mit andern Wiſſenſchaften nebenher bekannt gemacht. Kurz, er war einer von den geſchickteſten jungen Leuten, und beſaß zugleich eine nicht geringe Schönheit.

Dieſe ſeine groſe Gaben wurden an dem gräflich M * * * Hof bekannt, er wurde bei die junge Herrſchaft, als Hofmeiſter berufen; er folgte dieſem Rufe, und betrug ſich ſo wohl, daß man aufs höchſte mit ihm zufrieden war.

Die älteſte Comteſſe war ein Frauenzimmer von ſechszehen Jahren, als Pracht an den Hof kam; er war auch noch in der beſten Blüthe, etwa vier und zwanzig Jahr alt. Dieſe mußte er ebenfalls in Sprachen, in der Religion, und andern Wiſſenſchaften unterrichten. Sie war eine von den gutherzigſten weichſten Seelen, die jedem Triebe offen ſtehen, und wenig Behutſamkeit auf ihre Schritte und Tritte verwenden. Sie verliebte ſich in den Hofmeiſter, hielt aber doch ihre Liebe ſo geheim, daß ſie kein Menſch merkte. Selbſt Pracht ahndete dieſe Liebe nicht einmal; an ſeiner Seite aber ſchlich ſich ebenfalls eine geheime Neigung gegen ſie ein. Da er nun die Unmöglichkeit der Ehe mit ihr, und zugleich den gänzlichen Verluſt aller ſeiner Wohlfahrt einſah, wenn er das Geringſte von dieſer Neigung merken ließ: ſo hielt er ſich ſehr ernſt und trocken gegen die Gräfin: und dieſes Verhalten war auch wohl die Urſache, daß die Gräfin das Herz nicht hatte, ſich ihm zu entdecken.

Dieſe Leidenſchaft glühte in beiden Herzen vier Jahre lang. Die Gräfin erreichte ihre vollkommen jungfräuliche Jahre, unter beſtändiger Liebe. Dieſes geheime Feuer würkte auf den Wachsthum und die völlige Ausbildung ihres Körpers, ſo daß ſie das reizendſte Frauenzimmer ihrer Gegend war.

So ſehr ſich auch **Pracht** waffnete und zu waffnen glaubte, ſo ſehr betrog er ſich: denn das Feuer der Liebe hatte nach und nach ſein Herz ſo weich gemacht, daß der erſte Pfeil, den die Gräfin auf ihn abdrücken würde, bis in die innerſte Tiefe ſeines Herzens dringen mußte. Zu dieſem fatalen Punkte mußte es auch endlich kommen. Der Graf wollte nun Pracht befördern; er empfahl ihn einem gewiſſen groſen Fürſten zum Hofprediger. Der Fürſt verlangte ihn bald; der Ruf wurde **Pracht** angetragen, er wollté und ſollte ſich freuen, und konnte doch nicht. Dies wunderte ihn mächtig; er prüfte ſich, und fand, zu ſeinem größten Schrecken, ſeine Liebe gegen die Gräfin ſo gros, daß ihm jede Trennung von ihr ſchrecklich, wie der Tod auf einem Gerichtsplaze, vorkam. Was war nun zu machen? — Er verzweifelte an jeder Ueberwindung, und doch drohte ihm Vernunft und Religion unvermeidliches äusserſtes Unglück, und den ſchwerſten Fluch, wenn er ſeine Liebe nicht unterdrückte und überwand.

Nun prüfte er ſich in der Stille, ob er ſchuldig oder unſchuldig ſei? — Er prüfte ſich ſtreng und unpartheiiſch, und fand — ſich ſchuldig — Wie? fragte er ſich: ich ſchuldig? — Ja! ſagte ſein Gewiſſen; er hörte dieſe ſtrafende Stimme weiter, und fand: das er noch ſchönere Frauenzimmer geſehen, als die Gräfin, die noch reizender waren, und doch hatten ſie keine ſchädliche Würkung auf ihn gethan. Die Urſache war: er hat gegen ihre Reize auf der Hut geſtanden, jeden erſten Funken durch Vernunft und Religion erſtickt. Aber an der Gräfin hatte er oft ſeine Augen geweidet, ſich einen ſtillen geiſtigen Platoniſchen Genuß erlaubt, dadurch war die Glut in ſeinem Herzen ſo ſtark geworden, daß ſie alle Ströme der Vernunft und Religion nicht mehr erſäufen konnten. Er fand alſo: daß ſeine ganze Aufführung nur Heuchelei geweſen war; er hatte innerlich dieſe Liebe genähret, und ſich ſelbſt verfehlet, äuſſerlich aber die Larve der Verſtellung angezogen, dadurch der Gräfin Gegelenheit gegeben, ihr Herz auch noch mehr zu verſtricken; doch von dieſem Umſtande wußte er noch nichts. Er hätte alſo ſeinen Abſchied nehmen ſollen, damals, als die Liebe noch mit ein paar Augen voller Thränen hätte ausgelöſcht werden können.

In dieſen Umſtänden flehte und bätete **Pracht** feuerig zu Gott, bat um gnädige Strafe und vätterliche Leitung ſeiner

Schickſale, getröſtet ſezte er ſeine Geſchäfte fort. Die Gräfin ſchien bei **Prachts** Beförderung gleichgiltig; in einſamen Augenblicken aber ſchoß ſie ſo feuerige Strahlen aus ihren ſchönen Augen auf den Hofmeiſter, daß er in ihrem Lichte tief ins Herz ſeiner Geliebten ſchaute, und fand: daß ihr Umſtand dem ſeinigen gleich war; auch ſeinen Augen konnte er nicht gebieten, ihn nicht zu verrathen. Kurz, ganz ohne Worte, zogen ſich beide Herzen wie zween Magnete an, und vereinigten ſich in ein unaufloslicheș Eins.

Jezt fand **Pracht**, daß die Gräfin für ihn geſchaffen war, und er für ſie; jezt ſtürzte er hohe Geburt, und jedes Verhältniß, das ihn von ihr trennte, zu Boden, und jezt dachte er auf nichts anders, als ſie zu entführen und zu heirathen. Alle Gründe der Vernunft und der Religion waren für ihn falſch: im Gegentheile fand er Vernunfts- und Religionsgründe genug, die ihm die Entführung und Heirath der Gräfin als eine ſchöne und edle That anprieſen. So geht's! die Leidenſchaften blenden die Vernunft dergeſtalt, daß das ſchwärzeſte Unrecht gar zu einer Tugend wird. O wie ſelig iſt der, der den Vorſchriften der Religion platterdings folgt, ohne zu grübeln!

Indeſſen merkten die Eltern der Gräfin nichts, ihr Zutrauen auf den Hofmeiſter war ſo gros, daß ſie gewiß ihre Comteſſe mit ihm hatten durch die Welt reiſen laſſen. Dies Zutrauen gab Anlaß genug, daß ſich beide Verliebte allein unterreden konnten. Als nun die Liebe in beiden Herzen auf dieſen Punkt gekommen war, wurde die erſte Gelegenheit ergriffen: ein einſamer Spaziergang in den Garten wurde von Herrn Pracht veranſtaltet. Das war mehr geſchehen, und niemand merkte darauf.

Beide wandelten ihren Gang ſittſam fort, und ſprachen gleichgültig. Es war Sommer, der Himmel mit Wolken überzogen, und aus Südweſten ſtieg ein nachtſchwarzes Gewitter empor; die ganze Natur feierte, und es feierte jeder Wind. Beide führte ein geheimer Zug hinten in dunkle Lauben, und endlich in ein Sommerhäusgen, welches einſam im Winkel des Gartens ſtand; hier ſezten ſie ſich auf einen Sofa, und ſchauten durch ein Fenſter über eine ſchöne Wieſe hinunter, gegen einen dunkeln Wald, auf deſſen Höhe das Gewitter herauf zog. Sie ſchauten hin und ſeufzeten.

Pracht Gräfin! wie ſchauervoll prächtig iſt die Natur im Gewitter! — Er faßte ihre Hand, und glaubte, der Sofa bewege ſich unter ihm gegen die Gräfin hin, er fühlte, daß er feſt an ihr ſaß. Ihre Hände waren zuſammen gewachſen.

Gräfin. Bei dieſer Majeſtät fühlt man, daß man Menſch iſt. Ob ſie dem Hofmeiſter die Hand ſtärker druckte, wähnte ſie nur, er aber fühlte es deutlich.

Pracht. Gewiß! fühlt man, daß man

Menſch iſt: der gröſte König iſt nicht ſicherer vor dem Blize, als der geringſte Bettler.

Gräfin (tief ſeufzend). Der gröſte König und geringſte Bettler ſind ſich alſo gleich. Auch rührt der Bliz der Liebe einen wie den andern.

Pracht (feuerig und gerührt) Gott! Sie reden aus Erfahrung? —

Gräfin. Haben Sie denn noch nichts von der Art erfahren?

Pracht. Ja, ſchon zu ſehr. Sie haben alſo Erfahrung von der Macht der Liebe, ich habe ſie auch.

Gräfin. Wo ſtieg das Gewitter der Liebe auf, deſſen Bliz Ihr Herz rührte?

Pracht. Die Beantwortung dieſer Frage iſt gefährlich.

Gräfin. Woher droht Ihnen Gefahr?

Pracht. Von ihnen, meine Gräfin!

Gräfin (mit einem feuerigen Blick) Ich erlaube Ihnen zu antworten, und ſtehe Ihnen für alle Gefahr.

Pracht. Wohlan dann, meine theuerſte Gräfin! aus Ihrem Herzen ſtieg das Gewitter empor, deſſen Bliz mich ſo mächtig rührte.

Gräfin. **Pracht** und **Mina** und **Du** ſeien forthin unſere Namen, ewige Liebe unſer Leben! Sie küßte ihn, ſchloß ihn in Ihre Arme. **Pracht** und **Mina** hauchte ſie in ſeine Seele ein.

Pracht. **Mina**, welche Wonne!

Gräfin. **Pracht**, welche Seligkeit!

Dies Entzücken dauerte eine viertel Stunde in einer Umarmung fort; nun riſſen ſie ſich los. Wir müſſen fort! rief die Gräfin: morgen nehme ich meine Schatulle und Juwelen, und gehe nach Amſterdam, bei den Hochdeutſchen Pfarrern kannſt du mich unter dem Namen **Maria von Treuenburg** ausfragen und finden; gieb dich für meinen Bruder aus, und heiß **Theodor von Treuenburg**, und folge mir in acht Tagen nach. Wir gehen in die neue Welt, dort ſind wir ſicher, wir können uns von meinem Gelde ein groſes Gut kaufen, ich bin die arbeitſamſte Bäuerin, ſo bald als es nöthig iſt. Ich ſchwur ihr Treue, und ſie mir; nun ſpazirten wir wieder ins Schloß.

Gegen Abend hielt die Gräfin um Erlaubniß an, ihre Tante, die Freifrau von S***, zu beſuchen Sie nahm extra Poſt, und gab vor, daß ſie den Kutſcher wegen einer Grobheit dadurch beſtrafen wolle. Ihr Kammermädgen ließ ſie gleichfalls zurück; ihr Kabinet aber ſchloß ſie zu, und nahm den Schlüſſel mit. Das alles gieng ganz ruhig, und ohne den geringſten Verdacht zu Nun war ſie fort. **Pracht** packte indeſſen auch ſeinen Bündel, und unter dem Vorwande einen Freund zu beſuchen, nahm er auch extra Poſt, und gieng nach Holland. Dort traf er ſeine Gräfin an: mit ihr gieng er, nebſt noch andern Koloniſten, nach Surinam. Die Fahrt war glücklich, bis die Reiſe beinah vollendet war. Sie wurden auf die

Morgenſeite des Maronyfluſſes verſchlagen. Sie ſtiegen daſelbſt aus, und pflanzten ſich auch daſelbſt in einem ſchönen Thale an. Herr Pracht, welcher bei 15 tauſend Gulden aus der Schatulle der Gräfin, und aus ihren Juwelen gezogen hatte, wurde Herr von der Kolonie. Er copulirte ſich ſelber mit ihr, und ſo lebten ſie vergnügt zuſammen.

Doch war dieſe Kolonie ſehr unruhig, und vieler Gefahr unterworfen. Denn ſo oft die Cariben mit den Holländern brachen, war Prachts Kolonie ihren Beleidigungen am mehrſten ausgeſezt. Es wurden dann Soldaten dahin gelegt, die nur ein klein wenig beſſer hauſeten, als die Cariben ſelber.

Pracht gieng indeſſen oft ins Gebirge ſpaziren, und bei dieſer Gelegenheit entdeckte er das Paradies, welches er jezt bewohnt. Er ſagte niemand etwas von dieſer Entdeckung, wanderte aber fleiſig dahin, und unterſuchte alles genau. Nun fand er zu ſeiner größten Freude, daß dies Thal auf allen Seiten ganz unzugänglich ſei, ausgenommen da, wo er herein kam, und dann durch die enge Spalte, welche noch jezt zur Communikation mit der übrigen Welt dienet. Beide Oerter aber konnte er auch gar leicht unzugänglich machen, ſo bald er nur wollte. Dieſe ſchöne Entdeckung erzählte er ſeiner **Mina**, die ſich eben ſo ſehr darüber freute: denn dort waren ſie völlig frei, und niemand in der Welt mehr unterworfen.

Nun überlegte **Pracht**, wie er ſich am füglichſten in Geheim entfernen könnte? In ſeiner Kolonie waren drei Männer, mit ihm von einem Alter, und von einer Denkungsart; auch hatten ſie ſehr brave liebe Frauen. Dieſe Männer wollte er mitnehmen, um doch nicht ohne alle menſchliche Geſellſchaft zu leben, und durch eine zahlreichere Nachkommenſchaft, die ſchöne Einöde bald volkreicher zu machen. Er lud ſie daher an einem ſchönen Tage zu ſich ein, ließ ſich von ihnen die ſtrengſte Verſchwiegenheit angeloben, und hieß ſie mit ſich gehen. Er führte ſie durch mancherlei Krümmungen auf ſteilen und ſchmalen Wegen langs ſteile Abſtürze vorbei, und nach ein paar Stunden kamen ſie ins Thal. Die drei Männer waren ganz entzückt. Nun trug ihnen Pracht ſein Vorhaben vor, und unterrichtete ſie von der Beſchaſſenheit des Thales, daß es unzugänglich, und alſo ganz unüberwindlich ſei, und daß ſein Wille ſei, ganz ſtill dahin zu ziehen. Würden ſie ſich nun entſchlieſen, mit ihm zu gehen: ſo würde er ſich freuen, ſie wollten ſich dann ganz von aller Welt entfernt halten, und für ſich eine eigene Welt ausmachen. Das Grünen und Blühen aller Gewächſe in dieſem Paradieſe war ſo reizend, dazu der Gedanke, ganz frei in der Welt zu leben, ſo ſchön, daß ihnen allen Zeit und Weile zu lang wurde, bis ſie da, und eingerichtet waren.

Nach und nach brachten ſie in allem Geheime alles Nöthige bei nächtlichem Mondſcheine dahin, und verlohren ſich auf einmal alle vier mit ihren Weibern und Kindern. So bald ſie im Thale angelangt waren, machten ſie den Weg, welchen ſie gekommen waren, dadurch unzugänglich, daß ſie nahe am Ausgange ins Thal einen Felſen mit Pulver ſprengten, und damit den Paß verſchütteten.

Pracht und ſeine **Mina** zeugten allein ſo viele Kinder, als die andern drei zuſammen, ſie verheiratheten ſie durch einander, und jezt war der alte **Pracht** noch der einzige von den Alten, ſeine drei Kameraden waren geſtorben, und ungefähr auch um die nämliche Zeit ſeine **Mina**.

Wir brachten unſere Zeit ſehr vergnügt in Solyma zu. Den dritten Tag nahmen wir wieder Abſchied von unſern Freunden, wobei wir ernſtlich an unſern Eid erinnert wurden, und giengen wieder mit unſerer Himmelsleiter nach Pilgersheim zurück. Wir wurden gefragt, was wir im Gebirge gemacht, oder gefunden hätten? Die Antwort war gleichgültig und unverdächtig, und ſo wurden wir weiter nicht ausgeforſcht.

Einige Tage hernach kam der Lieutenant **Hallenborn** mit einem Detaſchement Truppen nach **Pilgersheim**. Denn die Regierung zu **Surinam** hatte für gut befunden, dieſe ſchöne Kolonie gegen die feindliche Einfälle der Franzoſen zu decken. Uns allen war der Lieutenant ſehr zuwider; ich hatte einen natürlichen Abſcheu vor ihm, und Herr **Pilger** faßte aus meiner Beſchreibung der Hallenborniſchen Familie auch kein gutes Vorurtheil von ihm, welches noch mehr beſtärkt wurde, als er ihn ſah. Doch begegneten wir ihm alle freundlich, und verehrten in ihm den Schutz unſerer Obrigkeit. Herr **Pilger** nahm ihn ſo gar in ſein Haus, und an ſeinen Tiſch.

Er begegnete uns allen höflich, auch mir, wenn jemand dabei war: ſo bald er aber mit mir allein war, gab er mir verächtliche und tödende Blicke. Das alles war mir nun ganz gleichgiltig, und beleidigte mich nicht. Indeſſen wurden uns doch dieſe Gäſte binnen ein paar Wochen ganz unerträglich, und wir würden bei der Regierung um ihre Abrufung angehalten haben, wenn ſie nicht von ſelbſt erfolgt wäre. Dieſes gieng folgender Geſtalt zu:

Halſenborn mochte etwa vierzehen Tage bei uns geweſen ſeyn, als an einem Abend der junge Herr Pilger von Surinam zurück kam, und einen ſehr merkwürdigen Mann mitbrachte, in ſeiner Kleidung war er nachläßig, und einem Holländiſchen oder Frieſiſchen Viehhändler ſehr ähnlich. So wie dieſer Mann zur Thüre herein trat, flog ihm Herr Pilger um den Hals, und hieß ihn ſeinen beſten Freund. So in die Arme geſchlungen, verſchloſſen ſie ſich ins Kabinet. Ich war mächtig neugierig, wer das ſeyn möchte; hoffte aber, es werde ſich über der Tafel aufklären. Der fremde Herr kam gegen mir über zu ſitzen; er hatte einen ſcharfen raſchen Blick, den er oft auf mich warf. Kaum hatte er angefangen zu eſſen, als er den Löffel niederlegte, die Hände auf beide Knie ſtüzte, mich anſchaute und fragte: Wer ſind Sie? — Dieſe gerade Frage machte mich etwas betroffen. Ich antwortete:

„Ein Deutſcher!„

So hör ich; er aß wieder. Hallenborn lachte laut.

„**Er.** (zu Hallenborn) Was lachen Sie?

Hallenb. Je nun, ich lache!

Er. Jezt iſt die Frage: ob Sie meiner lachen, oder des jungen Herrn da? Wie meinen Sie?

Hallenb. Darüber bin ich keine Rechenſchaft ſchuldig

Er. Sie ſind ja der Lieutenant Hallenborn? Wie?

Hallenborn. Wenn Ihnen was daran liegt, ja!

Er. Wollen ſehen! Hier zog er ein Paket aus der Taſche, wies ihm das Siegel und die Aufſchrift. Kennen Sie das? fragte er.

Hallenborn erſtarb, ſo daß er ſich nicht rühren konnte. Herr Pilger! fuhr der Fremde fort: Sie ſind das Haupt der Kolonie, und es iſt ihre Pflicht, den Verräther gefangen zu nehmen. Hallenborn wollte entlaufen, aber der Weg wurde ihm verſperrt, und die Unteroffiziere von ſeinem Detaſchement herzu gerufen. Während der Zeit erbrach Herr Pilger das Paket, und fand erſchreckliche Sachen. Hallenborn, fieng er an: du biſt ein Teufel! mehr ſag ich nicht.

Indeſſen traten Wachtmeiſter, Sergeante und Korporal herein. Herr Pilger kündigte ihnen an: daß ihr Lieutenant Briefe nach Surinam an einen verrätheriſchen Kaufmann geſchrieben, der mit einem gewiſſen Franzöſiſchen Kaper in unerlaubtem Briefwechſel ſtünde: daß er in dieſem Briefe den Kaufmann erſucht habe, dem Kaper zu benachrichtigen, er ſolle einen gewiſſen Tag den **Marony** herauf kommen, ſo wolle er zu ihm übergehen, und die Kolonie **Pilgersheim** in ſeine Hände liefern, ſie wollten ſich dann in die Beute theilen, und er wolle Franzöſiſche Dienſte nehmen. Jezt, Herr Wachtmeiſter, fuhr Herr **Pilger** fort: der Lieutenant iſt mein Gefangener, und Sie verſehen indeſſen das Commando, bis auf weitere Ordre; halten Sie gute Ordnung. Die Unteroffiziere erſtaunten, und giengen ab. Herr **Pilger** aber gab ſeinen Leuten Befehl, den Böſewicht wegzuführen, und wohl zu verwahren. Der Degen wurde ihm abgenommen, die Uniform ausgezogen, und ſo brachte man ihn weg.

Herr **Pilger** war nun neugierig, wie der Fremde, welcher Herr von **Fink** heiſt, zu dem Briefe gekommen war. Der junge

Herr Pilger erzählte die Sache folgender Geſtalt:

„Zu Surinam hörte ich ein heimlich Gerücht, als ſollte ein dortiger gewiſſer Kaufmann mit dem Franzoſen in verdächtigem Briefwechel ſtehen, und daß man ſcharf auf in Acht gebe: auf einmal wurde er eingezogen, und in Ketten und Banden geſchloſſen. Des nämlichen Tages reiſten wir ab, und heut, als wir noch eine Meile von hier entfernt waren, begegnete uns ein Pilgersheimer, den ich wohl kannte. Ich fragte: wohin er wolle? er eilte aber fort; ich ergriff ihn: denn es verdroß mich, daß er mir nicht antwortete: wo willſt du hin? fragte ich: er antwortete: nach Surinam.

Was haſt du da zu ſchaffen?

„Ich darfs nicht ſagen.„

Wer ſchickt dich denn?

„Der Lieutenant Hallenborn.„

Dies kam dem Herrn von Fink verdächtig vor. Laß den Brief ſehen, ſagte er: der Bote zitterte, und gab den Brief heraus. Herr von Fink zeigte mir die Aufſchrift, und ich erſchrack. Wir nahmen alſo den Boten mit zurück, hießen ihn ſtill nach Hauſe gehen, und ſich dieſen Abend nicht ſehen zu laſſen. Der Brief war an den arretirten Kaufmann gerichtet. Wenn Hallenborn beim Anblicke desſelben ruhig geblieben wäre: ſo hätte er ihn wieder bekommen, und man hätte ihm das Schickſal ſeines Correſpondenten erzählt. Des Herrn von Fink Betragen und kluge Liſt aber hat ihn überraſcht.

Woher kamen Sie aber gleich auf Verdacht, als der Bote ſagte: er ſei vom Lieutenant Hallenborn geſchickt? fragte Herr Pilger ſeinen Freund.

„Wie ich auf den Verdacht kam? —
„Ein Offizier ſchickt Soldaten und keine
„Bauern — Eins! — und fürs zweite:
„Ich hatte zu Surinam ſo ein Gemüm-
„mel gehört; auch Hallenborn war ver-
„dächtig, meinen Sie nicht! — man

„konnts nur noch nicht beweiſen; er war
„hier auf der Probe.„

Nun wurde noch ein und anders von der Materie geſprochen. Fink aber eilte davon ab, ſchaute mich wieder ein paarmal an, und ſagte:

„Sie ſind alſo ein Deutſcher?„

(Zu Herrn Pilger) Doch wohl der junge Menſch nicht, von dem man in Surinam ſo vieles ſpricht. Wie meinen Sie?

Ja, der iſts, antwortete Herr Pilger.

Nun ſprang der Herr von Fink auf, um den Tiſch herum, ich riß mich auch auf, er ſchloß mich in die Arme, Gott ſei Dank! rief er mit Thränen, daß Sie ein Deutſcher ſind. Er küßte mich, und gieng wieder an ſeinen Ort.

Dieſer Zug zog mein ganzes Herz in Finks Bruſt hinein. Beim erſten Anblicke kam mir der Mann auffallend vor; bei der Handlung mit Hallenborn flößte er mir Ehrfurcht ein, und nun Liebe

Das iſt doch, weis Gott! ein Mann, dachte ich, den ich ganz nachahmen möchte.

Kaum ſaß Fink wieder, als er wieder Blicke auf mich warf.

„Wo ſind Sie denn her? Deutſchland „iſt gros.„

Von Beulenburg.

„Wie! — Was — von Beulenburg? „und heiſen — ?„

Florentin von Fahlendorn.

„Und haben ein Mädgen, die heiſt — ?„

Roſine!

Starr guckte mich der Herr von Fink an, und ich ihn nicht weniger. Der Mann kannte Roſine, wußte von mir; das alles konnte ich nicht begreifen.

Gütiger Gott! — ſagte Fink: — Nun ja! das iſt ſo ein Fund — ſo ein Fund — wie ich ihn gern habe. Nicht wahr, Herr Pilger?

Herr Pilger lächelte, und antwortete: ich kann das noch nicht ganz beurtheilen, weil ich nicht alles weis.

„Sie haben Recht, Freund! — Sie „haben Recht! ein andermal will ich Ih„nen alles erzählen: aber Ihnen, mein „Florentin, ſolls Roſine ſelbſt ſagen!„ Ich ſeufzte, die Thränen ſtunden mir in den Augen, und ich antwortete: O daß mir Gott bald die Gnade ſchenkte! „Bra„vo! mein Sohn! (er hatte auch naſſe „Augen) Roſine iſt ein Engel — Wie! „— und Sie verdienen ſie; wie mei„nen Sie? — Sie gehen mit mir — ich „liefere Sie Ihrer Roſine in die Arme „— bins, weis Gott! ſchuldig, und ich „will mich freuen, wie der gute Hirte mit „ſeinem Schäfgen auf der Schulter: „nicht wahr?„

Ich mußte faſt laut weinen, ich konnte kein Wort ſagen, Sie ſind ein Mann Gottes, der mir eine Welt voll Wolluſt ins Herz geuſt.

„Nun gut! gut! Morgen reden wir „weiter.„

Hiemit ſtunden die beiden edlen Männer auf, und verſchloſſen ſich wieder ins Kabinet. Fink mußte wichtige Nachrichten für Pilgern mitgebracht haben: denn er ſaß den ganzen Abend in tiefen Gedanken.

Ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen, mein Gemüth war voller Bewegung, und güldener Bilder. Beulenburger Freuden gaukelten wieder vor meinen Augen umher.

Des andern Morgens früh ließ mich Herr Pilger in ſein Kabinet kommen, ergriff mich an der Hand, und ſagte ſehr bedeutend: Sie ſind ein edler Jüngling, zu groſen und edlen Handlungen beſtimmt und gebohren. Herr von Fink wird in ein paar Tagen nach Penſilvanien wieder abreiſen, dort hält er ſich nur einige Wochen auf, dann geht er über Engelland nach Holland, und ſo fort nach Haus. Sie ſollen mit ihm reiſen, um auch wieder zu den Ihrigen zu kommen, er wird Sie mit allem Nöthigen verſorgen, und zu Eichenborn werden Sie erfahren, was ich für ihre wichtige Dienſte thue. Indeſſen habe ich Herrn von Fink tauſend Dukaten eingehändigt, die ich Ihnen zum Präſent mache; ich wollte ſie Ihnen ſelbſt geben, allein **Fink** ſagte: das ſei ſo ein ſchönes Kapitälgen auf die Zukunft, Ihre **Roſine** habe auch eins von zwei tauſend Gulden, damit laſſe ſich noch etwas anfangen; er wolle indeſſen Verwalter und Vormünder der jungen Leute ſeyn.

Ich wußte nicht, was ich für Rührung, Dank und gewaltiger Empfindung beginnen ſollte. Gern hätte ich mich Herrn **Pilger** an den Hals gehängt, aber das litte meine Ehrfurcht nicht, er war immer etwas feierlich und entfernt geblieben. Ein Strom von Thränen ſtürzte aus meinen Augen, ich ſtammelte: „Groſer würdiger Mann! Gott wird Sie ſegnen, „ich bedaure nichts mehr, als daß ich „Ihnen nicht mehr dienen kann?„

Sie wiſſen noch nicht, antwortete er: ob ich nicht einen ſehr wichtigen Mann in **Europa** nöthig haben werde, der dort meine Stelle vertritt, und dieſer Mann werden Sie ſeyn. Wir werden lebenslang in Connexion bleiben, dafür ſorgen Sie nicht.

Voller Wonne und Vergnügen verſchloß ich mich auf mein Zimmer und dankte Gott.

*) Ich weis es zum voraus, daß viele, meiner Leſer bei **Florentins** und **Roſinens** Geſchichte gar nicht begreifen können, woher dieſen beiden Leuten ſo viele Gunſt und **Gnade** widerfahren konnte, man findet doch nichts ſonderliches Erhabenes und Groſes, das ſie gethan hätten. Man mags nehmen, wie man will, es iſt übertrieben, daß **Lorenz** und **Martha** den Bettelbuben gleich für ihr Kind aufnehmen; übertrieben, daß es **Beulen**-

---

*) Hier redet der Verfaſſer.

burſt thut: übertrieben, daß Fink Roſlnen ſo hoch ehret: übertieben, daß ſie die Grafen von Eichenborn als eine Freundin betrachten: übertrieben, was Herr Pilzter an Florentin thut. Hört ihr guten Leute! alle die ihr ſo denkt: ich ſchreibe Wahrheiten, ſchreibe meine eigene Erfahrungen und Beobachtungen, und damit ihr mir nicht blos auf mein Wort glauben ſollt, will ich euch meinen geheimen Gang beſchreiben, den ich gehe, wenn ich beobachte. Ich gehe nie die Landſtraſe, wo jeder ſpaziert, geht, fährt und reitet; was da geſchieht, das weis ein jeder, und wer dennoch was erzählen will, der muß lügen, muß ſeine Erzählungen mit ganz erſchrecklichen Liebesgeſchichten, übermenſchlichen, überſpannten Rieſenthaten ſeiner Helden, und einen ſo verwickelten und überraſchenden Geſchichtsplan überzuckern, daß einem der Magen davon weh thut. Die allgemeine Viehſtraſe geh ich auch nicht, die mögen Hirten, Schäfer, und dergleichen mit ihren Mädgen immer fortwandeln, und mit ihren Flöten oder Dudelsäcken dabei liedeln.

Seht! ich mach das Ding anders: da geh ich ſo in die wilde Natur hinein, und beſchreibe mir ſo ganz plan, was ich ſo ſehe und höre, thue nichts davon und nichts dazu. Das Ding bekommt dann freilich den modiſchen hohen Geſchmack nicht; aber weil ich ſehe, daß eben dieſer hohe Geſchmack eine auszehrende Seuche unter's Volk bringt: ſo lieb ich eben dieſe geſunde Speiſe; wer ſie nicht mag, der kann ſie ja ſteben laſſen.

Da meine Sachen ſo gar nicht nach der Mode ſind: ſo findet mancher vieles unglaublich; (jezt komm ich zu meinem Zwecke) Mode iſt aber nicht Natur. Ich kenne einen Florentin, merken Sie alle auf, meine Leſer! das Weſentliche meiner Geſchichte iſt ganz wahr. Ich kenne Florentin ſelber; er war der ärmſte Bettelknabe; er genoß alle die Wohlthaten, die ich in dieſer Geſchichte erzähle: er genoß ſie, blos weil er ein edler Knabe war und jedermann gefiel: er wurde alles das, was ſie finden werden, das Florentin wird. Er lebt noch, der groſe würdige Deutſche Greis, wenn er nicht binnen zwei Jahren geſtorben iſt; meine Geſchichte iſt alſo ganz Wahrheit, plane ſchlichte Natur.

Da ich doch nun einmal am Räſonniren bin: ſo muß ich noch einer Sache gedenken, in welcher ich in meinen poetiſchen Geſchichten von der Mode abgehe Man durchgehe einmal die mehrſten Deutſchen Romanen? — müßte man nicht unter jedes Titelblatt ſehen: nach Fieldings? verſteht ſich: in eigentlichen Romanen. Seitdem man Fieldings unnachahmliche Karakter-Schilderung zum höchſten Ziele des Romanendichters gemacht hat, ſeitdem findet man überall wahre Weſtern, Rebhühner, Bliſils, Allwerthe u. ſ w; nur ſind die Karakter immer etwas anders eingekleidet, damit man die Nachahmung nicht merken ſoll. Ei! iſt denn in meinem **Morgenthau**, er ſelbſt nicht **Allwerth**, **Haberklee** nicht **Weſtern**, **Pöll** nicht **Rebhuhn**? u. ſ. w. Aber des Dinges bin ich müde, laßt uns, Ihr edlen Deutſchen Brüder! ein jeder in ſeinem Theile, die um uns lebende Menſchen beobachten. Freilich finden wir dann ſelten **Shakeſpears** und **Fieldings** ſtarke Karaktere; aber eben weil ſie ſelten ſind, ſollen wir ſie nicht gewöhnlich machen. Die kleinſten Nüanzen alltäglicher Karaktere auszuzeichnen, das iſt die Kunſt. Freilich fällt dieſe Feinheit nicht jedem ins Aug; aber darum muß man ſich auch nicht für Kenner und Richter einer Sache halten, bis man die Methode eines Meiſters kennt, um ihn nach ſeiner Methode beurtheilen zu können. Z. B. Wer meine Arbeit beurtheilen will, der muß erſt **Stillings** eigenen Karakter kennen. Hernach muß man wiſſen, daß ſeine Erfahrungen, Beobachtungen der Gänge der Vorſehung mit den Menſchen ſind. Dieſer Erfahrungen hat er eine Menge im Vorrathe. Desgleichen hat er eine ganze Menge alltäglicher, meiſt guter Karaktere geſammelt, die er nach ihren kleinſten Nüanzen zu unterſcheiden weis; dieſe vertheilt er in ſeine Werke, und läßt ſie handeln. Hier muß man alſo die feinſten Züge bemerken, und darauf Acht haben, wenn nicht alles ſchwach und einerlei ſcheinen ſoll.

Endlich hat er auch ſeine eigene Manier im Erzählen, die vielen gefällt, vielen auch nicht. Wo er ſich da ſelbſt gleich bleibt, da iſt er nicht zu tadeln: ſo bald er aber ſeine Manier verläßt, da muß es ihm mißlingen, ſo wie **Morgenthau** nicht ganz gerathen iſt.

Nun, guter Stillingt, höre auf dein Kollegium zu leſen, und laß **Florentin** wieder erzählen.

Ich rüſtete mich nach und nach zu meiner Abreiſe, welche **Muzelius** herzlich bedauerte. Er lebte mit ſeiner **Sarima** aufſerordentlich vergnügt. Sie wurde eine der edelſten Weiber, voller Gröſe der Seelen, und voller Menſchenliebe. Doch aber mißte er nicht gern einen Freund, der ihm theuer und werth war. Meinen Reiſegefährten, Herrn Schmid, hatte ich, wegen Entfernung ſeiner Wohnung, nie beſuchen können doch hatten wir uns je zuweilen geſchrieben; ich nahm alſo ſchriftlich Abſchied von ihm, ich konnte aber keine Antwort von ihm bekommen: denn dazu war die Zeit zu kurz.

Rothbeck war noch immer Knecht bei Herrn **Pilger**. Er war ein treuer guter Menſch. Wir hatten in ſeine Heimath geſchrieben, aber gar keine Antwort erhalten, ſo daß der gute Mann noch immer wegen ſeiner Frau und Kinder ein ſehr ſchweres Herz hatte. Ich beſchloß, ihn mit nach Europa zu nehmen, und weil ich ſeine Treue kannte, auch er mir ſonderlich zugethan war, ſo gedachte ich ihn zu behalten, und ihm in meinem Vatterlande an Brod zu helfen: lebten ſeine Frau und Kinder noch, ſo konnte er ſie zu ſich nehmen. Ich ſprach Herrn Pilgern darum an, der erlaubte mirs gern. Darauf entdeckte ich dem guten Manne mein Vorhaben, er hüpfte und ſprung; allein doch war er bang, man möchte ihn in Europa verfolgen. Herr Pilger, Herr von Fink und ich, wir redeten ihm das aus, und verſprachen ihm volle Sicherheit, wenn es anders wahr ſei, daß er den Jäger unverſehens todt geſchoſſen. Dies betheuerte Rothbeck heilig, und wir kannten allzuſehr ſein gutes Herz, als daß wir in ſeine aufrichtige Betheurungen hätten Zweifel ſetzen können. Der Tag unſerer Abreiſe brach endlich an, mit tauſend Thränen nahm ich von dieſer friedſamen Einöde, und von ihren Bewohnern Abſchied, und gieng mit Fink und Rothbeck, meinem nunmehrigen Bedienten, auf Surinam.

Hier wünſchte ich nun, Hallenborns

Schickſal zu erfahren. Leider! erfuhr ichs allzufrüh; er mußte, als ein Landesverräther, eines ſchmählichen Todes ſterben, er wurde enthauptet und geviertheilt. Ich gieng den Tag vor ſeinem Ende zu ihm; alle ſeine Leidenſchaften waren nun hin, ſeine Seele erſchien in ihrer armen troſtloſen Geſtalt, ohne Erkänntniß und ohne Stärke, er weinte als ein Kind, ich redete ihm zu. Ach! antwortete er: ſagen Sie doch meinen Eltern nichts von mir, ſie grämen ſich ſonſt zu tod. Nun fieng er an, mir ſeine Beleidigungen, die er an mir ausgeübt, zu erzählen; ich ſchauderte, hatte ihn aber gleich Anfangs im Verdacht gehabt. Als er mir die Entführung meiner Roſine erzählte, verlohr ich faſt meine Standhaftigkeit und Geduld, bis er mich verſicherte, daß ihm der Anſchlag mißlungen ſei. Für dies alles bat er mich nun von Herzen um Vergebung. Ich vergab ihm von ganzer Seele, und eilte von ihm weg. Seine Hinrichtung geſchah in der Stille, ſo daß, ſo zu ſagen, wenig Menſchen etwas davon erfuhren.

Wir hielten uns nur vier Tage in Surinam auf, den fünften ſezten wir uns in das Engliſche Kauffahrteiſchiff, auf welchem der Herr von Fink gekommen war, und welches nun nach Philadelphia abſegelte. Wir hatten gutes Wetter, und unſere Reiſe gieng nach Wunſch von ſtatten.

Herr von Fink war immer in ſeiner Cajute geſchäftig, und ich ſaß auf dem Verdecke, weidete meine Augen an Himmel und Waſſer, und am Gewühle der Menſchen, die auf dem Schiffe herum taumelten und arbeiteten. Zuweilen brach Fink ab, kam herauf, und rauchte ſeine Pfeife Knaſter aus einem ſchönen meerſchäumenen Kopf, der gar fein mit Silber beſchlagen war, und im ſchönen gelbbraunen Glanze ſpiegelte. Der Hut ſtand immer in drei gleichen Spizen etwas hinterwärts nach einem Ohre zu: ſein Haar war rundum abgeſchnitten, und lag ſchön- und etwas gekräuſelt um den vollwangigten Kopf. Er hatte einen ſchieferblauen, perkanen Rock, eine ſchwarzſeidene atlaſene Weſte mit ſilbernen Knöpfen, und eben ſolche Beinkleider an.

Den zweiten Tag unſerer Seefahrt war unvergleichlich ſchönes Wetter, wir ſtunden alle des Morgens früh auf, um die Sonne aufgehen zu ſehen. Ich war zuerſt droben, und ſahe den kommenden Morgen, wie eine groſe Halbkugel, auf der Waſſerfläche ſtehen, und unter derſelben eben dieſe Halbkugel grün-graulecht in den Wellen zittern. Indem ich ſo da ſtand und ſtaunte, wünſchte mir Herr von Fink einen guten Morgen, und klopfte mich dabei auf die Schulter: rauchen Sie keinen Taback? fieng er an.

„Ich bitte um Vergebung, ich rauche
„zuweilen, zuweilen auch nicht.„

Haben Sie denn keine Pfeife? .

„Nein! gnädiger Herr!„

Laſſen Sie jezt den gnädigen Herrn weg, das mögen meine Bediente ſagen. Meinen Sie nicht? Er gieng und holte einen ſchön gerauchten Kopf mit Silber beſchlagen, nebſt einer ſchönen Röhre. Da nehmen Sie das, als ein pretium affectionis von mir an, er iſt vier Karolin im Herzen werth. Meinen Sie nicht? — Da haben Sie auch eine Engliſche Doſe dazu, voll Taback, wenn ſie leer iſt, ſo ſagen Sie mirs. Nicht-ſo?

Ich dankte ihm, und ſagte: „wenn
„ich mich nur durch ein ſo ſchönes Ta-
„backsgeſchirr nicht zu ſehr ins Tabacks-
„rauchen verliebe.„

Wie? — ein Menſch geht ſeinen Gang gerad fort, ſchleppt alles rundum mit ſich, wen er findet, pflanzt hier und dort einen ſchattigten Baum, dem müden Wanderer zur Erquickung gegen den Brand der Sonne. Was ſagen Sie: darf ein ſolcher Mann nicht ein Glockgen, oder ein ſilbernes Körbgen, oder ſo was an ſeiner Uhrkette tragen? Wie meinen Sie? — habe ich Recht oder Unrecht, ſolch eine kleine Freude!

„Wohl darf er das; aber das Rauchen „macht einen in hübſchen Geſellſchaften „unangenehm, das Frauenzimmer beſonders pflegt es als eine Unhöflichkeit anzuſehen, wenn man in ſeiner Gegenwart raucht.„

Gegenwart! — wer wird denn in Gegenwart der Damen rauchen. Da haben Sie doch, weis Gott! was elendes geſagt; nicht wahr? — Nun wacker! wir rauchen zuſammen.

Als wir da ſo ſtunden, zuſammen rauchten, und nach Oſten guckten, ſties mich Fink an: nicht wahr! wenn man ſo zuſammen raucht, ſich ſo ähnlich da ſteht, mit gleichem Blicke in die Welt ſchaut, wenns einem ſo iſt, wie dem andern, dann fühlt man ſich. Habe ich Recht oder Unrecht?

„Herr von Fink. Wohl fühlt man

„ſich! — wenn der groſe Rieſenmann, „der Miniſter der Gottheit, da in all ſei„nem Vermögen ſo ſteht, man auch gern „ſo hoch fliegen möchte, und doch ſeine „Schwingen ſo ſchwach fühlt.„

Nu! nu! nu! der groſe Rieſenmann — Miniſter der Gottheit — Wer iſt der? — So was muß ein Menſch dem andern nicht ſagen. Wie? — wenn Sie vierzig Jahr alt wären: ſo wären Sie mein Mann nicht. Gerad zu! — und nicht ins Geſicht gelobt. Sie ſind dieſen Morgen eine Zierpuppe, und die mag ich haſſen, wie den Teufel!

Ich ſchauerte über die Haut: denn ich fand, ich hatte etwas Affektirtes angenommen, das mir ſelbſt gehäſſig war, und jezt hatte ich den Mann gerad vor mir, der mirs abgewöhnen konnte.

„Herr von Fink! ſagte ich: vergeben „Sie mir alle dieſe Ziererreien, ich will „mir ſie abgewöhnen, ſie ſind mir ohne„hin nicht natürlich: ich weis nicht, wie „ich dazu gekommen bin?„

Das weis ich! wenn ein junger Menſch viel gelobt wird: ſo gefällt er ſich, er möchte gern noch immer mehr gelobt werden; das ſucht er dann durch gekünſteltes Betragen und hochweiſe Sprüche zu erzwingen. Daher entſtehet Naſeweisheit und Affektation, und — und — Verluſt der Liebe. Meinen Sie nicht?

„Gott! Sie haben Recht! Sie haben „Recht! Sie haben mein ganzes Herz „aufgedeckt; wie ſoll ichs ändern?„

Das iſt jezt noch leicht, Sie beginnen kaum den Fehler merken zu laſſen. So bald Sie gern was thun oder ſagen möchten, das keinen andern Zweck hat, als blos, um klug, weiſe und tugendhaft zu ſcheinen, Punktum! dann ſtill, wie der Tod: nicht ſo?

„Das iſt wahrlich wahr!„

Ja freilich iſts wahr; folgen Sie mir! wollen Sie?

„Gewiß werde ich folgen, ſo viel ich „kann.„

Schon reden Sie comme il faut, ſchon nicht mehr affektirt. Laß dich küſſen Deutſcher Junge!

Dieſer Kuß gab mir mehr Muth, Kraft und Stärke, als wenn ich den Grandiſon geleſen hätte.

Jezt kam ein Mann aufs Verdeck, dem ichs gleich anſahe, was in ſeiner Seele vorgieng, ein heiter, lächelndes, mageres, bleiches, ſechzig jähriges, aber nur fünfzig Jahr altes Geſicht, zwiſchen einer altmodiſchen groſen braunen Perücke hervorguckend, er hatte ein braunes Kleid an, und über demſelben einen grauen Mantel.

Ha! Guten Morgen Herr Aktuarius! ſagte Herr von Fink, wir haben wieder ſo ſchönes Wetter, als wie wir herfuhren.

Gott ſei gelobt und verherrlicht für ſeine Güte! antwortete der Aktuarius: welche Schönheit hat hier die aufgehende Sonne. Ach! welche Schönheit! — Wie prächtig wirds einmal ſeyn, wenn einmal der Tag der Herrlichkeit einbrechen, und der ſo verachtete Jeſus Chriſtus in den Wolken erſcheinen wird.

Geben Sie acht! unterbrach ihn Herr von **Fink**, daß Sie nicht Anlaß zu noch mehrerer Verachtung geben!

Es ſtund ein Trupp Matroſen da herum, die machten ſchiefe Mäuler, und einer ſtand gar hinter ihm, und machte lächerliche Gebätsmienen. Dies ſah **Fink**, ſchnell rief er den Schiffkapitän, Herr Kapitän! fieng er an: dieſer Kerl da (der ſpottende Matroſe) muß exemplariſch geſtraft werden, er hat eine Gottesläſterung begangen, und ich verlange im Augenblick Satisfaktion dafür, im Augenblick! Der Kapitän ſah etwas trocken und zauderte; Herr! fuhr **Fink** fort: Sie wiſſen was ich vermag — Satisfaktion fordere ich, ich bin ein Chriſt, und wer meinen Prinzipal beleidigt, der beleidigt mich, meinen Sie nicht?

Der Kerl wurde an den Maſtbaum gebunden, und mit einer Tracht Schläge geſtraft. Der Aktuarius war ein gutherziger Mann, er wollte ihn mit aller Gewalt los bitten, und die Augen ſtunden ihm voll Thränen.

Herr Aktuarius! redete ihn Fink an: indem er ihn an dem Arme zu ſich zog, was haben Sie nun mit ihrer frommen Anmerkung ausgerichtet? Wie?

„Ach! das iſt eine verdorbene Welt,
„da darf man nicht einmal mehr von Gott
„und Religion reden, Gott erbarme
„ſichs! „

So verdorben war die Welt immer, immer war der rohe Haufen der Religion feind, weil ſie die Lieblingsneigungen beſtreitet, nicht ſo? — Wehe dem! der dieſe Feindſchaft noch gröſer macht.

„Ja, aber um Gottes Willen! darf
„denn ein Chriſt nicht von ſeiner Lieblingsmaterie
„reden? — Soll er denn nicht
„Gott verherrlichen, wo er kann? „

Nein! ſag ich Ihnen: Sie ſind ein guter lieber braſer Mann! — aber! ein gefährlicher Mann für die Religion; bei allen Gelegenheiten reden ſie davon, nehmen überall Anlaß dazu, und glauben bald hie, bald da, etwas Gutes zu thun, und machen mehr Kinder des Teufels, als der frechſte Bube, meinen Sie nicht?

„Ei! da mögen ſie zuſehen „

Pfui! iſt das Menſchenliebe? — Herr! Sie ſind eigenſinnig, im höchſten Grade eigenſinnig. Sehen Sie! — ich will Ihnen jezt die Sache klar aufdecken, damit Sie ſehen können, daß ich recht habe: Die Chriſtenheit hat überall ihre ordentliche Lehrer, die erkennt das Volk dafür, dieſe haben geſezte Stunden, die Lehren der Religion vorzutragen, allgemein verehrt man dieſe Anſtalten, einige Wenige ausgenommen. Dieſen muß jedermann, es ſei denn in einem oder anderem ſeltenen Falle, den mündlichen Vortrag, oder das Wort Gottes an die Menſchen überlaſſen.

„Wird aber dadurch was ausgerichtet?

Wahrhaftig mehr als Sie Herren ausrichten! Sie werfen ſich eigenmächtig zu Geſandten Gottes an die Menſchen auf, wollen immer lehren, und haben keinen Beruf dazu.

„Ich dächte jedermann hätte den Be-
„ruf, Menſchen zu Gott zu führen.„

Wie! — wo ſteht das? Jedermann hat einen Beruf zu dem ihn die Vorſehung geleitet hat, aber nicht jedermann hat den Beruf, ein mündlicher Lehrer zu ſeyn. Wie meinen Sie? — nur der hat ihn mit Recht, den die Vorſehung dazu geleitet hat. Nicht ſo?

„Welchen Segen haben aber doch die
„Verſammlungen erweckter Seelen, wo
„ſie ſich untereinander erbauen, immer
„einer des andern Lehrer iſt, und wie ſehr
„laufen ſie andern im Chriſtenthume
„vor.„

Herr Aktuarius! hören Sie mich einmal an: wenn ein Paar Menſchen eines Sinnes ſind, ſich kennen, und Luſt haben von Religionsſachen zu reden, dagegen hab ich nichts; ſobald aber mehrere zuſammen kommen, die ſich ein Geſez daraus machen, ohne Anleitung eines öffentlichen Lehrers, und unter ſeiner Direktion, gewiſſe Erbauungsſtunden zu halten, die ſündigen wahrhaftig doppelt.

„Die ſollten ſündigen! — Gott erbar„me ſichs! welch ein Grundſaz?„

Denken Sie von mir, was Sie wollen, ich habe recht, und wills beweiſen: erſtens, Leute, die Privatverſammlungen anrichten, zeigen dadurch, daß ihnen die öffentliche Anſtalten nicht gut genug ſind.

„Das iſt auch leider! ſehr oft der Fall.„

Hat aber da jeder einzelner Menſch das Recht, dieſe Anſtalten zu reformiren? — In ſolchen Fällen muß jedermann, der beſſere Erkänntniß wünſcht, für ſich aus den Quellen ſchöpfen. Zweitens: ſolche Verſammlungen ſtiften in ſich ſelbſt mehr Schaden als Nuzen; da ein jeder in ſolchen Verſammlungen Freiheit zu reden hat, ſo will auch ein jeder reden: ein jeder will ſich gern zeigen, daß er auch was erfahren und gelernt hat; dadurch entſteht ein allgemeiner Stolz und Eigendünkel, eine Höhe, von welcher jedes Glied der Verſammlung, mit Mitleiden, auf jeden armen Erdwurm herab ſieht, der nicht mit in die Verſammlung geht, und oft iſt ein ſolcher beſſer als der, der ſich von der Höhe herab ſeiner erbarmt. Nicht wahr? Prüfen Sie das genau, Sie ſind ein rechtſchaffener Mann; prüfen Sie das genau.

„Sie haben wahrlich recht, es iſt et-
„was daran; doch giebts in ſolchen Ver-
„ſammlungen einzelne Leute, die dadurch
„im Guten befördert werden, und bis in
„den Tod recht fromme Leute bleiben.„

Herr Aktuarius! — auch da haben Sie ſo ganz recht nicht! — vielweniger als Sie ſich einbilden. Die Leute, welche Sie da meinen, ſind gewöhnlich eingezogene, ſtille, und von der Welt abgeſonderte, auch ſtreng geſittete Leute. Wollen Sie aber wohl glauben, daß dieſe Menſchen ſehr kleine, gewiß ſehr kleine Helden in den Augen Gottes ſind, wer der Menſchheit am nüzlichſten iſt, der iſt Gott am liebſten, ohne die Liebe iſt alles nichts, und was iſt denn Liebe? — Nicht in ein Kämmergen ſich verſchlieſſen, und durch eine erhizte Einbildungskraft es endlich dahin bringen, daß man glaubt, man ſei in Gott verliebt; damit iſt dieſem heiligen reinen Weſen gar nicht gedienet! Gerad, als wenn mir damit gedienet wäre, wenn ſich mein Bedienter Tag für Tag, vom Morgen bis an den Abend hinſezte, mich beſtändig anſchaute, ſich verwunderte, und alle Kräfte anſtrengte, ſich in mich zu verlieben. Ei! würde ich bald ſagen: geh du fauler Schlingel! warte deines Berufes, das iſt ein Zeichen, daß du mich liebeſt. Meinen Sie nicht?

„Dies ſoll man thun und jenes nicht
„laſſen!„

Ach —! — Das iſt etwas anders, dagegen habe ich nichts: aber das Jenes bleibt gemeiniglich das Hauptwerk, und das Dies unterläßt man; läugnen Sie's nur nicht, das Dies erfordert häufigen Umgang mit den Menſchen, und dadurch glaubt man ſich zu beflecken. Meinen Sie nicht? — Aber noch eins: ſolche Verſammlungen richten auch außer ſich unſäglichen Schaden an. Ein jeder muß gleich denken: nu! die wollen beſſer ſeyn als du, gleich entſtehet heimlicher Neid, Spott, Verfolgungsſucht, Haß u. ſ. w. und dieſe Folgen ſoll ein Chriſt niemalen durch ſeine Handlungen hervorbringen, es ſei denn, daß ihn höhere Pflichten ſo zu handlen treiben; Privatverſammlungen ſind dieſe höhere Pflichten nicht, wie meinen Sie? — Hab ich Recht oder Unrecht?

„Da ſoll alſo ein Chriſt, der kein Leh-

„rer iſt, gar nichts zur Erbauung und
„Vermehrung des Reiches Chriſti bei-
„tragen? „

Wie! — Verſtehen Sie ihre Religion nicht beſſer? — Er ſoll alle ſeine Kräfte zu dieſem groſen Zwecke anſtrengen? — Ich höre, Sie kennen die Religion noch nicht einmal. — Ich will Ihnen kurz ſagen, wie ſich ein wahrer Chriſt betragen muß: ſich ſelbſt muß er ſuchen durch den Weg, den ihm ſeine Kirche vorſchreibt, zu erbauen, und ſeine Erkänntniß zu erweitern; die Erbauung anderer überläßt er denen, die dazu verordnet ſind. Hernach iſt die Menſchenliebe ſein einziges Hauptwerk; ſeinen ganzen Beruf, er ſei nun Bauer oder Handwerksmann, oder Gelehrter, oder Bedienter, oder Kaufmann, muß er nach allen ſeinen Kräften wahrnehmen, um ſich und die Seinigen ehrlich zu ernähren und in Wohlſtand zu ſezen; zugleich muß er ſeine Kinder ſuchen ſo zu erziehen, daß ſie alle ihre Pflichten nicht nur kennen, ſondern auch mit Herzensdrang ausüben lernen, weiter geht ſein Lehramt nicht, aber nun muß er durch Thaten ſprechen. Wo er nur die geringſte Gelegenheit findet, etwas Gutes zu ſtiften, da muß ers nicht unterlaſſen. Allmoſen geben machts nicht aus, das iſt zuweilen ſchädlicher als nützlich; aber durch würkſame Mittel Frieden ſtiften, Menſchen an Brod und zu Nahrung helfen, wems übel geht Wohlthaten erzeigen, kurz, alles thun, was der Stifter unſerer Religion in ſeinem Berufe that, und an unſerer Stelle thun würde, das muß er ſtill und ohne Geräuſch thun, und gegen jeden nachgebend, dienſtfertig, geduldig, freundlich und demüthig ſeyn. Wiſſen Sie die Folgen von dieſem wahren Chriſten-Leben? Ein jeder liebt ihn, ſchäzt ihn, verehrt ihn, ſucht ihn nachzuahmen, kommt der Religion und dem Chriſtenthume näher, als er ſelbſt glaubt. Bei einem ſolchen Lebenswandel giebt dann der Chriſt oft weiſe Winke. Wenn er einem wohl gethan hat, dieſer nun voll des zärtlichſten Dankes iſt; ſo ſage man: danke mir nicht, ich thue nur meine Pflicht, aber danke du dem, der mich zum Werkzeuge, dir zu dienen, beſtimmt hat. Das iſt ſchon genug. Solche Worte, zu ſolcher Zeit, ſind oft Saamkörner zur tiefſten Herzensbeſſerung. Ein andermal ſage man: danke mir nicht, ich thue meine Pflicht, denk! der mich ſo handeln gelehret hat, ſtarb für mich und dich, das iſt Dankens werth. Der böſeſte Menſch, der zu jeder andern Zeit über dieſe Erinnerung lacht, lacht jezt in dem Augenblicke nicht, er iſt über die Wohlthat gerührt, die Thatenſprache dringt zu mächtig ins Herz, als daß ſie unwürkſam ſeyn ſollte.

Und mächtiger, als alles, würkt das Beiſpiel eines ſolchen thätigen Chriſten, rund um ihn her verehrt ihn alles, alles ſieht den herrlichen Mann als ein Myſter der

Nachfolge an, mit unwiderſtehlicher Kraft würkt ein ſolches Beiſpiel zur Verbeſſerung der Menſchen. O wie wahr! wie tief philoſophiſch richtig iſt der Spruch: Laſſet euer Licht leuchten vor den Menſchen, damit ſie eure menſchenliebende Handlungen ſehen, und den Vatter im Himmel preiſen mögen. — Da kommts nicht auf gute Worte, ſondern auf gute Werke an. Meinen Sie nicht? Hab ich Recht oder Unrecht?

Der Aktuarius ſchwieg und ſagte kein Wort.

Ich erſtaunte über den Strom der Rede, der ſo leicht über Finks Lippen daher floß, alle Worte, die er ſagte, beſiegelte mein Herz mit Ja und Amen. Ich konnte auch nicht umhin, dieſem groſen herrlichen Manne meinen innigen Beifall zu zurufen; da ich aber tief in der Seele des Aktuarius noch den Einwurf las: es heiſt doch, der Glaube an den Erlöſer mache allein den Chriſten aus, und allein ſelig;

ſo lächelte ich den Herrn von Fink mit einem bedeutenden Blicke an, und machte ihm den Einwurf. Er verſtand mich. So leben, wie ich geſagt habe, iſt Glauben, wer nicht ſo lebt, der mag ſagen was er will, der glaubt auch nicht. Wie! — wenn ich thue, was Chriſtus befiehlt, ſo viel ich kann, ſo glaube ich ja an ihn, ſonſt reſpektirte ich ja ſeine Befehle nicht, und wenn einer tauſendmal ſagt, er glaube an ihn, thut aber nicht was er befiehlt, der lügt. Nicht wahr!

Indem wir ſo redeten, ſtieg die Sonne wie eine große feuerige Kugel aus dem Ocean herauf: wer das nicht geſehen hat, der kann ſich auch keinen Begriff von dieſem unausſprechlich ſchönen Anblicke machen. Herr von Fink, der Aktuarius und ich, wir empfanden alles, was Menſchen empfinden können, wir drückten uns wechſelsweiſe die Hand, und unſre Herzen riefen zu allen Sternen empor: der dies gemacht hat, iſt unſer Vatter!

Ich muß geſtehen: ich konnte mich gar nicht drein finden, daß mir Fink nichts von meinen Freunden zu Beulenburg erzählen wollte, ungeachtet er vieles genau wußte, z. B. meine ganze Geſchichte nach den geringſten Umſtänden. Er ſagte mir nichts mehr, als daß ich verſichert ſeyn könnte, ſie ſeien vor zwanzig Wochen noch wohl geweſen, und meine Roſine lebe ruhig bei ihrer Herrſchaft: ich mußte mich alſo damit befriedigen. Wenn ich auf die Materie kam, ſo that er geheimnisvoll, und lächelte.

Ob ich gleich Rothbeck zum Bedienten angenommen hatte, und er mir und dem Herrn von Fink aufwartete, ſo half er doch in der übrigen Zeit alle Matroſendienſte verrichten, dieſes machte ihn bei Fink ſo beliebt, daß er beſchloß, ſich ſeiner mit mir anzunehmen: denn ich hatte ihm des guten Menſchen traurige Schickſale erzählt.

Ich will Ihnen eben nicht den Lecker

biſſen entreiſſen, ſagte Fink einmal zu mir, als wir zuſammen auf dem Verdecke ſaſſen, und beim Untergange der Sonne aus unſern prächtigen Meerſchaumenen Köpfen herrlich ſchmauchten: denn es iſt doch, wahrhaftig! ein Leckerbiſſen, ſolch einen Rothbeck aus dem tiefſten Unglücke wieder in Glück und Wohlſtand zu verſezen. Meinen Sie nicht? Nein! das wär unchriſtlich, Sie ſollens allein ausführen, aber wenns Ihnen nun zu ſchwer würde, nun! ſo darf ich doch Hand mit anſchlagen? Nicht wahr!

„Sie ſind allzugütig, wollt' ich ſagen, „aber das wär für Finks Ohr ſehr beleidigend geweſen; daher antwortete ich „ihm: ich will ſehen, ob ich fremder Hilfe bedarf.

Auf dem Wege nach Philadelphia fiel nun weiter nichts beſonders vor, auch hielten wir uns hier nicht lange auf, ſondern wir begaben uns ins Land hinein, nach der Kolonie, die dem Herrn von Fink und ſeinem Bruder gehört; hier fanden wir ein zweites Pilgersheim. Der Bruder war von Fink ſehr verſchieden, er war ein ſtiller, trockener, gerader, aber dabei doch ein ſehr braver Mann. Wir hielten uns hier einige Wochen auf, der Herr von Fink übertrug ſeinem Bruder ſeinen Antheil an der Kolonie, und ließ ſich eine Summe Geldes dafür bezahlen, die er in Wechſelbriefen auf London empfieng. In dieſer Kolonie wohnte ein ſteinalter Mann, gebürtig aus dem Naſſauiſchen, deſſen Lebensgeſchichte ſehr ſonderbar iſt (*).

Dieſe aufeinander folgende ſehr ſonderbare Schickſale eines Bauers, Unglücksfälle, die ihn bis in ſein Alter verfolgten, werden ihm nun herrlich vergolten: er hatte eine Anzahl recht geſunder hoffnungsvoller Enkel, die jungen Leute ver-

---

(*) Dieſe Geſchichte laſſe ich hier aus, weil ſie oben erzählt worden.

ehren ihren Vatter, er lebt in gröſſem Ueberfluſſe, hat Segen überall, und erwartet nun gelaſſen ſein ſeliges Ende.

Auf eine ſonderbare Art rührend war der Abſchied, den die Gebrüder Fink von einander auf die Ewigkeit nahmen. **Conrad von Fink** fuhr mit uns nach **Philadelphia**, unterwegs ſaſſen ſie nebeneinander, und redeten kein Wort. Jeder rauchte ſeine Pfeiſe Tabak für ſich allein.

Man hätte glauben ſollen, ſie ſeien kaltſinnig gegeneinander geworden. Des Abends über Tiſch im Gaſthofe ſprachen ſie abermal weiter nichts, als einzelne Silben, des Morgens bei dem Frühſtücke auch nicht. Aber nun hieß es: zu Schiff! — Conrad ſtahl ſich bei Seite, er wollte ſo ohne Abſchied heimlich fortſchlupfen, aber ſeine Füſe waren ſchwer wie Blei; ich glaubte, ich müßte in Thränen zerflieſen, als ich ſahe, wie die groſe edle Deutſche Männer von einander ſcheiden, wollten, und nicht konnten; wie jeder mit den

Thränen rang. Conrad ſchlich ſich fort, ſeinen Wagen hatte er in einer Gaſſe um die Ecke herum ſtehen, um heimlich entwiſchen zu können, er konnte aber nicht, ſondern er ſtund an der Ecke, und krizelte mit dem Rohrſtabe auf der Erden. Peter aber ſtand in der Stube am Fenſter, und machte Züge in den Schweis der Glasſcheiben mit der Spize ſeines kleinen Fingers.

Indeſſen! Conrads Sachen waren lang gepackt, der Kutſcher ſaß auf dem Bocke, und drehte an der Peitſchenſchnur, und unſere Sachen waren lang auf dem Schiffe, wir mußten fort Herr von Fink, ſieng ich mit naſſen Augen und zitternden Lippen an, kommen Sie! Sie ſind ein Mann, den eine Thräne des Abſchiedes zieret, ſagen Sie Ihrem Herrn Bruder einen guten Morgen, geben Sie ihm die Hand, der Morgen iſt nicht lang mehr hin, wo wir uns alle werden wiederſehen, ohne jemals eine Trennung zu befürchten.

Schleunig gieng Peter vom Fenſter zur Thür hinaus zu ſeinem Bruder, ſie umarmten ſich, ſchluchzten, und — ſagten nichts. Peter riß ſich los und gieng, Conrad auch, nach zwanzig Schritten kehrte Peter wieder um, Conrad hatte den Fus ſchon am Kutſchenſchlage, er kehrte auch wieder um.

Peter reichte ihm die Hand, Adjeu Bruder! ſagte er, mir kommt die Erde ſo vor wie ein Ball in der Hand Gottes, du ſizeſt auf einer Seite, ich auf der andern, wir ſind doch alle in der Hand Gottes, meineſt du nicht?

„Ja Bruder! aber es iſt doch ſo ein „Ding, ſich ſein Leben nicht wieder zu „ſehen.„

Wir ſind ſchon ziemlich alte Purſche, Bruder, laß ſeyn! Männer, wie ich und du, müſſen Thaten thun, die Freude aufs Vatterland machen. Wie? — Geh Bruder! thu was dir befohlen iſt, ich wills auch thun. — Nun die Hand, Bruder! auf gutes wiederſehen!

„Top! Hier meine Hand!" — ich
„bin ſtark, geh in Gottes Namen, ſelig
„ſehen wir uns wieder.

Conrad ſprung in den Wagen, und Peter ſchritt mit ſchnellen Schritten zum Schiffe.

Nun giengs den Delaware herab auf den Ocean, und nun richteten wir unſern Lauf nach Europa.

Auf dieſer Reiſe fiel nichts merkwürdiges vor, auſſer daß wir ungefähr in der Mitte derſelben einen fürchterlichen Sturm hatten, dies war mir noch zu erfahren übrig; ich hatte das Angenehme der Seereiſen im Ueberfluſſe genoſſen, nun ſollte ich auch das Bittere koſten.

Ich kann ſagen, daß ein Menſch, der den erſten Sturm zur See erlebt, ganz unausſprechliche Empfindungen hat. Furchtbare Majeſtät! — Gänzlicher Mangel eines ſichern Zufluchts-Ortes — nie empfundene Bewegungen des Hauſes, das man bewohnt, mit welchem man bald glaubt einen Berg hinauf zu fliegen, bald ſcheints wieder, als wenn man mit ihm in den Abgrund hinunter falle; alles dieſes zuſammen thut ſehr ſeltſame Würkungen aufs Herz und auf die Einbildungskraft. Wenn nun noch fürchterliches Donnern und Blizen dazu kommt, ſo iſt das Schauſpiel noch entſezlicher. Wir hatten das alles zuſammen; mir iſt in meinem Leben ſo nicht zu Muthe geweſen, es kam mir gerad ſo vor, als wenn ich mit einem Trupp Rieſen ſpielte, die mich zum Spaß umher ſchleuderten, und von denen ich nicht wüßte, ob ſie mir über den Spaß nicht den Hals brechen könnten. Zuweilen hatte ich Muth, und dann wars mir, als wenn ein General im Felde ſteht, und ſich freuet, für ſeinen König zu ſterben.

Der Herr von Fink blieb ganz unveränderlich, nur daß er nicht rauchte, das war aber wegen der Bewegung des Schiffes nicht möglich, und mein **Rothbeck** half wacker arbeiten.

Nach ungefähr ſechs Stunden hörte der Sturm auf, das Meer ward allmählich wieder ſtill, und wir hatten gar keinen Schaden gelitten. Der übrige Theil der Reiſe war ruhig und ſchön, wir brachten ſechs Wochen damit zu, und liefen nach Verlauf derſelben glücklich in den Hafen zu **Portsmouth** ein.

Die Freude, welche ich bei dem Anblicke der Engliſchen Küſte empfand, iſt unbeſchreiblich. Wir fuhren von **Portsmouth** nach **London**. In einigen Tagen hatte auch hier **Fink** ſeine Angelegenheiten berichtiget, wir reiſten alſo nun auf **Amſterdam**, wenn wir hier fertig ſind, ſo werde ich mit fliegender Eile nach **Beulenburg** gehen. Mein Herz zittert für Wenne, wenn ich an dieſe frohe Zeit gedenke.

Ich habe auch für meinen guten **Rothbeck** nach ſeiner Heimath geſchrieben, um zu erfahren, wie es mit den Seinigen ſteht.

Roſine ſchwamm in Vergnügen, Stunden däuchten ihr Tage, Tage däuchten ihr Jahre zu ſeyn, ſie fieng verſchiedene Arbeiten an, wobei ſie gedachte, wenn die fertig iſt, dann iſt er hier, und immer wurde ihr die Arbeit unter der Hand langweilig, ſie legte ſie fort und fieng wieder eine andere an, aber auch dieſe blieb liegen; ſpazieren gehen, ſpielen und andere Zeit kürzende Dinge nahm die Fräulein mit ihr vor, denn dieſe hatte ebenfalls ewige Langweile.

Als vierzehn Tage nach Empfang des Briefes verfloſſen waren, kam den Mädgen der Gedanke ein: wie wenn wir ihm entgegen giengen, aber da wuſte man nun nicht, welchen Weg er nehmen würde. Beulenburg ſchwieg zu dem allem ganz ſtill, und ließ die guten Kinder machen, indeſſen dachte er auch das Seinige.

Florentin konnte ebenfalls in Amſterdam die Zeit nicht umbringen, und doch gieng ſie endlich vorüber. Fink wurde mit ſeinen Geſchäften fertig, und nun reiſten ſie mit extra Poſt ab: er war Willens, über **Beulenburg** und **Eichenborn** nach Hauſe zu reiſen, und alſo **Florentin** bis an Ort und Stelle zu begleiten. **Rothbeck** erhielt die Nachricht, daß ſeine Frau mit ihren Kindern nach **Friesland** gezogen ſei, wo ſie, wie es hieß, noch lebte. **Florentin** gab alſo **Rothbeck** Geld und ſeine Addreſſe, mit dem Bedeuten: wenn ſeine Frau in guten Umſtänden ſei, ſo daß er ſich mit ihr würde ernähren können, ſo ſei ihm das Geld geſchenket, und er könne bleiben, fände er aber das Gegentheil, ſo könne er nur getroſt mit ſeiner Familie zu ihm kommen, er wolle dann für ſeine Ernährung Sorge tragen.

Endlich kam dann der frohe Augenblick, der **Florentins** ganze Seele mit lauter Wonne erfüllte. Nachmittags um 5 Uhr fuhr der gelbröckige Schwager, unten im Thale um eine Bergecke herum, und damit fiel **Florentin**, dort oben, das ſchöne

Beulenburger Schloß in die Augen, eine ſüße Betäubung überfiel ihn. Thränen rollten ſeine Wangen herab, und feuriger Dank ſtieg aus ſeinem Herzen himmelan. Fink weidete ſich an der Freude ſeines Freundes. Nun! — ſagte er: die Welt hat auch ihre Himmelsfreuden, was auch Murrköpfe dagegen einwenden mögen. — Nicht wahr, hab ich Recht oder Unrecht? —

„O wie gut iſt Gott! antwortete Flo„rentin: durch Leiden und Proben übt „er uns, macht uns geſchmeidig, wir er„langen dadurch Kenntniſſe, lernen ein„ſehen, daß er unſer Vatter iſt, der uns „wohl will, und welche Freude bereitet „er uns nicht zwiſchen unſern Leiden? — „Wie manche hab ich nicht in Amerika „genoſſen? und jezt am Ende meiner „ſchweren Probe, welche Seligkeit ſchenkt „er mir? O wer mit der Welt nicht zu„frieden iſt, der ſuche nur die Quelle ſei„ner Unzufriedenheit in ſich ſelbſt. Je-

„des Leiden, das wir uns nicht durch
„Bosheit und Unart ſelbſt bereiten: denn
„in dieſem Falle iſts Strafe: kann uns
„Hoffnung auf den Genuß reiner und ho-
„her Freude machen: denn zu dem Zwe-
„cke verhängt es der gute Gott über uns.„

Nun, nun! Sie predigen ja ordentlich. Die Freude macht Sie beredt, das alles haben Sie alſo in Amerika aus Erfahrung gelernt, und das allein iſt der Reiſe werth. Wie meinen Sie?

„Gewiß, gewiß! O was hab ich ge-
„lernt? — Der Jüngling ohne Erfah-
„rung, ohne durch Leiden geübt zu ſeyn,
„fliegt in ſeinem Jugendfeuer, möchte alles
„um ſich her zertrümmern, was nicht nach
„ſeinem Kopfe geht, und ſein Kopf weiß
„doch noch nichts: er ſtößt überall an, hat
„in ſeiner Meinung immer Recht, und
„doch in der That immer Unrecht: daher
„iſts ewige unausſprechliche Liebe, wenn
„Gott einen Menſchen von Jugend auf
„unterm Kreuze hält, ihn durch Leiden

„erzieht; allemal wird man finden, daß „die gröſten Männer von Jugend auf viel „gelitten haben, und daß Leute, welche „durch ſonderbare Proben geführet wer„den, groſe Männer zu werden beſtimmt „ſind.„

Abermal getroffen! — herrlich, herrlich! ſoll ich noch was zufügen? Wie? — Ein ſolcher Mann, der mit der Fauſt gelernt hat, Menſch zu ſeyn, iſts hernach auch ganz, wenn er einen Leidenden ſieht, ſo weiß er wies dem zu Muthe iſt, und dann hebt er ihm das Leiden ab, oder erleichterts ihm, da ſtrömt dann aus der Seele des Getröſteten Wolluſt in den Mann über, er genieſt die Freude mit, und der Friede, ſeine Pflicht gethan, eine Gott ähnliche That gethan zu haben, iſt wahre Seligkeit. Hab ich Recht oder Unrecht?

Beulenburg wollte an ſeiner Seite auch Genuß von **Florentins** Ankunft haben, zugleich befürchtete er von der allzugroſen Gemüthsbewegung beider Liebenden ſchädliche Folgen; daher machte er Anſtalten, daß die Bewillkommung durch gewiſſe Stufen aufſteigen muſte. Zu dem Ende hatte er auf der lezten Poſtſtation beider Wege, welche die Reiſende kommen konnten, den Poſtmeiſtern ins Geheim Ordre gegeben, alsbald einen Eilboten abzuſchicken, wenn die Beiden anlangen würden. Daher wuſte er nun ungefähr die Stunde ihrer Ankunft. Er ſchlug alſo Nachmittags um fünf Uhr einen Spaziergang nach der Solitude vor, und beorderte die Fräulein und Roſine voraus zu gehen, im Vorbeigange gab er der Fräulein einen Wink, Roſinen auf Florentins Ankunft vorzubereiten, und ihr zu ſagen: daß man ſtarke Vermuthung habe, er werde dieſen Abend kommen. Die beiden Frauenzimmer giengen alſo voraus. Unterwegs fieng Philippine an:

Wie wärs Mädgen! wenn dein Florentin dieſen Abend käme? — Roſine gukte ſie ſtarr an, wurde erſt blaß, ſtockte: und darauf blühend roth im Geſichte. Sie wiſſen was, mein Fräulein! antwortete ſie.

Ja, mein Engel! fuhr jene fort: ich weiß was, wir vermuthen ihn dieſen Abend mit dem H.rrn vo͂n Fink.

Sie vermuthen, verſezte Roſine: Ach! ſo iſt es doch noch nicht gewiß, Gott! wie lang dauert das.

Ja es iſt gewiß, erwiederte Philippine: Papa ſorgt für deine Geſundheit, eine plözliche Ueberraſchung könnte dir ſchädlich ſeyn, wir gehen nach der Solitude, um ſie dort zu erwarten

Roſine ſtuzte, und fieng an: o mein engliſches Fräulein! meine Selenfreundin! ſo ſind dann meine Prüfungen überſtanden. Sie ſchwankte hin und her, wie eine Trunkene, und konnte kaum gehen. Als ſie zuſammen ins engliſche Wäldgen auf den Plaz kamen, wo ſie ſich ehemals ſo feierlich verbunden hatten, ſezte ſie ſich auf den Raſen nieder, hier will ich den Freund meines Herzens erwarten, auf dieſer Stelle ihn zuerſt umarmen, damals, als reine Liebe in meinen Augen glänzte, ſchien mir dieſer Strauch da, jener dort, und dieſer Baum — wie im Goldglanze zu ſtehen, und nichts als Liebe auszuduften: jezt iſts mir wieder ſo, alles iſt ein Paradies um mich her, dieſe Zeit über war hier alles tod, kam ich in der Abenddämmerung, oder mit der ſcheidenden Sonne hieher, ſo mußte ich weinen; aber jezt däucht mir, jedes Grashälmgen freue ſich mit mir, und jede Blume blühe ſchöner.

Die Fräulein weinte bei dieſen Ausflüſſen eines liebevollen unſchuldigen Herzens, ſie empfand mit ihr: o Roſine! antwortete ſie: auch die Liebe iſt ein Geſchenk Gottes, ein ſüſes Leiden, wie glücklich ſind wir, daß wir Jünglinge —

Jezt kam der Herr von **Beulenburg** und ſeine Gemahlin, ſie lächelten: Roſine ſtieg ſchwer und ſchwankend von der

Erde auf. Meine Freundin! fieng Beulenburg an, ſie ſind angekommen, und werden gleich hier ſeyn; ſie fieng an zu zittern und zu weinen, ſeine Gemahlin und Philippine faßten ſie an beiden Armen zwiſchen ſich; damit trat der edle Mann, der Herr von Fink hervor, er lächelte: willkommen, mein Mädgen! fieng er an. O mein Freu — mein gnädiger Herr! ſtammelte ſie; ſagen Sie nur, mein Freund! antwortete er, ich bins. In ſolchen Augenblicken der Seligkeit iſt man zu ſehr Menſch, um kriechen zu können, er küßte ſie auf beide Wangen.

Nun ſtrebte auch Florentin herzu, aber er taumelte, Beulenburg und Fink ergriffen ihn, und hielten ihn unter den Armen; ſo wie die Frauenzimmer Roſinen hielten. Ach Florentin! — Ach Roſine! liſpelte von beiderſeitigen Lippen, der Liebekranke Geiſt, und dieſe Worte ſchwebten auf den ſanften ätheriſchen Wellen der reinen Luft von Ohr zu Ohr hinüber.

über gefallen, auf das Zittern dieſer beiden Thautropfen, die jezt zuſammenfloſſen, und die er im Ofen der Leiden hoch geläutert hatte. So glänzt die Sonne am Frühlingsmorgen auf das mit Perlen beſäete Blumenfeld: mitten im Kelche der Lilie ſchmelzen zween Thautropfen zuſammen: die Sonne zieht ſie in Dünſte empor, ſie verlieren ſich im Jubel der Natur, am Abend kommen ſie im gnädigen Regen wieder herab, und tränken die lechzende Lilie, welcher ſie ſich am Morgen entſchwungen hatten.

So wie ſich nun die Geiſter erholten, ſo bekamen die Körper Feſtigkeit, ſie ſtunden allmählig feſt, und nun rückten ſie zuſammen zur ſüſen ſtillen Umarmung.

Jezt gehn wir! ſagte Fink, der indeſſen das Frauenzimmer bieder und deutſch bewillkommt hatte. Die Beiden haben nun keine Menſchen mehr nöthig, alle giengen alſo fort. Beulenburg, ſeine Gemahlin und Tochter erkannten beim erſten Anblicke in ihm den groſen erhabenen Mann, ſo wie ſie ihn ſchon im Voraus aus Koſinens und Florentins Erzählungen bewundert hatten. Er war alſofort frei und vertraulich, wie ein Mann der die Welt kennt, und allemal ſeiner Worte gewiß iſt.

Florentin und Koſinen konnten des Umarmens und Küſſens nicht ſatt werden, ſie wandelten mit umſchlungenen Armen hinten nach, und ſtrömten in einander über. Der ganze Abend wurde in vertraulichen Geſprächen und Bewillkommen zugebracht.

So wirds uns ſeyn, Bruder! rechtſchaffener Mann! der du mit mir hier Thränen ſäeſt: wir lieben die Menſchen als unſere Brüder, wollen jedermann wohl, thun jedermann Gutes, wo wir können, möchten gern die ganze Welt glücklich machen, möchten gern der Gottheit gefallen, und ihr ähnlich werden, und doch trift uns manches bitteres Leiden, der eine verkennt uns, der andere tadelt uns bitter, der dritte verfolgt uns, der vierte beneidet uns, das thut uns dann leid, da alle vier unſere Brüder ſind, wir ſie auch gern als Brüder behandeln möchten, und doch wirds uns ſo verdankt, dann drückt uns das Heimweh — dann ſagen wir einer zum andern: ſo wirds uns einmal ſeyn, Bruder! wenn wir nach Haus kommen, ſo wie's jezt **Florentin** war — und noch unendlich beſſer wirds uns ſeyn, weil ewig keine Trennung mehr zu befürchten iſt, und dann unſer Leben **Florentins** Glückſeligkeit unendlich übertreffen wird. Dann wird mir **Dortgen** in aller ihrer Herrlichkeit entgegen eilen, kommſt du mein Sohn! wird ſie ſagen: haſt du nun ausgelitten? — Sie wird mich an ihre nunmehro ewig jungfräuliche Bruſt drücken, und mich mit Küſſen des Himmels entzücken; dann tritt männlich der hohe Greis einher, **Eberhard Stilling** kommt, auch Er ſchüttelt mir die Hand, biſt du nun da, mein Liebling! Johann, und Wilhelm mein Vatter, die längere Zeugen meines Lebens, empfangen mich, und jauchzen in holder Freude. Aber du Chriſtine! Mädgen meiner Jugend! treue Gefährtin auf dem ſauern, aber doch aufwärts gehenden Wege! Du wirſt vermuthlich vor mir hinüber ſchlummern, vor mir Ausſterben, dich werden meine verklärte Augen dann unter den Millionen ſeliger Seelen aufſuchen, du wirſt auf mich zueilen, wie ein Sonnenſtrahl zwiſchen fliegenden Wolken über das Blumenfeld hereilet, und dann werden wir unausſprechlich glücklich — das in der Vollkommenheit ſeyn — was Florentin und Roſine an dieſem Abend waren.

Des andern Morgens in aller Früh, ſchickte nun Florentin einen Boten zu Lorens und Niklas ſeinen Vättern, dieſe kamen des folgenden Tages mit ihren

Weibern, ſo gar der alte Ruprecht Kehl blieb nicht zurück, ſie hatten alle ihre beſten Kleider angezogen, und kamen mit hochzeitlicher Freude. Als ſie im Schloß anlangten, wurden ſie bei Beulenburg gemeldet, dieſer wollte gern die Bewillkommung unbemerkt mit anſehen, daher beſtimmte er ein Zimmer dazu, wo Er und ſeine Gemahlin und Fink hinter einer ſpaniſchen Wand ſtehen, und alles ſehen und hören konnten. Florentin und Roſine begaben ſich nun auf dies Zimmer, und ein Bedienter führte die Freunde herein.

Florentin war während ſeiner Abweſenheit etwas braun und männlich geworden, Ernſt und eine ſeltene Majeſtät leuchteten aus ſeinem Geſichte hervor, er war einem jungen Prinzen ähnlich, der ſchon einige Feldzüge gemacht hat, und Roſine glänzte im Glanze der Liebe und Freude wie ein Engel.

So wie die guten Leute ins Zimmer traten, ſtanden ſie im Kreiſe herum, lächelten und ſagten nichts. **Florentin** und **Roſine** ſtunden auch und lächelten, ſie hatten unter ſich abgeredet, zu warten, wer der erſte auf ſie zu fliegen würde.

Nu! Nu! fieng **Lorenz** an: Seht Weiber! macht den Anfang; ſeyd furchtſame Närrinnen! ihr ſeht ja wohl, daß er lächelt! **Martha** flog auf **Florentin**, und er ihr in die Arme; nun auch **Clara** auf **Roſinen**. Sie hiengen ſich eine Weile in den Armen und weinten, **Niklas** ſchluckste, und **Lorenz** wiſchte die Augen, der alte **Ruprecht** ſtand mit bebenden Knien.

Hört einmal auf, ſagte **Lorenz** und wechſelt nun! hier ſind mehr Leute, denen die Zeit lang wird!

Nun gieng **Martha** zu **Roſinen**, und **Clara** zu **Florentin**, als ſie fertig waren, ſagte **Lorenz**: nun Vatter geht ihr allein; kaum war das Wort geredet, als **Florentin** zu ihm lief, ihn in ſeine Arme drückte, der gute Alte fieng an zu weinen wie ein Kind. Nun kam auch **Lorenz**: gegen dieſen hatte **Florentin** eine auſſerordentliche liebevolle Ehrfurcht, er konnte ſich keinen gröſern Mann denken, als ſeinen Pflegvatter, in ſeinen Augen war er mehr, als alle würdige Männer, die er kannte: denn daß **Beulenburg**, **Fink** und **Pilger** vortreflichere Männer waren, als **Lorenz**, war gar kein Wunder, ſie warens durch Erziehung und Reichthum, aber **Lorenz** war ohne dieſe Mittel in ſeiner kleinen Sphäre ein noch gröſerer Mann geworden. **Florentin** hieng an ſeinem Halſe und weinte, während der Zeit bewillkommte **Niklas** ſeine Tochter. **Lorenz** ſprach mit **Florentin** kein Wort: darauf bewillkommte **Lorenz** **Roſinen**, und **Niklas** **Florentin**. Jezt waren nun den guten Leuten die Herzen ſo voll, daß ſie nicht wuſten, wovon ſie zu reden anfangen ſollten. Ei du lieber Gott! ei Herr Jeſus! und dergleichen Ausflüſſe tönten auf allen Seiten, **Niklas** fieng hundertmal zu reden an, und allemal blieb er ſtecken.

Hört! ſagte **Lorenz**: das hilft alles nichts, wenn der Text zu gros iſt, dann wird die Predigt zu lang; wir gehen ins Wirthshaus, beſtellen eine Mahlzeit — und da müßt ihr beide mit uns eſſen, da kann man ſich dann mit guter Weile freuen. Unter dieſen Worten trat Beulenburg herein, und mit ihm der Herr von Fink, beiden war der Auftritt Seelenweide geweſen, auch die Frau von Beulenburg trat herzu. Nein! fieng Beulenburg an, ihr ſollt nicht im Wirthshaus eſſen, Freunde! ihr ſollt den Mittag hier bleiben, ihr könnt denn doch zuſammen allein ſeyn; **Florentin** muß euch heute traktiren. Seine Gemahlin nahte ſich den Weibern und redete freundlich und herablaſſend mit ihnen.

Fink beobachtete nur **Lorenzen**, **Florentin** ſagte ihm gleich, daß er ſein Pflegvatter ſei, nun wuſte er die ganze Geſchichte. Er gieng zu ihm, redete ihn an, und ſagte:

Freund! jezt reuet es ihn nicht, daß er Florentin ſo liebreich aufnahm? Wie?

Wer iſt der Herr? fragte Lorenz Florentin: dieſer ſagte es ihm.

„ Es würde mich auch nicht gereuet ha-
„ ben, Ihr Gnaden! wenn er verdorben
„ wäre. „

Ha! das iſt recht! aber jezt hat er doch Freude, meint er nicht? —

„ Freude? — Ihr Gnaden! was
„ man nur Freude heiſſen kan. Aber ich
„ möchte gern mit beiden gnädigen Herrn
„ ein Wort reden. Sie haben (zu Fuß)
„ unſerer Roſine Wohlthaten erzeigt, die
„ wir nie verdanken können.

Auch mir, viel Florentin ein, mehr, als zu vergelten iſt.

„ Nun ja! deſto gröſer iſt mein Ver-
„ trauen zu Ihro Gnaden! Nun der
„ Herr von Beulenburg hat ſich und die
„ gnädige Frau hat ſich der beiden armen
„ Kinder ſo angenommen, daß unſer Ver-
„ ſtand ſtill ſteht. Allein wenn A[illegible] geſagt iſt,

,, muß man auch B ſagen, die beiden müſſen ſich heurathen, ſie ſind vornehm, und ihren Stand müſſen ſie behalten können: wir ſind doch noch immer Väter, wir werden ihnen alles vererben, aber das haben ſie doch nicht, wir wollen alſo einmal hören, was die gnädige Herren aus den Paar Leuten machen wollen ?,,

Beulenburg hatte ſeine Freude an dem Manne, und Finken wallte das Herz; der erſte lächelte und antwortete: traut ihr uns denn die Verſorgung der guten Leute nicht zu?

,, Nu ja! Ihro Gnaden! daran zweifle ich nicht, meinem Herzen iſt doch Florentin noch immer der Nächſte, und es wird mir doch erlaubt ſeyn, zu fragen? ,,

Ja wohl! ſagte Beulenburg: nun hört dann: Roſine hat von dieſem würdigen Herrn von Fink zweitauſend Gulden zum Präſent bekommen.

„ Das weiß ich Ihr Gnaden! „

Und Herr Pilger in Amerika hat ihm beim Abſchiede fünf tauſend Gulden geſchenkt.

„ Das ſind alſo ſieben tauſend Gul-
„ den — das iſt mehr als Dankens werth,
„ Schuldner bleiben wir immer, aber mit
„ ſieben tauſend Gulden kann man noch
„ kein Herr ſeyn oder bleiben. „

Und Ihro Excellenz der Herr Graf von Eichenborn werden ihn zu Dero geheimen Rath machen.

„ Nun das iſt ein anders, jezt habe
„ ich nichts mehr zu ſagen. „

Florentin wußte dieſen Umſtand noch nicht, er wendete ſich erſtaunt zu Beulenburg, wie komm ich zu einem ſo hohen Vertrauen bei dem Grafen? rief er. Das weiß niemand von uns, verſezte jener: der Graf kennt ſie, und doch war er gegen uns geheimnißvoll. Ja! ſagte Roſine: Beide Herrn Grafen, Vatter und Sohn, waren gar gnädig gegen mich, ſie haben mir verſprochen, daß du geheimer Rath werden ſollſt, und ich hab es in all meiner Freude vergeſſen dir zu ſagen.

Jezt gieng **Florentin** ein helles Licht über ſeine Beſtimmung auf, und in ſeinem Herzen glühte feueriger Dank gegen Gott, der ihn ſo zweckmäſig geleitet hatte.

Lorenz war noch nicht fertig, **Florentin**! fieng er an, der Graf und die beiden Herren da haben ſo viel bei dir gethan, ich muß auch noch was thun, geh! ſchreib mir ein Briefgen, und beſiegle es mit deinem Pettſchaft, und Ihro Gnaden der Herr von **Beulenburg** müſſens auch unterſchreiben, daß du mich zu deinem Bevollmächtigten macheſt, für dich zu handeln wie ich will, wanns nur zu deinem Beſten iſt.

Das ſoll geſchehen! antwortete **Florentin**: weiter wollte er ihn nicht fragen, wie oder wozu? denn er wußte, daß er es ihm doch nicht ſagen würde. **Beulenburg** aber, der ihn nicht ſo genau kannte, fragte: was hat er damit vor?

„ Ihr Gnaden! antwortete er: neh-
„ men Sie mir nicht ungnädig, wenn ich
„ einmal geſagt habe, was ich thun will,
„ ſo hab ich keine Freude mehr, es zu thun,
„ man hat halt ſo ſeine Schwachheiten „

Bravo! rief Fink: das iſt bei Gott ein Mann! hört, deutſcher Mann! von Hermanns Blut, wollt ihr bei mir ſterben? Wie! wie meint ihr?

„ Nein Ihr Gnaden! Ich habe mit
„ meiner Frauen ein Gut ererbt, und
„ ihr dagegen etwas Geld mitgebracht,
„ unſer Herr Gott hat mich geſegnet, ich
„ habe Ueberfluß, wir haben keine Kin-
„ der, den da hat mir unſer Herr Gott
„ aus den Wolken fallen laſſen: er iſt un-
„ ſer Kind, und macht uns Freude, ich
„ will nahe bei ihm leben und ſterben.
„ Was ſoll ich da in ein fremd Land gehn?
„ Gott hat mir ein Theilgen Erde beſchie-
„ den, das baue ich, da iſt mein Plaz.
„ da muß ich bleiben bis mich Gott ab-
„ ruft. Ich habe Freud daran, daß un-

ſer Herr Gott noch brafe Männer in der Welt hat, ſie ſind alle meine Brüder, ſie mögen Groshans oder Kleinhans heiſſen: dort drüben iſt einer wie der andre, dort Ihro Gnaden! dort drück ich Ihnen die Hand, und ſag, Bruder! jezt iſt uns wohl! jezt muß ich noch Ihro Gnaden ſagen, und thu's von Herzen gern, weil es eine Ordnung iſt, die Gott ſo haben will...“

Fink konnte ſich nicht enthalten den Mann zu umarmen; Bruder! fieng er an, du biſt, weiß Gott! ſchon hier — nun ich mag dich nicht ſtolz machen, was? — Da haſt du eine Tabakspfeife Bruder! — Zum Andenken von deinem Bruder Fink.

„Ihro Gnaden! den Brudernamen kann ich nicht ertragen, hier ſchickt ſich das noch nicht, aber aufſchreiben will ichs, damit ichs nicht vergeſſe, in der Ewigkeit Sie am erſten zu umarmen. den Pfeifenkopf nehm ich, (er griff in die Taſche) und da es hier doch nicht

„ auf Geld und Geldes Werth ankommt,
„ ſo geb ich Ihnen auch meine Pfeiſe. „

Es war eine Röhre mit einer Scheibe, etwa einen halben Schuh lang, ſtark mit Silber beſchlagen, und vorn ſteckte ein Stumpf von einer irdenen Tobackspfeife, deſſen Kopf unten her rund um ſchon gleich und ſchwarz geraucht war, ſo wie die Hülſe einer Eichel.

Das war alſo eine Lorenzopfeiſe, die Fink bekam, ſo wie Yorick eine Lorenzodoſe.

Fink nahm die Pfeiſe gern, Ha! ſagte er: wenn hinführo mein Herz beim Anblicke eines Elenden kalt bleibt, dann will ich die Lorenzpfeiſe füllen, anſtecken und mein Herz dabei wärmen, wie!

Lorenz wiſchte die Augen, ſah Fink an, und ſagte: Sie ſind ein braſer Mann, gnädiger Herr! Sonntags Vormittags geh ich in die Kirche, und Nachmittags rauch ich aus Ihrer Pfeiſe, des Werkeltags guck ich nur des Morgens ſo hin, wenn ich gebätet habe, wie ſie da am Nagel hängt.

Fink wiſchte auch die Augen, und ein jeder thäts.

Des Mittags ſpeiſten Beulenburgs, ſeine Gemahlin, Fink und die Fräulein allein zuſammen, ihr ganz Geſpräch war Lorenz und gute Menſchen.

Florentin und Roſine und ihre Freunde ſpeiſten auch alle zuſammen, und konnten ſich nicht ſo viel ſagen, als ſie wohl wollten. Florentin gab ihnen nun ſeine Geſchichte ganz mit, die ſie bei müßigen Stunden leſen konnten. Nach dem Eſſen reiſten ſie wieder ab.

Des folgenden Morgens wurde beſchloſſen, daß die ganze Geſellſchaft heute nach Eichenborn fahren, und dort den Herrſchaften eine Viſite machen ſollte. Florentin und Roſine fuhren mit, alles war nun voller Erwartung, wie ſich das Geheimheimniß aufklären würde: der Graf kannte Florentin, geſtund, daß er ihn kannte, und daß er ihn befördern wolle. Fink ſchwieg immer ſtill, wenn davon geredet wurde. Kurz! man kam zu Eichenborn an, alle wurden auf ein Zimmer geführt, und nun trat Graf Günther und die Gräfin ſeine Gemahlin mit ihren Kindern herein, alle machten der Herrſchaft ihr Kompliment, Fink lief auf ihn zu küßte und herzte ſich mit ihm, und Florentin ſtand und ſtarrte. — Er ſah — und ſah Herrn Pilger und ſeine ganze Familie — Nun ja — das war nicht anders, er mochte gucken und ſtarren wie er wollte. Herr Pilger, der amerikaniſche Herr Pilger war Graf Günther von Eichenborn.

Der Graf freute ſich im Herzen über dieſe Ueberraſchung, gieng auf ihn zu, wie nun, mein Freund! bewillkommen Sie mich denn nicht? ſo bewillkomme ich Sie. — Der Graf drückte ihn in die Arme, und ſagte: Gottlob! daß Sie hier ſind. Florentin fand keine Worte, aber Thränen der Freude. Darf ich ſagen wer Sie ſind? fragte Florentin. Ja wohl! verſezte der Graf. Nun fieng Florentin an: So ſehen Sie denn hier den groſen würdigen Herrn Pilger, der in Amerika mein Beſchüzer, mein Verſorger, mein Vatter und mein Freund war. Beulenburg, ſeine Gemahlin, die Fräulein und Roſine erſtaunten, und jezt begriffen ſie alles, ſie begriffen nun, warum der Graf ſeine Zuflucht zu ihnen genommen, wie der junge Graf ſo zuverſichtlich alſofort die Fräulein habe zu ſeiner Braut erwählen können, warum Graf **Günther** Florentin kannte, und warum er ihn belohnen wolle, endlich auch warum er gegen Roſinen ſo gnädig war. Das ganze Räthſel war nun entwickelt.

Florentin war für Empfindung faſt auſſer ſich. Gott! fieng er nun in Gegenwart der ganzen Geſellſchaft an: Gott! wie heilig ſind deine Wege! Ich ſollte ein

Mann werden, der in deiner Hand etwas nüzliches auszurichten vermögte, und da muſte ich nach Amerika geführt werden, um dem Manne zu dienen, der mich dereinſt zu dieſem Werkzeuge machen konnte. Gott! die ganze Geſchichte eines Menſchen, der ſein Vertrauen auf dich ſezt, iſt lauter Thatenſprache aus deinem Munde. Ich kann für Verwunderung über die Vorſehung Gottes und ihre unausſprechlich weiſe Wege nicht zu mir ſelbſt kommen, ein jeder bedenke es. Und alle dieſe Wege ſind mit Leiden verknüpft, damit ſie auch zugleich beſſern können! Ich kann nicht mehr reden, ſondern nur ſtaunen.

Sie haben recht! redete Fink ein, vergeſſen Sie das in Ihrem Leben nicht, was Gott an Ihnen gethan hat; ſo wird Ihnen das ein Sporn ſeyn, auch andern Leuten Gutes zu thun. Nicht ſo! hab ich Recht oder Unrecht?

Stahlmann wurde des Mittags auch

an die Tafel geladen, hier gabs wiederum zärtliche Auftritte, jezt erklärten ſich **Stahlmann** und **Florentin** recht gegeneinander: **Florentin** konnte dem braſen Manne nicht genug danken: denn er war doch die erſte Kraft, die ihm zu ſeinem Laufe den Stos gegeben hatte.

Die ganze Geſellſchaft blieb nun einige Tage beiſammen, und während der Zeit wurde noch Vieles verabredet: **Florentin** erfuhr von ſeiner Roſine die Geſchichte mit Columbin und dem Herrn von **Fink**, woher er begrif, daß **Fink** etwas von ihr wußte. Der Graf beſtättigte ihm das Verſprechen, daß er geheimer Rath werden ſollte, weil der Graf ſelbſt in allen Collegien präſidiren wollte, zu dem Ende aber ſollte er noch zwei Jahr nach Göttingen geben, um ſich mit dem jungen Grafen, und **Karl von Beulenburg** noch in allerhand dazu nöthigen Wiſſenſchaften zu üben, die Koſten verſprach ihm der Graf zu ſchenken. **Florentin** entſchloß ſich dazu mit größter Freude, und er zerfloß faſt in Dank gegen ſeine Wohlthäter. Roſine ſelbſt freute ſich über die Maſſen: denn ſie waren beide noch erſt im drei und zwanzigſten Jahre, und dieſe Trennung ſchien ihr gegen die amerikaniſche wie nichts zu ſeyn. Folglich wurde nun alles berichtiget und ſo beſchloſſen.

Ganz unerwartet erſchien nun wieder Vatter Lorenz, er war etwa vier Tage abweſend geweſen, und niemand wußte wohin?

Die ganze Geſellſchaft ſaß im Saale und ſpielte, als er ſich melden ließ: ein jeder war ſehr neugierig, was er wollte, Fink, Beulenburg und Florentin aber freuten ſich auf dieſe Audienz: denn der Graf kannte ihn noch nicht, außer was ihm Florentin in Amerika von ihm erzählt hatte. Als er daher hörte, daß er gern mit ihm ſprechen wollte, und zugleich die ganze Geſellſchaft wünſchte, daß er in den Saal geführt werden möchte, ſo gab er Befehl ihn herein zu bringen

Lorenz trat herein, ganz ohne Furcht, ſich bücken hatte er nicht gelernt, aber mit Anſtand den Huth abzunehmen, und dahin zu ſtehen wie ein Mann, das war ſeine Sache. Den Grafen hatte er ſchon geſehen: denn er war zu dem Ende einmal nach **Eichenborn** in die Kirche gegangen. So wie er herein kam, trat er ein Paar Schritte vorwärts, der Graf ſtund auf, und gieng auf ihn zu, „Ihr Excellenz! fieng Lorenz an, ich hab **Florentin** erzogen, und ich ſeh ihn an als mein Kind? „

Das weiß ich, mein Freund! Nun weiter:

„Nun hab ich gehört, daß ihn Ihr Excellenz zum geheimen Rath machen wollen, das freut mich, er iſt treu und redlich, und weiß, wies einem armen Menſchen zu Muth iſt: da wirds dem Lande wohl gehen, und Ihre Excellenz werden Glück haben. „

Wohl mein Freund!

„Da hab ich nun ſo ein Ding gethan,
„wenns Ihre Excellenz nur nicht zur Ungnad
„nehmen wollten. Es iſt aber nichts
„Unrechts, und Ihre Excellenz können
„doch thun was Ihnen beliebt. Sehen
„Sie! **Florentin** ſtammt aus der Familie
„der Herrn von Fahlendorn her: freilich
„haben ſeine Voreltern aus dem Adel
„geheurathet, aber nach meinem geringen
„Verſtande thut das doch zur Erbſchaft
„nichts. Das Rittergut wurde
„nach und nach verſchuldet, und Ihrer Excellenz
„Herr Grosvatter löste es ein,
„da muſten nun Florentins Eltern davon
„weichen, und ſich ärmlich behelfen.
„Als ich den armen Buben aufgenommen
„hatte, da wollt ich doch gern wiſſen,
„wo er her ſei. —

Das alles hab ich von **Florentin** ſelber gehört, und würklich die Sache iſt mir ganz wieder aus den Gedanken gekommen.

„Nun gut, Ihre Excellenz! als nun

„Florentin vor einigen Tagen gekommen „war, ließ ich mir eine Vollmacht von „ihm geben, und da gieng ich erſt hin, „wo ſeine Mutter geſtorben iſt, da hörte „ich nun erſt gewiß, daß ſie Helene von „Fahlendorn geheiſſen habe; darauf „gieng ich nach dem Orte, wo Floren„tin getauft werden, da fand ich nun „den Pfarrer tod, aber er hatte ſein Ver„ſprechen erhalten, alle Briefſchaften der „Fahlendorne und eine Lebensbeſchrei„bung von Florentins Vater hab ich be„kommen und mitgebracht, ſo wie ich ſe„he hat Florintin noch ein Rittergut, „wenn er die Schulden bezahlt, und da „bitt ich nun Ihre Excellenz! helfen Sie „doch, daß der gute Junge ſein vätter„liches Erbe wieder bekommt.

Alle Anweſende bewunderten die Thätigkeit des guten Mannes, er hatte auch in dieſer Sache gethan, was er vermochte, und was er nicht vermochte, das hat er den Grafen zu vollenden.

Der Graf empfand tief in ſeiner Seele das Unrecht, welches ſeine Voreltern der Fablendorniſchen Familie gethan hatten, indem ſie ein Gut, welches es jezt noch einmal ſo viel werth, und zugleich einer ſolchen Verbeſſerung fähig war, daß es noch dreimal ſo viel werth werden konnte, auf ſolche Weiſe an ſich gezogen hatten. Daher beſchloß er im Augenblick das geſchehene Unrecht wieder zu erſezen.

Wenn Florentin, fieng er an: ſich als den rechtmäſigen Erben legitimirt, ſo ſoll er ſogleich in den Beſiz des vätterlichen Erbes geſezt werden.

„Gott ſegne Ihre Excellenz dafür! er-
„wiederte Lorenz. Daß er der rechte
„Erbe iſt, das kann ich beweiſen, und iſt
„erwieſen: darüber iſt gar keine Frage
„mehr, allein er kann doch das Kapital
„nicht ablegen, da wollt' ich nun Ihre
„Excellenz flehentlich gebeten haben, Ge-
„duld mit ihm zu haben, daß ers ſo nach
„und nach abtragen kann.

Dafür ſorgt nicht, mein Freund! Seht, ich will euch ſagen, was ich thun will: wenn er der rechte Erbe iſt, woran ich nicht zweifle, ſo will ich alles berechnen, was das Gut Fahlendorn während der Zeit, die wir es beſeſſen haben, nach Abzug aller Unkoſten ausgetragen hat, dies machte dann den Gewinn aus, den wir davon genoſſen, von dieſem Gewinne zieh ich ferner die Intereſſen von dem Kapital ab, das wir drauf geſchoſſen haben, was dann während der ganzen Zeit übrig geblieben iſt, das gehört Florentin.

Lorenz erſtaunte über dieſe ſonderbare Gerechtigkeit, die Thränen drungen ihm in die Augen. Das iſt zu viel, ſagte er, Ihr Excellenz! das iſt zu viel! ich danke aber ſo ſehr ich danken kann; wenn unter einem ſolchen Herrn unſer Land nicht glücklich wird, dann fehlts an den Unterthanen. Gott ſegne Ihre Excellenz in Ewigkeit! Nun deſſen vergeß ich mein Lebtag nicht.

Univ. Bibl.
München

Florentin hatte die ganze Rede mit angehört, mit thränenden Augen trat er nun auch herzu, küßte dem Grafen die Hand, und dankte ihm für dieſe ſonderbare Gnade. Auch Neulenburg und Fink ſahen ſich an, und bewunderten den Eifer des Grafen, alle ehmalige Ungerechtigkeiten ſeines Hauſes auszulöſchen.

Lorenz wollte nun abtretten, allein der Graf befahl ihm noch zu bleiben. Nun mein Freund! ſagte er ferner zu ihm, habt ihr auch unter der vorigen Regierung viel gelitten?

„Nicht ſo viel, Ihr Excellenz! als un„ſere Nachbarn.„

Wie kam das denn?

„Das will ich Ihrer Excellenz ſagen: „in unſerm Dorfe iſt von Alters her ſo „eine beſondere Harmonie unter uns ge„weſen: da iſt kein Streit unter den Nach„barn, ich wüſte die Zeit nicht, daß ſich „nur zween gezankt, ich geſchweige noch „geprozeßt hätten; da haben wir alſo ein-

„ mal kein Geld verprozeſſet. Und darnach,
„ das Wild that uns auch keinen ſonder-
„ lichen Schaden?„

Woher kam das denn?

Lorenz lächelte: Ha wenn ichs Ihrer Excellenz ſagen dörfte, es iſt eben nicht erlaubt.

Nun ſagts nur kühn und frei.

„ Wir haben all unſer Gewehr, da lu-
„ den wir dann ſo das bloſe Pulver in
„ die Flinten und einen Stopfer davor,
„ giengen des Nachts herum ſtreichen, und
„ ſchoſſen aufs Wild, dies gieng um, ſo
„ daß alle Nacht ein Paar von uns die
„ ganze Feldmark durchſtrichen, wir hat-
„ ten dann auch Hunde bei uns. „

Was ſagte aber der Jäger dazu?

„ Der Jäger bekam ſo ſeine hübſche Prä-
„ ſente, dann hörte und ſah er nicht.
„ Sehn Ihr Excellenz! das kam alles von
„ der guten Einigkeit her, die wir unter
„ uns haben, wenn ſich die Bauern nur
„ einig ſind, ſo können ſie viel ausſtehen,

Woher glaubt ihr, daß dieſe Einigkeit kommt?

„Die kommt bei uns von der guten Schule her, die wir haben. Unſere Alten haben vieles bei der Dorfſchule geſtiftet, nun ſuchen wir uns immer den beſten Schulmeiſter aus, weil wir ihn bezahlen können, und da ſehen wir nicht ſo ſehr drauf, ob er viel weiß, ſondern ob er viel thut, ob er ein frommer und vernünftiger Mann iſt, der gut leſen, ſchreiben und rechnen kann. Solche Männer haben wir immer gehabt, und dadurch haben unſere Leute Erkanntniß und Liebe gegen einander bekommen.

Aber, mein Freund! der Graf hatte euch verbotten, auf das Wild zu ſchießen, es war doch Unrecht, daß ihrs thatet.

„Ihr Excellenz halten mirs zur Gnad: daß der Hochſelige Graf unrecht mit dem Wild that, das haben Ihre Excellenz damit bewieſen, weil Sie es wegſchießen laſſen; und wenn ein Landesherr

„unrechte Sachen befiehlt, die den Bauern ruiniren, ſo ſündiget er nicht, wenn „er ſich heimlich ſo viel zu retten ſucht, „als er kann, wenn er nur nicht öffentlich ungehorſam wird, und ſeinem Herrn „keinen Schaden zufügt. Doch muß der „Bauer erſt ein Paarmal ſuppliziren, eh „er ſich ſelber hilft.„

Das iſt eine ſonderbare Bauernpolitick. Nun ich hoffe, ihr ſollt ſolche heimliche Mittel nicht mehr nöthig haben; aber lebt der Jäger noch, der die Präſente ſo nahm?

„Wenn er noch lebte Ihr Excellenz! ſo „hätte ich ihn nicht verrathen.„

Aber mir dünkt doch, es ſei eure Pflicht, es dem Herrn anzuzeigen, wenn ihr merkt, daß ein Bedienter untreu iſt?

„Ja, Ihr Excellenz! wenn er untreu „iſt, aber das war der ſelige Jäger nicht, „er war dem Lande treu, und auch ſeinem Herrn dadurch, daß er den Bauern „half, daß ſie ihre Früchte behielten, und „alſo die herrſchaftliche Gelder beſſer bezahlen konnten, als andere.

Wie gehts euch denn jezt?

„Wie's uns geht? Ihr Excellenz! daß
„wir alle Tage Gott für Ihr Excellenz
„danken, daß er Sie uns gegeben hat.
„O wenn Gott unſer Gebät erhört, ſo
„werden Ihre Excellenz ſehr alt!

Dem Grafen drungen die Thränen in die Augen. Aber ſagt mir, fuhr er fort: was dünkt euch, wär noch wohl in euren Gegenden etwas zu verbeſſern?

„Hauptſächlich wüſt ich nichts, aber
„doch ſind noch viele Kleinigkeiten in Un-
„ordnung, die geändert werden müſſen,
„und viele Kleinigkeiten machen zuſam-
„men ein groſes.

Sagt mir einmal, zum Exempel, eins und anders?

„Wenn es Ihre Excellenz erlauben,
„ſo will ich zu Haus die Gemeinde zu-
„ſammen berufen, da wollen wir dann
„ſo alles zuſammenſuchen, was wir gern
„geändert hätten, oder was wir glauben,
„das unſers Herrn Nuzen ſei, der Schul-

„meiſter ſoll uns das ſo ordentlich aufſchreiben, das bring ich dann her.„

Der Vorſchlag gefällt mir, geht nun in Gottes Namen nach Haus.

„Nun Bruder Lorenz! rief Fink, „habt ihr auch ſchon aus der Pfeife geraucht? Wie?„

Einmal! antwortete er: es that auch ſeine gute Würkung.

„Wie! was thats! wie war das?

Eine arme Nachbars Frau wollte einen Thaler Geld gelehnt haben, um Schazung damit zu bezahlen; nun war ſie mir noch ſo vieles ſchuldig, ich ſchlugs ihr ganz trocken ab. ſie gieng fort und ſeufzte. Die Pfeife hieng dort am Nagel. Ich durfte nicht aufſehen, ſo ſchämte ich mich vor der Pfeife, endlich gieng ich mit niedergeſchlagenen Augen, grappelte an der Wand, bis ich ſie fand, ſtopfte ſie, ſteckte ſie an, nahm einen Thaler, gieng und brachte ihn der Frau.

„Nun ja, das war eine gute Würkung, „meint ihr nicht?„

Das

Das wär ſo ein Zug aus Lorenzens Seele. Der Graf begann den Mann lieb zu gewinnen. Das iſt brav, ſieng er an: es thut mir leid, daß es Leute giebt, welchen es ſauer wird, mir die Schazung zu bezahlen, wie gern ſchenkte ichs ihnen!

„Das geht nicht an, Ihre Excellenz! „die Schazung iſt ſo ein Treiber, der die „Unterthanen fleiſig macht, wenn ſie nur „nicht zu hoch iſt, und darüber können „wir nicht klagen.„

Nun geht in Gottes Namen, und raucht oft aus eurer Pfeife!

„Das will ich thun, Ihre Excellenz! „ſo oft ich an Ihre Excellenz denke.

Dem Grafen ſtunden die Thränen in den Augen, Lorenz gieng, Florentin begleitete ihn, und empfieng von ihm alle Dokumente ſeines Hauſes.

Des folgenden Tages wurden dieſe Briefſchaften durchgangen, und man fand nicht nur, daß Florentin der wahre Erbe ſei, ſondern daß noch viele Vorzüge auf dem Gute hafteten, die ſo nach und nach abgekommen waren; der Graf verſprach alles wieder in den alten Stand zu ſtellen. Nun war aber auch die Wiedererneuerung des Adels nöthig, wenn dieſe Vorzüge ordentlich und ruhig genoſſen werden ſollten, daher erbot ſich **Beulenburg**, dieſe Adelserneuerung zu beſorgen. **Florentins** Urgroßvatter war der lezte Ritterbürtige Freiherr von **Fahlendorn** geweſen, ſein Grosvatter hatte zuerſt eine Frau Bürgerſtandes geheurathet.

Beulenburg ſchrieb an ſeinen Anwald nach **Wien**, und übertrug ihm die ganze Sache. **Florentin** und **Roſine** waren bei all dieſen Auftritten voller Thränen des Dankes und der Empfindung.

Darauf nahm der Graf die Berechnung vor. Das Gut war für zwanzig tauſend Gulden eingezogen worden; nun war eine Oel- Mahl- und Brettmühle in einem Gebäude dabei, welche jährlich allein acht hundert Gulden abgeworfen hatte; der

Pacht verſchiedener Grundſtücke hatte ſechshundert Gulden eingetragen, aus den Wäldern waren ein Jahr ums andere gerechnet, für zweihundert Gulden, nach Abzug aller Unkoſten, an Kohlen gebrannt worden, da kam alſo ein jährlicher Ertrag von ſechzehen hundert Gulden heraus, welche das Haus Eichenborn genoſſen hatte.

Das iſt entſezlich! rief der Graf aus, und die gute Familie hat während der Zeit das Elend gebauet.

Ihro Excellenz, fieng **Florentin** an, belieben nur nicht weiter zu rechnen, ich mag nichts weiter ſehen und hören.

Sie müſſen mich machen laſſen! verſezte der Graf: Herr Stahlmann hat mich anders unterrichtet, wenn ich Glück haben und ruhig ſterben will, ſo muß ich reſtituiren; nun rechnete er fort: die Landes übliche Intereſſen von zwanzig tauſend Gulden betrugen jährlich tauſend Gulden, mithin blieb ein jährlicher Ueberſchuß von ſechshundert Gulden.

Nun, ſagte der Graf, dieſe ſechshundert Gulden gehörten unſtreitig der Familie von **Fahlendorn**: denn es iſt ja nichts weiter auf das Gut verwendet, nichts gebaut, nichts verbeſſert worden, ausgenommen die beſtändige Reparatur, und dieſe iſt im jährlichen Aufwande abgezogen worden. Nun haben wir das Gut vierzig Jahr beſeſſen, folglich kommen dem Herrn **Florentin** von **Fahlendorn** zu gut vier und zwanzig tauſend Gulden. Sehn Sie! da iſt nicht nur das Gut bezahlt, ſondern ſie bekommen noch vier tauſend Gulden heraus.

Das iſt eine ſehr ſonderbare Rechnung, gnädigſter Herr! erwiederte **Florentin**: mein Herz leidet nicht, daß ich ſie annehme.

„Sie müſſen ſie annehmen.„

Nun ſo will ich dann mit dankbarſter Seele die zwanzig tauſend Gulden annehmen, aber die übrigen vier tauſend — ich ſchwöre —

„Halt! Sie ſchwören nicht!

So ſollen ſie die Armen haben.

„Sie können damit machen, was Sie „wollen.„

Nun ich hatte in meiner Kindheit den Gedanken, in dem Häusgen, wo mein guter Vatter ſtarb, arme Kinder zu erziehen, die vier tauſend Gulden ſollen dazu beſtimmt werden. Aber nun proteſtire ich feierlich gegen weitere Geſchenke, was ich und meine Roſine jezt durch die ganz unverdiente Güte unſerer Freunde beſizen, das iſt hinlänglich für mich zum ſtudiren, und hernach auch die Haushaltung damit anzufangen. Hierüber entſtund einiger Wortwechſel, allein Florentin beharrte ſteif darauf. Der Graf ſtund alſo davon ab, ihn ſtudiren zu laſſen.

Nun! fuhr der Graf fort, jezt werden Sie auch mein geheimer Rath nicht: denn Sie haben mit Ihrem Gut genug zu thun, Sie brauchen alſo auch nicht zu ſtudiren!

Florentin ſtund auf, ſahe ernſt umher;

ſeine ganze Seele erhub ſich, meine gnädige Herren! fieng er an: ich muß von allen Seiten Wohlthaten genieſen, ohne eine erwiedern zu können, jezt beſchwöre ich Sie vor dem allgegenwärtigen Gott, mir eine Bitte zu gewähren: Roſine hilf mir anhalten Wenn die Bitte nicht übertrieben iſt, antwortete der Graf.

Nein! erwiederte Florentin, ſie iſt ruhig überlegt, Gott und Menſchen gefällig, mir nicht läſtig, ſondern angenehm, eine Pflicht für mich, deren Erfüllung mir das Leben verſüſen wird, eine Erfüllung, die mich allein glücklich machen kann. Gewähren Sie mir dieſe Bitte! Roſine half auch bitten, ohne daß ſie wuſte warum.

Der Graf und die übrige Herren wurden alſo bewogen, ihm die Erhörung ſeiner Bitte zu verſprechen.

Nun faltete Florentin die Hände vor der Bruſt, ſchaute in die Höhe und ſprach: ich gelobe dir hier, du Allgegenwärtiger! daß ich dem gräflichen Hauſe von Eichenborn, lebenslang mit eben der Treue und Liebe zugethan ſeyn will, als wenn ich ein Sohn aus dieſem Hauſe wäre.

Und nun, gnädigſter Herr! ich bin ſo lang ich lebe Ihr geheimer Rath, und zwar ganz ohnentgeltlich, ich ſchwöre hier Ihro Excellenz nie einen Heller weder als Gehalt noch als Präſent anzunehmen, und jezt geh ich zu dem Ende fort, um zu ſtudiren. Von dieſem Entſchluſſe bringt mich kein Menſch mehr ab, bis Sie mich meines Amtes unfähig oder unwürdig erkennen.

Dieſe Grosmuth rührte einen jeden. Wahrlich! fieng Fink an: wenn man das Ding beim Licht beſieht, ſo iſt das eine groſe edle That. Wie! — ein Mann, der nun ein fürtrefliches Rittergut beſizt, der hat keine Wohlthaten mehr nöthig: es iſt an ihm, ſolche auszutheilen — Wie! hab ich Recht oder Unrecht? —

Beulenburg ſchwieg und dachte, und der Graf ſtund in Gedanken. Kurz! ihm wurde ſeine Bitte bewilligt.

Nun! eins müſſen wir noch thun, ſagte Fink: wir alle haben ſo unſere beſondere Freude an dem Herrn von Sablendorn und ſeiner Geliebten, weiß der Himmel, wo es ſo eigentlich herkommen mag — Nun ja! unſer Herr Gott hat ſie beide mit einem Blicke der Liebe gezeichnet, ſo daß ſie einem gleich ins Herz kriechen, meinen Sie nicht? — Sie! Benienburg! haben nun die Sache wegen des Adels übernommen, die Unkoſten wollen wir Ihnen alſo überlaſſen, das werden Sie ſich doch nun nicht nehmen laſſen. Wie! — aber wir können auch etwas dabei thun, Herr Graf! wie meinen Sie? wir wollen einen Bericht an den Kaiſer auffezen, dieſen wollen wir alle drei unterſchreiben, und darin Ihro Kaiſerl. Majeſtät die ganz ſonderbare Verdienſte dieſes Paars nach allen Umſtänden, und nach der Wahrheit vorſtellen, damit Sie recht nach Würden wieder in ihren alten Adel eingeſezt werden mögen.

Herzlich gern! antwortete der Graf: dazu iſt Stoff genug da.

Beulenburg, erwiederte: das iſt herrlich!

Florentin und Roſine ſchauten demüthig nieder, und weinten im Selbſtbewuſtſeyn ihrer Unwürdigkeit.

Nachdem das alles nunmehro abgethan war, ſieng Roſine an: Ich bitte mir die Erlaubnis aus, etwas vorzutragen! ein jeder erlaubte es ihr mit Freuden.

Mein Geliebter, fuhr ſie fort: geht nun nach der Univerſität, und da hab ich einen herzlichen Wunſch, ich bitte mir ihn zu gewähren.

Laſſen Sie hören! ſagte der Graf.

„Uebertragen Sie mir alſofort die Verwaltung unſers Gutes, ich will es in Beſiz nehmen, und alles einrichten, damit es ſchon in Ordnung iſt, wenn mein Bräutigam wieder kommt.

Aber ſind Sie der Sache gewachſen?

„Ich werde Freunde ſinden, die mich unterrichten.“

Ja, verſezte **Beulenburg**: daran ſolls nicht fehlen.

Nun! ſagte **Florentin**: das iſt ein herrlicher Gedanke.

Fräulein **Philippine** proteſtirte, ich ſoll alſo meine Tage einſam zubringen: nein! das geſchieht nicht.

Nein! erwiederte **Roſine**: **Fahlendorn** liegt zwo Stunden von **Beulenburg**, und zwo Stunden von hier. Ich will uns dort eine ländliche Wohnung einrichten, wir bleiben unzertrennt beiſammen, bald ſind wir zu **Fahlendorn**, im Frühling, wenn alles grünt und blüht, und im Herbſt, wenn die Schnitter in die Ernde jauchzen, und bald zu **Beulenburg**: dadurch verkürzen wir uns die Zeit bis unſere Geliebten wiederkommen.

Die Fräulein fiel ihr um den Hals und küßte ſie: jezt, mein Kind! verſezte ſie: wirſt du bald Frau von **Fahlendorn**, und ich Gräſin von **Eichenborn**, wir wollen jezt hier in Gegenwart unſerer Herren und Freunde den ſüßen Schweſternamen erwählen, uns mit Du begrüßen, und auf unſer ganzes Leben aller anderer Verhältniſſe vergeſſen.

Roſine nahm mit Demuth dies Liebeserbieten an, und es wurde mit Herzen und Küſſen beſiegelt.

So endigte ſich dieſer merkwürdige Beſuch zu Eichenborn. Fink ſagte: er habe ſich nun einmal wieder auf ein Jahr geſtarkt, er reiſe nun wieder auf ſeine Güter, käm aber hernach alle Jahr, um ſich aufs neue zu ſtärken, und dann müſſe auch allemal Lorenz herbei, um, wie er ſich ausdrückte, den Pfeifenbund mit ihm zu erneuern. Beulenburg zog auch mit ſeiner Familie wieder nach Haus, Florentin und Roſine aber blieben noch zu Eichenborn, der Graf ließ ſie noch vor Florentins Abreiſe in ihr Gut immitiren, und ihnen einen wichtigen und bündigen Verzichts-Contrakt einhändigen, welcher ihnen das Eigenthum dieſes Guts auf ewig ſicherte. Zugleich zahlte er ihnen die vier tauſend Gulden aus. **Florentin** beſchloß, dies Geld gleich zu verwenden, und von ſeinen ſieben tauſend Gulden, die er noch nicht baar hatte, vier tauſend zu dem Vermächtniſſe für arme Kinder auszuſezen. Der Graf übernahm, ihm die ſieben tauſend Gulden aus der Amſterdamer Bank in kurzem zu verſchaffen, und das Geld an Roſine auszuzahlen, hierauf nahm auch unſer glückliches Paar Abſchied von der hochgräflichen Familie, **Florentin** bat, nichts nach Göttingen voraus zu ſchreiben, ſondern ihm die Briefe mit zu geben, weil er die dortigen Freunde gern überraſchen wolle, und darauf reiſten ſie auch nach Beulenburg zurück.

Für diejenigen Leſer, welche alles gern bis auf den Nagel beſtimmt haben wollen, hab ich hier noch eine Anmerkung zu machen: ſie werden wünſchen, zu wiſſen, wie Graf Günther nach Amerika gekommen ſei? warum er bei ſeiner Ankunft aus Amerika zu Beulenburg nicht gleich geſagt habe, daß er der Herr Pilater ſei, und daß Florentin bei ihm geweſen? oder auch, warum er, als Florentin in Amerika von ihm wegzog, demſelben nicht entdeckt habe, daß er Graf Günther von Eichenborn ſei?

Ich kann ſagen, es ſchmerzt mich allemal in der Seele, wenn ich ſitze und ſo eine Geſchichte male, und man fordert von mir, daß ich jedes Blättgen an den Bäumen, jedes Faltgen im Gewande, ſo ganz rein heraus zirkeln ſoll, ich wünſchte ſo mit einem Pinſelzuge ganze Waſſerfälle und Felſengruppen, und Bäume hinkleckſen zu können, aber das will mir noch nicht recht gelingen; gut! daß ich kein Romanendichter von Profeſſion bin.

Alſo euch Herren mit der Lorgnette

oder mit dem Mikroskop! Graf **Erich** haßte ſeinen Bruder **Günther** tödlich, und dies rührte aus den höchſt verſchiedenen Karaktern beider Herren her. **Günther** nahm alſo holländiſche Dienſte, heurathete in Holland, und da er glaubte, ſein Bruder würde Erben bekommen, auch keine andere als verdriesliche Neuigkeiten aus ſeinem Vatterlande hörte, ſo zog er in der Stille nach Amerika, legte nebſt ſeiner Gemahlin Stand und Titel ab, und nannte ſich Pilger. Nun war er feſt entſchloſſen, niemalen wieder nach Deutſchland zu gehen, ſondern ewig mit ſeinen Nachkommen bei der ſchönen Kolonie zu bleiben, und ſich nach und nach eine neue Grafſchaft dort zu erwerben, nur wollte er nicht Graf, ſondern nur Herr ſeyn.

Als aber Graf **Erich** in ſeinen lezten Tagen ſeine Geſinnung änderte, keine Erben hatte, und ſeinen Bruder herbei wünſchte, von dem er nicht wußte, wo er war, ſo meldete ſich der Herr von **Fink**, dieſer lebte ehmals in Holland mit Graf **Günther** in vertraulicher Freundſchaft, er beſuchte **Erichen** in ſeiner Krankheit, und entdeckte ihm, daß er ſeines Bruders Aufenthalt wiſſe, **Erich** freute ſich darüber, und bat, alſofort an ihn zu ſchreiben, daß er kommen und ſein vätterliches Erbe in Beſiz nehmen möchte.

Fink ſchrieb alſofort nach **Amerika**, und kurz darauf reiſte er ſelber hin, ſo wie meine Geſchichte oben gemeldet hat. Daß aber **Pilger** oder **Günther** ſo geheimnisvoll war, das erforderte auf allen Seiten die Politik, und vielleicht wollte er ſich auch die Freude machen, **Florentin**, den er aus der Maſen liebte, zu überraſchen. Bei ſeiner Abreiſe aus **Amerika** übertrug er dem Herrn Pfarrer **Munzelius** die ganze Kolonie zum Erbe und Eigenthum, mit dem Beding, daß er nun aus dem geiſtlichen in den weltlichen Stand übertretten mußte; an ſeine Stelle wurde **Herr Pfarrer Schmid** berufen. Die Kolonie ſchlug Herr Pilger auf fünfzig tauſend Gulden an, welche Herr Munzelius, ohne Intereſſen davon zu bezahlen, jährlich mit fünf tauſend Gulden nach und nach abtragen muſte: dieſes fiel ihm gar nicht ſchwer, weil die Präſidenten-Kaſſe, ohne die Kolonie zu drücken, bei dem Abzuge des Herrn Pilgers jährlich acht tauſend Gulden einnehmen konnte. Jezt werd ich wohl, ſo viel ich mich beſinne, alles berichtiget haben.

Florentin und Roſine ſchaften ſich jezt ein Karriolgen an, und zwei Pferde zum reiten und zum fahren. Als dieſes bewerkſtelliget war, ſezten ſie ſich zuſammen an einem ſchönen frühen Morgen ein, und fuhren nach Fahlendorn. Die Empfindungen, welche ſie auf dieſem Wege hatten, laſſen ſich nicht ausſprechen. Als ſie dorthin kamen, kehrten ſie bei dem Jäger ein, welcher ein gräflicher Bedienter war, und jezt im Begriffe ſtund, abzuziehen: denn Florentin fand keinen Jäger nöthig. Dieſes

ſes Haus beſchloß Roſine alſofort ein wenig repariren zu laſſen, um darin wohnen zu können. Das Back- und Brauhaus war noch im alten Zuſtande, beide wallfahrteten nach dem einſamen Kämmergen, den Kampfplaz ihrer armen Eltern, und weinten noch einmal um ſie. Auch dies Häusgen beſchloß Roſine alſofort auszubauen, und ſo viel ordentliche Zimmer darin einzurichten, als möglich war; ſobald dies geſchehen, wollte ſie den Anfang mit einigen armen Kindern machen, und ſie erziehen laſſen.

Florentin ließ ſie reden, freuete ſich im Herzen über ihren thätigen Geiſt, und ungemein geſchickten ökonomiſchen Verſtand, der nun erſt ſich zu entwickeln anfienge. Bis daher haben meine Leſer Roſinens groſe Seele noch nicht recht bemerken können: aber jezt werden ſie erſt nach und nach erſtaunen, um ſo mehr, da ich heilig verſichere, daß alles, was ich ſchreibe, Wahrheit iſt. Sie bat ihren Geliebtten, ſie nur machen zu laſſen, und ihr die Freude eigener Erfindung und eigenen Fleiſes zu gönnen. Er verſprach ihr das, da er ſie aber ſelbſt in dieſem ihrem Hauptſache noch nicht kannte, ſo trauete er der Sache doch nicht ganz, daher bat er **Beulenburg** in Geheim, ein ſtillſchweigendes Aug auf ſie zu haben, und ſie zurecht zu weiſen, wenn ſie etwa ſchädliche Fehler machen würde, dies wurde ihm mit Freuden zugeſagt.

Des Abends fuhren ſie wieder zurück nach **Beulenburg**, und nun fanden ſie **Rothbeck** mit Frau und Kindern, Freude glühte aus allen Geſichtern dieſer guten Familie, auch **Florentin** freute ſich, daß er da war. Nun! ſagte er zu **Roſine**: mein Kind! ich kehre mich jezt an nichts mehr, du biſt Herr von **Fahlendorn**, was willſt du mit dem Manne machen? Das will ich hören, verſezte ſie: ich will ihn aus dem Wirthshauſe rufen laſſen. Das geſchah, er kam, ſtand und hielt ſeinen Hut ab. Rothbeck! fieng Florentin an, dies Frauenzimmer iſt ſeine künftige Herrſchaft: denn ſie iſt meine Braut, ich muß ein Paar Jahr wegreiſen, liebe und ehre er ſie, und ſei er ihr treu. Rothbeck trat herzu und küßte ihr die Hand. Gnädiges Fräulein! fieng er an: Roſine wurde roth, hielt das Schnupftuch vor die Augen, halt! ſagte ſie: das bin ich nicht. Florentin verſezte: nimm den Titel von deinen Leuten an, mein Kind! unſer Herz weiß von Gnaden, gnädigen Herren und Fräulein nichts, aber die Ordnung erforderts, daß wir uns bald ſo nennen laſſen: gnädiges Fräulein iſt ein Ton, ein Laut, der weiter nichts bedeutet, als adeliche Jungfer, und das biſt du ja bald.

Rothbeck fuhr fort: gnädiges Fräulein! ſag ich nun einmal, ich will ſehn, wer mirs wehren will: Engel aus dem Himmel! wollt ich noch lieber ſagen: denn ſolch ein Weibsbild hab ich doch noch in meinem Leben nicht geſehen, ich thue, was Sie haben wollen, und wenn Sie auch mein Blut forderten. Das will ich nicht, mein Freund Rothbeck! antwortete Roſine: nur eure Liebe und Treue, wie es einem brafen Unterthan zukommt; könnt ihr Brandewein brennen?

„Ich bin ein Weſtphälinger, gnädiges „Fräulein!

Das heiſt ſo viel, als: ja! ich kanns. Könnt ihr Bier brauen?

„Das kann ich aus dem Jollement.„

Auch Brod backen?

„Ja Pumpernickel wohl! aber kein fein „Brod.„

Nun das lernt ſich bald! Jezt will ich euch ſagen, was ihr thun ſollt: wir haben ein groſes adeliches Rittergut mit einer Mühle auf demſelben nahe bei der Mühle ſteht ein groſes ſchönes Haus, in welchem bis daher ein Jäger gewohnt hat, dies wird reparirt, und das Haus ſollt ihr bewohnen, oben auf werd ich mir ein Paar Zimmer zurichten laſſen, um einen Aufenthalt zu haben, wenn ich hin komme. Bei dem Hauſe geht eine gangbare Landſtraße vorbei, die beſonders ſtark von Fuhrleuten befahren wird, da könnt ihr herbergen und Wirthſchaft treiben, Brandewein und Bier haben dort noch überdas guten Abgang, auch iſt das Geräthe zum Brauen alle da. Der Jäger hatte dabei acht Morgen Ackerland, eben ſo viel Wieſen, und einen halben Morgen an Garten, auch das bekommt ihr dabei. Gefällt euch das?

„Auſſerordentlich! gnädiges Fräulein! außerordentlich! Aber wie ſoll es denn gehen? Was ſoll ich denn jährlich geben?“

Hört Rothbeck! ich weiß, daß ihr ein rechtſchaffener Mann ſeyd, was ihr braucht, will ich euch einmal ein Jahr vorſchießen, ihr ſollt dies Jahr für mich Knecht ſeyn, je mehr ihr mir nun einbringt, deſto gröſer ſoll euer Lohn ſeyn, die Wirthſchaft geht alſo ganz für mich, erwerbt ihr nun viel, ſo bekommt ihr auch viel.

„Das gilt, gnädiges Fräulein! das gilt.„

Florentin erſtaunte über dieſen Akkord von einem Mägdgen; er ließ Rothbeck nach Hauſe gehen, fiel ihr um den Hals. Mein Engel! ſagte er: wo haſt du das alles gelernt?

„Höre, mein Lieber! ich will dir etwas „entdecken, du weiſt, von Jugend auf „hat man mir viel Verſtand und ein edles Herz zugetraut, ich hab mich würklich oft beſonnen, wo ich denn doch den „groſen Verſtand ſizen hätte, und konnte „nichts beſonders finden, ſo daß ich oft „dachte: die Leute verſehen ſich gewaltig „an dir, und doch wars mir oft ſo klar, „wenn ich etwas hörte, das andere Leute „nicht wohl begreifen konnten, ich ahndete ſo was in meinem Gemüthe, und „wuſte nicht, was es war. Als ich nun „zu Eichenborn hörte, daß wir unſer „vätterliches Gut wieder bekämen, da „ſtrahlte mir ein Licht aus dem innerſten „meines Herzens heraus, ich fühlte, wie

„es mir durch alle meine Sinnen drung,
„als wenn ich neu geboren wäre, und in
„dieſem Lichte begrif ich alſofort, was
„auf einem ſolchen Gute getrieben, und
„wie es regiert und behandelt werden müßte,
„alles was ich gehört und geleſen habe,
„das dieſe Sache betrift, das fällt
„mir jezt immer zu rechter Zeit ein, ſo
„daß ich mich zum höchſten verwundern
„muß. Erkläre mir doch dieſe Sache!

Das iſt ſchwer, verſezte Florentin: aber doch begreif ich dich recht wohl, mir giengs eben ſo, als ich hörte, daß ich geheimder Rath werden ſollte. Hör! ich will dir die Sache erklären, ſo gut ich kann: alle Seelen, wenn ſie auf die Welt kommen, ſind wie ein Baum, wenn er noch in ſeinem Saamkorn iſt, jede Fähigkeit liegt unentwickelt in der Seele. So wie nun der Menſch zu leben anfängt, ſo entwickeln ſich die Fähigkeiten, ſo wie es die Erziehung und die Lebensumſtände und Vorfälle mit ſich bringen. Alles was in einer ſolchen Seele liegt, wird ſelten im ganzen Leben entwickelt, ob es noch in der Ewigkeit geſchehen wird, das laß ich dahin geſtellt ſeyn. Oft bleibt ſo gar die Hauptfähigkeit, in welcher eine ſolche Seele recht geglänzt haben würde, die ganze Lebenszeit durch verſchloſſen. Und das geſchieht, wenn ein Menſch dem Willen Gottes nicht entſpricht, ſo daß er die Menſchen mit ſeiner Kraft würde unglücklich gemacht haben, oder, wenn die Vorſehung in ihrer Allwiſſenheit voraus ſieht, daß ein ſolcher Menſch, ohne die. Entwickelung einer ſolchen Hauptkraft, glücklicher iſt, als mit derſelben, ſo vermeidet ſie in ſeiner Führung alle Umſtände, die dieſe Entwickelung befördern können. Zuweilen aber, wenn ein Menſch alle Warnungen und Erinnerungen aus dem Sinne ſchlägt, und gar keine Zucht und Vermahnung annimmt, ſo verhängt Gott eine ſolche Entwickelung, der Menſch wird ſeiner Hauptkraft mächtig, und ſolche Leute werden gemeiniglich groſe Böswichter, wodurch Gott die Welt ſtraft.

Wenn aber ein Menſch von Jugend auf an den Umgang mit Gott, ans Bäten, und an einen frommen und wohlthätigen Wandel gewöhnt wird: wenn er Gott ſeine Schickſale ganz überläſt, und ſich von ihm leiten läſt, ſo führt ihn Gott durch allerhand ſchwere Wege. Die ſo wunderweiſe eingerichtet ſind, daß gerad dasjenige, was uns dermaleins, bei dem Gebrauche unſerer Hauptkraft, ſchaden würde, durch allerhand Leiden weggefegt wird, wie wir es auch zum Preiſe Gottes erfahren haben. Ein ſolcher Menſch nun, der ſo gleichſam an der Hand Gottes fortgeht, giebt genau Acht auf ſich ſelbſt, weil er immer befürchtet, er möchte fehlen, und ſo wieder die Ruthe bekommen, wie er oft an ſich erfahren hat. Dies Achtgeben nun iſt die Urſache, daß er allerhand unbegreifliches in ſeiner Seele bemerkt, und etwas ahndet. Endlich wenn die Verſehung ihren Zweck erreicht hat, ſo treten die Umſtände zur Hauptentwickelung ein, kommen dieſe nun auf einmal, ſo gehen oft unbegreifliche Dinge in der Seele vor, wie es dir auch gegangen iſt. Enthuſiaſtiſche Leute reden dann bei der Gelegenheit von wunderbarer unmittelbarer göttlicher Erleuchtung, das iſt auch wohl wahr, göttliche Erleuchtung iſt es immer, Gott hat den Grund dazu gelegt, Gott hat ſie veranſtaltet; aber daher entſteht allemal der Fehler: wenn würklich gute Leute von groſer Seelenanlage, einen enthuſiaſtiſchen Gang nehmen, und ihre Neigung auf Verbeſſerung in der Religion fällt, ſo ſehen ſie eine ſolche Entwickelung ihrer Hauptkraft, als ein Licht von Gott an, das ſie zum Lehrer, zum unfehlbaren Lehrer der Menſchen autoriſirt, und dann iſt das Verderben da; ſo ſind wohl die mehreſten Kezereien entſtanden. Eben darum, weil man dies göttliche Licht für ganz unfehlbar hält, das nie irren könne. Begreifſt du mich, mein Engel!

„Das hab ich ganz, und von Wort zu
„Wort begriffen.

Weiſt du denn auch nun, was deine Beſtimmung iſt? Ich bin zur Staatswirthſchaft berufen, Gott hat der ſchönen groſen Grafſchaft Eichenborn einen fürtreflichen Landesvatter gegeben. Ein Mann iſt aber zu ſchwach, die Regierung eines ſolchen Landes allein zu verwalten, ich ſoll alſo ſein Gehilfe ſeyn, und ſo mit meinem Pfunde wuchern, bis unſer Herr kommt, und mit ſeinen Knechten Rechnung hält. Du haſt nun ein groſes Genie zu einer groſen landwirthſchaftlichen Haushaltung, dazu biſt du beſtimmt, das iſt dein Pfund, womit du wuchern ſollſt, dort ſollſt du ein Häufgen geſegneter Leute um dich her ſammlen, ihrer aller Mutter ſeyn, und ſie alleſamt glücklich machen. Ach! mein Kind! vergiß dieſes groſen Zieles nie!

Roſine ſank auf ihre Knie nieder, Florentin mit ihr; nun fieng ſie an: laſt uns hier ein feierlich Gelübde thun, daß ein jeder in ſeinem Theile, du in dem deinen, und ich in dem meinen, ganz für ſeine Beſtimmung leben will. Sie ſchwuren das dem Allgegenwärtigen, und der himmliſche Vatter ſtrömte in vollem Segen Kräfte dazu aus der Fülle ſeiner Erbarmungen in ihre Seelen herab; nun ſtunden ſie auf und giengen an ihren Ort.

Eine ſolche Entwickelung, wie hier bei Roſine vorgieng, findet man häufig in der Geſchichte, man denke nur an Karl den Zwölften vor ſeiner Thronbeſteigung. Roſinens gröſte Luſt war nun das Leſen landwirthſchaftlicher Bücher, auch die Fräulein wurde ganz von ihr angeſteckt, ſie las mit ihr, half ihr einrichten, fuhr mit ihr nach Fahlendorn, kleidete ſich ländlich mit ihr, und wurde mit ihr eine vollkommene Landwirthin.

Florentin freute ſich aus der Maſen über Roſinen, jezt erkannte er erſt, was er an ihr hatte: vorher war ſie ſein liebes gutes Mägdgen, deren Herz ihn verdiente, aber jezt wurde ſie ſeine Gehilſin, die ſein Glück machte. Ruhig machte er ſich nun reiſefertig, nahm zwei tauſend Gulden in Wechſeln mit ſich, und gieng auf Göttingen. Roſine weinte bei ſeinem Abſchiede, das war natürlich: aber ihr groſer Geiſt ſchwung ſich über das alles empor. Während dem Umarmen und Küſſen ſagte ſie ihm: glaub mir! du biſt mir lieber als die ganze Welt, nie hab ich dich ſo brünſtig geliebt, als jezt; aber ich bin über deinen Abſchied nicht traurig, laßt uns in der Liebe nicht mehr tändeln, deine Beſtimmung ruft dich ab. Du biſt mein in aller Welt, ich bin dein, jezt geh in Gottes Namen! Ein Strom von Thränen ſtürzte die blühenden Wangen herab, ſie war ein Menſch, und noch mehr, ſie war ein Mägdgen. Wolluſt durchdrung ſeine Seele, er weinte wie ein Mann, und — gieng.

Zu Eichenborn nahm er auch Abſchied

von dem Grafen, der ihm Briefe nach Göttingen mit gab. deren er auch eine gute Parthie von Beulenburg mitgenommen hatte.

Nach Florentins Abſchied brachte nun Roſine Rothbeck mit ſeiner Familie nach Fahlendorn, ſie nahm ein Bett mit dahin und etwas nöthigen Hausrathes, um einige Tage da bleiben zu können, die Fräulein konnte ſie nicht verlaſſen, ſie gieng mit. Du wirſt aber dort ſchlechte Aufwartung finden, meine Liebe! ſagte Roſine. Das iſt mir eine göttliche Freude! verſezte ſie, ſo bei dir zu ſeyn, und dich arbeiten zu ſehen, wenn ich einmal Gräſin bin, ſo muß mir mein Gemahl neben Fahlendorn ein Landgut geben, damit ich auch ſo eine Beſchäftigung habe, wie du haſt, das iſt etwas unausſprechlich Angenehmes.

Rothbeck richtete ſich bald ein, er beſtellte ſeine Aecker, wäſſerte ſeine Wieſen, und Roſine ſchafte ihm ein Paar Stück ſehr ſchöner trächtiger Kühe. Wenn ſie dann hinkam, ſo gab ihr Gretgen, Rothbecks Frau, Milch und Milchſpeiſen, und dergleichen ländliche Koſt zu eſſen, wobei ſie herrlich vergnügt war.

Das Hauptſtück, welches Roſine alſofort in Gang brachte, war die Mühle, die Pachter mußten Rübſamen erziehen, ſo viel ſie konnten, ſie ließ dieſes Samens eine Menge zuſammen kaufen, und Oel daraus ſchlagen, dies legte ſie in einen Keller, und Rothbeck mußte es verkaufen und berechnen. Die Brettmühle wurde in den beſten Gang geſezt, dann gieng ſie ſelbſt durch den Wald, wo ſie einen alten Baum fand, der oben anfieng dürr zu werden, oder der ſonſten junges Gehölze hinderte, den ließ ſie hauen, nach der Mühle fahren und zu Brettern und Dielen ſchneiden, dieſe legte ſie dann in ein verſchloſſenes Magazin, und davon wurde täglich verkauft, den obern Abraum ließ ſie mit anderm krappigten Gehölze, das nicht zu Werkholz gebraucht werden konnte, verkohlen. Ueberall, wo Bäume abgehauen wurden, oder wo lichte Pläze waren, da mußten die Stöcke ausgerottet, und alſofort junge wuchſige Bäume hingepflanzt werden. Da hatte ſie dann den Gebrauch: daß ſie, wenn das Loch gehackt war, ſelbſt den Baum hinein ſezte, und ihn ſo lang aufrecht hielt, bis er mit der Erde verſchüttet war. Es iſt nicht zu beſchreiben, mit welcher Thätigkeit ſie die Sache betrieb. Sie hatte immer Taglöhner in Arbeit, ihre beſtändige Gegenwart, ihr freundlicher Ernſt, und ihre Herablaſſung trieb die Leute ſo an, daß ſie über Vermögen arbeiteten, aber ſie wurden auch ordentlich und promt bezahlt, obgleich Koſine auch in dieſem Stücke eine Haushälterin war.

Nun mußte Rothbeck einen Bäckerknecht dingen, Korn, Weizen und Gerſte einkaufen, dies wurde auf der Mahlmühle gemahlen; nun giengs ans Brodbacken, ſchwarz Brod und weiß Brod wurde verfertiget, und zwar in auſſerordentlicher Güte, und doch in ordentlichem Preiſe, denn das Brandholz gab Roſine her, und zwar kein anders als Windfälle und dürres abgeſtandenes Holz, lebendiges Gehölze durfte niemand zum Brennen gebrauchen, und da ſie ihre eigene Mühle hatte, mithin ihr auch das Mahlen nichts koſtete, ſo konnte ſie ihr Gebäcke wohlfeiler geben als andere, zudem hatte ſie den herrlichen Grundſaz, mit geringem Gewinne viel umzuſchlagen.

Es iſt unglaublich, welch einen Zulauf der gute Rothbeck hatte, und wenns ihm ſauer wurde, ſo ſagte ſeine Gebieterin: muthig, mein Freund! ihr arbeitet für euch.

Dies waren die erſten Einrichtungen auf dem Fahlendorner Rittergute, Roſine traf ſo weiſe Anſtalten, daß ſie gleich zum Geldgewinn kam, ohne viel vorzuſchieſen, und doch machte ſie bei allem dem beträchtliche Verbeſſerungen.

Dies alles geſchahe ſo im Laufe des erſten halben Jahres. **Lorenz** und **Niklas** hörten von ihren Thaten: denn das ganze Land war voll von ihr, ſie giengen alſo hin, um doch zu ſehen, was ſie machte. **Beulenburg** hatte erſt vor ein Paar Tagen einen prächtigen Adelsbrief für ſie und ihren **Florentin** bekommen, ſo daß ſie nun in allem Ernſte ein adeliches Fräulein war. **Lorenz** und **Niklas** waren nach **Beulenburg** gegangen, um ſie dort zu beſuchen, als ſie aber hörten, daß ſie zu **Fahlendorn** ſei, ſo folgten ſie ihr dahin nach. Sie fanden ſie im Walde, ſie hatte ein rundes Hütgen auf, ihre ſchöne kaſtanienbraune Haare hatte ſie hinten zuſammen gebunden, und in einer nachläſſigen Flechte unter den Hut geſteckt. Uebrigens trug ſie ein grünes Amazonenkleid von ſchönem Tuch, und in der Hand hatte ſie einen ſtarken braunen Stab, oben mit einem kleinen ſtählernen wohlgeſchliffenen Beil, das auf der andern Seite eine Hacke war, mit dieſem Inſtrumente konnte ſie allerhand anfangen, indem der Stab eine Axe, eine Hacke, eine Ehle, Fus und Eichmaas zugleich war

Als ſie die beiden Vätter ſo fanden da bei den Holzhauern ſtehen und commandiren, ſtunden ſie ſtill und guckten ſich einer den andern an.

Nun das hätt' ich doch mein Lebtag nicht gedacht, fieng **Lorenz** an: ſo etwas iſt noch nie erhört. Ja! ſagte **Niklas**: der Schulmeiſter hat doch recht gehabt, daß etwas in dem Mädgen ſtecke.

So bald ſie **Roſine** ſahe, eilte ſie auf ſie zu, und gieng mit ihnen nach Hauſe. Hier empfieng ſie nun von ihren Vättern Glückwünſche zu ihrer neuen Würde, und Ermahnungen nur in der Demuth zu bleiben. Die Nacht über blieben ſie noch da und des andern Morgens giengen ſie höchſt vergnügt und zufrieden wieder fort

Daß Roſine nun adelich geworden war, gab in ihrem Dorfe ſonderbare Empfindungen, ihre Mutter weinte blutige Thränen darüber, jezt hab ich mein Kind verloren, ſagte ſie, ich darf ſie als gnädige Frau gar nicht mehr anſehen, und wenn ſie einmal Kinder hat, ſo ſcheue ich mich ſie anzufaſſen. Niklas ließ bei ſeiner Frauen Betrübnis auch den Kopf hängen, als wenn ihm ihre Gründe ziemlich einleuchteten, in dieſer Noth nahmen ſie, wie ſie gewohnt waren, ihre Zuflucht zu Nachbar Lorenz; ſo ſelten er ſonſt auch lachte, ſo lachte er doch jezt recht herzlich. O ihr einfältigen Leute! fieng er an: ſeid ihr denn närriſch, ſeht wenn ſich unſer Florentin und Roſine einmal haben, ſo gehen wir oft nach Eichenborn hin, und beſuchen ſie, der gnädige Herr und die gnädige Frau gehen uns auf der Welt nichts an, wir leben mit ihnen, wie mit unſern Kindern, ohne Furcht und Scheu, ſo als wenn ſie in unſerm Dorfe wohnten. Um Gottes Willen! was ſeid ihr für Leute!

„Ja wenn wir da ſo dörften, ich fürch„te, ſie ſchämen ſich unſer!

Dörfen! — Schämen! — Wenn ſie ſo dächten, ſo wären ſie wahrhaftig ſo weit nicht gekommen; ich weiß, wenn Fräulein Roſine wüßte, was ihr jezt da ſagt, ſie betrübte ſich herzlich und weinte. Indem ſie ſo da ſaſſen und vertraulich ſprachen, rollte ein Karriolgen mit zwei Pferden beſpannt die Straſe herab, und hielt vor dem Hauſe ſtill. **Roſine** ſprang heraus, die Fräulein **Philippine** mit ihr, und zum Hauſe herein, ſchon ſtrömte das ganze Dorf vor dem Hauſe zuſammen. **Martha** und **Clara** wollten fliehen, und wuſten nicht, wohin? **Lorenz** rief ärgerlich, ihr ſeid närriſche Weiber, damit hupften die beiden zur Stube herein. **Lorenz** war eben im Begrif, heraus zu gehen, um ſie zu empfangen, daher lief ihm Roſine in die Arme, er umſchlung ſie mit den Armen, meine güldne Tochter! — Einen Kuß, mein Herzens

Vatter! lächelte ſie ihm ins Geſichte, er küßte ſie und weinte, darauf küßte ſie ihre Mutter, ihren Vatter und Martha. Die Fräulein war auch ſo vertraulich und herablaſſend, als wenn ſie ins Haus gehört hätte, nun bekam Klara Muth, und Lorenz erzählte alles mit platten Worten, was vorgegangen war. Nun weinte Roſine und verſicherte alle mit tauſend Thränen, daß ihr nie der Gedanke ins Herz kommen würde, ihre Eltern gering zu ſchäzen.

Die Haupturſache aber warum Roſine gekommen war, betraf den Schulmeiſter des Dorfes, der alte war tod, aber ſie hatten jezt wieder einen wackern Mann, Namens Maarheim, der im Unterrichten der Kinder wenig ſeines gleichen hatte, er war unverheurathet, zugleich war er ein ſehr geſchickter Strumpfweber, dieſen Mann wollte Roſine nach Fahlendorn haben: denn ſie dachte nun an ihr Waiſenhaus, das ſie errichten wollte, der

Plan den ſie dazu ausgedacht hatte, war herrlich: die Fahlendorner Pachter hatten Schafheerden, ſie verkauften die Wolle hin und wieder, nun dachte Roſine: wenn ſie den Schulmeiſter dahin zöge, ſo könnte er den Kindern Unterricht geben, ſie erziehen, und zugleich beſchäftigen: denn ſie könnten Wolle für ihn ſpinnen, welche er zu Strümpfen verwebte, nach und nach könnte er ſich aus den Knaben Lehrburſche und Geſellen erziehen, und ſo eine ordentliche Manufaktur damit treiben, ja ihr Plan gieng noch weiter, ſie gedachte durch das Waiſenhaus nach und nach eine vollſtändige Wollenmanufaktur zu **Fahlendorn** zu errichten. Der Schulmeiſter wurde gerufen, der Plan gefiel ihm vortreflich, und alſofort nahm er den Ruf an, Waiſenvatter zu werden und zu bleiben, das kam ſo recht mit ſeinen frommen Geſinnungen überein, ſeine Belohnung ließ er auf Roſine ankommen: denn er wuſte wohl, daß ſie ſein Beſtes ſuchen würde. Der Gemeinde wurde dieſer Vorfall bekannt gemacht, ſie holten ſich einen andern Schulmeiſter, und nach vierzehen Tagen reiſte **Maasheim** nach **Fahlendorn** ab.

So wie **Rosine** in **Lorenzens** Haus getretten war, ſtand das ganze Dorf vor der Thür: nachdem ſie nun das nöthigſte veranſtaltet hatte, gieng ſie heraus, trat unter das Volk, und nun ſchloſſen ſie alle einen Kreis um ſie, die Jünglinge, ihre Schulkameraden ſtunden da, ihnen lächelte Freude aus dem Geſichte, ſie hielten ihre Kappen in den gefalteten Händen, und wollten reden und wußten nicht was, ſie gieng aber von einem zum andern, drückte jedem die Hand, und ſagte etwas Verbindliches, das war nun allen Seelenfreude. Die Weiber mit ihren Kindern auf dem Arme, zeigten ihren Kindern die ſchöne Jungfer, ſie trat hinzu, nahm die Kinder eins nach dem andern auf den Arm, küßte und ſegnete ſie. Das ganze Dorf jauchzte über **Niklasens**

Glück, und nur der ſchwärzeſte Neid konnte es ihm mißgönnen.

Nachdem **Roſine** ihr Geſchäft ausgerichtet hatte, ſo zog ſie des andern Tages wieder fort, und jedermann bedauerte, daß er nicht ewig in ihrer Geſellſchaft leben konnte.

Zu **Fahlendorn** fieng ſie nun an, obigen Plan mit dem Waiſenhauſe auszuführen. Sie hatte ſchon von Anfang das bekannte Backhaus ausbauen laſſen, ſie fand aber bald, daß es auch nur für zehen Kinder zu klein war, daher ſezte ſie einen langen Bau daran, der nun jezt ſchon, als ſie den Schulmeiſter annahm, bald fertig war.

Während der Zeit, daß ſich **Maasheim** einrichtete, trug ſich ein ſehr ſonderbarer Vorfall zu: **Roſine** war gerad zu **Beulenburg**: denn hier war doch immer noch ihre eigentliche Heimath. An einem Abend im Dunkeln kam ein unbekannter Mann nach **Beulenburg**, dieſer brachte einen Brief an **Roſine** folgenden Inhalts:

Hochwohlgebohrne,
Gnädige Fräulein!

„Ich bin eine ſehr unglückſelige Perſon,
„durch Gottes Verhängnis in die entſezlichſten
„Umſtände gerathen, ich hab alles
„verdient, was mir Gott zuſchickt, Sie
„wiſſen daß ichs verdient habe, wenn Sie
„ſich der Hallenbornin, der armen Charlotte
„zu erinnern belieben. Eine tiefe
„Reue über meine begangene ſchwere
„Sünde, hat mein Herz ſo gebeugt, daß
„meine Augen von beſtändigem Weinen
„roth ſind. Ich hab ſeit der Zeit herumgeirrt
„und gebettelt, endlich gerieth ich
„bei einen ſehr frommen Mann, der ſich
„meiner erbarmte, bei dieſem hab ich einige
„Wochen als die elendeſte Dienſtmagd
„mich aufgehalten: denn er iſt ſelber
„ſehr arm und hat viele Kinder, denen
„die Mutter geſtorben iſt. Dieſem
„Manne hab ich endlich alle meine Umſtände
„entdeckt, und er hat mir Rath

„und Troſt für mein ſchwer verwundetes
„Gewiſſen gegeben, jezt glaube ich Gnade
„bei Gott zu finden, weil doch keine
„Sünde ſo gros iſt, die nicht vergeben
„werden kann. Nun iſt meine ſehnliche
„Bitte an Sie, Gnädiges Fräulein! bitten
„Sie doch bei dem gnädigen Herrn
„von Beulenburg um mein Leben, er
„wird mirs ſchenken, und wenn er mirs
„ſchenkt, ſo erſuche ich ſie um Gottes
„Willen, mich zur Waiſenmutter zu Fahlendorn
„zu machen: denn ich hab gehört,
„daß ſie dort ein Waiſenhaus anlegen
„wollen. Ich hab mich ſo verändert,
„daß mich niemand mehr kennen
„wird, auch werde ich mich nie anders
„als eine gemeine Handwerksfrau kleiden.
„Sie ſind aber ſo gnädig, Sie und der
„Herr von Beulenburg, und nehmen es
„mit ſich ins Grab, daß ich es bin, ich
„will mich für eine fremde Perſon ausgeben,
„und ebenfalls niemals jemand
„meine Geburt und Herkommen entde-

„cken. Ob ich nun mein Amt treu ausrichten werde, das werden Sie erfahren: denn ich bin jezt ein ganz anderer Menſch geworden, ein beſtändiges Bußgebät iſt mein ganzes Leben, und es iſt ein Trieb in mir, weil ich mich an einem Kinde verſündiget habe, ſo muß ich dafür andere Kinder zur Ehre Gottes erziehen. Sie werden ſehen, Gnädige Fräulein! daß es Sie nie reuen wird, wenn ſie mich zur Waiſenmutter annehmen werden. Ich empfehle mich zu Dero Gnade, und bin

Dero

unterthänigſte Dienerin
Charlotte Hallenbornin,
jezt
Maria Magdalena Sünderin.

N. S. Ich bitte herzlich ja meinen rechten Namen nicht auf den Brief zu ſezen, ſondern den leztern, denn auch der Bote kennt mich nicht, weiß auch nicht wo ich bin.

Dieſer Brief brachte ſeltſame Empfindungen in Roſinens Herzen hervor, ſie weinte für Mitleiden, und war ſchon feſt in ihrer Seele entſchloſſen, dieſe arme Sünderin aufzunehmen, wenn es Beulenburgt erlauben würde. Ihre Eltern waren vor einiger Zeit kurz nach einander geſtorben, ihre reiche Nachlaſſenſchaft aber hatte Beulenburgt in Verwahrung genommen, wenn etwa der Lizentiat aus Amerika noch einmal zurück kommen würde.

Sie eilte mit dieſem Briefe zu Beulenburgt, reichte ihm denſelben, und ſo wie ſie merkte, daß er mit dem Leſen zum Ende kam, that ſie einen Fußfall, und bat um das Leben der Sünderin, ſie bediente ſich dabei des Ausdruckes: ſelig ſind die Barmherzigen: denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen!

Beulenburgt hub ſie auf: ja, meine edle Freundin! aber wie heiß der eben ſo wichtige Spruch vorher? — er heiſt: ſelig ſind die hungern und dürſten nach der Gerechtigkeit! u. ſ. w.

„Das iſt wahr! ſagte Roſine: aber
„erlauben Sie mir, die Einwendung zu
„machen: jezt kann die Sünderin noch
„viel Gutes in der Welt ausrichten, das
„wird aber durch ihren Tod gehindert.
„Hier iſt kein Bluträcher, wie ſie oftmals
„ſagten, der bei dem Mord um Rache
„ſchreit. Gott iſt der Bluträcher ermordeter
„neugeborner Kinder, wenn die
„Mutter ſelbſt dieſe Unthat begeht; aber
„in dieſem Falle ſcheint Gott ſelbſt eine
„Ausnahme zu machen: er ſchüzt ſie ja
„augenſcheinlich für dem Schwerde des
„Scharfrichters.

Das ſind auch meine Gedanken, ich ſchenke ihr das Leben, unter den Bedingen, die ſie ſich ſelbſt vorgeſchrieben hat.

Die beiden verbanden ſich nun, ihr Geheimnis bis nach ihrem Tod ſorgfältig zu verſchweigen, um ſie ſowohl als das Waiſenhaus gegen üble nachreden zu ſchüzen. Roſine ſchrieb mit warmer Freude folgenden Brief, den ſie des andern Morgens mit dem Boten an ſie abſchickte.

Liebe arme Sünderin!

„Das Leben iſt ihr geſchenkt, und ihre ganze Bitte iſt erhört. Komm Sie alſo ſo bald Sie kann, und trette Sie ihr Amt neben einem ſehr würdigen Mann an, den ich zum Waiſenvatter beſtimmt habe. Wenn Sie nun ihre Pflicht getreu erfüllt, ſo wird ihr Gott gnädig ſeyn, und ihr ihre Sünden vergeben, und ich werde lebenslang ſeyn

Ihre

von Herzen geneigte Freundin
Roſine.

Die Sünderin empfieng und las dieſen Brief mit tauſend Thränen des Danks, ſie kam nach Fahlendorn, als Roſine eben da war, ſie ſah ganz verändert aus, und war ganz zerlumpt. Roſine liehe ihr Geld, ſie kleidete ſich in einen ſchwarzen Bürger-Habit, und war ſo ganz unkenntlich. Die ſchwarze Trauerkleidung trug ſie, ſo lang ſie lebte. Ihre Erbſchaft erſtreckte ſich auf vierzig tauſend Gulden, dies Geld vermachte ſie ganz ohne einigen Vorbehalt an das Waiſenhaus, mit dem Beding, daß es niemals jemand wiſſen ſollte. Auch verlangte ſie: daß die andere Hälfte des Vermögens ſo lang ins Waiſenhaus verwendet werden ſollte, bis ihr Bruder wieder käme. Der kam aber nie wieder, und ſo wurden die Güter der Eltern, die durch eine äuſſerſt ſchlechte Erziehung ihre Kinder unglücklich gemacht hatten, zum Mittel, wodurch tauſend elterloſe Kinder deſto beſſer erzogen werden konnten.

Durch eine ſo anſehnliche Stiftung von vier und achtzig tauſend Gulden kam dies Waiſenhaus früh in den gröſten Flor. Beſonders da Roſine alles mit den weiſeſten Einrichtungen und Verordnungen leitete. Die Kinder wurden erſt nebſt dem herrlichſten Unterrichte in der Religion, und der beſten Erziehung, zu den Wollarbeiten angeführt, Knaben und Mädgen mußten

Krem-

Krempeln, Kardetſchen, Kämmmen und Spinnen. Es wurden brafe Meiſter im Tuch- und Zeugmacher-Handwerk dahin gezogen, welche die Wolle verarbeiteten, die Knaben und Mädgen erwuchſen im Waiſenhauſe, lernten ein Handwerk und eine Haushaltung führen, gemeiniglich heiratheten ſie ſich untereinander, dann wurde ihnen zu Fahlendorn ein Haus gebaut, aus der Stiftung bekamen ſie ein Paar hundert Gulden zum Anfange, und ſo entſtand eine hübſche blühende Stadt, an dem Orte, wo vormals eine Wüſtenei war.

Unſere wahrhaft groſe Roſine war die einzige Urſache aller dieſer Glückſeligkeit, und das auserwählte Werkzeug, wodurch Gott alles ausrichtete.

Maasheim und die Sünderin arbeiteten lange mit gröſter Treue zuſammen, ſie waren beide recht in ihrem Fach, und freuten ſich ſehr, daß ſie gewürdiget waren, zum Beſten der Menſchen das Ihrige beizutragen. Die Sünderin erlangte auch, ſobald ſie in dieſem ihrem ordentlichen Berufe war, ihre Gemüthsruhe wieder, doch behielt ſie lebenslang ein zerknirſchtes und gebeugtes Herz, ſie verrichtete alle, auch die allergeringſte und eckelhafteſte Arbeiten bei den Kindern mit unausſprechlicher Geduld; ſo daß ſich Roſine ſehr glücklich ſchäzte, eine ſolche würdige Perſon zu dieſem Amte bekommen zu haben. Maasheim, der etliche dreiſig Jahr alt ſeyn mochte, hatte dieſe ſeine Mitgehilfin, noch keine zwei Jahre beobachtet, und ihre vortrefliche Seele bewundert, als es ihm einfiel, ſie zu heirathen. Die Sünderin war zum Heirathen geboren und aufgelegt, und da dieſer Trieb durch eine ordentliche Erziehung gar nicht geleitet wurde, ſo artete er ins Wilde aus, woher dann all ihr Unglück entſtanden war.

So gern aber auch das gute Frauenzimmer den braſen würdigen Mann geheirathet hätte, ſo drückte ſie doch ihr ſchreckliches Geheimnis dergeſtalt, daß ſie es nicht wagen durfte, daher bat ſie ſich Bedenkzeit aus, als er ihr den erſten Antrag that, und eilte zu Roſinen, dieſer entdeckte ſie die Sache, Roſine nahm alles auf ſich, tröſtete ſie, und verſprach ihr zu helfen; alſofort ließ ſie Maasheim rufen.

Hören Sie, Herr Maasheim! fieng ſie an: Sie ſind ein vernünftiger Mann, der Gott fürchtet, Recht und Gerechtigkeit liebet, ich muß Sie jezt einmal zu meinem geheimen Rathe machen. Sie müſſen mir aber Ihr Urtheil ſo ganz aufrichtig aus dem Herzen ſagen!

„Das will ich gewiß thun, gnädige
„Fräulein!„

Nun, ſo hören Sie! ich hatte ehmals eine gute Bekanntin, welche durch Leichtſinn und übele Erziehung zu Fall kam, ſo daß ſie ſchwanger wurde: eben ihr Leichtſinn, ihr Mangel an Erkenntniß, und der Stolz verleitete ſie, ihre Schwangerſchaft zu verheimlichen, und ihr Kind nach der Geburt umzubringen.

„Erlauben Sie, gnädige Fräulein! das „wird die Hallenbornin geweſen ſeyn.

Ja, die wars, haben Sie ſie gekannt.

„Gekannt hab ich ſie nicht, aber viel „von ihr gehört.„

Nun weiter! dieſe Hallenbornin lebt jezt in der Einſamkeit, und iſt durch eine ſchwere und langwierige Reue eine vortrefliche Perſon geworden. Sie befindet ſich in guten Umſtänden, ſo daß ſie niemand kennt, und niemand, ſo lang ſie lebt, ihre Schande erfahren wird. Jezt findet ſich ein brafer Jüngling, der ſich in ſie verliebt, ſie möchte ihn gern heirathen, allein ihr ſchweres Geheimnis drückt ſie, ſie fragt mich um Rath, und ich weiß warlich nicht, was ich ihr rathen ſoll; was dünkt Ihnen von der Sache?

„Sie muß ihrem Liebhaber einen Eid „abnehmen, daß er ſie nicht verrathen „will, und dann muß ſie ſich ihm entdecken.„

Das iſt auch ſchwer, es iſt noch die Frage, ob ein junger Menſch das Geheimnis, ungeachtet des Eides, verſchweigt, und ob er ſie hernach nicht öffentlich blamiren und verabſcheuen würde.

„So viel Menſchenkenntniß muß ſie
„doch haben, daß ſie einen ſolchen ſchlech-
„ten Menſchen aus dem Umgange beur-
„theilen kann, wenn ſie ſo etwas nur von
„ihm vermuthen kann, ſo iſt er ihrer bei
„allem dem unwürdig.„

Gut, Herr Maarheim! Aber dünkt es Ihnen nicht ein harter Angang für einen Jüngling zu ſeyn, eine ſolche Perſon zu heirathen?

„Wenn die Welt das Geheimnis nicht
„erfährt, und die Perſon in der That
„würklich gründlich gebeſſert iſt, ſo weiß
„ich mir keine glücklichere Heirath zu den-
„ken. Was dünkt Ihnen? Gnädige
„Fräulein, wird eine ſolche arme gebeug-
„te Sünd — Hilf Gott! welch ein Licht
„geht mir da auf? —

Roſine lächelte.

„Unſere Sünderin iſt doch wohl nicht die Hallenbornin und ich der Jüngling?„

Sie habens errathen, wackerer Mann! jezt weiß ich Ihre Geſinnung.

„Ja die wiſſen Sie ganz, mein Gott! ich rechne mirs fürs gröſte Glück, eine ſolche unglückſelige Perſon glücklich zu machen. Aber doch wünſch' ich, daß das ſchreckliche Geheimnis verſchwiegen bleibe, es könnte für uns und unſere Kinder — doch auch das iſt einerlei.„

Ja es iſt würklich einerlei, doch ſolls verſchwiegen bleiben, bis nach Ihrem beiderſeitigen Tode, die liebe Sünderin hat ihre Blutſchuld vor der Welt dadurch ausgelöſcht, daß ſie ihr ganzes Vermögen ans Waiſenhaus vermacht hat, dies wird ſie bei der Nachwelt, dem allem ungeachtet, als eine vortrefliche Perſon bekannt machen. Dies muſten Sie auch noch wiſſen, jezt frage ich Sie: können Sie ſie herzlich lieben und heirathen.

„Ja freilich! und das mit Freuden,
„ſie iſt jezt einem böſen wilden Stamme
„gleich, auf welchem die edelſten Früchte
„gepfropft ſind, wer wollte nicht einen
„ſolchen Baum haben!“

Roſinen giengen die Augen über, braf! braf! ſagte ſie: und klingelte, ihr Mädgen kam, geh, ruf die Waiſenmutter! ſagte ſie: die Sünderin kam, furchtſam und blöde ſtund ſie an der Thür und weinte. Herbei, meine Liebe! ſagte Roſine mit Thränen, ſie nahm ihr ſchneeweiſſes Schnupftuch, und trocknete der armen Magdalena ihre Thränen ab, darauf faßte ſie Maasbrims und ihre Hand, ſchlug ſie in einander, und ſagte: Gott ſegne euch tauſendfältig! ihr ſeid Ehleute.

Ja! verſezte Maasbrim: ich weiß alles, und ſie iſt mir jezt um ſo viel lieber, da ſie aus einer groſen Sünderin, eine wahre Chriſtin —

Und, fiel Roſine ein: eine Maasbrimin geworden iſt.

Das gute Frauenzimmer ſank in Ohnmacht hin, eine ſolche Wolluſt war längſt allen ihren Hoffnungen entflohen, und nun erſchien ihr der höchſte Gipfel ihres Glücks auf einmal.

Beide lebten hernach in einer beglückten Ehe, und ſahen Kinder und Kindeskinder im Segen blühen.

Welche Glückſeligkeiten Roſine um ſich her verbreitete, und was für herrliche Dinge ſie all ausführte, das übergehe ich um der Kürze willen, alle edle Thaten, auch die kleinſten, werden im Buche des Lebens eingeſchrieben, und dermaleins werden wir erſt in vollem Glanze Roſinen ſchimmern ſehen, wohl uns! wenn wir uns eben ſo, wie ſie, auf eine geſegnete Ernde in der Ewigkeit freuen können.

Ich eile zum Schluſſe dieſer Geſchichte.

Unſre drei edlen Jünglinge mit ihrem herrlichen Rheinwald lebten zu Göttinſſen im ſüſſeſten Umgange. Sie empfiengen von Zeit zu Zeit die beſten Nachrichten von Haus, und ihre groſe Beſtimmung ſtund ihnen immer ſo lebhaft vor Augen, daß ſie nicht ſo fleiſſig in Erlernung ihrer Wiſſenſchaften ſeyn konnten, als ſie wohl gern wollten, um nur dereinſt würdige Diener des Staates werden zu können.

Philippinen und Roſinen wurde indeſſen auch die Zeit nicht ſonderlich lang, denn die leztere lebte ganz ihrer Beſtimmung, ihr Rittergut Kahlendorn zum Garten Gottes zu machen: Philippine war überall ihre unzertrennliche Gefährtin, daher flohen ihr auch die Tage wie Stunden vorüber.

Im lezten halben Jahre vor Florentins Ankunft von der Univerſität unternahm Roſine noch ein groſes Werk, ſie fand ihre Kaſſe mit viertauſend Gulden baaren reinen Ertrages vermehret, ſeitdem ſie Kahlendorn verwaltet hatte, zudem war das

Waiſenhaus ſchon dem Anfange nach in gutem Gange, es war hinlänglich gros genug, und ſo eingerichtet, daß man noch ſo viel daran bauen konnte, als man wollte, und überdas alles mit groſen Kapitalien verſehen und geſtiftet. Da nun Roſine fand, daß ſie künftig alle Jahr vier tauſend Gulden wenigſtens würde einnehmen können, auch dann, wann gar keine Verbeſſerungen weiter vorgenommen würden, auch überdas noch fünf tauſend Gulden von voriger Zeit vorräthig waren, ſo beſchloß ſie dieſes leztere Geld einmal ganz zum Bauen zu verwenden: denn es war ihr noch immer verdrieslich, das Schloß ihrer Voreltern in den Ruinen zu ſehen.

Dies Unternehmen widerrieth ihr der bedächtliche Herr von Beulenburg ſehr ernſthaft, ſie wurde traurig, ſich in ihrem Triebe gehemmt zu ſehen, daher machte ſie ſo triftige Einwendungen und ſo bündige Berechnungen, daß Beulenburg nachgab, dazu aber verleitete ihn vorzüglich der Plan, den ſie gemacht hatte: ſie wollte jezt nur die fünftauſend Gulden verbauen, und hernach alle Jahr nur zweitauſend Gulden darauf verwenden, bis das Schloß fertig ſeyn würde.

Als ſie nun Erlaubnis hatte, ſo zog ſie wieder nach Fahlendorn hin, nahm Werk- und Arbeitsleute an, und ließ erſt die Ruinen alle abtragen, den Plaz reinigen, die brauchbaren Steine beiſeit legen, und andre dazu brechen, ſie beſchrieb einen geſchickten Baumeiſter, dieſer mußte kommen, den Plaz beſichtigen, und ihr einen Riß zu einem kleinen, aber bequem eingerichteten Schlößgen entwerfen. Der alte Plaz auf einem etwas erhabenen und geräumigen Hügel, wo auch noch ein ſchöner Garten Raum hatte, gefiel ihr am beſten, ſie träumte ſich ſchon das Schloß ſchön weiß dahin, ſich, ihren geliebten Florentin und eine blühende Familie in dasſelbe hinein, und in dieſem ſüßen Traume enthielt ſie ſich kaum, daß ſie nicht half Steine brechen. Zehen Jahre baute ſie an dem Fahlendorner Schloß, ſie brachte es fertig, ohne ihrer Kaſſe zu ſchaden, als welche zu dieſer Zeit neben dem ſchönen Bau, ſchon zwanzig tauſend Gulden gewonnen hatte.

Gegen den Herbſt, in welchem die junge Herren wieder kamen, war der Plaz ſchon gereinigt, der Grund gelegt, und die Mauern ſtiegen hie und da einzeln in die Höhe. Mitten in dieſen Geſchäften langten die Briefe von Göttingen an, in welchen die Ankunft der jungen Herren angekündigt wurde, ſie beſtimmten den Tag ihrer Abreiſe, ihren Weg über Frankfurt, und daß ſie mit der Poſt reiſen würden. Plözlich geriethen Philippine und Roſine auf den Einfall, ſie zu Frankfurt zu überraſchen, und plözlich wurde der Einfall ausgeführt, ſie nahmen die Poſt, und in vier Tagen waren ſie im Poſthauſe zu Frankfurt.

Des folgenden Tages kamen die Herren

alle vier an. Die Freude iſt mit keiner Feder zu beſchreiben, welche bei dieſer unvermutheten Zuſammenkunft entſtunde, man kann ſie ſich leicht vorſtellen, beſonders wenn man einmal in einer ähnlichen Verfaſſung geweſen iſt. Sie zogen nun allzuſammen in zwo Kutſchen nach Eichenborn, wohin ſich auch der Herr von Beulenburg und ſeine Gemahlin verfügten, an den Herrn von Fink wurde auch geſchrieben, um der gedoppelten Hochzeit beizuwohnen, die nun ohne fernecken Verzug veranſtaltet werden ſollte.

Jezt war nun alles vollendet, die Zeit war da, welche unſere beiden Liebende auf immer verbinden ſollte. Rheinwald war auch aus der Maſen vergnügt, um einmal wieder zu ſeinem alten ruhigen Aufenthalt zu gelangen.

Herr Peter von Fink erſchien fünf Tage nach der Ankunft unſerer Herren auch zu Eichenborn, er lebte recht auf, und war auſſerordentlich luſtig. Nun kam auch der längſt erwünſchte Hochzeittag herbei, Herr Stahlmann verband Graf Wilhelm mit Fräulein Philippinen und den Herrn von Fahlendorn mit ſeiner von Jugend auf einzig geliebten Gattin; verſchiedene Tage wurden in chriſtlicher Freude und Wohlleben vollbracht, ſo daß die Hochzeit drei Tage zu Eichenborn und drei Tage zu Beulenburg dauerte.

Während dieſer Zeit konnten Graf Günther und Beulenburg nicht genug von Koſtnerkreden, man ſtellte ſie immer als ein unerhörtes Beiſpiel auf, ſagte: ſie ſei werth eine Fürſtin zu ſeyn, u. ſ. w. Sie hörte das alles ſtillſchweigend, auch oft mit Schamröthe an, und anſtatt daß Philippine nur den mindeſten Neid hätte blicken laſſen, ſtimmte ſie als die Augenzeugin ihrer edlen Thaten, in ihr Lob mit ein, Fink ſchaute ſie oft mit ſtarren Augen an: Nun bei Gott! ſagte er, das muß ich alles ſehen, ſehen muß ich alles, daß ſie ein edles Mädgen war, das wußt ich ſchon lang, daß aber noch ſo ein Geiſt in ihr ſtecke, das fiel mir nicht bei, ſehen muß ichs? Nicht ſo!

Die nunmehrige Frau von Fahlendorn hatte während dieſer ganzen Zeit des Wohllebens immer heimliche Geſchäfte, die ſie betrieb, niemand konnte recht dahinter kommen, was es eigentlich bedeute, alle Stunden kamen Boten von Fahlendorn und giengen wieder ab, denen ſie allemal in Geheim Beſcheid gab, und Beſtellungen machte. Niemand ahndete aber ganz, was ſie vorhatte. Als nun die ganze Geſellſchaft den dritten Tag zu Beulenburg zu Mittag geſpeiſt hatte, trat Roſine hervor, und lud die ganze Geſellſchaft nach Fahlendorn ein. Alle ſahen ſich an: denn ſie wuſten, daß dort keine Gelegenheit war, eine ſolche groſe und anſehnliche Geſellſchaft zu bewirthen, Florentin erſchrack ſelbſt über dieſe Einladung, und ſah ſie ſtarr an: denn ſie hatte ihm die zwei Jahre über ſehr wenig von ihren Anſtalten geſchrieben, auch hatte ſie Beulenburg und die Fräulein gebeten, nicht viel davon zu ſchreiben, weil ſie gern die Freude haben wollte, ihn damit zu überraſchen. Auf der Hochzeit war nun freilich ihr Lob gewaltig ausgepoſaunt worden, ſo daß Florentin vieles aber doch noch lange nicht alles wuſte. Gleich bei ſeiner Ankunft wollte er dahin, aber Reſine hielt ihn immer zurück, übrigens verheelte ſie ihm auch ihr ganzes Vorhaben.

Die Geſellſchaft verſprach indeſſen der Einladung zu folgen. Sie dankte für dieſe Güte, und bat des Morgens früh mit Sonnenaufgang da zu ſeyn: denn weil ſie keine Gelegenheit hätte, ſo viele Herrſchaften über Nacht da zu behalten, ſo würden ſie am Abend wieder zurück fahren müſſen. So wie ſie das geſagt hatte, bat ſie Florentin nun mit ihr dahin zu fahren, weil ſie beide ihre werthe Gäſte Morgen dort empfangen müſſen.

Florentin brannte für Verlangen mit ſei-

ſeiner Roſine einmal aus allem Geräuſche zu ſeyn, und beſonders ihre Anſtalten zu Fahlendorn zu ſehen. Der Weg kam ihnen beiden nicht anders vor, als wenn er mit Roſen beſtreut wäre, kurz! ſie waren nun über allen Begriff glücklich.

Als ſie über den Hügel fuhren, und nun Fahlendorn nahe vor ihnen lag und Florentin das Singen der Kinder, das Schnurren der Spinnräder, das Rappeln des Wollenweberſtuhls, (denn einer war ſchon da) das wechſelſeitige Knarren zweier Strumpfweberſtuhle, das Rauchen des Brauhauſes, das Pflügen auf allen Aeckern zur Winterſaat, das emſige Hin und Herlaufen froher und rothköpfigter Arbeitsleute, das Geklopfe der Bau und Mauerleute auf dem Schloſſe ſahe und hörte, ſo befahl er dem Kutſcher ſtill zu halten, das Herz erſtarb ihm für Empfindung und Wonne, Thränen ſtrömten aus ſeinen Augen, er ſchaute ſeine Gemahlin an ſtaunte — und ſagte kein Wort. Sie lächelte ihn an, er guckte, ſahe, hörte, und alles war keine Täuſchung, es war klare Wahrheit.

Fahr Kutſcher! rief er: vor dem Hauſe ſtiegen ſie ab. Roſine führte ihn auf ihre artigen Zimmer, er konnte nichts anders thun, als weinen und ſtaunen: alles, alles, rief er, muß ich nun nach einander ſehen. Das ſollſt du, mein Schaz! antwortete ſie, griff ihn an der Hand, und führte ihn ins Waiſenhaus, wo jezt ſchon achtzig Kinder verſorgt waren. Die Reinlichkeit und gute Einrichtung machte ihn ganz entzückt, beſonders auch als er ſahe, wie die Kinder um ihre groſe Mutter ſich verſammelten und ſie ihnen liebkoſete, Florentin konnte nicht anders, als weinen. So beſah er alles nach einander und endlich auch das Schloß.

Als er mit ſeinem Beſehen und Bewundern fertig war, führte ſie ihn wieder auf die Zimmer. Nun wie gefällt dir alles? fieng ſie an: er antwortete: das geht über allen Begriff, das iſt erſtaunlich!

Aber, aber! mein Kind! wie geht das zu, woher iſt der überſchwengliche Aufwand gekommen? Du haſt doch wohl keine Schulden gemacht, bedenke wovon wir ſonſt leben wollen!

Aufwand! verſezte ſie: Schulden! — das wär ja ganz abſcheulich! (ſie holte die Bücher) Siehe hier, mein Liebſter! hier iſt die Einnahme, und dort die Ausgabe — die Mühle war vorhin verpachtet, der Graf bekam nur Pacht, ich aber treibe ſie ſelbſt, und noch dazu mit doppeltem Nuzen, indem ich zugleich meine eigene Frucht mahle, Brod daraus backe, Bier braue, und Brandewein brenne, und das alles auf meine Rechnung, doch aber auch mit ſolchen Clauſeln verbunden, daß mich meine Leute nicht betrügen können, weil ihr Nuzen immer mit dem meinigen verbunden iſt, und ſie ſich alſo ſelbſt zugleich betrügen würden.

Was das Waiſenhaus betraf, da erzählte ſie ihm nun die ganze Geſchichte der

Charlotte Hallenbornin, und wie ſie zu ihrem jezigen Stande gekommen ſei.

Florentin erſtaunte über alles, was er ſahe und hörte, und er wuſte nicht, was er ihr all für Liebkoſungen erzeigen ſollte, du biſt ein vortrefliches Weib! ſagte er: wenn deine Geſchichte beſchrieben würde, ſo würder Schriftſteller Lügen beſchuldiget werden, weil jeder ſagen müßte, er habe die Sache übertrieben, und doch ſeh ichs mit meinen eigenen Augen, ja wenn du lebenslang dabei aufgewachſen wäreſt, wenn du noch jemalen von deinem groſen Genie etwas hätteſt blicken laſſen, ſo wunderte ich mich nicht, doch es iſt Gott Lob und Dank! alles wahr, und ich täuſche mich nicht.

Vergnügter ſind wohl nie ein Paar junge Eheleute geweſen, als es **Florentin** und **Roſine** dieſen Abend waren. Da ſaſſen ſie nun auf ihrem vätterlichen Erbe gleich im Anfange ihres Eheſtandes im vollen Segen, ſie ſaſſen auf ihrem Eigenthume, und das iſt ſüß für den rechtſchaffenen

Mann, wenn er ſich lange bei fremden Leuten verſucht hat.

Die Frau von Fahlendorn bewirthete dieſen Abend ihren Gemahl mit ländlicher Speiſe und mit ihrem vortreflichen Bier, und er verſicherte, daß es ihm noch niemals in ſeinem Leben ſo gut geſchmeckt habe.

Roſine hatte nun auch Florentin von dem morgenden Feſte unterrichtet, er war ganz über die Erfindung und Einrichtung entzückt.

Sie ſtunden des Morgens früh auf, es war ein ſchöner October-Tag, der gleichſam zu dieſem Feſte ſchien geſchaffen zu ſeyn. Roſine kleidete ſich in ſchneeweiſſen Canefas mit roſenrothen Bändern geziert, auf dem Kopfe hatte ſie einen weiſſen rund um abgeſchlagenen Hut mit einem Bande von eben der Farbe, und weiſſen Federbuſch, auch hatte ſie rothe Schuhe an. Vor die Bruſt ſteckte ſie einen Blumenſtrauß von wilden Herbſtblumen.

Für ihren Florentin hatte ſie ebenfalls

von Canefas ein kurz Camiſölgen und Hoſen machen laſſen, dazu zog er weiſſe ſeidene Strumpfe an, und nun gürtete ſie ihm eine Schürze vom feinſten weiſſen Leinen um, er ſezte eben einen ſolchen Hut mit einem weiſſen Federbuſch und rothem Band auf, wie ſeine Roſine.

Nun wurde alles in Ordnung gebracht. Um ſieben Uhr erſchienen die Kutſchen, alſofort erſchallten auf dem gegenüberſtehenden Hügel hinter dem Schloß im Walde Waldhörner, Zinken und Clarinetten: jezt hielten die Kutſchen ſtill, um die Muſik zu hören: nun zog ein herrlicher Zug Waiſenkinder, vierzig Paar, alle in aſchgrauer Uniform, und ſehr zierlich gekleidet, die Straſſe herauf: alle dieſe Kleider beſtunden aus ihrer eigenen Arbeit, alles war zu Fabiendorn geſponnen und gewebt worden Vor ihnen her giengen wiederum Muſikanten mit Violinen und Hautboien, unter dieſe Muſik ſungen die Kinder Arien ſo rührend, daß einem das Herz zerſchmelzen muſte, hinter denſelben kam nun auch Herr Waasheim mit ſeiner Liebſten, beide bürgerlich und ſchwarz gekleidet, wenn die Kinder eine Strophe geſungen hatten, ſo tönte die Muſik jenſeit im Walde wieder, und wenn eine ſchwieg, dann erſchallte die andere.

Hier ſtiegen die Herrſchaften alle aus, die Morgenſtralen der Sonne ſtiegen den Berg herab, auf das aus dem Ruin aufſteigende Schloß fielen die erſten Sonnenblicke, alles war voller Leben, und die Muſik mit dem Geſange verſorgter Waiſen verpaart, alles das machte den tiefſten Eindruck auf die Ankommenden. Fink konnte für Empfindung nicht bleiben, er machte Sprünge, gab bald einem Kinde bald dem andern einen Kuß. Dieſe rangirten ſich von den Herrſchaften auf beiden Seiten: Waasheim und ſeine Gattin empfiengen und bewillkommten ſämtliche Herrſchaften Namens des Waiſenhauſes, und baten, ihnen zu folgen, wo ſie ſie hinführen würden.

Sie giengen alſo mitten im Kreiſe der Kinder durch **Fahlendorn** durch, lenkten ſich nun links um, unter dem Schloſſe weg, die Muſik dauerte noch immer fort, ſo wie ſie um den Hügel aufwärts ſtiegen, erblickten ſie nordwärts einen ſchönen grünen Raſen, um welchen in der Ründe ein Wald in die Höhe ſtieg. Auf dieſem Plaz war ein groſes Zelt lang und viereckigt aufgeſchlagen, rund um daſſelbe her waren noch verſchiedene andere kleinere aufgerichtet. Hin und wieder ſtieg ein Rauch aus dieſen Zelten in die Höhe. Alle dieſe Zelten waren von weiſſem Leinen, und hatten oben roſenrothe ſeidene Fahnen. Alles war im feinſten, und doch einfachen und ungekünſtelten Geſchmacke eingerichtet; und was das Vornehmſte war, Roſine war viel zu ökonomiſch geſinnt, als daß ſie einen ſolchen Aufwand für nichts und wieder nichts hätte machen ſollen. Alle Tücher, welche gebraucht wurden, waren aus dem Waiſenhauſe, und alles war ſo eingerichtet, daß es, ohne etwas zerſchnitten zu haben, wieder konnte gebraucht werden.

Aus dieſem Zeltendorf trat nun Florentin mit ſeiner Roſine hervor, und mit ihnen faſt ihr ganzes Geburtsdorf. Roſine hatte Florentins Pflegeltern, ihre Eltern, und alle Nachbarn mit ihren Kindern eingeladen: die Alten waren aber, außer Lorenzen und ſeiner Frau, und Niklaſen und ſeiner Frau, nicht gekommen: aber alle Schulkameraden Florentins ſowohl als Roſinens, Jünglinge und Mädgen, waren in ihren beſten Kleidern da, alle lachten für Freude.

Von dieſem ländlichen Aufzug, das neue Ehepaar vorn an der Spize, wurde nun die Herrſchaft von Florentin empfangen und bewillkommt. „Gnädigſte Herren! gnädigſte Frauen! ſprach er, Herren und „Freunde! Ich und meine Roſine erinnern uns an dieſem unſerm feſtlichen Tage unſerer ehemaligen Jugendjahre, wo „wir in unſchuldiger Freude mit dieſen

„unſern Geſpielen und Geſpielinnen, manche frohe Stunde verlebten. Euer Excellenzen, Gnaden, Herren und Freunde ſämtlich, haben uns beide aus dem Staub erhoben, und uns unzählbare Wohlthaten erwieſen. Ich war ein Bettelknabe, und beſize durch Dero Güte mein väterlich Erbe wieder, beſize eine Gattin, die meine Seele liebt, und die mir Wonne macht. Dieſen Tag der Freude geruhen Sie ſämtlich mit mir zu feyern, und an unſern ländlichen Luſtbarkeiten Theil zu nehmen. Anjezo vermögen wir noch keine ſtärkere Beweiſe unſers gerührteſten Danks, aber unſer ganzes Leben iſt nächſt Gott Ihnen ſämtlich gewidmet.“

Alle dankten ihm mit gerührter Seele, und verſicherten, daß Ihnen dieſes Feſt ganz unerwartete und die höchſte Freude verurſache. Kein einziger von allen war auch ausgeblieben. Graf Günther und ſeine Gemahlin, Graf **Wilhelm** und ſeine Gemahlin, der Herr von **Beulenburg** und ſeine Gemahlin, **Karl** von **Beulenburg** und die Gräſin **Eleonore** von **Eichenhorn**, Günthers älteſte Tochter, welche Karl von **Beulenburg** hernach geheurathet hat, Herr **Stahlmann**, Herr **Rheinwald** und Herr **Heilmann**, alle waren gekommen.

Nachdem Florentin obige Rede geendiget hatte, ſagte Graf Günther: jezt wollen wir heute einmal recht vertraulich zuſammen ſeyn, und uns luſtig machen.

Florentin und Roſine führten nun die Herrſchaften alle in das groſe Zelt, wo ein Tiſch mit Chocolade, Kaffe, Thee, warmem gewürztem Bier, gekochter und mit weis Brod gebrockter Milch, Raamſuppen, u. d. g. häufig beſezt war. Florentin und Roſine ſtanden nun in ihren Schürzen, und dienten ſelbſt. Roſine hatte, nach Bauern Manier, ihre ſchneeweiſe Arme bis über die Ellnbogen entblößt, und ihre Grübgen in Backen und Kien vergiengen für lauter Heiterkeit dieſen Tag nicht einmal.

Die junge Gräfin Wilhelmine, und die jungen [illegible] [illegible] daß ſie nicht auch [illegible] [illegible]. Sie hatten ſonſt auch mit [illegible] [illegible].

Nachdem nun die Herrſchaften gefrühſtücket hatten, ſo wurden die Dorfleute alle herein gerufen. Dieſen hatte Roſine geſagt, daß ſie nur nicht blöde und ſchüchtern, ſondern recht luſtig, nur mit Anſtand, ſeyn ſollten, weil die Herrſchaft ihre Freude daran hätte. Das lieſen ſich die Leute nun nicht zweimal ſagen: ſchnippiſch und ſchalkhaft ſchlüpfte jeder Jüngling mit ſeiner Doris hinein, und unter den luſtigſten Einfällen ſchmausten ſie zuſammen, ſo daß die Herrſchaften bis zum Bauchweh lachten. **Florentin** wartete den jungen Leuten auf. Aber an einem Ende des Tiſches ſaſſen **Lorenz** und **Niklas**, **Martha** und **Klara** ruhig, und Roſine wartete ihnen auf Klara konnte ſich nicht ſatt an ihrer Tochter ſehen: faſt immer weinte ſie. Graf **Günther** ſah das, er trat zu ihr, und fragte: was weint ihr, gute Frau? Ach Gott! antwortete ſie: ich weis nicht, wie ichs Gott verdanken ſoll, daß Er mir ein ſolches Kind gegeben hat! Da habt ihr wohl recht, ſagte der Graf: ein ſolches Glück haben wenige Fürſten. Roſine ſchlug die Augen nieder, und man ſah's ihr an, daß ſich ihr Herz tief vor Gott demüthigte.

Als das Frühſtück vorbei war, kam **Fink** zu **Lorenz**: He! Bruder! fieng er an: jezt müſſe man nun auch einmal eins rauchen, haſt d'auch deine Pfeiſſe bei dir? Wie?

„Hab ſie bei mir! (er zog ſie heraus) „Haben Sie denn auch die Ihrige?„

Poz Blut! ſollt ich nicht! Er zog ſie ebenfalls heraus. Sie ſtopften, giengen zuſammen den Raſen umher ſpazieren, und rauchten, daß der Dampf Himmelan ſtieg. Als ſie mit den Pfeiſſen weggiengen, rief ihnen Roſine nach Ja rauchen Sie nur, gleich wird ein Fall kommen, wo ein wenig

Begeiſterung des guten Herzens nöthig ſeyn mag. Beide wollten ſie an

Ueber eine kleine Weile kam Roſine mit einem ſchönen nettgekleideten Mädchen, und Florentin ebenfalls mit einem nettgekleideten braven Jüngling. Ein jeder ſchaute auf, was da werden ſollte: alle liefen zuſammen. Hier! fieng Roſine an: ſind zwei Waiſenkinder, die kein Vermögen haben, ſich aber lieben. Dort unten hab ich ihnen ein hübſches Gütgen angewieſen, auf dem ſie ſich nähren können: ich werde ihnen auch Vorſchuß thun, daß ſie ſich aufhelfen können. Hier, Herr Superintendent Stahlmann! iſt ein Losſchein, von beiden, vom Paſtor Loci. Ich bitte alſo in jenes Zelt mit ihnen zu treten, und ſie zu copuliren.

Alles klatſchte in die Hände. Zink trat herbei, grif die Braut an der Hand. Bruder Lorenz! rief er, hol den Bräutigam! Lorenz kam, und führte ihn. Nun gieng der Zug zu einem kleinen Zeltgen: mitten in demſelben ſtund ein weißbedeckter Tiſch: an dieſem kopulirte ſie Stahlmann. Nun wünſchte den jungen Leuten ein jeder Glück, und Roſine nahm einen Beutel, fieng am Grafen an, und ſagte: Gnädigſter Herr! ein Almoſen für die Neuverlobten. Der Graf warf willig einige Goldſtücke hinein:

das thät ein jeder, und als man endlich nachzählte, ſo waren über fünfhundert Gulden darinnen: **Lorenz** warf auch ein Stück Geld hinein, gieng aber noch beſonders zu dem Bräutigam: Hör du! Komm der Tage einen, ich ſchenke dir eine ſchöne, trächtige, junge Kuh zum Anfang Und ich, ſagte **Niklas**: einen ſchönen Ochſen zum Pflügen. Wie vergnügt das arme junge Paar war, das läßt ſich leicht denken

So wie den Morgen war gefrühſtückt worden, ſo wurde auch des Mittags geſpeiſt. In der Zwiſchenzeit machten die Bauern allerhand Tänze und Spiele: auch hatten die Waiſenkinder heute Feſttag: Roſine gab ihnen allen eine Mahlzeit Nach Tiſch beſahen die Herrſchaften alle Anſtalten: Sie bewunderten alles, und gewennen Roſinen ſo lieb, wie eine Schweſter. Alle ſchwuren ſich eine ewige brüderliche Freundſchaft In dieſes Bruderband waren Florentin und Roſine mit eingeſchloſſen: und nun ſchieden ſie von einander: Fink gieng mit nach **Beulenburg**, die gräfliche Familie, wozu nun auch Philippine gehörte, gieng nach **Eichenborn.** Florentin und Roſine aber blieben noch einige Tage zu Fahlendorn, um ſich in der Einſamkeit zu erquicken. Darauf zogen ſie auch nach **Eichenborn**, allwo ihnen der

Graf eine ſchöne Wohnung im Schloß anwies, wo ſie mit einem Bedienten, einer Kammerjungfer und einer Magd ihre Haushaltung anfiengen. Philippinens und Roſinens vereinigte Herzen wurden alſo auf Lebenslang nicht getrennet.

Nun trat auch Florentin von Fahlendorn ſein Amt an. Er war das der ganzen Grafſchaft vollkommen, was ſeine Gemahlin dem Fahlendorner Gut war. Greiſe und Kinder jauchzten, wo er vorbeigieng, jeder Schritt war Segen fürs Land, und Graf Günther liebte ihn wie ſeinen Bruder. Noch einen Band würde ich ſchreiben müſſen, wenn ich alles erzählen wollte, was der Herr von Fahlendorn ſeinem Vaterland für Wohlthaten erwieſen hat. Ich mag den eigentlichen Namen des großen Greiſen nicht nennen, damit ich ihn nicht ſchamroth mache.

Um dieſe Zeit, nachdem Florentins Hochzeit vorüber war, kamen Briefe aus Amerika, in welchen Minzelius ſchrieb, daß der alte Pracht geſtorben, und daß nach ſeinem Tod Solyma ganz in Unordnung gerathen ſei, weil ſich ſeine Söhne nicht mehr vertragen konnten. Dieſe verborgene Colonie ſei nunmehr öffentlich bekannt worden; eine große Parthie habe ſich nach Pilgersheim gezogen, der andere Theil ſtehe aber noch unter dem Sohn des alten

Prachts, doch unter der Regierung zu Surinam. **Hallenborn** ſei im Gefängniß geſtorben, **Wolkenblick** aber ſo verbeſſert worden, daß er jezt ein ſehr rechtſchafener Mann ſei, in **Pilgersheim** geheurathet habe, und bei dem Comtoir in Dienſt ſtehe.

Roſine von Fahlendorn ſezte die Verwaltung ihres Guts eifrig fort. Das war ihr Geſchäfte: ſie fuhr wöchentlich einmal, oder auch wohl zweimal dahin: und wenn ihr Gemahl Zeit hatte, ſo fuhr er mit.

Herr **Rheinwald** wollte ſich von ſeinen Freunden nicht trennen, ob ihm gleich anſehnlichere Beförderungen angeboten wurden: er verlangte nur Amtmann zu **Beulenburg** zu werden und das gewährte ihm **Beulenburg** mit großer Freude.

Nun ſchlies ich dieſes Werk, welches blos in einzelnen Stunden ausgearbeitet worden: daher ich auch meine Leſer um Nachſicht bitten muß. Es enthält ein Muſter, wie die allerhöchſte Vorſicht die Menſchen zu ihrer wichtigen Beſtimmung zu leiten pflegt.

Jüngling! Mädgen! der du dieſes lieſeſt, wirf dein Anliegen auf Gott, bäte ihn an, ſei reines Herzens, und führe ein wohlthätiges Leben, ſo wirſt du gewis in deinem Theil mehr oder weniger, **Florentin** oder **Roſine** werden.

Leben
der
Theodore
von der Linden.

Von

Heinrich Stilling.

Erſter Theil.

Mannheim,
im Verlage der neuen Hof- und akademiſchen Buchhandlung, 1783.

Ex
Bibl.
Acad.
Landsh.

Universitäts Bibliothek
München

In den Niederlanden liegt ein Fürſtenthum längs dem Rheine hin, da, wo er auf vier bis fünf Meilen ſeinen Lauf nordweſtlich nimmt; an ſeinem nordöſtlichen Ufer hinab beſtehet das Land aus einer Ebene, welche durchgehends eine Meile breit iſt. Dann erhebt ſich gegen Nordoſten ein eben ſo langer Bergrücken, der ſich von der Ebene an allmählich aus buſchichten Hügeln, nachher aus mittelmäßigen Gebirgen, und endlich aus einer zuſammen hangenden Höhe bildet, die mit Heide und niedrigem Gebüſche überwachſen iſt.

Dieſer Strich Landes iſt ſchön, abwechſelnd und fähig, eine ſanfte Schwermuth zu erwecken. Der ſchöne Herbſt- und Winternachmittag wirft ſeine Sonnenſtralen ſo gegen dieſe Gebirge hin, er lockt den Empfindſamen aus ſeiner Kammer; wie ſchön ſiehts da auf dem Felde, und dort in den Bergen aus? Wie ſanft ſtralt die Sonne dort? (ſo denkt er dann) im Sommer glüht dieſer Trunkenbold, wenn er ſich im unermeßlichen Oceane des Lichtes berauſchet hat, auf die blöde Erde herab. Die Luft iſt dann eitel Bliz, der alle Empfindungen betäubt, man weicht ſeinem ſchwelgenden Lichte aus, und eilt in kühle Schatten. Aber jezt iſt die Sonne einem ſcheidenden Freunde gleich, der bei dem Abſchiede alle ſeine Zärtlichkeit fühlt, und mit holder Freundſchaft auf alle die Seinigen hinlächelt; man drängt ſich zu ihm hin, um alle ſeine Blicke, ſein Lächeln zu genieſen, und fühlt die ſüſe Schwermuth in aller Stärke. Der noch vertraulichere

Mond ruht in ſeinem Glanze auf dieſer Gegend, und ſcheint nicht weichen zu wollen. So ſagt der Empfindſame zu ſich ſelbſt, und die Sympathie der Natur führt ihn in das Gebirg hin.

Leſer! komm auch mit deinem Herzen mit mir an den Pfad dieſes empfindſamen Wanderers! Ueberall Spuren des Frühlings und des Sommers. Ruinen der ſchönen Natur! Ruinen! mein Bruder! ſiehſt du da den hohlen, dürren, geknickten Stengel einer prächtigen Königskerze oder Wollblume? Im Sommer ſtand er da, hoch, glühend, im Prachte ſeiner hundert Blumen; der Sturm machte ihn nur ſchwanken, aber er zerbrach ihn nicht, und doch kam ſeine Zeit, ſeine hundert Blumen flatterten nieder, jede auf ihr Pläzchen, wo ſie der fächelnde Weſt hinführte, die falben Blätter ſunken hin, und nun ſteht er noch einſam, der dürre Stengel, da ſteht er — wie der Rock des Grosvatters im Kleiderſchrank — voller Staub und Mottenlöcher, nach fünfzigjähriger Mode gearbeitet, ſo hin hängt. Der Enkel ſchaut ihn an, erinnert ſich an die verfloſſenen Jahre, und der Gedanke der Vergänglichkeit durchſchauert ſeine Seele.

So ſieht jezt die ganze Natur aus, wie dieſer Stengel, unter die dürren Sträucher, welche noch zuweilen voll grauer Laubblätterchen hängen, ſtralt der ſchiefe Sonnenblick hin; hie und da ſteht noch ein kleines, mageres, grünes Grashälmchen, freuet ſich in der Sonne, aber es freuet ſich, wie der einzelne Bürger einer verheerten Stadt, wenn er unter den Ruinen den Ueberreſt der Gaſtmale ſeines ſchlemmenden Nachbars findet, oder wenn ihm der feindliche General, nachdem er ihm alles geraubt hat, ein Allmoſen giebt.

Leſer! dies alles fühlen wir mit dem einſamen Wanderer, und wenn uns vielleicht der liebſte Freund geſtorben iſt, ſo fühlen wir mehr, unſere Wonne der Wehmuth wird dann ſchmerzende Traurigkeit.

Aber laßt uns nicht trauren, dieſe tode Stille der Natur iſt ein erquickender Schlaf zum ſehr glücklichen und würkſamen Erwachen. Dieſer dürre Stengel da ſtreuete Saamen um ſich her., jezt ruhen dieſe Saamenkörnchen, aber in ihnen ruhet auch der Geiſt der Allmacht, er brütet auf den Keimen von hundert künftigen Königskerzen. So brütet er auf dem Staube unſerer entſchlafenen Freunde, um am Tage der Auferſtehung Engelshüllen daraus hervor gehen zu laſſen.

In der Mitte dieſes Fürſtenthumes, welches ich **Rheinau** nennen will, da, wo ſanftere Hügel ſich in die Ebene verwandeln, wohnte zwiſchen zween dieſer Hügel, in einem anmuthigen Wieſenthälchen, nordwärts an einem Forellenbache, zwiſchen uralten Obſtbäumen und Eichen, **Dietrich von der Linden**. Sein Haus, welches man durch die Bäume kaum erblicken konnte, war eine alte Hütte, deren Strohdach faſt die Erde berührte, in wendig aber war ſie weit und geräumig, und überall Abwechſelung. So wie man zur niedrigen Hausthüre hinein trat, kam man in das Vorhaus, rechter Hand war der Viehestall, deſſen Tröge und Abtheilungen längs das Vorhaus hinauf angebracht waren, über jedem Troge ragte dann ein brauner oder ein ſchwarzer, oder ein ſcheckichter Kühekopf hervor, deſſen Schnauben nebſt dem ſanften Knirſchen des Wiederkäuens mit zur ſanften Harmonie gehört, die das Landleben ſo angenehm macht. Gerad fort verwandelte ſich das Vorhaus ohne Scheidewand in die Küche, wo die ſägenförmige Halde *) an mit Roſt überfirniſten Balken hängt, und den ſchwarzen Hafen mit Sauerkraut und Speck trägt. Da im Winkel drängte ſich die ſteile enge, ſtark beräucherte Treppe hinan in die Dachſtuben, deren immer eine entweder

---

*) Halde oder Hahl iſt das Eiſen, welches über dem Feuer die eiſernen Häfen trägt.

ein Paar Schuhe höher oder niederiger, als die daran ſtoſenden waren, und gemeiniglich ein klein Fenſterchen oben im Ecke, dann ein gröſeres mitten in der Wand, oder ein anderes noch etwas höher oder niedriger hatte.

Unten im Vorhauſe linker Hand führt ein enges niedriges Thürchen in die Wohnſtube hinab, welche auch klein und niedrig, und worin kein Fenſter dem andern ähnlich iſt. Zwo Stuffen und eine halbe hinauf iſt die Thüre zur Schlafkammer, auf dieſer ſteht das erhabene Bett, auf welches man vermittelſt eines Fusſchemmels hinauf ſteigen muß. So ſah **Dietrichs** Wohnhaus aus, ob er gleich ein Mann war, der wenigſtens achtzig tauſend Thaler im Vermögen hatte: denn er war zwar ein kleiner Landwirth, aber ein ziemlich groſer Kaufmann, er handelte eigentlich mit Frucht, welche er in der Gegend zuſammen kaufte, und dann nach Holland verkaufte.

Man kann ſich gar leicht verſündigen; wenn man zu voreilig urtheilet: da ich nun in vielen Gemüthern meiner Leſer den Gedanken aufkeimen ſehe: der Dietrich wär wohl ein Geizhals, ein Kornwucherer; ſo muß ich euch alſofort ſagen: nein, das war der Dietrich nicht, aber er war ſonſt ſo allerhand, wie ihr nun hören werdet.

Dietrich hatte Haus und Hof und ziemlich Geld von ſeinen Eltern geerbt, und nun damit hausgehalten. Er hatte nicht viel weiter in die Welt geguckt, als ſein Haus und Hof ſich erſtreckte: wo er aber auch hin ſah, und wenn es dreizehenmal beſſer war, als das, was er hatte: ſo ſtopfte er doch die Ohren zu, verſchloß die Augen, und überredete ſich, was er habe, ſei doch noch immer das Beſte. Ich kann es nicht laſſen, ich muß hier eine ſehr wichtige Anmerkuug machen. Die Neuerungsſucht oder die Moderaſerei, oder wie man den Hang, immer das Neue dem Alten ohne Prüfung vorzuziehen, nennen will, iſt ein Verderben der Menſchen; aber ein ſolcher Unſinn iſt es, alles, was alt iſt, hoch zu ſchäzen, weil es alt iſt, und das Neue darum zu haſſen, weil es neu iſt. Wenn der erſte Fehler einen eiteln leichtſinnigen Kopf anzeigt, ſo zeugt das Leztere von einem ſehr eingeſchränkten eigenſinnigen Karakter. Wer unter den zweien iſt der Geſcheideſte? wenn der erſte die Pariſer Mode einführt, ſo wie ſie warm aus der Fabrik kommt, der andere aber noch mit ſteifen Rockſchöſen, ehlenlangen Aufſchlägen, entweder über Quer nach der Achſel hin, oder herabhangend, und mit ſtumpfen Schuhen daher ſteigt? Oder wer iſt dem andern vorzuziehen, der, welcher alle Bibelreligion zum Fenſter ſeiner Vernunft hinaus demonſtrirt hat, und alſo ein leerer Kopf iſt, oder der andere, der es nicht begreifen kann, wie ein Glied einer andern Kirche, das entweder Unſer Vatter, oder Vatter unſer bethet, ſelig werden könne; Kurz und deutſch von der Sache geſprochen, beide ſind groſe Narren. Doch ich kehre wieder zu meinem Dietrich zurück. Alles, was neu war, es mochte nun gut oder ſchlimm ſeyn, das ſpie er an, ſogar das Alte gefiel ihm nicht weiter, als in ſo fern es mit dem überein kam, was bei ſeinen Groseltern und Eltern gebräuchlich geweſen war; das allein war gut, alles andere nicht, daher hatte ihn all ſein Reichthum nicht bewegen können, ein neues Haus zu bauen, oder etwas zu ändern, er hielt nur alles im guten Stande, lies es aber ſonſt gerad ſo, wie ers gefunden hatte. Wäre ſein Urgrosvatter wieder gekommen, er wäre noch immer da zu Hauſe geweſen.

Er war ein reicher Mann, doch aber nicht geizig: denn er konnte recht wohl den Armen Gutes thun, aber auch den Armen, die noch von der alten Welt waren. Junge Leute, die durch Ausſchweiſungen elend geworden waren, die nun vielleicht die liebreiche, wohlthuende und leitende Hand des Chriſten noch zur wahren Tugend zurück geführet haben würde, die möchten krepiren, wie er zu ſagen pflegte. Kaufleute, die Perücken mit Beuteln oder friſirte Haare trugen, waren bei ihm ſchon auſer Kredit, weil er gewiß glaubte, daß ſie ihr neumodiſcher Staat zum Banquerot führen werde.

Eben ſo dachte er ſchon als Knabe und Jüngling, er kleidete ſich wie ſein Grosvatter und wie ſein Vatter. Die ganze Welt war ihm zu neumodiſch, und daher in den Grund verdorben: denn jede neue Veränderuug hies er Verdorbenheit. Als der Fürſt einen neuen Kanal quer ins Land hinein graben lies, um eine herrſchaftliche Aue damit wäſſern zu können: ſo murrete er über dieſe Neuerung, (denn der Kanal kam nicht weit von ſeinem Gute vorbei) weil er nun die alte Ausſicht verändert ſah.

Alle Mägdchen in der Gegend waren ihm auch zu neumodiſch, er hat an allen einen Ekel; daher gieng er im Gebirge herum, wo er wußte, daß da noch die alten Sitten herrſchten, und ſuchte dort reiche Bauern, deren ihre Töchter betrachtete er, um eine aufzuſuchen. Gleich und gleich geſellt ſich; ſo gieng es auch hier, er fand eine Haushaltung, und in derſelben die älteſte Tochter nach ſeinem Geſchmacke; dieſe gefiel ihm aber nicht ſo ſehr wegen ihrer Schönheit, denn die war mittelmäſig, ſondern vielmehr wegen ihrer Kleidertracht, denn ſeine Mutter war eben ſo gekleidet geweſen, als er noch ein Knabe war. Dieſe Perſon heirathete er, und zeugete mit ihr einen Sohn, der auch einen alten Namen haben mußte, daher hies er ihn Hans Jakob. Hernach bekam er auch eine Tochter, aber da wollte es nicht ſo gehen, wie ers haben wollte: denn die Frau Pfarrerin erboth ſich, das Kind aus der Taufe zu heben, und ſo mußte es auch ihren Namen haben; ſolglich hies das Mägdchen Theodora. Dietrich und ſeine Frau wußten nun nicht, wie ſie das Kind nennen, oder wie ſie ihm rufen ſollten. Theodora war ihnen zu lang, das verkürzte Wort Dore war ihnen unbekannt, auch fielen ſie nicht darauf; nach und nach fand ſich ein Wort, ſie nannten das Kind Thier und Thierchen. Das wurde nun von der ganzen Nachbarſchaft angenommen, man hies es Dietrichs Thierchen. Die Frau Pfarrerin erfuhr endlich, daß man ihre Gothe Thier hies. Das ärgerte ſie, ſie befahl, man ſollte Dore ſagen, aber es war nun zu ſpät.

Hans Jakob und ſeine Schweſter Thierchen wuchſen nun zuſammen auf. Dietrich bekam keine Kinder mehr, verdiente aber immer mehr Geld, ſo daß er endlich ſehr reich wurde; er lies ſeine Kinder blos in die benachbarte Dorfſchule gehen, da lernten ſie beide leſen, ſchreiben, rechnen, und die Religionskenntniſe oder den Katechiſmus, ſo wie man es in dergleichen Schulen gewohnt iſt. Dietrich hatte keine weitere Abſicht, ſein Hans Jakob ſollte gerad das werden, was er war, und ſein Thierchen ſollte ſeiner Frauen ganz ähnlich bleiben, ſo lang ſie lebte, das war ſeine unwiderrufliche höchſte Willensmeinung. Die Kinder kleidete er auch gerad nach der Mode, die er von ſeinem Grosvatter und Grosmutter her gewohnt war. Aus eben dieſen Grundſäzen rührte es auch her, daß er ſie mit niemand umgehen lies: denn er befürchtete, ſie möchten von andern Leuten allerhand Moden und Gewohnheiten lernen, die ihm zuwider wären. Daher war Dietrichs Haushaltung gar einſam, jedermann ſcheuete ihn und ſeine Familie: denn man hielt ſie für Menſchen aus einer andern Welt, oder für eigenſinnig, man hatte keine Freude an ihnen, und ärgerte ſich, wenn man ihn oder ſeine Frau, oder auch eines von ſeinen Kindern ſah. Dietrich war wohl damit zufrieden, denn er mochte auch mit niemand weiter umgehen, als es die Noth erfoderte, ja es ward endlich zum Religionsgrundſaze bei ihm. Er erklärte alles für Verderben in der Welt, was nicht mit ſeinem eigenſinnigen Kopfe übereinſtimmte, und nach dieſem Leiſte formte er ſeine ganze Religion, er las die Schriften der Alten; nun daran that er wohl, aber er beurtheilte ſie nicht nach ihrem innern Werthe, ſondern nach ihrem Alter. Da kam es nun nicht einmal immer auf das Alter der erſten Ausgabe an, ſondern ein alter Einband und alter Druck, wo noch das U V, oder das V U hies, war ſo ſeine Sache, und erbaute ihn bis zu tiefen Seufzern.

Die beiden Kinder waren allſo zwo Maſchinen voller ſchlafenden Fähigkeiten, nichts wurde an ihnen ausgebildet, ſie zeigten überall, wo ſie erſchienen, das Aeuſere eines menſchenfeindlichen Dummkopfes, überall wich man ihnen aus; ſo blieben ſie, bis **Hans Jakob** 18, **Thierchen** aber 16 Jahre alt ward.

Um dieſe Zeit trug es ſich zu, daß **Hans Jakob** und ſeine Schweſter Luſt bezeigten, die Groseltern und die Vettern und Baſen im Gebirge zu beſuchen, das konnte nun der Vatter wohl leiden: denn da lernten ſie nichts, das ihnen nach ſeiner Meinung ſchädlich wäre. Indeſſen begegnete ihnen doch auf dieſem Wege etwas, das **Dietrichs** Ziel ganz verrückte.

Des Samſtags Morgens vor Pfingſten machten ſich **Dietrichs** beide Kinder auf den Weg; denn ſie hatten etwa 8 Stunden zu reiſen. Da es nun ſehr heis war, ſo wollten ſie früh gehen, damit ſie um 10 Uhr bei einer Baſe ſeyn möchten, die auf halbem Wege wohnte, um hernach gegen Abend in der Kühle zu den Groseltern kommen zu können. Sie giengen allſo von ihren Eltern fort, und wanderten übers Feld gegen das Gebirg zu. Es war angenehm, ſommerkühl, über dem Rheine hin ruhte eine unabſehbare Nebelwolke, über dem Gebirge oſtwärts glänzte, wie blizendes Gold, der Dunſtkreis der Sonne, und indem er immer weißglühender wurde: ſo vergoldeten ſich ſchon in der Ferne die Kirchthürne in der Morgenſonne, und man bemerkte ſchon meilenlange Sonnenſtralen, wie ſie über die Fluren hinſtrichen.

Es iſt wahr, **Hans Jakob** und ſeine Schweſter **Thierchen** hatten nie in ihrem Leben daran gedacht, daß ein ſolcher Morgen ſchön ſei; das war ihnen aber auch gar nicht zu verdenken: denn durchgehends bemerkt der Landmann die prächtige Natur nicht, er hat keine Empfindung für ſie, oder er iſt ihrer gewohnt; ſo bald man aber auf dem Lande ein Gemüth entdeckt, das von den Scenen der Natur gerührt wird, ſo ſchreibe man den Namen auf, er iſt merkwürdig, oder er wird es gewiß.

Unſere beiden Kinder hatten allſo keinen Namen für das Gefühl, das ſie jezt durchſchauerte, ſie befanden ſich in einer Art von Entzückung, die ſie nicht nennen konnten, daher arteten ſie in Schäckerei aus, ſie jagten ſich auf dem Felde umher, lachten und jauchzten. Bei ſolchen Gelegenheiten kommen aber mehrere Umſtände zuſammen: das Vergnügen, ſeine Blutsfreunde zu ſehen, iſt unter Landleuten vorzüglich rein und erhaben, beſonders wenn keine Familienzwiſte obwalten. Hernach leiden erwachſene Kinder immer am mehrſten in den Jahren, wo die Natur zur Selbſtherrſchung aufſtrebt, die Eltern aber den Commandoſtab noch nicht ablegen wollen. Können ſie dann ein Paar Tage von den Eltern wegkommen, ſo ſchmecken ſie die ſüſe Freiheit, und es iſt ihnen wohl. So war es allſo jezt Dietrichs Kindern, und da war es kein Wunder, daß die ſchöne Natur ihren Jubel erhöhte, ſie drückten das auch beide mit dem Laute aus: **Heute iſt es ſchön Wetter!** Das iſt das Kunſtwort des Landmannes, womit er das Nämliche benennt, was der Schöngeiſt mit den Worten: **Wie ſchön iſt die Natur!** ſagen will. Das Schäckern dauerte nicht lang, denn die Schönheit der Schöpfung hat im Frühlinge ſo etwas Zärtliches, ſie ſtimmt den Menſchen zur Liebe oder zur Vertraulichkeit. Die beiden Kinder giengen alſo neben einander, und ſchüttelten ihre Herzen gegen einander aus: **Thiere!** fieng **Hans Jakob** an: guck! da hab ich dir ſo manchmal drüber nachgedacht, ſchau, unſer Vatter iſt denn doch zehen hundertmal reicher, als der **Böttger**, und da betracht mir einmal des **Böttgers Karl** und ſeine **Mine**, ſind denn doch bei meiner Seele Leute, daß es eine Art hat. Die **Mine** ſizt im vornehmſten Stuhle in der Kirche, trägt ſchönere Kleider, als die Frau Pfarrerin, und der **Karl** — ſchwere Hacke! der geht friſirt mit einem Haarbeutel, hat

Manſchetten, und ſo allerhand, dagegen ſehen wir aus, wie die Bettelkinder, und doch iſt der **Böttger** eben ſo gut ein Kornhändler, wie mein Vatter, er handelt nicht halb ſo viel, iſt auch nicht halb ſo reich. Schau, wenn ich mich nun einmal verheirathen will, die Zeit wird doch meiner Six! auch endlich einmal kommen; ja, da darf ich dir nicht hinriechen, wo der **Böttgers Karl** hingeht, da muß ich mir dann ſo ein alt Mütterchen von zwanzig Jahren ſuchen. Guck, **Thiere**! wir kommen dir doch, hol mich Gott! kein Haar weiter in der Welt. Was ſagſt du? **Thierchen** antwortete auf dieſe ſehr pathetiſche Rede: Hör, **Hans Jakob**! alles, was du ſo ernſtlich daher predigeſt, das habe ich ſchon lang gewußt; aber weiſt du was, ich dachte, wenn ich dahinten in der Kirche ſaß, in meinem Wämschen von braunem Scharſche, und **Böttgers Mine** dort vorn in zizenen Kleidern? Was ich dann dachte, das will ich dir jezt eben ſo ernſtlich ſagen, wie du mir das Deine geſagt haſt: Sieh, **Hans Jakob**! du weiſt doch wohl, daß die Kinder den Eltern gehorchen müſſen, was ſollen wir denn thun, da gieb einmal Rath? Denn ſchau, entlaufen dörfen wir nicht, und das hilft uns auch nicht, da haben wir kein Geld und nichts, und ſo können wir auch nichts ändern, denn du weiſt, wie mein Vatter und Mutter ſind. Das iſt doch, hol mich Gott! ein Elend, fuhr **Hans Jakob** fort, da haſt du all recht, **Thiere**! aber was ſollen wir denn doch machen, ſo halt ichs doch auch, hol mich Gott! nicht aus, da geh ich fort in Krieg. **Thierchen** verſezle: Ei, du in den Krieg! da thätſt du was rechts; du ſagſt viel von **Böttgers Karl**, da würdeſt du was, wenn du ein Soldat würdeſt. Nein, ich geb dir einen beſſern Rath: guck, Junge! da liegt mir immer ſo was in der Seele, das hab ich ſeit der Zeit drauf, als ich in der Bibel las, wie's dem **David** ergangen iſt, der war ein Schäfer und ward ein König, dazu halfen ihm ſeine Eltern nicht, aber unſer Herr Gott thäts, der Junge war fromm, und bethete fleiſig, und da machte unſer Herr Gott etwas aus ihm: ſo will ichs auch machen, unſer Herr Gott regiert doch alles. Da haſt du wohl all recht, Thiere! erwiederte Hans Jakob; aber davon begreif ich noch nichts, wie das zugehen ſoll; da iſts, hol mich Gott! noch ein groſe Frage, ob gerad unſer Herr Gott haben will, daß wir ein wenig aus dem Drecke heraus kommen ſollen. Da denk ich ganz anders, fuhr Thierchen fort; kannſt du das denn nicht an den fünf Fingern zählen? Guck, daß wir beide einſehen, daß es unſer Vatter und Mutter nicht recht mit uns machen, iſt ein Zeichen, daß wir in dem Stücke mehr Verſtand haben, als ſie, und wenn wir mehr Verſtand haben: ſo giebt uns Gott auch mehr Glück, wenn wir es nur recht angreifen, und da glaub ich, das Angreifen beſteht darin, wenn wir ſtill ſind, brav bethen, brav arbeiten, und thun, was uns unſere Eltern ſagen. Dem guten **Hans Jakob** wollte das Ding doch noch nicht recht in den Kopf, er ſahe wohl ein, daß ſeine Schweſter recht hatte, doch ſchien ihm der Weg zum Glücke viel zu langweilig, er wäre gern ſo gleich hinauf geklettert. Die beiden guten Kinder gelangten indeſſen unter Geſprächen von der Art ins Gebüſche, unter deſſen Schatten ſie fortwallten: denn die Sonne glühete nun über Berg und Thal hin, und der Rheinnebel war verſchwunden.

Indem ſie ſo für ſich fortgiengen, und nun der Fußpfad anfieng den Berg hinauf zu gehen: ſo ſahen ſie einen Herrn links am Wege ſtehen. Er mochte 22 Jahr alt ſeyn, ſein Geſicht war männlich, ſchön und edel, ſeine Kleidung nicht prächtig, aber reinlich und fein; er hatte eine Flinte in der Hand, und ſchien einem Haſen aufzulauern. **Hans Jakob** und ſeine Schweſter kannten dieſen Herrn nicht, ſie hatten ihn nie in der Kirche geſehen, und weiter erſtreckte ſich ihre Bekanntſchaft nicht. Sie grüßten ihn mit einem freundlichen guten Morgen, der Fremde dankte ihnen eben ſo freundlich. Anfänglich urtheilte er aus ihren Kleidern, ſie müßten geringe Bauersleute ſeyn; als ſie ihn aber grüßten, und er ihnen ins Geſicht blickte, ſo ſtralte ihm aus beiden Geſichtern, beſonders aber aus Thierchens Minen ein unbekanntes herrliches Etwas entgegen. Verſäumte oder niedrige Erziehung, geringe bäueriſche oder altfränkiſche Kleidertracht können zwar einen edeln Geiſt umhüllen, daß er dem gewöhnlichen Beobachter entwiſcht, aber dem Menſchenkenner nie. Er, der ſo viele Menſchen ſah, und gewohnt iſt, aus ihren Handlungen auf ihren Karakter zu ſchlieſen, und dieſen wieder mit den Geſichtszügen des Handelnden zu verbinden, muß etwas ahnden, ſo bald er Züge in einem unbekannten Geſichte entdeckt, die ihm gewohnte Begleiter groſer edler Seelen ſind. Dies iſt die fruchtbarſte Quelle der Phyſiognomik.

Der Fremde bemerkte dieſe hoffnungsvolle Geiſter nicht ſo bald, als ihm ſeine Haſenjagd verleitet war. Er gehörte zu der ſeltenen Menſchenklaſſe, die nicht nur wiſſen, ſondern auch fühlen, was in dieſem Leben ihr Beruf iſt, um in jenem Künftigen das zu werden, was ein menſchlicher Geiſt in einem ihm angemeſſenen Körper werden kann, wenn er dem Endzwecke ſeiner Erſchaffung ganz entſpricht. Da er nun nichts zu verſäumen hatte, ſo glaubte er nichts beſſers thun zu können, als die beiden Kinder ein Stück Weges zu begleiten, um ſeine Menſchenkunde zu vermehren, oder auch den beiden Leuten, die er mit Recht für rohe Naturmenſchen anſah, nüzlich zu ſeyn. Guten Leute! ſieng er an, wo geht ihr hin?

Hans Jakob. Wir gehen zu unſern Groseltern.

Der Fremde. Iſt das weit?

Thierchen. Ein Stund'er acht.

Der Fremde. Wo ſeid ihr her?

Hans Jakob und Thierchen zugleich. Wir gehören dem **Dietrich von der Linden.** Der Fremde drehte ſich um, ſtand vor ſie hin, und ſagte: Ei Herr Jeh! dem reichen Kornhändler?

Hans Jakob. Ja, Herr! kennt ihr den?

Der Fremde gieng nun wieder fort, und antwortete: nein, ich kenne ihn nicht, aber viel habe ich ſchon von ihm gehört. Kinder, ich gehe ein Paar Stunde mit euch.

Thierchen. Das iſt uns recht lieb, wenn ihr nur nicht müde werdet; die Herren ſind des Gehens nicht gewohnt.

Der Fremde. Ich bin doch des Gehens gewohnt; aber warum iſt's ihr denn lieb, mein gutes Mägdchen, wenn ich mitgehe?

Thierchen. Ei, ſo haben wir ja gute Geſellſchaft.

Der Fremde. Woher weis ſie das, daß ich eine gute Geſellſchaft bin?

Thierchen. Ach das ſieht man einem gleich an, wenn man ihn auch ſonſt nicht kennt.

Der Fremde. Da verſteht ſie eine groſe Kunſt, wenn ſie den Leuten anſehen kann, ob ſie gut ſind.

Thierchen. Ja, es könnte doch aber auch fehlen. Wir hatten einmal einen Knecht, der ſah wohl recht fromm aus, und endlich beſtahl er uns doch, und gieng fort. Das hätte man dem Kerl nicht anſehen können, und wenn man auch beide Augen in die Hände genommen hätte.

Hans Jakob. Da ſagſt du was, Thiere! das du nicht weiſt. Haben wir beide denn nicht oft davon geſprochen, der Kerl möchte ſo gut und ſo brav ſprechen, als er immer wollte: ſo könnten wir ihn doch nicht leiden, und ich konnt ihn auch, hol mich Gott! nicht leiden, er war ein Suppenverdiener, ein Tellerlecker.

Thierchen. Das iſt gewiß auch wahr, daran dacht ich mehr; ich ſag es und bleib dabei, man kanns den Leuten anſehen, was darin ſteckt.

Der Fremde. Ja, eben ſehe ſie, liebes Mägdchen! ſo, wie ich da bin, könnt ich doch ein Schelm ſeyn, ich könnte ſüs und freundlich mit ihr reden, könnte ihr viel ſchöne gute Worte ſagen, könnte ſie vielleicht ver — verführen.

Thierchen. Nein, Herr! verführen könntet ihr mich nicht.

Der Fremde, welcher voran gieng, drehete ſich um, ſtand und lächelte ihr ins Geſicht, und antwortete: Nicht? warum nicht?

Thierchen. Das will ich euch ſagen. So bald ihr ſüs und freundlich mit mir redet, ſo, als wenn man ſich heirathen will, ſo dächte ich: ſchau der Herr kennt dich ja nicht, und ſpricht doch ſo, der kanns nicht gut meinen, und weil er es nicht gut meint, ſo iſt er ein Schelm, und da müßte er auch ſchelmiſche Augen haben, womit man ſo die Leute nicht recht angucken darf, und die habt ihr nicht: ſo einem Herrn würde ich immer zehen Schritte vom Leibe bleiben.

Hans Jakob. Da haſt du recht, Thiere! und wenn er ganze Knochen behalten wollte: ſo müßte er mir auch auf zehen Schritte nicht zu nahe kommen.

Der Fremde lachte herzlich, aber er merkte, daß **Thierchen** ein herrliches Mägdchen war, und das freuete ihn von Herzen, ſo wie's jeden braven Mann freuen muß, edle Seelen zu finden. Er ſezte das Geſpräch fort, und ſagte: ich höre, ihr Vatter ſei ein ſehr reicher Mann, und da wundere ich mich, daß er ſie beide nicht ein wenig anders kleidet, und ſie nicht ein wenig anders erzogen hat.

Hans Jakob. Herr! davon haben wir eben ſo unter uns geſprochen, das verdrießt uns auch, aber was ſollen wir anfangen? Da die Thiere ſagte: wir müßten halt Geduld haben, und das wird mir, hol mich Gott! ſchwer, da möchte ich gern heraus in die Welt, es iſt mir zu Hauſe ſo, als wenn ich im Nothſtalle ſtünde, ich möchte als gern einmal hinten ausſchlagen, die Armen und Ellenbogen ein wenig ausrecken, und über einen Zaun ſpringen, aber es will daheim nicht gehen, ich ſtos überall wieder, und das halt ich doch, hol mich Gott! nicht immer aus.

Thierchen. Nun Herr! ſagt mir, hab ich denn da nicht recht? wenn er dann nun fortläuft, was hat er dann? da kann er ja wieder nichts machen; und man ſoll auch den Eltern kein Herzeleid machen, da iſt kein Segen bei.

Der Fremde. Hört, Kinder! ihr freuet mich, ich ſehe, es ſteckt Geiſt und Kraft in euch; ſeid nur zufrieden, der Geiſt und die Kraft werden ſich ſo da durch kämpfen, daß es euch doch am Ende recht gut gehen wird, dafür will ich euch Bürge werden.

Die beiden Kinder freueten ſich, als ſie den vornehmen Mann ſo reden hörten.

Noch nie hatte ſo ein Menſch freundlich mit ihnen geredet: denn da ſie altfränkiſch gekleidet, und ſchlecht erzogen waren: ſo ſah ſie ein jeder für dumme und geringe Leute an, und gieng allſo bei ihnen vorüber, ohne ſich an ſie zu kehren. Der rechtſchaffene Mann könnte viel in der Welt ausrichten, wenn er nicht blos auf die Auſenſeite der Menſchen ſähe, ſondern durch dieſe Hülle des Geiſtes durchblickte, und immer ins Innerſte zu dringen ſuchte. O wie manchen edeln Geiſt würde er da entdecken, und deſſen ſchleunigere Entwickelung befördern. Es iſt wahr, eine gute Seele wird immer eine gute Richtung in dieſer Welt nehmen, aber ihre Entwickelung und Vervollkommnung geht ohne fremden Beiſtand langſamer; und was kann allſo der Chriſt, der Weiſe beſſer thun, als wenn er bei ſeinem Nebenmenſchen dieſe Erhöhung bewürken hilft? Wahrlich, das ſind Allmoſen, die die leibliche Unterſtüzung ſo weit übertrefſen, als der Adel der Seele die Vollkommenheit des Leibes übertrift.

Der Fremde ſchwieg eine Weile, ſein Herz entbrannte in ihm für Liebe und Wohlwollen gegen dieſe jungen Leute. Gern hätte er alle ſeine Kräfte angeſtrengt, ſie zu bilden, allein er ſah keinen Ausweg. Die Schranken, womit ſie der Vatter ſo eng umzäunt hatte, und die er aus ihrem Betragen und ganzen Daſeyn ſchon halb errieth, ſtunden ihm gewaltig im Wege, er kannte den Eigenſinn ſolcher Menſchen aus vielfältiger Erfahrung. Indeſſen wollte er die Kinder doch noch weiter ausforſchen, daher fuhr er fort:

Woher kommts denn doch, meine Lieben! daß ihr nicht zufrieden mit euern Eltern seid? fehlt euch denn etwas?

Hans Jakob. Ich hab's euch ſchon eben geſagt; ſeht, das thut uns weh: unſer Vatter iſt ſo reich, als da der **Böttger** zu **Dielsborn** ſeyn mag, aber dem **Böttger** ſein **Karl** und ſeine **Mine** ſind, hol mich Gott! gräßliche Kinder, und wir ſind Bauern! * * *; ſie ſehen uns gar nicht an, und andere Leute auch nicht, und wir ſind doch, hol mich Gott! eben ſo viel, wie ſie. Ich mags wohl leiden, daß ſie vornehm ſind, aber ich möchte es doch auch ſeyn.

Während der Zeit, daß **Hans Jakob** ſo redete, bekam **Thierchen** einen Trieb, ihr Halstuch zu beſehen, ob es auch in Ordnung ſei; ſie befürchtete auch ſehr, ihre altfränkiſche Haube möchte nicht recht ſizen. Jezt entſtand auf einmal ein Gram in ihrer Seele über ihren Anzug; ein Gram, den ſie noch nie empfunden hatte. Tauſend Thaler hätte ſie darum gegeben, wenn ſie jezt ſchön und modiſch gepuzt geweſen wäre: denn der Fremde gefiel ihr im Herzen, ſie vermuthete auch mit Recht, wenn er juſt kein Edelmann wäre, ſo ſei ſie immer gut genug für ihn; wenn ſie nur nach der Mode gekleidet gieng, und eine ordentliche Erziehung genoſſen hätte.

Denn an Schönheit und Reichthum fehlte es ihr ganz und gar nicht; ſie war gewiß ein Mägdchen, ſo wie ſie da gieng und ſtund, von fünfzig tauſend Thalern.

Der Fremde antwortete dem Hans Jakob auf ſeine Klage: mein lieber Freund! wer weis, ob es nicht beſſer für euch beiden Kinder iſt, wenn ihr ein wenig zurück gehalten werdet, unſer Herr Gott macht alles wohl; er wird euch auch noch glücklich machen.

Thierchen, Ich hoffs auch; aber denkt einmal hin, lieber Herr! zum Exempel: wir können auch recht brave Leute werden, die andere Leute glücklich machen können, dazu hat uns unſer Herr Gott Geld und Gut gegeben; aber ſo gehts nicht an, da wird mich ein Mann, ſo wie ich ihn gern hätte, mit all meinem Gelde doch nicht ſuchen. Denn für vornehme Leute ſchicke ich mich nicht, und für gemeine Leute bin ich zu reich, kann auch mit meinem Gelde nichts rechts ausrichten.

Der Fremde. Ei, ſage ſie mir doch, liebes Mägdchen! wie müßte denn der Mann beſchaffen ſeyn, der ſie heirathen wollte?

Thierchen. Er müßte ein frommer braver Purſch ſeyn, der etwas gelernt hätte, er müßte verſtehen, das Geld zu gebrauchen, er müßte hübſch anſehnlich ſeyn, ſich etwas vornehm kleiden, ſo, wie ihr gekleidet ſeid, er müßte ſehr freundlich ſeyn. O! ich weis nicht, was er alles ſeyn müßte, nur müßte er mir kein bös Wort geben, ſonſt würde ich krank, ich würde ihm auch keines geben.

Hans Jakob. Thiere! Thiere! das iſt zu viel, ich denke nicht, daß dir unſer Herr Gott einen Mann malen wird.

Der Fremde. Laß er ſie gehen, guter Freund! der liebe Gott wirds wohl machen.

Thierchen. Ja, aber wenn ich nun juſt einen Mann lieb kriegte, der ein Edelmann wäre, das wäre ein Unglück. Ihr ſeid doch wohl kein Edelmann?

Der Fremde fühlte Herzklopfen. Der Anfang war fühlbar. Nein, liebes Mägdchen! ich bin kein Edelmann; aber ich könnte doch ein liederlicher Menſch, ein Betrüger ſeyn.

Thierchen war betroffen, ſie trat hervor, gieng dem Fremden zur Seite, ſah ihn freundlich ins Geſicht, und ſagte: ich werde mich in einen verborgenen Winkel ſtellen, wo ihr mich nicht ſehen könnt, und dann zuſehen, was ihr macht. Weis ichs dann, daß ihr kein Betrüger ſeid —

Der Fremde. Nun was dann?

Thierchen. Je nun! ſo lieb ich euch, als einen braven Herrn, und bitte Gott, daß er mir ſo einen Mann geben wolle.

Der Fremde ſchwieg, aber aus jedem Auge rollte eine Thräne die Wange herab. Thierchen bemerkte dieſe Thränen, und ihr ganzes Herz zerſchmolz, auch ihr drang Waſſer in die Augen, doch konnte ſie nicht begreifen, warum der liebe Fremde weinte. Ihr war bange, das möchten furchtbare Thränen für ſie ſeyn. Daher fragte ſie: lieber Herr! warum habt ihr naſſe Augen? Er antwortete: es rührt mich, daß ſie ein ſo gutes Mägdchen iſt. Das gefiel **Thierchen** aus der Maſen.

Jezt fiengen alle drei an zu denken, keines redete ein Wort. **Hans Jakob** und ſeine Schweſter verſezten ſich in eine ſüſe Zukunft. Da gaukelten die ſchönſten Träume vor ihren Seelen, wenn ſie ſich dann beſonnen, daß es nur Träume waren, ſo ärgerten ſie ſich über ihre Eltern.

Der Fremde gieng vor ihnen her, und dachte auch; er machte aber wichtige Plane auf die Zukunft, und wir thun wohl, wenn wir warten, bis ſie ſich nach und nach entwickeln. **Thierchen** hätte nun gar zu gern gewußt, wer der Fremde wäre, und wie er hies? Der Fremde antwortete auf ihre Frage: wer ich bin, das ſoll ſie wohl erfahren; bis dahin heis ich **Hofmann**. Ich will ihn allſo auch ſo lang **Hofmann** nennen, bis es ihm ſelbſt gefallen wird, ſeinen rechten Namen zu entdecken.

Hans Jakob hatte bei dem allen ſeine eigene Gedanken. Hm, fieng er endlich an, das iſt doch ein ſonderbares Ding; der Herr Hofmann da ſpricht mit dir, Thiere! ſchon viel bekannter, als mit mir; er lächelt dich an, mich nicht. Nun bin ich wohl ſo dumm nicht, ich kanns begreifen, und doch begreif ichs, hol mich Gott! nicht ganz. Denn ſchau, Thiere! da gieng ich eine Weile mit des Herrn Pfarrers Louiſe, die ſagte mir kein Wort, mir nichts, dir nichts, und mir deucht, das hätte doch des Pfarrers Louiſe wohl thun mögen.

Hofmann. Ja, guter Freund! da irrt er ſehr. Die Frauenzimmer fangen nicht an zu reden, das kommt den jungen Herren zu.

Hans Jakob. Ha, ha! Ja, aber — wie wars denn? — Nun jezt weis ichs: ich hatte das Herz nicht; denn ſeht, weil ich ſo ſchlecht gekleidet bin, und mit hübſchen Leuten nicht zu reden weis: ſo halt ich lieber das Maul, und weis nicht, was ich ſagen ſoll.

Hofmann. Hört, ihr lieben Kinder! ſeid ihr nur freimüthig, nicht blöd, aber auch nicht grob, handelt und redet, wie es euch gut dünkt.

Unter dergleichen Geſprächen legten unſere drei Reiſende einen Hügel, einen Berg, ein Thal nach dem andern hinter ſich. Zwiſchen 10 und 11 Uhr erſtiegen ſie einen hohen Berg, auf deſſen Spize ſie weit und breit um ſich her ſahen: dort in blauer Ferne lagen Städte und Dörfer in der Menge, durch die weite Ebene ſtrömte der gewaltige **Rhein** in ſeinen groſen Krümmen, in ihm ſpiegelte ſich die blaue Klarheit des Himmels mit unausſprechlicher Herrlichkeit. Es iſt ein unerſezlicher Schade für die Menſchheit, daß die Schönheiten der Schöpfung ſo wenig bemerkt werden: man iſt ihrer gewohnt, und man hat mitten im Tempel der Gottheit ewige Langweile; ſelten iſt hie und da ein gefühlvolles Herz, das im Anblicke der unzählbaren Idealen wahrer Schönheiten zerſchmelzt, und den Schöpfer preiſt. ..**Thierchen** war müde, ſie äuſerte das durch ein Paar mühſame Schritte, und durch ein Aechzen. **Hans Jakob** ſagte: raucht der Herr keinen Taback, damit zog er einen altfränkiſchen, ſtark mit Silber beſchlagenen, meerſchaumenen Pfeifenkopf mit einer handlangen Röhre aus der Rocktaſche, zugleich auch eine ſtrohgelbe Rinderblaſe, die ihm **Thierchen** mit roſenfarbenen Band eingefaßt, auch ein Paar Grasblumen darauf geſtickt hatte.

Der Fremde ſagte: ja, ich rauche auch, laßt uns hier unter die Maibuche ſizen; mit dieſen Worten ſezte er ſich. **Thierchen** ſezte ſich getroſt neben ihn, **Hans Jakob** aber ſtüzte ſich auf ſeinen ſtarken Dornenknittel unter den Arm, und ſtopfte. Indeſſen zog **Hofmann** auch ſeinen neumodiſchen, mit Silber beſchlagenen, meerſchaumenen Kopf heraus, ſteckte ihn an eine ehlenlange Röhre, welche mit Perlenmutter eingelegt war, und die er aus lauter Stücken zuſammen ſchraubte. Hans Jakob hatte nun geſtopft., er reichte mit Zuverſicht ſeine Blaſe hin, da, ſagte er, ſtopfe der Herr mit mir, es iſt vom beſten Knaſter. So, verſezte Hofmann, hat da der Vatter nichts gegen, wenn man Knaſter raucht? O nein! erwiederte Hans Jakob, der iſt ja ſchon vor hundert Jahren geraucht worden.

Hofmann. So iſt allſo der Vatter nicht geizig?

Thierchen und Hans Jakob zugleich: er iſt ganz und gar nicht geizig, wenns nur altfränkiſch iſt, was er kauft.

Nun legte ſich auch Hans Jakob auf den Raſen hin, ſo lang er war, und ſtüzte ſich dabei auf ſeinen linken Ellenbogen. Hofmann ſchaute erſt in die Welt, und ſchien verſunken zu ſeyn ins Wonnegefühl der Allgegenwart Gottes. Thierchen ſah ihm unverwandt ins Geſicht, endlich ſagte ſie: Herr Hofmann, warum ſprecht ihr nicht?

Lieben Kinder! antwortete er, wie iſt die Welt ſo ſchön, ich denk ſo darüber nach, das hat alles unſer Herr Gott gemacht, wie gros, wie ſchön, wie gut muß er ſeyn! Ja wohl, antworteten beide. Thierchen ergriff ihn an der Hand, ſah ihn zärtlich an, und ſagte: gelt, iſt nicht alles um uns her jezt wie ein Garten? aber in dem Garten iſt eine Blume, ſchöner wie das alles, die ich gern pflücken, und an meine Bruſt ſtecken möchte. Hiebei drückte ſie ihm, kaum merkbar, die Hand. Dem guten Hofmann ſtürzten Thränen aus den Augen. Himmliſches Mägdchen! ſagte er; ſie drückte ihm abermal die Hand, und ſchwieg. Hans Jakob zog einen groſen Mund voll Rauch, blies ihn in die Welt, und ſagte: was ihr beide da ſagt, davon verſteh ich, bei mich Gott! kein Wort! — Hofmann lächelte, und Thierchen verſezte: Hans Jakob! du ſollſt noch wohl einmal Ohren für ſo etwas bekommen.

Indem ſie ſo da ſaßen, ſtieg ein Bauer in einem abgeſchabten alten Rock den Weg herauf, den ſie gekommen waren, er ſah müde und traurig aus. Als er herbei kam, grüßte er die drei mit einem guten Morgen, und wollte vorüber gehen. Halt! rief Hans Jakob, hier giebt man Zoll! Der Bauer guckte ihn ernſt an, als wollte er ſagen: mir iſts nicht um Spaß, und ſchritt weiter; allein der Purſche hielt ihm den Dornenſtock vor, und ſagte: ich ſehe, daß ihr raucht, Nachbar! ſezt euch einen Augenblick, ich will euch eins ſtopfen laſſen. Nun, wenn ihr das wollt, antwortete der Bauer, denn er roch den Knaſterdampf. Er ſezte ſich allſo gegen die drei über, an die andere Seite des Weges; Hans Jakob ballte die Tabacksblaſe zuſammen, und warf ſie ihm zu. Als der

Bauer geſtopft hatte, ſtund er ſteif auf, und brachte ſie ihm, mittlerweile zündete Hans Jakob ein Bischen Schwamm an, und indem er es dem guten Manne hinreichte, ſagte er: nu! wo wollt ihr hin? Er ſeufzte, ſezte ſich wieder an ſeinen Ort, und antwortete: ja, da thue ich einen betrübten Gang, ich bin meinem Grundherrn noch zwanzig Gulden Pacht ſchuldig, ich habe ihn immer richtig bezahlt, aber dies Jahr ſtarb mir mein Stall an der Viehſeuche faſt aus, da kann ich nun nicht zurecht kommen, ich habe alles wieder an Vieh gelegt, ich habe ihm auch ſchon 60 Gulden nach und nach gebracht, aber die übrigen 20 Gulden kann ich nun nicht beibringen. Wir haben alles bei den Juden verſezt, um uns zu helfen, nun habe ich nichts mehr; da habe ich nur noch zwo Kühe, ſoll ich nun wieder eine verkaufen, um der zwanzig Gulden willen, ja, da habe ich armer Mann mit Frau und Kindern nichts zu eſſen. Da ſchickt mir nun der Herr einen Befehl zu, wenn ich in zween Tagen nicht bezahle, ſo will er mir eine Kuh aus dem Stalle wegnehmen laſſen; nun geh ich jezt hin, und will anhalten, wie ein Stein am Wege, will nicht weggehen, bis er mir noch etwas Zeit gegeben hat.

Hans Jakob war während der Zeit aufgeſtanden, hatte ſeinen Stock unter den Arm geſtüzt, und ſich vor den Bauern hin geſtellt. Nein, hol mich Gott! nicht, wahrhaftig nicht, der Fl * * vom Herrn ſoll keine gute Worte haben, da müßte ja kein Geld mehr in der Welt ſeyn; wer iſt der Satan?

Der Bauer ſperrte Naſe und Maul auf, ſah den **Hans Jakob** ſtarr an, und ſprach: ſachte, ſachte, Junge, ſchilt mir meinen Herrn nicht, er ſei wie er will, es geht dich doch nichts an. Was antwortete **Hans Jakob**, nu ja, ihr ſeid beſſer als ich, wenn ihr den Mann noch lieb haben könnt, indeſſen denk ich doch das Meine dabei. Hiemit griff der Purſche in den Sack, zog ein ledernes Beutelchen heraus, ſchnürte es langſam auf, guckte Thierchen an, und ſagte: was meinſt du, Thiere! Das Mägdchen nickte ihn an, und ſagte: wenn wir nicht auskommen, ſo giebt es Leute, die uns leihen und borgen, Rübſaamen giebt es allenthalben zu kaufen: (dazu hatte ihnen der Vatter Geld und Commißion gegeben). Jezt griff Hans Jakob ins Beutelchen, zog vier Dukaten heraus, und ſagte: Da Nachbar! jezt geht hin, und bezahlt den Satan von Mann, es thut mir, hol mich Gott! wehe, daß er das ſchöne Geld bekommt, aber euch muß doch geholfen ſeyn. Wann ſind eure Pachtjahre aus? Der Bauer wußte nicht, wie ihm geſchah, er ſah den Purſchen vom Haupte bis zum Fuſe an, getraute ſich nicht recht, das Geld zu nehmen, doch nahm ers, und ſagte mit Thränen: gehen denn die Engel wie Bauernpurſche gekleidet, oder wie iſt es? Hans Jakob verſezte:

ſezte: ich bin kein Engel, ſagt mir nur, wann eure Pachtjahre aus ſind? Ich habe noch ein Jahr, ohne dies, erwiederte der gute Mann; nu dann, fuhr **Hans Jakob** fort, ſo bringt dem Kerl das Geld, und ſagt ihm den Pacht auf, ich bin **Dietrichs** von der **Linden** Sohn, ich will euch ein gut Pläzchen ſchaffen. Der Bauer wußte nicht, was er ſagen ſollte, **Thierchen** gieng zu ihm, drückte ihm die Hand, und ſagte: geht in Gottes Namen, raucht eure Pfeife Tabak mit Freuden, und danket Gott.

Hofmann ſah das alles. Als der Bauer fort war, da ſtund er auf, küßte den **Hans** Jakob und ſagte: jezt gehe ich nach Hauſe, ihr beide ſeid Engel, und ich ſage euch — doch ich will, ich darf nichts ſagen: ich bin euer Bruder. Nun küßte er auch **Thierchen**, ſchloß ſie in ſeine Arme, und fuhr fort: himmliſches Mägdchen! ich will Gott bitten, daß er mir dich zur Braut ſchenkt, ich gehe, aber ich werde bald bei euch ſeyn.

Hans Jakob hatte Thränen in den Augen, ja, ja, antwortete er, ſoll mich Gott holen! ſo einen Schwager hätte ich um mein Leben gern: haltet aber Wort. Ja, verſezte Hofmann, gewiß; mir iſt am meiſten daran gelegen. Thierchen weinte, und ſagte: ich küſſe euch noch einmal, Herr Hofmann! und nun habe ich keine frohe Stunde mehr, bis ich euch wieder ſehe.

Nun giengen die Kinder ihres Weges,
174 und Hofmann auch.

Hans Jakob und ſeine Schweſter Thierchen
219 beſuchten ihre Groseltern und Freunde, aber während den Paar Tagen dieſes Beſuches war ihr Geiſt und Herz nie bei ſich ſelbſt; ſie hatten nichts in den Gedanken, als den lieben Fremden; tauſenderlei Vermuthungen ſtiegen ihnen auf, wer er ſeyn möchte, und ſo oft ſie nur einen Augenblick allein waren, redeten ſie von ihm: über jedes Wort machten ſie eine Auslegung nach ihrer Art, und da

die Liebe und Freundſchaft jeden Gedanken ausgebahr, ſo wurde er in ihrer Einbildungskraft zum Engel. Sie kauften auch bei den Bauern den Rübſaamen auf, wozu ihnen ein Freund das nöthige Geld herſchoß, und ein Paar Tage nach Pfingſten wanderten ſie nach Hauſe.

So wenig **Dietrich von der Linden** die Welt kannte: ſo gut kannte er die Dinge, die beſtändig um ihn waren. Mehrere vernünftige Leute werden die Anmerkung gemacht haben, daß ein Menſch, deſſen Erkenntniskreis von einem kleinen Umfange iſt, um ſo viel genauer alle kleine Theile dieſes Kreiſes bemerke und ſtudire, je enger der Zirkel iſt, in welchem ſich ſeine Seele bewegt. In dieſer Wahrheit liegt die Urſache der Pedanterei: ein Mann, der ſich blos auf eine Wiſſenſchaft legt, und nicht Fähigkeit genug hat, ſie in ihrem ganzen Umfange zu faſſen, wird allemal, wenn er zu ſtolz iſt, ſeine kleinen Kräfte zugeſtehen, die kleinſten Wahrheiten ſeiner Sphäre wichtig zu machen ſuchen, und ſie werden auch in ſeinen Augen höchſt wichtig ſeyn, weil er nichts Beträchtlichers kennt.

Dies war **Dietrichs** Fall. Das Geſchlechtsregiſter ſeines Vieh's, ſeiner Hühner und Kazen, wußte er auf viele Jahre hinaus, und eben ſo fleiſig bemerkte er ihre tägliche Geſchichte, beſonders aber war ſein Pudel, welcher **Wordax** hies, ein ſehr merkwürdiges Thier, er beſaß faſt Menſchenverſtand, und ich wollte niemand gerathen haben, das zu läugnen. **Dietrichs** Frau bekümmerte ſich um das alles nicht, ſie lebte ſo ihr Leben fort, that niemand nichts Böſes, aber auch nicht viel Gutes, in ihren Geſchäften war ſie treu und rechiſchaffen, im Uebrigen ließ ſie Gott und ihren Mann ſorgen.

Die beiden Kinder kamen am Abend nach Haus, **Dietrich** ſtand in der Hausthüre, und rauchte eine Pfeife Taback, er ſchauete gerad vor ſich hin, und da ſeinen

Augen juſt eine alte Scheuer im Wege ſtund, ſo verweilten ſie auf dieſem Gegenſtande; er dachte nach, wie der Zimmermann wohl geheiſen haben möchte, der die Scheuer gebauet, was er alle für Geſellen dabei gebraucht habe; dann ſtellte er ſich die Bäume vor, woraus man die Bretter und Pfoſten geſchnitten hatte, wie ſie noch wuchſen, wie ſie noch jung waren, wie die Eicheln, woraus ſie entſtanden, noch an den Mutterbäumen hiengen u. ſ. w. Plözlich entſtund ein Geſchrei, der kluge **Mordax** jagte im Hofe die Hühner auf, ſie gackelten und flogen die Scheuer hinauf, dies ſtörte ſeinen Gedankengang, er rief den **Mordax** herbei, und verwies ihm mit bittern Vorwürfen ſeine Unart. Der gute Pudel ſchämte ſich, er nahm den Schwanz zwiſchen die Hinterbeine, und kroch beiſeit. Gerad in dieſem Augenblicke trat **Hans Jakob** mit ſeiner Schweſter zum Thore herein, hier ſuchte der Pudel Troſt, er ſprang mit tauſend Freuden hin und her, und um die beiden alten guten Freunde hinauf, aber dieſe hatten was anders zu thun. Hans Jakob gab ihm eine Ohrfeige, und Thierchen ſchob ihn mit dem Fuſe beiſeit, ſie giengen ſchnurgerad auf die Hausthüre zu. Der Pudel verwunderte ſich, gieng in eine Ecke des Hofes, drehte ſich ein paarmal herum, und legte ſich nieder. Die Kinder grüſten den Vatter mit einem trockenen guten Abend, dieſer dankte ihnen trocken; ſie giengen allſo fort die Treppe hinauf, um ſich auszuziehen; Dietrich aber blieb an der Thüre ſtehen, und damit ihn die Scheuer nicht hindern möchte: ſo ſchaute er nun zum Thore hinaus über die Wieſe hin, und überlegte, was ſeinen Kindern widerfahren ſeyn möchte: denn er hatte auf den erſten Blick in ihren Geſichtszügen eine Neuerung bemerkt, die ihm nicht gefiel. Dieſer Umſtand ſchien ihm eine wichtige Epoche in ſeinem Leben zu ſeyn. Der Wandel ſeiner Kinder war bis daher ſo einförmig und ſo gewohnt geweſen, daß er jeden Morgen faſt unfehlbar beſtimmen konnte, welche Handlungen ſein **Hans Jakob**, oder ſein **Thierchen** den Tag über beginnen würde; in ſeiner Seele lag alſo die Vorſtellung, beide würden, ſo wie ſie durchs Thor herein kämen, vor dem entgegen laufenden Hunde ſtill ſtehen, ihn liebkoſen, und dann fragen: was der Pudel während ihrer Abweſenheit gemacht habe? dann würde er ihnen geantwortet haben, ſo würde ein vertrauliches Geſpräch entſtanden ſeyn, in welchem ein Wort das andere gebracht hätte, und ſo wäre man wieder auf den vorigen gewohnten Gang gekommen: da aber alles nun ganz anders gieng: ſo wurde **Dietrich** murriſch, traurig und nachdenkend. Auch ſeine Frau ſpürte Veränderung, ſie erwartete von **Thierchen** eine genaue beſtimmte Erzählung von jedem Schritte und Tritte ihrer Reiſe, von jeder Mahlzeit, von allen Kleidungen ihrer Freunde u. ſ. w., aber auf alle Fragen bekam ſie einſylbige Antworten. **Dietrich** fragte indeſſen nach nichts, ſondern er dachte nur, und je mehr er nachdachte, deſto ärgerlicher wurde er, doch hoffte er, es würde alles allmählich wieder ins alte Gleis kommen; er wartete ein Paar Tage, fand aber zu ſeinem gröſten Erſtaunen immer mehr Abweichung von der alten Spur, und nun konnte er es nicht mehr aushalten. Den vierten Tag nach der Kinder Ankunft, des Mittags nach Tiſche, fieng **Dietrich** an: bin ich euer Vatter noch, oder habt ihr unter Weges einen Mann mit einer ſchön gepuderten Peruque angetroffen, der es ſeyn ſoll? Meinetwegen könnt ihr gehen, es geht alles ſeinen Gang!

Hans Jakob. Dafür kann ich, hol mich Gott! nichts, Vatter! unſer Vatter ſeid und bleibt ihr immer, dafür reſpektiren wir euch.

Dietrich. Reſpektiren hin, reſpektiren her! es geht alles ſeinen Gang! ihr habt was im Kopfe, und ich will wiſſen, was das iſt, und da beichtet mirs, ich kanns nicht länger ertragen.

Hans Jakob ſchwieg, und krazte ſich hinter den Ohren; **Thierchen** aber wurde das Herz weich, ſie fühlte des Vatters Leiden tief in der Seele, und das war ihr unerträglich, ſie ſtund auf, nahm einen Stuhl, und ſezte ſich neben ihren Vatter, Thränen rollten ihre engliſche Wangen herab, ſie lächelte, und ſchauete ihm ins Geſicht. **Dietrich** mochte ein zärtliches Herz haben, aber es hatte noch nie Gelegenheit gehabt, ſich ſelbſt zu fühlen bis jezt; ihn durchſchauerte eine ungewohnte Empfindung bei dem Anblicke ſeiner Tochter, auch ihm drungen die Thränen in die Augen. Thierchen, fieng er an, du biſt noch mein Mägdchen?

Thierchen. Ja, lieber, lieber Vatter! ich bin noch euer Mägdchen.

Dietrich. Nun, ſo ſei's Gott gedankt! aber ſo beichte denn doch, was fehlt euch?

Thierchen. Wollt ihr mir nicht böſs werden, Vatter! ſo will ich mit euch reden?

Dietrich. Warum ſollt ich böſs werden? ihr werdet wohl nichts Uebels gethan haben?

Thierchen. Nein, Vatter! nun hört mich einmal an: ihr ſeht doch gern, wenn eure Kinder recht glücklich werden?

Dietrich. Das glaub ich, ihr ſeid ja meine Kinder, je glücklicher, je lieber, wenn nur alles ſeinen Gang geht.

Thierchen. Wir ſind aber nicht glücklich! werdet nur nicht böſs, Vatter!

Hans Jakob. Nein, hol mich Gott! glücklich ſind wir nicht.

Dietrich. Nun, was fehlt euch denn, ihr ſeid ja doch auch, bei Gott! nicht unglücklich, daß ich wüßte, es geht alles ſeinen Gang, ihr habt ſatt zu eſſen und zu trinken, habt Kleider und Geld und Gut, ſo viel ihr braucht, es geht ja alles ſeinen Gang.

Thierchen. Wollt ihr mirs nicht übel nehmen, ſo will ich ſagen, was uns fehlt?

Dietrich. Nun, ſo beichte, beichte!

Thierchen. Sollte es unter den vornehmen Leuten gar keine fromme brave Leute geben? gar keine?

Dietrich. Hm! du fragſt ja ſo prophetiſch, das hab ich ja mein Lebtag nicht geſagt, aber ſehr wenige, ſehr wenige! aber was geht dich das an?

Thierchen. Die vornehmen Leute dauern mich in der Seele, wenn ſie nicht in den Himmel kommen. Nun ihr habt geſagt, es gäb noch fromme brave Leute darunter, aber ſehr wenige, und da freue ich mich über.

Dietrich. Nun, wo ſoll das hinaus?

Thierchen. Hört, Vatter! ich möchte gern unter die wenigen vornehmen Leute gehören.

Dietrich ſtund auf, er ſagte kein Wort, ſeufzte tief, und gieng zur Thüre hinaus. **Thierchen** ſaß auf feuerigen Kohlen.

Hans Jakob ſtund auf, gieng auch zur Thüre hinaus, und ſagte: da haſt du's! jezt haſt du ein ſchön Feuerchen angelegt, hol mich Gott! **Thierchen** fieng an weinen, und gieng auf ihre Kammer, was ſie da machte, das weis ich nicht; die Mutter aber wußte nichts beſſers zu thun, als daß ſie in ihre Schlafkammer hinauf ſtieg, und das Bett machte.

Dieſer Zuſtand dauerte faſt ein Vierteljahr, von allen Seiten wurden Plane gemacht, wie man wieder auf die alte Eintracht des Lebens kommen könnte, jedem wurde die Lage ſauer, in der er ſich befand, und doch war es unmöglich: denn der Gedankengang der Kinder hatte eine ſolche Richtung genommen, daß er ſich durchaus **Dietrichs** Syſtem nicht mehr anpaſſen ließ; dieſer Mann trauerte daher beſtändig fort, ward murriſch, und zuweilen faſt unerträglich. **Thierchen** im Gegentheile litte unausſprechlich. Das Bild jenes **Hofmanns** ſtand ihr noch immer vor Augen, und je länger es ihre Seele anſchaute, deſto brennender wurde ihr Verlangen, ihn wieder zu ſehen, und eben ſo viel ſchrecklicher der Gedanken, er könnte ſie vergeſſen haben. Es iſt eine uralte und bekannte Bemerkung, daß ein in der Einſamkeit erzogenes Mägdchen, wenn es zu reifern Jahren kömmt, eine Mannsperſon, die ihm gefällt, mit einer ganzen Seele voller Liebe ergreift, und wenn es ihr nicht gelingt, gemeiniglich unglücklich wird. Dies war Thierchens Fall; der Vatter ahndele nichts von einer ſolchen Liebe: denn die beiden Kinder hüteten ſich aufs genaueſte, nur ein Wort von ihrem Fremden blicken zu laſſen. Indeſſen machte er doch heimlich allerhand Anſchläge, er hatte ausfindig gemacht, daß ſeine Kinder zur Ruhe kommen würden, wenn er ſie verheirathet hätte, alsdann müßte all ihr Beſtreben ein Ende haben; er durchdachte alſo alle umliegende wohlhabende Bauernhäuſer, ob nicht ein einziges wäre, das auf einer Seite altfränkiſch genug, und auf der andern doch auch reich genug für eines ſeiner Kinder ſeyn möchte; aber er fand überall Anſtoß. Daher verzog ſich es bis gegen den Herbſt, während der Zeit aber machte die Vorſehung ganz andere Anſtallten.

An einem ſchönen ſanften Auguſttage, an welchem kein Lüftchen wehete, die Sonne anfieng, ſchiefer über Berg und Thal hinzuſtralen, und die erreifende Natur der ganzen belebten Schöpfung ihr Füllhorn mit ſchwelgendem Ueberfluſſe auszuſchütten, ſaß **Dietrich** mit ſeiner Frau und Kindern noch am Ende des Mittagseſſens am Tiſche, er fütterte ſeinen **Mordax** noch mit einzelnen Brodbrocken, die er auf ſeinem Teller fett machte, dabei dachte er tiefſinnig nach, was es mit ſeinen Kindern noch geben würde: ſeine Frau dachte nichts, als was ſie den Abend aufzutiſchen hätte. **Hans Jakob** kauete noch an einem Knochen, und klopfte das

Mark auf ſeinen Teller; Thierchen aber hatte die Hände unter der Bruſt über einander geſchlagen, und ſchauete mit groſſen hellen Augen durch das Fenſter in den klaren blauen Himmel.

Während dieſer hohen Stille trat ein alter ehrwürdiger Mann zur Stubenthüre herein, er war nach alter Art, wie ein Bauer, gekleidet, ſeine grauen Haare rollten ſich um den Nacken herum, ein altmodiſcher, aber ſehr feiner brauner Rock gab ihm das Anſehen eines ſehr heitern Grosvatters, und ſeine ganze übrige Kleidung paßte ganz genau auf ſein ganzes Daſeyn; er ſagte ganz freundlich: guten Tag zuſammen! Die ganze Familie wurde lebhaft bei dem Anblicke des ſaubern Mannes, ein jeder dankte ihm freundlich. Dietrich ergriff einen Stuhl, ſtellte ihn an den Tiſch, und ſagte: ſezt euch! Der Fremde lächelte, ſchauete einen jeden mit einer ſehr edeln Miene an, und ſagte: nun freue ich mich doch auf meinen alten

Tag, daß ich euch brave Leute noch ſo geſund beiſammen ſehe, ich habe viel von euch gehört, und da komm ich nun ſo her zu euch, um etwas mit zu reden.

Es iſt uns lieb, antwortete **Dietrich**, wenn ihr uns etwas Gutes bringt; was habt ihr uns denn zu ſagen? es geht alles ſeinen Gang. Der Fremde rückte unvermerkt Thierchen näher, ihr klopfte das Herz, ſie wurde roth und bleich, ohne zu wiſſen warum. Nun fieng er an: hört **Dietrich**! ihr ſeid ein braver redlicher Mann, ein Mann von alter deutſcher Sitte und Ehrlichkeit, und da habe ich einen guten Freund, ſo brav, wie's keinen mehr auf Gottes Erdboden giebt, ein junger Mann, alt etwa 22 Jahr, der hat drei Stunden von hier dieſen Sommer ein groſes Gut gekauft, und auch ſchon bezahlt, der möchte nun gern eine gute Haushälterin haben — Thierchen wurde blaß wie eine Wand, und zitterte — und da hat er ein Aug, da, auf ihre Tochter gewor-

geworfen; (hier trat er **Thierchen** auf einen Fuß, und fuhr fort) der junge Menſch heiſt **Hofmann**. (**Thierchen** erſchrack, ſie wurde blutroth im Geſichte; **Hans Jakob** aber reckte den ganzen Körper in die Höhe, lächelte und ſagte: das riecht, hol mich Gott! nach Zimmet und Nägelchen). **Dietrich** bemerkte die Gemüthsbewegung ſeiner Kinder, aber ihm fiel nichts Widriges dabei ein, denn er glaubte, die jungfräuliche Schaam mache dieſen Eindruck auf ſeine Tochter; indeſſen gefiel ihm der Antrag, denn er war ſeinen Gedanken ganz angemeſſen nur hätte er, wie's denn natürlich iſt, gern nähere Umſtände von dem jungen Manne gewußt, der ſeine Tochter heirathen ſollte; er fragte allſo ferner: wo iſt der junge Menſch denn her, und wer ſind ſeine Eltern? Der Fremde erwiederte: **Hofmann** iſt aus dem gülcher Land, ſein Vatter iſt dort ein reicher Bauer, und ein ehrlicher Mann, und damit ihr ſeht, daß das alles wahr iſt, ſo habe ich da ſeinen Geburtsbrief mitgebracht. Hier zog er ein Papier mit einem groſen Siegel heraus, und gab ihn Dietrich hin, nachdem ihn Dietrich geleſen hatte, ſagte er: das geht alles ſeinen Gang, es iſt mir juſt nicht daran gelegen, wie reich er iſt, wenn er nur ſein Brod erwerben kann: denn auf Reichthum ſeh ich nicht, ich kann meiner Tochter ſo viel geben, daß ſie genug hat, aber ich wüßte doch gern, wie viel er ungefehr hat? Ha! verſezte der Fremde: er hat zum wenigſten zwanzig tauſend Thaler zu gewarten. Genug! genug! rief Dietrich, laßt ihn nur herkommen, daß wir ihn kennen lernen, denn meiner Tochter muß er doch auch gefallen, ſie muß auch Freude an ihm haben können, wenn alles ſeinen Gang gehen ſoll. Daran habt ihr recht! antwortete der Fremde, übermorgen wird er kommen, er iſt daheim auf ſeinem Gute, und macht allerhand Anſtallten. Dietrich fragte ferner: wie heiſt der Hof, den er gekauft hat? Der Fremde antwortete: es iſt der Blumenhof. Dietrich machte groſe Augen, was! rief er, er hat den Blumenhof gekauft? Ja freilich, ſagte der Alte, mit der Mühle und mit allem. Dietrichen floſſen die Thränen aus den Augen, Mägdchen! fieng er an, wenn der ein braver Kerl iſt, da biſt du glücklich. Der Fremde verſezte: an Bravigkeit fehlts ganz und gar nicht, er iſt wie ein Engel. Laßt ihn kommen! laßt ihn kommen! ſagte Dietrich! indem er aufſtund, um dem Alten eine Flaſche Wein zu holen. Die Mutter lief auch fort, dem Freunde noch etwas Eſſen zu machen. Jezt ſagte der Alte: gelt Jungfer! ſo mußte es gehen. Thierchen ſprang auf, weinte laut, und rief: dir, mein Gott und Vatter! dir dank ich, dir danke ich! o Gott, machs ferner gut! — Hans Jakob war nicht weichherzig, aber er hatte jezt Thränen in den Augen, er gieng bei den Alten, ſchüttelte ihm die Hand, und ſagte: die Reihe wird doch, hol mich Gott! auch endlich an mich kommen? Wahrlich ja, antwortete der Fremde, erwartet es nur mit Geduld. Thierchen ſprang haſtig herbei, und ſagte ſehr dringend: daß er aber ja nicht vornehm gekleidet kommt! Ho! ho! antwortete er, da hats keine Noth, der iſt klüger, als wir alle; er hat ſich den ganzen Sommer über aufs Genaueſte nach euch allen erkundigt, er würde gewiß kein Mägdchen ſo auf den erſten Anblick geheirathet haben. Traut nur auf Gott, Jungfer! und auf ihn, es wird beſſer gehen, als ihr denken könnt. Ueberdem trat der Vatter wieder ganz heiter in die Stube, er hatte gewiß auch nach ſeiner Art Gott gedankt, und von nun an war wieder Harmonie und Eintracht in allen Gemüthern. Der Fremde war ſehr geſprächig, und ein geſcheiter weltkündiger Kopf hätte leicht merken können, daß die Bauernkleidung nicht ſeine gewöhnliche war, er aß und trank, und wanderte wieder fort.

Am dritten Tage war **Thierchen** beſonders ganz heiter, ſie puzte ſich auf ihre Art aus, und **Dietrich** ſah mit gröſter Freude, daß alles ſo ſeinen guten Gang gieng, er war auch gar munter, und gegen ſeine Kinder freundlicher, als er je geweſen war. Gegen zehen Uhr erſchien **Hofmann**. **Thierchen** ſah ihn zuerſt durchs Stubenfenſter den Fuspfad herab kommen, ſie erkannte ihn von weitem am Geſichte, wie ſehr fremd er auch in den Kleidern war, die er an hatte, ſie meinte zu Boden zu ſinken, doch hielt ſie ſich feſt. Kurz darauf trat er ins Haus, **Dietrich** gieng ihm bis in die Hausthüre entgegen, grüſſte den fremden jungen Mann, der ſich ſo bäueriſch und altmodiſch ſtellte, als er konnte, er gefiel dem Vatter auf den erſten Blick, denn er ſah ſehr gut aus, und hatte eine edle Miene, er wurde in die Stube geführt, wo ſich Mutter und Kinder befanden, jezt ſezten ſich alle, und **Hofmann** fieng an:

Herr von der Linden, der Mann, den ich geſchickt habe, wird euch wohl geſagt haben, was ich bringe?

Dietrich. Ja, wir wiſſens alle, wir wollten euch doch auch gern ſehen. Ihr wißt, wie die Bauersleute ſind, man kauft eine Kuhe nicht gern im Sacke, es muß alles ſeinen Gang gehen.

Hofmann. Da habt ihr gar recht daran, ich wollt euch doch auch gern beiſammen ſehen. Nun, weil ich gehört habe, daß eure Tochter ein gar braves Mägdchen iſt, ſo habe ich ſie mir ausgeſucht, ich möchte ſie gar gern zur Frau haben, wenns euch gefiel.

Dietrich. Wollen ſehen, was es giebt! es muß alles ſeinen Gang gehen. Seht! wie der Hund um euch wedelt, es ſcheint, als wenn er ſchon am Geruche merkte, daß ihr euch gut für uns ſchickt.

Hofmann. Kann wohl ſeyn, die Hunde ſind gar freundliche Thiere, auch merken ſie bald, wer gut Freund mit ihnen iſt: den Hund ſchwäz ich euch ab, Herr von der Linden!

Dietrich. Ho! ho! da hats keine Noth, den Hund miß ich nicht, ſo lang er kriechen kann.

Hofmann. Daß dich der Tauſig! das iſt ein ſchöner Hund!

Dietrich. Nu! nu! wollen ſehen, was es giebt, wir können ihn ja zuſammen haben, wenn alles ſeinen Gang geht.

Hofmann. Nein! nein! wenn er euch ſo lieb iſt, ſo will ich ihn nicht, ich kann ja wohl die Art bekommen.

Durch dieſes Geſpräch war **Hofmann** ſchon ganz in **Dietrichs** Herz gekrochen. **Thierchen** und **Hans Jakob** meinten für Lachen zu berſten, als ſie ſahen, wie ſich der Hofmann ſo in alles ſchicken konnte; er blickte **Thierchen** zuweilen ſeitwärts an, und lächelte, aus ihren Augen aber glühete die reinſte Liebe, ſo daß **Hofmann** ihre Blicke im Innerſten ſeiner Seele fühlte. Die Rolle, die er ſpielte, wurde ihm indeſſen ſehr ſauer. Hans Jakob aber konnte ſeine jauchzende Seele nicht zurück halten: hei! rief er aus, muß n'aus geben, hol mich Gott! und und einmal mit gleichen Füſen übern Zaun ſpringen. Hofmann verſezte: könnts thun, ihr werdet wohl bald Luft und Plaz bekommen. Hans Jakob lachte hart, und gieng fort. Indeſſen gieng nun auch die Mutter in die Küche, und der Vatter ſagte: Thierchen, thue du dem Freunde eine Weile Geſellſchaft, ich habe auch noch etwas zu ſchaffen, es muß alles ſeinen Gang gehen, und damit gieng er hinaus. Nun ſtund Hofmann auf, er umarmte Thierchen, und ſagte: nun mein engliſches Mägdchen! habe ich denn nun Wort gehalten?

Thierchen. Ja, Herr Hofmann! ich habe mit Schmerzen nach euch verlangt.

Hofmann. Sie wird alſo keine Bedenkzeit nehmen?

Thierchen. Ich habe nichts zu bedenken, ihr gefallt mir von ganzem Herzen, jezt weis ich auch, wo ihr her ſeid: aber nehmt mir nicht übel, ich begreife doch das Ding noch nicht recht, als ich euch zu Pfingſten ſah, da ward ihr wie ein Herr gekleidet: nun hört ich ehgeſtern, daß ihr den Blumenhof gekauft habt, was ſeid ihr denn eigentlich?

Hofmann. Daß ich aus dem gülcher Land bin, das iſt wahr, daß mein Vatter dort ein groſes Gut hat, iſt auch wahr, eben ſo, daß er ein ſehr braver Mann iſt, meine Mutter eine ſehr brave Frau, und meine Schweſter ein ſehr liebes Mägdchen; auch ich habe mich bis daher ſo aufgeführt, daß ſie nie etwas Schlechtes von mir hören wird.

Thierchen. Das glaub ich! aber wie freu ich mich, daß ihr noch Eltern, und noch eine Schweſter habt, auf die Bekanntſchaft freu ich mich recht ſehr.

Hofmann. Was ich nun weiter bin und ſeyn werde, das wollte ich noch gern geheim halten, es wird ihr ſelbſt Freude machen, wenn ſie's ſo auf einmal erfährt: wenn ſie mich heirathet, ſo wird ſie eine anſehnliche Frau werden, und ſie wird Gelegenheit haben, ſehr viel Gutes in der Welt zu thun.

Thierchen. Nun ſo will ichs auch noch nicht wiſſen, es iſt mir einerlei, was ich bin, wenn mich nur der liebe Gott lieb hat und ihr.

Hofmann. Alſo hat ſie nichts gegen mich einzuwenden, ſie will mich alſo heirathen?

Thierchen fiel ihm um den Hals, weinte laut, und hauchte ein ſtilles Ja hervor, mit dem Zuſaze, wenn meine Eltern wollen. So hiengen die beiden mit umſchlungenen Armen eine Weile zuſammen, endlich riß ſich Hofmann los, eilte zur Thüre hinaus, und rief den Vatter, die Mutter und den Hans Jakob zuſammen, als ſie alle in der Stube waren, fieng er an: wir beide ſind ſchon fertig, gebt ihr Eltern eure Einwilligung dazu? **Dietrich** und ſeine Frau erſtaunten. Hm! ſagte der erſte, das geht ja einen hurtigen Gang, biſt du's ſo müd bei mir, Mägdchen? doch meinethalben! da, Herr Hofmann! da habt ihr meine Hand und meinen Segen. Die Mutter kam nun auch ſanft herbei, und gab ihre Einwilligung, endlich kam auch **Hans Jakob**, er lachte, ſchüttelte den Kopf, gab dem Hofmann auch die Hand, und ſagte: hab's ſchon geſagt, was ich denke, es iſt doch curios, hol mich Gott! wie ſich ein Ding ſo macht, ſeh ein Thierchen im Nothſtalle, will auch n'aus ſchlupfen. **Dietrich** bemerkte das, nu, **Hans Jakob**! fieng er an, ich glaube, du meinſt, du wärſt im Nothſtalle?

Hans Jakob. Ha, Vatter! nu Thiere n'aus geht, wird mirs doch wohl eng.

Dietrich. Wart, es giebt vielleicht auch eine Hofmännin für dich. Hofmann lachte, und verſezte: wenn **Hans Jakob** kann, was ſeine Schweſter kann, ſo wärs möglich.

Dietrich. Habt ihr nicht noch eine Schweſter?

Hofmann. Ja freilich! der Hans Jakob kanns einmal bei ihr verſuchen.

Dietrich. Das geht ſeinen Gang, hab nichts dawider.

Hans Jakob. Ja! ja! das iſt, hol mich Gott! kein Spas; ich weis beſſer, wo mich der Schuh drückt.

Hofmann. Da denk ich nun ſo, Schwager! geht ihr ſo eine Weile hin und her in der Welt, auf einem guten Wege, ſo wird ſich der Schuh nach dem Fuſe gewöhnen, und dann wird euch der Schuh nicht mehr drücken.

Hans Jakob. Verſteh's! verſteh's! wollen ſehen, was es giebt, fürchte aber, es giebt nichts.

Hofmann blieb auch noch den folgenden Tag bei ſeinen neuen Freunden, und redete alles mit ihnen ab. Den folgenden Sonntag ſollte die Verkündigung in der Kirche vor ſich gehen, und über 14 Tage die Hochzeit ſeyn.

Hofmann hatte alles ſehr weislich eingerichtet. Nachdem er ſich nach **Dietrich** und ſeinen Kindern in Geheim erkundigt, und gefunden hatte, daß ſie brave Leute wären, und daß überhaupt nichts auszuſezen ſei, als ihre altfränkiſche Lebensart, ſo ließ er ſich ein vollſtändiges Bauernkleid machen, ſein ehemaliger Hofmeiſter, ein ganz vortrefflicher Mann, der ſein warmer und vertrauteſter Freund war, hielt ſich bei ihm auf, denn er ließ ihn nie von ſich, mußte ſich auch in einen Bauern verkleiden. Da ſie erſt kürzlich von der Univerſität nach Hauſe gekommen waren, ſo machten ſie eine Reiſe zuſammen nach der Stadt **Rheinau**, wo **Hofmann** bei dem vortrefflichſten Fürſten eine Bedienung ſuchte. Bei dieſer Gelegenheit war es, als er im Gebirge herum ſtrich, und **Dietrichs** Kinder antraf. **Dietrich von der Linden** war ihm ſchon als ein reicher Kornhändler von Jugend auf bekannt, weil die reichen Bauern in ſeiner Nachbarſchaft oft mit ihm gehandelt hatten, und viel von ihm redeten. **Dietrichs** Tochter gefiel dem würdigen Hofmann ſogleich im erſten Anblicke, und da er nun vollends hörte, daß ſie ein herrliches Mägdchen war, ſo ſchien's ihm der Mühe werth, ihrenthalben einen wichtigen Plan anzulegen, um ſie zu bekommen. Er war ohnehin ein Freund der Landwirthſchaft, und reich: da er nun ſchmeichelhafte Ausſichten bei dem Fürſten hatte: ſo kaufte er den **Blumenhof**, ein Landgut, wie ein Paradies Gottes. Er und ſein Hofmeiſter, der in Geſtalt eines alten Bauern bei **Dietrich** die erſte Anwerbung machte, führten alſo den Plan aus, ſo, wie ich erzählt habe.

In den Brauttagen fiel nun weiter nichts wichtiges vor, auſer daß **Dietrichs** Frau und die Braut viel mit einander wegen der Kleider und andern Sachen auszumachen hatten. Die Tochter ſtrebte immer nach dem Neumodiſchen, die Mutter aber nach dem Alten, und ſo gab es immer Wortwechſel; Dietrich aber ließ ſie machen, er that nichts, als daß er ruhig und ohne Widerrede Geld zahlte, wenn's gefodert wurde; er war in ſeiner Seele vergnügt, denn es war ihm durch dieſe Heirath ein Band am Herzen los geworden.

Der Hochzeittag nahete endlich herbei. Hofmann, der ſeine Braut während der Zeit öfters beſuchte, und alles anordnen half, hatte die Sache ſo eingerichtet, daß die Hochzeit auf ſeinem Gute gefeiert werden ſollte: er erkundigte ſich genau nach dem Geſchmacke ſeiner Schwiegereltern, und wie er hörte, daß ſie es gern hatten, ſo machte er es; ſein Haus wurde alſo ganz nach alter Mode ausmeublirt, Bette, Stühle, Tiſche, Bänke, Küchengeräthe, mit einem Worte alles, was zu einer Bauern-Haushaltung gehört, trug den grosvätterlichen Karakter. Der Tag vor der Hochzeit wurde in Dietrichs Hauſe mit allerhand Streitigkeiten zugebracht. Die Braut und Hans Jakob gaben ihre Stimme; daß man eine Chaiſe miethen, und des andern Morgens damit nach dem Blumenhofe fahren ſollte: Dietrich und ſeine Frau aber ſollen zu Fus gehen, und das ſollten ihre Kinder auch thun, das war ihnen nun gar nicht recht, denn ſie glaubten, man müßte ſich ja für allen ehrlichen Leuten ſchämen, wenn man zu Fus zur Hochzeit gehen würde. Doch dieſer Streit nahm gegen Abend ein Ende, man hörte eine Peitſche muthig knallen, und wie man aufſchauete, ſo fuhr der Herr Bräutigam in höchſt eigener Perſon zum Thore herein: und was hatte e denn? — er hatte eine neue Karre, ſo, wie ſie die holländiſchen Bauern brauchen um damit zur Kirche zu fahren: die Karr hatte einen flachen langen, roth angeſtrichen offenen Kaſten, zwiſchen dem Rothe ſchimmerten hin und wieder weiſſe Stre fen hervor, in dem Kaſten waren ein Pa

Bänke,

Bänke, um darauf zu ſitzen; der Bräutigam ſaß auf dem Pferde, und führte die Fuhrmannspeitſche gar geſchickt; die Füſe hatte er auf die Karrnbäume geſtellt, ſeine Schuh waren ſo, wie man ſie von einem reichen Bauer erwartet, die Schnallen klein, rund, und von Silber, die Strümpfe weiſſe Baumwolle, die Hoſen von gutem blauen Tuche, unter dem ziemlich langen blauen Kamiſol glänzte ein roth kalmankenes Wämschen mit vielen kleinen weiſſen Knöpfchen hervor, um den Hals trug er ein roth und ſchwarz geſtreiftes ſeidenes Halstuch, das Haar hatte er rund abgeſchnitten, und hübſch glatt gekämmt, und auf dem Kopfe hatte er einen groſen, genau dreieckigt aufgezäumten Hut; ſo fuhr er in den Hof hinein, und knallte noch ein paarmal mit der Peitſche, daß einem die Ohren gällten. Dietrich, ſeine Frau und Kinder lachten laut, als ſie ihn ſahen, und nun hatte der Kutſchenſtreit ganz und gar ein Ende.

Hofmann ſprang vom Pferde, ſpannte es aus, und führte es in den Stall. Als er ins Haus trat, ſo begegnete ihm die Braut mit ihren Eltern und Bruder, alle lachten laut, beſonders Hans Jakob und Thierchen; der Bräutigam aber fand nichts Lächerliches bei der Sache, er ſtellte ſich, als wenn ſich ja das alles ſo von ſelbſt verſtünde. Dietrichen und ſeiner Frauen war es aber ſo ganz recht, und ſie fanden an ihrem Eidame einen Mann, der ſich recht für ſie ſchicken würde. Thierchen fieng lächelnd an: was wird das geben, Hofmann! wenn du deine Braut auf der Karre heim holſt?

Hans Jakob. Ja, das iſt, dünkt mich, hol mich Gott! doch auch kein guts Zeichen.

Hofmann. Eh, was wollt ihr denn? ich glaube gar, ihr lacht mich aus?

Thierchen. Kurzweil! aber ich dachte, du würdeſt einen Knecht mit einer Chaiſe ſchicken, und der Weil zu Haus bleiben, und ordiniren?

Hofmann. Ei! ei! ei! mit einer Chaiſe! -- Hm! hm! ſo fährt man nicht in den Chaiſen, es geht ſo nicht her!

Dietrich. Recht! recht! Eidam! ſo gefallt ihr mir, es geht alles ſeinen Gang.

Thierchen. Ja, Vatter! wir wollen einmal ſehen, was der Mann da für einen Gang gehen wird.

Hans Jakob. Ja, daß denk ich auch, er macht den Anfang gut.

• **Hofmann.** Ja, ſpottet ihr nur, der Mann, der ich bin, der bleib ich, und da bringt mich kein Menſch von ab.

Dietrich klopfte ihn auf die Schulter, und ſagte: recht ſo! recht ſo! ein Mann muß ein Mann ſeyn. **Thierchen** verſezte: ich glaubs auch, und **Hans Jakob**, ich glaubs, hol mich Gott! auch.

Nun gieng des andern Morgens der Zug vor ſich: **Dietrich**, ſeine Frau und Kinder ſezten ſich nach ihrer Art, hochzeitlich angezogen, auf die Karre, und der Bräutigam fuhr fort. Als ſie auf dem Blumenhofe ankamen, ſo erwarteten ſie drei Perſonen an der Thüre: erſt jener alte Bauer, der um Thierchen die erſte Anwerbung gethan hatte, er ſtand da, rauchte aus einer kurzen irdenen Pfeife, ſein graues Haupt bedeckte eine weiſſe baumwollene Müze, dann hatte er ein weiſſes Halstuch um, ein groſes braunes Kamiſol an, durchaus mit Knöpfen beſezt, darunter ein Wämschen oder Bruſtlappen von ſchwarz und weiß geſtreiftem Kalmank, dann braune Hoſen und ſchwarze Strümpfe. Die zweite Perſon war höchſt merkwürdig: ein ſehr artiges Mägdchen, ſchön wie Theodore, heiter wie ein Engel, aber mit einem Minervengeſichte, ſtand neben dem Alten, ſie hatte ihre Arme vor der Bruſt über einander geſchlagen; dieſe ſahen aber nicht bäueriſch, ſondern milchweiß und röthlich aus, ihre braunen Locken bedeckten die Haube eines Bauernmägdchen, aber die Spizen daran waren fürſtlich, um den Hals trug ſie ein ſchwarzes Sammetbändchen mit einem goldenen Schloſſe, ein ſeidener ſchwarzer Schleier lag nach ländlicher Art um ihre Schultern, ihre Armen waren nur mit den Hemdermeln, aber von holländiſchen blendendweiſſen Stülpen Tuch bekleidet, dann hatte ſie ein roth und weiß geblümtes ſeidenes Leibchen an, und einen ſchwarz und weiß geſtreiften kamelottenen Rock, endlich trug ſie weiſſe baumwollene Strümpfe und ſchwarze rauchlederne Pantoffeln. Die dritte Perſon war der Herr Landpfarrer des Ortes, ordentlich und gewöhnlich angezogen, er rauchte ſeine Pfeife ruhig fort, und ſtand hinter den beiden ſchon beſchriebenen Perſonen.

Als die Brautleute ankamen, ſo ſprang der Bräutigam vom Pferde, und half ihnen von der Karre. Dietrich gieng zuerſt auf den Alten zu, und ſchüttelte ihm die Hand, ſo auch die übrigen: Hofmann aber ergriff ſeine Braut und jenes herrliche Bauernmägdchen, führte ſie zuſammen, und ſagte zu Thierchen: ſieh! das iſt meine Schweſter, welche jezt Köchin iſt.

Hier fehlt es mir aber an Geiſt und Kraft, das alles gehörig auszudrücken: eine vollendete Frauenzimmerſeele, voller himmliſcher Kraft und Güte, und eben ſo klug und vernünftig, und dann ein noch ganz rohes Naturmägdchen, in welchem alle jene herrliche Tugenden in allem ihrem Vermögen ruhen, aber höchſt reif zur Entwickelung ſind, trafen ſich hier.

Clementine (ſo hies Hofmanns Schweſter) ſchauete ihrer Schwägerin kaum ins Geſicht, ſo wallte ihr ſchon ihre ganze Seele entgegen. Läugne, wer da kann, die Gewalt der Phyſionomie, ihre Kraft und Wahrheit beſtättigt ſich täglich. Sie vergaß ſich. Ohne daran zu denken, daß der Kuß bei den Bauersleuten von einerlei Geſchlecht gar nicht gewöhnlich iſt, flog ſie Theodoren um den Hals, und küßte ſie unaufhörlich. Die gute Braut wußte nicht, wie ihr geſchah. Bei den Küſſen ihres Bräutigams empfand ſie die reinſte Wonne der Braut: denn ihre Seele war ſchuldlos, und ihr Herz unverdorben; aber in den Armen eines ſo ganz vortrefflichen Geſchöpfes von ihrem Geſchlechte mit Küſſen überſchwemmet zu werden, das war ihr ganz neu und unerwartet, ihr Buſen pochte, ihr Herz ſchwoll auf, groſe neue Empfindungen drängten ſich in ihrer Seele empor, ſie glaubte zu erſticken, ſie ſank, Thränen brachen aus ihren Augen, und ſie konnte nichts hervor ſtammeln, als Gott! o Gott! der Zug ihres Herzens war ſo gros, daß ſie ſich endlich losriß, und ſagte: Mägdchen! ich erſticke, kann keinen Odem holen — ich heiſe dich du, heis mich auch ſo. Clementine antwortete: ja, mein Engel! das ſoll gelten zwiſchen uns, wir ſind ewig, ewig Schweſtern, und noch mehr.

Hans Jakob ſtand der Weile wie verſteinert, und ſah zu; er betrachtete Clementinen vom Haupte bis zu Fus, ſie kam ihm vor, wie die Sonne hinter einer dünnen Wolke. Ja! ja! fie[illegible]r endlich an, da werde ich, hol mich Gott! noch was zu ſchreiten haben, ehe ich n'auf komme! Clementine hörte dieſe Worte, ſie ließ alſo von der Braut ab, und kam zu ihm, ſie lächelte, both ihm die Hand, und ſagte: Willkommen, Bruder von der Linden! er ergriff ihre Hand, hielt ſie feſt, und antwortete mit Thränen in den Augen: Bruder bin ich -- und ihr ſeid meine Schweſter — aber möcht bei euch in die Schule gehen. Clementine ſah in dem Geſichte dieſes Jünglinges den Bruder ihrer Theodore, das iſt, ſeine Bildung gefiel ihr ganz, aber ſeine Perſon kam ihr wie ein ungeſchliffener Diamant vor: ſie fragte: möchtet ihr denn wohl bei einem Mägdchen in die Schule gehen? Ja! hol mich Gott! verſezte er, danach das Mägdchen iſt, gleich, gleich, fang ich an zu lernen, wenn ihr mein Schulmeiſter ſeyn wollt. Nun giengen ſie alle ins Haus.

Dietrich und ſeine Frau giengen überall im Hauſe umher, und beſahen alles, ſie konnten mit dem Beſehen nicht fertig werden. Die Braut konnte an ihrer Seite ihre Schwägerin nicht verlaſſen, ſie hatte tauſend Fragen an ſie zu thun, und meinte immer, ſie müßte ihr um den Hals fallen. Hans Jakob war auch immer bei der Hand, aber er ſtand immer einige Schritte zurück, und ſah nur zu. Der Bräutigam und Pfarrer mußten alſo nach vielem vergeblichen Zuſammenrufen endlich Ernſt brauchen, damit ſie die Leute zur Copulation zuſammen bringen möchten; dieſe wurde dann auch gegen zwölf Uhr vollzogen.

Das Hochzeitmahl war eben ſo altfränkiſch eingerichtet, als alles andere, und Dietrich war wohl nie ſo aufgeräumt geweſen, als heute; nur ſein Hans Jakob war es nicht, er ſchwieg, aß nicht viel, und hatte immer Thränen in den Augen. Am Nachmittage winkte er der Braut, und gieng hinaus, ſie folgte ihm. Thierchen! fieng er an, geh ein wenig mit mir in Hof, da im Hauſe iſt mirs zu eng; ſie thats, und ſpazirte mit ihm im Hofe herum. Thiere! fieng er an, was ſoll ich thun? — Das Mägdchen da, unſere neue Schweſter, gefällt mir ſo wohl, daß mirs im Herzen wehe thut, ich kanns nicht ausſtehen, (er weinte) aber was ſoll ich machen? Denk nur einmal nach, die iſt dir, hol mich Gott! nicht ſo ſchlecht, als ſie da in Kleidern ſteckt, wer weis, was das für Leute ſind, welch ein Herr war mein Schwager, als wir ihn das erſtemal ſahen? Die wird eben ſo eine prächtige Dame ſeyn; da komm ich Tölpel nun herzu, was wird michs helfen? Hätte mich mein Vatter nun ein wenig in die Welt geſchickt, mich ordentlich gekleidet, und mich was lernen laſſen, ſo wäre ich jezt auch der Hahn im Korbe.

Thierchen. Sei du ſtill, Hans Jakob! ich bin ja auch nicht beſſer erzogen, wie du, und es hat mir doch geglückt; laß du unſern Herr Gott ſorgen, der kann wohl noch etwas aus dir machen.

Hans Jakob. Ja machen! hat ſich wohl! da wird was rechts aus mir werden, da kann ich dir ja nicht einmal einen ordentlichen Brief ſchreiben, ich Tolpes, der ich bin.

Thierchen. Sieh! ich will dirs ſagen, ich und mein Bräutigam wollens überlegen, ſei du nur freudig; bethe aber fleiſſig, und hör nicht auf zu bethen, unſer Herr Gott wird dir helfen.

Bei dieſen Worten kam Clementine daher gegangen, was habt ihr, ihr Kinder? fragte ſie. Theodore antwortete: mein Bruder iſt nicht wohl; bei dieſen Worten lächelte ſie. Clementine merkte etwas, ſie gieng bei Hans Jakob, der traurig da ſtand, und vor ſich nieder ſah, ſie ergriff ihn an der Hand, und ſagte:

nun Bruder! kann ich euch nicht etwas zur Stärkung geben? Könnt wohl ſeyn, antwortete er. Hört, Bruder! fuhr ſie fort, ihr habt noch viel Unreinigkeit bei euch, ich will euch einmal ein Paar Jahr lang in die Kur nehmen, wenn ihr dann hübſch folgt, und hübſch die Medizin gebraucht, die ich euch vorſchreibe, ſo kann ich euch vollends helfen; mein Bruder hat mir geſagt, ihr hättet eine herrliche Natur, daher hoffe ich, es ſoll gut gehen.

Hans Jakob verſtund das Räthſel vollkommen, Theodore auch; er taumelte herbei, ergriff Clementinens Hand, ſah ſie mit naſſen Augen an, und ſagte — ſagte — nichts, ſie drückte ihm die Hand, und lächelte ihn an. Sein Herz drängte ſich zur Zunge, er wollte etwas ſagen, und wußte nicht was. Clementine hatte noch immer ſeine Hand gefaßt, endlich fieng er an: du allmächtiger Gott! was muß ich da antworten? ich weis es nicht. Theodore fiel ihrer Schwägerin um den

Hals, und Hans Jakob hielt Clementinens Hand. Dieſe drückte ihm ſanft ſeine Finger, und ſagte: ihr habt ſchon genug geſagt, Bruder!

Dietrich war indeſſen guter Dinge geworden, er kam auch daher, und rauchte, er hatte den ganzen Tag an Clementinen ſtudirt, und zwo Wahrheiten heraus gebracht. Die erſte war, ſie ſei ein bildſchönes Mägdchen, und die zweite, ſie müßte wohl in ihrem Leben nicht viel Bauernarbeit gethan haben. Daraus machte er nun den Schluß: es ſchicke ſich gut, wenn ſein Hans Jakob das Mägdchen nähme; denn wenn er auch ein wenig an Haushältigkeit und Arbeitſamkeit an ihr verlör: ſo ſei es doch billig, daß er auch ein wenig dabei verſpielte, da ſeine Schweſter deſto mehr gewonnen habe. Als er nun die drei ſo vertraulich beiſammen ſah, ſo glaubte er, es ſei ſchon bald an der zweiten Hochzeit; daher fieng er an: Hans Jakob! kannſt als fortmachen, hab nichts dawider. Ja! ja! rief ihm Clementine entgegen, wir müſſen noch erſt all das Unkraut vom Acker jäten, dann wollen wir ſehen, ob noch ſo viel da bleibt, daß es der Mühe werth iſt. **Dietrich** verſtund das nicht. Meinethalben, antwortete er.

So verfloß **Theodorens** Hochzeittag. Des folgenden Tages blieben ſie noch alle beiſammen, am dritten aber lud **Dietrich** die ganze Geſellſchaft zu ſich auf folgenden Sonntag, und reiſte darauf mit ſeiner Frauen und Sohn nach Hauſe. 280

Hans Jakob von der Linden war 290 den ganzen Weg über mäuschenſtille, es gefiel ihm nichts, alles, was ſein Vatter und ſeine Mutter ſagten, war ihm gar nicht recht geſagt, alle Berge und Hügel, über die ſie giengen, ſtunden ihm nicht am rechten Orte, auch ſchien es ihm, als wenn die Sonne nicht mehr ſo wäre, wie ehemals. **Dietrich** und ſeine Frau waren auch traurig, aber ſie ſpürten das, was ihnen fehlte, nicht eher ganz, bis ſie wieder nach Hauſe kamen, da wars ihnen in allen Winkeln leer, überall war hohe Stille. Hans Jakob mochte nichts arbeiten, er war unerträglich traurig, immer ſtunden ihm die Thränen in den Augen. Der Blumenhof war ihm das einzige Plätzchen in der Welt, wo es ihm gefiel, ſo gar die Zäune dort um den Blumenhof waren ihm ein ſüßerer Gedanke, als alles Vermögen ſeines Vatters.

Indeſſen war es noch ſein einiger Troſt, daß er künftigen Sonntag das Liebſte, was er auf der Welt hatte, ſehen und ſprechen würde; dieſes machte ihm Freude. Alle Zubereitungen, die dieſen Beſuch zum Zwecke hatten, waren ihm die liebſte Arbeit. So verfloſſen vier jahrenlange Tage, bis endlich der erwünſchte Sonntag anbrach. Es war ſehr ſchönes Herbſtwetter, und es deuchte dem Jungen von der Linden ſchöner, als der angenehmſte Frühlingstag. Um 10 Uhr kam Hofmanns bunter Wagen zum Thore herein gefahren, die jungen Eheleute, der alte Bauer und Clementine ſaßen da beiſammen, und lachten Freude jedem ins Geſicht. Hans Jakob hatte keinen andern Gedanken, als Clementinen, er half ihr vom Wagen, und ſtellte ſich ſeitwärts neben ſie hin; Theodore ſprang herunter, und lebte ganz. Munterkeit, Leben und Wonne war durch ihre ganze Seele verbreitet, man ſah es ihr an, wie ſie jezt mit Eile ſich entwickelte, ſo wie eine ſchöne Blumenknoſpe, oder ein wohlriechendes Kraut ſich an einem ſchönen Maitage mit groſem Triebe der Vollkommenheit nähert; ein edler Anſtand fieng an, in allen ihren Handlungen hervor zu ſtralen, ſo daß ſich Dietrich nicht recht in das Mägdchen finden konnte: denn er hatte nirgend ein feineres Gefühl, als wo ſich etwas vom hundertjährigen Gang entfernte. Indeſſen bekümmerte er ſich nicht weiter darum: denn er dachte, das

Vögel-

Vögelchen iſt gefangen, und doch irrte er gewaltig.

Dietrich von der Linden und ſeine eheliche Hausfrau thaten nach ihrer Art ihr Beſtes, heute ihre lieben Gäſte recht gut und bieder zu bewirthen, und nun fieng Eva an (ſo hies Dietrichs Frau) die Mutterphyſionomie anzunehmen.

Hier muß ich ein klein wenig philoſophiren: ich weis nicht, ob meine Leſer ſchon die Bemerkung gemacht haben, daß die mehreſten Mütter eine ganz andere Geſtallt, Gang und Geberden annehmen, wenn ſie einmal ein Kind verheirathet haben. Nirgend zeichnet ſich dieſe Veränderung beſſer aus, als unter den Bauersweibern, wo die Natur am wenigſten verdeckt bleibt: ſo bald ſie eine verheirathete Tochter oder eine Schnur haben, ſo fängt in ihrer Seele ſchon ein neuer Zeitpunkt an. Die Oberaufſicht, die ſie nun in mehr als einer Haushaltung führen, erhebt ihr Herz und ihren Geiſt: jezt ſtellen ſich alle ihre Erfahrungen der Einbildungskraft vor, und die Wonne des Regiments dringt durch alle ihre Glieder, ſo daß man es in ihrem ganzen Daſeyn merken kann. Oft muß ich lächeln, wenn ich des Sonntages an meinem Fenſter ſtehe, und die Landweiber beobachte, wie ſie nach der Kirche gehen, faſt wollte ichs errathen, welche ſchon Kinder verheirathet haben: eine hohe Mine und genügſamer wohlweiſer Blick, eine gezwungene Stellung im Gehen und Stehen zeichnet ſie vorzüglich aus, und wenn man eine Weile mit ihnen redet: ſo bedienen ſie ſich vieler Schleichwege, um das Geſpräch auf ihre verheirathete Kinder zu lenken, da wiſſen ſie's dann ſchon an den Mann zu bringen, wie viel Gutes ſie ſchon in den neuen Haushaltungen geſtiftet haben.

Mutter Eva fieng alſo mit dieſem Sonntage an, Schwiegermutter zu ſeyn und ſich bei **Hofmann** und **Theodoren** in Autorität zu ſezen: ſie ſtellte alſo i einem gelegenen Augenblicke ſchon eine Unterſuchung an, was ſie die Paar Tage über gemacht, wie ſie die Küche beſtellt, und das Vieh gefüttert hätten. Hofmann beantwortete alles ſelbſt auf eine unbeſchreiblich gefällige Art, ſo daß der guten **Eva** die Luſt ankam, ein Paar Wochen mit zu gehen, um die blumenhofer Haushaltung recht in Ordnung zu bringen; allein es wurde ihr ein grosmächtiger Strich durch ihre Rechnung gemacht.

Es wird meine Leſer wohl nicht ſonderlich intereßiren, wenn ich erzähle, wie **Dietrich** und ſeine **Eva** ihre lieben Gäſte bewirtheten. Wer ein wenig Weltkenntnis hat, kanns leicht errathen. Wichtiger iſt es uns, wie **Hans Jakob** dieſen Tag zugebracht habe. Der gute Junge ſuchte Gelegenheit, mit **Clementinen** zu ſprechen; dieſe merkte es, und weil ſie eine durchaus edle und engliſche Seele war, ſo gab ſie ihm Anlaß dazu, ſie ſchlug ihm in Gegenwart aller einen Spazierganz vor. Dietrich ſchielte ſeine Frau an, und lächelte, Eva zog den Mund in Falten, als wenn ſie's noch überlegen wollte, Theodore ſtrahlte Vergnügen, Hofmann blieb gleichgiltig, er kannte ſeine Schweſter, und wußte, das alles, was ſie thät, in die Ordnung der Dinge gehörte. Der alte Bauer endlich ſaß, und dachte auf Plane: denn er war noch immer Mentor, und er wurde auch dafür in aller Kraft erkannt. Hans Jakob wurde bei Clementinens Antrag roth und bleich, er zuckte kaum um ſich, weil er glaubte, er würde überall beſchämende Minen ſehen; als er aber das nicht fand, ſo erholte er ſich, ſtund auf, und ſagte: nun, Schweſter! ſo gehen wir. Clementine ſtund auf, und gieng mit ihm fort.

Das Geſpräch dieſer beiden Kinder wird uns wichtig ſeyn, daher will ich es von Wort zu Wort herſezen. So bald ſie vor dem Thore waren, fieng Clementine an, indem ſie ihn um den Arm faßte: Br der! wir wollen uns führen, und nun einmal vertraulich zuſammen reden.

Hans Jakob. O Schweſter, ich bin vergnügter, als ich in meinem Leben geweſen bin, das iſt, hol mich Gott! wahr, laßt uns doch einmal rein von der Bruſt zuſammen reden.

Clement. Das wollen wir, darum hab ich den Spaziergang vorgeſchlagen. Ich hab gemerkt, daß ihr mich liebt, ihr ſeid ein feiner wohl gebildeter junger Menſch, habt ein frommes, gutes, edles Herz, das habe ich aus vielen ſchönen Sachen erkannt, die mir Schweſter Theodore von euch erzählt hat, und endlich habt ihr auch Vermögen genug, um eine Frau anſtändig zu ernähren; aber eins fehlt euch noch.

Hans Jakob. O Schweſter! ſagt nicht eins, nicht eins, ſagt hundert, ich bin ein grober Kerl, bin zu nichts nuz, hol mich Gott! nicht, ich kann euch ja nicht einmal einen ehrlichen geſcheiden Brief ſchreiben.

Clement. Nun, es gefällt mir, daß ihr erkennt, wo es euch noch fehlt, darum iſt euch auch beſſer zu helfen: ſeht, jezt will ich euch einen Vorſchlag thun, dem müßt ihr folgen, ſo kann alles gut gehen: mein Bruder wird jezt mit ſeiner Frau eine Reiſe nach unſern Eltern ins gülcher Land thun, ich reiſe mit, ihr werdet ſchon gemerkt haben, daß wir keine Bauersleute ſind?

Hans Jakob. Freilich hab ichs gemerkt, aber das macht mir eben Angſt.

Clement. Das braucht euch nicht Angſt zu machen, folgt ihr mir, ſo kanns gut gehen, wenn Gott will! Ihr müßt von euern Eltern, ihr müßt in die Fremde, oder ſonſt irgend hin, um noch etwas zu lernen, wenigſtens ihr müßt mehr Wohllebenheit und Anſtand haben, und dazu habe ich ſchon einen Ort ausgedacht, nur das iſt das Schwerſte, wie wir euch hinweg bringen: denn es muß mit des Valters Willen geſchehen, ſonſt iſt kein Segen dabei.

Hans Jakob. O du lieber Gott! da wird, hol mich Gott! nichts draus, mein Vatter läßt mich nicht fort.

Clement. Dieſen Winter freilich nicht, aber ich bin euch gut dafür, daß es im Frühlinge geſchehen wird, da wird, denke ich, euer Vatter ſelbſt kurirt werden.

Hans Jakob. Das wär, hol mich Gott! eine Hauptkur.

Clement. Ihr werdets ſehen. Dieſen Winter bleibt ihr hübſch ruhig bei euern Eltern, ich will euch ſchreiben, und ihr könnt mir antworten, ſo wie ihr denkt: künſtelt ja an keinem Briefe, ſondern ſchreibt nur ſo, wie ihr ſprecht, wir kennen uns ja, und niemand bekommt ja euren Brief zu ſehen.

Hans Jakob. Nun, da werdet ihr artige Sachen zu leſen bekommen, ich wills aber doch ſo machen.

Clement. Im Frühjahre wird ſichs ſchicken, daß ihr an einen Ort kommt, wo ihr ganz ein anderer Menſch werdet, wir ſind ja beyde noch jung, giebt dann Gott ſeinen Segen; ſo kann ja binnen ein Paar Jahren auch ein Paar aus uns werden.

Hans Jakob. Ach Gott! da fürchte ich gar ſehr, ihr werdet während der Zeit tauſend andere Gelegenheiten bekommen, und den guten armen Hans Jakob von der Linden vergeſſen und verlaſſen.

Clement. Vergeſſen und verlaſſen iſt Clementinens Sache nicht, aber ſich mit einem jungen Menſchen ein Paar Jahre zu früh verſprechen, auch nicht. Wir wiſſen nicht, was Gott für Wege mit uns gehen will, wenn wir uns nun eine Sache vornehmen, die erſt nach etlichen Jahren geſchehen kann, ſo begehen wir immer einen Fehler.

Hans Jakob. Das iſt, hol mich Gott! hart geſprochen.

Clement. Iſt das hart, Bruder! freilich! ich weis gar wohl, daß zwei, die ſich mit Leib und Seele verliebt haben, gar oft geſchwind zufahren, und ſich ſo feſt an einander knüpfen, als ſie können; aber immer folgt viel Leiden darauf, wenns auch recht gut geht: das iſt nun meines Thuns nicht, ich habe wohl gut reden, denn ich habe noch nie eine Mannsperſon geſehen, in die ich mich ſo tief verliebt habe; aber ich glaube doch, unſer Herr Gott wird mich auch dafür bewahren, ich hüte mich, ſo viel ich kann, und dann bethe ich auch darum, daß er mich nicht fallen laſſen wolle.

Hans Jakob. Hm! ihr habt euch noch nie recht verliebt, allſo in mich auch nicht, da ſiehts, hol mich Gott! blutſchlecht für mich aus.

Clement. Bruder! Bruder! ihr ſeid nicht auf dem rechten Wege, ich ſage euch, vergeſſen und verlaſſen iſt meine Sache nicht, aber ſich ſterblich verlieben, auch nicht. Ich kann euch ſagen, daß ich euch mehr werde lieben, als irgend eine Mannsperſon in der Welt, und das iſt zum Heirathen genug.

Hans Jakob. Nun das iſt, hol mic
Gott! auch genug, da gebt mir die Han
darauf.

Clement. Meinethalben, nun müßt ih
auch der Mann werden, den ich aus euc
haben will.

Hans Jakob. Da werde ich mein B
ſtes thun, ſo wahr mir Gott helfe! ſa
mir alles, ich will euch folgen.

Clement. Dazu giebts andere Leut
die es für mich thun, jezt will ich eu
noch etliche nüzliche Sachen ſagen: i
war ein leichtſinniges Mägdchen, dach
über nichts nach, ſo wie die Kinder
ſeyn pflegen; meine Eltern aber ſind ſe
fromme chriſtliche Leute, die führten mi
immer zum Bethen und zu allem Gut
an, aber ich bekümmerte mich wenig da
um. Wo es was zu lachen, zu hüpf
und zu ſpringen gab, da war ich die V
derſte. So wurde ich ſechzehen Jahr a
Meine Mutter hatte mich in allem unt
richtet, was einem Mägdchen hübſch

ſteht, und mein Bruder und ich mußten immer allerhand nüzliche Bücher leſen, um Kenntniſe zu bekommen. Jezt gieng nun mein Bruder auf die Univerſität —

Hans Jakob. Was! hat mein Schwager geſtudirt?

Clement. Ja freilich, und das rechtſchaffen!

Hans Jakob. Das iſt mir ein Bauer! — da freu ich mich doch, hol mich Gott! wie ein Kind, wenn ihn mein Vatter einmal recht kennen wird, wie er ſich da hinter den Ohren krazen wird.

Clement. Darüber freut euch nicht, das iſt ein ſchwarzer Flecken an euch, daß ihr eurem Vatter nicht gut ſeid, den kann ich nicht leiden.

Hans Jakob. Ihr habt recht, unſer Herr Gott wird mirs vergeben; nun erzählt ihr nur weiter.

Clement. Mein Bruder reiſte fort, und ich war aus der Maſen traurig, meine Eltern nahmen mich mit auf einen

Spaziergang, ſie waren auch betrübt, doch aber nicht wie ich. Ich denke mein Lebtag daran, wie mein Vatter und meine Mutter da zuſammen redeten, jezt machte das alles mehr Eindruck auf mein Herz, als ſonſt, ſie ſprachen davon, wie dies Leben in der Welt nur ein Aufenthalt in einem fremden Lande ſei, juſt ſo, als wenn ein junger Menſch auf die Univerſität reiſte, es käme dann alles darauf an, daß er auf der hohen Schule alle ſeine Stunden wohl anwendete, was er da verſäumte, ſei auf immer verſäumt, wann er dann von der hohen Schule in ein Amt käme, ſo würde ers erſt finden, wie gut er gehandelt habe, wenn er auf der hohen Schule fleiſig geweſen wäre. Eben ſo gehts auch in dieſem Leben. Dieſes Leben iſt eine hohe Schule für die Menſchen, je beſſer wir hier unſere Zeit anwenden, deſto beſſer wirds uns in jenem vollkommenen Leben bekommen. Nun nahm mich mein Vatter an der rechten, und meine Mutter an der linken Hand, ſie führten mich zwiſchen ſich übers Feld hin: nun, ſagte mein Vatter, ſiehe, liebes Mägdchen! jezt will ich dir etwas ſagen, das mußt du niemals vergeſſen: du biſt nun 16 Jahr alt, nach und nach werden ſich Jünglinge finden, die nach dir ſehen, auch werden ſie dich auf allerhand Weiſe locken, aber bedenke, daß dies Leben kurz iſt, daß es lauter Schuljahre ſind, ich bitte dich mit Thränen, (er hatte auch Thränen in den Augen) ſei behutſam, ich verſpreche dir, du kannſt dermaleins heirathen, wen du willt, wenn du nur mit deinem Gatten fromm leben und ſelig ſterben kannſt, und du nicht gar zu toll hinein plazen wirſt: doch das hoff ich nicht von dir. Ich weis nicht, wie es mir damals zu Muthe war, mir wars ſo wohl, ich weinte, fiel meinen beiden Eltern um den Hals, und verſprach ihnen, ewig ihre gehorſame Tochter zu ſeyn, und ein gutes Mägdchen zu werden. Dieſer Eindruck iſt mir ſeit der Zeit feſt im Gemüthe geblieben, doch paßirte den andern Tag noch etwas, das mich ganz und gar veränderte. Des folgenden Tages, ſo gegen Abend, kam eine Jungfer aus unſerm Dorfe zu mir, die ein Paar Jahre älter war, wie ich, doch waren wir immer die vertrauteſten Freunde geweſen, ſie ſagte mir alles, was ſie auf dem Herzen hatte, und ich ſagte ihr auch alles. Dies Mägdchen hatte ſich vor ein Paar Jahren mit einem jungen Herrn verſprochen, er war Advokat, konnte ſich aber mit ihr noch nicht verheirathen, denn er hatte kein Vermögen, verdiente auch noch nicht genug, und das Mägdchen erbte auch nicht ſo viel, daß ſie davon leben konnten. Die Eltern waren zwar mit der Heirath wohl zufrieden, auch waren der junge Menſch und ſein Mägdchen recht brave gute Kinder. Allein Thorheit wars immer, daß ſie ſich verſprochen hatten, und ſich heirathen wollten, ehe ſie Brod hatten. Ich ſage, es war Thorheit, ob ichs gleich ſelbſt in dem

Falle gethan hätte: denn der Menſch iſt manchmal in der Nothwendigkeit, thöricht zu ſeyn. Nun kam das Mägdchen zu mir, ſie weinte und war aus der Maſen traurig. Ach Clementine! ſagte ſie zu mir, wo ſoll ich hin? — ich bin ſo traurig, daß mir die Welt zu eng wird. Ach! wo ſoll ich hin? — geh doch ein Paar Stunden mit mir ſpaziren. Gerne, ſagte ich, ich legte mein Strickzeug nieder, warf meinen ſeidenen Mantel um, und gieng mit ihr: es gieng ſo gegen den Abend, die Sonne ſchien, und es war ſtilles ſanftes Wetter.

Als wir nun auſer dem Dorfe waren, da ſagte ſie: laßt uns dort über die Wieſe hinab ſpaziren: ich antwortete: mir iſts recht: wir giengen alſo, und führten uns an der Hand: nun fieng meine Freundin an, ihr Herz auszuſchütten, ſie klagte mir, daß ſie ſeit einigen Tagen unausſprechlich traurig ſei, und wüßte doch nicht warum, ſie und ihr Bräutigam ſeien friſch und geſund, und ſonſt fehle auch niemand etwas, und doch ſei ſie ſo traurig, als wenn die Welt vergehen wollte; wenn ſie nun ſo darüber nachdenke, was ihr denn doch fehle, ſo könne ſie nichts finden; jezt wärs aber ſo arg mit ihr, daß ſie's nicht mehr ausſtehen könnte. Das gute Mägdchen weinte an meiner Seite laut, ich redete ihr tröſtlich zu, aber es half alles nicht.

So giengen wir über die Wieſe fort, und endlich kamen wir an ein Waſſer, welches ziemlich gros und breit iſt, jezt hatte es geregnet, und das Waſſer war aufgelaufen; über den Fluß lag ein ſchmales Holz, nur ein Paar Hand breit, doch war es ziemlich eben gehauen, ſo daß man wohl darüber gehen konnte, wenn man nur nicht ſchwindlich war. Wir giengen eine Weile an dem Ufer auf und ab; der Schatten ſtieg die Berge hinauf, und die Sonne wollte nun untergehen. Indem wir ſo gehen, kommt eine Mannsperſon auf der andern Seite des Waſſers die Wieſe herauf, er hatte einen runden Hut auf, und einen weiſſen Frak an mit grünen Unterkleidern, er ſpazierte mit einem ſchmalen braunen Stäbchen auf der andern Seite des Waſſers herauf. **Wilhelmine** (ſo hies die Jungfer) ſahe ihn, ſie rief: Ach mein lieber Hermann! ſie warf ihm Küſſe zu, er erkannte ſie, warf ihr auch Küſſe zu, und nun zog ſie die Liebe, ſie mußten zuſammen, **Wilhelmine** ſtund auf dieſer Seite an der gefährlichen Brücke, Hermann auf der andern Seite, ein Paar mal verſuchte ſie über das Holz zu gehen, aber ſie taumelte wieder zurück, Hermann verſuchte es auch, aber er wurde auch ſchwindlich, ſo daß er wieder zurück gieng. Da ſtunden wir nun, ich widerrieth ihnen beiden, ſie ſollten wieder nach Hauſe gehen, es ſei zu gefährlich, aber es half nichts, ſie ſtrebte hinüber, und er herüber: mir wurde immer bänger, denn mir ahndete ein Unglück, ſie ſprang auf das Holz, lief fort und wankte, nun war ſie zu weit, als daß ich ſie hätte zurück ziehen können. Ich zitterte und ſchrie, ſie ſtand, ſchwankte, konnte weder hinter ſich, noch vor ſich. Hermann ſahe die Gefahr, er rief vor Schrecken, ſprang auf das Holz, ſtrebte auf ſie zu, um ſie hinüber zu führen, er ſchwankte auch, ſie ergriffen ſich, ſchwankten herüber, ergriſſen ſich noch einmal, und im Fallen waren ſie in ihre Arme geſchloſſen, Mund auf Mund!!! —

Clementine ſtockte hier, Thränen quellen häufig aus ihren Augen die Wangen herab, und Hans Jakob ſchluckste. Sie fuhr fort: mir ward es ſchwarz vor den Augen, ich ſahe, wie die armen Kinder durchs Waſſer fortwalzten, ſich immer feſter in die Arme ſchloſſen, ſich noch ein Paar mal küßten, und endlich über ein Wehr, welches das Waſſer nach einer Mühle abdämmte, hinunter rollten, wo ſie nun in den groſen Waſſerſtrudel hinein ſtürzten. Ich lief das Waſſer hinab, ſtreckte die Arme nach ihnen aus, und ſahe ſie nicht mehr. Alle Kraft verſchwand mir, ich wankte auf den Füſen, ſank zu Boden, und wuſte von mir ſelbſt nichts mehr. Als ich wieder zu mir ſelber kam, da fand ich, daß ich im Schoos einer Bauernfrau lag, die Thränen in den Augen hatte, mich freundlich anlächelte, und mich mit kaltem Waſſer wuſch. Die Frau ſah ſo fromm und ſo brav aus, daß ich alſofort eine grose Liebe zu ihr bekam. Ich fieng laut an zu weinen, und fragte, ob ſie wüßte, was für ein Unglück paßirt wäre? Sie wies mit der Hand die Wieſe hinab, ich ſchaute hin, und ſahe dort einen Trupp Bauern beiſammen ſtehen, welche die beiden Unglücklichen auf dem Trockenen liegen hatten, und um ſie her ſtunden. Ich ſezte mich bei die Frau auf den grünen Raſen, es war ſchon ziemlich dunkel, ich war aber noch zu müde, nach Hauſe zu gehen. Die Frau drückte mir die Hand, und ſagte: Jungfer! laſſe ſie ſich das Unglück Lebenslang vor Augen ſtehen, dort oben war ich im Felde, ich habe das Unglück von Weitem mit angeſehen, und Leute zuſammen gerufen; die armen jungen Leute, Gott hab ſie ſelig! haben ſich zu früh mit einander verſprochen, das thut kein gut, die Liebe wird je länger je ſtärker, wenn man nicht zuſammen kommen kann, ich habs auch erfahren; endlich wenns zu lang dauert, ſo wird nichts Gutes daraus. Wenn endlich die Liebe zu heftig wird, ſo vergißt man den lieben Gott, und dann iſts aus. Hüte ſie ſich dafür, liebe Jungfer! ſie iſt ein ſehr ſchönes Mägdchen, und ſie wird Gefahr haben, daß ſie ſich nicht zu früh verliebt. Ich fühlte wohl, daß alles wahr war, was die gute Frau ſagte, und ich nahm mir feſt vor, im Namen Gottes mich niemals in eine Mannsperſon zu verlieben, die ich nicht gleich heirathen könnte.

Nun hatte man einen Boten nach unſerm Dorfe geſchickt, da war nun überall wehklagen. Die Eltern meiner Wilhelmine fielen aus einer Ohnmacht in die andere, und damit ichs kurz mache, die beiden Liebenden wurden in ein Grab gelegt, und unter tauſend Thränen begraben. Mein Vatter kam und holte mich von der Wieſe nach Hauſe. Ich war wohl drei ganzer Wochen krank, und konnte nicht wieder zurecht kommen, endlich bekam ich Briefe von meinem Bruder und von ſeinem Hofmeiſter, dem ehrlichen, klugen und vortreflichen Herrn Oſterfeld, dieſe tröſteten mich wieder ganz, ſie riethen mir, ich ſollte mich ganz der Haushaltung annehmen, die Mutter ablöſen, und alles beſorgen, ſo würde mein Gemüth ruhig werden, dabei ſollte ich gute Schriften leſen, erſtlich die Bibel, dann Richardſons Romane, beſonders den Grandiſon und noch andere Bücher mehr. Mein Vatter las auch dieſe Briefe, ſie gefielen ihm wohl, er rieth mir auch dazu, und trieb mich an, daß ich beſtändig etwas nüzliches in der Haushaltung thun mußte, und wenn ich etwas Zeit hatte, ſo mußte ich ihm vorleſen; ich kann auch das Klavier ſpielen. Nun haben wir einen ſehr groſen Flügel, darauf mußte ich ſchöne Lieder ſchlagen, und mein Vatter ſpielte die Violin dazu.

Ich habe auch eine Tante in Aachen, die beſuchte ich zuweilen. Sie iſt eine ſehr chriſtliche vernünftige Frau, die brachte mich dann auch in hübſche Geſellſchaft, wo ich lernte mit vornehmen Leuten umgehen, ohne daß ich ſündigte. Seht Bruder! ſo hab ich gelebt, bis mein Bruder vorm Jahr wieder kam. Ich habe viele junge Herren geſehen, in die ich mich wohl hätte verlieben können, und die auch ſehr nach mir trachteten, aber ſo bald ich merkte, daß ſie mir gefielen, ſo zog ich mich zurück, und hütete mich, daß ich ſie nicht mehr ſahe. Nun glaube ich, daß aus euch ein Mann werden wird, der ſich recht für mich ſchickt. mein Herz ſagt mir, daß ich euch einmal mehr als alle Mannsperſonen werde lieben können; meine Liebe zu euch iſt ſo beſchaffen, daß ichs abwarten kann, und doch kann ich euch verſichern, daß keine Mannsperſon in der Welt iſt, die ich lieber habe als euch.

Hans Jakob. Mehr verlang ich nicht, Schweſter! hol mich Gott! nicht, nun will ich kein Wort mehr ſagen, ich bin zufrieden, aber ich fühle, daß mich das Geblüt in allen Adern ſpannt, ich möchte gleich alles ſeyn, was ich werden ſoll, aber doch will ich Geduld haben, und alles in der Welt thun, um ein rechter Kerl zu werden. Aber was ſoll ich denn nun dieſen Winter thun, nichts? — Ich möchte als gleich anfangen, mich zu beſſern.

Clementine. Ich will euch ſagen, was ihr thun ſollt: Ihr müßt hübſche Bücher leſen, und da will ich euch ein Buch ſchicken, das recht ſchön iſt, erſtlich leſet fleißig in der Bibel und bedenkt hübſch, was ihr leſet, damit ihrs recht verſteht. Darnach leſet ihr dann andere Bücher, die ich euch ſchicken will, indeſſen geht der Winter um, nur ſeid euern Eltern gehorſam, betet fleißig, und wartet dann, was der liebe Gott mit euch vor hat, er macht alles wohl.

Hans Jakob verſprach alles von Herzen, er war voller Vergnügen, daß er nun Hoffnung hatte, ſeinen Zweck zu erreichen. Nichts war ihm zu ſchwer, das er nicht unternommen hätte. Er und Clementine redeten noch vertraulich zuſammen, und wanderten nun wieder nach Hauſe. Als ſie in die Stube traten machte Dietrich eine wichtige Mine, und Eva lachte. Nun wie weit ſeid ihr denn gekommen? fieng der Vatter an. Hans Jakob war ärgerlich, denn er merkte, daß ſeine Eltern es für Clementinens Glück hielten, wenn er ſie heirathete, das wußte er aber beſſer. Hei! ſagte er, was iſt da weit zu kommen, ich habe noch Zeit, ich muß erſt ein Kerl werden, ehe ich an etwas denken darf. So! antwortete Dietrich, das wüßte ich doch nicht, biſt doch Kerls genug, es geht alles ſeinen Gang. Freilich! verſezte Hans Jakob, es geht, hol mich Gott! einen Gang, den wir nicht alle gehen können. Clementine merkte, daß er ärgerlich wurde, daher ſagte ſie: Herr Vetter, ich werde euern Sohn nicht verführen, und es ſoll auch alles ſeinen Gang gehen, habt nur Geduld. Dietrich hätte gern noch ein und anderes geſagt: denn er war am Unterrichtgeben, und ſein Zweck war, ſeine jungen Leute ſo recht nach ſeinem Wunſch und Willen zu ziehen.

Es iſt leicht zu denken, daß Hofmann und der alte Bauer alle Kräfte anſpannen mußten, um in ihrem Plane auszuhalten: denn oft wurde es ihnen zu arg, indeſſen gelung es ihnen nach Wunſch. Sie blieben noch des andern Tages bei den Alten, und nun trug Hofmann ſeinen Schwiegereltern ſeinen Plan vor, daß er mit ſeiner Theodore nach ſeinen Eltern reiſen müßte, ſeine Schweſter würde auch mitgehen, ſein alter Freund würde dieſen Winter die Haushaltung auf dem Blumenhof verſehen bis ins Frühjahr, dann würden ſie wieder kommen.

Dietrich und Eva waren damit zufrieden, denn ſie ſagten, er würde es am beſten wiſſen, was ſich für ihn ſchickte. Den Montag Nachmittag nahmen ſie alle Abſchied, und fuhren wieder fort nach dem Blumenhof.

Hans Jakob litte bei dieſem Abſchiede unausſprechlich, er ſuchte aber ſeinen Kummer zu verbergen, ſo gut er konnte, er ſtellte ſich munter, und war ſeinen Eltern gehorſam, ſo daß ſie nichts merkten, was in ihm vorgieng. Zuweilen fieng ſein Vatter an, von Clementinen zu ſchwazen, er begann nach und nach gleichgiltig bei der neuen Heirath zu werden, er ſchlug ſo gar ſeinem Sohne andere Gelegenheiten vor, aber Hans Jakob hatte dazu keine Ohren, er ließ ſich zwar nichts merken, doch ärgerte er ſich oft rechtſchaffen,

Univ. Bibl.
München

beſonders wenn ſeine Mutter noch ihr Scherflein dazu that, und Mutterplane machte, wie ſie Clementinen erziehen wollte, wenn ſie ihre Schnur wäre. Das Mägdchen iſt miſerabel hochmüthig, ſagte ſie dann zuweilen, die glaubt, ſie ſei mehr, als andere Leute, und zwanzig tauſend Thaler iſt doch auch ein ſo miſerabler Reichthum nicht. Es giebt Leute, die noch mehr haben, und ſo konnte ſie oft eine Stunde fort reden. Hans Jakob fühlte dann einen durchdringenden Schmerz in den Ohren, doch ſchwieg er ſtill, aber er freuete ſich in ſeiner Seele auf die Hauptkur, die an ſeinen Eltern vorgenommen werden ſollte.

Der alte Bauer blieb, wie geſagt, auf dem Blumenhof, Hans Jakob wuſte das. Nun hatte man die Sache ſo eingerichtet, daß er oft dorthin gehen durfte. Hofmann hatte ſeinen Schwiegervatter gebeten, er möchte doch ſeinen Schwager oft hingehen laſſen, denn ſein

Freund verſtünde die hieſige Landesart noch nicht recht, darin könnte ihm wohl der Schwager mit Rath und That an die Hand geben. Dietrich und ſeine Frau waren recht wohl damit zufrieden, denn es freute ſie in der Seele, daß der Schwiegerſohn ſo viel Vertrauen in ſie ſezte, und ſeine Sachen ihrer Regierung anvertraute. Indeſſen giengs doch Dietrichs Gang bei weitem nicht. Denn wenn Hans Jakob nach dem Blumenhof kam, ſo wurde von ganz andern Dingen geſprochen.

Drei Wochen nach Hofmanns Abreiſe trieb Dietrich ſeinen Sohn an, nach dem Blumenhof zu gehen, und dort nach den Sachen zu ſehen. Hans Jakob hatte lange darauf gewartet, denn er wollte ſich mit Fleiß in Acht nehmen, nicht auf das Gehen nach dem Blumenhof zu bringen, damit er keinen Verdacht erregte, daß er noch an Clementinen dächte; denn er befürchtete mit Recht, ſeine Eltern würdens ihm dann ſauerer machen; er zog ſich alſo ganz gleichgiltig an, und gieng fort.

Der alte Bauer, von dem ich oft geſagt habe, war Hofmanns Hofmeiſter geweſen, und noch war er ſein beſter Freund, er war eben der Herr Oſterfeld, von dem oben Clementine erzählte. Dieſem vortreflichen Manne hatten Hofmann und ſeine Schweſter aufgetragen, den jungen von der Linden dieſen Winter über ſo viel als möglich zu zuſtuzen, und deswegen hatten ſie auch den **Dietrich** erſucht, daß er ihn oft nach dem Blumenhof ſchicken möchte, um nach der Haushaltung zu ſehen: das war aber nur der Vorwand, wie man leicht denken kann.

Hans Jakob wanderte alſo nun nach dem Blumenhof hin, er wußte ſelbſt noch nicht, was er da eigentlich machen ſollte; allein es war ihm bekannt, daß der alte Bauer dort die Haushaltung führte, und da hoffte er noch ein und anderes zu hören, was er zu thun hätte. Unter Weges dachte er hin und wieder, er fühlte einen Drang in ſich zur Thätigkeit, ohne zu wiſſen, was er eigentlich thun ſollte. Doch ahndete ihm etwas neues Groſes, das er noch in ſeinem Leben erfahren würde, das machte ihn muthig froh, und gab ihm einen unerſchütterlichen Vorſaz, ein Mann zu werden, ſo wie ihn Gott und Clementine haben wollte.

Unter ſolchen Gedanken kam er zum Blumenhof, er gieng ins Haus, und fand den Herrn Oſterfeld in ſeiner ländlichen Kleidung, in der Stube am Tiſch, zwiſchen Büchern ſizen; er grüßte den ehrwürdigen Greis, dieſer ſtund auf, drückte ihm freundlich die Hand, und grüßte ihn wieder. Hans Jakob ſezte ſich zu ihm. Herr Oſterfeld reichte ihm nun ein Päckchen, welches Clementine an ihn geſchickt hatte, darin war ein Brief an ihn, und dann der Grandiſon. Sie ſchrieb ihm recht freundlich, und erſuchte ihn, dem Herrn Oſterfeld zu folgen, denn der würde ihm den beſten Rath und Unterricht geben können. Hans Jakob freuete ſich über den Brief und über die Bücher ungemein, und weil er ein Paar Tage da bleiben konnte, ſo nahm er ſich vor, ihr von hier aus zu antworten.

Oſterfeld nahm nun Anlaß, mit dem jungen von der Linden zu reden. Des Abends nach dem Eſſen ſteckten ſie zuſammen eine Pfeife Taback an, und nun fieng Oſterfeld an: ich weis, was Clementine mit euch vor hat. Ihr könnt alſo aufrichtig und von Herzen mit mir ſprechen. Gebt nun Acht! denn was ich euch ſagen will, das iſt wichtig: eure Eltern ſind recht brafe würdige Leute, daran iſt nichts auszuſezen, der Fehler, den ſie haben, iſt im Grunde kein Fehler, ja er würde ſo gar eine ſehr nothwendige Tugend ſeyn, wenn die Welt anders beſchaffen wäre, als ſie iſt. Ich habe gefunden, daß die Leute immer die glücklichſten waren, die ſich unter ihrem Stande und Vermögen hielten; nur iſt bei euch der Fehler vorgegangen, daß ihr zu ſehr von der Welt zurück gehalten worden ſeid. Nun will ich euch etwas ſagen, das ihr wohl behalten müßt: ihr ſeid in der Welt, Gott hat euch in dieſelbe geſezet, ihr habt eure Leibes- und Seelenkräfte, die müßt ihr nun ſo ausbilden, ſo verbeſſern, daß Gott ſeinen Endzweck mit euch erreicht, er will euch zeitlich und ewig glücklich machen. Da müßt ihr nun auch das Eurige thun.

Hans Jakob. Das will ich herzlich gerne, nur weis ich nicht, wie ichs angreifen ſoll.

Oſterfeld. Das will ich euch nun ſagen, hört mir nur zu: eurer Eltern Haushaltung iſt ſo eingerichtet, wie es ihr Temperament und ihre Natur mit ſich bringt; freilich hätte euer Vatter viel mehr Gutes in der Welt ſtiften können, wenn er ſich anders eingerichtet hätte, aber er hatte niemand, der ihn unterrichtete.

Ihr

Ihr ſollt nun recht mit euren Kräften und Gütern wuchern, und Gott gebe euch ſeinen Segen dazu.

Hans Jakob. Ja, das will ich, hol mich Gott! wüßte ich nur erſt, wie ichs machen muß.

Oſterfeld. Nun ſo habt denn doch Geduld! wenn ihr nur eures Vatters eingeſchränkte Geiſteskräfte hättet, ſo würdet ihr gar wohl mit euerm Stand zufrieden ſeyn, ihr würdet dann noch mehr Geld zuſammen häufen, bis endlich einmal der Wind hinein käm, ders aus einander ſtäubte. Nun aber fühlt ihr einen ſtarken Trieb in euch, ein anderer Mann zu werden, als euer Vatter, und dies iſt eine Stimme Gottes in der Natur, der ihr folgen müſt, aber der Weg zum Ziel iſt übel zu treffen. Ich habe Leute gekannt, die auch den Trieb fühlten, ſie brachen los, ſtürmten ihren Lüſten nach, und wurden zeitlich und ewig unglücklich. Nun verſichere ich euch, lieber von der Linden! ſo wirds euch gewis gehen, wenn ihr euch nicht in Acht nehmet.

Hans Jakob. Wie! was! was ſagt ihr da? Davon verſtehe ich, hol mich Gott! kein Wort.

Oſterfeld. Darum will ichs euch erklären: wir wollen einmal den Fall ſtellen, euer Vatter und eure Mutter ſtürben, nun ſagt mir einmal, wie wolltet ihr dann euere Sachen einrichten?

Hans Jakob. Darauf muß ich mich ein wenig bedenken — Doch dünkt mich, ich würde es ſo machen: ich theilte mit meiner Schweſter, und handelte ſo fort, wie auch mein Vatter, aber ich würde mit den Leuten umgehen, ich würde mir ein ſchönes Haus bauen, ich würde mich anders kleiden, ſo wie auch andere Leute, die nicht ſo reich ſind, als wir — als wir — nu! was wollt ich noch weiter ſagen? Das iſts, hol mich Gott! noch nicht all! — Ja — und dann wollte ich den Armen ſo viel Gutes thun, als ich nur könnte, und — und — und.

Oſterfeld. Halt! es iſt ſchon genug, jezt will ich euch gleich ſagen, daß es ſchnur gerad mit euch zum Verderben gehen würde: ihr ſagt, ihr würdet euch kleiden, wie andere Leute, die nicht ſo reich wären, wie ihr, das heiſt, ihr würdet euch nach der Mode kleiden; wißt ihr aber wohl, daß euch das noch zur Zeit ganz und gar nicht anſteht, ſo lang ihr noch nicht zu leben wißt, wie es ſich für ſolche Kleider ſchickt, ſo bald ihr in Modekleidern daher kommt, ehe euer Geiſt und Herz gebildet iſt, ſo würde euch jeder für einen Narren halten, und Hungerleider, deren es unter den Vornehmen viele giebt, würden euch oft beſuchen, ſie würden euch hinters Licht führen, denn ihr kennt die Welt nicht; der eine würde euch eine Handlung vorſchlagen, der andere würde mit euch in Kompagnie eine Fabrik anlegen wollen, der dritte ſchlüg euch vor, einen Garten zu bauen, der vierte ein ſchönes bequemes Haus, wieder einer käme mit einer chriſtlichen frommen Mine, und beredete euch zu einem Vorſchlag, vielen Armen Gutes zu thun, wo er dann ſein Schäfchen ſcheren, und endlich hinter der Thür Abſchied nehmen würde. Seht, mein lieber Freund! ſo gehts reichen Leuten, die keine Weltkenntnis haben, und ſich auf einmal hervor thun wollen. Das iſt alles lange der rechte Weg nicht. Ihr müſt gar nicht daran denken, daß ihr vornehmer werden wollt, aber daran müſt ihr denken, ſo nüzlich und ſo fromm in der Welt zu werden, als es nur möglich iſt; darum iſts nöthig, daß ihr noch etwas lernt. Ihr müſt noch ein wenig ſtudiren. Dieſen Winter könn ihr noch einige nüzliche Bücher leſen, im Frühjahr wird ſichs dann wohl machen.

Hans Jakob. Ja, du lieber Gott ſtudiren — Da wird wohl ſchwerlich wa daraus; was ſollt ich ſtudiren?

Oſterfeld. Von allem etwas, dami ihr nur Kenntnis bekommt, und die Wel kennen lernt, darnach wird man unter de

Hand vornehm, ohne daß man daran denkt. Wenn euch da vernünftige Leute leiten, und ihr folgt ihnen, ſo werdet ihr der Mann, der ihr werden wollt. Nur müßt ihr immer den groſen Zweck vor Augen haben, daß Liebe und Wohlthätigkeit die fruchtbarſten Tugenden ſind, und daß ohne dieſe Tugenden die gröſte Heiligkeit Frömmelei und Heuchelei iſt. Darum müßt ihr alle euere Masregeln ſo einrichten, wie ihr am fruchtbarſten in der Liebe ſeyn könnt, immer das lernen und das thun, was euch am geſchickteſten dazu macht. Seht, darin beſteht der Fehler euerer Eltern. Sie haben ſich durch ihre Lebensart unfähig gemacht, ſo viel Gutes zu thun, als ſie wohl, ihrem groſen Vermögen nach, thun könnten.

Hans Jakob. Nun das iſt doch, hol mich Gott! wahr, ſeht ihrs, ich hab mir den Kopf immer darüber zerbrochen, worin denn doch mein Vatter eigentlich fehlte, und da konnt ichs nicht finden. Ich dachte immer: ſo viel Geld -- und doch ſo bäuriſch — Je nun, dachte ich dann weiter, das kann doch auch keine Sünde ſeyn, und wenns keine Sünde iſt, ſo thue ich Sünde, daß ich unzufrieden bin. Nun wollte ich gern vornehm ſein, aber dann fiel mir ein, das wäre auch ſündlich; nein doch! dachte ich dann weiter: ſündlich vornehm will ich, hol mich Gott! nicht ſeyn, und ſo dachte ich dann, und dachte, und konnts nicht finden; jezt weis ichs, was es doch eine ſchöne Sache iſt, wenn man geſtudirt hat! Seht, Herr Oſterfeld! da habt ihr recht ins Schwarze getroffen, hol mich Gott! Ums vornehm werden iſts mir gar nicht zu thun; gerad ein vornehmer Mann ſeyn, daran liegt mir nicht ein Haar, hol mich Gott! nicht; aber ſeht, wir haben gar keinen Umgang in der Welt, und da kann ich ja gar nichts ausrichten. Nun wollte ich gern ſo vornehm ſeyn, und ſo viel verſtehen, daß ich mit allen Menſchen umgehen könnte, mit allen Menſchen. Sehet, Herr Oſterfeld! das iſt meine Sache. Mir iſt den Henker an Pracht gelegen, nur ein ſolches Kleid, womit ich bei alle Leute gehen darf, ohne daß ſie mich auslachen, und auch ſo ein Haus, mehr verlang ich nicht, wenn ich ſo bei alle Menſchen gehen, und mit ihnen umgehen darf, dann habe ich genug, und ſo viel muß ich lernen, daß ich das kann. Seht, Herr Oſterfeld! ſo iſt es.

Oſterfeld. Recht, ſo recht! jezt habt ihr den wahren Fleck erblickt, ihr ſeht jezt den Ort von weitem, wohin ihr reiſen wollt; jezt fangt an zu gehen, ich werde euch immer den nächſten Weg zeigen. Bekümmert euch nun gar nicht darum, wie ihr euch vor den Leuten ſtellen wollt, ihr müßt gar nicht daran denken, Complimente zu machen, ſondern euch nur hüten, daß ihr nichts thut und nichts redet, das ſchädlich und unanſtändig iſt. Eins habe ich euch abgemerkt, ihr pflegt immer den Ausdruck: hol mich Gott! zu gebrauchen, das iſt unnöthig, und ſo gar ſündlich, denn es iſt den Namen Gottes gemisbraucht, davon müſt ihr euch ganz abgewöhnen, das ſteht übel.

Hans Jakob. Ja, das iſt, hol — Siehe, da war ich ſchon wieder. Ja, das iſt wahr, ich will thun, was ich kann, damit ich mirs abgewöhne; nun was muß ich weiter thun?

Oſterfeld. Ihr müſt euch gewöhnen, auf alle eure Gedanken, Worte und Werke Acht zu geben, ihr müſt immer wiſſen, was ihr denkt, und nichts reden, bis ihrs überlegt habt, und eben ſo müſt ihr, wenn ihr etwas thun wollt, alles vorher wohl bedenken, wie ihrs machen wollt, ſo daß es Gott gefällt, und euch und den Menſchen wahrhaft nüzlich iſt, wenn ihr das recht in Acht nehmt, und euch daran gewöhnt, ſo werdet ihr nach und nach ein ganz anderer Mann werden, ſo wie ihn Gott und Clementine gern haben.

Hans Jakob. Das habe ich recht wohl

verſtanden, ich will mich dran geben, ich hoffe, das ſoll gut gehen; ich begreife auch wohl, daß das recht gut und chriſtlich iſt. Aber ich bin noch ein grober Tölpel; wie komm ich davon ab?

Oſterfeld. Das kommt nach und nach. Befleißiget euch nur der Reinlichkeit in allen Sachen, zieht nichts an, als was reinlich und ganz iſt, nichts macht uns verächtlicher, als wenn wir unreinlich ſind, und es zeugt immer von einem ſehr übel geordneten Geiſt, wenn man nicht in allen Stücken reinlich und proper iſt. Dies iſt ſehr wichtig. Ein Freund ſpeiſt ja nicht einmal bei euch, wenn ihr unreinlich ſeid; das verſäumen ſehr viele brave Leute, und werden dadurch verhaßt. Darnach ſeid ſchamhaft, ſprecht ſo gut ihr könnt, und prakticirt ja nicht darauf, daß ihr höflicher und beſſer ſprechen wollt, wie ihrs verſteht, ihr werdet ſonſt lächerlich, und niemand hat Reſpekt vor euch. Wenn ihr nun einmal unter die Leute kommt, ſo werdet ihr nach und nach lernen, wie man leben muß, ohne daß ihr euch sehr darum zu bemühen braucht. Und ordentlich ſprechen könnt ihr leicht lernen, nehmt nur da den Grandiſon, und wenn ihr ein Stündchen Zeit habt, ſo geht ganz allein, wo euch niemand ſieht oder hört, da leſt dann laut, damit ihr die Zunge recht an die Sprache gewöhnt, ſo werdet ihr nach und nach leicht und angenehm reden, ohne daß ihrs wißt und dran denkt, und dann wird euch auch kein Menſch auslachen: denn man hörts euch nun an, daß ihr ſprecht, wie ihrs gewohnt ſeid, ohne daß man merkt, ihr wolltet vornehmer thun, als ihrs verſteht. Eben ſo wird euch dann auch das Schreiben leicht, denn wenn ihr ſchön geſchriebene Bücher fleiſig leſt, ſo bekommt ihr Geſchicklichkeit in der Sprache, ohne daß ihrs gewahr werdet.

Hans Jakob. Nun das begreif ich alles recht wohl, ich verſtehe auch, daß das alles recht nüzlich ſeyn wird. Jezt will ich mich, hol mich — (das dich) jezt will ich mich ernſtlich dran machen. Schreibt nur der **Clementine**, daß ichs gerad ſo machen will.

Oſterfeld. Das ſchreibt ihr ihr ſelber, ich werde auch auf ihren Brief antworten, und ihr ſagen was zu ſagen iſt.

Dies waren die vornehmſten Lehren, die **Oſterfeld** dem **Hans Jakob** gab, und drauf giengen ſie ſchlafen. Der gute Junge konnte aber gar nicht ſchlafen, er lies das Licht brennen, ſtund auf und ſpazirte in der Stube auf und ab, und dachte ſich müde, wie er nun alles machen wollte, dann nahm er den **Grandiſon**, und fieng an zu leſen, das gefiel ihm wohl, er begriffs; ſo wie die **Henriette Byron** da, ſo iſt **Clementine** gerad, ſollte denn kein Kerl da im Buch ſeyn, an dem ich ein Exempel nehmen kann, ſo redete er zu ſich ſelbſt; aber ich werde wohl noch etwas finden, das mich angeht, jezt kann ich nicht leſen. — Halt, ich will an **Clementine** ſchreiben, ich wills nun verſuchen.

Hans Jakob hatte da im Fenſter ein Dintenfaß, Feder und Papier entdeckt, daher wars ihm eingefallen, zu ſchreiben. Er nahm einen halben Bogen Papier, faltete ihn zuſammen, ſezte ſich, nahm Feder und Dinte, und ſchrieb, wie folgt:

Hochgeehrte und herzinniglich geliebte
Schweſter Clementine! *)

Ich bin heute auf den Blumenhof gekommen, ich wär ſchon lang gern da geweſt; aber ich konnt nicht eher als heut, iſt auch noch immer früh genug. Denn ſeht, ich dummer Tölpel! darf nicht vorlaufen, ſonſt fall ich, hol mich — ich darf nicht mehr hol mich Gott! ſagen, ſagt der Herr Oſterfeld, und ihr wollt haben, ich ſoll gerade ſo ſchreiben, wie ich denke, und da giebts tolles Zeug durch

---

*) Ich habe dieſen Brief in ſeiner fehlerhaften Orthographie nicht einrücken mögen. Dieſe Mode iſt ſchon abgenuzt. Genug, wenn wir den Karakter des Ehrenmannes kennen lernen.

einander, wie's der Hirt vors Thor treibt. Nun was wollt ich doch weiter ſchreiben: ja da fiel ich auf die Naſe, wenn ich ſo voran lieſe. Nun hat mir Herr Oſterfeld vielerlei geſagt, und das will ich auch all, wenn Gott will, halten, denn ich hab euch in der Seele lieb, nur müßt ihr auch ſo hübſch alles halten, was ihr mir verſprochen habt. Um euretwillen möcht ich gern der beſte Menſch auf Gottes Erdboden werden, und das wird mir auch ſelbſt gut ſeyn, wenn ichs werde.

Da bin ich eine Weil in der Stub herum gegangen, und habe mich bedacht; denn ich möchte ſo herzlich gern euch das Schönſte ſchreiben, was man nur ſchreiben kann. Ja du lieber Gott! was weis ich? ich weis keine ſolche Worte, wie man ſie einem vornehmen Mägdchen ſchreibt. Ich wollte euch gern meine Liebe zu euch beſchreiben, und da weis ich gar nicht, wie ichs machen ſoll. Ich ſtelle mirs oft ſo vor: ſeht, wenn wir beide ins Waſſer fielen, ſo wie ihr mir von dem **Hermann** und der **Wilhelmine** erzählet, was thät ich? Ich machte meine Arme zu eiſernen Pfählen, ſtemmte ſie unter euch, hielt euch übers Waſſer, und vertränke mit Freuden; ſchöner kann ich euch nichts ſagen.

Da bin ich wieder eine Weile herum gegangen, und hab geweint, daß ich mein Herz da ſo nicht aufs Papier hinmalen kann, recht, wie es iſt.

Nun goldige **Clementine**! ich will alles thun, was ihr haben wollt. Der **Grandiſon** gefällt mir in der Seele wohl, ich habe ſchon gefunden, daß die **Henriette Byron** ungefehr ſo ein Mägdchen war, wie ihr. Jezt will ich nur noch ſuchen, wie ihr Freund iſt, und ob ich auch ſo einer werden will. Nun Adjes, grüßt meine Schweſter und Schwager und eure Eltern ich grüſe euch aber tauſendmal; bin und verbleibe ꝛc.

Zehenmal überlas **Hans Jakob** den Brief, er gefiel ihm nicht, doch wurde er endlich müde, und er gieng ſchlafen.

Des andern Morgens nahm er den Brief, und zeigte ihn Herrn Oſterfeld, der las ihn, lächelte und ſagte: ſo viel ſehe ich, ihr habt Kopf und Herzens genug, nicht nur Clementines Mann, ſondern noch ſo gar ein groſer Mann in der Welt zu werden. Den Brief ſchlag ich ein, und ſchick ihn fort, ſo wie er da iſt, und ich verſichere euch, Clementine wird zufriedener damit ſeyn, als wenn er gedreht und gezirkelt wäre. Hans Jakob ſchüttelte den Kopf, ſah misvergnügt aus, und ſagte: Herr Oſterfeld! Herr Oſterfeld! verſündiget euch nicht an einem armen Jungen! Ihr habt, hol mich Gott! den Narren an mir. Nein, antwortete Oſterfeld ſehr ernſtlich, das würde mich beleidigen, wenn ihr mich kenntet, ich habe nie den Spott mit einem Menſchen, am wenigſten aber mit einem ſo ehrwürdigen Jünglinge, als ihr ſeid.

Nun dann, fuhr Hans Jakob fort, wenn euch das Ernſt iſt, ſo glaube ich ſelbſt, es kann noch etwas aus mir werden. Oſterfeld erwiederte: folgt ihr nur meinem Rathe, und fliegt niemals höher, als euch die Federn gewachſen ſind, ſo verſichere ich euch, es wird alles recht gut gehen.

Hans Jakob blieb zween Tage auf dem Blumenhofe, Oſterfeld unterrichtete ihn beſtändig, ſo daß er ſchon in vielem aufgeklärter, und voller Drang, ein rechtſchaffener Mann zu werden, nach Hauſe gieng.

Dietrich und ſeine Frau verlangten mit Schmerzen nach ihres Sohnes Wiederkunft, um zu hören, wie es auf dem Blumenhofe ſtünde: denn dieſe Haushaltung lag ihnen nun auch an, damit nichts zu ſchaden käme. Derowegen als Hans Jakob zur Thüre hereintrat, fragten ihn beide Eltern zugleich, wie's auf dem Blumenhofe ausſähe, er gab ihnen von allem richtigen Beſcheid, und beſchrieb die Sache ſo; daß Dietrich anfieng zu glauben, der alte Bauer müſſe wohl ſeine

Sache recht gut verſtehen. Er erzählte nun ſeinem Sohne, daß er einen Brief von Hofmann und auch einen von Thierchen bekommen hätte, und daß es ihnen wohlgienge.

Hans Jakob. Das habe ich auch gehört, der alte Oſterfeld, ſo heiſt der Bauer dort, hat auch einen Brief bekommen.

Dietrich. Hör, Junge! es geht alles ſeinen Gang, da lies den Brief von deinem Schwager, das iſt ein Kerl wie ein Doktor; wie ſchreibt der ſo ſchön? — und ſo gelehrt? das iſt doch eine Freude, es geht alles ſeinen Gang. Es thut mir doch leid, daß ich dich nicht beſſer habe lernen laſſen, das iſt ein ganzer Kerl.

Hans Jakob. Ja, Vatter! ich ſorge des Leidthuns giebts noch mehr, wir wollen noch einmal davon reden, es kommt noch eine andere Zeit.

Dietrich. Das ich nicht wüſte! es geht alles ſeinen Gang.

Hans Jakob. Vatter! wenns euch darum zu thun iſt, ich will noch wohl beſſer ſchreiben lernen, der alte Oſterfeld ſchreibt eine ſo ſchöne Hand, wie ein Schulmeiſter, ich habs geſehen, er ſchreibt magniſik! wenn ihr mich nur miſſen wollt, ſo wollte ich wohl dieſen Winter auf dem Blumenhofe bleiben, er kann auch gar ſchön rechnen, ſo gieng ich noch ein wenig bei ihm in die Schule, ich könnte dann als helfen auf die Haushaltung Acht geben.

Dietrich. Das Ding geht ſeinen Gang! was meinſt du, **Eva**? wir haben ja Knechte und Mägde, wir können ihn miſſen, es ſchakrinirt mich doch?, daß mein Eidam mehr weis und verſteht, als mein Junge. Denk, das Mägdchen, die Clemens, war auch ein anderer Kauz, als Thierchen.

Eva. Ja, da habe ich ſchon lang daran gedacht. Das war ein miſerabel geſchicktes Mägdchen, aber auch hochmüthig. Die wird das arme Thierchen wohl ſchwerlich über die Schulter anſehen, aber es wird nicht lang währen. Wenn die jungen Leute auf den **Blumenhof** kommen, ſo wird **Thierchen** Herr und Meiſter, und dann hats ein Ende.

Dietrich. Das ſoll wohl alles ſeinen Gang gehen, aber meinſt du denn, daß **Hans Jakob** nach dem **Blumenhofe** dieſen Winter gehen ſoll?

Eva. Gotts ja! es gefällt mir recht wohl. Nun war alles beſchloſſen. **Hans Jakob** freuete ſich in ſeiner Seele, und es ſchien ihm ſo, als wenn unſer Herr Gott zu allem ſeinen Segen geben wollte. Die Mutter machte ihm Kleider und Wäſche zurecht, und nach etlichen Tagen zog er mit tauſend Freuden ab. Er hatte zwar nicht ehe angefraget, ob ihn auch der alte **Oſterfeld** annehmen würde, aber daran durfte er ganz und gar nicht zweifeln. Er kam auf dem **Blumenhofe** an, und wurde mit Freuden aufgenommen. Herr **Oſterfeld** glaubte ſelbſt, daß es ein Wink der Vorſehung ſei, und daß alles nach Wunſch gehen würde.

Nun wandte der alte Greis alle Mühe an, um den Hans Jakob zu bilden. Der junge Menſch, welcher einen guten Kopf hatte, nahm auſerordentlich zu; er war unermüdet im Lernen, und Oſterfeld unermüdet im Unterrichten. Clementine freuete ſich über dieſen Gang der Sache recht innig, und ſie fieng wirklich ernſtlich an zu glauben, daß er endlich ihr Mann, und daß ſie glücklich mit ihm ſeyn würde. So verfloß dieſer Winter mit Lernen und Briefwechſeln, und je näher der Frühling heran rückte, deſto mehr wuchs die Neugier bei dem jungen von der Linden, was es nun mit ihm und mit allem werden würde.

Um Oſtern machte der alte Oſterfeld Anſtalten zur Abreiſe, wie er vorgab, und er erſuchte den Hans Jakob, auf vierzehen Tage zu ſeinen Eltern zu gehen. Der gute Jüngling merkte etwas, ſein Herz erweiterte ſich, beſonders als ihm Oſterfeld ſagte, es ſei nun an dem, daß die Sache einen ganz andern Gang gehen würde. Er gieng alſo mit Freuden zu ſeinen Eltern, und Zeit und Weile wurden ihm lang, bis er ſahe, wo es hinaus wollte. Als er heim kam, freueten ſich ſeine Eltern. **Dietrich** merkte wohl, daß er nicht mehr der alte **Hans** Jakob war, der immer mit ſeinem hol mich Gott! um ſich warf, er kam ihm beinahe ſo vor, wie der Schulmeiſter da im Dorfe, und das konnte er vertragen, nur muſte er ſich wundern, woher der alte Bauer ſo gelehrt geworden wäre; ſein Sohn aber belehrte ihn, er ſei ehemals lang Schulmeiſter geweſen. Indeſſen machte **Dietrich** mit ſeiner Frauen allerhand Plane, um den **Hans** Jakob zu verheirathen: denn es hatte ſich ein gewiſſes, ich weis nicht was, ihrer Seelen bemächtigt, ſo daß ſie nicht gern ſahen, daß er **Clementinens** Mann würde: ſie hatten eine gewiſſe Furcht vor dem Mägdchen, ohne daß ſie wuſten, warum. Endlich fiel ihnen die Tochter eines benachbarten Schulzen ein, es deuchte ſie beide, das wäre wohl eine Gelegenheit für ihren Sohn, denn der Schulz war ein reicher Mann, und ſeine Tochter ein gutes flinkes Bauernmägdchen. Als die beiden Eltern das des Abends auf dem Bette ausgeklügelt hatten, ſo nähm ſich **Dietrich** vor, des Morgens ſeinem Sohn den Antrag zu thun. Als er daher aufgeſtanden war, und **Hans Jakob** auch in die Stube kam, fieng der Vatter an:

Dietrich. Hör, Junge! ich muß dir einen Vorſchlag thun, es muß alles ſeinen Gang gehen.

Hans Jakob. Was iſt das? Vatter!

Dietrich. Deine Schweſter iſt nun verheirathet, und ich glaube, ich habe ſie gut an Mann gebracht, nun biſt du zwar erſt im zwanzigſten Jahre, es hätte noch Zeit mit dir, aber es muß doch alles ſeinen Gang gehen; du kannſt auch noch immer warten, und doch wüßte ich gern wo du bliebſt. Da habe ich an des Schulzen Tochter zu **Mayenbach** gedacht, deine Mutter iſt mit mir darin einig.

Hans Jakob. Des Schulzen Tochter zu **Mayenbach** mag ein gutes Mägdchen ſeyn, aber laſt uns noch ein wenig warten, bis wir ſehen, was unſer Herr Gott mit uns vorhat.

Dietrich. Nun, ſo ſehr haben wir freilich nicht zu eilen, wenn ich nur weis, daß es dir nicht zuwider iſt, denn ſchau! es geht alles ſeinen Gang, und ich muß es ſagen, es gefällt mir nicht recht, wenn du die **Clemens** heiratheſt, es iſt ſo ein vertrackter Name, und dann fürchte ich mich ordentlich vor dem Mägdchen. Ich habe nichts wider ſie, ſie kommt mir ſehr gut vor, aber es geht alles ſeinen Gang. Mich dünkt, wenn man uns alle in eine Wagſchale legte, und die **Clemens** in die andere, ſie wippte uns alle in die Luft.

Hans Jakob. Habs lang gewuſt, daß

es ſo wär, gerad ſo kommt mir mein Schwager auch vor. Aber die ſchweren Leute gefallen mir doch, und ich bin noch am wachſen; es könnte ſeyn, daß ich ſo ſchwer würde, wie Clementine, und dann hättet ihr doch wohl nichts dawider?

Dietrich. Ich weis nicht. Siehe, Junge! die Meinung iſt doch, daß du hier in deiner Eltern Haus bleiben und wohnen willſt, und da wärs doch verdrieslich, wenn deine Frau deine Mutter unter die Bank ſteckte. Es muß alles ſeinen Gang gehen.

Hans Jakob. Dafür ſoll uns Gott behüten. Ihr und meine Mutter müßt lauter Freude an uns Kindern haben, und das hoffe ich bald zu ſehen, daß ihr für Freuden über uns weint.

Dietrich. Junge! ich weis nicht, wie mirs iſt, es ſteckt was unter euch, ich merke was, will doch ſehen, wo es hinaus will, es muß alles ſeinen Gang gehen. Da fällt mir deine Mutter ein, wie ſie mit Thierchen ſchwanger war, da wuſte es lange niemand, ich und deine Mutter auch nicht. Da kams nun endlich heraus, ſie war ſchwanger, und ehe wirs uns verſahen, war Thierchen auch da.

Hans Jakob lachte, und antwortete, das iſt doch curios! laſt uns noch eine Weile wegen des Schulzen Tochter bedenken.

Dietrich. Meinethalben, es muß alles ſeinen Gang gehen.

Nun wurde von der Sache nicht weiter geſprochen. Hans Jakob war etwa zehen Tage vom Blumenhofe weg geweſen, als auf einmal der alte Bauer mit dem bunten Wagen in den Hof herein gefahren kam, und eben ſo flink mit der Peitſche knallte, als es ehemals Hofmann gethan hatte. Der Alte war ſo munter, wie ein junger Purſch, er ſprang vom Wagen, und rief Heiſa!

Hans Jakob lief heraus, und bewill.

kommete ihn, das Herz ſieng ihm an zu klopfen, wie ein Hammer. Nun, wo naus? rief er dem alten Oſterfeld entgegen; werdets ſehen! antwortete er. **Dietrich** machte ſich nun auch herbei, auch **Eva**; ſie waren alle froh, den ehrlichen Alten zu ſehen. Sie führten ihn ins Haus, und fragten nach Neuigkeiten von ihren Kindern. Oſterfeld verſezte: eure Kinder ſind alle auf dem **Blumenhofe**, ſie ſind geſund und wohl, und ich ſoll euch alle drei abholen, ihr müßt heute noch mit fort. Das gilt, rief **Dietrich**, **Eva**, wacker! mach Eſſen, damit wir früh was bekommen, wir müſſen zu unſern Kindern. **Eva** war ſo froh, daß ihr das Herz hüpfte. Alles war bald bereit, niemanden ſchmeckte das Eſſen, und **Hans Jakob** hätte fliegen mögen, denn er hatte ſchon vernommen, daß auch **Clementine** da war. Kurz, Nachmittags um ein Uhr fuhren ſie fort, und allen dreien wurde der Weg Jahrs lang.

Endlich gelangten ſie auf den Hügel vor den Blumenhof, nun ſchaueten ſie dort vor das Haus hin, und ſahen drei Perſonen im Hofe unter den Bäumen ſpazieren, einen prächtigen Herrn in einem weisgrauen koſtbaren Kleide, und zwei Frauenzimmer in weiſen zizenen Jacken, recht vornehm aufgepuzt. Die beiden Frauenzimmer hatten die Mannsperſon zwiſchen ſich, und hiengen ihm an den Armen. Nun ſahen ſie, daß die drei ſtill ſtunden, und herauf ſchaueten. **Dietrich** guckte ſtarr hin, und ſagte: **Oſterfeld!** wer iſt das? Ho! antwortete er, das iſt der Herr Kammerrath **Ehrenfried** mit ſeiner Liebſten und Jungfer Schweſter, Hu! hu! rief **Hans Jakob**, die Sonne gehet auf! — **Dietrich** ſahe **Eva** an, und **Eva** den **Dietrich**, beide fragten weiter: was machen denn die hier? **Oſterfeld** antwortete: werdets ſehen! indem fuhren ſie zum Hofe hinein. Die drei ſtunden da, und guckten mit thränenvollen Augen in den Wagen, und die drei auf dem Wagen ſaſen da wie ſteinerne Bilder. Der alte Bauer ſtieg vom Pferde herab, hielt es am Zaume, und ſchauete bald die eine, bald die andre Parthie an. **Dietrich** zog erſt den Hut ab, und wollte guten Tag zuſammen! ſagen, während der Zeit aber, daß das Wort auf ſeiner Zunge jung wurde, und eben hervorbrechen wollte, entdeckte er in des Kammerraths Geſicht ſeinen Schwiegerſohn **Hofmann**, und nun erblickte er **Thierchens** Geſicht auch, nun auch **Clementinen**, er wuſte nicht, was er ſagen und denken ſollte, ob er träumte oder wachte. **Eva** faltete die Hände, ſahe vor ſich nieder, und wuſte nicht, wie ihr war. **Hans Jakob** ermannte ſich zuerſt, er ſprang vom Wagen, lief zu ſeinem Schwager, nahm den Hut ab, und wollte ihn bewillkommen, aber **Ehrenfried** fiel ihm um den Hals, küßte ihn, und drückte ihn an ſeine Bruſt. **Theodore** fiel ihm nun auch um den Hals, weinte und küßte ihn.

Clementine bewillkommte ihn herzlich, und drückte ihm beide Hände oftmals.

Dietrich ſahe das ſo an. **Eva!** ſagte er, wie ſtehts? wollen wir nicht auch abſteigen, es geht alles ſeinen Gang. **Eva** antwortete: das iſt miſerabel wunderlich! Indeſſen trat **Hofmann** oder nunmehr der Kammerrath **Ehrenfried** an den Wagen, **Theodore** und **Clementine** mit ihm, alle drei weinten, und riefen: willkommen, willkommen, liebe Eltern! Als **Dietrich** und **Eva** den Ton hörten, ſchmelz ihnen das Herz. **Dietrich** hatte wohl vielleicht lang keine Thränen vergoſſen, aber jezt kams ihm, ſie floſſen ihm die Wangen herab, **Ehrenfried** ſchloß ihn in ſeine Arme, und ſagte: lieber, lieber Vater! verzeiht uns, daß wir euch ſo behandelt haben, ich hätte eure Tochter nicht bekommen, wenn ichs nicht ſo angegriffen hätte. **Theodore** fiel ihn auch um den Hals, und küßte ihn; eben ſo machten ſies auch der guten Mutter **Eva**. **Cle-**

mentine war eben ſo freundlich. Die guten Alten wuſten gar nicht, wie ihnen geſchah, ſie hatten nie in ihrem Leben ſo freundliche vornehme Leute geſehen, ſie ſchwiegen beide ſtill, denn ſie wuſten nicht, was ſie ſagen und was ſie denken ſollten. **Hans Jakob** aber war luſtig und guter Dinge. Jezt giengen ſie nun alle in Haus, wo der alte Oſterfeld auf ſie wartete, er hatte ſich auch während der Zeit verändert, denn er hatte ſein ſchwarzes Kleid angezogen, und war nun ein feiner ehrwürdiger Geiſtlicher.

Als ſie alle in der Stube waren, ſo erholte ſich **Dietrich** von ſeiner Verwunderung, er ſas ſtill, und ſah vor ſich hin. **Eva** ſas auch blöde da, und ſchämte ſich. **Hans Jakob** aber ſtahl ſich mit **Clementinen** bei Seite, und gieng mit ihr im Hofe ſpazieren, denn er hatte ſehr viel mit ihr zu reden. **Ehrenfried**, **Theodor** und Oſterfeld aber ſezten ſich vor den Alten her, waren freundlich, und fiengen bald dieſes, bald jenes an zu reden, ſie bekamen aber lauter einſilbige Antworten: dies ſchmerzte Ehrenfried, er ſtund auf, gieng heraus, und Theodore folgte ihm mit naſſen Augen nach.

Oſterfeld blieb ſizen, er wurde eifrig, ſezte ſich vor Dietrich und Eva hin, und fieng an: Herr von der Linden! warum denn nun ſo ſtill, jezt da ihr eure Tochter doch wahrlich glücklicher ſehet, als ihr ſie je hättet machen können?

Dietrich. Ich will meine Kinder nicht vornehm haben, ſie ſollen nicht mehr werden als ich, es ſoll alles ſeinen Gang gehen, und es iſt nicht brav, wenn man einen ſo an der Naſe herum führt.

Oſterfeld. Warum ſollten eure Kinder nicht vornehm werden? Warum nicht?

Dietrich. Weil ich die vornehmen Leute nicht leiden kann.

Oſterfeld. Warum könnt ihr ſie nicht leiden?

Dietrich. Ei nun! das Geblüt vorkehrt ſich in mir, wenn ich vornehme Kleider ſehe.

Oſterfeld. Pfui! pfui! ich dachte, ihr wäret ein vernünftiger Mann, machens denn nun die Kleider aus? Ob das Kleid ſo oder anders geſchnitten iſt, daran liegt nichts, es iſt die Pflicht eines rechtſchaffenen Mannes ſich ſo zu kleiden, wie es ſein Beruf mit ſich bringt.

Dietrich. Dagegen habe ich nichts, aber meiner Kinder Beruf bringts ſo nicht mit ſich, es geht alles ſeinen Gang. Sie ſind Bauern, und ſollen auch Bauern bleiben.

Oſterfeld. Hört, ich will euch etwas ſagen: glaubt ihr denn, daß alles wahr iſt, was Chriſtus geſagt hat, und daß wir alles thun müſſen, was er uns befiehlt?

Dietrich. Ja freilich! darauf laß ich mein Leben, aber der will nicht haben, daß man ſtolz werden ſoll, es ſoll alles ſeinen Gang gehen.

Oſterfeld. Halt! ihr geht ſchon zu weit. Ihr ſagt, was Chriſtus befohlen hat, darauf

auf wolltet ihr euer Blut vergieſen. Nun erzählt aber **Chriſtus** im Gleichnis von dreien Knechten und von einem Hausherrn. Der Hausherr wollte verreiſen, darum vertheilte er ſein Geld unter drei ſeiner Knechte. Dem erſten gab er fünf Talente, dem andern zwei, und dem dritten ein Talent. Und als er nun verreiſte, da befahl er den dreien Knechten, ſie ſollten nun brav mit dem Geld handeln, damit ſie viel gewönnen. Nun zog der Herr fort. Der erſte war ein wackerer Menſch, denn als der Herr wieder kam, da hatte er ſein Geld noch einmal ſo hoch gebracht, er konnte ſeinen Herrn nun zehen Talente überliefern. Der zweite hatte mit den zweien Talenten auch gut gehandelt, er konnte jezt vier bringen. Der dritte aber hatte nichts gethan, ſondern, damit ihm ſein einziges Talent nicht geſtohlen würde, ſo begrub ers an einen heimlichen Ort, und brachte es nun ſo dem Herrn wieder, wie ers bekommen hatte. Es hatte alſo in der Zeit nichts gerenthet. Nun was geſchah? die beiden erſten wurden herrlich belohnt, der dritte aber wurde verdammt. Verſteht ihr das, Herr von der Linden?

Dietrich. So halb und halb, aber ich weis nicht, wo ihr damit hinaus wollt.

Oſterfeld. Jezt wollen wirs ſehen: der Hausherr iſt Chriſtus ſelbſt.

Dietrich. Das iſt richtig.

Oſterfeld. Die drei Knechte bedeuten die Menſchen, euch, mich, auch eure Kinder.

Dietrich. Nu fort! es geht alles ſeinen Gang.

Oſterfeld. Die Talente bedeuten das ganze Vermögen und alle Kräfte des Menſchen, Geld und Gut, Leibes- und Seelenkräfte. Habt ihr etwas dagegen?

Dietrich. Gar nichts, das begreif ich, da ſollen wir alle unſere Sachen recht anwenden, und damit handeln, damit alles ſeinen Gang geht. Aber was wollt ihr damit?

Oſterfeld. Das ſollt ihr ſehen: wie macht man das Handeln und das Anwenden?

Dietrich. Darauf muß ich mich bedenken! — Ja, das weis ich ſo nicht recht, mir deucht, man müſte fromm ſeyn, und als ein rechtſchaffener Mann leben, ſo gieng alles ſeinen Gang.

Oſterfeld. Ja, aber was heiſt ihr fromm und rechtſchaffen? darauf kommt jezt alles an.

Dietrich. Ihr katechiſirt mich ſo ſtreng, was wollt ihr damit?

Oſterfeld. Ihr ſeid ein rechtſchaffener Mann, der gern vor Gott und Menſchen recht thun will, und da ihr in Anſehung euerer Kinder einen groſen Fehler begangen habt, ſo wollte ich gern, daß ihr ihn erkenntet, und nun euren Kindern gut wäret, und ſie ſegnetet.

Dietrich. Nun ſo fahrt denn fort, es geht alles ſeinen Gang.

Oſterfeld. So ſagt mir, was ihr damit meint, fromm und rechtſchaffen ſeyn?

Dietrich. Man muß niemand unrecht thun, den Armen helfen und ihnen Gutes thun, ſeiner Haushaltung wohl vorſtehen, und — und — noch ſo allerhand, es muß alles ſeinen Gang gehen.

Oſterfeld. Beten, leſen, ſingen und dergleichen gehört auch daher, nicht wahr?

Dietrich. Freilich, freilich! das hätt' ich ſchier vergeſſen.

Oſterfeld. Jezt wollen wir das alles einmal unterſuchen: **Chriſtus** will haben, wir ſollen mit unſern Talenten wuchern, damit in der Welt Nuzen ſchaffen, das iſt die wahre Religion. Beten, ſingen, leſen iſt alles gut, aber nur in ſo fern, als es uns anfeuert, Luſt und Muth macht, recht viel Gutes zu thun. Der Menſch muß aus wahrer Liebe zu Gott, um ein recht fruchtbares Werkzeug in ſeiner Hand zu ſeyn, um ſein Reich, ſeine Herrlichkeit, ſeine Ehre und ſeine Erkenntnis auszubreiten, alle ſeine Kräfte anſtrecken: alle Gottesdienſtliche Uebungen, die nicht den Zweck haben, ſind Gott ein Greuel. Da muß jeder in ſeinem Beruf recht von Herzen treu ſeyn, alle ſeine Kräfte dazu verwenden, um darinnen Nuzen zu ſchaffen, unſerm Gott iſt nichts damit gedient, ob wir ganze Tage beten, ſingen und leſen. Unſer Glaube auf **Chriſtum** ſoll voller guter Werke ſeyn, ſonſt iſt alles nichts, und ein Greuel vor Gott.

Dietrich. Das begreif ich alles ſehr wohl, da geht alles ſeinen Gang, aber ich weiß noch nicht, wo ihr damit hinaus wollt.

Oſterfeld. Glaubt ihr denn das alles, Herr von der **Linden**! was ich da geſagt habe.

Dietrich. Dawieder habe ich nichts, ich habs zwar nie ſo recht bedacht, aber ich begreiſe doch, daß es ſo recht iſt.

Oſterfeld. Nun hört: die Talente, womit wir Gott zum Preis handeln und wu chern ſollen, ſind unſer Vermögen, unſer Geld und Gut, unſere Leibes- und Seelenkräfte, u. ſ. w. Das alles ſollen wir aus wahrem Glauben an Gott in Chriſto, zu unſeres Nächſten Beſten ſo gut anwenden, als wir nur können; das heiſt zur Ehre Gottes mit ſeinem Talent wuchern, wer das nicht thut, der vergräbt ſein Talent, dem gehts gerad' wie dem Knecht mit ſeinem anvertrauten einen Pfund. Der Richter der Welt wird dermaleinſt ſchwere Rechenſchaft von ihm fodern. Iſt das nicht wahr?

Dietrich. Freilich iſt das wahr, das erkenne ich ſehr wohl, aber Gott im Himmel, wer kann das?

Oſterfeld. Wir müſſen thun, was wir können Nun unterſucht euch einmal, hättet ihr nicht viel mehr Nuzen ſtiften können, ihr ſeid ein reicher Mann, wenn ihr ordentlich mit den Leuten umgegangen wäret? — Wie viele arme Nothleidende hättet ihr durch eine nüzliche Manufaktur ernähren, und ihnen Brod geben können? Wenn ihr durch einen fröhlichen frommen Wandel euer Licht vor den Menſchen hättet leuchten laſſen, ſo hätten ſie eure guten Werke geſehen, hätten Gott gelobt, und euch nachgeahmt; aber jezt verachtet euch jedermann, niemand mag mit euch umgehen, weil ihr ein Sonderling ſeid. Was liegt nun daran, ob euer Rock ſo gemacht iſt, wie er vor fünfzig Jahren Mode war, oder wie er jezt Mode iſt? Damals war er neumodiſch, eben ſo, wie jezt unſere Kleider. Nun gälte alles einerlei, wenn es nicht hinderlich am Chriſtenthume wäre, aber eben durch ſolche Aufführung macht ihr euch verächtlich, ſo daß ihr nicht mit euern Talenten gehörig wuchern könnt. Pracht und Ueppigkeit iſt vom Böſen, und taugt nichts, aber ſich durch altfränkiſche Lebensart lächerlich, und zur Ausübung der Liebe des Nächſten ungeſchickt machen, iſt nicht viel beſſer. Was denkt ihr nun wohl?

Es iſt euch noch nicht genug, daß ihr ſelber euer Pfund vergraben habt, ihr wolltet auch noch euere Kinder zwingen, es zu vergraben. Die fühlten nun Trieb und Drang in ſich, mit Menſchen umzugehen, und etwas in der Welt auszurichten, war es nun nicht ein groſes Glück, daß ſie in Herrn Ehrenfrieds Hände fielen? Es war wahrlich hohe Zeit; endlich wenn die Kinder geſehen hätten, daß ſie durchaus ſo bleiben ſollten, wie ihr, ſo wäre Hans Jakob in den Krieg gegangen, und Theodore hätte ſich an den erſten beſten Mann gehängt, beide wären dann vielleicht zeitlich und ewig unglücklich geworden, und wer hätte dann die Schuld gehabt? Wer anders, als ihr?

Dietrich. Dafür wollte ich meine Kinder wohl gehütet haben, es muß alles ſeinen Gang gehen.

Oſterfeld. Armer Mann! warum habt ihr ſie denn nicht für Herrn Ehrenfried gehütet.

Dietrich ſchwieg, und ſeufzete tief, er fühlte wohl, daß Oſterfeld recht hatte, er konnte gar nichts darauf antworten, er empfand tief in ſeiner Seele, daß es blos Naturell und Temperament bei ihm war, und nicht Ueberzeugung, was ihn zu ſeiner eigenſinnigen Lebensart verführt hatte. Hochmuth wars bei ihm, er wollte ſich auszeichnen, und da ers in groſen Tugenden und Geſchicklichkeiten nicht konnte, ſo beneidete er jeden andern, und verachtete alles, was nicht nach ſeinem eigenſinnigen Geſchmack war.

Niemals hatte ihm jemand ſo die Wahrheit geſagt, als Oſterfeld, er konnte nichts darauf antworten; im Grunde hatte er ein gutes Herz und einen redlichen Karakter, an Kopf fehlte es ihm auch nicht, er war keiner von denen, die gegen ihre Ueberzeugung handeln wollen, wenn ſie's auch beſſer erkennen. Indeſſen war er durch den heutigen Vorfall ſo zu Grunde gerichtet, daß ihm übel wurde, er konnte ſich nicht mehr aufrecht halten, und er verlangte ins Bett, ſeine Kinder waren gegen das Ende der Predigt wieder in die Stube getreten, und hattens mit angehört.

Theodore und Hans Jakob waren beſtürzt über des guten Vatters Leiden, und ſo unruhig, daß ſie ſich nicht zu laſſen wuſten. Beinahe reuete es alle daß ſie ihn mit Liſt hintergangen hatten, innerlich ſeufzten ſie zu Gott, er möchte es zum Guten ausſchlagen laſſen.

Dietrich wurde alſo zu Bett gebracht, Eva folgte ihm, ohne ein Wort zu ſagen. Den ganzen Abend waren ſie alle ſtill und traurig, und man verlangte nach dem Morgen, um zu ſehen, wie es dann mit dem Vatter ausſehen würde. Des Morgens früh ſtunden ſie alle wieder auf, und als ſie in der Stube beiſammen waren, und mit Schmerzen verlangten, den guten Dietrich vergnügt zu ſehen, ſo ſchauete Hans Jakob durchs Fenſter, und ſahe ſeinen Vatter und Mutter zuſammen völlig angezogen im Hofe herum ſpazieren, er rauchte mit groſen Zügen ſeine Pfeife Taback. Sie freueten ſich alle, giengen mit einander zu den Eltern in den Hof, und wünſchten ihn einen guten Morgen. Dietrich und **Eva** dankten ihnen freundlich, ſo gar zog **Dietrich** ſeinen Hut ab, ſezte ihn aber doch ſogleich wieder auf; nun giengen alle zuſammen ins Haus, um Thee zu trinken; als ſie nun ſo beiſammen ſaſen, fieng **Ehrenfried** an:

Liebſte Eltern! ich hoffe, daß ihr mir nun vergeben werdet, daß ich eure Tochter durch Liſt bekommen habe. Ihr hättet mir ſie ſonſt nicht gegeben, und ich muſte ſie doch haben. **Dietrich** antwortete: ich kann mich nicht ehender zufrieden geben, bis ich weis, ob alles ſeinen Gang geht, ich weis ja noch nicht, was ich für einen Schwiegerſohn habe, ich muß ja gewärtig ſeyn, daß man mich nun in allen Stücken hinters Licht geführt hat.

Ehrenfried. Ihr habt recht, Schwiegervatter! jezt will ich euch alles nach der Wahrheit ſagen, wie es iſt: ich bin aus dem gülcher Land, dort iſt mein Vatter Amtmann, er hat ein groſes Gut, und darum ſagte ich euch er ſei ein Bauer.

Dietrich. Was? Wie iſt das? Euer Vatter iſt doch wohl nicht der Hofrath Ehrenfried zu Marſchen?

Ehrenfried. Ja freilich! der iſt mein Vatter.

Dietrich. Nun ſei Gott gelobt! den kenn ich, er iſt ein Apoſtel von einem Mann, er hat mir einmal aus einem Prozeß geholfen.

Ehrenfried. Ich und meine Schweſter da, wir ſind ſeine einzigen Kinder, ich habe ſtudirt, und bin nun Kammerrath bei dem Fürſten zu Rheinau mit Siz und Stimme geworden, nun war ich vorm Jahr einmal hier, und als ich ſo herum ſtrich, traf ich eure Kinder, ich lernte Theodore kennen, ſie gefiel mir, ich erkundigte mich nach ihr und nach eurer Haushaltung, und fand nun für gut, mich der Liſt zu bedienen, denn ich fürchtete, ihr möchtet mir ſonſt eure Tochter nicht geben. Den Blumenhof habe ich gekauft, weil ich ein Freund von der Landwirthſchaft bin. Der Herr Oſterfeld da iſt in der Jugend unſer Informator geweſen, und wir behalten ihn bei uns ſo lange er lebt, denn wir können ihn noch immer nicht entbehren.

Dietrich erſtaunte über alles, was er ſah und hörte, endlich fieng er an: nun es geht doch alles ſeinen Gang, jezt kann ich mich zufrieden geben; aber wie ſchicken wir uns zuſammen, ich bin ein bäuriſcher Mann, wie kann ich euch beſuchen, die Leute werden ja aus den Häuſern laufen, um den Schwiegervatter des Herrn Kammerraths zu ſehen.

Ehrenfeld. In dem Stück irret ihr, lieber Vatter! und ihr kennt die Welt noch nicht genug. Ich will euch einen Rath geben, wie ihr glücklich und vergnügt ſeyn könnt: Ihr müßt keineswegs neumodiſch und vornehm werden, das ſteht euch nicht an; kleidet ihr euch nur wie ein reicher ordentlicher Landmann, nicht ſo altfränkiſch wie jezt, aber auch nicht kaufmänniſch, unſere liebe Mutter macht es eben ſo, geht ihr dann ordentlich mit den Leuten um, laßt ſie ihre Thorheiten treiben, ohne Theil daran zu nehmen, und ſeid gegen jeden freundlich. Ich werde euch helfen, euch ſo mit der Welt bekannt machen, daß jeder Freude und unſer Herr Gott Wohlgefallen an euch haben ſoll. Herr Oſterfeld will ſich gern zur Ruhe begeben, und da hat er ſich den **Blumenhof** ausersehen, um hier zu leben und zu ſterben, er will die Aufſicht über die Haushaltung führen, um doch immer noch der Welt nüzlich zu ſeyn. Er beſucht euch oft, und ihr beſucht ihn, auch kommen wir oft zu euch, und ihr zu uns, und ſo werden wir, wills Gott! glücklich ſeyn.

Nun ſtund Dietrich auf, war froh und vergnügt, und ſagte: nun geht alles ſeinen Gang, ich will euerm Rath folgen, nun bin ich zufrieden. Jezt fielen ſie ihm alle um den Hals, küßten ihn, und dankten Gott. Theodore aber gieng mit ihrer Mutter bei Seite und ſprach noch einmal nach der alten Art mit ihr, um ihr zu zeigen, daß ſie noch immer das alte Thierchen auch in den vornehmen Kleidern ſei. Mit einem Wort: nach und nach kamen ſie alle in Harmonie, und waren recht glücklich zuſammen.

Hans Jakob war mit den andern froh, nun kams aber noch darauf an, daß auch ſeine Sache mit dem Vatter in Ordnung gebracht würde; er gab ſeinem Schwager einen Wink, der führte Dietrichen hinaus in den Hof, um allein mit ihm zu zu ſprechen. Vatter! fieng er an: nun muß auch noch mein Schwager verſorgt werden; was dünkt euch von ihm?

Dietrich. Herr Schwiegerſohn! ich

kann nichts mehr machen, es geht alles ſeinen Gang, Der war ja mit in euerm Komplot, und da werdet ihrs ja auch wohl eingefädelt haben, wie es gehen ſoll.

Ehrenfried. Seht nur die Sache nicht unrecht an, meine Schweſter iſt ein vortreffliches Mägdchen, und eine Chriſtin, die es mit Gott und allen Menſchen gut meint, ihr könnt ihr nachfragen, wo ihr wollt. Als ſie nun im Herbſte wie ein Bauernmägdchen verkleidet war, da hatte er ſich in ſie verliebt, ſie mag ihn auch gut leiden, denn er iſt ein Menſch, der einen guten Kopf und ein ſehr gutes Herz hat. Jezt dünkt mich, es ſei am beſten, wenn wir ihn noch ein wenig in die Welt ſchicken, er kann noch etwas ſtudiren, nur um einige Erkenntnis und Lebensart zu bekommen, ein Staatsmann ſoll er aber nie werden, er braucht keinen Pracht, nur anſtändige Lebensart, anders will er auch nichts, wenn er dann ſein und ſeiner Frau Vermögen zuſammen nimmt, ſo kann er wohl leben, und Gott und dem Nächſten durch eine nüzliche Handlung dienen.

Dietrich. Das Ding gefällt mir, es geht ſeinen Gang, ich habe nichts dawider, ich habe als oft gedacht, es würde doch mit meinen Kindern nicht recht gut thun, ſie würden ſich doch nach und nach der Welt gleich ſtellen wollen, und da würden ſie dann über Hals und Kopf ins Verderben ſtürzen, ich habs oft erlebt. Da wuſte ich mir dann nicht zu helfen.

Ehrenfried. So gehts, wenn man in ſeiner Lebensart zu weit hinter ſeinem Vermögensſtand bleibt, die Kinder fühlen hernach, daß ſie reich ſind, und da ſie nicht gelernt haben, wie man vernünftigen chriſtlichen Aufwand machen ſoll, ſo treiben ſie's ins wilde, und werden unglücklich. Darum dankt Gott! daß eure Kinder unter unſere Hände gerathen ſind, jezt werden ſie vortreffliche Leute werden.

Dietrich. Ich erkenne es, ich erkenne es, ich habe gefehlt.

Ehrenfried. Davon wollen wir nun nicht mehr reden, es wird alles gut gehen.

Dietrich überließ nun ſeinem Schwiegerſohn und dem alten Oſterfeld die ganze Leitung ſeines Sohns, und freuete ſich, daß noch am Ende alles ſeinen guten Gang gieng. **Ehrenfried** nahm nun ſeine Schweſter **Clementine** und ſeinen Schwager auch allein, und erzählte ihnen des Vatters Meinung, worüber ſie ſich aus der Maſen freueten, **Hans Jakob** beſonders, er konnte ſich der Thränen nicht enthalten, er lief fort aufs Feld, wo ihn niemand ſahe, breitete ſein Herz vor dem Allgegenwärtigen aus, und ſank für Empfindung über ſeine Güte auf den Boden nieder.

Als ſich nun unſere Geſellſchaft ein Paar Tage zuſammen erfreuet, **Dietrich** und ſeine Frau aber ſich in ihre neue Lage ziemlich geſchickt hatten, da ſchieden ſie von einander. Der Kammerrath zog mit ſeiner Gattin und Schweſter nach **Rheinau**, **Oſterfeld** blieb auf dem **Blumenhof**, und die übrigen drei giengen nach Hauſe. **Hans Jakob** aber ſchickte ſich zur Abreiſe, die nächſtens vor ſich gehen ſollte, wie nun im Verfolg weiter erzählt werden ſoll.

Ich laſſe nun den Herrn **Kammerrath Ehrenfried** mit ſeiner **Theodore** eine Zeitlang zu **Rheinau** ſi'en; wir können uns leicht vorſtellen, was er da macht: er wartet treulich ſeines Amts, arbeitet immer zum Beſten des Fürſten und des Stats, und erzieht beiläufig ſein Weibchen, ſo gut er kann; zu allem dem wird aber Zeit erfodert, und die wollen wir ihm auch gerne ſo lang vergönnen, bis ſeine fernere Schickſale unſere Aufmerkſamkeit wieder an ſich ziehen werden. Indeſſen beſchreibe ich immer **Theodorens** Leben; ſie iſt der Siz aller Spannkraft, welche die Sphäre dieſer Geſchichte herum treibt.

Dietrich war nun ſchon ſo ziemlich in der Kur geweſen. **Ehrenfried** glaubte gewiß, er ſei nun zu ſeinem Vortheile ganz verändert. **Hans Jakob** freuete ſich auch in ſeiner Seele darüber; allein **Oſterfeld** äuſerte ſeinen Zweifel; er ſagte: eine ſo langwierige Krankheit wird gar leicht wieder recidiv, und dann iſt das lezte Uebel ſchlimmer, als das erſte. So müſt ihr nicht reden, Herr Oſterfeld! fiel ihm **Hans Jakob** ein, ſonſt wirds windig mit mir ausſehen, da werde ich glücklich von der Höhe wieder den Purzelbaum zurück ſchlagen. Sorgt nicht, verſezte **Oſterfeld**.

Dies war die Materie eines kurzen Geſprächs an der Thüre des **Blumenhofs**, als **Dietrich** und ſeine **Eva** ſchon auf dem bunten Karren ſaſen, und den **Hans Jakob** noch erwarteten. Dieſer behielt von **Oſterfelds** Beſorgnis einen Stachel in ſeinem Herzen, er ſtieg etwas unmuthig auf den Wagen, und ſchwieg. **Dietrich** ſah das als eine Folge des Abſchieds an, allein der rührte ihn jezt nicht ſonderlich, weil er wuſte, daß er in wenig Tagen wieder bei dem Gegenſtand ſeiner Liebe ſeyn würde, wenn ihm nur des Vatters Recidiv nicht alles vereitelte, denn das war eigentlich jezt ſeine Sorge.

Nu! nu! fieng **Dietrich** an, ſei doch nicht ſo maulhenkiſch, wirſt wohl wieder zu deiner **Clemens** kommen, wenn alles ſeinen Gang geht.

Hans Jakob. O Vatter! da ſizt mirs nicht, das Hündchen hat andre Flöhe, will ſie aber jezt nur ruhig ſizen laſſen.

Dietrich. Was iſt, was iſt denn? Ich meine, es gehe ja alles ſeinen Gang?

Hans Jakob. Nu freilich gehts bis dahin gut, wenns nur ſo fortrutſcht, und kein Stein in den Weg kommt.

Dietrich. Nu dein Vatter iſt ja auch noch da!

Hans Jakob. Weis wohl! weis wohl! Gott gebe nur, daß er auch da bleibt!

Dietrich. Wer? ich? wo ſollt ich bleiben? Junge, biſt ein Narr! es geht alles ſeinen Gang.

Hans Jakob. Nun, Gott gebs! mir iſt halt bange, ihr möchtet wieder zurück gehen, und wieder an des Schulzen Tochter zu **Mayenbach** denken.

Dietrich. Schweig davon! es ſoll alles ſeinen Gang gehen.

Dabei bliebs auf dem Wege. **Dietrichs** Kopf war voller neuer Vorſtellungen, allein eben dieſe Vorſtellungen waren ihm noch ſo ungewohnt, daß er ſich nicht recht behaglich dabei befand, er wuſte nicht recht, wie ihm war. Als er aber zu ſeinem Hofthor wieder hinein fuhr, ſeine alte Hütte, und alles auf ſeinem Fleck wieder um ſich her fand, ja als ihm ſein **Mordax** mit krummen Sprüngen entgegen lief, den Wagen hinan ſprang, und mit dem Schwanz wedelte, da wars ihm wieder ganz anders, ſein Herz erweiterte ſich, er ſprang vom Wagen, hub ſeine

Eva auch herab, und rief: **Nu Gott ſei Dank! es geht doch nichts über Grosvatters Brodkorb.** **Hans Jakob** erſchrack über dieſen Worten. Ja, ja! dachte er bei ſich ſelbſt; **da haperts**, er ſchwieg aber doch ſtill, und folgte ſeinen Eltern in die Stube.

Dieſen Abend bliebs dabei, **Hans Jakob** ſagte kein Wort weiter von ſeinem Vorhaben, ſeine Eltern ſchwiegen auch, indeſſen war **Dietrich** tiefſinnig und überlegte; vielleicht brütete er die Gedanken mit ſeiner Frau auf dem Bette aus, mit welchen er des andern Morgens ſeinen Sohn heftig erſchreckte; denn als dieſer in die Stube trat, und ſeinen Vatter gegrüſt hatte, ſo reichte ihm derſelbe die Tabaksblaſe, und ſagte: da ſtopf dir eine Pfeife, und ſez dich dann daher, ich habe mit dir zu reden. Dem guten Jungen klopfte das Herz, indeſſen folgte er. Als ſie nun beide da ſaſen, ſo fieng der Alte an:

Junge! es geht alles ſeinen Gang,

ſchau! ich habe ſo über alles nachgedacht, wir ſind doch ſchwache Menſchen, da habe ich ſo ruhig in meinem elterlichen Hauſe gelebt, und keinen Theil an der Welt und ihrer Herrlichkeit gehabt, und doch hat mir der Kammerrath das Mägdchen weggekapert, das gute Kind iſt nun hin, unſer Herr Gott wolle ſich über es erbarmen, da hat mich auch der alte Oſterſeld bald übertölpelt, daß ich bald vom Weg der Wahrheit abgewichen wäre; aber es ſoll alles ſeinen Gang gehn, hör **Hans Jakob**! mache deinem Vatter Freude, und bleib bei mir! **Hans Jakob** wurde blaß, die Thränen drungen ihm in die Augen, er antwortete:

Habs wohl gedacht, daß mir ein Stein in den Weg kommen würde, aber nehmt mirs nur nicht übel, Vatter! das geht nicht an, ein ehrlicher Mann muß ſein Wort halten.

Dietrich. Ein ehrlicher Mann kann auch fehlen, und wenn er dann fehlt, ſoll er dann thun, was er im Irrthum verſprochen hat? Junge! es iſt dein Unglück, wenn du heraus kommſt, und ein vornehmer Mann wirſt, daran will ich keinen Theil haben.

Hans Jakob. Nehmt mir nicht übel, Vatter! aber ich will Theil daran haben, ich laß mich nicht länger am Narrenſeil herum führen, hol mich Gott nicht! Ihr habt mir alles Guts verſprochen, und nun bekommt ihr Grillen, und wollt wieder nicht, habs wohl gedacht.

Dietrich guckte ſeinen Sohn ſtarr an, ſolch eine Sprache hatte er in ſeinem Leben von ihm nicht gehört, er wurde blaß für Zorn und Entſezen, er ſtund auf, ſtellte ſich hin und ſagte mit harter Stimme: welcher Teufel redet da aus dir?

Hans Jakob fühlte jezt tief in ſeiner Seele, wohin ihn ſeine Leidenſchaft verleitet hatte, er ſtund auf, weinte laut und rief: Ach Vatter! Vatter verzeihet mir! ich bedachts nicht, ich hatte mich ſo ſehr gefreut, daß ich nun heraus ſollte, und da kehrtet ihr mir mit eueren Reden das Unterſte zu oberſt, ich hab mich vergangen, verzeiht mir nur!

Dietrich. So was laß mich dein Lebtag nicht mehr hören, es geht alles ſeinen Gang, und wenn du ja laufen willt, ſo lauf dann.

Mit dieſen Worten gieng **Dietrich** zur zur Stube hinaus; **Hans Jakob** folgte ihm nach, und gieng zu ſeiner Mutter, er erzählte ihr, was er gemacht hatte, und bat ſie, ſie möchte doch mit dem Vatter reden, daß er ihm vergäbe, und ihm erlaubte zu reiſen. **Eva** redete ihm ein, ſie ſuchte ihn zu bereden, daß er bei den Eltern bleiben möchte; aber es half alles nicht, **Hans Jakob** ſahe und hörte nicht, er wollte und muſte fort. Nach und nach ließ ſich endlich **Dietrich** bereden, desgleichen auch **Eva**, ſie verſahen ihn mit dem Nöthigen auf die Reiſe, und damit ja nichts wiedrum in den Weg kommen möchte, ſo eilte **Hans Jakob** fort, und nahm ſeinen Weg über den Blumenhof.

Kaum war er daſelbſt angekommen, und kaum hatte er ſich bei Oſterfeld niedergeſezt, um mit ihm Rath zu pflegen, ſo trat ein Bote in die Stube, Hans Jakob erkannte ihn, er befürchtete, er würde wieder zurück gerufen, mit Schrecken rief er ihm entgegen: **Chriſtian was** willſt du? Ja was will ich? antwortete der Burſch, unwillig, daß er ſo geſchwind hatte laufen müſſen: Ihr ſollt wieder nach Haus kommen; gebt mir zu trinken, ich bin abſcheulich durſtig.

Oſterfeld befahl, daß man ihm eine Kanne Bier zapfen ſollte, er hies den Kerl hinaus gehen, und ſein Bier trinken, und wendete ſich nun zum Hans Jakob: hört! ſagte er, ich hab wohl gedacht, daß euer Vatter nicht ſo geſchwind kurirt ſeyn würde, gebt euch nur zufrieden, es geht doch alles gut, aber ihr müſt jezt eurem Vatter gehorchen, und wieder nach Haus gehn.

Hans Jakob. Ja du lieber Gott! ſo wirds immer gehn, und da wird ja in Ewigkeit nichts draus, da kommt dann ein anderer Kerl, als ich, und ſchnapt mir die Ringeltaube vor der Naſe weg. Das muß doch Gott geklagt ſeyn!

Oſterfeld. Ruhig! ruhig! das hat nichts zu bedeuten, wir wollen alle an euerm Glück arbeiten, aber daraus wird ſein Lebtag nichts Guts, wenn man den Eltern widerſtrebt und ungehorſam iſt, da iſt kein Segen bei, geht in Gottes Namen wieder nach Haus; ſeht ich will euch eine groſe Wahrheit ſagen: **alles, was in der Welt recht glücklich gehen ſoll, das führt Gott durch lauter ſchwere Hinderniſſe durch, damit wir erkennen ſollen, daß wir es nicht ſind, die uns unſer Glück bauen. Er will allein die Ehre davon haben, er wirds ſo führen, daß euch euer Vatter mit gutem Willen gehen läſt, glaubt ihr mir nur, und traut auf Gott.**

Hans Jakob. Nun ſo will ich dann in Gottes Namen folgen: unſer Herr Gott wird mich doch nicht verlaſſen.

Oſterfeld klopfte ihm auf die Schultern und ſagte: das iſt brav, ihr werdet gewiß glücklich ſeyn.

Mit recht betrübtem Gemüthe kehrte alſo **Hans Jakob** mit dem **Chriſtian** wieder zurück, er fand ſeinen Vatter in der Stube ſizen, er lehnte den Kopf auf die Hand, und ſahe gegen die Thür zu, und **Mordax** lag zu ſeinen Füſen. Als **Dietrich** den **Hans Jakob** ſahe hereintreten, ſprang er freudig auf, bot ihm die Hand, und ſagte: biſt du wieder da, guter Junge! es ſoll doch alles ſeinen Gang gehn, bekümmere dich nicht, ich kann euch nicht alle miſſen, du muſt noch etwas bei mir bleiben, es ſoll doch alles ſeinen Gang gehn. **Mordax** that auch Luftſprünge um ihn hinauf, ſiehſt du! fuhr **Dietrich** fort, wie das arme Thier ſo froh iſt, ſtreichle ihn doch ein wenig, den armen Schelmen! Hans Jakob war zwar innerlich zornig, doch ließ er ſich nichts merken, ſein Vatter dauerte ihn jezt; nun dann! antwortete er: ſo will ich dann bei euch bleiben, aber helft mir auch, daß ich glücklich werde, ich bin ja ein armer geplagter Kerl! Das ſollſt du nicht ſeyn, verſezte Dietrich, hab nur Geduld, es wird ſich wohl noch machen!

Hans Jakob war indeſſen äuſerſt ſchwermüthig, und wer weis ob nicht Dietrich, dem dieſe Gemüthslage ſeines Sohns ſehr beſchwerlich war, ihn nicht noch weggeſchickt hätte, wenn nicht etwas anders in den Weg gekommen wäre: denn Eva wurde auf einmal ſchwerlich krank, ſie bekam ein hiziges Fieber, an welchem ſie den ſiebenten Tag ſtarb. Dietrich ſchickte alsbald, ſo bald er ſahe, daß ſeine Frau ſehr krank wurde, einen Boten nach Rheinau zu ſeiner Tochter; Theodore kam auch, und blieb bei der Mutter bis nach ihrer Begräbnis.

Mutter Eva war, wie meinen Leſern ſchon bekannt iſt, eine von den Weibern, die durch ihr Leben zwar eine Lücke ausfüllen, übrigens aber wenig Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen konnte; ſo war ſie auch in ihrer Krankheit, ſie litte ſtille und geduldig, und ſtarb ohne ein einziges merkwürdiges Wort geſagt zu haben.

Dietrich und Hans Jakob trauerten ſehr um die Verſtorbene, und nun freuete ſich der Lezte, daß ihn ſein Vatter wieder zurück berufen hatte, ja er ſahe nun deutlich ein, wie Gott alle Dinge ſo weislich lenkt, das machte ihm ſtarken Muth, ſo daß er feſt glaubte, er würde ferner für ihn ſorgen. Nun war er getroſt, und da er in einem fleiſigen Briefwechſel mit Clementinen ſtund, die ihn immerfort tröſtete, ſo gab er ſich zufrieden, und wartete ferner ab, was Gott mit ihm vorhatte.

Dietrich war ſtill traurig, er bekümmerte ſich um nichts mehr, alles war ihm zur Laſt. Ehrenfried, welcher wohl einſahe, wie dem guten Mann jezt zu Muth ſeyn müſte, kam in den allerbetrübteſten Tagen unerwartet daher geritten. Einen Traurigen erfreut manchmal ein trüber Sonnenblick, ſo giengs auch dem guten Wittwer, er weinte für Freuden als er den Kammerrath ſahe; wie ſehr er ihn auch eine Zeit her geſcheuet hatte, ſo froh war er jezt, ja dieſer kindliche Beſuch ſöhnte ihn auf ewig mit ſeinem Schwiegerſohn aus. Ehrenfried hatte nun einen Plan mit Dietrich vor, und eine der Hauptabſichten ſeiner Reiſe war, denſelben auszuführen. Er ſchlug dem Vatter vor, einen Pfachter in ſein Haus zu ſezen, die Handlung aufzugeben, zu Herrn Oſterfeld auf den Blumenhof zu ziehen, und alle ſeine Kapitalien vollends auf Intereſſen zu thun. Dem Hans Jakob war dieſer Vorſchlag äuſerſt angenehm, weil auch er auf dieſe Art frei würde, er half alſo ſeinem Schwager eifrig die Sache

unter-

unterſtüzen, ſo daß ſich der Alte endlich bereden ließ, und einwilligte.

Man muß das Eiſen ſchmieden, wenns warm iſt, dies wuſte **Hans Jakob** gar gut; nun war vor ein Paar Tagen der Bauer bei ihm geweſen, der vorm Jahr die Dukaten von ihm bekommen hatte, als er mit ſeiner Schweſter auf dem Wege in **Hofmanns** Geſellſchaft geweſen war. Er hatte ihn vertröſtet, er wolle ihm helfen, hatte auch ſchon darüber nachgedacht, jezt fiel ihm ein, der Bauer ſei wohl der rechte Mann zum Pachter, denn er war ehrlich und fromm, und ſein Vater kannte ihn, er ſchlug ihn alſo vor, **Ehrenfried** erinnerte ſich ſeiner, und **Dietrich** war wohl damit zufrieden. Kurz! der arme Bauer wurde aufs Gut geſezt, und der Kammerrath blieb ſo lang da, bis der Pachtkontrakt in Richtigkeit war.

Dietrich zog nun etliche Wochen nach ſeiner Frauen Tod auf den **Blumenhof**, allwo er ſein übriges Leben zu beſchlieſen gedachte, nun gab er auch dem Hans Jakob ſeinen Segen, rüſtete ihn aus, gab ihm Geld, und dieſer wanderte nun mit tauſend Freuden fort.

Da Hans Jakob von der Linden eine Hauptperſon dieſer Geſchichte iſt, ſo muß ich ihn auf allen ſeinen Schritten und Tritten verfolgen, und nun fleiſig erzählen, was ſich mit ihm zugetragen hat. Er gieng zu Fus nach Rheinau, wohin ſein Koffre ſchon voraus gegangen war, mit einem erweiterten und frohen Herzen trat er zum erſtènmal in ſeiner Schweſter Wohnung hinein, er machte gewaltig groſe Augen, als er alles ſo prächtig und glänzend ausgerüſtet fand, ſeine Schweſter Theodore lief ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn, desgleichen auch ſein Schwager, endlich bewillkommte ihn auch Clementine, die des vorigen Abends von ihren Eltern zurück gekommen war, welche nur acht Stunden von Rheinau wohnten; ſie war gewohnt ſo hin und her zu ziehen, dann war ſie etliche Wochen bei ihren Eltern, dann wieder etliche bei ihrem Bruder.

So drollicht auch **Hans Jakob** in dieſer Geſchichte erſcheint, ſo war er doch nichts weniger als grob, **Dietrich** hatte nach ſeiner Art ſeine Kinder recht fein erzogen, z. B. ſie muſten grad am Tiſche ſizen, und nie ſich mit den Ellenbogen darauf legen; wenn ſie an einem fremden Orte aſen, ſo waren ſie abgerichtet, niemals alles aufzueſſen, was man ihnen vorlegte: denn **Dietrich** ſagte, es ſtehe übel, wenn man alles rein vom Teller abäſe, gerad als wenn man nicht ſatt werden könnte; ſie durften auch nicht überlaut lachen, nicht viel reden, und wenn ſie in einem fremden Bett ſchliefen, ſo muſten ſie des Morgens beim Aufſtehen das Bettzeug in Ordnung legen: denn der Vatter glaubte, es ſei unanſtändig, wenn das Nachtlager eines Menſchen des Morgens gerad ſo ausſähe, als wenn die

Schweine darinnen gewählt hätten. Dieſer Regeln waren unzählig viele, welche alle von **Hans Jakob** und **Theodoren** genau beobachtet wurden. Geſezt nun auch, daß viele vor der ehrbaren Welt unnöthig und lächerlich ſchienen, ſo fielen ſie doch niemand beſchwerlich, im Gegentheil man hatte die beiden Leute gern, **Theodoren** koſtete es auch gar keine Mühe, unter der Führung ihres Mannes und ihrer Schwägerin, das vortrefflichſte Frauenzimmer zu werden.

Hans Jakob war nun der vätterlichen Aufſicht entgangen, er war nun ganz frei, er jauchzte im Gefühl dieſer Freiheit, und bat ſeine Freunde alle drei, jezt ſollten ſie ihm rathen, er wollte gerne alles ſeyn, was ſie aus ihm zu machen gedächten. Dieſe hatten aber ſchon lange den Plan entworfen, es fehlte nur noch an der Ausführung, er beſtund darinnen: **Hans Jakob** ſollte nach **Utrecht** reiſen, wo **Ehrenfried** einen nahen Anverwandten hatte, bei dieſem ſollte er logiren, und dann ſich mit den Sprachen, der Philoſophie und andern nüzlichen Wiſſenſchaften bekannt machen, und da Ehrenfrieds Vetter ein beträchtlicher Kaufmann war, ſo wars ſchon mit ihm abgeredet, daß der junge von der Linden auf ſeinem Comtoir arbeiten, und die Handlung erlernen ſollte. Alles dieſes gefiel dem Hans Jakob ungemein, und es war gerad auch für einen ſolchen Jüngling der beſte Weg zum Glück Er war aber noch nicht mit gehörigen Kleidern und andern Nothwendigkeiten verſehen, wofür nun Clementine und Theodore ſorgten; ſie machten nichts weniger, als einen jungen Stuzer aus ihm, ſondern ſie kleideten ihn als einen verſtändigen deutſchen Jüngling, und verſahen ihn mit gnugſamer feiner holländiſcher Wäſche Während der Zeit beſchäftigte er ſich beſtändig mit Leſen, hielt ſich, ſo viel er konnte, in Gegenwart des Frauenzimmers auf, welches beſtändig an ihm muſterte, ſo daß er nach und nach anfieng, ein recht leidlicher junger Menſch zu ſeyn, ohngefähr wie Puf van Vlieten in ſeinen Jahren geweſen ſeyn mochte.

Nun war am Rheinauer Hof ein **Kanzleidirektor**, Namens **Böhling**, ein Mann nach gewöhnlichem Schlag, ziemlich dick, ſatt und ungefühlig, die Routine war ſeine Wegweiſer, und dieſer folgte er ganz getreulich, da mochte ihm nun eine arme Wittwe, oder ein reicher Wucherer in den Wurf kommen, beide wurden nach dem Schlendrian behandelt, ungerecht war er nicht, aber ohne Gefühl. Konnte eine arme Wittwe nicht erfüllen, was er haben wollte, und was er glaubte, das recht war, ſo jagte er ſie ohne Barmherzigkeit fort. Es gieng bei ihm, nach **Dietrichs** Sprüchwort, alles ſeinen Gang, er hatte einen einzigen Sohn, welcher ebenfalls nach dem Schlendrian ſeines Standes war erzogen worden, das heiſt, er hatte gar keine Erziehung bekommen, bis ins fünfzehnte Jahr hatte er ſich mit dem blauen Mantel herumgeſchleppt, hatte fünf Jahr zu **Helmſtädt** und **Göttingen** den akademiſchen Degen getragen, darauf drei Jahr in **Strasburg** und **Paris** den Damen aufgewartet, und hatte nun ſeit einem halben Jahr den Acces auf der Kammer zu **Rheinau**, und hieß **Herr Lizentiat Böhling**.

Dieſer junge deutſche Franzos hatte **Clementinen** kennen gelernt, ſie gefiel ihm wegen ihres Gelds und wegen ihrer Schönheit, weil ſie aber ſehr beſcheiden und eingezogen war, ſo konnte er keinen rechten Zutritt zu ihr bekommen, ſie war ihm immer zu feierlich, und jedesmal, wenn er in ihrer Geſellſchaft war, ſo flößte ſie ihm Ehrfurcht ein, daß er nicht ſo viel ſchönes ſagen konnte, als er vorher ausſtudirt hatte. Indeſſen kam er faſt täglich in **Ehrenfrieds** Haus, denn er hofte ſie endlich noch durch Beſtändigkeit zu gewinnen. Dieſer Herr kam alſo auch verſchiedenemal, als **Hans Jakob** da war, an fänglich kehrte er ſich an ihn nicht, nach und nach aber merkte er, daß ihm dieſer junge deutſche Mann im Weg ſtehen könnte, beſonders als er überlegte: daß er **Theodorens** Bruder, ſehr reich, ſehr ſchön ſei, und allenfalls auch geſunden Menſchenverſtand hätte. Dieſer Gedanke war ihm unausſtehlich, und er ergrimmte in ſich ſelbſt, wenn er bedachte, daß er nicht nur mit einem ſolchen Bauernjungen in ein Parallele geſezt, ſondern noch wohl gar zurück geſchoben werden könnte.

An einem Nachmittag als der Kammerrath **Ehrenfried** in Geſchäften ausgegangen war, **Theodore**, **Clementine** und **Hans Jakob** aber vertraulich im Wohnzimmer beiſammen ſaſen und von allerhand redeten, trat der Lizentiat **Böhling** in die Stube, nach den gewöhnlichen Komplimenten ſezte man ihm einen Stuhl neben den **Hans Jakob**, er ſezte ſich, und fragte mit gewöhnlicher franzöſiſcher Höflichkeit, was macht denn das Frauenzimmer da ſchönes?

Clementine. Wir rüſten da unſern Bruder zu ſeiner Reiſe aus.

Böhling. Um Vergebung, wo werden denn der Herr von der Linden hinreiſen?

Clementine. Nach **Utrecht** auf die Univerſität.

Böhling. Was! Sie wollen noch ſtudiren?

Hans Jakob. Wills Gott! Ich will noch ſtudiren.

Der poſitive Ton, womit er dieſes ſagte, beleidigte den Lizentiaten, er hohnlächelte und fuhr fort: dazu rieth ich nun nicht, wenn ich zu rathen hätte, iſt nicht der Vatter ein Kornhändler?

Theodore. Ja Herr Lizentiat! Glauben ſie denn, daß des Vatters Kornhandel des Sohns Studiren hindere?

Böhling. Das wohl eben nicht, aber die Vätter pflegen doch gemeiniglich ihren einzigen Sohn in ihren eigenen Beruf zu ſezen, und ſo ſtellte ich mir die Sache auch mit ihnen vor, und da däuchte es mir, daß das Studiren bei ſo reifen Jahren etwas ungewöhnlich ſei.

Hans Jakob. Ungewöhnlich mags wohl ſeyn, Herr Lizentiat! aber eben darum möchte ich gerne ſtudiren, ich hab nichts lieber, als das Ungewöhnliche. Sehen Sie! ſo giengs auch meiner Schweſter da, es iſt gar zu ungewöhnlich, daß ein Bauermägdchen einen braven Kammerrath heirathet, weil ſie aber das Ungewöhnliche liebt, ſo machte ſie, daß ſie den Vogel fieng, und ſchauen ſie Herr Lizentiat! da probier ichs jezt gerad ſo, will verſuchen, ob ich auch ſo glücklich hinanſpringen, und ſolch einen Vogel haſchen kann, wie meine Schweſter, gelt Herr Lizentiat! das iſt eben nicht ſo ſehr zu verwerfen.

Die beiden Frauenzimmer lachten laut, **Hans Jakob** ſah mit ernſter Mine gegen das Fenſter, und **Böhling** drillte ſein ſeidenes Stockband, und guckte vor ſich nieder. Nach ein Paar Minuten ſtund er auf, empfahl ſich und gieng fort.

Clementine bewunderte in der Stille den jungen **von der Linden**, und dachte nach, was aus ihm bei aller ſeiner Kraft werden könnte: denn ob ſie gleichwohl einſahe, daß er den Lizentiaten etwas zu deutlich und zu ſtark abgefertigt hatte, ſo freute ſie ſich doch in der Seelen über ihn, ſie fand, daß er in Gottes Welt auf dem rechten Fleck ſtunde, und daß ein Mann aus ihm werden würde, der ein ganzes Fürſtenthum zittern, und auch glücklich machen könnte. Die beiden Schweſtern führten ihm zu Gemüth, daß er etwas zu hart geweſen ſei, und daß er ſich ein andermal mehr mäſſigen müſſe, indeſſen konnten ſie doch nicht aufhören zu lachen, und öfters alle ſeine Worte zu wiederholen: ja ſie kamen endlich ſo weit, daß ſie ihn beide küßten und umarmten, und ihm die zärtlichſte Liebe bezeugten. **Hans Jakob** empfand Himmelswonne in dieſen Umarmungen, er ſtund eilends auf, die Thränen drungen ihm in die Augen, er gieng haſtig die Stube auf und ab, und ſagte: Hm! ich ſollte zu viel geſagt haben! — Nein bei Gott nicht! — Das hab ich nicht. Der Burſche iſt aus Zucker und Beutelmehl zuſammengeknetet, kann keine Näſſe vertragen, ein Menſch iſt ein Menſch, und der bin ich wills Gott! auch einer. Ja Bruder! verſezte **Theodore**: ſein Vatter iſt aber Kanzleidirektor, er gilt viel bei dem Fürſten, es iſt doch klug gehandelt, wenn wir uns die Leute nicht zu Feinden machen. **Hans Jakob** antwortete: wie Schweſter! du haſt doch unte deiner hohen Haube nicht den Muth verlohren, biſt ja **Dietrichs von der Linden** Tochter, guck Mägdchen! es ma auch aus uns werden, was da will, wi müſſen uns auf die Zähne ſehen laſſen wo's gilt, ich weis wohl, man muß de Vornehmen aus ihren Neſtern bleiben aber hol mich Gott! in mein Neſt laß ic mir auch vom Fürſten nicht kommen, ode ich beis um mich. Dabei ſchüzt mich Gott

Aber verſezte **Clementine**! da wird Bruder **Hans Jakob** etwas in der Welt zu thun bekommen, und ſeine **Clementine** oft in Leiden und Unglück ſtürzen. **Hans Jakob** ſeufzte und antwortete: ja von dem Fleck müßt ihr mir wegbleiben, Schweſter! ſonſt werd ich matt, da kann ich nicht viel vertragen, helft mir, ich werde wohl lernen, Maas und Ziel halten. Nein! erwiederte **Clementine**, ihr gefallt mir ſo, ich verlang euch nicht anders als ihr ſeid.

Jezt trat der Kammerrath herein, **Theodore** erzählte ihm von Wort zu Wort, was, ſich zugetragen hatte, **Ehrenfried** lachte herzlich, erinnerte aber doch ſeinen Schwager, ſich in Acht zu nehmen.

Endlich war nun **Hans Jakob** bereit, zu verreiſen, die beiden Frauenzimmer weinten die lezten Tage beſtändig, er aber weinte nicht, ſondern war immerfort um ſeinen Schwager, um ihn in allen Stücken wegen des akademiſchen Lebens, wegen ſeinem Studiren und Einrichtung um Rath zu fragen, oft beſchwerte ſich Clementine gegen ihn, daß er ihr ſeine lezten Stunden nicht ganz widmete, Schweſter! gab er ihr dann zur Antwort, alles was ich thue, geſchieht ja aus Liebe zu euch, ich würde euch, weis Gott! nicht lieben, wenn ich euch beſtändig da an der Seite hieng und ein ſchiefes Maul machte. Sie fühlte nicht allein, daß er Recht hatte, ſondern ſie fieng auch an, Ehrfurcht für ihn zu empfinden, mit einem Worte, ſie wurde gewahr, daß in ihrem Herzen die **weibliche Liebe** lichterloh aufzuflammen begann.

Ich muß euch doch ſagen, nach Standesgebühr geehrte Leſer! warum ich da das Wort **weibliche Liebe** unterſtrichen habe, dazu hab ich höchſtwichtige Urſachen: ich wills durch ein Exempel erklären: Jungfer **Martha**, ein Mägdchen von 36 Jahren, hat durch viele Erfahrung vieles gelernt, **Philipp** ein junger Mann von 23 Jahren hat aber noch nicht viel erfahren; es hat ſeine Urſachen, daß er ſich in **Martha** verliebt, und **Martha** hat ihre Urſachen, daß ſie gegen das Ende ihres Mägdchenſtandes nimmt, was ſie bekommen kann. **Martha** liebt den **Philipp** von Herzen, und **Philipp** die **Martha** auch; hier iſt alſo die Liebe auf beiden Seiten, herzliche Liebe, und doch hat dieſe Liebe ſo einen unangenehmen Nachgeſchmack, ungefähr ſo wie das Süßholz. **Martha** liebt, aber nicht **weiblich**, ſondern **männlich**, und **Philipp** liebt nicht **männlich**, ſondern **weiblich**. Jezt will ich alles mit einem Wort erklären: die Liebe des Frauenzimmers muß etwas ähnliches haben mit der Empfindung einer Taube, welche zu ihrem Schlag heraus guckt, und vor dem ſchleichenden Jltis ſich geſchüzt findet. Ihre Liebe muß mit dem Wonnegefühl gepaart gehen, jezt hab ich hülfloſes Geſchöpf eine Stüze in dieſem Erdenleben, ſie ſchlingt ſich um ihren Mann hinan, und das macht ihre Liebe unumſchränkt, das heiſt weibliche Liebe. So konnte aber **Martha** nicht lieben. Eben ſo wird die männliche Liebe dadurch unendlich erhöht, wenn er empfindet, wie glücklich ſeine Frau, das holde ſchuldloſe zarte Geſchöpf unter ſeinem Schuze iſt, er trägt und pflegt ſie; männliche Liebe iſt erbarmende wonnevolle Liebe gegen das herrlichſte Geſchöpf Gottes; ſo konnte aber Philipp nicht lieben.

Clementine liebte bei ihrer erſten Bekanntſchaft den von der **Linden** nicht weiblich, ſondern männlich, und da wars kein Wunder, daß ſie noch einen ecklen Nachgeſchmack in dieſer Liebe fand; nun aber da **Hans Jakob** anfieng, ſeine Kraf zu fühlen, Clementine ihre Stüze wachſen ſahe, da ſank ſie zurück ins Mägdchen-Element, wurde zärtlich, liebreizend ſchmiegend, und nun erſt weiblich liebend und nun befand ſie ſich wohl. Ein Mann der die Obermacht ſeiner Frau fühlt, i auch bei aller ſeiner Liebe doch nicht in

rechten

rechten Gleis, es fehlt ihm immer was, es iſt jeden Augenblick etwas da, das ihn roth macht. So mochte es auch ungefähr **Hans Jakob** gehen, und ich glaube faſt, ich kann den Zeitpunkt auf die Minute angeben, wo er erſt anfieng, das Glück der männlichen Liebe zu empfinden; es war gerad dazumal, als ihm **Clementine** die Erinnerung gab, er ſei gegen den Lizentiaten **Böhling** zu heftig geweſen, er werde ſeine **Clementine** noch unglücklich machen, wie er dieſen Vorwurf mit Erbarmen fühlte, und Mitleid bezeigte, ſie aber doch proteſtirte, und ſagte: nein er gefiele ihr gerad ſo, und ſie verlange ihn nicht anders als er ſei. In dieſem Augenblick fühlte ſich **Hans Jakob**, fühlte, daß er Mann war.

An einem Montag früh ſtand **Clementine** auf, ſie erſchrak, als ſie erwachte, denn es war ihres Geliebten Abſchiedstag. Sie ſtund auf, kleidete ſich an, und machte noch ein zierliches Souvenir nebſt einem ſchönen Etui zu rechte, welches ſie dem von der Linden zum Andenken ſchenken wollte, ſie vergoß viele Thränen, und ſchickte heiſe Seufzer zu Gott für den edlen Jüngling. Indem ſie nun eben im Begriff war, aus ihrer Kammer zu gehen, ſo trat die Magd herein mit einem Packet, ſie gabs ihr mit einem Kompliment vom Herrn von der Linden, Clementine erſchrak, ſank auf einen Stuhl, erbrach zitternd das Paket, und fand folgenden Brief:

Herzlichgeliebte Clementine!

Seit ich da bei euch geweſen bin, iſt mir der Schweſter- und Brudername verleidet, mag auch nicht mehr Ihr ſagen, ſondern: Du biſt mein Herzens-Mägdchen! das klingt anders, das möcht ich wohl tauſendmal ſagen, ſo herzinniglich freut michs. Nun nimm mir nicht übel, daß ich ſchon fort bin, wann du dies lieſeſt; ich dachte: warum ſollen wir da zuſammen uns am Hals hangen, und weinen, beſſer ich geh ſtillſchweigend fort, habs auch ſo mit meinem Schwager, und mit meiner Schweſter gemacht, nimm mirs nicht übel Mägdchen! daran hätteſt du Unrecht. Doch du biſt ja verſtändiger als ich.

Hier ſchick ich dir ſo ein Paar Kleinigkeiten, einen Trauring, iſt gutes Gold und gute Steine, gerad ſo aufrichtig als mein Herz. Dabei liegen dann auch ein Paar Armbänder, wo du mein Geſicht drauf ſehen wirſt, kannſt ſie aber zurück legen, bis du mein Geſicht ſehen laſſen darfſt, bis dahin trägſt du die andern, die dabei liegen. Es kann leicht ſeyn, daß das Dings nicht ſo all nach deinem Kopf iſt, denn ich hab niemand in Rath genommen, wie ichs kaufte, ich wollte halt ſehn, ob ich ſelber Grütz gnug dazu hätte, nun bitte ich mir aus, daß du mir ſagſt, obs alles ſo recht und gut ſei.

Nun leb wohl, goldenes Mägdchen! darauf kannſt du dich verlaſſen, daß ich dein bin, wo ich gehe und ſtehe, und daß ich nichts thun werde, deſſen du dich zu ſchämen brauchſt, aber ſei ſo gut, und bleib auch die Meinige, hörſt du! Ich bin

Dein

Joh. Jak. von der **Linden.**

P.S. Ich werd dir auch ſchreiben ſo bald ich zu **Utrecht** bin.

Clementinen wars doch nicht recht, daß er ſchon fort war, ſie weinte rechtſchaffen und bat Gott recht inbrünſtig, daß er den guten Jüngling in ſeinen Schuz nehmen möchte. Nun beſah ſie auch die Sachen, die er ihr geſchenkt hatte, alles gefiel ihr recht wohl, er hatte gerad nicht die neueſte Mode gewählt, aber man ſah wohl, daß er einen natürlichen guten Geſchmack hatte, alles war koſtbar und mehr ſolid als glänzend.

Nachdem ſie ſich nun allmälig in die Umſtände geſchickt hatte, ſo ſtund ſie auf, und lief zu **Theodoren**, die auch ihr Stückgen geweint hatte, der Kammerrath aber billigte es, daß **Hans Jakob** ſo ſtill weggegangen war, und tröſtete ſie beide; nun beſahen ſie alle ſein Geſchenk, bewunderten ſeine Art zu handeln, und plauderten ſo lange zuſammen von ihm, bis ſie vergnügt und ruhig waren.

Nach von der **Lindens** Abſchiede fand ſich **Böhling** fleiſig ein, und fieng nun an, ſein Geſuch beſtimmter zu entdecken, allein er wurde nach und nach höflich abgewieſen, und ihm alle fernere Hofnung benommen.

Hans Jakob reiſte indeſſen ohne fernere merkwürdige Vorfälle nach **Utrecht**, meldete ſich bei ſeines Schwagers Vettern, dem Herrn van der **Gracht**, welcher ihn auf holländiſche Art, ohne viele Ceremonien, aber freundſchaftlich empfieng, und in ſein Haus einquartierte. Er richtete ſich in wenig Tagen ganz ein, fieng an zu ſtudiren, und auf dem Comptoir zu arbeiten; er ſchrieb nun an alle ſeine Freunde, beſonders an **Clementinen**, und erzählte ihnen umſtändlich, wie er lebte, und was er machte. So verfloß ein Vierteljahr ruhig fort, ohne daß weiter etwas merkwürdiges vorfiel.

Während dieſer Zeit kam **Prinz Albert von Rheinau**, zu **Rheinau** an, er war Kapitän in Holländiſchen Dienſten, und ein Bruder des regierenden Fürſten, er wollte ſich bis nächſtes Frühjahr daſelbſt aufhalten. Der Fürſt empfieng ihn brüderlich und ſtellte allerhand Luſtbarkeiten um ſeinetwillen an, unter andern wurde auch ein maskirter Ball veranſtaltet, und befohlen, daß ſich die ganze Dienerſchaft mit ſämmtlichem Frauenzimmer dabei einfinden ſollte, die Frau Kammerräthin **Ehrenfried** muſte alſo nebſt **Clementinen** auch dahin gehen; es war beiden gar nicht angenehm: denn obgleich **Theodore** während ihrem Ehſtand auf Antrieb ihres Mannes noch Tanzen gelernt hatte, ſo hatte ſie doch von jeher einen natürlichen Widerwillen dagegen, indeſſen muſte ſie des Fürſten Befehl gehorchen.

Der Ball wurde gewöhnlich im Schloß auf einem grosen Sale gehalten, er war für diesmal sehr glänzend und zahlreich auch war der benachbarte Landadel dazu eingeladen. Die Fürstin war eine Liebhaberin vom Tanzen, und diesen Abend besonders heiter und lustig. Während einer Ruhezeit, als sie mit Theodoren in Gesellschaft getanzt hatte, die sie sehr wohl leiden konnte, nahm sie dieselbe an der Hand und gieng mit ihr zu den Erfrischungen. Die Fürstin drückte ihr die Hand, hieß sie neben sich sizen, und fragte sie ganz gnädig um alle ihre Umstände: indem sie so da sasen, erschien eine Maske, mit einem erschrecklichen Buckel und ungeheuern Nase, diese forderte Theodoren auf, die Kostbarkeiten, welche diese Maske an sich hatte, lies sie etwas vornehmes vermuthen, sie konnte den Tanz nicht wohl ausschlagen, sie folgte also; als der Tanz aus war, so nahm die fürchterliche Maske eine Flasche Limomade, schenkte ein, und präſentirte Theodoren ein Glas, ſie nahms mit einer Verbeugung an, und ſtellte es hin, weil ſie die Fürſtin wieder anredete, und zum Sizen nöthigte, die bucklichte Maske hielt ſich indeſſen immer in der Nähe auf, ſo daß die Fürſtin endlich aufmerkſam auf ſie wurde. Darauf fieng die Fürſtin zu Theodoren an: mein Kind, ſchenken ſie mir ein Glas Limonade ein, flugs ſprang die Maske herbei, ergrif ein Glas, ſchwenkte es in einem Winkel aus, ſchenkte es voll, ſtellte es auf einen Präſentirteller, fiel auf eine Knie, und ſagte mit veränderter heiſerer Stimme, Euere Durchlaucht geruhen dieſen Trunk von einem ehemaligen ſehr treuen Diener anzunehmen. Die Fürſtin nahms an, und bat ihn, die Maske wegzuthun, er verbat ſichs aber unterthänigſt, und verſicherte: er werde Ihro Durchlaucht in kurzem aufs angenehmſte überraſchen. Die Fürſtin erſtaunte, und vermuthete, es müſte einer von Ihren Herrn Brüdern ſeyn, der ſie plözlich überfallen wollte, ſie wurde darinnen beſtärkt, weil ſich die Maske im Augenblick verlor; ſie ſezte das Glas an den Mund, und weil ſie ſehr erhizt war, ſo ſchlurfte ſie nur einen kleinen Mund voll ein, ſie glaubte etwas widriges zu ſchmecken, ſie erſchrack, ſtellte das Glas hin, und ſagte: mein Gott! ich glaube, man hat mich vergiftet; dies Wort drang Theodoren durch Mark und Bein, ſtill! ſtill! fuhr die Fürſtin fort, mir wird ganz übel, rufen ſie einen Bedienten, in dem Augenblick hatte ein anderer etwas an der Fürſtin gemerkt, es gab Unruhe im Saal, der Fürſt und Prinz Albert, welche oben auf einem Sopha ſaſen, hörten ein Gemurmel von der Fürſtin, ſie erſchraken, ſprungen auf, liefen herzu, und fanden ſie in einem heftigen Erbrechen, Theodore hielt ihr das Haupt und weinte bitterlich; der Fürſt liebte ſeine Gemahlin über die maſen, er war alſo ſo betäubt, daß er an nichts dachte, indeſſen fand ſich der Leibarzt, welcher von einer kleinen Reiſe gerad zurückgekommen war, dieſer machte nun alle nöthige Anſtalten, und gab ihr die gehörigen Mittel ein, verſicherte auch, daß es hoffentlich nichts zu ſagen haben würde. Während dem Tumult ſchlich ein Laquay heran, der verſtohlen nach der Fürſtin Glas grif, um es wegzupuzen, Theodore bemerkte es, ſo wie er daher reichte, und das Glas angrif, rief ſie, Ihro Durchlaucht! laſſen Sie den Kerl ſezen! Der Fürſt ſchaute hin, aber in dem Augenblick war er ſchon gepackt: denn Ehrenfried, der auch bei der Hand war, und bei der herzlichen Betrübnis, die er als ein treuer Diener um die Fürſtin hatte, doch Seelenfreude empfand, als er ſein gutes Landmägdchen an einem ſo guten Poſten ſahe, war auf ſeiner Gattin Ruf wie ein Bliz bei der Hand, damit der Kerl gepackt würde, der Fürſt befahl, man ſollte ihn aufs ſtrengſte bewachen und verwahren. Indeſſen ſpürte die Fürſtin einen ſtarken Froſt, und verlangte, man ſollte ſie zu Bette bringen, man brachte eine Sänfte, ſie ergrif Theodoren an der Hand, und ſagte, liebe Kammerräthin! bleib ſie doch bei mir ſo lang ich krank bin, Theodore küßte ihr die Hand, und antwortete, dies Vertrauen Euer Durchlaucht iſt das gröſte Glück meines Lebens. Sie folgte allſo der Sänfte, der Fürſt zog ihr die Maske vom Geſicht, und ſagte: braves Weibchen! ich will erkenntlich ſeyn, Theodore neigte ſich tief und gieng.

In allem Tumult hatte man vergeſſen nachzufragen, wer der Fürſtin zu trinken gegeben hätte, Ehrenfried der noch immer auf dem Saale war, und alles beobachtete, was vorgieng: bemerkte ein Paar Leute, welche geſehen hatten, wie die buckligte Maske der Fürſtin den Trunk präſentirt hatte, er erſuchte ſie ſtill bei der Hand zu bleiben, gieng zum Kanzleidirektor Böhling, der aber gerad den Abend nicht zu genieſen war, denn er hatte epps zu viel getrunken, wie er ſich ausdrückte: indeſſen ſezte man ihn doch an einen Tiſch, die Räthe, welche anweſend waren, ſezten ſich auch, und Ehrenfried führte das Protokoll; wer nun etwas geſehen und gehört hatte, das zur Sache etwas beitragen konnte, der wurde abgehört. So bald das geſchehen war, eilte er zur Fürſtin Zimmer, und begehrte den Fürſten zu ſprechen. Als die Fürſtin im Bett hörte, daß Ehrenfried da wäre, ſo befahl ſie, man ſollte ihn herein kommen laſſen, als er herein trat, ſagte ſie, nicht wahr! ſie gönnen mir ihr Weibchen ſo lang ich krank bin? Er antwortete: ſie iſt Ihro Durchlaucht Dienerin, und ich ſchäze mirs fürs gröſte Glück, daß ſie die Gnade hat, Euer Durchlaucht zu gefallen. Theodore ſaß vor dem Bett und die Fürſtin hatte ihre Hand gefaßt. Nun zeigte Ehrenfried dem Fürſten das Protokoll, auch fragte er ſeine Theodore ab, die nebſt der Fürſtin alles erzählte, was vorgegangen war: der Kammerrath ſezte ſich hin, ſchrieb alles auf, und gieng nun wieder in den Saal, indeſſen hatte der Leibarzt das Glas Limonade, aus welchem die Fürſtin getrunken hatte, zu ſich genommen, um zu ſehen, was darinnen ſei; **Ehrenfried** trieb ihn alſofort nebſt den übrigen beiden Stadtärzten, den Verſuch zu machen, um der Sache gewiß zu ſeyn: das geſchah, und man entdeckte bald, daß Arſenik in der Miſchung war. Der Fürſt zitterte vor Schrecken, und flehete den Arzt, ſein Beſtes zu thun, auch bat er ihn, noch erfahrne und berühmte Aerzte zu ſich zu nehmen, damit ja nichts verſäumt werden möchte. Ueber dieſen Geſchäften gieng ein guter Theil der Nacht hin, einer verlohr ſich nach dem andern, endlich gieng auch Prinz Albert fort, der Fürſt aber blieb bei ſeiner Gemahlin im Zimmer, welche nun in ein hitziges Fieber verfiel, und irre redete. **Ehrenfried** war indeſſen bei den Bedienten im Vorzimmer, ſo bald aber der Fürſt gewahr wurde, daß er da war, ſo kam er ſelbſt, führete ihn hinein, und ſagte: halte er mit mir aus, Kammerrath! es rührt mich ſehr, daß ers ſo treu mit mir meint, theilt er mein Leid mit mir, ſo wie mein leidender Engel dort mit ſeiner Frauen. Ehrenfried blieb ſtumm, und küßte ſeinem Fürſten die Hand mit größtem Feuer. Ach! fuhr der betrübte Herr fort: wie ſchwinden die Vorzüge des Standes in ſolchen Fällen! wie fühlt man da die menſchliche Natur! glückſelig iſt der Fürſt, der dann Freunde hat. Ehrenfried antwortete: genug! genug! Ihro Durchlaucht! dieſe Gnade iſt zu ſchwer für mein Herz, ich halt es nicht aus, indeſſen will ich nach meinem geringen Vermögen alle meine Kräfte zu Ew. Durchlaucht Dienſten verwenden. Bei allem dem hatte der Kammerrath noch etwas auf dem Herzen, er hätte gern Nachforſchungen wegen der bückligten Maske abgeſtellt, er hielte dafür, der Böswicht ſei vielleicht jezt noch zu erhaſchen; dieſer Gedanke war eigentſich die Urſache, die ihn ins Vorzimmer der Fürſtin getrieben hatte, er eröfnete dem Fürſten ſeine Gedanken, und dieſer gab ihm Vollmacht nach Gefallen zu verfahren, Ehrenfried empfahl ſich augenblicklich und gieng fort.

Während dieſer Unruhe haben wir die Clementine vergeſſen, auch ſie hatte ſchon früh vor der Vergiftung einen merkwürdigen Vorfall gehabt, der aber im Verfolg erſt erzählt werden ſoll.

Die Fürſtin ruhete die Nacht nicht wohl, ſie ſchlummerte und phantaſirte. Der Fürſt verlies ſie keinen Augenblick, er unterhielt ſich mit Theodoren, und ſo erſchien endlich der erquickende Morgen. Die hohe Kranke befand ſich etwas beſſer, und der Arzt gab Hoffnung, daß ſie vielleicht das Gift gleich abgebrochen habe, und alſo gar nichts zu befürchten ſtünde. Dennoch wurden alle nur mögliche Masregeln genommen, auch das, was etwa in dem Magen geblieben ſeyn könnte, unſchädlich zu machen und abzuführen. Theodore war indeſſen immer Krankenwärterin, und ſie war es gern. Ein jeder, der das menſchliche Herz auch nur nach der Oberfläche kennet, kann leicht begreifen, warum?

Jezt muß ich die Fürſtin verlaſſen und ſehen, wo der Kammerrath geblieben iſt, was Clementine für ein Abentheuer gehabt hat, und wie ſich der Hof überhaupt bei der Sache verhält. Denn wenn man eine Geſchichte erzählt, ſo muß man jede Gruppe, bis auf die entfernteſten Gegenſtände, ausmalen, damit die Hauptgegenſtände in vollem Glanze der Wahrheit da ſtehen und gehörige Wirkung thun können. Den Leſern, welchen etwa angſt ſeyn möchte, die Fürſtin ſei geſtorben, dienet mittlerweile vorläufig zur Nachricht: daß ſie an der Vergiftung nicht ſtarb; ſie können deshalb ruhig mit mir gehen, wir werden die liebe Kranke zu ſeiner Zeit wieder beſuchen.

Die Stadt Rheinau iſt eben nicht ſon-

derlich

derlich gros, aber ziemlich befeſtigt. Sie hat drei Thore, eines geht auf den **Rhein** und heiſt das Rheinthor, das andere heißt das holländiſche Thor, und das dritte das Oberthor oder Schloßthor. **Ehrenfrieds** erſte Sorge war, dem wachthabenden Offizier aufzutragen, daß er keine lebendige Seele hinauslaſſen, auch des Morgens nach Eröffnung der Thore alle Hinausgehende auf das ſtrengſte examiniren möchte; das wurde ins Werk gerichtet. Nun durchſtrich der Kammerrath die Stadt, und beobachtete alles aufs Schärfſte, wo jemand gieng und ſtund; zugleich überlegte er, ob es nicht möglich ſei, jemand auszuſpähen, der die ungeſtalte Maske noch irgend an einem andern Orte, als auf dem Bale, geſehen, wo er alſo näher auf die Spur kommen möchte. Bei dieſer Gelegenheit nun machte er manche Nebenentdeckung, bald jagte er hier, bald da ein Paar auseinander, die des Nachts am liebſten beiſammen ſind: wo er Licht ſahe, da lauerte er von weitem und nahem, und ſah manch wunderlich Schauſpiel, das uns aber hier nicht angeht; in der Hauptſache entdeckte er übrigens nichts. So ſtrich er herum, und gerieth endlich auch an ſeine Thür, er war vielleicht ſchon ein Paar mal dieſe Nacht da vorbei gegangen, hatte es aber nicht bemerkt, bis jezt, und daran war ein Umſtand ſchuld, den er bei dem erſten ſchwachen Lichte der Morgenröthe entdeckte, ſeine Thüre war nicht geſchloſſen; er erſchrak von Herzen: denn er hatte Depoſitogelder bei ſich liegen, auch ſonſt noch Sachen genug, für welche ihm bange war, ſie möchten ihm geſtohlen worden ſeyn, beſonders da ſich Diebe und Räuber gerade der Verwirrung zu bedienen pflegen, die bei ſolchen Gelegenheiten unvermeidlich ſind. Mit pochendem Herzen gieng der Kammerrath in ſein Haus, er ſchlich leiſe auf den Zehen, guckte überall hin, fand aber nichts in Unordnung; er gieng die Treppe hinauf, und zuerſt auf ſein Arbeitszimmer; doch auch hier war alles, wie er es den vorigen Abend verlaſſen hatte. Nun erinnerte er ſich, daß er ſeine Schweſter auf dem Bale noch eine Zeit lang vor dem Tumulte nicht mehr bemerkt hatte; er lief alſo nach ihrem Zimmer, und fand ſie ruhig ſchlafen. Der Morgenglanz ſtralte durch das Fenſter auf ihr Angeſicht, er ſtellte ſich hin, und weidete ſeine Seele an dieſer ruhenden Unſchuld. Da lagen ihre Kleider, aber nicht hingeworfen, auf einander und übereinander her, ſondern jedes Stück zuſammen gefalten und in Ordnung, ſo als wenn ſie des Morgens früh einpacken wollte, jeder Möbel war an ſeinem Orte, was glänzen ſollte, das glänzte, was hängen muſte das hieng, und was ſeiner Natur nach liegen muſte, das lag, nichts war ſchmuzig, nichts zerriſſen, ſondern alles in der ſchönſten Ordnung; ſie ſelbſt aber lag da, das Deckbett über die Bruſt unter jeden Arm geſpannt, ihr Anzug war ſchneeweiſer Barchent, mit roſenfarbenen Schlüpfen; ein blaſsrother ſeidener Schleier feſt um den Hals, und hin und wieder mit Nadeln befeſtiget, verdeckte ihre Bruſt; ihre Haare hiengen nicht verworren hervor, ſondern ſie waren glatt aufgekämmt, und mit einem bleichrothen Bande war die Schlafhaube umſtrickt; ſo lag ſie da, die Arme über das Deckbett ausgeſtrecket, und der Odem gieng ſanft und langſam aus und ein, und bewegte eine Pflaumfeder, die ſich durch den zizenen Ueberzug durchgearbeitet hatte. Ehrenfried ſtand gegen über, ein heiliger Schauer durchdrung ihn, er vergaß eine Weile Vergiftung, Ausſpähen, Gefahren, Hoffnung, und alles, was in ſeiner Seele arbeitete. Welch ein Engel iſt ein ſolches Frauenzimmer? dachte er bei ſich ſelbſt, und welch ein Teufel muß der ſeyn, der ein ſolches Heiligthum entweihen kann, ja der nur von weitem daran denken kann, auf Unkoſten eines ſolchen Meiſterſtückes des Schöpfers ſich luſtig zu machen? —

Jezt ſtellte er eine ſtrenge Prüfung über ſich ſelbſt an, er durchdachte alle ſeine durchlebten Jahre und fand ſein Herz oft am Rande des Sturzes, ohne doch jemals einen Sturz gethan zu haben. Innig demüthigte er ſich vor Gott wegen ſeiner Schwäche, und innig dankte er ihm, daß er dem Frauenzimmer das furchtbare Siegel der Scham an die Stirne gedrückt habe, damit es nicht jeder töden möchte, der es fände: denn er entdeckte jezt erſt, daß ihn faſt allemal dies Siegel zurückgeſcheucht habe, wenn Vernunft und Religion der Macht der Lüſten hatten weichen müſſen. Ja aber, fiel ihm ein: ein Mägdchen das dies Siegel von der Stirn wegwiſcht? — Geſchieht ihr nicht recht, daß ſie dann zum zertrettenen Weg wird? — Nein! durchdrung ihn die ſtarke Stimme der innern Ueberzeugung: nein! dann breite der Mann ſeinen Mantel über ſie aus, und ſchüze ſie gegen den Sturm des Verheerers, er ſei ein Cherub mit dem Flammenſchwerd, und

Gott wird ihn einen Engel ſeyn und bleiben laſſen. Ein Mann, der das feilſte Weibsbild misbraucht, iſt nicht ein Haar beſſer, als ein Räuber, der in eine wehrloſe Stadt bricht, und Greiſe und Säuglinge mordet.

Darf Stillings ein Wort dazu ſagen? Mich dünkt ja: es wird einmal eine Zeit kommen, wo ein ſolcher Wollüſtling einem Gewitter, mit lauter Blizen geladen, gegen über ſtehen wird, zur Seiten zittert der arme Wurm, mit dem er ſeine Luſt büſte; zur Rechten ſteht der furchtbare Engel des Todes, und um ihn her ein Heer ungeborner Kinderſeelen alle laut über ihn klagend: dieſer greuliche Wüterich ſei ſchuld, daß ſie nie geboren worden, daß ſie nie ein Leben wärkſam zum Dienſte Gottes und der Menſchen hätten führen können, und alſo im unnüzen Beſtreben nach dem Werden verſchmachten müſten; dann wird die arme verlaſſene Seele zur Linken alle Blize zur Rache gegen ihren Verführer aufrufen, und ihr Ruf wird erhöret werden.

Als nun Ehrenfried ſo da ſtand, ſeine Schweſter ſegnete, und von ihr zu ſeiner ehrwürdigen Mutter in Gedanken hinaufſtieg, die doch eigentlich durch ihre Erziehung den Engel gebildet hatte; ſo überkam ihn ein Huſten. Clementine fuhr in Schrecken auf, daß ſie zitterte, nun ſah ſie ihren Bruder, lächelte, legte ſich wieder, kehrte ſich gegen ihn, und ſagte: Bruder! was bringſt du ſo früh? Der Kammerrath nahm einen Stuhl, ſetzte ſich, und fieng nun an zu erzählen, was dieſe Nacht alles paſſirt war. Clementine fuhr bald zuſammen, bald verwunderte ſie ſich, bald trat ihr eine Thräne in die Augen, wie es dann zu geſchehen pflegt, wann man einer theilnehmenden Seele Sachen von Wichtigkeit vorträgt; endlich kam er auf ſeine Bemühungen, den greulichen Thäter ausfindig zu machen: Clementine hörte ihm aufmerkſam zu, ſie lag eine

Weile in tiefen Gedanken, endlich fuhr ſie auf, wie von einem blizenden Gedanken gerühret, der einem durch Mark und Bein dringt. Mein Gott! rief ſie, da fährt mir ein Gedanke durch die Seele, Bruder! ich muß dir etwas ſagen: haſt du den italiäniſchen Bauern bemerkt?

Ehrenfried. Freilich! war das nicht Böhling?

Clementine. Ja der wars; nun höre was mir paſſirt iſt: er war äuſerſt zudringlich gegen mich, jeden Augenblick forderte er mich zum Tanze auf, ſo daß man ſchon anfieng, uns zu bemerken, ich entſchloß mich daher, keinen Tanz mehr zu thun und ſchüzte eine Unpäßlichkeit vor, ich ſezte mich alſo hin, und dachte darauf, wie ich mit guter Manier wegkommen könnte; indeſſen entdeckte ich eine geheimnisvolle Bewegung, oft ſchlich Böhling hinaus, guckte oft nach der Thür, wenn dann ein gewiſſer Laquay zum Vorſcheine kam, ſo ſchlupfte er zu ihm, liſpelte ihm ins Ohr; dann ſchaute der Laquey ernſt umher, als ob er fürchtete, belauſcht zu werden. Das Geſchäft, welches ſie unter ſich betrieben, ſchien kein Spaß zu ſeyn: denn alles kam mir ſo wichtig vor, indeſſen bekümmerte ich mich nicht weiter darum, ich dachte nur darauf, mich weg zu ſchleichen, dies gelung mir auch, wie ich glaubte: eine gewiſſe Angſt trieb mich fort, und mein Herz dachte nicht daran, daß Böhlingt ein ſo ſcharfes Aug auf mich haben würde: weil es nun ſehr finſter war, ſcheute ich mich nicht, maskirt über die Straſe zu gehen. Ich war ſchon beinahe auf der Hälfte des Weges, als ich jemand hörte, ſchnell hinter mir kommen, ich ſchritt ſtärker, aber ich wurde eingeholt: es war Böhlingt, der meinen Arm ergriff, mir die Hand küſſe und mich begleitete: ich ließ das, wiewohl ungern, geſchehen: als wir an unſerer Thür waren, ſo erwartete ich, er würde nun umkehren, allein er tratt mit herein, riß mir die Larve vom Geſicht, griff mich in die Arme und wollte mich küſſen, Ich drehte mich ihm mit Gewalt aus den Armen, ſtieß ihn mit der Linken zurück, und mit der Rechten zog ich einen ſo derben Streich über das Geſicht, daß er fortlaumelte; nun flog ich die Treppe hinauf und legte mich ſchlafen. Jezt vermuthe ich faſt, daß er in dieſer Sache verdächtig iſt.

Ehrenfried war blaß von Entſezen. Schweſter! fragte er: kannſt du mir ſagen, wer der Laquay war. Ja, antwortete ſie: es iſt der, den Prinz Albert verwichenen Herbſt dem Fürſten geſchicket hat.

Das war nun gerade derjenige, der unvorſichtig genug war, das Glas wegpuzen zu wollen, worüber ihn Theodore ertappte, und Ehrenfried alſofort ſezen ließ; jezt war es dem Kammerrathe ſehr wahrſcheinlich, daß eine geheime Kabale bei Hofe würkſam ſei, in welche ſich der junge Böhling habe einflechten laſſen; hier ſahe er nun das Ende dieſer Kette der ſchwärzeſten Bosheit, er ſchaute in Gedanken die Glieder hinauf, und vermuthete das andere Ende an einem Orte zu finden, wo er nicht einmal hinblicken, auch eine unterſuchen durfte. Er erkundigte ſich ferner, ob ſeine Schweſter keine Anſtalten zu der buckligten Maske bemerkt habe? Sie beſann ſich, konnte ſich aber nichts erinnern. Indeſſen war das alles unnöthig, denn die ganze Sache nahm für diesmal ein ſchleuniges Ende. Ehrenfried hatte beim Hereintretten in ſein Haus die Hausthüre verſchloſſen, er hörte ſchellen, er lief heraus und ſchaute durch das Fenſter, da ſahe er den Kanzleirath Thiele vor der Thüre ſtehen, er ſprang herab, machte auf und führte ihn herein in das Anſprachzimmer. Erſtaunen, Schrecken, Verwunderung und alles, was nur ſchreckliche Leidenſchaften ausdrücken kann, war auf ſeinem Geſichte gemalt, ſo daß Ehrenfried gerade das Allerſchlimmſte vermuthete, Herr Rath! rief er, ſie iſt tod! Nein, antwortete Thiele, ſie iſt nicht tod, ſie lebt, und, Gott ſei Dank! der Doktor ſagt ſie habe keine Gefahr. Nun war es dem Kammerrathe wieder wohl: denn alles Uebrige ſchien ihm auſſerdem jezt eine Kleinigkeit zu ſeyn.

Nun ſezten ſich beide, und der Kanzleirath fuhr fort: Nein Gott Lob! ſie lebt, aber ich bringe ihnen doch erſtaunliche Neuigkeiten, wornach einem Hören und Sehen vergehen möchte. Dieſen Morgen als Sie vom Fürſten weggegangen waren, ſo vermuthete ich gleich, was Sie im Schilde führten. Ha! dacht ich, du darfſt da auch nicht müſig ſizen; denn ich ſtrich noch als immer im Schloſſe herum, theils um zu hören, was die Fürſtin mache, vornehmlich aber um zu ſpioniren, ob man nicht von weitem ein Fünkelgen Licht in der verworrenen Sache entdecken könnte. Endlich fiel mir es heiß auf das Herz, man dörfe doch wohl hier nichts verſäumen, man ſollte den gefangenen Laquayen im erſten Taumel, in der erſten Verwirrung abhören, ehe er ſich auf künſtliche Antworten beſinnen könne, und dann dacht ich, wenn man ihn zum Geſtändniſſe brächte, ſo könnte man vielleicht den ausgeflogenen Vogel noch erhaſchen. Ich lief alſo gleich zum Kanzleidirektor und ſchellte an der Thür, polterte und raſete, bis ſich endlich jemand fand, der mir aufmachte; nun ließ ich den Herrn wecken, allein da war kein Fortkommen, dem that es ſo weh, daß man ihn in ſeinem Schlafe ſtörte, ſo daß der tiefſte Aerger aus ſeinen halb offenen Augen hervor blinzelte: indeſſen war ihm doch die Sache zu gefährlich, liegen zu bleiben: er kleidete ſich alſo an, zog einen weiſſen und einen ſchwarzen Strumpf an, warf einen Ueberrock um ſich, behielt aber die Schlafkappe auf, denn die Perücke mit den zween Zipfeln vergaß er. Ich lief ſchon früher fort, um noch die andern, nebſt dem Sekretär zu wecken, endlich kamen wir denn zuſammen. Das Kollegium ſah gar wunderlich aus: die zween Juſtizräthe hatten Schlafröcke an, der eine Kanzleirath kam im Mantel, und ich war noch vom Bal angezogen; wir ſezten uns, und da der Direktor nicht zur Sprache zu bringen war, ſo ſchlug ich vor, man ſollte dem Laquayen völlige Gnade verſprechen, wenn er alles frei und offen bekennen würde, ausgenommen, wenn er ſelbſten die Limonade vergiftet hätte. Dies wurde einhellig beſchloſſen, und nun der Laquay vorgeführet. Man ſah ihm an, daß er Willens war, ſtreng zu läugnen; ich fieng gar ſanft mit ihm zu reden an, und ſagte ihm, man habe ſchon ſichern Verdacht auf ihn, ſo daß ihm alles Läugnen nicht mehr helfen würde; daher ſollte er nur frei alles ſagen, was er wüſte: denn dies ſei das einzige Mittel, wodurch er nicht nur ſein Leben retten, ſondern ſogar ungeſtraft davon kommen könne.

Der Kerl ſchien darüber gerührt zu ſeyn. Er fiel auf ſeine Knie, und dankte uns demüthig für die Gnade. Aber, fuhr er weiter fort; iſt es denn auch gewiß, daß mir nichts geſchehen ſoll, wenn ich alles ſage, was ich weiß? — Freilich darf ich ſo nicht reden: denn ich bin ohnehin ſchuldig, alles zu ſagen; aber weil die Herren doch ſo gnädig mit mir verfahren, ſo will ich ſie doch auf den Knieen gebeten haben, verſchonen Sie meiner um meiner braven Eltern und Geſchwiſter willen, ich will auch alles ſagen. Wir wollen ihm Wort halten, antwortete der Juſtizrath Gold, nur in dem Falle können wir es nicht, wenn er ſelbſt die Limonade vergiftet hat.

Jezt ſpizen ſie die Ohren, Herr Kammerrath! denn ſie werden ihnen gellen. — Er antwortete: ich habe die Limonade nicht vergiftet, aber ich wuſte, daß es geſchehen würde, ich habe das Pulver dem Lizentiat **Böhling** gebracht, und der hat es gemiſcht.

Jezt hatte das ganze Verhör ein Ende: denn der Zuſtand, in welchen der Direktor bei dieſen Donner Worten gerieth, beſchäftigte uns ſo, daß wir den Gefangenen wieder wegführen laſſen muſten. Der gute Alte riß ſich in den Haaren, ſchrie laut, dann ſank er wieder halb betäubt hin, während der Zeit hatte doch einer von uns die Vorſicht gebrauchet, die Wache zu beſtellen, um des Direktors Haus damit zu beſezen, indeſſen kamen wir mit der Sänfte, worin der arme Mann nach Hauſe getragen wurde. Er bekümmerte ſich jezt um die Wache nicht, ich glaube nicht einmal, daß er ſie bemerkt hat, indeſſen giengen wir alle mit ihm, und verſiegelten ſeines Sohnes Zimmer. Welch ein Jammern und Wehklagen in dem Hauſe entſtand, davon mag ich nichts ſagen; der Lizentiat aber war fort, und niemand weiß wohin. Jezt giengen wir auseinander, und ſo wie ich daher zu Ihnen gehe, ſo jagt Prinz Albert mit allen Sechſen zum holländiſchen Thor hinaus. Riechen Sie jezt Lunten, Herr Kammerrath? Ja, die habe ich ſchon ehe gerochen, antwortete

Ehrenfried: denn dieſen Morgen hat mir meine Schweſter ihre Balgeſchichte erzählet, und da bin ich auf Spuren gekommen, (hier erzählte er alles, was er von Clementine gehöret hatte) und ſezte noch hinzu; Sie wiſſen, daß der Lizentiat oft in mein Haus kam, da hat er es gar herrlich wiſſen an den Mann zu bringen, wie hoch er bei Prinz Albert angeſchrieben ſtehe? Aber das iſt mir ein Räthſel, was Albert beim Tode der Fürſtin für einen Profit ſucht? Thiele wuſte das auch nicht zu errathen; indeſſen hoffte er, es würde ſich noch aufklären.

Nun hatte der Kanzleirath noch etwas auf dem Herzen; daher fieng er an: Herr Kammerrath! darf ich Ihnen eine nüzliche Erinnerung geben? Sie wiſſen ich bin Ihr Freund, bin länger bei Hofe geweſen als Sie, und kenne die Schliche. Ehrenfried hatte wohl bemerket, daß ihm Thiele immer freundlich begegnet war, allein er hatte noch keine Proben von einer wahren Freundſchaft, denn ſo viel Empfindung hatte er doch von der Hofluft, daß die Freundlichſten oft die Gefährlichſten ſind; daher antwortete er: Herr Kanzleirath! Ihre Erinnerung ſoll mir ſehr angenehm ſeyn: denn ich bin freilich noch ſehr wenig an Höfen geweſen, und habe alſo ſehr wenige Kenntniſſe von dem Betragen eines rechtſchaffenen Mannes am Hofe.

Thiele antwortete: Nun ſo will ich Ihnen denn im Vertrauen ſagen, daß Ihr Betragen bei der Begebenheit auf dem Bale dieſe Nacht Ihnen alle Hofleute feind und neidiſch gemacht habe.

Ehrenfried erſtaunte, beſann ſich und ſagte: das kann wohl ſeyn, ich muß geſtehen, ich war zudringlich, nahm mich der Sache zu ſehr an, mehr als mich angieng, griff andern ins Amt; aber auf einer Seite war denn doch meine tiefſte Hochachtung gegen die Fürſtin ſo bei mir zur Leidenſchaft geworden, daß es mir gerade war, als wenn ich alles allein thun müſte; und hernach war mir die Gnade, die meiner Frau ganz ohne ihr Suchen widerfuhr, ſo angenehm, daß ich aus dieſer Urſache nicht recht wuſte, was ich that. Allein, liebſter Herr Kanzleirath! was ſoll man denn machen? Hätten meine Frau und ich den Laquayen nicht bemerkt, was wäre denn daraus geworden, die Sache wäre nicht heraus gekommen, man hätte den ſchrecklichen Verſuch mit mehrerer Behutſamkeit wiederholt, und bedenken Sie die Folgen.

Ganz richtig: verſezte Thiele: Sie konnten alles thun, was ſie gethan haben, ohne ſo zudringlich zu ſcheinen; jedem las man es auf der Stirne, daß er dachte, der Ehrenfried iſt ein wahrer Suppen-Verdiener, und damit kocht ſchon Verrath, Gift und Galle in der Seele des Hofmannes: denn jezt denkt ein jeder, und glaubt es ſchon gewiß zu wiſſen, daß Sie in höhere Stellen ſich hinauf zu ſchwingen gedenken. Sie waren ſo vollkommen glücklich, von dem Fürſten bemerkt zu werden, daß Sie jezt nur wählen können, was Sie werden wollen, und Sie ſind es. Z. B. der alte Böhling hat Feierabend, denn der wird gewiß ſeine Stelle niederlegen wollen und müſſen; Sie haben nur ein Wort zu verwenden nöthig, ſo ſind Sie Kanzleidirektor, und wenn noch zehen ältere Räthe da wären. Ihre Frau Gemahlin darf nur die Fürſtin darum anſprechen, ſo brauchen Sie nicht einmal zu ſcheinen, als wenn Sie es gerne werden wollten.

Ehrenfried antwortete: davor wird mich aber der Himmel behüten, ſo etwas zu beginnen.

Thiele fragte: warum wollen Sie nicht? Der Kammerrath erwiederte: darum nicht, weil noch viel verdientere Männer da ſind, als ich.

Thiele. Wenn es Ihnen aber ohne Ihre Bemühung angeboten würde.

Ehrenfried. So würde ich mich ſehr

dafür bedanken, und es ganz gewiß nicht annehmen.

Thiele. Steht das ſo in Ihrer Seele geſchrieben, wie Sie da reden?

Ehrenfried. Ja ganz gewiß: warum fragen der Herr Kanzleirath ſo dringend?

Thiele. Jezt will ich es Ihnen ſagen, Sie ſind ein rechtſchaffener Mann, Sie verdienen Präſident, ja Sie verdienen Miniſter bei einem noch gröſern Fürſten zu werden. Ihre Pflicht iſt es auch, zu werden, was Sie können: aber nur auf dem Wege der Menſchenliebe und der Tugend, nicht aus Ehrgeiz und auf Unkoſten anderer, auch braver Leute. Geſezt, Sie würden jezt Kanzleidirektor, ſo wären Sie es gewiß nicht lange, man würde Sie noch viel tiefer ſtürzen, als Sie geſtiegen ſind: denn man wüßte, Sie wollten es werden, wollten andern vorlaufen, und ſuchten ſich nur über andere zu erheben, und das gebieret am Hofe tödlichen Haß. Wenn Sie aber Ihrem jezigen Berufe, den Ihnen ein jeder gönnet, recht getreu ſind; ſo werden Sie nach und nach Ihre wahren Verdienſte erheben, und Sie werden ein groſer Mann werden. Nun muß ich Sie noch um etwas erſuchen, und Sie müſſen mir verſprechen, daß Sie es thun wollen.

Ehrenfried. Ich bin Ihnen zu allen Dienſten verbunden.

Thiele. Der Juſtizrath Schwalbenau verdienet das Amt in allem Betrachte, er war immer das laſtbare Thier, dem man alle Commiſſionen auftrug, und der dem Rheinauiſchen Hauſe die wichtigſten Dienſte geleiſtet hat; jeder weiß das, auch ſelbſt der Fürſt, und dennoch bezahlt man ihn nur, aber man belohnt ihn nicht; man haßt ihn zwar nicht, aber man liebt ihn doch auch nicht, und das rühret daher: er erſcheinet ſehr ſelten am Hofe, und wenn es einmal geſchiehet, ſo bleibet doch ſein arbeitſamer Geiſt zu Hauſe, er iſt immer zerſtreuet, bemühet ſich nie jemanden zu gefallen, auch ſelbſt dem Fürſten nicht, beleidiget aber auch niemand. Sie ſollten ihn nur einmal beobachten, wenn er in Geſellſchaft des Fürſten iſt; das iſt oft zum Todlachen, der Fürſt neckt ihn auf eine edle gutmüthige Weiſe. **Schwalbenau** verſteht nun gar keinen Spaß, und ſchleicht ſtill fort; ſo wird er überall vergeſſen. Nun wünſchte ich, daß dieſer Mann Kanzleidirektor würde, aber dazu muß Hand an das Werk geleget werden: denn von ſelbſt kommt der Fürſt nicht darauf, daher erſuche ich Sie, liebſter Herr Kammerrath! jezo da Sie bei dem Fürſten etwas vermögen, helfen Sie dazu, daß er es wird, denn der Mann hat auch viele Kinder, und wenig Einkommen, es iſt alſo ein Werk der Barmherzigkeit, und Sie werden ſich bei dem ganzen Hofe wieder auſſer Verdacht ſezen, wozu Sie Anlaß, und zwar gegründeten Anlaß gegeben haben.

Ehrenfried erkannte von ganzem Herzen die Treue des Herrn **Thiele**, er dankte ihm dafür, verſprach ihm aufs genaueſte zu folgen, und beide ſchloſſen dieſen

Morgen einen genauern Freundſchaftsbund zuſammen.

Jezt finden wir den Herrn Kammerrath Ehrenfried in einer glücklichen und hoffnungsvollen Lage. Er und ſeine Gattin bedienten ſich der Gnade des Hochfürſtlichen Paares, wie man ſich einer ſtarkwirkenden und ſtärkenden Arzenei bedienet, ſparſam und zu rechter Zeit, damit ſie ihrer deſto länger genieſen könnten; ſie ſchlugen jede Beförderung aus und befeſtigten ſich ſolcher Geſtalt auf alle Weiſe in der Gnade des Fürſten, und in der Liebe und Hochachtung des Hofes.

Während der Zeit, daß dieſe Geſchichte zu Rheinau vorgieng, war die menſchliche Natur auch auf dem Blumenhofe nicht müſig; ſie ſpielte da ihre gewohnten Rollen eben ſo gut, als am Hofe.

Ehrenfried und Theodore entſchloſſen ſich, nach dieſem ihrem Landgute zu fahren: denn die Fürſtin war jezt vollkommen wieder hergeſtellet. Sie kamen gegen elf Uhr daſelbſt an, und fanden den alten Oſterfeld in ſeinen gewöhnlichen Beſchäftigungen: das iſt: er ſaß am Tiſche zwiſchen Büchern. Den **Dietrich** von der Linden ſahen ſie nicht, ſie fragten alſo gleich: wo iſt der Vatter? Oſterfeld lächelte und antwortete, indem er aufſtund und durchs Fenſter guckte: er wird wohl nicht weit ſeyn, ich denke er meditirt, denn er hat jezt ſehr viel bedenken. Die beiden wurden neugierig, ſezten ſich, und verlangten zu wiſſen, was es bedeute, daß er ſo geheimnisvoll antwortete. Oſterfeld erwiederte: ich hab es wohl gedacht, es iſt etwas beſonders um den Menſchen: jezt, glaub ich, würden wir keiner Liſt bedürfen, wenn ein Kammerrath ſeine Tochter frei und öffentlich verlangte. Indem ſich beide anſahen und verwunderten, ſo trat **Dietrich** zur Thüre herein; er hatte einen damaſtenen Schlafrock an, mit dunkelblauem Grunde und hellblauen Blumen, eine weiſſe baumwollene Kappe auf, und ſein rundes halbgraues Haar war ſchön und zierlich geſchnitten und gekämmet; jezt war er ein ſchöner Mann. Daß ſich ſein Schwiegerſohn und ſeine Tochter nicht auf den Kopf ſtellten, das war ein Wunder, denn es kam ihnen vor, als wenn ſich die ganze Welt nun umgedreht hätte. So gar verſuchte Dietrich ein Compliment, und er empfieng ſeine Kinder faſt neumodiſch. Der gute Alte merkte, daß ſie ſich verwunderten; ja, ſagte er: ich muß mich jezt ein wenig anders aufführen, nachdem ich einen Kammerrath zum Schwiegerſohne habe: denn ich mag doch nicht haben, daß ihr euch meiner ſchämt, dazu wird ja auch mein Sohn ein Herr, und da muß doch alles ſeinen Gang gehen. Die Kinder billigten ſein Betragen, vermutheten aber, es müſt noch etwas anders dahinter ſtecken, ſie ſuchten daher Gelegenheit mit Oſterfeld allein zu reden, der ihnen dann alles umſtändlich entdeckte. Die Sache verhielt ſich folgender Geſtalt.

Etwa eine Stunde vom Blumenhofe war ein Kirchdorf Namens Sonnenberg, daſelbſt wohnte eine verwittibte Frau Pfarrerin, nebſt ihrer einzigen Tochter, ſie ſchrieb ſich Stoßin, ein Weib, wie es viele giebt, deren Seele immer beſchäftiget ſeyn muß, es mag auch koſten was es will. Sie hatten ein kleines Kapitälgen, von deſſen Intereſſen, nebſt einem kleinen Wittwengehalt, ſie ſich mit genauer Noth durchbrachten. Ihr ſeliger Mann hatte mit dem alten Oſterfeld ſtudirt und beſtändige Freundſchaft mit ihm gehalten, das wuſte die gute Frau; als ſie nun hörte, daß ſich dieſer Freund auf dem Blumenhof aufhielt, ſo gieng ſie zuweilen hin, um ihn zu beſuchen, dies geſchah nun auch wieder vor etlichen Wochen; es iſt der Mühe werth, daß ich dieſen Beſuch umſtändlich beſchreibe.

Die Frau Stoßin hatte gehört, daß der reiche Dietrich von der Linden Wittwer ſei, und nun auf dem Blumenhofe wohne, es fuhr ihr ein warmer Gedanken durch die Seele, ſie fühlte ſich dadurch in allen Gliedern geſtärkt, und fand nun in dem Augenblicke, daß ſie noch jung und ſtark genug ſei, wieder zu heirathen, ſie war nur 45 Jahr alt und ihre Tochter 24. Nichts deuchte ihr bequemer zu ſeyn, als wenn ſie den Dietrich heirathete, ſie kannte ihn von Perſon, er war ſehr reich, hatte einen braven Sohn, dem ſie dann ihre Tochter zu zuſchanzen gedachte, und damit wären ſie ja beide vortrefflich verſorgt. Alſofort hielt ſie den Gedanken für eine göttliche Eingebung. Karoline! fieng ſie im Muttertone an: rüſte dich, wir müſſen dieſen Nachmittag noch einmal den alten Oſterfeld beſuchen, und meine Mutterplage läßt auch ganz nach. Karolinen war, es ſo ganz recht: denn ob ſie gleich dort wenig Nahrung für ihre Seele fand: ſo kam ſie doch heraus in die freie Luft, und das war ihr ſchon genug. Kurz, die Mutter zog ſich ſchön und nett, doch ſehr ehrbar, an, ſo, wie ſie glaubte, einen geſunden ſechzigjährigen Mann locken zu können. Die Tochter aber, wie ſie in ſolchen Fällen gewohnt war; in ihrer Seele lag noch nichts weiter, als der allgemeine Grundtrieb, dermaleins eine ehrliche Frau zu werden, Neze warf ſie noch nicht aus, denn ſie ſahe noch keine Fiſche.

So wanderten beide gute Seelen zu Fus nach dem Blumenhofe, und kamen Nachmittag um 2 Uhr daſelbſt an; ſie wurden höflich empfangen und Anſtalten zum Kaffee gemacht. Dietrich, der ſich wenig im Hauſe aufhielt, ſondern gewöhnlich auf dem Felde herumſtrich, kam endlich auch. Um aber die Wirkungen dieſer Zuſammenkunft, mit allen ihren Urſachen, recht einſehen zu können, damit man nicht ohne Noth auf ein Wunderwerk verfalle, muß ich auch ſagen, was in Dietrichs Seele vorgieng. So lang ſeine gute Eva lebte, gieng alles ſeinen Gang ohne Beſchwerlichkeit fort, nachdem ſie aber tod war: ſo fand ſich nach und nach ein **Etwas** in dem innerſten Winkel ſeines Herzens, das er weder in ſeinem ledigen Stande, noch nachher, folglich niemals, gewahr geworden war. Seine Seele blinzelte zuweilen ſeitwärts nach dem **Etwas** hin, wandte aber den Blick ſogleich wieder weg und ward roth; denn die Seelen können auch geiſtlichroth werden, und das iſt noch immer ein gutes Zeichen! denn es bedeutet, daß der Herr Regiſtrator Gewiſſen noch in guter Aktivität iſt. Dem allen ungeachtet fand **Dietrichs** Seele doch für gut, dies **Etwas** unter einem ſtrengen Incognito wirken zu laſſen. Das war alſo die entfernte Urſache ſeiner groſſen Veränderung; die verſchiedene Larven und Farben, unter welchen ſich dieſe Urſache dem Publikum darſtellte, zeigt die Geſchichte ſelber. Kurz, **Dietrich** fieng an zu glauben, es ſei nothwendig, daß er wieder heirathete, er ſei ja nur erſt 60 Jahr alt, ſein Vatter habe 75 Jahre gelebt, ſein Grosvatter 80, und ſein Urgrosvatter ſo gar 90, und es ſei gar wohl möglich und kein Wunder, wenn er 90 Jahr alt würde, denn das ſei mehr geſchehen, und da könne er ja noch wohl heirathen, Kinder zeugen und Enkel von ihnen erleben. Wenn er dann ſo dachte, ſo probirte er es im Hofe, gieng geſchwind, ſprang über den Zaun, und fand, daß er ſeit 40 Jahren faſt nichts an Kräften verloren habe. Ausgemacht war es alſo, daß er wieder heirathen wollte, nun waren aber noch zween Poſten zu bedenken. Der erſte betraf ſeine Kinder, beſonders ſcheute er den Kammerrath: denn er vermuthete doch noch immer, daß er ſeine Tochter meh- entheils um ſeines Geldes willen genommen habe. Da nun die Summe in meh- ere Theile getheilt werden würde, denn r ſah ſchon im Geiſte ein Häufgen Kin- er um ſich her laufen: ſo konnte er ſich ichts anders vorſtellen, als daß Ehren- ried eine ſaure Miene machen und es

Theodoren entgelten laſſen würde: um ſeine beiden Kinder bekümmerte er ſich weniger. Allein, nach und nach überwand er auch dieſe Schwierigkeit, denn er fühlte ſeine Vatterwürde, und die Pflicht ſeiner Kinder, und darnach dachte er auch, ſie ſollen ſich wohl nach und nach zufrieden geben, wenn einmal alles wieder ſeinen Gang geht. Aber der zweite Punkt war eine härtere Nuß für ſeine alten Zähne: die Frage war nämlich: wo find ich eine Frau, die ſich für mich ſchickt? Da hatte er nun bald hieher, dann dort hinaus gedacht, und nirgends fand er etwas, das ihm recht war, oder da er ſichs zu wagen getraute. Jezt fühlte er recht tief in ſeiner Seele, daß er ein altfränkiſcher Geck ſei, alle Wahrheiten, die man ihm ſonſt darwider geſagt hatte, und die er nie glauben und begreifen können, wurden ihm nun zur hellen anſchauenden Erkänntnis, und er ärgerte ſich recht über ſein Betragen, bei der Heirath ſeiner Tochter: denn

er

er fand jezt, daß ſie recht wohl und nach nach ſeinem Geſchmacke verheirathet war; er nahm ſich alſo vor, von nun an alle Gelegenheiten zu bemerken und keine entwiſchen zu laſſen.

Nun fand alſo Dietrich nothwendig, ſich etwas modiſcher zu betragen. Oſterfeld, der Menſchenkenner, merkte ſchon an ſeinem Odem jenes Etwas, das in der Seele brütete, er nahm daher die Klugheit zur Hand, deren ſich der Vernünftige in ſolchen Fällen bedienet, das iſt: er ließ ſich nichts merken, und lebte ihm doch zu gefallen, ſo, daß in Dietrichs Seele nicht der fernſte Gedanken kommen konnte, man merke etwas an ihm. Als er daher dem Oſterfeld vortrug, es beginne ihm doch nach und nach einzuleuchten, daß ſeine bisherige Lebensart anſtößig geweſen ſei, und er wolle ſich modiſcher kleiden, er möchte ihm doch mit Rath und That beiſtehen, damit er ſich nicht lächerlich mache: ſo blieb Oſterfeld ganz treuherzig und zeichnete ihm genau den Mittelweg aus, der ſich für ihn am beſten ſchicken würde. So weit war ſchon Dietrich in der Aufklärung und Verfeinerung vorgerückt, als die Frau Pfarrerin, Stoßin, mit ihrer Tochter den Beſuch ablegte, von dem ich jezt reden will.

Er trat in die Stube und ſtuzte, die beiden Frauenzimmer da zu ſehen. Frau Stoßin ſtand auf, lächelte ihn freundlich an und machte ihm nach ihrer Art ein Compliment, ihre Tochter thats auch, und Oſterfeld erklärte ihm mittlerweile, daß dieſe Freundin eine Frau Wittib Stoßin, die Pfarrerin von Sonnenberg, nebſt ihrer Tochter ſei. Dietrich hatte ſich eben, der in ordentliche Kleider ſtecken, als einen guten Umgang lernen können: Doch leitete ihn Oſterfeld auch darin ſo, daß er, ohne lächerlich zu werden, nach und nach nicht mehr auffallend war. Es iſt nicht zu ſagen, wie der Alte jezt ſo behaltſam und ſo fähig zum Lernen war.

Dietrich mochte wohl allerhand denken, ob er gleich nichts ſagte. Die Pfarrerin dachte auch allerhand, nur kams noch drauf an, wie ſie's geziemend an den Mann brächte, ohne ſich blos zu geben, und doch eine gute Wirkung hervor zu bringen. Als daher der Kaffee aufgetragen war, ſo fieng Frau Stoßin an: der Herr von der Linden werden wohl hier auf Beſuch ſeyn?

Dietrich. Nein, Frau Pfarrerin! ich wohne jezt immer hier.

Fr. Stoßin. Mit der Frau Liebſten?

Dietrich. Meine Frau iſt tod.

Fr. Stoßin. Behüt der Himmel! was! — Ihre Frau Liebſte tod?

Dietrich. Ja, Frau Pfarrerin! es geht alles ſeinen Gang, ſie iſt maustod.

Fr. Stoßin. Nun da dauern ſie mich doch von Herzen. Ach lieber Vatter! ich weis wie's einem in den Umſtänden zu Muth iſt! ſo einſam, ohne Rath und Troſt.

Dietrich. Ja, was ſoll man machen, man muß zufrieden ſeyn, es geht alles ſeinen Gang.

Fr. Stoßin. Ja wohl, lieber Vatter! Ach ja! aber ſie ſind noch ein Mann recht auf ihrem Beſten. Haben ſie denn keine Haushaltung mehr?

Dietrich. Nein! ich hab meine Haushaltung aufgegeben.

Fr. Stoßin. Ei! Herr von der Linden! das hätt' ich doch nicht gethan; ſie können ja heirathen, wo ſie wollen, nur eine Hand in den Haufen geſteckt, an jedem Finger bleibt ihnen eine Frau hängen.

Dietrich lachte. Meinen ſie, Frau Pfarrerin?

Fr. Stoßin. Ei, ganz gewiß. Herr jeh! der müßte ja ſeine fünf Sinne nicht mehr beiſammen haben, der eine ſolche Parthie ausſchlüge.

Dietrich. Ja, ich bin aber doch ſchon ein alter Kerl.

Fr. Stoßin. Pfui, Herr von der

Kinden! ſolch ein flinker Mann! Was gilts, ſie werden noch nicht weit über 65 Jahr ſeyn?

Dietrich. Behüte! ich bin erſt ſechzig Jahr alt.

Fr. Stoßin. Was! — erſt ſechzig? — Du lieber Vatter! — das iſt ja kein Alter. Doch es ſchickt ſich nicht (ſchmunzelnd) daß ich als eine Wittwe ſo mit ihnen ſpreche; vergeben ſie mirs, ich vergaß mich in der That. Sie könnten einen Verdacht bekommen, als wenn ich etwas mit dem Geſprächs gemeint hätte; wir wollen von etwas anders reden.

Dietrichen gefiel die Frau ungemein; denn alles, was ſie da geſagt hatte, ſchien ihm ganz richtig und wahr zu ſeyn, und dann däuchte ihn, ſie habe das alles ſo anſtändig geſagt, daß nichts darüber gieng. Nun, was brauch ich denn lang drum herum zu gehen, wie die Kaz um den heiſen Brei. Genug, beide wurden verliebt, wiewohl aus verſchiedenen Urſachen. Öfterfeld fand für gut, ſich nicht in die Sache zu miſchen, und ließ es alſo **Dietrichs** Gang gehen. Jezt, da ihn nun ſeine Kinder beſuchten, da war er ſchon etlichemal zu **Sonnenbergs** geweſen, und die Heirath war ſchon ſo gut als geſchloſſen.

Als nun **Ehrenfried** und **Theodore** eine Weile geſchwiegen hatten, und nicht wußten, was ſie ſagen ſollten, fieng **Oſterfeld** an zu vermuthen, ſie möchten unwillig werden, daher begann er ſchon vorzubauen; das war aber nicht nöthig, denn **Ehrenfried** unterbrach ihn bald und ſagte: Theurer Freund! denken ſie nur nicht, daß michs verdrießt, wenn mein Schwiegervatter heirathet, nein! Gott weis es! ich freue mich von Grund meiner Seele darüber; was liegt mir an meines Schwiegervatters Geld, genug daß ich ſeine Tochter habe, die iſt mir Alles. Aber daß ſich ein Menſch ſo plözlich verändern, ſeinen ganzen Karakter ſo ganz umſchaffen kann, das macht mich erſtaunen.

Theodore fügte hinzu: und darüber wundere ich mich nicht ſo ſehr, mein Kind! denn ich weis, welche Veränderung die Liebe bei mir gemacht hat: aber mit welchem Abſcheue mein Vatter oft von der zweiten Ehe geſprochen hat, das iſt nicht zu ſagen, und kann doch nun ſelber, und ſo bald zur zweiten Ehe ſchreiten?

Ehrenfried antwortete: eben darum ſage ich, ich kanns nicht begreifen, wie ſich ein Menſch ſo ganz verändern kann.

Oſterfeld erklärte die Sache nach der Wahrheit: Leib und Seele iſt bei der ehelichen Liebe gar ſehr intereßirt, ſie bleibt immer das gröſte Geſchenk des Himmels auf der Welt, wenn ſie anders rechter Art iſt. Alle Leibes- und Seelenkräfte drängen ſich, von den Jünglingsjahren bis ins Alter, auf dieſen Zweck des Lebens zu, und da iſt's gar kein Wunder, daß die ganze Natur eine ganz andere Richtung nimmt, wenn ſie durch gewiſſe Umſtände gehindert wird, gerades Weges zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Ehrenfried glaubte nun, es ſei ſeine kindliche Schuldigkeit, in dieſer Sache ſeines Schwiegervatters Vertrauter zu werden, und ihn zu dem Ende zu bewegen, daß er ihm ſein Vorhaben entdeckte. Er redete von dieſer Sache mit Theodoren, ſie war mit ihm einſtimmig; daher nahmen ſie ihren Vatter allein, und der Kammerrath ſieng an:

Schwiegervatter! ſie werden mir nicht übel nehmen, wenn ich ihnen einen Vorſchlag thue: Sie ſind noch ein ſtarker, geſunder Mann, ihre Kinder haben ſie nicht mehr bei ſich, ſie können noch lang leben, und ich halte dafür, daß es angenehmer und zuträglicher für ſie wäre, wenn ſie ſich eine brave Gattin von mittlerem Alter wählten: ſie haben Vermögen, und laſſen ſie ſichs nur nicht einfallen, als wenn ihre Kinder, um dieſer nichtigen Vortheile willen, ſcheel dazu ſehen würden, wenn ſie wieder heirathen. Iſt irgend in ihrer Seele ſchon ein Gedanken von der Art aufgeſtiegen: ſo entdecken ſie ihn uns, wir wollen ihnen beiſtehen, ihnen helfen, damit ſie je eher je lieber zum Zwecke kommen mögen. Theodore ſezte ihr Scherflein noch hinzu: Ja Vatter! ihr könnt gewiß verſichert ſeyn, ſagte ſie, daß wir euch von Herzen Glück wünſchen, und euere zweite Frau, wie eine wahre Mutter verehren werden; ſagt uns nur eure Gedanken.

Dietrich erſtaunte über dieſen Vortrag, Thränen drungen ihm in die Augen, ſein vätterliches Herz wallte ſeinen Kindern entgegen. Nun, fieng er an, es geht doch alles ſeinen Gang, ja, ich hab den Gedanken, wieder zu heirathen, und jezt freue ich mich von Herzen, daß ihr Kinder mit mir eines Sinnes ſeid: nun es ſoll euch nicht reuen, gewiß nicht, es ſoll alles ſeinen Gang gehen. Ich will euch nun alles erzählen, wie es ſteht, denn ich bin ſchon weiter, als ihr wißt und denkt.

Nun erzählte er ſeinen Kindern die ganze Geſchichte mit der Frau Stoßin. In ſeinen Augen war ſie ſchon mehr als Menſch, ſie war ein Engel. Indeſſen werden wir in Zukunft ſehen, wie dieſer Engel und ihre Tochter in dieſer Geſchichte gewirkt haben. Es giebt Menſchen, deren Leben ein wahres Meiſterſtück der Vorſehung iſt, da macht ſie ſchon in der Ferne ihre geheimen Plane, ſtellt ihre Werkzeuge nach und nach auf ihren wahren Standpunkt, und gerad da, wo ſie der rechten Wirkung nicht verfehlen können, da fangen ſie an zu arbeiten. Freilich geht dann alles ganz natürlich zu; aber wer machte dieſe Natur?

Der Menſch handelt in jedem Augenblicke ſo, wie ihn die gegenwärtigen Umſtände beſtimmen, und daran thut er auch wohl. Vernünftig iſt der Mann, der dieſe Beſtimmung nach den weiſeſten Geſezen der Wahrheit und der Religion einrichtet! — Indeſſen ändern ſich auch oft ſeine Geſinnungen; was er heut für feſt und unumſtößlich anſieht, das iſt ihm morgen ein wahrer Irrſaz, und er wundert ſich oft ſehr, wie er ſo kindlich habe denken und handlen können. Indeſſen folgt hier die erhabene Vorſicht ihrem unbegreiflichen Plane, ſie führt alles ſo weislich und wunderbar aus, daß man doch am Ende findet, wie unſere Fehler ſo gar in ihren Plan gehöret haben, indem ſie oft gerade die nüzlichſten Folgen nach ſich ziehen. **Dietrichs** von der Linden Geſchichte beweiſt dies deutlich. Als ſeine Frau geſtorben war, ſo fand ſich in ſeiner ganzen Einbildungskraft kein Zug, keine Spur zur zweiten Heirath: die Vorſtellung, ein ſo ſorgenfreier Wittwer zu bleiben, ſich in Gedanken, bis an ſein Ende mit dem ſeligen Geiſte ſeiner Eva zu vereinigen, ihr nach zu ſeufzen, ſo lang bis der Tod auch die Bande ſeines Lebens würde getrennet, und ſeine Seele mit ſeiner Eva würde vereinigt haben, hatte ſeinen Geiſt und ſein Herz ſo erfüllt, daß er gezürnt haben würde, wenn man ihm nur von Ferne zu verſtehen gegeben hätte, dieſe Geſinnung könnte ſich wieder ändern; daher kams auch, daß er willig Haus und Hof verpachtete, und ſichs leicht und unwiederruflich vorſtellte, auf dem Blumenhofe den Abend ſeines Lebens ruhig zuzubringen. So beſtimmten die gegenwärtigen Umſtände Dieterichs Handlungen. Nun aber da ſeine ganze Seele wieder mit einer zweiten Heirath angefüllt, ſein Gut aber in fremden Händen war, ſo konnte der kurzſichtige Nachbar, wie er glaubte, mit vollem Rechte, ſagen: der Dieterich war doch wohl ein groſer Narr, daß er ſein Gut verpachtete, und ſeine Haushaltung aufgab: denn er hätte doch wohl denken können, daß ſich ſeine Gedanken wieder ändern würden. Dem erſten Anblicke nach hat der Nachbar recht, aber im Grunde hat ers doch nicht: denn es fand ſich nachher, daß es im Ganzen viel beſſer geweſen, ſo wie ers gemacht hatte. Daß aber Ehrenfried zu der Verpachtung gerathen hatte, er, der doch Weisheit genug beſaß, zu vermuthen, daß ſein Schwiegervatter könnte ſeine Gedanken wieder ändern, das ſcheint anſtößig zu ſeyn; aber im Grunde war es doch nicht zu tadeln; dies wird aus dem Verfolge erhellen: denn auch Ehrenfried hatte planmäßig gehandelt. Doch ich höre auf zu raiſonniren, und erzähle.

Dietrich und Frau Großin ſchloſſen alſo ein Eheverbündnis zuſammen, und vollzogen es auch ſobald ſie konnten. Die nunmehrige Frau von der Linden ſuchte nun alle nur mögliche Beweggründe hervor, ihren Mann zu überzeugen, daß ſie ihn nicht wegen ſeines Reichthumes, ſondern blos aus Neigung und Uebereinſtimmung beiderlei Geſinnungen geheirathet hätte; **Dietrich** glaubte das auch gerne, weil es ſeinen Wünſchen am angemeſſenſten, und er doch auch, noch zur Zeit wenigſtens, keine Urſache fand, anders zu denken.

Ehrenfried und **Oſterfeld** brachten auch während den Brauttagen die künftige ökonomiſche Verfaſſung in Ordnung, die in folgenden Hauptſtücken beſtand: **Dietrich** und ſeine Frau ſollten auf dem Blumenhofe wohnen, ſie bekamen etliche ſchöne Zimmer im Hauſe, die für ſie und eine Magd hinlänglich waren, dazu wurde ihnen ein ſchöner Gemüsgarten eingegeben, in welchem ſie erziehen konnten, was zur Küche nöthig war, Milch und Butter wurde ihnen gereicht, ſo viel ſie brauchten, und für das alles bezahlte dann **Dietrich** jährlich ein gewiſſes Stück Geldes an ſeinen Schwiegerſohn; **Oſterfeld** aber behielt immer die landwirthſchaftliche Verwaltung und Haushaltung wie vorher. Da nun die erſte Monate durch **Dietrichs** ganze Geſchichte ſehr einförmig iſt, ſo laſſe ich billig dieſe neu angehende Eheleute in Ruhe, und erzähle wichtigere Dinge, als in ihren Paar Zimmern vorgiengen.

Die Vergiftungsgeſchichte am Rheinauer Hofe hatte wenigſtens vor den Augen der Welt ein Ende, die Fürſtin war wieder vollkommen hergeſtellt, und was man ſich unter einander ins Ohr ſagte, hatte weiter keine Folgen: denn wenns auch der Fürſt vermuthete, ſo entdeckte er ſich doch gegen niemand: es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er den rechten Mann in in Verdacht hatte, weil er auf keine weitere Unterſuchung drang: denn der junge **Böhling** war fort, und niemand wußte wohin: ſein Vatter nahm ſeinen Abſchied, und ſezte ſich auf ein entlegenes Landgut, wo er ſeine übrigen Tage vergrämte.

Der Kanzleirath Thiele hatte indeſſen **Ehrenfrieden** die Wahrheit geſagt: von jener fatalen Nacht an ſpürte lezterer handgreiflich, wie der gröſte Theil der Hofleute und Beamten ihm mit falſcher Höflichkeit ſchmeichelten, ihn als den Günſtling des Fürſten anſahen, den man fürchten, äuſſerlich verehren, heimlich aber untergraben müſte. Der Kammerrath fühlte dieſe

Lage ganz, ſie wurde ihm nach und nach ſo peinlich, daß er auch ohne die Warnung ſeines Freundes, gewiß alle Beförderungen verbeten haben würde. Es iſt eine ſehr wichtige Bemerkung, die ich oft und vielfältig aus der Geſchichte und der Erfahrung abgezogen habe: ſobald als ein Mann die Gunſt und Gnade des Fürſten ſich durch eine oder andere Gelegenheit erworben hat, ſo ſoll er ſich derſelben nie bedienen um zu ſteigen, ſondern andere würdige Menſchen, die es verdienen, zu erheben; er ſelbſt ſoll immer zurück bleiben. Dies iſt das ſicherſte Mittel nach und nach empor zu kommen: denn da er jezt nicht beneidet werden kann und nicht ſteigt, ſo kann er auch nicht geſtürzt werden; ſeine Verdienſte und die dauerhafte Gnade des Fürſten erheben ihn dann doch allmälig, und ſezen ihn feſt; alles, was jählings aufgethürmt wird, das ſtürzt auch bald wieder ein. Dies war **Ehrenfrieds** Grundſaz. Ehrliebe kann man ihm nicht abſpre-

abſprechen, er ſuchte freilich nach und nach empor zu kommen, aber weil er ein Chriſt war, ſo ſchlug er den rechten Weg ein, und wer dieſen geht, dem kann es nie fehlen.

Einsmals als am Hofe Ruhe und Ordnung wieder hergeſtellt, und der alte Böhling nun auf ſein Gut gezogen war, ließ die Fürſtin Theodoren zu ſich rufen: dies geſchah öfters, denn es ſchien, als wenn ihr die Zeit lang würde, wenn die Kammerräthin nicht in ihrer Geſellſchaft war. Um allein beiſammen ſeyn zu können, nahm ſie die Fürſtin mit in den Garten, und ließ alle ihre Frauenzimmer zurück. Hier ſpazierten nun beide vertraulich zuſammen, ſo wie zwo Freundinnen zu thun pflegen, die Fürſtin ſchüttete dann ihr Herz aus, und verlangte, daß es Theodore auch thun ſollte. Als ſie nun im Luſtwandeln hinten in ein einſames Wäldgen gekommen waren, in welchem ſich eine anmuthige Einſiedelei befindet, ſo gieng die Fürſtin in dieſelbe hinein, und zog die Kammerräthin am Arme nach ſich; beide ſezten ſich da auf von Binſen geflochtene Stühle, und nun fieng die erhabene Dame an: meine theuerſte Theodore! ſo will ich dich hinführo heiſſen, ich habe dich mit hieher genommen, um ein Bündnis mit dir aufzurichten. Jezt in dieſem Augenblicke gebiete ich dir als deine regierende Landesfürſtin, daß du nichts dagegen einwendeſt, und damit du nicht über dieſe feierliche Rede erſchrickſt, ſo will ich dir geſchwind und in einem Odem ſagen, was es für ein Bündnis ſeyn ſoll; ſiehſt du dies ſchlechte Häusgen mit ſeinem einfachen Hausrathe, ſiehſt du dies Wäldgen umher? — Dies Haus und dies Wäldgen ſoll von nun an das Privilegium haben, daß wir beide, ſo oft wir hieher kommen, alle Verhältniſſe der Welt vergeſſen, und blos als Freundinnen leben dörfen; ſobald wir beide durch jenes Pförtgen hereingetretten ſind, ſo verliere ich allen Rang vor dir, ich bin dann deine Lotte, und du biſt meine Dore, ſo bald wir aber wieder hinaus ſind, ſo gehören wir wieder in die Welt, dann bin ich wieder Fürſtin, und du Kammerräthin, darauf gebe ich dir aber auch mein Ehrenwort, daß alles, was wir hier reden werden, nicht jenſeit den Gränzen dieſes heiligen Ortes kommen, nicht einmal ſeine Würkungen weiterhin erſtrecken ſoll; und eben ſo mußt du mir auch ſchwören, daß du, wenigſtens ſo lang ich lebe, kein Wort gegen irgend jemand auf der Welt von dieſem Bündniſſe ſagen, und eben ſo wenig entdecken willſt, was wir hier mit einander reden, es ſei denn, daß wirs untereinander ausmachen, was geſagt oder nicht geſagt werden darf. Dore, ich habe dich geprüft, und gefunden, daß du allein würdig biſt, mit mir in ein ſo enges Verhältnis zu treten. Theodore erſtaunte, ſtand, ſchlug die Augen nieder und weinte; die Fürſtin fuhr fort: wie, findet dein Herz deine Lotte nicht würdig, deiner Freundſchaft theilhaftig zu werden? Gott! — Gott! — rief Theodore, damit umſchlung ſie ihre Lotte mit ihren Armen, die Fürſtin empfand die Wonne der Freundſchaft, die bei Menſchen ihres Standes ſo ſelten iſt, in ſo hohem Grade, daß ſie mit Theodoren niederſank. Beide hielten ſich in ihren Armen halb ohnmächtig, unter tauſend Küſſen beſchworen ſie das Bündnis, von welchem ſie ſich unendliches Vergnügen verſprachen; endlich erhoben ſie ſich von den Knien, und ſezten ſich wieder auf ihre Stühle. Nun fieng die Fürſtin an: jezt liebſtes Dorgen! jezt hab ich an deinem Herzen ein geheimes Kabinet, in welches ich meine verborgenſte Anliegen verſchlieſen darf. Ich kann nun meine Wünſche und meine Klagen in deinen Schoos ſchütten, und du wirſt mich dann tröſten, ohne mir zu ſchmeicheln: hier darfſt du meine Fehler mir vorhalten und mich beſſern: denn wer ſagt den Fürſten ihre Fehler? — Ich beſchwöre dich, thue es! — denn das gehört mit zu unſerm Bündniſſe. Ja, meine beſte Lotte! antwortete Theodore, dies heilige Bündnis will ich ſo anwenden, daß es uns durch alle Ewigkeiten durch Freude machen ſoll, ſo wahr mir Gott helfe! Dieſer Zug in deinem Herzen macht einer Fürſtin Ehre, und nie ſoll es dich reuen, an mir ſo gehandelt zu haben. Taumelnd für Freude über dieſen nie gehörten Ton, fiel ihr die Fürſtin wieder um den Hals, und ſchluchzte für Freuden.

Theodore geſtund mir, als ſie mir ihre Geſchichte erzählte, daß ſie in dieſer Stunde den zweiten Emporzug gefühlt habe; der erſte war, als ſie ehmals Hofmann kennen lernte. Sie druckte ſich ſo aus: es giebt gewiſſe Zeitpunkte im Leben des Menſchen, wo alle Umſtände zuſammen würken, ein Herz zu erweitern: ſo bald dies geſchieht, ſo kann man ſich auch darauf gefaßt machen, daß es die ewige Liebe ausfüllen will: dies geſchiebt oft mit ſolchem Uebermaſe, daß man glaubt, man würde zu den Sternen empor gezogen, und in ſolchen Zeiten rückt man dem Mittelpunkte der Vollkommenheit allemal tauſend Meilen näher.

Es war ein ſchöner Nachmittag, kein Wölkgen trübte den Himmel, kein Lüftgen bewegte ein Blättgen in dem heiligen Haine, in welchem ſich die zwo vertraute Seelen befanden, alles Getümmel des Hofes und der Stadt war fern; der heilige Schauer der Natur, den man ſo oft im entfernten Dunkel des Waldes empfindet, in welchem vermuthlich die trauernden Schuzengel laſterhafter Menſchen himmliſche Luft ſchöpfen, und ſich wieder erquicken, wenn ihnen der Dunſtkreis der Sünden wehe gemacht hat, umwehte Lotten und Theodoren, und reinigte ihre Phantaſie von allen flatternden Bildern nichtsbedeutender Vorſtellungen; erhabene Bilder der Vergangenheit, der groſe Weg der Vorſehung, den die Fürſtin bisher gewandelt hatte, gieng vor ihrer Seele vorüber, ſie athmete langſamer, Majeſtät breitete ſich über ihr Geſicht aus: Theodore, fieng ſie an, noch nie hab ich einer lebendigen Seele meine Schickſale erzählet, und ich werde ſelten ein Herz treffen, dem ich ſie entdecken kann; bis dahin biſt du die einzige Freundin, der ich ſo ganz trauen darf, laß mich meine Geſchichte in deine Seele gieſen, dann werde ich dir hinführo immer meine Leiden klagen können, und du wirſt meine Klagen verſtehen.

Theodoren wars bei dieſer Rede zu Muth, als wenn ehemals ein Prophet ein Geſicht ſahe, und die glänzende Geſtalt eines Engels ſich zu hohen Weiſſagungen rüſtete: **Lotte**, antwortete ſie, mir ſchaudert für Verlangen, deine Geſchichte zu wiſſen, und ich werde ſie tief in meiner Seele verborgen halten, alles was dir eine Freundin ſeyn kann, das fordere von mir: denn ich wills ſeyn, bis auf den lezten Tropfen meines Blutes. Nun fieng die Fürſtin an:

Du weiſt, ich bin die Tochter des Fürſten von **Traubenheim**, meine zween Brüder ſind die älteſten, ich das mittlere, und meine Schweſter **Eliſabeth** das jüngſte Kind dieſes Herrn. Meine Mutter war eine Gräfin von **Ballenburg**, und mein Vatter hatte ſie blos um ihrer Reichthümer willen geheirathet, denn ihrer übrigen Tugenden waren ſehr wenig. Ich könnte dennoch den Fürſten, meinen Vatter, nicht ſo ganz tadeln, er hielt es für nöthig bei ſeiner Heirath auf Geld zu ſehen, weil das Land wegen den vielen Ausſchweifungen meines Grosvatters äuſſerſt verſchuldet war. Indeſſen mißlung ihm ſeine Abſicht ganz; eine durchaus unglückliche Ehe ließ ihn keine frohe Stunde genieſen, und ein elender Hang zur Alchymie verzehrte nicht nur die Reichthümer, die ihm meine Mutter zugebracht hatte, ſondern er verurſachte noch überdas eine kaiſerliche Commißion, wodurch er mit ſeiner Familie in eine traurige Lage geſezet wurde. Doch ich will dir alles umſtändlicher erzählen.

Mein Vatter war von Natur ein rechtſchaffener guter Mann, er liebte die Religion, aber nach ſeiner Art. Er kannte ihre gereinigte Grundſäze gar nicht; denn ein myſtiſcher ſehr ſtrenger Hofprediger, der auch an und für ſich ſelbſt ein frommer Mann war, aber nicht Weisheit genug hatte, einen Fürſten zu leiten, hatte ſein gänzliches Vertrauen. Dieſe Denkungsart meines Vatters zog, wie's gewöhnlich zu geſchehen pflegt, allerhand ſeltſame Menſchen an den Hof, der eine war ein wegen ſeinen Grundſäzen vertriebener Prediger, der andere ein wunderlicher Arzt, der dritte ein Laborant, der vierte ein Separatiſt, der fünfte ein Reformator, der die groſen Anſtalten zum tauſendjährigen Reiche zu machen, von Gott in die Welt geſandt war, der ſechste war ein auſſerordentlicher Busprediger, der auf Wegen und Straſen predigen muſte, und was für ſonderbare Menſchen mehr da waren, denen allen mein Vatter Brod und Unterhalt gab. Dies wäre nun ſo ſehr nicht zu tadeln geweſen: denn ſolche wunderliche Menſchen zu ernähren, mag doch immer eben ſo gut ſeyn, als ganze Käfige voll rarer Thiere; wenn ſie nicht ſo vielen Einfluß auf ſeine Denkungsart gehabt hätten. Ich mag mich mit allen wunderlichen Anſtalten in unſerm Fürſtenthume, die aus dem geheimen Rathe jener eingeſchränkter Köpfe entſproſſen waren, nicht aufhalten: denn davon könnte man ein ganzes Buch ſchreiben: ein Plan war thörichter, als der andere, jeder wurde ausgeführet, und jeder gab der Glückſeligkeit des Volkes einen Stos, und eben ſo den wenigen noch übrigen Einkünften; ſo daß auf allen Seiten des Elendes immer mehr wurde. Ich will lieber mit meiner Erzählung näher auf mich ſelbſt kommen, und alſo nur desjenigen gedenken, was darauf unmittelbare Beziehung hat.

Meines Vatters Karakter kennſt du nun ſchon beiläufig, beſte Theodore! Du wirſt ihn aber im Verfolge noch beſſer kennen lernen; meine Mutter hingegen war ſtolz und geizig. Beide Fehler waren zugleich mit allen den Laſtern verbunden, die ihre natürliche Folgen ſind. Doch glaube ich, daß man ſie von der Untreue in ihrem Ehſtande ganz frei ſprechen kann; alles, was nur Wolluſt hieß, war ihr zuwider; hingegen ſparen und alles vermeiden, was Geld koſtete, das war ihre höchſte Freude. Auch mein Vatter hatte das Geld lieb, wenigſtens ſuchte er nach ſeiner Art alle Mittel herbei, deſſen zu bekommen; aber nicht aus dem Grunde meiner Mutter, um Schäze zu häufen, ſondern um Schulden zu bezahlen, und noch mehr, um ſeinen Nebenmenſchen wohl zu thun: denn das muß man ſagen, er hatte das / beſte Herz von der Welt; nichts fehlte ihm, als ein vernünftiger Mann, der ihn den rechten Weg leitete. Eben dieſe Neigung verführte ihn auch dazu, den Stein der Weiſen zu ſuchen; er verwendete alles darauf, was er nur beibringen konnte, und das ſtürzte ihn endlich ganz.

Meine Mutter bekam uns vier Kinder bald nach einander; im lezten Kindbette aber litte ſie ſo viel, daß ſie zu fernerem Kindergebähren unfähig wurde. Wir wurden von einer alten franzöſiſchen Mamſell erzogen, die von allem, was man mit Kindern von dieſen Jahren beginnen ſoll, nichts verſtunde: ſie war im Grunde eine erzliederliche Perſon, hatte aber einen frömmlenden Ton, und eine Sprache der Sparſamkeit angenommen, wodurch ſie ſich in unſerer Eltern Gunſt bis an ihren Tod erhalten hat. Ich könnte eben nicht ſagen, daß ſie uns verdorben hätte, ſie ließ uns ſo aufwachſen, wie es die Natur mit ſich brachte, ſehr oft ließ ſie uns auch allein, und gieng ihren geheimen Lüſten nach, wo wir uns dann vollends überlaſſen waren. So verfloſſen unſere Kinderjahre ohne merkwürdige Vorfälle. Meine beiden Brüder bekamen nun ihre Hofmeiſter, in deren Wahl mein Vatter bei aller ſeiner Phantaſterei nicht unglücklich war. Wir beiden Prinzeſſinnen bekamen auch einen, und mit dieſem Zeitpunkte geht die merkwürdige Geſchichte meines Lebens an.

Wir hatten einen gewiſſen Mann an unſerm Hofe, dem unſere Familie viel zu verdanken hatte, es war der Hofrath **Heimburg**. Ich glaube gewiß, **Theodore**! daß du ſchon ſeinen Namen haſt nennen hören: denn er iſt weit und breit, ſowohl wegen ſeiner Gelehrſamkeit, noch mehr aber wegen ſeines rechtſchaffenen Karakters, und wegen ſeiner Schickſale bekannt. Dieſer Mann wohnte zu meinen Zeiten in einem Privathauſe in der Stadt **Traubenheim**, er lebte und würkte in Geheim, aber deſto fruchtbarer. Seine Geſchäfte forderten ihn wöchentlich einmal an den Hof, dann kam er, that was er zu thun hatte, und dann ſah man ihn nicht wieder, bis es ſein Beruf wieder erfoderte. Mein Vatter konnte den Hofrath nicht recht leiden: denn er widerrieth ihm faſt alles, was er that; daher fragte ihn der Fürſt endlich nicht mehr, und Heimburg wurde beinahe vergeſſen, auch meine Mutter konnte ihn nicht leiden: denn auch ihr widerrieth er alles, wohin ihr Hang gieng.

Einsmals als ich und meine Schweſter auf der Gallerie, ohne Aufſicht, hin und her ſpazieren giengen, und Heimburg, ich weiß nicht aus welcher Urſache, in Gedanken da am Fenſter ſtund, und in die weite Welt ſchaute, ſo blieb ich im Vorbeigehen ſtehen. Ich war beinahe eilf, und meine Schweſter neun Jahre alt. Der Hofrath bemerkte uns, machte eine Verbeugung und ſagte: womit beſchäftigen ſich Ihre Durchlaucht? — Ich antwortete: mit nichts. Heimburg verſezte: groſe Seelen müſſen niemals müſig ſeyn; zählen Sie einmal ſiebenzig Jahre, ſchwerlich werden Sie ſo alt werden, und nun haben Sie ſchon zehen Jahre, das iſt der ſiebente Theil von dieſer Zeit zurück gelegt, und noch haben Sie nichts gethan, nichts angefangen zu thun. — Das Leben fürſtlicher Perſonen iſt tauſendmal koſtbarer, als das Leben anderer Menſchen: denn ſie haben Pflichten auf ſich, die unendlich ſchwer ſind. Dieſe Worte giengen mir durch Mark und Bein. Es kann ſeyn, daß der Ton, und die Art, womit ſie Heimburg ſagte, den mehrſten Antheil an dem tiefen Eindrucke hatten, die ſie auf meine Seele machten; genug, mir lieſen die Thränen die Wangen herab. Heimburg ſahe das, und auch ihm drungen Thränen in die Augen. Gnädigſte Prinzeſſin, ſagte er und küßte mir die Hand, ich will laufen, und Ihnen einen Mann beſorgen, der wird Ihnen ſagen, was Sie thun ſollen. Ach thun Sie das, Herr Hofrath! rief ich aus. Von dem Augenblicke an fühlte ich einen Trieb zu Wiſſenſchaften und zu Erkenntnis meiner Pflichten in mir, dem ich gar nicht widerſtehen konnte, und ich brannte für Verlangen, Unterricht zu bekommen.

Heimburg gieng den Augenblick fort zum Hofprediger. Dieſem ſtellte er die Nothwendigkeit vor, daß wir einen rechtſchaffenen Hofmeiſter haben müſten; zugleich ſchlug er ihm ſeinen eigenen Sohn vor; der Hofprediger hatte zu gutem Glücke eine vortheilhafte Meinung von dem jungen Heimburg, weil er öfters in ſeine Predigten kam, ſonſt ſtill und eingezogen lebte, und nicht nach Aemtern und Ehren ſtrebte. Da nun der Hofprediger alles bei meinem Vatter vermochte, ſo verſprach er dem Hofrathe, daß ſein Sohn Hofmeiſter bei den Prinzeſſinen werden ſollte. Die Sache wurde betrieben, und beſchloſſen: und acht Tage hernach bezog ſchon der junge Heimburg zwei Zimmer in unſerm Schloſſe, und fieng zugleich ſeine neue Bedienung an zu verwalten.

So

So bald ich den Hofmeiſter ſahe, ſo bald gewann er mein Herz. Stelle dir eine Perſon vor, an der vom Scheitel bis zu den Fusſolen auch die allerdelikateſte Männerkennerin nicht ein Pünktgen zu tadeln finden würde. Ich darf wohl ſagen, er war das höchſte Ideal männlicher Schönheit, zugleich aber von ſo geſeztem und feierlichem Weſen, daß ihn jeder fürchten und verehren muſte, ſo bald er ihn nur ſahe. **Heimburg** fieng ſeinen Unterricht auf eine ganz ſonderbare Art an. So bald als er ſich auf ſeinen Zimmern ordentlich eingerichtet hatte: denn bis auf die Zeit betrug er ſich gegen uns als ein Fremder, der uns gar nichts angieng: ſo kam er modeſt, aber ſehr niedlich angekleidet zu uns auf den Saal, wo wir bei etlichen Hofdamen ſaſen, und — nichts thaten. **Heimburg** trat mit Würde herein, und ſein Anſehen ſtahl ihm aller Anweſenden Herzen; mich und meine Schweſter erſuchte er zum Spaziergange: wir nahmen ihn willig an, und er führte uns hinter dem Schloſſe den Wald hinauf auf den Berg, auf deſſen Spize das alte ruinirte Stammhaus unſerer Familie liegt. Es gieng gegen Sonnenuntergang zu, Heimburg redete den ganzen Weg über nichts mit uns, ausgenommen wenn wir ihn um etwas fragten, ſo antwortete er mit lauter einzelnen Silben, aber das bemerkte ich an ihm (denn ich betrachtete ihn ganz genau) daß er immer in ſich gekehrt wandelte, und wie ich lange nachher erfahren habe, für uns zu Gott betete.

Als wir oben an den alten Mauern anlangten, ſo ſtand die Sonne über den weſtlichen blauen Gebirgen noch, wie man zu ſagen pflegt, eines Baumes hoch; unſere Schatten ſchoſſen Ruthen lang über den Raſen hin, und aus Oſten fachelte ein Lüftgen, und wiegte die bald verblühten Königskerzen, die da der Reihe nach auf den berasten Wällen ſtanden.

Da ſind wir! ſagte Heimburg ſo ganz

ernſthaft; dort blicken Sie hinauf meine Prinzeſſinen! da ſehen Sie in der Mauer zwei Löcher neben einander, die ehemals Fenſter waren, da ſtrahlt jezt die untergehende Sonne in öde leere Winkel, alles iſt da ſtill -- da feiern jezt die Wohnungen Ihrer Voreltern den ewigen Sabbath. — Ihre Grosmütter haben da ihre Pflichten vollendet; die Mauern da haben jezt nichts mehr zu thun — auch ſie haben ihre Pflicht vollendet. — Da ſpanne **Margarethe von Traubenheim** mit eigenen Händen ihren Flachs, den ſie dort in dem jezt mit Ginſter bewachſenen Garten ſelber geſäet und gezogen hatte, lies ihn von ihren treuen Unterthanen zu feinem Tuche weben, und dann nehte ſie ſelber ihrem Herrn **Egmund von Traubenheim** Hemder aus dem Tuche — die er unter ſeinen eiſernen Harniſch anzog. Die Hemder ſtärkten ihn dann, daß er in der Schlacht für zwei Leben kämpfen konnte.

Das erzählte Heimburg mit einer ſolchen Art, daß uns beiden die Thränen in den Augen ſtunden. Herr Hofmeiſter! ſieng ich an, wiſſen Sie denn die Geſchichte von der **Margrethe** und von dem **Egmund**, erzählen Sie uns doch alles, was Sie wiſſen.

Sezen Sie ſich da neben mich auf den Raſen, fuhr **Heimburg** fort, und betrachten Sie da die alten Gemäuer wohl, ich kann ein Liedgen von der **Margrethe** und von dem **Egmund**, die Ihre Voreltern waren, das Liedgen will ich Ihnen ſingen. Wir ſezten uns, und er ſieng mit einer männlichen angenehmen Stimme an:

Es äugelte der Morgenſtern
Im blauen Oſten hoch,
Als Egmund, Graf von Traubenheim,
In ferne Länder zog.
Und Margreth, die Gemahlin ſein,
Vergoß viel milde Thränen,
Im goldnen Becher bracht ſie Wein,
Und ſprach mit vielem Sehnen:

Mein Egmund, Gott geleite Dich,
Er geb Dir Muth und Kraft,
Im goldnen Becher bring ich Dir,
Hier edlen Rebenſaft.
Trink nun den Abſchieds-Trunk mit mir,
Den ich mit Thränen miſche,
Denk ſtets an Weib und Kind allhier,
Bei Deiner Vätter Tiſche:

Nie wird ein Freuden-Trunk allhier
Margrethen eingeſchenkt,
Bis Egmunds Roß in ſeinem Stall
Wird von mir ſelbſt getränkt.
Bis ich vom blanken Harniſch Dir,
Der Feinde Blut abwiſche,
Und Du dann wieder trinkſt mit mir,
An Deiner Vätter Tiſche.

Graf Egmund drückte ihr die Hand
Und ſchwung ſich auf ſein Pferd,
Auch ſeine Knappen folgten ihm,
Er ſchwung ſein blankes Schwerd.
Er ſchwung es dreimal um ſein Haupt,
Die Knappen thätens alle;
Der groſe Rappe ſtampft und ſchnaubt,
Es ſchell durch Egmunds Halle.

Nun zogen hin die Reuter all,
Graf Egmund ritt voran,
Die Gräfin aber ſtieg betrübt
Ihr Kämmergen hinan.
Da flehte ſie zum lieben Gott
Um ihres Egmunds Leben.
Und daß ein heilger Friedensbott,
Ihn möge ſtets umſchweben.

Nun gieng zur gelben Spindel ſie,
Zu ihren Jungfraun hin,
Und ſprach: jezt werd't ihr Mägde ſehn,
Wie ich ſo fleiſig bin.
Ein feines Gärngen ſpinnen wir,
Graf Egmund zu bekleiden,
Wenn er, der edlen Helden Zier,
Heim kömmt mit ſeinen Leuten.

Nun ſponnen ſie viel Wochen lang
Der feinen Faden viel,
Die jungen Gräfgen trieben dann
Ihr kindlich Ritterſpiel.
Die Frauen waren wohlgemuth,
Sie ſcherzten treu und bieder,
Und ſungen dann mit frohem Muth
Viel alte Heldenlieder.

Vier keuſche Knaben webten nun
Das feinſte Flachs-Gewand,
Und edle Mägdchen legten es
Aufs grüne Raſen-Land,
Begoſſen's aus der Silberquell,
In warmen Sonnenblicken,
Das Leinwand wurde weiß und hell,
Es glänzte zum Entzücken.

Der trübe Herbſt ſchlich nun heran,
Gelb färbte ſich der Wald,
Und alle Boten zeigten an
Graf Egmund käm nun bald.
Die Gräfin gieng am Abend hin,
Zu ihrer weiſſen Bleiche,
Sie war betrübt in ihrem Sinn,
Das Herz war ihr ſo weiche

Sie ſchaut' ſo eben auf das Tuch,
Und wurde hoch erſchreckt,
Das ſchön Gewand war überall,
Mit Kreuzgen ganz bedeckt.
Voll Traurigkeit ſchlich ſie hinweg,
In blaſſen Mondesſchimmer.
Mit tauſend Thränen klagte ſie,
Ich ſehe Egmund nimmer

In dunkler Dämmrung sah ſie nun
Ein Dunſtbild vor ſich ſtehn,
Aſchgrau, hohlaugigt, fürchterlich,
Und ſchrecklich anzuſehn.
Mit dumpfer Stimme ſprach das Bild:
Egmund hat überwunden,
Durch viele Wunden hat ſein Geiſt
Den Todesweg gefunden.

Nun wankt' die Gräfin ſtill und matt
Zu Egmunds ſtiller Halle,
Sank hin, und ſtöhnt aus enger Bruſt:
Hin ſind die Freuden alle.
In dem hört' man der Roſſe Huf,
Im blaſſen Mondſchein ſtampfen,
Doch ſtill, und ohne Freudenruf,
Sah man die Roſſe dampfen.

Die Knappen traten nun herein,
Mit hangendem Geſicht,
Sie brachten ihren Herren mit,
Allein er lebte nicht.
Margrethe nahm ſein Todenkleid
Von ihrer grünen Bleiche,
Sie ſenkten in der Väter Grab
Die hochgeliebte Leiche.

Die Gräſin gab das ſchöne Tuch
Den Armen zum Gewand,
Der Armen Mutter hieß man ſie
Umher im ganzen Land.
Gekränkt durch Kummer ſtarb ſie bald,
Sie liegt an Egmunds Seiten,
Und ihre Seel erquickt ſich dort,
Im Reiche ewger Freuden.

Die ernſthafte Melodie, der Inhalt des Liedes, der Schauplaz der Geſchichte in den alten Ruinen vor uns, der feierliche Hofmeiſter und endlich die ſcheidende Sonne, alles das würkte zuſammen ſo heftig auf uns, daß wir nicht mehr wuſten, ob wir in oder auſſer dem Leibe waren, der Eindruck dieſes Abends bleibt ewig in meiner Seele das Fundament aller guten Vorſäze, ſo oft er mir einfällt, ſo wird mein Herz über alles Irdiſche erhoben, und ich fühle Luſt und Muth alles zu werden, was Gott und gute Menſchen aus mir machen wollen.

So wie Heimburg die lezte Zeile ausgeſungen hatte, blieben wir ſtarr und ſtill, und zogen den Odem ſo leiſe, daß er ſich endlich mit einem gewaltigen Seufzer aus der Bruſt heraus drängte. Der Hofmeiſter merkte, daß ſeine Arzenei die gehörige Würkung thät, er ſtund nun auf, und erſuchte uns mit ihm über den Wall zu ſpazieren, dies thaten wir mit Freuden, immer aber ſah ich **Egmund** und **Margrethen** vor mir, und meine Luſt zum Flachs ziehen und ſpinnen, war in dem Augenblicke die gröſte, die ich empfand. Ueber dem Spazierengehen äuſſerte ich dieſes Verlangen, **Heimburg** billigte das, doch ſagte er: gerade die Flachsarbeit, theuerſte Prinzeſſin! iſt eben nicht das, was Grosmutter **Margrethen** ehrwürdig machte; überhaupt der wirthſchaftliche Fleis iſt es, der auch den erhabenſten Damen wohl anſteht; heut zu Tage hat ſich die Sache geändert, jezt können die Fürſtinnen viel nüzlichere Sachen lernen. Ich wollte gern dieſe nüzliche Sachen gleich wiſſen; allein **Heimburg** antwortete: das ſind heilige Geheimniſſe, die ich Ihnen erſt nach und nach ſagen darf, Sie faſſen das alles nicht auf einmal, aber Sie ſollen alles wiſſen, ſo wie ſich Ihr Verſtand aufklären wird; jezt wollen wir einmal um uns her ſchauen, ſehen Sie, wie die Sonne jezt hinter den Berg ſinkt, wie ſie jezt ſo ſanft und lieblich daher ſtrahlt? — Sehen Sie alle die Berge, alle die Thäler, alle die Wälder, Felder, Gärten, Wieſen, mit all den mannigfaltigen Bäumen, Kräutern und Blumen, und nun knien Sie nieder und betrachten Sie die Erde genau: ob Ihnen nicht alle Augenblick ein lebendiges Thiergen in die Augen fällt, und dann — hier ein Vergröſerungsglas: betrachten Sie das Thiergen, mit allen ſeinen Füſen und Gliedern, ſehen Sie einmal das alles von der Sonne bis zum Wurm durch, und denken Sie dann, was das für ein Meiſter ſeyn muß, der das alles gemacht hat — deſſen Kraft alles bewegt, und wo ſich etwas bewegt, da iſt er, der groſe Meiſter, gegenwär tig. — Denken Sie, wie gros, wie mächtig iſt Gott! — Darüber denken Sie nur einmal nach, das ſoll Ihre erſte Lektion ſeyn — darnach gehen wir weiter. Sie haben jezt Trieb bekommen, brav, wie Ihre Voreltern, zu werden, dieſer Trieb iſt recht, nun will ich Ihnen dazu helfen, darum fange ich zuerſt mit der Erkänntniß der Gröſe Gottes an, und ſo gehen wir immer weiter.

Wir wollten nun wiſſen, was wir denn weiter lernen ſollten, aber der Hofmeiſter antwortete: ich darf Ihnen nie ſagen, was ich zukünftig lehren muß, bis Sie das Gegenwärtige gefaßt haben.

So ſpazierten wir eine Weile, bis es anfieng ganz dunkel zu werden. Jezt, meine Prinzeſſinen! fieng nun Heimburg an, jezt wollen wir zum erſtenmal zuſammen den Vätter aller Dinge anrufen, knien Sie nieder! wir knieten, er kniete auch, — nun betete er, — er betete ſo, wie ichs noch nie gehöret hatte; wie uns zu Muthe war, das läſt ſich nicht ſagen, ſtill und ohne ein Wort zu ſagen, aber voller laut ſchallender hoher Empfindungen wanderten wir nach Haus.

Hier war mir jezt alles klein, ich empfand meinen Rang, und den Unterſchied zwiſchen mir und meinem Kammermägdchen nicht anders, als wenn man von einem hohen Kirchthurne herab, einen groſen Mann und einen Knaben neben einander gehen ſieht, der Unterſchied der Gröſe ſcheint nur ein Finger breit zu ſeyn. Ich und meine Schweſter, wir waren beide ſo ſtille und ſo feierlich, als wenn wir Geſichte geſehen hatten, ſo daß es auch meine Mutter bemerkte, und mich um die Urſache fragte. Ich erzählte ihr die Geſchichte dieſes Abends; blos der wirthſchaftliche Zug vom Flachsſpinnen, war die Urſache, daß ſie zur Noth zufrieden war; übrigens aber war ihr nichts recht, und ſie führte uns ſehr ſtreng zu Gemüthe, daß wir uns mit dem Hofmeiſter nicht zu gemein machen müſten, wir müſten immer bedenken, daß wir Prinzeſſinen, und er nur ein gemeiner Menſch ſei; das Spazierengehen könne ſie auch nicht leiden, u. ſ. w. Jezt empfand ich erſt etwas tadelhaftes an meiner Mutter, der Vergleich zwiſchen uns und Heimburg war mir ſo auffallend und ekelhaft, daß ich mich kaum enthalten konnte, ihr keine Widerworte zu geben, Heimburg war in meinen Augen ein ſo würdiger und vollkommener Mann, daß ich mir nichts erhabeners denken konnte, folglich machte mich die Ermahnung der Fürſtin nur kalt gegen Sie, weiter hatte ſie keine Würkung.

Ich mag mich weiter mit der Methode unſers Hofmeiſters, deren er ſich in ſeinem Unterrichte bediente, nicht aufhalten, ſie war, mit einem Worte, höchſt edel und unvergleichlich. Der Fürſt bekümmerte ſich wohl nicht ſehr um uns, doch aber, wenn er mit uns redete, ſo brach er in Lobſprüche über Heimburg aus. Dieſer junge Mann hatte auch zugleich die herrliche Gabe, ſich jedermann zum Freunde zu halten, ohne ſich etwas zu vergeben: er war duldend, nachgebend, und von Herzen demüthig, er ſtrebte nie nach Ehre und Rang, überall war er der Niedrigſte, und ſo vermied er allen Neid und Haß der Hofleute. Er ſagte uns oft: wer Nuzen ſchaffen will unter den Menſchen, der muß allen alles werden, und jedermann nachgeben. Dennoch aber gerieth er endlich für alle ſeine treue Dienſte in die äuſſerſte Verfolgung; und dies iſt es eben, was ich dir erzählen will, weil es mit meinen Schickſalen in der genaueſten Verbindung ſteht.

Vier Jahre lang war alles in Ruhe, wir beiden Schweſtern lernten in der Zeit unſere Pflichten und unſere Beſtimmung kennen, und **Heimburg** wurde von jedermann geſchäzt und geliebt. Wenn auch die Fürſtin zuweilen etwas gegen ihn einzuwenden hatte, ſo war das doch von keiner weitern Folge, ihre Verweiſe vertrug er geduldig, bekümmerte ſich weiter nicht darum, und that was ſeine Pflicht war. Als ich nun vierzehn Jahr alt war, ſo trug ſichs zu, daß Prinz Albert von Rheinau an unſern Hof kam; er war eben in holländiſche Dienſte getretten, und juſt im Begriffe dahin abzugehen. Nun hatte ihm ſein Herr Vatter, der damals noch lebte, eine Commiſſion an unſerm Hof aufgetragen, zu deren weitern Befolgung der alte **Böhling** mit geſchickt wurde. Der Prinz wurde ſehr höflich empfangen, er machte uns auch ſeine Aufwartung; und weil ich damals ſchon ausgewachſen war, ſo machte ich augenſcheinlichen Eindruck auf ihn, er konnte ſeine Liebe nicht verbergen, und er gab mir ſie ſo deutlich zu verſtehen, daß ich ungemein in Verlegenheit geſezt wurde, was ich ihm antworten ſollte. Er hielt ſich meinetwegen acht Tage länger auf, als ſein Vorhaben war, und ich glaube, ich würde ihn haben lieben können, wenn ich nicht ſeine wollüſtige und ganz verdorbene Seele noch

zeitig

zeitig genug hätte kennen lernen: denn keine Kammer- und keine Küchenmagd war vor ihm ſicher, ſo daß ihm jedes nur ein wenig züchtiges Weibsbild ſchon von weitem aus dem Wege gieng. Dies bemerkte ich noch zu rechter Zeit, und dadurch bekam meine Seele einen ſolchen Abſcheu vor ihm, daß ich ihn nicht mehr vor meinen Augen ſehen konnte. Heimburg war der erſte, der mir dieſe abſcheuliche Lebensart entdeckte, und mich darauf aufmerkſam machte. Während allen ſeinen Ausſchweifungen machte er mir dennoch die gröſten Careſſen, und ich bemerkte, daß ſeine Liebe zu mir nach und nach zur Wuth wurde. Mein Hofmeiſter verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit und ſeine Warnungen gegen ihn; nun mochte **Albert** bemerkt haben, daß ihm **Heimburg** nicht günſtig war, dies machte ihn raſend, und um ſich recht an ihm zu rächen, ſo ſtellte er der Fürſtin die Gefahr vor, in welcher ich ſtünde, indem ich eine geheime Liebesverſtändnis mit dem Hofmeiſter unterhielt, und er allein die Urſache wäre, daß ich ihm kaltſinnig begegnete: denn Prinz Albert hatte meine Mutter ganz auf ſeiner Seite, weil das Haus Rheinau wegen ſeiner weltbekannten guten Oekonomie ſehr reich iſt. Nun entbrannte die Fürſtin vor Zorn gegen Heimburg, ſie verfügte ſich im Augenblick zu meinem Vatter, ſtellte ihm die ganze Sache mit ſolcher Wuth und mit ſolcher Vergröſerung der Umſtände vor, daß er auch aufgebracht wurde. Heimburg wurde noch denſelben Tag in ein enges Gefängnis geſperrt, und ich bekam eine Wache vor mein Schlafzimmer, ſo daß ich ebenfalls in ſtrenger Gefangenſchaft gehalten wurde.

Prinz Albert hatte es allſo ſchon weit gebracht. Ehe er nun verreiſte, ſo hielt er bei meiner Mutter an, mich noch einmal beſuchen zu dörfen. Ich ſaß an einem Nachmittag und ſtickte etwas, um meine traurige Zeit zu verkürzen, mein Kammermägdichen hatte ich ausgeſchickt, um in der Stadt etwas für mich zu kaufen, auf einmal öfnete ein Laquay die Thüre, und Prinz Albert trat herein, ich entſezte mich, daß ich blaß wurde, doch erholte ich mich wieder, und empfieng ihn ſo höflich, aber auch ſo kalt, als ich konnte. Mit verdoppelter Freundlichkeit fieng er ſeine Liebesanträge mit ſolcher Heftigkeit an zu betreiben und vorzutragen, daß ich mich länger nicht mehr enthalten konnte; der Zorn überlief mich, und ich fühlte, daß ich feuerroth im Geſichte wurde: Prinz Albert! fieng ich an: Ihre Methode zu freien iſt gar nicht nach meinem Geſchmacke, ſo wie Sie mich behandelt haben, können Sie ſich ja leicht vorſtellen, daß von meiner Seite auch die geringſte Liebe zu Ihnen unmöglich iſt, dies iſt meine Erklärung, die ein für allemal unveränderlich iſt, darauf verlaſſen Sie ſich, und nun reiſen Sie in Gottes Namen zu Ihrer Beſtimmung.

Albert wurde blaß im Geſichte vor Zorn,

und entfernte ſich im Augenblicke. Sein rachſüchtiger Geiſt trieb ihn an, noch vor ſeiner Abreiſe, dem guten Heimburg den allerempfindlichſten Stoß zu verſezen; er ſchlug nämlich vor: er wolle ihn mit ſich nehmen, und ihn dort unterbringen, allem Anſehen nach aber würde es dem braven Mann erbärmlich übel gegangen ſeyn, wenn Albert durch hätte dringen können; vermuthlich hätten meine Eltern eingewilliget, allein der alte Hofrath, ſein Vatter, der Wind von der Sache bekam, erſchien am Hofe, und begehrte Audienz bei meinem Vatter in Gegenwart des Prinzen Alberts, welches ihm auch verſtattet wurde. Nun ſagte der Hofrath zum Fürſten: Ew. Durchlaucht haben meinen Sohn gefänglich einziehen laſſen, ich bin Vatter, und hab das Recht zu fragen, warum? Vier Jahre lang hat er ſein Amt mit Ruhm und ohne Tadel verwaltet; ohne ein bekanntes Verbrechen begangen zu haben, ſizt er in enger Verwahrung, ich begehre jezt die ſtrengſte Unterſuchung ſeiner Handlungen, wird er ſchuldig befunden, ſo werde ich der erſte ſeyn, der ihm das ſtrengſte Urtheil ſpricht, iſt er aber unſchuldig, ſo fordere ich auch die ſtrengſte Genugthuung gegen ſeinen Kläger, er ſei wer er wolle; und damit Recht und Gerechtigkeit gehandhabt werde, ſo flehe ich Ew. Durchlaucht meinen gnädigſten Herrn unterthänigſt an, ihn nicht eher los, oder in andere Hände kommen zu laſſen, bis ſeine Sache ins Reine gebracht iſt.

Der Fürſt antwortete: Hofrath! Er hat recht, ſein Sohn bleibt in Sicherheit und was Er verlangt, das ſoll geſchehen. Prinz Alberten war das gar nicht recht: Herr Hofrath! fieng er an: es giebt Umſtände, die ſich weder genau unterſuchen, noch ins Reine bringen laſſen, am Beſten wär es, wenn ihr Sohn entfernt würde, ich kann ihm zu Ehren helfen, und werde es gewiß auch thun, wenn er ſich würdig macht.

Durchlauchtigſter Prinz! antwortete der

Hofrath ernſt und feierlich: wenn ich bei meiner Unterſuchung finde, daß die Umſtände ſo beſchaffen ſind, wie Sie ſagen, ſo bin ich der Mann, der es am deutlichſten einſieht, daß mein Sohn auf immer von hier entfernt werden muß, und dies zu bewerkſtelligen, dazu habe ich unſtreitig das nächſte Recht, ich danke allſo für Ew. Durchlaucht gnädiges Anerbieten, und bitte nochmals inſtändig meinen gnädigſten Herrn, ihn ſo lange hier zu behalten, bis die Sache in Ordnung iſt. Prinz Albert kochte Rache, und mein Vatter beſtättigte ſein Verſprechen.

Nun reiſte der Prinz unverrichteter Sache ab, ich ſah ihn diesmal nicht wieder, und der Hofrath betrieb nun ſeines Sohnes Sache mit ſolchem Ernſte, daß er bald wieder auf.freien Fus kam, mein Vatter wollte ihn wieder in ſein voriges Amt einſezen, allein Vatter und Sohn verbaten ſich das, ich ſah auch Heimburg nicht wieder, er reiſte alſofort ab, und ich weis nicht, wo der edle Mann hingekommen iſt.

Kurz hernach bekamen wir wieder einen Hofmeiſter, er war ein guter Werkeltags-Mann, von dem ich weder Gutes noch Böſes zu ſagen weiß. Indeſſen giengen alle unſere Sachen den Krebsgang, meine Mutter grämte ſich ſo ſehr darüber, daß ſie ein hiziges Gallenfieber bekam, und auch daran ſtarb. Wir bekamen eine kaiſerliche Kommiſſion, alle unnüze Brodeſſer wurden vom Hofe weggeſchaft, die Landesregierung wurde von der Kommiſſion übernommen, und mein Vatter bekam ein abgelegenes Luſtſchloß zu ſeinem Aufenthalte, wohin wir ihm folgten, und wo uns ein kümmerlicher Unterhalt gereichet wurde; meine Brüder traten in fremde Dienſte, ich aber und meine Schweſter blieben bei unſerm Vatter, jede hatte ihr Mägdchen, dazu wurde uns eine alte ehrwürdige Predigerswittwe zur Gouvernantin gegeben, und ich kann mit Wahrheit bezeugen, daß die zwei Jahre, welche ich dort gelebt habe, einige wenige ſchreckliche Tage ausgenommen, die zufriedenſten meines Lebens waren. Auch der Fürſt lebte recht vergnügt, er ſchickte ſich in ſeinen Zuſtand, las erbauliche Schriften, beſchäftigte ſich mit der Chymie und ſtarb drei Jahre hernach auch.

Ein Jahr waren wir auf unſerm einſamen Schloſſe geweſen, als der Prinz **Wilhelm von Rheinau** uns beſuchte; ich geſtehe es, ſchon der Name eines Prinzen von Rheinau machte mich ſchaudern, indeſſen konnten wir doch den Beſuch nicht ausſchlagen; ich ſahe den Prinzen, er gefiel mir im erſten Anblicke; ich gefiel ihm, und jezt empfand ich zuerſt in meinem Leben, was das **vorbeſtimmende Gefühl des Ehſtandes** iſt. Des Prinzen groſe und edle Seele würkte ſo ſtark auf mein Herz, daß er ſchon bei der erſten Unterredung ganz mein war, mein Vatter hieng auch mit ganzer Seele an ihm, folglich wurde unſer Ehecontrakt ſchon bei dem erſten Beſuche beſchloſſen, und die ganze Vollziehung unſerer Vermählung nach einigen Wochen feſtgeſezet.

Acht Tage hernach kam auch ganz unvermuthet Prinz Albert zu uns, er kam aus Holland zurück, um ſich einige Zeit zu Rheinau aufzuhalten, er wuſte von meiner Verbindung mit ſeinem Herrn Bruder noch kein Wort, und wurde wie vom Donner gerührt, als es ihm mein Vatter ſagte; doch ſchien er ſich zu beruhigen; aber er ſchien es auch nur: denn daß ers nicht war, das zeigten ſeine ſchrecklichen Maasregeln. Er blieb nur eine Nacht bei uns, betrug ſich ordentlich, und des andern Morgens reiſte er ſchleunig wieder ab. Ich ahndete lauter Unglück aus ſeinem drohenden Geſichte: denn er ſchien mir innerlich Gift und Galle zu kochen, ſein Abſchied von mir war kurz und heimlich drohend, ich vermuthete alles Böſe von ihm, was ſich nur vermuthen läſt, daher beſchloß ich für mich, wohl auf meiner Hut zu ſtehen, und gar nicht auszugehen, für meinen Prinzen aber war ich am meiſten beſorgt: denn ich fürchtete, Prinz Albert mögte zu ihm eilen, und ihn unverwarnter Sache umbringen. Daher ſchickte ich einen vertrauten Bedienten mit einem Briefe an ihn ab, dieſer ritte am Abend deſſelbigen Tages fort, als Albert den Vormittag weggereiſt war, ich befahl ihm ernſtlich, er ſollte einen unbekannten Weg nehmen, und eilen ſo ſehr er könnte. Der Bote ritte fort, und kein Menſch hat ihn je wieder geſehen, mein Prinz bekam den Brief nicht, und mit aller Mühe und der genauſten Ausforſchung haben wir weiter nichts heraus gebracht, als daß ihn ein Bauer hat ſchnell durch den Altenburger Wald reiten ſehen; da war er allſo noch auf dem Wege nach Rheinau; wo der gute Kerl hingekommen ſeyn mag, das weiß Gott, ſein Verluſt kränkte mich aus der Maſen, beſonders weil ich Schuld daran war. Nach vier Tagen merkte ich, daß der Bote unglücklich geweſen ſeyn müſte: denn ich bekam Briefe von Rheinau, die von ihm keine Meldung thaten. Nun wurde ich noch vorſichtiger, und um meinen Prinzen war ich ängſtlich beſorgt: denn jezt ſchloß ich nicht ohne Grund, daß Prinz Albert den Boten aufgefangen, meinen Brief erbrochen und geleſen, und nun erſt böſe Entſchlüſſe gefaßt haben würde, und darin hatte ich mich auch nicht betrogen: wenn Gott nicht ſonderlich gewacht hätte, ſo wäre Prinz **Wilhelm** des Todes geweſen. Albert reiſte nämlich in aller Stille von uns, und auf **Rheinau** zu: eine Stunde vor der Stadt ſtieg er in einem Dorfe an einem Wirthshauſe ab, lies ſeinen Wagen daſelbſt ſtehen, ſezte ſich auf das Pferd ſeines Couriers, jagte fort, und befahl ſeinen Leuten auf den erſten Wink ſich zur ſchleunigen Abreiſe fertig zu halten: ſo kam er in vollem Galloppe auf dem Schloſſe zu **Rheinau** an. Zu allem Glücke ſah ihn Prinz **Wilhelm** durchs Fenſter in den Hof ſprengen, ihn durchdrung eine ſchauderhafte Ahndung, er entwich an einen abgelegenen Ort, und entgieng alſo Alberts erſter Wuth. Dennoch aber war **Wilhelms** Meinung nicht, ihm immer aus dem Wege zu gehen; er wußte durch Nachrichten von mir, daß Albert in mich verliebt war, er kannte auch ſeines Bruders unerſättliche und hölliſche Rachbegierde, daher traute er ihm nicht das geringſte, und war auf ſeiner Hut, aber er fürchtete ihn nicht; denn ſo bald als Albert im Pallaſte war, und ſeinen Brudet nicht fand, auch durch Nachfragen nicht finden konnte; ſo gieng er in den Garten ſpazieren. **Wilhelm** ſahe ihn, legte ſeinen Degen an, und gieng auch in den Garten zu ihm. So bald **Albert** ſeinen Bruder ſahe, zog er den Degen und drung auf ihn ein, **Wilhelm** zog auch, und defendirte ſich nur eine Zeitlang, endlich aber drung er auf ihn ein, entwaffnete ihn und ſagte: hier bin ich Herr und regierender Fürſt, geh mir im Augenblicke aus dem Geſichte, und laß dich nicht wieder ſehen, oder ich werde Leute kommen laſſen, die dich wegſchaffen. **Albert** gieng weg, und nahm mit der Drohung Abſchied, daß er immerhin alle ſeine Kräfte anſtrengen würde, ſeinen Ehſtand unglücklich zu machen. **Wilhelm** antwortete auf dieſe Drohung nichts, doch nahm er ſie wohl zu Herzen, er blieb im Garten und dachte nach, was **Albert** denn nun wohl beginnen würde, auf einmal fiel ihm heiß ein, daß ihn ſeine Wuth vielleicht zu mir treiben und mich unglücklich machen könnte. Dieſer Gedanke wurde ſo lebhaft in ihm, daß er allſofort Ordre gab, ſein beſtes Pferd zu ſatteln, und daß ſich zwanzig Mann von ſeiner Leibgarde beritten machen und zur ſchleunigen Abreiſe gefaßt halten ſollten. Das alles geſchah ſo zu ſagen in einer Viertelſtunde, und eh eine halbe Stunde verfloſſen war, ſo befand ſich ſchon mein Prinz mit ſeinen Leuten auf dem Marſch zu mir, ſie nahmen einen unbekannten Weg und ritten Tag und Nacht fort.

Auch Prinz **Albert** war augenblicklich wieder von **Rheinau** weggeritten, in jenem

Dorfe ſezte er ſich wieder in ſeinen Wagen, und gab Befehl, ſpornſtreichs und in vollem Galloppe nach unſerm Schloſſe zu fahren; da er nun den geradeſten und gebahnteſten Weg vor ſich hatte, ſo langte er einen ganzen halben Tag früher an, als ſein Bruder. Die göttliche Erbarmung fügte es ſo, daß ich um halb zwölf Uhr gerad auf dem Balcon ſtand und mich an der ſchönen Ausſicht weidete, von ungefähr ſchaute ich über den Weg hin, und ſah eine Kutſche in der Ferne in vollem Galloppe daher jagen. Ich erſchrak und ahndete, daß es wohl Prinz Albert ſeyn könnte, ich fieng an zu zittern, und fürchtete, er könnte wohl ſeinen Bruder umgebracht haben. Dieſer Gedanke war ein Pfeil in mein Herz, doch erholte ich mich wieder und faßte ſo viel Gegenwart des Geiſtes, daß ich zu meinem Vatter lief, ihm die Gefahr vorſtellte, und ihn dahin brachte, daß er die acht Mann, die wir zu unſerer Wache bei uns hatten, beiſammen an die Pforte poſtirte, und ihnen den gemeſſenſten Befehl gab, keinen Menſchen einzulaſſen, er möchte auch ſeyn, wer er wollte, bis ſie Ordre dazu bekämen. Kaum war das alles zu Werk gerichtet, als **Albert** wieder vor dem Thore hielt: die Wache berichtete wer da wäre, wir ſchickten den Schloßverwalter an ihn ab, ließen ihm glückliche Reiſe wünſchen, und zugleich bedeuten, daß er ſich entfernen möchte, weil wir ihn durchaus nicht ſprechen könnten. Allein er ſtieg aus, und logierte ſich in ein Wirthshaus, das nahe am Schloſſe an der Straſſe ſtund.

Die Angſt, in welcher ich mich befand, war unausſprechlich, vorzüglich marterte mich die Ungewißheit, ob nicht mein Prinz durch ihn unglücklich geworden ſeyn möchte? Den ganzen Nachmittag blieb die Wache am Thore ſtehen, **Albert** verſuchte es ein paarmal mit guten Worten, ob er nicht Audienz bekommen könnte, aber wir ſchlugen es ihm jedesmal ab.

Gegen Abend langte Prinz **Wilhelm** bei uns an, mit welcher Freude wir ihn empfiengen, das iſt unbeſchreiblich. Er ſchickte alſofort ein verſiegeltes Billet an ſeinen Bruder, worin er ihm anbefahl, augenblicklich abzureiſen, oder er würde ihn arretiren laſſen. Dies that ſeine Würkung, Albert fuhr noch denſelbigen Abend fort, und mein Prinz ſchickte ihm ein Paar Reuter nach, die ihn ſo lang beobachten muſten, bis er weit genug entfernt war. Jezt war alſo die Gefahr vorüber; wir vermählten uns, und ich habe nun ſeit vier Jahren die Süßigkeit einer vergnügten Ehe ununterbrochen genoſſen.

Aus dieſer Geſchichte ſieheſt du, liebſte Theodore! meine Schickſale, und wie ſehr Prinz Albert zu fürchten iſt. Er verſöhnte ſich hernach mit meinem Gemahle, aber die lezte Vergiftungsgeſchichte beweißt, daß ſeine Rache noch nicht gelöſcht iſt. Man wird ſelten einen Menſchen finden, der dieſem an hölliſcher Rachſucht und an Bosheit gleichet, und mir ahndet ſchwer, daß wir

doch

doch endlich noch durch ihn unglücklich werden, er hat gar zu viele geheime Abſichten und Plane, in deren Ausführung ich ihm hinderlich bin: denn ob ich gleich noch keine Erben habe, ſo iſt doch alle Hofnung da, daß ich ihrer noch bekommen werde, eine gewiße Kränklichkeit war ſchuld, daß es noch bis'daher nicht geſchehen iſt. Ich glaube alſo, daß nebſt der Rache einer verachteten Liebe, das Gerücht: ich ſei ſchwanger, die Urſache ſeiner leztern Anherkunft und ſeiner veranſtalteten Vergiftung war: denn, wenn ich einen Prinzen gebähren ſollte, ſo würde ihm das einen häßlichen Strich durch ſeine Rechnung machen: wäre ihm ſein teufliſches Vorhaben gelungen, ſo würde mir mein Gemahl bald nachgefolget ſeyn, und es nimmt mich [illegible] wunder, daß er da ſeinen erſchrecklichen Verſuch nicht zuerſt gemacht hat. Mir dünkt immer, es liegen noch andere Geheimniſſe der Bosheit in ſeinem Betragen verhüllt, die ſich erſt nach und nach entwickeln werden. Indeſſen kann ich es nicht anders erklären, als daß ihn die Furcht, ich möchte mit einem Erbprinzen ſchwanger ſeyn, vorzüglich zu meiner Vergiftung verleitet habe.

Theodore, die bisher aufmerkſam zugehört hatte, war voller Erſtaunen über den erſchrecklichen Karakter des Prinzen Alberts, ſie kannte auch den jungen **Böhling**, der ſich zum Werkzeuge jener ſchwarzen That hatte gebrauchen laſſen, und der nun wahrſcheinlicher Weiſe ſeinem Anführer nachgefolget war, ſie äuſſerte daher der Fürſtin ihre Beſorgnis: daß beide noch die allerentſezlichſten Plane verſuchen würden; daß es daher höchſt nöthig ſei, alle Behutſamkeit zu gebrauchen, übrigens aber mit gänzlicher Uebergebung an die göttliche Bewahrung und Vorſehung, ohne deren Willen doch kein Haar von unſerm Haupte fallen könne, den Weg der Tugend und Rechtſchaffenheit getroſt fort zu wandeln. Die Fürſtin billigte das auch, und hielt dieſen Rath für den beſten, den man geben könne.

So verfloß dieſer Nachmittag unter vertraulichen Geſprächen, und die Fürſtin verſicherte, daß er einer der vergnügteſten ihres Lebens geweſen ſei. **Theodore** war über denſelben ganz Wonne trunken, ſie ahndete an ihrer Seite eine merkwürdige und erhabene Zukunft, die freilich durch groſe Leiden, aber auch durch deſto fruchtbarere groſe Handlungen ſich unter vielen Tauſenden auszeichnen würde.

Indem nun beide noch da ſaſen, und bald im Begriffe ſtunden, wieder wegzugehen; ſo naheten ſich der Fürſt und Ehrenfried, ſie waren in einem ſehr ernſthaften Geſpräche begriſſen, und wurden die beiden Frauenzimmer nicht eher gewahr, bis ſie nahe vor der Einſiedelei waren. Die Fürſtin und Theodore ſtunden auf, und giengen ihnen entgegen; der Fürſt lächelte mit Verwunderung und ſagte: ich glaube, beſte **Lotte**! daß dir die Kammeräthin das iſt, was mir ihr Mann iſt; ich habe ihm heut die Geſchichte in Anſehung meines Bruders vertraut, wir haben treue Leute nöthig, die uns mit Rath und That in dieſer küzlichen Familienangelegenheit an die Hand geben, und mir dünkt, ich hätte noch nie einen Mann gefunden, der ſich beſſer für uns ſchickte, als eben **Ehrenfried**. Die Fürſtin antwortete: das iſt denn doch wahrlich eine ſonderbare Fügung: denn ich habe zu eben der Zeit ſeine würdige Frau zu meiner Vertrauten gemacht, und ihr eben die Geſchichte erzählt. Haſtig ergriff der Fürſt ſeine Gemahlin an der Hand, führte ſie in die Einſiedelei, rief auch **Ehrenfried** mit ſeiner Theodoren herzu, und ſagte: das iſt auch wahrlich eine Fügung Gottes, die wir nun alle vier gehörig und behutſam benuzen müſſen; indeſſen muß ich mir den Kammerrath nothwendig näher rücken; er ſoll Kanzleidirektor ſeyn. **Ehren-**

fried antwortete: Ew. Durchlaucht erlauben mir gnädigſt bei dieſer Sache einige wichtige Anmerkungen zu machen: So bald ein Fürſt einem ſeiner Diener ſeine Gnade und Vertrauen ſchenkt, ſo entſtehen ſo viele Neider als Hofleute da ſind, und eben ſo viele Laurer. Nun iſt aber der weiſeſte und frömmſte Mann nicht im Stande, ſo behutſam zu wandeln, daß man nichts an ihm tadeln, und kein Fürſt ſo ſcharfſichtig, daß er Herzen und Nieren prüfen könnte; daher iſt gewöhnlich das Steigen eines Hofmannes der Weg zu einem Sturze, und wenn er ein rechtſchaffener Mann iſt, auch der Weg zur Unthätigkeit, und das iſt erſchrecklich; ich bitte alſo Ew. Durchlaucht inſtändigſt, erlauben Sie mir, Kammerrath zu bleiben, bis mich Rang, Alter und langwieriger treuer Dienſt zum Steigen berechtiget, indeſſen ſchenken mir Dieſelben Dero beſtändigſte und vertrauteſte Gnade, ſo lang ich es verdiene, und auf dieſe Weiſe können wir beide, ich und meine Frau Ew. Durchlauchten beiderſeits, treue, wahre und deſto nützlichere Dienſte leiſten.

Der Fürſt erkannte die Richtigkeit dieſer Geſinnung **Ehrenfrieds** in ihrem ganzen Umfange, er beſtättigte alſo alles mit ſeinem Beifalle, und ſagte: wen erkennt er aber für den Geſchickteſten, Kanzleidirektor zu werden? Ehrenfried antwortete: Ew. Durchlaucht haben einen Mann am Hofe, der von jeher wohl am weiteſten gearbeitet und nüzlich gearbeitet hat, ohne daß er dafür gehörig belohnt worden, weil ſeine Auſſenſeite ihn nicht empfiehlt: aber zum Wohl des Soates und zum Intereſſe Ew. Durchlaucht, weiß ich kein tauglichers Subjekt, als eben dieſen Mann. Der Fürſt unterbrach ihn und verſezte; er meint den Juſtizrath Schwalbenau; ich weiß nicht, ich habe immer etwas gegen den Mann, ohne es nennen zu können, aber das muß ich geſtehen, daß er vielleicht der allergeſchickteſte Mann zu dieſem Amte iſt, und es auch wohl ſchon lange verdient hat; er ſoll allſo Kanzleidirektor werden, noch heute will ich ihm das Patent ausfertigen laſſen. Dann aber wird die wichtige Stelle eines Juſtizrathes erledigt: wen nehmen wir denn dazu? Ehrenfried antwortete: ich rathe den Kanzleirath Thiele, der iſt am allergeſchickteſten dazu, ſo wohl was ſeine Wiſſenſchaft als ſeine Aufrichtigkeit und Gerechtigkeitsliebe betrift. Der Fürſt war über dieſen Vorſchlag ganz vergnügt, Kammerrath! fieng er an: er hat eine vortrefliche Gabe, Diener auszuſuchen; ich werde ihn da immer brauchen, nur Schade, daß er immer ſelber dabei zurück bleibt. Ich bleibe nicht zurück, Ihro Durchlaucht! erwiederte **Ehrenfried**, ich und meine Frau ſind beide wohlhabend, daß ich um Brods wiſſen nicht zu dienen nöthig habe; mithin kann ich nur noch zwo Urſachen dazu haben, entweder den Trieb, um Nuzen zu ſchaffen, oder Ehrgeiz, leztern verwandle ich in Ehrliebe, und befriedige ſie in dem Triebe, Nuzen zu ſchaffen; je mehr ich alſo Nuzen ſtiften kann, deſto mehr wahre Ehre habe ich davon bei Gott und Menſchen. Nun kann ich aber den allermehreſten Nuzen ſchaffen, wenn ich Kammerrath bleibe, mithin habe ich auch die mehreſte Ehre in dieſem Stande. Der Fürſt lächelte, und fügte hinzu: und ich werde ihn zu meinem vertrauteſten Freund machen, und mich ſeiner in allen Stücken bedienen.

Die Fürſtin freute ſich über die Gnade ihres Gemahls gegen den Kammerrath, weil ſie dadurch auch ihre eigene Geſinnung gebilligt fand; daher fieng ſie an: machen Sie es, mein Gemahl! mit dem Kammerrathe, wie ich es mit ſeiner Frauen gemacht; hier erzählte ſie die ganze Geſchichte ihres Bündniſſes mit **Theodoren**. Dem Fürſten gefiel dieſer Gedanke ausnehmend, nun denn, ſagte er: ſo baue ich mir auch eine Eremitage in dieſes Wäldgen, wo ich mit meinem Ehrenfried mich unterhalte, während derZeit du deineTheodore bei dir haſt. Kammerrath! da räth er mir dann wie ein wahrer Freund, ich verſpreche ihm, daß da im Kabinete alles eh beſchloſſen werden muß, eh etwas ausgeführet wird, nur muß er mir eben ſo, wie ſeine Frau, die ſtrengſte Verſchwiegenheit ſchwören.

Ehrenfried verſprach alles, und freute ſich höchlich über die herrliche Gelegenheit, die er nun bekam, viel Gutes in der Welt zu ſtiften. Jezt wurde nun unter dieſen zwei Paar Menſchen, die das irdiſche Verhältnis ſo weit, die Uebereinſtimmung der Geiſter und Herzen aber ſo nah zuſammen rückte, ein feſtes Freundſchaftsbündnis geſchloſſen, deſſen praktiſche Ausführung aber blos in die Gränzen des heiligen Wäldgens und ſeine Hütten eingeſchränkt war; aber die Wirkungen dieſes Bundes beglückten Land und Leute. Die Einſiedelei des Fürſten wurde nun hundert Schritte von der vorigen gebaut.

Der Mann mit dem Ritterbande und dem Stern auf der Bruſt, wenn er etwa das, was ich bis daher erzählt habe, mit flüchtigem Auge überlieſt, mag wohl eine ernſte Miene machen, und ſagen: der Fürſt von Rheinau habe ſich gewaltig compromittirt, und Stilling ſei ein — ein — N . . . allein wenn das geſchieht, ſo ſtelle ich mich hin an die Spize der Menſchheit, und ſchreie überlaut, daß es ganz Deutſchland hört: möchte jeder Fürſt einen Ehrenfried, und jede Fürſtin eine Theodore haben, und dann — möchten beide ein Bündnis von der Art mit ihnen aufrichten. Ich verſichere, Greiſe und Jünglinge werden ſolche Fürſtenpaare ſegnen, und ſagen: Gott lohne ihnen!

Die Geſchichte der Theodore nähert ſich immer mehr und mehr groſen Scenen, und ich werde mich freuen, ſie hier zu erzählen, um die Herzen meiner Leſer zu erweitern, und ſie zu edlen Thaten empfänglich zu machen.

Leben
der
Theodore
von der Linden.

Von
Heinrich Stilling.

Zweiter Theil.

Mannheim,
im Verlage der neuen Hof- und akademischen Buchhandlung, 1783.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die Folgen der Gnade, welche Ehrenfried mit ſeiner Gattin bei dem Fürſtenpaar genoß, waren groß und fruchtbar. Bei Hof wurde das Bündniß nicht bekannt, jeder wuſte wohl, daß der Kammerrath hoch angeſchrieben war; allein da er ſich deſſen gar nicht rühmte, ganz und gar nicht merken ließ, als wenn er den geringſten Einfluß hätte, auch bei allen Gelegenheiten den beſcheidenen demüthigen Mann zeigte, vorzüglich aber weil er nicht ſteigen wollte, ſo wurde ihm nun dieſe Gnade gar nicht mißgönnt, im Gegentheil, ein jeder freute ſich darüber, als über ein Mittel, wodurch man glücklich werden könne, wenn man nur Ehrenfrieden gewinnen könne, und das konnte keiner, ohne die ſtrengſte Tugend, einen guten Kopf, vorzüglichen Fleis und das beſte Herz. Das ganze Fürſtenthum empfand dieſe Verfaſſung des Hofes als eine fruchtbare Quelle von vielen heilſamen und geſegneten Verordnungen, und jeder rechtſchaffene Unterthan ſegnete ſeinen Fürſten, und wünſchte ihm, nicht aus Schmeichelei, ſondern von Herzen ein langes Leben.

Clementine lebte während der Zeit immer im Stillen fort, ſie nahm allen Antheil an dem Glücke ihres Bruders, zuweilen reiſte ſie zu ihren Eltern, dann kam ſie wieder; ſo wechſelte ſie mit ihrem Aufenthalte ab, theils ihre Pflichten zu erfüllen, theils auch um ſich die Zeit der Abweſenheit ihres Geliebten immer kürzer zu machen. Sie ſchrieb auch dem jungen von der Linden alles, was am Hofe zu Rheinan vorgegangen war, und erhielt dagegen um dieſe Zeit von ihm die wichtigſten Briefe, aus deren Inhalt ich nun den Faden meiner Geſchichte fortſpinnen kann.

Der Herr van der Gracht war ein recht ehrlicher Holländer, das heißt, er war im ſtrengſten Sinne der reformirten Kirche oder vielmehr der niederländiſchen zugethan. Die Dordrechtiſche Synodalſchlüſſe waren die Normo, nach welcher er ſich die Bibel erklärte, er glaubte die Gnadenwahl ſteif und feſt, und es hielt hart, wenn er andern chriſtlichen Religionspartheien die Möglichkeit, ſelig zu werden, zugeſtehen ſollte: d'Outreins Erklärung des Heidelbergiſchen Katechiſmus, und Doktor Lampens Schriften waren ſeine tägliche Lektür, dabei war er aus der Maſſen pünktlich im Wort halten, und eben das forderte er auch von denen, die mit ihm umgiengen; alles, was er ſagte, war im ſtrengſten Sinne wahr. Sechs Tage in der Woche arbeitete er ſehr fleiſig, aber den Sonntag feierte er ſehr ſtreng, und gieng ſo oft in die Kirche, als nur gepredigt wurde. Eben ſo wie er lebte, ſo hielt er auch alle ſeine Hausgenoſſen, Hans Jakob muſte ſich aufs genaueſte nach ihm bequemen, dieſen ſahe er nicht als einen Akademiſten, ſondern als ſeinen Vetter und Comtoirbedienten an, von deſſen Aufführung er Rechenſchaft zu geben ſchuldig war. Der junge Menſch hatte, wie meine Leſer wiſſen, ein feuriges Temperament, das ſehr zur Freiheit geneigt war, daher fiel ihm oft der Zwang ſchwer, in welchem er lebte, beſonders da er ſahe, wie ſeine Mitſtudirenden alle Freiheit genoſſen; oft fühlte er auch ſein Geld, ſeinen Reichthum, und dann giengs ihm im Kopf herum, gern hätte er zuweilen hinten aus geſchlagen und ſich frei gemacht, allein der Briefwechſel mit Clementinen, mit Ehrenfried und Theodoren hielt ihn immer in den Schranken: denn ſo oft er über ſeine gezwungene Lage klagte, ſo oft gaben ihm alle drei in ihren Briefen den dringendſten Rath, geduldig auszuhalten, weil eben dieſer Zwang ſeine Seele in Gehorſam übte, der doch jedem Menſchen zu ſeinem Glücke und zu einem ruhigen vergnügten Leben ſo nöthig ſei.

Ich weiß wohl, daß man in Geſchichten lieber Thatſachen, als die eigenen Gedanken des Schriftſtellers lieſt; allein ich kann mich doch zuweilen nicht enthalten, auch mein Scherflein dazu zu thun, wer's nicht leſen mag, der ſchlage es über. Die ganze Erziehungskunſt, was die Bildung des Herzens betrift, beruht auf einem Hauptpunkte, auf der Brechung des Eigenwillens. Der Menſch hat von Jugend auf ſehr lebhafte Neigungen, von dieſen läßt er ſich allein leiten, beſonders weil es ihm noch an Vernunft und Erfahrung fehlt; jene Neigungen gehen aber immer auf ſinnliche Vergnügen aus, denen jagt der Menſch nach und wird nie geſättigt; wird nun dem Kinde von Jugend auf der Wille ganz gelaſſen, ſo ſezt ſich jede Neigung feſt und wird herrſchend, daher ſezt ſich Eigenſinn und Eigenliebe auf den Thron, und beherrſcht Geiſt und Herz mit der gröſten Tyrannei. Solche Menſchen ſind nun ihr ganzes Leben durch unglücklich. Der Gang der Dinge und des Schickſals in dieſer Welt iſt ſo beſchaffen, daß unmöglich die Neigungen eines jeden befriediget werden können, denn ſie laufen gar zu oft gegen einander; wenn nun einem ſo eigenliebigen Geiſte ſein Wille nicht geſchieht und nicht geſchehen kann, ſo ärgert er ſich, und bedienet ſich aller, oft der unerlaubieſten Mittel, zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Das ſind die Folgen der ſich ſelbſt überlaſſenen menſchlichen Natur, bleibt ſie in ihrem Laufe ungeſtört, ſo bildet ſie den Menſchen zum Satan, dies beſtättigt die tägliche Erfahrung und die Vernunft, und dieſes iſt auch der unwiderlegbarſte Beweis vom allgemeinen Verderben der menſchlichen Natur.

Wird aber dem Kinde von Jugend auf der Wille gebrochen, wird es von der Wiege an gewöhnt, das, was es mit Leidenſchaft will, nicht zu bekommen, ſondern dem Willen eines andern zu folgen, wird alſo jede eigenwillige Neigung getödet, und zugleich der Verſtand nach den Regeln der Vernunft und der Religion ausgebildet, ſo gewöhnt ſich der Wille und das Herz allmälig zum Gehorſam an die Stimme des Gewiſſens, und beide gehorchen gerne. Solche Menſchen ſind biegſam, und das erhabene Vergnügen, welches die Seele in dem aus dem Gehorſam, und aus der Erfüllung ſeiner Pflichten, flieſenden innern Frieden empfindet, giebt endlich der Sache den Ausſchlag, es leitet den Menſchen immer mehr zur Ergebung in den Willen der Vorſehung, zur Sanftmuth, zur Demuth und zu allen chriſtlichen Tugenden. Ey! man bemerke nur, wie Gott die frommen Menſchen nach und nach zu Engeln bildet:

man leſe nur ihre Geſchichten, ſo wird man finden, wie eine immerwährende Kette von lauter Leiden, Kreuz und Trübſalen ihren Lebensgang durchſchlingt, immer ihren Eigenwillen durchkreuzt, und ſie nach und nach zu wahren Menſchen bildet, die dann fähig werden, nicht nur vortreffliche Nachbarn und hilfreiche Freunde, ſondern auch vortreffliche Bürger der zukünftigen Welt zu werden.

Dies alles iſt eine ſo reine Wahrheit, daß es nicht zu begreifen iſt, warum ſie nicht allgemein erkannt wird und wie man noch ſo blind ſeyn kann, daß man in der natürlichen Freiheit des Willens die beſte Erziehungsmethode ſucht? Doch ich kehre wieder zu meiner Geſchichte.

Alles, was ich da geſagt habe, das wurde dem guten Hans Jakob ſo weitläuftig und ſo klar von ſeinen dreien Correſpondenten vordemonſtrirt, daß er ſich zufrieden gab und ſeinen Laſtkarren geduldig fortſchob. Ich glaube aber, daß doch wohl die Furcht, ſeiner Clementine zu misfallen, noch den gröſten Antheil an ſeiner Geduld und Unterwerfung haben mochte. Indeſſen ſeine Beweggründe mochten ſeyn, wie ſie wollten, genug er bildete ſich von Tag zu Tage zu einem immer edlern und würdigeren Mann: ſein Geiſt klärte ſich auf durch den Fleis, den er aufs Studiren wandte, er gewöhnte ſich an eine ſtrenge Ordnung, die faſt bis zur Pedanterei in van der **Grachts** Hauſe herrſchte, und ſein Herz wurde immer mürber und biegſamer durch den ſtrengen Gehorſam, den ſein Herr von ihm forderte, jeden Augenblick wurde ihm durch den Sinn gefahren, und ſein Eigenwille gebrochen, wodurch er allmälig ein ſanfter, thätiger und edler Jüngling ward; denn ſein ohnehin vortreflicher Karakter erhielt dadurch die herrlichſte Temperatur und Richtung.

Hans Jakob pflegte wohl des Sonntags Nachmittags bei ſchönem Wetter ſpazieren zu gehen, allemal muſte er aber vorher ſeinen Herrn fragen, der es ihm dann erlaubte, oder nicht erlaubte, je nachdem er es für gut fand. Nun trug ſichs zu, daß einsmals ein guter Freund zum von der Linden kam, und ihn zu einem ſchönen Buytenplaars einlude, Hans Jakob erhielt Erlaubnis dazu, und die beiden giengen nun zuſammen fort. Der Weg führte ſie durch einige abgelegene Gaſſen, beſonders weil ſie ihn etwas abkürzen und eher beim Thor ſeyn wollten; während der Zeit aber, daß ſie von Haus weg waren, hatte ſich eine trübe Wolke über der Stadt zuſammen gezogen, dieſe fieng an mit aller Kraft ihre Laſt herabzugieſen, ſo daß beide Obdach ſuchten. Nun war in der Nachbarſchaft ein Kaffeehaus, welches dem Freunde unſers Hans Jakob wohl bekannt war, er ſchlug vor, dahinein zu gehen, eine Taſſe Kaffee zu trinken, und eine Pfeife Tabak zu rauchen, bis der Regen vorüber ſeyn würde: dies war dem von der Linden nicht zuwider. Sie traten alſo dahinein und fanden daſelbſt eine groſe Geſellſchaft von allerhand Menſchen, wie denn an ſolchen Orten gewöhnlich iſt. Von der Linden lief mit flüchtigem Blicke alle Geſichter durch, und als er herum war, da fiel ihm ein, er habe eins geſehen, das ihm nicht nur bekannt war, ſondern ihm auch eine unangenehme Erinnerung gemacht hatte; dies machte ihn neugierig, er überſahe alſo noch einmal aufmerkſam alle Geſichter, und bald entdeckte er mit Schrecken einen Offizier, deſſen ganzes Anſehen ihm einen tiefen Eindruck machte, er hatte das Geſicht mehr geſehen, und doch fiel ihm nicht ein, wer der Menſch war. Der Offizier hatte ihn indeſſen auch entdeckt und mit ſcharfem Blicke betrachtet. Kaum hatte ſich Hans Jakob mit ſeinem Freunde geſezt, ſo war der Offizier fort. Dies machte den von der Linden noch ſtuziger, und jezt fiel ihm ein, daß es der junge Böhling war. Dieſer war ſeinem Patron, dem Prinz

Albert, nach Holland gefolgt, hatte unter ſeinem Regiment Dienſte genommen, und man kann leicht denken, daß ihn Albert auf alle Weiſe unterſtüzte und beförderte. Allein was machte Böhling hier? denn das Regiment des Prinzen Alberts lag ziemlich weit von Utrecht in Garniſon; doch die Frage machte Hans Jakob weiter keinen Kummer, er trank mit ſeinem Feunde Caffee, und ſo wie es aufhörte zu regnen, ſo giengen ſie zuſammen fort. Den folgenden Morgen ſchrieb er an ſeinen Schwager Ehrenfried nach Rheinau, in welchem Zuſtand er den jungen Böhling angetroffen habe.

Obs nun Ahndung oder weiſe Vorſicht war, weis ich nicht, genug dem Kammerrath, ſeiner Frau, und Schweſter ſchlug das Herz bei dieſer Nachricht, ſie ſchrieben ihm alle drei recht angelegenheitlich wieder, und warnten ihn aufs dringendſte, auf ſeiner Hut zu ſeyn, damit er nicht von Böhling in die Falle gelockt würde:

denn ſie vermutheten, daß ſein Aufenthalt in Utrecht ihn ſelbſt zum vornehmſten Augenmerk haben könnte. Der Prinz ſowohl als **Böhling** muſten den jungen von der **Linden** fürchten, denn das greuliche Laſter der beiden war unläugbar, und **Böhling** wenigſtens, als der eigentliche Thäter, hätte dem Fürſten von Rheinau müſſen ausgeliefert werden Zudem muſte den rachſüchtigen **Böhling** noch der Vorzug, den **Clementine** dem **Hans Jakob** vor ihm gegeben hatte, in der Seele ſchmerzen, und dies allein konnte ſeinem böſen Herzen Anlaß genug ſeyn, ſich an ihm zu rächen. Alle dieſe Betrachtungen zuſammen genommen, machten obige drei für ihren Freund in Utrecht beſorgt: denn **Böhling** hatte ein böſes Gewiſſen, und konnte wohl vermuthen, daß **Hans Jakob** auf Veranlaſſung ſeines Schwagers als ein Werkzeug gerechter Strafe gebraucht werden könnte. Alle dieſe Vermuthungen waren auch nicht vergebens: denn es währete keine drei Wochen nach dem Empfang obigen Briefs, ſo erhielt Ehrenfried die ſchreckliche Nachricht von dem Herrn van der Gracht, daß der gute Hans Jakob verlohren ſei, er ſei nämlich von einem Unbekannten abgeholt worden, und ſeit der Zeit nicht wieder geſehen worden. Ehrenfried hielt dieſe Nachricht vor ſeiner Frau und Schweſter geheim, er ſtellte ſich ſo froh und munter, daß niemand etwas merkte. Alsbald nach dieſem Brief verfügte er ſich zum Fürſten, und klagte ihm den Vorfall. Der Fürſt nahm ſich der Sache an, es wurden alle Mittel vorgekehrt, um den guten Menſchen wieder aufs Freie zu bringen, die Hochfürſtliche Regierung ſchrieb in den Haag, und an die Magiſtrate der vornehmſten Seeſtädte, und bat, alle nur mögliche Mühe anzuwenden, um den edlen Jüngling aus den Klauen der fürchterlichen Rache zu erretten. Der Fürſt ſelber unterſtüzte alles mit den freundſchaftlichſten Handſchreiben, und Ehrenfried ſchrieb auch an alle ſeine Freunde, die er in den Niederlanden hatte, alle ihre Kräfte zu dem Zweck anzuſtrengen.

Bei allen dieſen Verfügungen wars nun nicht möglich, das Unglück länger verſchwiegen zu halten, ſowohl Theodore als Clementine erfuhren es noch allzufrüh. Es iſt leicht zu denken, welche Folgen dies alles in den Gemüthern dieſer beiden Frauenzimmer hatte; ich mag mich mit Beſchreibung aller Klagen und des Gemüthszuſtandes derſelben nicht aufhalten, das alles kann ſich jeder empfindſamer leicht dazu denken, ich verfolge nur den Gang der Geſchichte.

Sechs Wochen trauerte und ſorgte man zu Rheinau um den Hans Jakob, auch ſein Vatter, der alte Dietrich, dem mans auch bekannt gemacht hatte, fieng an, auf der alten Leier zu ſpielen, und zu behaupten, das alles wäre nicht geſchehen, wenn man ihn bei ſeinem Vatter gelaſſen hätte, und das ſei die göttliche Strafe, wegen dem Hochmuth ſeines Sohnes, dem es in ſeines Vatters Haus nicht mehr gut genug geweſen ſei. So ſchlieſen die Menſchen, ein jeder nach ſeiner Denkungsart; **Ehrenfried**, und mit ihm die beiden Frauenzimmer, glaubten indeſſen, es ſei eine göttliche Prüfung für den guten Jüngling, um ihn deſto beſſer zu ſeinem Zwecke zu leiten. Sechs Wochen hatte man ſo getrauert, geſorgt, geſchloſſen und räſonnirt, als auf einmal ein Brief vom **Hans Jakob** ſelbſt, und zwar aus dem Hauſe des Herrn **van der Gracht** datirt, dem allen ein Ende machte, und jeden wieder in Ruhe und Freude verſezte. Ich will hier den ganzen Brief von Wort zu Wort abſchreiben, um deſto beſſer meinen Leſern zu zeigen, wie viel der junge **von der Linden** in einem Zeitraume von drei viertel Jahren in der Aufklärung und beſſerm Geiſtesgange zugenommen hatte; freilich muß man nicht nach Holland gehen, um deutſch zu lernen; allein in Utrecht wird viel Hochdeutſch geſprochen, und Ehrenfried empfahl und beſorgte ihm immer die beſten deutſchen Schriften, welche ſein Schwager in ſeinen Nebenſtunden las, und ſich alſo auch darinnen ziemlich bildete.

Utrecht den ‥ ſten — —

Liebſter Herr Bruder!

Ich möchte dieſem Blatt Flügel wünſchen, damit es bald nach Rheinau zu Kammerrath Ehrenfrieds Haus fliegen könnte: denn ich kann doch wohl denken, daß ihr alle um mich bekümmert ſeid. Nun ſeid es nicht mehr, ihr lieben Leutgen! ich ſiz da wieder ruhig zwiſchen meinen vier Wänden, und bin, Gott ſei Lob und Dank! mit einem blauen Auge davon gekommen. Es iſt ein vertrakt Ding um die Liebe, wär da Clementine nicht geweſen, ſo hätt' ich über den Spaß gelacht, aber ſo konnt ich nicht lachen, doch geweint hab ich auch nicht, aber mein Herz war doch ſo geſchwollen, daß ichs mit meinen eigenen Ohren in meinem Leib ſchlagen hörte, immer ſagte mir ihr Bild, das ſo bedauerlich vor meinen Augen herumſchwärmte, du armer Hans Jakob, und dann ſah ich mit meinen Geiſtesaugen, wie das arme Bild die Hände rung und weinte, und per Sympathie wurde es mir dann auch ſo zitternd warm zwiſchen den Augenliedern.

Nun will ich Ihnen erzählen, wie es mir ergangen iſt: Am Freitag vor ſechs Wochen kam ein Menſch mit rund geſchnittenem Härgen, einem dreiſpizigen Hut, braunen Rock, ſchwarzen Weſte, Hoſen und Strümpfen zu mir aufs Comtoir, der Menſch ſah ſo ſehr ehrbar, und ſo mennoniſtiſch aus, daß ich ihm gleich trauete; er grüßte mich freundlich und mit ſanfter Stimme, und miſchte jeden Augenblick den Namen Gottes und Chriſti unter ſeine Reden, dem ſollte der H .... nicht getrauet haben. Nun ſagte der Mann zu mir: Hören Sie, mein Herr und Freund!

da drauſen liegt ein Oberländer, Ihr Landsmann, in einem Wirthshaus, er iſt ſehr unglücklich geweſen, der liebe Herr hat ihn mit einer ſchweren Krankheit heimgeſucht, er liegt da recht in Kedars Hütten, in der Fremde, und winſelt wie ein Kranich, und girrt wie eine Taube. Nun weiß er, daß Sie hier ſind, und da verlangt er recht nach Ihnen, denn er weis nicht genug zu erzählen, wie viel Gutes Sie immer denen erzeigt haben, die im Schmelzofen des Elends ſizen, und was er alles daher ſagte. Kurz und erbaulich! er wollte mich mit haben, auch beredete er mich, etwas Geld mitzunehmen, um den Armen damit zu erquicken. Ich lies mich nicht lange bitten: denn in ſolchen Fällen kribbelts mir unter den Füſen, ich gieng mit, ſo wie ich da gieng und ſtund. Der fromme, ehrwürdige, feine Mennoniſt führte mich kreuz und queer, und brachte mich endlich ans Ende der Welt in ein grosmächtiges Haus, wo es kunterbund durcheinander gieng, da waren auf allen Seiten Stuben und Kammern voller Leute von allerhand Schlag. Lieber Herr! fieng da der Mennoniſt an, wie iſt doch die Welt ſo verdorben, Ihr Freund muß hier fort, ſo bald er kann, denn man muß ja befürchten, daß das Haus, wie die Rotte **Korah, Dathan** und **Abiram** von der Erde verſchlungen wird und lebendig in den Höllenſchlund hinunter fährt. Ich lies das ſo gut ſeyn und folgte ihm ein Paar Treppen hinauf, dann hin und her über lange Gänge, dann wieder ein Paar Tritte herab, dann krumm herum wieder hinauf, und nun ſtand ich da, und fand vier Soldaten, und ein Weibsſtück, in der Karte ſpielen, und einer von ihnen war — denken Sie um Gotteswillen! war **Böhling**. Jezt merkte ich, wo das Ding hinaus wollte; ich erſchrak, das kann ich nicht läugnen, aber ich fühlte doch inwendig ſo etwas — wie ſoll ichs nun eigentlich heiſſen? — Wenn man eine Weiberbruſt mit den Fingern drückt, ſo läuft ſie über, und die Milch dem rothwangigen Buben ins Mäulgen: gerad ſo wars mit meinem Herzen beſchaffen, es wurde in dem Augenblick rechtſchaffen gedrückt, aber es quoll ein Saft heraus, der mir Leib und Seel erquickte; ich fühlte — ja wahrhaftig! ich hörte es nicht, ſondern ich fühlte es, daß innerlich einer zu mir ſagte: ſei getroſt Hans Jakob! du biſt auf deines guten Gottes Heerſtraſſe, da kann dir nichts Böſes widerfahren, dein Vatter im Himmel will dich nur einmal probiren, ob du auch im Unglück auf ihn trauen kannſt! — Das Ding machte mich ſo muthig, daß mir nicht recht angſt werden konnte.

Wie ich nun ſo da ſtand, und nun da war, ſo zog ſich der Mennoniſt aus, und ſeine Soldatenkleider wieder an, und damit ſieng er an zu fluchen, ſo ſehr er nur konte; man ſah es ihm ſo recht an, wie ſauer es ihm geworden war, nur eine Stunde fromm zu ſeyn. Guter Gott!

dachte ich; warum verwundert man ſich doch, daß du eine Hölle geſchaffen haſt? Sie iſt ja eben ſo nöthig, wie der Himmel: denn da könnten ja ſolche Leute nicht ausdauren, ſie müſſen eine Welt haben, die ſich für ſie ſchickt, und das iſt die Hölle.

Böhling lies den armen Sünder, **Hans Jakob**, eine Weile ſo da ſtehn, wie irgend ein Beamter den Bauren, und ſpielte erſt ſein Spiel aus; nun drehte er ſich zu mir, und ſagte: Nu junger Kornhändler! hat er ſchon ausſtudirt? Nein, antwortete ich, bins aber, wills Gott! willens, noch zu thun. So, ſagte er: Hör Bube! ſpar nur hier deinen Wiz, wir ſind hier nicht in deines ehrlichen Schwagers Haus, hier hab ich ein gutes dauerhaftes Rohr, das kann dir den Küzel vertreiben. Ha! dacht ich, es iſt doch wohl wahr! was Salomo ſagt: daß auch das Schweigen ſeine Zeit habe, ich ſchwieg alſo. Nu! fuhr er fort, haſt du denn keine neue Nachrichten von deinem Schäzgen der H . . . Clementine? (ich ſchwieg) — gelt ich kann dirs vertreiben, du ſollſt ſie dein Lebtag nicht wiederſehn, du Bauernſchlingel durfteſt dich unterſtehen, mir ins Geſicht zu trozen, wart, jezt ſollſt du mirs büſen; laßt uns nur einmal an einen Ort kommen, wo ich dein Geſchrei nicht zu fürchten brauche, da ſollſt du kraiſchen, wie Oel in der Pfanne, wenn man Waſſer hineinſprüzt.

Zu dem allem ſagte ich kein Wort, ich kann nicht ſagen, daß mir bei dieſen Drohungen ſehr angſt wurde: denn ſo wie er redete, ſo fühlte ich ein innerliches Zutrauen, recht herzlich und innerlich zu beten, und nun war es mir, als wenn ich in einer wohl verwahrten Feſtung wäre.

Sagſt du kein Wort, Hund? ſo fuhr er mich an: ja, antwortete ich: ich will reden, ich bin jezt in ihrer Gewalt, Herr Böhling! aber das ſag ich Ihnen, ſehen Sie da meine ganze Perſon, wie ich vor Ihnen ſtehe, und fürchten Sie ſich, Sie ſind ein Menſch, und kein Gott, hier hilft Menſchenhilfe nichts, aber der groſe Allgegenwärtige, vor dem Sie ein Federgen im Wind ſind, iſt um mich her, Sie können mir nicht mehr thun, als er zuläſt: ſehen Sie mich, wie ich da ſtehe, ich bin ein armer Sünder, aber ein ehrlicher Mann, keine Blutſchuld drückt mich, und ich weiß gewiß, daß Sie mir nicht mehr thun können, als Ihnen Gott zuläßt.

Böhling wollte lachen, aber es hatte doch ſo keine rechte Art, er zwung ſo heraus, Lari! fari! ſag was du willſt, ich thue was ich will. Nun ſollte ich mit fort, die Kerl nahmen mich zwiſchen ſich und führten mich zu einer Hinterthür hinaus durch enge Gäßgen, und ſofort zum Thor hinaus.

Jezt wirds über meinen Buckel, und vielleicht über mein Leben hergehen, dachte ich, und doch wurde mir nicht recht bang, ſo daß ich mich über mich ſelbſt verwundern muſte. Man gab mich am Thor für einen Rekruten aus, es fiel mir ein, ob ich nicht Hilfe rufen ſollte; allein ich fürchtete, wenns nicht hälfe, ſo würde meine Sache eher ſchlimmer als beſſer dadurch, ich beſchloß alſo mein Schickſal geduldig abzuwarten.

Unſer Weg gieng langs den Kanal bei der Ziegelhütte vorbei, hier wars noch nicht wohl möglich, daß man mir etwas zu Leide thun konnte, aber wir marſchirten ſtark, um bald von der Landſtraſe zu kommen: denn ſo bald als der Herr van der Gracht erfahren würde, daß ich ſo behandelt worden, ſo würden wir auf allen Straſen verfolgt werden; ſo urtheilte vermuthlich **Böhling**. So bald wir uns ein wenig entfernt hatten, ſo ſchlugen wir einen Nebenweg ein, der uns ſeitwärts abführte; nun fieng mirs doch an etwas übel zu werden, indeſſen mir geſchahe noch immer nichts, **Böhling** ſchwieg ganz ſtille und redete kein Wort, ſogar ſeine Kameraden waren ſo ſtill und ſo ernſt, daß ich mich darüber verwunderte; ich erfuhr aber bald die Urſache dieſes Stillſchweigens. Wir langten nach Verlauf einer Stunde in einem einſamen Hauſe an, das mir ſehr ſehr verdächtig vorkam, hier kehrten wir ein, man wies uns oben und hintenaus ein Zimmer an, kaum waren wir auf demſelben angelangt, als **Böhling** anfieng mit den Zähnen zu knirſchen, und die erſchrecklichen Worte herauszuſchnauben: jezt Hund! mache dich bereit, eine gute und derbe Tracht Prügel zu bekommen, du Korporal! weiſt was du zu thun haſt. Der Korporal rührte ſich nicht, **Böhling** wurde beſtürzt, was! fieng er an, parirſt du nicht? — Verzeihen Sie, Herr Lieutenant! antwortete der Korporal, daß ich für diesmal nicht gehorche, ich bin ein ehrlicher Kerl, und kann mich nicht entſchlieſen, einen Menſchen zu prügeln, der ſo brav iſt, als einer in der Welt iſt.

Ha! Ha! dacht ich, da erſcheint Gottes gnädige Bewahrung ſichtbarlich; der

Lieutenant fieng an zu raſen; allein der Korporal bekam Geſellſchaft, noch zween Gemeine ſchlugen ſich zu ihm, ſo daß er und ſein Helfershelfer, der Mennoniſt, allein ſtunden.

Nun fieng der Korporal an: Herr Lieutenant! wir ſind jezt an dem Orte, wo wir reden dürfen, und unſer ſind auch gerad genug dazu: Sehen Sie, wir wiſſen gar wohl, wie's um Sie, und um unſern Kapitän ausſieht, wir muſſen mit Ihnen fort, wir wuſſen aber nicht, wozu wir gebraucht werden ſollten, ich hätte mich ſonſt, bei meiner Seel! lieber arquebuſiren laſſen, als daß ich hätte den ehrlichen **Hans Jakob von der Linden** fangen helfen. Ich kenne ihn von Jugend auf, wir ſind Nachbarn, und ich leide es nicht, daß ihm etwas geſchieht, dieſe meine ehrliche Kameraden ſind auch **Rheinauer**, und die denken ſo wie ich. Nun wiſſen wir gar wohl, daß wir nicht wieder zum Regiment gehen dürfen, da würde uns übel gelohnt werden, mithin deſertiren wir hier auf der Stelle, und ſezen unſern Landsmann in Freiheit.

Dieſe ehrlichen Landsleute kannte ich alle nicht, wurde es aber hernach gewahr, wo ſie her waren, ich erinnerte mich auch, daß ich den Korporal gekannt hatte. Du lieber Gott! dachte ich, wie wunderlich kannſt du einen doch bewahren! und wie gut iſt es, wenn man ſich von Jugend auf fromm und ehrlich aufführt! Jezt drungen mir die Thränen in die Augen, ich umarmte und küßte einen nach dem andern, und dankte ihnen recht herzlich für ihren Beiſtand.

Böhling ſchien ſich ganz zufrieden zu geben, nun ſo ſeid denn ruhig fieng er an, wir wollen hier auf der Stelle alles vergeſſen, ich geb euch meine Parole, daß ich nichts von dem allem bei dem Regiment gedenken will, ſo laſt uns denn zuſammen bleiben, wir wollen hernach dann den Burſchen wieder laufen laſſen.

Der Korporal und ſeine zween Kameraden ſchienen ſich auch nun zufrieden zu geben, und ſo war alles in Ordnung; ich armer Schöps hatte indeſſen alles geglaubt, und meinte, ich würde die künftige Nacht wieder zu Utrecht in meinem Bette ſchlafen, allein ſo weit waren wir noch lange nicht.

Nun fieng **Böhling** an, wir müſſen doch zu eſſen und zu trinken haben, du **Flinder**! (das war der Mennoniſt) geh wacker, beſtelle was. **Flinder** gieng, und auf dem Fuſe folgte ihm **Böhling** nach. Was denken Sie wohl! ſie giengen und ſollen noch wieder kommen, denn ſeit der Zeit hab ich ſie nicht wieder geſehen.

Wir merkten endlich Unrath, als ſie ſo lang blieben, einer von uns gieng heraus, fand aber zu ſeinem Erſtaunen die obere Treppenthür von auſſen verriegelt. Da ſaſen wir nun, die drei Soldaten waren äuſſerſt beſtürzt, mir war auch nicht wohl bei der Sache, und doch hatte ich ſo einen innerlichen Muth, ſo daß ich meine Kameraden tröſten konnte. Wir guckten zu den Fenſtern hinaus, allein da wars auch unmöglich weg zu kommen, theils war es zu hoch zum Springen, und theils hinderte uns auch eine groſe Mauer, weiter zu kommen, als in den Garten. Was war zu thun? wir muſten eben Geduld haben; indeſſen weinten die Kerl wie die Kinder, ich tröſtete ſie, ſo gut ich konnte, und bat ſie, gutes Muths zu ſeyn, ja ich fieng an, ihnen zu predigen, daß Gott noch lebe, wir wollten ihm vertrauen, fleiſſig beten, und ſo ſeine Hilfe erwarten: anfänglich hatten ſie keine Ohren für ſo etwas, nach und nach aber thats gut, die Leute wurden ſo geſchmeidig wie Wachs an der Sonne, wir kamen gar ſo weit, daß wir Morgends und Abends Betſtunde hielten.

Doch ich will erzählen, was weiter geſchah. Als wir ohngefehr eine Stunde ſo geſeſſen, und Kalender gemacht hatten, ſo kam ein Kerl zur Thür herein, ich kann ihn mein Lebtag ſehen. Stellen Sie ſich einen kurzen unterſezten Mann vor, auf dem Kopf hatte er eine rothe wollene Kappe, unter derſelben einzelne gelbrothe Härgen, ſein Geſicht war roth, kupfrig und platt, die Augen groß und blaß, ich kann die Augen nicht beſchreiben, er flozte einen damit an, als wenn der leidige Satan dahinter geſeſſen und heraus geguckt hätte. Die Naſe hatte ihre Stüze verlohren, daher war ſie ganz platt beigefallen, unter derſelben war ein Maul gräulich anzuſehen, die Lippen waren blau, dick, und voller weißlichter Geſchwüre, er trug einen dunkelblauen etwas abgetragenen Rock mit glatten meſſingenen Knöpfen, darunter ein altes ſcharlachenes Weſtgen ebenfalls mit meſſingenen Knöpfen, darauf folgte eine ehemals ſchwarz geweſene lederne Hoſen, dann weiſe wollene Strümpfe, und nun alte niedergetrettene Schuhe, das war unſer Wirth. Mit einer heiſern dumpfen Stimme röchelte er durch die Naſe: wir ſollten nur befehlen, was wir eſſen und trinken und haben wollten, denn alles ſtünde zu unſerm Befehl.

Ich muß geſtehen, mir ekelte ſo vor dem Manne, daß ich an Eſſen und Trinken faſt ohne Grauſen nicht denken konnte, denn ich ſchloß von dem Wirth auf die Wirthin, und ich ahndete lauter Greuelſuppen. Indeſſen vom Wind lies ſich auch nicht leben, und wir vier arme Burſche waren ſchon ſo mürbe, daß wir uns alles gefallen lieſen. Wir ſagten ihm, er ſolle uns nur zu eſſen und trinken geben, was er hätte. Der Wirth gieng wieder fort, kurz darauf kam ein Mägdchen. — Nun das Mägdchen machte einen ganz beſondern Eindruck auf mich. Clementine darf nicht erſchrecken, von der Art der Eindrücke war der meinige nicht, ſie war etwas lang, ſchön gebildet, und aus ihrem Geſichte leuchtete ſo etwas hervor. — Ja da happerts, wie ſoll ichs nennen? —

Ich hab wohl ſo das erſte Mondsviertel ſehen untergehen, die ganze Welt war ſtill, kein Lüftgen wehte, kein Wölkgen war am Himmel, und da ſenkte ſich dann das zweihörnichte blaſſe Licht ſo auf den Wald hin, als wollte es ſagen, guck mich noch einmal an, Freund! bald iſts ſtockfinſter, grauſende Nacht! — ſo wars mir, als das Mägdchen den Tiſch deckte. Nein! rief mein Herz in mir, da griff ich, hol mich Gott! den Mond an den Hörnern, reiß ihn herum und laß die Welt ſein volles Antliz ſchauen, den ganzen Vollmond, und ſo ſtell ich ihn dann da drüben in Oſten und laß ihn Berg und Thal erleuchten. Der Gedanke ſchritt mir ſo ſtark durchs Gehirn, daß ich aufſtund, und eben ſo ſtark im Zimmer auf und ab ſchritt.

Es iſt etwas beſonders um ein Mägdchen; ſo wie ſie in das Zimmer trat, ſo gieng bei uns allen eine Veränderung vor: die meinige hab ich geſagt, die andern weis ich nicht, der eine ſagte: Guten Tag

Jungfer! und lächelte: der andere ſahe ſie freundlich an, der dritte blinzelte ſie nur an, u. ſ. w. Ich ſagte und that aber nichts, als was ich ſo eben geſagt habe.

Der Wirth und ſeine Tochter trugen wechſelsweiſe auf, was wir haben ſollten, und lieſen uns dann allein; jezt ſchlug ich meinen Kameraden vor, wir wollten ſuchen, das Mägdchen auf unſre Seite zu bringen, ſo daß ſie uns los hülfe und mit uns fort gienge, ich wollte dann für ſie ſorgen, daß ſie glücklich würde; das gefiel den Purſchen.

Nachdem wir gegeſſen und getrunken hatten, ſo kamen Vatter und Tochter wieder, und trugen wieder ab. Nun gieng ich mit dem Vatter heraus, drückte ihm zwo Dukaten in die Hand und ſagte: er möchte doch erlauben, daß uns ſeine Tochter zuweilen beſuchte, und uns die Zeit verkürzte, ich wollte ihm Bürge dafür werden, daß ſie nicht verunehrt werden ſollte. Meinetwegen! ſchnob der Kerl, und zog ſein Maul ſo, als wenn er lachte. Es dauerte nicht lang, ſo kam auch das Mägdchen und brachte etwas zu nähen mit, ſie mochte ſechszehn Jahr alt ſeyn, in wieſern ſie aber noch unſchuldig war, das weis ich nicht, genug ſie hatte die beſte Anlage zu einer recht braven Hausmutter, nur ſie muſte aus dieſem Hauſe: denn da war ſie in der Höllen Rachen.

Ich gab mich mit ihr ins Geſpräch, ich redete freundlich, aber ernſtlich von der Tugend eines Weibsbildes, und wie ſie ſo glücklich mache, ich ſagte ihr, ich könnte ſie zwar nicht heirathen, aber wenn ich ſie nur in meinem Vatterland hätte, ſo wollte ich eine Frau aus ihr machen, die eine Art hätte, und was ich ihr als weiter ſagte. So redete ich ihr täglich zu, auch meine Kameraden beredete ich, daß ſie nichts Unanſtändiges in ihrer Gegenwart ſagten. Kurz, wir machten dem Mägdchen ſo groſe Luſt fromm und brav zu werden, daß ſie gar bald herzlich wünſchte mit uns fortgeben zu können; beſonders da wir leicht denken konnten, daß **Böhling** wieder kommen, und dann wars ſehr ungewiß, was es mit uns geben würde. Zudem muſten wir ihn ja auch alle Augenblicke gewärtig ſeyn: denn wir hatten gar keinen Grund zum Nachrechnen, ob er über lang oder kurz wiederkommen würde, doch das leztere ſchien uns immer am wahrſcheinlichſten.

Indeſſen gieng ein Tag nach dem andern hin, und eine Woche nach der andern, unſer Jungfer **Lieschen** konnte nicht zum Zweck kommen, wie ſehr ſie es auch wünſchte, und uns allen wurde die Zeit Jahrs lang, beſonders weil wir immer in Angſt und Furcht ſizen muſten. Das begreif ich aber auf die heutige Stunde noch nicht, woher es kam, daß man uns ſo lang dort ſizen lies: denn wollte **Böhling** nichts weiter mit uns machen, ſo konnte er uns ja laufen laſſen, denn wir lagen doch da auf ſeiner Koſt; wollte er uns aber noch zu etwas anders brauchen, warum lies er uns dann an einem ſo unſichern Ort ſo lang ſizen? Doch was liegt mir dran, genug wir kamen endlich weg.

Der Zugang zu unſerm Zimmer vorn auf dem Gang war nicht allein von auſſen verriegelt, ſondern der Wirth unterhielt auch eine Wache von vier Mann vor der Thür, die beſtändig und ordentlich abgelöſt wurde, was das für Kerle waren, das weis Gott! genug es war da eine Mordgrube, wo mancher ſchon ſein Leben eingebüſt haben möchte.

Es iſt ſonderbar, oft iſt eine Sache ganz leicht, wenn man nur auf den rechten Sprung kommt; da hatten wir nun ſechs Wochen lang alle unſere Erfindungskräfte angeſtrengt, wie wir wegkommen wollten, und jezt auf einmal fiel mirs ein: Ich fragte **Liesgen**, ob ſie nicht allein wegkommen könnte. Sie bedachte ſich ein wenig, endlich ſagte ſie, das laſt mein Vatler nicht zu; ey! fragte ich weiter: ſo gehe ſie ohne ihres Vatters Willen — das darf ich auch nicht, verſezte ſie, denn ſo bald man mich vermißt, ſo bald traut man nicht, und bringt euch entweder fort oder gar ums Leben: denn weil ich ſo viel mit ihnen umgehe, ſo traut man mir deſto weniger. Nun! ſagte ich ferner, ſo mache ſie, daß ſie Schlafkraut (Opium) aus der Apotheke bekomme: ich unterrichtete ſie, was das für eine Wirkung habe, und bat ſie, recht behutſam zu ſeyn, dazu ſchenkte ich ihr eine Dukate, um etwas anzuſchaffen, und das übrige für ſich zu behalten. Nach zween Tagen kam ſie mit Freuden, und hatte ſo viel Opium, daß man einen Türken damit hätte vergeben können. Das allerſchlimmſte bei der Sache war, daß ich nicht verſtund, wie viel man ohne Gefahr geben dürfe, denn ich wollte niemand ermorden, aber doch auch gern jedem ſo viel geben, als zu einem langen tiefen Schlaf nöthig war. Ich bat alſo Liesgen ſich bei einem verſtändigen Manne erkundigen zu laſſen, wie viel man wohl geben müſſe. Da war nun wieder guter Rath theuer; aber was vermag Weiberliſt nicht? Sie wußte, daß ihr Vatter in ſolchen Sachen recht bewandert war, aber gerad zu durfte ſie ihn nicht fragen, daher fieng ſie ſo an: ſie erdichtete eine Geſchichte, die ich meinen Kameraden erzählt haben ſollte; in der Geſchichte kams vor, daß einem ſtarken Manne ſei ein Schlaftrunk eingegeben worden, und da hab ich behauptet, einer Erbſe groß ſei genug, die andern aber hätten geſagt, nein! man müſſe wenigſtens einer Haſelnuß dick nehmen. Nun hatte der Vatter gelacht und geſagt, ja einer Haſelnuß dick hätte ihm ewigen Schlaf gemacht. So! — verſezte Liesgen, ſo hat doch wohl der von der Linden recht? — Ja, antwortete der Vatter, er hat mehr recht, als die andern, aber einer Erbſe dick iſt auch noch zu viel; doch wenn einer recht ſchlaſen ſoll, ſo muß er einer kleinen Erbſe dick in dem Leib haben.

Nun wuſten wirs, wir berathſchlagten uns, und beſchloſſen, **Liesgen** ſollte veranſtalten, daß des Abends eine Bierſuppe gekocht würde, wir und **Liesgen** wollten nicht davon eſſen, die andern aber alle; nun nahm ich für jede Perſon ſo viel Opium, als mir genug däuchte und gabs **Liesgen**, lehrte ſie auch, wie ſie es nun ferner machen müſte. Das Ding gieng gut, **Liesgen** richtete die Sache ſo ein, daß alle ſich ſatt an der Bierſuppe aſen, und eh wirs uns verſahen, ſo ſchlief alles im ganzen Hauſe ſteif und feſt, nur wir vier und **Liesgen** waren recht munter, wir kamen alſo leicht durch. So bald als **Liesgen** unten alles im Schlaf hatte, und die Wache auch ſchlief, ſo riegelte ſie auf, und holte uns ab. Gott! wie froh waren wir, wir eilten als flögen wir davon, und nahmen unſern Weg auf Utrecht zu.

Die Soldaten aber durften nicht in die

Stadt kommen, ſie nahmen alſo Nebenwege und flüchteten fort, ob ſie glücklich durchgekommen ſind, das weiß ich nicht. Ich und **Liesgen** aber, wir blieben im Gebüſch, bis des Morgens die Thore auf waren, wir giengen nun ungehindert in die Stadt, und ich brachte das Mägdchen zu einem guten Freunde bei brave Leute, denen gab ich Commiſſion, daß ſie das Mägdchen wie ihr Kind halten und zu allem Guten anführen ſollten, denn ich wollte alles bezahlen. Beſonders aber befahl ich ihnen und dem Mägdchen, daß ſie nicht weit ausgeſchickt werden dürfte, um nicht wieder verloren zu gehen, oder weggekapert zu werden.

Indeſſen **Liesgen** will nicht in dem Haus bleiben, ſie fürchtet ihren Vatter, ich bitte Sie alſo, beſter Herr Bruder! nehmen Sie ſich des Mägdchens an, ich will ſie Ihnen zuſchicken, machen ſie nur etwas rechts daraus, wenns angehen und ſich das Ding nur recht ſchicken will; eigentlich ſoll ſich meine Clementine ihrer annehmen, denn ohne Lieschen wäre es mir vielleicht ſchlecht gegangen, nun Gott hat geholfen. Ich bin doch froh, daß ich wieder hier bin; jezt ſchmeckt mir das Sizen und Studiren viel beſſer, aber keine Menſchenſeele kriegt mich wieder heraus, dafür bedank ich mich. Ob nun Böhling ruhen wird, weiß ich nicht, er mag aber machen, was er will, ich bin jezt ſicher. Nebſt herzlichen Gruß u. ſ. w.

Dies war des ehrlichen Hans Jakobs Brief. Alle drei wurden nun wieder froh und heiter, und alle drei dankten Gott herzlich für ſeine gnädige Bewahrung. Dem Vatter wurde auch der Brief zugeſchickt, um ihn aus ſeinem Kummer zu reiſſen, der wollte aber nun durchaus ſeinen Hans Jakob wieder bei ſich haben; er ſagte: es muß alles ſeinen Gang gehen, der Junge wird mir ganz vornehm, er ſoll werden was ſein Va.ter iſt, ich muß ihn wieder bei mir haben, u. ſ. w.

Daß dieſe Veränderung bei dem Dietrich von der Linden ſo ganz unerwartet vorgegangen war, hatte mehr als eine Urſache: die erſte war: der gute Mann hatte nun wieder allen den Glanz, den ihm die Luſt zum Heirathen vors Geſicht gemahlt und gezaubert hatte, mit dem herrlichen Paradies, in welches er hoffte verſezt zu werden, verlohren; daher fieng ſein natürlicher Karakter wieder an, die Oberhand zu bekommen, jezt wünſchte er ſich oft wieder in ſeine alte Wohnung, und ſo ganz wieder in ſeine alte Lage; allein das ließ ſich nun nicht mehr thun: denn ſeine Frau war keine Eva, ſie zankte wohl nicht mit ihm, aber ſie verſtund, ihn mit Freundlichkeit ganz zu beherrſchen, ſie litte nicht, daß er ſich altfränkiſch kleidete, und ſonſt altmodiſch lebe: die ſüſe Zeit war nun für den alten Dietrich auf ewig verſchwunden; doch wünſchte er ſeinen Hans Jakob zurück; dazu war aber noch eine Urſache, die ihn bewegte, und die er ſelbſt nicht wuſte. Seine Frau hielt ſehr zärtlich an, er möchte ihn doch zu ſich nehmen, denn ſie habe ihn ſo lieb, ſie müſſe ihn bei ſich haben, ſie hätte keine Ruhe, bis ſie ihrem Sohn ſelbſt aufwarten und ihre Pflicht an ihm vollführen könnte, u. ſ. w. Mit dergleichen Reden lag ſie ihrem Manne beſtändig in den Ohren, dieſer nahm auch alles für wahren Ernſt auf, obgleich die Frau von der **Linden** weit andere Abſichten hatte, die ſie ſo reden machten, ihre **Karoline** war die verborgene Urſache davon, und ſie hatte den Plan, dies Mägdchen an den **Hans Jakob** zu verheirathen, den wollte ſie ausführen, es möchte auch koſten, was es wollte; indeſſen hütete ſie ſich wohl, ihrem Manne das mindeſte davon zu ſagen: denn ſie vermuthete mit Recht, er möchte wegen der **Clementine**, und ſeinem von ſich gegebenen Wort, Einwendungen machen; doch glaubte ſie gewiß, wenn der Stiefſohn einmal bei ihr im Hauſe wohnte, beſtändig mit dem Mägdchen umgienge, und ſie ihm dabei alle Liebe erzeigte, ſo würde er ſich endlich gewinnen laſſen, die **Clementine** vergeſſen, und ſo wäre die Hauptſache gewonnen. Sie konnte ſich herzlich über ihre eigne Klugheit freuen: denn auf dieſe Weiſe brachte ſie **Dietrichs** halbes Vermögen an ihre Tochter.

Ehrenfried beſuchte ſeinen Schwiegervatter zuweilen, auch wohl in Geſellſchaft ſeiner **Theodore**, ſie bewieſen dann auch der Mutter alle kindliche Ehrerbietung, und **Karoline** war immer ihre Schweſter, die Mutter war auch ſehr wohl mit ihnen zufrieden, und erzeigte ihnen alle Liebe.

Nun trug es ſich zu, daß der Kammerrath und ſeine Frau auch jezt nach **Hans Jakobs** Befreiung einen ſolchen Beſuch bei den Eltern ablegten, ſie merkten bald des Vatters Veränderung: denn er fieng alſofort von der Zurückberufung ſeines Sohns an zu reden, und ſeine Frau beſtättigte das mit den zärtlichſten Ausdrücken.

Ehrenfried kannte die Welt, er hörte die Frau Schwiegermutter von weitem geben, er merkte ihren Plan, und daran dachte ſie ganz und gar nicht; indeſſen fand ers doch nicht zuträglich, ihr entgegen zu arbeiten, nur das ſchien ihm nothwendig zu ſeyn, daß er den Vatter von der Zurückberufung ſeines Sohns abbrächte. Er fieng allſo an: „Schwiegervatter! es geht nicht an, „daß wir meinen Schwager zurückfordern. „Sehen Sie, ich will Ihnen ſagen, was „ich mit ihm vorhabe: ſobald er ein wenig „weiter iſt, und die Kaufmannſchaft verſteht, auch ſonſt noch etwas gerlernt hat, „ſoll er wieder kommen, und wenn Sie's „erlauben, ſich auf dem **Lindenhof**, wo „ſeine Vätter gewohnt haben, niederlaſſen, und dann ſoll er eine ſchöne Fabrik „anfangen, vielen armen Leuten Brod „geben, und ſo dem Vatterlande ein recht „nüzlicher Mann werden, dazu gehört „aber Wiſſenſchaft, da muß er die Kaufmannſchaft verſtehen, und wiſſen mit

„den

„den Leuten umzugehen.“ Dietrich ſchwieg und dachte nach, ſeine Frau war vergnügt: denn das war ihrem Plan eben nicht zuwider, nur hätte ſie ihn gern erſt einige Zeit bei ſich gehabt! Ehrenfried beruhigte ſich damit, daß er ſagte: das kann ſich auch noch wohl machen laſſen, Frau Mutter!

Während der Zeit ſaß Karoline ganz ſtill und ſahe tief nachdenkend und traurig aus, Ehrenfried und ſeine Theodore kannten ſie noch nicht genau, bei dieſem Beſuche aber entſtund eine neue Zuneigung in ihnen gegen dieſe Stiefſchweſter, beſonders da ſie ſie traurig fanden, ſo daß ſie beſchloſſen, ſie mit nach Rheinau zu nehmen, und ſie einige Zeit bei ſich zu behalten; der Mutter war das ungemein erfreulich, der Tochter auch, und dem Vatter war es auch lieb.

Am andern Morgen reiſte Ehrenfried mit ſeiner Frau und Karolinen wieder ab. Unterwegs ſchwieg leztere immer ſtill, ſie ſeufzte öfters mit verſtohlenen Thränen. Theodore drückte ihr die Hand freundlich, und ermahnte ſie, offenherzig zu ſeyn. Der Kammerrath that desgleichen, ſo daß endlich ihr Herz aufthauete, ſie wurde offenherzig und erzählte folgende Geſchichte:

Verwichenen Mai wars einmal ein vortreflicher ſchöner Tag, es war Sonntag; ich wurde früh wacker noch eh die Sonne aufgieng, ich hörte die Nachtigallen ſo ſchön ſingen, daß ich nicht mehr liegen bleiben konnte, ich ſtund auf, gieng ans Fenſter, machte es auf, und ſchaute hinaus. Ich weis nicht wie's mir war, mir wurde ſo wohl, daß es nicht zu beſchreiben iſt, da grünte und blühte alles, in der Ferne beſchien die aufgehende Sonne die Spize des Berges, im Thal lag ein dünner Nebel, alles war ſtill, es wehte kein Lüftgen, und auf allen Bäumen ſangen die Vögel.

Nun will ich ihnen ſagen, wie's mir war: ich dachte ſo nach, wie alle die Vögelchen ſo fröhlich wären, und wie alles ſo munter wäre, auch die Menſchen ſeien ja munter im Frühling, und machten ſich luſtig, und ich — ich weis nicht, wie's mir war, ich konnte nicht recht munter ſeyn, wie ich ſo dachte, ſo muſte ich weinen, und ich wuſte doch nicht warum: mir wars, als wenn ich allein in der Welt wäre, und wenn ich auch an meine Mutter, an meinen Vatter, und an Sie dachte, und mir vorſtellte, ich hätte ja Freunde genug, und ich ſei ja nicht arm und verlaſſen in der Welt, ſo war mirs doch nicht recht, es kam mir doch ſo vor, als wenn ich allein wäre. Lieber Gott! dachte ich ſo in mir ſelbſt, was fehlt mir doch, warum bin ich doch nicht froh und fröhlich, ich bin ja geſund und hab keinen Mangel, gieb mir doch ein fröhliches Herz, lieber Gott! und mache mich glücklich. Indem ich ſo dachte, fiel mir ein, ich wollte wohl eine halbe Stunde von hier, nach Frauenbrück, zur Kirche gehn. So wie mir das einfiel, ſo wars auch beſchloſſen: ich zog mich an, und ſo bald meine Eltern aufſtunden, ſo bat ich ſie um Erlaubniß, die ich dann auch gar leicht erhielt. Genug! ich zog mich an, frühſtückte und wanderte das Thal hinab. Das kann ich ſagen, in meinem Leben iſt mir die Welt nie ſo ſchön vorgekommen, als den Morgen, mir war ſo ſchwermüthig, ſo traurig wohl, daß ich mich nicht ſatt weinen konnte. Nun gut! ich ſpazierte langſam fort, denn es war noch früh genug in die Kirche, der Fußpfad gieng langs die ſchönſte Wieſe von der Welt mit einem hellen Bach neben dem Gebüſche hin; kaum war ich eine Viertelſtunde gegangen, ſo hörte ich vor mir hin am Weg eine ſchöne männliche Stimme ſingen, ich hab mir das Liedgen hernach geben laſſen, und kanns auswendig, er ſang;

Komm ſüſer Geiſt in dieſe ſtille Wüſte,
    Und tröſte doch mein ſchmachtend Herz!
Jezt ſäuget die Natur, und bietet ihre Brüſte
    Den Kindern dar. Sieh meinen Schmerz,

Laß doch ein Tröpflein Troſt in meine Seele fließen,
Und mich ein Tröpflein nur, aus deiner Quell genießen.

Soll ich allein bei dieſer Fülle ſchmachten?
Mein Vatter! ſieh mit Huld mich an,
Wie lange muß ich ſchon nach dir vergebens trachten,
Durchſeufzen meine Lebensbahn?
Unendlich liebſt du doch die Wohlfarth deiner Kinder,
Mit andern, Gott verzeih'! verfährſt du auch gelinder.

Ich murre nicht, ich bitte nur um Freuden,
Ein einzig Tröpflein ſchenk mir nur,
Dann will ich gern und froh noch manche Trübſal leiden,
Durchgehn des Kreuzes blut'ge Spur.
Du hörſt doch mein Gebet, erhör' es ew'ge Güte,
Erfreue meinen Geiſt, erheitre mein Gemüthe.

Ich hörte den Geſang von Anfang bis zu Ende, und verſtunde jedes Wort: ich blieb ſtill ſtehen, um den Sänger nicht zu ſtören, und fühlte tief in meinem Herzen, daß der Menſch gerad ſo ſang, als wenn er an meiner Stelle geweſen wäre: ſo wars mir juſt, wie er ſang, mir floſſen die Thränen häufig, und meine ganze Seele ſang mit.

Als er aufhörte, ſo gieng ich weiter, und bald ſah ich einen Mann vor mir ſpazieren, er kam auf mich zu, und jezt will ich ihn beſchreiben: Er war etwas lang, nicht dick und auch nicht mager, aber ſo ſchön gewachſen, als man ſich nur etwas vorſtellen kann. Seine Kleider waren modiſch, aber doch etwas abgetragen, er hatte ſehr reinliche und feine Wäſche an, ſein Geſicht war das ſchönſte männliche Geſicht, das ich in meinem Leben geſehen habe, nur etwas blaß von Traürigkeit. So wie ich daher gieng, ſchien er ſich etwas zu wundern, wie ein Frauenzimmer von meinem Anzug in die ländliche Gegend käme. Er trat aus dem Weg und erwartete mich, ich gieng auf ihn zu und machte ihm ein Kompliment. Er beantwortete das ſehr ernſt und edel, und fragte mich: um Vergebung, mein Frauenzimmer! gehen ſie nicht nach Frauenbrück? ich antwortete: Ihnen aufzuwarten; ſo will ich die Ehre haben, ſie zu begleiten, fuhr er fort, denn ich gehe auch dahin. Das edle Anſehen des Mannes, und ich geſtehe es gern, weil er mir wohlgefiel, das bewog mich ihm meinen Arm zu geben: ſo wandelten wir fort. Nun fieng ich an, ſein Singen zu rühmen, und geſtund ihm, daß ich das Lied ganz gehört hätte. So! ſagte er: es freut mich, daß ſie das Liedgen rührt, denn obgleich keine Kunſt darinnen iſt, ſo geht es doch von Herzen.

Ich: Aber, mein Herr! mir iſts gerad ſo, wie dem, der das Lied gemacht oder geſungen hat, ich konnte mich des Weinens nicht enthalten.

Er: So ſind unſere Herzen gleich geſtimmt, darf ich fragen, wer ſie ſind?

Ich: Ich bin die Tochter eines verſtorbenen Predigers, und meine Mutter hat als Wittwe den Herrn von der Linden geheirathet.

Er: Was! den Schwiegervatter des Kammerrath Ehrenfrieds?

Ich: Ja der iſts.

Der Fremde verwunderte ſich, jezt drückte er mir die Hand und ſagte ſehr freundlich: es freut mich aus der Maſen, daß Sie mit dem rechtſchaffenſten Mann auf der Welt ſo nah verwandt ſind.

Ich: Wenn Sie meinen Schwager lieben und ſchäzen, ſo müſſen Sie ſelber ein ſehr rechtſchaffener Mann ſeyn. Kennen Sie ihn?

Er: Ich kenne ihn blos von Anſehen, und nur aus dem Gerüchte, aber ich nehme mich ſehr genau in Acht, daß ich niemand für einen rechtſchaffenen Mann halte, bis ichs gewiß weiß, daß ers iſt: aber noch vielmehr hüte ich mich einen ſchlecht zu halten, bis ich die überzeugendſten Proben davon habe.

Ich: Das iſt ſehr edel: aber ſind Sie denn meinem Bruder bekannt?

Er: Schwerlich.

Ich: Darf ich mir denn nicht Ihren Namen ausbitten?

Er: Ich bin der Sohn des rechtſchaffenſten Mannes, Tugend und Erfüllung meiner Pflicht machten mich unglücklich, verbannten mich aus meinem Vatterlande, und noch muß ich herumirren, und finde kein Pläzchen, wo mein Fus ruhen kann, ich darf meinen rechten Namen nicht nennen, und bis dahin, daß Gott mein Schickſal ändern wird, heiß ich **Dultmann**.

Ich weis nicht, wie mir das alles ſo durch die Seele drang, ich ſpürte das innigſte Mitleid mit dem Herrn Dultmann in meiner Seele, ich gab ihm das auch ſo zu verſtehen, daß er bis zu den Thränen dadurch gerührt wurde. Kurz, wir wurden ganz bekannt auf dem Wege, und ſchieden ungern von einander.

Ich muß geſtehen, daß mir das Bild dieſes Mannes tief in die Seele drang, ſo daß ich des Mittags noch trauriger nach Hauſe gieng; ich konnte mich den Nachmittag kaum ſo viel verſtellen, daß meine Eltern nichts merkten. Gegen Abend kam ein Knabe, welcher mich allein rief, und mir einen Brief überreichte, ich brach ihn auf und las ihn. Gott, welche Gemüthsbewegungen brachte er in mir hervor! er war vom Herrn Dultmann; er ſchrieb, er habe ſich nach mir erkundigt, und ſo viel Gutes von mir gehört, daß er es würklich für ein Glück halte, in meine Bekanntſchaft gerathen zu ſeyn. er bat mich um meine Freundſchaft, und verſicherte mich der ſeinigen; ferner ſchrieb er: wenn mein Herz noch nicht verſchenkt wäre, und ich könnte es ihm aufbehalten, bis er einmal öffentlich auftreten, und mich ordentlich und mit Ehren von meinen Eltern begehren und ernähren könnte, ſo würde er ſich das fürs gröſie Glück rechnen: denn er müſſe mir geſtehen, daß er die Sympathie unſerer Geiſter den Morgen ſo ganz gefühlt habe, und daß er nicht glaube, eine Perſon wieder zu finden, die ſich ſo ganz für ihn ſchicke, u. ſ. w.

Der Knabe ſagte mir, er müſſe wieder Antwort haben: ich gieng alſo allein, und ſchrieb ihm ungefähr ſo: Es ſei mir eben ſo ergangen wie ihm, ſein ganzes Daſeyn habe tiefen Eindruck auf mich gemacht, auch ſei mein Herz noch frei. Indeſſen würde er mir verzeihen, daß ich mich mit ihm in keine genauere Freundſchaft und genauen Umgang einlaſſen könnte, bis ich ihn ganz kennte.

Ehrenfried und Theodore hatten während dieſer ganzen Erzählung die Karoline angeſtaunt, ſie hatten ſo viel Geiſt an ihr von ferne nicht geahndet, hier an dieſem Orte ihrer Erzählung aber unterbrachen ſie ſie beide, beide fielen ihr in der Kutſche um den Hals, küßten und herzten ſie. Das war nun Wonne für Karolinen, ſie weinte hart, ſo daß ſie ſchluchzte, denn die Zurückhaltung der Theodore hatte ihr weh gethan, nun aber floſſen die Geiſter wie zwern benachbarte Thautropfen in der Morgenſonne zuſammen, ſogleich ſchworen ſie ſich ewige Liebe und Schweſterſchaft, und beſchloſſen ſich zu duzen.

Nun, theure Schweſter! ſagte Ehrenfried, da haben Sie ſehr weislich gehandelt, ein Frauenzimmer kann nicht zu vorſichtig ſeyn.

So dachte ich auch, fuhr Karoline fort, wir haben uns ſeit der Zeit noch ein paarmal geſehen, und öfters geſchrieben. Jezt ſteht unſere Verabredung ſo: ſollte ich eine Perſon finden, mit der ich glücklicher zu ſeyn glaubte, als mit ihm, ſo bald ſich ſein Schickſal änderte, ſo will er mich nicht hindern, er aber will mich nicht vergeſſen, ſondern mich heirathen, ſo bald er mich glücklich machen kann. Ob ich nun wohl in meinem Herzen fühle, daß ich ihn heirathen werde, in ſo fern er der iſt, wie er ſagt, und daß ich nie einen andern wählen werde, ſo find ich doch nicht für gut, ihm das zu ſagen, bis ich ihn ganz kenne: indeſſen behandele ich ihn als einen braven und guten Freund. Meinen Eltern habe ich aber noch nichts ſagen mögen. Ehrenfried und Theodore billigten alles, und lobten ſie wegen ihrer Vorſicht. Unter dieſen Erzählungen und Geſprächen langten ſie vergnügt und geſund zu Rheinau an.

Die Fürſtin Charlotte von Rheinau gehörte unter die Klaſſe von Frauenzimmer, welchen man einen hohen Grad der ſüſen Schwärmerei nicht abſprechen kann; dies werden meine Leſer ſchon in ihrer Geſchichte bemerkt haben. Theodore, Clementine, und nun auch Karoline wurden von dem nämlichen Geiſte belebt, ſie hatten alle Menſchen lieb, und unſern lieben Herr Gott von ganzer Seelen dazu:

hätte es in ihren Kräften geſtanden, ſo hätten ſie die ganze Welt zu einem Blumengärtgen gemacht. Richtig iſt es immer, daß das weiche gefühlvolle Herz eines ſolchen Frauenzimmers, beſonders ſo lang es noch nicht verheirathet iſt, einem Lämmgen in einem Wald voller reiſſender Thiere gleich iſt, beſonders wenn das Bild der Tugend nicht ſehr hoch durch den Glanz der Schwärmerei erleuchtet wird; dennoch aber geſtehe ich gern, daß mir ein ſolches edles, zartes Geſchöpf mitten unter ſeinen Abirrungen unendlich ſchäzbarer iſt, als ein ſtrenges Tugendbild, welches gerad, in der Saloppe, jeden Predigttag daher zur Kirchen ſteigt, kein Mannsbild anſehen, geſchweige anlächeln darf, und bei allem ſeinem geraden Gang doch endlich mitten in den Moraſt hinein plumpt. Freilich hütet man ſich wohl, daß niemand das Plumpen erfährt, allein ich habe doch eine ſo feine Naſe, daß ichs ſchon von ferne rieche, man mag ſich ſo ſehr geſchminkt und gewaſchen haben, als man will, und der Leute giebts mehr.

Ich ſtehe niemanden dafür, daß ſich nicht ehemalen eine Gattung platoniſcher Liebe in dem Herzen der Fürſtin gegen ihren Hofmeiſter Heimburg eingeniſtet hatte; und je platoniſcher dieſe Leidenſchaft hinauf idealiſirt wird, deſto gefährlicher wird ſie: aber die Vorſehung wachte über das edle Herz, weil es aufrichtig fromm war, und keinen Fehler machen wollte. Theodore war verwahrloſt, indem man alle Zugänge zu ihrem Herzen verwahrt hatte, ohne es mit etwas würdigen anzufüllen, die erſte Neigung, die Zutritt zu ihm fand, erfüllte es ganz, zu gutem Glück wars Ehrenfried, der ſie anfochte. Clementine wurde freilich von der Liebe nicht überraſcht, denn ſie ſuchte ein Fünklein, legte es an den Heerd, wachte ſehr ernſtlich darüber, daß es nicht auslöſchte, bis es ein groſes Feuer geworden war: denn ſie fand, daß die ganze Sache höchſt ſchicklich war. Dem allem ungeachtet ſchlich ſich doch nun allmälig ein kleiner Schelm von Schwärmer in ihrer Seele ein, der ſich an ihrem Feuer wärmte und nährte, und darüber zu einem dicken rothwangigten Jungen wurde. Unter dieſer Metaphre verſtehe ich ihren Hang, über Land zu ſtreichen, bald hier bald dort bei einem Bauern Milch zu eſſen, dieſe Art Menſchen zu ſtudiren, und öfters ſehr gute Leute zu finden, die ſie ſich dann zu Menſchen der Unſchuld im Paradies träumte, und allerhand mit ihnen anfieng, das ſie Aufklären hieß, und ich (nehmt mir nicht übel, empfindſame Geiſtergen!) ich nenne es den Kopf verrücken; ſogleich will ich ein Beiſpiel von ihr erzählen. Karoline endlich war auch an dem empfindſamen Maimorgen, wo ihre ganze Seele lauter Frühling war, von dem Liedgen, hernach von Dulemann ſelber, wie er da ſo ſtand im Wäldgen, umglänzt von der Frühlingsſonne und der jauchzenden Natur,

tur, dergeſtalt bezaubert worden, daß ſie ſich bei Waſſer und Brod, mit Dultmann ein Elyſium träumte. Dennoch wurde keins von dieſen Frauenzimmern unglücklich, ihre Seelen waren voller Unſchuld, voller Zutrauen zu Gott, voller Gebet um Bewahrung, darum lenkte er's auch ſo, daß ihr Gang für dem Straucheln bewahrt blieb; doch ich erzähle.

Daß Clementine oft Langeweile hatte, das läßt ſich leicht begreifen: denn der Zeitraum zwiſchen Verſpruch und Hochzeit kriecht doch ſchneckenmäßig herum, und wanns auch nur drei Tage wären. Dieſe Langeweile zu vertreiben, ſtrich ſie oft aufs Land, wie ich ſo eben geſagt habe.

Nachdem ihr Hans Jakob zu Utrecht wieder in Sicherheit war, ſo wurde ihr ganz wohl. Ihr Enthuſiaſmus ſtieg, und ſie glaubte, ſie könnte ihre Dankbarkeit gegen Gott nicht beſſer an den Tag legen, als durch Wohlthätigkeit gegen ſeine Menſchen. Ihr Bruder warnte ſie oft, und ſagte ihr, es ſei für ein Frauenzimmer gefährlich, ſich ſo unbeſchüzt in die freie Welt zu wagen; allein ſie lachte darüber und folgte nicht. Jezt, da ſie nun Karolinens Geſchichte mit Dulemann wuſte, brannte ſie für Verlangen, dieſen Mann zu kennen, und wenn ſie ihn edel fand, Barmherzigkeit an ihm zu erzeigen; ſie entſchloß ſich alſo nach Frauenbrück zu reiſen und ſich ein paar Tage dort aufzuhalten. An einem Morgen früh ließ ſie ihr ungeriſch Wägelgen anſpannen, zog ihr Amazonenkleid an, nahm ihren Stab in die Hand; und fort war ſie. Einige Tage hernach kam ein Bote und brachte folgenden Brief an Theodoren:

Frauenbrück ꝛc.

Du weiſt, Holde ſüſe Schweſter! daß ich meine Freude daran finde, wenn ich Dir meine ländlichen Reiſen beſchreiben kann; und ich weis, daß du dieſe Art Briefe von mir gern lieſeſt; ſo iſt uns alſo beiden geholfen. Ich fuhr am Mitwoch Morgen, mit aller nur möglichen Seelenruhe erfüllt, das herrliche Rheinauer Thal herauf; ich kann mir nichts ſchöners denken als einen Sommermorgen; kein Wölkgen trübte den Himmel, und von Südoſten her ſtrich mir ein angenehmer Wind durchs Haar und kühlte mir den Hals, denn ich hatte das Wägelchen zurückgeſchlagen. Der Weg geht gegen Mitternacht das Thal hinauf; rechter Hand gegen Morgen ſtreicht ein ſteiles waldigtes Gebirge fort, an deſſen hüglichten Fus bald Wald, bald Gebüſche, bald Feld und dann wieder ein Wieſenthälgen die angenehmſten Abwechſlungen machen. Langs dieſes Gebirges geht mehrentheils der Weg hin; zur Linken hat man die ſchönſten Wieſen, hin und wieder ein Dorf, deſſen Kirch- oder Kapellen-Spize aus einem Wäldgen von Obſtbäumen hervorgukt; das weſtliche Gebirge iſt flacher, und mehrentheils lauter Ackerland. Der

Vogelgeſang, die Betglocken hin und wieder, das Morgenlied des Ackermanns, das Horn des austreibenden Hirten, das Schellengeklingel ſeiner braunen ſcheckigten Heerden, das Rauſchen des nahen Bachs, das Geklapper der Mühlen, und endlich das einzelne Bellen hie und da eines zottigten Pommers, alles das zuſammen drunge ſo harmoniſch durch meine Seele, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinen Morgengeſang mit voller Kehle mit einzuſtimmen. Guter Gott! dachte ich, und ſagte es auch zu mir ſelbſt, warum ſizt man doch oft ſo unempfindlich gegen die Schönheiten der Natur zwiſchen den vier Wänden und hat Langeweile? ein ſolcher Morgen, wie der war, empört die ganze Seele zum Wonnegeſang, zum Gefühl, zur Erhebung über alles Irrdiſche zu Gott; ich ſage mit Fleis — empört — dies Wort ſchickt ſich zum Drang meines Herzens, den ich empfand. Nach und nach ſtieg die Sonne empor, und brannte ſo lebhaft auf mich, daß ich nun froh war, die Wagendecke wieder über mich ziehen zu können. Ueberall ſchlenderten nun die Mäher mit den Senſen auf der Schulter nach Haus, und die Mägdchen ſpreiteten lange Streifen gemäheten Graſes aus einander, noch an einem andern Orte lagen Mäher und Mägdchen im Schatten rund um ein ausgeſpreitetes Tuch, und langten wechſelsweis mit ihren hölzernen Löffeln in ein hohes braunes irdenes Töpfen nach dem warmen ſüßen Milchbrei, ich hörte ſie von ferne eſſen, ſo wohl ſchmeckte es ihnen: das machte mir auch Appetit. Wir fuhren in ein Dorf, wo ich dem Kutſcher ein Glas Branntewein gab, mir aber ein Schüſſelgen ſüßer Weckmilch geben lies, die mir trefflich ſchmeckte. Nun reiſten wir weiter, und um zwei Uhr Nachmittags kam ich hier in **Frauenbrück** an; ich kehrte im Wirthshauſe ein, und lies nun mein Fuhrwerk wieder zurück kehren. Sei ſo gut und ſchicke mir ihn den Montag wieder, damit ich wieder zu euch komme.

Nun will ich Dir auch erzählen, was ich ſeit den dreien Tagen, die ich hier bin, Gutes geſchaft habe. Nachdem ich zu Mittag geſpeiſt hatte, gieng ich im Dorfe herum ſpazieren und guckte ſo in die Häuſer hinein, wo ich vorbeigieng; allmählig kam ich ans Ende des Dorfs, wo es an die Wieſe und an den Bach ſtößt; an der Wieſe und am Bach ſteht ein kleines, aber wohlgeweiſtes ordentliches Häusgen, auf der einen Seite hat es einen ſchönen Baumhof, auf der andern ein Gärtgen, vorn iſt die Straſe, hinter dem Haus der rauſchende Bach, jenſeit demſelben die Wieſe, dann Felder, dann ein herrlicher ſchöner Maibuchenwald, über welchem in dieſer Jahreszeit die Sonne aufgeht. Vor der Thüre dieſes Häusgens ſaß eine junge, ſchöne, ſehr reinliche aber ärmlich gekleidete Frau, ſie ſchälte Kartoffeln, und an der Seite ſtund ein Knäbgen im bloſen Hemdgen, barfus, und um den ſchönen, runden, braunaugigten Kopf hiengen weiſe Locken. Ich weis nicht, wie es war, die ganze Gruppe da zog mich an: ich gieng bei die Frau, redete ſie freundlich an, der Knabe kam lächelnd und gab mir eine Patſchhand und hieng ſich an meinen Rock. Ich fragte nach den Umſtänden, und hörte bald, daß ſie eine Wittwe war, ihr Mann war ein Schneider geweſen, und ſie die einzige Tochter auch eines Schneiders. Vatter und Mutter waren lange tod, ſie hatte den Geſellen geheirathet, den Buben mit ihm gezeugt, und nun war er ſeit einem halben Jahre auch tod. Die Frau erzählte mir das alles ſo rührend, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte. Dies machte wieder Eindruck auf die Wittwe, ſo daß ſie noch mehr weinte, mir einen Stuhl holte, und mich bat, mich bei ſie zu ſezen. Ich fragte ſie, ob ſie denn ganz allein mit dem Kind in dem Haus wohnte? ſie antwortete ja, denn ſie hätte keine Magd nöthig, ſie könne ſie auch nicht bezahlen, ſie habe nichts, als das Haus, den Baumhof und das Gärtgen, aber auch keine Schulden, ſie nähre ſich mit Nähen, ſo daß ſie doch ordentlich mit ihrem Kinde leben könnte; ich fragte ſie, ob ſie noch ein reines hübſches Bett hätte? O ja! ſagte ſie. Ich wünſchte es zu ſehen, flugs ſprang ſie auf und erſuchte mich, mitzugehen, ich folgte ihr, und ſie führte mich auf ein niedliches kleines Stübgen, mit einem Tiſch, ein Paar Stühlen und einem guten Federbett mit grünen Vorhängen. Das Stübgen hat zwei kleine Fenſter, eins geht gegen Morgen nach dem Bach und der Wieſen zu, das andere aber iſt in der Wand nach dem Baumhof hin. Höre ſie, fieng ich an, es gefällt mir bei ihr, ich gehe oft gern meiner Geſundheit wegen, einige Tage aufs Land, und dann will ich zu ihr kommen und hier auf dieſem Kämmergen wohnen, ſo lange ich hier bin, ich werde ſie bezahlen, ſo daß ſie mit mir zufrieden ſeyn ſoll, und was das Eſſen betrifft, da helf ich ihr kochen und ſo eſſen wir mit einander, und was es koſtet, das bezahl ich. Die gute Frau freute ſich ſehr über dieſen Vorſchlag und war von Herzen damit zufrieden; flugs gieng ich hin ins Wirthshaus, holte mein Päckgen und zog bei die Wittwe. Sieh, Schweſtergen! da hauſe ich jezt; und würklich ſchreibe ich hier auf dem Kämmergen, auf dem ſchwarzgrauen eichenen Tiſch, und zu meiner Linken am Fenſter ſchwabbeln lauter Schatten von Aeſten und Blättern in der ſchönen Morgenſonne, gleich wird wohl meine **Maria** eine Schüſſel voll Milchſuppe bringen, wo wir uns dann alle drei recht ſatt frühſtücken wollen. Ich habe allerhand Plane mit dieſer Frau vor, denn ſie iſt ein braves liebes Weib, und in der That, ich muß und will ſie glücklich machen. Freilich ſie nährt ſich wohl, aber doch kümmerlich, und dann ſoll auch eine ſchöne junge Frau von 24 Jahren nicht ledig bleiben, wenn ſie anders glücklich heiſen ſoll. Nun genug von meiner **Maria**; aber jezt ſpiz die Ohren; ich kenne auch **Karolinens Dultmann** ſchon: ohne mich in ihn verliebt zu haben, muß ich aufrichtig geſtehen, daß ich nie einen edlern jungen Mann geſehen habe. Ehegeſtern wekte mich die Sonne, ſie ſchien ſchon um halb fünf ſo ſchön auf meinen grünen Vorhang, daß ich mir allen Schlaf aus den Augen wiſchte und aufſprang. Ich zog mich an, und weil **Maria** gerad unter mir ſchläft, ſo hört ſie allemal am Gehen, wenn ich aufſtehe; ſie kam im Augenblick herauf und fragte mich, wie ich geſchlafen hätte? ich antwortete, vortreflich! die erſte Nacht ſei mir ſo angenehm geweſen, daß ich ihrer, geliebts Gott! noch viele ſo zu zubringen hofte, **Maria** war ſehr vergnügt darüber. Ich ſtund am Fenſter, und ſchaute über die Wieſe hin, wie die Mäher das Gras mähten und die Mägdchen hinter ihnen her ſtreuten; nun iſt gegen die rechte Hand hin, eine groſe hölzerne Brücke über den Bach, auf derſelben ſpazierte ein wohlgewachſener Mann in einem Frack von Bibertuch hin und her und rauchte ein Pfeife Tobak, wie es ſchien, ſehr ruhig und zufrieden; ich fragte Maria, wer der Mann ſei? ſie antwortete: es ſei ein fremder Herr, welcher ſich ſeit einiger Zeit da im Dorfe aufgehalten hätte, niemand wüſte aber wo er her ſei, er ſei ein gar lieber braver Mann, alle Kinder im Dorfe hätten ihn lieb, weil er ihnen immer allerhand Gutes ſagte, u. ſ. w. Jezt merkte ich, wers ſei, heißt er nicht Dultmann? fragte ich; ia, antwortete ſie, ſo heißt er. Nun mit dem muß ich reden, fuhr ich fort, denn ich habe Beſtellung an ihn; ich zog mich geſchwind an, ſpazierte auch hinaus auf die Brücke zu, und that ſo, als wenn ich bei ihm vorbei ſpazieren wollte; doch gieng ich langſam und grüſte ihn freundlich, er antwortete mir mit Ehrfurcht. Ich lies mich mit ihm in ein Geſpräch ein, und fand, zu meinem Erſtaunen, einen erhabenen, vortreflichen, mit vielen Kenntniſſen und Religion verſehenen Geiſt an ihm. Kurz, **Dulemann** iſt ein ſehr ſeltener Mann, ſo wie ich noch wenige kenne; geſtern habe ich ihn wieder geſprochen und meine Hochachtung gegen ihn iſt noch um vieles geſtiegen, er muß beſondere Schickſale gehabt haben Ich kann aber nicht das Mindeſte aus ihm bringen; doch vermuthe ich nicht, daß er Fehltritte gemacht hat, denn ich merke an allen ſeinen Reden, daß er reines Herzens iſt. So viel ſchlieſe ich aus dem, was er mir geſagt hat, daß hohe Perſonen ihn zum Opfer der Politik gemacht haben müſſen. Von **Karolinen** haben wir auch geſprochen, denn ich war ſo offenherzig, daß ich ihm gleich ſagte, ich ſei des Kammerrath **Ehrenfrieds** Schweſter, er kennt den Bruder nur aus dem Gerüchte. Ich fragte ihn, ob er denn nicht Hofnung habe, noch glücklich zu werden? Keine andere als die, antwortete er: daß ich höchſtunſchuldig bin, und mich in allen Prüfungen feſt auf die Vorſehung verlaſſe, die wird nicht zugeben, daß ich die Talente, die ſie mir gegeben hat, vergraben ſoll, ich traue auf ſie, auch in den dunkelſten Stunden, und ich weiß, daß dies Vertrauen nicht unbelohnt bleibt. Er liebt **Karolinen** würklich recht ſehr, er hat ſich insgeheim nach ihr erkundiget und iſt mit ihr ſehr zufrieden, ich glaube gewiß, der Mann wird noch eine groſſe Rolle in der Welt ſpielen und unſer gutes Mägdchen noch recht glücklich machen.

Meine Maria wünſcht mich immer bei ſich zu haben. Mir iſts auch wohl hier, allein ſo viel ſpüre ich doch, daß das ſo ſehr geprieſene Landleben von ferne gröſere Reize hat, als in der Nähe: ich wünſche, doch bald wieder in deinen Armen zu ſeyn; hör! biſt Du denn nicht auch ein bisgen neugierig? möchteſt du denn deinen künftigen Schwager nicht kennen? Komm, hol mich am Montag ab, mein Bette iſt gros genug für uns beide. Ich küſſe Dich, meinen Bruder, und Karolinen im Geiſt, und bin ꝛc.

Wenn ſich ein Ding ſchicken ſoll, ſo muß ſich alles darnach einrichten. Den Samſtag Mittag bekam Theodore den Brief über Tiſch, ſie las ihn ihrem Bruder und Karolinen vor, und leztere hatte beſonders innige Freude darüber. Gleich nach Tiſch kam ein Kammerdiener von der Fürſtin, und lud die Kammerräthin ein, zu ihr zu kommen; das war nun eine Seelenfreude für ſie, denn ſie konnte wohl denken, daß es wieder auf eine innige Zuſammenkunft in der Einſiedelei angeſehen ſei. Sie gieng allſo hin, und ihre Vermuthung traf ein.

Als nun die beiden dort waren, und ſo nach gewohnter Weiſe vertraulich mit einander redeten, zog Theodore den Brief von Clementinen heraus und las ihn der Fürſtin vor. Dieſe vortreffliche Dame nahm vorzüglich an Dultmanns Schickſal Antheil, ſie hatte das Vermögen, dem Manne ſein Glück zu machen, und ſie brannte für Verlangen es zu thun. Theodore unterſtüzte dieſe Geſinnung aus allen Kräften, und daß ichs kurz mache, die beiden beſchloſſen, den Montag ganz incognito nach Frauenbrück zu fahren, Clementinen abzuholen, und zugleich zu ſehen, wie dem braven Dultmann zu helfen ſeyn möchte.

Den folgenden Montag Morgens früh verfügte ſich allſo Theodore an Hof, ſie fand ſchon eine vierſizige Kutſche mit vier Pferden angeſpannt und den Kutſcher auf dem Bock ſizen; ſie gieng hinauf zu der Fürſtin, welche noch eine Taſſe Chocolade trank, Theodore trank noch eine mit, und nun ſezten ſie ſich beide ein und fuhren fort, doch ritte ein Kourier, aber ohne Livree, vor dem Wagen her. Gegen Mittag kamen ſie zu Frauenbrück an, ſie lieſen den Kutſcher mit den Pferden im Wirthshaus, nahmen ein Mägdchen, das ihnen das Haus der *Maria* zeigen muſte, und wanderten nun Hand in Hand dahin. Die Fürſtin hatte ſich ganz ländlich angezogen, und kein Menſch dachte daran, daß es die Fürſtin ſei. So traten ſie in die arme Hütte der Wittwe hinein, auf die Stubenthüre zu. Theodore war voran, öfnete ſie und die Fürſtin folgte. Hier trafen ſie die *Maria* mit ihrem Buben auf dem Schoos, Clementine ſas gegen ihr über, beide hatten auf dem ländlichen, reinlich bedeckten Tiſch, ein Gericht wohlbereiteter Kartoffeln vor ſich, daneben ſtand noch eine hübſche bunte irdene Schüſſel voll ſüſſer Milch, ſteif voll Weck gebrockt, und dann goldgelbe Butter mit ſtarkriechendem Käſe und gutes Schwarzbrod dazu, ſie aſen ganz vergnügt zuſammen. So wie die beiden Damen zur Thüre hereintraten, erſchrack *Maria* und ſprang auf. **Clementine** erſtaunte über den Anblick der Fürſtin, doch ſie wurde auf franzöſiſch von ihrem Incognito unterrichtet und ihr befohlen, ſie wie ihres Gleichen zu behandeln. **Clementine** gehorchte. Jezt nahm die Fürſtin einen Stuhl und ſezte ſich an den Tiſch, **Theodore** und **Clementine** ſezten ſich auch, und alle fiengen an zu eſſen. **Maria** muſte ſich auch wieder ſezen, doch die war ſchüchtern, bis ſie mit überhäufter Freundlichkeit vertraulich gemacht wurde. Die Fürſtin koſtete erſt behutſam das ländliche Gericht, fand es aber ſo ſchmackhaft (denn **Clementine** hatte gekocht) daß ſie endlich herzhaft mitas. Nach dem Eſſen war die Rede von **Dultmann**, die Frauenzimmer wünſchten ihn bei ſich, und ſie erſuchten **Maria**, ihn zu rufen. Während ihrer Abweſenheit äuſerte **Clementine** ihr hohes Vergnügen über die Gnade der vortreflichſten Fürſtin. Weil **Clementine** eingezogen lebte und ſelten an Hof kam, ſo kannte ſie die Fürſtin nicht genug, jezt aber lernte ſie das edle Mägdchen recht kennen, und gewann ſie aus der Maſen lieb.

Nun kam **Dultmann**; ſo wie er in die Stube trat, ſahe man in dem Geſicht der Fürſtin das frohe Erſtaunen aus allen Zügen hervorleuchten. Wenn ſie mich kennen, Herr **Dultmann**, fieng die groſe Dame an, ſo verrathen ſie mich nicht. **Dultmann** ſtand und ſtarrte ſie an, ſo wie ein Menſch aus dem Traume erwacht und nicht weiß, ob er recht ſieht; endlich fuhr er zurück, ſchlug die Hände zuſammen, Gott im Himmel! rief er, ja ich kenne — ich kenne ſie! Nun dann, Herr **Heimburg**, fuhr die Fürſtin fort, ſo ſezen ſie ſich zu uns, denn in dieſem Augenblick hören ſie auf, **Dultmann** zu heiſen. Nun kannte ihn **Theodore** auch aus der Geſchichte der Fürſtin, auch **Clementine** hatte von **Theodore** ſo viel vernommen, daß ſie auch wuſte, wer er war. **Heimburg** ſezte ſich alſo ganz ſchüchtern herzu, während der Zeit wurde Kaſſee gemacht, denn Theodore hatte ihn mit dem Geräthe mitgebracht und Maria konnte ihn zubereiten. Als der Kaſſee getrunken war, ſo ſchlug Theodore einen Spaziergang vor, der auch von allen Seiten angenommen wurde.

Dieſe vier Perſonen ſpazierten alſo über die Brücke und über die Wieſe hin. Nun fieng die Fürſtin an: Sagen Sie mir doch erſt, Herr Heimburg, warum ſind Sie ſo ſchüchtern? das waren Sie ja ſonſt nicht, Sie hatten ſonſt ſo etwas Groſes an ſich, ſo daß Sie über allen Unterſchied des Standes ſich weggeſezt hatten, das erklären Sie mir zuerſt, und dann muß ich auch Ihre ganze Geſchichte wiſſen.

Verzeihen Sie mir, gnädigſte Frau! antwortete Heimburg, mir iſt in Ew. Durchlaucht Gegenwart nicht mehr ſowohl zu Muth, als ehemals, und dazu habe ich gegründete Urſachen. Die Fürſtin verſezte: dieſe Urſachen will ich wiſſen, Herr

Heimburg! reden Sie frei, ich habe für dieſe Frauenzimmer kein Geheimniß. Heimburg erwiederte: ſo will ich denn meine Geſchichte kurz erzählen: alsdann wird ſichs aufklären, warum ich ſo ſchüchtern in Dero Gegenwart bin.

Ew. Durchlaucht wiſſen, wie ungerecht ich ehemals bei den Hochſeligen Eltern in Verdacht kam, und wer die Urſache davon war. Mein Vatter fand für gut, daß ich mich entfernte, allein weil ich kein groſes Vermögen hatte, ſo war nun die Frage, wohin ich mich wenden und was ich anfangen ſollte. Nun hatte er einen Freund im Herzogthum C . . . der ehemals mit ihm ſtudiert hatte, und von dem er glaubte, daß er ein rechtſchaffener Mann ſei. Dieſer Freund war ein Beamter auf dem Lande, der ſehr viel Geſchäfte hatte und ſonſt ſehr reich war, er hies Vollenberg. Dieſer hatte kurz vorher an meinen Vatter geſchrieben: er möchte ihm doch einen geſchickten Mann ſchicken, der ihm in ſeinen Geſchäften an die Hand gienge: denn er habe ſehr viel mit Gerichtsſachen zu thun, zugleich habe er ein groſſes Rittergut, welches ſein Eigenthum ſei und das er ſelber betreiben möchte, und endlich ſei er auch noch vielen Edelleuten in ihren Sachen bedient, ſo daß er mit ein Paar Schreibern nicht auskommen könnte, ſondern er habe noch überdas eiGelehrten nöthig, dem er Sachen zur Ausarbeitung übertragen könnte. Nun hatte ich erſt Theologie ſtudiert, fand mich aber zum öffentlichen Vortrag ungeſchickt, und wandte mich daher zur Rechtsgelehrſamkeit, mithin glaubte mein Vatter, dieſe Stelle ſei gut für mich, weil ich mich da im Praktiſchen recht ausbilden, und nach und nach brauchbar machen könnte: wenigſtens ſahen wirs als eine Fügung Gottes an, die mich jezt bei dieſem mislichen Vorfall zu verſorgen ſchien. Mein Vatter ſchrieb allſo an Herrn Vollenberg, erzählte ihm mein Schickſal, und erſuchte ihn, mich, ſeinen Sohn, zu ſich zu nehmen. Vollenberg antwortete bald wieder, und freuete ſich über dieſen Antrag, er bat meinen Vatter, mich je eher je lieber zu ſchicken, vom Lohn und dergleichen wolle er gar nichts ſagen, ich ſollte mit ihm zufrieden ſeyn. Kurz, ich war froh, dankte Gott für dieſe Gelegenheit, und gieng. Mein Vatter gab mir beim Abſchied zehen Louisd'or mit auf den Weg, weinte und ſagte: geh mein Sohn! ich will dir keine Lehren mehr geben, du weiſt alles, was ich dir ſagen kann, ich bin mit dir zufrieden, du wirſt geſegnet ſeyn und bleiben; nur das muß ich noch ſagen: ſo viel ich vermuthe, ſtehen dir ſchwere Prüfungen bevor, denn du biſt zu etwas Groſem von Gott verſehen, und da liegen noch ſo einige Unarten, Steifſinn, Stolz und dergleichen in deiner Seele, die die ewige Güte durch Leiden noch wegbeizen muß, ehe ſie dich recht brauchen kan. Dieſe Worte drungen mir tief in meine Seele, ich werde ſie nie vergeſſen, beſonders da es die lezten ſind, die mein vortreflicher Vatter zu mir geſprochen hat: denn er iſt ſeit der Zeit geſtorben.

Nun reiſte ich fort, und kam nach ein Paar Tagen auf meinen neuen Poſten. Ich trat kaum zur Thüre hinein, ſo ſah ich ſchon mein Elend grünen: ich fand den Herrn Rath am Tiſche ſizen, die Frau Räthin an ſeiner Seite, darnach folgten ein Paar Töchter und ein Sohn, der etwa vierzehn Jahre alt war. Kein Menſch ſtund auf, als ich kam, alle ſahen mich an, und der Herr Rath ſagte: Er wird der junge Heimburg ſeyn? Zu dienen! antwortete ich, und ſtund da wie Butter an der Sonne, ich brachte ihm Empfehlungen von meinem Vatter. Ich danke! ich danke! antwortete er darauf. Die Räthin redete leiſe mit ihm. Ich verſtund aber wohl, wovon die Rede war. Die Frage war, zu entſcheiden, ob ich allein, oder da am Tiſche ſpeiſen ſollte? Lezteres wurde endlich zur Noth beſchloſſen, und darauf klingelte man. Es wurde Teller und Serviette gebracht, und auf Befehl mir ganz unten an den Tiſch geſtellt. Ich wurde nun durch einen Wink beordert, mich zu ſezen, ich ſchwieg, ſezte mich und aß, aber ich redete kein Wort, auſſer wenn man mich fragte, und das geſchah nicht viel. Während dem Eſſen machte ich meine Anmerkungen über mein künftiges Leben, und wurde recht innig traurig, ich wünſchte darauf, man möchte mir zeigen, wo ich ſchlafen ſollte, denn ich ſei müde. Eine Magd leuchtete mir zu Bette, ich bekam ein Zimmergen im dritten Stock, wo es weder warm, noch bequem war. Kurz, ich wurde wie die andern Schreiber behandelt, nur daß ich am Tiſche eſſen durfte.

Ich will Ew. Durchl. nicht mit einer weitläuftigen Erzählung aller Kleinigkeiten aufhalten. Ich wurde anfänglich auf alle nur mögliche Weiſe gemißbraucht; hundertmal war ich faſt entſchloſſen wegzugeben und Soldat zu werden: allein meines Vatters lezte Rede und ſein Segen war ſo tief in meine Seele gedrungen, und ich war von der Wahrheit ſeines Sazes ſo überzeugt, daß ich beſchloß, auszuhalten, es möchte auch koſten, was es wollte Ich fühlte tief in meiner Seele, daß meine Unarten, mein Stolz, den ich ſonſt für Ehrliebe gehalten hatte, mich auf immer unglücklich machen würden, wenn ich nicht durch viele Uebungen geprüft und geläutert und ſo zu allerhand Schickſalen, die auch dem Größten bevorſtehen, bereitet würde. Daher gab ich nie Widerworte, ich hielt alles aus, ich that alle Geſchäfte unverdroſſen, und alles, was ich that, war geſegnet. Dieſer Zuſtand dauerte ſo zwei Jahre fort; nun ſtarb mein Vatter. Jezt fieng **Vollenberg** an, andere Saiten aufzuſpannen, allmählig machte er mich zu ſeinem Vertrauten: gab mir mehr Lohn und behandelte mich edler, ich glaubte, meine ſchwerſte Prüfungszeit ſei nun vorbei: allein zu meinem gröſten Schrecken fand ſich ein Jahr ſpäter ein Umſtand, der mich in noch gröſere Leiden ſtürzte. Die älteſte Tochter meines Beamten war ein auſſerordentlich verſäumtes Mägdchen, ſo wie alle ſeine Kinder: ſie war ein gutes Geſchöpf, allein ganz ohne Erkänntnis und ohne Erziehung; dieſe hatte ſich mit einem Schreiber zu weit eingelaſſen, ſie wurde ſchwanger. Die Eltern entdeckten dies Unglück bald, und glaubten wegen dieſer Schande zu vergehen; aber die Maasregeln, welche ſie nahmen, waren eben ſo ſchimpflich. Einsmals an einem Nachmittag ſaſen die beiden Eltern zuſammen, ſie hatten ſich eingeſchloſſen, und hielten Rath mit einander. Gegen fünf Uhr wurde ich hinein gerufen, der Vatter war nun allein und hatte eine Flaſche Burgunderwein vor ſich ſtehen nebſt zweien Gläſern: er war gar freundlich, ſtund auf, nahm mich bei der Hand und führte mich neben ſich auf einen Stuhl. Herr

Heimburg, fieng er an, ſie ſind nun ſchon lange bei mir, ſie haben mir treu gedient, und nun möchte ich ſie auch gern glücklich machen, jezt bietet ſich eine Gelegenheit dazu dar; damit ſchenkte er mir Wein ein und erſuchte mich mit ihm zu trinken. So vertraulich war er noch nie geweſen, ich wunderte mich darüber, und glaubte faſt meine Leiden ſeien zu Ende, ich trank ein Gläsgen, weigerte mich aber mehr zu trinken, weil ich nie den Wein geliebt habe. So ſehr mich mein Beamter nöthigte, ſo wenig lies ich mich überreden, und da ich ſahe, daß er darüber betretten wurde, ſo wurde er mir mit ſeinen Glücksanträgen verdächtig, und ich fieng an, auf meiner Hut zu ſeyn. Doch wollte er ſeinen Plan nicht aufgeben, er fieng an von ſeiner Tochter und von ihrem Unglück zu reden, ja, ſagte er, wenn ſich jemand fände, der ſie heirathete, ich wollte ihm zwanzig Tauſend Gulden ſogleich baar voraus geben. Der Schreiber hatte ſich davon gemacht, ſo bald als die Schwangerſchaft ſich zeigte, der war allſo nicht mehr zu haben.

Jezt verſtund ich, was Vollenberg wollte, ich ſollte für Geld ſein Mägdchen ehrlich, und mich lebenslang unglücklich machen. Nun fühlte ich aber in meiner Seele nicht die mindeſte Pflicht, dieſen Antrag anzunehmen, im Gegentheil war es meine Pflicht, es nicht zu thun. Feierlich und ernſt fieng ich an, nachdem ich ihn ganz verſtanden und er mir den Antrag ganz deutlich gemacht hatte: Herr Vollenberg, ich bin der Sohn eines rechtſchaffenen Mannes, von gutem ehrlichen Herkommen, aber ohne Vermögen. Mein Vatter war nie zwanzig Tauſend Gulden reich, ich habe nichts als meine Kenntniſſe und ein gutes Gewiſſen vor Gott und Menſchen, und noch dazu einen guten ehrlichen Namen; dieſe meine Lage iſt mir lieber als jede andere in der Welt, und ich werde allen Fleis anwenden, daß ich ja keinen Schritt thue, der mich reuen könnte: eine Perſon zu heirathen, die ſchon einem andern ihr Herz geſchenkt hat, ja deſſen Frau ſie wirklich in den Augen Gottes iſt, das wäre eine ehebrecheriſche Sünde, dafür mich Gott bewahren wird; und überdem ſchicken wir uns auf keinerlei Weiſe zuſammen. Sparen ſie allſo alle nur mögliche Mühe, denn in dieſem Stück bin ich ganz unüberwindlich. Sie wiſſen, wie treulich ich ihnen gedienet habe, und daß ich niemals in billigen Dingen ihnen zuwider war, in ſolchem Fall aber bin ich ein Mann, der ſeine Würde kennt, und ſich auf die entfernteſte Weiſe nicht zu Niederträchtigkeiten verſteht, die alles Gold der Welt nicht adeln kan.

Vollenberg, der keinen Seelenadel kannte, und glaubte, es ſei alles mit Geld auszurichten, weil er noch keine Erfahrung vom Gegentheil hatte, gerieth in eine ſolche Schaam, daß er bis an die Ohren roth wurde: er wußte nicht, was er ſagen ſollte, denn er war beſtürzt und verwirrt, und auch nicht ſchlau genug, ſich ſogleich herauszuhelfen; er ſchwieg eine Weile, ſah vor ſich nieder, und ich ſchwieg auch. Endlich ſtund er auf und ſagte zornig, nun ſo will ich ſie auch nicht lange bitten, ich meinte es gut mit ihnen, jezt können ſie denn auch ſehen, wie es ihnen noch in der Welt gehen wird. Gut! antwortete ich: entlaſſen ſie mich nur dieſes mir widrigen Geſuchs, und erlauben ſie mir nur, meine Geſchäfte, wie bisher, ruhig fortzuſezen. Nun ſo gehen ſie denn an ihre Arbeit, ſezte er noch ſchnaubend hinzu, und ich ſtand auf und folgte ſeinem Befehl. Als ich in der Einſamkeit war, ſo machte ich meine Anmerkungen über meine Umſtände, ich wäre gern aus dieſem Dienſte gegangen, wenn ich hätte wiſſen an Brod zu kommen. In meinem Vaterlande wars unmöglich: denn dort hatte ich unſchuldiger Weiſe allen Kredit verloren, und anderwärts war auch keine Hofnung dazu, beſonders weil ich da auf dem Lande lag, und niemand etwas von mir wuſte; auch hütete ſich Vollenbergt gar ſehr, rühmlich von mir zu reden, oder mich zu empfehlen: denn er konnte mich herrlich brauchen, und er wuſte gar wohl, was er an mir hatte. Ich wuſte allſo nicht wohin, auch glaubte ich, es ſei meine Schuldigkeit, ſo lange auszuhalten, bis mir die Vorſehung einen Ausweg zeigen würde. Ich ſpürte nun auch die Wirkungen des Korbs, den ich meinem Herrn gegeben hatte, ich wurde nachläſſiger behandelt, wie vorher, und ich hatte ſehr vieles zu leiden. Aber der Schlag, der mich jezt erwartete, übertraf alle Leiden, die ich noch bis dahin erfahren hatte.

An einem Morgen kam ein Bedienter auf die Schreibſtube und rief mich ſchleunig zum Herrn Vollenbergt, mir ahndete nichts Gutes Ich gieng hin, und fand ihn, ſeine Frau und die ſchwangere Tochter beiſammen. Mit einer Miene, die Erſtaunen und Grimm anzeigte, redete er mich ſo an: Nun, du Erzheuchler! iſt denn doch deine Schande einmal an den Tag kommen, du haſt mein Kind geſchwängert, ſie überredet, die That auf den armen Schreiber zu wälzen, und den haſt du aus dem Wege gebracht und fortgeſchaft — O das iſt abſcheulich! abſcheulich! du ſtelleſt einen Chriſten, einen Mann von Ehre vor, lügſt alſo allen Menſchen ins Angeſicht. — Du haſt mein Haus geſchändet, jezt nimm auch die Schande wieder weg, oder du ſollſt dein Elend nicht überſehen können; das ſchwöre ich dir hier bei meinem grauen Kopf. Auch die Frau Räthin that noch ihr Scherflein dazu, indem ſie ſagte: Pfuy, Herr Heimburg! wie konnten ſie mein armes Kind ſo verführen, das hätte ich nimmermehr hinter ihnen geſucht, ich hätte Häuſer auf ſie gebaut, machen ſie nun auch ihre Sache wieder gut. Die Tochter ſaß während der Zeit da mit niedergeſchlagenem und dickgeweintem Geſicht.

ſicht. Und ich, ich war faſt wie Loths Weib über dieſer greulichen Bosheit zur Salzſäule geworden. Ich wußte nicht, was ich ſagen oder denken ſollte, mein Blut kochte; aber das half nichts, alle drei waren von meiner Unſchuld überzeugt, mithin half auch kein Entſchuldigen; doch wagte ich einen Verſuch. Ich trat dem Mägdchen unter die Augen, ſah ſie ſcharf an und fragte: Können Sie das, was Sie da gegen mich zeugen, auch vor dem Gericht Gottes behaupten? Können Sie in ihrer lezten Todesſtunde, die Sie leicht in kurzem überraſchen kan, können Sie da froh abſcheiden und ſagen: Heimburg iſt Vatter meines Kindes. Ich merkte, daß ſie blaß wurde und zitterte; und doch war die Ueberredung ihrer Eltern, vielleicht auch ein wichtiges Verſprechen oder Geſchenk von ihnen, und endlich auch das Verlangen, mich zu bekommen und dadurch ihre Ehre wieder zu erlangen, alles dies war zu ſtark und zu reizend für ſie,

ſie faßte ſich wieder, und ſagte mir kühn und keck unter die Augen: ich ſei der Mann, der ſie entehrt habe, und ich ſollte ſie jezt nun auch heirathen, oder ſie würde vor der Obrigkeit wider mich zeugen. Ja, fiel der Alte wieder ein, zum Eid laſſen wir es nicht kommen, denn ich weiß wohl, daß ein Mann von eurem Schlag ſich wenig aus einem Eide macht, und da wäre mein armes Kind verlohren. Nein, ſo gehts nicht, geſtehen ſie mir im Augenblick, daß ſie Vatter von der Leibesfrucht meiner Tochter ſind. Herr Vollenberg! fieng ich an, Sie haben ihren Plan ſehr weislich und pfiffig ausgedacht, wie's aber nun mit der Ausführung gehen wird, das muß die Zeit lehren; ich kan freilich meine Unſchuld nicht beweiſen, ich bin zu ſchwach gegen Sie und muß alſo die Schande tragen; aber das ſchwöre ich Ihnen vor Gott dem Allmächtigen, unter deſſen Gewalt wir alle ſtehen, daß ich Ihre Tochter in Ewigkeit nicht heirathe, und daß mich keine Gewalt zwingen wird, mich mit einer Perſon zu verbinden, die frech genug iſt, ſo etwas zu behaupten. Dies ſagte ich mit einer ſolchen Freudigkeit, daß ſie alle drei die Augen niederſchlugen, und vielleicht in dem Augenblick empfanden, daß der Glanz der Wahrheit gegen alle Gewalt unüberwindlich ſei.

Gehen ſie denn an ihre Arbeit, fuhr er fort, und hüten ſie ſich, daß ſie mir keine fernere Schwierigkeiten machen, ich werde ſie wohl lehren, was ſie thun ſollen, und wenn ſie noch hundert Eide ſchwüren.

In dieſer Lage empfand ich oft eine unausſprechliche Angſt, ich wuſte mir nicht zu rathen und zu helfen, weglaufen durfte ich nicht, ich konnte aber auch nicht, denn ich wurde Tag und Nacht ſtreng bewacht. Doch das war ſehr unnöthig, durch mein Weglaufen hätte ich mich ja eben ſo verdächtig gemacht, als der entwichene Schreiber, meine Ehre erforderte allſo, in dieſem Ofen des Elends auszuhalten und alles zu erwarten. Dieſer traurige Zuſtand dauerte etliche Tage, als auf einmal an einem Morgen früh ein Lärm entſtand, die älteſte Mamſell ſei fort, die Eltern kamen faſt betäubt aus ihrem Schlafzimmer und lamentirten. Sogleich wurden reitende Boten überall ausgeſandt, um ſie wieder einzuholen, und ich mußte mich vor den Augen des Hausgeſindes ſchändlich ausſchelten laſſen, daß ich Schuld an allem ſei, ich hätte ſie geſchwängert, nur läugnete ich die That, darum ſei nun das arme Kind deſperat geworden und fortgelaufen, ja ich hätte den armen Schreiber auch durch meine Liſt unglücklich gemacht und in Verdacht gebracht u. ſ. w. Da ich nun wuſte, daß hier keine Wiederlegung half, ſo ſchwieg ich ſtill und trug meine Schmach geduldig. Indeſſen bethete ich beſtändig zu Gott und flehete ihn an, um Hülfe und Beiſtand in dieſen groſen Nöthen.

Was ich ſechs Wochen lang durch

Schmähworte und allerhand Behandlungen erfahren habe, das läßt ſich nicht genung ſagen; oft fehlte es nicht viel, daß ich nicht nach C . . . wäre ausgeliefert worden, denn ich erfuhr insgeheim von einem getreuen und braven Schreiber, der mir geneigt war und meine Unſchuld wohl einſah, daß ich allenthalben mit äuſerſtem Abſcheu genannt, und meiner nur mit Fluch und Vermaledeiung gedacht würde.

Endlich gefiel es Gott, mich aus meiner Noth wunderbar zu erretten, er iſt gerecht, und hilft, wenn das Elend am gröſten iſt, ja er weis Auswege, wo kein Menſch einen ausdenken kan. Unſere ſchwangere Jungfer war heimlich zu einem benachbarten katholiſchen Geiſtlichen geflohen, dem hatte ſie entdeckt, daß ſie wünſche, katholiſch und in ein Kloſter aufgenommen zu werden. Dieſer hatte ſie auf eine ſichere Art nach Kölln ins Urſulinerkloſter geſchickt, wo ſie auch willig aufgenommen worden. Indeſſen hatte das gute

Kind meinetwegen ſchwere Gewiſſensangſt, ſie entdeckte ſich der Vorſteherin, und begehrte, daß mir möchte geholfen werden: es wurden zu dem Ende zween rechtſchaffene Geiſtliche, zween bürgerliche Zeugen, und ein Notarius gefordert, welche ein Inſtrument entwarfen, in welchem die Schwangere die ganze Geſchichte mit dem Schreiber, hernach auch das Unrecht, welches mir ihre Eltern angethan und wie ſie ſie beredet hätten, mich für den Thäter anzugeben, erzählte. Dies Inſtrument wurde abgeſchrieben, das Original nebſt einem Schreiben von dem Beichtvatter der Schwangeren an die Landesregierung zu C... abgeſchickt, mir aber ſchrieb auch dieſer Geiſtliche, und legte mir eine Copie von obigem Inſtrument bei. Ich empfieng dieſen Brief mit tiefer Demüthigung vor Gott. Mein Herr Vollenberg wuſte noch von allem nichts, ich ſtund bei mir an, ob ich ihm etwas ſagen ſollte; allein ich fand endlich für gut, zu ſchweigen und den Ausgang der Sachen Gott zu überlaſſen; es dauerte nun nicht lange, ſo erfolgte dieſer Ausgang. Herr Vollenberg bekam einen Befehl von der Regierung, nach C . . . zu kommen und mich mitzubringen. Wenn man kein gutes Gewiſſen hat, ſo ängſtet man ſich leicht, ihm ahndete nichts Gutes, er ſpannte gelinde Saiten auf, fieng an demüthig mit mir zu reden, er zog mich nun wieder an ſeine Tafel, erwies mir alle erſinnliche Freundſchaft, auch ſeine Frau war aus der Maſen betrübt. Sie geſtunden mir nun freiwillig, daß ſie, um die Ehre ihrer Tochter zu retten, und ſie durch mich glücklich zu machen, alle dieſe Künſte angewendet hätten, und nun baten ſie mich, wenn etwa dieſe Sache nach der Strenge unterſucht würde und es nun auf mich ankäme, daß ich ſie doch nicht unglücklich machen möchte. Ich antwortete ihnen, wenn es auf mich ankommen würde, ſo verziehe ich ihnen von Herzen, beſonders weil ich wohl erkannte, daß mir alle Leiden, die ich bei ihnen erduldet hätte, ſehr heilſam geweſen wären.

Nun erſcholl das Gerücht überall, daß die ſchwangere Jungfer Vollenberg nach Kölln geflüchtet und Katholiſch geworden, zugleich auch, daß ich unſchuldig ſei; ſogar vergröſſerte das Gerücht noch vieles in der Sache, meine Ehre wurde unter dem gemeinen Volk aufs Beſte gerettet, hingegen der Rath Vollenberg und ſeine Frau verflucht und verwünſcht. Endlich erſchien der Tag unſerer Abreiſe nach C... Nie habe ich einen Menſchen zaghafter geſehen als meinen Beamten, es fehlte nicht viel daran, daß er ſich Galgen und Rad vorſtellte, er verlies ſeine Leute zu Haus in einer Art von Verzweiflung und reiſte mit mir fort. Wir muſten beide vor der Regierung erſcheinen, dort wurde ihm das Köllniſche Inſtrument von Wort zu Wort vorgeleſen, ihm darauf eine vollkommene Caſſation angedeutet, und ich wurde gefragt, was ich zur Genugthuung von ihm verlangte? ich antwortete: eine vollkommene Erklärung meiner Unſchuld ſei alles, was ich verlange, nichts anders wäre im Stande, mir meine Ehre zu erſezen, daher wollte ich nichts mehr, als daß Herr Vollenberg hier in Gegenwart des hohen Regierungskollegiums bekenne, daß alles, was in dem Inſtrument enthalten, die Wahrheit, und ich vollkommen unſchuldig ſei. Das böſe Gewiſſen dieſes Mannes hatte ihn ſo betäubt, daß er an kein Läugnen dachte: denn der Präſident fehlte wirklich darin, daß er den Beamten caſſirte, ohne ſeine Verantwortung zu hören, es iſt aber bekannt, wie hizig er in Ausübung der Gerechtigkeit iſt. Hätte ſich Vollenberg auf die Hinterbeine geſtellt, ſo hätte er dem Präſidenten etwas können zu ſchaffen machen; aber das that er nicht, er vergoß Thränen, geſtand alles, bat ſeinen Landesherrn, das ganze hohe Regierungskollegium, und mich um Vergebung, und dankte für die gnädige Strafe. Wir reiſten allſo zurück, und da Vollenberg ein reicher Mann iſt, ſo geht ihm weiter nichts ab, als die Ehre, ein rechtſchaffener Mann geblieben zu ſeyn. Ich ſuchte in C . . . Dienſte, fand aber nicht nur alle Stellen beſezt, ſondern auch noch ſo viele Expectanten, daß ich mirs vergehen lies, ferner in C . . . zu warten. Indeſſen hatte mich Herr Vollenberg verlaſſen, und ich glaubte, er ſei ſchon wieder nach Hauſe, allein den Abend kam ein Mann mit einem Röllgen von 100 alten Louisd'or nebſt folgendem verſiegelten Billet.

„Ich weis, mein lieber Herr Heimburg! „daß Sie nicht länger bei mir bleiben können und allſo andere Dienſte ſuchen müſſen; ich weis auch, daß Sie „kein Geld zum Erſaz ihrer Ehre annehmen, in dieſer Rückſicht ſchicke ich Ihnen auch beigehendes Päckgen nicht, ſondern da Sie durch mich auſſer Dienſt „und allſo auch auſſer Brod geſezt ſind, ſo „erachte ichs meine Schuldigkeit zu ſeyn,

„Ihnen dadurch ſo lange Unterhaltung zu „verſchaffen, bis Sie wieder verſorgt ſind. „Wenn Sie es gutwillig annehmen, ſo „iſt mein Gewiſſen wegen Ihrer beruhigt, „darum erſuche ich ſie ernſtlich, Ihre Ehrliebe nicht zu weit zu treiben, und dieſen Ihren rückſtändigen wohlverdienten „Lohn von mir anzunehmen. Ich verbleibe ohne Aufhören Ihr

bereitwilliger
Vollenberg.

Dieſe edle Handlung rührte mich ſo, daß ich Thränen vergoß und dem guten Mann von Grund meiner Seele alles verziehe. Der Ueberbringer wartete noch, ich wollte mit ihm gehen, um Vollenberg meine Dankbarkeit zu bezeugen, aber er war ſchon fort; ich ſchrieb ihm allſo recht höflich, und dankte ihm aufs verbindlichſte für ſeine Güte. Nun nahm ich mir vor, an den Sch...n Hof zu gehen, weil da ein Bekannter von mir in Dienſten ſtund, ich ſchrieb ihm von E . . . aus, und bekam Antwort, daß ich ihm willkommen ſeyn und er mich verſorgen würde. Ich machte mich allſo auf den Weg und kam hier in dies Dorf, wo ich über Nacht bleiben muſte. Nun traf ſichs, daß juſt ein Sch . . r Rath hier war, ein Mann, der allgemein für einen rechtſchaffenen und groſen Gelehrten bekannt iſt; dieſem ſagte ich, daß ich auf Anrathen des Herrn . . . . Willens ſei, an ſeinen Hof zu reiſen; allein dieſer Herr erzählte mir ſo viel von meinem vermeintlichen Freund, von ſeiner Lage und von der Beſchaffenheit des Hofes ſelbſten, daß mir alle Luſt vergieng, dorthin zu reiſen; ich hielte das für einen Wink der Vorſehung und blieb allſo hier, um zu erwarten, was ſie denn nun ferner über mich verhängen würde. Ich habe mich hier bei hübſchen Bauersleuten eingemiethet und gehe bei dem Pfarrer in die Koſt, dem ich Koſtgeld bezahle. Ew. Durchlaucht verzeihen meine langweilige Erzählung. Dafür danke ich Ihnen, antwortete die Fürſtin, und jezt haben alſo Ihre bisherigen Prüfungen ein Ende. Sie ſind durch mich unglücklich geworden, durch mich ſollen Sie nun auch deſto glücklicher werden, ich habe dem Fürſten ſchon oft unſere Geſchichte erzählt, er wünſchte immer ihren Aufenthalt zu wiſſen, um Ihnen helfen zu können. Faſſen ſie alſo Muth, Sie fahren morgen mit uns in meinem Wagen nach Rheinau, bleiben einige Tage bei dem Kammerrath Ehrenfried, mitlerweile wird ſo für ſie geſorgt werden, daß Sie zufrieden und getröſtet ſeyn können.

Während dieſem Geſpräche waren die Spazierenden immer vorwärts gegangen, und Theodore hatte ſtillſchweigend und mit Fleis den Gang auf den Blumenhof zu geleitet, ſo daß ſie da dieſe herrliche paradieſiſche Wohnung vor ſich ſahen, als Dultmann oder nunmehr Heimburg ſeine Erzählung geendiget hatte. Die Fürſtin ſtuzte und fragte, wo ſind wir? Zu Haus, Ihro Durchlaucht! antwortete Theodore, das iſt unſer Gut, wo der alte ehrwürdige Oſterfeld Verwalter iſt und wo ſich mein Vatter jezt aufhält. Jezt erkannte ſich auch erſt Clementine, denn ſie war ja ſchon ehemals als Bauernmägdchen da gewesen. Der Fürſtin war dieſer Spaziergang und Ueberraſchung gar recht, ſie drückte Theodoren die Hand und ſagte: ich danke dir Mägdchen, daß du mich daher geführet haſt. Heimburg konnte nicht ablaſſen, Thränen über ſein Glück zu vergieſen, er küßte der Fürſtin die Hand mit innigſter Rührung, und verſprach, ſein ganzes Leben und alle ſeine Kräfte zum Beſten eines ſo vortreflichen Fürſtenpaares zu verwenden.

Dietrich von der Linden war eben vom Handel zurück gekommen, denn ſeinen Kornhandel ſezte er noch immer fort. Er hatte ſich ſo eben ausgezogen, ſtund nun an ſeinem Fenſter und ſchauete ſo fürbaß die Wieſe herab, und rauchte ſeine Pfeife Knaſter, als er da drei vornehme Frauenzimmer und einen Herrn kommen ſah: noch kannte er keine, nach und nach aber bemerkte er ſeine Tochter, dann **Clementinen**, die andern beiden aber kannte er nicht. Denk, Frau! fieng er an, da kommt meine Tochter Kammerräthin und Jungfer **Clementine** und noch ein Weibsbild, die kenne ich aber noch nicht; die vornehmen Leute haben aber viele Freunde, es mag wohl ſo eine von den Koſtgängern ſeyn, es geht alles ſeinen Gang, und der Kerl da iſt doch wohl nicht gar mein **Hans Jakob**, oder er müſte ſich verändert haben, nein, er iſts nicht, jezt ſeh' ichs. Die Frau von der Linden machte ſich nun etwas flink und eilte geſchwind mit ihrem Mann heraus, um die Freunde zu empfangen. **Oſterfeld** hatte ſie auch bemerkt, der war ſchon in ſeinem Schlafrock und weiſen baumwollenen Kappe etwas weiter voraus; aber er ſtund da am Baum, hielt die Kappe in der Hand und war erſtaunt. **Dietrich** hielt die Pfeife in der Hand und guckte den Oſterfeld mit aufgeſperrtem Maule an. Jezt waren die Frauenzimmer da, Dietrich eilte auf ſeine Tochter zu, um ſie zu bewillkommen, fuhr aber wieder zurück und ſtellte ſich, die Kappe und Pfeiſe in der Hand, neben Herr Oſterfeld, und die Frau von der Linden ſtellte ſich hinter die Männer und faltete die Hände vor dem Bauch. Die Fürſtin konnte ſich des lauten Lachens nicht enthalten. Theodore, Clementine und Heimburg muſten ebenfalls herzlich lachen, denn die drei ſtunden da wie Knaben vor dem Schulmeiſter, doch ermannte ſich Oſterfeld am erſten, es war ihm nichts ungewohntes mit fürſtlichen Perſonen umzugehen, nur war ihm dieſe Ueberraſchung allzu unbegreiflich und unerwartet, er trat allſo hervor und ſagte: Gnädigſte Frau! wir werden Verzeihung erhalten, daß wir ſo unbereitet vor Ew. Hochfürſtl. Durchl. erſcheinen, denn wir wuſten von dieſer auſſerordentlichen Gnade nichts

nichts und durften ſie uns auch nicht träumen laſſen. Welcher iſt denn dein Vatter, Kammerräthin! fragte die Fürſtin? Theodore umarmte und küßte ihn, und mit Thränen ſagte ſie: ſehen Ew. Durchlaucht den ehrlichen Mann hier in Gnaden an, deſſen Tochter ſo unermeßlich glücklich iſt, der beſten Fürſtin zu gefallen. Die Fürſtin trat vor den Alten hin, lächelte ihn an und ſagte: Ich danke ihm, mein Freund! daß er mir eine ſo herzensliebe Theodore gezeugt hat, ich danke ihm herzlich, wenn es ihm Freude macht, daß ich ſeine Tochter liebe, ſo freue er ſich nun ſo ſehr er kan, und weis er was, heut dieſe Nacht wollen wir bei ihm herbergen, ſeine Frau und meine Theodore, und meine Clementine und und — ich — wollen uns ſelber kochen. Niemals hatte Dietrich mit einer Fürſtin geredet, er hatte auch gar keinen Begriff davon, daß ihn eine Fürſtin beſuchen oder mit ihm reden könnte. Er verſtummte, ſagte kein

Wort, aber die Freudenthränen lieſen ihm die Wangen herab, endlich fieng er an: Nun ſei doch Gott im Himmel gelobt, daß ich einmal meine Landesmutter beherbergen ſoll, ich Eſel wollte meine Kinder nicht vornehm haben, ja — da gehts doch ſeinen Gang, Gott ſei Dank, daß ſie vornehm geworden, da ſchaffen ſie mir nun die Freude, die nicht auszuſprechen iſt. Ach Mägdchen! er weinte laut und fiel Theodoren um den Hals, o goldiges Mägdchen! Gott lohne dir, wie machſt du deinen armen Vatter ſo glücklich! — Ja ich bin reich; aber könnte ich jezt mein halbes Vermögen in das verwandeln, was meiner Fürſtin das beſte Vergnügen macht, ich thäts bei Gott. Dieſe Worte trieben der Fürſtin die hellen Thränen aus den Augen, ſie drückte ihm die Hand und ſagte: Vatter! kommt mit uns ins Haus, ich will euch ſagen, was uns Freude macht.

Die Fürſtin, Theodore, Clementine und Heimburg giengen nun ins Haus.

Oſterfeld, ders verſtunde mit vornehmen Leuten umzugehen, erhub ſich ſelbſt zur Würde eines Haushofmeiſters, Dietrich aber wollte Kaſſirer ſeyn: denn die Ehre, ſeine Fürſtin auf ſeine Koſten zu bewirthen, wollte er ſich nicht nehmen laſſen; er nahm daher Theodoren und Oſterfeld allein, und bat ſie, alles zu fordern, was zum Wohlſtand gehörte, damit er ſich nicht ſchämen dürfte. Dieſe Bitte wurde ihm ohne Anſtand gewähret.

Ein ſchöner Sommerabend auf einem einſamen Bauernhof, und beſonders auf dem paradieſiſchen **Blumenhof**, iſt für gefühlvolle Seelen etwas herzerhebendes. Die heilige Stille der Natur, die Fülle ihrer Reichthümer, Sonne, Himmel, Erde, die reinere Luft, alles das zuſammen genommen, würkt unwiderſtehlich auf ein der Empfindung des Schönen und Guten offen ſtehendes Herz, und ſtimmt es zur Harmonie mit der ewigen Liebe und Güte. Der Stadtbewohner, und beſonders der Hofmann iſt an Kunſt, an Gewühl der Menſchen, an Form ohne Weſen gewöhnt, und hier kenne ich meine Leute. Hat der Hof- und Stadtton, der dort gewöhnliche Würkungskreis, in einem menſchlichen Geiſt das Bürgerrecht erlangt, wirds einem im Genuß der freien Natur weh, hat er dort Langeweile, nun ſo gehe er immerhin wieder in ſeinen Stadtzirkel; lange wird der Leidende vor ſeinen Augen herumſtöhnen und ſeufzen, ohne ein Tröpflein Kühlendes auf ſeine lechzende Zunge von ihm zu bekommen.

Dieſer Abend war vorzüglich ſchön. Das Zimmer, in welchem die Fürſtin mit ihren Freundinnen logierte, hatte alle ſeine Fenſter gegen Morgen, unter demſelben war der ländliche Garten, dann eine groſe Flur mit Rübſaat, die juſt in ihrer prachtvollen gelben Blüthe ſtund, dahinter lag eine breite Wieſe mit einem ſtarken ſilberhellen Bach, voller Forellen, an welchem jezt gerad etliche Knechte auf und ab giengen, um auf die Abendtafel etliche zum Blauſieden zu fangen. Dann ſtieg im Goldglanz der untergehenden Sonne eine mäßige Waldſeite in die Höhe, über welcher ein graues mit Gold verbrämtes Wolkengebirge ruhte. Theodore und Clementine ſtanden am Fenſter, die Fürſtin mitten zwiſchen ihnen, und ſchloß in jeden Arm eine ihrer Freundinnen; alle drei ergözten ſich an der herrlichen Ausſicht, heilige Stille ruhte über ihren Seelen, und ihre Worte waren einzelne Ausbrüche des Wohlgefallens; gerne hätte die Fürſtin nach der Wieſe hin und den Wald hinauf gewandert, wenn nicht ihr müder Fuß der Ruhe bedurft hätte. Indeſſen ſtieg der Schatten den Berg hinauf, und Kühlung wehte von Morgen her.

Indeſſen hielt ſich Heimburg bei Oſterfeld auf, ihre Gemüther und ähnlicher Beruf ſtimmten ſie zur Harmonie der Geiſter, ſie veranſtalteten alles zuſammen, und waren die erſte Viertelſtunde Freunde.

Als es nun anfieng dämmernd zu werden, ſo ſchlich ein alter, mehr als ſechzigjähriger Mann herzu, er hatte einen alten zerriſſenen braunen Rock an, ſein Silberhaar guckte an verſchiedenen Orten durch den verblichenen durchlöcherten Hut, und hieng verworren um ſeinen hageren verfallenen Kopf, ſein Bart, der nur ſehr ſelten konnte geſchoren werden, weil ſeine Heller ſo weit nicht reichten, ſtund halb Fingers lang um den Kinn, und an ſeiner Seite hieng ein leinener beſchmuzter Brodſack. Kümmerlich und gebückt ſtund er an der Thür, und hielt zaghaft, abſchlägiger Antwort gewohnt, um eine Nachtherberge an. Oſterfeld war nicht gewohnt, einen ſolchen Gegenſtand des Mitleidens abzuweiſen, Dietrich eben ſo wenig, ſie ſtunden beide an der Thür als er kam, und ſagten ihm die Herberge zu. Nun trat der arme Alte mühſelig herein, Dietrich holte ihm einen Stuhl und ſezte ihn an die Thür in die angenehme Abendluft. Während der Zeit gefiel es der Fürſtin im Baumhof herumzuwandeln, ſie gieng in Begleitung ihrer Freundinnen herunter, und fand den Bettelmann an der Thüre ſizen. Ein ſolcher Anblick durchdrung ihr Herz deſto heftiger, da ſie deſſen weniger gewohnt war; ſie ſtellte ſich vor ihn, der gute Alte kannte ſie nicht, doch bewog ihn ihr vornehmes Anſehn aufzuſtehn und ſeinen Hut abzuziehn. Lieber Alter! fieng die Fürſtin an, ſezt euch, ihr ſeid müde, die Tage müſſen euch ſauer werden, ſezt euch! indeſſen griff ſie in den Sack, um ihm ein Allmoſen zu geben, auch die beiden andern Frauenzimmer ſuchten Geld für ihn. Ey, fieng *Clementine* an, ich laß mir ſo gern die armen Leute ihre Lebensgeſchichte erzählen, es liegt immer ſo viel Lehrreiches darinnen, wollen wir den armen Mann nicht bitten, daß er uns die ſeinige erzählt? Mir iſts recht, ſagte die Fürſtin, da wirds was zu weinen geben. **Zeimburg**, der nicht weit davon ſtund, holte Stühle für die Damen, und die beiden Alten ſtellten ſich nun nebſt ihm in einiger Entfernung hinter ſie. Nun guter Alter! ſagte Theodore, erzählt uns doch euere Lebensgeſchichte, es muß euch wunderlich um den Kopf gegangen ſeyn. Der Alte, welcher gebückt ſas, richtete mit Würde ſein Haupt auf, ſchaute um ſich, und ſagte in ſchönem Deutſch, und mit gewohnter Zunge: meine Lebensgeſchichte gehört für die Ewigkeit — dort wo mein Geiſt ein entrolltes Buch ſeyn wird, da wird jeder Selige in demſelben erſtaunliche Wunder der Vorſehung leſen.

Alle Zuhörer guckten ſich an, die Worte ſchienen ihnen ein hohes Orakel zu ſeyn, Der Ton und die Würde womit der Mann ſprach, machte ſie etwas ſonderbares ahnden, beſonders Heimburg wurde blaß von Schrecken und Verwunderung, die Stimme und der Ton, der Accent und alles kam ihm bekannt vor, doch konnte er ſich auf nichts beſinnen. Die Fürſtin war aber nun noch neugieriger geworden; ſie antwortete: warum ſoll euer Lebenslauf erſt in der Ewigkeit bekannt werden, warum nicht ſchon hier? Ihr könntet vielleicht durch die Erzählung uns erbauen, und euch euer Elend lindern. Mein Leben, verſezte der Alte, war glänzender, als Sie mich da ſehen, ich war von jeher gerecht und ſuchte mich eines frommen chriſtlichen Wandels zu befleiſſigen, und doch verdiene ich mein jeziges Elend, ich wills dulden, willig tragen, und mich auf jene Welt freuen. Jezt ſtürzte Heimburg herzu, bückte ſich über den Alten hin, und rief: ich beſchwöre euch bei Gottes Barmherzigkeit Alter! ſagt mir, wer ihr ſeid. Gott ſei mir gnädig! ſchrie der arme Mann, das iſt ja mein Sohn leibhaftig, wer hat dich von den Toden zurückgerufen? Ja, ja, ſtöhnte Heimburg mit ſeelzagenden Seufzern, ich bin Hofrath Heimburgs Sohn, aber mein Geiſt fährt mir aus, über Ihr Elend; auch ich glaubte Sie tod. Gütiger Gott! welch Schickſal über uns, jezt hiengen beide zuſammen und weinten ſtumm. Die Fürſtin und beide Frauenzimmer waren erſtarrt über dieſen Zufall, nach und nach verwandelte ſich ihre Verwunderung ebenfalls in Thränen. Während der Zeit war der Ausfluß der Zärtlichkeit in den Herzen des Vatters und Sohns verbrauſt, der junge Heimburg riß ſich los, und in dem Kummer über ſeines Vatters Zuſtand ſprung er herum, wuſte ſich nicht zu laſſen, kam endlich und kniete vor der Fürſtin nieder, küßte ihr die Hand mit Thränen und ſagte: Ach, gnädigſte Frau! (hier fuhr der Hofrath auf) erbarmen Sie ſich über meinen Vatter! Das will ich, Heimburg! rief die vortreffliche Dame, das will ich, nicht ohne Urſache hat die Vorſehung den würdigen Bettler daher geführt. Der Hofrath erkannte nun erſt die Fürſtin. Ihro Durchlaucht! fieng er an: ich will keine Gnade, verlange keine, zum Theil habe

Univ. Bibl.
München

ich mir dieſen mühſeligen Stand ſelber gewählt, aus einer Urſache, die ich Ew. Durchlaucht erzählen will, wenn Sie's gnädigſt erlauben wollen. Der Sohn rief, faſt tobend, Gott! nur erſt aus den Bettlerskleidern! erſt aus dem thränenwürdigſten Elend! und dann erzählen Sie! — Der Hofrath ſtund mit Würde da; Sohn! fieng er an: ob den rechtſchaffenen Mann, den Chriſten, Lumpen oder Sammet decken, das benimmt ihm, das giebt ihm nichts, ich bin ein Rechtsgelehrter, ich weiß, daß **Chriſtus** Erlöſer der Menſchen iſt, aber ich muß reſtituiren, ſo viel ich kann, ich habe eine Familie unglücklich gemacht, nicht mit Willen aber durch Nachläſigkeit, Gott! Gott! deren wir Rechtsgelehrten uns ſo oft ſchuldig machen, ich brachte die arme Familie an den Bettelſtab, ich erfuhrs, verkaufte alles was ich hatte, erſezte, aber es reichte lange nicht zu, noch ſind ſie im Kummer, ich kan nichts mehr in der Welt beſizen, bis die armen Leute ganz erſezt haben, was ihnen durch meine Verſäumnis verlohren gegangen iſt; gebt mir Kleider, gebt mir Brod! ſogleich werde ich mich den vorſichtigſten Luchsaugen entſchleichen, Kleid und Brod dem Greis bringen, der durch meine Schuld darnach lechzt.

Was für Empfindungen dies ſeltene Beiſpiel der Gerechtigkeit in den Gemüthern der Zuhörer hervorbrachte, das läſt ſich mit keiner Feder beſchreiben. Die Fürſtin ſprang auf, gieng herum, ſchlug die Hände zuſammen, gütiger Gott! rief ſie, das geht einem durch Mark und Bein. Aber Herr Hofrath! jezt muß ich die ganze Geſchichte haarklein wiſſen, es ahndet mir, daß ſie ihre Bettlerskleider nicht ausziehen werden, bis auf andre Art geholfen iſt, wir wollen ſehen, wie wir das können, laſt uns alle wieder ſizen, ſezen ſie ſich auch Herr Hofrath! und nun erbitte ich mirs zur Freundſchaft, daß ſie uns umſtändlich erzählen, wie ſie in diß

Umſtände gerathen ſind. Der alte Heimburg antwortete: Ich geſtehe aufrichtig, Ew. Durchlaucht legen mir ein ſchweres, und faſt nicht zu erfüllendes Gebot auf; allein ich gehorche — ich gehorche um ſo viel lieber, da ich weiß daß die Erzählung, einen Entſchluß in mir rege macht, der meine Reſtitution vergröſern kann. Ich war Hofrath, und in Dienſten an dem Regierungskollegio Dero hochſeligen Herrn Vatters. Von der Zeit an, als ich in Jena die Lizenz in der Rechtsgelehrtheit erlangt hatte, ſtund mir immer die Wichtigkeit meiner Pflichten vor Augen, ich glaubte ein Rechtsgelehrter müße ein eben ſo tugendhafter, eingezogener Mann ſeyn, als ein rechtſchaffener und würdiger Theologe: denn dieſer verwaltet die Geheimniſſe, die Gott durch ſein Wort an die Menſchen offenbaret hat, und lehrt ſie; der Rechtsgelehrte aber erklärt die Geſeze, die eben der Gott durch die Vernunft und die geſezgebende Gewalt den Menſchen gegeben hat. Beide ſind alſo Amtsverwandten, beide ſchuldig, durch ein nüchternes, tugendhaftes Leben andern zum Beiſpiel zu dienen, und ihnen ein untadelhaftes Muſter der Nachfolge zu ſeyn. Soll der Theologe die Moral Jeſu Chriſti beleben, und ſein würdiger Nachfolger ſeyn, ſo muß der Juriſt auch durch die Erfüllung des groſen Spruchs: **Alles was ihr wollt das euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen,** als dem Grundſaz des Naturrechts, getreue Folge leiſten. Ich trat meine Dienſte an dem Hof Höchſtdero Herrn Vatters an, ich heirathete, zeugte gegenwärtigen Sohn, und kurz darauf ſtarb mir meine Frau. Ich muß geſtehen, die Verfaſſung des Hofes, die Ew. Durchlaucht wohl wiſſen, die Pietiſten alle, welche da verſammlet waren, und der Hofprediger ſelber, verurſachten einen ſo ängſtlichen und gewiſſenhaften Ton, welcher faſt alle Bedienten einnahm, daß man ſich über viele unnöthige Kleinigkeiten die gröſten Gewiſſensſcrupel machte; hingegen oft wichtige Sachen leichtſinnig und gewiſſenlos genug verſäumte. Dieſe Geſinnung hatte auf mein ohnehin ängſtliches Gemüth eine noch ängſtlichere Würkung, ich ſuchte nun noch mehr die ſtrengſte Gerechtigkeit zu erfüllen, und aus allzuzartem Gefühl des Rechts oft weiter zu gehen, als es die Gerechtigkeit erfordert. Der Tod meiner ſeligen Frauen trug noch vieles dazu bei: denn da ſie ſehr fromm war, ſo war mein einziger Wunſch mich in der Ewigkeit wieder mit ihr zu vereinigen: nun glaubte ich, ich könnte nicht ſelig werden, wenn ich nicht in allen Stücken die gröſte Treue und den gröſten Gehorſam gegen die Gebote Gottes ausübte. Ich geſtehe, daß das Verlangen, zu meiner Frau zu kommen, um ſehr vieles meinen herzlichen Wunſch, ſelig zu werden, vergröſerte. Indeſſen hatte ich doch keinen Umgang mit unſern Pietiſten am Hof, denn ſie thaten vieles, das mir nicht gefiel.

Ich erzog meinen Sohn ſo gut ich konnte, lies ihn ſtudiren, und ich fand zu meinem Vergnügen, daß er ein rechtſchaffener guter Menſch wurde. So lebte ich lange Jahre ruhig fort, Ew. Durchlaucht wiſſen wie ich mich aufgeführt habe. Nun giengen die bekannten Veränderungen im Vatterlande vor, und mein Sohn war abweſend. In der Zeit war ein wichtiger Rechtsſtreit bei der Regierung anhängig. Ein armer Bauer beſas ein hübſches Gut von ſeinen Eltern und Voreltern in Erbpacht, es gehörte einer reichen Abtei, welche, ohne recht nachzuſehen, ob der Bauer das Gut in einem Erb- oder Temporalbeſtand hätte, daſſelbe an einen reichen Landwirth verkaufte; als nun dieſer Käufer das Gut in Beſiz nehmen wollte, ſo ſagte der Beſizer, er habe es in Erbpfacht; der Käufer behauptete, er müſſe den Erbpfachtskontrakt vorzeigen, das konnte aber der arme Bauer nicht, er konnte nur beweiſen, daß ſeines Urgrosvatters Vatter ſchon auf dem Gut gewohnt, und ſeine Familie von daher bis auf ihn, das Gut vor eine und die nämliche jährliche Abgabe beſeſſen habe. Dieſer Prozeß hatte viele Jahre gedauert, der arme Bauer hatte viele Koſten darauf verwendet, eine Menge Schulden gemacht, und war am Erde doch noch nicht einen Schritt weiter gekommen als im Anfang. Endlich wurde ich Referent in der Sache, und ich geſtehe, daß mir damals allerhand Umſtände in den Weg kamen, so daß ich mit unglaublichem Leichtſinn darüber weghüpfte. Man iſt oft in einer Gemüthslage, wo man die Folgen nicht ſo genau bedenkt, nicht alles ſo haargenau abwiegt, kurz ich eilte davon, um, wie ich dachte, dem alten Quark ein Ende zu machen. Noch war der Erbpfachtskontrakt nicht beigebracht, ich entſchied zu Gunſten des Käufers, der griff zu, der arme Bauer war matt, er hatte nichts mehr zu prozeſſen, die Schuldner machten ſich nun auch herbei, verkauften dem armen Mann alles, und ſo muſte er von der Wohnung ſeiner Vätter ganz leer abziehen und in die weite Welt wandern. Er iſt alt und grau, hat noch eine junge Frau, ein Häufgen kleiner Kinder, die kann er nicht erziehen, ſie betteln, die Frau arbeitet im Taglohn, und ſo ernähren ſie den Alten kümmerlich, er weint dem Tag der Rache entgegen, und wehe mir dann! Hier ſtieg die Beklemmung des Herzens dem guten Hofrath bis in die Kehle, er verſtummte, und ächzte. Beruhigen ſie ſich, ſagte die Fürſtin, wir wollen den Mann mit ſeiner Familie glücklich machen, wir wollen alles gut machen, erzählen ſie nur weiter. Der Hofrath wurde durch dies Verſprechen der Fürſtin nicht beruhigt, wie man hätte denken ſollen, und wie ſie ſelber vermuthete; wehmüthig fuhr er fort:

Ich hörte das Schickſal des armen Bauern, noch ſchlug mich mein Gewiſſen nicht, mein Herz pochte nicht in meiner

Bruſt, ich empfand das Elend des Mannes tief; aber ich empfand es nur als eine nothwendige Folge der Gerechtigkeit, durch welche Gott oftmals ſeine Kinder züchtiget, nach und nach dachte ich gar nicht mehr daran. Nicht lange nachher traf mich das Schickſal zum Theil ſelber: Unſer Kammerdirektor, der unter der Larve der Heuchelei, in welcher er Mücken ſäugte und Kameele verſchlung, ein Spizbube war, hatte von jeher ſich die verworrene Haushaltung des Hofs zu Nuze gemacht, und bei dem Anfang der kaiſerlichen Kommiſſion ein Kapital von acht tauſend Thaler aus dem Landesfond unterſchlagen, man murmelte hin und wieder davon, aber niemand durfte ſich an einen Mann wagen, der bei der Kommiſſion alles galt, er traktirte ſie, wurde traktirt, und ob er gleich auſer Würkſamkeit geſezt wurde, ſo geſchah das doch nur zum Scheine, im Grund dirigirte er alles, unter dem Vorwand, er ſei des Landes kundig. Ich muſte vieles leiden: denn jeder ſahe mich für einen gefährlichen Mann an, der auf alles Acht hätte, und aus dem Weg geräumt werden müſte. Nun kam ich ohngefehr über gewiſſe Rechnungen, aus welchem die Betrügereien des Kammerdirektors augenſcheinlich erwieſen werden konnten. Ein gewiſſer Kammerrath, der auch ehrlich dachte, kam zu mir, brachte ſie mir, und bat mich um Beiſtand. Wir griffen die Sache klug an, und doch ſcheiterten wir, man machte Gegeneinwendungen, hörte uns nicht, mit einem Worte, man machte uns zu Schanden. Nun kam die Reihe an mich: ich war nicht lange vorher noch bei der Regierung des hochſeligen Fürſten in einer wichtigen Kommiſſion auf dem Lande wegen einem Rittergut gebraucht worden, das die Regierung, wegen verſäumter Lehnspflichten, einziehen wollte; ich half der armen adelichen Familie nach Recht und Billigkeit, daß ſie's behielt. Damals blieb die Sache ſo, jezt aber ſuchte man ſie hervor, machte mir den Prozeß und eine Rechnung, daß mein bisgen Habſeligkeit nicht zureichte, ich wurde entſezt, verjagt, und ich behielt nichts als ein Kleid auf dem Leibe, und einen Stab in der Hand, und damit mein Unglück vollkommen würde, ſo bekam ich einen ſchwarzverſiegelten Brief vom Herrn Vollenberg, meinem alten Freund, mein Sohn ſei an einem hizigen Fieber geſtorben: jezt da er noch lebt, begreife ich gar wohl, warum man das gethan hat. Vollenberg hat ſich beſtechen laſſen, und mir die Nachricht zugeſchrieben, damit ich meinen Sohn nicht um Hülfe anflehen, und zu ihm eilen möchte.

Nein, fiel ihm der junge **Zeimburg** in die Rede, ich glaube vielmehr, es war um Sie nur zu kränken, ich erhielt auch die Nachricht von Ihrem Tod um die nämliche Zeit, man hat nur aus Rache uns unglücklich machen wollen. Und doch, fuhr der Hofrath fort, müſſen noch andere Abſichten darunter geſteckt haben, die wir aber nicht mehr unterſuchen wollen. Dies ſchlug mich vollends nieder, betäubt, und faſt meiner Sinnen beraubt, taumelte ich nun in meinem Alter fort in die weite Welt, ohne zu wiſſen, wohin ich gieng. Kam ich des Abends in ein Dörfgen, war ich hungrig, müde und matt, nur ein Paar Gulden hatte ich bei mir; jezt drang mich mein Bedürfnis Obdach zu ſuchen, und meinen Hunger zu ſtillen. Indem ich ſo durch die Straſe forttaumelte, ſo kam ich vor eine armſelige Hütte, ich fand da einen alten grauen Mann, dem der Kummer tiefe Trauerfurchen ins Geſicht gegraben hatte. Der Mann kam mir bekannt vor, ich grüßte ihn, fragte ihn, wo ich herbergen könnte? er antwortete: hier im Dorfe iſt kein Wirthshaus. Ich fuhr fort: lieber Alter! es ſcheint mir, ihr habt viel in der Welt gelitten, ich auch; ich will bei euch bleiben, ihr habt wohl etwas Stroh in eurem Haus, ich will euch bezahlen was ich verzehre. Der Alte antwortete, wenn ſie verlieb nehmen wollen, ſie ſcheinen mir aber einer ſolchen Herberge nicht gewohnt zu ſeyn. Kurz, wir wurden einig, ich blieb da, die Frau brachte mir einen Stuhl und ich ſezte mich bei den Alten: er fieng an, mir ſeine Geſchichte zu erzählen: gütiger Gott! wie erſchrak ich, er war der Tillmann Groß, der durch meine Schuld ehmals von ſeinem vätterlichen Erbe war vertrieben worden, ich ſahe, wie er die ſchweren trüben Blicke zum Himmel wie eine Centnerlaſt emporhob, wie er allen ſeinen Kummer auf mich wälzte, ohne zu wiſſen, daß ichs ſelber war. Währendder Zeit, daß er erzählte, wars mir, als einem Wanderer im Hagelgewitter, Bliz auf Bliz, Schlag auf Schlag traf mein armes Herz, ich fand Hölle um mich her, nur fehlten noch die drohenden Geſtalten alle, mit ihren grinzenden Larvengeſichtern, ich ſtaunte, verſtummte. Der Alte erzählte fort, wollte ſeinen Kummer in mein Herz ausleeren, er thats auch; aber ohne Troſt zu erlangen, ich ſchwieg bis er ausgeredet hatte. Nun ſtund ich auf, taumelte vor ihn hin, faſte ihn an der Hand und ſagte: **Tillmann!** hier ſeht ihr den Mann, den Hofrath **Heimburg**, der euch ins Unglück geſtürzt hat, ich hab keine Geſchenke genommen, vor Geld habe ichs nicht gethan: aber ich bekenne vor Gott und euch, ich gieng zu leichtſinnig drüber weg, jezt kann ich euch nicht mehr helfen, hätte ich noch Vermögen, all gäbe ichs euch, hälf euch und litte ſelber Hunger; aber ich habe nichts mehr, bin ſo arm als ihr, verzeiht mir um Gottes Barmherzigkeit willen, ich will gehen, betteln und ſo meine Sünde büſen, für euch beten, daß euch Gott noch glücklich machen möge. Der Alte hub ſich mühſam auf, legte ſeine dürre Rechte an ſeine Kappe, wollte reden, that den Mund auf, ſtammelte, konnte aber nicht; ich ergrif ihn am Arm, Halt! rief ich, nur den leidenvollen Graukopf vor mir nicht entblößt! ich bin ein armer Sünder und bitte nur euch, ehrwürdiger — durch Leiden ehrwürdiger Vatter! um Vergebung. Jezt ermannte ſich Tillmann, ſtark ſtund er da, er ſagte nämlich: laſſen ſie mich denn doch meine Kappe abziehn — wills ja vor unſerm Herr Gott thun. — Sehen ſie! gedacht hab ich als oft, unſer Herr Gott wolle es doch dem Mann zu erkennen geben, der Schuld an meinem Unglück iſt: aber wahrhaftig und Gott! geflucht habe ich ihm nie, und nun habe ich ſo viel vom Herrn Hofrath gehört, er ſollte ein ſo braver Mann ſeyn, da dacht ich nun nicht dran, daß er mich ins Unglück geſtürzt hätte. Sehen ſie, Herr Hofrath! da verzeih ich ihm von Grund meiner Seelen, für mich ſoll er wahr und wahrhaftig nicht betteln, hätt ich ſelber was, ich theilts doch mit ihm, wenn einem ein Fehler reuet, ſo verzeiht einem unſer Herr Gott, warum ich nicht? Habs wohl mit meinen Sünden verdient, ich armer Sünder.

Weiter konnt ich ihn nicht reden laſſen; ſchleunig ſchlich ich um die Eck herum, wanderte fort aus dem Dorf in ſtiller Nacht; die feurige Kohlen brannten mir auf dem Kopf, ich ruhte nicht bis ich in einem dunkeln Gebüſch mich verkroch, und, ungeachtet meines Hungers und Durſtes, einſchlief. Nach Mitternacht erwachte ich, ich befand mich etwas ruhiger im Gemüth, der Mond neigte ſich zum Untergang, und nun beſchloß ich meine Kleider für Bettlerskleider zu vertauſchen, und ſo umher, mein Brod heiſchend, für meine Sünden zu büſen, am Mondſchein ſchlenderte ich auf ein einſames Bauernhaus zu, das dort vor mir lag. Dort erreichte ich meinen Zweck, und ſeit der Zeit gehe ich herum, ſuche mein Brod an den Thüren, und mir iſt wohl dabei.

Alle Anweſenden vergoſſen Thränen über die Erzählung des würdigen Mannes, nur er war ruhig. Oſterfeld ſuchte ihm ſeine melancholiſche Grille auszureden, beſonders da doch ſeinem Tillmann Groß durch eine ſolche enthuſiaſtiſche Lebensart nicht gedient wäre; allein er lies ſichs nicht ausreden, er behauptete, Tillmann müſte durch ihn völlig reſtituirt werden, eher dürfte ers nicht beſſer haben, als jener, da nun dazu kein Rath mehr wäre, ſo ſei auch keine Hofnung für ihn, vor ſeinem Ende noch aus ſeinem Elend zu kommen.

Die Fürſtin gab ſich auch alle Mühe, ihn zu überreden, ſie erbot ſich, aus ihrer Schatulle den Bauern zu verſorgen, und auch ihm wieder aufzuhelfen. Der Hofrath dankte aufs gerührteſte, verbat ſich aber ernſtlich dieſe Gnade: denn er behauptete, er ſelbſt müſſe den Bauern aus eigenen Mitteln wieder in ſeinen vorigen Stand verſezen, ſo erfordere es die Gerechtigkeit.

Nun ſahe ein jeder ein, daß er die Sache zu weit trieb; wir wollen weiter nicht davon reden, fuhr die Fürſtin fort, jezt ſollen ſie ſich dieſe Nacht nur einmal erquicken, morgen wollen wir dann ſehen; nehmen ſie ſich des würdigen Mannes an, Freunde! und ſie, Herr **Heimburg**, tröſten ſie ihren Vatter.

Dieſer ſonderbare Vorfall beſchäftigte die Herzen aller, die auf dem Blumenhof verſammelt waren. Die **Fürſtin**, **Theodore** und **Clementine** ſpeiſten zuſammen oben auf dem Zimmer, **Oſterfeld**, **Dietrich**, **Heimburg** und der alte Hofrath unten, mit groſer Mühe brachte man ihn dahin, daß er mitſpeiſte; aber ſeine Bettlerskleider legte er nicht ab, ob ihn gleich ſein Sohn mit Thränen darum bat. Die Fürſtin überlegte nun mit ihren Freundinnen einen Plan, der fähig wäre, den Hofrath von ſeiner Grille abzubringen; allein ſie konnten nichts erdenken, wobei ihnen nicht einleuchtete, daß es der Hofrath nach ſeiner Seelenlage nicht annehmen könne.

Sie lieſen den jungen Heimburg kommen, dieſer hatte ſich nun mit ſeinem Vater genauer unterredet und ſein Herz ausgekundſchaftet, er trat mit äuſerſter Bekümmernis und roth geweinten Augen ins Zimmer, die Fürſtin fragte ihn, was er wohl dächte, wie ſeinem armen Vater zu helfen wäre, es möchte auch koſten was es wolle? Heimburg antwortete, er habe alle Mittel angewendet, und die Reſtitution ſelbſt übernommen, ſich erboten, dem Bauern das Gut wieder zu ſchaffen, und ihm ſeine bisherige Leiden zu vergüten. Aber darauf hatte der Hofrath verſezt: du haſt nichts mein Sohn! du kannſt nichts erſezen, und wenn dir Ihro Durchlaucht die Fürſtin ſo viel Geld geben als nöthig iſt, ſo erſezt ſie, aber du nicht, ich nicht, mithin iſts mir unnüz. Von dem Gedanken lies ſich der Hofrath nicht abbringen. Der Sohn hatte dagegen geantwortet: dadurch wird aber doch dem Bauern geholfen, er wird verſorgt. —

Nun ja, erwiederte der Hofrath, und doch bleibt auch in dem Fall meine Sünde was ſie iſt, ſie bleibt gethan, ich kann ſie nicht ungethan machen. Könnte ich aber durch meinen Fleis ſo viel verdienen, beſäs ich ſo viel, daß Tillmann entſchädigt würde, alsdann wär der Gerechtigkeit ein Genügen geſchehen. Kannſt du, mein Sohn! durch die Gnade der Fürſtin dem Bauern helfen, wohl! das beruhigt mein Herz; aber dann bin ich noch eben der Schuldner wie vorher; kann ichs der Fürſtin nicht wieder geben, weil ſie's nicht annehmen würde, ſo bin ichs den Armen ſchuldig. Das Verdienſt des Erlöſers hat ferner der Sohn ſeinem Vatter vorgehalten, aber auch das half nicht: denn der Hofrath behauptete, daß dies Verdienſt niemand zu gut kommen könnte, bis er nach Möglichkeit die Reſtitution zu bewerkſtelligen geſucht habe, wo es hernach an Kräften fehle, da erſeze **Chriſtus**.

Das alles erzählte der junge **Heimburg** mit gröſter Herzenswehmuth; es war alſo keine Auskunft zu finden, die Fürſtin beſchloß endlich ihn mit Gewalt mitzunehmen, dem Bauern Erſaz zu thun, und ſo hofte ſie, er werde ſich nach und nach von ſeiner betrübten Seelenlage loswinden. So verfloß der Abend, den ſich alle ſo ſüß geträumt hatten, ſehr traurig, niemand konnte die Nacht über ruhen, ſo ſehr waren alle Gemüther mit Kummer erfüllt.

Des Morgens fand ſich der Hofrath nirgend mehr, man hatte ihm auf einem Kämmergen ein Bett zurecht gemacht, aber er hatte ſich nicht hineingelegt, ſondern war in der Stille wieder fort gewandert. Sein Sohn war über das Schickſal ſeines Vatters untröſtlich, man konnte ihn kaum halten, denn er wollte fort und ſeinen armen Vatter ſuchen. Endlich brauchte die Fürſtin Ernſt, ſie befahl ihm, bei dem Verluſt ihrer Gnade, bei ihr zu bleiben, ſie wollte Leute genug ſchicken, um den Hofrath zu ſuchen. Was iſt ihrem Vatter damit geholfen, ſagte die herrliche Dame, wenn ſie nun da herumſtreichen, und endlich eben ſo ihr Herz überſpannen, wie der würdige Mann, der in ſeinen Bettlerskleidern mehr Gröſe beſizt, als ich je von einem Menſchen gehört habe; bei dem allem aber doch im Grunde verrückt iſt: denn wenn ers nicht wäre, ſo würde er alle Mittel ergreifen, welche ihm angeboten werden, um ſich und den Bauern, der eigentlich die Urſache ſeines Unglücks iſt, glücklich zu machen. Ich will hier nicht unterſuchen, ob die Fürſtin ganz recht hatte, wenn ſie ſagte, der Hofrath ſei verückt; mehrere werden ihn mit ihr dafür halten, ich will nicht urtheilen. Geſegnet ſei die Aſche dieſes redlichen Mannes! der gewiß nicht ins Gericht kommen wird, weil er zu genau wog; er that der Sache zu viel, es iſt wahr, aber ſein Fehler wird ihm zur Gerechtigkeit gerechnet werden. Der junge Heimburg folgte der Fürſtin, beſonders als ſie ihm vorſtellte, daß ſie alles dazu beitragen und nicht ruhen wollte, bis ſein edler Vatter gerettet wäre.

Oſterfeld hatte den Wagen der Fürſtin den vorigen Abend noch von Frauenbrück nach dem Blumenhof kommen laſſen; der Hofrath hatte alle Gemüther ſo beſchäftiget, daß alle Plane, welche Theodore auf dem Blumenhofe auszuführen gedachte, zu nichts wurden. Um aber doch einiger maſen ein Namensgedächtnis dieſes Tages zu ſtiften, ſo hielte ſie bei der Fürſtin an, ſie möchte ſich doch gefallen laſſen, dieſen Tag noch da zu bleiben, und um ſie ehender dazu zu bewegen, ſo ſchlug ſie vor: man möchte die benachbarten Bauernſöhne aufbieten, daß ſie umherſtreifen und den Hofrath aufſuchen möchten: wenn ſie nun den Tag noch da blieben, ſo hätte man vielleicht noch heute das Vergnügen, den armen Alten wieder zu ſehen. Sie bediente ſich dieſes Mittels der Ueberredung darum, weilen ſie wuſte, daß das Herz der Fürſtin, mit der Sache, die gegenwärtig Eindruck auf ſie machte, nur allein ſich ſo lang beſchäftigte, bis ihr Wunſch berichtiget, oder im Fall der Unmöglichkeit, beruhigt war. Die Fürſtin lies ſich auch leicht bereden, man ſandte aus, brachte, nebſt den Blumenhofer Knechten, in Zeit von einer Stunde zehn junge Männer zuſammen, welche ſich rund umher vertheilen, und die Gegend auf drei Stunden durchſtreiſen muſten; ſie hatten Befehl, den armen Mann, den man ihnen genau beſchrieb, auch gegen ſeinen Willen nach dem Blumenhof zu bringen, im Fall er ſich widerſezen und nicht gutwillig mitgehen wollte.

Nachdem dies nun alles eingerichtet war, ſo wurde jedes in ſo fern beruhigt; ſelbſt Heimburg heiterte ſich wieder auf. Dietrich dachte wieder drauf, wie er die vornehmen Gäſte heute bewirthen möchte, Oſterfeld leiſtete ihm Geſellſchaft; doch beſchäftigte ſich ſein Geiſt mehr mit der

Kur des alten Hofraths, er wollte ihn auch zu ſich nehmen, und ihm ſeine alte Tage verſüſen helfen.

Die Fürſtin aber verlangte den jungen Heimburg in ihre Geſellſchaft, um ſich mit ihm, theils wegen ſeiner zukünftigen Verſorgung, theils auch wegen der neuen Angelegenheit ſeines Vatters, zu unterreden. Sehr vieles wurde da gewünſcht, verabredet, in Plane gebracht und beſchloſſen, das hernach durch die Leitung der Vorſehung weit anders und viel beſſer gieng, als mans ſich nur hatte vorſtellen können.

Nachdem des Mittags die Tafel aufgehoben worden, ſo fieng Theodore an: mein Vatter iſt ein reicher Mann und ſo voller Freude, daß er jezt zu etwas recht Guten fähig wäre. Was glauben Ew. Durchlaucht, wäre es nicht ſchön, wenn wir dieſen ländlichen Beſuch durch eine nüzliche Anſtalt verewigten? Mein Vatter ſoll zwei Tauſend Gulden auszahlen, ich zahle auch zwei Tauſend, und gebe hier auf dem Blumenhof Plaz zu Haus und Garten her. Wollen wir nicht ein kleines Waiſenhaus anlegen, und dem alten Oſterfeld die ganze Einrichtung übertragen? Das würde ſo ſeine Seelenfreude ſeyn, wenn er noch vor ſeinem Ende eine ſolche Sache könnte ausführen helfen.

Die Fürſtin heiterte ſich bei dieſem Vorſchlag ganz auf, ſie umarmte Theodoren und ſagte: ich gebe gleich vier Tauſend dazu her, laſt uns gleich die beiden Alten heraufkommen und mit ihnen reden. Theodore rief ſie. Indeſſen ſtand Clementine am Fenſter, in ihren Augen zitterten Thränen, ſie ſchwieg und ſchaute durchs Fenſter über die Fluren hin. Die Fürſtin bemerkte das, ſie lief bei ſie, drückte ihr die Hand und ſagte: was fehlt ihnen, meine Clementine? Ach, Ihro Durchlaucht! antwortete ſie: es thut mir ſo leid, daß ich an der Stiftung keinen Antheil nehmen kann, ich habe noch kein Vermögen in Händen. Geben ſie ſich zufrieden, erwiederte die Fürſtin, vielleicht ſind ihnen noch gröſere Freuden von der Art aufbewahrt. Jezt traten Oſterfeld, Dietrich und Theodore zur Thüre herein, und nun fieng leztere an: nicht wahr, Vatter! ihr freut euch recht über dieſen Tag? Ja wohl! antwortete Dietrich, es geht alles ſeinen Gang, wies Gott in ſeinem heiligen Rath beſchloſſen hat, ich hätte mirs mein Lebtag nicht vorgeſtellt, daß ich noch ſo viel Freude an meinem Goldmägdchen haben würde: da darf ich ſo nicht recht reden, wie ich gerne wollte, weil die gnädigſte Landesmutter bei mir iſt. Ja, wenn ichs nur ſo recht ausdrücken könnte, wie mirs ums Herz iſt (die Thränen drungen ihm in die Augen) Seht, ich habe die gnädigſte Fürſtin ſo lieb und weis nicht, wie ich mich dabei anſtellen ſoll, daß ſie's ſo recht gewahr wird, wies in meinen Herzen iſt, ſagt mirs doch, Theodore! — Dieſe bat die Fürſtin, ſie möchte ihm doch erlauben, daß er ihr die Hand küſſen dürfte.

Nein! nein! rief Dietrich, laß mich da weg, es geht alles ſeinen Gang, ich ſollte mit meinem Bart die Hand berühren, ich weis ja nicht, wie man das macht. Die Fürſtin ſtand, Thränen der Zärtlichkeit floſſen auf ihre Wangen, ſie fühlte den Himmel ganz, den eine würdige nicht erniedrigende Herablaſſung der Landesherrſchaft genieſen läſt. In dieſem Wonnegefühl lief ſie auf den alten Greis zu, ſchloß ihn in die Arme und küſte ihn auf beide Wangen. Dieſer ſonderbare Ausfluß des Herzens machte alle Anweſende beſtürzt und alle Augen voller Thränen. Dietrich ſank halb ohnmächtig auf die Knie, mit naſſem Auge blickte er in die Höhe, breitete ſeine Arme aus, Herr! rief er ſchluchzend, Herr! nun rufe deinen Diener zu Grabe, wann du willſt, da habe ich einen Vorgeſchmack des Himmels gehabt. Theodore fiel ihm ſo knieend um den Hals, küſte ihn zärtlich und weinte faſt laut; nun hub ſie ihn auf, und ſagte: Ihro Durchlaucht, es weht ein Geiſt um uns her, wie er zu unſerm Vorhaben ſich ſchickt; im Angeſicht der reinen Geiſter, die jezt mit himmliſchen Blicken ſich an unſerer Seligkeit weiden, gelobe und ſchenke ich zwei Tauſend Gulden nebſt einem Plaz zu Haus, Hof und Garten hier auf dem Blumenhofe zur Errichtung eines Waiſenhauſes für wahre arme elternloſe Kinder; und ich, ſezte die Fürſtin hinzu, ſchenke zu eben dem Zweck vier tauſend Gulden. Jezt ſtund Dietrich da und horchte. Theodore trat vor ihn, nicht wahr, Vater! ſagte ſie: ihr gebt auch zwei Tauſend her, wir wollen zum Andenken dieſes glücklichen Tages hier auf dem Blumenhofe ein Waiſenhaus ſtiften, ich habe mir in meine Spardoſe zwei Tauſend Gulden geſammelt, die gebe ich her. Hör Mägdchen! fieng er an und ſezte ſich in eine Stellung, welche man an ihm gewohnt war, wenn er etwas wichtiges beſchlieſen wollte: es geht alles ſeinen Gang, immer hats mir ſo im Sinn gelegen, daß ich vor meinem Ende noch gern ſo etwas recht Gutes thun möchte, und da konnte ich nie ſo recht drauf kommen, jezt hilfſt du mir dazu, guck! wir machens ſo: ja ich geb für mich zwei Tauſend Gulden, für meinen **Hans** Jakob auch zwei Tauſend — und — ja das iſt ſo eine Sache, **Karoline** iſt wohl mein Fleiſch und Blut nicht; allein es muß doch alles ſeinen Gang gehen, ſie iſt mein Kind, allſo gebe ich für **Karolinen** auch zwei Tauſend. Brav! brav! rief die Fürſtin, das ſind ja ſchon zwölf Tauſend, damit läßt ſich was thun. **Theodore** fiel wieder ihrem Vatter um den Hals und dankte ihm. Jezt bekam **Clementine** auch Muth, mit rothgeweinten Augen drehte ſie ſich um, ſchlich herbei zu **Dietrichen**, und ſagte! habt ihr nicht noch eine Tochter? Vatter? Ja! ja! fiel **Dietrich** ein, das iſt bei Gott wahr, daran dachte mein Herz jezt nicht. Halt! verſezte **Clementine**, ſo will ich nicht, ich habe jezt keine zwei Tauſend Gulden in meiner Gewalt, ich werde ſie auch bekommen, ich begehre ſie nur gelehnt. Dietrich antwortete: das wollen wir hernach wohl machen, es geht alles ſeinen Gang, gut! ich zahle allſo acht baare tauſend Gulden, ſo bald es ſeyn muß. Das iſt ein herrlicher Mann, Kammerräthin! ſagte die Fürſtin, eines ſolchen Vatters darf ſich kein Menſch ſchämen. Clementine aber ſchwamm im Vergnügen, daß ſie doch auch nun Theil an der Sache bekam. Nun wurde dem Herrn Oſterfeld aufgetragen, den Plan von der ganzen Einrichtung zu machen. Die Fürſtin nahms auf ſich, bei dem Fürſten um ein gutes Haus anzuhalten, denn ſie ſagte: mein Gemahl muß auch Theil an unſerer Freude haben.

Ich will meine Leſer nicht mit dem beſten Plan eines guten Waiſenhauſes aufhalten, ich erzähle nur Fakta. Der Fürſt bauete kein prächtiges aber bequemes Haus auf den Blumenhof, er ſchenkte aus ſeiner Schatulle noch ſechs Tauſend

Gulden. Oſterfeld wurde Oberaufſeher des Inſtituts. Anfänglich wurden zwölf arme Kinder aufgenommen, nach und nach aber ſtiegen die Einkünfte durch allerhand Wege, ſo daß es jezt bis ſechzig Kinder erhält, die ihre beſondere Lehrer und Aufwärter haben.

Am Abend kamen die nach dem Hofrath ausgeſchickten Leute wieder, ſie hatten ihn nicht gefunden, es wurde nun beſchloſſen: des andern Morgens wieder über Frauenbrück nach Rheinau zu fahren und von dort aus die beſten Anſtalten zu verfügen, um den armen Mann wieder herbei zu bringen. Der junge Heimburg betrübte ſich gar ſehr über das Schickſal ſeines Vaters, und ſein höchſt empfindſames Herz trieb ihn immer, ihn perſönlich aufzuſuchen; die vernünftigen Vorſtellungen aber der Theodore und der Clementine, daß er ja kein Vermögen habe zu reiſen, daß er dadurch ſein und Karolinens Glück aufhalten, ſelbſt, wenn er ſeinen Vater fände, ihm nicht helfen, und daß ers beſſer könnte, wenn er in Dienſte des Fürſten träte, ſtimmten ſeine Seele ganz anders, er fühlte nun den hohen Trieb in ſich, der Welt zu nuzen, er wünſchte lange zu leben, nur um viel Gutes thun zu können, und kam ſo in die gehörige Seelenlage des groſen und würdigen Mannes. Des Morgens alſo fuhr die Fürſtin mit ihren Begleiterinnen und Heimburg nach Frauenbrück, ſie kehrten bei der Wittwe Maria ein. Die Fürſtin fragte ſie, ob ſie nicht wieder Luſt zu heirathen hätte? die gute Frau wurde roth, ſchlug die Augen nieder und ſagte: ja wer wird eine arme Wittwe mit einem Kinde heirathen. Clementine aber wuſte ſchon beſſer um ihr Geheimnis. Es war ein Schneidergeſell im Dorf, ein junger, wackerer, braver Menſch, den liebte ſie und er ſie auch; allein es fehlte am Vermögen. Clementine entdeckte es der Fürſtin, alsbald wurde der junge Menſch gerufen, er muſte ſich alſofort mit der Wittwe verſprechen, und die Fürſtin verſprach ihnen, gleich nach ihrer Rückkunft drei Hundert Gulden zum Heirathsgeſchenk zu ſchicken. Die guten Leutgen ſchwammen im Vergnügen. Das Geld wurde hernach geſchickt, ſie heiratheten ſich und waren glücklich. So bezeichnete die Fürſtin dieſe Spazierfarth mit Wohlthaten, welche einen bleibenden Segen auf Kinder und Kindes Kinder hatten. Nun fuhr ſie wieder nach Rheinau, ſie verfügte ſich allſobald zum Fürſten und erzählte ihm die ganze Geſchichte ihrer kleinen Reiſe. **Theodore** und **Clementine** nebſt **Heimburg** aber trafen **Ehrenfried** und **Karolinen** beiſammen in der Wohnſtube an, **Karoline** und **Heimburg** ſtuzten, als ſie ſich ſahen; nach dem erſten Willkommen ſezten ſie ſich beiſammen, und **Theodore** erzählte die ganze Geſchichte ihrer Reiſe. Das erſte was man nun vornahm, war die Verſorgung des jungen **Heimburgs**, wobei man zugleich auf ſeine Heirath mit **Karo-**

linen Rückſicht nahm. Man beſchloß, daß Heimburg im Hauſe des Kammerraths ſo lange logiren und an den Tiſch gehen ſollte, bis ſich ſein Schickſal entwickelt hätte.

Ehrenfried dachte nun darauf, wie er den guten Heimburg bei dem Fürſten empfehlen wollte; allein die Fürſtin hatte ſchon ſo ſehr zu ſeinem Vortheil geſprochen, daß der Fürſt des andern Tages den Kammerrath und Heimburg fordern lies. Beide kleideten ſich an und giengen an Hof. Der Fürſt empfieng Heimburg ſehr gnädig in ſeinem Kabinet und ſagte: meine Gemahlin hat mir ſo viel Gutes von ihm erzählt, Herr Heimburg, daß ich Verlangen trug, ihn zu ſprechen, ich möchte ihn gerne anſtändig verſorgen. Nun weiß ich wohl, daß er ein Rechtsgelehrter iſt; aber ich wünſchte doch zu wiſſen, in welchem Fach er am liebſten arbeiten möchte? Heimburg hatte ſich ſchon lang einen Plan ausgedacht, in deſſen Ausführung er ſein gröſtes Glück und Vergnügen zu finden glaubte. Als ihn daher der Fürſt ſo fragte, ſo entſchloß er ſich, denſelben ohne Anſtand und kurz vorzutragen, daher antwortete er folgender Geſtalt:

Ew. Durchlaucht erzeigen mir die hohe Gnade, ſich nach der Neigung meines Geiſtes zu erkundigen, dies macht mich ſo kühn, dieſelbe offen und freimüthig vorzutragen: Ein Landesfürſt, wenn er denkt wie **Ew. Durchlaucht**, kennt kein gröſeres Vergnügen als ſeine Unterthanen, ſein Volk auf Zeit und Ewigkeit glücklich zu machen. Ich weiß, daß dieſer hohe Zweck den groſen Geiſt **Ew. Durchlaucht** ganz erfüllt, und daher bin ich ſo frei, den beſten Weg zu jenem glänzenden Ziel vorzutragen, und wenn **Ew. Durchlaucht** denſelben einzuſchlagen geruhen. werden, ſo kenne ich kein gröſeres Glück, als in der Ausführung dieſes Plans meine Kräfte bis an meinen Tod zu verzehren.

Der Fürſt lächelte und ſagte: ich geſtehe, daß er mich durch ſeine Anrede neugierig gemacht hat, laß er einmal ſeinen Plan hören.

Sehr gerne, fuhr Heimburg fort: das gröſte Glück eines Volkes beſteht darinnen, wenn ein jeder Hausvatter ſein Brod reichlich findet, und noch dazu Gelegenheit hat, etwas für ſeine Kinder zu erſparen: dies alles aber muß er in Ruhe, Sicherheit und Freiheit, ohne Druck und Zwang thun können, und dann muß es ihm frei ſtehen, nach dem Trieb ſeines Gewiſſens ohngehindert, öffentlich und heimlich ſeine Religion auszuüben, in ſofern er dadurch dem Staat nicht ſchädlich wird. Dies alles zu bewerkſtelligen, deucht mir, ſei eigentlich dasjenige, was man eine recht gute Regierung heiſt.

Ich geſtehe, redete der Fürſt ein, daß das eigentlich mein Zweck iſt, nur die Ausführung? Gott ſegne Ew. Durchlaucht für dieſen gnädigen Beifall, fuhr Heimburg fort: die Ausführung iſt nicht ſo ſchwer, wenn mans am rechten Ort anzugreifen weis. Ich bin ſo frei Ew. Durchlaucht meine unterthänigſte Meinung vorzutragen: das Land muß durch eine blühende Landwirthſchaft nach und nach ſo angebauet und bevölkert werden, daß keine Hand breit Boden mehr unbenuzt bleibt, und daß die Bauerngüter nicht gröſer ſind, als bei ihrem beſten Anbau, zur Ernährung und zum Wohlſtand einer ordentlichen Baurenfamilie erforderlich iſt. Dieſen allgemeinen Flor der Landwirthſchaft erreicht man durch Anlegung und Unterſtüzung der Fabriken und Handlung. Dies iſt das Hauptſtück, wenn das einmal im Gang iſt, ſo wird durch andere untergeordnete Mittel, Beiſpiele und Aufmunterungen vollends leicht geholfen; dieſe aber ohne jene Unterſtüzung helfen nichts.

Gut! gut! ſagte der Fürſt, das alles wiſſen wir ſchon, der Kammerrath Ehrenfried hat mir das ſchon längſt begreiflich gemacht und wir ſind wirklich im Begrif, unſern Plan auszuführen; nur weiter!

Heimburg fuhr fort: wenn Ew. Durchlaucht dieſen Plan zu Dero Regierung ſchon entworfen haben, ſo iſt dem Land aber auch nie geholfen, denn nun komm ich auf meinen Punkt: wenn Ew. Durchlaucht obigen Plan ganz ausführen, ſo fehlt doch noch ein Hauptſtück, und dies iſts eigentlich was ich ſagen will. Blühende Gewerbe bringen allgemeine Aufklärung unter das Volk, das iſt wahr, aber erſt langſam und ſpät, während dieſer Zeit wird vieles verſäumt, und der ganze Gang der Glückſeligkeit oder der Staatsvervollkommnung iſt höchſt langſam und mühſelig. Laſt uns das Volk ebender phyſiſch und moraliſch aufklären, laſt es uns zur Glückſeligkeit empfänglich machen; wenigſtens ſollen dieſe Anſtalten mit der allgemeinen Vervollkommnung der Gewerbe in gleichem Schritt gehen. Wie ſehr wird die Verbeſſerung der Landwirthſchaft, der Fabriken und Handlung zunehmen, wie ſchnell wird ſie fortrücken, wenn alle

Kinder des gemeinen Mannes erſt in den dazu nothwendigen mathematiſchen und phyſiſchen Begriffen unterrichtet und ihnen alle Gegenſtände der drei Reiche der Natur bekannt gemacht werden, die in ihre Gewerbe gehören! — würden nur die Kinder nicht durch Jahrenlanges Auswendiglernen ihrer ohnehin ſo koſtbaren Zeit beraubt, würde nur ihr Geiſt, ihr Herz, nicht ihr Gedächtnis, mit den Grundwahrheiten der Religion durch deutlichen, mündlichen Vortrag erfüllt, ſo wäre mehr Würkung davon zu hoffen, und man hätte in den Schulen Zeit genug, den Kindern auch noch andere höchſt nüzliche Wahrheiten beizubringen.

Der Fürſt antwortete: auch darüber haben wir ſchon Plane entworfen, denn es wird würklich Anſtalt gemacht, hier in der Stadt ein Schulmeiſterſeminarium zu errichten, in welchem immerfort ſechs Jünglinge zum Schuldienſt erzogen und gebildet werden ſollen.

Das iſt vortreflich! fuhr Heimburg fort; aber wenn ichs wagen darf, Einwendungen zu machen, ſo muß ich aufrichtig geſtehen, daß ein ſolches Seminarium nicht die erwünſchte Würkung thun wird, bis jede Dorfſchule nach dem Verhältnis ihrer Gröſe eine Stiftung hat, die jährlich ſo viel einträgt, daß ein Schulmeiſter mit Frau und Kindern, ordentlich, bürgerlich, faſt ſo wie auch der Pfarrer, davon leben kann. So lang dieſe groſe wichtige Einrichtung nicht gemacht iſt, ſo lang helfen die Seminarien, ja ich darf wohl ſagen, alle Aufklärungen und Gewerbverbeſſerungen nicht ſonderlich, wenigſtens geht alles ſehr langſam von ſtatten.

Der Fürſt lächelte wieder, und wendete ein: woher, mein guter Herr Heimburg! woher ſoll man aber die Kapitalien zu jenen Stiftungen nehmen?

Heimburg antwortete: wie viel Schulen oder Ortſchaften ſind im Fürſtenthum Rheinau?

Ehrenfried ſagte: zwei hundert und vierzig. Nun denn, fuhr Heimburg fort, ich will das Schulmeiſtergehalt im Durchſchnitt auf drei hundert Gulden anſezen, kleinere Schulen geben weniger, gröſere mehr, die geringſte Schule kann hundert Gulden geben, die gröſte fünf Hundert. Auf die Weiſe kann man auch Eifer unter den Schulmeiſtern erwecken, ſo daß ſie nach gröſerer Beförderung ſtreben und allſo ihr Beſtes thun, um einen guten Ruf zu bekommen. Es wären allſo zwei und ſiebenzig tauſend Gulden jährlicher Revenüen nöthig, womit man ein ſolches unſchäzbares Werk zum Wohl und zur Glückſeligkeit des ganzen Volks beſtreiten könnte. Zu dieſer Summe würde ein Kapital von einer Million und vier hundert und vierzig tauſend Gulden erfordert. Bedenkt man nun, daß mancher Fürſt, blos um ſeines Vergnügens willen, mehr als noch einmal ſo viele Schulden auf ein weit kleineres Land, als das Fürſtenthum

Rheinau iſt, gemacht hat, und daß Ew. Durchlaucht keine Schulden, wohl aber Vorrath an Geld haben, ſo läßt ſich die Möglichkeit leicht einſehen, einen ſolchen göttlichen und unvergleichlichen Plan auszuführen.

Der Fürſt bedachte ſich eine Weile, endlich fieng er an: es iſt wahr, ein ſolches Werk wäre mein höchſter Wunſch: allein die Ausführung iſt, wie ich fürchte, zu ſchwer, gemeiniglich fehlts den beſten Vorſchlägen an der Möglichkeit der Ausführung.

Heimburg antwortete: wollen Ew. Durchlaucht erlauben Ihnen meine Meinung unterthänigſt vorzutragen?

Meine gröſte Freude und mein höchſter Wunſch wäre es, dieſe Sache auszuführen. Würden mir Ew. Durchlaucht eine ordentliche Beſoldung zulegen, wobei ich als ein ehrlicher Mann beſtehen könnte, ſo wollte ich allſofort jedes Dorf, jede Stadt, oder jeden Schulort beſuchen, die

Zahl der Kinder, die Stiftungen, die etwa die Schulen ſchon haben, die Gemeingründe, welche noch unbenuzt liegen, nebſt allen Quellen getreulich aufſchreiben: mit einem Wort, ich wollte mich nach allen Umſtänden, die in dieſer Sache nüzlich ſeyn können, aufs genauſte erkundigen, alles notiren, und dann **Ew. Durchlaucht** meine Vorſchläge ferner unterthänigſt zu Füſen legen. Ich zweiſle nicht, ich werde es bald dahin bringen, daß eine mäſige Abgabe, welche man nach dem Schazungsfus dem Lande nur auf etliche Jahre auflegt, nebſt den Stiftungen und andern Quellen, die ich finden werde, zu jenem Kapital vollkommen hinreichend ſeyn wird.

Dem Fürſten gefiel **Heimburgs** Plan ungemein, und da er von der Rechtſchaffenheit des jungen Mannes überzeugt war, ſo willigte er in alles, er gab ihm den Titel als Kammerrath, legte ihm ein jährliches Gehalt von tauſend Gulden, nebſt vier Gulden täglicher Diäten zu, wenn er, ſeinem Plan gemäß, aufs Land reiſen müßte, und übergab ihm die Vollmacht, alles ſo zu machen, wie er vorgeſchlagen hätte, zugleich aber bekam er auch Befehl, von Zeit zu Zeit getreulich von allem Bericht abzuſtatten. Auf dieſe Weiſe wurde **Heimburg** verſorgt; er freuete ſich von Herzen darüber: denn nun konnte er als ein ehrlicher Mann leben, ſeine **Karoline** heirathen, und den größten Wunſch ſeines Herzens, der Menſchheit nüzlich zu ſeyn, erfüllen. **Ehrenfried** und **Heimburg** küßten dem Fürſten die Hand, dankten ihm unterthänigſt, machten auch der Fürſtin ihre Aufwartung und giengen nun nach Haus.

Theodore, **Clementine** und beſonders **Karoline** freuten ſich aus der Maſen über **Heimburgs** Glück, nun war ihm ja geholfen. **Ehrenfried**, der als ein guter Kenner der Rheinauiſchen Finanzverfaſſung, leicht einſahe, daß die Ausführung des Heimburgiſchen Schulplans gar nicht ſchwer ſeie, beſonders da faſt alle Dorfſchulen kleine Stiftungen hätten und ſonſt noch unbenuzte Quellen genug vorhanden ſeien, munterte ihn auf, und verſprach ihm, durch guten Unterricht in der Landesverfaſſung, behülflich zu ſeyn. Heimburg bedachte ſich nun nicht lange, er brannte für Verlangen, ſeinen heiſen Wunſch zu erfüllen. Daher fieng er alſofort ſeine Excurſionen aufs Land an, und kam immer mit den herrlichſten Entdeckungen, die die Sache beförderten und erleichterten, zurück. In dieſem geſegneten Beruf mag er ſich nun eine Weile beſchäftigen, wir wollen indeſſen unſere Geſchichte verfolgen.

Währenddder Zeit, daß obiges geſchah, wurden Befehle an alle Aemter und Dörfer auf der Kanzlei ausgefertiget, worinnen der Hofrath Heimburg beſchrieben, ſeine Umſtände bekannt gemacht und jedermann aufgetragen wurde, ſich ſeiner auf eine höfliche und anſtändige Weiſe zu bemächtigen und ihn nach **Rheinau** zu liefern. Eben ſo erſuchte man auch die benachbarten Aemter und Obrigkeiten um die nämliche Gefälligkeit, daß aber alle dieſe Mühe vergeblich geweſen ſei, das wird ſich im Verfolg aufklären.

Hans Jakob von der Linden war nun ſchon ungefähr zwei Jahr in **Utrecht** geweſen, als er anfieng zu wünſchen, daß man ihm die Erlaubniß geben möchte, wieder nach Haus zu kommen. Sein fähiger Kopf und ſein Fleiß, indem er alle ſeine Stunden aufs Beſte verwendet hatte, gaben ihm die gegründete Hofnung, man würde nunmehr einſehen, daß er Manns genug ſei, um **Clementinen** glücklich zu machen. Dieſe Entſcheidung kam am meiſten auf **Ehrenfried** an: denn **Theodore**, **Clementine** und **Dietrich** hätten ihn ſchon ehender wieder kommen laſſen, wenns der Kammerrath nicht zurück gehalten hätte; doch dieſer glaubte nunmehr ſelbſt, er wüſte genug, um ein rechtſchaffener Kaufmann zu werden, daher ſchrieb er ihm, er ſolle kommen und ſeinen Weg über **Marſchen** im Gülcher Land nehmen, ſeinen und **Clementinens** Vatter beſuchen und bei ihm um leztere anhalten, er habe ſchon an ihn geſchrieben, und den rechtſchaffenſten Mann zu dem Antrag vorbereitet. **Hans Jakob** ſchwamm im Vergnügen, er packte ſeine Sachen zuſammen, machte ſeine Kleider und Wäſche vollſtändig: denn er hatte gut hausgehalten, konnte alſo etwas thun: und nachdem er ſich vom Herrn van der Grache beurlaubt hatte, ſo reiſte er fort.

Zu **Marſchen** langte er bald an, er logierte im Wirthshaus wo er des Abends ſpät ankam. Des Morgens zog er ſein ſchönes flohfarbenes Kleid an, mit einer aſchfarbenen ſeidenen Weſte und Hoſen, weiſſen ſeidenen Strümpfen und ſchönen ſilbernen Schnallen auf den Schuhen; ſein Kaſtanien braunes Haar war rund um abgeſchnitten und krollte ſich ſchön um ſeinen runden Kopf, ſeine Wäſche war ſchön auf holländiſche Manier, Manſchetten und Halskrauſe waren von Battiſt und mit den feinſten ſchmalen Brabanter Spizen beſezt: ſo erſchien er vor dem Hofrath **Ehrenfried**, um ſeine Tochter von ſeiner Hand zu begehren. So wie der Jüngling zur Thüre hereintrat, ſo gewann er das Herz des braven Mannes. Er war ſchon ſehr für ſeine Schwiegertochter **Theodore** eingenommen, und der Aufzug des jungen Menſchen nebſt ſeinem ſchönen Vermögen und ſein vortreſſliches Herz machten ihn ſchon zur Erfüllung des Antrags, den **von der Linden** zu thun hatte, bereitwillig. **Hans Jakob** wurde zum Sizen genöthiget; aber er antwortete: Herr Vetter! ſizen kann ich nicht, bis mein Gemüth beruhigt iſt. Was haben ſie denn für Unruhe? Herr Vetter! fragte der Hofrath. Mit Thränen in den Augen, fuhr

Hans Jakob fort: ſehen Sie, Herr Vetter! meine Schweſter hatte das Glück, meinem vortrefflichen Schwager **Ehrenfried** zu gefallen, und ich — ich weiß noch nicht obs Glück oder Unglück iſt, warf einen Blick auf Jungfer **Clementine**, ſie gefiel mir, ich war ein dummer Junge, und um was zu lernen gieng ich nach **Utrecht** auf die hohe Schule; jezt kehre ich wieder zurück, möchte nun gerne Gott und der Welt etwas nüzen; ich meine aber, ich könnte das am beſten, wenn ich nach meinem Wunſch verheirathet wäre. Der Hofrath antwortete: dazu wünſch ich ihnen von Herzen Glück, Herr Vetter! — Geben Sie mir das Glück! verſezte Hans Jakob voller Sehnſucht. Ja, ja, erwiederte **Ehrenfried**: wenn mein Mägdchen ihr Glück ausmachen kann, ſo haben ſie's ſchon, damit umarmte er den jungen von der **Linden** und ſagte: Sie ſind von nun an mein Schwiegerſohn. Jezt war Hans Jakob vollends vergnügt, nur einen Tag wollte er ſich halten laſſen, während der Zeit ſchrieb ſein Schwiegervatter an ſeinen Sohn den Kammerrath, an **Theodoren** und an **Clementinen**, und wünſchte ihnen allen Glück und Segen zur Verbindung des jungen von der **Linden** mit **Clementinen**. Nun reiſte **Hans Jakob** von **Marſchen** ab und kam bald nach **Rheinau**, wo er mit tauſend Thränen und Umarmungen empfangen wurde. **Clementine** fand in ihrem Bräutigam nun den kraftvollen vortrefflichen Mann, wie ſie ſich ihn von jeher gewünſcht hatte: ihre Liebe wurde daher auf den höchſten Grad geſtimmt, ſo wie er keine größere Seligkeit in dieſer Welt fand, als mit **Clementinen** ewig verbunden zu ſeyn.

Dietrich von der Linden war ſchon einige Wochen vorher von der baldigen Ankunft ſeines Sohnes benachrichtiget worden, er freuete ſich innig darauf, denn er liebte ſeine Kinder, ſo ſehr es einem Vatter möglich iſt. Seine Frau, ob ſie gleich wuſſte, daß ihr Stiefſohn **Clementinen** heirathen ſollte, auch ſchon von weitem Plane dagegen entworfen hatte, fieng nun an würkſamer zu werden. **Karoline** war verſchiedenemal von ihr zurückbegehrt worden; allein man wollte ſie ihr nicht abfolgen laſſen. Nun aber drang ſie mit Ernſt darauf, denn ſie wuſſte von **Heimburgs** und **Karolinens** Liebe noch kein Wort und ihr Mann eben ſo wenig; ſie muſſte allſo den Befehl ihrer Mutter folgen, und wieder nach dem **Blumenhof** ziehen. Nun als auch **Hans Jakob** wieder angekommen war, ſo verlangte ſie auch ihren Stiefſohn zu umarmen. **Dietrich** hatte ſchon lange ihr Vorhaben gemerkt, ihr aber nicht gerade zu widerſprochen: denn er war ein groſer Freund des lieben Hausfriedens, und er hatte ſchon erfahren, daß ſeine Frau nicht ſo zu allem ja ſagte, wie ſeine ſelige **Eva**. Jezt ward ihm angſt: denn er fürchtete, ſie möchte ſich ſperren und ihm Ungelegenheit machen, wenn ſie ſähe, daß **Hans Jakob Karolinen** nicht heirathen könnte, er hatte auch darum ſo wenig von ſeines Sohnes Verbindung mit **Clementinen** geſprochen, als möglich war.

Hans Jakob war einige Tage zu **Rheinau** geweſen, als er nun auch den Trieb heftiger fühlte, ſeinen Vatter zu umarmen. **Heimburg** ſehnte ſich auch, bei aller verborgenen Melancholie wegen des Zuſtandes ſeines Vatters, von dem man noch immer nichts wußte, ungeachtet aller Zerſtreuung, die ihm ſeine Geſchäfte verurſachten, nach Gewisheit, wegen ſeiner Heirath mit **Karolinen**. Mit ihr, mit **Ehrenfried** und **Theodoren** war er ſchon auf dem Reinen. Nun fehlte ihm noch die Einwilligung der Eltern, die er ſich gar nicht ſchwer vorſtellte; er beſchloß daher mit **Hans Jakob** nach dem **Blumenhof** zu gehen, und ſeine Sache zu Ende zu bringen. Der Kammerrath und ſeine Frau gaben ihm auch Empfehlungsbriefe an die Eltern mit, worinnen ſie ihm einen guten Stuhl zu ſezen hoften.

Die beiden reiſten alſo an einem frühen Morgen nach dem Blumenhof, und kamen daſelbſt Vormittags an. **Dietrich** lief ſeinem Sohn mit offenen Armen entgegen, und in der Trunkenheit ſeiner Freude umarmte er auch den Kammerrath **Heimburg**, deſſen Erhöhung er durch ſeine Kinder erfahren hatte. Nun gab ſich die Frau von der **Linden** alle nur mögliche Mühe ihren Stiefſohn zu gewinnen, ſie ſagte ihm ſo viel ſchönes und zärtliches, daß er davon ganz bezaubert wurde. Nun wuſte er **Heimburgs** Vorhaben und glaubte, ſeine Mutter würde es auch ſchon wiſſen, daher ahndete ihm nicht von weitem, was ſie eigentlich mit ihm vorhabe; er nahm alſo ihre Schmeicheleien für baare Münze an und war ebenfalls freundlich. Indeſſen redete der Kammerrath **Heimburg** mit **Dietrichen** wegen ſeinem Vorhaben. Dieſer gab alſofort ſeine Einwilligung, nur entdeckte er ihm auch ſeine Beſorgnis, daß er bei der Mutter vielen Widerſtand finden würde, weil ſie ganz andre Abſichten mit ihrer Tochter hätte. Demungeachtet wendete er ſich doch an ſie, bekam aber abſchlägige Antwort. **Heimburg** wurde darüber ganz niedergeſchlagen, und da ſie **Karolinen** ſtrenge verbot, mit **Heimburg** ferner zu reden, und die Hofnung, ihn zu bekommen, zu nähren, ſo wurde auch dieſe höchſt ſchwermüthig. Beide ſuchten allſo Zuflucht bei dem Vater, welcher mit ſeinem Sohne im Garten ſpazierte, und nun, nach ſo langer Abweſenheit, Seelenfreude empfand, daß ſie wieder, wie ehemals, zuſammen eine Pfeife Tobak rauchen konnten. Selbſt **Mordax** war von der Geſellſchaft, er ſpazierte treulich vorn und hinten und lies ſich nicht von ihnen trennen, auſſer wenn ihn ein feindſeliges Inſekt nöthigte, ſich eine Minute auf den Hintern zu ſezen, und hinter den Ohren zu krazen.

Dietrich war übrigens recht mit ſeinem Sohn auf ſeinem Schicke, wie er ſich ausdrückte: denn er fand den Haſenfus nicht aus der Taſche hervorgucken, wie er befürchtet hatte, kurz er fand ihn ganz nach ſeinem Geſchmack. Sie redeten juſt von dem Plan der Mutter, Hans Jakob erzählte mit Entzücken, wie freundlich ſie ihn empfangen habe, dagegen gab ihm ſein Vatter Nachricht von dem, was ſie eigentlich dadurch ſuchte. Dies machte dem braven Jüngling bang, und er war juſt im Anhalten und Flehen begriffen, daß ihr ſein Vatter kein Gehör geben möchte, als Heimburg mit ſeiner Karoline ganz traurig herbei ſchlich.

Jezt will ich wieder das ganze Geſpräch wörtlich hier mittheilen, welches dieſe Perſonen unter den Bäumen des Blumenhofs mit einander hielten, ſo wie ichs in Herrn Heimburgs Taſchenbuch gefunden habe.

Heimburg. Herr von der Linden,

Sie haben mir leider recht geweiſſagt, ich hab einen ſehr groſen Korb bekommen.

Karoline. Ach beſter, beſter Vatter! laſt euch doch erbitten, und helft uns!

Dietrich. (nachdem er einen ganzen Mund voll Rauch in die Höhe geblaſen hatte) Hört! das Ding geht mir im Kopf herum, er wird mir bald warm, es muß doch, bei Gott! auch alles ſeinen Gang gehen, ich liebe den Hausfrieden, aber er muß mich doch auch nicht zu viel koſten, ſonſt ſchoff ich mir ſelbſt Frieden.

Hans Jakob. Vatter! ihr wißt, ich war mit Clementinen ſchon auf dem Reinen, ehe wir von der Mutter etwas wuſten und ehe ich Schweſter Karolinen kannte. (Er lief zu Karolinen, umarmte, küßte und herzte ſie, und ſagte:) Schau Mägdchen! ich liebe dich ſo zärtlich, als je ein Bruder geliebt hat; aber auch nur als Bruder, nicht ein Jota anders; liebe deinen edlen, braven Heimburg, wie ſichs gehört, und dann ſollſt du erfahren, daß ich dein Bruder bin. Alles iſt ſo gut und ſo recht nach Wunſch vom lieben Gott incaminirt worden, daß es ja eine Schande wäre, wenn eine arme Menſchenſeele einen Querſtrich dadurch machen wollte.

Dietrich. Ja, bei Gott! es ſoll alles ſeinen Gang gehn, und hier, Herr Kammerrath! da iſt Karolinens Hand, ich bin Vatter, da haben Sie ſie; jezt ſeid ſtill, laßt euch nichts merken, ich werd's wohl mit der Mutter in Ordnung bringen, und damit ihr noch vergnügter ſeyn könnt, ſo geb ich Karolinen, weil ſie ein braves Mägdchen iſt, zehn tauſend Gulden, die ſoll ſie von mir erben, wenn ich ſterbe, vielleicht auch noch mehr, je nachdem ſie mir Freude macht, und gleich jezt bekommt ſie zwei Tauſend mit auf den Weg, Hausrath, Leinwand und dergleichen, dafür mag meine Marthe ſorgen. Es muß alles ſeinen Gang gehn.

Hans Jakob. Nun da weis ich denn doch wahrlich nicht, wer binnen der Zeit mehr gelernt hat, ich oder mein Vatter, das iſt ja ein Meiſterſtück eines edlen Mannes. (Er fiel ſeinem Vatter um den Hals küſte ihn und ſagte:) ſo iſts recht, eure Kinder werden auch noch wohl das Ihrige thun, ſo viel ſie können.

Heimburg und Karoline drängten ſich nun auch herzu, und vergoſſen Thränen der Rührung und des Danks, beide umarmten und küßten den Vatter.

Während dieſer zärtlichen Scene kam die Mutter mit ſtarken Schritten und voller Zorn: denn ſie hatte von weitem zugeſehen und die Geſchichte gröſtentheils errathen. Karoline! rief ſie ſchäumend, ſcher dich ins Haus!

Dietrich. Bleib hier, Karoline! du haſt an mich appellirt, und ich bin eine höhere Conſtanz! bleib! bleib! und gehe mir keinen Schritt.

Frau von der Linden. (blaß von Zorn) Was! du willſt mir mein Kind verſähren? — ich ſollte nicht mehr Herr über meine einzige Tochter ſeyn?

Dietrich. O ja, Weibgen! wenn alles ſeinen Gang geht: ſo bald ich aber vor Augen ſehe, daß du dein Kind an ſeinem Glück hindern willſt, ſo bald greif ich zu, und ſieh! dann muß alles ſeinen Gang gehen; von der Seite kennſt du mich noch nicht.

Frau von der Linden. (weinend) Ach du gütiger gerechter Gott! —

Dietrich. Gieb mir Verſtand! — Hör mich nur einen Augenblick ruhig an: eh ich dich hatte, war ſchon **Hans Jakob** mit Clementinen verſprochen: nun dagegen wirſt du doch wohl nichts haben?

Frau von der Linden. Warum haſt du mir das nicht geſagt?

Dietrich. I! I! weil ich nun deinen Rath nicht mehr brauchen konnte und nun alles ſeinen Gang gehen muſte: denn ſieh: ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann! ſieh das gilt bei mir.

Frau von der Linden. Aber du wirſt dich doch nicht unterſtehen, meine Tochter gegen meinen Willen zu verheirathen? Mach mit deinem Sohn, was du willſt, ich mach aber mit meiner Tochter was ich will.

Dietrich. Hör weiter, Kribelkopf! Hans Jakob heirathet Clementinen, das iſt ſchon längſt beſchloſſen. Der Herr Kammerrath Heimburg iſt ein rechtſchaffener frommer Mann, der unſerer Fürſtin Schulmeiſter war und den die Landesmutter lieb hat, wer weis was noch aus ihm wird, wenn alles ſeinen Gang geht, der will deine Tochter heirathen, und du willſt nicht? — Ein Mann, der jährlich ſeine baare tauſend Gulden Einkommens hat und noch brav dazu verdient, dem willſt du deine Tochter nicht geben? — Nein! Nein! da greif ich zu und brauche Gewalt. Hier, Herr Kammerrath! hier haben Sie mein Karolingen: denn jezt muß ich Vatter ſeyn, ſonſt giengs übel.

Willſt du deinen Segen geben, Frau! oder nicht? ich hab ihn ſchon gegeben und zehn tauſend Gulden dazu? — Brauſend lief das Weib ins Haus und ſchrie zurück: ich geb ihnen meinen Fluch!

Starr ſtand Dietrich da, ſchaute um ſich und ſagte: was ſagte das Weib da? Die andern alle guckten ſich ernſt und feierlich an und ſchauderten. Mit jenem Wort aber fuhr Satanas in das Weib: denn von nun an wurde ſie zum Teufel.

Die Frau von der Linden war eine von den Perſonen, bei denen viele verborgene Eigenſchaften nicht entwickelt werden, weil ſich noch kein Anlaß, kein Reiz dazu gefunden hatte. Je länger aber dieſe unentfalteten Keime in ihrem Gehäuſe verſchloſſen ruhen, deſto mehr erſtärken ſie in ſich ſelbſt; wenn ſie dann endlich einmal zum Ausbruch kommen, ſo würken ſie mit all ihrem Gift unaufhaltbar, und töden gleichſam, wie der Baſiliſk, durchs Anſchauen. Dies Weib war von ihren Eltern ganz nach ihrem eigenen Willen erzogen worden, ſie hatte keinen Anlaß gefunden, weder gut noch bös zu werden. Endlich heirathete ſie den Pfarrer, einen rechtſchaffenen guten Mann, der ließ ſie wieder gehen; was ſie that, war gut, weil ſie nichts offenbar Böſes that: denn es kam nie dazu, daß ſich ihre verborgene Lieblingsneigung entwickeln konnte, es fand ſich kein Anlaß dazu, bis ſie **Dietrich** von der **Linden** heirathete. Nun entdeckte ſich etwas in ihrer Seele, das ſie vielleicht ſelbſt vorher nicht bemerkt hatte. Ein mit Ungeſtüm emporſteigender Hochmuth, den ſie anders nicht als durch vieles Geld befriedigen konnte, wurde Herr und Meiſter über ihr Herz. Ehre und Anſehen reizte ſie nicht ſonderlich, ſondern vielmehr eine reiche Frau zu heiſen, niemand nach den Fingern ſehn zu dürfen, ſelber Herr und Meiſter zu ſeyn, andern zu befehlen, ohne ſich ſelbſt befehlen zu laſſen; das wars, was ſie ſuchte. Dieſer ſüſe Traum bemächtigte ſich ihrer mit ſolcher Heftigkeit, daß ſie in demſelben ihr ganzes Glück fand. Nun wuſte ſie, daß nach den dortigen Landesrechten der leztlebende Ehegatte alle fahrende Haabe, worunter auch das Geld gehört, erbte. Da es nun in ihren Gedanken ausgemacht war, daß **Dietrich** vor ihr ſterben würde: denn er war ja älter als ſie, wenigſtens ſchiens ihr ſehr wahrſcheinlich, ſo freuete ſie ſich ſchon voraus auf den Beſiz eines ſo groſen Reichthums: denn in dem Fall hätte ſie alles geerbt, auſſer dem Gut, welches **Dietrich** verpfachtet hatte, und das war ihres Wunſches nicht werth, wenn ſie ſich all das Geld dachte, das ſie dereinſt beſizen würde. Nun war ihr gleichfalls nicht unbekannt, daß reiche Wittwer der Wittwen, welche viel Geld hatten und zur zweiten Ehe ſchritten, oft ihr Geld zu Srock und Stamm machten, das iſt: durch ein Vermächtnis ihren Kindern erſter Ehe wenigſtens einen groſen Theil des Vermögens zuwendeten. Sie trauete in dieſem Fall ihrem Dietrich nur halb, daß er nicht in einer zärtlichen Stunde ein Teſtament machen und ſie höchſtens nur mit den übrigen Kindern zu gleichen Theilen geben laſſen würde; alsdann hätte ſie nur ein Drittel des Vermögens bekommen und ihre Tochter nichts, ausgenommen, was ihr ihr Vatter etwa aus freiem Willen geben würde. Auf dieſen Fall gründete ſich nun ihr Plan mit der Heirath des Hans Jakobs mit ihrer Tochter: denn wär dieſe vor ſich gegangen, ſo hätte ihre Tochter das halbe Vermögen bekommen, und ſie als Mutter glaubte dann doch, ſo viel über ihre Tochter zu vermögen, daß ſie die Herrſchaft führen dürfte. Da nun dieſer Plan ſo plözlich zu nicht wurde, ſo verzweifelte ſie an ihrer ganzen Hofnung, der Zorn bemeiſterte ſich ihrer dergeſtalt, daß ſie es nicht bergen konnte: und nun war ſie völlig überzeugt, daß nach dieſer Aeuſſerung ihr Mann ſeinen Kindern ſein Vermögen durch ein

Teſtament um ſo viel gewiſſer verſichern würde. Dieſer Gedanke brachte ſie vollends zur Verzweiflung, daß ſie ſich nicht zu laſſen wuſte, und alſo alles Uebel ärger machte. Hätte ſie ſich jezt gemäſigt und nachgegeben, ſo hätte Dietrich den Fehler vergeſſen: aber in ihrer Wuth konnte ſie das nicht.

Dietrich war von dem Fluch, den ſeine Frau zurückdonnerte, ganz betäubt, Hans Jakob grimmig bös, Karoline traurig und Heimburg voller Verachtung. Stille, und ohne ein Wort zu reden, ſchlichen ſie alle viere ins Haus, die Treppe hinauf und auf die Stube. Die Frau fand ſich hier nicht. Dietrich gieng eine Weile auf und ab, und ſagte kein Wort, endlich trieb ihn ſein Herz, ſeine Frau zu ſuchen. Er ſuchte ſie überall, fand ſie aber nicht, bis er ſie endlich auf ihrem Schlafzimmer bemerkte, jezt gieng er zu ihr. Frau! fieng er an: du ſtellſt dich heute ſehr unartig, das hätte ich hinter dir nicht geſucht, du fluchſt deiner Tochter, Fi! das iſt ja abſcheulich. Geh! rief das raſende Weib, und ſpie ihm vor die Füſe: mich ſoll der T . . . holen, wenn ich je einen Fus wieder bei dich ſtrecke. — So kalt auch Dietrich je in ſeinem Leben geweſen war, ſo warm, ſo dauerhaft und beſtändig warm war er, wenn er einmal warm gemacht wurde. Mich nicht!! antwortete er: aber ich bin Dietrich von der Linden nicht mehr, wenn ich dich darum bitte. Ganz ruhig gieng er wieder fort zu ſeinen Kindern und ſagte: Eure Mutter hat ſich in dem Augenblick von mir geſchieden, auch gut! — es geht alles ſeinen Gang: aber ſie ſoll warten bis ich ihr wieder gute Worte gebe, Karoline geh und ſorge, daß wir etwas zu eſſen bekommen. Karoline gieng in die Küche; nach einer kleinen Weile hörte man ſie erbärmlich ſchreien. Alle drei liefen die Treppe herunter und fanden ſie, am Kopf blutend und ohnmächtig da liegen; die Frau aber ſtieg angezogen den

Hof hinauf und wanderte fort. Wie vom Donner gerührt ſtand Dietrich bei dem jämmerlichen Schauſpiel. Oſterfeld kam auch herzu; man ſuchte Karolinen zu erquicken, ſie kam endlich wieder zu ſich ſelbſt, und man fand, daß ſie nur einen flachen Schlag mit dem Kochlöffel über den Kopf bekommen, daß ihr weiter kein Schaden geſchehen, und daß ſie vorzüglich durch Schrecken und Alteration ohnmächtig geworden war. Jezt erloſch bei Dietrich der lezte Funken Liebe gegen ſeine Frau, und er ſchwur hoch und theuer, daß er nie wieder mit ihr unter einer Decke ſchlafen wolle. Karoline machte nun, ohngeachtet ihrer Betäubung, das Eſſen fertig. Sie aßen zuſammen; allein alle waren doch tiefſinnig und es wollte keinem recht ſchmecken, Karoline war am traurigſten. Nach Tiſch fieng Dietrich an: hört, Kinder! hier iſt meines Bleibens nicht mehr, ich fürchte mich vor allen Wänden, laſt anſpannen, ich fahre mit euch nach Rhrinau noch dieſen Nachmittag, dort wollen wir unſer Leid vergeſſen. Dieſer Vorſchlag gefiel allerſeits. In dem Gedanken munterte ſich Dietrich ſo auf, daß es ſchien, als ſei ſein Gemüth ganz ruhig, er lies Oſterfeld heraufkommen und erzählte ihm den ganzen Vorfall. Das Geld, welches in der Kaſſa vorräthig war, packte er ein, Karoline muſte ihm Kleider, Wäſche und was er zu einem langen Aufenthalt in Rheinau brauchte, zuſammen in einen Coffre packen, woran Hans Jakob und Heimburg fleißig halfen. Ihre eigene Sachen ſuchte ſie ebenfalls zuſammen und nahm es mit. Nun, Herr Oſterfeld! fieng Dietrich an: wenn meine geweſene Frau wieder kommt, ſo ſagt ihr, ſie könne ihre Kleider alle zuſammen ſuchen und mit nehmen; ſonſt aber hat ſie hier nichts zu ſuchen, bleiben ſie bei ihr, und gehen ſie ihr nicht von der Seite, bis ſie wieder fort iſt; will ſie aber hier bleiben, ſo ſagen ſie ihr, daß alles ſeinen Gang gehen müſte, und daß ſie ſich erſt mit ihrem Mann ausſöhnen müſte. Oſterfeld empfieng alle Schlüſſel, ohne ein Wort weiter zu ſagen, als: ich wills aufs Beſte beſorgen. Die Seele des ehrwürdigen grauen Weiſen war über dieſen Punkt noch nicht aufgeklärt genug, um geſund urtheilen zu können; zu dem wuſte er wohl, daß in der Stunde der Leidenſchaft vernünftige Einreden vergeblich ſeien; er ſchwieg alſo und hofte, Zeit und Umſtände würden alles bald wieder ins rechte Gleis bringen.

Dietrich, Heimburg, Hans Jakob und Karoline fuhren alſo mit ihrem ziemlich bepackten Wagen, den nämlichen Tag noch nach Rheinau und kamen ziemlich ſpät daſelbſt an. Ehrenfried und ſeiner Frau war dieſer Beſuch ganz unerwartet, ſie wuſten nicht, was ſie ſagen ſollten: ſie wurden aber bald von der ganzen Geſchichte unterrichtet. Ehrenfried ſas ſtill und ſtarrte vor ſich hin. Karoline, die den ganzen Nachmittag geweint und noch ihren Kopf verbunden hatte, ſchauete ihren Schwager mit Augen voller Thränen an, ſie ſas neben ihm, ſie faſte ihm die Hand, drückte ſie und ſagte: Herr Bruder! mir iſt nicht wohl! Ehrenfried drückte ihr wieder die Hand und antwortete: ich ſehe es, legen ſie ſich nieder. Nein, Herr Bruder! erwiederte ſie: ich fühle, daß meiner Mutter zu weh geſchehen iſt, das grämt mich in der Seele. Wie! fiel ihr Dietrich in die Rede: hab ich dirs denn nicht recht gemacht? O ja! ja! verſezte ſie; aber wären wir nur nicht ſo ſchnell zugefahren! wäre es nicht beſſer geweſen, wenn wir langſam die Mutter zu gewinnen geſucht hätten, ſie hätte ſich allmälig darein geſchickt und mir dann auch nicht geflucht; Gott, ſie hat mir geflucht! Wenn ſie nun noch nichts gewahr worden wäre, ſo hätte ſich der Bruder nach und nach verheirathet, dadurch wäre ihre Hofnung vergeblich geworden: dann würde ſie's auch nach und nach erlaubt haben, daß ich meinen Heimburg heirathen dürfte.

Das gute Mägdchen mochte wohl zum Theil recht haben, Ehrenfried, Theodore, Heimburg und ſo gar Hans Jakob fühlten, wie ihnen das Herz warm wurde; Dietrich allein blieb ſtandhaft, und doch hätte man denken ſollen, er als Mann würde am zärtlichſten ſeyn. Er ſchauete um ſich und ſagte: es geht alles ſeinen Gang, ich glaube wohl gar, am Ende ſoll ich noch der Sünder ſeyn? ich bedank mich gar ſchön! nein, das Ding kenn ich beſſer. Schau Mägdchen! ſie iſt deine Mutter, du haſt recht, daß du ſie liebſt; aber ich kenne ſie ſchon lang, ſie hat ihre grosmächtige Raupen. Wie oft hat ſie mir flattirt, ich wills jezt nur ſagen, es geht doch alles ſeinen Gang: daß ich kein Teſtament machen möchte, da wuſte ſie ſo fromm und ſo heimlich herumzuſchleichen; aber Dietrich iſt ſo dumm nicht, ſie erwiſcht mich nicht. Kurz und erbaulich: ſie hat mich nur um meines Gelds willen genommen, und um meines Gelds willen mir geſchmeichelt, und um meines Gelds willen meinen Hans Jakob an Karoline kuppeln wollen, damit ſie nur immer ihre Finger recht tief hätte hineinſtecken können. Ich habs wohl gemerkt; aber um des lieben Hausfriedens willen hab ich geſchwiegen, und um eben des lieben Hausfriedens willen mag ich nicht mehr bei ihr wohnen, ich kann ſie doch nicht mehr lieb haben: denn jezt hab ich ſo recht tief in ihre Seele hinein geguckt. Doch damit ihr ſeht, daß ich ehrlich bin, ſo will ich der Frau alle Jahr vier hundert Gulden zahlen, damit ſie ehrlich leben kann, ſie mag dann wohnen wo ſie will, ſie iſt meine Frau, es muß alles ſeinen Gang gehn, ich will ſie ernähren, aber nicht mehr mit ihr hauſen, ſie hat mich zuerſt abgeſchworen, das muß gehalten werden. Ich bin nun alt, Hans Jakob ſoll meine Handlung übernehmen, dazu weiſe ich ihm dreiſſig tauſend Gulden an, mein Sohn Ehrenfried bekommt auch dreiſig tauſend Gulden, die kann er auf Zinſen austhun, dreiſig Tauſend nehm ich für mich, die verlehn ich auch, von den fünfzehen hundert Gulden Intreſſen zahl ich dann meiner Frau vier Hundert, ich behalte eilf Hundert, davon geb ich meinen Kindern Koſtgeld, ich ziehe dann zu dem, wo es mir am beſten gefällt, ich behalte dann noch brav übrig, davon verſpar ich mir wieder ein Kapitälgen, thue Gutes damit wo ich kann, und ſo will ich mein Leben ruhig und vergnügt beſchlieſen. Nun iſt noch Geld da, auſer dem, was ich zum Waiſenhaus und den zehn tauſend Gulden, die ich für Karolingen beſtimmt habe. Nun muß doch alles ſeinen Gang gehn, ſagt mir ihr Kinder, ihr habt für den Anfang genug, was mach ich denn damit? Ehrenfried, Theodore und Hans Jakob ſchaueten ſich an, keins wollte zuerſt reden. Schweſter! fieng der junge von der Linden an, du biſt das älteſt, red' zuerſt. Theodore lächelte und ſagte: darf ich einen Vorſchlag thun? — alle erlaubten ihr das. Nun! fuhr ſie fort: ſo ſoll ein jedes von uns dreien ſeine Meinung auf ein Blatt Papier ſchreiben, das Blatt dem Vatter bringen, der Vatter zerreißt dann alle Blätter, ſo bald er ſie geleſen hat, und ſagt niemals, was ſeine Kinder geſchrieben haben. Dieſer Vorſchlag wurde angenommen, eins gieng nach dem andern an den Pult, ſchrieb ſeine Meinung auf ein Quartblatt und brachte es Dietrichen. So wie er ſie alle geleſen hatte, ſo ſprang er auf und ſagte: da geht denn doch, bei Gott! alles ſeinen Gang; hört! ich darf ſie alle drei leſen. Alſo erſt deins, Theodore!

„Der Vatter muß Karolinen uns an-
„dern Kindern gleich ſezen, wenn nicht
„mehr ſo viel da iſt, ſo ſtehen wir andern
„um ſo viel zurück, bis wir alle drei gleich
„ſind."

Nun auch das Ihrige, Herr Sohn!

„Mir dünkt, es ſei anſtändig, wenn der

„Vatter das noch Rückſtändige unter ſei„ne zwei Kinder vertheilte, und jedem Frei„heit lieſe, nach Gefallen damit zu ſchal„ten, meinen Theil würde ich alsdann „Karolinen ſchenken."

Jezt kommt mein Hans Jakob:

„Der Vatter ſoll Karolinen das Ue„brige geben, wir andern haben genug.

Nun will ich auch ſagen, wie ich dachte, fuhr Dietrich fort, mir lags auf der Seele, daß ich gerne Karolinen wie mein eigenes Kind halten wollte; doch dacht ich auch, es müſte alles ſeinen Gang gehen, ich wollte meine zwei Kinder nicht gern mürriſch machen, daher theilte ich mein baares Vermögen in vier gleiche Theile, gab jedem Kind ein Viertel, mir ein Viertel und Karolinen zehn tauſend Gulden, die übrigen zwanzig Tauſend behielt ich mir nun vor, darüber wollt ich eure Meinung hören: jezt ſeh ich, daß alles ſeinen Gang geht. Mit Thränen gieng Dietrich zu Karolinen, welche, nebſt ihrem Heimburg, verſtummt und beſtürzt da ſtund, er umarmte ſie und ſagte; guck Mägdchen! jezt ſiehſt du, wie lieb wir dich haben. **Hans Jakob**, **Theodore** und **Ehrenfried** umarmten und küßten beide, wünſchten ihnen Glück und ſchwuren ihnen ewige Liebe. **Heimburg** und ſeine Braut kamen endlich aus ihrer Betäubung zurück, ſie wuſten nicht, was ſie für Freuden und Dank beginnen ſollten; ſo verſtrich dieſer Abend. Des andern Morgens war auch **Karoline** munterer: denn ſie hatte mit **Heimburg** verabredet, daß ſie die Mutter zu ſich nehmen wollten, wenn es ihr anders recht wäre. Bei **Karolinen** ſprach Herz und Blut für die Mutter; ihre Vernunft aber für den Vatter dreimal mehr, ſie war indeſſen froh für ſie, daß ſie doch nun jährlich vier hundert Gulden hatte und allſo nicht Noth leiden durfte, wenn ſie auch ihren Haß gegen **Heimburg** ſo weit treiben würde, daß ſie ſeine Hülfe ausſchlüge.

Dieſen Tag führte **Dietrich** ſein Vorhaben aus: er machte ein in aller Form rechtskräftiges Teſtament, genau ſo wie ers den vorigen Abend mündlich verordnet hatte. Eine Abſchrift davon wurde hinters Gericht gelegt und das Original behielt Dietrich, doch ſtellte er jedem Kind eine Copie davon zu. Auch lies er eine für ſeine Frau verfertigen, und behielt ſie, bis daß er wüßte, wo ſie ſich aufhielt.

So bezeichneten dieſe edle Menſchen einen Tag nach dem andern mit Wohlthaten. Hans Jakob kaufte ſich ein Haus in der Stadt Rheinau, Heimburg auch. Beide heiratheten ihre Mägdchen und Dietrich blieb bei ſeinem Sohn, um ihm durch ſeine Erfahrung in der Handlung beizuſtehen. Das alles wurde ſchleunig ausgeführt und in Zeit von acht Wochen vollendet.

Aber während der Zeit begannen Satan und Adramelech zu würken. Wenn eine Familie, oder gar ein ganzes Land glücklich iſt, ſo können dieſe beide Urböswichte unmöglich ruhig dabei ſein. Mir dünkt immer, das Daſeyn des Teufels könne nicht beſſer bewieſen werden, als wenn ein Schickſal durch viele Menſchen zum Verderben ausgeführt wird, ohne daß dieſe Werkzeuge der Bosheit den Plan dazu entwerfen, ſondern die Sache gleichſam durch ein höheres böſes Weſen geleitet und begünſtigt wird. In dieſer Geſchichte iſt wohl dieſer Beweis nicht ſo ganz einleuchtend; es iſt aber auch jezo mein Zweck nicht, mich mit den Teufelsläugnern einzulaſſen.

Die Frau von der Linden nahm ihren Weg ſchnurgerad zu dem alten Böhling, als ſie vom Blumenhof weggieng, um mit ihm Rath zu pflegen: denn ſie kannte ihn von ihres ſeligen Mannes Zeiten her, welcher noch von weitem mit ihm verwandt war; doch würde dieſe Verwandtſchaft wenig gethan haben, aber er hatte ihnen in Familienangelegenheiten viele Dienſte geleiſtet, und die Frau von der Linden hatte ihm manchen Haſen in die Küche gejagt. Dazu kam aber noch eine Bewegurſache, welche die beiden vorigen überwog: ſie wuſte nemlich die ganze Vergiftungsgeſchichte, wie Ehrenfried eigentlich die Haupturſache geweſen, daß der junge Böhling entdeckt worden, und wie Theodore auch das ihrige dabei gethan habe; ſie ſchloß alſo nicht ohne Grund, das vätterliche Herz des Alten müſte nothwendig gegen ihre Stiefkinder und ihren Mann übel geſinnt ſeyn, ſie faſte daher das Zutrauen, er würde ihr rathen können, wenn er auch nicht helfen könnte: denn ſein Einfluß war gänzlich gehemmt.

Der alte Böhling empfieng die Frau von der Linden ganz höflich, hieß ſie ſizen und fragte ſie, was ſie Gutes brächte? Das Weib erzählte ihre Geſchichte mit aller möglichen Bitterkeit des Herzens und gewöhnlichen Vergröſerungen. Nun ſaß aber ein merkwürdiger Fremder da, welcher ſich ſchon etliche Wochen in aller Geheim da aufhielt; er hatte wichtige Aufträge an den alten **Böhling** vom Prinzen **Albert** und ſeinem Sohn, und juſt in dieſer Zeit ſchmiedeten ſie an einem hölliſchen Plan, der aber durch die Dazwiſchenkunft der Frau von der **Linden** verändert wurde. Dieſer Fremde, der ſich **Patriz** nennte, hörte den Namen von der **Linden** zu verſchiedenen malen ausſprechen, er bemerkte auch, daß von einem **Hans Jakob** dieſes Namens geredet wurde, der in **Utrecht** ſich aufgehalten habe, nun aber wieder zu Haus ſei. Da er nun bei dieſem Namen ehemals intereſſirt geweſen, ſo miſchte er ſich ins Geſpräch und ſagte: Herr **Böhling**! der Frau muß geholfen werden. Ja, antwortete der alte ehrenloſe Greis, das ſolls auch. Hören ſie, Frau Baſe! jezt iſt noch nichts rechts zu machen, wenn ſie aber noch eine kleine Zeit warten, ſo kann ihnen Recht verſchaft werden, dafür ſtehe ich ihnen; ſo eklatantes

Recht, daß ſie ihres Mannes ganzes Vermögen beſizen ſoll. Die Frau fuhr auf, voller Herzensfreude rief ſie: iſt das gewiß? Herr Vetter! er antwortete: ſo gewiß als ich **Böhling** heiſe. Ja! verſezte ſie; ſie wiſſen aber, daß ich mein bisgen meinem Mann zugebracht habe, wovon ſoll ich ſo lang leben? **Böhling** bedachte ſich ein wenig; endlich fieng er an: ſehen ſie, damit ſie erkennen mögen, wie ichs mit ihnen meine, ſo ſollen ſie ſo lange bei mir bleiben und an meinem Tiſch eſſen, bis ich ihnen zu des reichen **Dietrichs** Vermögen geholfen habe, da können dann ſeine Kinder betteln, wo ſie wollen. Das alles war nun Waſſer auf die Mühle des böſen Weibes, ſie freuete ſich aus der Maſen und ſagte: das ſoll ſie nicht reuen, Herr Vetter! denn ſie wiſſen, daß **Dietrich** ſehr reich iſt. Gut! gut! verſezte er, ich halte mich empfohlen. Der Fremde kam auch herzu, küßte ihr die Hand und ſagte: und ich empfehle mich auch Frau von der **Linden**: denn ich werde mehr zu ihrem Glück beitragen können, als ſie ſich vorſtellen kann. Ja! ja! ſezte **Böhling** hinzu, das iſt gewiß wahr, der Herr da wird auch ein gutes Trinkgeld verdienen. Nun floſſen ihr die milde Thränen, ach, ihr Herren! rief ſie, helfen ſie doch einer armen verlaſſenen Frau! Beide verſprachen ihr das mit völliger Gewißheit; das konnten ſie aber auch: denn ſie waren ihrer Sache völlig ſicher.

Die **Frau von der Linden** ſchickte nun einen Expreſſen nach dem **Blumenhof**, um alle ihre Kleider zu holen, dieſe wurden ihr auch willig von **Oſterfeld** eingehändigt. Dieſer aber ſchrieb nun allſofort ſeinem alten Freund **Dietrich**, und zeigte ihm an, wo ſeine Frau wäre. Dieſer Aufenthalt machte **Ehrenfried** einiges Nachdenken: denn er konnte wohl erachten, daß der alte **Böhling** ein ſchlimmer Rathgeber für ſie ſeyn würde. **Dietrich** aber bekümmerte ſich nicht drum, er ſchrieb ihr einen trockenen doch aber höflichen Brief, ſchickte ihr die Abſchrift ſeines Teſtaments zu, und zugleich das erſte Quartal ſeines Vermächtniſſes nämlich hundert Gulden. Die Frau nahm auf Anraihen des Herrn **Böhlings** alles an; ſie antwortete ihm aber nichts, ſondern lies ihrem Mann nur mündlich ſagen: es ſei alles gut.

Etliche Tage nachher kam eine alte Frau aus **Rheinau** auch zum alten **Böhling**, ſie war lange Hebamme und zwar die vornehmſte in der Stadt geweſen. Sie hatte mit ihrem Schwager einen ſchweren Prozeß gehabt, welchen der alte **Böhling**, als er noch in Geſchäften ſtand, lange Zeit aufgehalten hatte: denn weil ſich die Hebamme gut mit ihm hielte und ihm manchen fetten Biſſen in die Küche jagte, ſo ſchob er die Sache auf, ſo lange er konnte, weil ſie im Beſitz des Kapitals und der Handſchriften war, welche die Urſache des Rechtsſtreits ausmachten. Nachdem aber nun die groſe Veränderung am Hof vorgegangen war und andere Leute hinter ihre

Sache kamen, ſo half ſie kein Bitten und Flehen mehr, es wurde Recht geſprochen, und ihr armer Schwager, der bisher jämmerlich gedarbt hatte, wurde nun in ſein rechtmäſiges Erbe eingeſezt. Die Hebamme wurde faſt raſend, ſie kam zu ihrem alten Gönner, und in Hofnung der Durchſezung ſeines Plans, verſprach er ihr ebenfalls völlige Hülfe. Im Betracht nun ihrer ehemaligen Freundſchaft und Liebe zu ihm, lud er ſie auch ein, ſo lange bei ihm zu bleiben, bis er ihr würde helfen können.

Meine Leſer werden ſich hier über den alten Böhling verwundern, daß er jezt anfängt, eine ſolche Rolle zu ſpielen, beſonders da ich oben bei ſeinem erſten Auftritt von ihm ſagte: er ſei nicht ungerecht geweſen. Das Wort: ungerecht, hat mancherlei Bedeutungen. Böhling lies ſich nicht beſtechen, das heiſt: er nahm kein baar Geld; allein dagegen alles, was in die Küche diente, und wenns auch ein fetter Ochſe geweſen wäre. Er ſprach niemand Recht zu, wer Unrecht hatte; aber wenn er ſich wohl bei der Verzögerung befand, ſo lies er die Sache ruhen, das iſt, er vergas ſie im Schwoll ſeiner Geſchäfte. Einen ſolchen Mann heiſt die Routine nicht ungerecht, wohl aber der Menſchenfreund und Chriſt. Er handelte alſo nach Eigennuz, und war nur in ſo fern gerecht, als es ein gutes Gerücht und der öffentliche Leumuth erforderte; aber ganz und gar nicht aus Gewiſſenstrieb. Bei dieſer Geſinnung, und in der jezigen Lage, worinnen er ſich befand, iſts ganz begreiflich, wie ein äuſſerlicher ſcheingerechter innerlich aber ganz gewiſſenloſer Mann ſich in die gefährlichſten und ſchrecklichſten Plane einlaſſen konnte, in ſofern er ſich verſichert hielt, daß der Erfolg auf einer Seite gewiß, auf der andern aber ſeiner verlohrnen Ehre und Glück höchſt ſchmeichelhaft war.

Die beiden Weiber wurden bald gute Freunde, ein ähnlicher Verdruß und eine ähnliche Hofnung, vielleicht auch die Aehnlichkeit ihrer Karakter, vereinigten ihre Herzen ſehr innig. Nun ſchliefen ſie beiſammen in einem Bett, weil Böhling daran keinen Ueberfluß hatte. Einsmals lagen ſie ſo beiſammen und plauderten von allerhand. Die Hebamme gerieth auf einmal in ein tiefes Nachdenken, hören ſie Frau Baaſe fieng ſie an: denn ſie hieſſen ſich Baaſe blos aus Freundſchaft: was mag doch der Fremde hier machen? Oft verſchlieſen ſich die beiden in das Eckzimmergen dahinten und bleiben Stunden lang da beiſammen, jezt ſind ſie gewiß wieder da: denn ich habe die Magd Wein hineintragen ſehen, als ich zu Bette gieng. Die Frau von der Linden verſezte: wollen wir nicht einmal horchen. Den Henker! antwortete die Hebamme, wenn einer heraus käme, das würde uns übel bekommen. Ei wir wollens wagen, beſchloß die von der Linden; damit ſtunden ſie beide auf, ſchlichen vor die Thüre und mit dem Ohr ans Schlüſſelloch. Nun hörten ſie, daß der Fremde ſagte:

„Es kann uns nicht fehlen Herr Böhling, ihr Herr Sohn kommt nebſt dem „Prinzen nach Kölln, in dreien Tagen „können ſie da ſeyn. Nun habe ich ſchon „einen Getreuen erkauft, der auf den „Fürſten wohl acht giebt, wo er ſich wendet und kehrt, ich werde wohl Gelegenheit finden, ihm in aller Sicherheit den „Reſt zu geben.“ Hierauf antwortete Böhling: kurz! das Ding gefällt mir nicht, daß der Prinz ſo nahe iſt, er kommt dabei in Verdacht, daß er Schuld an ſeines Bruders Tod iſt; wär er in Holland geblieben, ſo hätte man nach der That, von Seiten der Regierung, ohnehin zu ihm geſchickt und ihn berufen. Der Fremde erwiederte: „dafür iſt geſorgt: denn „Albert hält ſich ſo verborgen, daß ihn „kein Menſch errathen kann: denn geſezt! es käme etwas heraus, es würde „einer von uns gefangen, es würde auf

„den Prinzen bekannt, daß er die Triebfeder von allem ſei, ſo wär er in Holland nicht ſicher, wohl aber zu Kölln „im Kloſter. Nein! erlauben ſie mir, da „hat ihr Herr Sohn beſſere Kniffe im „Kopf, der hat alles ſo eingerichtet, der „iſt ja bei dem Prinzen und wird alles „gut machen.“ Jezt flohen die Weiber zurück wieder in ihre Kammer, ſie krochen ins Bett und nun hatten ſie Stof genug zu ſchwazen. Nachdem ſie ſich lange gekreuzigt, geſegnet und verwundert hatten, ſo fiengen ſie nun an, die Dinge zu erwägen, welche auf den Tod des Fürſten folgen würden. Es fiel ihnen nicht ein, den gräulichen Anſchlag zu verrathen: denn ſie ahndeten beide zu viel bei der Sache. Denken ſie nur, Frau Baaſe! ſagte die Frau von der Linden, wenn Prinz Albert Fürſt iſt, dann kommt gewiß Böhling wieder ans Brett und dann genade Gott den von der Lindiſchen, denen wirds übel gehen: da kann Ehrenfried mit ſeiner wohlweiſen Frau wohin er will, und mein Mann wird dann auch ſeinen Gang gehn, der ihm nicht gefallen wird, da bin ich Hahn im Korb; und ich, ſezte die Hebamme hinzu, komm dann auch wieder zum Meinigen, ja wenn Böhling den Fürſten nicht gefürchtet hätte, ſo hätte er mir längſt geholfen. Wiſſen ſie auch, Frau Baaſe! daß ich die Prinzen, Albert und Wilhelm, empfangen habe? Ei, um Gottes willen! ſagte die von der Linden. Ja! ja! fuhr die Hebamme fort: ſie ſind Zwillinge, Wilhelm iſt eine Stunde älter als Albert; ja es hätte wohl anders gehen können. Es war als einmal ein Gemurmel am Hof, man wollte den Albert für den älteſten ausgeben: denn Wilhelm war immer ſchwächlich, ſtill und blöde; Albert aber war immer flink. Ich denk mein Lebtag dran: als er ſo ein Bube war, da muſte er immer etwas zu thun haben, da lief er einmal im Hofe herum: nun kam ein Hündgen, ſo ein Bleſſertsgen, der bellte ihn an; was hat der Prinz zu thun? er kriegt mir den Hund am Hals, drückt ihm ſo lang die Kehle zu, bis er krepirt war. Das war ſo ſeine Herzensfreude, etwas Lebendiges tod zu machen, wenns auch nur eine Mücke an der Wand war, das Zappeln der armen Thiere war ihm eine Seelenfreude. Der ganze Hof hatte ſein Pläſir an dem Buben, der eine ſagte: das giebt einmal einen groſen Helden, der andere ſagte dies, der dritte das.

Höre ſie, Frau Baaſe! fieng die Frau von der Linden haſtig an, da fällt mir etwas ein: ſie iſt Hebamme bei den Prinzen geweſen, könnte ſie nicht noch ſagen, Albert ſei der Aelteſte, es ſei damals ein Irrthum vorgegangen? waren nicht noch mehr Leute dabei? Herr Jeh! antwortete die Hebamme — ja ich glaube gar, daß Albert würklich der Aelteſte iſt, ich weis es bei meiner Seel nicht recht, ich habe hernach nicht mehr auf die Kinder Acht gegeben: denn die Hofdamen hatten ſie nun unter der Hand. Ja der ſelige Fürſt war ſelbſt bei der Geburt beider Prinzen, hernach noch der ſelige Doktor Edelmann. Beide Kinder waren ſehr ſchwach, ſie wurden gleich vom ſeligen Hofprediger Seelbach getauft, aber die Leute ſind nun alle tod.

Das iſt vielleicht gut, erwiederte die von der Linden: man wird ja da etwas auspraktiziren können, ich muß einmal morgen mit dem Böhlingt reden, es wäre doch beſſer, wenn der Fürſt nicht umgebracht würde, das gäbe einen abſcheulichen Lärmen und das ganze Land würde doch den Albert in Verdacht haben. Wenn Albert der älteſte iſt, ſo muß ihm doch der Fürſt weichen, das iſt ja natürlich, und man kanns ihn lehren, wenn er nicht will. Ich will morgen mit Böhlingt darüber reden. Ja, aber um Gottes willen! verſezte die Hebamme: daß ſie nur nichts merken, daß wir gelauſtert haben. Laſt mich ſorgen! ſagte die von der Linden.

So brachten die beiden Weiber die Nacht zu. Kein Schlaf kam in ihre Augen über alle die ſüſen Hofnungen, die ſie ſich machten: denn nun kam noch dazu, wie glücklich ſie ſeyn würden, wenn Albert erführ, daß ſie beide ihm zur Regierung geholfen hätten.

Eine ſolche gräuliche Handlung, wie die beiden Weiber ausbrüteten, iſt blos die Geburt der Gelegenheit. Sie waren von Natur ſo bös nicht, daß ſie ſo etwas hätten denken können, wenn ſie fähig geweſen wären, alle die ſchrecklichen Folgen einzuſehen. Sie waren ärgerlich über ihre mislungene Glücksumſtände, das feuerte ſie zur Rache an, dieſe war ihnen allſo jezt ſüs, ſie ergriffen die erſte beſte Gelegenheit dazu, ohne zu bedenken, daß ſie auf dieſem Weg an einem ganzen Fürſtenthum, an vielen tauſend Menſchen zu eingefleiſchten Teufeln würden. O, wie mancher iſt am Galgen geſtorben, der als ein ehrlicher Mann ſein Ziel würde erreicht haben, wenn die Gelegenheit ihn nicht verleitet hätte! Wie gros und wahr ſind die Worte des hohen Apoſtels: ſeid **nüchtern und wacher**, das iſt: nehmt euch in Acht für allem, was die Beobachtung eurer ſelbſt, eurer geheimſten Neigungen ſchwächt, und gebt Acht auf alle euere Gedanken, Lüſte und Begierden: **denn euer Widerſacher, der Teufel, geht umher wie ein brüllender Löwe, und ſuchet welchen er verſchlinge:** denn das mächtige Weſen, welches Gott in der Schöpfung duldet und ihm zuläſt, auf das freie Geſchöpf der Menſchen zu würken, damit er durch Kampf und Proben der Seeligkeit würdig werden könne, iſt immer geſchäftig, giebt immer Acht, wo ihr am ſchwächſten ſeid, und bedient ſich aller Gelegenheiten, wie ein auf den Raub lauernder Löwe, um euch zu verderben. Doch ich fahre fort, zu erzählen.

Des Morgens früh eilten die beiden Weiber zu **Böhling**, ſie lieſen ihm ſagen:

ſie hätten etwas höchſtwichtiges mit ihm zu reden. Böhling lies ſie alſofort auf ſein Zimmer kommen, wo Patriz ſchon wieder bei ihm ſas, dieſer wollte weggehen; allein die von der Linden hies ihn bleiben: denn er müſſe es mit anhören. Nun, ſieng ſie an: denken ſie! die Frau Baaſe da iſt Hebamme bei der ſeligen Fürſtin geweſen und hat den Prinz Albert und den Fürſten empfangen. Nun glaubt ſie, Albert ſei unter beiden Zwillingen der Aelteſte.

Haſtig rief Patriz: wer war bei der Geburt? Die Hebamme antwortete: der hochſelige Fürſt, der Doktor Edelmann, etliche Hofdamen und ich; es lebt aber niemand mehr als ich. Tauſend T.... fuhr er fort, und ſprang auf: Herr Böhling! iſt nichts geſchriebenes von der Sache in der Welt? — So viel ich weis, nichts: antwortete der Alte; ſollte man denn nichts geſchriebenes machen können? verſezte die von der Linden. Die beiden

Männer ſahen ſich an und ſagten: was wollen ſie damit? Die Frau ſah gar geheimnisvoll aus und erwiederte: hören ſie, ihr Herren! ſie haben hier zwo Freundinnen, auf die ſie ſich verlaſſen können, wir können ſchweigen wie ein Stein, wir haben gemerkt was vorgeht, von ohngefehr hat Herr Patriz einmal ein Wort geſagt, das hat uns Nachdenken gemacht: kurz, ſie ſind Willens, dem Prinz Albert an die Regierung zu helfen, und da haben wir beide die Sache ſo in unſerer Einfalt überlegt: das Ding lies ſich wohl am beſten thun, wenn man beweiſen könnte, daß Albert der Aelteſte wäre.

Böhling und **Patriz** erſchraken, als ſie hörten, daß die beiden Weiber ihren Anſchlag wußten, und nun war ihnen ſehr daran gelegen, daß ſie ſich die beiden genau verbanden und ſie mit in ihren Plan verwickelten, ſie lobten daher die Weiber, und **Böhling** ſchien ſich ſo darüber zu freuen, daß er beiden herrliches Eſſen und

Trinken, und wenn Albert Fürſt wäre, das gröſte Glück von der Welt verſprach. Die beiden Frauen ſchwammen im Vergnügen und wünſchten nur noch jung zu ſeyn, damit ſie des Glücks recht lange genieſen möchten.

Nun lebte in **Rheinau** ein alter Rechtsgelehrter, ein Mann von Böhlings Karakter, vielleicht noch etwas ſchlimmer: er war Titularrath und von gegenwärtiger Regierung nicht ohne Urſache auſer Aktivität geſezt worden, doch genoß er noch ein Gnadengehalt von vier hundert Gulden, bediente noch Partheien als Advokat und half ſich ſo kümmerlich genug dadurch. Dieſer Rath Böſewein war ehemals geheimer Kabinetsſekretär des vorigen Fürſten geweſen; dies fiel dem alten **Böhling** ein, vorzüglich erinnerte er ſich, daß **Böſewein** die gröſte Geſchicklichkeit beſas, fremde Hände nachzumachen, die Geſellſchaft beſchloß alſo, den Rath dahin einzuladen und ihm ihren Anſchlag zu entdecken. Alsbald wurde ein Expreſſer abgeſchickt, und Böſewein war ſchon da, ehe man ihn erwartete.

Bei dieſem fanden ſie nun alles, was ſie ſuchten; und damit ich nicht ohne Noth in meiner Erzählung weitläuftig bin, ſo melde ich nur kurz, daß Böſewein unter ſeinen Papieren einen alten unbeſchriebenen Bogen ſuchte und fand, darauf mit einer falſchen altſcheinenden Dinte eine Verordnung niederſchrieb, in welcher der verſtorbene Fürſt ſeinen Sohn Albert, als den älteſten, zum Erbprinzen erklärte. Indeſſen da ihm Alberts Karakter von Jugend auf nicht gefallen habe, ſo ſei Wilhelm immer für den älteſten ausgegeben worden; damit aber doch den Geſezen des Hauſes nicht zuwider gehandelt würde, ſo habe der Fürſt dieſes Inſtrument verfertigt, und zu Kölln bei einem ſichern Mann niedergelegt, welcher es dereinſt Alberten einhändigen ſollte, in ſo fern er ſeine Aufführung ändern würde. Böſewein wuſte dies alles ſo ſcheinbar einzurichten, daß es keinem Zweifel unterworfen ſeyn konnte. Alle freueten ſich über dieſen Einfall, beſonders als ſich Böhling erinnerte, es ſei damals ſchon ein allgemeines Landgeſpräch geweſen: Albert ſei der älteſte. Die Hebamme fügte hinzu, ſie glaube es auch in Wahrheit: ſie wiſſe aber auch, daß man am Hof gemurmelt habe: man wolle Albert für den älteſten ausgeben, weil Wilhelm in ſeiner Jugend ſchwächlich war. Das dient zur Sache nicht, verſezte Patriz. davon muß ſie nicht muckſen. Bei Leibe! ſagte die Hebamme: dafür ſorgen ſie nicht. Nun war aber dem Böhling noch eine Schwierigkeit bei der Sache im Wege, er wendete ein: man hat aber doch Wilhelmen von der Wiege an als den älteſten erkannt. Da nun gegenwärtige Verordnung viel ſpäter eingerichtet ſei, ſo finde ſich keine Urſache, warum man gleich vom Anfang an Wilhelmen für den älteſten ausgegeben habe; da man doch zu der

Zeit vom Karakter der Prinzen noch nicht habe urtheilen können. Dieſer Umſtand müſſe nothwendig Verdacht erwecken.

Dieſer Gedanke war einleuchtend; es muſte alſo noch ein Mittel gefunden werden, wodurch man dem verſtorbenen Fürſten einen Beweggrund andichtete, warum er gleich bei der Geburt den Prinzen Wilhelm für den älteſten ausgegeben habe.

Böſewein fand dazu bald Rath. Aus tiefen Gedanken erwachend, ſagte er zur Hebamme: hatte Albert nicht einen Nabel- oder Darmbruch oder ſo etwas an ſich, daß man befürchtete, er möchte bald ſterben? Die von der Linden ſties die Hebamme an und ſagte leiſe: Ja! Ja! Die Hebamme bedachte ſich eine Weile, ja! verſezte ſie, er war in der That ſchwächlich: denn ich weis noch gar wohl, daß ſeine Fontenelle auf dem Kopf ſo gros wie ein Laubthaler war, und man in den erſten Tagen immer zweifelte, er würde ſterben.

Das iſt ja vortreflich! rief Böſewein, jezt haben wir weiter nichts mehr nöthig. Nun zerriß er ſeine erſte Verordnung, ſuchte abermal einen alten weiſen Bogen und ſchrieb eine neue mit der nemlichen Dinte: der vorige Fürſt habe wegen der Schwächlichkeit des Prinzen Alberts gleich nach der Geburt Wilhelmen für den älteſten ausgegeben, auch die Sache dabei beruhen laſſen, weil Alberts Karakter ihm nicht gefallen habe. Damit aber doch die Rechte ſeines Hauſes nicht gekränkt werden möchten, ſo erkläre er hiemit den Prinzen Albert für den älteſten und den wahren Erbprinzen, und wolle, daß dieſes Inſtrument bei dem Herrn von L . . . . . zu Kölln, als ſeinem guten Freund niedergelegt würde, mit dem Bedeuten, daß es dereinſt dem Prinzen Albert eingehändigt werden ſolle, wenn etwa Wilhelm übel regieren, oder ſich Albert beſſern würde.

Nun war es allgemein bekannt, wie viel

der Fürſt auf den Herrn von L.... gehalten hatte, da nun auch dieſer Herr tod war, ſo lies ſich alles vortreflich einrichten. Nun wurde aber der Hebamme ernſtlich empfohlen, daß ſie bei ihrer Ausſage beſtändig bleiben und ja ſagen ſolle: Albert ſei der älteſte und er ſei bei ſeiner Geburt ſchwächlich geweſen. Die Hebamme erbot ſich, ſo oft darauf zu ſchwören, als mans verlangen würde. Nun muſte noch die Unterſchrift des Fürſten nachgemacht und ſein Kabinetsſiegel darauf gedruckt werden. Dieſen Punkt einzurichten, war dem Rath Böſewein ein leichtes. Jezt wurden nun noch die beſten Maasregeln, die man zu ergreifen habe, ausfindig gemacht. Die Hebamme bekam brav Geld, damit muſte ſie wieder in ihre ſtille Hütte nach Rheinau zurück kehren, damit ihr Aufenthalt bei Böhling keinen Verdacht erwecken möchte, dabei wurde ſie ermahnt, wenn ſie der jezige Fürſt fordern lies, ſtandhaft bei ihren Worten zu bleiben: denn es

könne

könne ihr ja nichts geſchehen; hernach ſolle ſie ſehen, wie glücklich ſie werden würde. Eben ſo wollte ſich auch Böſewein verhalten: denn weil er als ehemaliger Kabinetsgeheimſchreiber auch ſcharf könnte examinirt werden, ſo wollte er ganz ſtille ſeyn und warten, bis er gerufen würde. Böhling und Patriz beſchloſſen mit dem Inſtrument nach Kölln zu Prinz Albert zu reiſen, damit ſie eines theils in Sicherheit ſeien, wenn etwa die Hebamme plauderte, oder ſonſt etwas widriges auskäme, und die von der Linden muſte mit gehen, damit ſie auch ſicher wäre, oder doch nicht plaudern möchte.

Böſewein verfügte ſich nun auch nach Haus und bediente ſich jenes niedrigen und bekannten Kunſtgrifs, ein Siegel nachzumachen. Die Fürſtliche Unterſchrift gerieth meiſterhaft, unten an die Ecke unterſchrieb er ſich ſelbſt und nun ſchickte er die Schrift verſiegelt ſeinen Geſellen in der Bosheit zu. Dieſe vollzogen ihren Plan und reiſten nach Kölln.

Während der Zeit, daß etliche Perſonen am Untergang eines vortreflichen Fürſtenpaars, vieler Familien und am ſchrecklichſten Unglück eines ganzen Landes arbeiteten, beſtrebten ſich Fürſt Wilhelm, ſeine Gemahlin und ſo viele rechtſchaffene Menſchen, ſo viel Gutes zu thun, als möglich war. Sie träumten ſich eine ſüſe Zukunft und entwarfen alle zuſammen ſolche vortreffliche Plane, als ſie nur edle und groſe Geiſter erdenken können. Der tiefſinnige Forſcher göttlicher Geheimniſſe ſcheitert oft an dem Gedanken: wie es möglich ſei, daß die Vorſehung, welche doch allen Menſchen wohl will, durch ſolche Werkzeuge ihr Glück manchmal auf immer vernichten könne? Allein man darf nur aufs Ende, und auf die Folgen ſehen, ſo ſcheitert man nicht mehr.

Einsmals als Ehrenfried mit ſeiner Theodore und dem alten Dietrich hinter dem Haus im Garten in einer Laube ſaß und ſie alle drei göttlich ruhig und vergnügt zuſammen waren, ſo kam ein Laquay von Hof, und brachte Ehrenfried einen Befehl, augenblicklich zum Fürſten zu kommen. Ehrenfried erſchrak, daß er zitterte, es ahndete ihm nichts Gutes: er lief alſo fort, zog ſich geſchwind an und gieng ins Kabinet des Fürſten. Dieſer ſaß da traurig, betäubt und mit Thränen in den Augen. So wie Ehrenfried zur Thüre herein trat, reichte er ihm eine Schrift, ohne ein Wort dabei zu ſagen. Der Kammerrath las, ward blaß und taumelte hin und her. Ueber eine Weile ermannte ſich der Fürſt, er ſtund auf, grif Ehrenfried an der Hand und ſagte: ruhig mein Freund! wir gehn, ſo bald wir können, und theilen unſer Schickſal zuſammen: ich glaube nicht, daß er mit ſeiner Familie hier bleibt, wenn Albert zur Regierung kommt. Wie! rief Ehrenfried mit Schrecken und Erſtaunen, Ew. Durchlaucht wollen dem erdichteten Schelmſtück glauben? es iſt wahrlich falſch, und der Teufel hat wieder ſein Spiel dabei gehabt. Wie kommen Ew. Durchlaucht zu dem fatalen Ding? Der Fürſt antwortete: ein Syndikus von Kölln nebſt dem Herrn von Zittern, ſind von meinem Bruder mit der Schrift an mich abgeſandt worden; vor einer Stunde waren ſie hier, begehrten Audienz und überreichten mir das Original, mit der Nachricht, daß es zu Kölln von Notarius und Zeugen ſei abgeſchrieben und dort dem Rath in Verwahrung gegeben worden. Zugleich ſagten ſie mir, daß Albert in Kölln ſei: denn die Schrift ſei unter den Papieren des Herrn von L... gefunden und dem Prinzen zugeſchickt worden, darauf ſei er dorthin abgereiſt, und er läſt mir nun ſagen: daß ich mich gutwillig an einem mir gefälligen Ort retiriren möchte, damit er nicht nöthig habe, Gewalt zu brauchen. Kammerrath! ich glaube die Sache hat ihre Richtigkeit, ich habe in meiner Jugend zuweilen ein und anders gehört, das mich fürchten macht, Albert habe recht. Ich will ihm nicht im Weg ſtehen, ich will die Regierung niederlegen. Um Gottes willen! erwiederte Ehrenfried: ſeien Ihro Durchlaucht nicht zu raſch, laſt uns erſt die Sache unterſuchen, es liegt ſo vieler Menſchen Glück und Unglück in derſelben verborgen, daß es in der That eine Gewiſſensſache iſt. Der Fürſt antwortete: wenn Gott meinen Bruder zur Regierung durch die Geburt beſtimmt hat, ſo können wir nichts dawider, mir kömmt ſie dann nicht zu. Geh er nur, mein Freund! unterſucht zuſammen, was zu unterſuchen iſt, ich will zu meiner Gemahlin gehen und ſie zu dem Schlag vorbereiten. Ehrenfried bat, der Fürſt möchte befehlen, daß der Hof, die Regierung und die Kollegia zuſammentretten möchten, damit jeder von dem Verfall benachrichtiget würde, vielleicht fände ſich noch jemand, der Aufklärung in der

Sache geben könnte: denn er zweifelte noch immer, ſie ſei nicht ganz richtig. Der Fürſt nahm den Rath an, er lies den Hof zuſammen kommen. Die Regierung, die Kammer und die andern Kollegien verſammelten ſich, und einem jedem wurde bekannt gemacht, was der Fürſt für Nachrichten bekommen habe. Anſtatt der bisherigen Ruhe und Friedens bemächtigte ſich nun Beſtürzung und Unruhe aller Herzen; ſehr wenige, die im Trüben zu fiſchen hoften, waren innerlich zufrieden, ob ſie ſich gleich äuſſerlich verlegen anſtellten. Nun wurde die Schrift unterſucht, man erkundigte ſich, wer bei der Geburt der Prinzen gegenwärtig geweſen, und fand, daß alle, bis auf die Hebamme, tod waren. Dieſe lies man rufen, ſie kam vor die Regierung, man fragte ſie, lies ſie ſchwören, die Wahrheit zu ſagen, und ſie bekannte getroſt: Albert ſei unſtreitig der älteſte; weil er aber ſchwächlich geweſen, ſo hätten alle gegenwärtige viel Geld bekommen, daß ſie alle ſagen ſollten, **Wilhelm** ſei der älteſte. Nun wurde die Frau entlaſſen und der Rath **Böſewein** vorgefordert. Dieſer muſte nun die Schrift beſehen, und ſagen: ob er ſie zu der Zeit, wie der unterſchriebene Datum auswieſe, auf des Hochſeligen Fürſten Befehl entworfen habe? **Böſewein** ſtellte ſich traurig und beſtürzt. Gott! rief er aus: muß denn dies unſelige Ding gerad jezt zum Vorſchein kommen! wie gern möchte ich ſagen, ich hätte es nicht geſchrieben! er ſtellte ſich an, als wollte er nicht reden; allein er muſte. Nun bezeugte er mit der gröſten Umſtändlichkeit, wie der Hochſelige Fürſt ihn in der gröſten Gewiſſensunruhe ins Kabinet habe kommen laſſen und ihm aufgetragen habe, die Verordnung zu entwerfen, und daß er ſelbſt ſie nach **Kölln** zum Herrn von L.... habe bringen müſſen; es ſei auch eine Kopie davon verſiegelt in die Kabinetsregiſtratur gelegt worden, ſie habe ſich aber verlohren, und er wiſſe nicht, wo ſie hingekommen ſei. Jezt zweifelte niemand mehr an der Gewisheit der Sache. Alles gerieth in Verwirrung, man ſuchte im Archiv, in den Regiſtraturen, man beſchloß, man verwarf wieder, und es blieb bei dem alten.

Während der Zeit brachte der Fürſt ſeiner Gemahlin die traurige Nachricht bei; er fand ſie aber entſchloſſener und ſtandhafter, als er ſelber geweſen war, ſie fügte ſich in den Willen Gottes und ſtellte ſich ihr zukünftiges Privatleben ſehr ruhig und angenehm vor. Nun muſte Theodore zu ihr kommen, ſie hatte freilich ihre Augen roth geweint, aber doch lächelte ſie ihrer Freundin entgegen. Komm, Theodore! rief ſie zärtlich; komm hier neben mich auf den Sofa! ich bin nicht mehr deine Fürſtin, aber deine Freundin — ſie weinte wieder und erzählte ihr, was vorgegangen war. Theodore erſchrak, als wenn ſie vom Donner gerührt wäre. Die betrübten Folgen von Alberts Regierung ſtunden ihr alle vor der Seele, und zudem ſahe ſie, daß nun alle ihre Herrlichkeit zu Rheinau ein Ende habe. Doch faſte ſie ſich auch, denn ſie verlies ſich, nächſt Gott, auf ihr Vermögen, ſie konnte nebſt ihrem Mann, und wenn ſie auch Kinder bekommen würde, reichlich leben; überdas war ihr die Gnade der Fürſtin, oder ihre Freundſchaft, unſchäzbar, und da ſie in Zukunft beiſammen leben wollten, ſo träumeten ſie ſich beide in die angenehmſte Zukunft hinüber, weil ſie dann die Verhältniſſe des Hofs nicht mehr hindern würden, und wurden allſo auf ihrem Sofa ganz ruhig.

Indeſſen machte nun jeder ſeine eigenen Plane: der Fürſt nahm ſich vor, nach Hamburg zu ziehen und dort ein Privatleben zu führen; Ehrenfried, der jezt beſtändig um ihn war, wollte erſt ſeine Sachen in Ordnung bringen und ihm dann derthin folgen; die übrige Dienerſchaft war in der äuſſerſten Verwirrung, viele wären auch gern weggezogen, aber ſie hatten kein Brod, und grauten allſo für den Dingen, die kommen würden.

Die Abgeordneten von Kölln wurden nun abgefertiget, der Fürſt ſchrieb ſeinem Bruder und trat ihm förmlich die Regierung ab. Solchergeſtalt gieng die ganze Veränderung ohne die mindeſte Unruhe vor ſich; das ganze Land aber trauerte, als ein Edikt von der Regierung angeſchlagen wurde, worinnen man die ganze Sache dem Staat bekannt machte. Nirgends wurden Freudenanſtalten gemacht, überall war feierliche Stille, und in jedem Herzen Furcht vor der Zukunft.

Prinz Wilhelm und ſeine Gemahlin nebſt ihren treueſten Bedienten, ſo viel ſie ihrer in ihrem zukünftigen Zuſtand bedurften, zogen indeſſen heimlich in der Nacht fort, damit keine Empörung entſtehen möchte, ſie nahmen ihre Chatulle, Juwelen und ſo viel Möbeln mit, als ihnen zukam, und er hinterlies einen Brief an ſeinen Bruder, worin er ihm wegen der jährlichen Apanage ein und andern Auftrag gab, und ihm zu der Regierung des

Vatterlandes freundlich Glück wünſchte. **Ehrenfried** und **Theodore** waren bis auf den lezten Augenblick bei dem edlen Paar, und in der Hofnung eines baldigen Wiederſehens, wurde der Abſchied nicht ſo ſchwer.

Eine Woche nachher kam Prinz **Albert** nebſt ſeinen wenigen Getreuen an, der alte **Böhlingk**, ſein Sohn und Patriz ſaſen bei ihm in der Kutſche: in einem andern Wagen war **die Frau von der Linden** nebſt dem Sekretär des Prinzen und noch ein Paar andere Bedienten. Die Bürgerſchaft der Stadt Rheinau zog ihm entgegen, es wurden Kanonen abgefeuert und des Abends die Stadt erleuchtet; das war alles, was zu ſeinem Willkommen geſchahe. Das erſte was der neue Fürſt begann, war das gewöhnliche Kompliment, daß er einen jeden ſeiner Gnade verſicherte und in ſeiner bisherigen Bedienung beſtätigte.

Ich halte mich übrigens mit den Einrichtungen dieſes Fürſten nicht auf, ſondern erzähle nur die Lebensgeſchichte der Theodore von der Linden und was in dieſelbe einſchlägt. Ehrenfried, der aus der Geſellſchaft des Fürſten wohl ſchlieſen konnte, was er zu erwarten haben würde, beſchleunigte ſeine Geſchäfte, nur um ſo viel mitnehmen zu können, als er zu ſeinem Unterhalt brauchte, und ſich dann je eher je lieber aus dem Staub zu machen.

Ein Paar Tage nach Alberts Ankunft, war die ganze von der Lindenſche Familie in Ehrenfrieds Haus beiſammen, und ſie berathſchlagten ſich untereinander, wie ſie ihre Sachen am klügſten einrichteten, ſie überlegten die Sache auf allerhand Art, und da Heimburg jezt wieder auſer Amt war, auch noch kein Haus gekauft hatte, ſo beſchloß er mit ſeinem Geld zum Fürſten von Traubenheim in ſeine Vatterſtadt zu gehen und dort Dienſte zu ſuchen: denn der älteſte Prinz hatte kürzlich die Regierung angetretten. Zu dieſem Herrn hatte auch Prinz **Wilhelm** nebſt ſeiner Gemahlin ſeine erſte Zuflucht genommen: denn er war, wie aus dieſer Geſchichte bekannt iſt, ſein Schwager. Hans Jakob, welcher keine Beziehung auf den Hof hatte, wollte, nebſt ſeinem Vatter, zu Rheinau bleiben, und als Privatmann die Handlung fortſezen. Was aber alle zuſammen am meiſten beunruhigte und was ihnen unbegreiflich vorkam, das war der Aufenthalt der **Frau von der Linden** am Hof, doch ahndeten ſie die eigentliche Urſache nicht von weitem. Trauriger als jemals giengen die guten edlen Leute jezt von einander, und der Schlag, der ihnen bevorſtund, ſchien ſchon zum voraus ihre Seelen zu trüben.

Des andern Morgens kam zum Erſtaunen der ganzen Stadt, ein Notarius, ein Paar Deputirten, nebſt einem Kommando Soldaten in **Ehrenfrieds** Haus, die Thüren wurden mit ſtarken Wachen beſezt, alles verſiegelt, und dem vortreflichen

Mann nebſt ſeiner Frau angedeutet, mitzugehen. Tiefer Kummer drang durch ihre Herzen, ſie umarmten ſich, weinten ſtumm, küßten ſich oft, und **Ehrenfried** ſagte: jezt, mein Kind! gehen die Tage der Prüfung an, aber glaube gewiß, Gott wird uns beiſtehen und die Verſuchung nicht über Vermögen gehen laſſen: ſei nur ſtandhaft, traue Gott, bethe zu ihm ohne Unterlaß und richte dein Herz ganz auf ihn, ſo wirſt du himmliſchen Troſt fühlen: ich werde es auch ſo machen. Nun giengen ſie mit der Wache fort. Jedermann ſchauete verſtohlner Weiſe zum Fenſter heraus und opferte dieſen allgemeinen Wohlthätern eine Thräne des Mitleids; ſie wurden indeſſen von einander getrennt und jedes in ein enges Gefängnis in Verwahrung gebracht.

Meine Leſer werden über dieſes Verfahren des Fürſten erſtaunen und nicht begreifen können, wie er dazu kam; allein ich will das Geheimniß enthüllen, und dann werden ſie für das vortreffliche Ehepaar zittern. Der junge Böhling, der jezt alles galt, war fürs erſte Kabinetsſekretär geworden: ihm lag die Vergiftungsgeſchichte noch im Kopf, er wuſte, daß der Fürſt, nebſt ihm, bei aller Welt im ſtärkſten Verdacht war: zudem ſtand ihnen Ehrenfried, als ein thätiger, rechtſchaffener, in allem Betracht groſer Mann und Günſtling des vorigen Fürſten, gewaltig im Weg: ferner muſte nun die Frau von der Linden belohnt werden, und endlich hatte auch Böhling ſeinen alten Groll noch nicht verſchmerzt: alle dieſe Urſachen zuſammen brachten in ſeiner Adramelechsſeele den erhabenen — hölliſchgroſen Gedanken hervor, die Theodore als Giftmiſcherin der vorigen Fürſtin anzuklagen und in Inquiſition zu ziehen. Durch dieſen Schlag wurden alle Weſpen, die auf ſein und des Fürſten Herz los ſtachen, auf einmal tod geſchlagen. Er trug dem Fürſten ſeinen Plan vor, und der gaudirte ſich in ſeiner Seele darüber: denn dadurch wurde der Haß und der Verdacht des Volks von ihm ab und der Theodore zugewendet. Ehrenfried wurde unwürkſam, die Güter conſiſzirt und der Frau von der Linden geſchenkt, und endlich war ja auch die Rache honigſüs. Nur ein Punkt war noch zu berichtigen; wie machte man wahrſcheinlich, daß Theodore eine ſo gräuliche That unternehmen konnte? — **Böhling** war bald damit fertig, Prinz **Wilhelm** hatte ſich in ſie verliebt, und ſie liebte ihn zur Vergeltung unmäſig wieder; beiden ſtand die Fürſtin im Wege, ſie beſchloſſen allſo zuſammen, ſie fortzuſchaffen. Als aber die Sache fehl ſchlug, ſo ſuchte Theodore den Verdacht dadurch von ſich abzuwenden, daß ſie der Fürſtin die gröſte Treue bewies, dadurch gewann ſie ihre Gnade, die Liebe des Prinzen verlöſch wieder u. ſ. w. Dieſe Reden wurden nun ausgeſprengt, die Stadt und das Land wurden voll davon, der gröſte Theil glaubte ihnen, und nur die Bekannten und Nachdenkendſten konnten allenfalls die Kabale ahnden, die geſpielt wurde. **Heimburg** hörte mit kaltem Schauder und Todesſchrecken dies Gerücht zuerſt, er flog zu **Hans Jakob**, **Clementinen** und dem alten **Dietrich**, und erzählte ihnen ohne Umſchweif die Gefahr, welche ihnen allerſeits über dem Haupte ſchwebte. **Dietrich** hatte nie eine ſo ſchwarze Bosheit ſich vorſtellen können, aber ſeine liebe Tochter, ſein goldiges Mägdchen in dem Unglück zu ſehen und Gefahr zu laufen, daß ſie eines ſehr ſchmähligen Todes ſterben würde, das war ihm unausſtehlich, er war betäubt, aller ſeiner Sinnen beraubt und lief aus einer Ecke in die andere. **Clementine** riß ſich die Haare aus dem Kopf, ſas auf der platten Erde und weinte. **Hans Jakob** ſchnaubte auf und ab in der Stube, griff bald zum Hirſchfänger bald zur Piſtole, dann ſties er ſchäumend die Worte heraus: **O Caſſius! o Brutus! Ihr waret, hol mich Gott! herrliche Kerls, aber —**

Heimburg bat ihn um Gotteswillen, ſtill zu ſeyn; endlich wurde er ſo viel ruhig, daß man einen vernünftigen Schluß mit ihm faſſen konnte, und der beſtand darinnen: ſie wollten alle ſo viel Geld zuſammen machen, als ſie könnten, alles im Stich laſſen, nach einander einzeln und ſtille aus der Stadt ſchleichen, dann an einem beſtimmten Ort ſich wieder verſammlen und mit einander nach Traubenheim gehen, allwo ſie ferner ihre Maasregeln nehmen wollten; dies alles führten ſie ſo klüglich aus, daß ſie ſchon weit weg waren, ehe es jemand merkte. Dieſe Entweichung der Familie gab freilich dem Verdacht beim allgemeinen Volk noch mehr Gewicht; allein der Vernünftige billigte ſie. An Vertheidigung, an Recht und Billigkeit war da nicht zu denken: Dietrich und ſeine Kinder muſten vielmehr erwarten, daß man ſie auch noch mishandelte.

Das allerentſezlichſte für ſie war, daß ſie ihre beiden Lieben zurücklaſſen muſten.

Dietrich war am übelſten fortzubringen. Hundertmal ſchauete er nach Rheinau um, weinte und ſagte: das ſei Gott geklagt! mein armes goldiges Kind! — Du lieber Gott erbarm dich doch! u. ſ. w.

Als ſie nun an einem ſichern Ort waren, ſo erquickten ſie ſich mit Eſſen und Trinken, namen nun ein Paar Kaleſchen, und jagten was ſie jagen konnten nach **Traubenheim**: denn ſie fürchteten, Prinz **Wilhelm** möchte ſchon fort ſeyn: das hatte aber keine Gefahr: denn ſein Herr Bruder, der Fürſt **Auguſt** von **Traubenheim**, hatte ihn überredet, bei ihm zu bleiben und ſein Geld dort zu verzehren. Zu dem Ende wies er ihm das ſchöne Luſtſchloß zur Reſidenz an, wo der vorige Fürſt während der Kommiſſion gewohnt hatte.

Sie kamen des Abends ſpät an. **Heimburg** und **Hans Jakob** beſchloſſen allſofort den Abend noch zum Prinzen zu gehen und ihm zu erzählen, wie es dem armen **Ehrenfried** und ſeiner Frau gienge. Sie erhielten alsbald Audienz. Der Prinz empfieng ſie auſerordentlich gnädig, fragte aber im Augenblick, wo bleibt denn **Ehrenfried**? **Hans Jakob** antwortete: Ihro Durchlaucht! der ſizt mit ſeiner Frau, meiner Schweſter, im Kerker; mit den Worten ſtürzte ihm ein Strom Thränen aus den Augen, er fieng an hin und her zu wandeln, Ihro. Durchlaucht! rief er: retten Sie Ihren alten Getreuen! Gott verzeih mir meine Sünde! — ich werde ſonſt, hol mich Gott! ein **Brutus**. **Heimburg** erſchrak über die Worte und wollte ſeinen Schwager entſchuldigen; allein der Prinz ſagte: ſie haben nicht nöthig, ihn zu entſchuldigen, das thut er ſelbſt: aber warum ſizen die guten Leute denn? **Heimburg** erzählte die ganze Geſchichte. Nun erſchrak **Wilhelm** ſelbſt, daß er blaß wurde: denn eine ſolche Bosheit hatte er ſich nicht vorgeſtellt, er wurde unruhig und ſagte: da iſt keine Zeit zu verlieren: denn man kann nicht wiſſen, wozu noch der Tirann verleitet werden kann. Gehen ſie in ihr Logis und ſeyn ſie ruhig, ich ſchaffe **Ehrenfried** und ſeine Frau frei und frank hieher, oder ich laſſe mein Leben für ſie. **Heimburg** und **Hans Jakob** wurden entzückt für Freude, ſie küſten dem Prinzen die Hand, und ſagten: Gott belohne **Ew. Durchlaucht** dafür. Nun giengen ſie wieder in ihr Quartier, erzählten ihrem Vatter und ihren Weibern, was ihnen der Prinz geantwortet hatte und nun nährten ſie ſich alle mit der fröhlichen Hofnung, ſie würden bald ihre Freunde wiederſehen.

Prinz Wilhelm erzählte ſeiner Gemahlin, wie es zu Rheinau ſtünde, und er entdeckte ihr, was er vor habe: ſie munterte ihn auf, ſeinen Vorſaz auszuführen und begleitete ihn zu ihrem Bruder in ſein Kabinet, welcher eben im Begrif war, ſich niederzulegen. **Wilhelm** ſagte ihm die Geſchichte ganz kurz und bat ihn, ihm die hundert Mann, welche in der Stadt in Beſazung lagen, auf 24 Stunden zu lehnen. Fürſt **Auguſt** thats von Herzen gern, und ermahnete ihn, ſich wieder auf den Stuhl ſeiner Väter zu ſezen. Nein! antwortete **Wilhelm**: dafür bewahre mich Gott, das kommt mir nicht zu; aber den Kammerrath und ſeine Frau muß ich retten: denn ſie habens um mich verdient. Alsbald wurde dem Kommendanten Befehl gegeben, in einer Stunde war die Mannſchaft bereit, Prinz **Wilhelm** begab ſich an ihre Spize und führte ſie an. Des Morgens früh erſchien er mit ſeinem Trupp vor dem Thor zu **Rheinau**, hier hielt er ſtill und ſchickte einen Offizier an ſeinen Bruder **Albert** mit einem Grus, und dem Erſuchen, allſofort **Ehrenfried** und ſeine Frau herauszuſchaffen ohne ihnen ein Haar zu kränken; ferner ihr Haab und Gut und alles was ſie hätten unverſehrt zu laſſen, und ihnen alles bewegliche auszuliefern, oder er würde ſie mit dem ihrigen mit Gewalt holen. **Albert** bekam dieſe Nachricht noch im Bett. Die Stadt **Rheinau** war nur mit einer Mauer umgeben, und gar nicht darnach eingerichtet, einer ſolchen Gewalt zu widerſtehen. **Albert** willigte allſo in alles, **Böhling** wurde im Augenblick geholt, der Abgeſandte drang auf ſchriftliche Antwort, es wurde eine aufgeſezt und von dem Fürſten unterſchrieben, worinnen **Albert** alles verſprach, was von ihm begehrt wurde.

Während der Zeit, daß dieſes vorgieng, kämpften **Ehrenfried** und ſeine **Theodore** jedes in ſeinem eigenen Kerker mit den traurigſten Erwartungen, ſie waren des vorigen Tages jedes beſonders verhöret worden, und ſie vernahmen ihre Anklage mit dem gröſten Entſezen; die **Böhlinge**, Vatter und Sohn, nebſt **Böſewein** und noch zween Nichtswürdigen machten die Kommiſſion aus, die ihre Sache unterſuchen ſollte; ſie konnten allſo leicht denken, was ſie zu erwarten hatten, man hatte ihnen ſchon mit der Folter gedroht, und beide glaubten nicht anders, als ſie würden ohne Zweifel mit dem Leben bezahlen müſſen. Man ſtelle ſich die Lage zweier Leute, die bißher lauter Wonne und Vergnügen geſchmeckt haben, recht lebhaft vor, man denke ſich an ihre Stelle und urtheile, ſo wird man ihnen nachempfinden können, wie ihnen zu Muth war.

Des andern Morgens um acht Uhr kam ihr wachthabender Offizier, der kündigte ihnen ihre Freiheit an. Beide wurden losgelaſſen, ſie trafen ſich vor der Thür des Gebäudes, fielen ſich um den Hals und weinten laut, ſie knieeten, von ihrer lebhaften und feurigen Dankempfindung gegen Gott durchdrungen, auf freier Straſe nieder. Alles Volk lief jezt zuſammen, ſo daß die ganze Gaſſe lauter Köpfe war, man las jedem die Freude im Geſicht, die er über dieſen Vorfall empfand, ob gleich alles ſtill war. Jezt erfuhren ſie auch die Urſache ihrer Befreiung: denn **Wilhelms** Geſandter fand ſich zu ihnen und ſagte ihnen, daß er vor dem Thor hielt und ſie erwartete. Mit geflügelten Schritten eilten ſie fort zu ihm, ſie trafen ihn auf dem Pferd mit dem bloſen Degen in der Hand, als er ſie aber ſahe, ſo ſteckte er ſein Schwerd ein, ſtieg vom Pferd und umarmte beide. Meine Feder iſt zu ſchwach, zu erzählen, was hier in **Ehrenfrieds** und **Theodorens** Herzen vergieng.

Nun ſchikte der Prinz in die Stadt, lies auf dem Poſthaus einen Wagen mit Pferden holen, welcher **Ehrenfried** und ſeine Frau fahren muſte, und ſo begleitete ſie ein Prinz mit einer Kompagnie Soldaten nach **Traubenheim** zu den Ihrigen. Den ganzen Weg über ſchloſſen ſich die beiden beſtändig in ihre Arme und vergoſſen Thränen der Zärtlichkeit und der Freude. Als ſie aber zu **Traubenheim** ankamen und an dem Wirthshaus ausſtiegen, wo ſich ihre Freunde aufhielten, ſo ſchwankten ſie und konnten kaum Athem holen. **Dietrich**, **Hans Jakob**, **Heimburg** und die beiden Weiber ſtunden an der Thür, ein magnetiſcher Zug zog ſie alle zuſammen in Eins und alle weinten. Jezt wurde **Dietrich** wieder ein Menſch, er ſchleppte ſeine Tochter in die Stube, umarmte und küßte ſie wieder und weinte an ihrem Hals. Nun ſeis Gott gedankt, fieng er an, es geht doch alles ſeinen Gang, unſer Herr Gott verläßt die Seinigen nicht, ſo wirds auch Prinz **Wilhelm** gehen, er iſt ein Engel Gottes und ſeine Gemahlin auch; daß **Albert** der älteſte iſt, das iſt, bei Gott! gelappt, es iſt nichts dran, ich habs immer anders gehört, und unſer Herr Gott wird ihm auch wieder auf den Thron helfen. Jezt aſen ſie alle zuſammen und waren fröhlich, nichts lag ihnen nun noch am Herzen als ihre Güter, denn ſie wuſten noch nicht, daß auch Prinz **Wilhelm** dafür geſorgt hätte. Als ſie gegeſſen hatten, ſo beſchloſſen ſie, allzuſammen zum Prinzen zu gehen und ihm zu danken. Sie giengen hin, der Prinz und ſeine Gemahlin waren beiſammen, **Charlotte** empfieng ihre **Theodore** mit Freudenthränen: der gute **Dietrich** wuſte nicht, wie er ſich gebehrden ſollte, ſein Dank aber drang tief in alle Herzen, weil ein jedes Glied ſeines Leibes laut redete. Nun ſagte ihnen **Wilhelm**, was er auch in Anſehung ihrer Güter gethan hätte und noch thun würde: ihre Mobilien ſollten ihnen ausgeliefert, ihre Intreſſen bezahlt und ihre Häuſer und liegende Güter unangetaſtet bleiben. Dieſe vätterliche Verſorge verurſachte neuen Dank.

Nun blieben Ehrenfried und Theodore am Hof, um wieder neue Plane auf die Zukunft entwerfen zu helfen, Dietrich aber und die andern giengen nach Haus, und überlegten ebenfalls, wie ſie nun ihre Sachen einrichten wollten. Das erſte, was ſie vornahmen, war ein Haus zu pfachten, in welchem ſie anfänglich beiſammen leben wollten, bis man ſähe, wie Gott die Sachen ferner fügen würde. Dies geſchahe, und nach und nach kamen auch

Mobilien, Geld, Bücher, Schriften, kurz alles von **Rheinau** und dem **Blumenhof** an, was nur nagellos war, nichts blieb zurück. Die von der Lindensche Familie lebte alſo ruhig von ihren Intreſſen und Einkünften, es fehlte nichts zu ihrem Glück, als daß ihr thätiger Geiſt aufgehalten wurde, Gutes zu würken. Doch die Vorſehung gab ihnen nur hier einen Ruhepunkt, eine Erholung, um hernach deſto lebhafter handeln zu können.

Fürſt **Albert** hauſet indeſſen zu **Rheinau**, wie mans von ihm erwarten konnte. Der alte **Böhling** wurde Präſident aller Kollegien, **Böſewein** Kanzleidirektor, der junge **Böhling** war Kabinetsgeheimſchreiber, die Frau von der **Linden** Hofmeiſterin, und die vorigen treuen Bedienten wurden zwar beibehalten, aber ſo eingeſchränkt, daß ſie nichts thun konnten und auch nicht wollten. Prinz **Wilhelm** hörte von Zeit zu Zeit die Klagen ſeiner ehemaligen getreuen Unterthanen und

Bedienten, das Herz that ihm weh, er vergoß oft Thränen der Wehmuth, konnte aber nicht helfen.

Während all dieſen Geſchichten hörte und ſahe man von dem alten Hofrath Heimburg nichts, alle Mühe, die man angewandt hatte, um ſeiner habhaft zu werden, war vergeblich. Der junge Heimburg litte am meiſten dabei, und oft kam ihm in einer melancholiſchen Laune der Gedanke, fort zu gehen und ihn zu ſuchen: ſeine Freunde redeten ihm dann ein und brachten ihn wieder davon ab.

Doch beſchloß er einmal, den Bauern Tillmann Gros zu beſuchen, um deſſen willen ſein Vatter ſo elend herumpilgerte. Seine Abſicht war, ſich zu erkundigen, ob ihm nicht noch könnte geholfen werden, er beſchloß alsdann, die Sache zu übernehmen, weil er doch jezt nichts zu verſäumen hatte. In Dienſte mochte er jezt noch nicht treten: denn es war gerad keine Stelle vakant, die ſich für ihn ſchickte, und zudem hatte er nun ja Vermögen genug, um warten zu können.

Heimburg fand den Alten zu Haus, er ſchien ihm ziemlich munter zu ſeyn und er gab ſich ihm zu erkennen. Tillmann fieng gleich von dem armen herumſchweifenden Vatter an zu reden, er entſchuldigte ihn aufs Beſte und ſagte: der Herr Hofrath hat nach dem Recht gehandelt, ich kanns ihm nicht verdenken, Gott hatte es ſo über mich verhängt, jezt habe ich mein Brod ſo gut wie vorher, ich verlangte doch nun das Gut nicht wieder: denn meine Söhne ſind fleiſig, ſie verdienen brav Geld und ich kann recht wohl leben. Heimburg fiel bei dieſer Nachricht ein ſchwerer Stein vom Herzen, in dieſer Freude fragte er den Alten, wie viel ihn ehmals der Prozeß gekoſtet habe? Tillmann antwortete: baare zwei tauſend Gulden. Nun die will ich euch wieder geben, fuhr Heimburg fort, ihr könnt euch das Kapital auf Intreſſe thun, und ich hoffe, ihr werdet alsdann alles vergütel bekommen haben, was ihr durch meinen Vatter verlohren habt. Nein! rief der Alte, dafür bewahre mich Gott, daß ich das Geld nehmen ſollte, nein! nein! das thue ich nicht. Heimburg hielt an; allein es half alles nichts, wenn ſie mirs ſchicken, verſezte der Alte, ſo bekommen ſie's entweder wieder zurück, oder ich vermach's den Armen: das lezte könnt ihr thun, edler Mann! erwiederte Heimburg, ſchickt mirs nur nicht wieder; allein ich hielt dafür, es könnte euern Kindern doch gut thun. Wenn ichs ſelber verdient hätte, antwortete Tillmann, ſo hätte ich nichts dawider, aber geſchenkt mag ichs nicht, wenn unſer einer ſo viel Geld auf einmal bekommt, ſo verhaſt er ſich dran und wird ein Böſewicht, und meine Buben würden alsdann ſtolz und nicht mehr arbeiten wollen, die zwei tauſend Gulden würden bald verzehrt ſeyn und dann wären wir weniger zur Arbeit geſchickt. Lieber Herr! ich bitte ſie um Gottes willen, behalten ſie das Geld:

denn wenn wirs in die Finger bekommen, ſo möchten wir der Verſuchung nicht widerſtehen können.

Heimburg erſtaunte über dieſen Mann. Seid mir geſegnet, Mann Gottes! rief er, man findet wenige eures gleichen in der Welt; wißt ihr, was ich dann thun will, wir ſind einmal ſchuldig euch ſchadlos zu halten, wenigſtens mein Vatter glaubt es. Nun ich ſchenk euch doch die zwei tauſend Gulden, ſie ſind euer, weil ihr aber glaubt, ihr möchtet nicht gut damit haushalten, ſo will ich euer Haushalter ſeyn, und euch jährlich hundert Gulden Intreſſen bezahlen, ich will das Geld auslehnen und die Handſchrift für euch und eure Kinder hinters Gericht legen. Der Alte bedachte ſich ein wenig, endlich ſieng er an: lieber Gott! quälen ſie mich doch nicht, — doch damit ſie ſehen, daß ich eben auch nicht eigenſinnig bin, ſo machen ſie's denn ſo: (aber ich ſage meinen Kindern nichts davon.) Die hundert Gulden jährlich, die

thun

Thun ſie mir immer wieder auf Intreſſe, und machen ſie die Verordnung dabei, daß von dem Geld demjenigen von meinen Kindern und Nachkommen, der durch Krankheit oder Unglück arm wird, geholfen werden ſoll, ſonſt ſoll aber niemand Theil daran haben, nur der arme Unglückliche ſolls genieſen, ſonſt niemand, und wenn kein Unglücklicher da iſt, ſo bleibt das Geld immer ſtehen, und wenn meine Familie ausſtirbt, ſo fällts an die Armen.

Heimburg verſprach, die Verordnung genau ſo in **Tillmanns** Namen zu machen, ſie dem Allmoſenamt, nebſt den zwei tauſend Gulden einzuhändigen, und demſelben die Verwaltung zu überlaſſen. Nun erkundigte er ſich auch nach ſeinem Vater, aber er ſah und hörte nichts von ihm; bald fieng er an zu zweifeln, ob er nicht gar verunglückt oder doch im Elend geſtorben ſei. Dieſer Gedanke folterte ihn ſo, daß er ganz ſchwermüthig darüber wurde. Indeſſen dauerte dieſe Sorge nicht lange mehr: denn der alte Hofrath zeigte ſich bald wieder in ſeiner vollen Kraft.

Die Frau von der Linden war, wie geſagt, Hofmeiſterin am Rheinauer Hof; allein ſie ſchickte ſich zu dem Amt gar nicht, daher wurden ihr andere Leute zugegeben. Dies verdroß ſie: denn ſie wuſte ſich viel damit, daß ſie doch die erſte Urſache ſei und dem Fürſten zur Regierung geholfen habe. Dazu kam noch, daß ihres Mannes Vermögen ihr nicht zu Theil werden konnte: denn dafür hatte Prinz **Wilhelm** geſorgt, und endlich ſchien es ihr auch, als weñ man ſie nicht genug äſtimirte, das alles machte ſie verdrieslich. Ihre Kamerädin, die Hebamme, war plözlich geſtorben, man murmelte davon, als ſei ſie vergeben worden, ja man ſagte ſich ſogar ins Ohr, daß dies Stück vom jungen **Böhling** ausgeführt worden ſei. Allmählig ſchlich ſich alſo ein Gedanke der Reue ins Herz der Frau von der Linden, ihr Zweck war ihr fehl geſchlagen, ihr Haß nach und nach erkaltet, die Liebe zu ihrem Mann, vorzüglich zu ihrer Tochter, kam wieder in ihre Bruſt, und nun ſieng ſie auch an, für ihr Leben beſorgt zu werden: denn ſie vermuthete wohl, daß man die Hebamme darum aus dem Weg geräumt habe, damit ſie nicht plaudern möchte, und daß man bald eben ſo mit ihr verfahren würde. Endlich gefiel ihr auch das Hofleben gar nicht, beſonders weil man ſie verachtete, und ihr, wegen ihrer ländlichen Grobheit, manchmal Streiche ſpielte. Sie überlegte daher in der Stille alles aufs genauſte, fand aber, zu ihrem gröſten Schrecken, keinen Ausweg: ſie wollte fliehen, aber wohin? — Zu ihrem Mann durfte ſie nicht kommen: denn ſie konnte leicht denken, daß man ſie dort verabſcheuen müſſe, weil ſie's mit Albert gehalten habe, und ſonſt fand ſie ja kein Pläzchen in der Welt, wo ihr Fus ruhen konnte, das Geld das man ihr bisher geſchenkt hatte, machte nicht viel aus und reichte nicht weit. Zudem, wie konnte ſie, als eine alte und ziemlich corpulente Frau, fliehen, ohne Gefahr zu laufen, daß man ſie erhaſchen, und ſie alsdann ohne Gnade und Barmherzigkeit ſogleich hinrichten würde? Das alles machte ihr die Welt zu enge, ſie wuſte nicht zu bleiben, überall befürchtete ſie Gift und Tod. Dazu kam noch ein Umſtand, der ſie vollends ganz umkehrte: Als ſie ſich einsmals an einem Abend niedergelegt hatte und endlich in tiefen Gedanken einſchlief, ſo träumte ſie ſehr lebhaft, als wenn die verſtorbene Hebamme in einer fürchterlichen höllischen Geſtalt vor ihrem Bett ſtünde und ihr ankündigte, ſie würde bald bei ihr in dem Feuerpfuhl ſeyn, wo grauſame Qualen auf ſie warteten; ſie hatte blaue Flämmgen ſehen aus dem Munde und Naſen des Geiſtes fahren, ſie erwachte mit Schrecken und ſchwizte für Todesangſt. In dieſer Noth fieng ſie an zu beten, ſie rief zu Gott, er möchte ſich doch über ſie erbarmen: denn ob ihre Sünde gleich urermeßlich ſei, ſo ſei Gottes Liebe und Erbarmung noch immer gröſer, ja ſie wollte gerne mit ihrem Leben bezahlen, wenn ſie erſt wieder gut machen könnte, was ſie verſchuldet hätte. Dies warme Gebet begleitete ſie mit tauſend Thränen, ſie fand ſich etwas erleichtert, in einer dunkeln Hofnung, daß ſie auf ihrer Flucht glücklich ſeyn könnte, dann wollte ſie alles entdecken und hernach geduldig abwarten, was man mit ihr vornehmen würde. Alle dieſe Séelenſtürme hatten ſie ſo entkräftet, daß ſie des andern Morgens liegen bleiben muſte, man erkundigte ſich ſorgfältig nach ihr, ſogar der Fürſt lies etlichemal nach ihr fragen. Das alles aber fruchtete nichts bei ihr: denn es kam ihr immer vor, man ſchmiede an dem Dolch, der ihr das Herz durchbohren würde. Sie ſtund des Nachmittags wieder auf und fieng an, heimlich zuſammen zu räumen, ſie fand fünf hundert Gulden baares Geld, dies verwechſelte ſie in Gold, packte es in ein Beutelgen und dachte nun darauf, wie ſie wegkommen wollte.

Etliche Tage hernach kam ein vierſpänniger Bauer, welcher etliche Stunden weit von Rheinau zu Haus war und Wein von einem herrſchaftlichen Gut gebracht hatte, dieſer fuhr mit ledigen groſen Fäſſern wieder zurück. Nun fiel der Frau von der Linden ein, der Bauer könne ſie wohl in einem von den Fäſſern mitnehmen. So bald er allſo abgeladen hatte, ſo rief ſie ihn allein, drückte ihm einen Dukaten in die Hand und brachte ihn damit zum Verſprechen, daß er verſchwiegenen Mund halten wollte. Nun entdeckte ſie ihm ihr Vorhaben, daß ſie gern vom Hof fort möchte, ſie wolle ihm hundert Gulden zahlen, wenn er ſie in einem Faß fort führe. Der Bauer war dazu willig, und ſie verabredeten, daß die Frau von der Linden voraus ſpazieren möchte, er beſchrieb ihr einen holen Weg, wo ſie auf ihn warten ſollte, er wolle mittlerweile in der Stadt einen Boden in einem Faß los machen laſſen, ſie könne dort hineinſchlupfen, den Boden ſezte er dann wieder ein, und ſo könnte ſie weit genug wegkommen, ohne bemerkt zu werden.

Die Frau thät etliche Hemder über einander an, kleidete ſich, als wenn ſie einen guten Freund beſuchen wollte, ſpazierte fort und verbarg ſich an dem holen Weg im Gebüſche. Nach ein Paar Stunden kam der Bauer, ſie kroch in das Faß, in welchem ſie Heu fand, welches der Bauer hinein gethan hatte, um ihr ein bequemes Lager zu machen, er ſezte nun den Boden wieder ein und fuhr mit ihr fort. Nach und nach vermißte man die Frau von der Linden am Hof, man ward unruhig und fieng überall an zu ſuchen, aber man fand ſie nicht. Nun wurden der Fürſt und alle ſeine Getreuen beſtürzt: denn man befürchtete mit Grund, ſie möchte aus Misvergnügen entlaufen ſeyn und nunmehro ihnen allen ein heiſes Bad zurichten.

Der Bauer fuhr nun nicht ſogleich auf das Herrſchaftliche Gut, ſondern erſt nach Haus, und als es ſtockfinſter geworden war, ſo machte er den Boden im Faß los und lies die Frau von der Linden heraus, ſie bezahlte ihm bei der Leuchte vor der Thür die hundert Gulden, und fragte ihn, wie weit ſie noch nach Haſelbach zu gehen habe? er antwortete: eine gute halbe Stunde; das machte ihr groſe Freude: denn dort wohnte ein naher Vetter ihres ſeligen Mannes, der Pfarrer Bart; dieſer war ein vortreflicher, kluger und allenthalben berühmter Mann, zu dieſem wollte ſie gehen und ſich ihm entdecken. Dieſen Plan hatte ſie den Tag über in aller Angſt im Faß gemacht, beſonders weil ſie wuſte, daß das Dorf in der Gegend lag, wohin der Bauer fahren muſte; ſie bat ihn alſo, daß er ſie nun noch dahin begleiten möchte, er war dazu willig und gieng mit ſeiner Leuchte voran, nachdem er ihr aus ſeinem Haus etwas zu eſſen gebracht hatte.

Sie kamen um halb neun Uhr zu Haſelbach bei dem Pfarrer an, er war ledig, hatte weder Frau noch Kinder und hielt mit ſeiner Schweſter und einer Magd Haus. Der Bauer gieng vor der Thür wieder fort. Die Frau von der Linden ſchellte, die Magd machte ihr auf, ſie trat ins Haus und bat man möchte den Pfarrer herausrufen, dieſer kam und erſchrak: denn er kannte ſie, wuſte auch ihre Geſchichte durchs Gerücht. Wie ihm bei dem Beſuch zu Muth war und was er ihr für ein Geſicht machte, das läſt ſich leicht errathen. Nun zerfloß die Frau in Thränen und bat ihren Vetter, ſie nicht zu früh zu verurtheilen, bis er ihr ganzes Anliegen gehört hätte: denn ſie ſei eine bußfertige Sünderin und wolle alles wieder gut machen, was ſie verdorben hätte. Der Pfarrer ermahnte ſie, alles zu erzählen, dies that ſie aufrichtig, und nun kam alles heraus, wie Prinz Albert zur Regierung gekommen ſei.

Dieſe Erzählung verſezte den Pfarrer in tiefes Nachdenken, ihm ahndete, daß dieſer Vorfall ein Mittel abgeben könnte, dem Prinzen **Wilhelm**, zum Glück des ganzen Landes, wieder zur Regierung zu helfen. In dieſer Zuverſicht freuete er ſich, nur fieng nun die Angſt an, in ihm zu erwachen, daß man von Seiten des Hofes dieſe jezt in aller Rückſicht wichtige Perſon mit aller Strenge in allen Winkeln aufſuchen würde; daher lies er ihr etwas zu eſſen geben, zog ſich an und führte ſie eine kleine halbe Stunde weit vom Dorf ab, zu einem ſehr ſeltſamen aber herrlichen Manne, von dem ich auch noch einige Worte vorher ſagen muß:

Bernhard von Schleedorn war der Sohn eines verarmten Edelmanns, ſeine Eltern ſtarben ihm, ſein älteſter Bruder bekam das verſchuldete Gut und er erbte weiter nichts als Ahnen und ein wenig Kleider. Von Jugend auf war er mit einem gewiſſen groſen und berühmten Pietiſten umgegangen, von dem man ſagte, daß er ein Roſenkreuzer ſei. Dieſer Mann lebte ſehr geheim, laborirte beſtändig und machte Arzeneien, womit er den Armen umſonſt diente, ſonſt aber vieles dabei gewann, indem er den Materialiſten allerhand verfertigte und verkaufte. Als nun **Bernhards** Eltern tod waren, ſo nahm ſich jener Pietiſt des armen Junkers an: denn er war ſo recht nach ſeinem Sinn, er hatte ſeine ganze chymiſche und alchymiſche Bibliothek durchgeleſen, ſich mit allen alten und neuen Myſtikern bekannt gemacht und war allſo nun ein Mann nach ſeinem Herzen geworden. Er war voll von feurigem Enthuſiaſmus und Trieb, genau ſeiner Beſtimmung gemäs zu wandeln, und nach dem Sinn des Miſtizismus, durch ein immerwährendes beſchauliches Leben und Erforſchung der geheimen Natur, nach der Lehre der hermetiſchen Philoſophen, zur Gottähnlichkeit empor zu ſteigen. Ein Vorſaz der in ſeiner Ausführung, wenn man nur das Glück hat, ſeinen Enthuſiasmus durch eine etwas aufgeklärte Vernunft leiten zu laſſen, die gröſeſten Reize hat. Nun hatte **Bernhard**, in Geſellſchaft eines groſen Mannes von eben der Denkungsart, viele wichtige Reiſen in alle Welttheile gemacht, dieſer ſtarb in **England** und da er keine nahe Anverwandten hatte, ſo ſezte er **Bernhard** zum Erben ein; dieſer kam wieder in ſein Vatterland zurück, erwählte ſich dieſe Einöde, lebte da für ſich und richtete ſich auf einen Fus ein, wie es ſeiner Denkungsart am angemeſſenſten war. Vor der Thüre dieſes Mannes hatte auch etliche Wochen vorher, ehe die Frau von der **Linden** dahin kam, der gute Hofrath **Heimburg** gebettelt. **Bernhard** beobachtete dieſen ſonderbaren Mann, lies ſich mit ihm in ein Geſpräch ein und hörte mit Erſtaunen die Urſache ſeines Bettelns. **Heimburg** wurde dadurch in ſeinen Augen ein groſer Heiliger: denn eine ſolche Buſe und Abtödung des

Fleiſches war nach dem ſtrengen Sinn dieſes Myſtikers der gerade Weg noch in dieſem Leben zum Anſchauen Gottes zu gelangen; aber eben dieſe Geſinnung war auch gerad das Mittel, den guten Hofrath zu kuriren, oder wenigſtens zur Ruhe zu bringen: denn ſo bald er hörte, daß Bernhard ſein Verfahren billigte, ſo zerſchmolz ſein Herz, er gewann dieſen Mann lieb und redete freier mit ihm, der war der erſte, der ihm recht gab, ſonſt hatten noch alle Menſchen mit ihm diſputirt und ihn getadelt. Bernhard glaubte nun, ſeiner Denkungsart gemäs, er könnte kein Gott gefälligeres Werk vollbringen, als wenn er den alten Heimburg bei ſich behielte und ihn bis an ſeinen Tod verpflegte; und da er hörte, daß der Hofrath den Bettelſtab nicht ablegen wollte, ſo redete er ihm ſtärker zu und verſprach ihm, daß er bei ihm ſo ſtreng leben könnte, als er wollte: er habe hinten im Haus ein kleines Kämmergen, da könne er auf Stroh ſchlaſen, dabei könne er ſeine Bettlerskleider anbehalten, faſten, Waſſer und Brod genieſen, mit einem Wort: ſich ſo ſehr kaſteien, als ihm gefällig wär. Dieſer Vorſchlag gefiel dem Hofrath, er lies ſich bewegen und blieb da; doch aber mit dem Beding, keinem Menſchen in der Welt zu entdecken, daß er ſich da aufhielte, weil man ihn ſonſt mit Gewalt wegholen würde, das verſprach ihm **Bernhard** heilig: denn er hätte es für die gröſte Sünde gehalten, dieſen Mann wieder in die Welt zu befördern. Indeſſen waren doch die beiden lange nicht einerlei Meinung: denn **Heimburg** war nur in dieſem einzigen Punkt ein Myſticker, wie wir bald hören werden.

Der Pfarrer **Bart**, welcher auch die Myſtik liebte, wenigſtens haßte er ſie nicht, war ein ſehr guter Freund von **Bernhard**, er wuſte ſeine Verſchwiegenheit, und daß er zu ſeinen geheimen chymiſchen und hermetiſchphiloſophiſchen Abſichten viele verborgene Kämmergen, Zellen und Winkel in ſeinem Haus hatte, doch war ihm Heimburgs Anweſenheit ganz unbekannt. Daher fiel er auf den Gedanken, die Frau von der Linden ſei am ſicherſten an dieſem Ort, bis man aufgehört habe, ſie zu ſuchen. Während der Zeit lies ſich dann allerhand unternehmen, um ihr Unterhalt auſer Land zu verſchaffen: fürs erſte war er Willens nach Traubenheim zu der von der Lindenſchen Familie zu reiſen, ihr den Vorfall zu erzählen und mit ihr zu berathſchlagen, was zu thun ſei. Er führte den Vorſaz auch ſchon gleich des andern Tags aus, beſtellte einen Vikarius an ſeine Stelle: denn er wuſte nicht, wie die Sache ablaufen könnte und wann er wieder käme: gieng in der Stille fort, ohne jemand zu entdecken wohin.

Bernhard nahm die Frau von der Linden auf, ſie bekannte ihre Sünden, wobei dem ehrlichen Mann die Haut ſchauerte, weil ſie aber nun bußfertig war, ſo behandelte er ſie mit ernſter Liebe. Auch ſahe er wohl ein, wie viel Gefahr er während ihrem Aufenthalt in ſeinem Haus lief; allein das achtete er nicht: denn er ſahe die Gröſe der Pflicht ein, wo möglich, etwas zur Befreiung eines Landes von einem Tirannen beizutragen; er ſperrte ſie alſo in den entfernteſten Winkel ſeines Hauſes ein, und da ſeine Haushälterin genau ſo dachte wie er, ſo war die Frau von der Linden vor der Entdeckung ſicher.

Bernhard pflegte alle Abende in der Dämmerung ſeinen Gaſt, den alten Hofrath, zu beſuchen, nun erzählte er ihm die Geſchichte der vbrigen Nacht ganz umſtändlich. Heimburg erwachte bei dieſer Nachricht wie aus einem Traum, ſein Geiſt kam wieder in ihn, man ſah ihm an, wie er Kraft und Stärke anzog, unruhig ward und im Kämmergen in tiefen Gedanken auf und ab gieng. Bernhard wunderte ſich über dieſe merkliche Veränderung: wundern ſie ſich nicht, ſagte der Hofrath, ich habe eine Privatfamilie unglücklich gemacht, ich habe bis daher dafür gebüßt; nun gebt mir aber die Hofnung auf, daß ich ein ganzes Land glücklich machen kann, das iſt mehr als betteln, jezt muß ich fort, ich habe noch mehrere Quellen zu entdecken, womit ich beweiſen kann, daß Wilhelm der älteſte iſt, ich konnte ſie aber bis daher nicht brauchen. Bernhard verſezte, wenn ſie das können ſo gehen ſie fort, Gott ſegne ihr Vorhaben! Des andern Morgens nahm Heimburg ſeinen Stab, wanderte in ſeinen Bettlerskleidern fort und kam des Abends ſpät zu Traubenheim vor der Thür des Hauſes an, in welchem die von der Lindenſche Familie beiſammen wohnte. Eine Magd öfnete ihm die Thüre, er bat, man möchte den Herrn Heimburg zu ihm rufen, der kam und erkannte im Augenblick ſeinen Vatter. Voller hoher Freude fiel er ihm um den Hals, beide weinten und küßten ſich lange, endlich fieng der Hofrath an: eile, mein Sohn! laß mir einen Barbier holen, gieb mir Kleider und hilf mir, daß ich in Ordnung komme: denn ich habe wichtige Sachen vor. Nichts fröhlichers hätte er ſagen können; der Sohn erfüllte das alles faſt in einem Augenblick, er führte ſeinen Vatter in ein Kämmergen, gab ihm Kleider und einen Bedienten, der ihm helfen muſte und beſtellte augenblicklich einen Schneider, um ihm ein anſtändiges Kleid zu verſchaffen, und nun lief er und kündigte die frohe Nachricht von der Ankunft ſeines Vatters an, und daß er wichtige Dinge vorhabe. Jedermann im Hauſe lebte neu auf und man ahndete groſe und wichtige Veränderungen. Pfarrer **Bart** war auch den vorigen Tag ſchon angekommen, und hatte durch ſeine Erzählung Schrecken, Erſtaunen, Freude und Betrübniß verurſacht.

Ehrenfried machte ſich des andern Morgens früh auf, gieng zum Hofrath um ſich nach ſeinem Vorhaben zu erkundigen und wo möglich ihm darinnen behülflich zu ſeyn. Nun hörte er, daß Briefſchaften im Archiv ſeien, aus welchen unwiderſprechlich dargethan werden könne, daß Prinz Wilhelm der Erſtgebohrne ſei. Lieber Herr Hofrath! fieng Ehrenfried an: warum ſind ſie aber denn nicht ehender gekommen? — er antwortete: das konnte nicht helfen, die Nachricht die ich weis, war allein zu ſchwach, und noch jezt muß die ganze Sache mit Klugheit angegriffen werden. Trauen ſie alles meiner Erfahrung zu und ſorgen ſie nicht, es wird gut gehen. Machen ſie nur, daß ich anſtändige Kleider bekomme, damit ich ausgehen kann. Ehrenfried verſprach alles aufs Beſte zu beſorgen. Er lief zum Prinzen, erzählte ihm die ganze Geſchichte von ſeiner Schwiegermutter, von dem wiedergefundenen Hofrath und von ſeinem Vorhaben, und ſo entſtanden neue Hofnungen in allen Gemüthern.

Während der Zeit war Albert mit ſeinen Getreuen in gröſter Unruhe und Verlegenheit, es wurde ein Preis von tauſend Gulden auf die Frau von der Linden geſezt. Der Bauer, welcher ſie gefahren hatte, bedachte ſich nicht lange, auch dieſe Summe zu verdienen: denn er war ſchlau genug, einzuſehen, daß man ihm nichts zu Leid thun würde, wenn er ſie wiederſchafte, er gieng allſo nach Rheinau, gab ſich an, daß er ſie mitgenommen habe: er habe aber nicht gewußt, daß ſo viel an dem Weib gelegen wäre, ſonſt hätte ers nicht gethan. Alles wurde freudig über dieſe Nachricht, der Fürſt mit den Böhlingen und ſeinem getreuen Patriz lebten nun wieder auf, und im Augenblick wurden etliche Huſaren abgeſchickt, um den Pfarrer Bart in Verhaft zu nehmen, und ihn zu zwingen, daß er ſagen müßte, wo die Frau von der Linden ſei. Der Bauer wurde reichlich beſchenkt und ihm obige Prämie verſprochen, wenn er ferner dazu beitrüge, daß man die Frau wieder bekäme.

Der Bauer wurde auch beritten gemacht, und ſo führte er die Huſaren nach Haſelbach, ſie umſtellten das Pfarrhaus, ihr Anführer gieng hinein, fragte nach dem Pfarrer, hörte aber, daß er geſtern Morgen ſchon auf etliche Wochen verreiſt ſei, ferner forſchte er nach, ob nicht eine Frau von der und der Statur da geweſen ſei? die Mägde antworteten: Ja; allein der Herr Pfarrer ſei noch deſſelben Abends mit ihr fortgegangen, ſie wüſten aber nicht wohin. Der Offizier gab dem Schulzen den Auftrag, das Pfarrhaus zu bewachen, er verſiegelte alles, nahm die Mägde mit und zog wieder nach Rheinau, dort wurden ſie verhört und bedroht, aber das war auch alles, ſie wuſten nichts, man muſte ſie allſo wieder los laſſen.

Indeſſen wurde Bernharden auch angſt, er vernahm, daß auf die Entdeckung ſeines Gaſtes tauſend Gulden geſezt wären, er muſte daher jeden Augenblick befürchten, es möchte auskommen: eine

Nothlüge war bei ihm eine Todſünde, im Fall er allſo wäre gefragt worden, ſo hätte ers ſagen müſſen. Er beſchloß daher, die Frau von der Linden in einen Bettler zu verkleiden, ſie mit Farben im Geſicht unkenntlich zu machen und über die Gränze zu bringen; er hatte nur eine gute Stunde bis an die Gränze des Fürſtenthums Traubenheim und dort waren beide ſicher. Er führte den Morgen früh ehe die Huſaren nach Haſelbach kamen, ſeinen Vorſaz ſo vorſichtig aus, daß kein Menſch etwas gewahr wurde. In einem Flecken des Fürſtenthums Traubenheim ruhten ſie aus, die Frau von der Linden kleidete ſich wieder ordentlich; hier nahmen ſie nun ein Fuhrwerk bis Traubenheim und begaben ſich wieder auf den Weg. Die Frau von der Linden hielte nun kläglich an, daß er ſie nicht zu ihrer Familie führen möchte, ſie wollte gerne in einem Haus allein ſeyn, und wenn er zu ihrem Mann und Kindern käme, ſo möchte er ſie bitten, daß ſie ihr erlaubten, nie wieder unter das Geſicht ſo rechtſchaffener Leute zu kommen: denn das ſei ſie nicht mehr werth. **Bernhard** billigte das alles und verſprachs ihr. Des Abends kamen ſie an dem erwünſchten Ort an. **Bernhard** logierte ſich mit ihr in ein abgelegenes Wirthshaus und lies im von der Lindiſchen Haus anſagen, daß ſie beide da ſeien, dieſe Nachricht verurſachte allgemeine Freude. Im Augenblick ſchickte **Ehrenfried** einen Bedienten dorthin, der muſte ſie beide bewillkommen und der Frau von der **Linden** im Namen der ganzen Familie ſagen: ſie habe durch ihr jetziges Betragen alles wieder gut gemacht, ſie ſolle nur ruhig und gutes Muths ſeyn, es würde ihr nicht nur nichts geſchehen, ſondern ſie ſolle noch recht glücklich in der Welt werden, beſonders wenn ſie nun fernerhin rechtſchaffen ſeyn und vor Gericht alles aufrichtig ſagen würde, was ſie wüſte; man würde auch eine Wache vor ihr Zimmer ſtellen, das geſchähe aber um ihrer Sicherheit willen, damit ihr nicht von Rheinau aus Schaden zugefügt werden könnte. Die arme verzagte Frau wurde dadurch nun wieder ganz ruhig, ſie dankte Gott mit tauſend Thränen für dieſe Gnade, und verſprach alles zu thun, was man von ihr verlangte.

So ſehr auch Karoline ihre Mutter bisher verabſcheuet und ſich vorgeſezt hatte, ſie nie wieder zu ſehen, ſo wurde doch jezt ihr kindliches Herz weich, ſie ſuchte von weitem ihren Mann zu erforſchen, was er dazu ſagen würde, wenn ſie ihre Mutter beſuchte; allein der billigte ihren Wunſch, daher ſchickte ſie hin und lies ſie fragen: obs ihr recht ſei, wenn ſie ſie beſuchte? Jezt kämpfte Schaam und Mutterliebe im Herzen der Frauen; doch überwand endlich die lezte, ſie lies ihre Tochter kommen; aber mit flehentlichem Bitten, ihr doch keine Verweiſe zu geben. Karoline gieng hin; beim erſten Beſuch redeten ſie nur durch Thränen, in den folgenden aber rückten ihre Herzen wieder näher.

Hofrath Heimburg war während der Zeit auch sehr geſchäftig geweſen und nun iſts an dem, daß ich die Hauptgeſchichte fortſezen muß. Der Doktor Edelmann, welcher bei der Geburt beider Prinzen gegenwärtig geweſen, war ſein vertrauteſter Freund, ſie hatten zuſammen ſtudirt, und da ſie die Vorſehung nicht weit von einander in Aemter ſezte, ſo beſuchten ſie ſich oft. Edelmann war nun einsmals zu Traubenheim: denn er wurde zu einem Kranken dorthin berufen, er logierte bei ſeinem Freund, und auf Veranlaſſung eines neugebohrnen Kindes in der Nachbarſchaft, welches ein ſonderbares Muttermaal mit auf die Welt gebracht hatte, geriethen Heimburg und Edelmann in einen heftigen Diſput mit einander, der erſte behauptete, die Muttermäler entſtünden nur von ungefehr und nicht aus Schrecken oder ſtarker Einbildung der Schwangeren, der leztere aber wollte aus vielen Erfahrungen das Gegentheil darthun; ſie kamen darüber faſt bis zum Zornigwerden an einander.

Ungefehr vierzehen Tage hernach bekam Heimburg einen Brief von ſeinem Freund, worin er ihm völlig von ſeiner Meinung überzeugen wollte, und zwar durch eine neue ſehr wichtige Erfahrung, die er bei der Niederkunft der Fürſtin erlangt hatte.

Dieſen Brief, welcher unzweifelbar bewies, daß derjenige unter den Prinzen der älteſte ſei, welcher das Muttermal auf dem Rücken habe, hatte Heimburg als etwas ſeltenes aufgehoben. Bei ſeinem Unglück, als er von **Traubenheim** weichen mußte, hatte er alle ſeine Papiere eingepackt, verſiegelt und ins Archiv in Verwahrung gebracht, er wuſte, daß dieſer Brief, nebſt andern wichtigen Urkunden noch dort ſeyn müſte. Das erſte was er alſo thät, war, daß er ins Archiv gieng, ſeine eigenen Sachen herausbtragen lies, und ſich die Erlaubnis auswärkte, das Archiv zu durchſuchen, weil er noch mehrere Nachrichten zu finden hofte. Indeſſen glaubte Ehrenfried, an dem einen Brief genug zu haben: denn er enthielt eine höchſt umſtändliche Erzählung von der Geburt beider Prinzen: wie nemlich die Hebamme ihn, den Doktor Edelmann, herbeigerufen habe, ſo bald das erſte Kind auf der Welt geweſen, wie ſie zuſammen den Krebs auf dem Rücken des jungen Prinzen beſehen hätten, bis die Fürſtin, welche noch ein Kind bei ſich gefühlt, unwillig geworden, und dringend um Beiſtand gerufen habe; darauf ſei der zweite Prinz auch gebohren worden, der aber kein Zeichen am Leibe habe ꝛc. Das übrige, welches nur einen Schrecken, den die Fürſtin vor einem Krebs gehabt hatte, betraf, intreſſirte Ehrenfried weiter nicht. Er eilte mit dem Brief zum Fürſten, und zeigte ihm denſelben; es iſt wahr, ſo philoſophiſch ſich Prinz Wilhelm betrug, als er die Regierung abtrat, mit ſo hoher Freude wurde er doch erfüllt, als er dieſen Brief ſahe, ſeine

Gemahlin und Theodore, die faſt immer beiſammen waren, hielten ſich im Nebenzimmer auf, der Fürſt rief ſie und las ihnen den Brief vor, darauf zog er ſich aus, und zeigte ihnen allen den braunen zackigten, und einem geſottenen Krebs ziemlich ähnlichen Flecken unter dem linken Schulterblatt. Jezt, Ehrenfried! ſagte Prinz Wilhelm: jezt weis ich gewiß, daß ich der rechte Erbe des Fürſtenthums Rheinau bin und mehr brauch ich nicht; mein Gewiſſen treibt mich nun, meine lieben Unterthanen von einem Tyrannen zu befreien und meine Freunde mit ihnen glücklich zu machen. Aber eben ſo iſts nun auch meine Pflicht, die Frevler exemplariſch und tüchtig abzuſtrafen; laſſen ſie allſo geſchwind die Frau von der Linden verhören und ein Protokoll über ihre Ausſagen formiren, ich muß jezt nur fort, damit mir keiner der Vögel entwiſche, ihr werdet alle bald mehr von mir hören. Ehrenfried eilte, und ſchickte zween Notarien und tüchtige Zeugen zu der Gefangenen. Während der Zeit wurde in aller Stille wieder eine Kompagnie Fußvolk beordert, ſich auf den erſten Wink bereit zu halten, wohin ſie Prinz **Wilhelm** führen würde. Gegen Mittag erhielte der Prinz das Protokoll, um alle Perſonen zu wiſſen, deren er ſich zu verſichern habe, und nun eilte er in aller Stille fort und ſchnurgerad auf **Rheinau** zu. Alle dieſe Anſtalten waren ſo behutſam und in ſolcher Geſchwindigkeit gemacht worden, daß keine Seele am **Rheinauer** Hofe, wenigſtens noch zur Zeit an ſo etwas dachte. Albert und ſeine Getreuen waren zwar unruhig wegen der Entweichung ihrer Gehülfin: allein ſie hatten würklich wieder einen herrlichen Pfif in der Schmiede, der ſollte allem auf einmal ein Ende machen, und der beſtund darin, dem Prinzen **Wilhelm** heimlich vom Brod zu helfen und zugleich auch der Frau von der Linden: nur ließ ſich das Ding ſo bald nicht ausführen, als ausdenken, daher kam ihnen die Rache auf den Hals, ehe ſie daran dachten.

Des Abends um neun Uhr rückte Wilhelm mit ſeinen Soldaten vors Thor, er hatte den bloſen Degen in der Hand und ritte voran. Die Thorwache hatte nichts gemerkt, bis Wilhelm ſchon hineinritt; denn es war ſehr finſter; nun rief die Wache, man bemächtigte ſich aber ihrer und nahm ſie gefangen. Nun eilte Wilhelm auf die Hauptwache, befahl, bei Lebensverluſt, keine Trommel zu rühren und ſich ſtille zu halten; jezt machte er ſich bekannt, die wachthabenden Offiziere verſammleten ſich um ihn, gaben ihm ihre Freude zu erkennen, und verſprachen, alles zu thun, was er befehlen würde. Indeſſen gabs ein Getümmel in der Stadt, und Wilhelm fieng an zu fürchten, es möchte ihm einer entwiſchen; er fragte alſo auf der Wacht, wo der Fürſt, die Böhlinge, Böſewein und ein gewiſſer Patriz wohnten, der Wachtmeiſter antwortete: ſie werden alle am Hof beiſammen ſeyn. Nun befahl der Prinz, wenn ſie ihm treu wären und bleiben wollten, ſo ſollten ſie ſich ruhig auf ihren Poſten verhalten, bis auf weitern Befehl. Nun eilte er mit ſeinem Volk an Hof, er gieng zu Fus voran mit dem bloſen Degen in der Hand: denn ſein Pferd hatte er auf der Hauptwache gelaſſen, alle Soldaten, die er bei ſich hatte, waren auch Fusgänger. In gröſter Stille ſchlichen ſie heimlich fort und bemächtigten ſich aller Poſten. **Wilhelm** drang in den Saal hinein und ſein Volk hinter ihm drein, als **Albert** und ſeine Getreuen, welche juſt ſaſen und ſich berathſchlagten, eben ans Fenſter gehen und nachſehen wollten, was für ein Geräuſch unten im Hof ſei? ſteif und ſtarr ſtunden ſie alle da für Schrecken. **Wilhelm** rief hinter ſich ſeinen Leuten: wofern einer von denen Herren, die hier beiſammen ſtünden, entwiſchte, ſo müſten ſie mit dem Leben dafür ſtehen. Der junge **Böhling** und **Patriz** wollten zum Fenſter hinaus, aber ſie wurden ergriffen, ſo auch Böſewein und der alte Böhling: verwahrt ſie wohl, rief Wilhelm noch einmal: denn wenn einer entläuft, ſo koſtet es das Leben. Albert ſuchte ſich zu retiriren; allein Wilhelm ergrif ihn, bleib Elender! ſagte er: danke Gott, daß du in die Hände eines Bruders gerathen biſt, gieb mir deinen Degen. Albert gab ihn hin: jezt verfüg dich in dein Kabinet, und laß dir gefallen, daß man dich bewache. Albert gehorchte, und ſo war der Streich ſchon glücklich ausgeführt, ehe einmal die entlegenſten Familien in der Stadt wuſten, daß jemand Fremdes angekommen ſei.

Nun lies Wilhelm den Kapitän kommen, der ihm vorher ſo getreu geweſen war. Der gute alte vernarbte Kriegsmann konnte ſich der Freudenthränen nicht enthalten, als er ſeinen vorigen Herrn wieder ſah; da er aber vollends hörte, daß Albert gefangen ſei, ſo hüpfte er für Freuden. Wilhelm lies ihn ſogleich wieder den Eid der Treue ſchwören, und trug ihm auf, ſeiner Kompagnie die Regierungsveränderung bekannt zu machen, Ruhe und Ordnung zu erhalten, die fremden Soldaten bei die Bürger einzuquartieren, und zu ſorgen, daß ſie gut verpflegt würden; zugleich würde es ihm angenehm ſeyn, wenn auch den Bürgern die Sache bekannt gemacht würde. Der Kapitän nahm alles über ſich, überall entſtund Jubel und Freude. Erſt gabs nur ein Gemurmel in der Stadt; als aber die Bürgerſchaft gewiß wuſte, daß Prinz Wilhelm wieder Fürſt wäre, und Albert mit ſeinen Böswichtern gefangen ſei, da war der Freude kein Ende. Der Magiſtrat verſammelte ſich augenblicklich und eilte ins Schloß, wo ſchon die Herren von der Regierung und der Kammer zuſammen liefen. Die Bürger fiengen an, ihre Fenſter voller Lichter zu hängen. die Küſter liefen in die Kirche und läuteten alle Glocken, man fieng an, Kanonen zu löſen, überall war unausſprechliche Freude und die Traubenheimer Soldaten wurden herrlich traktirt.

Des andern Tages ſchickte der Fürſt einen Kourier nach Traubenheim zu ſeiner Gemahlin, um ihr den glücklichen Erfolg ſeiner Verrichtungen anzukündigen, ſie lies augenblicklich Ehrenfried und Theodoren zu ſich kommen, empfieng von ihnen die herzlichſten Glückwünſche, und befahl, ſich nun ſo bald als möglich zum Abzug fertig zu machen. Der Fürſt von Traubenheim beſchloß, ſeine Schweſter zu begleiten, Ehrenfried und ſeine Frau, der Hofrath Heimburg, ſein Sohn und Schwiegertochter reiſten mit; Dietrich, ſein Sohn und ſeine Schnur blieben aber zurück, um dort die Sachen in Ordnung zu bringen und dann mit Sack und Pack wieder nach Rheinau zu ziehen. Die Frau von der Linden wurde noch beſonders abgeholt und auf eine honette Art zu Rheinau in Verwahrung gehalten.

Der Fürſt ſezte nun für den Anfang die ganze Dienerſchaft genau wieder auf den Fus und in die Ordnung wie vorher: es war aber ſchon in der kurzen Zeit von Alberts Regierung ſo viel verſäumt, verdorben und ſo viele Ungerechtigkeiten begangen worden, daß alle Köpfe und Hände genug zu thun hatten, um alles wieder in Richtigkeit zu bringen.

Nun wurde auch die Inquiſition gegen Prinz Albert und ſeine Anhänger vorgenommen; der Frau von der Linden erzeigte man die Gnade, daß man ſie nicht vor der Kommiſſion abhörte, ſondern es giengen immer ein Paar Herren zu ihr und verhörten ſie auf ihrem Zimmer. Anfänglich behalf man ſich mit Läugnen: allein der alte Bähling machte der ganzen Sache ein Ende, er geſtund alles aufrichtig, und durch dieſe Bekänntniß brachte ers dahin, daß die andern auch geſtunden. Nachdem die Sache nun auf dem reinen war, ſo wurde nachfolgendes Urtheil, welches der Fürſt mit Schwalbenau und Ehrenfried abgefaſt hatte, an ihnen vollzogen.

Die Böhlinge, Böſewein und Patriz wurden zu einer ſtrengen ewigen Gefängenſchaft auf einen hohen Thurn verbannt und zwar jeder beſonders, ſo daß keiner mit dem andern reden konnte. Der Prinz Albert wurde auf ein veſtes entlegenes Schloß gebracht, wo er, nebſt den nöthigſten Bedienten, ebenfalls ſtreng bewahrt, und ſo auf lebenslang gefangen gehalten wurde.

Mit dieſer Nachricht verſchwinden dieſe Werkzeuge der Bosheit aus meiner Geſchichte, und ich kann nicht umhin, hier eine, wie mir dünkt, ſehr nüzliche Anmerkung zu machen. Gott hat in den Plan des menſchlichen Geſchlechts eine böſe würkſame Kraft verwebt, man laſſe mich das ſagen und misdeute mirs nicht. Wir finden, daß ein allgemeiner Trieb zur Vollkommenheit alle Menſchen auf Erden beſeelt; ein jeder aber hat ſeine eigene Idee von dieſer Vollkommenheit, bei den mehrſten iſt dieſer Begrif ſehr unrichtig.

Die Offenbarung Gottes in der Natur und in der Bibel ſtellt uns die wahre Vollkommenheit in der Gottähnlichkeit als ein glänzendes Ziel vor, der Weg, ſie zu erlangen, heiſt Religion.

Nun iſts zwar wahr, ein groſer Theil der Menſchen iſt nicht aufgeklärt genug, um jenes glänzende Ziel, und den Weg dahin, zu ſehen und zu erkennen, ja der gröſte Theil hat gar widrige und höchſtirrige Begriffe davon; in ſo fern haben wir keine böſen Kräfte nothwendig, um das Uebel zu erklären, welches durch Irrthümer des Verſtandes herkömmt. Wenn Aberglauben und Schwärmerei, aus wahrhaft frommen Abſichten, ohne Eigennuz, blos zur Ehre Gottes andere im Grund edle Menſchen martern, verfolgen und töden; wenn ſie wirklich meinen, ſie thäten Gott einen Dienſt daran, ſo kann man ihnen weiter keine Schuld geben, als wenn ſie die Bildung ihres Verſtandes verſäumt, und die Augen vor der Wahrheit zugeſchloſſen haben. In ſo fern ſind alle diejenige, welche wahre allgemeine Aufklärung ausbreiten, Geſandten der Gottheit und wohlthätige Geſtirne, deren Einfluß die Welt beſeligt.

Aber wenn bei hinlänglichen Einſichten, bei wahrer deutlicher Erkänntnis des Böſen und Guten, ein Böhling, ein Patriz und Böſewein die herrlichen Folgen einer geſegneten Regierung würklich erkennen, gar leicht Theil daran haben könnten, und doch blos aus ſataniſcher Freude zu ſchaden, ſich zu rächen — ich mag nicht einmal ſagen, aus Herrſchſucht: denn das hätten ſie auch als brave Leute, unter Wilhelms Regierung gekonnt — dergleichen erſchreckliche Rollen ſpielen, ſo kann man das nicht der Eingeſchränktheit der menſchlichen Natur zuſchreiben. Der Verſtand iſt eingeſchränkt: denn das Kind hat nur die Anlage dazu; aber der Wille iſts nicht. So lang er blos ſeinem leitenden Verſtand oder der Vernunft folgt und ſich von ihr beherrſchen läſt, ſo lang iſt er zu entſchuldigen; ſo bald er oder blos ſeinen natürlichen Neigungen Gehör giebt, ſo wird er ſtrafbar, und hier äuſert ſich eben die böſe Kraft, welche den Endzwecken der Gottheit zur Vollkommenheit der Menſchen entgegen zu würken ſcheint, im Grund aber dieſelben mächtig befördert — mehr, weit mehr befördert, als wenn ſie nicht zugegen wär, und dies iſt auch die Urſache, warum ſie der Schöpfer in ſeinen Plan zugelaſſen hat.

Nun mag dieſe böſe Kraft in der Natur der menſchlichen Seele ihren Grund haben, oder ein Teufel, ein Ahriman, ein Locke auſer ihr exiſtiren, es kommt im Grund alles auf eins hinaus; ſie iſt einmal da und kann unmöglich geläugnet werden. Die, welche das Daſeyn des Teufels nicht zugeben wollen, wiſſen nicht, wozu er zu brauchen iſt: ei! wozu braucht denn Gott das Böſe, welches denn doch würklich exiſtirt? es iſt das Läuterungsmittel, wodurch Gott ſo viele herrliche Menſchen bildet und von allen Schlacken reinigt.

Die zwei Fragen laufen alſo im Grund auf eines hinaus: erſtlich, wie konnte Gott eine Menge unſichtbarer böſer Weſen ſchaffen, die ſeine Abſichten beſtändig durchkreuzen und ſie eben dadurch gegen ihren Willen befördern? oder wie konnte er eine Menge ſichtbarer, das iſt böſer Menſchen in ſeiner Schöpfung dulten? dieſe leztere finden wir durch die Erfahrung bewahrheitet; die erſte durch die Traditionen aller Völker und durch die göttliche Offenbarung. Nur die einzige Schwierigkeit waltet dabei noch ob: Kann ein unſichtbares geiſtiges Weſen, ohne durch die ſinnliche Werkzeuge zu würken, Einfluß auf die Seele haben? Die Schulphiloſophie ſagt: nein! was ſagen aber die täglichen

Erfahrungen von Ahndungen? Doch ich mag weiter nichts davon reden: denn es wird Leſer genug geben, welche dieſe paar Seiten überhüpfen werden.

Nach und nach fand ſich nun die von der Lindenſche Familie wieder zu Rheinau ein, jeder bezog wieder ſeine alte Wohnung, und die kurze Regierungsveränderung hatte weiter keine Folgen für ſie gehabt, als daß ſie um einen guten Theil mehr ihr Glück zu ſchäzen wußten und dankbarer gegen Gott geworden waren. Die Gnade des Fürſten und der Fürſtin gegen ſie wurde nun auch noch ſtärker: denn das iſt allemal der Erfolg, wenn man Liebe und Leid mit einander erduldet hat.

Kammerrath Heimburg fieng nun auch wieder an, in ſeinem vorigen Fach zu würken, er zog wieder über Land und ſezte ſeine Unterſuchungen fort; ſein Vatter aber bettelte nicht mehr, ſondern er begab ſich zur Ruhe. Der Fürſt wollte ihm eine Bedienung geben; aber er verbat ſie ſich wegen ſeinem Alter, doch nahm er ein Gnadengehalt an, welches ihm jährlich ausbezahlt wurde. Sein Sohn hatte ihm erzählt, wie er den Bauern befriedigt habe; das beruhigte den Alten nicht ſo ſehr, als daß ihn Gott geſegnet und an ſeiner Stelle die Reſtitution vollzogen habe; der eigentliche Grund ſeiner Beruhigung war aber wohl der, daß er ein Werkzeug zur Beglückung eines ganzen Landes abgegeben hatte, und das iſt würklich etwas groſes.

Dietrich von der Linden mochte von ſeiner Frauen nichts mehr ſehen und hören, doch hielt er ſein Teſtament: denn als ſie nach Vollziehung des Urtheils an ihren Mitgenoſſen der Bosheit frei gelaſſen wurde, ſo wies man ihr an einem abgelegenen Ort einen Wittwenſiz an, wo ſie ihre vier hundert Gulden ununterbrochen erhielt, ſo lange ſie lebte.

Nachdem nun **Heimburg** ſeine Unterſuchungen vollendet hatte, ſo fand ſich, daß kaum die Hälfte des Kapitals 1,400,000 Gulden zum allgemeinen Schulfond nöthig ſei, das andere beſtund mehrentheils in Stiftungen, welche ſchon hin und wieder an die Schulen gemacht worden, und überdas lagen noch viel Gemeingründe unbenuzt, welche verpfachtet und der daraus erwachſende Geldantheil zum Kapital geſchlagen werden konnte. Er fuhr alſo fort, und durch eine herrſchaftliche Verordnung unterſtüzt, fieng er nun an, von Dorf zu Dorf zu reiſen, und überall die Gemeingründe, zum Beſten ihrer Schulen, zu Aeckern und Wieſen zu verpfächten: denn im ebenen Lande hatte ſchon von alten Zeiten her der ſtarke Kornhandel, wobei man nichts zur Weide entbehren konnte, den Kleebau und die Stallfütterung eingeführt; in dem bergigten Theil aber waren die Gemeinwaiden noch völlig im Schwange, wurden aber auch durch Heimburgs Vorſchläge und Anſtalten allmählig abgeſchaft. Der Fürſt that endlich auch noch dadurch das ſeinige dabei, daß er auf ein Paar Jahre nur den Rheinzoll den Schulanſtalten widmete. Als das Kapital, welches überhaupt erfordert wurde, völlig ausfündig gemacht worden war und der Fürſt nun ſahe, daß Heimburgs Plan keinen Schwierigkeiten mehr unterworfen ſei, ſo lies er ihn zu ſich kommen, redete freundlich mit ihm, und übertrug ihm das völlige Direktorium der Schulſachen im ganzen Land, doch mit dem Beding, von Zeit zu Zeit von allen ſeinen Verrichtungen unterthänigſten Bericht abzuſtatten. Er bekam den Titul als Generaldirektor des Schul- und Erziehungsweſens, mit einem Gehalt von zwei tauſend Gulden. Man ſezte ihm zween würdige Geiſtlichen an die Seite, welche ſeine Aſſeſſoren waren, dieſe drei machten ein ſogenanntes Schulkonſiſtorium aus, und von dieſem hieng im Schulfach alles ab.

Ich will hier nur kurz die Hauptſtücke der Heimburgiſchen Einrichtung erzälen, weil ſie nach meiner Einſicht die vollkommenſte iſt, die man ſich denken kann.

In einem abgelegenen Städtgen, wo alles höchſt wohlfeil war, wurde eine hohe Schule angelegt, mit allen dahin gehörigen Rechten und Freiheiten. Die Lehrer wurden gehörig beſoldet, und hatten völlige Gerichtsbarkeit über ſich und ihre ſtudierenden Jünglinge.

Zu den Lehrſtunden wurde ein ordentliches dauerhaftes räumliches Gebäude aufgeführt, eine Bibliothek nebſt den gehörigen mathematiſchen, phyſiſchen und andern Werkzeugen angeſchaft, kurz alle Hülfsmittel beſorgt, welche zum Zweck dienlich waren.

Der erſte Lehrer gab Stunden in der teutſchen Sprache und im Schreiben; der zweite im Rechnen und der Mathematik; der dritte in der Muſik, beſonders im Choral und dem Kirchengeſang: der vierte in der Phyſik, der Landwirthſchaft, der Fabriken und Handlung: der fünfte in der Erziehungskunſt und in der Religion.

noch dadurch das ſeinige dabei, daß er auf ein Paar Jahre nur den Rheinzoll den Schulanſtalten widmete. Als das Kapital, welches überhaupt erfordert wurde, völlig ausfündig gemacht worden war und der Fürſt nun ſahe, daß Heimburgs Plan keinen Schwierigkeiten mehr unterworfen ſei, ſo lies er ihn zu ſich kommen, redete freundlich mit ihm, und übertrug ihm das völlige Direktorium der Schulſachen im ganzen Land, doch mit dem Beding, von Zeit zu Zeit von allen ſeinen Verrichtungen unterthänigſten Bericht abzuſtatten. Er bekam den Titul als Generaldirektor des Schul- und Erziehungsweſens, mit einem Gehalt von zwei tauſend Gulden. Man ſezte ihm zween würdige Geiſtlichen an die Seite, welche ſeine Aſſeſſoren waren, dieſe drei machten ein ſogenanntes Schulkonſiſtorium aus, und von dieſem hieng im Schulfach alles ab.

Ich will hier nur kurz die Hauptſtücke der Heimburgiſchen Einrichtung erzälen, weil ſie nach meiner Einſicht die vollkommenſte iſt, die man ſich denken kann.

In einem abgelegenen Städtgen, wo alles höchſt wohlfeil war, wurde eine hohe Schule angelegt, mit allen dahin gehörigen Rechten und Freiheiten. Die Lehrer wurden gehörig beſoldet, und hatten völlige Gerichtsbarkeit über ſich und ihre ſtudierenden Jünglinge.

Zu den Lehrſtunden wurde ein ordentliches dauerhaftes räumliches Gebäude aufgeführt, eine Bibliothek nebſt den gehörigen mathematiſchen, phyſiſchen und andern Werkzeugen angeſchaft, kurz alle Hülfsmittel beſorgt, welche zum Zweck dienlich waren.

Der erſte Lehrer gab Stunden in der teutſchen Sprache und im Schreiben; der zweite im Rechnen und der Mathematik; der dritte in der Muſik, beſonders im Choral und dem Kirchengeſang: der vierte in der Phyſik, der Landwirthſchaft, der Fabriken und Handlung; der fünfte in der Erziehungskunſt und in der Religion.

Die ganze Einrichtung war ſo beſchaffen, daß ein fähiger Jüngling in zwei Jahren fertig werden und mit vier hundert Gulden auskommen konnte. Da nun in Zukunft jede Dorfſchule ſo viel Gehalt gab, daß ein honetter Mann ehrlich mit Frau und Kindern dabei leben konnte, ſo fehlte es dieſer hohen Schule an Zulauf nicht: damit aber auch dieſer nicht zu gros würde, ſo durften die Lehrer keinen jungen Menſchen annehmen, bis ſie genugſame Ueberzeugung von ſeinen Fähigkeiten und von ſeinem guten Karakter hatten. So hatte alſo Heimburg auch denen fähigen Söhnen nicht begüteter Beamten eine anſtändige Quelle des Auskommens eröfnet: denn nun ſchämte ſich der Sohn eines Pfarrers, eines Raths u. ſ. w. nicht mehr, Schulmeiſter zu werden. Zugleich wurde die Schmach, welche noch überall auf dem Schulamt haftet, weggewiſcht: welches aber das allervornehmſte und eigentlich der Hauptzweck der ganzen Sache iſt, allgemeine Aufklärung und geſunder Menſchenverſtand in allen Stücken unter die gemeinſte Menſchenklaſſen verbreitet. Das folgende Menſchengeſchlecht hatte nun aufgeräumte phyſiſche Begriffe, dummer Aberglauben mit allen ſeinen Folgen dämmerte weg, Vorurtheile in der Landwirthſchaft und allen andern Gewerben verſchwanden und an deren Stelle fieng man nun an, nach Grundſäzen zu handeln, mit einem Wort, unendlich glückliche Folgen begleiteten nun den Würkungskreis aller Menſchen in allen Gewerben. Fürſt **Wilhelm** und ſein **Heimburg** erlebten noch einen Theil der ſeligen Würkungen ihrer Anſtalten, ſie ſchaueten noch in die glänzende Morgenröthe mit freudigen Augen hinein, welche den ſchönſten Tag über Land und Leute ausbreitete.

Kammerrath **Ehrenfried** und ſeine **Theodore** waren nicht weniger vortreffliche Werkzeuge in der Hand Gottes zur Glückſeligkeit des Vatterlandes. Was ſie noch für herrliche Thaten, nach obiger ſchweren Prüfung, vollbrachten, iſt nun noch übrig zu erzählen.

Das Fürſtenthum Rheinau iſt ein Fruchtland, ſeine Einwohner ſind gröſtentheils Bauern, hin- und wieder ſizt ein reicher Kornhändler, der ihnen jährlich ihren Ueberfluß abkauft und damit auſer Land Handlung treibt. Dieſe Leute ſind dem Landmann ſehr nüzlich, wenn ſie gerechte brave Leute ſind, im Gegentheil aber drücken ſie ihn und ſaugen ihm den lezten Blutstropfen aus den Adern. Nun iſt aber der gröſte Theil der Menſchen eigennüzig, folglich auch der Kornhändler, daher kam es, daß der Bauer im Rheinauiſchen zwar ſatt zu eſſen aber keine Kleider auf dem Leibe hatte: denn die Fruchtpreiſe waren immer ſo gering, daß ſie kaum zureichten, die herrſchaftlichen Abgaben zu beſtreiten. Wenn nun noch über das einer mit Krankheit, Viehſterben,

Feuers-

Feuersbrünſten und dergleichen Unglück heimgeſucht wurde, ſo fand er anders kein Mittel, ſich zu helfen, als bei ſeinem Kornhändler Geld aufzunehmen, und ihm ſein Gut zu verſchreiben. Nun waren ihm aber auch alle Mittel benommen, dieſe Schuld je wiederum abzutragen: denn er behielt nichts übrig, die Intreſſen kamen noch dazu, dafür nahm der Kornhändler noch einen Theil von der Nothdurft des armen Schuldners weg, ſo muſte er verarmen und endlich auswandern: denn ſein Gläubiger nahm das Gut und verpfachtete es. Daher kams, daß gewiß der dritte Theil des Fürſtenthums den Kornhändlern gehörte und verpfachtet war; allein dieſe Pfachter konnten eben ſo wenig beſtehen, als die vorigen Eigenthümer, ſie muſten ebenfalls entlaufen, daher entſtund nach und nach ein Unwerth der Güter, der ſeines gleichen nicht hatte, und man fand ganze Strecken Landes ungebaut. Ehrenfried ſahe dies Elend nach und nach ein und er entwarf einen Gewerbplan, der die herrlichſten Folgen nach ſich zog, der Fürſt genehmigte ihn ganz und er wurde allſofort ausgeführt. Und eben hier zeigte Hans Jakob von der Linden den groſſen Mann, der in ihm geſteckt hatte, wie im Verfolg erhellen wird.

Der Plan beſtand in folgenden Hauptſtücken:

In allen Kirchdörfern, Landſtädten, vorzüglich aber in der Stadt Rheinau wurden Fruchtmärkte errichtet und freier Handel in und auſer Land verſtattet. Dies wurde zuerſt ausgeführt und in einem Jahr ſtiegen die Preiſe ſchon um ein Viertheil, die Bauern fiengen an zu jauchzen und die Kornhändler zu murren.

Während der Zeit errichtete man zu Rheinau ein Fruchtmagazin auf eine ſonderbare Art, deſſen Würkung vortrefflich war: man ſezte einen Mittelpreis auf jede Fruchtſorte, ſo lange die Früchte auf dem Markt binnen dem Raum eines halben Gulden unter dem Mittelpreis und einen halben Gulden über demſelben waren, ſo ruhte das Magazin; waren aber die Früchte wohlfeiler als einen halben Gulden unter dem Mittelpreis, ſo kaufte das Magazin ein, aber nicht in dem jezigen Marktpreis, ſondern genau einen halben Gulden unter dem Mittelpreis, folglich gab es mehr, dadurch zog es die Bauern an ſich, häufte Frucht auf, ſo lang bis die Marktpreiſe ſo hoch geſtiegen waren, daß ſie wieder dem Mittelpreis nahe kamen. Stieg der Preis der Frucht über den Mittelpreis, ſo ruhte das Magazin und lies das Land handeln; kamen aber die Preiſe auf einen halben Gulden über den Mittelpreis, ſo fieng das Magazin an in und auſer Land zu verkaufen: es verkaufte aber wieder nicht theurer als gerad einen halben Gulden über den Mittelpreis und alſo wohlfeiler als alle andere, mithin zog es die Käufer an ſich, dadurch wurden die Früchte wieder wohlfeiler. Solchergeſtalt gewann das Magazin an jedem Malter Frucht einen Gulden und konnte recht wohl beſtehen.

Hans Jakob ſteckte zwanzig tauſend Gulden in den Magazinhandel, Ehrenfried und Heimburg jeder eben ſo viel, der Fürſt ſchoß auch eine Summe dazu, nach und nach auch verſchiedene Kornhändler; denn ihre göldene Zeit war vorbei, und ſie waren froh, daß ſie ſo viel noch verdienen konnten.

So wurde allmälig der Bauer glücklich, die Güter wurden theuerer und man fieng allenthalben an, derſelben zu kaufen. Ehrenfried ſahe wohl ein, daß dies bald ſchädliche Folgen haben würde: denn der Reiche, welcher Geld hatte, kaufte ſie an ſich und verpfachtete ſie; da nun die Pfachtgüter dem Aufkommen des Landes durchaus ſchädlich ſind, ſo wurde eine Verordnung gemacht, daß kein Landmann mehr als ein Gut haben ſolle, und den groſen Gutbeſizern wurde dazu noch empfehlen, ihr Gut unter zwei oder mehrere Kinder zu vertheilen, je nachdem ſie ſich darauf nähren konnten; dadurch wurde nun dem allgemeinen Trieb, Güter zu kaufen, gewehrt, nur die Leute, welche keine hatten, kauften ſie, und Ausländer, welche die geſegnete Regierung dieſes Landes kannten, zogen ſich herbei und baueten ſich an: ſo wuchs die beſchäftigte und nüzliche Bevölkerung auf allen Seiten, und das Fürſtenthum **Rheinau** fieng allmälig an, eines der ſchönſten und blühendſten Länder zu werden. So wurde allſo die Landwirthſchaft allmälig auf einen glänzenden Fus geſezt, und hier fieng nun **Hans Jakob** an, eine Säule und Stüze ſeines Vatterlandes zu werden, er war höchſt aufmerkſam auf alles, was ſein Schwager thät dieſer verſchwieg ihm aber auch nichts, ſondern entdeckte ihm gleich anfangs die erſten Keime ſeiner Vorſchläge: denn der junge von der Linden, der auf dem Land erzogen war, wuſte viele kleine Umſtände beſſer, und trug daher manchen ſchönen Gedanken zum Planmachen bei.

Vorzüglich aber zeigte er ſich bei der Ausführung als ein groſer Mann, er durchreiſte die Fruchtmärkte des Landes, bemerkte die Preiſe und ſchrieb ſie auf, darnach richtete er ſich dann bei ſeinem Magazin, was aber das vortrefflichſte bei der ganzen Sache iſt, das war ſeine unerſättliche Begierde, dem Land zu nuzen: nie dachte er dran ſelber zu gewinnen, ſondern nur Segen und Gedeihen auszubreiten. Ich könnte einen ganzen Band allein mit ſeinen uneigennüzigen Handlungen anfüllen, wenn es zu meinem Zweck diente und den Leſer genugſam intreſſirte. Nur ein Beiſpiel aus hunderten will ich erzählen: Er kam einsmals in eine Landſtadt geritten, wo juſt Fruchtmarkt war, nun fand er zehn bis zwölf Bauern da halten, ihre Säcke waren aufgebunden, aber es lies ſich kein Käufer ſehen, flugs ſtieg er ab und fragte: ſind keine Käufer hier? Ja wohl! antworteten ſie; aber die Bäcker, welche ſehen, daß keine fremden Käufer da ſind, haben ſich verabredet, uns nur ſo und ſo viel zu geben; er fragte ferner: wie viel wollt ihr denn fürs Malter haben? ſie ſezten einen Preis, der noch unter dem Magazinpreis war. Gut! ſagte er: ich kaufe euch alle eure Früchte für den Magazinpreis ab und zahl euch euren Fuhrlohn dazu ladet nur auf. Nun kamen die Bäcker allmälig herbeigeſchlichen; aber es half nichts, die Bauern fuhren fort und Hans Jokob ritt mit ihnen. Solcher herrlicher Stücke führte er viel aus. Oft zog er zu Fus durchs Land, und überall, wo er hin kam, da unterrichtete er den Landmann bald im Ackerbau, bald in der Viehzucht, vorzüglich aber in dem landwirthſchaftlichen Handel, alle Bauern kannten ihn und verehrten ihn als den allgemeinen Wohlthäter; wenn zween Streit mit einander bekamen, oder wenn einer Rath begehrte wegen ſeiner Gutseinrichtung, ſo war Hans Jakob von der Linden das allgemeine Orakel, er hatte eine auſerordentliche Gabe, zween zu vergleichen: denn weil er etwas drollicht in ſeinen Ausdrücken, und dabei von Güte des Herzens überflieſend war, ſo beſänftigte er die erbitterten Herzen gar leicht.

Fürſt Wilhelm, welcher nach und nach dieſen herrlichen Mann kennen lernte, gewann ihn ſehr lieb, er machte ihn zum Oekonomierath mit Kammerraths Rang, in dieſem Karakter blieb er bis an ſeinen Tod. Man wollte ihm oft Aemter geben und ihn in Geſchäfte ziehen; allein das wollte er nicht: denn er ſagte: ich bin einer von Gottes Haushältern unter den Menſchen, das macht mir genug zu thun, dabei will ich bleiben.

Ehrenfried blieb aber bei Verbeſſerung der Landwirthſchaft noch nicht ſtehen: denn das Land konnte viel mehr Menſchen ernähren, als es würklich ernährte; jezt hatte es nur Bauern, etliche Kornhändler, und blos die Handwerksleute und Taglöhner, welche für jene Menſchenklaſſen Arbeit fanden. Er ſann daher auf Fabriken: denn er wuſte wohl, daß eine Menge Handwerksleute und Fabrikanten bei dem wohlfeilen Preis der Viktualien recht gut würden leben können, und er hofte, durch eine ſolche Beſchäftigung, das Glück ſeines Fürſten und des Landes aufs höchſte zu treiben. Er verfiel auf die Wollenmanufaktur: denn er wuſte, daß jeder Bauer wollen Tuch brauchte. Zu dem Ende fieng er zuerſt damit an, daß er die Bauern zur Schaafzucht aufmunterte, bis daher hatten ſie keine gehalten, weil es ihnen an Waiden fehlte, nun wurden ſie aber aufgemuntert, durch Preiſe und andere Mittel, etliche Schaafe auf dem Stall zu füttern; ſo konnte jeder Bauer Schaafe halten, eins, zwei oder mehrere, je nachdem ers gut fand, zugleich zeigte man ihnen die beſten Mittel an, wie man vortrefliche Wolle erzielen könne, und was dergleichen Vortheile mehr waren. Da nun das ganze Land bisher erfahren hatte, daß Ehrenfrieds Vorſchläge angiengen und nüzlich ſeien, ſo folgte jeder willig, und es währete nicht lange, ſo fand man im ganzen Land eine herrliche Schaafzucht.

So wie aber der Bauer anfieng Schaafe zu halten, ſo wurden auch Anſtalten zur Spinnerei gemacht; man errichtete ein Spinnhaus zu Rheinau, welches zum Zuchthaus für liederliche Weibsleute dienſe, im Hoſpital führte man die Kinder zum Wollſpinnen an, im Waiſenhaus auf dem Blumenhof desgleichen, und überhaupt ſezte man ſchöne Prämien auf das ſchönſte und beſte Garn.

Indeſſen wurde ein Wollmagazin angelegt, der Fürſt kaufte den Bauern ihre Wolle in einem ehrlichen Preiſe ab, damit die Schaafzucht nicht wieder zurück gienge, aus dieſem Magazin bekamen ſie die Spinner und das Garn wurde wieder dahin gebracht. Während der Zeit fanden ſich wohlhabende Leute, die das Magazin übernahmen, dem Fürſten ſein Geld wieder gaben und nun zu fabriziren anfiengen.

Kurz! in wenig Jahren wurde, vermittelſt wohlgewählter Schauanſtalten, ſo viel ſchönes wollenes Tuch von allerhand Güte und Farben im Fürſtenthum Rheinan verfertigt, daß man nicht nur alles fremde entbehren, ſondern auch einen guten Theil ausführen konnte. Nun verband man noch Zeug⸗ Hut und Strumpffabriken damit, und erreichte alſo den Endzweck völlig und noch beſſer, als man ſich ihn anfänglich vorgeſtellt hatte.

Ehrenfried that noch ſehr viel nüzliches in allerhand kleinen Anſtalten, und er genoß die Gnade ſeines Fürſten bis an ſein Ende ununterbrochen: denn der Fürſt war ein ſehr rechtſchaffener Mann, und Ehrenfried den Lehren ſeines alten Freundes Thiele ſehr getreu, er ſtieg nie auf Unkoſten eines andern, ſondern wie es ſein Dienſt mit ſich brachte, ſo, daß es ihm alſo ein jeder gönnte. Er würde endlich in ſeinem fünfzigſten Jahr Präſident aller Kollegien, und alſo der nächſte nach dem Fürſten, deſſen rechte Hand er von jeher geweſen war, und wenn jemalen Freundſchaft zwiſchen Fürſten und ihren Dienern ſtatt finden kann, ſo fand ſie hier ſtatt. Wilhelm und Ehrenfried lebten in der gröſten Vertraulichkeit zuſammen, lezterer misbrauchte ſie aber auch nie. Sie wurden auch zuſammen alt, der Fürſt ſtarb zuerſt ohne Kinder und das Land fiel ans R....ſche Haus, Ehrenfried überlebte ihn nicht lange.

Dies iſt die Geſchichte eines der rechtſchaffenſten Männer, die je gelebt haben, und jezt iſt nur noch übrig, daß ich auch die Heldin dieſes Werks glorreich zum Ende führe. Sie war doch eigentlich die Seele und die Triebfeder von allem Glück ihrer Familie, und daher mit Recht die Hauptperſon auf unſerm Schauplaz. Als Theodore von der Linden ſahe, daß ihr Mann, Bruder und Schwager ſo viel herrliche Sachen ausführten, und ſo viel Gutes ſtifteten, ſo wurde ſie traurig, ſie beklagte ſich oft gegen ihren Mann, daß das weibliche Geſchlecht ſo wenig Anlage und Anlaß habe, Gutes zu thun. Ehrenfried tröſtete ſie damit, daß ſie gnug thäte, wenn ſie ihre Kinder zu rechtſchaffenen frommen Menſchen erzöge und ihre Haushaltung treu verſorgte; aber damit war ihr groſer Geiſt nicht zufrieden, ſie antworte, das will ich ohnehin thun, ich werde da nichts verſäumen; aber ich muß noch mehr thun. Wenn eure Kronen dereinſt in jener Welt mit ſo vielen vortrefflichen Juwelen prangen werden, ſo ſiz ich dann da und glänze nicht, dann erinnerte er ſie an die Stiftung des Waiſenhauſes auf dem Blumenhof; allein auch das beruhigte ſie nicht, es arbeitete noch ein groſes Werk in ihrer Seele, und endlich fand ſich Gelegenheit zum Ausbruch.

Es kam eine gewiſſe Familie aus Braband nach Rheinau, welche wegen der Religion dort auf allerhand Art gedrückt worden war, der Mann ſchrieb ſich Caleckbörner (Kalkbrenner.) Dieſer Kalkbrenner war ſehr geſchickt in der feinſten Zubereitung des Flachſes, er konnte ihn ſo fein bearbeiten, daß er wie Seide wurde, ſeine Frau, ſein Sohn und ſeine Tochter waren eben ſo erfahren in dieſer Arbeit, beſonders auch im Feinſpinnen und Bleichen; die Frau und die Tochter aber machten die allerkoſtbarſten Spitzen, und allerhand leinene Stick- und Nähsarbeit.

Von allen dieſen Geſchicklichkeiten wuſte man zu Rheinau nichts: die Leute hielten ſich ſtill und ſuchten unterzukommen. Indeſſen wurde einsmals in einer Frauenzimmergeſellſchaft von ihnen geſprochen, und daß ſie vielleicht Noth litten, das war nun ſchon Aufforderung genug für Theodoren: denn weil ſie bei der Fürſtin alles galt, ſo konnte ſie auf alle Art und Weiſe mächtige Hülfe leiſten. So bald ſie alſo nach Haus kam, ſo ſchickte ſie einen Bedienten in des Kalkbrenners Quartier und lies die Frau bitten, zu ihr zu kommen, ſie kam, und nun fand **Theodore** eine ſehr artige ſittſame Perſon, reinlich und bürgerlich gekleidet; ſie lies ſich mit ihr in ein Geſpräch ein, erfuhr alſo die Geſchicklichkeit dieſer Leute, und daß ſie ſehr wünſchten, in Rheinau bleiben zu können. Theodore fragte ſie ferner: ob ſie irgend an etwas Mangel litte? Noch zur Zeit nicht, antwortète die Kalkbrennerin, wir haben noch Geld mitgebracht; aber es wird auch etwas erfordert, eine Haushaltung anzufangen. Theodore verſicherte ſie, daß ſie alles thun würde, was ſie könne, um ihnen zu helfen, ſie gieng ſelber hin und beſahe ihre Arbeit, wo ſie dann fand, daß alles wahr war, was ſie von ihnen gehört hatte.

Nun kam ſie auf den ſchönen Gedanken, ein Arbeitshaus für Frauenzimmer vornehmen Standes zu errichten, welches gleichſam ein honettes Stift ſeyn ſollte, worinnen Pfarrers- und Beamtenwittwen ihr Leben auf eine ehrbare Art zubringen könnten. Zugleich ſollte es auch ein Erziehungshaus für junge Mägdchen geben, in welchem ſie zu ihrem künftigen häuslichen Leben gebildet würden. Sie arbeitete für ſich allein den Plan aus, zeigte ihn hernach ihrem Mann, der ihn ſehr billigte: aber auch zweifelte, daß ſie ihn würde ausführen können: ſie aber zweifelte nicht. Die Fürſtin hatte ihre Freude daran, und verſprach ſie zu unterſtüzen, wenn es irgend nöthig ſeyn würde. Die Sache wurde glücklich zu Stand gebracht und folgender Geſtalt ausgeführt.

Theodore pfachtete das Böhlingiſche Haus, welches die Kammer eingezogen und allerhand Leute hineingeſezt hatte. Dies war geräumlich und hatte Plaz genug, ſo daß noch ein groſer Flügel daran gebaut werden konnte, in dieſes ſezte ſie den Kalkbrenner und ſeine Familie. Nun wurden Nachrichten gedruckt, worinnen junge Frauenzimmer eingeladen wurden, gegen eine billige Penſion, zu dieſen Leuten zu ziehen, wo ſie allerhand feine Arbeit und andere Sachen lernen konnten; dagegen muſten ſie aber für das Inſtitut arbeiten, auch nahm man arme Mägdchen unentgeltlich an, welche ſpinnen und nähen lernten. dazu wurde ein franzöſiſcher Sprach- und Tanzmeiſter gehalten, dieſe Leute waren zu Rheinau ohnehin zu haben, ſo daß ſie nur Stunden zu geben brauchten. Man ſuchte auch während der Zeit den Flachsbau empor zu bringen, welcher vom Inſtitut eingekauft und verarbeitet wurde; ſehr gute Leinweber zog man dahin und richtete nach und nach eine vortreffliche feine Leinwandfabrike ein, die wenige ihres gleichen hatte; alles aber, was dabei heraus kam, wurde zum Beſten des Inſtituts verwendet. Kalkbrenner bekam ein Gehalt von fünf hundert Gulden, und was er, ſeine Frau und Kinder arbeiteten, das wurde ihnen noch beſonders bezahlt.

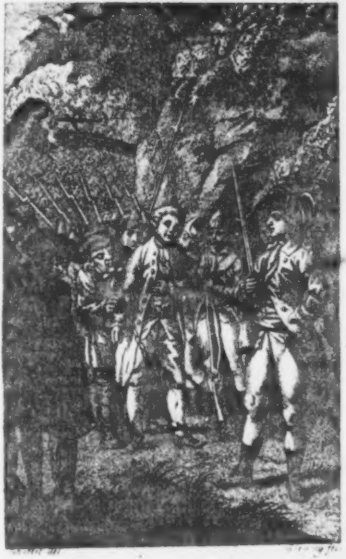
Nach wenigen Jahren kam die ganze Sache völlig zu Stand. Theodore bauete noch einen Flügel an das Haus und richtete ihn zu lauter ſchönen Zimmern ein. Dahin zogen Wittwen oder andere gebrechliche Frauenzimmer, die nicht mehr heirathen und ſich ſonſt auch nicht ernähren konnten. Hatte eine noch etwas Vermögen, ſo brachte ſie es ein, es wurde alsdann zum Fabrikkapital geſchlagen, wer nun ſpinnen konnte der ſpann oder arbeitete ſonſt noch etwas. Das Inſtitut gab ihnen anſtändiges Eſſen und ordentliche ſtandesmäßige Kleider, und wenn ſie arbeiteten, ſo erhielten ſie dafür noch einen kleinen Lohn zum Spielgeld.

Damit aber ſolche Frauenzimmer nicht das Anſehen haben möchten, als wenn ſie in einem Armenhaus lebten, ſo gab ihnen der Fürſt einen Rang am Hof, ſo daß ſie dort mit Anſtand erſcheinen durften. Wenn eine angenommen wurde, ſo geſchahe das in der Kirche mit Feierlichkeit. Die Fürſtin hieng ihnen dann eine Medaille mit einer ſeidenen Schnur an den Hals, worauf das Bildniß der Theodore von der Linden ſtund, mit der Umſchrift: von **Gottes Geſchenk** lebe ich: denn Theodore heiſt ein Geſchenk Gottes.

Durch die Würde, welche mit dieſer Einrichtung verbunden wurde, zog man viele bemittelte und reiche Wittwen hinein, welche wegen der ruhigen Lebensart und dem freien Zutritt an Hof, Freude hatten da zu wohnen. Dieſe muſten dann ihr Vermögen, wenigſtens zum Theil, einbringen, und ſo wurde nach und nach dies Inſtitut reich, dauerhaft und feſt gegründet. Der Fürſt gab ihm auch den Namen Theodore, wie ehr ſichs auch die Stifterin verbat. Des Haus machte die gröſte Freude ihrs Lebens aus, ſie führte die Oberaufſicht, gieng täglich hinein, verordnete alles durchſahe alle Rechnungen, und dirigirt ſogar die Fabrike und Handlung.

Endlich als ihr Mann ſtarb und alle ihre Kinder gros waren, ſo nahm ſie den Titel einer Priorin an, und beſchloß in ihrem geſtifteten ſo ſehr wohlthätigen Hauſe im höchſten Alter ihr ruhmvolles Leben.

Hiemit beſchlieſe ich dieſe Geſchichte und wünſche von Herzen, daß ſolche Beiſpiele der Religion, des Glaubens und der Liebe viele Menſchen zur Nacheiſerung anſpornen mögen. Ich habe nicht das Vermögen, ſolche Thaten in der Welt zu verrichten; könnte ich aber durch Erzählung meiner Erfahrungen und durch mehr Lehren Religion und Liebe ausbreiten, ſo hoffe ich, der König jener Welt werde mich auch dereinſt mit den ſchönen Worten bewillkommen: Ey du frommer und getreuer Knecht, du biſt über wenig getreu geweſen, ich will dich über viel ſezen, gehe ein zu deines Herrn Freude.



Theobald
oder
# die Schwärmer

eine wahre Geſchichte
von
Heinrich Stilling.

Erſter Band.

Mittelmaß die beſte Straß.

AD BIBL
UNIVERS
MONAC

Leipzig
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1784.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorbericht

welcher durchaus geleſen werden muß.

Ich verſpreche auf den Titel eine wahre Geſchichte; über dieſem Punkt muß ich mich rechtfertigen. Denn mancher wird ſehr oft über dem Leſen meines Buchs an der Haltung dieſes Verſprechens zweifeln.

Die Vorſehung hat mich von meiner Jugend an durch viele Schwärmereyen mitten durch geführt, ohne Theil daran zu nehmen; viele riſſen mich auch in ihrem Strom mit fort; mein noch lebender, ehrwürdiger Vater war ehemals in gewiſſe Verhältniſſe mit verwickelt, doch niemals in fanatiſche, nicht einmal in ganz ſchwärmeriſche, ob gleich viele Männer von allerhand Schlag uns beſuchten; er liebte alle, die Werk von der Religion machten, und ließ ſich auch mit allen in Geſpräche ein; doch aber weiß ich mich nicht zu beſinnen, daß er einmal pietiſtiſchen Verſamlungen beygewohnt hätte, er gieng von jeher in die Kirche, war nie ein Separatiſt, und doch hieng er auch den Symbolen nicht an, und las zugleich allerhand myſtiſche Schriften, ſo daß er eigentlich ein Mittelding zwiſchen einem Myſtiker und evangeliſch reformirten Chriſten war; ſein Leben und Wandel aber war und iſt noch immer unſträflich, und der Lehre Jeſu, menſchliche allgemeine Schwachheiten ausgenommen, gemäß. So wurde ich auch erzogen, ob gleich im Anfang mehr myſtiſch als hernach; durch die vielfältigen Beſuche ſo vielerley Gattungen von Menſchen, hörten wir alles, wir wurden ganz bekannt mit dem Gang der Erweckungsgeſchichten, alle dabey intreßirte merkwürdige Männer, ihr Leben, ihr Charakter, wurden ſo oft und ſo lebhaft, in unſerm ländlichen Stübchen, geſchildert, daß ich noch immer, wenn ich mir jene Scenen vor meine Seele führe, die frommen Erzähler, den breiten Wald, mit ſeinen geflügelten Sängern, durch die Fenſter, im Gold der Abendſonne glänzen ſehe.

Nach der Hand kam ich aus meinem ſo ſchwärmeriſchen Vaterland ins Herzogthum Berg, wo es wiederum eine ungeheuere Menge kleiner Sekten giebt, deren Urſprünge alle wichtige Beyträge zur Seelenlehre, und Geſchichte der Menſchheit ausliefern. Kurz, ich bin gleichſam durch meine Erfahrungen dazu berechtigt, eine Geſchichte der Schwärmer dieſes Jahrhunderts zu ſchreiben, oft hatte ich mir dies auch vorgenommen, allein die Liebe verbietet es mir, denn es leben noch zu viele würdige, und dabey hin und wieder ſehr intreßirte Männer, deren Namen und Geſchichten ich auslaſſen müßte, mithin würde meine Geſchichte ſehr unvollkommen ausfallen.

Ich leiſte alſo im folgenden Werk ſo viel ich kann, ich erdichte mir einen Helden, und ſetze deſſen Leben aus lauter wahren Geſchichten zuſammen, ſo daß eigentlich nichts erdichtet, ſondern nur der Gang der Dinge anders geordnet iſt, ſogar aus meinem eigenen Leben ſind einige wenige Anecdoten mit eingeflochten, hin und wieder ſind Namen verändert, und wo es mit Fug geſchehen konnte, da habe ich die rechten Namen beybehalten.

Mein Zweck iſt, unſer teutſches Vaterland zu belehren, daß der Weg zum wahren zeitlichen und ewigen Glück, zwiſchen Unglauben und Schwärmerey mitten durchgehe.

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Das erſte Hauptſtück.

Der Gang der deutſchen Nation im 15ten Jahrhunderte hatte viel ähnliches mit dem Gange derſelben im 18ten. Der Geiſt fieng an Morgenluft zu wittern; je nachdem nun der Stand eines Menſchen höher oder niedriger, weiter vorne oder mehr hinten war, je nachdem verhielt ſich auch der Grad des Lichts, der alles um ihn her zu erleuchten anfieng, man ſagte ſich untereinander ins Ohr, was man ſahe, und ſo verbreitete ſich das Licht noch mehr. Die Erſindung der Buchdruckerey und der neuen Welt wirkte gewaltig mit, und ſo kams endlich im 16ten Jahrhundert zu der großen Veränderung, die denn doch, man mag dagegen ſagen was man will, zur allgemeinen Erkenntniß der Wahrheit ganz erſtaunend mitgewirkt hat.

Die Reformation machte einen großen Theil der Menſchen von dem Regiment der Geiſtlichkeit frey. Vorher wars Pflicht zu glauben, was die Kirche vorſchrieb, nun aber giengs dem großen Haufen der Proteſtanten, wie es ehemals von den Iſraeliten hieß: Zu der Zeit war kein König in Iſrael, und ein jeder thät, was ihn recht däuchte. Freylich fiengen die Conſiſtorien, und einzelne Geiſtlichen an, auf ihre durch Reichs- und Friedensſchlüſſe befeſtigte Symbolen zu wachen, und der weltliche Arm gieng ihnen auch tapfer an Handen, allein jeder konnte und hatte Materie zu leſen. Die Bibel, als der allgemeine Grund der Religion, war verdeutſcht in allen Läden und wohlfeil zu haben, daher gabs viele, theils fähige, theils ſtolze, theils auch phantaſiereiche Köpfe, die entweder weiter ſahen, oder zu ſehen glaubten, oder die gar der Reformationsgeiſt belebte. Dieſe wollten ſich nun ihrer republicaniſchen Freyheit bedienen, ſie traten auf, ſchrieben oder lehrten, und wurden je nach Beſchaffenheit der Sachen Schwärmer oder Häupter kleiner und großer Sekten. Ob dieſe Verfaſſung dem Reich der Wahrheit zuträglich ſey? iſt eine Frage, die ſchon der große Apoſtel mit Ja beantwortet, er ſagt, es müſſen Spaltungen unter euch ſeyn, damit die Wahrheit ans Licht komme. Wenn jeder frey denken darf, ſo erſcheinen Millionen Lehrſätze, die jeder beleuchten kann, dadurch entſtehen allgemeine Gährungen, die dem Geiſt immer mehr Licht und Reinigkeit geben.

Unter den Schwärmern und Sektenhäuptern des 16ten Jahrhunderts ſind ſchon viele aus dem Andenken der heutigen Welt verſchwunden, außer wenn man ſich ihrer noch aus der Kirchengeſchichte erinnert. Indeſſen ſind noch immer zween Männer merkwürdig, die von jenen Zeiten bis daher, und vielleicht auch noch weit in die Zukunft hin, unvermerkt unter dem Publikum fortwirken; der eine iſt das Haupt der Wiedertäufer, Simon Menno, und der andre der bekannte Jakob Böhm. Die Wiedertäufer leben ruhig fort, und ihre Religion iſt ſo wenig von der proteſtantiſchen verſchieden, daß der Unterſchied blos auf einer andern Uniform beruht, ihr Daſeyn bringt weiter keine Bewegung in die allgemeine Gährung im Reiche der Wahrheit; aber Böhms Wirkungen ſind noch immer ins geheim und unter dem gemeinen Volk ſehr mächtig; ſeine überaus bilderreiche und bey aller ſeiner Einfalt erhabene Sprache, die erſtaunungswürdige Materien, welche er verhandelt, und die ſeine Gnoſis, welche bey allen, oft ſehr ungereimten Ausdrücken und Redensarten, doch überall hervorleuchtet, machen ſolche Eindrücke auf den gemeinen Mann, beſonders wenn das Feuer der Einbildungskraft in ihm glüht, und dazu Drang der Vervollkommnung ſein Herz belebt, daß der Erzſchwärmer im Huy fertig iſt, wenn er nicht bey Zeiten zurücktritt, und die einfache Bahn des chriſtlichen Kirchenglaubens wieder vor die Hand nimmt; aber wie ſchwer das ſey, kann nur der beurtheilen, der einmal geſchmeckt hat, wie ſüß der Geiſt der Schwärmerey iſt.

Aber wenn Böhm ſo viele Schwärmer gemacht hat, und noch macht, ſo iſts doch noch die Frage, ob er darum ſelber einer war? es kommt hier alles auf die Erklärung an, was eigentlich ein Schwärmer iſt; dies Wort iſt im Teutſchen noch nicht hinlänglich beſtimmt, man nennt den Enthuſiaſten ſowol Schwärmer als den Fanatiker, und doch ſind beyde weit von einander unterſchieden. Enthuſiaſt nenne ich einen Menſchen, der wenigſtens mehrentheils richtige Vernunftſchlüſſe und Wahrheitsbegriffe ins Lichtgewand der Phantaſie einkleidet, und nun dieſe Bilder ſelber für die nackte Wahrheit anſieht, und ſie auf ſeinem Schauplatz mit lebhafter Wärme agiren läßt; hingegen der Fanatiker nimmt alle lebhafte Vorſtellungen der Einbildungskraft für Wahrheit an, und giebt ſie noch wohl für göttliche Begeiſterung aus;

Schwärmer von dieſer Art ſind höchſt gefährlich, ſo wie die erſtern oft herrliche Werkzeuge in der Hand der Vorſehung ſind, und ſehr ſelten Schaden ſtiften. Zu dieſer Claſſe muß Jakob Böhm gezählt werden; ein großer Theil ſeiner Lehrſätze iſt mit der gereinigten Chriſtus-Religion übereinſtimmend, ein anderer Theil iſt philoſophiſche und gar nicht gefährliche Hypotheſe, und wieder ein großer Theil iſt gar keiner Erklärung fähig, mithin völlig unnütz.

Dem allem ungeachtet haben Böhms Schriften hin und wieder Schaden angeſtiftet, wie meine Leſer im Verfolg finden werden. Sie gehören für Philoſophen, die das Reine vom Unreinen zu ſcheiden wiſſen, und dann kann noch viel Nützliches darinnen gefunden werden. Dies behaupte ich nicht allein, ſondern viele große weitſehende und nichts weniger als ſchwärmeriſche Männer haben das nämliche geſagt, und ſagen es noch. Doch ich gehe weiter.

Das 17te Jahrhundert war durchaus kriegeriſch. Der Geiſt hatte keine Ruhe zu ſpekuliren, ſondern es lag ihm daran, zu behalten was er hatte, damit ihm niemand ſeine Krone rauben möchte. Was zur Zeit der Reformation war geſäet worden, das wurde nun zum Theil geerndtet; dennoch aber ſetzte noch immer der Geiſt der Schwärmerey ſeine Wirkungen fort, beſonders hatte auch die paracelſiſche Sekte der Aerzte vielen Einfluß auf die Schwärmerey; man räumte im Bombaſtiſchen Chaos auf. Johann Baptiſta, Franziskus Merkurius von Helmont, und noch andre brachten eine Art von Syſtem heraus, wieder andere verbanden den Böhmismus damit, und ſo entſtunden wunderbare Sachen, während der Zeit ſuchten Thomaſius und Gottfried Arnold durch ihre ungemeine Gelehrſamkeit im Reich der Schwärmerey Wahrheit, und beſonders benutzte letzterer durch ſein vortrefliches Beyſpiel, denn er war ein ſehr frommer Mann, und durch ſeine ausnehmende Geſchicklichkeit, das Feuer der Schwärmerey zur thätigen Vervollkommnung; ſeine Geſchichte weiſt aus, welch einen unſäglichen Nutzen er geſtiftet habe. Ein großer Theil Menſchen laſen insgeheim dergleichen Schriften, aus Furcht für den Juden; viele verbanden den Paracelſismus damit, es gab wohlmeinende und betrügeriſche Goldmacher die Menge; ſo ſchwärmte man unter dem Getöſe des Kriegs fort; da aber, wo der Same auf ein gutes Land fiel, da wurden auch in der Stille vortrefliche Menſchen gebildet, die allgemeine ſchwere Landplage reinigte ſie volſends, und ſo wurden ſie in Bündlein gebunden, und in die ewige Scheuren geſamlet.

Nun folgte endlich der Friede. Ludwig der 14te war zu der Zeit die bewegende Kraft von ganz Europa; man hielt ſeinen Hof für die Schule der Artigkeit, und des guten Geſchmacks; der teutſche Adel, der bis dahin unwiſſend und grob geweſen war, reiſte dorthin; aber anſtatt Aufklärung mit nach Hauſe zu bringen, brachte man Frankreich mit, und verpflanzte es mitten in Teutſchland; mit der Zeit wurde es zur Schande, ein wahrer Teutſcher zu ſeyn, das blieb dem Pöbel übrig, der feine Weltmann war völlig Franzoß. Inzwiſchen wurden wir doch auch mit der franzöſiſchen Litteratur bekannt, welche abermal vielen Einfluß auf die Schwärmerey der Teutſchen hatte.

Zu der Zeit war in Frankreich der Janſenismus im Gang, und man kann nicht leugnen, daß ſich ſehr viele wackere Menſchen unter demſelben befanden. Dieſe Leute hielten es vorzüglich mit der myſtiſchen Religion, welche bis dahin in Teutſchland, wenigſtens unter den Proteſtanten, noch nicht viel bekannt war; doch es wird nöthig ſeyn, daß ich kürzlich die wahre Beſchaffenheit dieſer Religion entwickele, weil ſie ſo oft in folgender Geſchichte ein Gott aus der Maſchine ſeyn wird.

Das Kloſterleben war von jeher dazu beſtimmt, daß der Menſch Gelegenheit haben möchte,, ohne die geringſte Sorge und Hinderniß, blos und allein den Uebungen der Religion abzuwarten; aus Gottes und Menſchenliebe zur Vervollkommnung des menſchlichen Geſchlechts wirkſam zu ſeyn, war ehemals kein Theil der Religion, ſondern nur eine Nebenſache, oder Folge derſelben; wenigſtens glaubte man nicht dadurch Gott ähnlicher zu werden. Statt deſſen wählte man ſich gewiſſe innerliche und äußerliche Mittel, wodurch man glaubte, ſich ſelber zu vervollkommnen; fromme Stiftungen und Allmoſengeben machten gleichſam den ganzen Wirkungskreyß der Menſchenliebe des klöſterlich-geſinnten Chriſten aus. Faſten, die täglich beſtimmten Gebete und Kirchenceremonien erfüllten das ganze Leben des Kloſtergeiſtlichen, und auf die ſtrengſte Erfüllung dieſer Pflichten gründete man die Heiligkeit des Chriſten. Nun gab es aber von jeher in den Klöſtern, ſo wie in allen Ständen, verſtändige Große und rechtſchaffene Menſchen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, welche wohl ein-

einſahen, daß obgedachte Werke wenig zur ſittlichen Vervollkommnung des Geiſtes beytrügen; der Grund aller Vollkommenheit beſteht in der Gottähnlichkeit; um dieſe zu erlangen, ſetzten alſo jene erleuchtete Lehrer gewiſſe Grundſätze feſt, um welche ſich die ganze Sphäre der myſtiſchen Religion umwälzt. Dieſe ſind kürzlich folgende: Gott iſt ein ewig und unendlich liebendes höchſt ſanftes Weſen, die höchſte Güte und die höchſte Weiheit, in ihm iſt die Quelle aller Seligkeit und aller wahren Freude.

Der Menſch iſt von allem dem das gerade Gegentheil, er liebt nur ſich allein, und andre nur in ſofern, als ſie den Zwecken ſeiner Eigenliebe beförderlich ſind; was ihm darinnen entgegenſteht, das haßt und verfolgt er. Er iſt der Ball ſeiner Leidenſchaften, und ungeſtüm in ſeinem Wollen, ſehr kurzſichtig und ſchwach am Verſtand, und lebt alſo in ſeinem natürlichen Zuſtand unglücklich, und misvergnügt.

Chriſtus hat durch ſein Erlöſungswerk dem Menſchen die Fähigkeit erworben, daß er nun durch die Anſtrengung ſeiner Kräfte und Anwendung der gehörigen Mittel, zur Gottähnlichkeit gelangen kann, für die welche dieſen ſchweren Prozes durchgehen, hat der Erlöſer genug gethan, für alle andere nicht, auch tilgt ſein Verſöhnblut nur die Schwachheitsſünden, und die nun einmal geſchehen ſind, und nicht mehr geändert werden können, in ſofern man ſie herzlich bereut; alle andere müſſen noch nach dem Tode durch ſchwere Prüfungen abgefegt werden.

Der Weg der Chriſten fängt alſo damit an, daß ein Menſch den felſenfeſten Vorſatz faßt, von nun an nicht mehr zu ſündigen, ſondern immer vollkommener zu werden; dazu werden folgende Mittel erfordert.

1) Ein beſtändiges Wachen auf die Gedanken und die Einbildungskraft, wobey man alle Gedanken und Vorſtellungen ſanft ſinken läßt, und eigentlich nichts denkt, als daß man ſich ſelbſt bewußt iſt. Dies heiſſen ſie die Einkehr. Daß man ferner

2) Statt deſſen ſein Bewußtſeyn beſtändig auf die Gegenwart Gottes richtet, und alſo im wahren Verſtand immer an ihn denkt, womit man dann eine beſtändige Sehnſucht zur Vereinigung mit ihm, eine vollkommene Ueberlaſſung an ihn, mit einem Wort, eine ganz vollſtändige Abhänglichkeit von ihm, verbindet, dies heiſt wandeln in der Gegenwart Gottes,

und das tiefe Wünſchen und Sehnen der Seele nach Gottähnlichkeit, heiſt, das innere oder unaufhörliche Gebet. Und endlich:

3) Weil im Umgang mit den Menſchen, beſtändige Verſuchung und Hinderniß gefunden wird, ſo muß man ſich immerfort einſam halten, und von allen Menſchen ſo viel möglich entfernen, aus dieſem Grunde, und weil der Trieb zur Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts die Seele mit irdiſchen und von Gott entfernenden Lüſten erfüllt, ſo iſt unehlich Leben beſſer als im Eheſtand.

Dieſe Religionsübung leitete, nach dem Begriffe jener Myſtiker, die Seele durch man herley Stände der Buße, der Erleuchtung, der Verlaſſung, des dunklen Glaubens, des myſtiſchen Todes, der lautern Liebe zur Voll ommenheit. Sie nahmen die Bibel zu ihrer Richtſchnur an, gaben ihr aber neben der buchſtäblichen und hiſtoriſchen noch eine myſtiſche Bedeutung, ſo daß alles auf den innern Men hen gezogen wurde; z. B. das Volk Iſrael edeutete die neue Kreatur, oder die guten Ge innungen, die Heiden aber die Leidenſchaften. hriſtus wurde auch weſentlich exiſtirend in der eele angenommen, als wenn Er ſie bewohne d regiere, da wurde er angebetet. Daher iſt ſo oft die Rede von einem Chriſto in uns, man behauptete, daß der Menſch für ſich weiter nichts könne, als der Wirkung des Geiſtes Gottes ſtille halten, daher waren jene Uebungen: der Einkehr, des innern Gebets, und des Wandels vor Gott, die beſten Mittel, Gott in ſich wirken zu laſſen, und was dergleichen Lehren mehr waren.

Ein jeder vernünftiger Leſer wird geſtehen müſſen, daß die myſtiſche Lehre bey gutgeſinnten Menſchen in den Klöſtern viel Gutes ſtiften mußte; und wirklich brachte ſie außerordentlich gute und vortrefliche Menſchen hervor; beſonders ſind drey Perſonen merkwürdig, welche in der katholiſchen Kirche gar vielen Beyfall funden, nämlich die heilige Catharina von Siena, die von Genua, und Johannes a Cruce. Molinos gehört auch hieher, wiewohl ſich in ſeinem Syſtem noch einige Beſonderheiten finden; alle vier waren bey dem allen vortrefliche Menſchen.

Die allgemeine Aufklärung und der Flor aller Wiſſenſchaften, hatte auch Einfluß auf die Religion; Carteſius räumte zugleich in der Philoſophie auf, und ſo kam dort der menſchliche Geiſt auf eine gewiſſe Epoque, die eine Nationalveränderung zu bewirken fähig war.

In dieſer Zeit fand ſich in Frankreich eine auſſerordentliche Frauensperſon, Namens Johanne Marie Baviere de la Mothe, die Tochter ſtreng katholiſcher Edelleute, welche von der Wiegen an einen außerordentlichen Trieb bey ſich ſpürte, eine heilige Perſon zu werden; man trift oft Kinder an, die gleich vom Anfang den Beruf entdecken, zu dem ſie gleichſam ihrer Anlage nach beſtimmt ſind, ſo wars auch mit dieſem Kinde. Geſpräche und Geſchichten der Heiligen flammten es ſo an, daß es von nichts anders ſehen und hören wollte, als von der Religion und ihren Uebungen. Da man nun in der römiſchen Kirche glaubte, der höchſte Grad der Heiligkeit müſſe im Kloſter erreicht werden, ſo bezeugte auch Johanne gleich anfangs die größte Luſt zum Kloſterleben, ihre Eltern erlaubten ihr auch, daß ſie ſich einige Zeit darin aufhalten durfte; hier nahm ſie nun unter den ſtrengſten Caſteyungen und Uebungen außerordentlich in der myſtiſchen Religion zu, denn die Vorſteherin des Kloſters war ſelber eine große Freundin derſelben. Es iſt unglaublich, welche Gewalt ſich dies junge zarte Frauenzimmer anthat, um alle ihre Lüſte und Leidenſchaften zu beſiegen; z. B. nur eins: weil ſie außerordentlich eckel war, ſo diente ſie den Kranken, welche ſtinkende Geſchwüre hatten, am liebſten, und weil ſie glaubte, daß alle Neigungen überwunden und getödtet werden müßten, ſo übte ſie ſich ſo lange, bis ſie die ſtinkenden eiternden Wunden ohne Scheu und Ekel mit der Zunge und den Lippen berühren konnte; ſo machte ſie es mit allen ihren Neigungen und Begierden, und ſo erhielt ſie endlich eine ſolche Herrſchaft über ihre Seele und über ſich ſelbſt, daß ſie ganz Willenloß wurde, und ſchlechterdings nichts über ſich herrſchen ließ, als die Grundſätze, welche ſie für göttlich und wahr erkannte. Ob eine ſolche Ueberwindung ſeiner ſelbſt möglich ſey, wird wahl keiner leugnen, dem die Geſchichte der Braminen bekannt iſt, denn dieſe treiben das Caſteyen um lerer Grillen willen noch weit höher; unſere Johanne aber that es blos um vollkommen zu werden, daher plagte ſie auch ihr Fleiſch nicht mehr, als ſie zu ihrem Zweck für nöthig hielt. Die Klippe, an welcher ſolche Leute ſo leicht ſcheitern, nemlich den geiſtlichen Stolz, vermied ſie gänzlich, denn ſie ſetzte den Grund der Vollkommenheit in das Beyſpiel der Demuth Jeſu Chriſti, und verbarg daher alles im höchſten Grad, was ihr nur einigermaßen zum Ruhm gereichen konnte; kurz man mag von ihr und ihren Schriften ſagen was man will, wahre ächte Menſchentugend, Sanftheit des Karacters, überſchwengliche Güte des Herzens, und alles umfaſſende Menſchenliebe, macht das Bild dieſes Frauenzimmers in ihren praktiſchen Leben aus.

So ſehr ſie nun auch wünſchte im Kloſter bleiben zu dürfen, ſo wenig erlaubten es ihr ihre Eltern. Sie war engelſchön und wohlgewachſen, daher fanden ſich viele Verehrer; dazu kommt noch, daß die Sanfmuth und Huld ihrer ſchönen Seele, und ihr durchdringender Verſtand, ſich in der erhabenen und regelmäſſigen Geſichtsbildung dergeſtalt auszeichneten, daß man nicht leicht etwas Vortreflichers ſehen kann, als ein wohlgetroffenes Porträt dieſer Perſon; bey ihrer Geſinnung aber fand niemand offenen Zutritt; keuſch im höchſten Grad und eiferſüchtig auf ihr eigenes Herz, redete ſie nicht einmal mit einer fremden Mannsperſon, ihren Grundſätzen nach, mußte ſie ihren Eltern gehorſamen, und nicht den wählen, der ihr gefiel, denn wenn ſie hätte wählen ſollen, ſo würde ſie gewiß gerad den gewählt haben, bey dem ſie am mehreſten Kreuz und Leiden vermuthet hätte. Das hat ſie in ihren ganzen Leben bewieſen, und ſo zu handeln, iſt gerade der Gang des Geiſtes des Myſtizismus.

Endlich machte ſich ein gewiſſer Herr von Guyon bey ihren Eltern beliebt, ſie verſprachen ihm ihre Tochter ohne ſie zu fragen, ſie gehorchte und nahm ihn ihrer Denkungsart nach, ganz gegen ihre Neigung; ihr Leiden während ihrem Eheſtande war unausſprechlich, ihr Mann hielt ſie für dumm; ihren Grundſätzen gemäß mußte ſie die ſchlechteſte Hausarbeit thun, und alles dulden, ohne dagegen zu murren; ſie wurde von ihrem Kammermädgen gehofmeiſtert und übers Maul gehauen, das alles aber litte ſie mit unglaublicher Geduld nnd Sanftmuth; ſie bekam einige Kinder. In den Blattern verlohr ſie ihre Schönheit, und nun liebte ſie ihr Mann noch weniger, mit einem Worte, man muß ihre Geſchichte ſelbſt leſen, um ſich von alle dem Elende zu überzeugen, was dieſe in allem Betracht edle Perſon gelitten hat. Endlich ſtarb ihr Mann, und nun hatte die Madam Guyon eine Zeitlang Ruhe, ſie kleidete ſich wie eine Nonne, und blieb lebenslang Witwe. Jetzt fieng ſie an als Lehrerin aufzutreten; ſie wurde bekannt, und von vielen hohen und vornehmen Perſonen geſchätzt, unter andern ſuchte ſie Franz von Salignac-Fenelon auf, dieſer war ein vortreflicher edler junger Mann, und Hofmeiſter bey einem königlichen Prinzen; ganz Europa kennt ihn aus ſeinem Telemach, und die Freunde der Religion aus ſeinen geiſtlichen Schriften. Die Frau von Guyon wurde ſeine geiſtliche Führerin, er nahm ihre Grundſätze an, und ihr hatte er ganz allein ſeine geiſtliche Bildung zu danken, er wurde he nach Erzbiſchof zu Cambray, und unterhielt ſeine Bekanntſchaft mit ihr bis an ihren Tod.

Es iſt ſchändlich, daß man vorgiebt, die Frau von Guyon ſey Fenelons Mätreſſe geweſen; wer das läſtert, der hat ſo wenig ihre Geſchichte als ihre Schriften geleſen, ſolche Läſterer beurtheilen immer andre Leute nach ſich ſelbſt, ſie glauben nicht, daß es möglich ſey, daß Perſonen beyderley Geſchlechts vertraulich mit einander umgehen können, ohne etwas Strafwürdiges zu begehen; denn was ihnen unmöglich iſt, das, glauben ſie, ſey auch nicht in der menſchlichen Natur gegründet. Indeſſen werden in dieſem Werk ſehr wichtige Geſchichten vorkommen, wo dieſer Umgang freylich nicht die beſten Folgen hatte, dort werde ich auch meine Gedanken über dieſe Sache genug an den Tag legen. Ich leugne ſogar nicht, daß auch bey ſo reinen, und ich darf ſagen, heiligen Perſonen, wie die Frau von Guyon und Fenelon waren ihnen ſelbſt unbemerkt, ein ſehr feiner und erhabener Platonismus einſchleichen kann, der freylich bey nicht ſo weit gereinigten Menſchen allmählig erſchreckliche Folgen haben wird; allein ſo lang er in den Grenzen der Unſchuld bleibt, ſo lange iſt er ſehr erlaubt, und ſogar nützlich, beſonders wenn keine Ehe dadurch geſtört und kein Aergerniß erweckt wird. Die vielfältigen Schriften der Frau von Guyon, Ihre Briefe, Ihre geiſtliche Ströme, Ihre Lieder, Ihr Buch vom innern Gebet, von der Kinderzucht, Ihre Bibelerklärungen, Ihre Lebensbeſchreibung u. ſ. w. machten zu Ende des 17ten und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts ein erſtaunliches Aufſehen in ganz Europa, beſonders aber in Teutſchland. Der reinſte und ſchönſte Myſticismus, der in der ſanften und lautern Sprache des Herzens, ohne Schwulſt und Fanaticismus, dem ſchlichten, freylich aber myſtiſchen Menſchenverſtand gemäß, auf allen Blättern athmet, nahm Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte ein. Es iſt erſtaunlich, welch einen Anhang dieſe Frau allenthalben hatte, und noch hat. Sie blieb indeſſen den Lehren der römiſchen Kirche getreu, und in allen ihren Schriften findet man nichts, das die ſtrengſte

Cenſur, ja ſelbſt die furchtbare Inquiſition hätte tadeln und rügen können, indeſſen gerieth ſie doch durch boshafte Cabalen in eine langwierige und ſehr beſchwerliche Gefangenſchaft; hieran war blos der Janſenismus ſchuld, denn weil unter dieſen Leuten die mehreſten Anhänger der Frau von Guyon waren, ſo beſchuldigte man ſie auch dieſer Lehren, und eben wegen ihrem großen Einfluß hielt man ſie gefährlich, dazu kam noch Neid der Geiſtlichkeit, und endlich ihre Liebe zum Leiden, ſo daß ſie ſich nicht einmal gehörig vertheidigte, ſondern lieber gewünſcht hätte, den Martertod zu ſterben. Endlich wurde die berühmte Frau von Maintenon aufmerkſam auf ihr Schickſal, ſie erkundigte ſich nach ihr, und es traf ſich, daß ſie an Leute gerieth, die der Frau von Guyon zugethan waren; nun war ihr bald geholfen; ſie kam mit Ehre aus dem Gefängniß, und wo ich nicht irre, ſo ſtarb ſie im Jahr 1717. im 70ſten Jahre ihres Alters ruhig und in Ehren. Ich habe bis daher nur ſolche Perſonen anführen wollen, welche den mehreſten Antheil an der allgemeinen Bildung des teutſchen Nationalgeiſtes, in Anſehung der guten und böſen Schwärmerey haben; denn man muß nicht denken, daß die Perſonen, die ich hier karakteriſirt habe, alle diejenigen ſind, die Aufmerkſamkeit verdienen, im Verfolg wird noch mancher bekannt werden, der wohl großen ſpeciellen, darum aber eben keinen allgemeinen Einfluß aufs Ganze hatte. Doch kann ich nicht umhin, noch zween engliſche Schriftſteller zu bemerken, die nebenher ſehr viel zum Colorit des Gemäldes beygetragen haben: John Pordage und Johanne Leade ſchrieben Werke, die, wenn man ſie auch nur blos als Geburten einer erhitzten Einbildungskraft anſieht, erhaben in ihren Vorſtellungen, mit einem Wort, auch in ihrem Fach Brittiſch ſind; es gab Teutſche, die ſie überſetzten, und ſo kamen ſie in die Hände der Liebhaber. Die übrigen engliſchen Sekten, der Quaker, der Methodiſten u. dgl. kamen nicht nach Teutſchland herüber, und hatten alſo auch weiter keinen Einfluß.

Seit der Reformation war alſo noch kein Zeitpunkt geweſen, in welchem ſich unſere Nation recht hätte beſinnen, und ihren eigenen Geiſt entwickeln können. Im 16ten Jahrhunderte war die allgemeine Erkenntniß noch zu weit zurück, man war, etliche wenige Denker ausgenommen, noch allgemein gewohnt, den Geiſtlichen zu glauben, und dieſe den Diktator zu machen; im 17ten hinderten Kriege und

Landplagen die allgemeine Aufklärung, wenigſtens wurde ſie aufgehalten. Indeſſen verdrängte eine geſundere Philoſophie die ſcholaſtiſche zum Theil; Frankreich ſtralte Licht, es mag nun wahres oder falſches, oder beydes zugleich gewesen ſeyn. Obige Lehrer der Menſchen wurden bekannt, man las ihre Schriften bey dem Licht, das man hatte, und ſo entſtand allmählig eine allgemeine Stimmung der Nation, in welcher man alle die Keime findet, die ſich bis daher ſo erſtaunlich entwickelt haben, und in Zukunft noch erſtaunlicher entwickeln werden. Dazu kam nun noch die Aufhebung des Edikts von Nantes. Viele tauſend Hugenotten zerſtreuten ſich in Teutſchland, und brachten franzöſiſche Künſte, Ueppigkeit, Feinheit, Artigkeit, Frömmigkeit, Myſtizismus, Weisheit, Thorheit, Licht und Schatten mit. Das alles wirkte rund um ſich ins Ganze, und trug zur allgemeinen Stimmung vieles bey.

Nun kriegte man in dieſem Jahrhunderte freylich noch immerfort, allein das waren lauter Partikulärkriege, und zudem bey weitem nicht ſo drückend als vorher, folglich hinderten ſie die fernere Entwickelung des Geiſtes nicht ſonderlich, wenigſtens nicht allgemein; man fieng alſo an, ſich mehr mit Spekulationen abzugeben; die franzöſiſchen Flüchtlinge brachten die Bücher der Frau Guyon mit, andere myſtiſche Schriften kamen dazu, und ſo wurden die Gemüther durchgehends auf folgende Scenen vorbereitet.

Indeſſen lebte in den Niederlanden Peter Poiret, ein ſehr gelehrter rechtſchaffener Mann, der aber der myſtiſchen Religion ganz zugethan war, er war Fenelons Schüler, und hatte ſich ganz nach ihm gebildet; auch hatte er, wo ich nicht irre, mit der berühmten und frommen Antoinette Bourignon perſönlichen Umgang gepflogen, wenigſtens lebte ſie noch zu ſeiner Zeit auch in den Niederlanden: er überſetzte die Schriften der Frau von Guyon, der Jungfer Bourignon, des Johannes a Cruce, und noch viele andere myſtiſchen Schriftſteller in die hochdeutſche Sprache, und ſo kamen ſie in jedermanns Hände. Die vortreflichen Schriften des Thomas a Kempis überſetzte er auch. Dieſer Poiret erregte ſowol durch dieſe Arbeit, als auch durch ſeine höchſtmoraliſche und wohlthätige Lebensart rund um ſich her eine außerordentlich ſtarke Bewegung in den Niederlanden. Dies geſchah in den erſten zwanzig Jahren dieſes Jahrhunderts, und von hier gieng nun die Kraft des Enthuſiasmus über ganz Teutſchland aus. Der Nationalgeiſt war alſo bis dahin myſtiſch-Böhmiſch, und mit unter paracelſiſch. Wenn ich vom Nationalgeiſt rede, ſo verſtehe ich darunter denjenigen Theil der Nation, der mit der gewöhnlichen Symbole nicht zufrieden, oder dem ſie nicht genugthuend iſt, und dieſer Theil iſt wahrhaftig weit größer, als die Herren glauben, die ſich heut zu Tage vorſtellen, das helle Licht des Unglaubens habe ſich, Dank ſey es dem Himmel! ſo ſehr ausgebreitet, daß die einfältigen Grillen des Chriſtenthums nicht lange mehr Stand halten würden.

Zu dieſer myſtiſch-Böhmiſchen Geſinnung kam noch eine außerordentlich mächtige und höchſtwirkſame Hypotheſe, ich meine die Lehre von Wiederbringung aller Dinge; ein gewiſſer Peterſen ſchrieb einen Tractat von der göttlichen Haushaltung, in einem feurigen orientaliſchen Styl, der ſo viel Aehnliches mit dem Bibelton hatte, daß jedes zu ſolchen Dingen geſtimmtes Gemüth ganz hingeriſſen wurde, und Peterſen alles glaubte. Seine Lehre gründete ſich vornehmlich auf die Sätze: daß kein Menſch in dieſem Leben den hohen Grad der Reinigkeit erlangen könne, der zum Anſchauen Gottes und zur Seligkeit erfordert werde, und daß alſo eine Reinigung nach dem Tode nothwendig ſey. So weit war Peterſen mit den Myſtikern aus; nun kam aber noch folgendes hinzu: auch die Gottloſen, und ſogar die böſen Geiſter ſtünden im Reinigungsfeuer der göttlichen Liebe, ſo daß alle Geſchöpfe, je nach dem größern, oder geringern Grad der Bosheit, eine längere oder kürzere Zeit der Quaal würden auszuſtehen haben; endlich würde aber doch alles wieder zu ſeinem erſten Urſprunge kehren, und Gott alles in allem ſeyn. Zu dieſer nicht neuen, dem Menſchenverſtand ſo leicht eingehenden und angenehmen Lehre, kam nun noch das tauſendjährige Reich Chriſti auf Erden, nebſt der dazu gehörigen erſten und zweyten Auferſtehung. Dies war eigentlich Peterſens Lieblingsſache, er lehrte den Chiliasmus erhaben und rein, ohne fleiſchliche, irdiſche und ſinnliche Begriffe, wie man ihm fälſchlich Schuld gab. Peterſen, der auch in den nördlichen Gegenden Teutſchlands lebte, ſtimmte einen großen Theil Menſchen auf ſeine Seite, und gab dem Bilde eine Nüanze mehr.

Johann Tennhard, ein Peruckenmacher in den fränkiſchen Gegenden, und Johann Georg Roſenbach, ein Sporersgeſelle zu Heylbronn, waren

waren im eigentlichen Sinn Schwärmer, die es zwar gut meinten, allein in deren Köpfen eine ſehr ſubtile Verrückung, misverſtandene Bekehrungsſucht, und unverſtändige Grillen herrſchten, und ſie unglücklich machten; hätte ſie die Geiſtlichkeit verſtändiger behandelt, ſo hätten ſie weniger Bewegungen gemacht, allein da man ſie für wichtig hielt, und ſie einkerkerte; da ſie doch eigentlich keine Irrlehren, ſondern nur Buße und Bekehrung predigten, ſo fanden ſie deſto mehr Beyfall; der chriſtlichgeſinnte Pöbel fand hier die ungemein große Aehnlichkeit zwiſchen den armen Gefangenen und Chriſto, und zwiſchen ihren Verfolgern und den Schriftgelehrten und Phariſäern, daher fiel ihnen das gemeine Volk noch mehr zu. Dergleichen Auftritte gabs in Teutſchland allenthalben.

Hier muß ich eine Bemerkung machen, die werth wäre, daß ſie durch die ganze Chriſtenheit auf allen Gaſſen und Straßen beſtändig ausgerufen würde, denn ſie iſt unausſprechlich wichtig. Die erſtaunliche Trägheit und Schläfrigkeit der Geiſtlichen, ihre Unwiſſenheit und Ungeſchicklichkeit in der Seelſorge, und bey dem allen ihre unbiegſame Herrſchſucht, war mehr

Schuld an der Schwärmerey, als die Schwärmer ſelber. Das Anhören einer erbärmlichen Predigt, die kein Menſch verſtund, die Taufe, der äußere Genuß des Abendmahls und dergleichen blos äußerliche Mittel, machten bey ihnen das Weſentliche der Religion aus, ein jeder wurde tyranniſirt, der anders dachte und anders handelte. Ich verkenne keineswegs die höchſtehrwürdigen Lehrer, die hin und wieder hellſcheinende Lichter in der Finſterniß waren, ich rede nur vom gemeinen Haufen der Geiſtlichkeit. Man verfolgte Tennharden und Roſenbachen nicht darum, daß ſie Irrlehrer wären, ſondern daß ſie den Geiſtlichen ins Amt fielen, und daß es durch ſo ſchlechte geringe Leute herabgewürdigt würde; das empörte dann nothwendig das Herz des gemeinen Mannes, welcher in der Aufklärung wuchs, während der Zeit ſein Herr Paſtor weit zurück blieb, ſo wurde nach und nach der klärſte Theil des Volks gegen den geiſtlichen Stand eingenommen, und ſo der Grund zur Schwärmerey und zum Unglauben gelegt. Herr Paſtor Stollbein pflegte zu ſagen, wenn Leute aus ſeinem Kirchſprengel in andere Kirchen giengen: eine jede Sau ſoll bey ihrem Trog bleiben!!! herrliche Anſpielung auf die Beſchaffenheit der Kirche Chriſti!

wenn die Schweinhirten ihren Säuen Träber vorſchütten, und die Schafe dann nicht mitfreſſen wollen, ſo peitſcht man ſie herzu. Wenn der Geiſtliche iſt was er ſeyn ſoll, ſo behaupte ich von Grund der Seelen, daß er würdig ſey, von aller Welt geehrt zu werden, ich kenne keinen herrlichern Stand; ſobald er aber auch ein Mann von gewöhnlichen Schlag iſt, ſo iſt er das abſcheulichſte Geſchöpf unter der Sonnen, und aller Verachtung werth; blos die Polizey der Stadt Gottes ſoll ihn ſchützen, daß ſeine Uniform nicht beſchmutzt wird; man ſoll ſie um ihres Amts willen ehren, und ſie nicht verſpotten. So war der geiſtliche Stand im Anfange dieſes Jahrhunderts in der proteſtantiſchen Kirche durchgehends beſchaffen; damals war aber ſeine Gewalt noch größer als jetzt. Vortrefliche Theologen hatten es ſchon lange beklagt, und beklagten es noch; man leſe nur Speners, Gottfried Arnolds, Johann Caſpar Schadens, Chriſtian Hoburgs, und anderer Schriften, ſo wird man finden, daß ich nicht zu viel geſagt habe.

Nun traten zween Männer von ganz verſchiedenem Charakter auf, die aber beyde den geiſtlichen Stand zur Geiſel dienten. Der eine war der in ganz Niederteutſchland bekannte

Hochmannn, und der andere, der weltbekannte Chriſtian Dippel, oder Chriſtianus Demokritus, wie er ſich in ſeinen Schriften nennt. Dieſe zween Männer ſind eigentlich die Haupttriebfedern der Schwärmerey, des Pietismus, des Separatismus, und mit unter auch wahrlich des wahren Chriſtenthums in Teutſchland geweſen.

Ich kann eigentlich nicht ſagen, wo Hochmann her war, ich vermuthe aber, er ſey ein oberländiſcher Handwerksgeſell geweſen, der in die Niederlande auf ſein Handwerk gewandert, und dort in Poirets Schule zu ſeinem eigentlichen Beruf gebildet worden. Genug, er redete hochdeutſch, war ein gemeiner Mann und kein Gelehrter, er war ehrbar, ſauber und bürgerlich gekleidet, und vom vortreflichſten Charakter, den man ſich nur denken kann. Gegen das Ende der zwanziger und in den dreyßiger Jahren gieng er aus Holland aus, durchzog die Herzogthümer Jülich, Berg, Cleve, und die umliegenden Gegenden; überall ſuchte er Gelegenheit zu lehren; er verſammelte wenige und viele Menſchen, wie es die Gelegenheit gab, und lehrte ſie den reinſten Myſtizismus, gänzliche Sinnesänderung, vollkommene moraliſche Beſſerung, nach dem Beyſpiel Chriſti, vollkommene Liebe Gottes und der Menſchen, u. ſ. w. Hochmann redete mit erſtaunlichem Enthuſiasmus, und mit unbeſchreiblichem Feuer, aber ohne Schwulſt und Schwärmerey, in der Volksſprache, und alles was er lehrte, belebte er ſelbſt; ganz Meiſter über ſein Herz und über ſeine Leidenſchaften, demüthig und gelaſſen im höchſten Grad, ſtahl er jedem das Herz, der mit ihm umgieng. Wo er geladen wurde, da gieng er hin, ſetzte ſich unten an, oder bey das Geſinde, er ſchwieg, bis er glaubte mit reden etwas ausrichten zu können; mit einem Worte, er war ein herrlicher Mann.

Stilling iſt, weis Gott! ſelbſt ein Schwärmer! — wie oft mag das ſchon mancher meiner Leſer gedacht haben! — liebe! liebe teutſchen Brüder und Schweſtern! laßt euch doch um Gotteswillen nicht ſo mit dem Strom fortreiſſen, daß ihr gleich alles, was warm von der Religion und ihren Verehrern ſpricht, für Schwärmerey erklärt; beurtheilt mich nicht, bis ihr mein Buch ausgeleſen habt, bin ich dann noch ein Schwärmer, ſo haben wir nichts mehr mit einander zu ſchaffen, und für euch hab ich dann nicht geſchrieben.

Hochmanns Predigen mochte ſo unſchuldig und [illegible] nützlich ſeyn, als es wollte, ſo wurde es ihm doch von der Geiſtlichkeit verboten, und als das nicht half, ſo warf man ihn ins Gefängniß; wie ich oben ſagte, ſo wars das beſte Mittel, Hochmanns Lehren den größten Beyfall zu verſchaffen. Die Freunde der Religion unter dem gemeinen Volk fanden in den wenigſten Kirchen Nahrung, viele konnten die myſtiſchen Bücher nicht kaufen, viele hatten kaum etwas davon gehört, nun kam ein Mann, der redete mit Kraft die Wahrheit, gleich wurde er für einen Geſandten der Gottheit gehalten; man beobachtete ihn, und fand alle Merkmale eines ſolchen Mannes an ihm, und nun auch das, daß er verfolgt wurde, nun wurde der Beyfall erſtaunlich groß. Nicht nur alle, die vorher ſchon Böhms und der Frau Guyon Schriften kannten, ſondern noch viele, die an keine Verbeſſerung ihrer ſelbſt bis dahin gedacht hatten, fiengen nun erſt an, daran zu denken, und ſo wurde die Erweckung allgemein, einer ſteckte den andern an. Hochmann ſaß oft lange, dann wurde er wieder frey, und ſobald er das war, zog er weiter, und ſetzte ſein Lehren und Ermahnen eifrig fort.

Hier muß ich einem Einwurf begegnen; man könnte ſagen, die Obrigkeit und die Geiſtlichen hätten recht gehabt, Hochmann zu verfolgen, oder ihm wenigſtens das Lehren zu verbieten, weil die Polizey mit Recht Conventikel und Winkelpredigten nicht duldet. Darauf antworte ich: Conventikel und Winkelpredigten, die mit Recht nicht geduldet werden können, ſind ſolche, wo Leute insgeheim lehren und zuſammenkommen, und nur gewiſſen Perſonen der Zutritt erlaubt iſt; dieſe Zuſammenkünfte ſind allemal ſo lange wenigſtens unerlaubt, als die Obrigkeit nicht ſelber Theil an dem Geheimniſſe hat; wo aber ein Menſch öffentlich redet, Leute öffentlich zuſammenkommen, ſo daß jeder freyen Zutritt hat, da iſts die Pflicht der Obrigkeit und der Geiſtlichkeit, ſolchen Reden und Zuſammenkünften erſt ſelbſt beyzuwohnen, oder doch in Geheim durch andere vernünftige Leute beywohnen zu laſſen, und alſo erſt zu prüfen, ob und in wiefern ſolche Anſtalten den Grundgeſetzen der Religion und des Staats beförderlich oder hinderlich ſind; im erſtern Fall ſoll jeder Lehrer oder auch jede Obrigkeit denken, wie Moſe: wollte Gott, daß alles Volk des Herrn weiſſagte! im letztern aber muß man dennoch ſehr behutſam ſeyn, weil jeder Schwärmer auch bey den verdienteſten Strafen glaubt, er leide um Gottes willen, wodurch ſein Anhang nur noch immer größer wird.

Nach und nach fand Hochmann einen Ruhepunkt zu Mühlheim an der Ruhr, einem Flecken nicht weit von Duysburg. Nahe dabey liegt der Ritterſitz B . . . auf demſelben wohnte ein gewiſſer T . . . welcher ehemals Kandidat der Theologie geweſen, und überhaupt ein gelehrter Mann war. Böhms und Paracelſus, nebſt noch andern Schriften, waren ſchon in ſeinen Jünglingsjahren ſeine liebſte Lectüre, er hatte ſich alſo mit dem myſtiſchen Syſtem ſchon ſehr bekannt gemacht, als er Hofmeiſter an einem gewiſſen Reichsgräflichen Hofe wurde; hier verliebte ſich eine junge Gräfin in ihn, und gieng mit ihm fort; er heirathete ſie, und ſie wurden endlich mit den Eltern in ſofern ausgeſöhnt, daß ihnen jenes Rittergut zum Unterhalt für ſie, ihre Kinder und Kindeskinder angewieſen wurde. . . Hier lebte nun T . . . mit ſeiner Gemahlin ganz ruhig, und ſie übten ſich beyde nach ihren Grundſätzen im Chriſtenthum ſo gut ſie konnten. T . . . arbeitete auch Böhms Schriften, indem er die uneigentlichen Redensarten verbeſſerte, viel Ungereimtes wegließ, viel Dunkles erklärte, und überhaupt das ganze Werk brauchbarer machte. Sonſt hielten ſich dieſe Leute in ihrer Einſamkeit ganz ſtill, und hatten mit niemand Umgang;

doch Hochmann ſuchte ſie auf, und verweilte eine Zeitlang bey ihnen, denn dort durfte ihn niemand etwas thun; öfters gieng er auch nach Mülheim, wo er zu lehren Gelegenheit ſuchte und fand. Hier hielt ſich nun zu der Zeit ein gewiſſer Kandidat der Theologie, Namens Johann Wilhelm Hofmann auf, ein Jüngling, der alle Anlagen zum wahren und thätigen Chriſtenthum hatte. Dieſer hörte Hochmann öfters reden, und wurde ſo durch ihn gerührt und erbaut, daß er mit dem feurigſten Entſchluß, ſein ganzes Leben Gott zu widmen, beſchloß; nun hatte er aber Theologie ſtudirt, und war alſo gewohnt, richtiger zu ſchließen und zu denken, als andere, und als Hochmann ſelber, mithin reinigte er Hochmanns Lehre, und Art zu lehren. Dieſer ließ ſich auch willig unterrichten, und reiſte endlich ſelbſt gebeſſert von Mülheim ab. Der Kandidat Hofmann, der bey dieſer Geſinnung, und der damaligen Verfaſſung unmöglich Rechnung auf eine Pfarrſtelle machen konnte, wandte ſein kleines Vermögen recht wohl an, er baute ſich ein ſehr kleines Häuschen, das nur aus einer Stube und einer Kammer beſtand, hier ernährte er ſich ſo gut er konnte, ganz allein, dabey war ſein Leben allen Menſchen erbaulich, er diente jedem wo er konnte, und war überhaupt ein Muſter eines rechtſchaffenen Mannes. In dieſem Häusgen wurde er alt, und er ſtarb auch darinnen. Weil er er ſich niemals mit Lehren und Bücherſchreiben abgegeben hatte, ſo hatte er auch nichts zu leiden, jedermann ließ ihn in Ruhe. Sein Häuschen ſteht noch; zu Terſteegens Zeiten, als der Zulauf von allen Seiten her groß war, pflegte man wohl Leute hinein zu logiren, daher es von der Zeit an die Pilgerhütte genannt wird.

Hochmann kam nun ins Herzogthum Berg, hier fand er nirgends mehrern Eingang als zu Elberfeld und Solingen; an dieſen Orten blüht die Handlung und die Fabriken, daher ſind ſie ſehr volkreich, und der Geiſt der Nation iſt auch thätiger und aufgeklärter. Hundertweis lief das Volk dem Hochmann zu, und die Erweckung wurde ſo allgemein und ſo heftig, daß es nicht zu beſchreiben iſt. Ein alter Pietiſt erzählte mir, Hochmann habe einsmals auf der großen Wieſe unterhalb Elberfeld, der Ochſenkamp genannt, gepredigt, und das mit einer ſolchen Gewalt und Beredtſamkeit, ſo daß ſie alle ihrer viele hundert Zuhörer, ganz ſicher geglaubt hätten, ſie alle würden empor gehoben zu den Wolken, ihnen ſey nicht anders zu Muthe geweſen, als wenn der Morgen der Ewigkeit wirklich am Anbrechen ſey.

Hochmanns Predigten brachten ungemein viele Menſchen zur Herzens- und Sinnesänderung; er machte keine Fanatiker, ſondern enthuſiaſtiſche Verehrer Gottes und Chriſti. Das einzige Tadelhafte bey der ganzen Sache war, daß alle Hochmanniſche Anhänger Feinde der Geiſtlichen, und überhaupt des äußeren Gottesdienſtes wurden. Dies war freylich kein Wunder, da die Geiſtlichkeit nebſt der Kirchenverfaſſung ſo äußerſt ſchlecht beſtellt war; allein der wahre Chriſt ſchickt ſich in die Zeit, und bezeiget auch durch die äußere Ceremonien, daß er ein Chriſt iſt, ſo lange die äußern Kirchenceremonien Gott und Chriſtum nicht verunehren, und das geſchieht eigentlich in keiner der chriſtlichen Religionspartheyen; ja ſo lange ſich noch ſogar etwas Erbauliches dabey denken läßt, ſo iſt es phariſäiſcher Stolz, Eigendünkel und ſchwere Sünde, wenn man ſich von der äußern Gemeinſchaft der Kirchen abſondert, man hält ſich für beſſer, als ſein armer Nachbar, der oftmals weit edler iſt, und glaube ſich zu verunreinigen, wenn man mit ihm zum Abendmahl, zum Liebesmal desjenigen geht, der ſo gern mit Zölnern und Sündern zu Tiſche ſaß.

Hochmann und ſeine Anhänger meintens indeſſen recht gut; daß ſie zu weit giengen, war menſchlich, wo iſt denn etwas Vollkommenes in der Welt? Gewiß iſts auch, daß ſich die Vorſehung dieſes Werkzeugs bediente, die ſchlafende Geiſtlichkeit zu wecken, denn auch hier hatten Hochmanns Predigten herrliche Folgen. Endlich konnte er doch auch im Bergiſchen nicht länger bleiben, man fieng wieder an, ihm zu verfolgen; nun fand er aber eine Freyſtadt, wo er ſein Leben ruhig beſchließen konnte.

Graf Kaſimir von Wittgenſtein Berlenburg war ein Freund der Künſte und Wiſſenſchaften, ein eifriger Verehrer der Religion, und bey dem allen ein nicht gemeiner Kopf. Dieſer Herr machte heimlich und öffentlich bekannt, daß alle diejenigen, welche entweder wegen der Religion, oder wegen Meinungen verfolgt würden, eine ruhige und ſichere Duldung in ſeinem Ländchen zu erwarten haben würden; dieſe Nachricht zog Leute von allerhand Schlag nach Berlenburg, und unſer Hochmann war einer von den erſten, der dahin reiſte, und ſein Predigen fortſetzte. Der Herr Graf hörte ihn predigen, oder reden, er nahm ſeinen Hofprediger mit, welcher auch ein rechtſchaffener Mann war; da nun beyde an ſeiner Lehre nichts auszuſetzen fanden, ſo gab ihm der Graf Erlaubniß zu predigen, wie, wo und wenn er wollte; zu Schwarzenau, einem Dorf im Berlenburgiſchen, fand er den mehreſten Eingang; hier ſetzte er ſich feſt, und ſammelte ſich gleichſam eine beſondere Gemeinde. Nun war es aber auch Zeit, daß Hochmann ſtarb; denn blos enthuſiaſtiſche Gemeinden gerathen bey aller Reinigkeit doch bald ins Schwärmeriſch-Fanatiſche, und dann gehts auf ein Lami aus; ſo wenig als in dieſer Periode der Welt ein Geiſt ohne Leib, Menſch ſeyn kann, ſo wenig kann auch eine Religion, ſie mag ſo rein und erhaben ſeyn als ſie will, ohne äußere kirchliche Verfaſſung, Ceremonien und Symbole beſtehen: das iſt eine ewige Wahrheit, und daher kommts eben, daß der Separatismus und alle beſondere Sektirerey ſo ſelten gute Folgen hat, die Sache mag ſo rein und heilig angefangen werden als ſie will. Dies alles wird der Verfolg dieſes Werks bewahrheiten.

Hochmann ſtarb alſo zu Schwarzenau, und wurde auch dort auf den Kirchhof begraben. Der ſelige Gerhard Terſteegen machte ihm folgende Grabſchrift, die auf den Grabſtein eingehauen iſt:

„Wie Hoch iſt nun der Mann, der ſonſt ein Kindlein, gar
„Einfältig, voller Lieb, und voller Glaubens war.
„Für ſeines Königs Reich er kämpfte, und drum litte,
„Sein Geiſt flog endlich hin, und hier zerfiel die Hütte.

Ich habe einen Urheber der Separatiſten geſchildert, nun folgt der andere, und das iſt oben gemeldeter Dippel. Dieſer war, wo ich nicht irre, ein Elſaßer, er ſtudirte zu Strasburg, kam aber auch über die Schriften Paracelſi, Böhms und der Myſtiker, und nahm auch viele ihrer Sätze an; ſein Vorhaben, Theologe zu werden, wurde dadurch vereitelt. Dippel war ein großer Kopf, zugleich aber unbiegſam, ſtolz, emporſtrebend, und ein beißender Tadler, er fürchtete nichts in der ganzen weiten Welt; es ſcheint daß er gerne ein Geiſtlicher geworden wäre, und mir kommts ſo vor, als wenn er in dieſem Stande das unterſte zu oberſt gekehrt haben würde, denn der Reformator lag ganz in ſeinem Charakter. Das beſtändige Räſoniren über den Verfall der Geiſtlichkeit, zog ihm ihren bittern Haß zu, er verlor nun auch alle Hofnung, bey ihr Befördetung zu finden, daher ſtudirte er die Medizin, in welcher er recht viel leiſtete. Nun that der Czaar Peter von Rusland die berühmte Reiſe durch Teutſchland; wo er Dippeln mag angetroffen haben, weiß ich nicht, ſeine Lebensbeſchreibung hab ich nicht bey der Hand; mein Zweck geht aber auch nicht weiter, als nur zu beſchreiben, in wiefern er zur Bildung des Nationalgeiſtes etwas beygetragen hat; genug Dippel gieng mit dem rußiſchen Monarchen nach Rusland und galt viel bey ihm, auch war er ſein Leibarzt. Es iſt bekannt, daß der Czaar bey allen ſeinen großen Talenten öfters etwas übereilt und zu ſtreng handelte; freylich dürfen wir ihn nicht als Beherrſcher eines cultivirten Volks betrachten, er hatte es mit einer rohen Nation zu thun, welche gleich muthwilligen Knaben noch oft die Ruthe nöthig hat, wenn bey andern vernünftige Vorſtellungen hinlänglich ſind; indeſſen konnte Dippel das Hängen, Köpfen und Knutpeitſchegeben nicht verdauen, er verwieß es dem Czaar, und als das nicht half, ſo bediente er ſich ſo ſtrenger Ausdrücke, daß der Kaiſer für gut fand, ihn ſeiner Dienſte zu entlaſſen. Dippel gieng alſo von Petersburg oder Moskau nach Stockholm, hier hielt er ſich eine Zeitlang auf, und verrichtete manche ſchöne Cur, denn er war in der That ein ſehr geſchickter Arzt; eine muß ich doch im Vorbeygang erzählen, weil ſie Dippels Carakter ziemlich ins Licht ſetzt.

Ein Bürger in Stockholm war hypochondriſch, vorzüglich quälte ihn eine Grille ſo, daß er beſtändig im Bette liegen mußte, und weder Tag noch Nacht Ruhe hatte, er ſah nämlich unaufhörlich ein fürchterliches Geſpenſt vor ſeinen Augen, ſobald er nur die Augen öfnete, ſo war es da, es mochte Tag oder Nacht ſeyn. Der arme Menſch war dadurch in die erbärmlichſten Umſtände verſetzt, alle Aerzte hatten ſich zu Schanden an ihm curirt, und ein groſſer Theil Menſchen glaubte, er ſey behext.

Dippel hörte von dieſem armen Manne, oder ſeine Freunde conſultirten ihn, genug Dippel gieng hin; nach ein paar gravitätiſchen Spaziergängen durchs Zimmer auf und ab, und einigen majeſtätiſchen Blicken ins Bette, ſetzte er ſich zum Kranken. Denn das iſt gewiß, Dippel war einer der anſehnlichſten Männer, die je gelebt haben, und in ſeinem Geſichte lag eine Hoheit, die man ſehen mußte, denn beſchreiben läßt ſichs nicht; eben ſo anſtändig aber auch ſehr prächtig kleidete er ſich. „Ich

höre

höre Sie werden von einem Geſpenſt vexirt? Ach ja, lieber Herr Doctor! das quält mich ſo lang, bis ich ſterbe, und dann mag Gott wiſſen, wies mir gehen wird.

„Das iſt abominabel; aber wo iſt's denn „jetzt, ich ſeh's nicht?

Da, da drängt ſichs längſt die Wand, ach! wenns doch auch ein Menſch ſehen könnte! Sehen Sie das greuliche Geſicht, wie's die Zähne blöckt, es iſt in ein graues Tuch gehüllt, und ſchlupft ſo daher.

Dippel forſchte unvermerkt die ganze Geſtalt aus, und nun ſagte er: Jetzt will ich mir auch die Augen öfnen, und den Dämon betrachten. Nun ſchmierte er ſich etwas über die Augen, machte einige Ceremonien, und jetzt ſahe er das Geſpenſt auch. Das iſt ein horribeler Kerl! ſagte er, aber ich will ihn zur Hölle jagen, der ſoll in Ewigkeit mit keinem Fuß wieder auf Gottes Erdboden kommen; geh er zum T.... wo er hin gehört. Nun beſchrieb er dem Kranken den Geiſt, und zeigte ihm den Ort, wo er ſtand oder gieng, ſo genau, daß er voller Freuden rief: ſeht ihrs nun daß ich Recht habe, das iſt der rechte Mann, der wird mir gewiß helfen. Nun verfügte ſich Dippel wieder nach Hauſe, und maskirte ſeinen Bedienten genau ſo, wie das Geſpenſt ausſah. Des Abends gieng er mit dem Bedienten hin, ſtellte ihn zu den Füßen des Bett's hinter den Vorhang, ſo daß ihn der Kranke nicht ſehen konnte. Nun fieng er ſeine Beſchwörungen an, allmählig kam der Bediente längſt die Wand geſchlichen; der Kranke mußte die Augen öfnen, und nun ſah er den Geiſt deutlicher als je; nun fieng Dippel an das Geſpenſte mit der Peitſche zu jagen, und es zu beſchwören, bis er es endlich dahin brachte, daß es verſprach, nie wieder den Kranken zu beunruhigen, und damit nahm es Abſchied. Dippel brauchte nun auch andere phyſiſche Mittel, und brachte den Kranken bald wieder vollkommen zu recht.

Sein Haß gegen den geiſtlichen Stand fand in Schweden volle Nahrung, hier war die Herrſchſucht, die Dummheit und Unwiſſenheit deſſelben noch größer als in Teutſchland, er redete und ſchrieb alſo gegen die Geiſtlichen, und war überall ſo beiſſend, daß er beym Kopf genommen, und auf die Inſel Bornholm gefangen geſetzt wurde; wie lang er da war, weiß ich nicht, und eben ſo wenig, wie er von da weggekommen. Genug er kam wieder nach Teutſchland, und nach mancherley wunderlichen

Schickſalen und Verfolgungen, die er ſich durch ſeinen ſtolzen und kritiſirenden Charakter zuzog, fand er endlich auch ſeinen Ruhepunkt zu Berlenburg. Zuweilen hielt er ſich auch zu Lasphe, der Reſidenz des Grafen von Wittgenſtein-Wittgenſtein auf. In dieſen und den benachbarten Gegenden fand er einen erſtaunlichen Anhang, und er breitete den allerſtrengſten Separatismus noch weiter aus. Seine Schriften zeigen alle den unbiegſamen, ſtolzen Satyr, und ſeine Anhänger waren durchgehends eingebildete und oft unerträgliche Leute. Dippels Grundſätze näherten ſich auf der einen Seite dem Sozinianismus, und zuweilen gar dem Naturalismus; denn gegen das Ende ſchien Chriſtus dem Dippel eine ſehr gleichgültige Perſon zu ſeyn; er verband alſo die myſtiſche Moral mit der Glaubenslehre unſerer neuſten Theologen, und nebenher noch mit allerhand ſchwärmeriſchen Grillen. Das war in der That ein wunderlicher Miſchmaſch. Endlich ſtarb Dippel in den vierziger Jahren zu Lasphe an einem Schlagfluß plötzlich.

Ich kann von allen dieſen Dingen mit Gewißheit reden; denn Dippel lebte in meiner Nachbarſchaft, und alles, was ich bis daher erzählt habe, ſind mehrentheils eigene Erfahrungen, oder doch Erzählungen ſicherer Augenzeugen.

Hochmann hatte alſo pietiſtiſche fromme Separatiſten gebildet, und Dippel naturaliſtiſche Spöttiſche; doch vertrugen ſich alle recht gut zuſammen, weil ſie beyde in der Sittenlehre übereinkamen. Ob nun gleich die Hauptperſonen, welche ich bis daher geſchildert habe, beſonders Hochmann, nicht ſo unmittelbar auf ganz Teutſchland wirkten, ſo geſchahe es doch insgeheim, wenigſtens in den beyden proteſtantiſchen Kirchen deſto mehr und unbemerkter. Obrigkeiten und Gelehrte ſind auf die Denkungsart des gemeinen Volks gar nicht neugierig, ſie laſſen ſolche Sachen ihre guten Wege haben, ſo lange ihr Intreſſe oder die öffentliche Ruhe nicht darunter leidet, und doch ſind ſolche vor den Augen der Menſchen geringe Dinge, gerade die Mittel, wodurch die Vorſehung die Bildung ganzer Völker leitet. Böhms, der Frau von Guyon, Speners und Arnolds Schriften ſtimmten viele Menſchen zum reinen oder auch wohl zum ſchwärmeriſchen Pietismus; der berühmte Halliſche Theologe, Auguſt Hermann Franke, und ſeine Freunde Chriſtian Friedrich Richter, und Carl Heinrich von Bogatzky, erhielten ihre ganze Richtung aus dieſer Quelle;

und wer weiß nicht, welchen unausſprechlichen Nutzen dieſe Männer durch die ganze proteſtantiſche Kirche verbreitet, und wie viele rechtſchaffene Lehrer ſie gebildet haben? Mit ihnen fieng ein beſſerer Zeitpunkt der Geiſtlichen und der Kirchenverfaſſung an. Der berühmte Graf Nicolaus Ludwig von Sinzendorf ſchöpfte aus eben den Brunnen, und ſein außerordentlicher Wirkungskreyß wirkt heimlich und öffentlich bis in die entlegenſten Winkel der Erde fort, wo er, man mag ſagen was man will, ungemeinen Nutzen ſtiftet; in Sinzendorfs Syſtem liegt mehr Plan, Weisheit und Politik, als in den Symbolen beyder proteſtantiſchen Kirchen zuſammen, nur ſchade, daß ſeine Glaubenslehre zur ſittlichen Vervollkommnung nicht die wahren bibliſchen Mittel anweiſt.

Noch einen merkwürdigen Mann muß ich bemerken, deſſen Einfluß aufs Volk unausſprechlich geweſen iſt, und der noch immer fortdauert, nämlich den bekannten Johann Friedrich Rock, dieſer war ein gemeiner, ungelehrter, ſonſt aber guter und frommer Mann, und ein Schuhmacher ſeines Handwerks; er wohnte meines Wiſſens nicht weit von Büdingen im Iſenburgiſchen, und nährte ſich, ſeine Frau und Kinder ordentlich. Die myſtiſchen und pietiſtiſchen Schriften, welche nunmehr häufig anfiengen in die Hände des gemeinen Mannes zu kommen, las Meiſter Rock auch ſehr fleißig, und ſie brachten auch in ihm den feſten Entſchluß zu wege, ein ganz anderer Menſch zu werden. Durch ſeine Uebungen und eifriges Beſtreben zu dieſem Zweck, wurde er immer hitziger und feuriger, endlich gerieth er in einem ſo ſtarken Enthuſiasmus, daß er Paroxysmen bekam, die ſonderlich genug waren; er gerieth nämlich außer ſich, dann bekam er gelinde Zuckungen, und darauf redete er mit einem ſolchen Fluß der Worte, und mit einer ſolchen Energie, daß ſelbſt Hochmann weit hinter ihm blieb; endlich kam er wieder zu ſich ſelbſt, und dann wußte er von allem, was er geredet hatte, kein einziges Wort. Die Sache iſt ganz gewiß, denn in meiner Jugend predigte er durch mein ganzes Vaterland, ſo daß ich das, was ich ſage, zuverläßig verſichern kann. Rocks Reden waren ziemlich zuſammenhängend, und ganz im Ton der bibliſchen Propheten. Z. B. wenn die Zuckungen vorbey waren, ſo wurde ſein Geſicht ſehr ernſthaft, er reckte die rechte Hand aus, und fieng gewöhnlich mit den Worten an: So ſpricht der Herr! — oder auch: So ſpricht der Herr durch ſeinen Knecht Rock

u. ſ. w. alle ſeine Reden zielten auf Buße und Bekehrung, nach den Grundſätzen der Myſtiker, zugleich ſtrafte und bedrohte er die verfallene Geiſtlichkeit, verkündigte auch wohl nahe Strafgerichte u. ſ. f. Das gemeine Volk, ja auch ein großer Theil aufgeklärter Menſchen, erſtaunte über dieſen neuen wunderbaren Lehrer; denn da es wenige gab, die ſo viel Licht in der Seelenlehre hatten, daß ſie die Sache phyſiſch erklären konnten, ſo wurde er häufig für einen wahren Geſandten Gottes gehalten, beſonders da er ein unſträflicher frommer Mann war, und ſeine Reden nichts enthielten, das der Bibellehre zuwider lief.

Erſt machte Rock nur in ſeiner Nachbarſchaft Aufſehen, bald aber bekam er einen Trieb, andre Länder zu durchziehen und zu predigen, denn er hielt ſich ſelbſt für einen von Gott geſandten Lehrer; ein benachbarter Edelmann nahm ſeine Frau und Kinder in Verſorgung, und Meiſter Rock zog fort und predigte. Der Zulauf des Volks war erſtaunlich; etliche Männer hielten ſich zu ihm, und ſchrieben ſeine Reden aus ſeinem Munde auf; dieſe begleiteten ihn allenthalben, und dienten ihm. Eine Menge dieſer Reden wurden gedruckt, und noch mehrere liegen noch hin und wieder in Handſchriften, ich hab ihrer ganze Kaſten beyſammen geſehen. Seine Schriften zeigen ihren Verfaſſer auf dem Titelblatt mit dem Buchſtaben F. R. an. Ueberall wo er durchreiſte, bekam er viele Anhänger, die noch unter dem Namen der Inſpirirten bekannt ſind; ſie ſind auch ſtrenge Separatiſten, halten auf die äußern Kirchenceremonien, Taufe und Abendmahl nichts, in ihren Verſamlungen ſingen, beten und leſen ſie, und erwarten, ſo wie die engliſchen Quacker, göttliche Begeiſterung zum reden; ſonſt ſind ſie ſtille, untadelhafte, fromme und rechtſchaffene Leute.

Endlich kam auch Rock mit ſeinem Gefolge ins Fürſtenthum Naſſau = Siegen. Weil dies Land ſehr bevölkert iſt, und auch durch die Fabriken und Handlung, gute Schulen, Wohlſtand und einen gewiſſen Grad der Aufklärung bekommen hat, ſo findet hier jeder gute und böſe Schwärmer bald Beyfall. Hochmann und Dippel hatten hier ſchon vorgearbeitet, und die myſtiſchen Schriften wurden häufig geleſen; zudem war der allgemeine Widerwille gegen die Geiſtlichkeit und Kirchenverfaſſung aufs höchſte geſtiegen, ſo daß man Rock als einen Engel vom Himmel, oder als einen großen Apoſtel aufnahm; er hielt ſich auch lange in daſigen Gegenden auf, und war willens auch nach Berlenburg und Schwarzenau zu gehen, um dortige Freunde zu beſuchen.

Nun wohnte ein gewiſſer franzöſiſcher Flüchtling, Namens von Marſay, im Singenſchen auf einem einſamen adelichen Gut zum Hainchen genannt; er hatte ſich daſſelbe gekauft, reiſte zuweilen nach Berlenburg, und dann kehrte er wieder in ſeine Einſamkeit zurück. Dieſer Marſay war ein Schüler der Frau von Guyon, er hatte ſie ſelber noch gekannt, und war viel mit ihr umgegangen; er war ein ganz vortreflicher Mann von Geiſt und Herzen, ſo daß ihn jedermann liebte und ehrte; mit dem feyerlichen Ernſt des Pietiſten verband er eine ungemeine Leutſeligkeit, Menſchenliebe, und Duldung, die ſonſt bey ſolchen Leuten ſehr ſelten iſt. Er hat ein Werk geſchrieben, welches den Titel führt: Zeugniß eines Kindes von der Richtigkeit der Wege des Geiſtes, in drey Bänden, in welchem er behauptet, daß die Fixſterne die vielen Wohnungen in des Vaters Hauſe ſind; und daß jeder Stern, oder auch mehrere zuſammen, mit ihren Einwohnern Königreiche ſeyn, die den frommen Chriſten nach ihrem Tode zur Beherrſchung übergeben würden; wenn nun Marſay bey dieſer Lehre keine göttliche Eingebung vergäbe, ſo wäre ſie immer eine ſchöne Hypotheſe, die wenigſtens des Nachdenkens werth iſt. Uebrigens war er in ſeinen Lehrſätzen ein vollkommener Myſtiker.

Zu dieſem berühmten Mann reiſte nun auch Rock mit ſeinem Gefolge. Viele Menſchen folgten ihm nach, und viele verſammleten ſich auch noch aus der umliegenden Gegend vor dem Hauſe des Herrn von Marſay. Dieſer kannte aber die Beſchaffenheit der Sache beſſer, er ſagte dem verſammleten Volk: Rocks Reden ſeyen freylich gut und erbaulich, dennoch aber nicht göttlichen Urſprungs, und es ſey nicht recht, daß die Leute ſo geäfft würden, denn es ſey ein falſcher Geiſt der aus dem Rock redete, und das wollte er beweiſen; jeder war aufmerkſam auf dieſe Sache geworden, und verlangte auf den Ausgang. Bald merkte man die Annäherung des Paroxismus; das Volk wurde in einen großen Saal zuſammen berufen, wo Friedrich Rock und ſein Schreiber ſchon ſaßen, und Marſay ſtellte ſich auch ein. Als nun Rock recht im Reden begriffen war, kam Marſay mit einem Eimer voll kalten Waſſers, und ſtürzte es auf einmal über den Redner her; dieſer erſchrack, kam zu ſich ſelbſt, und von der Zeit an kam der Paroxismus nicht wieder, und Rock hielt auch keine Reden mehr. Nun ſtellte Marſay ſowol den Rock als den Zuhörern ſehr bündig vor, daß ſich der Geiſt Gottes durch einen Eimer voll Waſſer nicht hemmen ließe, ſie ſollten ſuchen durch ordentliche und vernünftige Mittel auf den rechten Weg zu kommen, und nach den Regeln der Bibel ſowol lehren als leben. Rock ſelber ließ ſich weiſen, er gieng wieder nach Hauſe, doch ſetzte er noch ſeine Ermahnungen, die er aber nun ſich ſelbſt bewußt hielte, fort, und beſuchte auch noch zuweilen ſeine Anhänger, die theils obigen Vorgang leugnen, theils auch es dem Marſay ſehr übel nehmen, daß er auf ſolche Weiſe mit dem Rock umgegangen iſt.

Durch alle dieſe Perſonen wurde unter dem gemeinen Volk eine allgemeine Gährung zuwege gebracht, die durch ganz Teutſchland wirkte; überall gabs Leute, die einſahen, daß die gewöhnliche Art zu leben, nicht zur höchſten Glückſeligkeit führte, ſondern daß eine gänzliche Herzens- und Sinnesänderung nothwendig ſey; jeder ſchlug den Weg dazu ein, der ihm durch den Mann, den er den meiſten Beyfall gönnte, vorgezeichnet wurde; dieſe Nachfolger waren nun jeder an ſeinem Orte, und in ſeinem Theil wiederum Vorgänger, und obgleich immer noch die wenigſten den Weg der Bekehrung und Sinnesänderung einſchlugen, ſo wars doch nicht anders möglich, es mußte überall Licht, Wärme und Enthuſiasmus für die Religion verbreitet werden.

Dieſe allgemeine Bewegung in Teutſchland wurde von den Gelehrten und großen Köpfen nicht einmal bemerkt, wenigſtens nicht ſo viel geachtet, als ſie es in Anſehung der Geſchichte der Menſchheit verdiente; aber die lichtvolleſten Köpfe unter den Pietiſten ſelber ahndeten große Veränderungen. Die Offenbarung Johannes wurde ſtärker geleſen als je, man glaubte die glücklichen tauſend Jahre ſeyen vor der Thür, mit einem Wort, man gieng hin und wieder ſo weit, daß theils lächerliche, theils traurige Ausſchweifungen begangen wurden, wie man in dieſem Werk finden wird; man kann nirgend beſſer dieſen Enthuſiasmus kennen lernen, als in den Liedern dieſer Zeit: da ſieht und hört man nichts anders als philadelphiſche Gemeinde, ſieben Leuchter und dergleichen Anſpielungen auf die heiligen Hieroglyphen.

So wie alſo der eine Theil der teutſchen Nation von dieſem Geiſt belebt wurde, ſo war der andere theils Buchſtaben- und ſtrenger Kirchenchriſt, oder praktiſcher Gottesleugner ohne Grundſätze. Von Freigeiſtern oder Zweiflern wußte man noch wenig, denn die engländiſche deiſtiſche Schriften waren in Teutſchland noch wenig bekannt. Indeſſen waren doch die zween große Apoſtel des Unglaubens ſchon heimlich am Wirken: in Teutſchland lebte Edelmann, welcher anfänglich ein ſtrenger myſtiſcher Chriſt war, mit ſeinem großen hellen Kopf forſchte er aber weiter. Dippels Syſtem leuchtete ihm ein, er fand allmählig die Erlöſungslehre Chriſti lächerlich, las darauf die Schriften Benedikts Spinoſa, Balthaſar Beckers, und nun auch der engländiſchen Deiſten, wurde alſo von einem Extrem aufs andere geworfen, und aus dem enthuſiaſtiſchen Myſtiker, ein Spötter und Verläugner der Religion. Seine Schriften erſchienen nun auch im Druck, und dieſe machten eben ſo große Bewegungen, als die myſtiſchen Menſchen, denen die Moral und Lehre Jeſu Chriſti zu ſauer und zu geringſchätzig vorkam, fanden Vernunft und Weisheit in Edelmanns Lehre, und finden ſie noch. Er reiſte nach Berlin; dort fand er großen Beyfall, und meines Wiſſens iſt er auch dort geſtorben.

Der andre Lehrer des Unglaubens iſt der bekannte von Voltaire. Von dieſem Mann hab ich weiter nichts zu ſagen, als daß ſein Wirkungskreyß ganz Europa in Taumel geſetzt, und dem größten Theil der Vornehmen, Gelehrten und Ungelehrten den Kopf verdreht habe.

Jetzt kann ich nun den Standpunkt genau auszeichnen, in welchen man ſtehen muß, wenn man mein folgendes Gemälde in ſeinem wahren Licht betrachten, und zugleich auf die Zukunft ſchließen will: Zwo ſehr widerwärtige Kräfte wirken alſo jetzt in Teutſchland, und bringen eben die heftige Gährung hervor, oder haben ſie hervorgebracht, auf der einen Seiten, Drang und Eifer für die Religion, und auf der andern Drang und Eifer wider dieſelbe. Beyden Kräften bahnte die Leibnitziſche-Wolfiſche Philoſophie den Weg, der höchſt gefährliche und höchſt nützliche Grundſatz: daß man nichts glauben muß, als was Erfahrung und Vernunft untrüglich beweiſen, giebt dem Religionszweifler einen feſten und ſichern Tritt auf dem Wege zur Verwirrung und zur äußerſten Ungewisheit, und dem gutartigen Chriſten in ſeiner Bibel und Religionsforſchung das herrlichſte Mittel an die Hand, das lautere, reine, einfältige Licht der Wahrheit von allem ſchwärmeriſchen Glaſt und Irrlichtern* zu reinigen. Hier gilt mein Motto:

Mittelmaß
Die beſte Straß.

Auf ſolche Weiſe iſt alſo unſer Jahrhundert freylich um vieles aufgeklärter, als das funfzehnte; allein dem allen ungeachtet gerad ſo geſchickt zu den Wirkungen eines zweyten Luthers, und gewiß ein ſolcher Mann wird auch zu ſeiner Zeit auftreten, denn die Religion Jeſu Chriſti hat warlich wiederum eine Fackel vom Himmel nöthig, denn die große Welt findet ſie lächerlich, und hält ſie ſchon ſo gut als zu Grunde gerichtet.

Das zweyte Hauptſtück.

Nur etliche Stunden von dem Berlenburgiſchen Lande fängt die Grafſchaft Leiſenburg an; nahe an der Grenze auf einem hohen Gebirge ſchlängelt ſich ein Thal gegen Morgen zwiſchen den Waldungen hin, welche ſich rund um weit in die Ferne erſtrecken, und dem Wild ſowol als den Kohlbrennern einen ruhigen Aufenthalt bereiten. Oben am Anfange des Thals liegt ein ruhiges kleines Dörfchen, Namens Rulheim, deſſen biedere und gute Bewohner weit von ihrer Obrigkeit und ihren

Beamten entfernt, weniger von Druck und Elend wiſſen als andere. Ihr Pfarrer wohnt anderthalb Stunden entfernt, und ſeine Erſcheinung iſt ihnen das, was den Dörfern nahe um eine Reſidenz die Erſcheinung des Fürſten iſt. Unter ihnen wohnt ein Oberförſter als die vornehmſte Perſon des Orts, deſſen Frau die Kabale der Menſchheit mit einer eben ſo wichtigen Mine regiert, als an großen Höfen die Mätreſſe; und er, der Herr Oberförſter kann thun was er will, wenn ers anders recht verſteht. Hier wohnte im Anfang dieſes Jahrhunderts ein Bauer, Namens Hans Theobald; ſein Haus ſtand einen Steinwurf weit vom Dorfe ab, zu aller oberſt am Ende, nahe am Silberquell des Bachs, der dem ganzen Dorf ſeine Wieſen wäſſert; er war gewiſſermaßen ein Separatiſt in politiſchen Sachen; er ſo wenig als ſeine eheliche Hausfrau bekümmerten ſich um die Wichtigkeiten des Dorfs, ſie blieben beyde zu Hauſe, und ließen die ganze Welt ihre gute Ruhe haben; freundlich und dienſtfertig gegen jeden, aber gegen niemand vertraulich, verhüteten ſie vielen Verdruß, der in den Dörfern eben ſo gut die Familien zwiſtig macht, als in den Städten. Ihre Kinder

ſchickten

ſchickten ſie ununterbrochen zur Schule, und ſo den Sonntag Morgen reiſte Hans mit ſeiner ganzen Haushaltung zur Kirche, und des Nachmittags las er mit unbedeckten Haupte ſeinem Hauſe aus Dr. Conrad Mels Hauspoſtille, Zions Lehr und Wunder genannt, eine Predigt vor, darnach las er ſich und ſeiner Frau noch Stücke in ſeiner großen Bibel, und gegen Abend, wenns Sommer oder ſonſt gut Wetter war, ſchlenderten alle übers Feld, und dann wieder zur trocknen Brodſuppe mit Fleiſchbrühe nach Hauſe.

Das iſt die Lebensgeſchichte Hans Theobalds und ſeiner Frauen bis an ſeinen Tod; er gab dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und Gott was Gottes iſt, und bekümmerte ſich weiter um nichts; nebſt ſeinem gehörigen Auskommen und einem Noth- und Ehrenpfennig in der Kiſte, dachte er auch an keinen Reichthum. Er hatte fünf Kinder, Söhne und Töchter; das älteſte war ein Sohn, ein hübſcher anſehnlicher Jüngling, der auch ſo, wie mans aus dem Carakter ſeiner Eltern ſchließen kann, nach ſeiner Art gut erzogen war. Nach den dortigen Landesgebräuchen gehörte ihm das elterliche Haus und Gut; er hieß Dietrich Theobald, und war gerad als der ſelige Hochmann in die

Gegend kam, 24 Jahr alt; ſeine Eltern hätten gern geſehen, wenn er nun auch geheiratet hätte, allein er wollte ſich noch nicht recht dazu anſchicken.

Einsmals kam Hans mit ſeiner Frau und Kindern nach Hochborn, um in die Kirche zu gehen. Da war nun der ganze Flecken voll von Erſtaunen über einen neuen Apoſtel, den Gott geſandt habe, um die trägen und ſchlafenden Menſchen zur Buße und zum Chriſtenthum zu erwecken. Das war etwas erſtaunliches; einer ſahe den andern an, und es fehlte nicht viel, ſo hätte man geglaubt, dieſer neue Apoſtel Hochmann ſey gar kein Menſch, ſondern ein Engel vom Himmel, beſonders da auch der ſchwärzeſte Neid nichts Tadelhaftes an ihm finden konnte. Viele Leute waren ihm ſchon entgegen gereiſt, um ihn zu hören, und jedermann erwartete mit einer Art von Entſetzen, was dieſe für Nachricht bringen würden. Hans hörte auch aufmerkſam zu, allein er war ſo ruhig, und mit ſich ſelbſt ſo zufrieden, daß er ſich zwar verwunderte, übrigens aber keine Mine machte, den Hochmann zu hören; als im Wirthshauſe ſo viel Redens von der Sache war, ſo nahm er ſein kurzes Pfeifchen aus dem Maul, und ſagte mit ſeiner langſamen Baßſtimme: Sie haben Moſen und die Propheten, wenn ſie die nicht hören, ſo wirds auch nichts helfen, wenn gleich ein Engel vom Himmel kommt, und ihnen predigt. Jeder ſah ihn mit Verachtung an, als er das ſagte, und hielt ihn für einen zum Guten ganz erſtorbenen Menſchen. Bey ſeinem Sohn Diedrich machte das Ding aber tiefen Eindruck, er dachte: wenn doch Gott einen ſolchen Mann ſendet, ſo iſts doch Schuldigkeit, daß die Menſchen folgen; daher bat er nächſten Samſtag ſeinen Vater, er möchte ihm doch erlauben, des andern Tages auch einmal zu dem neuen Apoſtel zu reiſen; Hans ſchüttelte den Kopf und ſagte: du haſt ja den Schatz des Worts Gottes im Hauſe, ſagt dir der neue Apoſtel etwas anders, ſo iſt er ein Lügner, und ſagt er das nämliche, nun ſo brauchſt du ihn nicht zu hören, ſo kannſt du's ſelber leſen. Nun auf die Weiß, antwortete Diedrich, haben wir ja auch keinen Pfarrer nöthig. Ey Gott bewahre! verſetzte der Alte, ſag lieber, wenn wir ordentliche Pfarrer haben, ſo haben wir keinen neuen Apoſtel nöthig; doch ſieh, du kannſt gehen, da haſt du ein halb Kopfſtück, geh in Gottes Namen, es ſchadet doch nicht, wenn junge Leute ſo etwas hören und ſehen. Diedrich freute ſich, und machte ſich des Sonntags

Morgens um vier Uhr auf, und reiſte fort. Vor dem Dorfe traf er einen andern Burſchen aus ſeinem Orte, den Schreiner Kolb an. Dieſer war ein ſtiller ordentlicher junger Menſch, der weder Vater noch Mutter mehr hatte, bey ſeinem ältern Bruder in die Koſt gieng und ſein Handwerk trieb. Beyde Burſchen grüßten ſich und entdeckten ſich bald, daß ſie die Neugierde einerley Weg führte.

Nachdem ſie vier Stunden zurückgelegt hatten, ſo kamen ſie in dem Ort an, wo ſich Hochmann aufhielt; ſie fanden das Dorf voller Fremden, und vornehmlich das Haus, wo Hochmann logirte, war gedrang voller Menſchen. Theobald und Kolb wurden mit erſtaunlicher Ehrfurcht erfüllt, als ſie die Menſchen alle ſahen, und noch mehr, als ſie bald hie bald da einen ſehr ernſthaften und anſehnlichen Mann am Fenſter entdeckten, von denen man ihnen ſagte, das ſeyen Hochmanns Begleiter. Alles Volk ſtand herum, und ſchwätzte ſich ſo voller Enthuſiasmus und Andacht, daß es kein Wunder war, wenn in ſolchen hochgeſpannten Seelen hernach Hochmanns Reden einen ſo tiefen Eindruck machten. Hochmann ſelber ließ ſich bey ſolchen Gelegenheiten nicht blicken, denn er war in der That und Warheit demüthig; er bedauerte oft, daß ihn Gott zu ſolch einem Amte berufen habe, allein eben, weil er ſeinen Trieb zu predigen für göttlich hielt, ſo gehorchte er, und hielts für Sünde, nicht zu gehorchen; niemals hielt er ſeine Reden während dem öffentlichen Gottesdienſt, um nicht gegen die Polizey anzuſtoßen, ſondern blos des Nachmittags.

Theobald und Kolb giengen vom Volk weg hinten in den Hof, und längſt die Stubenfenſter ſpekuliren, um irgendwo den neuen Propheten zu entdecken; ein feiner Mann in der Stube bemerkte ſie, trat ans Fenſter und fragte ſie freundlich, wo ſie her ſeyen, ſie antworteten: von Rulheim. „Seyd ihr denn auch hergekommen, um Hochmann zu hören?

Ja.

„Möchtet ihr ihn denn auch gern ſehen?

Das wünſchen wir von Herzen.

Dem Mann floſſen die Thränen die Backen herab; er hatte einen ſchönen braunen Rock, hübſche weiſſe Wäſche an, und eine ordentliche braune Perucke auf dem Kopf, er gefiel den Burſchen gar gut, und ſein Geſicht machte tiefen Eindruck auf ſie: er fuhr fort:

„Freunde! Hochmann iſt ein armer Menſch wie ihr, ein Menſch, der ganz und gar nichts

Gutes an ſich hat, der werth wäre, ein Ausfegſel unter den Menſchen zu ſeyn, aber eben aus dem Munde der Säuglinge und jungen Kinder bereitet ſich Gott ein Lob. Und eben das Verachtete macht Er zu ſeinem Werkzeug, damit Er allein die Ehre haben möge. Warum möchtet ihr aber gern den Hochmann ſehen?“

Wir möchten doch gern ſehen, wie ein Menſch ausſieht, den Gott zu einem Apoſtel und Propheten geſandt hat.

„Hochmann iſt kein Apoſtel und kein Prophet, ſo was müßt ihr bey Leibe nicht denken. Ein Apoſtel iſt nur der, der eine neue Religion lehrt, und ein Prophet iſt nur der, der zukünftige Dinge vorher ſagt; das alles thut Hochmann nicht, ſondern er iſt nur ein Knecht Gottes, der dem Volk die Wahrheit ſagen, und es aufwecken muß, weil die Lehrer und Prediger mehrentheils alle ſchlafen, und ihre Heerden verſäumen.“

So iſt denn doch der Hochmann ein ſonderbarer Mann, den wir gern ſehen möchten.

„Habt Geduld! geht in der Wittwe Bergerin Haus, oben auf dem groſſen Saal wird Hochmann den Nachmittag reden, ſagts aber niemand, ſo könnt ihr nah dabey ſeyn.

Diedrich und Kolb giengen fort, und freuten ſich in der Seelen, daß ſie unter allen Menſchen, die da waren, allein das Glück hatten, von einem aus Hochmanns Gefolge bemerkt zu werden. Sie fragten das Haus aus, giengen hinein, und hielten ſich ganz ſtille.

Des Nachmittags um zwo Uhr kam Hochmann mitten im Gedränge; unſere beiden Burſchen arbeiteten ſich zuerſt die Treppe hinauf und auf den Saal: bald war alles voll; und nun ſtellte ſich Hochmann nicht weit von Diedrich und Kolb ans Fenſter; er lächelte ſie an, nun ſahen ſie, er war es ſelbſt, der des Vormittags mit ihnen geredet hatte. Jetzt fieng Hochmann an: er reckte die rechte Hand aus, machte eine ernſte und feyerliche Mine; und rief mit einer durchdringenden aber ſanften Stimme: Stille! Stille! Volk des Herrn! — da wo ſein Wort verkündiget wird, da iſt er gegenwärtig! Gott iſt gegenwärtig! Alles beuge ſich vor ſeiner Majeſtät, denn Er iſt jedem unreinen Gedanken ein verzehrendes Feuer — So ſpricht der Herr! u. ſ. w.

Wenn ein ordentlicher Prediger nur die Energie, den Anſtand, das Feuer, und überhaupt die Geberden und den Ton Hochmanns mit ſeiner Weltkenntniß und wahrer Gelehrſamkeit verbånde, was würde er thun können? aber der Fall iſt ſelten. Hochmann war ein Genie in der Beredtſamkeit. Kolb erzählte mir oft die Geſchichte dieſes Nachmittags, er ſagte mir: (man nehme die Worte im Kolbiſchen Sinn,) Hochmann ſey ſo vom Geiſt Gottes durchdrungen geweſen, daß man geglaubt habe, es giengen feurige Stralen aus ſeinem Munde, alles Volk habe die Kleider aufgeriſſen, und mit lautem Heulen gerufen: Herr Gott! was ſollen wir thun, daß wir ſelig werden?

Diederich und Kolb ſahen ſich oft mit naſſen Augen an und ſeufzten, mit wehmüthiger Stimme ſagten ſie, welche Worte! welche Kraft! Hochmann redete zwo Stunden in einem fort, und niemand regte ſich, keinem wurde die Zeit zu lang; er ſchloß mit einem kurzen Gebet, und gieng wieder fort in ſeine Einſamkeit. Unſere zween Rulheimer wanderten nun auch wieder nach Hauſe. Kolb war ſo ganz umgeſchaffen und verändert, daß er den ganzen Weg über weinte, öfters auf die Knie fiel, die Hände gen Himmel reckte und ſagte: ſo können wir nicht ſelig werden. Diedrich ſchwieg wohl ſtill, aber er hatte auch immer Thränen in den Augen. Als ſie nach Hauſe kamen, ſo erzählte Theobald ſeinem Vater alles, was er heut geſehen und gehöret hätte, und das alles ſo ſiedwarm, daß der alte Hans ſelbſt nicht recht wußte, wie er dran war, er ſchüttelte den Kopf, reckte mehr als einmal die Hand aus, und ſagte: das begreif ich nicht, ſollte ich denn unrecht haben? Indeſſen bliebs dabey. Diedrich und Kolbe kamen alle Abende zuſammen, dann ſaßen ſie ganze Nächte, und fiengen an das zu beleben, was ſie gehöret hatten; ſie wurden ſtill, ſonderten ſich von den Menſchen ab, und thäten in ihrem Beruf treu und fleißig, was ihnen vorkam. Allmählig kam Hochmann näher, und nun fieng der Hochdorner Pfarrer an, nicht ihn zu widerlegen, ſondern gegen ihn mit Bannſtralen zu donnern; das war nun gerade das Mittel, die Leute aus der Kirche und in Hochmanns Verſammlungen zu predigen; hätte er ſanft und ruhig die Religion Chriſti gelehrt, und gezeigt, daß man keine außerordentliche Lehrer nöthig habe, ſo lange ſie keine neue Wahrheit verkündigten, ſo hätte er beſſer gethan; ſo aber legte mans ihm für Neid aus, und man mochte wohl recht haben.

Diedrich und Kolb hatten Gelegenheit Hochmann noch ein paarmal zu hören, und ſich mit ihm zu unterreden, er empfahl ihnen myſtiſche Bücher; und Kolb, der ſein eigener Herr war, ſchafte ſich alle an. Dieß gab Diedrichen Anlaß ſie auch zu leſen; mit einem Wort, dieſe beyden jungen Leute wurden vollkommene Myſtiker, und weil ihr Paſtor beſtändig gegen die neue Lehre predigte, ohne ſie zu widerlegen und was beſſeres zu ſagen, ſo wurden ſie auch zugleich ſehr ſtrenge Separatiſten.

Nicht lange hernach ſetzte ſich Hochmann zu Schwarzenau zur Ruhe. Da nun dieſer Ort nur 4 Stunden von Rulheim iſt, ſo giengen Kolb und Diedrich wenigſtens alle 14 Tage dorthin, und wurden alſo immer mehr überzeugt, und in ihren Grundſätzen befeſtigt. Der alte Hans war ſehr oft hinter ſeinem Sohn, aber er konnte ihn nicht widerlegen, und da er ihm nichts verſäumte, und zugleich auch ein beſſeres Leben führte als vorher, ſo gab er ſich endlich zur Ruhe und ließ ihn gehen. Nun trug es ſich einmal zu, daß Kolb und Theobald auch an einem ſchönen Sommermorgen früh nach Schwarzenau giengen; ſie wanderten fröhlich das Thal hinab, und unterhielten ſich von der Seligkeit in jener Welt. Dieſe Materie nahm ſie ſo ein, daß Theobald, der vorangieng, ſich mit lachender Freude umkehrte, und ſagte: Bruder! in meinem Leben heirathe ich nicht, damit ich ruhiger Gott dienen kann. Siehſt du, die allerfrömmſten Leute, von denen wir in unſern Büchern leſen, hatten auch nicht geheiratet, ich wüßte mir kein grösseres Vergnügen, als wenn ich in einem wilden Wald mit dir alleine ſeyn könnte. Kolb antwortete: das Heiraten mußt du nicht verreden, denn du weiſt nicht, ob du immer ſtark genug ſeyn wirſt, dem Triebe deines Fleiſches zu widerſtehen.

„O Kolb! ſieh ich ſchwöre dir hier vor Gott, daß ich nicht heiraten will, in meinem Leben nicht.“

Schweig Bruder! was iſt das nöthig, überlaß dich der Führung Gottes, denn Er könnte dir bald zeigen, daß du ohne Ihn nichts thun kannſt.

„Hör Bruder! darin muß ein Chriſt ſich zeigen, daß er ſeine Lüſte überwinden kann, wenn ich das nicht vermag, ſo bin ich ja nicht werth, ein Nachfolger Chriſti zu heiſſen.“

Gut! aber du ſollſt ſehen, du hältſt dein Gelübde nicht.

Unter dergleichen Geſprächen wanderten die beyden nach Schwarzenau; ſie giengen gerade zu in Hochmanns Haus, wo ſie verſchiedene vornehme und geringe Leute antrafen, die ſich mit Hochmann vertraulich unterredeten, und alle ſo voller Empfindung und Andacht waren, daß ihnen Leben und Freude aus den Augen blitzten. Hochmann bewillkommte die beyden Bauernburſche nach ſeiner Art ſanft und leutſelig, gab ihnen die Hand, hieß ſie Brüder, und alle anweſende Vornehme und Geringe thäten desgleichen; unter dieſen war ein junges Frauenzimmer, eine Fräulein von Wirthen, welche mit einem ſchönen Geſicht und Wuchs zugleich einen guten ſanften Carakter verband, übrigens aber vielleicht ein wenig zu empfindſam ſeyn mochte. Dieſe drückte auch Theobalden lächelnd die Hand, und nannte ihn Bruder; das gieng ihm durch die Seele, von einer ſolchen Perſon Bruder genannt zu werden; er drehte ſich zu Kolb mit naſſen Augen und ſagte: Schau Bruder! die Gottſeligkeit iſt doch etwas herrliches, ſie macht die Menſchen alle gleich. Wer mag doch wohl die Jungfer ſeyn? Kolb antwortete: das wollen wir wohl erfahren; ſie ſetzten ſich, und hörten ferner dem Geſpräch zu. Ueber eine kleine Weile kam die Fräulein und ſetzte ſich neben die Rulheimer auf einen Stuhl, und fieng an freundlich mit

Theobalden zu reden, ſie fragte nach ſeiner Seelenbeſchaffenheit, wie lang er ſchon erweckt wäre? und dergleichen. Theobald erzählte ihr das, nun fragte er auch nach ihr, ſie entdeckte ihm ebenfalls ihr ganzes Herz, und nun fand ſichs, daß ihre Gemüthslage einerley war, beyde geſtunden ſich, daß Gott ſie einerley Wege führe, daß ſie alſo auch näher verwandt wären, als die andern untereinander; ſie erklärten ſich ferner die Seelenverwandtſchaft, wie unendlich inniger und erhabener ſie ſey, als die fleiſchliche, und mit herzlichem innigem Seufzen ſchloſſen dieſe beyde, in einem Zeitpunkt, wo ſie Welt und Verhältniß tief unter ihren Füßen hatten, eine ewige Bruder- und Schweſterſchaft, welche durch fleißigen Briefwechſel unterhalten werden ſollte.

In ſolchen Verſammlungen vermuthet keiner vom andern etwas Verdächtiges, und es iſt auch offenbare Läſterung, wenn geſagt wird, die Pietiſten trieben Schandthaten in denſelben. Ob ſich aber nicht ein und anderes Uebel auf die Zukunft darinnen erzeugen könne, das iſt eine andere Frage. Genug, keiner von den Anweſenden dachte das geringſte Böſe von dieſen beyden, und hatten auch keine Urſache dazu, nur der feine Menſchenkenner hätte ſie beyde bewacht, und frühzeitig von einander getrennt, aber es war keiner zugegen. Mit Wehmuth ſchieden ſie beyde am Abend von einander; ſie empfanden tiefen Kummer. Das träumte aber keins von beyden, daß eine geheime Liebe der Grund deſſelben ſey; nein! ſie wußtens gewiß, daß blos die Uebereinſtimmung ihres Seelenzuſtandes und ihre gleiche Geſinnungen die einzige Urſache ihrer Liebe ſey. Bruderliebe! — O das ſüße, ſüße Wort Schweſter! Bruder! über dieſe Worte gieng jetzt dem Theobald nichts, in ſeinen Augen war eine geiſtliche Schweſter mehr für ſein Herz als eine Braut. Unterwegens redete er mit Kolb von nichts anders, als von geiſtlichen Verwandſchaften, und von ſeiner Fräulein Schweſter, er erhob ſie bis an den Himmel, und glaubte, ſie würde die heiligſte Perſon werden, die je gelebt habe. Kolb hatte gegen das alles nichts einzuwenden, ſie hatte ihm auch nicht übel gefallen, aber doch auch nicht beſſer als andere.

Indeſſen Theobalds Ruhe war hin, er marterte ſich durch 8 Tage als durch eben ſo viele Jahre, er prüfte ſich oft, woher es doch kommen möchte, daß er ſo ſchwermüthig wäre, und dann fand er allemal, daß blos die Unterredung mit ſeiner geiſtlichen Schweſter Erbauung und Frieden in ſein Herz flößen würde; er ſehnte ſich alſo unbeſchreiblich nach ihr. Den folgenden Sonntag konnte er nicht nach Schwarzenau kommen, doch hofte er etwas von dorther zu hören; des Abends kam auch ein Nachbar aus dem nächſten Dorf, der zu Schwarzenau geweſen war, und brachte ihm einen Brief. Theobald brach ihn auf, und fand mit einer Freude, die dem Anblick der Seligkeit ähnlich iſt, daß er von ſeiner geiſtlichen Schweſter war.

Leſer! ich ſchreibe in der Furcht Gottes Wahrheit; ich weiß wie entſetzlich ſchädlich der Spott auch nur über Misbegriffe in der Religion iſt, man ſoll einer Krone nicht ſpotten, wenn ſie auch ein Affe trägt, nicht einmal des Affens, denn er iſt König. Weder Laſter noch Tugend iſt ein Gegenſtand der Satyre, ſondern blos und allein das, was misſicht, das Lächerliche; macht man das Laſter als etwas Strafbares lächerlich, ſo vermindert man die Wichtigkeit des Verbrechens, dasjenige was Gott und Menſchheit entehrt, kann unmöglich lachenswerth ſeyn. Tugend lächerlich machen, iſt teufeliſch. Warum ſollte man aber nicht Scheintugend, Heucheley belachen dürfen? darum nicht, weil ſie Aehnlichkeit mit der Tugend hat, und das Aehnliche immer zugleich einfällt, und ebenfalls lächerlich wird. Dies ſind die Urſachen die mich abhalten, Briefe mit einzurücken, der Ton derſelben iſt allemal bibliſch, der Inhalt aber oft läppiſch; würde ich alſo nicht zugleich die Bibelſprache dadurch verächtlich machen? — hätte ich aber dann lieber gar nicht dieſes Werk ſchreiben ſollen? mir dünkt doch es ſey nothwendig, es giebt gar viele Menſchen, die durch die Schwärmerey unglücklich werden, und alſo eben ſo der Religion wie jene Kundſchafter dem gelobten Lande, ein böſes Geſchrey machen, wie es jetzt am Tage iſt, wo man [illegible] Wärme für die Lehre Chriſti und den Glauben an ihn Schwärmerey, oder welches eben daſſelbe iſt, Narrheit heiſt.

Theobald las den Brief der Fräulein von Wirthen, und fand ihn für ſeinen Zuſtand erbaulicher als die Schriften der Madame Guyon ſelber; ſchleunig lief er zu Freund Kolb, und las ihm den Brief vor, der ihn auch ſchön fand, ob gleich nicht in ſo hohem Grad als Theobald. Man ſollte nun meinen, es werde weniger Menſchenkenntniß als Kolb hatte erfordert, einzuſehen, daß eine fleiſchliche Liebe die Triebfeder dieſer Freundſchaft war, und doch wähnen die mehreſten Erweckten ſo etwas nicht

einmal

einmal von ferne, auch die klügſten Köpfe ſtraucheln hier, und das darum, weil ſie gewöhnlich alle gute Regungen des Herzens für unmittelbare Einwirkungen der göttlichen Gnade halten, und ſich alſo eine nach ihren Begriffen ſo niedrige Luſt nicht dazu denken können. Da nun viele Heiraten unter dieſer Menſchenklaſſe auf ſolche Weiſe entſtehen, und oft die traurigſten Folgen für Religion und häusliches Glück haben, ſo glaub ich Gottgefällig zu handeln, wenn ich durch lebhafte Beyſpiele den unerfahrnen Anfänger warne und belehre

Kolb glaubte alſo von Herzen, die ungemeine Gemüthsähnlichkeit der Fräulein mit ſeinem Freund ſey die Urſache, warum dieſer ſo viel für ſein Herz in dem Brief fände; er tadelte alſo nichts, warnte ihn auch nicht, ſondern erklärte es ihm vielmehr ſo wie ers begriff, ſo daß Theobald noch mehr befeſtigt wurde. Die Fräulein bat ihn auch ſehnlich, künftigen Sonntag wieder nach Schwarzenau zu kommen, denn jedes Wort von ihm ſey ihr ſo wichtig und ſo erbaulich vorgekommen, daß ſie glaube, niemand könne ihr beſſer in dem Anfange ihres Wegs zu Gott rathen, als er; gerad ſo dachte auch Theobald, er hielte es alſo für die größte Pflicht, mit der Fräulein vertraulichen Umgang zu pflegen, weil er glaubte, ſie beyde könnten dadurch im Chriſtenthum befördert werden. Hätten dieſe beyden guten Seelen nun Erfahrung genug gehabt, hätten ſie folgende herrliche Strophe aus einem von Gottfried Arnolds Liedern verſtanden, ſo würden ſie den erſten Funken zu dieſer Flamme, und alſo auch viel Verdruß, Spott und Hohn über ſich und die Religion vermieden haben. Die Strophe heiſt:

„Greifſt du die angeborne Seuche *)
„nicht an der tiefſten Wurzel an,
„So bleibts, daß ſie im Finſtern ſchleiche
„und hinters Licht ſich ſtecken kann.
„Das tiefſte Gottes-Liebs-Bewegen,
„wird unvermerkt ins Fleiſch geführt,
„Wo nicht des Geiſtes ſtarkes Regen,
„dich zum Gebet und Wachen rührt.

Kolb und Theobald reiſten den Sonntag wieder nach Schwarzenau, wo die Fräulein den letztern in ein beſonderes Haus beſchieden hatte, weil ſie gern allein ihres Herzens Angelegenheiten vor ihm ausſchütten wollte; Theobald fand dies billig, er traf ſie dort an. Sie

*) Die üppigen geilen Triebe des Fleiſches.

unterredeten ſich dieſen Tag etliche Stunden ganz allein, und ihre Herzen waren ſo unbeſchreiblich nahe zuſammengerückt, daß die Trennung am Nachmittag Wunden machte. Nun beſchieden ſie ſich wieder auf den folgenden Sonntag, denn 14 Tage war zu lang, und bloß dieſe Hoffnung ſich wieder zu ſehen, machte beyden den Abſchied erträglicher.

Jetzt war aber Theobald den ganzen Weg über ſtill. Kolb erkundigte ſich nach allem was er mit ſeiner Freundin geredet hatte, allein er brachte nicht viel heraus, ſie hatten mehr vom Vergnügen zweyer vereinter Herzen und der Freude in jener Welt geſprochen, als von der Verbeſſerung ihrer ſelbſt. Jetzt fieng Theobald an zu merken, daß er die Fräulein gern zur Frauen haben möchte; er war auch redlich genug, ſein Herz zu fragen, warum? allein es ſagte ihm keinesweges die Wahrheit, es machte ihm weis, blos die beßre Beförderung ihrer ſelbſt im Chriſtenthum ſey der einzige Grund ſeines tiefen Wunſches. Kaum wird man glauben daß dies möglich ſey, und doch iſts gewiß wahr. O wie oft überliſtet uns da die tauſendringlichte Schlange, wir glauben unſer Herz zu kennen, und kennen oft das Schlafkabinet des Dairi in Japan eben ſo gut. So rade ſo gehts auch unſern hochweiſen Meiſtern in der Glaubenslehre, ſie wiſſens gewiß, was ſie wiſſen, und ſehen nicht daß ihre Vernunft noch ein größerer Betrüger iſt, als ihr Herz. Doch darüber werden im Verfolg noch Haufen Zeugen auftreten.

Indeſſen trug doch Theobald Bedenken, ſeinen Freund Kolb etwas zu ſagen; nicht aus Schaam, ey bey Leibe! wer wird ſich einer guten Sache ſchämen? ſondern weil er fürchtete, Kolb möchte nicht alle Gründe ſo tief einſehen, wie er, und es ihm alſo für böſe Luſt auslegen, und davon glaubte er doch weit entfernt zu ſeyn; auch ſeinem guten Vater ſagte er nichts, denn der begrifs noch weniger, mithin behielt ers ganz für ſich. Die ganze Woche über kämpfte er erſtaunlich in ſeinem Gemüth, denn ſein geſunder Menſchenverſtand ſagte ihm: es ſey ungereimt für einen armen Bauerjungen, an eine Heirat mit einer adlichen und noch dazu reichen Fräulein zu denken; es fiel ihm ein, ob nicht ihr Bruder, welcher das Rittergut bewohnte, und bey dem ſie ſich aufhielt, ihm bey aller ſeiner Frömmigkeit, denn er gehörte auch zu Hochmanns Freunden, eine Kugel durch den Kopf jagen könnte, und endlich fragte ihn ſeine unbeſcheidene Vernunft, was er denn mit einer Fräulein in ſeines Vaters Hauſe und an ſeinen Tiſch machen wollte? das alles ſchlug ſein Herz mit dem einzigen Machtſpruche zu Boden: Man muß die Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens gefangen nehmen. Theobald glaubte das auch im Grunde ſeiner Seelen, allein das Warten der Dinge, die kommen ſollten, und dann noch die Antwort auf die große Frage: ob ihn dann auch die Fräulein haben wolle? marterte ihn die ganze Woche durch nicht wenig. Den folgenden Sonntag flog er alſo wieder nach Schwarzenau, und er fand ſeine Fräulein ſchon in dem nämlichen Hauſe, wo ſie ſich zuletzt unterredet hatten, es war als wenn ſie ihm hätte in die Arme und an den Hals fliegen wollen, als ſie ihn ſah, doch hielt ſie ſich zurück; ſie gaben ſich nach Gewohnheit die rechten Hände, und verfügten ſich zuſammen auf ein einſames Kämmerchen, um ihre erbauliche Unterredungen fortzuſetzen. Jetzt arbeiteten ſich in beyden Seelen die geheimen Wünſche und die Sehnſucht des Herzens in den Mund und die Zunge; es währte nicht lange, ſo entwickelte ſie ſich ſo verſtändlich, und zu beiderſeitigen höchſten Vergnügen ſo nach Wunſch, daß weiter nichts als die Vollziehung übrig war. Der Adel war jetzt in den Augen der Fräulein nichts weiter, als ein ſündlicher Stolz, den ein Chriſt ganz verläugnen müßte, daher hielt ſie's für Pflicht, einen Unadlichen, und zwar vom geringſten Stande zu heirathen. Theobald erkannte die Wahrheit dieſes Satzes im hellſten Licht; ferner machte ſie ſichs zur Pflicht mit ihren Vermögen wohlthätig zu ſeyn, und Theobalden dadurch glücklich zu machen; auch dies ſchien ihm billig, und eine Folge der hohen Tugend ſeiner Fräulein zu ſeyn, ſie wurden ſich alſo einig, verſprachen ſich die Ehe, ſunken neben einander auf die Knie, beteten feurig zu Gott um Segen, und glaubten ganz gewiß, ſie hätten recht weiſe und gottgefällig gehandelt; denn da eins dem andern zur Erbauung diente, ſo mußten ſie forthin im Chriſtenthum außerordentlich zunehmen, und weil ſie ſo ganz eines Sinnes ſeyen, ſo würde Friede, Segen, Einigkeit, und eine glückliche chriſtliche Kinderzucht ihren künftigen Ehſtand zum Himmel auf Erden machen. Dies waren die Vorſtellungen dieſer beyden jungen und unerfahrnen Seelen, und ſie ſind es gar zu oft bey vielen andern, die ſich in den nämlichen Umſtänden befinden.

Nun mußte aber auch der Plan verabredet werden, wie die Ausführung ihres Vorhabens zu bewerkſtelligen ſey. Die Fräulein beſchloß, von nun an ihre vornehmen Kleider ganz abzulegen, und an deren Stelle ſich wie ein ordentliches Bauermädchen zu kleiden, und eben ſo nahm ſie ſich vor, ihre bisherige Lebensart ganz zu verlaſſen, ſich zur Arbeit und ländlichen Speiſe zu gewöhnen u. ſ. w. Sie wollte künftigen Sonntag wieder nach Schwarzenau kommen, während der Zeit ſich die Kleider und alles zurecht machen laſſen, dann ihre Koſtbarkeiten einen Juden verkaufen, und mit dem Geld, welches ſie daraus löſen würde, mit dem Theobald fortgehen; er ſollte dann während der Zeit ſehen, wo ſie insgeheim ſo lange wohnen könnten, bis ihr Bruder beſänftiget wäre, und ſie zum alten Vater Hans ziehen könnten. So wurde alles beſtimmt und beſchloſſen, und vor dem Abſchied noch einmal mit vielen Thränen Gott um Beyſtand angerufen. Niemand in der Welt kann jemals feſter vom Beyfall Gottes in einer Sache überzeugt ſeyn, als es dieſe junge Leute waren: nun giengen beyde nach Haus. Daß die Fräulein von ihrem Vorhaben niemand etwas ſagte, verſteht ſich von ſelber; Theobald aber wußte nicht wie ers am geſcheutſten angreifen ſollte, ob ers ſeinem Vater und Freund Kolben, oder nur ſeinen Vater, oder nur Kolb, oder gar keinem von beyden entdecken dürfte; nun erinnerte er ſich der fürtreflichen Lehre, die er einsmals von Hochmann gehöret hatte: Wenn man den Willen Gottes oder was das Beſte ſey, in einer Sache nicht wiſſe, und weder Vernunft noch Offenbarung ſichern Rath gäben, ſo ſollte man gar nichts thun ſondern ſchweigen und ruhen, bis ſich der Wille Gottes oder das wahre Beſte entwickle; daher beſchloß er, niemand ein Wort davon zu ſagen.

Dieſe Woche über machten ſich beyde zu dem großen Schritt bereit, den ſie vorhatten. Theobald wußte einen frommen Prediger in einem einſamen Dorfe im Heßiſchen, dieſen hielt er für den Beſten, ſich von ihm trauen zu laſſen, denn er hofte, der würde am beſten das Schickliche in der Sache und den Willen Gottes einſehen, und ſie alſo ohne Anſtand copuliren, dort wollten ſie ſich dann auch in Geheim ſo lange aufhalten, bis das Gewitter vorüber wäre.

Den folgenden Sonntag begleitete Kolb Theobalden wieder nach Schwarzenau; unterwegens fieng jener an von der Fräulein Amalia zu reden, er ſagte: Wie kommts, Bruder Theobald! daß du mir lange nichts von Amalien erzählet haſt, ſtehſt du nicht mehr ſo gut mit ihr, als vorher?

„O ja wohl! aber wir ſprachen letzthin eben nichts ſonderliches, ſondern nur ſo von unſerm eigenen Seelenzuſtand, und davon kann ich dir nichts neues ſagen, das weiſt du ja ſchon alles.

Als ſie nach Schwarzenau kamen, ſo war die Fräulein ſchon da; die Bauernkleider hatte ſie in einem einſamen Häuschen im Wald liegen, dahin wollte ſie gleich nach Mittag gehen, er ſollte ihr folgen, und von da wollten ſie nach Tollberg zum Pfarrer reiſen. Theobald beſchloß aber unterwegens ein Pferd zu miethen, Amalien hinter ſich zu ſetzen, und ſo ſeinen Weg ohne Müdigkeit zu beſchleunigen. Alles gerieth nach Wunſch, und des Abends in der Dämmerung waren beyde ſchon zu Tollberg, wo ſie bey einem frommen Bauer einkehrten, dem ſie ihr ganzes Geheimniß entdeckten, und ihn baten ſtill zu ſchweigen. Dem ehrlichen Alten gefiel die Sache nicht recht, doch ſchwieg er dazu, denn er war zu furchtſam, und zu ungewiß, darüber zu urtheilen; er vergönnte beyden Aufenthalt in ſeinem Hauſe, Theobald ſchlief bey ſeinen Söhnen, und Amalia bey den Töchtern.

Des andern Morgens gieng Theobald zum Pfarrer Reins, um ihm ſein Anliegen zu entdecken, und ihn um die Trauung mit ſeiner Amalia zu bitten. Ich weis nicht wie's war, daß dem guten Jüngling doch das Herz klopfte, er war ja des Willens Gottes in der Sache gewiß, und er war ſich nichts übels bewußt, dennoch fühlte er ein geheimes Etwas, das ihm ſchien Vorwürfe machen zu wollen; er hielt es für Menſchenfurcht, und kämpfte dagegen; ich aber halte es für eine innere Ueberzeugung, für die Stimme der Gerechtigkeit oder des Gewiſſens, die ihn belehren wollte, daß ſeine Handlung, ſein Weg nicht ganz richtig ſey; doch erzählte er dem Herrn Reins die Sache ohne Umſchweife und nach der Wahrheit. Dieſer hörte ihn geduldig an, und fragte: „Wenn ein braver Taglöhner, ein Korbmacher, oder ſonſt ein geringer Mann, der ſonſt nichts eigenes auf der Welt hat, oder wohl gar ein Bettler, eure Schweſter haben wollte, wenn ſie ſich ſelbſt dazu verſtünde ihn zu heirathen, mit ihm in Tagelohn zu gehen, oder mit ihm zu betteln, und in Lumpen mit ihm von Thür zu Thür zu gehen; wenn ſie beyde vorgeben, es ſey der Wille Gottes ſo, würde das eure Familie glauben?“

Nein!

„Wenn ſie nun mit ihm heimlich fortgienge, würde das nicht euern alten Vater, würde euch das nicht alle betrüben?“

Ja! aber wir müſſen uns alle darein ſchicken, denn wenn es wirklich geſchähe, ſo wäre es der Wille Gottes, ſonſt geſchähe es nicht.“

„Das iſt wohl wahr, Gott läßt viel Böſes zu, wenn ich aber was Böſes thue, ſo iſt das drum der wohlgefällige Wille Gottes nicht. Gerad ſo wie ich euch da einen Fall mit eurer Schweſter vorſtelle, ſo iſt es mit euch und der Fräulein; Gott hats einmal ſo zugelaſſen, daß ein Unterſchied unter den Menſchen ſeyn ſoll, in dieſer Welt hat auch dieſer Unterſchied ſeinen großen Nutzen, geſetzt aber auch, er wäre gar unnütz und unnöthig, ſo iſt allemal eine Handlung ſündlich und ſtrafwürdig, welche Aergerniß anrichtet, wenn ſie nicht nöthig iſt, oder wenn ſie nicht vielmehr Gutes ausgebührt als Böſes. Nun bedenkt einmal, es giebt viel brave Mädchen von eurem Stand in der Welt, die gewiß eben ſo fromm ſind, als die Fräulein, die eben ſo gut für euren Seelenzuſtand ſich ſchicken, und noch beſſer in euren Stand und Haushaltung; eben ſo iſts auch mit der Fräulein, es giebt wackere junge Herrn von Adel, die ſie glücklich gemacht hätten, und die durch die Fräulein glücklich geworden wären, das alles wäre Gott wohlgefällig geweſen, und doch geſchiehts nicht, denn ihr verhindert es durch eure Unordnung, und thut alſo ſehr unrecht.

Herr Paſtor! wir ſind beyde vom Willen Gottes in dieſer Sache vollkommen überzeugt, wir thun alſo was Gott haben will, und bekümmern uns weiter um die Folgen nicht; oft ſcheint eine Sache wunderlich und ungereimt, und am Ende ſieht man doch, daß es Gott ſo recht heilig und weislich gefügt hat.

„Ihr ſtellt mir da zwo Sachen vor, die ich beantworten muß: erſtlich ſagt ihr, ihr ſeyd vom Willen Gottes in der Sache überzeugt; womit könnt ihr das beweiſen?“

Damit, daß unſre Herzen zu gleicher Zeit ſo innig und tief zu einander gezogen wurden, daß wir beyde in einem Augenblicke eines Sinnes waren, und daß wir ſo ganz für einander geſchaffen ſind, wir fühlen es ſo tief in unſern Seelen, daß uns der Geiſt Gottes ins Herz gegeben hat, daß wir uns heiraten ſollen.

„Freund! ihr Pietiſten begeht da durchgehends einen erſtaunlichen Fehler, ihr gebt auf die tiefſten Regungen eurer Seelen acht, fühlt ihr nun eine Neigung in euch, die nicht gerade dem Wort Gottes widerſpricht, ſo glaubt ihr gleich, es ſey eine Eingebung vom Geiſte Gottes; ihr haltet viel auf den Hochmann, ich hab auch nichts dagegen, denn er iſt ein braver Mann, und er wirds gewiß nicht gut heiſſen, was ihr gethan habt; wißt ihr, was der zu ſagen pflegt? Wenn ein Menſch eine Neigung in ſich fühlt, und er will wiſſen, ob ſie vom Geiſte Gottes iſt, ſo prüfe er die Neigung; findet er, daß ſie ſeinen Lüſten nnd Begierden zuwider iſt, ſo kann er ſicher ſchließen, daß ſie von Gott iſt, ſchmeichelt ſie aber ſeinen Lüſten, ſo iſt ſie ſicher aus ſeinem eigenen Willen entſprungen. Ich finde dieſen Satz durchgehends wahr, unſre Lüſte und Begierden machen uns gemeiniglich unglücklich, wenn wir ihnen alſo zuwider handeln, ſo gehen wir viel ſicherer, als wenn wir ihnen folgen. Darnach prüſt euch nun einmal."

Das kann doch nicht immer wahr ſeyn, denn man hat doch auch oft eine herzliche Freude etwas Gutes zu thun, und eine rechte Luſt dazu, wenn man dem nun zuwider handelte, ſo thäte man ja ſehr unrecht.

„Das iſt wahr; unterſucht euch nur einmal recht genau, ob das Verlangen, die Fräulein zu heiraten, eine reine Luſt Gutes zu thun zum Grund habe? was thut ihr den Gutes? Ihr wollt ein ſchönes reiches Mädchen gegen den Willen ihrer Familie, und gegen die weltliche Ordnung heiraten, iſt das Trieb Gutes zu thun? ihr werdet glauben, ihr und die Fräulein würdet euch glücklich machen, das iſt noch eine große Frage, und wenn ihr auch beyde glücklich würdet, ſo iſts noch lange nicht ausgemacht, ob man recht thue, wenn man ſich durch ſo vieles Aergerniß glücklich macht?“

Ey! warum ärgern ſie ſich? ſoll ſich denn ein Chriſt da immer an kehren, ſo würde viel Gutes unterbleiben.

„Wenn ſich auch die Leute mit Unrecht ärgern, und das iſt hier nicht einmal der Fall, ſo ſoll ſich doch ein Chriſt in die Welt ſchicken, und ohne Noth kein Aergerniß machen. Wenn er nicht etwas Großes zur Ehre Gottes ausrichten kann, oder wenn er nicht dadurch veranlaßt wird, etwas nothwendiges Gutes zu verſäumen, ſo ſoll ers lieber unterlaſſen, als die Leute ärgern, wehe den, durch welchen Aergerniſſe entſtehen! und das iſt gerade der Fall bey euch; ob eure Heirath mit der Fräulein ſo viel Gutes wirken wird als ihr glaubt, das iſt noch eine große Frage, und auf dieſe Frage hin, gebt ihr doch große Aergerniß, mehr als ihr denkt, ihr macht auch, daß die Welt über das Chriſtenthum läſtert, denn ſie wird ganz gewiß ſagen: da ſieht man die Früchte von euren Verſammlungen! und ſie hat nicht ganz unrecht.“

„Aber ihr ſagtet auch vorhin, eine Sache ſcheine oft im Anfang ungereimt und verkehrt, und am Ende ſähe man doch, daß Gott alles wohl gemacht habe, und daß es ſo ſein Wille geweſen ſey; darauf ſtützt ſich auch mancher, und thut ungereimte Dinge. Wenn Gott das Böſe, was die Menſchen thun, endlich herrlich zum Guten wendet, ſo folgt daraus nicht, daß man Böſes thun müſſe, damit etwas Gutes daraus entſtehe. Und wenn ein rechtſchaffener Mann etwas Ungereimtes thut, das dem Willen Gottes gemäß iſt, ſo wird er wirklich durch die Schickung der Vorſehung in ſolche Umſtände verwickelt, daß er anders nicht kann, er muß wider ſeinen Willen ſo handeln, mit Willen thut aber kein wahrer Chriſt etwas Unſchickliches. Z. B. ich bekam einmal Nachricht, daß eine gewiſſe reiche Gräfin hier durch reiſen, mich beſuchen, und etwas ſehr wichtiges mit mir reden würde; mir war auch der Tag und die Stunde beſtimmt, mir wurde ſogar geſchrieben, ſie würde des Mittwochs zu Mittag mit mir eſſen; ich erwartete ſie alſo, meine Frau richtete ſich in der Küche darnach, und wir ſchickten uns recht auf dieſen angenehmen Beſuch. Was geſchah? des Mittwochs um elf Uhr kam ein Bauer geläufen, der klagte mir mit Jammern und Wehklagen, ſeine Frau ſey am Rand der Ewigkeit, ich müßte ſo mit fort, denn ſie könnte nicht ruhig ſterben, bis ich ſie zum Tod bereitet hätte. Das kam mir gar ungelegen, denn ich wußte, daß es ein großes Glück für mich ſeyn würde, wenn ich mit der Gräfin ſprechen könnte; ich ſagte alſo, ich wollte den Nachmittag kommen. Nein! antwortete der Bauer, das geht nicht an, wer weis ob wir ſie ſo noch lebendig antreffen werden, da dürfen wir nichts verſäumen; ich mußte alſo zu meinem größten Verdruß fort. Seht, das war etwas recht Ungereimtes, und doch mußte ichs thun, denn es war meine Pflicht. Ich gieng alſo recht unwillig mit den Bauern, er wohnte eine Stunde von hier. Was geſchah? auf dem halben Wege mußten wir quer über eine Landſtraße, nun kam da eine Kutſche, welche juſt daher fuhr, als ich an den Weg kam. Die Gräfin guckte heraus, und ſchlug ihre Hände zuſammen, denn ſie kannte mich; ich wußte

auch

„auch nicht, was ich ſagen ſollte, ſie ſtieg aus, und erzählte mir, daß ſie durch einen beſondern Zufall genöthiget geweſen wäre, dieſe Straße zu reiſen, nun habe ſie aber aus dermaßen bedauert, daß ſie mich nicht beſuchen könnte, und jetzt ſchicke es Gott doch ſo wunderbar. Nun erzählte ich ihr auch wie's mir gegangen wäre, und wir beyde verherrlichten Gott über ſeine gnädige Fügung; jetzt thät nun auch die Gräfin, was ſie mir thun wollte, und ich erlangte das Glück, das ich erwartet hatte. Das war dem Anſehen nach etwas Unſchickliches, welches Gott zum Guten leitete. Wer aber mit Fleiß etwas Ungereimtes thut, der wird ſehen wie es ihm gehe.“

— Alles was Sie mir da ſagen, Herr Paſtor! nehmet mir nichts übel, iſt Vernünfteley, die Vernunft handelt aber immer dem Glauben und dem Willen Gottes zuwider, wir müſſen ſie unter dem Gehorſam des Glaubens gefangen nehmen; wer immer der Vernunft folgt, wird betrogen.

„Habt ihr das auch ſchon gelernt? das iſt eine entſetzliche und höchſtgefährliche Lehre, und doch behaupten ſie ſo viele in der That gute Menſchen. Sagt mir doch um Gottes willen, wem wollt ihr folgen? wer ſoll euch in eurem ganzen Leben zeigen, was recht und gut iſt?"

Ey das Wort Gottes!

„Recht, wie wißt ihr dann, ob dasjenige, was ihr thut, dem Wort Gottes gemäß iſt?"

Da prüf ich mich, ob das, was ich thun will, im Wort Gottes geboten oder verboten iſt.

„Wie macht ihr das Prüfen?"

Ja das kann ich ſo nicht beſchreiben, ich bin nicht gelehrt.

„Nun ſo will ich es euch ſagen: ihr haltet euren Willen gegen den Willen Gottes, und wenn ihr findet, daß euer Wille mit dem Willen Gottes übereinkommt, ſo glaubt ihr, es ſey recht, und ihr thut es, nicht wahr?"

Ja freylich.

„Können das die unvernünftigen Thiere wohl?"

Wie ſollten ſie das können?

„Warum nicht?"

Weil ſie — ja jetzt merk ich, wo es hinaus will, weil ſie keine Vernunft haben.

„Recht! alſo dankt dem lieben Gott, daß ihr Vernunft habt, und gebraucht ſie hübſch."

Ja ſo meine ichs nicht, ich meine nur ſo, die Vernunft will immer Meiſter ſeyn in göttlichen Dingen, und da iſt ſie doch blind, der natürliche Menſch vernimmt nicht die Dinge, die des Geiſtes Gottes ſind.

„Ganz recht, das heiſt ſo viel: wenn die Vernunft Dinge begreifen will, die ſie nicht begreifen kann, indem ſie nicht alle Mittel hat, die zu dem Begreifen gehören, da ſoll ſie glauben, wenns nur nichts iſt, das wider, ſondern nur über die Vernunft geht; aber Dinge, die zu unſerm chriſtlichen Wandel gehören, die ſollen auch mit Vernunft überlegt werden. Z. B. warum wollt ihr die Fräulein heiraten?“

Das hab ich ſchon geſagt, Herr Paſtor! weil wir für einander geſchaffen ſind, und weil ich glaube, daß es Gott ſo haben will.

„Woher könnt ihr das anders wiſſen, als weil es eure Vernunft ſo glaubt, nach eurer Einſicht haltet ihr alſo die Heirat ganz vernünftig?“

Das thu ich.

„Nun hab ich euch aber ſchon geſagt, daß ihr nicht vernünftig handelt, allein ich will es euch auch noch zum Ueberfluß aus der Bibel beweiſen: läſet einmal 1 Petr. 2, v. 13. da heiſt es: Seyd aller menſchlichen Ordnung unterthan, um des Herrn willen; nun iſt es menſchliche Ordnung, daß vornehmere und geringere

Stände in der Welt ſind, es iſt menſchliche Ordnung, daß ſich Kinder nicht gegen der Eltern Willen verheiraten ſollen, wenn anders die Eltern nicht auf eine ganz ungerechte Weiſe die Kinder an ihrem Glück hindern, das kann und darf aber niemand beurtheilen, als der, den Gott zum Landesvater beſtimmt hat, nämlich die Obrigkeit. Nun wollt ihr aber eine Perſon außer eurem Stand, und das gegen eurer beyder Eltern und Vorgeſetzte' Wiſſen und Willen, das iſt gegen alle menſchliche Ordnung heiraten; folglich auch gegen das ausdrückliche Gebot der Bibel, iſt das nun auch eine Vernunft, die wider den Gehorſam des Glaubens ſtreitet?"

Ich bin nicht gelehrt, und kann nicht mit euch diſputiren, Herr Paſtor! ich halte mich an meine innere Ueberzeugung, ich habe mich ganz ohne Vorbehalt an die Führung Gottes übergeben, und da folg' ich ſeinem Triebe.

„Ich weis wohl, daß meine Ermahnung bey Euch und eures gleichen nicht hilft, aber ich habe nun meine Pflicht gethan, geht in Gottes Namen hin!"

Alſo werdet ihr uns nicht copuliren?

„Nein, das darf ich nicht, ein Pfarrer darf niemand ohne geſetzmäßige Erlaubniß von der Obrigkeit copuliren, und darnach will ich auch nichts thun, das meiner Einſicht nach dem Willen Gottes ſchnur gerade entgegen iſt.“

Theobald ſchied freylich nicht ſo ruhig vom Paſtor weg, als er hingegangen war, wiewohl ihm ſchon damals das Herz pochte, doch aber überwand er bald allen Scrupel, denn er glaubte noch immer ganz gewiß, die Sache ſey von Gott.

Das iſt ein vorzüglicher Charakterzug der Schwärmerey; man fühlt in ſeiner Seelen eine tiefe Ueberzeugung, daß dieſe oder jene Empfindung von Gott ſey, da mag nun die Bibel und die Vernunft mit Gewalt dagegen reden, das hilft alles nicht, man glaubt vielmehr, man verſtünde die Bibel nicht recht, oder man dreht und wendet ſie ſo lang, bis man einen Spruch findet, der uns ſchmeichelt, um die Vernunft bekümmert man ſich vollends gar nicht. Dies iſt eine Urſache vieler greulicher Ausſchweifungen, wie im Verfolg dieſer Geſchichte mit mehrern erhellen wird.

Die Schwärmerey iſt eine Art Seelengewohnheit, und es geht in dieſem Fall dem Schwärmer, wie einem, der ſich an ein ſtarkes Getränke gewöhnt hat; weil er ſich übel befindet, wenn er eine Zeitlang nicht trinkt, ſo glaubt er, das ſtarke Getränke ſey ihm geſund.

Die Vernunft und die Natur mag dagegen einwenden was ſie will; gerade ſo gehts auch dem Schwärmer, in ſeiner Empfindung befindet er ſich gar wohl, und außer derſelben übel. O wie iſts darum ſo unausſprechlich wichtig, ſich von Jugend auf an richtige und wahre Empfindungen zu gewöhnen! denn es iſt eine gewiſſe Erfahrung, daß auch der Vernünftigſte zwar tauſend und tauſendmal ſich vornimmt, der Vernunft und der Wahrheit zu folgen, und eben ſo manchmal folgt er doch ſeiner Empfindung. Ein vollkommen richtiges, durch die wahre Religion aufgeklärtes, und mit der Empfindung des Herzens ganz übereinſtimmendes Gewiſſen, gebiert den hohen Gottes Frieden, der über alle Vernunft iſt.

Theobald ſagte von der Unterredung mit dem Paſtor Reins ſeiner Amalien kein Wort, er klagte ihr nur, daß er ſie nicht copuliren dürfte; nun war alſo guter Rath theuer; indeſſen da ſie einmal von dem Willen Gottes in der Sache überzeugt waren, und ſie ohnehin die Copulation nur für eine Ceremonie hielten, die man blos um der Menſchen willen beobachten müßte, ſo war ihnen auch jedes Mittel gut genug, wenn ſie nur copulirt waren, ſie erkundigten ſich alſo nach einem Geiſtlichen, der ſich aus ſolchen Trauungen nichts machte, wenn er nur Geld bekam; ſolcher Männer giebts nun freylich hin und wieder, und nur eine Stunde von Tollberg war einer. Theobald machte ſich alſo mit ſeiner Amalien unverzüglich dahin; es war aber auch hohe Zeit, denn erſtlich ließ Herr Paſtor Reins dem ehrlichen Mann ſagen, bey dem ſie ſich aufhielten, er ſollte die Leute fortſchicken, denn es könnte eine ſchwere Verantwortung darauf folgen, und zweytens kam noch ein anderer Sturm, den man leicht errathen kann.

Amalia war bey weitem nicht ſchlau genug, alle ihre Anſtalten ſo geheim zu treffen, daß man nicht bald dahinter kommen konnte, daran lag ihr aber auch wenig, genug wenn ſie fort war. Ihr Bruder, der Baron von Wirthen gehörte ſelber unter Hochmanns Anhänger und Freunde, aber er war ein feiner verſtändiger Mann, der immer Vernunft und Wahrheit gelten ließ, und nichts annahm, als was mit beyden harmonirte. Seine beyde Eltern waren tod, auch hatte er keinen Bruder und keine Schweſter mehr als Amalien; er liebte ſie zärtlich, und freute ſich ſehr, daß ſie auch Geſchmack an der Religion bekam, daher ließ er ſie ungehindert in Hochmanns Verſammlungen gehen, ſo etwas fiel ihm aber nicht ein. Als ſie nun den Sonntag Abend nicht kam, ſo wurde er unruhig, er befürchtete ein Unglück, ſetzte ſich zu Pferde, und ritte noch in der Nacht nebſt einen Bedienten nach Schwarzenau. Er erkundigte ſich genau nach allem, und hier erfuhr er auch ſchon alles, wer Theobald war, wie die Sache zugegangen war, dem Vorſatz beider, mit einem Worte, nichts blieb ihm verborgen, als der Weg, den ſie genommen hatten. Der Baron entſetzte ſich, verſchloß ſich in eine Kammer, und überlegte vor Gott und mit Vernunft was zu thun ſey, hier ließ er ſeinen Zorn verrauchen, und gieng nun des andern Morgens zu Hochmann, dem er die Folgen ſolcher Verſamlungen ſanft vorhielt. Hochmann bedauerte die Sache ſehr, indeſſen glaubte er doch, daß auch die heiligſten Anſtalten zur Beſſerung der Menſchen gemißbraucht werden könnten; das war nun freylich wahr, wenigſtens der Baron konnte nichts dagegen einwenden.

Während der Zeit wurden überall Boten ausgeſchickt, die beyden Verlornen aufzuſuchen, einer derſelben gieng auch nach Rulheim, um zu ſehen, ob ſie dort wären; jezt erfuhren der alte Hans und Kolb die Geſchichte. Der alte

Greis weinte, nahm ſeine Kappe vom Kopf, ſchlug die naſſen Augen gen Himmel, faltete die Hände und ſagte: nun ſiehſt du doch lieber Gott! daß ich recht habe, wenn man hübſch einfältig und treu in ſeinem Beruf iſt, und nicht klüger ſeyn will als du. Du haſt mir eine Ordnung vorgeſchrieben, der will ich folgen, dabey will ich leben und ſterben. Nun ſagte er zu dem Boten: ſagt dem gnädigen Herren, daß ich ganz unſchuldig wäre, und daß es mir ſehr leid wäre, daß ſeine gnädige Schweſter meine Schnur werden wollte, und ich wollte ſie auch nicht im Hauſe haben, ſagt ihm nur alles, er ſollte doch mir armen Manne nichts thun, denn ich könnts nichts dafür. Der Bote verſprach das alles treulich zu beſtellen, und gieng fort; Hans diſtelte nun etwas in der Küchen, ſchwatzte immer mit ſich ſelber, und ſchüttelte den Kopf, ſeine Frau verwunderte ſich auch in den Tod über die Sache.

Indeſſen kam Kolb daher gewandert, er war willens den alten Hans zu tröſten, und wenn er irgend zornig wär ihn zur Vernunft zu bringen. Die Sache gefiel nun wohl dem Kolb auch nicht, allein er dachte juſt, wie Hochmann, und dann hofte er, es würde alles noch zum Guten ausſchlagen. So wie Kolb zur

Thür herein trat, und guten Morgen Hans ſagte, ſo dankte ihm Hans mit einem über ſeinem Kopf aufgehobenen Stück Holzes, Kolb grif ihm den Arm, und ſagte: halt! halt! Nachbar! was hab ich gethan? ich kan ja für nichts.

„Hey! ihr Nichtsgutige Weisnaſen! wollt klüger und frömmer ſeyn, als der groſſe Gott, da droben im hohen Himmel, da gehts denn ſo, ſeht! das ich nun meinem guten Diedrich der Kopf verdrehe, da dünkt er ſich nun viel beſſer als ſein alter Vater, glaubt er ſäß droben unſerm lieben Herr Gott zu Füßen, und hängt ſich an eine adliche Jungfer, wo kann ich armer Mann denn eine adliche ernähren? Du lieber Gott!„

Hört Nachbar Hans! Klüger als der groſſe Gott, wollen wir nicht werden, aber ſo unſere ganze Lebenszeit durch fortzuſchlafen, damit können wir nicht zufrieden ſeyn, wir möchten ſonſt erſt auf dem Todbette erwachen, Nachbar Hans! dann iſts zu ſpät.

„Was! ich bin alt und grau werden, und das mit Ehren, ich hab mein Leben nicht verſchlafen. Was meinſt Du Kolb? He!“

Ihr Leute verſteht alles fleiſchlich, ich meine es geiſtlich, man muß anders werden, als man von Natur iſt, wenn man will ſelig werden.

„Ha! Ha! ſo! Dann muß ein armer Bauerjunge ein adliches Mädchen heurathen, wo ſteht das geſchrieben?"

Das billige ich an euern Sohn auch nicht, Nachbar Hans! Das ſind Fehler die Anfänger machen.

„Schweig Kolb! wenn Anfänger ſolche Fehler machen, wie würd's dann um die Weiber ausſehen?

Ich meyne Anfänger im Chriſtenthum machen noch oft allerhand Fehler, je weiter ſie kommen, deſto mehr werden ſie erleuchtet, und begehen dann immer weniger Fehler.

„Aber ein Fehler im Heiraten iſt ein groſſer Fehler, Guck! mein Junge hat ſich nun für ſein Lebtag verlappert, der Fehler kann nicht mehr geändert werden. Das heiſt, wenn er ſie kriegt, die Fröle, und dann wer weiß, ob ihm der gnädige Herr nicht eine Kugel durch den Kopf ſchieſt."

Hört Hans, ſezt euch da bey mir, ich komm deswegen her, ich will mit euch reden, es iſt nun einmal geſchehen, es läßt ſich nicht mehr ändern. Hört, wenn die Amalie nun ganz ihren Adelſtand vergäß', Bauernkleider anzög', und ganz ein Bauermädchen würde, wenn ſie arbeiten lernte, und ſich ganz in eure Haushaltung ſchickte, ſo als wenn ſie auch von eurem Stand wär', hättet ihr was dagegen? ſie iſt reich, wenn ſie auch nicht gleich alle Arbeit thun könte, ſonſt aber eine wahre Chriſtin und recht brav wär, hättet ihr dann was dagegen?

„Ja es iſt doch immer ſo eine Sache. Je nun, wenn das wär, aber ihr Bruder?"

Nun wenns denn auch ihr Bruder endlich ſo gehn ließ, der iſt auch ein frommer Mann, der läſt ſich ſagen, Wißt ihr was, ich will ſogleich hingehn, will euren Diedrich aufſuchen, und wenns nöthig iſt, auch mit dem Bruder reden, wir wollen ſehn, ob wir das Ding nicht in Ordnung bringen, die adliche Jungfer wird ſich recht wol zu euch ſchicken, ſonſt hätte ſie den Diedrich nicht genommen.

„Kolb wenn du das in Ordnung bringſt, ſo will ich dies mein Lebtag Dank wiſſen."

Kolb wanderte ſo gleich fort, zog ſich an, und reiſte nach Schwarzenau.

Der Bote kam nun wieder zum Baron, aber der war fort, denn er hatte nun ausgekundſchaftet, das Theobold mit ſeiner Schweſter auf Tollberg gegangen wäre, er kam da ſchon an, als Theobold kaum eine Viertelſtunde fort war, da gieng er noch erſt zum Pfarrer, welcher ihm kurz erzählte, was er mit dem jungen Menſchen geſprochen hatte. Der Baron hielt ſich hier nicht lange auf, ſondern nahm einen Boten, und ritte nach dem Ort hin, wo die Kopulation geſchehen ſollte. Er eilte dort zum Pfarrer, man ſagte ihm, er habe Leute bey ſich; aber er ließ ſich nicht aufhalten, ſondern ſtürzte ins Zimmer hinein, wo der Pfarrer juſt den Seegen über beyde neu Verehlichte ſprach, und mit dem Eintritt in die Thür, Amen ſagte. Alle drey wurden im höchſten Grad beſtürzt, Amalie ſank in Ohnmacht, Theobald ſtand da, wie ein armer Sünder, der zum Gericht geführt werden ſollte.

Der Baron grif den Paſtor auf der Bruſt, und ſagte: thut ihr euer Amt als ein Knecht Gottes, oder als ein Diener des Feindes aller Ordnung?

„Ich — Ich — Gnade Herr! Gnade! das wuſt ich nicht.

Warum copulirt ihr denn Leute, die ihr nicht kennt, und wo ihr gar nicht wißt, ob ſie nicht ſchon verheiratet, oder verſprochen ſind?

Der Paſter wußte nichts zu antworten, als daß er um Gnade rief.

Nun bemühte ſich der Baron die Braut zurecht zu bringen, denn Theobald konnte ſich nicht rühren, mit ihm ſprach auch der Baron kein Wort. Endlich ſchlug ſie die Augen auf, Schweſter, fieng er an, ich komme nicht, um dir Vorwürfe zu machen, das iſt nun zu ſpät, wäre ich eher gekommen, ſo hätte ichs verſucht, ob ich dich durch vernünftige Vorſtellungen überreden könnte. Jetzt will ich nur hören, was dein Vorhaben iſt, und wie du dein künftiges Leben anordnen willſt; rede frey mit mir, ich bin noch immer dein Bruder. Amalia erholte ſich wieder, als ſie das hörte, ſie fieng an zu weinen, daß ſie ſchluchzte, und ſagte: Nenne mich nicht mehr Schweſter, du biſt mein Bruder nicht mehr, ſondern mein gnädiger Herr, und ein ſehr verehrungswürdiger Mann; Sie ſehen — —

„Schweig Schweſter! ich bin in allen Fällen dein Bruder, ſo lange du nicht laſterhaft wirſt, ſag' kein Wort mehr, oder nenne mich Bruder.“

Amalia küßte ihm mit Thränen die Hand und ſagte: das iſt himmliſche Güte, nun ich gehorche. Siehe Bruder! du ſiehſt meine

Kleider, die ſagen dir alles, zürne nur nicht; wie manches adliche Fräulein zieht ihre Staatskleider vor dem Altar aus, und kleidet ſich in klöſterlichen Ordenshabit, ſag mir, wer thut beſſer, ich oder ſie? — iſts nicht beſſer, daß ich einen rechtſchaffenen Bauernſohn glücklich mache, als daß ich mich zwiſchen vier Wänden einkerkere? wer dienet Gott beſſer, ich, der ich wills Gott! mein Brodt im Schweiß meines Angeſichts eſſen, meinen Stall und meinen Garten verſorgen, und zur Ehre Gottes fromme Kinder erziehen werde, oder die Nonne, die ihre Horen ſingt, wie der Vogel im Käfich?

„Du räſonnirſt nicht übel, wie aber, wenn du einen Mann deines gleichen glücklich gemacht hätteſt? wenn du ein Dorf voller Bauren mit Segen erfüllt hätteſt?“

Bruder! vergleiche mich nur immer mit der Nonne, ſie hätte das auch gekönnt, ſie thuts aber nicht, und ihre Verwandten misbilligen ihren Schritt nicht; hätte ſie einen Bauernſohn geheiratet, ſo hätte ſie ihr Vater oder Bruder vielleicht mit ihrem Geliebten erſtochen, un ſie aber ins Kloſter geht, ſo tadelt man ſie mit Ehrfurcht, thu das auch Bruder!

„Ich thu's, Amalie! ich hab' dir weiter

„nichts zu ſagen, als: Gott ſegne dich, und gebe dir ſeinen heiligen Frieden.“

Amen, Bruder! Gott ſegne dich auch; nun noch ein Wort: ich thue auf meinen Adel und alle Vorzüge für mich und meine Kinder auf ewig Verzicht, aber gieb mir eine Ausſteuer in Geld, was du willſt, meine Erbſchaft hab ich verſcherzt, ich will arbeiten lernen, aber ich kanns ſogleich nicht, ich mag nicht unverdientes Brod eſſen. Theobald fiel hier ein, nein Amalie, keinen Heller, bewahre mich mein Gott, ich will nur Amalien und des gnädigen Herrn Segen, weiter nichts, ich kann für zween arbeiten.

Dem Baron drungen die Thränen in die Augen, er nahm beyde an der Hand, ſchlug ihre Hände in einander, und ſagte, Gott ſegne euch! ich geb' ein Kapital von 10000 Gulden ans Armenhaus zu Raasdorf, ihr könnt jährlich 500 Gulden Intereſſen dort holen, das Kapital bleibt als ein Fidei-Commiß für eure Kinder; ſterbt ihr aber ohne Kinder, ſo ſtirbt das Geld wieder an mein Haus zurück, den Contrakt darüber will ich fertig machen laſſen, und euch zuſchicken.

Beyde

Beyde weinten und küßten dem Baron wechſelsweiſe die Hand; Amalia ſagte: Bruder! wir werden dich nie beſuchen, ich weiß was ſchicklich iſt.

„Beſucht eine Nonne nie ihre Freunde?"

Ja, aber in ihren Kleidern, ich werde nie wieder an deinen Tiſch eſſen,

„Hör Amalie! eine Nonne hält ihre Probjahre aus, wirſt du in der Probe beſtehen, ſo will ich dich und deinen Mann in euren Kleidern malen laſſen, und eure Porträte mitten unter unſre Familie hängen, bis dahin beſuche mich nicht, ich werde dir ſagen, wann du kommen ſollſt.

Die beyden waren ſehr wohl zufrieden: nun ſtund noch der Pfarrer elendig da. Der Baron wendete ſich zu ihm und ſagte; Geht, holt Feder, Papier und Dinte; der Paſtor zitterte fort, und brachte alles.

„Nun ſetzt euch und ſchreibt den Trauſchein."

Das geſchah; als er fertig war, gab ihn der Baron Theobalden, und ſagte: verwahrt den wohl. „Nun Paſtor, ſchreibt weiter, nehmt einen ganzen Bogen. Der Paſtor gehorchte.

„Schreibt! ans Conſiſtorium! macht den Titel:

Gnädiger Herr!

„Kein Wort, oder ihr ſeyd unglücklich."

Es iſt geſchehen.

„Ew. Hochwürden werden nicht ungütig nehmen,"

nehmen,

„daß ich als ein unwürdiger Hirte"

allmächtiger Gott! — Hirte

„bis daher mein Amt verſehen habe;"

Herr Jeſus! — habe. Ach Gnade! Gnade!

„Schweigt! — ich finde mich nicht tüchtig"

tüchtig,

„demſelben ferner vorzuſtehen."

ſtehen.

„Ich nehme alſo von meiner Stelle"

Stelle,

„und von Ew. Hochwürden dieſen Augenblick Abſchied;"

Abſchied — gerechter Gott! wo ſoll ich armer Mann aber Brodt bekommen?

„Schweigt! — der Herr Baron von Wirthen"

Wirthen

„beruft mich zum Renthmeiſter auf ſeinen
„Ritterſitz Stockhauſen,"
Gott im Himmel! Stockhauſen,
„mit freyer Wohnung und Koſt, und 400
„Thaler Gehalt,"
Gehalt,
„und ich werde folgen."
folgen.
„Empfehle mich alſo zu Ew. Hochwürden
„geneigten Andenken."

Guter Gott! Herr Baron! ſo bin ich ja glücklich.

„Macht euch nun gleich fertig, macht den Brief zu, und gebt ihn mir, ich will ihn beſorgen. Zum Paſtor taugt ihr nicht, ich kenne euch ſchon lange, ich will nun ſehn wie ihr euch zum Verwalter ſchickt, aber ich werde euch mit Argusaugen beobachten, denkt nur immer dran, und finde ich die geringſte Untreue, ſo ſey euch Gott gnädig. Ich brauche juſt einen Verwalter, ich kann euch Brodt geben, und acht auf euch haben, ob ihr eure Pflicht erfüllt; ſo wäret ihr reif zur Verdammniß worden, ohne daß ihrs je wieder hättet gut machen können.

Mit Theobald redete der Baron weiter nichts, ſeine Schweſter fragte er noch, wie kommſt du nun fort Amalie?

„Ich gehe mit meinem Diedrich zu Fuß in ſeine Hütte.“

Sonſt wollt' ich dich hinter mich aufs Pferd nehmen.

„Ich danke dir Bruder! ich will von nun an meine Hände und Füße dazu gebrauchen, wozu ſie mir der Schöpfer gegeben hat.“

Jetzt ſetzte ſich der Baron auf, gab jedem die Hand, befahl dem Paſtor unverzüglich zu folgen, und ritte fort.

Das dritte Hauptſtück.

Meiſter Kolb wanderte nun auch ſeine Straße ruhig fort, und kam nach Schwarzenau. Dort fragte er den Weg aus nach dem adlichen Hauſe Wirthen; des andern Tages kam er dort an, gerade als der Baron von ſeiner Ritterfahrt wiederkam, und am Stiefelausziehen war. Es wurde ihm geſagt, es ſey ein Mann drauſſen, der ihn gern ſprechen möchte, er ließ ihn hereinkommen. Kolb kam.

„Was iſt euer Begehren mein Freund?"

Ich hab' etwas mit Ew. Gnaden zu ſprechen, ich bitte, Sie wollen mirs nicht übel nehmen; mein Nachbar Theobald hat die gnädige Jungfer Schweſter, die Fräulein, liebgewonnen, und iſt mit ihr fortgegangen, wie Ew. Gnaden wohl werden gehört haben, da komm ich nun her, um Gnad für ihn zu bitten, ich habe gehört daß der gnäd'ge Herr gottesfürchtig ſind, und da möcht ich ſie gebeten haben, ein Aug' zu zuthun. —

„Halt Freund! ich weiß alles, ihr nennt das eine Thorheit, warum?"

Ha! weil es einmal ſo in der Welt eingeführt iſt, daß Arme und Reiche unter einander ſeyn müſſen, der Herr hat ſie beyde gemacht, darum ſollte freylich ein jeder in ſeinem Stand heiraten.

„Das iſt mehr als Thorheit, wenn man die Ordnung in der Welt umſtößt, es iſt Sünde.

Aber Gott iſt doch barmherzig, gnädiger Herr! ſchauen Sie, auch der größte Sünder erlangt Gnade bey Gott, verzeihen Sie auch.

„Wohl! Gott iſt barmherzig, vergiebt Er aber die Sünden ohne Vergeltung? gewiß nicht. Seht, die Sünden der Menſchen haben viel Unordnung, viel Böſes in der Welt angerichtet, das muß alles wieder zurecht gebracht werden, darum mußte Chriſtus durch ſo viele Leiden, und durch einen ſo ſchmerzlichen Tod ſich ſelbſt zum König der Menſchen geſchickt machen, damit Er durch ſeine Regierung Macht über das Böſe bekäme, es hinderte, zum Guten leitete, und ſo viel Gutes durch die Seinigen ſtiftete, als nur möglich iſt; und doch finden wir, daß dem allen ungeachtet Gott noch immer die Sünden an den Seinigen ahndet: ihr werdet finden, Freund, daß Gott noch immer den züchtiget, den er lieb hat."

Das glaub ich, das iſt auch gut, denn die Züchtigung iſt uns gar nützlich.

„So denk ich auch, und darum hab ich meiner Schweſter und dem Theobald auch eine ſcharfe Züchtigung zugedacht."

Ich bitte Ew. Gnaden, verſchonen Sie die guten Leute, es iſt doch einmal nicht mehr zu ändern, das Kreuz und die Züchtigung wird ihnen der liebe Gott doch wohl zuſchicken, ſo viel ihnen gut und nützlich ſeyn wird.

„Mehr will ich ihnen auch nicht thun, als was ihnen gut und nützlich ſeyn wird."

Ja ich weiß doch nicht recht, ob ein Menſch geſcheut genug iſt, mit der Wage des

Heiligthums umzugehen? ein Vater züchtiget ſein Kind bald zu viel, bald zu wenig.

„Alſo ſoll ers gar anſtehen laſſen?“

Das ſag ich nicht, er muß es freylich züchtigen und erziehen.

„Nun ſo will ichs ja auch machen, und da deucht mir immer, ein wenig zu viel ſey beſſer als zu wenig.“

Ich kann Ew. Gnaden freylich nichts antworten, aber mich dünkt, wenn Sie dächten, die Fräulein ſey geſtorben, wenn Sie ſie vergäßen, ſo hätten Sie nichts verloren, laſſen Sie die armen Leutchen in Ruhe, Gott wird ſie als ſeine Kinder behandeln, und ſie mit Gnaden und Barmherzigkeit zu ihrer Seligkeit leiten, laßt uns die Finger nicht an ihnen verbrennen, gnädiger Herr! beyde haben ſich Gott und ſeiner Führung ganz übergeben, er wird ſich ihrer gewiß annehmen, ihnen auch für ihre Thorheit oder Sünde genug zu tragen geben, ſo daß wir Menſchen es nicht nöthig haben werden. Ja! — gnädiger Herr! der Adel iſt eine löbliche, weltliche Ordnung, aber vor Gott ſind wir alle gleich, wenn ſich die Fräulein in Theobalds Haushaltung ſchickt, und ihre Haushaltung, ihren Beruf treulich wahrnimmt, ſo halt ich dafür, unſer Herr Gott wird ſich ihrer erbarmen, und wenn ſie ihr Kreuz geduldig ihrem Erlöſer nachträgt; ſo wird ihr Lohn dereinſt im Himmel groß ſeyn, denn ſie hat aus Liebe zu Gott und ihrem Erlöſer ſehr viel verläugnet.

„Freund, wie heiſt ihr?

Ich heiſſe Kolb und bin ein Schreiner.

„Nun Meiſter Kolb will ich euch ſagen, wie ich meine Schweſter züchtigen will: nicht wahr, ich könnte ſie ſehr glücklich machen, ich könnte ihr und ihrem Mann ſo viel geben, daß ſie nicht mehr nöthig hätten zu ſorgen, meiner Schweſter käme das auch vermöge ihrer Erbſchaft zu; allein das will ich nun alles nicht thun, ich will ihr Erbtheil zum Fidei-Commiß machen, und ſie ſoll nur die Renten genießen, und hernach will ich ſie ihrem Schickſal überlaſſen, ſie mag ſich nun in ihren Stand ſchicken. Seht, ſo will ich ſie züchtigen!

Ja nun ſo, das laß ichs angehen, ſo dacht ich auch, daß es gehen müßte, Gott lohne Ihnen gnädiger Herr! gerad ſo macht ichs auch, wenn ichs zu thun hätte.

„Kolb, ich ſehe ihr ſeyd ein rechtſchaffener Mann, ich habe zu Stockhauſen ein neues Haus gebaut, mache mir die Schreinerarbeit daran, ich will euch geben was recht iſt.

Kolb freute ſich über dieſen neuen Verdienſt, und akkordirte mit dem Baron wegen der Arbeit; nun erzählte ihm auch dieſer die ganze Geſchichte der Trauung ſeiner Schweſter. Kolb dankte Gott von Herzen, und gieng wieder nach Hauſe.

Nicht lange vor ihm war Diedrich Theobald auch mit ſeiner Amalien zu Kulheim angekommen; das Herz klopfte ihm, als er von ferne ſein elterliches Haus ſahe, denn er wußte noch nicht, wie ihn ſein Vater empfangen würde, doch das ſchwerſte war nun vorbey, er hofte ſein Vater würde ſich auch ſchicken.

Als ſie zur Hausthür herein traten, ſo kam der alte Hans das Vorhaus herab, um in die Scheuer zu gehen, auf einmal ſtuzte er, und ſahe ſeinen Diedrich und ſeine neue Schnur an, nicht weiter Junge! rief er, und winkte mit der Hand zurück, laß mich erſt hören, was der gnädige Herr dazu ſagt. Amalie antwortete, und fiel dem Alten um den Hals, willkommen lieber! lieber Vater! ſeyd zufrieden, mein Bruder iſt es auch, ich bin jezt mit Leib und Seel eure Tochter, ich will euch gehorchen wie euer Kind, und euch helfen arbeiten, wie auch eure andre Töchter, ihr ſollt ſehen, daß ich euch viel Freude machen will. Iſt das alles wahr?

fragte Hans weiter, ja, antwortete ſein Sohn, das iſt alles wahr, und der gnädige Herr giebt für uns ein Kapital von 10000 Gulden als ein Fidei-Commis ans Armenhaus zu Raasdorf, wo wir jährlich 800 Gulden Renten zu genießen haben. Als der Vater das alles hörte, ſo freute er ſich ſo ſehr, daß ihm die Thränen die Backen herunter liefen; nun bewillkommte er ſeine beyden Kinder, die Familie war auch ſehr ruhig und wohl zufrieden. Dieterich ließ auch ein Zimmer für ſich und ſeine Frau, nicht prächtig, ſondern nur ländlich zierlich, zurecht machen, er that ihr alles, was er ihr an den Augen anſehen konnte, und jedermann im Hauſe begegnete ihr mit Liebe.

Ich hab ſehr oft erfahren, daß zwey ledige Leute ſich unter einander ſehr zur Erbauung dienten, ſo lange ſie nur zuweilen zuſammen kommen, ſobald ſie aber beſtändig bey einander wohnten, ſo fiel nicht nur der Nutzen der Erbauung weg, ſondern ſie wurden ſich ſogar widerwärtig im Punkt der Vervollkommnung; was das eine für gut fand, das war gerad dem andern zuwider, oder doch gleichgültig, oder ſeinem Zuſtand nicht angemeſſen; dieſe Bemerkung iſt wahr, und man trift ſie faſt allemal bey jungen Leuten an, die auf eine fromme

Univ. Bibl.

Weiſe, wie Theobald und Amalie in den Eheſtand gekommen ſind. Es giebt auch hier Ausnahmen, aber ſie ſind ſelten; andere ſind vor dem Heiraten ſehr eifrig im Chriſtenthum, hernach aber werden ſie träg' und ſchläfrig. Woher kommt doch wohl dieſer Umſtand? Ich glaube ihn aus der Natur der Seelen erklären zu können: Wenn ſich zwey junge Leute gefallen, und die Liebe bey ihnen anfängt tiefe Wurzel zu ſchlagen, ſo wird ihnen alles zur Vollkommenheit, jedes ſieht am andern nichts als Güte und Schönheit. Dies geſchieht auch eben ſo bey denen, welche ihrem höchſten Zweck in der Vervollkommnung ihrer ſelbſt, oder in der Heiligung ſuchen, die alſo wahre Pietiſten ſind. Theobald ſahe Amalien als eine Heilige an, und ſie ihn desgleichen, das kam alles von der Liebe her, die vergüldet alles, ſie macht die Wüſte zum Paradieß, und den geringſten Anfang der Tugend zum höchſten Grad der Heiligkeit.

Verzeihe mir, theure Seelen! die ihr von ganzem Herzen ſucht Gott zu gefallen, und ihm zu dienen, rechtſchaffene wahre Pietiſten! für nehmlich euch zu vertheidigen, ſchreib ich, aber auch euch für vielen Klippen zu warnen, die

die guten Sachen ſo unendlich ſchädlich ſind, und der Welt Anlaß zur Läſterung geben.

Was iſt die Liebe zwiſchen ſolchen jungen Leuten anders, als natürlicher Geſchlechtstrieb, der ſich aber hinter die Larve erhabener geiſtiger verfeinerter Liebe verſteckt, und durch ſie hervor heuchelt, allerhand Rollen ſpielet, und ſich dann doch endlich zu befriedigen ſucht, daher läuft eine ſolche Seelenvereinigung gemeiniglich auf eine Heirat aus; ſobald nun der Geſchlechtstrieb befriediget iſt, ſo fällt der roſenfarbne Glanz, der vorher alles ſo ſehr verſchönerte, vor den Augen weg, man ſieht die Dinge nun wie ſie ſind, und alſo auch ein Ehgatte den andern, man ſieht ſich nun als gewöhnliche Menſchen an, ſo wie man iſt, und nun entdeckt man auch im genauen Umgang viele Gebrechen, die man vorhin nicht von ferne geahndet hatte, jetzt fällt die übermenſchliche Verehrung weg, und nicht ſelten tritt Verdruß und Misbehagen an die Stelle.

Ich will nicht ſagen, daß dieſe Bemerkung ſo ganz bey Theobald und Amalien eintraf, doch aber fand ſich nach und nach ein und anderer Umſtand ein, der ſie beyde ſo ziemlich herabſtimmte.

Amalie fieng in ihrem neuen Stand mit

größter Munterkeit an, Bauernarbeit zu thun; aber bald fand ſie, daß ſich die Sache beſſer vorſtellen als ausführen ließ; wer nicht von Jugend auf ſeine Glieder und Muſkeln zur ſchweren Arbeit gewöhnt hat, der wird niemals geſchickt dazu; ſie gieng mit ihren Schwägerinnen ins Feld, Grundbirn zu hacken; Das war ihre erſte Arbeit, aber der rauhe Stiel der Hacke und das harte Anfaſſen machte ihr die Hände bald voller ſchmerzhafter Blaſen, doch hielt ſie alle Schmerzen und öfteres Höhnen ihrer Mitarbeiter aus, und ſie that mit Geduld was ſie konnte. Theobalds Familie würde auch bald der ganzen Sache müde geworden ſeyn; aber die 200 Gulden, welche Amalie jährlich ins Haus brachte, hielten alles in Ordnung, man ſahe alſo nicht ſo ſehr darauf, ob ſie ihre Koſt verdiente.

Nach zween Monaten war der erſte Jubel der Liebe vorbey, unſre junge Eheleute fiengen nun an nüchtern zu werden, und ſich zu beſinnen. Theobald fand an ſeiner Frauen keine Laſter, aber gewöhnliche Menſchenſchwachheiten, oft fieng er an geiſtliche Geſpräche mit ihr zu führen, aber er fand das Erbauliche nicht mehr wie vorher, noch immer war ſie die gute fromme Seele, allein der hohe Glanz der Heiligkeit, der Theobalden die Augen ſo geblendet hatte, fiel ganz weg; gerade ſo giengs ihr auch, Theobald war ihr nun ein guter ehrlicher Bauersmann, aber ſie fand nichts beſonders mehr an ihm. Es iſt wahr, dieſe Entdeckung mißfiel beyden dergeſtalt, daß ſie an allen erbaulichen und vertraulichen geiſtlichen Geſprächen gleichſam einen Ekel bekamen, ſo daß ſie ſich öfters dazu zwingen mußten, kamen ſie aber mit andern Frommen zuſammen, ſo waren ſie beyde überfließend an Fülle guter Worte und Ausdrücke, ſogar kamen ſie in ihren Geſinnungen ſelten überein, ſo daß bald eins am andern zweifelte, obs auch auf dem rechten Weg wäre; dem allen ungeachtet lebten ſie einig, jetzt wars die Religion nicht mehr, die ſie vereinigte, ſondern die wahre eheliche Liebe. Nach und nach begann auch Theobald wohl einzuſehen, wie unglücklich er geweſen wäre, wenn ſein gnädiger Herr Schwager nicht die milde Hand aufgethan, und ſeine Frau mit einem guten Kapital verſehen hätte; ſie arbeitete freylich recht fleißig, aber nichts gieng ihr von ſtatten, und noch dazu war alles nicht recht, das konnte aber auch anders nicht ſeyn, ſie verdiente alſo das liebe Brodt nicht, ſie verſtand auch bey aller ihrer Sparſamkeit die Kunſt gar nicht, wie eine Bauernfrau hauſen muß, folglich wären ſie ohne jenes Kapital, ohne Rath und Hülfe an den Bettelſtab gekommen. Der gute junge Mann grauſte für der Gefahr, in die er ſo muthwillig gelaufen war; einsmals an einem Sonntag Nachmittag, als er mit ſeiner Frau auf ſeiner Kammer war, und ſie beyde in einem erbaulichen Buche laſen, ſo kam ihm dieſe Vorſtellung ſo lebhaft ein, daß er zu weinen anfieng; Amalie, die aus Sympathie ſchon mitweinte, ließ nicht nach, bis er ihr ſein ganzes Herz entdeckte. Seine Rede gieng dem guten Weibchen durch Mark und Bein, denn ſchon lange hatte die innerliche Vorſtellung in ihrer Seele gearbeitet, ſie verglich oft in der Stille ihr ärmliches Leben mit ihrem vorigen Zuſtande, und dann meldete ſich ein geheimer Gram, den ſie aber großmüthig aus dem Feld ſchlug, indeſſen kam er doch immer wieder. Dieſe beyden jungen Eheleute ſchütteten alſo ihre Herzen recht warm aus, da aber ihre Liebe gegen einander ohne Schranken war, ſo kams nicht zu reumüthigen Erklärungen, ſondern zu Rathſchlägen über die Einrichtung ihres zukünftigen Lebens. Das ſahen ſie beyde wohl ein, daß ſie im elterlichen Hauſe nicht würden ausdauern können, und daß es beſſer ſey, wenn ſie ihre Haushaltung allein hätten; nach und nach kam Theobald auf einen Gedanken, der der Keim zu ihrem ganzen künftigen Glück war, ihm fiel nämlich ein, daß eine halbe Stunde von Rulheim der große herrſchaftliche Hof Breitenau nächſtens an den Meiſtbietenden in Erbpacht gegeben werden ſollte, er liegt in einem flachen angenehmen Thal, hat zweyhundert Morgen ſchöner Wieſen, einem ſchönen Garten, herrlichen Baumhof, dreyhundert Morgen fruchtbarer an der flachen Sommerſeite beyſammenliegender Aecker, und bey zweyhundert Morgen ſchöner Waldung, deren Benutzung nebſt freyer Jagd zum Gut gehörte. Theobald bekam Luſt, das Gut zu pachten, er war ein ſehr geſchickter Bauer, geſchwind von Entſchlüſſen, und raſch in der Ausführung, er glaubte alſo, wenn er jährlich 800 Gulden bekäme, ſo könnte er das Gut hübſch beſtreiten, und wohl leben, auch noch wohl reich und wolhabend werden, wenn dann ſeine Frau nur die Mägde in Ordnung hielte, und die Oberaufſicht führte, ſo könnte ſie, ohne ſich zu plagen, doch ihre Pflicht erfüllen. Dieſer Gedanke war Amalien ſo auffallend und ſo angenehm, daß ſie keine Raſt noch Ruhe hatte. Beyde vereinigten ſich alſo zu dieſem Vorhaben, und jetzt beteten ſie zum erſtenmal auf ihren Knien gemeinſchaftlich um den göttlichen Segen zu ihrem Vorhaben; es iſt wunderbar, daß dieſe ſo fromme Leute erſt jetzt zum erſtenmal zuſammen beteten, und doch iſts nicht anders, Gott ſtraft mit Kälte, Trägheit und Dunkelheit alle diejenigen, welche Heiligung und geiſtliche Vervollkommnung mit der ſonſt ſo edlen und Gottgefälligen Neigung zum Heiraten vermiſchen, jedes iſt gut und Gottgefällig, aber alles in ſeiner Ordnung. Das erſte was ſie nun thaten, war, daß ſie den Eltern die Sache vorſtellten; ſie giengen herab in die Stube, Hans ſaß hinter den Ofen und las in der Hauspoſtill, und die Mutter ſaß und flickte. Diedrich und Amalie ſetzten ſich hin, und brachten den Vorſchlag ſiedwarm vor; Hans fieng an zu lächeln, er legte die Brille in ſein Buch, nickte dreymal mit dem Kopf, und ſagte: Kinder! das Ding gefällt mir, hier giebts doch nichts mit euch, geht in Gottes Namen, unſer Herr Gott ſegne euch, ich will euch zum Anfang mitgeben, was ich miſſen kann, aber wißt ihr auch, daß ihr Caution ſtellen müßt? ey, antwortete Diedrich, ſollte ich denn meine Handſchrift von den zwanzigtauſend Gulden nicht verſchreiben können? das mag wohl angehen, verſetzte Hans. Amalie aber hatte einen andern Vorſchlag, ſie wollte ihrem Bruder ſchreiben und ihn um Rath fragen; ſie that das alſo fort, und ſchickte des andern Morgens einen Expreſſen mit dem Briefe fort. Dieſer kam wieder und brachte die Antwort, daß der Baron an den Fürſten geſchrieben, und ihn erſucht habe, Theobalden den Hof ohne öffentliche Verſteigerung gegen ein billiges Geld in Erbpacht zu geben.

Dieſe Gefälligkeit freute die guten jungen Leute aus dermaßen, ſie zweifelten nun nicht mehr am guten Erfolge; ſie hatten aber auch gar keine Urſache dazu, denn in weniger als 14 Tagen kam der Erbpachtbrief, worinnen ihm der Breitenauer Hof für ſeine Erben und Nachkommen gegen eine gar erträgliche Abgabe, und noch dazu ohne Caution, übergeben wurde. Die Freude, welche die jungen Leute, und mit ihnen jedermann, der ihnen wohl wollte, darüber hatten, iſt unbeſchreiblich. Den folgenden Herbſt zogen ſie dahin, der alte Hans verſahe ſie mit Frucht und Hausrath, und der Baron ſchickte einen Schweizer mit 20 Stück ſehr ſchönen Viehes zum Anfang.

Jetzt haben wir unſern Theobald mit ſeiner Frauen an einem guten Ort, in Sicherheit und Nahrung, ich will alſo nun meinen eigentlichen Zweck wiederum verfolgen. Theobald und Amalie giengen noch immer ſo oft nach Schwarzenau und in Hochmanns Verſammlungen als ſie konnten, er nahm ſie allemal hinter ſich aufs Pferd, und ſo ritten ſie nach dortiger Landsart dahin. Um dieſe Zeit fanden ſich allerhand ſonderbare Leute in der benachbarten Reſidenzſtadt Berlenburg ein; vorzüglich ein ſehr merkwürdiger Mann, Namens Johann Heinrich Haug, ein ſehr gelehrter Strasburger Magiſter, den die Intoleranz ſeiner vaterländiſchen Theologen um einiger paradoxen Sätze willen vertrieben hatte. Haug war ein vortreflicher orientaliſcher Sprachgelehrter, wie ein jeder, der ſeine Bibelüberſetzung kennt, geſtehen muß. Graf Caſimir verliebte ſich alsbald in dieſen Mann, und nahm ihn auf Zeit Lebens ins Schloß zu ſich. Das war aber auch kein Wunder, denn Haug war von ſehr einnehmender Geſtalt, vom ſanfteſten und liebenswürdigſten Carakter, von ganzem Herzen fromm, und in ſeinem ſittlichen Leben ganz untadelhaft; ſeinen Grundſätzen nach, die man weitläuftig in den Gloſſen ſeiner Bibel findet, war er ein in Lehr und Leben ſehr ſtrenger Myſtiker, zugleich glaubte er die Wiederbringung aller Dinge und das tauſendjährige herrliche Reich Chriſti auf Erden, aber ganz und gar nicht in einem fleiſchlichen Sinn, ſondern auf eine erhabene und der Sache völlig angemeſſene Weiſe.

Hochmann beſuchte bald dieſen großen Mann von Schwarzenau aus, und da er fand was an ihm war, und alle ſeine Kenntniſſe entdeckte, ſo ſtieg die Verehrung ſo hoch bey ihm, daß er in Haug etwas Großes ahndete; das glaubten nun einmal alle ſeine Anhänger, und alle Pietiſten von Anfang dieſes Jahrhunderts an, daß das tauſendjährige Reich vor der Thür ſey, folglich war ihnen jeder merkwürdig, der mit großen Talenten begabt und ihres Sinnes war, weil ſie vermutheten, daß er, wo nicht der große Religionsverbeſſerer und Beglücker ſelber, doch wenigſtens ein Vorläufer von ihm ſeyn müßte. Hochmann ſelbſt wurde für einen Vorläufer Chriſti zu ſeinem herrlichen Reich gehalten, und da man nicht blos bey einem Elias ſtehen blieb, ſo konnten mehrere dieſer Ehre theilhaftig werden; indeſſen, wie ſtark Haug ſelber in ſeinem Glauben an alle dieſe Dinge war, ſo kam es ihm doch nicht in den Sinn, etwas größeres aus ſich zu machen, als er war, er gab ſich ſo wenig mit Lehren und mit dem Vorzeigen ſeiner Perſon ab, daß er faſt wie ein Einſiedler lebte, und ſich ſehr wenig ſehen ließ; ſein Plan gieng auch auf weit etwas anders, wie ich an ſeinem Ort zeigen werde.

Ich habe mich vielleicht bis daher ſchon eines Verdachts ſchuldig gemacht, den ich viel ehender hätte ablehnen ſollen; man wird von mir denken, was man von Arnold wegen ſeiner Kirchen- und Ketzerhiſtorie denkt, ich redete nämlich den Ketzern das Wort, und würde daher in Erzählung der Wahrheit verdächtig. Leſer! ich muß hier eine wichtige Bemerkung machen: ganz gewiß geht man im Tadel der Pietiſten zu weit; warum haltet ihr einen Mann für ein groß Genie, wenn ſeine Seele im Reich der Phantaſie herumſchwärmt, herrlich dichtet, herrlich mahlt, und vortrefliche Romanen ſchreibt? das tadelt ihr nicht; hingegen wenn ein phantaſiereicher Kopf die Religion für einen würdigen Gegenſtand hält, und von ihr Romanen- und Feenhafte Begriffe hat, dann möchtet ihr auffahren, und einen ſolchen Mann aus der menſchlichen Geſellſchaft hinausbannen, iſt das auch billig? Ja, ſagt ihr, dieſe religiöſe Romanenhelden führen das Volk irre, ſie ſtiften Schaden! — O bey weitem nicht ſo viel als eure Liebes- und vergiftete Romänchen! dieſe führen den Jüngling und das ſchuldloſe Mädchen auf den ſchlüpfrigen Pfad der Empfindeley und des Laſters, da hingegen jene faſt allemal den wirkſamſten Entſchluß auf ein tugendhaftes Leben haben. Ihr werdet faſt allemal finden, daß ein Pietiſt untadelhaft unter den Menſchen wandelt. Ich weiß beſſer, woher euer Tadel kommt, aus Handwerksneid, ein geheimes, unbekanntes Gefühl, das ihr durch allen Hang zur Freygeiſterey nicht habt übertäuben können, poſaunt noch immer durch alle Winkel eures Herzens, dieſe Menſchen ſind beſſer als ich, nun mögt, könnt und wollt ihr nicht ihren Weg wandeln, darum möchtet ihr ihn gern verdächtig machen; andere denken ſo weit nicht, ſie geben ſich nicht die Mühe, die Sache zu unterſuchen, und halten obenhin jeden Pietiſten für einen Heuchler, weil es unter zwanzigen einen giebt. Gott weiß, ich rede die Wahrheit, und ich bleibe dabey, daß man auf beyden Seiten zu weit geht. Beobachtet dieſe Art Menſchen, ihr große Menſchenkenner! gebt Gott die Ehre, und prüft die Sache, es lohnt gewiß weit mehr der Mühe, als die Sammlung eines mineraliſchen Vögel- oder

Schmetterlingscabinet, ſo wenig ich auch dieſe Bemühung, den Schöpfer aus der Natur kennen zu lernen, tadle.

Ich kenne kein ſüßeres Leben, als die ſchöne Schwärmerey jener Zeiten gewährte; man ſetze ſich einmal in die Stelle jener Menſchen, jener Hochmannianer und anderer mehr: ein Menſch, der überzeugt iſt, die ganze Welt liege im Argen, und es ſtehen ihr große Strafgerichte bevor, er aber habe nun den Zutritt, den Eingang in die Stadt der Freyheit gefunden, er ſey nun ſicher. Zudem iſt er gewiß, daß er nun bald, er als ein armer geringer Menſch, ein König und Prieſter im herrlichen Reich Chriſti werden würde, wo ſeine Herrlichkeit erſt tauſend Jahre hier in der Welt, ganz ohne Wechſel, und hernach eine ganze Ewigkeit durch, alle Majeſtät der größten Könige hinter ſich laſſen würde; was meint ihr wohl, iſt ein Menſch, der ſo etwas von Herzen glaubt, nicht beneidenswürdig? alle ſeine Geſchäfte thut er mit Luſt, trägt alle Beſchwerden mit Freuden, iſt ſanftmüthig und nachgebend gegen ſeinen Bruder, kommt ihm mit Liebe zuvor, iſt der beſte Bürger, der beſte Menſch, weil er weiß, daß das alles nöthig iſt, wenn er ſeinen Zweck erreichen will; ſollte man eine ſolche Geſinnung unter dem Volk nicht unterſtützen, ſie wenigſtens mit Geduld leiten und tragen? — freylich giebts auch wilde Ausfälle unter dieſen Leuten, die gehemmt werden müſſen, aber ſie ſind bey weitem nicht ſo gefährlich, als viele der heutigen Philoſophen und Theologen, die höchſt vernünftig heraus demonſtrirt haben, daß die bloße reine Naturreligion die einzige wahre iſt; wohl ihr Herren! werdet reine vollkommene Menſchen, ſo wird Chriſtus ſeine Menſchheit wieder ausziehen, und nur lauterer Logos, Jehovah ſeyn. Doch ich laufe mir ſelber vor.

Nicht lange nach Haug kam auch Tuchtfeld zu Berlenburg an, er war ein lutheriſcher vertriebener Prediger, der auch nicht ganz genau an den Symbolen ſeiner Kirchen klebte, er war ein Boanerges, ein Mann, der gewaltig predigte, mehr als die Ohren der Zärtlinge vertragen konnten; endlich kamen auch Dippel, von Marſay, und andre mehr dahin. Dieſer Zulauf wirkte dergeſtalt auf den Enthuſiasmus der Schwarzenauer Brüderſchaft, daß ſie ſich die zweyte Erſcheinung Chriſti etwas zu nahe dachten, und ſich anfiengen, auf die Reiſe nach dem gelobten Land fertig zu machen; nun ſtarb Hochmann, dies machte eine Hemmung; denn die Verſammlung hatte nun keinen Mittelpunkt mehr, es blieb alſo nun bey dem geheimen myſtiſchen Wandel in der Gegenwart Gottes, und dies war auch wirklich das Beſte, was die guten Leute thun konnten.

Als nun dieſe verſchiedenen Gelehrten zu Berlenburg wohnten, und öftere Conferenzen bey den Grafen hielten, ſo kam nun Haug mit ſeinem großen Plan und legte ihn vor, dieſer beſtund darin: er wollte eine ganz reine Bibelüberſetzung liefern, und ſie mit lauter myſtiſchen Gloſſen und Erklärungen verſehen, dieſem Geſchäfte wollte er ſein ganzes Leben widmen; jeder ſahe den Werth dieſer Bibel ein, denn alle Commentarien, die man bis daher hatte, waren auch ihrer Sprache, von Schulgelehrten verfaßt, mithin dem Herzen nicht zugänglich; nun war aber die Frage, wer dieſes wichtige Werk in Verlag nehmen ſollte? keiner dieſer Männer hatte Vermögen dazu, und der Graf, als ein vernünftiger Herr, ſahe auch wohl ein, daß er ſeine Einkünfte, und mit ihnen das Wohl ſeines Landes und ſeiner Familie auf die Spitze ſetzen würde, dennoch aber war der Plan viel zu wohlthätig, um ihn fahren zu laſſen; man verfiel alſo darauf, der Berlenburger Pfarrkirche den Verlag zu übertragen; denn im Fall Nutzen dabey herauskommen würde, ſo käme er in eine gute Hand, und fehlte das, ſo könnte die Kirche den Schaden beſſer tragen, als jeder anderer. Der Kirchenvorſtand nahm den Vorſchlag an, und Haug gab ſich ans Werk; er und ſeine Mitbrüder hatten alle, viele und große Bekannten durch ganz Europa, unter denen beſonders in England und Dännemark wackere und trefliche Gelehrte waren; dieſen allen machte Haug ſeinen Plan bekannt, und von allen wurde er mit Freuden angenommen. Nun fieng er an zu überſetzen, allemal wenn ein Stück fertig war, ſo ſandte ers zur Prüfung an jene Correſpondenten, bat ſich auch die Erklärung von ihnen aus, las hernach ſelbſt die Gedanken der beſten Myſticker über dieſe Stellen, und ſchrieb hernach alles ins Reine. Solchergeſtalt arbeitete er über 20 Jahr unermüdet fort, und ſo entſtand das Berlenburgiſche Bibelwerk von acht Folianten, welches bey allen paradoxen Sätzen unſtreitig noch immer einen der beſten Plätze in der Bibliothek eines Gottesgelehrten verdient.

Haug hatte einen Bruder Namens Johann Jakob, welcher ein Buchdrucker war, dieſen zog er nach Berlenburg, wo er eine Buchdruckerey errichtete; hier wurden nun allerhand Schriften, die ſonſt kein Verleger würde übernommen haben, gedruckt, und weit und breit unter das gemeine Volk zerſtreut. Eines Werks muß ich hier gedenken, das mir in meinen Kinderjahren, wo ich ſo von ganzen Herzen zur philadelphiſchen Gemeinde zu Berlenburg gehörte, unſägliche Freude gemacht hat, und ich weiß ſolcher ſeliger Menſchen mehr, die Sonntags Nachmittags im Zirkel herum ſaßen, und bis in den dritten Himmel verzückt waren, wenn daraus vorgeleſen wurde. Dieſes Buch iſt, wo ich nicht irre, zwanzig dicke Octavbände ſtark, und heiſt die geiſtliche Fama; mit demſelben hat es folgende Bewandniß: Am Yſenburg-Büdingiſchen Hof war ein Leibmedikus, der Herr Doctor Carl, ein Mann von großer Gelehrſamkeit und Geſchicklichkeit, der in Halle ſtudiert, und mit dem ſeligen Frank, dem vortreflichen Chriſtian Friedrich Richter u. a. m. vertraulichen Umgang gepflogen hatte; dieſer Carl wurde auf die Hochmanniſche und Berlenburger Bewegungen aufmerkſam, er machte ſich mit dieſen Leuten bekannt, und trat in ihr Bündniß; nun hatte er viele Freunde in Amerika, andre in Aſien und Oſtindien, andre im gelobten Land, andre an dem türkiſchen Hofe, und ſo durch ganz Europa, alle waren ſeiner Denkungsart. Nun wollte er auch etwas nüzliches bey der Sache thun, und dies war eine geiſtlich-politiſche-periodiſche Schrift, die das im Reich Gottes ſeyn ſollte, was jetzt Schlözers Staatsanzeigen, das Hamburgiſche politiſche Journal u. dgl. im Römiſchen Reich ſind; da kamen nun allerhand theils ſehr intreſſante Nachrichten aus Süden und Weſten, Norden und Oſten zuſammen, alles war mit Geiſtererſcheinungen, höchſtſeltſamen Ahndungen, und den ſonderbarſten Geſchichten untermiſcht, ſo daß man bey Leſung ſolcher Sachen, beſonders wenn man ſie von Herzen glaubt, oft meint, in der reinen Himmelsluft zu ſchweben. Dies ſonderbare Werk hieß die geiſtliche Fama. Dies war nun der Schauplatz, auf welchem mein Held Samuel Joſaphat Theobald ſeine Kinder und Jünglingsjahre zubrachte. Diedrich Theobald und ſeine Frau Amalie, geborne Fräulein von Wirthen, lebten recht vergnügt auf dem Breitenauer Hof, alles gieng ihnen nach Wunſch, und Amalie ſchickte ſich recht gut in den Stand, den ſie ſich erwählt hatte, niemand ſah ihr ihren Adelſtand mehr an, ſie lebte in der Küche und in ihrer Haushaltung eben ſo gut, wie auch eine andre Bauernfrau, und diente ihrem Gott nach ihrer Weiſe mit ihrem Mann recht herzlich. Im zweyten Jahr ihres Eheſtands gebahr ſie ihm obigen Sohn, der in der Taufe den ganz ungewöhnlichen jüdiſchen Namen erhielt. Beyde Eltern ſetzten ſich nun vor, dies Kind in dem wahren Chriſtenthum zu erziehen, und etwas rechts aus ihm zu machen; ſie ahmten der gottſeligen Hanna, Samuels Mutter nach, und widmeten auch ihren Samuel Gott von der Wiegen an; kaum hatte er ſechs Jahre zurückgelegt, ſo wurde er nach Berlenburg in die Schule gebracht, und den dortigen Bekannten und Freunden anvertraut.

Ins Allgemeine betrachtet, kann man ſich die Erziehung dieſes Kindes wohl vorſtellen, allein in beſondern Vorfällen war ſie doch ſo einzig in ihrer Art, daß es wohl der Mühe lohnen wird, wenn ich mich etwas mehr ins tägliche Leben deſſelben einlaſſe. Tuchtfeld, der vertriebene Prediger, deſſen ich oben gedacht habe, war eigentlich der Mann, dem die genauere Aufſicht anvertraut wurde, und der ihn bey ſich im Haus hatte, er hatte ſelber Frau und Kinder, und unter andern einen Sohn, deſſen ich auch zu ſeiner Zeit gedenken werde. Theobald wählte dieſen Mann darum, weil er wegen ſeiner feurigen Strenge in einem außerordentlichen Ruf der Heiligkeit ſtund.

Die phyſiſche Erziehung Samuels beſtund darin, daß man ihn angewöhnte, wenig zu ſchlafen. Abends um 9 Uhr mußte er zu Bett gehen, und Morgens um 4 Uhr wieder heraus; um ſieben Uhr bekam er ſein Frühſtück, und nun keinen Biſſen mehr, bis den Mittag, wo er an eine frugale Mahlzeit, mit einem friſchen Trunk Waſſers gewöhnt wurde, nun bekam er wieder nichts, bis zur Abendmahlzeit, dieſe beſtund aus einem Butterbrod und Waſſer. Die moraliſche Erziehung war höchſt ſtreng, wie man leicht vermuthen kann; aller Umgang mit andern Kindern war ihm ſchlechterdings unterſagt, alle ſeine Worte wurden auf der Goldwage abgewogen, und jeder Fehler bald gelinder, bald ſchärfer, ſo wie es das Verbrechen mit ſich brachte, mit der Ruthe geſtraft. Tuchtfeld unterrichtete ihn ſelber; er lehrte ihn die lateiniſche, griechiſche und hebräiſche Sprache, und wies ihn an, wie er beſtändig ſein eigenes Herz bewachen, und unaufhörlich mit einem betenden Gemüth vor Gott wandeln müßte. Es iſt nicht zu beſchreiben, wie edel und ſanft dieſer Knabe in dieſer ſonderbaren Schule wurde; ſein eigner Wille wurde beſtändig gebrochen, er wollte endlich nichts mehr, als was andre wollten; mit Gott, mit ſeinem Erlöſer, und mit der Religion wurde er ſo bekannt, als wenn er ſchon im Himmel gelebt hätte, und ſein ganzes Daſeyn zeigte eine engliſche Unſchuld und Reinigkeit an. Er war von Natur ungemein wohl gebildet, da nun alle ſeine Leidenſchaften unaufhörlich unterdrückt, und in der ſtrengſten Bezähmung gehalten wurden, ſo entſtund kein einziger gewaltſamer Zug in ſeinem Geſicht, alles war ſanfte Unſchuld, und unbeſchreibliche Anmuth.

Seine Eltern, welche zuweilen dorthin kamen, wurden über ihren Sohn entzückt, und glaubten, Gott würde ihn in ſeinem Reich noch zu etwas Großes gebrauchen können, oft wandelte ſie die Luſt an, ihn einmal auf etliche Wochen zu ſich zu nehmen, und ſo recht ihre Freude an ihm zu haben, allein Tuchtfeld erlaubte das keineswegs, er ſagte: Mein Samuel iſt noch nicht ſtark genug, das Anſchauen der verdorbenen Welt zu ertragen, laßt erſt das Werk Gottes in ſeiner Seele befeſtiget ſeyn, dann iſts noch immer früh genug. Theobald und ſeine Frau glaubten das auch, und verläugneten alſo ihr Vergnügen ſehr gerne.

Nun trug es ſich einmal zu, daß Tuchtfeld nebſt ſeiner Frauen an die gräfliche Tafel geladen war, ſeinem Sohn wurde Samuel anvertraut, der aber dachte nicht ſo ſtreng, als er ſich äußerlich ſtellen mußte, er gieng ſeiner Wege und ließ Samuel allein. Der gute Junge gieng alſo hinten zum Hauſe hinaus und in den Hof. Nun wohnte ein gewiſſer Beamter neben Tuchtfeld, Namens Groß, er war Kanzeleyrath, und hatte ein ſehr vortreffliches Mädchen, welches mit Samuel von einerley Alter war; Groß gehörte auch unter die Erweckten, und war ebenfalls im Schloß zu Gaſte. Liſettchen war in ihrem Hof und ſpielte, ſie hatte ein paar Aepfel welche ſie ſchälte, klein ſchnitt, und ihrer Puppe, die an einem ſchön gedeckten Tiſchelchen ſaß, vortrug. Samuel gieng am Zaun auf und ab, und guckte mit ſeinen hellen ſchwarzen Augen zwiſchen den Palliſaden durch; Liſettchen bemerkte ihn, that aber ſpröde, und machte ihm oft eine Fauſt. Der gute Knabe war durch ſeine Erziehung äußerſt furchtſam geworden, denn das iſt eine der erſten Folgen derſelben, die Kinder werden mit keiner Gefahr bekannt, alles was ihnen droht, wenns auch noch ſo unbedeutend iſt, erſchreckt ſie; daher ſagte auch Samuel kein Wort, er trat ſchüchtern zurück, und ſtand von ferne; Liſettchen wollte das nicht, ſie kam endlich mit einem ſchönen ſtückchen Apfel, ſteckte es zwiſchen den Palliſaden durch, und ſagte, da Junge, iß!

Samuel fühlte Gewiſſensbiſſe, denn er war ohne Erlaubniß im Hof, und gegen das ſtrenge Verbot ſeines Lehrers, ſahe er einem fremden Kind' zu; das Herz pochte ihm, und ſo bekannt mit der Bibel, beſonders mit dem Fall Adams, fiel ihm der Apfel, den Eva dem Adam gegeben hatte, mit allen erſchrecklichen Folgen dieſes Apfeleſſens ſo lebhaft ein, daß er zu zittern anfieng, und rief: Nein! Nein! Eva! ich eß — nein, ich eſſe keinen Apfel. Liſettchen guckte hell und mit offenen Mäulchen den Samuel an, und ſagte: Du! — ich heiſſe nicht Eva, ich heiſſe Liſette, da nimm das Stück Apfel, ich hab nichts Garſtiges dran gethan, es iſt rein.

„Ja, aber Adam begieng eine ſo große Sünde, als er den Apfel aß, den ihm ſeine Frau gab.“

O du Geck! Mama ſchält Papa oft einen Apfel, und giebt ihn ihm zu eſſen, das iſt keine Sünde; Papa ſagt oft, Gott läßt die Aepfel drum wachſen, daß ſie die Menſchen eſſen, und Ihm dafür danken ſollen.

„Ja aber nur zur Mahlzeit, zwiſchen der Mahlzeit muß man nichts eſſen.“

Hm! unſre Katze frißt oft eine Maus zwiſchen der Mahlzeit, die thut doch keine Sünde. Da iß!

„Nein ich darf nicht — wenns aber niemand erführe, ſo wollt ichs doch wohl eſſen.“

Liſette guckte nach allen Fenſtern, Samuel auch, und da ſie niemand ſahen, ſo aß Samuel das Stück Apfel, es ſchmeckte ihm vortreflich. Es iſt eine ſehr alltägliche, aber nie genug bedachte Bemerkung, daß nach dem erſten Schritt die Rückkehr immer ſchwerer wird; die Sünde ſchmeckt ſo edel, ſo reizend auf den Lippen und auf der Zungenſpitze, daß man mit vollen Athemzügen den Gift hinunter ſchluckt, ohne an die Folgen zu denken, ſobald mans nur wagt, ſie zu küſſen. Bedenkt das, ihr Jünglinge und Mädchen! und ſchaudert zurück, ſobald ihr das reizende Bild nur von ferne wittert.

Nun, was geſchah? Samuel hatte den erſten Verſuch gewagt, und der Apfel hatte ihm beſſer geſchmeckt, als was er je gegeſſen hatte; nun erwachte die lange unterdrückte Luſt, wie ein wohlgefüttertes aber eingekerkertes Thier, er ſagte: gieb mir noch ein Stück, Liſettchen! „Komm herüber!“ rief ſie frolockend, ich kann nicht, ſchallte Samuels helle Stimme zurück, ſchon lief er aber am Zaun auf und ab, nahe am Hauſe ſtand ein Klotz, flugs war er hinauf, und flugs auf den Zaun, und nun ein Sprung, bey Liſettchen war er. Das war die erſte Ausſchweifung in ſeinem Leben, noch nie hatte er mit ſeines gleichen gelebt und gewebt, nie die ſüße Menſchenfreyheit geſchmeckt, er war auf einmal ſo voller Seligkeit, daß er jauchzte und taumelte.

Wem das übertrieben vorkommt, der ſetze nur keine Feder an, meine Schrift zu rezenſiren, denn ich kann ihn verſichern, daß er noch nie der Natur das Schwarze im Auge geſehen hat; und ſo lang er das nicht hat, gilt mein Liberum Veto, laß das Beurtheilen bleiben, ich gewöhnte mich einmal auf etliche Wochen vom Schnupftobak, ich denk in meinem Leben an die Empfindung, als ich wieder das erſte Prißgen nahm; nun denk dir lieber Leſer! ein von allen Begriffen von ſinnlichen Vergnügen ganz leres Nervenſyſtem, mit aller ſeiner Reizbarkeit, zum erſten in einer Geſellſchaft, wie Samuels erſte Freundin war. Liſette freute ſich auch in Samuels Geſellſchaft, ſie wurde auch ſtreng erzogen, doch nicht in dem Grad wi er. Die Kinder ſtralten Herzenswonne aus ihren Augen, und begiengen nichts Sträfliches, ſie liebkoſten ſich, ſpielten und ſchwatzten ſo gut ſie konnten. Hätte nun der fromme Tuchtfeld ſeinen Zögling, aber unter ſeiner Aufſicht, mit untadelhaften Kindern eine ordentliche Spielſtunde halten laſſen, ihm täglich ein ſolches Vergnügen erlaubt, ſo wäre ihm der jetzige Schritt nicht zur Sünde geworden, und hätte die großen und wichtigen Folgen nicht gehabt, die er nun haben mußte, da die Lüſternheit ein mit Beſemen gekehrtes und geſchmücktes Haus fand. Indeſſen vergiengen den guten Kindern die Stunden wie Augenblicke, und Tuchtfeld kam nach Hauſe, ehe Samuel an eine Rückkehr gedachte; ſein Sohn war gewohnt den Vater zu hintergehen, er machte ſich alſo aus ſeinem Schlupfwinkel wieder hervor, ehe der alte Tuchtfeld wieder nach Hauſe kam. Bald fragte er nach dem Knaben, man antwortete, er ſey noch ſo eben da geweſen, jeder ſah ſich nach ihm um, und man fand ihn bey Liſetten. Tuchtfeld ſahe das eben nicht als ein großes Verbrechen an, denn er war nicht Menſchenkenner genug, um die Folgen errathen zu können, die aus dieſem Schritt des Knaben bey einer ſolchen Erziehung nothwendig entſtehen mußten, denn wär er fähig geweſen, ſo etwas zu ahnden, ſo hätte er eine andere Erziehungsart vorgenommen, er that alſo weiter nichts, als daß er dem Knaben dringend vorſtellte, daß er eine doppelte Sünde begangen: erſtlich weil er gegen ſein Gebot gehandelt, und zweytens, weil er die Zeit eitel zugebracht hätte. Samuel erkannte und fühlte beydes, aber es reute ihn ſo wenig, daß er ein beſtändiges Heimweh zu Liſetten empfand, und von der Zeit an ſeine Seele ganz mit ihrer Geſellſchaft, und mit dem Gedanken an ſie erfüllte.

Sein Lehrer bemerkte eine Veränderung an ihm, er fand ihn immer niedergeſchlagen, weniger aufmerkſam auf ſeine Lehren, zuweilen ſtörriſch und widerſinniſch, das betrübte den guten Mann, er ſann über die Quelle nach, um ſie zu verſtopfen, aber er konnte ſie nicht entdecken; denn Samuel war bey allen Nachforſchen ſchlau genug, ſich nicht zu verrathen, weil blos die Hofnung, zuweilen mit Liſetten zu ſpielen, und ſich zu dem Ende wegzuſtählen, ihm noch aufrecht hielt, und ſein Leiden verſüßte; hätte er nun die wahre Urſache entdeckt, ſo mußte er nicht ohne Grund befürchten, daß man ihm ſeine ſüße Hofnung vollends zunicht machen würde. Indeſſen wurde Tuchtfeld immer unruhiger, denn er ſahe, daß die Veränderung des Knaben fortdauerte, und daß alle ſeine Bemühungen fruchtlos waren. Endlich gerieth er auf den Einfall, bey der nächſten Zuſammenkunft ſeine Freunde zu Rath zu ziehen; er that das, kam aber nicht auf den Gedanken, daß der einzige Nachmittag alle ſeine Arbeit zerſtört hätte, mithin ſagte er auch nichts davon; es war natürlich, daß keiner von den erleuchteten Männern auf die rechte Spur kam, denn ſie beſtand in einer Thatſache, die freylich kein Sterblicher errathen konnte. Der Schluß fiel dahin aus, daß die Quelle von allem bloß allein in dem allgemeinen Verderben der menſchlichen Natur zu ſuchen ſey, und daß auch folglich kein anderes Mittel angewendet werden könnte, als eine beſtändige Uebung in der Verläugnung und Abtödtung aller ſinnlichen Lüſten, Beſchäftigung mit geiſtlichen Dingen, und ein anhaltendes Gebet. Tuchtfeld faßte alſo den Entſchluß, hinführo noch genauer in ſeiner Erziehung zu Werke zu gehen. Das würde aber alles nicht geholfen haben, wenn Samuel nicht auf eine andere Art Nahrung für ſeine Sinnlichkeit gefunden hätte, und dies geſchah ſogar mit dem größten Beyfall ſeines Lehrers, und aller Freunde; er bekam Geſchmack an der geiſtlichen Fama, beſonders an den darinnen enthaltenen Geſchichten, er verſchloß ſich ganze Tage mit ſolchen Büchern, und vergaß Eſſen und Trinken darüber, das war nun Tuchtfelden gar recht, er munterte ihn auf, ſuchte ihm aus ſeinem Büchervorrath mehrere Sachen von der Art, vorzüglich Reizens Hiſtorie der Wiedergebornen, Bunians Chriſtenreiſe nach der ſeligen Ewigkeit, Gottfried Arnolds Leben der Altväter u. dgl. mit dieſen Geſchichten füllte Samuel ſeine ganze Seele an, Liſettens Bild war auch freylich noch darinnen, und blieb auch darinnen, aber alles vertrug ſich wohl zuſammen. Die heiligſten Frauensperſonen ſtellte er ſich in Liſettens Bild vor, wenn er ſich heilige Eheleute dachte, und ihre Geſchichte las, ſo verglich er ſich und Liſetten mit denſelben; war er bey dem ſeligen Abrahamus oder Antonius, oder Paphnutius in den ſchrecklichſten Wüſteneyen, ſo dachte er ſich auch dorthin, in eine Höhle, aber Liſetten auch nicht weit entfernt in einem härenen Sack, und wie er ſie und ſie ihn zuweilen beſuchte.

Wenn ihr Jünglinge und Jungfrauen hier ſchelmiſch lächelt, und euch ſchief anblickt, als wenn ihr hier geheime Satyre ſpürtet, ſo durchdringe euch ein heiliger Schauer, wie einem friſch angeworbenen Räuber, wenn er zum erſtenmal eine Kirche beſtielt. Kein Gedanke kommt in meine Seele, der nur von ferne nach Satyre riecht, ich erzähle wahre Geſchichte eines unverdorbenen Knabenherzens. Samuel dachte wahrhaftig an keine fleiſchliche Liebe mit Liſetten, ob ſich gleich bey vielen Kindern ſchon in dieſen Jahren Spuren davon blicken laſſen, es war bloße Freundſchaft, oder vielmehr die Empfindung eines Einſiedlers in den Armen eines guten Menſchen.

Bey allem hohen Gefühl, das der Knabe im Leſen ſolcher Sachen empfand, und in dem mächtigen Empordrang den größten Heiligen gleich zu werden, hatte er ein unbeſchreibliches Verlangen, Liſetten ſeiner hohen Freuden theilhaftig zu machen, wenn ich ihr nur meine herrlichen Sachen vorleſen könnte! — das war ſein immerwährender Wunſch. Er war angewöhnt, täglich dreymal auf den Knien in der Einſamkeit zu beten. Vorher wars Gewohnheit, als Liſette allein in ſeiner Seele herrſchte, unterbliebs oft, jetzt geſchah es feuriger als je, denn Samuel fühlte keine größere Sehnſucht, als ein großer Heiliger zu werden, nur wußte er aber, daß das nicht ohne Gottes ſonderbare Mitwirkung geſchehen konnte, und daß dieſe allein durch anhaltendes Gebet erlangt werden müßte, daher betete er länger und öfter auf den Knien, immer aber ſchloß er Liſetten mit in ſein Gebet.

Endlich traf es ſich, daß er aus ſeinem Kammerfenſter Liſettchen wieder in ihrem Hof erblickte, und daß ſie wieder ſpielte, der Verſuchung widerſtand er nicht; flugs nahm er Arnolds Leben der Altväter unter den Arm, ſchlich fort in den Hof, ſetzte ſich auf einen Stein an den Zaun, winkte ſie zu ſich, und las ihr die Geſchichte der heiligen Eugenia vor; das Mädchen wurde ſo dadurch begeiſtert daß ſie weinte und lachte, beſonders als ihr Samuel ganz warm ſeine Anmerkungen dazu machte, nun dachte aber der guten Kinder keins dran, daß ſie belauſcht würden; Tuchtfeld ſtand hinter ſeinem Samuel, und Liſettchens Mutter, die Frau Kanzleyräthin, war auf Tuchtfelds Wink auch herbey geſchlichen, und ſtund hinter ihrem Töchterchen, beyde hörten mit Entzücken das Geſpräch der Kinder an, wie ſie wünſchten große Heiligen zu werden, wie ſie ſich zum Gebet vereinigten und beſchloſſen, wenn ſie groß wären, auch weit weg in den wilden Wald zu gehen und heilige Einſiedler zu werden u. ſ. w. Beyde Alten entfernten ſich wieder ohne bemerkt zu werden, und nun änderte Tuchtfeld ſeinen

Plan: er glaubte, beyde Kinder würden außerordentlich im Guten gefördert werden, wenn ſie oft zuſammen kämen und gemeinſchaftlich lernten; er gieng alſo zu ſeinem Herrn Nachbar, und ſtellte ihm die Sache vor, dieſer wars nicht nur zufrieden, ſondern freute ſich ſogar darüber, doch wurde beſchloſſen, daß Liſette täglich eine Stunde in Tuchtfelds Haus kommen ſollte, damit er beyde Kinder beſtändig unter Augen haben und beobachten könnte.

So vernünftig auch dieſer Plan ausgeſonnen zu ſeyn ſchien, ſo fruchtlos war er in der Ausführung. Liſette kam, aber ſie war ſchüchtern in Gegenwart des alten Mannes, und er war auch viel zu ernſthaft, als daß er ſich hätte zu Kinderſpielen herablaſſen können. Samuel ſah ebenfalls das Mädchen kaum an; die Kinder fühlten einen entſetzlichen Zwang, ſo ſehr ſie ſich auch auf die Freyheit, zuſammen zu kommen, gefreut hatten. Samuel wurde ermuntert Liſettchen etwas vorzuleſen, er thats, aber ſo furchtſam, und ſo ſehr ohne Theilnehmung, daß er ſelbſt nichts dabey empfand, und das gute Mädchen neben ihm einſchlief Als Tuchtfeld ſahe daß der Vorſchlag nicht gehen wollte, ſo entfernte er beyde Kinder wieder allmählig von einander, anſtatt daß er ſie hätte in den Hof gehen und ſich ſelbſt überlaſſen ſollen, wenn er dies gethan hätte, ſo würden ſie bald geſpielt, bald geleſen, und bald ſich etwas erzählt haben, er hätte ſie ja unbemerkt beobachten können, allein das geſchah nicht, und ſo verdarb er alles. Als Liſettchen nicht mehr kam, ſo wurde Samuel wieder lau, ſeine Seele fieng an der Lektüre ſatt zu werden, beſonders da er ſie nun niemand mittheilen konnte, und ſo verfiel er allmählig wieder in ſeine ehemalige Schwermuth.

Indeſſen wuchs er heran, er war nun bald zehn Jahr alt, ſein Verſtand reifte früh, er fühlte etwas Unbehagliches, das er nicht zu nennen wußte, und das Tuchtfeld einer Verſuchung des Fleiſches, worunter Satan zum Verderben des Knaben mitwirkte, zuſchrieb. Oft unterredete er ſich mit ihm über die Sache, er ermahnte ihn zum Gebet und Wachen, zur Mäßigkeit im Eſſen und Trinken, er ſtellte ihm die künftige Herrlichkeit lebhaft vor, und ermunterte ihn, die Lebensbeſchreibung der Frau von Guyon zu leſen. Samuel gehorchte, beſonders in Anſehung des letztern Punkts, denn dieſe Geſchichte kannte er noch nicht; wie nun alles was er las, mit Macht auf ſein Herz wirkte, ſo giengs auch jetzt. Das Beyſpiel der

Frau Guyon belebte ihn ſo, daß er beſchloß ganz in ihre Fußtapfen zu treten; er that auch damals ein feyerliches Gelübde, Lebenslang ganz für Gott zu leben, und auch ſeine Liſette, das Liebſte was er auf der Welt hatte, zu verläugnen. Dieſer Enthuſiasmus dauerte faſt ein Vierteljahr, als ſich etwas zutrug, daß alles wieder zu Grund richtete, was er aufgebaut hatte.

Tuchtfeld hatte ein ſehr gutes Herz, und einen vortreflichen Willen; wenn er das ganze menſchliche Geſchlecht hätte auf ſeinem Rücken in den Himmel tragen ſollen, er hätte es unternommen, aber die Anlage ſeines Geiſtes war zu eng eingeſchränkt, die Wahl der Mittel zu ſeinem Endzweck war ſelten die beſte. Der große vortrefliche Plan, den der ſel. Auguſt Hermann Franke bey der Anlage des Halliſchen Wayſenhauſes befolgt hatte, ſchwebte ihm immer vor Augen. Der Enthuſiasmus für das Reich Gottes trieb ihn endlich ſo weit, ein gleiches zu wagen, und der gute alte ehrliche Tuchtfeld glaubte, es gehöre nichts mehr dazu, als ein blindes Vertrauen auf Gott. Hätte er nun die Natur des chriſtlichen Heldenglaubens recht gekannt, und ſich dann geprüft, ſo würde er gefunden haben, daß er nur den Schein, aber nicht das Seyn deſſelben beſäße. Hier iſt eine Klippe, an welcher viele große und übrigens rechtſchaffene Männer ſcheitern.

Chriſtus und ſeine Apoſtel reden viel von der Macht des Glaubens, alles concentrirt ſich in den Worten; Alles iſt möglich dem der da glaubet, und das iſt auch eine ewige Wahrheit, ſie iſt ſogar nach dem Wortverſtande richtig; nur müſſen wir die Sache ſehr wohl auseinander ſetzen, wenn wir nicht auf ſehr gefährliche Irrwege gerathen wollen: ich will einmal den Fall ſtellen, Gott gäbe einem rechtſchaffenen Chriſten die vollkommene Gewalt über die Natur, ſo daß er in der That große natürliche Wunder wirken könnte, gehörte dann nicht auch göttliche Weisheit dazu, um eine ſolche Wahl zu treffen, daß man nicht etwas in der Natur zerſtörte, oder ſonſt den großen Plan Gottes in ſeiner Regierung durchkreuzte? Dieſe göttliche Weißheit kann aber niemand haben als Gott; es bleibt alſo nichts anders übrig, als daß Er, wenn Er durch einen Menſchen ein Wunder wirken will, ihm in dem Augenblicke einen göttlichen Blick in die Seele ſtralen läßt, in welchem der Wunderthäter erkennet, er werde Kraft haben, das Wunder zu verrichten, und zugleich ein tiefes Zutrauen zu Gott fühlt, es werde ihm zu ſeiner Ehre gelingen. Dies iſt eigentlich der wahre Wunderglaube. Es iſt natürlich, daß ſich Gott ſolcher Mittel niemals bediene, ſo lang er durch den ordentlichen Lauf der Natur ſeinen Zweck erreichen kann; nun wollte Chriſtus ſeine Apoſtel und die apoſtoliſche Männer durch ſeinen Geiſt zum Wunderthun ausrüſten, er mußte ihnen alſo Winke geben, daß ſie jenem göttlichen Lichtſtrahl in ihrer Seelen folgen, ihm glauben müßten, und wenn ſie das thäten, ſo ſollten ſie Berge verſetzen.

Hieraus folgt, daß man nicht eher ein Wunder wirken kann, bis man jenen Blick in der Seele fühlt, ſo daß man auf einmal die Möglichkeit erkennt, Kraft empfindet und den Nutzen einſieht, denn das Wunder haben ſoll.

Auf eine ähnliche Art geht es zu, wenn große Glaubenshelden wunderliche Dinge ausführen, die eben gerad keine Wunder ſind, doch aber gemeine Kräfte überſteigen, wie zum Beyſpiel der ſel. Franke und andre mehr. Es lag in dem Plan der Vorſehung, daß Halle ein Wayſenhaus haben ſollte, in demſelben war die Summe des Guten gegen die Maſſe des Böſen abgewogen, welche dieſe Anſtalt hervorbringen würde, und gefunden, daß mehr Gutes daraus entſtehen würde als Böſes; dies iſt allemal der Beſtimmungsfall, wenn Gott etwas gelingen läßt. Nun kann aber kein Menſch, auch der heiligſte, nicht vorherwiſſen, ob der allerwohlthätigſte, und dem Anſehen nach lauter Glückſeligkeit hervorbringende Vorſchlag wirklich ſo gute Folgen haben werde? er kann ſogar an einem Ort Segen, am andern aber Fluch werden, nur Gott, der die Zukunft ins unendlich Kleine und unendlich Große höchſt deutlich erkennt, der kanns beſtimmen.

Nimmt nun ein Menſch ſich einen ſolchen, dem Anſehen nach wohlthätigen Plan vor, und er gelingt nicht, ſo beſchuldigt man Gott und ſein Wort der Unwahrheit, denn man ſagt, er habe ja verſprochen, daß der welcher glaube, Berge verſetzen ſolle, da irrt man entſetzlich, und ſündiget noch dazu. Jetzt will ich genau beſtimmen, wie's zugeht, wenn Gott durch einen Glaubenshelden etwas ausführen will: Er wählt ſolche Helden darum, um ſie als Beyſpiele darzuſtellen, was ein Menſch mit einem vollkommenen Zutrauen auf Gott vermöge, und um ſeine Religion immer mehr und mehr zu legitimiren; wären wir alle ſolche ſtarke Glaubensmänner, ſo würden wir genug zu thun finden, ohne daß wir nöthig hätten, wie Tuchtfeld willkührliche Plane zu machen. Darnach ordnet Er den äußern Gang der Dinge in der Welt ſo, daß der Glaubensheld eine Lücke, einen Mangel entdeckt, ſeine brennende Liebe zu Gott und zu Menſchen treibt ihn an zu beten, Gott möchte doch den Mangel abhelfen! auf dieſe oder eine ähnliche Art bemerkte Franke die Nothwendigkeit eines Wayſenhauſes, zugleich ſtellte Gott einem ſolchen Mann durch ſeine äußere Regierung Winke an den Weg, die ihm eine entfernte Hofnung machen, er werde vielleicht zum Zweck kommen, wenn er die Sache unternähme; ſo wußte Franke daß er durch ganz Teutſchland ungemein viele und reiche Freunde und Gönner hätte, das waren Winke für ihn, die ihn anlockten, etwas zu unternehmen; nun kommt das eigentliche Verdienſtliche eines ſolchen Mannes: weil er keine Mühe ſcheut, alles aufopfern will, Gott und Menſchen in einem hohen Grade liebt, und Gott über alles vertraut, auch da wo es finſter ausſieht, darum erwählt ihn eben Gott zu einem Werkzeug und läßts ihn gelingen. Dies iſt die wahre Beſchaffenheit der Sache.

Wenn aber ein Menſch einen Einfall bekommt, dies oder jenes wäre ſchön und gut, ohne Winke und geheime Aufmunterung von der Vorſehung dazu zu haben, und dann ſo etwas aus ſelbſt gewählten eiteln Vertrauen auf Gott unternimmt, ſo gehts ihm gerade ſo wie dem guten Tuchtfeld, er wird zu ſchanden. Dieſer gute Mann faßte den Vorſatz, aus der Glaubenskaſſe zu Berlenburg ein Wayſenhaus zu bauen, dazu wählte er einen ſonderbaren Plan. Um die ganze Sache noch mehr von der Vorſehung abhängig zu machen, ſo wollte er an einem hofnungsvollen Ort ein Bergwerk anbauen, dies ſollte die Quelle zur Anlage des Wayſenhauſes und deſſen künftigen Erhaltung ſeyn; nun hatte er aber gar nichts zum Anbau eines ſolchen Bergwerks, daher ſetzte er ſeinen Plan ſchriftlich auf, und machte ihn öffentlich bekannt, um Unternehmer zu bekommen. Dieſer fanden ſich bald eine ziemliche Anzahl, unter welchen auch Theobald, Samuels Vater war, denn dieſer hielt tauſend Stücke auf Tuchtfeld. Alles gieng gut von ſtatten, man kaufte ein ganzes Bergwerk, wo der beſte Anſchein war, man hieb einen breiten Silbergang an, baute eine Silberhütte, und jedermann glaubte, Tuchtfeld würde ſeinen Vorſatz noch leichter ausführen, als Franke ſelber; aber was geſchah? der Ort, wo das Bergwerk mit ſeiner Hütte lag, war über ſieben Stunden von Berlenburg entfernt, es mußte jemand da ſeyn, der das Werk verwaltete, dazu beſtimmte Tuchtfeld ſeinen Sohn, den er bey aller ſorgfältigen Erziehung weniger kannte, als alle andere Menſchen, denn er war eben durch die Strenge der myſtiſchen Erziehungsart zum Erzheuchler geworden, und da alle ſeine Lüſte nur blos gefangen, aber nicht gebändigt waren, ſo kams nur auf eine Gelegenheit an, einmal recht frey, und zugleich zum wilden unbändigen Thiere zu werden. Kurz, der junge Tuchtfeld hauſete ſo, daß in ſehr kurzer Zeit ſein Vater und alle Unternehmer nicht nur um das ausgelegte Geld, ſondern ſogar in eine Schuldenlaſt kamen, die das Bergwerk mit ſeinen Hütten bey weitem nicht beſtreiten konnten. Der feine Verwalter riß auch aus und wurde Soldat, die Creditoren nahmen das Bergwerk mit der Hütte weg, die Unternehmer verloren ihr Geld, Tuchtfeld, Ehre, Liebe und Achtung, und der Credit, den bisher die Berlenburger Pietiſten vor der Welt behauptet hatten, bekam einen entſetzlichen Stoß.

Alles dieſes geſchah als Samuel bey Tuchtfeld war; gleich nach der Zeit, als der Knabe Liſetten kennen lernte, gieng der junge Tuchtfeld aufs Bergwerk; jetzt als der Vorfall ſich mit Samuel zutrug, den ich oben zuletzt erzählte, wie er nämlich durchs Leſen der Lebensgeſchichte der Frau von Guyon zu einem Gelübde, Lebenslang Gott zu dienen, angefeuert wurde, fieng der alte Greis an zuerſt in Erfahrung zu bringen, wie ſein Sohn Haushielt, dies brachte den guten Mann außer aller Faſſung, er glaubte, ſein Sohn ſey ein ſehr frommer rechtſchaffener Jüngling; er glaubte ſein Plan, ein Wayſenhaus zu bauen, ſey von Gott; er glaubte, das herrliche ſchöne Bergwerk ſey ein Geſchenk Gottes, und ein unfehlbares Zeichen ſeines Beyfalls, mit einem Wort, er glaubte — glaubte — und glaubte, und betrog ſich entſetzlich, er reiſte ſelber nach dem Bergwerk, und in dieſer Zeit wurde Samuel verwahrloſt; niemand beobachtete ihn, er beſuchte anfänglich nur Liſetten, allein dabey bliebs nicht, er gerieth in die benachbarten Häuſer, man hatte ſeine Freude daran, ihn zu verderben, um den Pietiſten nur einen Tort zu thun; alle ſeine Neigungen und Begierden wurden mit einem Schwall von Befriedigungen überhäuft, er erfuhr auf einmal ſo viel Unthätiges, lernte ſo viele ſchändliche Zweydeutigkeiten, wurde ſo eigenwillig und unmäßig, daß er in allen Unarten, allen Knaben ſeines gleichen bald zuvorkam, jeder gute Funke ſchien in ihm zu verlöſchen, und Tuchtfelds Haus war ihm jetzt nur ein Kerker, den er ärger als die Peſt ſcheute, bald war er das allgemeine Stadtgeſpräch, und man log noch ſo viel dazu, daß das Gericht ſchon lang einen kleinen Satan aus ihm gemacht hatte, als es vor ſeinen Vater kam. Dieſer hatte auch ein ziemlich Stück Geldes ins Bergwerk geſteckt, und noch früher die Haushaltung des Verwalters gehört, als der alte Tuchtfeld; indeſſen kam noch ein und anderes dazu, welches ihm einen Verdacht gegen verſchiedene von den Männern, die er ſonſt für ſo heilig gehalten hatte, beybrachte; denn man gehe in dem Fall gemeiniglich von einem Extrem zum andern über, anfänglich hält man ſolche Leute für Engel, und wenn man gerad nicht alles nach ſeiner Meinung ganz untadelhaft findet, ſo fängt man an, alles für Betrug und Heucheley zu halten. Dazu kam noch daß er, wegen der Nähe von Berlenburg und Schwarzenau gar zu viel Beſuche bekam, alle Augenblicke war einer da, der ihn entweder an ſeiner Arbeit hinderte, oder mit an ſeinem Tiſch aß und trank; das wurde ihm endlich läſtig, ſo daß er allmählig anfieng, ſich zurück zu ziehen, indeſſen blieb er doch noch immer ihres Glaubens und ihrer Meynung, und las alles, was in der neuen Buchdruckerey gedruckt wurde; nun hörte er ſeines Samuels Verderben, und des alten Tuchtfelds Abweſenheit, augenblicklich machte er ſich auf, um den Knaben abzuholen, und ihn wieder zu ſich zu nehmen, er kam nach Berlenburg hin, hörte aber zu ſeinem größten Schrecken, daß er verloren war, und daß man ihn auf herrſchaftlichen Befehl allenthalben ſuchte; dies ſchlug den guten Mann ganz zu Boden, alle ſeine Glaubenskraft und ſein Vertrauen auf Gott verließ ihn, er lief bald hier, bald dahin, und wußte nicht wo er anfangen und endigen ſollte, aber was halfs? Samuel war nirgend zu finden, er war fort; ſeine Vater bot viel Geld, gab Leuten Commiſſion, Land und Sand zu durchſtreichen, Wäſſer und Brunnen zu unterſuchen, aber alles vergebens, er mußte wieder nach Hauſe reiſen, und ſeiner Frauen die ſchreckliche Poſt ſelber überbringen, welche bey Anhörung dieſer Nachricht aus einer Ohnmacht in die andere fiel, nach und nach ermunterten ſich beyde, tröſteten ſich, und faßten ſich ſo gut ſie konnten. Diedrich hatte noch eine Tochter und einen Sohn mit ſeiner Frauen gezeugt, dabey bliebs auch, ſo daß ſie in allem nur drey Kinder hatten.

Meine Leſer werden ſich wundern und verlangen zu wiſſen, wo der Knabe Samuel hingekommen ſey, jetzt will ich ihnen aus dem Traume helfen: der gute Junge fieng an, ob er gleich nur erſt 10 Jahr alt war, eine gänzliche Veränderung in ſeiner Seele zu ſpüren; ſein Bücherleſen hatte ihn auf einen hohen Grad der Phantaſie geſtimmt, in dieſer Stunde ſchwebten ihm alle heilige Perſonen mit allen Schickſalen, die er je von ihnen geleſen hatte, vor den Augen, dann hätte er alſofort in die entfernteſten Wüſteneyen gehen, und ein Einſiedlerleben beginnen mögen, in einer andern Stunde war das alles wieder verſchwunden, dann hauſte und ſauſte er in einem ſo wilden Knabenleben, daß Fenſterzerſchmeiſſen, Löcher in die Köpfe werfen, und Zotenreiſſen Kleinigkeiten für ihn waren. In einem ſo wilden Zeitpunkte trug ſichs zu, daß er auf der Wieſen mit andern Knaben ſpielte, als auf einmal ein wütender Hund entdeckt wurde, er kam die Wieſe heraufgetaumelt, ſchäumte und purzelte mitten zwiſchen die Knaben hin, ehe ſie ſichs verſahen; ein paar wurden gebiſſen, wovon auch einer wirklich angieng, und ſich innerhalb 14 Tagen zu Tode raſte. Samuel war mit dabey, er hatte auf der Wieſen eine ſchreckliche

Angſt ausgeſtanden, auch war er oft an dem Fenſter der Stuben, in welcher ſein armer Kamerad den erbärmlichſten Kampf kämpfte, der einen Menſchen nur treffen kann, er ſahe alles mit an, auch den Tod des armen bedauernswürdigen Knaben.

Dieſe Geſchichte machte einen ſo tiefen Eindruck auf Samuel, daß er eine ganze Nacht bald auf den Knien, bald aufs Angeſicht hingeſtreckt, und in lauter Thränen zubrachte. Sein ganzes Leben ſchwebte ihm vor Augen, alle ſeine Jugendſünden ſtanden wie ſchwarze Furien vor ihm, die ihn verſchlingen wollten. Tuchtfelds Lehren kamen ihm jetzt als Worte Gottes vor, die er übertreten hatte, und er alſo verdammungswürdig war. Endlich gegen den Morgen drung ihm ein ſanfter durchdringender Stral bis ins innerſte ſeines Herzens, er fühlte einen unwiderſtehlichen Trieb, ſich von allen Menſchen zu entfernen, und in irgend einem Walde ſein Leben in lauter Andachtsübungen zuzubringen. An Kleider, an Eſſen und Trinken, an Froſt im Winter und an wilde Thiere dachte er ganz und gar nicht, mit dieſer innigen Rührung verlor ſich ſeine Angſt, ſo als wenn Gott nun durch dies Opfer verſöhnt wäre, an die Stelle trat ein ſo tiefer Seelenfriede in ſein

Herz, daß ſein ganzes äußeres Anſehen davon erheitert wurde, ſo daß ihn des Morgens früh ſeine Hausleute fragten, wie ihm zu Muthe wäre, er ſähe ja gar ſonderbar aus? Darauf antwortete er nichts ſonderliches, vorzüglich aber hütete er ſich etwas von ſeinem Vorhaben zu entdecken, denn er wußte wohl, daß man ihn an Ausführung deſſelben verhindern würde, indeſſen packte er ſeine Wäſche und nothwendigſte Kleider zuſammen, praktizirte ſich aus dem Haus, ſchlenderte ſo herum, entfernte ſich allmählig, fort war er.

Samuel dachte an keinen Weg, oder wohin er wollte, das war ihm alles gleichgültig, wenn er nur tief in den Wald, und weit von den Leuten weg kommen konnte; nun befindet ſich zwiſchen der Grafſchaft Berlenburg und dem Herzogthum Weſtphalen ein großes waldigtes Gebirge, in welchem man auf ganze Stunden lang keinen Menſchen antrift, dahinauf wendete der Knabe ſein Angeſicht, er lief ſo ſehr, daß er am Abend ſchon vier Stunden weit fort war, denn er war erſt des Mittags nach Tiſch weggegangen. Nun kam er endlich auf einen waldigten Bergrücken, die untergehende Sonne ſtralte ihm in die Augen, weit und breit ſahe er nichts als Berg und Wald, de war er nun, er fühlte Hunger, denn an Getränke mangelte es ihm nicht, überall waren friſcher Quellen genug; aber was hatte er nun auf den Abend zu eſſen? Die herannahende Nacht machte ihm auch Angſt, Wölfe, wütende Hunde, Geſpenſter, alle Schreckbilder fielen ihm ein. O wie wünſchte er ſich wieder in Tuchtfelds Haus zurück! das war aber nun nicht mehr möglich, er hatte die Bibel, auch noch ein und anderes gute Büchlein zu ſich geſteckt, er ſchlug auf, las darinnen, aber das gab ihm alles keinen Troſt, denn der Magen erinnerte ihn unaufhörlich ans Eſſen, er durchlief in ſeinen Gedanken die Geſchichten der heiligen Einſiedler, und ſuchte Troſt in der Erinnerung an ihre Schickſale, aber welch ein erbärmlicher Troſt Wurzeln und Kräuter zu eſſen? — er rupfte einen Strauch Sanikel aus, kaute ſie, aber er erſchütterte für den Geſchmack und ſpie es wieder aus, er kaute Thauneſſeln und Schafgarbe, aber von dem allen wollte nichts hinab, nun fieng er erbärmlich an zu weinen, indeſſen wurde es allmählich dunkel, es fiel ihm ein, wie leicht es möglich wäre, daß ihm der Satan in dieſer Nacht erſcheinen, und ihn auf eine harte Probe ſetzen könnte, den Gedanken konte er nicht ertragen, er fieng laut an zu ſchreyen und betete herzlich zu Gott um Erbarmung.

Indem er nun ſo hin und her gieng, ſo entdeckte er nordwärts am Abhang des Berges einen Rauch, wie ſich der gute Samuel freute! Spornſtreichs lief er darauf zu, denn er ſahe wohl an dem Rauch, daß da jemand Kohlen brennte; in weniger als einer Viertelſtunde kam er bey dem Kohlbrenner an; dieſer war ein etwas ältlicher Mann aus der Grafſchaft Leiſensburg, zwo Stunden von dem Breitenauer Hof wohnhaft, wo Samuel zu Hauſe war. Der gute Kohlbrenner erſtaunte, als er den Knaben in der Wildniß daher laufen ſah, ſeine Kleider zeugten, daß er kein Bettelbube wär, daran dachte er aber in aller Welt am wenigſten, daß er jetzt das Glück haben würde, einen heiligen Anachoreten von Angeſicht zu ſehen. So wie Samuel den Mann ſahe, ſo verlor ſich auch alle Furcht, und auf einmal wachte die Luſt wieder in ihm auf, ein Einſiedler zu werden, ſo gar fiel ihm ein, daß die Angſt, die er ſo eben ausgeſtanden hatte, wol eine Probe vom lieben Gott geweſen ſeyn könnte, der ihn hätte in Verſuchung ſetzen wollen, ob er auch Stand halten würde; jetzt ſchämte er ſich herzlich ſeiner Schwachheit, und er nahm ſichs nun feſt vor, nicht wieder ſo bang zu werden; damit ihn aber der Kohlbrenner nicht wieder nach Hauſe ſchicken möchte, ſo beſchloß er ja nicht zu ſagen, wo er her wäre; in dieſer Geſinnung trat er daher mit einer ſehr ernſten Mine, ſo wie er ſich die Einſiedler vorſtellte, fieng er an:

Grüß euch Gott! Kohlbrenner!

„Dank hab' Junge! wo kommſt du her, und was bringſt du?“

Ich komme aus der Welt, und gehe zum Himmel, ich bin ein Einſiedler.

Der Kohlbrenner lachte, guckte ihn ſtarr an, und ſagte:

„Da kommſt du übel an, denn hier iſts eine rauhe mühſelige Welt, und alle Bäume da, ſind lange nicht hoch genug, um darauf in den Himmel zu klettern.“

O ihr einfältiger Mann! ſo meine ichs nicht, ich will ein Einſiedler werden, hier im Wald will ich wohnen, bleiben und Gott dienen.

„Ha! ha! ſo! jetzt verſteh ich dich erſt, wo biſt du denn her?“

Ich bin aus dem Heſſenlande, meine Eltern ſind arme Leute.

„Ey! ey! zwo Lügen in einem Odem, du biſt nicht aus dem Heſſenlande, das hör ich an der Sprache, und deine Eltern ſind auch nicht arm, das ſeh ich ja an deinen Kleidern.

Samuel ward roth, denn er hatte ſich vergaloppirt. Nun ja, fuhr er fort, ſo will ichs euch denn nur ſagen, ich bin von Berlenburg, mein Vater iſt ein Schneider daſelbſt, der ſchreibt ſich Haaße. Dies mußte der Kohlbrenner glauben, denn es war wahrſcheinlich.

„Wie kommſt du denn dazu, von deinem Vater wegzulaufen und ein Einſiedler zu werden?“

Ich hab in den Büchern geleſen, daß es Leute gegeben hat, die in die Wüſten gegangen, und ſehr heilig geworden ſind; ſo will ichs nun auch machen und heilig werden.

„Das iſt recht brav, ich wünſch dir Glück dazu; wo willſt du aber Eſſen bekommen?“

Ich will brav beten, ſo wird mirs unſer Herr Gott beſcheren.

Der Kohlbrenner war ein drolligter ſpaßhafter Mann, er hatte auch von ſolchen Sachen gehört und geleſen, er beſchloß alſo mit dem Knaben ſeinen Spaß zu haben, er legte ſein Holzbeil nieder, gieng in ſeine Hütte und ſuchte ſich etwas zu eſſen hervor. Samuel ſtand verlaſſen, und ſah das Ding ſo von weitem an, er war auch hungrig, mochte aber doch nichts ſagen. Endlich fieng der Kohlbrenner an: geh bete, damit du auch etwas zu eſſen bekommſt. Samuel ſchämte ſich, gieng und kniete hinter einen Strauch nieder. Der Kohlbrenner machte indeſſen ein tüchtiges Butterbrod zurechte, ſchlich heraus, und legte es auf einen Stein, nicht weit von der Hütte, und machte ſich wieder an ſeinen Ort. Als nun Samuel aufſtand und wieder kam, ſo fand er das ſchöne Butterbrod da liegen, er nahms ohne Bedenken, und fieng an zu eſſen; der Kohlbrenner verwunderte ſich und erſtaunte, wie er zu der Speiſe gekommen wäre, endlich fiels ihm ein, ha ha, ſagte er, jetzt weiß ichs, als du beteteſt, ſo kam ein großer weiſſer Vogel daher geflogen, der legte da etwas auf einen Stein; [illegible] Butterbrod nicht auf einen Stein gelegen?

„O ja! iſt das wirklich wahr?

Ja freilich! nun das iſt recht, ſieh! wenn du beteſt und ein frommer Einſiedler wirſt, ſo kann es dir nicht fehlen, aber wo willſt du die Nacht ſchlafen?

„So laßt mich doch in eurer Hütte ſchlafen, morgen will ich mir eine Hütte baun.

Gut, das kann geſchehen.

Samuel ſchlief alſo die Nacht ganz ruhig, der Kohlbrenner dachte aber noch, welche Angſt ſeine Eltern jetzt um ihr Kind haben würden, er beſann ſich, wie er das Ding bekannt machen wollte, er durfte von ſeinem Kohlmeiler nicht weg gehen, denn der war am brennen, und nur des Sonntags kam ſeine Frau und brachte ihm für die Woche etwas zu eſſen; er fand alſo kein ander Mittel, als Geduld zu haben, bis ers bekannt machen könnte. Des andern Morgens, als Samuel aufgeſtanden war, ſagte ihm der Kohlbrenner: ach, Samuel! unſer Herr Gott hat mir hinlänglich Nahrung gegeben, daß du ſo lang mit mir eſſen kannſt, als ich hier Kohlen brenne, aber wenn du ein Einſiedler werden willſt; ſo darfſt du nicht hier bey mir in der Hütten wohnen, du mußt dir eine eigne Hütte bauen, das war dem Knaben ganz recht, er ſchleppte alſo Büſche zuſammen, machte ſich eine Hütte daraus, ſo gut er konnte, und ſchlief auch darinnen. Jetzt glaubte er wirklich ein Einſiedler zu ſeyn, er freute ſich darüber, hielt ſeine Betſtunden des Tages, und las in ſeinen Büchern. Der Kohlbrenner hatte indeſſen ſeinen Spaß mit ihm; bald ängſtigte er ihn des Nachts, und machte ihm hernach glauben, es ſey der Satan geweſen, der ihn verſucht habe; ein andermal ſprach er von weitem mit ihm in dem Ton eines Engels u. ſ. w. Bey allem ungeachtet kam dem guten Samuel in kurzen Tagen die Reue an, das Einſiedlerleben fieng ihm an leid zu werden, er ließ ſichs auch deutlich genug merken, allein der Kohlbrenner verwieß ihm ſeine Reue, und ermunterte ihn, ſeinen Vorſatz getreu zu bleiben. Alles half aber nicht, der Knabe verlor ſich, er packte heimlich wieder ſeinen Bündel, und während der Zeit der Kohlbrenner gieng Waſſer zu holen, ſo wanderte er fort, des Weges, welchen er gekommen war. Samuel glaubte ihn leicht wieder zu finden, aber es fehlte ihm, er gieng irre im Walde, und kam endlich nach mehr als fünf Stunden auf einem großen, einſamen Bauernhofe an, welcher zugleich ein Wirthshaus war, und an einer Straße lag, die von Caſſel aus in Weſtphalen führt. Dieſer Hof heißt auf der Leinen Struth, er iſt wegen des Aufenthalts der Spitzbuben berüchtigt, und gehört in die Grafſchaft Berlenburg. Samuel war von Herzen müde, hungrig und betrübt, jetzt wars ihm nicht mehr ums Verläugnen zu thun, er kam ins Haus, weinte, und erzählte dem Wirth, und der Wirthin, welche am Feuer ſaßen, daß er des Diedrich Theobalds Sohn auf dem Breitenauer Hof ſey, daß er zu Berlenburg, bey Herrn Tuchsfeld in der Koſt geweſen, und daß er weggegangen ſeyn um ein Einſiedler zu werden, das wäre ihm aber wieder leid geworden, nun hätte er wieder nach Berlenburg gehen wollen, hätte ſich aber irre gegangen; er bat flehentlich, man möchte ihm doch etwas zu eſſen geben, und ihm dann den Weg nach Berlenburg weiſen. Die Leute hatten wohl gehört, daß der Knabe ſey verloren worden, ſie gaben ihm alſo zu eſſen, und weil es ſchon heute zu ſpät war, ſo verſprachen ſie ihm, daß ſie ihm morgen jemand mitgeben wollten.

Des Abends legten ſie den Knaben auf eine Kammer auf ein Bett, wo er ſanft und ruhig einſchlief. Nun war in dieſen Zeiten eine fürchterliche Spitzbubenbande berühmt, welche durch eine Frau aus der Grafſchaft Leiſenburg commandirt wurde. Dies Weib hieß man die Schnuhs, ihr Mann war ein Nagelſchmidt, in ihrer Nachbarſchaft war ſie als eine brave rechtſchaffene Frau bekannt, und weil ſie ſehr raſch in allen ihren Handlungen war, ſo hatte man ihr den Beynamen die Schnuhs gegeben, welches Wort im dortigen Dialekt eine raſche Perſon bedeutet. Wenn nun ihr Mann eine Parthie Nägel fertig hatte, ſo packte ſie ſie in einen Sack und ging fort, unter dem Vorwand damit im Heſſiſchen und Wittgenſteiniſchen zu haußiren, das that ſie aber nicht, ſondern ſie kam hieher nach der Leimen Struth, wo ſie, wie an andern Orten mehr, ihren Sparel hatte, hier kleidete ſie ſich prächtig, wie ein Cavalier, ihre Cameraden ſammelten ſich dann zu ihr, ſie ſetzte ſich zu Pferd, dann ſtreiften ſie herum, verübten greuliche Mordthaten und Räubereyen, und wenn ſie's Zeit dauchte, ſo legte ſie ihre Mannskleider wieder ab, packte ihren Bündel, und kam als eine ehrliche brave Frau wieder nach Haus; ihr guter Mann freute ſich dann, wenn ſie ihm einen ſo ſchönen Pack Geld brachte, ſie hütete ſich aber wohl, daß ſie ihm nicht mehr gab, als die Waaren werth waren, damit er keinen Verdacht ſchöpfen möchte. Das währte ſo lange fort, als es dauerte, ſie war allenthalben unter dem Namen des Baron Schnaus auf eine fürchterliche Art bekannt, bis ſie endlich wegen einer grauſamen Mordthat ertappt, entlarvt, und nach Leiſenburg geführt wurde; ihr Mann dachte an nichts weniger als an ſo etwas, er wohnte nur eine Stunde von Leiſenburg, auf einem Dorf: die Neugierde trieb ihn, mit andern Nachbarn hinzulaufen, denn es gab ein Landgerüchte, man brächte den

Baron Schnauß gefangen, und er ſey eine Frau. Der arme bedauernswürdige Mann ſtellte ſich, um den Zug recht zu ſehen, ans Thor, er kam — er ſah den Baron, er erſtarrte, fiel in Ohnmacht, und wurde nach Hauſe gebracht, ohne zu wiſſen wie; nicht lange hernach wurde ſie hingerichtet.

Den nämlichen Abend, als Samuel nach der kleinen Struth gekommen war, und da übernachtete, war auch der Schnauß oder die Baron Schnauß in der Gegend auf einer Streiferey; nach elf Uhr kam er mit einem Trupp von zehn Spitzbuben ums Haus geſchlichen und als alles ſtill war, ſo ſchlupfte einer hinter dem Andern herein; der Wirth und die Wirthin fanden ſich herzu; nun giengs ans Schmauſen und Raubtheilen. Da nun das alles auf einer Stube geſchah, welche an Samuels Kammer ſtieß, ſo erwachte der arme Knabe, er konnte für dem Getöſe nicht ſchlafen, er wälzte ſich im Bett herum, und endlich ſtand er auf, zog ſeine Hoſen an und kam in die Stube, er wußte und dachte nichts Böſes, aber ſeine Kühnheit hätte ihm bald das Leben gekoſtet, denn gleich bey dem Eintritt des Knaben ſchauten alle auf, der Wirth ſprang herzu, ſtieß ihn zurück, und befahl ihm auf ſeine

Kammer zu gehn und nicht zu mucken. Schnauſe, der im höchſten Grad blutdürſtig und behutſam war, ſchwur im Augenblick dem Knaben den Tod. Der Wirth machte ihm Vorſtellungen, und erzählte ihm wer er wäre, auch die andern baten für ſein Leben. Nichts da! rief der oder die Grauſame, die Canaille kann uns verrathen, aus dem Weg mit ihm! damit zog er ſein Schlachtmeſſer, und drang, alles Bittens ungeachtet, in die Kammer, allein der gute Engel Gottes hatte das arme Kind aus dieſer Mördergrube geführt: denn Samuel hatte gleich gemerkt, daß es mit den Leuten nicht richtig ſey, der Angſtſchweiß drang ihm überall durch die Haut, geſchwind zog er Schuh und Strümpfe an, kaum war das geſchehen, ſo hörte er Schnauſens Mordſtimme, er flog zur andern Thür hinaus, und fort, durch die Hinterthür unter den freyen Himmel; die Angſt beflügelte ſeine Füße, er lief nicht, ſondern er flog über den Zaun und ins Gebüſche hinein. Schnauſe mit der ganzen Geſellſchaft wurde unruhig, denn ſie mußten befürchten, der Knabe möchte ihnen entkommen und ſie verrathen; ſie durchſuchten erſt das Haus, und als ſie ihn nicht fanden, ſo durchſtrichen ſie noch vor Tagesanbruch Berg und Thal, um ihn zu erhaſchen, ſie würden ihn auch gewiß gefunden haben, wenn ihn Gottes Erbarmung nicht auf beſondere Wege geführet hätte. Sobald er im Gebüſche war, athmete er freyer, doch ruhte er nicht, ſondern ſchlüpfte ſtill durch Geſträuche fort, ohne zu denken wo er hin käme; jetzt dachte er nicht an Geſpenſter, und dieſe Geſchichte beweiſt recht angemeſſen, wie ſehr Davids Gebet aus der innerſten Wahrheit der Seelenlehre herausgeſprochen war: Ich will lieber in die Hand Gottes fallen, als in die Hände der Menſchen." In weniger als einer Viertelſtunde kam Samuel auf einen Fußpfad, welchen er aller Dunkelheit der Nacht ungeachtet bey dem Sternenlicht bemerkte, er bedachte ſich nicht lange, was er thun wollte, ſondern er ſprang über den Fußpfad ins Gebüſche, und kaum ſtand er da, ſo übermannte ihn die Müdigkeit ſo, daß er nicht weiter konnte, er kroch alſo in den düſtern Strauch, und ſtreckte ſich ins Laub, kaum lag er da, ſo hörte er Menſchen gehen und leiſe mit einander ſprechen, ſie kamen immer näher, und der arme Knabe zitterte fü Furcht; bald verſtand er was ſie ſagten, er hö te daß der eine mürriſch war, indem er herau ſtieß, da war ja nichts zu befürchten, wen man doch kein gutes Gewiſſen hat! wir hätte ja nur zu ſagen brauchen, wir ſeyen Kaufleute, ſo hätte ja der Junge im geringſten keinen Argwohn bekommen, ich gehe nicht weiter, wer wird den Knaben ſo weit ſuchen, er iſt auch gewiß ſo weit noch nicht gelaufen, ich kehre wieder um, und ich auch, antwortete der andere; ſie ſtunden eine Weile und giengen wieder zurück.

Samuel gerieth bald in einen Schlaf, und als er erwachte, war es Morgendämmerung, nun ſtund er auf, und fieng wieder an durchs Gebüſche fortzuſchlupfen, doch hielt er ſich immer nahe an den Fußpfad, welcher ihn in einer halben Stunde aufs Freye führte; nun ſah er nicht weit vor ſich hin einige Leute auf dem Felde arbeiten, ſie kamen ihm vor, wie Engel Gottes, noch einmal ſpannte er ſeine Kräfte an, um zu ihnen zu kommen, bald war er da, nun weinte er laut und ſetzte ſich nieder; die Leute erſtaunten, ſtanden um ihn her, bedauerten ihn und fragten ihn, wo er herkäme? er erzählte ihnen die ganze Geſchichte, wie und warum er von Berlenburg weggegangen ſey, wo er geweſen, und in welcher Angſt er die Nacht zugebracht habe; die Leute hatten herzliches Mitleiden mit ihm, ſie nahmen ihn mit ſich ins Dorf, und erquickten ihn mit Eſſen und Trinken, darauf beſchloſſen ſie, ihn mit einen Boten nach Berlenburg zu ſchicken, welche Stadt nur drey Stunden von da entfernt war, und zugleich dort der Obrigkeit anzuzeigen, daß wieder Spitzbuben auf der Leimen Struth geweſen ſeyen. Den Vormittag ſchlief Samuel aus, und den Mittag nach Tiſch, reiſte er mit einem Begleiter nach der Stadt ab.

Das vierte Hauptſtück.

Von dieſem Punkt an nahm Samuels Erziehung eine ganz andere Wendung, er fand den alten Tuchtfeld ſehr niedergeſchlagen und traurig, er freute ſich zwar über ſeines Zöglings Wiederkunft, aber ſeine eigene Angelegenheiten beſchäftigten ihn ſo, daß er ſich wenig mehr um ihn bekümmerte, doch ſchickte man alſofort einen Boten nach Breitenau, ſein Vater kam mit demſelben zurück, und weinte für Freuden, als er ſein Kind wieder ſah. Ich will mich mit den liebreichen Vorwürfen nicht aufhalten, welche dem Knaben gemacht wurden, die ganze Geſchichte wurde bekannt, und der Muthwille gab dem Samuel den allgemeinen Beynamen des Einſiedlers. Theobald nahm ihn mit ſich nach Hauſe, um auch ſeiner Frauen die große Freude über ihren wiedergefundenen Sohn vollkommen zu machen. Er blieb einige Zeit bey ſeinen Eltern, welche ſich beſtändig fort berathſchlagten, wie ſie ſeine weitere Erziehung aufs beſte veranſtalten möchten, aber damit noch nicht aufs Reine kommen konnten. Die außerordentliche Fähigkeit des Knaben aber beſtimmte ſie, ihm den Studiren zu widmen.

Endlich fand ſich ein Weg dazu, der nicht beſſer zu wünſchen war: Der Herr Baron von Wirthen hatte in der Stille ſich beſtändig fort nach ſeiner Schweſter und Schwager erkundigt, öffentlich aber ſich ſo betragen, als wenn ſie nicht in der Welt wären. Seine Gemahlin, welche von gutem Adel, und eine vortrefliche Dame war, fieng auch endlich an mit Wärme von der Schweſter zu reden, denn ſie ſahe, daß ſie ihre Sache gut machte, daher lag ſie ihrem Eheherrn an, die ganze Theobaldiſche Familie einmal zu invitiren, dies war immer aufgeſchoben worden, nun aber, da der Lärm mit dem Samuel entſtand, und er wieder bey ſeinen Eltern war, ſo kam bey dem Baron der Wunſch noch dazu, ihnen wegen der Erziehung des Knaben Rath zu geben. Er ſchickte alſo einen Boten nach Breitenau, welchen er einen ſehr liebreichen Brief an ſeine Schweſter und Schwager mitgab, worin er ſie bat ſich auf nächſten Sonntag fertig zu halten, weil er alsdann eine Kutſche abſchicken würde, ſie und ihre drey Kinder abzuholen. Daß dies den guten Leuten in der Seele wohlthat, läßt ſich leicht denken, beſonders freute ſich Amalie darüber; ihre Wahl hatte ſie zwar nie gereut, aber es gab doch Stunden in welchen ſie eine gewiſſe Schwermuth fühlte, die ohnſtreitig von ihrer Standesveränderung herrührete, ſie war aber zu vernünftig und zu fromm dazu, um ſich das geringſte gegen ihren Theobald merken zu laſſen. Theobald ſelbſt wurde über dieſe Einladung aufs lebhafteſte gerührt, und er machte ſich in der Stille einen Plan, wie er ſich in Gegenwart ſeines Schwagers betragen wollte. Der Kutſcher kam den Samſtag Abend, und den Sonntag Morgens fuhren ſie mit ihren drey Kindern fort. Der Baron und ſeine Gemahlin erwarteten ſie an der Thür, und empfiengen die ehrlichen Bauersleute gleich bey dem Ausſteigen; ich will mich mit dem gegenſeitigen Betragen dieſer guten Leute nicht aufhalten, genug Theobald und ſeine Frau konnten ſich nicht genug demüthigen, und der Baron und ſeine Gemahlin nicht genug herablaſſen. Dies iſt wahre Höflichkeit — Demuth verhütet alle Kälte im Umgang, und ſie allein iſt die Mutter der wahren Liebe.

Nun näherte ſich auch eine höchſt anſehnliche Perſon, in einem ſcharlachenen mit Gold bordirten Kleid, ſie erweckte gleich Hochachtung bey den Neuangekommenen, welche ſie noch nicht kannten, es war der rußiſche Herr Leibmedikus Dippel, welcher kürzlich zu Berlenburg angekommen, und ſchon aus ſeinen Schriften bekannt genug war. Dippel gieng mit dem Baron um, wie mit ſeines gleichen, und überhaupt kam er dem Theobald und ſeiner Frauen als ein äußerſt hochmüthiger Mann vor, er war auch auf heute zu Gaſte gebeten, ſie änderten aber bald ihre Gedanken von ihm, als ſie ſahen, daß er auch mit ihnen ſo vertraulich umgieng. Als ſie nun alle an der Tafel ſaßen, und Dippel den Theobald, ſeine Frau und Kinder nach und nach kennen lernte, ſo brach er in Lobſprüche über dieſe Leute aus, unter andern ſagte er: Herr Baron! ich admirire Ihre Freunde in ſuperlativo gradu, ein Mann der von Gott nobilitirt iſt, wie Ihr Schwager da, ſollte billig in ieder adlichen Familie mit Freuden dürfen recipirt werden, nun deucht mir auch, der Knabe Samuel müßte viel Capacirt haben, an Courage fehlts ihm nicht, wir müſſen etwas bey der Sache thun, Herr Baron! er muß ſtudiren, und ein Medicus ex-profeſſo werden. Der Baron antwortete: mir iſts auch ſo als wenn er ſtudiren müßte. Geben Sie nur einmal Rath Herr Doktor! was fangen wir jetzt mit ihm an?

Dippel antwortete: das will ich Ihnen ſagen Herr Baron! kennen Sie nicht den famöſen Arzt Roſenbach per Renommee?

„Ja ich habe viel von ihm gehört, hab ihn auch wohl geſehen,“ der hat einen excellenten Informatorem bey ſeinen Kindern, den kenne ich, er iſt ein Meiſter in der Education, da kann der Junge ſo weit kommen, als auf dem beſten Gymnaſio, ſo daß er gleich auf die Univerſität gehen kann, zudem iſt der Menſch auch ein Theologus theoretico-practicus, ein ſehr frommer und zugleich kluger Mann; ſchicken Sie den Samuel dahin, ich will ihm einen Brief an den Roſenbach und auch an den Informator Haſenfeld mit geben, er wird gleich acceptirt werden, dafür ſtehe ich, denn der Roſenbach hat mir ſelbſt geſagt, wenn ich jemand wüßte, der einen Sohn wollte ſtudiren laſſen, den möchte ich ihm ſchicken.

Dieſer Vorſchlag gefiel allen Anweſenden aus der Maßen, und alſofort wurde die Sache beſchloſſen. Roſenbach wohnte nur zwo Stunden von da in dem Dörfchen Ederthal, es lag nicht weit aus dem Wege, und Theobald nahm ſich gleich vor, da vorbey nach Hauſe zu reiſen, und den Knaben ſchon da zu laſſen. Dippel ſchrieb auch auf der Stelle die zween Briefe, und händigte ſie dem Theobald ein.

Der Baron von Wirthen ließ auch ſeinen Schwager und Schweſter mit ihren Kindern malen, und unter ſeine Familienſtücke aufhängen. Dies mag wohl freylich manchem hochadelichen Gemüth ſehr unweiſe vorkommen, allein im Grunde war es nichts weniger. Der Baron räſonnirte ſo: Wenn meine Schweſter in ein Kloſter gegangen oder geſtorben wäre, ſo hätte ich ſie doch als meine Schweſter behandelt und geliebt, eben ſo, wenn ſie gar nicht geheirathet hätte, jetzt hat ſie einen Mann glücklich gemacht, und Kinder mit ihm gezeugt, dieſer Mann und dieſe Kinder ſind Bauersleute und wollen nichts anders ſeyn, was ſchadet das mir, meiner Familie, und meinem Adel? das alles bleibt unbefleckt was es war. Wenn aber eine adliche Mannsperſon in den Bürgerſtand heirater, und dann ihre Kinder ihren Namen führen läßt, das iſt weit was anders.

Nachdem nun Theobald und ſeine Frau ſich etliche Tage bey ihren Freunden erquickt hatten, ſo traten ſie ihre Reiſe nach Hauſe wiederum an. Der Baron ließ ſie bis Ederthal fahren, wo ſie alsdann mit einer andern Gelegenheit weiter kommen konnten.

Da ich eine Geſchichte der Schwärmer ſchreibe, ſo werden mir meine Leſer nicht übel nehmen, wenn ich alle Perſonen, welche in Theobalds Leben als gute oder ſchädliche Enthuſiaſten vorkommen, etwas umſtändlich ſchildere; nichts iſt lehrreicher als der wahre Gang eines menſchlichen Geiſtes, er mag nun als lehrendes oder warnendes Beyſpiel, oder als beydes zugleich betrachtet werden können.

Roſenbach ein weit und breit berühmter Arzt, der nicht nur von gemeinen Leuten, ſondern auch wenn niemand mehr helfen konnte, von den vornehmſten Standesperſonen, und mehrentheils mit dem glücklichſten Erfolge gebraucht wurde, war der Sohn eines armen Taglöhners, welcher früh ſtarb, ſo daß er als eine arme Wayſe eine Zeitlang vor andern Thüren ſein Brod ſuchen mußte. In ſeinem dreyzehnten Jahre nahm ihn ein Wollenweber aus

Mitleiden zu ſich, dieſer führte ihn zum Wollſpinnen an; der Knabe zeigte einen ſo außerordentlichen Verſtand und ungemeine Fähigkeiten, daß er nicht nur ſeine Handthierung bald begriff, ſondern auch noch des Abends, wenn er Feyerabend hatte, und des Sonntags von ſelbſt Leſen, Schreiben und gut Rechnen lernte; ſein Herr war ihm darinnen auch auf alle Weiſe behülflich, er unterrichtete ihn ſelbſt bey müßigen Stunden, und ſchenkte ihm manche Zeit, um ſie aufs Lernen zu verwenden. Bey dieſer Lebensart wurde er 16 Jahr alt, und er übertraf in Religions- und andern Kenntniſſen alle ſeines gleichen. Nun ſtarb ſein wohlthätiger Herr Roſenbach, der ſeine Handthierung ſehr gut verſtund, und höchſt fertig darinnen war, glaubte ſich ſelbſt reichlich ernähren zu können, er fieng das Wollſpinnen für ſich ſelbſt an, und gieng bey einer armen Witwe in die Koſt. Nun ſetzte er ſich einen Feyerabend, bey welchem er wohl beſtehen, und überdas noch Zeit übrig behalten konnte, die er dem Studiren widmete; ſein Carakter war ſehr zurückhaltend, ſtill und beſcheiden, übrigens war er ein kurzer, geſetzter, trockner Rundkopf, brunet von Farbe, mit krauſen braunen Haaren; nun geriethen dieſem forſchenden Geiſt die Schriften des Theophraſti Paracelſi, und des Jakob Böhms in die Hände: der dunkle vielverſprechende Styl dieſer beyden wunderbaren Männer gab ſeiner Seele einen ſolchen Schwung, daß er mit nichts weniger als mit der Ausarbeitung des großen Univerſals ſchwanger gieng. Er ſuchte und fand Leute, die nicht nur Liebhaber jener Schriften waren, ſondern welche auch vorgaben, ſie aus dem Grunde zu verſtehen, er geſellte ſich zu ihnen, und verſchlang ihre noch dunklere mündliche Commentaren über den tief verſteckten myſtiſchen Text. Indeſſen war er doch viel zu klug, als das er, ohne deutliche Kenntniſſe zu haben, zur Praxis übergegangen wäre, er arbeitete fleißig in ſeinem Beruf fort, und las nebenher ſo viel er konnte; ſo viel Wirrwarr auch in ſeinem Kopf enſtund, ſo arbeitete ſich doch ſein aufgeklärter Kopf in vielen Stücken aufs Reine, er bekam wenigſtens eine Gattung eines philoſophiſchen Syſtems, daß vielleicht mehr Wahres hatte, als mancher ſich hochgelehrt dünkende Profeſſor glauben mag; ſo wirkte er ganz ſtill und eingekehrt fort, bis in ſein zwanzigſtes Jahr. Nun fiel ihm ein Kräuterbuch in die Hand, er fand es irgendwo liegen, wo es nicht geſchätzt wurde, er lehnte es, blos aus Neugierde, um zu ſehen, was darhinter ſteckte, ſo wie er aber darinnen las, ſo zündete ſich tief in ſeinem Geiſt eine ungemeine Luſt an, die Kräuter zu kennen, und ihre Kräfte zu forſchen. Von nun an gieng er mit ſeinem Kräuterbuch ins Feld, hielt die Pflanzen, die er fand, gegen die Figuren, und lernte ſo manche edle Kräuter kennen; in ſeinem Buch ſtand auch wozu es gut wäre, er wurde alſo begierig, das Mittel zu verſuchen, daher ſuchte er Leute auf, denen etwas fehlte, er nahm alsdann die Kräuter, welche gegen die Krankheit in ſeinem Buche angerühmt wurden, preßte den Saft aus, verſüßte ihn mit Zucker, und gab ihn ſeinen Kranken; das muß ich aber auch noch dabey ſagen, daß er jedesmal, wenn er ein Mittel zurecht machte, vom Grund ſeiner Seelen Gott um ſeinen Segen bat, denn er war ein von Herzen gottesfürchtiger Jüngling. Es iſt nicht zu ſagen, welche Curen ſogleich im Anfang dieſer junge Menſch mit ſeinen einfachen Mitteln that, ſein Ruhm erſcholl weit und breit, und er wurde bald ſo überlaufen, daß er keine Zeit mehr zum Wollſpinnen fand, ſondern ſich ganz aufs Kräuterſuchen präpariren und Krankenbeſuchen legen mußte. An dieſen wichtigen Beruf hatte der gute Roſenbach nie gedacht, jetzt aber fieng er an zu glauben, daß ihn Gott dazu berufen habe; ſeine ganze Seele freute ſich darüber, denn das war recht ſein Fach. Ob er gleich den Leuten ſehr wenig abnahm, ſo verdiente er doch ſehr viel Geld, denn der Zulauf war ungemein groß. Nun kamen ihm aber auch viele ſchwere Fälle vor, wo ihm ſein Kräuterbuch gar keinen Ausweg zeigte, daher beſchloß er, ſich um gründliche Kenntniſſe in der Medizin zu bewerben, er lernte bald von ſelbſt ſo viel Latein, daß er die lateiniſchen Schriftſteller ſehr gut verſtehen konnte, und nun fieng er an anatomiſche, phyſiologiſche und pathologiſche Schriften zu leſen, zugleich erkundigte er ſich überall nach den beſten mediziniſchen Büchern, ſchafte ſich die nützlichſten an, und man kann ſagen, daß er, ſo viel es einem Menſchen für ſich möglich iſt, die Arzneywiſſenſchaft aus dem Grunde ſtudirte; ſein Hang zur Chymie verließ ihn aber nicht bis in ſein höchſtes Alter, er laborirte ſehr ſtark, und verfertigte ſehr gute Arzneymittel, auch mochte er wohl ins Geheim manche Stunde über dem Stein der Weiſen verderbt haben, er war aber zu geſcheut, es zu geſtehen.

Sobald ſeine Praxis allgemein wurde, ſo wurde ihm von den Aerzten das Handwerk

gelegt,

gelegt, aber das dauerte nicht lange: der Präſident von der Canzley bekam eine Krankheit, welche kein Arzt heilen konnte. Roſenbach wurde geholt, und dieſer curirte ihn in wenigen Tagen vollkommen; nun wurde er nicht allein reichlich bezahlt, ſondern er bekam noch dazu die freye Erlaubniß, die Medizin auszuüben. Er ſetzte ſich nun nach Ederthal, heiratete die Tochter eines ehrbaren Bauern, baute ſich ein ſchönes großes Haus, that jedermann Gutes, und war durchaus ein dem gemeinen Weſen ſehr nützlicher Mann. Bey dem allen aber war er in Religionsſachen immer ein Eklektiker, er hielts mit niemand, ſondern er gieng ſeinen eigenen Gang, doch war er im Grund ein Pietiſt, und verehrte auch allezeit die außerordentlichen Lehrer, die Hochmanne, die Tuchtfelde u. dgl. mehr, als die ordentlichen. Um meinen Leſern das Bild dieſes ſonderbaren Mannes vollends in ſeinem ganzen Licht darzuſtellen, ſo will ich nur ganz kurz einen Beſuch beſchreiben, den ich ihm einmal gemacht habe. Ich gieng in den ſechziger Jahren für einen gewiſſen Kranken zu ihm; als ich den Berg herunter kam, und das Dorf Ederthal vor mir liegen ſahe, ſo entdeckte ich gleich neben dem Dorfe

linker Hand nordwärts einen ſchönen blühenden
Hügel, an dem Abhang eines waldigten Ber
ges, recht auf dieſem Hügel ſtand ein ſchönes
großes, aber auf bäuriſche Manier gebautes
hölzernes Haus, und um das Haus her lagen
mehr als zweyhundert Menſchen im Graſe, wel
che auf die Audienz des Doktors warteten, ic
ſtellte mir gleich vor, daß Roſenbach da woh
nen müßte, ich gieng alſo auf das Haus zu
die Hausthüre war an der Gibelwand, vo
hier an gieng ein langer Gang durchs ganz
Haus bis ans andere Ende, und auf bey
den Seiten waren Zimmer. Gleich vorn a
der Thür linker Hand war ein großer Saa
mit einer langen Tafel, welche an beyden Se
ten Lehnbänke hatte; auf dieſen ſaßen die Leu
te nach der Zeit ihrer Ankunft in der Ordnung
damit nun aller Streit verhütet würde, ſo ſtan
ein Bedienter an der Thür, welcher alle Leut
ſo wie ſie ankamen, aufſchrieb, und ihnen ihre
Platz auf einer der Lehnbänke anwieß, aus di
ſem Saal gieng ein kleines Thürchen in ei
kleines Kabinet mit einem Fenſter, an dieſe
Fenſter ſtund ein kleines Tiſchgen, und hint
demſelben fand man das große Orakel, das ru
de, dicke, kleine Männchen, mit einer baum
wollnen recht ſchmuzig weiſſen Kappe auf de

Kopfe, einem eben ſo ſchmuzigen boyenen Wämmschen am Leibe, ſchwarz⸗ oder fahlledernen Hoſen und baumwollenen, aber nicht aufgebundenen Strümpfen an den Beinen, und überhaupt fand man an dem ganzen Menſchen nichts merkwürdiges, als ſein Geſicht. Dies verſprach überaus viel; ſo wie ich hineintrat, wurde ich durch den Anblick des Mannes frappirt.

„Ihr Diener Herr Roſenbach!

Guten Morgen! was wollen Sie?

„Ich bin für ein Mädgen geſchickt, welches lange gekränkelt hat, und dem niemand hat helfen können.“

Was fehlt dem Mädgen?

„Sie hat ehemals kalt getrunken, als ſie ſehr hitzig war, darauf bekam ſie gleich einen trockenen Huſten, der hat nun zwey Jahr gedauert, ſie zehrt immer mehr und mehr ab, und jedermann ſagt, ſie ſtürbe an der Auszehrung.

Hat ſie Blut geſpien?

„Nein!

Wirft ſie aus?

„Nein!

So ſtirbt ſie nicht, und ihr wird geholfen.

Damit zog er ſeine Feder hinter dem Oh
vor, riß ein Läppchen Papier ab, kritzelte mi
ungeheurer Geſchwindigkeit etwas drauf, lang
te mirs hin, und ſagte: gehn Sie in die Apo
theke mit dem Rezept, da wird Ihnen geſag
was weiter zu thun iſt. Adje!

Flugs gieng ich weg, und ein andrer nahr
meine Stelle ein. Nun hatte Roſenbach au
der andern Seite an der Hausthür gegen der
Saal über eine große vollſtändige Apotheke, un
einen eigenen Proviſor darinnen, zu dem gieng ich
der gab mir einen großen Hafen voll ſchmierige
Fett, und einen Sack voll Kräuter, das Fe
wurde auf heiſſem Wein eingenommen, un
von den Kräutern wurden Tränke gekoch
Das Mädgen brauchte die Arzney drey W
chen lang, und ſiehe da, ſie war völlig curir

Ich habe oft meine Anmerkung über de
Roſenbach gemacht: wahr iſts, er hatte nich
ordentlich ſtudirt, er wußte auch warlich nich
jeden Muskel und jeden Nerven zu nenne
aber deſto beſſer kannte er die Haupttheile de
menſchlichen Körpers und ihre Wirkunge
Eben ſo wenig kannte er das ganze Syſtem de
Natur, er wußte von keiner Polygamie un
Kryptogamie der Pflanzen, er kannte ſie nich
ſyſtematiſch, aber diejenigen, welche Krankhe

ten heilten, die kannte er, er wußte ſie zu brauchen, und brauchte ſie. Warum beſtellt man auf hohen Schulen beſondere Lehrer bloß für die Anatomie? Warum hält man junge Studirende eine ſo lange koſtbare Zeit mit den Unterſuchungen der kleinſten Theile des menſchlichen Körpers auf? wärs nicht beſſer, wenn man einen Lehrer des menſchlichen Körpers anſtellte, welcher ſo viel Anatomie, als zur Phyſiologie nöthig iſt, die Phyſiologie und die Pathologie lehrte? — einen andern, der die Naturgeſchichte, die Materia medica, und die Pharmacie, und endlich einen dritten, der in einem großen Hoſpital die mediciniſche Praxis vortrüge? — jeder macht ſeinen Beruf wichtig, der Lehrer der Anatomie auch, da hält ſich der zukünftige Mediziner mit Pedantereyen auf, ſeine Zeit kommt, er weiß nun alle Wendungen, Vereinigungen und Knoten des Intercoſtal-Nerven, aber dem nothleidenden Kranken zu helfen, da iſt er Stolpertus. Sumſt ihr Weſpen, ich ziehe mich zurück!

Ihr kennt nun Roſenbach meine Leſer, aber ſeinen Hofmeiſter den Magiſter Haſenfeld kennt ihr noch nicht, ſollt ihn aber kennen lernen, den lieben theuern Mann, der mit einem mächtigen Halleluja in die ſelige Ewig-

'keit eilte, während der Zeit ihm die orthodoxe Hetherodoxie das Kreuzige! zurief.

Haſenfeld war ein etwas langer hagerer Mann, mit einem durchdringenden Blick, er war der Sohn eines Kornhändlers, nicht aber Kornjudens, ſondern eines rechtſchaffenen Mannes. Dieſer ließ ihn als ſeinen älteſten Sohn Theologie ſtudiren, weil er gute Gaben hatte, und Luſt zu dieſer großen Wiſſenſchaft bezeigte. Als er von Univerſitäten wiederkam, ſo predigte er, und zwar gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten, ſo daß Land und Leute davon zu reden wußten. Roſenbach nahm ihn bey ſeine Kinder, denn der Kandidat gefiel ihm, noch predigte er zuweilen; da aber der Beamte des Orts eine Mätreſſe hielte, und dadurch jedermann Aergerniß gab, ſo kam Haſenfeld einmal in ſeiner Predigt in ſolchen Enthuſiasmus, daß er ſich gegen den Beamten kehrte, und mit einer Donnerſtimme ſagte: es iſt nicht recht, daß Sie eine Mätreſſe halten! — Nun freylich half das nicht, allein es gefällt mir doch, wenn ſich Oſſians Knaben am Diſtelköpfe abhauen üben Haſenfeld wurde 12 Wochen bey Waſſer und Brodt gefangen geſetzt, wiewol er dieſes Thränenbrodt wenig genoß, denn Roſenbach und der Poſthalter des Orts erquickten ihn täglich zur Genüge. Endlich kam der gute Kandidat wieder heraus, und der Poſthalter ſchickte ihm nun auch ſeine Kinder. Predigen durfte er noch nicht, das heiſt auf der Kanzel, indeſſen wollte ihn das Volk mit Gewalt hören, er ließ ſich gelüſten, und gieng in die Kirche zu predigen, aber der Beamte ließ den Polizeydiener an den Eingang der Kanzel treten, und ihn verhindern hinaufzuſteigen. Was that der Kandidat? er rief mit penetranter Stimme: Kommt, laßt uns zu Ihm hinaus vors Thor gehen, und ſeine Schmach tragen! Alles Volk folgte ihm, und er predigte draußen auf dem Kirchhofe, ſo, daß alle Herzen bewegt wurden. Die älteſte Tochter des Poſthalters gehörte in aller Rückſicht unter die edelſten ihres Geſchlechts: Haſenfeld unterrichtete ſie ſo, als wenn ſie hätte Theologie ſtudiren ſollen, ſie lernte die orientaliſchen Sprachen nebſt der lateiniſchen perfekt, zugleich lernte ſie auch ihren Informator lieben. Der Poſthalter merkte das, und ſagte zu ſeiner Frauen auf dem Todbette, wenn Haſenfeld einmal Brodt hat, und er ſucht deine Tochter, ſo gieb ſie ihm. Das geſchah endlich, er wurde Rektor eines berühmten Gymnaſiums, und nun heiratete er ſein Mädgen, mit welcher er lange in der vergnügteſten Ehe lebte. Sein Wahrheitforſchender Geiſt trieb ihn immer an, ohne Rückſicht der Symbolen, zu welchen er ſich äußerlich bekannte, in der Bibel nachzugrübeln, er wußte oder wollte nicht wiſſen, daß man im Suchen nach Wahrheit nicht über die Grenzen der Kirche gehen dürfe, da ertappte man ihn noch manchmal auf der Deſertion, und man ließ ihn Spiesruthe laufen, daß das Blut hernach floß, aber es half alles nicht, beſonders als ihm ſein Landesherr zu predigen erlaubte, ſo oft er wollte. Sein Eifer verzehrte ihn aber endlich, er bekam Blutſpeyen, und fieng an zu kränkeln. Als ſein Vater ſtarb, ſo wurde er in allem Betracht der Vater ſeiner zween Brüder, er erzog ſie, ließ ſie beyde ſtudiren, und noch jetzt machen ſie ihrem Stand ſo viel ich weiß, auf die rühmlichſte Weiſe Ehre. Als er das alles geleiſtet, und viele Jünglinge mit aufgeklärten Augen zur Univerſität bereitet hatte, ſo wurde er allmählig völlig lungenſüchtig; ſeine vortrefliche Gattin hatte vier unerzogene Kinder, ſie kämpfte, und überwand. Kurz vor ſeinem Ende kam ein Freund, um ihn zu beſuchen, beym Eintritt in die Stube ſagte er, wie gehts lieber Herr Rektor?

„Ich hab ſo eben eingepackt, und bin reiſefertig.“

Gieng das denn ſo leicht her?

„Es gieng auf frölichs Wiederſehn.“

Wie iſt ihnen dabey zu Muthe, Frau Rektorin?

„Ich habe mich auch gefaßt, und hoffe auszuhalten.“

Nach und nach kam die Stunde näher, Haſenfeld wurde ganz ſtill, er hatte ſein Haus beſtellt; als endlich der Puls anfieng nachzulaſſen, ſo ſchaute er ſtarr gegen das Fenſter, und rief mit hohler aber mächtiger Stimme — Hallelujah! das war ſein letzter Hauch.

Leſer! wie gefällt dir der Mann? — mir gefällt er wie ein Obſtbaum, der in ſeiner beſten Zeit unter der Laſt ſeiner Früchte einbricht. Jeſus Chriſtus, der Leben und Unſterblichkeit den Menſchen gebracht hat, der wird ihn jetzt wohl zu brauchen wiſſen. In dieſer Geſchichte wird er noch einmal vorkommen.

Das waren alſo die zween ſonderbare Männer, denen Diedrich Theobald ſeinen Samuel anvertraute; er brachte ihn hin, und man nahm ihn mit Freuden auf. Roſenbach nahm ſich Samuels nicht weiter an, als daß er ihn oft über Tiſche mit trockenen witzigen Einfällen

übte, denn darin war er unſchöpflich und drol
ligt; Haſenfeld hingegen war ernſt und feyer
lich, zugleich aber verſtund er die Erziehung
aus dem Grunde, er ließ die Kinder gewiſſ
Zeiten ſpielen, und dann leitete er ihre Spiele
hernach gab er ihnen aber auch genug zu thun
und vielleicht eben ſo ſtrenge moraliſche Lehren
als Tuchtfeld. Samuel wurde alſo zur ſtreng
ſten Gottſeligkeit, zum Gebet und zum Studi
ren angeführt, das alles war ihm auch nich
zuwider, er hatte das beſte Herz und einen
vortreflichen Kopf, ſo daß er lernen konnte wa
er wollte; und ob er gleich zur Medizin be
ſtimmt war, ſo unterrichtete ihn doch Haſenfel
auch in der Theologie und in den orientaliſchen
Sprachen, denn er ſagte nicht ohne Grund, di
Gottesgelehrtheit ſollte billig die Philoſophi
für alle andere höhere Fakultäten ſeyn.

Man ſollte denken, bey einer ſolchen Er
ziehung ſey die Veſtung ſo verwahrt und be
dacht worden, daß auch kein Feind ſich von fer
ne hätte nahen dürfen, und doch ſchlich ſich ge
rad der Allergefährlichſte mitten in dieſelb
hinein.

Roſenbach hatte verſchiedene Kinder, un
ter andern einen Sohn von Samuels Alter
und eine Tochter, welche ein Jahr jünger un

alſo neun Jahr alt war. Dieſe beyden Brüder und Schweſter ſchliefen auf einem Bette, und das war von Roſenbach ſchon ſehr unvorſichtig, aber noch viel unverantwortlicher war es, daß man auch den Samuel zu ihnen legte; die Gewohnheit unter Geſchwiſtern ſich nackend zu ſehen, iſt ſchon ſo zur Natur geworden, daß ſehr ſelten Reize dadurch entſtehen, ich ſage ſehr ſelten, aber doch hab ich noch kürzlich die erſchrecklichen Folgen eines ſolchen Zuſammenſchlafens erlebt. O ihr Eltern! ihr Eltern! bedenkt das! was eure Kinder beginnen ſiebenjährig zu werden, ſo laßt beyderley Geſchlecht nicht mehr beſammen ſchlafen, duldet es eben ſo wenig, als wenn euer Knabe hineilt zu den ſchönen mit Milch gekochten Mückenſchwämmen, um ſie für Weckbrey zu eſſen.

Roſenbach und Haſenfeld legten da drey Kinder zuſammen: nun freylich, wer ſollte denken, daß in ſolchen Jahren ſich ſchon Geſchlechtstriebe äußern können, aber warum waren ſie ſo wenig Menſchenkenner, daß ſie nicht wußten, unſere Kinder würden ſchon wegen den Coffee- Thee- und Weintrinken im 10ten Jahr mannbar, und im 50ſten alte Greiſe?

Ich darf hier nur ſo unter dem Schleyer des Wohlſtandes herſchielen, Samuel und

Gretchen lernten ſie ſehr gut kennen, der göttliche Schirm der Schamhaftigkeit wurde ganz weggethan, Gretchen war zu allen bereit, ohngeachtet es ſonſt ein gutes liebes Mädgen war. Der erbarmende Vater der Menſchen aber bewahrte den Samuel durch eine andere Eigenſchaft, welche die Stelle der Schamhaftigkeit vertrat, nämlich durch die Furchtſamkeit, er glaubte, Gott würde ihn auf der Stelle ſtrafen, und er würde ſeines Elends kein Ende ſehen, wenn er das Weſentliche einer Handlung ausübte, die ſonſt für Spas angefangen, mit greulichem Elende fortgeſetzt, und mit Höllenpein vollendet wird; alle Lockungen halfen alſo bey Samuel nicht, aber ſo viel halfen ſie, daß er gewiſſe viehiſche Vergnügen kennen lernte, die ihm hernach in ſeinem Leben manchen Kampf gekoſtet haben, ich meyne hier die Selbſtbefleckung nicht, denn ſo weit verſunk er nie. Doch wer weiß, wozu es noch endlich gekommen wäre, wenn der barmherzige Gott über gute Kinder nicht beſſer wachte, als die beſten Eltern, denn Gretchen zog zu einer Tante, welche keine Kinder hatte; ſie führte ſich hernach ſehr gut auf, heiratete ſehr glücklich, und lebt noch, wo ich nicht irre, im Segen.

Der Verluſt des Umgangs mit ihr that Samuel ſehr weh, denn er war ihm ſchon Bedürfniß geworden, er hatte aber beten gelernt, er fieng daher an, wiederum Lebensgeſchichten heiliger Menſchen zu leſen, der Muth, ihnen nachzueifern, beſeelte ihn wieder auf etliche Wochen, ſo daß er jene Löffeleyen allmählig vergaß.

Meine Leſer werden ſich nun leicht vorſtellen können, womit ſich Samuel beſchäftigte, ſein Leben war vier Jahre lang ſehr gewöhnlich, in der ganzen Zeit fiel gar nichts merkwürdiges mit ihm vor, außer daß er nach und nach eine ungemeine Luſt zur Arzneywiſſenſchaft bekam, welche Roſenbach beſtändig in ihm unterhielt, und ihm bey müßigen Stunden Anlaß gab, ſeinen Apotheker oder auch ihm ſelbſt im Laboratorium zu helfen, er lernte alſo die Natur und ihre Körper ſchon praktiſch kennen, ehe er noch das geringſte vom Schulſyſtem wußte.

Es iſt natürlich, daß ein Mann wie Roſenbach allerhand Bücher hatte, ſein eigener Gang war von je her enthuſiaſtiſch, Bücher von der Art waren alſo genugſam in ſeiner Bibliothek, da ſtanden roſenkreuzeriſche, alchymiſche und aſtrologiſche Schriften der Reihe nach, ſo mannigfaltig als man ſie ſich denken konnte. Samuel hatte ſich die erſten vier Jahre durch wenig um die Bibliothek bekümmert, oder es war ihm nicht eingefallen, darinne herum zu ſtöbern, als ihm aber Roſenbach einmal auftrug, ihm zu helfen, die Bücher in Ordnung zu bringen, ſo entdeckte er dieſen Schatz. Die Neugierde trieb ihn an, darinnen zu leſen, er bat ſich Erlaubniß dazu aus, und ſie wurde ihm gegeben. Ob er nun wohl das wenigſte verſtund, ſo zündete doch das Leſen eine unendliche Begierde in ihm an, dieſe hohen Geheimniſſe ganz kennen zu lernen, er forſchte daher an Roſenbach, und bat denſelben, ihn darinnen zu unterrichten; der aber lächelte und ſagte: Junge! die Dinge ſind zu hoch für dich, wenn du einmal ſtudirt haſt, und haſt dann noch Luſt, ſo iſts noch immer früh genug. Das beruhigte aber den Knaben gar nicht, er hatte jetzt keine Luſt mehr zu ſtudiren, denn er glaubte, wenn er den Stein der Weiſen hätte, ſo wär er reicher als ein König, und er könne alsdann ohne fernere Wiſſenſchaft alles curiren. Da er nun ſahe, daß ſowohl Roſenbach als Haſenfeld ihm in dem Wunſch ganz zuwider waren, und er auch in den Büchern fand, daß man ſehr geheim ſeyn müſſe, ſo ſchwieg er ganz ſtill und ſtudirte fort; dies that er aber nicht mit Luſt, ſo wie vorher, ſondern nur blos weil es ſeyn mußte; in ſeinen Spielſtunden aber ſaß er über jenen geheimnißvollen Büchern, welche ihm nach und nach den Kopf ſo warm machten, daß er oft wachend träumte, jetzt dachte er ſich ſeinen zukünftigen Zuſtand ſehr glücklich, alle Wiſſenſchaften waren ihm gegen die hermetiſche Philoſophie gar nichts, da ſtellte er ſich die verborgene Gottes Freunde oft recht lebhaft vor, wie ſie mit Gott und der Natur viel näher bekannt wären, als die größten Gelehrten, wie ſie im ſchlechten modeſten Kleide hier durch die Welt fortſchlupften, und bald hier bald da einen Todkranken mit einem einzigen Tröpfchen plötzlich vollkommen geſund machten, bald ein Stück Eiſen glühend machten, und es mit einem andern Tröpfchen ins feinſte Gold verwandelten, und bald Geiſter citirten, welche ihnen in allerley Dingen gehorchen müßten, ſo daß ſie alſo Wunderwerke verrichten könnten; wenn er ſich nun das alles ſo vorſtellte, ſo ſprang er mit lautem Jubel hoch auf, denn es war ihm nichts gewiſſers, als daß er ein ſolcher Mann in dem höchſten Grad werden müßte; was andern möglich iſt, ſo ſchloß er, das wird mir auch möglich ſeyn. Es iſt bekannt, daß die hermetiſche Philoſophen ein ſehr frommes mühſames Leben und ein ernſtliches Gebet, als das erſte und vornehmſte Mittel zu jenen großen Zweck zu gelangen, anempfohlen, Samuel fand dies höchſt billig, und eben dieſes ſtärkte ſeinen Glauben an dieſe Wiſſenſchaft ſo, daß er gar nicht mehr an der ganzen Sache zweifelte, ſondern alles, was er las, für ausgemacht wahr hielt; e fieng alſo aus dieſer Urſache wieder an rech fromm zu werden, er betete ſehr fleißig und ernſtlich, daß ihn doch der liebe Gott zu einem hermetiſchen Philoſophen machen möchte, und beſtrebte ſich ſo genau auf ſeine Worte und Werke zu machen, daß er allen, die um ihn he waren, Erſtaunen und Ehrfurcht einprägte, ſeine Minen waren ſo ernſt und feyerlich, al wenn er einer von den heiligen Einſiedlern ge worden wäre. Roſenbach ſchwieg ſtill zu der Sache, daher wußte niemand was er dachte Haſenfeld aber blieb in ſeinem Urtheil nicht beſtändig, bald glaubte er, der Jüngling müßte ein außerordentlich frommer Mann werden bald fürchtete er den höchſten Grad der Schwärmerey, und allerhand Verwirrungen, er wußt alſo nicht was er machen, ob er ihn zurückhalten, oder aufmuntern ſollte. Dies iſt ſehr of der Fall; auch die beſten Erzieher müſſen zuweilen die Vorſehung walten laſſen, beſonder

wenn

wenn dergleichen Erſcheinungen in der menſchlichen Seele tief verſteckte Urſachen haben.

Samuel beharrte zwar feſt auf ſeinen geheimen Zweck, den er ſich vorgeſetzt hatte, indeſſen wechſelte ſein Enthuſiasmus für dieſe Sache ſehr ab; ſo wie ihm ein Buch unter die Hand kam, war er außerordentlich heftig, und zugleich ſtreng fromm, wenn er aber lange nichts von der Art geleſen hatte, ſo erkaltete er ein wenig, dies dauerte fort bis in ſein achtzehntes Jahr, in welchem er auf die Univerſitär gehen ſollte. Er hatte nun die lateiniſche, griechiſche und hebräiſche Sprache ſchulmäßig ſtudirt, auch im Franzöſiſchen einen guten Grund gelegt; die Philoſophie hatte Haſenfeld auch rechtſchaffen mit ihm durchgegangen, folglich war er in Anſehung der vorbereitenden Wiſſenſchaften dazu bereit. Man kann den Gang eines Jünglings auf die hohe Schule wohl einen entſcheidenden Zeitpunkt nennen, denn da bekommt er gemeiniglich die Richtung des Laufs, den ſeine Seele ihr ganzes Leben durch nehmen wird; freylich haben die Lehren oft den geringſten Antheil daran, und eben ſo wenig die Wiſſenſchaften, die man kennen lernt, aber die Geſellſchaften und der Ton derſelben, machen einen

Eindruck, der das ganze Leben durch, wo nicht in allen ſeinen Nüanzen, doch der Grundlage nach, bleibt.

Samuel beſuchte vor der Abreiſe noch ſeine Eltern; ſein Großvater Hans war geſtorben; hernach erlaubte ihm auch ſein Onkel der Baron von Wirthen, Abſchied bey ihm zu nehmen, dieſer beſchenkte ihn reichlich, und nun reiſte er nach Altdorf. Unterwegens trug ſich nichts Merkwürdiges zu, er kam dort an, und ſeines Onkels Empfehlungen verſchaften ihm bey ein paar merkwürdigen Perſonen freyen Zutritt, den er aber nicht lange genoß; denn nun verleitete ihn ſein Enthuſiasmus zu einem Schritt, der in ſeiner Art einer der ſonderbarſten war: ſeine ganze Denkungsart paßte zum akademiſchen Leben nicht, daher hielt er ſich einſam, er durchſtrich immer die Buchläden, und ſuchte alchymiſche Schriften; alles was er fand, das kaufte er zuſammen, und ſo ſammelte er ſich einen Vorrath, für den ihm mancher Gelehrter keinen Gulden würde bezahlt haben, ihm aber war er mehr werth, als große Schätze; unter andern traf er ein Werk an, welches die Geſchichte des Chriſtian Roſenkreuzers und ſeines Ordens in ſolchen fanatiſchen und romantiſchen Ausdrücken beſchrieb, daß dem guten Jüngling

Hören und Sehen vergieng, als er es durchlas. Die Schriften des Sincerus Renatus hatten ihn ſchon vorbereitet, und nun fand er das groſe Myſterium in dieſem Buch klar und aufgedeckt, er konnte ſich über nichts mehr wundern, als daß ein ſolches Buch nicht heimlicher gehalten würde, und er glaubte nicht anders als daß nothwendig die Vorſehung ihre Hand mit im Spiel haben müſſe, ſo daß ſie den Leuten die Augen dergeſtalt verblendete, daß ſie mit ſehenden Augen nicht ſehen könnten. Er beſuchte die Collegia ſehr ſelten, er blieb zu Hauſe, und ſtudirte für ſich allein ſeine Bücher. Gleich und gleich geſellt ſich: in ſeiner Nachbarſchaft wohnte ein Schmid, welcher den Ruf hatte, daß er ein Pietiſt und ein Alchymiſt ſey.

Theobald hatte noch niemals einen eigentlichen Alchymiſten geſehen, viel weniger mit einem geſprochen, ſobald er alſo hörte, daß der Meiſter Athanaſius ein ſolcher Mann ſey, ſo beſuchte er ihn an einem Abend heimlich, ſo daß es niemand merkte; er wurde bald mit ihm bekannt, Athanaſius beſuchte ihn wieder, und ſo wurden ſie nach und nach ganz vertraut mit einander. Der Schmid machte es wie alle ſeines gleichen, er wollte ſeine Sache ſehr geheim halten, und doch erfuhr ein jeder alle ſeine Geheimniſſe, ſobald er nur vertraulich mit ihm umgieng. Theobald brauchte nicht lange anzuhalten, daß er ihn den Ofen und ſeine Arbeit möchte ſehen laſſen; auf einer Kammer neben dem Kamine war ein Verſchlag mit Brettern gemacht, hinter dieſem war das Heiligthum verborgen. Theobald ſchauderte für Ehrfurcht, als der Schmid die Thür öfnete. Der Ofen war in der That recht artig, und vielleicht dem wahren Hermetiſchen nahe, allein die Materie, welche darin enthalten war, konnte wohl nicht ſeltſamer gewählt werden; der Schmid behauptete, er habe ſchon einmal den ganzen Prozeß gemacht, die Materie habe ſchon alle Farben durchgangen, darauf ſey ihm aber das Glas verunglückt, er wiſſe wenigſtens gewiß, daß er die wahre Materie habe. Dieſe Entdeckung machte den guten Jüngling ſo hitzig, daß er um Gottes Barmherzigkeit willen anhielt, er möchte ihn doch die Materie entdecken. Der Schmid bedachte ſich lang, denn er wußte, welche ſchwere Flüche auf dieſe Entdeckung von den Adepten gelegt ſind, da aber Theobald mit den theuerſten Eidſchwüren verſicherte, daß er die Sache nie aus ſeinem Munde wollte kommen laſſen, ſo nahm der Schmid eine Bibel, und ſagte: da will ich Ihnen einen Spruch zeigen; wenn Sie über der Betrachtung deſſelben von Gott erleuchtet werden, ſo werden Sie die wahre Materie des Steins der Weiſen erkennen, denn ſie iſt faſt darinnen genannt, beten Sie alſo fleißig! darauf zeigte er ihm den Spruch, er ſteht 1 B. Moſ. 2, v. 11. Das erſte heiſt Piſon, das fließet um das ganze Land Hevila, und daſelbſt findet man Gold. Theobald ſperrte Maul und Naſen auf, las den Spruch, las ihn wieder, allein er fand keinen Grund in der Sache. Der Schmid rieth ihm an, ernſtlich mit Gott im Gebet zu ringen, ſo würde ihm alles klar werden. Theobald ſtrengte ein paar Tage alle ſeine Kräfte an, mit Beten und Meditiren, kam aber keinen Schritt weiter als er war; daher hielt er bey dem ſaubern Alchymiſten um eine Erklärung an, der ſie ihm auch endlich mittheilte. Darf ich liebe Leſer! darf ich die Schande aufdecken? oder ſoll ich ſie mit dem Mantel der Liebe zudecken? — ja gerne wollt ichs thun, aber wenn nun ein edler Jüngling auf dieſen ſchlüpfrigen Fußpfad käme, und noch dazu auf denſelben eine giftige Schlange ſeiner Ferſen einen tödtlichen Stich beybrächte, wär ich dann nicht ſchuld an ſeinem Unglück? denn ich wußte die Gefahr und warnte nicht. Leſet daher folgende grew liche und ſchauervolle Entdeckung des Athanaſius, und enthülle ſie von dem Schleyer, den meine ſchamhafte Feder darüber geworfen hat. Der elende Menſch zielte mit dem Worte Piſon nach dem teutſchen Wortklange auf ein Glied, welches die erſte Materie der kleinen Welt, des Ebenbilds Gottes, an den Ort ſeiner Schöpfung führt — denkt Leſer! welche Bibelerklärung? — Theobald ſchauderte mit dem tiefſten Abſcheu für dem Manne, doch fragte er noch: wie bekommt ihr die Materie? Athanaſius antwortete; das iſt leicht! — die Barmherzigkeit Gottes hätte den guten Jüngling mit Schaam gewafnet, und ſie verhütete, daß der elende Künſtler ihn die Methode nicht gleich lehrte, ſonſt wär der arme Theobald in eine Sünde gerathen, deren Folge zugleich ihre grauſame Strafe iſt.

So viel Verſtand hatte nun der junge Menſch, daß er gleich erkannte, die erſte Materie des Univerſals könne unmöglich das Produkt irgend eines ſpezifiſchen Körpers aus den drey Reichen der Natur ſeyn, und wenn das auch möglich wäre, ſo war ihm doch dieſe Sache ſo abſcheulich, daß er nie wieder zu dem Schmid gieng, auch keinen Beſuch mehr von ihm annahm.

Ich kann von dieſem Punkte nicht wegeilen, ohne noch eine und andere Lehren und Bemerkungen hinzuzufügen: wenn irgend ein leichtſinniger Jüngling vorhergehendes läſe, und würde neugierig und machte Verſuche — dann armes Geſchöpf! dann biſt du auf dem Abſturz zeitlicher und ewiger Verdammniß. Wenn du den erſten Verſuch gemacht haſt, ſo hat ein böſer Geiſt die Stelle deines Schutzengels eingenommen, dann wird eine raſende höchſtpeinliche Luſt die Ruhe deiner Seelen ſtören, und dich immer tiefer hinabſtürzen, ſie wird ſich gleich einer Zentnerlaſt auf deine Seele lagern, und dir jeden Schritt der Rückkehr mit blutigen Schweiß bezeichnen, endlich wird dein Körper ſiech und elend werden, in deinem dreyßigſten Jahre wirſt du zitternd und gebückt einherſteigen, und eben ſo nahe am Rand des Grabes ſeyn, als der ſiebenzigjährige Greiß; jetzt ſiehſt du das Mädgen deiner Jugend, die um dich trauert, daß du ſiech biſt, ſie hätte dir gern dies Leben zum Paradieß gemacht, und du kannſt ihr nur eine Hölle mittheilen, das fühlſt du, du ſiehſt dieſen Himmel von ferne, wie der reiche Mann den Lazarum in Abrahams Schooß; aber welch eine Kluft zwiſchen dir und ihm! — Du greinſt, weinen kannſt du nicht mehr —

du greinſt, hüſteſt; — ſo wie Teufel, die keine Gnade mehr zu hoffen haben. — Verworfener, bedauernswürdiger Menſch! hüte dich für dem erſten Schritt der Selbſtbefleckung! und haſt du ſchon eine Zeitlang auf dieſe Art dem Teufel geopfert, o ſo kehre um! — ringe dann bis aufs Blut und Leben mit deinem böſen Geiſt, bis du ihn überwunden haſt, und dann wache — ſey mäßig — ſey nüchtern, brauch ſtärkende Mittel und bete! nie wirſt du wieder die erſte Jugendkraft und deine Unſchuld erlangen, aber du kannſt dann andre warnen, kannſt durch Liebe üben und Rechtſchaffenheit, durch wahre Buße und Bekehrung wieder Gnade erlangen, und ſo biſt du wie ein Brand, der aus dem Feuer errettet iſt.

Noch eine andere Claſſe Menſchen muß ich auf Anlaß obiger Geſchichte warnen, ich meine hier die Alchymiſten, die armſeligen Feuerſudler, welche Schriften leſen, deren Verfaſſer entweder ſelbſt nichts wußten, oder wenn ſie wirkliche hermetiſche Philoſophen waren, klug genug ſind, nur ihres gleichen Winke zu geben, und für der ganzen übrigen Welt die Errathung der Materie des Steins der Weiſen ganz unmöglich zu machen.

Hört alle ihr guten Leute! die ihr euch durch dergleichen Bücher bethören laßt, den Stein der Weiſen zu ſuchen, und euren Beruf zu verſäumen, ich rede gewiſſe Wahrheit, glaubt mir ſo feſt, als wenns euch ein Engel geſagt hätte, kein Menſch in der Welt kann das große Univerſal kennen lernen, vielweniger machen, als durch mündliche Anleitung, und wenn ihr alle Bücher und Schriften der Welt durchleſet, ſo hilft euch das alles gar nichts. Da hilft euch keine Mühe, kein Suchen, ja ich ſage euch in der Wahrheit, nicht einmal das Gebet hilft euch, denn dieß große Geheimniß iſt euch ganz und gar nicht nöthig, lebt in eurem Beruf getreu, und ſeyd wahre Chriſten, ſo werdet ihr jenſeit dem Grabe mehr beſitzen, als euch hier der Stein der Weiſen geben kann. Euch wahren Forſchern der Natur! ſage ich nur mit ein paar Worten: alle Weisheit hilft nichts zur Sache, wenn man nicht die ſieben reine Flämmchen vor dem Thron Gottes kennt; wer die noch nicht ganz gewiß und ohne zu irren in jedem Theilchen der Schöpfung wirken ſieht, der zünde nur ja keine Kohle an, den Stein der Weiſen zu ſuchen!!! ich habe da Worte geſagt, welche von Pol zu Pol durch alle Himmel ſchallen, und irre nicht; wer da ſagt ich ſchwärme, der verſtehts entweder nichts; oder er iſt hochmüthig, oder ein Freygeiſt; Ihr verſteht mich, verborgene Freunde Gottes und der Natur.

So gewiß hatte Athanaſius der Schmid die wahre Materie des Steins der Weiſen nicht getroffen, ſo gewiß man nicht aus einem Gerſtenkorn Eiſen machen kann, geſchweige daß der Weg zum Heiligthum durch Teufeleyen gefunden werden könne! Greulicher, abſcheulicher Gedanke! fahre zur Höllen; wo du gebohren biſt!

Theobald dachte nun zu Hauſe der Geſchichte mit dem Schmid nach, ſie machte tiefen Eindruck auf ihn, er ſahe, daß er einen Weg betreten habe, der erſtaunlich gefährliche Abwege enthielte, er beſchloß alſo, aus dermaßen wachſam und vorſichtig zu ſeyn, und unabläßig zu beten, daß ihn Gott für den Irrthum bewahren möchte; der allerweiſeſte Gedanke aber, dem ſchönen Zweck zu folgen, den ihm ſeine Eltern vorgeſchrieben hatten, der kam nicht in ſeine Seele, nein! er wollte und mußte ein Adept werden, ohngeachtet ihm der Schmid ſchon ein warnendes Beyſpiel war; da nun dieſer Trieb in ſeiner Seele ſo heftig tobte, ſo fand die erhabene Vorſehung, welche alle Menſchen mit guter Anlage durch Erfahrungen zu belehren und zu bekehren ſucht, für gut, ihn durch eine harte Probe zu führen, die ich nun meinen Leſern zur Warnung erzählen will.

Theobalds Freunde ſahen, daß er nicht viel in die Collegien gieng, und ſich beſtändig auf ſeinem Zimmer eingeſchloſſen hielt; ſie ſuchten ihn auszuforſchen und zu bereden, daß er doch ſeiner Eltern Geld zweckmäßig anwenden ſollte, einige erriethen auch zum Theil ſeine Abſichten, ſie warnten ihn und machten ihn vernünftige Vorſtellungen, aber er verſtund das alles beſſer, er ſuchte ſie zu wiederlegen, und weil das nicht half, ſo ſchwieg er; einer ſchrieb die ganze Liegenheit der Sache an ſeinen Vater, aber noch ehe dieſer antworten konnte, war der Sohn ſchon wieder über alle Berge. An einem ſchönen Nachmittag gieng Theobald ſpaziren, auf dem Wege gegen Nürnberg zu, ſahe er ein klein ſchwarz Männchen, mit einem gedrehten Haarzöpfchen vor ſich hin gehen, ſein Kleid war braun, ſauber und modeſt. Theobald gieng ſtärker und holte den Mann ein; beyde kamen in ein Geſpräch, beyde lenkten es ihren Lieblingsneigungen gemäß auf die hermetiſche Philoſophie, aber wahrſcheinlich aus ſehr verſchiedenen Abſichten. Das kleine Männchen erkundigte ſich in der Stille und unvermerkt nach Theobalds Umſtänden, ſeine Eltern hatten ihm fünfhundert Gulden baar mitgegeben, das brachte der ſaubere Burſche bald heraus; nun ſtellte er dem armen Vogel das Garn, er verrieth ſich in Geheim, ſo als wenns ihm entfahren wäre, daß er ein wahrer Roſenkreuzer ſey, ſo als wenn ihm zu warm wäre, knüpfte er vorn ſeine Kleider auf, ſo daß man ein großes goldenes Kreuz auf ſeiner bloſſen Bruſt bemerken mußte, übrigens that er erſtaunend ernſt und geheim. Theobald glaubte für Ehrfurcht zu Boden zu ſinken, da ſahe er ja vor ſeinen Augen einen hochwürdigen Bruder des goldenen Roſenkreuzes, einen Mann, der ihm mehr werth war, als wenn er einen Engel geſehen hätte; die erhabene Mine, womit der Mann von den größten Geheimniſſen ſprach, nahm ihn ſo ein, daß er ſich nicht mehr bergen konnte, er fieng an helle Thränen zu vergießen, und im größten Enthuſiasmus den man ſich denken kann, fieng er an: „O Mann Gottes! erbarmen Sie ſich eines armen unwürdigen Jünglings, ſagen Sie mir, was ich thun ſoll, damit ich auch ein würdiger Roſenkreuzer werden möge! ich habe ſo lange Gott um dieſe Gnade angerufen, ich hab mich eines frommen Wandels befliſſen, und will alles thun, um in dieſen heiligen Orden zu kommen.“ Der Fremde lächelte ernſt: Mein Freund! fieng er an, Sie begehren etwas großes; doch ich habe die Gabe durch meinen geheiligten Talisman in Ihr Herz zu ſchauen; hier nahm er ein ſeltſames golden ſcheinendes Inſtrumentchen aus dem Sack, ſtellte es dem Theobald aufs Haupt, und ſteckte es ſtillſchweigend wieder ein. Wie ein Sünder vor dem Gericht Gottes ſtand der gute Junge da, und erwartete ſein Urtheil; hören Sie! fieng Oſiris an, (denn dieſen Namen legte er ſich bey, Theobald ſchauderte für dieſem hieroglyphiſchen Wort,) wenn Sie ein Jahr lang ſehr ſchwere Proben des Leibes und der Seele aushalten können, und nicht aus der Schule entlaufen; ſo ſollen Sie zu unſern Geheimniſſen eingeweiht werden, Sie werden alsdann ohne zu fehlen den Stein der Weiſen machen, mit ihm alle Glückſeligkeit erhalten, und mit der Geiſterwelt vertraulich umgehen können. Ja! antwortete Theobald, wenn ſie nur ein Menſch aushalten kann, ſo will ich ſie gerne alle durchgehen, denn ich möchte gerne die höchſte Stufe in der hermetiſchen Kunſt erſteigen.

„Das wird Ihnen ſchwerer werden als Sie glauben, doch wir haben ſie ja alle ausſtehen müſſen; was wir gekonnt haben, das werden Sie ja auch können; aber noch ein Hauptpunkt iſt zu bemerken: die Probezeit durch muß ſich der angehende Bruder ſelbſt ernähren; Sie müſſen alſo Herr ſeyn über das Geld, das Sie haben, Sie kommen damit aus, aber es wird auch nichts übrig bleiben.“

O das hat nichts zu ſagen! ich kann das Geld nicht beſſer anwenden.

„Wenn das iſt, und Sie wollen ſich dann entſchlieſſen mit mir zu reiſen, ſo will ich Sie an den geheimen heiligen Ort führen, wo unſer großer Meiſter ſeinen Sitz hat, da werden Sie zu ſeiner Zeit mehr lernen, als alle hohe Schulen der Welt zuſammen wiſſen.“

Theobald war für Freuden und hoher Empfindung außer ſich, er war zu allem bereit, und es wurde ausgemacht, daß er jetzt umkehren, ſein Geld holen, und morgen auf Nürnberg kommen ſollte, wo ihn Oſiris erwarten, und dann weiter führen wollte; ſo ſchieden ſie von einander. Theobald wußte nicht, wie er nach Hauſe gekommen war, ſeine künftige Lebenszeit kam ihm himmliſch vor, denn ihm war jetzt nichts gewiſſers, als daß er bald den ehrwürdigen Stein der Weiſen beſitzen, und Wunder wirken würde, dann getraute er ſich alles bey ſeinen Eltern zu verantworten, wenn ſie auch jetzt unwillig auf ihn werden würden; er ſetzte ſich alſo hin, und ſchrieb ihnen einen langen Brief, worinnen er ihnen ſeinen glücklichen Vorfall umſtändlich ſchilderte, und ihnen versprach, ſo viel es das große Geheimniß erlaubte, alles zu ſchreiben.

Des andern Morgens früh nahm er ſeine Goldbörſe zu ſich, packte ſeine Sachen ein, und reiſte mit Extrapoſt auf Nürnberg, wo er dann ſeinen neuen Freund in den beſchriebenen Hauſe antraf. Dieſer kündigte ihn nun an, daß ein Roſenkreuzer mit einem Stab in der Hand zu Fuß reiſen, und kein Aufſehen machen müſſe; ſein übriges ſey den Armen beſtimmt, und für ſie müſſe er ſparen. Das gefiel dem guten Jüngling aus dermaßen; er ließ alſo ſeine Sachen in dem Hauſe in Verwahrung ſtehen, bis auf weitere Ordre, kaufte einen Reiſeſack, in welchem er wie ſein Gefährte, die nöthige Wäſche, Strümpfe, Schuhe und ſo weiter, nachtrug. Nun nahmen ſie ihren Weg immer ſüdöſtlich: Oſiris führte ihn nie die Landſtraße, ſondern ungebahnte Wege, und durch unbekannte Oerter. Sogleich verbot er dem Theobald nachzufragen, wo ſie hingiengen, und wie die Oerter hießen, durch welche ſie paßirten, daher wußte er gar nicht in welchem Lande ſie waren, und wo es hinausgieng. Die erſten 5 Tage reiſten ſie am Tage, nun aber wurde Oſiris noch behutſamer, gegen Abend erſt begaben ſie ſich auf den Weg, wanderten die Nacht durch weiter, und gegen den Morgen kehrten ſie immer bey gemeinen Bürgersleuten ein, wo Oſiris allezeit bekannt war. Den ganzen Weg über betrug ſich dieſer Menſch wie ein wahrer Heiliger, ſein öfteres Niederknien und Beten, ſeine Behutſamkeit im Reden und ſeine große Wohlthätigkeit, die er überall bewieß, machten bey dem guten Theobald den tiefſten Eindruck, ſo daß er gewiß und feſt glaubte, er ſey in den beſten Händen; übrigens ſchwieg der Roſenkreuzer immer ſtill, er redete ſo wenig, daß Theobald wenigſtens auf dem Wege nicht das geringſte lernte. Endlich kamen ſie in die Tyroler Gebirge, an dem Fuß eines ſehr wilden felſigten Berges lag ein Dörfchen, wo ſie des Morgens früh anlangten, hier ruhten ſie den Tag bey einem Bauern aus, und am Abend ſollte nun der Beſchluß der Reiſe gemacht werden. Oſiris führte jetzt den Theobald beyſeite, und redete ihn folgender Geſtalt mit ſehr ernſtlichen Worten an:

„Freund Theobald! wir ſind nun am Ziel unſerer Reiſe: Sie haben alles verlaſſen und ſind mir gefolgt; Sie haben wohl gethan, wenn Sie ferner aushalten können, ſonſt aber ſind Sie unglücklich, doch weil Sie noch jung ſind, ſo wird man Ihnen keine ſo ſchwere Bürden auflegen. Sie können und müſſen die Proben durchgehen, die Ihnen vorgeſchrieben werden, denn Sie ſehen leicht ein, daß wir erſt verſuchen müſſen, ob ein Menſch unſeres heiligen Ordenswürdig iſt, ob er alle ſinnliche Lüſte verläugnen kann, ob er ſtark genug iſt, Gefahren mit Muth und Kraft entgegen zu gehen, und endlich, ob ſein Geiſt Würde und Fähigkeit hat, ſolche hohe Geheimniſſe zu faſſen und zu verſchweigen. Hier am Eingang ins Heiligthum müſſen Sie mir nun entweder feſt angeloben, bey Gefahr Ihres Lebens nichts zu entdecken, von dem was Sie weiter ſehen werden, oder jetzt wieder umkehren, im letztern Fall aber müſſen Sie hundert Gulden an die Armen zalen.“

So ſehr auch Theobald für der Zukunft ſchauderte, und ſo bang ihm war, ſo möchte er doch eine ſo große Glückſeligkeit nicht verſcherzen, er verſprach alſo mit einem unverbrüchlichen Schwur ihm zu folgen, und alles zu verſchweigen. Als es nun Nacht geworden war, ſo ſteckte Oſiris eine Leuchte an, und ſagte: jetzt Freund Theobald folgen Sie mir, geben Sie acht auf Ihre Schritte, und ſehen Sie ja vor Ihre Füße, damit Sie nicht ſtraucheln; übrigens fürchten Sie nichts, Sie dürfen aber kein Wort reden und keinen Laut von ſich geben, und wenn Sie mir ja etwas zu ſagen haben, ſo ſagen Sie mirs leiſe ins Ohr. Darauf gieng Oſiris fort, und fieng an den Berg hinauf zu ſteigen, und Theobald folgte ihm. Anfänglich gieng der Fußpfad eine halbe Stunde lang durch einen Wald hinauf, nun aber fiengen die Felſen an, ſie kletterten zwiſchen denſelben hinauf, und kamen nun auf einen fürchterlichen Weg, welcher kaum zween Schuh breit war, an der rechten Seite war eine himmelhohe Felſenwand, und zur linken ein abſcheulicher Abgrund, in deſſen tiefſter Tiefe ein großes Gewäſſer brauſte. Dieſer Weg kam dem Theobald ſo grauſend vor, daß er von ganzem Herzen betete, Gott möchte ihn doch vor Unglück bewahren, und an ſeiner gnädigen Hand leiten! Dieſe Gefahr währte ungefähr eine Stunde, ſie war abwechſelnd, bald weniger bald mehr gefährlich, endlich ſtieß der Weg gegen einen andern rauhen Felſen, ſo daß es ſchien als wenn man kaum nicht weiter kommen konnte; hier befahl Oſiris dem Theobald ſtill zu ſtehen, bis auf weitre Befehle. Theobald gehorchte mit Zittern und Zagen, nun löſchte Oſiris das Licht aus und verlor ſich. Der gute Jüngling ſtand da oben in der Luft, auf dem höchſt ſchmalen Fußſteig, an einer Felſenwand, mit dem fürchterlich tobenden Abgrund zur Seiten, dazu konnte er keine Hand vor Augen ſehen, jetzt war ihm ſehr übel zu Muthe, er fieng an zu bereuen, daß er ſich einem wildfremden Menſchen anvertraut hätte, doch faßte er neuen Muth, als vor ihm in der Höhe ein Licht erſchien, und ein großes Faß an einem dicken Seil herabſtieg; Oſiris rief ihm zu, er ſolle in das Faß ſteigen, und ſich feſt halten, denn er müſſe dahinauf gezogen werden. Theobald thâts, und ſtieg alſo langſam eine Höhe von 50 Schuh in dem Eimer hinauf, hier fand er nun einen weiten Raum und einen ſichern breiten Weg vor ſich, jetzt wurde er wieder froh, daß die erſte Gefahr überſtanden war; allein die Freude währte nicht lange, denn nun kamen ſie an den Eingang eines Thals, welches kaum zwanzig Schritt breit war, und auf beyden Seiten himmelhohe auf einander gethürmte Felſen hatte, die öſters oben zuſammen zuſtoßen ſchienen. Dies war zwar furchtbar für ſich, doch war es nichts gegen die grauſenvollen Brücken, über welche man oft hinüber mußte, und die keine Lehnen hatten, denn hin und wieder gabs bey 20 Schuh weite Spalten im Boden, über welche nur Balken gelegt waren. Oſiris ſchritt ſtandhaft hinüber, aber Theobald zitterte und bebte, doch bewahrte ihn Gott, daß er auch dieſen Gefahren entgieng.

Ich habe oben vergeſſen, daß Oſiris den Abend vorher dem Theobald ſein Geld abforderte, und es zu ſich in Verwahrung nahm, denn der ehrliche Mann dachte, wenn der gute junge Menſch auf dem Wege verunglückte, ſo wäre weiter nichts dabey verloren, er hätte dann doch das Geld erobert, indeſſen Theobald kam glücklich durch, das Thal wurde breiter, flacher und der Weg ſicherer; endlich fiengs wieder an ſteil aufwärts zu gehen, und nun kamen ſie an den Eingang einer Höhle, hier ſtund Oſiris ſtill und ſagte zu Theobald, jetzt werden Sie allerhand unbegreifliche Dinge ſehen und hören, hüten Sie ſich aber, daß Sie kein Wort reden, bey Verluſt Ihres Lebens, Sie dürfen keinen Laut von ſich geben, oder es iſt um Sie geſchehen. Theobald verſprachs mit Zittern und Zagen, denn was wollte er anderbs machen, jetzt war an keine Rückkehr mehr zu denken, auch trieb ihn noch immer ſein Wunſch das Äußerſte zu wagen.

Nun trat Oſiris in die Oefnung des Schlunds, und ſchoß eine Sackpiſtol ab, deren Knall fürchterlich tief hinab donnerte, darauf ſtand er eine Weile ſtill und horchte, nach ungefähr fünf Minuten donnerte es von ferne wieder aus der Höhle heraus, nun gieng er hinein und hieß den Theobald folgen. Der Weg gieng ſteil abwärts zwiſchen Seitenſchlünden hin, und war oft ſo gefährlich und ſo ſchauerlich, daß der gute Jüngling gern wieder umgekehrt wäre, wenn er gekonnt hätte, er that alſo ſein Beſtes, war vorſichtig, und kam glücklich durch. Ungefähr nach einer Viertelſtunde Gehens ſahen ſie eine weite ſchimmernde Höhle vor ſich, die mit allerley ſonderbaren mineraliſchen Geſtalten tapezirt ſchien. Theobald hielt das alles für roſenkreuzeriſche Künſte, und für lauter Silber und Gold, jetzt ſchwand auch der letzte entfernteſte zweifelnde Gedanke in ſeiner Seele, daß er könnte betrogen werden, denn da ſah er ja Wunder der Schönheit und des Reichthums vor ſeinen Augen, hätte er aber gewußt, daß die Natur in den unterirdiſchen Höhlen mit ſolchen Wundern nicht ſo ſparſam iſt, ſo hätte dieſer Anblick ſeinen Irrthum nicht vermehren können; dieſe Höhle war ſehr weitläuftig und die Bahn ſo reinlich und eben, daß Theobald eher glaubte, er ſey in einem herrlichen königlichen Saal, als in einer Felſenkluft, hier gieng linker Hand ein enger Gang, der aber mit Menſchenhänden gemacht war, krum herum, und führte ſie in eine andere eben ſo geräumige und mit noch ſchönern mineraliſchen Produkten verſehene Höhle. Hier fanden ſie zween Männer ſtehen mit bloßen Schwerdtern und Larven vor dem Geſicht, ſie hatten himmelblaue mit Gold bordirte Kleider an, und ihr Ordenskreuz hieng auswendig auf den Kleidern. Bey ihrem Anblick erſchack Theobald daß er blaß wurde wie ein Todter; mitten in der Höhle ſtund ein großer ſteinerner Würfel, in der Größe eines Tiſches, mitten auf demſelben ſtand ein großer goldener Napf voller Weingeiſt, welcher angeſteckt war, und mit einer ſchönen himmelblauen Flamme brannte, darneben war eine ſilberne Schaale voller Salz, und auf der andern Seite ſtund eine Flaſche, welche voll von einer leuchtenden Phosphoreszirenden Materie war, übrigens war der Stein mit allerhand ſeltſamen Figuren bemahlt. Oſiris löſchte, ſo wie er hineintrat, ſeine Leuchte aus, und ſtand ſtill. Die beyden Männer fragten ihn, wie heiſſeſt du?

„Oſiris.“

Biſt du ein wahrer Roſenkreuzer?

„Ja, unſer großer Meiſter grüßte mich vor den ſieben Leuchtern, auf der unterſten Stufe mit dieſem Titel.“

Wie hieß der große Meiſter?

„Gibbarim.“

Tritt näher Bruder! wo haſt du herumgezogen?

„Ich gieng durch Weſten und Norden, und habe gegeben und genommen.“

Was haſt du genommen?

„Rohe Materie zum Mikrokosmus.“

Wie heißt ſie?

„Theobald.“

Gehe an deinen Ort.

Nun verließ Oſiris den Theobald, und überließ ihn den beyden furchtbaren Männern. Einer von ihnen redete ihn an und ſagte:

„Menſch, was iſt dein Begehren?

Zitternd und zagend antwortete Theobald, ich möchte gerne ein Roſencreuzer werden.

„Fürchte dich nicht! aber du begehrſt etwas großes, wenn du kannſt die Probezeit aushalten, ſo wirſt du zu unſerm königlichen Palaſt den Eingang finden.“

Theobald verſprach alles zu thun, was ſie ihm auflegen würden; ſie führten ihn darauf in eine kleine Nebenhöhle, wo ein Lichtchen brannte, und befahlen ihm niederzuknieen, er that das, nun ſchwung einer das Schwerdt kreuzweis über ſein Haupt, und ſprach einige unverſtändliche Worte, dies ſollte der erſte Grad der Einweihung ſeyn, darauf zeigten ſie ihm Brodt, Salz und Waſſer, und befahlen ihm drey Tage und drey Nächte in dieſer Höhle zu beten und zu wachen, und blos mit den drey Stücken ſich zu ernähren. Theobald verſprach das, und die verlarvten Männer verließen ihn.

Hier machte nun der arme Junge erſtaunliche Gloſſen, ſeiner Luftſchlöſſer, die er baute, war kein Ende, die Erwartung der Dinge die da kommen ſollten, drehten ihm dergeſtalt den Kopf herum, daß er oft wie entzückt war, und von ſeinem Leben nicht wußte, die Zeit wurde ihm alſo nicht lang, aber ſie wurde noch mehr abgekürzt, durch einen Vorfall, an den wohl keiner der ſehr ehrwürdigen Roſenkreuzerbrüder gedacht hatte.

Theobald mochte etwa 24 Stunden in ſeinen Behälter geſeſſen haben, als ganz andere

Männer hereintraten, als er erwartet hatte, es waren nämlich zween Soldaten, welche ihn ziemlich rauh angriffen, und mit den Worten: Marſch! heraus! wegſchleppten. Er hielt das auch für eine Probe, welche die Roſenkreuzer ihm auflegten, wurde aber bald anderes Sinnes, als er durch ein neugebrochenes Loch heraus auf die Oberfläche der Erde geführt wurde, wo er ſechs Männer in Ketten gebunden, und um ſie her einen Kreis von Soldaten ſtehen ſahe, welche von einem anſehnlichen Officier commandiret wurden; unter den Gebundenen war auch der ehrliche Oſiris, welcher den Theobald nicht anzuſehen wagte; der gute Jüngling war außer ſich für Schrecken, er war ſich zwar nichts Böſes bewußt, indeſſen fühlte er doch das Schreckliche ſeiner Lage auf die empfindlichſte Art, ſeine einzige Beruhigung beſtund in der Entfernung von ſeiner Familie und Bekannten, man band ihn nun auch, und ließ den Trupp fortmarſchiren.

In einen benachbarten Städtchen, welches einer Veſtung ziemlich ähnlich war, und B... hieß, wurden ſie alle von einander abgeſondert, und in abſcheuliche Kerker geſteckt. Das Loch, welches Theobald zu ſeinem Aufenthalt bekam, war an der Straßen, aber ſo eng, ſo feucht, und ſo unrein, daß ihn ein Schauer ankam, nur niederzuſitzen; indeſſen mußte er doch, denn er war ſehr müde, er ſtreckte ſich alſo auf das Stroh hin, und vergoß ſo viele Thränen, bis er nicht mehr weinen konnte; barmherziger Gott! rief er immer, warum ſtrafeſt du mich armes Kind ſo ſtrenge, ich weiß es, ich bin ein ſündiger Menſch, aber ſchone meiner! dies rief er laut, und ſo oft, daß zuweilen Leute vor dem Gitter ſtehen blieben, und wie es ſchien, ihn bedauerten.

Nach ein paar Tagen kam er vor Verhör; dies hatte er gewünſcht, denn er glaubte, wenn er dem Richter die Sache erzählte, ſo würden ſie ihn alſofort loßlaſſen, aber er betrog ſich, man fragte ihn über gewiſſe Punkte, welche er auch richtig und nach der Wahrheit beantwortete, wenn er aber ſeine Geſchichte erzählen wollte, ſo hieß man ihm das Maul halten. Schweig Spitzbube! rief ihm dann ein Dickwanſt mit einer Baßſtimme zu; er weinte wie ein Kind, kniete nieder, rief Gott und Menſchen um Hülfe an; das alles half nichts, denn die Herren nahmen derweile Schnupftoback, ſchöckerten und lachten über nichtsbedeutende Dinge. Das kam dem Theobald als eine ungeheure Sünde vor; und mir auch; ihr Prieſter der Gerechtigkeit! ich bin ein Augen- und Ohrenzeuge von einer ſolchen Leichtſinnigkeit geweſen. Männer von dieſem Schlag leſen wohl meinen Theobald nicht, aber junge ſtudirende Männer können und ſollen ihn leſen, denn verſchiedene unter ihnen werden dereinſt den furchtbaren Beruf bekommen, an Gottes Statt über die Verbrechen ihrer Mitmenſchen zu richten; nun Jüngling, lies was ich hier ſage und zittre.

Wenn Uebelthäter gefangen eingezogen werden, ſo ſind ſie mehr oder weniger ſtrafbar, und es kann ſehr leicht geſchehen, daß ein Menſch ergriffen wird, der gar unſchuldig iſt, wie es hier mit Theobald wirklich der Fall war; bey allen aber iſt das gewiß, daß der Grad ihrer Strafe noch nicht beſtimmt werden kann; ſobald nun das Gefängniß ſchon wirkliche Leibesſtrafe iſt, ſo ſtraft man ja den Unſchuldigen, und das iſt erſchrecklich, oder man ſtraft auch den Schuldigen aber weit ſtrenger, als man ihn ſtrafen will, denn erſt nach außgemachter Sache beſtimmen ja die Geſetze was er leiden ſoll, man ſpricht ihm ſein Urtheil den Geſetzen gemäß, er muß es aushalten, hat aber oft durch die grauſame Gefangenſchaft allein weit mehr ausgeſtanden, als alles, was ihm die Geſetze auflegen; jetzt ſage man, ob das nicht wahr iſt? —

und wenns wahr iſt, iſt das dann menſchlich oder teufeliſch? Wenn nun noch dazu die Richter durch ihr ungefühliges Betragen den Elenden kränken, und ſeine Leiden verzögern, wie werden ſie da Barmherzigkeit bey dem finden, der dereinſt ſagen wird: Ich bin gefangen geweſen, und ihr habt mich nicht beſucht? O Schande! Schande! über euch ihr Blutſchuldenmacher! laßt alle Gefängniſſe hoch in die Luft gebaute feſte luftige und geſunde Zimmer ſeyn, laßt ſie reinlich halten, verſeht die armen Gefangenen mit nöthigen Kleidern, und laßt Aerzte für ihre Geſundheit ſorgen, während der Zeit beſchleunigt die gerechteſte Entſcheidung ihrer Sache; wenn ihr das nicht thut, wenn ihr hier das mindeſte verſäumt, ſo bedenkt, daß Geſchöpfe eures gleichen jetzt im Elende ſchmachten, blos durch euch ſchmachten, und daß jedes Vergnügen, um welches willen ihr ihren Jammer verlängert, wie Schwefel dereinſt auf euren Seelen brennen wird.

Theobalds Richter brachten alſo kalt und gleichgültig ſeine Antworten zu Protokoll; ſie hätten aber doch auch ſeine Erzählung anhören, und darauf ihre Unterſuchung gründen ſollen; aber das geſchah nicht, ſondern er wurde wieder fort in ſein Loch geführt, wo er noch ganzer drey Wochen bey elenden Brod und Waſſer ſchmachten mußte, ſo daß er endlich für Kummer und Elend von Herzen kranz wurde; nun begehrte er einen Geiſtlichen, man verſprach ihm zu willfahren, und bald darauf trat ein Capuziner von ſehr feinen und ehrwürdigem Anſehen herein. Theobald erſchrack, denn er war ein Proteſtant, und hatte vergeſſen einen Geiſtlichen von ſeiner Religion zu fordern; der Pater Ignatius grüßte ihn freundlich, bot ihm die Hand, und ſetzte ſich auf einen Stuhl, den ihm der Gefangenwärter dahin ſetzte. Theobald richtete ſich auf auf ſeinen Strohlager und ſagte: Herr Pater! es iſt ein Irrthum vorgegangen, ich bin ein Proteſtant.

„Das thut nichts mein Freund! ich bin ein Chriſt, und die Proteſtanten ſind auch Chriſten, ſagt mir nur was ihr wollt!

Ich bin höchſt unſchuldig in dieſes Elend gerathen, ich war von meinen Eltern auf die Univerſität Altdorf geſchickt worden, um Medizin zu ſtudiren, nun hab ich von Jugend auf Luſt gehabt ein Roſenkreuzer zu werden, und das große Univerſal zu ſuchen; ich ſpazirte vor der Stadt Altdorf, traf da einen Mann an, mit dem ich in ein Geſpräch über die Materie gerieth, der Mann ſprach ſo gründlich von der

Sache, daß ich ihm meine Neigung ganz anvertraute, und als ich fand, daß er ſelbſt ein Roſenkreuzer war, ſo ließ ich ihm keine Ruhe, bis er mich mitnahm, er thats, ich reiſte mit ihm, bis in die fürchterliche Höhle, und des folgenden Tages wurden wir gefangen genommen, mein Führer heiſt Oſiris, und wenn man ihn verhört, und über dieſe Geſchichte befragt, ſo kann er nichts anders ſagen, als was ich Ihnen erzählt habe.

„Wenn ſich die Sache ſo verhält, ſo werden Sie bald los werden, ich will mich Ihrer annehmen, aber erſt will ich ihnen an einen beſſern Ort helfen.

Hiemit gieng der Capuziner fort, kam aber bald wieder, und mit ihm der Gefangenwärter, welcher ihn auf eine leidliche Kammer brachte, wo ein Bett ſtund, auf welches er ſich legte, auch wurde er mit beſſern Speiſen verſorgt, die ihm aus dem Kloſter geſchickt wurden. Pater Ignatius ließ es aber nicht dabey bewenden, er war ſehr angeſehen wegen ſeiner ausnehmenden Frömmigkeit, und konnte alſo viel ausrichten, beſonders weil er bey der höhern Obrigkeit alles galt, er brachte es alſo dahin, daß Oſiris in ſeiner Gegenwart verhört, und ihm aufgetragen wurde, die Geſchichte mit dem Theobald zu erzählen: dieſe kam nun ganz mit dem überein, was dieſer geſagt hatte, und auf die Vermittelung des Paters wurde Theobald bald frey, ſogar ſchafte man ihm ſein Geld wieder. Er begab ſich nun in ein Wirthshaus, wo er völlig genaß; während der Zeit verſahe er ſich mit dem Nöthigen, und machte ſich nun wieder reiſefertig. Der wohlthätige Pater beſuchte ihn indeſſen öfters, und diente ihm durch ſeine belehrenden Geſpräche mehr, als durch die Befreyung aus der Gefangenſchaft.

Einsmals als ihn Theobald auf den Coffee eingeladen hatte, und der Pater da bey ihm ſaß, ſo kamen ſie auf das große Univerſal zu reden, zu welchem der gute Jüngling noch immer große Luſt bezeigte. Dies ganze Geſpräch hat er ſich zum ewigen Andenken aufgeſchrieben, und weil es noch heutiges Tages manchem ſehr nützlich ſeyn kann, ſo will ich es hier ganz vollkommen mittheilen, denn es giebt unter dem Bürgerſtande noch unzählige Hausväter, die durch den unſeligen Hang zum Laboriren oder zum Stein der Weiſen, ihr und ihrer Kinder und Kindes Kinder zeitliches und oft auch ewiges Glück untergraben, und wenn dies auch nicht geſchieht, ſo wird doch eine Menge koſtbarer Zeit dadurch verdorben, die immer viel beſſer angewendet werden kann; zudem giebt auch dies Geſpräch von dem eigentlichen Zuſtand der Roſenkreuzer vieles Licht, von welchem viele Gelehrte zu wenig, und andere zu viel halten. Der Pater lächelte, als er den Theobald noch immer mit ſo vieler Wärme vom Stein der Weiſen reden hörte, und fragte ihn:

Was haben Sie doch für Urſache dazu, daß Sie ſo ſchmerzlich verlangen, das Univerſal zu beſitzen?

„Dazu hab' ich wichtige Urſachen; wenn ich den Stein der Weiſen hätte, ſo wollte ich erſtlich durch meine Reichthümer den Armen viel Gutes thun, und Kranke heilen, und zweytens würde ich auch viele große und geheime Wiſſenſchaften erlangen, Gott näher kennen lernen, und wiſſen wie die Natur alles wirkt."

Gut! Sie trachten alſo nach Reichthum, um den Armen zu dienen, und nach Erkenntniß großer Geheimniſſe, nicht wahr?

„Ja! aber nicht nach Reichthum, um ſelbſt reich zu werden, ſondern andern zu dienen; und nach Erkenntniß, nicht um viel zu wiſſen, ſondern auch um Gott und dem Nächſten beſſer dienen zu können."

Wenn

Wenn ich Ihnen beweiſen wollte, daß Sie Ihr Herz täuſcht, und daß Sie nicht reich werden wollten, um Allmoſen zu geben, nicht viel wiſſen wollten, um Gott beſſer zu kennen, ſo würde ich vergeblich reden, denn Sie würden ſich es ſelbſt nicht geſtehen, vielweniger mir; aber das kann ich Ihnen darthun, daß Sie auch dann irren, wenn das wirklich Ihr Zweck iſt, ſo wie Sie ſagen.

„Das begreif ich nicht, vielweniger kann ichs glauben.

Das geſteh ich Ihnen gern; ſo gehts allen, die große Summen in die Lotterien ſetzen, um wohlthätig zu werden, oder auch die den Stein der Weiſen aus dieſem Grunde ſuchen; was würden Sie von einem Handwerksmann halten, der immer nur ſuchte viele Tauſende zu verdienen, und darüber ſeinen gewöhnlichen ehrlichen Lohn verſäumte? nicht wahr, das erſte kann er ſehr ſchwerlich erhalten, und das zweyte, den eigentlichen Beruf, darinn ihn Gott geſetzt hat, verſäumt er? — Wenn ein König ein Fürſtenthum demjenigen geben wollte, der die Quadratur des Zirkels erfände, und nun ſetzte ſich ein Bauer hin, und ſuchte, und verſäumte ſeinen Beruf dadurch, was würden Sie von ihm halten?“

Es iſt wahr, ſowohl der Bauer als der Handwerksmann würden ſehr übel thun; auf die Weiſe aber würde niemand den Stein der Weiſen ſuchen, und alle die ihn wirklich gefunden haben, hätten geſündigt.

Nur das letzte folgt nicht, aber wohl das erſte, und wollte nur Gott, es käme dazu, daß ihn niemand mehr ſuchte!

„Warum folgt das letzte nicht? ich denke wenn niemand den Stein der Weiſen mehr ſuchte ſo wird ihn auch niemand mehr finden.„

Gerad das Gegentheil. Sehen Sie! ich will es Ihnen erklären: wer den Stein der Weiſen mit Leidenſchaft ſucht, der hat eine Leidenſchaft reich zu werden, nicht wahr?

„Ja! aber zur Ehre Gottes.“

Gut! dients aber nicht zur Ehre Gottes, wenn Sie Ihren Nebenmenſchen ſuchen zur Erkenntniß Gottes zu bringen, wenn Sie Friede machen, zwiſchen zween ſtreitigen Nachbarn, wenn Sie durch ein frommes Leben Ihr Licht vor den Leuten leuchten laſſen, und Sie Ihren Vater im Himmel darüber preiſen, kurz, dients nicht zur Ehre Gottes, wenn Sie jeden Schritt zum Beſten Ihrer Mitmenſchen mit einer edlen Liebesthat bezeichnen?

„Ganz gewiß! ein ſolches Leben wäre ein
liches Leben.

Nicht wahr? — das wäre gewis ein göt-
es Leben, denn Chriſtus hat ſo gelebt. Aber
, wer den Stein der Weiſen ſucht, der muß
es Geſchäft abwarten, und verſäumt jenes
liche Werk, und die eigentliche Pflicht, wo-
hn Gott geſchaffen hat, und warum? —
eicht unter zehntauſend Suchenden der ein-
zu ſeyn, der das Univerſal bekommt, und
n er denn nun auch der Einzige wäre, und
ſeltene Glück bekäme, was hätte er dann?
Reichthümer dürfte er ſich ja nicht verſchaf-
um nicht in Verdacht zu gerathen, und er
de endlich weiter nichts thun können, als
jeder reiche Mann kann, aber es wirklich
t thut, denn wenn einer den beſten Willen
ehe er reich wird, ſo iſts wieder nur ein
iger unter zehntauſenden, der dieſen Willen
ält, wenn ers wirklich iſt, und unter tau-
ſolcher edlen Reichen iſt wieder nur ein ein-
r, der mit ſeinen Wohlthaten nicht mehr
haden ſtiftet, als Nutzen.

„Mir deucht Herr Pater! Sie hätten voll-
men Recht, und wenn das iſt, o ſo kann ich
nen mein Lebtage nicht genug danken.“

Mir iſt ſehr daran gelegen, daß Sie vo
kommen überzeugt werden, fragen Sie al
wo Ihnen noch etwas dunkel iſt.

„Ich hab' noch ein paar Punkte auf de
Herzen, erſtlich möchte ich gern noch weiter au
geführt haben, daß man ohne den Stein d
Weiſen mehr Wohlthaten erweiſen kann, a
wenn man ihn hat, denn mir deucht doch, d
Armen reichlich geben, Hoſpitäler und Arme
häuſer ſtiften, und arme Leute wohlhabend m
chen, ſey etwas Großes.“

Wohl! es iſt auch etwas Großes, ab
noch viel größer iſts, wenns wirklich ein reich
Mann thut; und doch, wenn wir die Sac
recht beym Licht beſehen, ſo iſt das Leben ein
wahren Chriſten viel wohlthätiger, der zuglei
weiter nichts als ſein ehrliches Auskommen ha
wer den Stein der Weiſen beſäße, der hät
unendliche Reichthümer, was wäre es den
Großes, wenn er ſolche Stiftungen machte
das koſtete ihn ja nichts, er könnte das alle
ohne einen Funken Liebe zu Gott und den Men
ſchen zu haben, und folglich wäre ſeine gan
Wohlthätigkeit ohne Verdienſt bey Gott. De
Reiche iſt höchlich zu bedauern, denn alle ſein
Wohlthaten ſind ſchlechte Pfennige, die er i
Gottes Kaſſe wirft, und da er überall genu

hat, ſo kann er kein Vertraun auf Gott haben, denn er hats nicht nöthig, und muß alſo der unendlichen Seligkeit des armen Chriſten, der jeden Tag ſeine Nothdurft von ſeinem Vater im Himmel erbittet, gänzlich entbehren. Der arme Chriſt aber, der am Abend ſeinen Gulden aus der Hand ſeines Vaters empfangen hat, und ihn dann ſeinen nothleidenden Bruder zur Hälfte mittheilt, der hat mehr gethan, als wenn Sie mit Ihrem Stein der Weiſen ein Hoſpital für tauſend Arme geſtiftet hätten; Ihre That hat mehr Nutzen für die Menſchheit, aber für Ihr eigenes Wohl lange nicht ſo viel, als die Liebesgabe des armen Chriſten ihm Seligkeit bringen wird. Halten Sie nun einmal alles gegen einander, 1) Sie können einen groſſen Theil Ihrer Lebenszeit mit dem Suchen des Steins der Weiſen verderben, und ihn doch eben ſo wenig finden, als wenn Sie unter 10000 Zahlen eine errathen ſollten, denn gewiß unter ſo viel Suchern iſt ſchwerlich einer, der ihn findet. 2) Und wenn Sie ihn fänden, ſo iſt die Zeit des Suchens unwiederbringlich verloren, und die Zeit, die Sie vor ſich haben, iſt noch immer ein zweifelhaftes Gut für Sie, denn Sie ſind wiederum nicht ſicher, ob Sie nicht der Reichthum blenden wird, und Sie alſo gottloſer werden als vorher, und wenn Sie fromm bleiben, ſo iſt die Wohlthätigkeit einmal kein großes Verdienſt mehr für Sie, denn es koſtet Sie keine Verläugnung, und Sie können mit allem Ihrem Geld nicht einmal ſo viele wirkliche Wohlthaten thun, als mit einem recht thätigen, frommen, chriſtlichen Leben. Hoſpitäler ſtiften, das kreiſcht freylich in die Welt, aber Leute durch vernünftige Belehrung, durch Beyſpiel, durch öftere und zur Zeit gereichte kleine Gaben für dem Hoſpital bewahren, das iſt weit mehr, und kreiſcht nicht, aber der geheime wohlthätige arme Chriſt baut ſich dadurch einen Palaſt im Himmel.

„Herr Pater! das iſt göttlich, das iſt herrlich! aber Sie reden nur vom Reichthum, Sie rechnen ja nicht auf die Wohlthaten, die man den Kranken thun kann, und auf die Kenntniſſe, die man erlangt, wenn man den Stein der Weiſen hat?“

Der Stein der Weiſen mag auch eine Univerſalmedizin ſeyn, welches ich doch noch in Zweifel ziehe, ſo denken Sie nur immer an die zehntauſend Sucher, unter denen ihn nur einer findet, ſtudiren Sie Medizin, ſo ſind Sie in ein paar Jahren fertig, dann befleißigen Sie ſich des Chriſtenthums und des kindlichen Geheit, und ſuchen Sie immer weiter in Ihren Kenntniſſen zu kommen, ſo werden Sie mehr presshafte Nebenmenschen zur Ehre Gottes heilen, als wenn Sie auch wirklich den Stein der Weiſen beſäßen: und was endlich die Kenntniſſe betrift, ſo leben Sie nur gottgefällig, unſer Leben dauret ja ohnehin nicht ſo lange, ſo werden Sie in jener Welt weit mehr lernen in einem Augenblick, als ihnen hier das Univerſal gewähren kann. Gott kennt die Caraktere der Menſchen, weiß Er einen, der ein ſo großes Gut, als das Univerſal iſt, zu ſeiner Ehre und zum Beſten der Menſchen gebrauchen wird, den ſondert Er ſich aus, leitet ihn durch ſeine wunderbare Vorſehung allmählig zum Zweck, und führt ihm endlich einen Mann zu, der ihm das Geheimniß mit den Fingern zeigt. Wer aber mit Leidenſchaft ſucht, und ſich ans Laboriren giebt, der iſt verloren, denn auf dieſem Wege hat es noch nie jemand gefunden.

„Ich kann Ihnen verſichern Herr Pater! daß Sie mich von einer gefährlichen Leidenſchaft befreyt haben, jetzt ſehe ich ein, wie gefährlich ja wie ſündlich es iſt, ſich auf das Suchen des Steins der Weiſen zu legen, aber ſagen Sie mir doch, wo haben Sie ſolche Kenntniſſe erlangt?“

Freund! ich könnte Ihnen viel Merkwürdiges aus meinen Erfahrungen erzählen, denn ich habe weite Reiſen gemacht, bin im gelobten Land und in Egypten geweſen, und habe mehr gethan, als bloß heilige Oerter beſucht.

„Sie machen mich höchſt neugierig, Herr Pater! ich bin ein junger Menſch, theilen Sie mir etwas von Ihren geſammleten Schätzen mit.“

So viel als Ihnen dienlich iſt, kann ich Ihnen wohl erzählen, denn vieles intereſſirt Sie nicht, und vieles darf ich auch nicht ſagen, ich war an eben der Seuche krank, von welcher ich [illegible] Gott befreyt habe, und daran war ein alter Frater ſchuld, welcher mi
aller Gewalt ein Baſilius Valentinus werden, und den Stein der Weiſen haben wollte, dem half ich nun ſudeln, las ſeine Bücher, deren er viele und ſeltene hatte, und erlangte eine große Wiſſenſchaft, wenn anders ein Kopf volle
Hirngeſpinſte Wiſſenſchaft heiſſen kann; indeſſen kam bey aller der mühſeligen Arbeit nichts heraus; nun fiel mir ein Buch von Chriſtian Roſenkreuz in die Hand, wie er nämlich im gelobten Land eine geheime Geſellſchaft vortreflicher Weiſen angetroffen, und von ihnen da
große Geheimniß empfangen habe, wie er darauf wieder nach Europa gekommen, und de

Orden des goldenen Roſenkreuzes geſtiftet habe, und dergleichen Hiſtorien mehr, ich bekam durch das Leſen dieſer Dinge eine ſolche Luſt nach dem gelobten Lande zu reiſen, und dort die geheime Geſellſchaft aufzuſuchen, daß ich keine Ruhe noch Raſt hatte, bis ich von meinen Obern Erlaubniß zu dieſer Wallfarth bekam. Ich reiſte über Venedig auf Cypern, von da nach Said in Syrien, von da nach dem Kloſter Canobin, wo ich Licht zu bekommen hofte; dies geſchah auch, aber weit auf eine andere Art, als ich vermuthet hatte. In dieſem Kloſter befand ſich ein ſehr gelehrter alter Pater, der mir ganz aus dem Traume half, er beſaß ſehr rare Schriften, die er mir zu leſen gab, und mir das Schwere erläuterte, und das Fehlende ergänzte. Was ich nun da gehört und gelernt habe, das will ich Ihnen erzählen, ſo können Sie ſich von allen den Sachen und von den Roſenkreuzern den richtigſten Begriff machen; zugleich wird Ihnen dann auch einleuchten, was vom großen Univerſal zu halten ſey?

In den älteſten Zeiten vor dem Moſes, hatten die Menſchen weiter keine Symbolen, als die Schöpfungsgeſchichte, und die gegenwärtige Natur, dem gemeinen Mann wars genug eine Gottheit zu glauben, welche alles geſchaffen hat, und übrigens rechtſchaffen zu ſeyn. Diejenigen aber, welche mehr von der Sache wiſſen wollten, forſchten in der Natur, nahmen die Traditionen der Väter zu Hülfe, und kamen auf ein phyſiſches Syſtem, welches ſie durch die Kenntniſſe der Natur zur wahren Erkenntniß Gottes führte; auf dieſem Wege entdeckten ſie große Geheimniſſe in der Natur, und was für große Dinge durch ihre Kräfte möglich ſeyn; unter andern auch das große Univerſal; die Natur der Sache erforderte theils um des Mißbrauchs willen, theils um müßige Spekulationen zu vermeiden, theils aber auch aus wichtigen politiſchen Gründen, alles unter das Siegel des Geheimniſſes zu verhüllen, und einem jeden, der Theil an ihren Wiſſenſchaften haben wollte, durch ſchwere Probe vorzubereiten und zu prüfen, ob er verſchwiegen genug ſeyn würde, ob er Kopf und Patriotismus genug hätte, und endlich ob er auch das, was er entdeckte, nicht misbrauchen würde; fanden ſie nun einen ſolchen Mann, ſo konnte er eingeweiht werden, und die Geheimniſſe erfahren; dies war die eigentliche Beſchaffenheit des uralten egyptiſchen Prieſterthums, mit welchem nach den Winken der heiligen Schrift, Joſeph und Moſes ziemlich vertraut geweſen.

Die egyptiſchen Prieſter, welche ihre geheimnißvolle Wahrheiten unter Hieroglyphen verſteckten, und ſie dem Volk vorſtellten, und durch Parabeln erklärten, gaben dadurch zur Abgötterey, und zwar zur niedrigſten die ſich denken läßt, Anlaß, denn anſtatt ſich um die Wahrheiten zu bekümmern, welche unter dem Symbol des Ochſen Apis und des Hunds Anubis und der Göttin Iſis ſelbſt vorgeſtellt wurden, nahm das Volk den Ochſen, den Hund und das Bild der Iſis für die Sache ſelbſt. Die Schwärmerey des Volks ſteckte endlich die Prieſter ſelbſt an, und ſo gieng das hohe Ideal der reinen Natur und Schöpfungsdienſtes verloren, und Aberglaube, und Dummheit traten an die Stelle.

Zu Moſes Zeiten war das Verderben ſchon ziemlich hoch geſtiegen, daher gefiel es Gott durch dieſen großen vortreflichen Mann, der ſich ſo ganz zu ſeinen heiligen Abſichten ſchickte, eine Reformation zu veranſtalten, und die wahre, ächte, alte Schöpfungs- und Naturreligion, einem beſondern, durch eine merkwürdige Leitung der Vorſehung mit niemand in Gemeinſchaft ſtehenden Volke, unter ſehr erhabenen, und der Sache völlig angemeſſenen Hieroglyphen mitzutheilen, dies geſchah in der Wüſten

Sinai, ſo wie es Moſes ſelbſt in ſeinen ehrwürdigen Schriften erzählt. Bey dem jüdiſchen Volk und Gottesdienſt fand nun der Weiſe Stof genug zu forſchen, und die vortrefliche Hieroglyphe zu ſtudiren, welche wahres Depoſitum göttlicher Geheimniſſe war, und bey zweytauſend Jahr lang blieb. Indeſſen hatten auch die Griechen Weisheit in Egypten geholt, und dort geſchöpft, als aus den reinen Quellen ſchon ziemlichermaßen Pfützen geworden waren, die ſie durch ihre eigene Erdichtungen nur noch ſtinkender machten.

Zoroaſter, ein großer Mann, reinigte die egyptiſche Urreligion, vielleicht aus iſraelitiſchen Quellen, und ſtiftete im Orient die Religion der Magier, welche viele vortrefliche Wahrheiten hatte, und eben ſo herrliche Menſchen bildete. Dieſe Religion breitete ſich durch ganz Aſien aus, und war überall unter den Menſchen von feineren Verſtand und Herzen beliebt.

Endlich nach dem Verlauf von zweytauſend Jahren nach der geoffenbarten Hieroglyphe, erſchien das Urbild, das Original aller Symbolen ſelber, erlöſete und lehrte die Menſchen ohne Bild, offen und frey, den wahren Weg zur Verähnlichung mit Gott. Chriſtus und ſeine Apoſtel bekümmerten ſich um die phyſiſche Religion nicht, die hatte ihren richtigen und wahren Gang, ſie lebten und webten für den gröſſern Theil der Menſchen, und ſorgten nur dafür, daß dem gemeinen Mann alles begreiflich wurde, indeſſen hatten ſie gegen jene wahre Geheimniſſe gar nichts, alle Wahrheit verträgt ſich zuſammen, und unterſtütze ſich wechſelsweiſe, ſo iſts mit der chriſtlichen und der wahren Naturreligion, beyde ſind in der That und Wahrheit eins. *) Nach der Vollendung des Lebens und Leidens Chriſti, nach ſeiner Auferſtehung und Himmelfahrt, kam eine ſehr herrliche und erhabene Aufklärung unter die geheimen wahren Philoſophen, ſie ſahen nun unauflösbar geſchienene Aufgaben in ihren heiligen Hieroglyphen völlig naturgemäß aufgelöſt, ihre Geheimniſſe floſſen nun in der chriſtlichen Religion zu einem ganzen völlig runden Syſtem zuſammen, und mit ihnen fieng eine neue Epoque an.

Unter allen Revolutionen des jüdiſchen und anderer orientaliſchen Staaten unter den Römern, blieben jene geheime Philoſophen in der

---

*) Ich ſage: wahre Naturreligion iſt mit der chriſtlichen eins, nicht die Naturreligion des Zweiflers; wer die Nothwendigkeit eines Erlöſers, der wahrer Gott und Menſch iſt, läugnet, der kennt wahrlich die Natur ſo wenig, als ein neugebornes Kind die Haushaltung ſeines Vaters.

chriſtlichen Kirche ungeſtört, ſie hielten ihre verborgene Wahrheiten geheim, viele wurden Schwärmer, geriethen auf Irrwege, entdeckten ihre Grillen, und wurden für Ketzer erklärt, und dieſe machten der verborgenen reinen Gnoſis einen üblen Ruf, andre aber blieben bey der alten ſtillen Wahrheit, und hielten ſich verborgen.

Das dauerte ſo bis zur Zeit der Kreuzzüge fort, in welcher die Tempelherren entſtunden, welche aus der wahren Quelle ſchöpften, und die reine Gnoſis lange Zeit unverfälſcht und mit der chriſtlichen Religion vereinigt erhielten. Allein dieſen guten Leuten wurde zu wohl, ihre viele und große Reichthümer, die ſie ſich erworben hatten, verleiteten ſie zu gänzlicher Verdorbenheit der Sitten, und darauf folgt allemal der Untergang. Nach ihrer Vertilgung blieb doch noch ein geheimer Saamen in Europa übrig, der aber doch in jenen unruhigen Zeiten faſt verloſchen war, als Chriſtian Roſenkreuz, oder de Roſa cruce, ein ſpaniſcher Mönch, in Paläſtina ein paar Männer antraf, die ihm von den uralten Geheimniſſen Unterricht gaben; mit dieſen Kenntniſſen bereichert, kam er wieder zurück, aber nicht nach Spanien, ſondern nach Teutſchland, er hielt ſich nirgend lang und überall ſehr geheim auf, und ſtiftete wirklich den Roſenkreuzorden. Das hat ſeine unzweifelbare Richtigkeit; ſo viel will ich nur noch von dieſem geheimnißvollen Orden ſagen, er hat exiſtirt, niemand aber wußte es damals, als allein die Brüder, und wenn er auch jetzt noch beſteht, ſo gehört das zu ſeinen weſentlichſten Eigenſchaften, daß es niemand wiſſen darf, mithin kann er wohl jetzt in ſeinem höchſten Flor ſeyn, gerad da man am mehreſten an ſeiner jemaligen Exiſtenz zweifelt. Alle aber, die ſich für Roſenkreuzer ausgeben, und wirklich entdecken laſſen, die ſind warlich keine, am allerwenigſten Ihr Oſiris und ſeine Bande, die trieben unter dem Namen des Geheimniſſes der Roſenkreuzer Geldmünzerey, und allerhand Betrügereyen.

Der Stein der Weiſen aber iſt nie der Haupt- ſondern nur ein Nebenzweck der wahren reinen chriſtlichen Gnoſis geweſen, er iſt eine Geldſache: ein wahrer Weiſer begnügt ſich mit dem was ihm Gott durch ordentliche Berufswege zufließen läßt, und bekümmert ſich weiter nicht um eine Sache, die ihm zu einem erſchrecklichen Fallſtrick werden kann. Sehen Sie, Freund Theobald, das iſt die wahre Tradition von der hermetiſchen Philoſophie, und ſo verhält ſichs mit derſelben.

Theobald wunderte ſich ungemein über die Wiſſenſchaft, welche er bey dieſem Mönch entdeckte, er hatte die Bettelorden immer für unwiſſend gehalten, allein nun ſah er daß alle Claſſen der Menſchen einzeln ſehr gute Glieder haben könnten, und wirklich hätten; denn der Capuciner da war nicht nur ein aufgeklärter Kopf, ſondern auch ein wahrhaft guter und frommer Mann; damit er aber den Jüngling noch mehr gegen die Verführung ſchwärmeriſcher Schriften ſichern möchte, ſo erzählte er ihm noch verſchiedene Erfahrungen, wie brave Leute durch Bücher betrogen und unglücklich geworden wären, und dieſer Punkt wird von Lehrern und Erziehern der Jugend bey weitem nicht genug beobachtet; meine Leſer erlauben mir über dieſe höchſt wichtige Sache noch einige kurze Anmerkungen zu machen.

Von Jugend auf erziehn wir unſere Kinder aus Büchern, und faſt alle Kenntniſſe, die wir ihnen geben, laſſen wir ſie aus Büchern erlernen, daraus entſteht eine gefährliche Gewohnheit, alles für wahr zu halten, was gedruckt iſt, beſonders in ſolchen Dingen, die wir

nicht

nicht fähig genug ſind zu prüfen; nur dann widerſprechen wir einen Schriftſteller, wenn er unſre Lieblingsneigungen angreift, und ihnen widerſpricht, wo das aber nicht geſchieht, beſonders wenn ſie Sachen lehren, die der Einbildungskraft ſchmeicheln, wie eben die ſchwärmeriſchen Schriften in der Religion und Weltweisheit, da läßt man ſich gern täuſchen, man mag nicht unterſuchen was wahr und was falſch iſt, und das einmal darum, weil wir nicht gewohnt ſind die Wahrheit zu ſuchen und zu ſchätzen, und dann auch, weil es einem im Reich der Phantaſie ſo wohl iſt.

Daher wäre es vom größten Nutzen, wenn man durch Leſung guter und falſcher Lehren die Kinder von Jugend auf im Prüfen und Suchen der Wahrheit übte. — Da ſehe ich den alten Pfarrer und Schulmeiſter mit ernſter Mine den Kopf ſchütteln, alſo, ſagt der eine, müßte ich meinen Schulknaben den Voltäre in die Hand geben? — Ja! ja! ſage ich, auch den Voltäre, aber nicht eher, bis du ſelbſt ſtark genug gegründet biſt, ihm zu widerlegen, und deinen Schülern die Fallſtricke unfehlbar zu zeigen, die er der nicht genug geübten Vernunft gelegt hat. Wenn die Kinder in den Schulen mit allen abgenutzten Sätzen der Freygeiſter bekannt gemacht würden, ſo bin ich ſicher, keiner würde mehr aus Grundſätzen ein Zweifler werden, denn alles, was gegen die Religion geſagt wird, wäre ihm ſchon längſt bekannt, und er würde es der Mühe nicht werth achten, noch einmal ſolche alte abgedroſchene Sachen zu unterſuchen.

Jetzt aber, da der Knabe ſolche Schriften kaum dem Namen nach kennt, und mit nichts unterhalten wird, als mit ſymboliſchen Religionsſachen, und manchmal ohne Grund, blos aufs Vorurtheil des Anſehens hin, ſo wird ihm allmählig die Religion zum Ekel, er findet nun
bey reiferen Jahren jene verführeriſche Schrif
ten, ſie ſind ihm neu; das Neue reizt vorzüglich,
weil es der Sinnlichkeit ſchmeichelt; er nimmt
an, die Religion iſt ihm nur alt und abgedro
ſchen, ſie mag er nun nicht mehr prüfen, un
ſo wird der Zweifler fertig. Doch ich kehr
wieder zum Faden meiner Geſchichte: The
bald nahm mit Thränen von dem frommen P
ter Abſchied, und reiſte mit der Poſt wied
auf Nürnberg, wo er ſeine Sachen noch
guter Verwahrung antraf; von da gieng
nach Altdorf, und fieng nun durch die Erfa
rung gewitzigt, an, ſich mit ſolidern Wiſſ
ſchaften zu beſchäftigen, und fleißig Medizin

ſtudiren. Seinen Eltern ſchrieb er auch den Erfolg ſeiner Reiſe; er bekam Verweiſe, und treue Ermahnungen, aber auch Geld, und ſo kam er wieder in Ordnung.

Das fünfte Hauptſtück.

Mit dem Studiren unſeres Samuels halte ich mich weiter nicht auf, er hatte vortrefliche Gaben und einen guten Verſtand, nur ſeine warme Einbildungskraft miſchte ſich immer darzwiſchen, ſie dichtete der Wahrheit immer etwas zu, blos vernünftige mediziniſche Bücher hatten nicht Nahrung genug für ſeinen Geiſt, er mußte auch ſolche leſen, die ſeiner Phantaſie ſchmeichelten. Die ſämtlichen Werke des Paracelſus, derer von Helmont Vater und Sohn, waren noch immer ſeine liebſte Lektüre, dies Studium hielt er aber ſehr heimlich, um nicht verlacht zu werden. Die vernünftige Heilmethode kam ihm ſehr arm vor, und der Lieblingsgedanke, daß jede Krankheit ihr Spezificum in der Natur habe, wurde immer reifer in ihm, ſo daß er endlich feſt bey ſich beſchloß, dereinſt alle Methoden zu verlaſſen, und ſich blos aufs geheime Studium der Natur, und die Phyſionomie der Pflanzen zu legen, denn er glaubte, dieſe müſſe anzeigen, zu welcher Krankheit ſie ſpezifiſch diene; ſo gieng er in der Stille ſeinen akademiſchen Gang fort, niemand wußte recht, was an ihm war, denn er ließ ſich nicht aus, er wurde alſo allmälig für einen ſehr eingeſchränkten Kopf gehalten, aus dem nie etwas rechts werden würde.

Als nun Theobald ein halb Jahr, ſeine oben erzählte Ritterfahrt mit gerechnet, auf der hohen Schule geweſen war, und nun die Herbſtferien angiengen, ſo bekam er einen Brief von ſeinem Vater, welcher ihm auf einmal wieder den Kopf verrückte; ich könnte dieſes Schreiben wohl mit einrücken, aber um dem Spötter nicht Anlaß zu geben, heilige Sachen mit den unheiligen zu verlachen, ſo theile ich nur den Inhalt mit; er beſtund darin, „daß der Engel des Herrn ausgegangen ſey, aus jedem der Stämme Iſrael zwölftauſend zu verſiegeln, denn das herrliche Reich Chriſti, die glücklichen tauſend Jahre ſeyen nun vor der Thür; ein gewiſſer heiliger Mann, Namens Pollin *), ſey vom Herrn berufen, die Erſtlinge zu jenem Reich zu

---

*) Ich mag doch den Mann noch nicht mit ſeinem rechten Namen nennen, denn ich bin ungewiß, ob er nicht noch lebt, es iſt ein armer guter aber betrogner Menſch, der aber doch unausſprechlich vielen Schaden geſtiftet hat.

ſammeln, Er, der Diedrich Theobald und ſeine Frau, als Samuels Vater und Mutter, ſeyen von dem Herrn Pollin für würdig erkannt worden, mit verſiegelt zu werden, nun möchten ſie aber ihren lieben Samuel auch in dies Bündlein gebunden ſehen, er möchte alſo geſchwind nach H... kommen, wo ſich Pollin jetzt aufhielt, um dort den Verſammlungen der Erſtgebornen beyzuwohnen, u. ſ. w." So etwas ließ ſich unſer Samuel nicht zweymal ſagen, er reiſte alſo augenblicklich ab, und kam bald nach H... wo er ſeine Eltern beyde in dem höchſten Grad einer ſchwärmeriſchen Entzückung antraf, er wurde bald mit angeſteckt, und ſo verlebten ſie zuſammen in trunkener Freude etliche wonnevolle Tage.

Ehe ich weiter gehe, ſo muß ich meine Leſer mit einem der wunderlichſten und ſinnloſeſten Schwärmer bekannt machen, der je mag gelebt haben; ja es iſt wahr, er fehlte nicht dem Willen nach, denn es war ihm von Herzen darum zu thun, Gott Menſchen zuzuführen, aber im Verſtande war er verrückt, Gott weis es! er war verrückt, was auch noch ſeine vernünftige Freunde hin und wieder dagegen einwenden mögen. Nur Geduld meine Leſer! der allerwärmſte und gewiſſenhafteſte Chriſt wird mir Recht geben, wenn er einſt dies ganze Werk wird durchgeleſen haben, ſolcher religiöſer Unſinn kann wohl nicht erdacht werden, als dieſer Mann mit ſeinen Anhängern trieb. — Sollte ich aber ſolche Dinge nicht mit dem Mantel der Liebe zudecken? — Nein! guter Bruder! der du ſo denkſt, dieſer Pollin hat Hunderte von Menſchen verführt, verdorben, verſchiedene meiner Verwandten verdorben, ſie dem Staat, und Gott wolle es verhüten! auch dem herrlichen Reich Gottes in jener Welt vielleicht entzogen, wenigſtens für dieſe Welt hat er ſie unglücklich gemacht — ſollte ich nun nicht für ihm warnen? — er kann ja noch ſchädlichen Saamen nachlaſſen? — alſo zur Sache.

Franz Diedrich Pollin iſt ein Bürgerſohn aus einem Städtchen in Weſtphalen. Von ſeinen jungen Jahren iſt mir nichts bekannt, bis daß er als Führer einer Sekte auftrat; Jakob Böhms und Gichtels Lehren hatten den erſten Eindruck auf ihn gemacht, der nach und nach zum höchſten Grad der Schwärmerey empor wuchs; indeſſen kamen Dr. Johann Willhelm Peterſens und ſeiner Frauen Schriften noch dazu, woher in ſeiner Seelen das Chaos entſtand, aus welchem er ſich ſein wunderliches Lehrgebäude zuſammenträumte. Wenn ich jene Schrifſteller hier, als die Urſachen ſolcher Verwirrungen anführe, ſo will ich ſie eben ſo wenig für ſchuldig erklären als die Bibel, wenn ein ſchwacher Kopf Irrlehren daraus zieht, indeſſen muß ich doch das auch ſagen, daß mir eine einfältige evangeliſche unſern Herzens- und Geiſtesbedürfniſſen völlig angemeſſene Schrift viel lieber iſt, als jene, aber ich verurtheile ſie nicht, ich laſſe ſie als Unkraut oder Weizen ſtehen, bis an den Tag der Erndte. Pollins Syſtem war eine purlautere Glaubensſache, und zwar Glaube ohne Vernunft und Bibel, blos Glaube an Empfindung; nun kann man leicht ſchließen, was da für Zeug heraus kam. Er behauptete, der Menſch müſſe aus dem natürlichen ins göttliche Leben übergehen — nun das iſt ja recht — ja, aber was verſtund er unter dem göttlichen Leben? — Leſer ſchaudere! er verſtund unter dem göttlichen Leben eine gewiſſe körperliche Empfindung, ſo daß man fühlte, wie etwas im Leibe auf und abſtiege, damit war dann eine unbeſchreibliche ſüße Empfindung, und ein Wonnegefühl von der Gewisheit der königlichen Erbſchaft im Reich Chriſti verbunden, daß man ſich des lauten Jauchzens nicht enthalten konnte, das war Schwangerſchaft mit — — — — in uns. Vergieb mir o Majeſtät im Himmel!

ich ſchreibe ja, um dein armes Volk zu warnen. Lehrer der Menſchen! Wächter auf Zions Mauern gebe Acht! es paſſiren manchmal Dinge, die ihr wiſſen ſolltet, und nicht wißt. Nun bedenkt nur einmal die Methode, dies göttliche Leben zu bekommen! — man mußte ſich vor einen warmen Ofen ſetzen, und mit beyden Händen den Bauch kneipen und reiben, und brav dabey ſeufzen, wenn dann das natürliche Leben nicht gar zu hartnäckig war, ſo gieng es nach und nach in den Tod über, und ſo wie das geſchehen war, ſo begann das Auf- und Abſteigen des neugebornen göttlichen Lebens. Nun war man vollkommen: das Bauchreiben und Kneipen, welches ſonſt öfters wiederholt werden mußte, hatte dann ein Ende, nun durfte man aber auch nicht mehr arbeiten, nicht mehr für die leibliche Nahrung ſorgen, ſondern man mußte ganz allein aus dem Glauben leben, und wenn man ſelbſt nichts mehr hatte, ſo mußte man Hunger leiden, oder Kräuter und Wurzeln eſſen und nackend gehen; auch ſelbſt ſo lang man am Bauchreiben war: kurz, ſobald man ſich unter Pollins Leitung begab, ſobald hörte das Arbeiten auf. Da gabs nun lauter Müßiggänger und gar wunderliche Phantaſien.

Zu H... trat Pollin alſo auch auf, und dieſer war wohl einer der erſten Oerter, wo er öffentlich wirkte; es iſt nicht wohl zu begreifen, wie Leute mit geſunden Menſchenverſtand eine ſolche ganz närriſche Sekte dulden, geſchweige ſich zu derſelben bekennen konnten, und doch weiß ich Männer von Stand, Carakter und Gelehrſamkeit, und dazu noch ſehr brave verſtändige Leute, die von ganzem Herzen ſich an den warmen Ofen ſetzen, und ſich ihren Unterleib nach Herzensluſt zerarbeiten und dazu ſeufzen konnten. Zu H... machte Pollin viele Anhänger, denn der allgemeine Hang, das Ende der Welt, oder das tauſendjährige Reich, und mit ihm die erſte Auferſtehung ſey nahe vor der Thür, beſtimmte alle, denen an ihrer Seligkeit etwas gelegen war, ihre Lampen mit Oel zu verſehn. Dies geſchahe nun, je nachdem ſich einer von dem Oel und der Lampe einen Begriff machte; der rechtſchaffene wahre Chriſt, der den Sinn des Evangeliums kannte, wußte wohl, daß Chriſtus durch das Licht leuchten laſſen, mithin durch Lampe, Licht, und Oel nichts anders verſtünde, als Seele, thätiges Leben durch die Liebe im Glauben; die Seele iſt die Lampe. das Oel iſt der wahre Glaube an Chriſtum und an ſein Evangelium, und das

Licht iſt der menſchenliebende Wandel, indem der Glaube den Chriſten beſtimmt, aus Liebe zu Gott ſo viel Gutes in der Welt zu thun und zu ſtiften, als nur möglich iſt. Die thörigten Jungfrauen ſind alſo ganz natürlich diejenigen, welche an Chriſtum zwar geglaubt haben, oder welche dem Namen nach Chriſten ſind, denn ſie ſind Jungfrauen, aber das Oel des Glaubens fehlt ihnen, mithin auch das Licht des liebethätigen Lebens. Pollins Begrif von der Lampe, Oel und Licht war ganz anders: die Lampe war ihm der — Gott verzeih mir meine Sünde! — der Bauch; das Oel, das göttliche Leben und das Licht, nun was weiß ich, was er für einen verworrenen magiſchen Begriff davon hatte? ich habe wenigſtens niemals etwas von allem, was man mir darüber ſagte, begreifen können.

Diedrich Theobald, ſeine Frau, und nunmehr auch ihr Sohn Samuel, traten ganz in Pollins Bündniß, ſie glaubten alle drey ſteif und feſt, daß er den rechten Weg zeige, zur Erſtgeburt zu gelangen. Ob Samuel auch das Bauchreiben angefangen habe? denn von ſeinen Eltern iſt gar keine Frage; o ja! und ſo läppiſch auch die Sache herauskommt, ſo begreiflich iſt es, daß auch mehr beleſene und aufgeklärte Köpfe leicht dazu gelangen konnten.

Alle dergleichen Abirrungen des menſchlichen Verſtandes ſind ſehr möglich, weil die Lehre von der menſchlichen Seele ganz und gar vernachläßiget wird. denn was wir in der Philoſophie Seelenlehre nennen, und was in den Schulen davon gelehrt wird, das iſt nicht einmal das wahre Schattenbild davon, geſchweige das Original. Da wir alſo unſern unſterblichen Geiſt, und ſeine eigentliche Wirkungen ſo wenig kennen, ſo nehmen wir gar leicht phyſiſche Kräfte des Körpers, die Veränderungen in der Seele hervorbringen, für göttliche oder doch für geiſtige Einwirkungen an, und betrügen uns oft jämmerlich. Wenn Würme und verhaltene monatliche Reinigung eine hölliſchmarternde Furcht erzeugen können, man habe die Sünde in den heiligen Geiſt begangen, und dadurch zum Selbſtmord führen, wie ich mehr als einmal erfahren habe, was kann dann nicht durch andere noch ſubtilere Veränderungen in den Körper geſchehen? — Wer alſo zu viel auf Empfindungen hält, der kann außerordentlich leicht irre geführt werden. Theobald war ein beleſener Jüngling, und ſchon mit einer ziemlichen Beurtheilungskraft verſehen, indeſſen wenn er ſahe, daß Pollins Bauchreiben andere, auch vernünftige und brave Leute, moraliſch beſſer und frömmer machte, und noch dazu ſehr erhabene ſüße Empfindungen und Vorſtellungen erweckte, ſo dachte er über die Sache ſo wenig als andere philoſophiſch nach, er ſchloß ſo: wenn dieſe phyſiſche Bearbeitung des Körpers ſo auf die Seele wirkt, daß ſie dadurch erhöht und zum Guten fähiger wird, ſo darf ich nicht darüber urtheilen, ich muß da meine Vernunft gefangen nehmen, und die Mittel wählen, die mir die Erfahrung darbeut. Indeſſen bedachte niemand, daß dergleichen Mittel fremdes Feuer ſey, welches man, wie Nadab und Abihu, ungeſtraft nicht auf des Herrn Altar bringen dürfe; er und ſeine Eltern hielten ſich vier Wochen zu H... auf, täglich wurde Verſammlung gehalten, und man kam endlich ſo weit, daß man den Geiſt Gottes in lauter blauen Flämmchen im Zimmer herum ſchwärmen, und ſich mit dem Oden in die Leiber der Verſammleten hineinſenken ſahe, jetzt wars aber auch hohe Zeit, daß der Sache Einhalt gethan wurde, denn ein großer Theil der Einwohner dieſes Städtchens hörten auf ihren Berufsgeſchäften vorzuſtehen, und fiengen an von Wegziehen nach dem gelobten Land und andern dergleichen Irrſalen zu träumen; kurz! der Geiſt des Fanatismus nahm ſo überhand, daß die Obrigkeit für nöthig fand, den Unweſen zu ſteuern, Pollin wurde weggejagt, die Privatverſammlungen wurden verboten, und ein jeder angewieſen ſeiner Arbeit zu warten.

Pollin zog alſo ab, ob er auch den Staub von den Füßen geſchüttelt habe, das weiß ich nicht, er wurde nun auf eine geraume Zeit unſichtbar, und mir iſt nicht bekannt, wo er ſich über zwanzig Jahr lang aufgehalten hat, wir werden ihn aber nach dieſer Zeit wieder auf dem Schauplatz, und zwar noch ſchädlicher als je wirken ſehen. Indeſſen ſahen alle ſeine Anhänger dies heilſame Verbot zu H... als eine Verfolgung um Chriſti willen an, die dortige Obrigkeit wurde mit zur babyloniſchen Hure und zum Antichriſt gezählt u. ſ. w. nach und nach verloſch der enthuſiaſtiſche Eifer, und es blieben, wie allenthalben, einige einzelne rechtſchaffene Menſchen übrig, welche allmählig den fanatiſchen Sauerteig aus ihren Wirkungskreiß wegſchaften, und treue ſtille Chriſten wurden.

Theobalds Eltern giengen nun auch nach Haus, er aber zog wieder nach Altdorf, um ſeine Studien fortzuſetzen, denn Pollin verbot nicht die Vervollkommnung des Geiſtes und das

Studiren, ſondern nur körperliche Geſchäfte. Hier ſetzte er nun ſeine Uebungen nach Pollins Syſtem eine Zeitlang fort, weil er aber die Folgen nicht empfand, die er ihm verſprochen hatte, ſondern im Gegentheil Schmerzen im Unterleibe, und eine ſchwermüthige Empfindung ſpürte, ſo hörte er auf den Unterleib zu reiben, und begnügte ſich blos mit ſeinen bisherigen gottſeligen Betrachtungen und Beſtreben nach ſeiner Art Gott zu dienen; indeſſen hatte doch dieſe Reiſe eine noch nie empfundene Unruhe in ihm hervorgebracht, er fieng an, die wahre Art und Weiſe Gott zu dienen, mit Sehnſucht zu ſuchen, und der Wunſch, das eigentliche Reine und Unverfälſchte der Religion kennen zu lernen, ſtieg unaufhörlich in ſeiner Seelen auf; nun wäre der Weg, dazu zu gelangen, höchſt leicht für ihn geweſen, wenn er nur die Bibel, und vorzüglich das neue Teſtament, mit unbefangenem Gemüth, und ſo ganz einfältig nach ſeinen planen Wortverſtand geleſen und betrachtet hätte, aber dazu war ihm durch ſeine myſtiſche Erziehung die Thüre verriegelt worden, denn anſtatt die Sprüche der Bibel ſo zu verſtehen, wie ſie da ſtunden, ſuchte er immer myſtiſche geheime Bedeutungen darinnen, die ihn mehr irre machten, als belehrten. Zu den Geiſtlichen, auch zu den Frömmſten ſeine Zuflucht zu nehmen, kam ihm nicht in den Sinn, denn von Jugend auf war ihm der größte Haß gegen alle äußere Kirchenverfaſſung eingeprägt worden, ein proteſtantiſcher Geiſtlicher, und ein Phariſäer und Schriftgelehrter waren ihm gleichbedeutende Namen, daher irrte er herum, bald war er im ſtrengſten Sinn myſtiſch, bald zweifelte er wieder an der Richtigkeit dieſer Lehre, und bald war er — war er nichts, jedes Buch, das ihm in die Hand fiel, und etwas ſcheinbar geſchrieben war, überzeugte ihn, und riß ſeine Seele zu ſich, ſo daß er oft Wochen lang in einer Art von geiſtiger Betäubung ſtill lag, und nicht wußte, wohin er ſich wenden ſollte, er betete auch oft recht ernſtlich zu Gott, daß Er ihm doch den rechten Weg zeigen möchte, allein noch zur Zeit ſahe er keine Mittel dazu, und es ſchien als wenn ſein Gebet nicht erhört würde, dennoch ſtudirte er fleißig fort, doch nach ſeiner Art, ſo daß er die Schulkenntniſſe immer mit Enthuſiaſtiſchen verwebte, und ſich ſolchergeſtalt ein eigenes Syſtem nach ſeinem individuellen Geſchmack bildete.

Seine Mitſtudirenden hatten oft genug alle Mittel verſucht, ihn in ihre Kameradſchaft zu ziehen, allein das gelang Ihnen nie, ſie ließen ihn alſo gehen, und wegen ſeiner ſtillen Lebensart, und weil er ſich über nichts äußerte, ſo ſahe ihn jedermann für einen einfältigen Menſchen an, aus dem wohl nichts werden würde, man ließ ihn alſo gehen, und dieß war ihm auch am liebſten.

So lebte er eine Zeitlang fort, ohne daß ſich ſein Herz an irgend etwas anhieng, es war ganz genau wie ein Rohr, das von jedem Winde bewegt wird, allein nun kam es mit ihm zu einem Zeitpunkte, wo es einen ſtarken Magneten bekam, der es auf eine lange Zeit anzog, und es in einen ganz neuen Wirkungskreiß verſetzte.

Theobald gieng öfters in abgelegene Gegenden ſpaziren, wo er ſeinen enthuſiaſtiſchen Betrachtungen ungeſtörter nachhängen konnte. An einem ſchönen Frühlingsnachmittage führte ihn ſein Weg in ein Wieſenthälchen, wo die Stille, der angenehme Sonnenſchein und die maleriſche Lage des Orts einen ganz ſonderbaren, noch nie empfundenen Eindruck auf ſein Gemüth machten, um die Wieſe herum ſtund ein Wald mit hohen Bäumen, deſſen Dunkel mit dem Hellgrün des Graſes und den vielen Blumen einen wunderſchönen Contraſt machte;

es ward ihm ſo innig wohl, daß er im eigentlichſten Verſtande des Worts hier herum luſtwandelte; er empfand das ſo vielen Menſchen Unnenbare; ſie fühlen etwas Beruhigendes, Erquickendes, ohne zu wiſſen was es iſt, wüßten ſie's, ſo würden ſie ehrfurchtsvoll den Schöpfer verherrlichen, es iſt die Gegenwart Gottes in der ſchönen Natur; für das ſahe es Theobald nicht an, ſondern nach ſeiner Denkungsart war es ein Kuß der Weisheit in ſeinem innern Seelengrunde, deſſen Urſache die Entfernung von der verdorbenen Welt war.

Indem er weiter gieng, ſo entdeckte er oben am Ende halbgeſehen eine Bauerhütte, zwiſchen etlichen ſchön blühenden Obſtbäumen, ein paar Kinder liefen halb nackend in der Wieſe herum und pflückten Blumen, er gieng fürbas auf dieſes Haus zu, als er dahin kam, ſo fand er zwey vornehm gekleidete Frauenzimmer, eine ältliche Dame von etwa vierzig, und ein Mädchen von zwanzig Jahren, nebſt dem Bauern und ſeiner Frauen vertraulich vor der Thür unter einer Linden ſitzen und Milch eſſen, alle vier waren in einem ſehr ernſtlichen Geſpräche begriffen, welches aber augenblicklich aufhörte, als ſich Theobald ihnen näherte, er verſtand aus dem Schluß ihrer Worte, daß ſie vom Chriſtenthum geſprochen hatten, dies erfreute ihn, er näherte ſich höflich, lächelte, und bat ſie, fortzufahren, denn er ſey auch ein Freund der Religion, und die Materie, von welcher er am liebſten redete.

Das iſt uns etwas neues und erfreuliches, ſagte die älteſte Dame, denn wir ſehen, daß Sie ein Student ſind, und bey dieſen Herrn iſt Religionsliebe etwas ſehr ſeltenes.

„Da haben Sie ganz recht, doch iſt keine Regel ohne Ausnahme, ich bin von Jugend auf zur Religion erzogen, und liebe ſie über alles.„

Auf einmal wurden alle viere zutraulich, auch das freye, fromme und ſchöne Anſehen des Jünglings brachte ihm ſogleich alle Herzen näher; ſie ſetzten alſo ihre fromme Unterhaltung fort; die junge Dame ſprach aber ſehr wenig, nur daß ſie mit ſcharfen Blick, ſo wie es ſchien, in Theobalds Herz ſchaute, ſie war von mittelmäßiger Schönheit, aber von ſchönem Wuchs, und der Carakter der Religion und der Tugend hatte ihre Züge zu einer unausſprechlichen Güte und Sanftmuth geſtimmt. Theobald empfand im Augenblick, ſo wie er ſie ſahe, die Sympathie des Herzens, weil er aber von Jugend auf gewohnt war, ſeine Leidenſchaften zu bemeiſtern, ſo legte er ſeinem Herzen alſofort den Zaum an, damit es nicht den ſo gefährlichen erſten Schritt zum Verlieben thun konnte. Es wurde nun noch allerhand geſprochen, das aber meine Leſer wenig intereßiren kann, und nach Verlauf einer Stunde hatte unſer Jüngling die Ehre an jedem Arme eines dieſer würdigen Frauenzimmer nach Hauſe zu führen. Auf dem Wege erfuhr er, daß die ältere eine Wittwe war, die in Altdorf von ihren Intereſſen lebte, und Frau Wiedin hieß. Die jüngere war die Tochter eines Anſpachiſchen Beamten, Namens Blond, und hielt ſich bey dieſer ihrer Tante auf.

Die Geſpräche dieſer beyden guten Seelen hatten Theobalden dergeſtalt eingenommen, daß er ſich vor dem Thor ohne Schwermuth nicht von ihnen trennen konnte; in ſofern hatte er auch Recht, denn er hatte vielleicht noch niemals ſolche reine und geläuterte Religionsbegriffe gehört und geſehen, als dieſen Nachmittag, denn beyde Frauenzimmer waren eigentlich und im wahren Sinn des Worts Chriſten. So wie er nach Hauſe kam, dachte er über alles nach, was er dieſen Nachmittag gehört hatte, alles kam ihm ſo zuſammenhängend, und ſo vernünftig vor, daß er von Grund der Seele wünſchte, genauer mit dem Frauenzimmer bekannt zu werden, und von ihnen zu lernen. Indeſſen ſchien ihm dieſe Bekanntſchaft zu erlangen, ein ſchwerer Poſten zu ſeyn, denn er wußte, wie ſehr einem honetten Frauenzimmer dran gelegen ſeyn müſſe, allen Umgang junger Mannsperſonen, und beſonders der Akademiſten, zu meiden, und wie ſehr es auch ihm ſelbſt verdacht werden würde, wenn er ein Haus, das von lauter Frauensperſonen bewohnt würde, beſuchte. Doch konnte er endlich ſeinem Wunſch nicht mehr widerſtehen, um aber nicht an der Thüre abgewieſen zu werden, ſo ſchrieb er folgendes Billetgen, und ſchickte es durch ſeine Hausmagd hin.

In unſerm Erlöſer hochzuverehrende
Frauenzimmer!

„Seitdem ich die Ehre gehabt habe, auf dem Spaziergange Ihnen meine Aufwartung zu machen, empfinde ich ein unausſprechliches Verlangen in mir, näher mit Ihnen beyderſeits bekannt zu werden; Gott weiß, daß nicht der entfernteſte Gedanke, nicht der leiſeſte Wunſch in meinem Herzen aufſteigt, der eine andere als chriſtliche und lehrbegierige Urſache hat, mir iſt auch die Vorſicht nicht fremd, welche jungen Frauenzimmern in Anſehung des andern Geſchlechts ſo anſtändig iſt, allein dieſe Vorſicht iſt wegen meiner ganz unnöthig, und in Abſicht auf die Welt, bedarfs nur einiger Behutſamkeit, damit ſie nichts erfahre, erlauben Sie mir alſo einen Beſuch, und beſtimmen Sie mir beliebigſt die Zeit, wenn ich Ihnen aufwarten ſoll. Ich bin mit wahrer Verehrung in der Gegenwart Gottes, Dero

ergebenſt gehorſamſter
Theobald.

Die Magd blieb ziemlich lange, endlich kam ſie und brachte folgende Antwort:

Theurer Freund!

„Meine Tante trägt mir auf, Ihnen folgendes zu antworten: Sie haben uns auf jenem Spaziergange eine um ſo viel höhre Freude gemacht, als ein frommer Student eine ſeltene Erſcheinung iſt; zugleich wiſſen wir auch wohl, daß die beſten Waffen eines Mädchenherzens nächſt einem brünſtigen Gebet um Bewahrung, die ſorgfältige Vermeidung alles unnöthigen Umgangs mit Ihrem Geſchlecht iſt; da Sie aber Belehrung und Erbauung wünſchen, und in dieſem Stück Zutrauen zu uns haben, ſo glauben wir, es ſey eine größere Pflicht im Vertrauen auf Gott, Ihnen Ihren Wunſch zu gewähren, als aus allzugroßer Aengſtlichkeit, eine Gefahr zu ſcheuen, deren Abwendung nächſt Gott doch noch immer in unſerer Gewalt bleibt. Wir werden alſo beyde nächſten Samſtag Nachmittag wieder unſern Spaziergang nach dem bewußten Ort vornehmen, wo Sie uns beyde antreffen können. Wir ſind beyde mit wahrer chriſtlicher Freundſchaft Ihre

ergebenſte Dienerin
Namens meiner Tante und mir
Suſanna Theodore Blondin.

Gott! wie ſo ſehr zu bedauern iſt es, daß auch die alleredelſten Gemüther die feinen Fallſtricke ſo ſchwer vermeiden können, die ihnen auf ihrem Wege durch dieſe Welt alle Augenblicke vor den Füßen liegen! Sannchen war warlich ein vortrefliches Mädgen, und ganz gewiß nichts weniger als wollüſtig, ihr Herz dachte auch — wenigſtens ihr Kopf dachte auch an keine Liebe zu Theobalden, ſie meinte es vollkommen gut, und eben ſo auch ihre Tante, und doch gerieth ſie in einen ſehr ſchweren Kampf, der ihr faſt das Leben gekoſtet hätte, und der ſehr wichtige Folgen auf die Zukunft für ſie hatte.

Wer die Sache nur ſo obenhin betrachtet, der kann ſich freylich oft nicht in ſolche Wege der Vorſehung finden, und warum ſie bey den beſten Menſchen ſolche Verſuchungen zulaſſe; geht man aber ins Heiligthum, und erforſcht die Sache bis auf ihren Mittelpunkt, ſo ſieht man gar oft, daß eben ſolche Schickſale dieſem oder jenem Carakter nothwendig waren, um ihn gegen größeres Verderben und Unglück zu ſichern. Wer obigen Brief von Sannchen genau betrachtet, der findet in den Worten: da Sie aber Belehrung und Erbauung wünſchen u. ſ. w. ſchon einen geheimen Stolz, den das gute Mädgen ſo wenig als die Tante bemerkte, und der ganz gewiß, ohne die darauf folgende ſchwere Probe, zum allergreulichſten und unheilbarſten Phariſäismus ausgeſchlagen ſeyn würde, durch den Gang und die Wendung aber, die die Sache nahm, kam ſie endlich in die höchſtſelige und ſo nothwendige Geiſtesarmuth.

Hier Freund! der du mich letzthin einmal fragteſt, was es heiſſe geiſtlich arm ſeyn, hier haſt du die Erklärung, es heiſt: empfinden, daß es uns an Verſtand und Herz noch mangele, daß man noch ganz arm an Kenntniſſen und an der Liebe zu Gott und dem Nächſten ſeye.

Theobald konnte kaum den Samſtag Nach mittag erwarten, ſo freute er ſich auf die Un terredung mit den Frauenzimmern, er flo gleichſam hin zu dem Bauer, und erwartet dort ſeine neue Freundinnen mit Ungeduld, di ſich auch nicht ſäumten und bald ankamen Nach einigen Geſprächen, wodurch ſie ſich al drey näher bekannt machten, und in welche auch Theobald ſeine ganze Geſchichte und E ziehung kurz erzählte, knüpfte Suſanne ein Unterredung an, die ich ihrer Wichtigkeit wege hier ganz einrücken will, man wird daraus e kennen lernen, welch einen unvergleichliche Verſtand dieſes junge Frauenzimmer gehab habe.

Sie haben, fieng ſie zu Theobalden a in Ihrem Briefe an uns Belehrung gewünſch in welchem Stück wollen Sie belehrt ſeyn, en decken Sie uns Ihr Herz.

„Ich möchte gern ganz genau und gew wiſſen, welches der wahre Weg zur Seligke iſt, der eine lehrt ihn ſo, der andere ander wer mag unter ſo vielen Recht haben?

Das iſt eine ſonderbare Frage; nieman hat Recht, als Chriſtus und ſeine Apoſtel, un alle die ſo lehren wie ſie.

„Das iſt wohl wahr, aber wer verſteht denn ſo ganz alles was Chriſtus und ſeine Apoſtel gelehrt haben?“

Alles braucht man auch nicht zu verſtehen, ſondern nur ſo viel, als zur Seligkeit nöthig iſt, das iſt aber auch ſo deutlich, daß es jeder, auch der allereinfältigſte Bauer verſtehen kann; alle andere Sprüche lernt man nach und nach kennen, ſo wie man an Weisheit und Erkenntniß wächſt.

„So ſagen Sie mir denn doch kurz und deutlich, wie muß ichs machen, daß ich ein wahrer Chriſt werde? man hat mich gelehrt, mich ſelbſt verläugnen, alle meinen liebſten Lüſte und Begierden tödten und kreuzigen; beſtändig in der Gegenwart Gottes wandeln, und unaufhörlich in einem betenden Zuſtande zu ſtehen.“

Das iſt ja auch ganz recht, thue das, ſo wirſt du leben.

„Ja, aber das wird mir ſo ſauer.“

Sauer? — wie ſo? vielleicht haben Sie es nicht recht angefangen.

„Ich wollte alles verläugnen, was nicht zur Nothdurft des Lebens gehörte, denn man ſagte mir, alles übrige ſey ſündlich; je weiter ich nun in dieſer Verläugnung gienge, je mehr forderte mein Gewiſſen von mir, hätte ich nun dieſem folgen wollen, ſo wäre mir am Ende nichts übrig geblieben, als trocken Brod zu eſſen, pur Waſſer zu trinken, und ein Tuch um mich zu hängen, meine Blöße zu decken, und mich gegen die Kälte zu ſchützen, ich mußte alſo wieder umkehren, denn ſo weit konnte ich nicht gehen, ferner: —

Halt! wir wollen dieſe Art der Verläugnung einmal näher beleuchten. Von dem allem ſagen Chriſtus und ſeine Apoſtel kein einziges Wort, nur das ſollen wir verläugnen, was unſere Leibes und Seelenkräfte ſchwächt, was ihre Wirkſamkeit zum Guten hindert. Z. B. wenn wir zu viel eſſen, ſo wird der Körper träg und unthätig, auch wohl zu Krankheiten geneigt, das müſſen Sie ja als Mediziner beſſer wiſſen, als ich, wenn wir zu viel ſtark Getränke trinken, ſo werden wir muthwillig und geil; daher ſagt ja der Apoſtel: Warte des Leibes, gieb ihm alles, was ihm nützlich und zuträglich iſt, doch ſo, daß er nicht geil werde, daß die körperlichen Kräfte die Kräfte der Seele nicht ſchwächen und übertäuben, und man alſo den viehiſchen Lüſten nicht Widerſtand thun könne. Ich will Ihnen da einen guten Rath geben: eſſen und trinken Sie ruhig, was man Ihnen vorſetzt, ſpüren Sie daß der Magen nichts mehr verlangt, ſo hören Sie auf. Wer nur ein wenig aufmerkſam iſt, der kann gar leicht unterſcheiden, ob unſer Appetit zu einer Speiſe Hunger oder Lüſternheit iſt. Hunger und Lüſternheit zu Speiſen, die Gottes Güte uns gegeben hat, laſſen ſich nicht trennen, und in dieſem Fall iſt die Luſt erlaubt, aber Lüſternheit ohne Hunger und Durſt ſoll und muß verläugnet werden.

„Sollten Sie wohl Recht haben? aber wie ſoll ich mich in den Kleidern verhalten?

Dazu haben Sie zwo Regeln, die erſte iſt: Kleiden Sie ſich, wie die ehrbare Klaſſe Ihres Standes, gehen Sie weiter vorwärts in der Mode, ſo zeigt das an, daß Ihre Seele den Pracht liebt, und das iſt ſündlich, bleiben Sie weiter zurück, ſo wollen Sie ſich dadurch auszeichnen, als ein Menſch, der alle ſeines gleichen an Heiligkeit übertreffen will, eben dieſe äußere Heiligkeit ſtrafte Chriſtus ſo ernſtlich an den Phariſäern. Die zweyte Regel iſt dieſe: Kleiden Sie ſich nun auch, wie es Ihr Einkommen erlaubet.

„Auf dieſe Weiſe iſt ja die Selbſtverläugnung gar leicht.“

Ey! glauben Sie denn daß Chriſtus Unrecht habe, wenn Er ſagt: mein Joch iſt ſanft, und meine Laſt iſt leicht? — indeſſen findet man doch in dieſer Schule noch genug zu leiden.

„Gott! Mademoiſelle! wüßte ich nur ob Sie Recht haben!“

Das können Sie leicht erfahren, leſen Sie nur die Bibel ſo einfältig und unpartheyiſch, wie ein ander Buch, ohne mehr darinnen zu ſuchen, als darinnen iſt; ſo verſichere ich Ihnen, Sie werden die Sache nicht anders finden, ich hab eben ſo gegrübelt als Sie; aber ich gerieth mit den größten Männern unſerer Zeit, mit H.... in D.... mit H.... in B.... und mit T.... in Z.... in Briefwechſel, und alles was ich Ihnen da ſage, iſt nichts anders, als ein Auszug aus ihren Briefen.

„Sollten denn alle die myſtiſchen Lehrer, ſo viele vortrefliche Männer und heilige Frauen, die doch die Bibel anders erklären, Unrecht haben?“

Herr Theobald! Gott bewahre ſeine ganze Chriſtenheit in Gnaden, daß ſie Recht haben, ſonſt wirds übel ausſehen, denn erſtlich, wenn ſie Recht haben, ſo iſt die Bibel dem größten Theil der Menſchen, die leſen können, und einen geſunden Verſtand haben, doch ganz unverſtändlich, das heiſt mit andern Worten, Chriſtus und ſeine Apoſtel haben den Narren mit der Menſchheit gehabt, weil ſie die Sache weit anders verſtehen, als ſie ſich ausdrücken, und zweytens, wenn ſie Recht haben, bedenken Sie dann nur, wie wenig Menſchen ſind myſtiſche Chriſten, und wie wenige werden alsdann ſelig? indeſſen halte ich doch immer ſehr viel auf jene myſtiſche Schriftſteller, ſie waren ſehr gute Menſchen, und aus Liebe zu Gott trieben ſie die Sache ſo weit. Leſen Sie die Bibel, nehmen Sie die Worte in ihrem natürlichen Verſtande, und thun Sie dann einfältig, was Ihnen da befohlen wird.

„Was halten Sie aber vom Wandel in der Gegenwart Gottes?“

Ey! was die Bibel davon hält, ſagen Sie mir, was Sie dadurch verſtehen?

„Ich verſtehe durch den Wandel in der Gegenwart Gottes, das immerwährende Beſtreben, nichts zu denken, ſondern alle Gedanken und Wirkungen ſtill ruhen und vor Gott ſinken zu laſſen, damit Er allein in mir wirken könne.“

Sehen Sie, das iſt auch wieder Misverſtand, und ganz überſpannt, auf die Weiſe handeln Sie gerad dem Wort Gottes entgegen, ja dies ſtreitet ganz wieder den Zweck der Natur, unſre Seele ſoll mit ihrem Denken, Dichten und Trachten zur Ehre Gottes und zum Beſten der Menſchen wirkſam ſeyn; ich will Ihnen beſſer ſagen, was es heiſſe, in der Gegenwart Gottes wandeln: Sie müſſen immer beſtändig wachſam auf Ihre Gedanken, Worte und Werke ſeyn, alles was Sie denken, das müſſen Sie prüfen, ob es dem Willen Gottes gemäß iſt, ob der Gedanke, denn Sie da haben, Gott gefallen kann; alle Ihre Worte müſſen Sie erſt abwiegen, ehe Sie ſie ausſprechen, ob Sie ſie auch ſagen würden, wenn der Herr Chriſtus da gegenwärtig vor Ihnen ſtünde, und eben ſo müſſen Sie auch alle Ihre Handlungen ehe Sie ſie ausführen, unterſuchen, ob ſie auch Chriſtus, wenn Er an Ihrer Stelle geweſen wäre, würde ausgeführet haben. Sehen Sie, das heiß ich in der Gegenwart Gottes wandeln. So! das Wort zeigt es ja deutlich genug: wir ſollen uns immer ſo aufführen, wie wir uns aufführen würden, wenn Chriſtus immer ſichtbar um uns wäre.

„Das alles kommt mir wirklich ſehr wahrſcheinlich vor, aber dann iſts gar nicht ſchwer, ein Chriſt zu ſeyn; wie verſtehen Sie denn das Beten ohne Unterlaß?“

Das iſt mit dem Wandel in der Gegenwart Gottes unzertrennlich verknüpft: indem ich mir Gott beſtändig gegenwärtig vorſtelle, und ſo vor Ihm wandele, ſo bin ich auch immer mit Ehrfurcht gegen Ihn erfüllt; ich weiß, daß ich keinen Schritt vor mich in die Zukunft ſehe, und daß alſo meine Vernunft nicht hinlänglich iſt, immer das Beſte zu wählen was ich thun, und was ich leiden ſoll. daher begleite ich jeden Gedanken, jedes Wort und jede Handlung mit einem brünſtigen Wunſch im innerſten meiner Seele, um die beſte Leitung der ewigen Liebe zur Ehre Gottes, zum Wohl meiner und meiner Mitmenſchen, und dies immerwährende Anhangen an Gott und ſeiner Hülfe iſt das immerwährende Gebet.

„Das alles kommt mir ſo wahrſcheinlich, und ſo vernünftig vor, wenn ich nur gewiß wüßte, obs alles richtig iſt? — denn mir iſt ſo bang, es möchte Vernünfteley ſeyn, die mich irre führen könnte.“

Sie können unmöglich irren, wenn Sie das neue Teſtament ſo erklären, wie es der Buchſtabe und der Zuſammenhang der Wahrheit mit ſich bringt. Mein Gott! wem wollen Sie anders glauben als Chriſto und ſeinen Apoſteln, und wie können Sie ihre Worte anders verſtehen, als es der Ausdruck mit ſich bringt? ſonſt wären ſie ja umſonſt und für nichts geredet und geſchrieben worden. Ihre Erziehung hat die myſtiſchen Vorurtheile ſo tief in Ihre Nerven verwebt, daß ſie ſich anders nicht als mit Aengſtlichkeit heraus winden können, aber Sie müſſen es thun, ſonſt ſcheitern Sie, und können noch leicht Schiffbruch am Glauben leiden.

„Wohlan, ich wills wagen und Ihnen folgen, Gott wird mir ſeinen Segen dazu geben.

Das wird Er, ſeyn Sie nur ruhig und nicht ängſtlich in Ihren Chriſtenthum.

So unterredete ſich Theobald mit ſeiner neuen Freundin; nur das Weſentliche des Geſprächs habe ich aus ſeinem Tagebuch mitgetheilt, es iſt da noch weitläuftiger. Wer allenfalls zweifelt, ob ein Mädgen wie Sannchen von 20 Jahren, ſo viel Verſtand und Einſicht haben, und ſo reden können, der wiſſe, daß ich Sannchen kenne, und noch weit tiefſinnigere und gründlichere Geſpräche und Briefe von ihr gehört und geleſen habe.

Theobald führte die Frauenzimmer nach Haus, und es wurde auf den folgenden Samſtag wiederum eine Zuſammenkunft an dem nemlichen

nemlichen Orte verabredet. So wie der gute Jüngling ſich auf ſeiner Kammer in der Einſamkeit befand, ſo fühlte er ein quälendes noch nie empfundenes Etwas in ſeiner Seele, und als er ſich recht prüfte, ſo fand er, daß es Liebe zu Sannchen war, aber eine ſo feine Liebe, ſo daß ihm däuchte, ſeine Sinnlichkeit könne nicht den entfernteſten Antheil daran haben; ſo gehts gemeiniglich mit der Sympathie zwiſchen zweyen tugendhaften Herzen, und doch findet man ſein Lebtage nicht, daß ſich Mann und Mann, oder Weib und Weib ſo lieben, es muß doch tief in der Seele immer ein Grund verborgen liegen, der nichts anders als der Geſchlechtstrieb iſt; nichts beweiſt das deutlicher, als daß allemal die Sehnſucht dieſer Liebe auf eine Heirat zielt.

Theobald war im Grunde nichts weniger als ein Heuchler, er verbarg ſich nichts, was er in ſich fand, als er daher den Wunſch merkte, Sannchen zu heiraten, ſo hatte er weiter nichts dagegen, und er nahm ſich wirklich vor, ſie bey erſter Gelegenheit zu prüfen, fände er, daß ſie Neigung zu ihm hätte, ſo wollte er ſich mit ihr verloben, und ſie auch heiraten, ſobald er ſie würde ernähren können, Was geſchah? —

Ein paar Tage darauf kam die Magd de
Frau Wiedin am Abend in der Dämmerung
und bat ihn, ihre Frau und Jungfer zu beſu
chen, denn die Jungfer ſey auf einmal ſehr kran
geworden. Theobald erſchrack heftig, und doc
empfand er zugleich ein inniges Vergnügen
weil er jetzt nicht nur ſeinen geliebten Gegen
ſtand ſehen und ſprechen, ſondern ſogar noc
von Ihr dazu aufgefordert würde, ſeine heiße
ſten Wünſche fiengen alſobald an für Sannche
gen Himmel zu ſteigen, er eilte zum Hauſe de
Frau Wiedin, die ihn mit Thränen in den Au
gen empfieng, und ihm folgendes erzälte:

Die Jungfer Blondin war ſeit dem letzte
Spaziergang ſehr ſtill, und immer in ſich ſelb
gekehrt; die Tante fragte ſie öfters, waru
ſie ſo tiefſinnig ſey, ſie wußte aber keine Urſ
che davon anzugeben. Geſtern Abend war ſ
geſund und munter zu Bette gegangen, dieſe
Morgen aber ſtund ſie nicht wie gewöhnlich z
ihrer Zeit auf, das befremdete die Frau Wie
din, ſie ſchlich auf den Zehen auf ihr Schla
zimmer, und fand ſie ruhig und ſanft ſchlafe
ſie gieng alſo wieder herab, und ließ ſich de
Caffee bringen, nachdem ſie dieſen getrunke
hatte, ſo kam die Magd hereingelaufen, un
erzählte ängſtlich, daß die Jungfer ſo ſehr jan

ammere und weine, beyde lieſen zu ihr ans Bette und fanden ſie auf den Knien ſitzen, kläglich weinen nnd wehklagen. Die Tante fragte ſie was ihr fehle? Ach! ſagte ſie, ihr Menſchen bekehrt euch doch, die Gerichte Gottes ſind vor der Thür, und bald wird der Bräutigam kommen, wehe dem, der ſeine Lampe, nicht geſchmückt hat! Die beyden gaben ſich alle Mühe, ſie zurecht zu bringen, denn ſie war nicht bey ſich ſelbſt, und ſie meinte immer, ſie ſey nicht auf dem Bette, ſondern auf der Straßen.

Nach ungefähr einer Stunde beſann ſie ſich, nun kannte ſie ihre Tante, und jetzt wußte ſie, daß ſie auf ihrem Bette war. Sie erzählte, ſie habe einen ſehr merkwürdigen Traum gehabt: ſie träumte, ſie wäre vor dem Hauſe auf der Straßen, und ſähe den Himmel, ſo als wenn er von Morgen gegen Abend geſpalten wäre, gegen Morgen hin erblickte ſie ein unzählbares Heer Menſchen in weiſſen Kleidern, die alle Harfen in den Händen hatten und darauf ſpielten, mitten unter ihnen ſahe ſie Chriſtum eine Kopfslänge über alle hervorragen, und ſeine Majeſtät war unausſprechlich. Er ſahe ſie freundlich an, winkte ihr, und ſagte: folge mir nach! ſie fiel auf ihre Knie und rief: Herr Jeſus, zeuch mich dir nach, ſo will ich dir folgen! indem kehrte ſie ſich gegen Abend hin, und dort entdeckte ſie mit Schrecken das ganze Heer verdammter Seelen, und mitten zwiſchen ihnen den Satan in ſchrecklicher Geſtalt, dieſer rief ihr zu: Mache dir nur keine Rechnung auf die Seligkeit, denn du haſt mir bisher gedienet, und du biſt mein; mit größter Angſt wendete ſie ſich zu Chriſto und rief: Herr, erbarm dich mein! darauf reckte er ſeine Hand gegen den Satan und die Hölle aus, und ſagte mit ſtarker Stimme; Dieſe Seele iſt mein, denn ich habe ſie mit meinem Blute erkauft. Nun verſchwand alles nach und nach, und ſie erwachte. Sannchen wurde auf dieſen Traum krank, denn ſie hatte ein ſtarkes Fieber, ihr Gemüth war ſehr darnieder geſchlagen, und ihre Seele mit dem Traum ganz angefüllt.

Das alles erzählte die Frau Wiedin Theobalden, beyde erſtaunten, denn ſie ſahen den Traum durchaus für göttlich an, und glaubten, es würden noch viele merkwürdige Dinge mit ihr vorgehen. Theobald freute ſich ſchon voraus auf alles, was er noch Gutes von ihr ſehen und hören würde. Sie führte ihn nun hinauf zu der Kranken, ſie empfieng ihn mit der größten Freundlichkeit und ſagte: ich armer Wurm, ich ſündhaftes Geſchöpf, bin nicht werth, daß mich ein ſolcher Mann beſucht. Theobald wurde darüber tief gebeugt, denn er hielt dieſe Demuth für den höchſten Grad der Heiligkeit, er küßte ihr alſo die Hand, und demüthigte ſich noch mehr vor ihr.

Ich gerathe hier nach der Ordnung meiner Geſchichte an eine Materie, die in vieler Rückſicht außerordentlich kritiſch für mich iſt; der Ungläubige, der Freygeiſt und der Chriſt nach der Mode, denn alle drey ſind in meinen Augen ſehr nahe Verwandte, wird das Maul rümpfen und ſagen: Mein Gott! — oder, ich weiß den T.... nicht, wie der Stilling dazu kommt, ſo unbedeutende, ſo wenig unterhaltende, und ſogar nicht lehrreiche Sächelchen zu erzählen! Höre du Unglücklicher! der du ſo etwas ſagſt, wiſſe erſtlich, daß es noch zehnmal mehrere Menſchen giebt, (Gott Lob und Dank! daß ich dirs mit Wahrheit ſagen kann,) denen dieſe Sächelchen im höchſten Grad lehrreich ſind, hab' nur Geduld, ich werde dir auch zu ſeiner Zeit noch Sächelchen erzählen, die dir in die Ohren gellen ſollen, wenn du nur nicht taub biſt.

Hingegen der große Haufen wohlmeinender frommer guter Menſchen, werden hier für mich zittern und ſagen: Wenn nur der gute liebe

Mann nicht ſo weit gienge! ſolche Sachen ſind von der äußerſten Wichtigkeit, denn alles Gute kommt vom Geiſt Gottes, da nun dergleichen Dinge gut ſind, ſo kommen ſie ja auch vom Geiſt Gottes, und darüber zu kritiſiren, das iſt ſehr gefährlich.

Hört lieben Brüder und Schweſtern! die ihr ſo denkt oder ſprecht, ich will euch etwas ſagen; Gott hat uns ſeinen Willen vollkommen in ſeinem Worte offenbart, wir haben Moſen und die Propheten, Chriſtum und die Apoſtel, an dem was ſie uns hinterlaſſen haben, finden wir genug zu unſerer Seligkeit; alle außerordentliche Erſcheinungen, Träume und Entzückungen gehören nicht zu den ordentlichen Mitteln, derer ſich Gott zu unſerer Belehrung bedient, indeſſen ſo lange ſolche Menſchen nichts anders ſagen, als was mit dem Worte Gottes und der Vernunft übereinkommt, ſo lang verehre ich auch die Wahrheit in dieſem Kleide, halte aber immer die Art, wie ſie ſich da offenbart, nicht für die ächte, denn ich habe faſt allemal gefunden, daß die ganze Sache ein ſehr gefährliches Ende genommen hat, wie der Verfolg dieſer Geſchichte meine Leſer noch zu ihrem höchſten Erſtaunen belehren wird. Endlich glaube ich, die Erzählung der genaueſten Um ſtände einer ſolchen Krankheit, denn nichts anders iſt die ganze Sache, ſey dem Mann, der den Menſchen, und beſonders die Seele ſtudirt, von äußerſter Wichtigkeit, kurz und gut ihr Leute! ich kehre mich an nichts, und erzähle fort.

Sannchen ließ ſich allerhand Bücher auf den Nachttiſch vor das Bette tragen, und ſchlug bald dieſes, bald jenes auf, beſonders beſchäftigte ſie ſich mit Liedern, zuweilen las ſie auch im neuen Teſtament, aber niemals viel, ſondern nur einzelne Sprüche. Es war erſtaunlich, wie treffend und auf alle Umſtände paſſend alles war, was ſie aufſchlug, zudem ſprach ſie mit ſolchem Verſtande und Erleuchtung über alles, daß ſowol die Tante als Theobald erſtaunten, und ſo voller Ehrfurcht da ſaßen, als wenn der heilige Geiſt in ſo reichem Maaß, wie am erſten Pfingſttag über die Apoſtel, auf Sannchen gekommen wäre; ſie ſelbſt glaubte, daß alles was in ihr vorgienge, lauter Werke Gottes ſeyn; das war ihr aber auch nicht zu verdenken, denn wer begreift alle Wirkungen, die durch die Seele möglich ſind? und wie leicht iſts dann, ſolche außerordentliche und zugleich gute Dinge der unmittelbaren Einwirkung der Gottheit zuzuſchreiben? Beſonders war alles, was ſie für Theobald aufſchlug, oder in Rück ſicht auf ihn ſagte, vortreflich tröſtlich, und ſehr viel verſprechend, da er nun alles, was ſie ſagte, für Eingebung des heiligen Geiſtes hielte, ſo wurde er über das alles ſo begeiſtert, und mit ſolcher Kraft angethan, daß er den Tod für die Religion auszuſtehen, für etwas ſehr geringes hielt, er fieng zugleich an große Dinge von ſich ſelbſt zu ahnden, daß er ein großes Werkzeug Gottes in der Welt werden würde, u. ſ. w. Merkwürdig wars auch, daß Sannchen öfters auf eine Vereinigung ihrer beyder anſpielte, und die allertreffendſten Aufſchläge in Bogazkys Schatzkäſtchen, in der Bibel und in den Geſangbüchern that; dies alles hatte die heftigſte Wirkung ſowol auf den Theobald als auf die Tante, alle drey ahndeten, es ſey der Wille Gottes, daß ſich die beyde heirateten, keins aber ſagte ein einziges Wörtchen davon. Das Sprüch- und Verſeaufſchlagen, reden und Weiſſagen dauerte ungefähr 8 Tage fort. Theobald beſuchte ſie alle Abende, und verſchrieb ihr auch öfters etwas zur Stärkung, es fehlte ihr eigentlich nichts, und doch war ſie ſo matt, daß ſie nicht außer dem Bette ſeyn konnte, und dann bekam ſie alle Abende ein Fieber, deſſen Urſache aber ganz unergründlich war.

Nach acht oder zehn Tagen aber zeigte ſich ihr Zuſtand wieder in einer ganz neuen Geſtalt, ſie gerieth auf einmal in eine Erſtarrung des ganzen Körpers, ſo daß alle Glieder ganz ſteif waren, ſie lag auf dem Rücken, und hatte die Hände auf der Bruſt gefalten, dabey ſahe ſie ganz ſtarr in die Höhe, und machte eine ſehr ernſte Mine; keine Art von Ermunterung konnte ſie zu ſich ſelbſt bringen. Alsbald wurde Theobald zu ihr gerufen, er fand ſie ſo da liegen, er ſetzte ſich ſtill ans Bett hin, und beobachtete ſie, die Tante war auch zugegegen: nach einer Weile reckte ſie die rechte Hand aus, lächelte und rief: Wohlauf der Bräutgam kömmt, ſteht auf, die Lampen nehmt, Halleluja! macht euch bereit, zu der Hochzeit, ihr müſſet ihm entgegen gehn. — Da iſt Er der Herr, wie helle glänzen ſeine Wunden, nun werden ihn ſehen, die ihn geſtochen haben — nun werden heulen alle Geſchlechte der Erden, u. ſ. w. Ueber eine Weile fieng ſie an zu zittern und zu zagen, ach Gott! rief ſie, wie ſchrecklich iſt der jüngſte Tag, wie fürchterlich das letzte Gericht! Siehe, der Herr kommt mit viel tauſend Heiligen Gericht zu halten über alle u. ſ. w. Die Angſt gieng immer weiter, ſo daß ſie ſich endlich im Bett aufrichtete, und der kalte Schweis floß über ihre Wangen herab; noch immer aber war ſie nicht bey ſich ſelbſt, doch erzählte ſie den Umſtehenden, die ſie für Vater und Mutter anſahe, alles was ſie geſehen und gehört hatte, das war nun erſchrecklich, ihre Erzählung war ſo pathetiſch, ſo wohl geſetzt, und ſo dramatiſch, daß man darüber erſtaunen mußte; ſie redete darnach vollkommen vernünftig von allen Dingen, das ließ ſie ſich aber nicht ausreden, daß nicht die Tante ihre Mutter, und Theobald ihr Vater ſey, ſie ſprach auch mit ihnen ganz im Ton eines Kindes, da nun alles, was ſie ſagte, als von Gott eingegeben angeſehen wurde, ſo ahndete man auch etwas prophetiſches darinnen, ob mans gleich nicht auszulegen wußte.

Von dieſem Zeitpunkt an, gerieth ſie alle Tage, um die nemliche Stunde, in eine Entzückung, ſo daß ſie ganz auſſer ſich kam; wenn ſie fühlte, daß ſie dieſer Zuſtand anwandeln wollte, ſo legte ſie ſich auf den Rücken, breitete die Bettdecke über ihre Bruſt her, faltete die Hände auf derſelben, und ſchaute in die Höhe. Bald darauf ſahe ſie Chriſtum vor ſich am Creuz hangen, ſie fieng dann Geſpräche mit ihm an, die ſehr zuſammenhangend waren, und oft konnte man aus ihren Anworten alles ſchlieſſen, was mit ihr geredet wurde.

Da war nun nach Theobalds und der Tante feſten Ueberzeugung die Prophetin fertig, ſie wurde als eine heilige Perſon angeſehen, er ſchrieb alle ihre Worte zu dem Ende auf, um ſie drucken zu laſſen, und ſchätzte ſich glücklich zu einem ſo heiligen Amt gebraucht zu werden, denn ſie forderte ihn feyerlich dazu auf. Da auch Sannchen alle Abends die Entzückung bekam ſo konnte Theobald einer jeden beywohnen, ohne etwas zu verſäumen, er kam aber auch allemal hin, denn er hätte lieber alle Collegia ihren Gang gehen laſſen, als nur eine Entzückung zu verſäumen.

Einsmals, nachdem dieſer Umſtand etwa 14 Tage gedauert hatte, ſo war die Entzückung viel feyerlicher, als jemals, Theobald und die Tante erwarteten daher etwas groſſes, als ſie vorbey war, ſo ſagte Sanchen, bleiben Sie beide dieſe Nacht bey mir, denn der Herr Jeſus wird mich wieder beſuchen, und mir etwas ſehr wichtiges ſagen; mit Freuden entſchloſſen ſich beyde zu wachen; der ganze Abend bis gegen 1 Uhr nach Mitternacht wurde mit lauter erbaulichen Geſprächen zugebracht, nun aber fieng Sannchen an, ſie wolle ein wenig ruhen, die Tante möchte doch ſo gütig ſeyn, und ein wenig Caffee während der Zeit machen; ſie ſelbſt habe Luſt ein Schälchen mit zu trinken. Die Tante that das ſehr gerne; als ſie kaum eine halbe Viertelſtunde weg war, und Theobald ſtill vor dem Bett geſeſſen hatte, ſo hörte er ſie ſich ſehr verwundern, und mit Erſtaunen ſagen, ach Herr Jeſus! iſt das wahr, ach Herr! dein Wille geſchehe, — mein Gott! was iſt das, mein Gott und mein Alles! — u. ſ. w. Er riß den Vorhang von einander, und ſagte: was iſt Mademoiſelle! was iſt geſchehen? Sie ſah ihn bedenklich an, und antwortete: Herr Theobald! da hat mir der Herr Jeſus etwas ſehr wichtiges geſagt, ich darf aber nichts davon entdecken bis zu ſeiner Zeit — in dem Augenblick empfand er eine Rührung in ſeiner Seele, und eine tiefe Ueberzeugung, daß es nichts anders ſey, als daß ſie beyde ſich heirathen ſollten, ſo wie er das fühlte, ſo ſagte er lächlend, Mademoiſelle! ich weis es, was Ihnen der Herr Jeſus geſagt hat.

„Wiſſen Sie's?„

Ja ich weis es, wir ſollen uns heiraten, hier iſt meine Hand!

„Ja das iſt der Wille Gottes, — der Herr Jeſus hat mir geſagt, wir ſollten uns heiraten; mit dieſen Worten ſchlugen ſie ihre Hände in einander, und verſprachen vor Gott ſich zu heiraten.

Leſer! ich bitte mit dem Urtheile noch etwas einzuhalten, ich erzähle gewiſſe Wahrheiten, in ſofern du Erfahrung in der Phyſik und NB. auch in der Religion haſt, in ſofern haſt du ein Wörtchen dazu zu ſagen, ſonſt aber bitte ich dich, noch ein wenig zu warten, denn bald wird dir ein Mann den Knoten löſen, der beydes in einem hohen Grad hatte. Kaum war das alles vorüber, ſo erſchien die Tante mit dem Caffe, ſie war ganz heiter, und ſagte, indem ſie das Geſchirr auf den Nachttiſch ſetzte, nun hat ſie denn ein wenig geruht, Jungfer Baaſe? Nein! antwortete die Kranke, aber ſonſt iſt etwas ſehr Wichtiges vorgegangen, der Herr Jeſus erſchien mir wieder am Kreuz, und befahl mir, den Herrn Theobald zu ſeiner Zeit zu heiraten, ich wunderte mich ſehr darüber, und ohne daß ich ein Wörtchen habe blicken laſſen, ſo hat doch der Geiſt Gottes zu gleicher Zeit das Nämliche dem Herrn Theobald in den Sinn gegeben, er ſagte mirs, ehe ich ihm etwas ſagte, und wir haben uns ſo eben zuſammen verſprochen.

Die Tante ſchlug ihre Hände zuſammen, für Verwunderung; und über dem Coffeetrinken muſten ihr beyde alles mit den kleinſten Umſtänden erzählen. Sie hatte nichts einzuwenden, ſie ſagte, ihr ſchickt euch für einander, jetzt ſeyd aber auch ſo klug, und haltet alles höchſtgeheim, mein Schwager Blond iſt, ein recht braver Mann, aber von ſolchen Sachen hat er keine Kenntniſſe, wenn er nun hörte, daß ſich ſeine Tochter mit einem Studenten versprochen hätte, ſo würde er alles umſtoßen, und euch viele Leiden machen, wenn aber Herr Theobald einmal ausſtudirt hat, und ſein Brod erwerben kann, ſo iſt gar kein Anſtand da, ich will ihm dann meine Baaſe ſchaffen.

Die beiden Neuverlobten hielten auch dafür, daß man die Sache heimlich halten müſte, indeſſen war ihnen ganz wohl dabey, denn ſie ſagten beyde gegeneinander, das hat Gott angefangen, Er wirds auch vollenden.

Nach dieſer Geſchichte hörten auf einmal alle Entzückungen auf, man ſahe nicht das geringſte Auſſerordentliche mehr an Sannchen, ſo gar ſchien es als wenn ihre Luſt am Leſen und aufſchlagen einigermaſen erkaltete, Theobald und die Tante wunderten ſich ſehr darüber, doch fanden ſie bald die Urſache, die Tante kam ſogar am erſten darauf, ſie glaubte nemlich, die ganze Sache habe keinen andern Zweck gehabt, als das Gott die Heirat zwiſchen ihnen beiden habe ſtiften wollen, dieſer Aufſchluß ſpannte nun ihre Erwartung aufs höchſte; was wird denn Gott mit der Heirat vorhaben? — daraus muß etwas ſehr Großes entſtehen! — ſo rief die Tante oft mit zuſammengeſchlagenen Händen. Selbſt Theobald träumte ſich eine groſſe Zukunft in ſeinem Zukünftigen Ehſtand, dann durchdachte er ſeine Erziehung, und ſeine wunderliche Schickſale, und das alles bekräftigte ihn immer in den Gedanken, es müſte noch etwas ſehr Großes aus ihm werden. Obgleich dieſe Zufälle bey Sannchen aufhörten, ſo hörte doch ihre Krankheit noch nicht auf, Theobald verordnete ihr etwas, indeſſen ſie wollte nichts nehmen, denn ſie ſagte: der Herr hat mir geſagt, Er ſey mein Arzt, und keine Arzney würde mir etwas helfen. Theobald verehrte das als Gottes Wort, und gab ihr nichts mehr. Da ſie aber von Zeit zu Zeit ſchwächer würde, ſo daß es ſchiene als wenn ſie die Auszehrung hätte, ſo fieng Theobald an zu ſorgen, ſie aber lachte ihn aus, und ſagte: Kleingläubiger! Was zweifelſt du? — einsmals als er auch da ſaß, und bekümmert war, ſo richtete ſie ſich im Bette auf, und ſagte: Theobald, heute über vier Wochen werde ich in dieſer Stunde aufſtehn, aufbleiben, und geſund ſeyn: er erſtaunte, glaubte aber ihrem Worte und wurde muthig.

Die vier Wochen durch ſchien ſie gar keine Beſſerung zu ſpüren, ſie behielt aber immer guten Muth, ſo ſehr auch oft Theobald zweifelte. Am beſtimmten Tage verfügte er ſich zu der geſetzten Stunde zu ihr, er fand ſie ſehr matt und ſchwach im Stuhl ſitzen, indem ihr die Magd das Bette machte, ſie konnte ſich aber nicht aufrecht halten, ſondern mußte wieder ins Bett, jetzt wurde ihr ſelber Angſt, und Theobald fieng an zu weinen; ſey gutes Muths! ſagte ſie zu ihm, der Herr wird ſein Wort an mir nicht ſtecken laſſen. Bey ihm that das aber keine Wirkung, er gieng herab zur Tante, und beyde klagten ſich ihre Noth bitterlich.

Als ſie nun ſo recht am Weinen Klagen und Zweifeln waren, und Plane machten, wie ſie ſie ans Arzneynehmen bringen wollten, ſo trat ſie ganz angekleidet, und mit frohen Geſichte zur Thür herein: ſeht ihr Zweifler! rief ſie, da bin ich, und bin geſund! Da fühl meinen Puls Theobald! Er thats, und fand ihn mit Erſtaunen ordentlich, da er vor einer

guten

guten halben Stunde noch mit Extrapoſt gegangen hatte. Nun das war noch das größte Wunder, das war augenſcheinlich Gottes Finger, daran zweifelten nun alle drey nicht mehr, und wer nur das mindeſte Bedenken darüber würde gezeigt haben, den hätten ſie ohne Anſtand für einen Gotteslåſterer erklärt. Von dieſer Zeit an blieb Sannchen zwar etwas bleich und ſchwächlich, ſonſt aber war ſie ganz vollkommen geſund.

Ich vermuthe daß hier viele meiner Leſer die ganze Geſchichte mit Sannchen theils für eine Krankheit, theils für einem vorſetzlichen Betrug erklären werden. Ich bezeuge aber, daß kein Betrug dabey unterlief, ſogar den Befehl zum Verſpruch mit **Theobald** glaubte ſie ſteif und feſt von Chriſto empfangen zu haben, ſie war, die erſte entfernte Urſache von allem ausgenommen, ganz und gar an allem unſchuldig.

So hält wohl Stilling ſelbſt die ganze Sache für göttlich? — Nein ihr Herren! das thut Stilling nicht.

So ſehr man auch alles geheim zu halten ſuchte, ſo kamen doch allerhand wunderliche Geſpräche unter die Leute, und jeder redete von

der Sache wie ers verſtund. Sannchens Va
ter wußte durch Briefe von der Tante, ſeine
Schwägerin, daß ſeine Tochter nicht recht wo
wäre, weiter aber nichts, aber durchs allgeme
ne Gerücht erfuhr er ganz andere Dinge, do
hörte er nichts Schändliches, nicht einmal wu
de Theobalds gedacht, der hatte ſich aber au
ſo vernünftig bey der ganzen Geſchichte aufg
führt, und überhaupt war ſein Ruhm ſo gegrü
det, daß außer den Altdorfer Studenten ke
Menſch etwas Böſes von ihm ſagte.

Durchgehends nahm man Sannchens U
ſtände nicht ſo übel, der eine ſagte, ſie ſey ve
rückt; der andere vermuthete, ſie könnte
noch werden, der dritte glaubte, es ſtecke etw
Großes darhinter, und da es eben keinen Z
ſammenlauf unter dem Volke verurſachte,
intereßirte es die Geiſtlichen nicht, es war übe
dem auch niemals einer zu ihr gerufen worde
eben ſo wenig ein Arzt, denn Theobald ve
trat bey ihr beyde Stellen. Herr Blond glau
te nur ſeiner Schwägerin, und alles ande
was man ſagte, hielt er für Mährchen, do
fand er nicht für gut, ſeine Tochter länger
Altdorf zu laſſen; er ſchickte alſo ſeine Equipa
hin, um ſie abzuholen; dieſe kam, nachde
ſie acht Tage wieder aus dem Bette geweſ

war, und ſich in etwas wieder erholt hatte. Dies war ein Donnerſchlag ſowol für Theobald als für Sannchen, doch faßten ſich beyde, verbanden ſich noch feſter, und er nahm ſich nun, noch fleißiger zu ſtudiren, und alle ſeine Kräfte dran zu wenden, damit er einſt als ein würdiger Arzt in der Welt möchte wirken können; ſie indeſſen verſprach ihm feyerlich, nie einen andern zu heiraten, und ihm ſo oft, als es ihr möglich ſey, durch Einſchluß an die Tante zu ſchreiben, welcher Gelegenheit er ſich auch zu den Briefen an ſie bedienen ſollte. Nun verabſchiedeten ſich beyde, dies geſchah ſo feyerlich und auf eine ſo erhabene Art, daß Sannchen faſt aufs neue ihre Zufälle bekommen hätte. Darauf berichtete Theobald die ganze Geſchichte ſeinen Eltern, alle Worte die Sannchen in ihren Entzückungen und außer denſelben geſprochen hatte, überſchrieb er ihnen; dieſe beyde guten Leute wurden dadurch ſo gerührt, und ſo von der hohen Würde Sannchens überzeugt, daß ſie ſich es für die höchſte Ehre hielten, ſie zu ihrer Schwiegertochter zu bekommen: ſie ſchrieben ihm alſo aus der ganzen Fülle ihrer Freude, und wünſchten ihm von ganzen Herzen allen erdenklichen Segen.

Dieſe neue Veränderung in Theobalds Gemüth vergeſtaltete ihn zu einem ganz andern Menſchen, anſtatt daß er vorher ſtill und abgeſchieden von allen Menſchen gelebt hatte, ſo war er nun offen, freundlich, geſprächig, und höchſt angenehm, er hütete ſich aufs ſorgfältigſte für allen Ausſchweifungen, aber er vermied doch anſtändige Geſellſchaften nicht; er aß und trank nun ordentlich, kleidete ſich auch ſo, wie es ſeinem Stande zukam, ohne ein Petit Maitre zu werden; kurz, er war jetzt der angenehmſte und gefälligſte Menſch von der Welt, ſo daß die ganze Univerſität alle Hochachtung für ihn hatte, und dennoch befliß er ſich einer ungeheuchelten Gottesfurcht und Rechtſchaffenheit, mit einem Worte, er betrug ſich ganz ſo, wie ihn Sannchen unterrichtet hatte. Dieſes dauerte ſo ein ganzes Jahr fort, während welcher Zeit er alle 14 Tage an Sannchen ſchrieb und Briefe von ihr bekam.

Zu dem allen trug nun auch der Umgang mit der Welt, und mit lehrreichen Beyſpielgebenden Menſchen vieles bey; dieſe hatte er vorher ganz vermieden, mithin hatte er ſie nicht prüfen, und das Gute, welches ſie haben, nicht von ihnen lernen können, jetzt aber, da er ſich mehr unter ſie wagte, jetzt ſöhnte er ſich mehr mit ihnen aus, und er fand alſo auch viel mehr Gutes unter den Menſchen, als er bis dahin geglaubt hatte; endlich kamen ihm auch allerhand aufgeklärte Schriften unter die Hände, die er las, und wodurch ſeine Seele allmählig von ihrer Höhe der Schwärmerey zu mehrerer gereinigterer Vernunft herabgeſtimmt wurde.

Nun aber änderte ſich die Scene wieder: Sannchen war zu Hauſe immer ſchwermüthig und ſchwächlich geweſen, die vernünftigſten Aerzte, welche wegen ihrer conſultirt wurden, ſchrieben alles einer Nervenſchwäche zu, man erklärte ſie für hyſteriſch; gut! — das war ſie, aber alle Mittel, alle Staltinkturen, alle China, und alles was man ihr gab, konnte nichts helfen; endlich hörte man von einem Dorfpfarrer, dem Herrn Boſius, welcher beſondere Fähigkeiten haben ſollte, ſchwermüthige Perſonen zu kuriren. Herr Blond, welcher ſeine Tochter ſehr liebte, und alles dran wenden wollte, um ſie wieder zurecht zu bringen, ſchrieb an dieſen Mann, und erſuchte ihn, zu ihm zu kommen, damit er ſeine Tochter ſehen, und ſich mit ihr unterreden könnte.

Herr Boſius kam; in einem ländlichen, ſparſamen, aber ſehr reinlichen Aufzuge, erſchien hier ein Mann, der mit einer ungeheuchelten Gottſeligkeit, große Weltkenntniß, und eine ausgebreitete Gelehrſamkeit verband. Daß er nicht kriechen, nicht pralen, vielweniger ſich einſchmeicheln, nicht einmal ſich zu einer beſſern Stelle melden konnte, war die Urſache, daß er in ſeinem funfzigſten Jahre noch auf der unterſten Stufe des geiſtlichen Weltglücks ſtand; er war aber ſehr zufrieden damit, er lebte mit wenigem vergnügt, und ſein eigentliches Intereſſe war das Intereſſe ſeines Herrn und Meiſters, daran lag ihm alles, faſt ſeine ganze Gemeinde beſtand aus frommen, nicht kopfhängeriſchen, ſondern rechtſchaffenen wahren Chriſten, und alle waren Früchte ſeines thätigen Fleißes und ſeines Gebets.

Dieſer ſeltene Mann wurde mit Sannchen allein gelaſſen, er war außerordentlich freundlich gegen ſie, und bat ſie, mit ihm ein wenig in den Garten ſpaziren zu gehen. Die freundliche Mine und das gute Anſehen dieſes Mannes gewann ihm bald jedes Herz, dem er ſich zuwandte; Sannchen faßte Zutrauen zu ihm, ſie gieng alſo mit ihm; als ſie nun allein im Garten wandelten, ſo fieng Herr Boſius an:

„Haben Sie noch nie recht auf die Güte und Liebe Gottes, die er in der Natur erzeu bart, aufgemerkt, und Betrachtungen darüber angeſtellt?“

Nein Herr Pfarrer! einen flüchtigen Eindruck hab ich oft dabey empfunden, aber beſonders hab ich noch nie darüber gedacht.

„Mamſell Blondin! ſo haben Sie ſich mancher Freude beraubt, die Sie ſo oft in Ihrem Leben hätten genießen können.“

Ich glaube eben nicht, daß mein Herz Gefühl für ſo etwas hat; das Wort Gottes, die Bibel war immer meine größte Freude.

„Glauben Sie denn nicht, daß die ganze Schöpfung der erſte Theil der Bibel iſt? — wenn ich eine Bibel aufs neue müßte drucken laſſen, ſo würde ich auf das Titelblatt ſetzen: Des Worts, oder der Offenbarung Gottes an die Menſchen, zweyter Theil, welcher die heiligen Schriften alten und neuen Teſtaments enthält; nun iſts doch ſchicklich, daß man erſt den Inhalt des erſten Theils eines Buchs kennt, ehe man den zweyten lieſt.

Das hab' ich in meinen Leben noch nicht gehört, aber mir dünkt doch, der erſte Theil ſey ſo weitläuftig, daß man im ganzen Leben nicht zum zweyten kommen würde, wenn man den Inhalt erſt wiſſen müßte.

„Erlauben Sie, Jungfer Blondin! das Weſentlichſte dieſes Inhalts kann ich Ihnen mit kurzen Worten ſagen: Nicht wahr? je mehr Gedanken Gottes Sie erfahren können, je mehr erfreut es Sie? — denn wir lernen Ihn, das höchſte Weſen, dadurch immer beſſer kennen.“

Das iſt gewis!

„Nun ſo ſehen Sie denn um ſich, jedes Ding das Sie ſehen, iſt ein Gedanke Gottes, jedes Gräschen, jede Blume, jedes Steinchen und jedes Würmchen. Gott hat ſich jedes einzelne Ding erſt gedacht, und darauf erſchaffen. Was fällt Ihnen nun dabey am erſten auf?“

Ich erſtaune darüber, das iſt mir ganz neu, und doch iſts genau wahr, am allererſten muß ich die Mannigfaltigkeit der Gedanken Gottes bewundern, wie groß muß Er ſeyn, der ſo vieles denken, und wie mächtig, der alles, was er denkt, machen kann?

„Recht! das iſt aber alles ſehr bekannt, es iſt noch was Größers, noch ein erhabenerer göttlicher Eindruck in jedem Dinge, ſollten Sie den nicht errathen? Theures Mädchen! (hier trat Herr Boſius mit einem unbeſchreiblich freundlichen Ernſt vor Sannchen hin, und ſchaute ihr in die Augen), Sie ſind auch ein zur Wirklichkeit gebrachter Gedanke Gottes — forſchen Sie tief in Ihrem Herzen, was fühlen Sie da am erhabenſten, am feyerlichſten, das Sie mit jeder Blume und mit jedem Würmchen gemein haben?"

Sannchen dachte tiefſinnig nach, und ſagte: ich weiß nicht wo der Herr Pfarrer hinaus wollen.

„Ich kann das wohl denken, aber ich muß dieſen Umweg zu Ihrer kranken Seele nehmen, um die Wunde, oder die Urſache der Krankheit zu finden; ich will Ihnen auf den Sprung helfen: Alles was in der ganzen Natur iſt, hat einen großen Zweck, in welchem es je nach ſeiner Art die größte Vollkommenheit zeigt — und dieſer Zweck iſt Liebe! — Liebe ſtralt aus jeder Blume, aus jedem Gräschen, alles liebt und wird geliebt; jetzt bemerken Sie wohl! alles liebt in der Ordnung, in welche es der Schöpfer geſetzt hat."

Sannchen lächelte und antwortete: das begreif ich noch nicht ganz, aber was wollen der Herr Pfarrer damit? — Herr Boſius war etwas betroffen, daß ſie gegen ſeine Erwartung ſo wenig Empfindſamkeit gegen den allgemeinen Trieb der Natur zeigte, er hofte ſie ſchmelzender zu finden, er trat ihr alſo näher, indem er ſie fragte; „rührt Sie das nicht, daß die ewige Liebe Liebe in alle Geſchöpfe goß?

Was verſtehen Sie durch das Wort Liebe?

„Trieb zur Vereinigung, eins mit dem Geliebten zu werden, das kann jetzt aus dem Weſen der Liebe zu meinem Zweck genug ſeyn.

Hier fieng Sannchen an gerührt zu werden, Thränen zitterten in ihren Augen; ach! rief ſie, wie gut iſt Gott!

„Jetzt unterſuchen Sie ſich Mamſell Blondin! prüfen Sie ſich tief, was Sie dazu bewegt, ſo auszurufen, faſſen Sie Zutrauen zu mir, vielleicht bin ich im Stande, Ihre Wünſche zu erfüllen.“

Sannchens Herz öfnete ſich, ach Herr Pfarrer! antwortete ſie, ich fühle tief in meiner Seele — ſie ſtockte und ward roth.

„Soll ich einmal für Sie ausreden: Sie fühlen tief in Ihrer Seele Trieb zur Vereinigung mit etwas, das Sie lieben, das iſt: die Liebe, welche die ewige Güte in Ihr Herz ſchuf, hat angefangen zu wirken, Hinderniſſe, welche Ihrer Liebe im Wege ſtehen, machen ſie verſchloſſen, weil Sie ſie für unüberwindlich anſehen, und daher ſind Sie ſchwermüthig.

Nun weinte Sannchen laut, und antwortete — nichts.

„Nun warten Sie: wir wollen den Hauptinhalt des erſten Theils des Worts Gottes uns bekannt machen, vor der Hand iſt er in ſeinem ganzen Umfang Liebe. Gott will daß alle Geſchöpfe je nach ihrer Natur und Empfänglichkeit lieben, daß Sie alſo lieben, iſt natürlich, iſt erlaubt, iſt Befehl Gottes; warum ſind Sie alſo ſchwermüthig?“

Dies erheiterte das gute Mädgen, ſie lächelte und ſagte: Ich geſtehe Ihnen daß ich liebe.

„Sie haben recht daß Sie das geſtehen, nun wollen wir auch ſehen, was der zweyte Theil des Worts Gottes, nämlich die Bibel, dem Chriſten ſagt: Leſen Sie von Anfang bis zu Ende, und Sie werden finden, daß auch ihr Inhalt nichts als Liebe athmet.

Das begreif ich, denn Chriſtus ſagt, die Liebe Gottes und des Nächſten ſey der Inhalt des Geſetzes und der Propheten; aber zwiſchen dieſer Liebe, die Chriſtus meint, und zwiſchen der natürlichen Liebe iſt ein himmelweiter Unterſchied.

„Von dieſem Unterſchiede darf ich jetzt nicht reden, leicht wärs mir zu beweiſen, daß nach Abzug deſſen, was das Verderben der Menſchen dazu gethan hat, alle Liebe im Grund

, eins iſt, nur dies: die Natur lehrt daß wir lieben, die Bibel aber wie wir lieben ſollen. Jetzt meine Theuere! daß Sie lieben, iſt recht, iſt natürlich, Sie haben mir dies geſtanden, nun erlauben Sie mir auch zu unterſuchen, wie Sie lieben? wir wollen alles nach den Geſetzen der Bibel prüfen.

Bey dieſer Prüfung, liebſter Herr Paſtor! werde ich beſtehen.

„Haben Sie denn ſchon geprüft?

Ja wohl, ſie legt mir nichts in den Weg.

„Warum ſind Sie denn ſchwermüthig?

Weil mir Menſchen etwas in den Weg legen könnten, und weil vielleicht etwas zwiſchen die Erfüllung meines Wunſches kommen kann.

„Erlauben Sie mir dann zu ſagen, daß Ihre Schwermuth keinen wahren Grund hat, doch ich will der Ordnung folgen, um ſie deſto gründlicher tröſten zu können: iſt Ihr Geliebter ein Chriſt? — Sie werden gewiß ja ſagen, aber können Sie freudig zugeben, daß man ihn auf den Fall gehörig prüfe?“

O ja von Herzen, da bin ich ſicher!

„Gut! iſt er im Stande Frau und Kinder zu ernähren?“

Ja wohl, er iſt ein Mediziner, und zwar ein Menſch von großen Fähigkeiten.

„Das erſpart mir alſo auch die Frage, ob er Ihres Standes iſt, iſt er von gutem bürgerlichen Herkommen? — das Gegentheil verſchlägt wohl nichts, allein Ihre Eltern könnten auch darauf ſehen, und die müſſen ja ihre Einwilligung geben.

Sein Vater iſt ein frommer, braver, reicher Bauer, und ſeine Mutter von Adel.

„Alſo hat er ja auch Vermögen, nun noch eins: haben Sie Ihre Eltern irgend für jemand anders beſtimmt?“

Nein! ich weiß wenigſtens von nichts.

„Jetzt ſagen Sie mir denn doch, warum Sie ſchwermüthig ſind?“

Weil ich fürchte, es könnte noch etwas dazwiſchen kommen, das uns wieder trennte.

„Glauben Sie von Herzen, daß Gott die Seinigen zu ihrem größten Glück führt?“

Ja, davon bin ich überzeugt.

„Wenn Er Ihnen alſo Ihren Geliebten nicht giebt, ſo muß es ja auch Ihr größtes Glück ſeyn, folgt nun nicht daraus, daß Sie ſchwermüthig ſind, weil Sie Gott glücklich machen will?“

Das folgt freylich wohl, aber mein Herz will ſich doch nicht beruhigen.

„Was folgt daraus?“

Daß es nicht ganz an den Willen Gottes und ſeine heilige Führung übergeben iſt.

„Und was folgt daraus?“

Daß es ſich noch übergeben muß.

„Jetzt hab ich Sie da, wo ich Sie haben wollte, das Leiden, welches Sie bis dahin fühlten, war alſo weiter nichts, als eine Wirkung des Schmelzfeuers des treuen und guten Gottes, der die Seinigen von allen Unlauterkeiten fegen will. Sie verliebten ſich ohne Vorwiſſen Ihrer Eltern, gaben Ihr Herz gegen die Ordnung Gottes einem Jüngling, ehe Sie beurtheilt und geprüft hatten, ob dieſer Jüngling ſich in allem Betracht zum Ehegatten für Sie ſchicken würde. — O hier muß ich Ihnen und allen jungen Leuten aus der Fülle meines Herzens predigen: ſo oft ſich zwey junge Leute verlieben, zuſammen verſprechen, ehe ſie ihr eigner Herr ſind, ja ich ſage noch mehr, ehe ſie Gebet, Vernunft und vorbedachter Rath zuſammengeführt hat, ſo bereiten ſie ſich eine lange ſchwere Prüfung, NB. wenn ſie Chriſten ſind, denn ſind ſie das nicht, ſo läßt ſie Gott oft ihre eigene Wege gehen, und Er läßts ihnen gelingen.“

Mein Gott! ich erſchrecke, wohin würden Sie mich führen, wenn das wahr wäre!

(Lächelnd) „in den Schooß der Vaterliebe Gottes, wo Ihnen unbeſchreiblich wohl ſeyn wird; fürchten Sie nichts! — ich werde Ihren Wünſchen nichts in den Weg legen, ich werde ſie befeſtigen; aber daß es wahr iſt, was ich ſage, das will ich beweiſen: Sie können nicht das geringſte von Ihren künftigen Schickſalen wiſſen, das geben Sie doch zu?“

Das iſt ganz gewiß.

„Hängt nicht auch der größte und wichtigſte Theil dieſer Schickſale von dem Ehegatten ab, mit dem man verbunden werden ſoll?“

Unſtreitig.

„Wer kann alſo am beſten wiſſen, welcher Ehgatte zu unſerm künftigen Glück am mehreſten beförderlich ſeyn wird?“

Niemand anders als Gott.

„Ganz richtig! daraus folgt alſo, daß der, welcher ſich als ein Chriſt, als ein Verehrer Gottes verheiraten will, ſich einen Gatten von Gott zuführen laſſen müſſe.“

Das iſt gewiß, aber wie muß ers denn machen?

„Laufen Sie mir nicht vor, Ihre künftige Gewiſſensruhe gründet ſich auf meine Ueberzeugung, laßt uns alſo Schritt für Schritt gehen: Wenn ein Jüngling ein Mädgen, oder dieſe ſenen ſieht, und ſie ſich in einander verlieben nicht wahr, ſo gründet ſich allemal dieſe Lieb darauf, daß ſie ſich gefallen?

Das iſt nicht zu läugnen.

„Nun fragen Sie einmal Ihr Herz, Si ſind in dem Fall daß Sie mirs am beſten bean worten können: worauf gründet ſich dies Ge fallen?“

Ich glaube daß das verſchieden iſt: zwe können ſich gefallen, weil ſie ſich für ſchön ha ten, bey mir war das der Fall nicht ſo ſehr, al daß ich meinen Geliebten für fromm hielt, un mir ſein ganzes Weſen wohlgefiel.

„Es iſt der Mühe werth, daß Sie ſich i dem Punkt aufs genauſte prüfen; wenn un ein Menſch moraliſch wohlgefällt, ſo kann e unſer Freund werden, aber wenn wir uns i jemand verlieben, ſo muß uns auch ſein Kör per, das iſt, er muß uns auch phyſiſch gefallen

Gott wie wahr iſt das, ich zittre!

„Zittern Sie nicht, meine Beſte! — Wenn uns nun ein Menſch wohlgefällt, es ma moraliſch oder phyſiſch, oder beydes zugleich ſeyn können wir dann gewiß ſeyn, daß er uns al Gatte glücklich machen werde? wie viele ver borgene große Schwachheiten, wie vieles kan re noch in ſeinem Carakter haben, das uns in der Folge höchſt elend macht? — ja wie leicht kann ſich noch ein ſolcher Menſch ändern und der größte Böſewicht werden?“

Ach das iſt unſtreitig, Gott, wie nah geht mir das!

„Seyn Sie nur ruhig: geſetzt nun, das alles träfe bey Ihrem Geliebten zu, wäre dann Ihr künftiges Unglück Kreuz? — gewiß nicht, es wäre wohlverdiente Strafe.

Ach ſchonen Sie mich Herr Pfarrer! Sie zerquetſchen mein Herz.

„Nein, liebes Mädgen! glauben Sie mir, ich will Sie beruhigen, aber dieß muß vorhergehen. Kreuz muß der Chriſt haben, es iſt das Läuterungs- das erhabene große Mittel, wodurch unſer Geiſt vervollkommnet, und unſerm Erlöſer immer näher gebracht wird; aber Strafe führt uns zur Erkenntniß begangener Sünden, und iſt immer mit dem Schrecklichen, der Unruhe des Gewiſſens verpaart. Im Kreuz kann man froh ſeyn, es bringt eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit, denen die ſich dadurch üben laſſen. Das alles thut aber die Strafe nicht, daher muß Gott in dieſem Fall Kreuz und Strafe mit einander verbinden, wenn Er uns beſſern will; mithin haben wir doppelt und dreyfach zu leiden.“

Gott, wie wahr iſt das!

„Um alſo die Strafe zu vermeiden, muß man ſich eine Gattin oder einen Gatten von Gott zuführen laſſen; jetzt kommts nun darauf an, daß man wiſſe, wie man das anzufangen habe: hier muß man den Geſetzen folgen, welche Gott, die Natur und die Obrigkeit feſtgeſetzt haben. Wer noch ſeine Eltern oder andere Vorgeſetzte hat, deren Willen er in dieſem Stück entweder ganz oder zum Theil unterworfen iſt, der muß, wenn er heiraten will, Gott eifrig anrufen, daß Er ihm einen Gatten zuführen wolle, der ihm zu ſeinem wahren zeitlichen und ewigen Glück beförderlich ſeyn könne; iſt er eine Mannsperſon, ſo muß er vorzüglich ſeine Vernunft fragen, ob ſich dieſe oder jene Perſon, die ihm ſein Herz vorſchlägt, für ihn ſchicke, iſt er dann mit ſich ſelbſt eins, ſo fragt er auch ſeine Vorgeſetzten, und er thut wohl, wenn er ſich auch deren Willen unterwirft, wären dieſe aber unbeſonnen und gar zu eigennützig, ſo daß ſie ihm ſeinen Vorſchlag nicht willfahren wollten, ſo ſey er nur feſt verſichert, daß dieß der Wink Gottes iſt, die Perſon ſchicke ſich für ihn nicht, er muß alſo von ſeinem

Vorhaben abſtehen, fleißig beten, und andere Winke erwarten. Wollten ihn aber Eltern oder Vorgeſetzte an eine Perſon zwingen, die ſichtbare Fehler hat, und anerkannt böſe iſt, ſo iſt er nicht gehalten ihnen zu folgen, er kann ſich mit Beſcheidenheit weigern, denn ſie haben das Recht nicht, ihre Kinder zum Heiraten zu zwingen. Eine Frauensperſon verhält ſich eben ſo, ſie iſt aber um ſo viel ſicherer, weil ſie nicht ſucht, ſondern geſucht wird. Sehen Sie, das iſt der Weg zu Heiraten. Die Liebe kann nicht beurtheilen, ob ſich jemand für uns zum Gatten ſchicke, ſondern nur Vernunft, Religion und die göttliche Ordnung in Regierung unſerer Schickſale."

Das alles ſehe ich wohl ein, aber wo bleibt da die eheliche Liebe? dieſe Seligkeit auf Erden?

„Gute Seele! wie wenig kennen Sie die Liebe! Wenn ſich ein Jüngling und ein Mädchen in einander verlieben, ſo glauben ſie, ihre Leidenſchaft gegen einander ſey Liebe — O das iſt ein großer gefährlicher Irthum! ich bezeuge Ihnen vor Gott, es iſt natürlicher Geſchlechtstrieb — ich kann mir nicht helfen, es gehört zu meinem Zweck, Ihnen zu ſagen, es iſt das Liebkoſen eines Thierpaars, welches ſich begatten will, zur menſchlichen Würde erhöht, nun mag man das verfeinern und deſtilliren, und zum ſchönſten Platonismus hinauf ſublimiren, wie man will, es bleibt immer ein leidentlicher Zuſtand bis er befriedigt iſt.“

Herr Pfarrer! Sie beſchämen mich.

„Wenn eine Wahrheit fruchtbar iſt zur Beſſerung, ſo muß ich ſie ſagen, wenn ſie auch beleidigt. Aber hören Sie weiter: ſobald zwey Verliebte ihren Zweck zur Genüge erreicht, ihren Trieb befriedigt haben, ſo hört jene Leidenſchaft, die Sie Liebe nannten, auf, und nun tritt beyder Caracter in ſeiner wahren Geſtalt ans Licht; jene Leidenſchaft bewog jedes dem andern gefällig zu ſeyn, nun hört ſie aber auf, und nun zeigt ſichs, ob ſich beyde zuſammenſchicken, jetzt, wenn ſie blos die Leidenſchaft geleitet hat, ſo fühlen ſie Reue, machen ſich Vorwürfe, und damit iſt das unüberſehbare Elend da; ſind ſie aber nach dem Willen Gottes, und nach der Ordnung zuſammengekommen, ſo werden ſich beyde nach und nach zuſammengewöhnen, keins kann dem andern etwas vorwerfen, denn beyde ſind unſchuldig, das Kinderzeugen und viele andere unnennbare Kleinigkeiten bringen allmählich die wahre eheliche, bis in den Tod dauernde Liebe zuwege, die ſo groß, ſo edel und herzerquickend iſt, daß keine unverheirathete Perſon, nicht einmal das allerverliebteſte Brautpaar einen Begriff davon hat. Sie glauben jetzt Ihren Geliebten zu lieben, und ich weiß gewiß, wenn dieſe Liebe wieder zurückgienge, und Sie würden an einen andern, aber edlen Mann verheiratet, welcher Ihnen anfänglich auch gleichgültig wäre, ſo würden Sie ihn nach und nach ſo lieb gewinnen, daß Ihnen Ihre jetzige Liebe wie nichts dagegen vorkommen würde; das iſt Ihnen jetzt nicht wahrſcheinlich, und doch iſts wahr; es ſcheint Ihnen jetzt unglaublich, daß Sie je einen andern würden lieben können, und vor Gott bezeuge ich Ihnen, Sie würdens können."

Das kann ich mir nicht vorſtellen. Wenn ſich aber zwey verlieben, und beyderſeits Eltern geben dann ihre Einwilligung dazu, iſts dann nicht göttliche Ordnung und göttlicher Wille?

„Wußten Sie, daß es beyderſeits Eltern zufrieden ſeyn würden, als Sie ſich verliebten?" —

Nein, ich wußte es nicht, aber die Umſtände meines Geliebten waren mir bekannt, ich vermuthete, meine Eltern würden ihre Einwilligung geben.

„Ich glaube das vermuthen die mehreſten jungen Leute, wenn ſie ſich verlieben, aber wie oft irren ſie in ihrer Vermuthung. Wenn Ihr Geliebter noch Eltern hat, ſo iſt die Frage, wie ſie denken; doch das alles will ich nicht unterſuchen, genug Sie wußtens nicht, mithin, als Sie ſich verſprachen, ſo wagten Sie einen Eingrif in die göttlichen Rechte; dieſen Eingrif ahndet Gott durch Ihre jetzigen Leiden. Sehen Sie, das iſts, was ich anfänglich ſagte, daß zwey, die ſich eigenmächtig verlieben, ſchwere Prüfungen auszuſtehen haben, wenn ſie anders Gott fürchten."

Sannchen weinte bittere Thränen, dieſe wohlthätige Wirkung ſtörte Beſſus nicht, er ließ ſie ausweinen und ſchwieg ſtill, endlich ſagte ſie: ich fühle tief, daß ich gefehlt habe, und daß ſich mein Herz übereilt hat, aber wie ſoll ichs nun gut machen?

„Erinnern Sie ſich noch, was Sie vorhin geſtanden haben, daß Sie ſich an Gott übergeben müßten?"

Ja es fällt mir wieder ein.

„Nun da haben Sie das wahre Mittel zur Beruhigung, jetzt müſſen Sie nicht das allergeringſte mehr zur Beförderung Ihrer Heirat mit Ihrem Geliebten beytragen, Sie dürfen ihm nicht mehr ſchreiben, das überlaſſen Sie mir; dann werfen Sie ſich vor Gott nieder, opfern Ihm Ihren Geliebten ganz auf, überlaſſen alles ſeiner fernern Führung, und dadurch werden Sie, wenn Sie anders aufrichtig mit ſich ſelbſt zu Werke gehen, Ihre Ruhe, und mit ihr die Gnade Gottes wieder finden.“

Sannchen wurde auf einmal ruhig und munter, ſie verſprach alles, entdeckte nun dem würdigen Manne ihre ganze Geſchichte, und wer ihr Geliebter wäre, und überließ ihm, für ſie die Correſpondenz zu führen. Indeſſen bemerkte Boſius wohl, daß er zwar ihre Seele überzeugt habe, daß aber ihr ſchwaches Nervenſyſtem die Probe nicht aushalten würde, daher nahm er ſich vor, ihre Sache zu unterſtützen, und ohne ihr Wiſſen die Heirat zu Stande zu bringen. Des Nachmittags ſprach er mit ihren Eltern, er ſtellte ihnen die ganze Geſchichte und die Urſache von ihrer Tochter Krankheit vor, zugleich erklärte er ihnen die Folgen, welche entſtehen würden, wenn ſie nicht ihren Zweck erreichte. Herr Blond und ſeine Gattin ſtutzten zwar über die Unvorſichtigkeit ihrer Tochter, weil ſie aber fanden, daß ſie nicht auf einen unwürdigen Gegenſtand gefallen war, ſo beruhigten ſie ſich, und beſchloſſen, wenn ſich alles ſo verhielte, wie Sannchen ſagte, ihre Einwilligung zu geben. Nun empfahl ihnen

Boſius, ſich ganz ruhig zu verhalten, ſo als wenn ſie von gar nichts wüßten, damit ihre Tochter in ihrem Kampf zur Uebergebung an Gott nicht geſtört würde, und ja keinen Schritt zu thun, ehe und bevor ſie ihn zu Rathe gezogen hätten. Dies wurde ihm zugeſagt und feſt beſchloſſen.

Boſius ſchrieb nun weitläuftig an Theobald, er ſtellte ihm alle die Wahrheiten vor, welche er auch Sannchen im Garten geprediget hatte; hier fand er aber nicht den willigen Eingang, als bey ſeiner Geliebten. Theobald antwortete ihm höflich wieder, aber gerad ſo ſophiſtiſch, wie alle Jünglinge thun würden, die in ſeinem Falle ſind. Sein Hauptbeweiß daß ſeine Verlöbniß gerecht wäre, beſtund darinnen, daß er und ſeine Geliebte Gott fürchteten, daß ihre Bekanntſchaft auch Führung der Vorſehung ſey, und daß ihre Verlöbniß ohnehin keinen Werth habe, wenn die Eltern ihre Einwilligung nicht geben würden. Boſius ſuchte dieſen dreyfachen Satz dadurch zu widerlegen, daß das Bekanntwerden zweyer junger gottesfürchtiger Leute unmöglich immer ein Wink zur Heirat ſeyn könne, ſonſt müßte ja die Welt umgekehrt werden, und wenn ihre Verlöbniß auch mit dem Beding beſchloſſen wurden, daß ſie ohne der Eltern Einwilligung keinen Werth haben ſollte, ſo ſey doch im Weigerungsfall jedes von ihnen unglücklich, und Sannchen könnte leicht Leben und Geſundheit darüber aufopfern müſſen; endlich ſuchte er ihm auch den höchſtrichtiben Grundſatz beyzubringen, daß daß Verlieben, ohne die göttliche Ordnung vorher zu Rathe zu ziehen, dem Chriſten ſehr ſchwere Prüfungen zuziehen müßte. Dieſem gründlichen Beweiß konnte zwar Theobald nicht widerſtehen, aber er glaubte noch immer, die Sache ſey von Gott unmittelbar ſo veranſtaltet worden, weil er in ſeiner Seele überzeugt war. daß Gott wirklich zu Sannchen geredet habe, und daß alſo hier nicht zu vernünfteln ſey. Er war zwar anfänglich nicht willens Sannchens Entzückungen dem Pfarrer zu erzählen, jetzt aber verleitete ihn die Hoffnung dazu, den braven Mann zu überzeugen; er ſchrieb alſo ſeine Aufſätze von Wort zu Wort ab, und überſandte ſie ihm; hierauf antwortete Boſius nichts weiter, als daß er ihn mündlich über dieſe Sache ſprechen müſſe, weil der Briefwechſel dadurch zu weitläuftig werden würde. Im Grunde aber fand der kluge Mann aus dem ganzen Zuſammenhange, daß ſich beyde junge Leute heiraten müßten, oder Sannchen würde darüber zu Grunde gehen.

Das gute Mädchen folgte dem Rath ihres getreuen Arztes, ſie runge im Gebet vor Gott, um von ihrer Liebe befreyt zu werden, zu Zeiten glaubte ſie auch ihren Zweck erreicht zu haben, zuweilen kam aber auch ihre Schwermuth in aller ihrer Stärke wieder. Boſius beſuchte ſie öfter, ſtärkte und tröſtete ſie, allein endlich unterlag ſie abermal, ſie fieng wieder an völlig krank zu werden, und ihre Entzückungen nahmen wieder ihren Anfang, aber auf eine ganz andere Art, als zu Altdorf.

An einem Nachmittag bekam ſie Froſt, darauf Hitze, und mit dieſem Fieber wurde ſie ſtumm, ſo daß ſie kein Wort reden, ſondern alles was ſie wollte, ſchreiben mußte. Dieſe Stummheit dauerte bis den andern Nachmittag um 2 Uhr, wo ſie auf einmal ſich auf den Rücken legte, ganz ſteif wurde, und mit dem Geſicht in die Höhe ſtarrte. Nach einer Weile machte ſie eine freundlich lächelnde Mine, und ſagte: Groß iſt unſers Gottes Güte, ſeine Treu, täglich neu, rühret meine Gemüthe, ſende Herr den Geiſt von oben, daß jetzund, Herz und Mund, deine Güte loben. Darauf fieng ſie an, ſich in der Höhe umzuſehen —

zu lächeln und zu ſagen: Ach wie viele Engel, — ach wie ſchön ſind ſie! — aus ihren Reden und Geberden merkte man, wie die Heere der Engel vor ihr her zogen, und ihr ſo nahe kamen, daß ſie oft nach ihnen haſchte, und mit der größten Freude ſie ans Herz drückte; zuweilen hörte ſie Muſik, und dann pflegte ſie mit einzuſtimmen. Endlich erſchien ihr dann Chriſtus am Kreuz, der fieng ein Geſpräch mit ſie an, welches manchmal, wie aus ihren Antworten erhellte, ſehr wichtig war, nach dieſem Geſpräch gieng der Zug der Engel fort, wie er gekommen war, ſie ſah ihnen mit aller Anſtrengung nach, und wenn alles vorbey war, ſo ſagte ſie den Vers: Lob, Preis und Dank ſey dir mein Gott geſungen, dir ſey die Ehr, daß alles wohl gelungen, nach deinem Rath ſchon ich es nicht verſteh; du biſt gerecht, es gehe wie es geh. In dem Augenblick kam ſie wieder zu ſich ſelbſt, und war ganz munter, außer daß ihr Fieber immerfort dauerte. Die ganze Entzückung währte gewöhnlich über eine Stunde, und kam alle Nachmittags genau um 2 Uhr. Jedesmal fieng ſie mit obiger Strophe an, und endigte ſich mit letzterer, während der ganzen Zeit war ſie ſo ganz außer ſich, daß ſie durch kein Geſchrey und durch nichts ermuntert werden konnte. Obgleich der Zug der Engel und das Geſpräch mit Chriſto das Weſentliche der Entzückung ausmachte, ſo waren ſie doch in Anſehung der Materie des Geſprächs, und in andern kleinen Umſtänden, alle von einander verſchieden, dabey paßirte öfters ſo viel Unbegreifliches, daß es meine Leſer nicht glauben würden, wenn ichs ihnen auch erzählen wollte. Z. B. daß ſie einen Mann von einem ſehr widerwärtigen geizigen Carakter ſchon vor der Hausthür ahndete, ohne daß ſie das mindeſte von ihm hörte, vielweniger ihn durch vier Wände durchſehen konnte. Sie rief: da kommt der N... geht ſagt ihm, daß er mir nicht vors Geſicht komme! man gieng hinaus und ſahe ihn gerad zur Hausthür herein treten; nun lag Sannchen aber oben auf, und zwar auf der andern Seite des Hauſes. Ich gebe das für nichts weniger als ein Wunder aus, aber ich finde für nöthig, dergleichen wunderbare Wirkungen der hyſteriſchen Krankheit hier anzuführen, um meine Leſer zu warnen, daß ſie ja nicht die Weiſſagungen und Reden ſolcher Frauensperſonen für göttlich halten. Bald wird Herr Paſtor Boſius die Sache in ſowei erklären, als ſie ſich erklären läßt.

Herr Blond und ſeine Frau erſtaunten über das alles, ſie wußten nicht, was ſie daraus machen ſollten; es lief nichts Thörichtes oder Wahnwitziges mit unter, im Gegentheil war alles ſo wichtig und den Religionsbegriffen im geſundeſten Verſtande ſo angemeſſen, daß der Orthodoxeſte gegen alle ihre Reden nichts hätte einwenden können, und doch die ganze Begebenheit für göttliche Eingebungen zu halten, das wollte ihn als einem vernünftigen Mann auch nicht in den Kopf. Er conſultirte alle benachbarte Aerzte, alle konnten wohl die Krankheit benennen, aber nicht die wunderbaren Wirkungen, die bey dieſer Perſon ſich zeigten, erklären; das war ihnen fremd, und ſie hatten dergleichen nie erfahren; alle Mittel, welche angewendet wurden, waren durchaus vergeblich. Endlich wurde wiederum an Herrn Boſius geſchrieben; dieſer kam, er beobachtete die Kranke 24 Stunden lang, in welcher Zeit er nicht von ihrem Bette kam; er wohnte auch einer Entzückung bey, und bemerkte alle Umſtände aufs genauſte; hernach gieng er mit den Eltern allein, und ſagte: „Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen ſage, Sie müſſen Ihre Tochter alſofort ihrem Geliebten geben, oder ſie leidet ſo an ihrer Geſundheit, daß hernach alles vergebens iſt; ich habe mit ihm correſpondirt, und mich nach ihm erkundiget, er iſt ein frommer, braver und ſehr geſchickter Jüngling, der dereinſt ein rechtſchaffener Mann werden wird."

Ja das iſt wohl alles richtig, aber er hat ja noch nicht ausſtudirt, hat dann noch keine Uebung, Herr Pfarrer! das alles ſieht vor der Welt einer ſehr unreifen Handlung ähnlich, die mich ſo ordentlich proſtituirt.

„Sie haben ganz recht, aber ich verſichere Ihnen bey Gott, Ihre Madmoiſelle Tochter hat durch ihren Kampf gegen ihre Leidenſchaft, und durch ihre Liebe ſchon ſo viel gelitten, daß ſie nicht lange mehr leiden kann, ohne unwiederbringlich ruinirt zu werden, glauben Sie mir das, als wenns Ihnen ein Engel vom Himmel ſagte. Jetzt erlauben Sie mir weiter, Ihnen meinen Rath zu ertheilen. Ich will an Herrn Theobald ſchreiben, ihm die ganze Sache berichten, er ſoll dann ordentlich um ſie anhalten, Sie laſſen beyde in der Stille copuliren, und dann kann er wieder nach der hohen Schule ziehen, und ſich daſelbſt fertig machen. Die Sache iſt nun einmal nicht anders, und unter zweyen Uebeln muß das Geringſte gewählt werden, das Geſpräch unter dem Volk hört bald auf, und es iſt doch eigentlich in dem ganzen Vorgange nichts Schimpfliches."

Die Eltern hatten freylich gegen die ganze Heirat im Grund nichts einzuwenden, aber dieſe Art zu freyen war ihnen nicht ganz recht, indeſſen war nun nichts anders zu machen, denn ſie ſahen wohl ein, daß Herrn Boſius Rath der Beſte war, es blieb alſo dabey. Boſius fand auch für gut, Sannchen einen Wink von dieſem Vorhaben zu geben, denn er wußte wohl, daß das eine ſtärkende Arzney für ſie ſeyn würde. Sie freute ſich auch wirklich ungemein, wurde froh und heiter, dennoch aber dauerten die Entzückungen und die Zufälle der Krankheit noch immer fort.

Das ſechſte Hauptſtück.

Sobald Herr Boſius zu Hauſe war, ſchrieb er einen Brief an Theobald, in welchem er ihm Sannchens Zuſtand und ihre Gefahr entdeckte, zugleich erſuchte er ihn, hieher zu reiſen, und zuerſt zu ihm zu kommen. Theobald gieng mit dieſem Brief zur Tante, welche ſich entſchloß mit ihm zu reiſen. Nicht weit von Sannchens Wohnort ließ er die Tante allein reiſen, und gieng zu Herrn Voſius, der ihn mit vieler Würde empfieng. Dieſer rechtſchaffene Mann war willens, ihn wo möglich, noch von einigen Irrthümern in Anſehung Sannchens zu überzeugen, damit ſie ihn nicht verleiten möchten, noch ferner nach ſchwärmeriſchen Grundſätzen zu handeln, die der Religion allemal Schande, und dem der ſie hegt, mancherley Strafen zuziehen können.

Der große Weltkenner fand bald, daß Theobald nach Verſtand und Herz ein vortreflicher junger Mann war, aus dem nothwendig etwas rechts werden mußte; wenn nicht der fanatiſche Hang in Religionsſachen, und die Neigung, immer den Weg der Phantaſie einzuſchlagen, bey jedem Scheideweg den Faden der Vorſehung abzuſchneiden, und blos dem Glanz eines Irrlichts zu folgen, alles vernichten, oder doch aufhalten würde; er redete den ganzen Nachmittag vieles mit ihm, und gewann ihn lieb bis zu einem hohen Grade der Freundſchaft. Von Sannchen und von der Heirat wurde auch allerhand geſprochen, doch aber verſchob der Pfarrer das Hauptſächlichſte von dieſer Materie auf die Zeit nach dem Abendeſſen, um deſto ungeſtörter mit ihm reden zu können.

Als

Als am Abend der Tiſch abgetragen war, ſo nahm Boſius Theobalden an der Hand und führte ihn in ſein Studierzimmer; hier ſetzten ſie ſich, rauchten eine Pfeiſe Taback bey einem Glas Bier, und nun fieng der Pfarrer an:

„Herr Theobald! was halten Sie von der Vernunft in Religionsſachen, in wiefern kann ſie, oder ſoll ſie damit wirken?“

Herr Pfarrer! in dem Stück bin ich noch ein Zweifler; nach den Grundſätzen meiner Erziehung muß die Vernunft ganz verläugnet werden, und die Empfindungen, inſofern ſie dem Wort Gottes gemäß ſind, ſollen die Seele leiten; nachher aber hab ich ſo vieles Licht in dieſer Sache bekommen, daß ich nun wohl einſehe, man dürfe den Empfindungen nicht alles zutrauen, ſondern die Vernunft müſſe doch mitwirken, allein ich kenne die Schranken noch nicht, welche ſowohl der Vernunft als den Empfindungen geſetzt werden müſſen.

„Es iſt mir ungemein lieb, daß Sie ſich mir in dieſem Stück aufrichtig entdecken, hier darf Ihnen nichts mehr zweifelhaft ſeyn, wenn ich anders meinen Zweck erreichen, und Sie über verſchiedene wichtige Punkte aufklären will. Sagen Sie mir einmal, was iſt eine Empfindung?“

Eine Definition kann ich Ihnen ſo nicht auf einmal davon geben; mir deucht eine Empfindung ſey: wenn ich eine Neigung in meinem Gemüth finde, eine Luſt, etwas zu thun oder zu laſſen.

„Dieſe Beſchreibung iſt richtig, und zu unſerm Zweck genug; ſtellen Sie ſich einmal alle Gattungen von Empfindungen vor, ſo werden ſie ſehen, daß das von allen eintrift. Nur ein paar Beyſpiele: Es iſt die Frage, ob wir mit einem Menſchen vertrauliche Freundſchaft errichten ſollen? wenn wir nun nicht lange nachdenken und unterſuchen, ob er dieſer Freundſchaft würdig iſt, ſondern die Neigung unſers Herzens fragen, ob wir ihm gut ſind, ob wir ihn leiden können? ſo folgen wir unſerer Empfindung. Oder wir leſen oder hören eine Meinung von geiſtlichen Dingen, wir fühlen daß uns dieſe Meinung gefällt, wir haben eine Neigung dazu, und folgen ihr, ſo folgen wir unſerer Empfindung. Noch eins, wir werden durch den Anblick einer Schönheit oder des Elends gerührt, wir laſſen uns durch dieſen Anblick zu einer Handlung leiten, ohne zu unterſuchen, ob die Schönheit wahr, und ob das Elend wahr oder falſch ſey; ſo folgen wir auch in dieſem Falle nicht unſerer Vernunft, ſondern der Empfindung. Haben Sie gegen dieſe Beſtimmung unſerer Empfindungen etwas einzuwenden?“

Mir deucht, das ſey ganz richtig.

„Mir deuchts auch; allein woher kommt jetzt dieſe Empfindung? — darauf kommt alles an.“

Nach den Grundſätzen meiner Erziehung, wirkt Gott, oder der Geiſt Jeſu Chriſti, die Empfindungen in den Herzen der Frommen; und darum iſt man auch ſchuldig ſein Leben darnach einzurichten.

„Sind denn alle Empfindungen, auch frommer Menſchen, gut? — oder wirkt Gott alle Empfindungen in den Herzen der Frommen?“

Das kann man unmöglich glauben, denn auch in den frömmſten Menſchen gelüſtet noch das Fleiſch wider den Geiſt; täglich ſteigen noch Empfindungen auf, denen man nicht folgen darf, die unfehlbar bös ſind.

„Folglich darf man auch nach den Grundſätzen der Pietiſten, die das glauben, nicht allen Empfindungen trauen, vielweniger ſich von allen zu Handlungen leiten laſſen.“

Gewiß nicht.

„Wie kann man denn wiſſen, ob man einer Empfindung folgen, oder nicht folgen darf?“

Man muß ſie nach der unfehlbaren Richt ſchnur aller unſerer Handlungen, nach dem Worte Gottes prüfen, iſt ſie dem gemäß, ſo iſ ſie von Gott, und man folgt ihr, iſt ſie dem aber nicht gemäß, ſo kommt ſie von unſere verderbten Natur her, und wir dürfen ihr nich folgen.

„O ſchön! ſchön! man darf alſo wohl keine einzigen Empfindung folgen, bis man ſie nac dem Worte Gottes geprüft hat?“

Das verſteht ſich von ſelbſt, weil ſo viel verderbte Empfindungen mit unterlaufen, ſ muß ich freylich eine jede eher prüfen, ehe ic ihr folgen darf.

„Sehen Sie! — wenn Sie alſo die Sa che beym Licht beſehen, ſo dürfen Sie niemal einer Empfindung folgen, ſondern dem Schluſ Ihrer Prüfung; Sie thun das, was Sie nac der Prüfung nach der Bibel, dem Willen Got tes gemäß finden, nicht wahr?“

Ganz gewiß.

„Wie nennt man die Kraft der Seele, mi der man prüft und ſchließt?“

Mein Gott! und mein Alles! — Ve nunft! das iſt ja ſonnenklar — ich muß alſ nie meinen Empfindungen, ſondern meine Vernunft folgen.

„Sachte! ſachte! das iſt ganz wahr, allein mit einer Einſchränkung: die wahren Gottesgelehrten warnen dennoch immer für der Vernunft, und das mit Recht. Sehen Sie! die Vernunft hat bey weitem nicht Gründe genug, alles zu erreichen, was zu des Menſchen ewiger Glückſeligkeit nothwendig iſt; dies beweiſe ich Ihnen nicht, denn Sie ſind kein Freygeiſt; darum hat Gott den Menſchen ſein geoffenbartes Wort gegeben, dieß muß alſo die Richtſchnur des Lebens ſeyn. Dieſem muß ſich auch die Vernunft ganz unterwerfen, und nach demſelben urtheilen. Daher wollen wir nun den Grund- oder Herſcheſatz feſtſetzen: der Chriſt darf nie ſeinen Empfindungen folgen, ſondern er muß ſich durch ſeine, durch das Wort Gottes erleuchtete, und von demſelben ganz abhängige Vernunft leiten laſſen.

Das iſt unwiderſprechlich, und ein Aufſchluß, der mir eine unendliche Ruhe einflößt, denn ich war noch immer zweifelhaft, was ich von den Empfindungen halten ſollte, jetzt weiß ich meinen Wegweiſer.

„Es freut mich ſehr, daß Sie der Wahrheit Raum geben; aber nun zur Sache ſelber: Sie ſind nun gewiß, daß die chriſtliche Vernunft (ſo wollen wir ſie um der Kürze willen nennen,) allein die Führerin Ihrer Handlungen ſeyn darf, jetzt iſt die Frage, ob Ihr Verſprechen mit der Mademoiſelle Blondin vor dieſem Richterſtuhl Stich hält?“

Hier ſtutzte Theobald, er wurde bald roth, bald blaß und ſchwieg. Herr Voſius fuhr fort:

„Sehen Sie! mir ſcheints als wenn Sie in dieſem wichtigſten Fall nicht einmal Ihrer Ueberzeugung gefolgt, und Ihre Handlung nach der chriſtlichen Vernunft geprüft hätten?“

Ja ich glaube doch; ich hielt die Reden und Entzückungen dieſer wahrhaft frommen Perſon für göttliche Wirkungen, weil ſie nichts enthielten, das dem Worte Gottes zuwider war, und da ſie ſagte, es ſey der Wille Gottes, ja da ichs noch vorher fühlte, ehe ſie's ſagte, daß es der Wille Gottes ſey, wir ſollten uns heirathen, ſo glaubte ich bis daher feſt, Gott habe dieſe Ehe beſchloſſen.

„Sie wollen ein Arzt werden, Sie ſind ſchon mit der Lehre vom geſunden und kranken Körper bekannt, und werden alſo leicht begreifen, was ich Ihnen über dieſe Materie ſagen will: Die langfortwährende Anſpannung der Seelenkräfte, beſonders der Einbildungskraft, wirkt dergeſtalt auf die Nerven, daß ſie davon höchſt reizbar, und gar leicht zu Krämpfen, Zuckungen und dergleichen geneigt werden, nicht wahr?“

Das lehrt die tägliche Erfahrung.

„Bey dem weiblichen Geſchlecht iſt dieſe Folge leichter, und erreicht einen ſehr hohen Grad, weil hier die Einbildungskraft ſehr lebhaft, und die Muskelfaſer zugleich zärtlich und reizbar iſt, oder mit einem Wort, weil die Nerven ſchwach ſind.“

Auch das iſt unſtreitig.

„Wenn daher ein Mädgen von Jugend auf ſich mit göttlichen Dingen und Betrachtungen beſchäftiget, und in ſolchen Sachen ihre Einbildungskraft beſtändig anſtrengt, ſo kann ſie in allem Betracht eine höhere Stufe der Tugend erreichen, weil ſie geſchickter zur Liebe iſt, als ein Mann, dagegen aber läuft ſie auch mehr Gefahr, eine Schwärmerin zu werden, beſonders wenn ſie ihren Empfindungen, und nicht der chriſtlichen Vernunft folgt.

Das iſt in allen Erfahrungen gegründet.

„Nun wollen wir den Fall ſetzen, ein ſolch wahrhaft frommes Mädgen ſieht einen wohlgebildeten Jüngling, der Eindruck auf ihr Herz macht, und zugleich fromm iſt, oder den ſie wenigſtens dafür hält, denn einen offenbar Laſterhaften wird ſie nie lieben, ſie verſchließt ſchon beym erſten Anblick ihr Herz vor ihm, aber das einem frommen nicht, was thut ſie? er gefällt ihr, ſie fühlt den Trieb der Liebe, er iſt fromm, im Augenblick wird die Empfindung zu ſtark, und immer ſtärker, je mehr ſie ihr nachhängt, jetzt mag ſie die chriſtliche Vernunft nicht mehr fragen, die gewaltige Empfindung nimmt ſie gefangen, und zwingt ſie ſo zu ſchließen: dieſer Jüngling da iſt edel, iſt fromm, iſt ſchön, dein Herz fliegt ihm zu, er iſt alſo von der Vorſehung für dich beſtimmt. Wenn nun der Jüngling ihr auch ſein Herz zuwendet, ſo iſt vollends alles richtig.“

„Wenn nun ein ſolches Mädgen wahrhaft fromm und eine Chriſtin iſt, ſo wird ſie nicht weiter gehen, ſie wird nun die Sache der Vorſehung überlaſſen, aber ihr ſchwacher Körper iſt nicht ſtark genug, die Leidenſchaft, die in ihrer Seele brütet, zu ertragen, die Einbildungskraft beſchäftigt ſich unaufhörlich mit dem geliebten Gegenſtand, ſie mag dagegen kämpfen wie ſie will, dadurch ſteigt die Empfindung aufs höchſte — und nun iſt die Frage: ob dieſe Empfindung von Gott ſey, und ob man alſo alles was daraus folgt, für göttlich anzuſehen habe.“

Das iſt gar keiner Antwort werth, dieſe Empfindungen ſind von der Liebe, und nicht von Gott; aber Sannchens Empfindungen waren ganz anders, ſie ahtmeten lauter Geiſt des göttlichen Worts.

„Wir wollen bald ſehn, in wiefern das Grund hat; wenn die Empfindungen höher ſteigen als es der ohnehin durch viele fromme Vorſtellungen geſchwächte Nervenbau ertragen kann, ſo muß ein Fieber folgen; der Reiz der Lebensgeiſter gegen die Reizbarkeit der Muskelfaſer bekommt das Uebergewicht, und das iſt ja die nächſte Urſache des Fiebers. Begreifen Sie das?“

Das begreif ich ſehr wohl; ob mir gleich dieſe Erklärung neu iſt, ſo iſt ſie doch richtig.

„Sobald aber ein Fieber da iſt, deſſen Urſache, wie in dieſem Fall, durch keine Arzney anders, als durch die Befriedigung der Liebe gehoben werden kann, ſo dauren auch die Symptomen des Fiebers immerfort, dieſe haben wieder ihre Folgen, und ſo wird die Krankheit immer verwickelter; nicht wahr?“

Das iſt alles ganz gewiß.

„Nun geben Sie Acht: ein Mädgen wird durch die Schaam zurückgehalten, von dem zu reden, womit ſich ihre Seele vorzüglich beſchäftigt, nämlich von ihrem Geliebten, die Sehnſucht nach ihm bleibt immer tief verſteckt; wer alſo von dem Umſtand nicht weiß, und auch die Krankheit nicht kennt, der erräth die Urſache nie, der Arzt ſagt: die Perſon iſt hyſteriſch; das iſt aber beynahe eben ſo viel geſagt, als: ſie iſt krank — das ſieht ja ein Jeder. Nun liegt die Urſache dieſer Krankheit in der Einbildungskraft, als welche zunächſt an die Nerven gränzt; dieſe Urſache kommt aus Schaam nie ans Licht, dagegen aber offenbaren ſich die andern Vorſtellungen, welche bey guten frommen Mädgen gewöhnlich die Religion betreffen, deſto ſtärker; nun ſind die äußeren Sinnen ſehr ſchwach, weil die Nerven ſchwach ſind, dagegen ſind die innern Sinnen, oder die Einbildungskraft, deſto ſtärker, deſto lebhafter — was iſt hier die Folge? Träumen, — und zwar auf eine beſondere Art. Wenn die äußern Sinnen ruhen, die innern aber wirken, ſo ſind wir uns unſeres natürlichen Zuſtands nicht bewußt, ſondern des Zuſtands, den ſich die innern Sinne vorſtellen; alles was wir da ſehen, hören, riechen, ſchmecken, fühlen, das halten wir ſo lange für wahr, als der Zuſtand dauert; da nun aber die Seele eines ſolchen Mädchens beſtändig mit der Religion beſchäftigt iſt, ſo äußern ſich dieſe Wirkungen in einem ſolchen Zuſtande in der Entzückung, durch die äußeren Sinnen, da ſieht eine ſolche Frauensperſon lebhaft und deutlich alles, was ſie ſehen will, würde in ihrer Seele der Wunſch aufſteigen, Gott ſelbſt zu ſehen, ſo wird ſich ihr ein Bild vorſtellen, welches das Reſultat ihrer Begriffe von Gott iſt, ſie erſtaunt darüber, ſie weiß nicht wo es herkommt, ſie glaubt feſt, Gott ſelbſt offenbare ſich ihr; wünſcht ſie mit Gott zu ſprechen, ſo wird der Gott, der ſich ihr vorſtellt, anfangen zu reden, und dieſe Reden werden wiederum Reſultate der Begriffe ſeyn, die ſie von göttlichen Reden hat; folglich wird ſie ſelbſt betrogen, indem ſie nicht Seelenkenntniß genug beſitzt, um auf die Urſache zu kommen; und andere, denen es auch daran fehlt, werden ebenfalls ohne ihre Schuld hinters Licht geführt. Sehen Sie, mein theurer Herr Theobald! ſo ſind die Empfindungen der Liebe die ganze Urſache dieſer vermeintlichen göttlichen Offenbarungen.“

Auf die Weiſe wäre alſo alles ein Delirium, ein fieberhaftes Irrereden?

„Gewiß nichts anders!“

Wie kommts denn aber, daß dies Delirium ſo vernünftig iſt? — Wenn ein anderer frommer Kranker delirirt, ſo hängt nichts zuſammen, man hört daß die Begriffe verworren ſind, hier aber iſt alles bis zum Erſtaunen regelmäßig?

„Das iſt ſehr begreiflich: bey andern Kranken iſt eine materielle Urſache der Krankheit, *mehr Hitze und mehr Alteration der Lebensgeiſter*, das alles iſt hier nicht, alle Säfte ſind geſund, da fehlt nichts als daß (nämlich in der Entzückung) die äußern Sinnen unwirkſam, ja ich darf ſagen, während der Zeit convulſiviſch ſind; die Seele wirkt alſo ganz ordentlich fort, alles iſt ganz natürlich, außer daß ſie die Vorſtellung der innern Sinnen für die äußern hält, und in ſo weit irrt. Wenn man träumt, ſo iſt die Sache auch anders: dann ruht auch ein großer Theil der Werkzeuge der innern Sinne, mithin fällt da auch viel Regelmäßiges weg.“

Herr Paſtor! das iſt erſtaunlich, ich fürchte, daß Sie Recht haben; allein noch eins, wie kommts denn, daß ſolche Perſonen oft abweſende und zukünftige Dinge errathen?

„Die Fälle ſind doch ſelten; und wenns geſchieht, ſo kommts daher, daß die höchſtfreye Seele, die jetzt durch keine äußere Vorſtellungen gehindert wird, vermittelſt der höchſtwirkſamen feinen Werkzeuge, der innern Sinne, die Vorſtellungen eines andern auch entfernten Geiſtes, an den ſie entweder ein ſtarker Zug bindet, oder von dem ſie ein hoher Abſcheu wegſcheucht, in ſofern jene Vorſtellungen Beziehung auf ſie haben, empfinden kann. Hier liegt das Geheimniß der Ahndungen und vieler Viſionen verſteckt, und hier kann der nachdenkende Weiſe Morgenluft der Ewigkeit wittern, wenn er will; wenn die Seele einmal ganz von den Banden des Leibes befreyt, die Werkzeuge der innern Sinne, und das alles noch dazu in der Geiſterwelt, frey haben wird, was wird ſie da in der Nähe und Ferne vermögen?"

Jetzt begreiſe ich alles gar wohl, und ich ſehe leider! ein, das Sannchens Krankheit die Urſache ihrer Reden und Entzückungen, mithin auch unſers Verſprechens iſt.

„Gott Lob! mein Freund! mehr wollt ich nicht, jetzt wollen wir nun auch weiter gehen, allemal müſſen wir denn doch mit Ehrfurcht an eine Perſon denken, deren ganze Seele ſich während ihrer Krankheit mit dem Einen, das Noth iſt, beſchäftigt; alles was ſich bey ihr äußert, iſt nichts weiter als Empfindung, und jede Empfindung iſt Wirkung der Vorſtellung oder der Einbildungskraft, denn wenn wir auch annehmen, daß Gottes Geiſt unmittelbar ohne das äußere Wort in uns wirke, welches ich noch bezweifle, ſo wirkt er denn doch zuerſt auf den Verſtand, dieſer auf die Einbildung, und dieſe endlich auf die Empfindung. Hieraus folgt aber noch eine wichtige Wahrheit: Wenn in dieſem Fall der Geiſt Gottes erſt auf den Verſtand wirkt, ſo begreift ja eine ſolche Seele das, was die Empfindung will — folglich kan ſie ja auch ihre Wahrheit beweiſen!!! — denken Sie doch darüber nach, daraus laſſen ſich erſtaunlich wichtige Schlüſſe ziehen, die aber nicht hieher gehören.“

„Wir ſind alſo darüber eins geworden, daß Sannchens Reden und Entzückungen blos ſeeliſche und nicht göttliche Empfindungen zur Urſache haben, die alſo alle dem Richterſtuhl der chriſtlichen Vernunft unterworfen ſind, nicht wahr?“

Freilich muß ich das geſtehen, allein was wird nun aus mir?

„Ein Brand, der aus dem Feuer gerettet worden; Sie irrten aus Unverſtand, aus Mangel an Kenntniſſen, Sie glaubten dem Willen Gottes zu folgen, als Sie Sannchens und Ihrem eigenen Willen folgten, daher fehlten Sie aus Schwachheit, und Gott wird Ihnen Ihre Sünde nicht zurechnen, das heiſt,

werden beyde ſelig werden, doch ſo, als
s Feuer, denn an ſchweren Prüfungen
Läuterungen wirds Ihnen nicht fehlen, die
aber alle hätten vermeiden können, wenn
auf eine vernünftige, chriſtliche und Gott-
lige Weiſe in den Eheſtand getreten wären.“
Herr Paſtor! Sie gehen warlich zu weit,
ern ich auch geſtehe, daß ich fehlte; indem
Sannchens Reden für göttlich hielt, und als
uch unſer Verlöbniß göttlichen Urſprungs zu
glaubte.

„Ich glaube nicht daß ich zu weit gehe;
worten Sie mir nur auf meine Fragen, ich
s Ihnen bald, und das ſokratiſch beweiſen.
nn ein wahrer Chriſt heiraten will, und
noch in niemand verliebt hat, noch ganz
partheyiſch iſt, was muß er dann zuerſt
n?“

Beten, daß Gott ihm die rechte Perſon
gen wolle.

„Ganz recht, was thut er dann weiter?“

Wenn er Eltern hat, ſo beſpricht er ſich
t ihnen über die Sache, er läßt ſich von ih-
n und andern Freunden rathen, dann kommen
erſonen in Vorſchlag, aus denen wählt er ſich
ejenige, welche ſich für ihn am beſten ſchickt,
e fromm und tugendhaft iſt, die die gehörige

häusliche Geſchicklichkeit hat, und endlich auch wenns thunlich iſt, die ein verhältnißmäßiges Vermögen hat.

„Vortreflich! aber Sie vergeſſen ja noch ein Hauptſtück: er ſieht doch auch mit auf eine Perſon, die wohlgewachſen, und wenigſtens nicht übel geſtaltet iſt.“

Daran dachte ich wirklich nicht, und doch ſieht ein Jüngling vorzüglich darauf.

„Nun wie weiter?“

Dann macht er den Eltern oder Vorgeſetzten dieſer Perſon ſeinen Antrag, dieſe beten auch, gehen auch mit guten Freunden zu Rath, und wenn ſich nun kein Anſtand findet, und ſich beyde junge Leute leiden mögen, ſo gehen ſie in Gottes Namen weiter, und heuraten ſich.

„Sie haben da den Weg, den chriſtliche junge Leute nehmen müſſen, recht wohl beſchrieben, genau ſo muß man zu Werke gehen; nun ſagen Sie mir aber auch, warum man ſo verfahren müſſe?“

Beten muß man um göttliche Führung, damit Er die Herzen lenken, und die Umſtände ſo leiten möge, daß ſich gerade die Perſon findet, die ſich für uns ſchickt, und daß auch ihr

Herz ſo geſtimmt werde, damit ſie ſich wirklich mit dem der ſie ſucht, vereinigen könne. Hernach muß man auch eine ſolche Perſon ſuchen, weil es des Menſchen Pflicht iſt, das Seinige zu thun; ferner muß man bey dieſem Suchen auf die gehörigen Eigenſchaften ſehen; denn es iſt im Leiblichen und Geiſtlichen dran gelegen, daß eine Hausfrau rechtſchaffen und tugendhaft ſey.

„Das hieß alſo chriſtlich-vernünftig geheiratet; nun möchte ich aber gerne wiſſen, ob jemand von dieſer chriſtlich vernünftigen Ordnung diſpenſirt werden könne?“

Ich ſehe wohl ein, daß ich wenigſtens nicht in dem Fall war, ja ich erkenne auch gar wohl, daß meine Heirat nicht nach der Regel iſt: ob aber gerad mein Schritt mich zu einem Brand mache, der aus dem Feuer gerettet iſt, und daß wir beyde, ich und Sannchen, durchs Feuer ſelig werden müſſen, das kommt mir immer noch zu hart vor. Bedenken Sie, theuerſter Herr Paſtor! welch eine Menge Eheleute kommen durch Hurerey in den Eheſtand? wie viele durch Kuppeleyen der Eltern, um Familienverhältniſſe willen, die ſich ſonſt in Anſehung der Uebereinſtimmung ihrer Gemüther gar nicht zuſammenſchicken? und doch gehts ſehr oft gut, oft blühet auch Segen auf ſolchen Ehen, und ihr frommer Wandel läßt mich auch hoffen, daß ihnen aus Gottes Barmherzigkeit um Chriſti willen, das Seligwerden nicht ſo gar ſchwer fallen werde.

„Sie citiren da zween Fälle, durch welche Ehen geſtiftet werden; einen durch unehlichen Beyſchlaf; denn Hurerey kann man ſo etwas nicht nennen, und den zweyten: durch Familienverhältniſſe, Reichthum u. dgl. laſſen Sie den Ihrigen für den dritten gelten, und nun wollen wir vergleichen. Zuerſt aber müſſen Sie einen großen Unterſchied machen, zwiſchen den Folgen, welche die Fehltritte eines wahren Chriſten haben, und denen, die aus den Sünden der Nichtchriſten entſtehen: jene ſtehen unter der züchtigenden Leitung ihres himmliſchen Vaters, dieſe aber noch unter den Lockungen der ewigen Liebe, ſie genießen ihr Theil in dieſer Welt, jene aber werden durch Kreuz und Trübſal zu der zukünftigen erzogen; wenn ſie alſo viele bemerken, denen es ungeachtet ihrer Fehltritte wohlgeht, ſo wiſſen Sie entweder nicht, was ſolche Leute in Geheim für einen nagenden Wurm, für geheime Leiden haben können, oder es ſtehen ihnen noch Trübſalen bevor, oder ſie ſind Menſchen, die ihr Theil hier in der Welt zu genießen haben."

Hat denn das Leiden und Sterben Chriſti keinen erlöſenden Werth für ſolche Schulden? muß denn der Chriſt ſelber für ſeine Sünden büßen?

„Können Sie, kann ein ſo aufgeklärter Kopf ſo fragen? Wir müſſen einmal alles thun, um das was wir verderben haben, wieder gut zu machen, und es iſt eine unausſprechliche Barmherzigkeit Gottes, wenn Er uns Gelegenheit dazu giebt, denn um ſo viel als wir ſelbſt reſtituiren können, um ſo viel wächſt der Grad unſerer Seligkeit; fürs Verdienſt Chriſti bleibt noch genug zu ergänzen übrig. Alle Prüfungen und Leiden wegen begangener Fehler zielen dahin, uns zur Erkenntniß derſelben, und ihrer Größe zu führen, damit wir ſie hernach meiden mögen, und alſo immer vollkommener werden."

Verzeihen Sie! ich machte einen thörigten Einwurf.

„Nun wollen wir wieder auf unſern Vergleich zwiſchen den dreyen Wegen zum Eheſtand kommen: Zuerſt alſo vom unehelichen Beyſchlaf, in ſofern er der Urſprung einer Ehe wird, alle andre Fälle gehören nicht daher:

Wenn zwo ledige Perſonen dieſen Fehler begehen, wogegen ſündigen ſie dann?"

Gegen die heiligen Befehle der Religion, gegen die chriſtlich-vernünftige Ordnung, und gegen die Geſetze des Staats.

„Warum mögen wohl die Religion und der Staat dies Mittel zum Heiraten verboten haben?

Ich kann mir keine andere Urſache vorſtellen als die: weil es gegen die chriſtliche vernünftige Ordnung iſt; denn an und für ſich ſelbſt in dieſer Ordnung iſt ja der Beyſchlaf erlaubt.

„Sie haben ganz recht; daraus folgt alſo, daß er als Mittel zum Heiraten betrachtet, blos gegen die chriſtliche vernünftige Ordnung iſt. Und ich glaube, mit dem zweyten Fall, wo die Eltern ihre Kinder kuppeln, wird ſichs wohl eben ſo verhalten?"

Ganz gewis!

„Sollte aber Ihr Fall wohl auch auf dieſer Liſte ſtehen? ſollte er auch nichts weiter, als ein Fehler gegen die chriſtlich-vernünftige Ordnung ſeyn?"

Sie machen mir das Herz klopfen für Erwartung.

„Geſetzt es erſchiene ein Menſch in einer gewiſſen Stadt, mit dem Aufzug eines Geſandum vom Landesherrn, und publizirte ein Geſetz von wichtigen Inhalt und Folgen — ein Geſetz, das er ſelbſt gemacht — ein Geſetz, das den Geſetzen des Landesherrn entgegen liefe?“

Sie tragen Materien zu meinem Todesurtheil zuſammen.

„Nein, es ſind Materien, einen Brand aus dem Feuer zu erretten. Wenn der Geſandte nicht betrügen will, in Sanchens Fall iſt, ſo wird er nicht geſtraft, aber curirt — Freund Theobald! er wird curirt. Dieſe Cur aber verhält ſich wie die Krankheit. Sehen Sie! welch ein großer Unterſchied es iſt: aus Schwachheit, oder aus zeitlichen Vortheilen gerade zu, die chriſtlich-vernünftige Ordnung, ein Polizeygeſetz des Reichs Gottes übertreten; und als ein Geſandter Gottes auftreten und ſagen, Gott befiehlt daß ichs übertreten ſoll. Iſt das nicht Hochverrath? — iſt das nicht Ihr Fall? — iſt Ihr Schritt nicht ein unendlich größerer Fehler, als die beyden andern? — Durch Ihre Heirath wird die große erhabene, und reine Gottheit entehrt, und Ihre Religion bey ihren Gegnern lächerlich gemacht, fromme Chriſten aber werden geärgert.“

Theobald erblaßte, er kam einer Ohnmacht nahe und rief: Großer Gott! erbarme dich! — ich bin verloren!

Wer den Pfarrer Boſius ſelber in aller ſeiner Energie und Feuer hat reden hören, der wird ſich über dieſe Wirkung nicht wundern; als er nun ſahe, wie weit die Rührung bey dem Theobald gienge, ſo hielt ers nun für Pflicht ihn zu erquicken und zu tröſten.

„Freund! fieng er an: treiben Sie die Sache nicht zu weit: Sie haben nichts weiter nöthig, als einzuſehen, in wie hohem Grad Sie und Sannchen gefehlt haben, das iſt der Wille und die Ordnung Gottes, faſſen Sie in dieſer Erkenntniß Ihrer Schwäche den feſten Vorſatz, nie wieder auf eine ähnliche Art zu ſündigen, ſondern ſehr behutſam in dergleichen Sachen zu ſeyn, wo ſich Schwärmerey mit einmiſcht; dann wird Ihnen Gott gnädig ſeyn, und Sie väterlich leiten.“

Herr Paſtor! ich darf, ich darf Sannchen nicht heirathen, mir ſchaudert für den Gedanken.

„Schön! Schön! jetzt ſind Sie auf dem rechten Standpunkt, wo es Ihnen erlaubt iſt, ſie zu heiraten, Ihr Wille mußte in den Willen Gottes aufgeopfert werden, ſobald das gründlich und von Herzen geſchehen iſt, ſobald beweiſe ich Ihnen, daß es nun Ihre größte Pflicht iſt, die Heirat mit Sannchen unverzüglich zu vollziehen.“

Theobald wunderte ſich, erholte ſich, und war wie ein Träumender, der nicht recht weiß wie er dran iſt. Der Paſtor aber erzählte ihm nun umſtändlich, wie er mit Sannchen zu Werke gegangen war, daß ſie ſich ebenfalls in den Willen Gottes geſchickt habe, und ihren Fehler erkenne, daß es aber ihr Körper nicht aushalten könne, und alſo kein anderer Rath ſey, als daß er ſie heirate.

Den ganzen Plan dazu machte Boſius auf die vernünftigſte und geſchickteſte Weiſe, und er wurde auch alſo fort ausgeführt. Theobald wurde mit Sannchen auf ihren Schlafzimmer in der Stille getraut, und ſo die Hochzeit ohne Geräuſch vollzogen.

Da aber hier eine neue wichtige und ganz andere Epoque anfängt, ſo will ich den erſten Theil beſchließen, und meine Leſer damit tröſten, daß der zweyte unverzüglich folgen ſoll.

Druckfehler.

S. 61. Z. 20. nach Myſtiſchen folgt ein Semikolon.
S. 99. Z. 24. ſtatt läſet l. leſet.
S. 189. Z. 11. ſtatt nur l. um.
S. 198. Z. 2. ſtatt Hetherodoxie l. Heterodoxie.
S. 209. Z. 23. ſtatt Lehren l. Lehrer.
S. 229. Z. 17. ſtatt wir l. ſie.
S. 307. Z. 5. nach nun l. vor.

Theobald

oder

die Schwärmer

eine wahre Geſchichte

von

Heinrich Stilling.

Zweiter und letzter Band.

Mittelmaß die beſte Straß.

Leipzig
in der Weygandſchen Buchhandlung.
1785.

Universitäts-
München
Bibliothek

Ich habe zwo Urſachen, die mich veranlaſſen ein Paar Zeilen vor der Fortſetzung von Theobalds Geſchichte vorabgehen zu laſſen. Es ſoll weder eine Vorrede, noch Vorbericht noch Erinnerung an den Leſer, ſondern blos etwas ſeyn, daß ich doch gern geleſen haben möchte.

Die erſte Urſache iſt der Rezenſent in der allgemeinen Litteratur-Zeitung; denn ich von Grund der Seelen, für ſeine biedere und recht dem Geiſt eines vernünftigen Urtheils über eine Sache, angemeſſene Rezenſion des erſten Theils meines Theobalds danke; das Ende ſeiner Beurtheilung, welches die ſieben Flämmchen betrift, verzeihe ich ihm gern.

Dieſe Stelle meines Werks zielt auf eine Claſſe Menſchen, die mich beſſer verſtehn, als der Herr Rezenſent, und denen ich dadurch einen ſo lichtvollen und bedeutenden Wink gebe, daß er ſie von einer gefährlichen Schwärmerey heilen muß, wenn ſie nur Augen haben, und ſehen wollen. Da nun der rechtſchaffene Beurtheiler meines Buchs, ſo wie ich aus allem ſehe, jene Leute und ihr Syſtem nicht kennt, ſo konnten ihm freylich die ſieben Flämmchen auffallen, die aber ein Terminus technikus ſind, den die Leute, für die der Gedanke hingeworfen iſt, ſehr wohl verſtehen. Verzeihen Sie alſo, edler Mann! wenn ich Sie erſuche, ſolche Stellen, deren Bezug Sie nicht wiſſen, mit Stillſchweigen zu übergehen.

Die zweite Urſache iſt die Ahndung, es werde viele vorwitzige Leſer geben, die gern die verſteckten Namen meiner aufgeführten Schwärmer enträzeln möchten; dies wäre aber gerad meiner Abſicht zuwider; nicht Perſonen, ſondern Fehler wollte ich zur Schau ausſtellen, und man wirds mir nicht übel nehmen, wenn ich jeden derb auf die Finger klopfe, der ſich unterſteht, den Vorhang vor den Geſichtern wegzuziehen, die ich mit Sorgfalt verſtecken wollte. Würde aber irgend eins von meinen Originalen vorwitzig ſeyn und hervorgucken, oder mir wohl gar Vorwürfe machen wollen, ſo muß ich es ſeinem Schickſal überlaſſen, rathe aber wohlmeinend, lieber ſeinen Schmutz abzuwaſchen, damit kein Schleyer mehr nöthig ſeyn möge. Ich glaube wohlgethan zu haben, wenn ich dem Wanderer die gefährlichen Oerter auf ſeinem Wege, durch Beyſpiele zu zeigen ſuchte; denn man ſtürzt oft in den Abgrund, eh man vermögend war, ihn zu ſehen.

Das erſte Hauptſtück.

Theobald und Sannchen waren nun getraut, und alſo Eheleute; da er nun noch nicht ausſtudirt hatte, ſo mußte er wieder nach Altdorf reiſen; die Tante war ſo liebreich, einer ſchmerzhaften Trennung der Neuvermählten dadurch vorzubeugen, daß ſie ſich entſchloß, ihre Nichte mit, und nebſt Theobalden zu ſich ins Haus zu nehmen; das war nun freilich eine ganz neue Art auf die hohe Schule zu reiſen, ganz Altdorf ſchwatzte auf eine Meile kreuz und quer darüber, indeſſen nach vierzehn Tagen war doch alles vergeben und vergeſſen, und die ganze Sache ſchadete dem Ruhm beyder junger Eheleute ſo wenig, daß man im Gegentheil die ganze Handlung durchgehends billigte.

Während der noch übrigen akademiſchen Zeit unſers Theobalds paſſirte ſo wenig merk würdiges, daß es der Mühe nicht lohnt, ein Wort damit zu verlieren. Kurz! Theobald endigte ſeine Studien rühmlich, und ſetzte ſich in der berühmten und nahrhaften Stadt Bornhauſen, im Fürſtenthum Bornfels als Arzt.

Zu Bornhauſen wohnten viele fromme brave Leute, beſonders auch Pietiſten von mancherley Gattung; ob nun gleich Doktor Theobald noch in vielen Stücken mit ihnen harmonirte, ſo hatte er doch aus vieler Erfahrung, und auch aus richtigen Begriffen, vernünftiger denken und handeln gelernt, er band ſich alſo nicht ganz an ihre Geſinnungen, ſondern lebte ſeiner freyern Ueberzeugung gemäß, das hielten nun jene nicht für gut, ſie ſahen ihn als einen Mann an, der auf beyden Schultern trägt, weder kalt noch warm iſt, den man alſo ausſpeyen muß, keiner von ihnen bediente ſich ſeiner als Arzt, im Gegentheil haßten und verfolgten ſie ihn.

Die übrigen weltförmigern Bürger hingegen betrachteten ihn als einen Pietiſten, denn ſein genauer eingezogener Wandel, und noch andere pietiſtiſche Anſtriche, gaben ihm gerad das Anſehen eines ſolchen Mannes, beſonders, da er ſich modeſt kleidete, und immer dunkle Farben wählte; dieſe Menſchenklaſſe bediente ſich alſo ſeiner auch nicht viel, ſo daß es alſo im Anfange ſeiner Haushaltung knapp mit ihm ausſahe, beſonders da Sannchen auch immer kränklich war, und dem Hausweſen nicht gehörig vorſtehen konnte.

Ich komme da wieder auf den Text, über welchen ich auch bey ſeines Vaters Vermählung predigte. Vor der Heurath waren Theobald und Sannchen ſo voller Inbrunſt und Eifer, von Gott und göttlichen Dingen zu reden, ſie war ſo beredt und geſchickt, daß nicht nur Theobald, ſondern jedermann über ſie erſtaunte; und er ſelbſt war mit ihr ſo innig und erweckt, daß ſelbſt der allerſtrengſte Pietiſt ſie für eifrige Chriſten halten mußte, jetzt war das nun alles vorbey; Theobald nahm ſich feſt vor, einen ordentlichen Hausgottesdienſt zu beobachten, das geſchah auch etwa vier Wochen, nun bliebs aber allmählig nach, der Eifer erkaltete, und beyde redeten oft eine ganze Woche nichts vom Chriſtenthum. Oft ſtellten beyde in der Stille eine Prüfung darüber an, und unterſuchten, wo doch wohl der Fehler ſtecken möchte, allein ſie konnten ihn nicht auffinden, bis ſie Herr Paſtor Boſius einmal beſuchte, dieſem treſlichen

Manne entdeckten ſie ihr Anliegen, und er half ihnen bald aus der Dunkelheit heraus; es wird für viele meiner Leſer ſehr dienlich ſeyn, wenn ich einen kurzen Auszug aus der Rede mache, welche der große und würdige Mann damals dem jungen Ehepaar gehalten hat. Es heiſt unter andern in Theobalds Tagebuch folgender geſtalt:

„Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen den Empfindungen und ſüßen Vorſtellungen vom Chriſtenthum, und dem wahren und weſentlichen chriſtlichen Leben. Wenn ein Anfänger zuerſt erweckt wird, zuerſt Luſt bekommt, ein wahrer Chriſt zu werden, dann lieſt er erbauliche Sachen, allerhand ſchöne Lieder und Sprüche aus der Bibel, das alles belebt ihn ganz und begeiſtert ihn ſo mit hoher Empfindung, daß er mit Freuden tauſend Leben für die Religion aufopfern könnte, dies iſt aber nichts Weſentliches, ſondern im Grunde nur Schwärmerey, die freylich im Anfang nöthig oder doch nützlich iſt, damit das noch unerleuchtete Gemüth etwas habe, das es zur Frömmigkeit anhält; kommt nun bey jungen unverehlichten Gemüthern der Trieb zu heurathen noch dazu, ſo wird der Enthuſiasmus noch größer, und oft entſtehen aus dieſer göttlichen und ſinnlichen Vermiſchung der Ideen, abſcheuliche Irrthümer. Wenn es nun dem Menſchen um ſeine wahre Vervollkommnung ein rechter Ernſt iſt, und er ſich befleißt, nach dem Vorbild des Erlöſers zu wandeln, ſo fühlet er beſtändig den Widerſtand ſeiner ſinnlichen Natur, die bey obiger Schwärmerey gar nichts litte, ſondern im Gegentheil mit genoſſe; das beſtändige Beſtreben des Geiſtes, fromm zu leben, drückt alſo die Sinnlichkeit, daher verliert ſich die Freudigkeit, und man wird trocken. Dies trift nun die Neuverehlichten noch härter, denn um ſo viel höher, als ſich ihre Schwärmerey durch ihre Liebe geſchwungen hatte, um ſo viel tiefer ſinkt die Seele zurück, wenn auch die Triebe der Natur in der Ehe geſättiget ſind; darum vermiſche ja niemand Fleiſch und Geiſt mit einander, es hat immer die traurigſten Folgen; und dann denke nur niemand, daß die angenehmen Empfindungen in den Betrachtungen über die Gegenſtände der Religion wahre Zeichen des Chriſtenthums ſeyen; ſolche Empfindungen hat der Türke und Heide in ſeiner Religion auch, ſondern die wahren und ſichern Kennzeichen der Heiligung ſind: wenn man nie ſatt werden kann ſeinen Rebenmenſchen Wohlthaten zu erzeigen; wenn man gern alle ſeine Kräfte aufopfern möchte, Menſchen wahrhaft glücklich zu machen, und wenn man ſich prüft, warum man denn das alles ſo gerne möchte, und man findet dann unausſprechlich tief in der Seelen die Wahrheit eingegraben: Darum möchte ich gern alle Menſchen glücklich machen, um meinem lieben himmliſchen Vater, und meinem theuren Erlöſer ähnlich zu werden, um ihm zu gefallen, um ſo vollkommen zu werden, wie Er iſt, u. ſ. w. Auch der Freygeiſt thut ſeinen Mitmenſchen Gutes, aber warum? — blos aus Wolluſt, weils dem guten Herzen wohl thut, wenns andre freudig ſieht, und beſonders, wenn man Urſache an der Freude iſt; dieſe Wohlthätigkeit iſt wohl gut, aber weil ſie eigne und nicht Gottes Ehre bezielt, wozu doch alles abzwecken ſoll, ſo hat ſie wenig verdienſtliches, beſonders auch, da ſie ſehr ſelten im geheim, und noch vielweniger den Feinden Gutes, und wahrhaft Gutes thut u. ſ. w.“

Ich muß die Predigt des Herrn Boſius abbrechen, um nicht zu weitläuftig zu werden; es kam mit Theobald und ſeiner lieben Gattin darauf an, daß ſie praktiſch ausführten, wovon ſie ſo lange geſchwatzt hatten, und ich muß geſtehen, daß ſie auch wirklich ſo viele Mühe anwendeten, als ſie konnten, um ihrer Erkenntniß getreu zu ſeyn, aber im Ehſtand und in einer ordentlichen Haushaltung iſt dieſe Ausführung warlich ſchwerer, als ſich mancher chriſtlicher Schwätzer einbildet.

So viele Mühe auch Theobald angewendet hatte, gründlich die Medizin zu ſtudiren, ſo verurſachte doch ſein Hang zum Wunderbaren, daß er vieles verſäumt hatte; er traute der Mitwirkung Gottes, und ſeinem Gebet für die Kranken ſo vieles zu, daß er glaubte, ein Trünklein Waſſer oder ſonſt ein einfaches gemeines Mittel, ſey in der Hand eines frommen Arztes zur Heilung eines Kranken hinlänglich; er bedachte aber nicht, daß dem Arzt noch genug zu beten übrig bliebe, wenn er auch die wirkſamſten Mittel mit der vernünftigſten Methode verbände. Und dann erwartete er auch zu ſehr eine unmittelbare Erleuchtung von Gott in ſeinem Beruf, und er hielt ein allzugroßes Anſtrengen des Verſtandes, in Erforſchung der Geheimniſſe der Natur für einen Eingriff in die Rechte Gottes; ob ich gleich doch auch geſtehen muß, daß ihm ſein glückliches Genie, bey geringerer Verwendung als ein anderer, ziemlich gute Kenntniſſe verſchaft hatte. Kurz! Doktor Theobald that unter den Armen außerordentlich viele und wichtige Curen, bey Vornehmen und Reichen haperte es aber gemeiniglich; daher kams denn auch, daß er ſehr wenig Geld verdiente, und alſo beſtändig bey ſeinen Eltern und Schwiegereltern um Unterſtützung anhalten mußte; dies zog ihm dann natürlicher Weiſe vielen Verdruß zu, ſo daß er nach und nach in Schulden gerieth, mithin durchgehends für einen Schuldenmacher und ſchlechten Haushälter paſſirte, ob er gleich, ſowohl an Kleidern als an ſeinem Tiſch, kaum die ſeinem Stand und Beruf zukommende Nothdurft hatte.

Die vielerley Schickſale von Theobalds Beruf, ſo auch ſeine beſtändigen Trübſale in ſeiner häuslichen Verfaſſung, verſpare ich zu einem andern Zweck, und verfolge meinen jetzigen.

Die Berlenburger pietiſtiſche Gemeinde erkaltete indeſſen allmälig; Dippel, Tuchtfeld, Haug, und der Graf ſelber ſturben; Hochmann war vorher ſchon lange tod; mithin kam alles allmälig wieder in den alten

Schlummer; nur daß hier und da einzelne gute Seelen, denen es von Anfang an, ein wahrer Ernſt um ihre Vervollkommnung geweſen, und die nun durch allerhand Sichtungen der Schwärmerey das einzig Nöthige wie ein Brand aus dem Feuer errettet hatten, zum wahren Salz der Erden übrig blieben.

Nun trat aber ein neuer Held auf, der in ſeinem Wirkungskrayß eine große Rolle geſpielt hat, und wobey unſer Theobald nicht wenig intereſſirt war. *

Etliche Stunden von Bornhauſen auf einem einſamen Dörfgen, das ich nothwendig Jeruſalem heiſſen muß, wohnte ein ehrlicher Bauer, Namens Koller; dieſer hatte zween Söhne, wovon der älteſte, Beend, Bauer wurde, und auf dem Gute blieb; der andre aber, nemlich Ernſt, das Wollenweberhandwerk lernte. Dieſer Ernſt kam zu Theobalds Zeiten nach Bornhauſen, und arbeitete daſelbſt auf ſeinem Handwerk, er war ein feiner anſehnlicher Mann, hatte ſchöne Kenntniſſe in der Religion, dabey aber einen ungemei-

---

* Leſer! die Geſchichte, welche ich hier erzählen werde, iſt in ihrem ganzen Umfange wahr, ich fürchtete mich der Sünde, ſo etwas zu erdichten, ich hab aber Namen und Wahrheit, aus wichtigen Urſachen, ſo ſehr verſteckt, als ich konnte.

nen Hang zum Wunderbaren und zur Schwärmereÿ; daher las er in der Bibel, außer der Offenbarung Johannis, wenig, dieſe aber konnte er faſt auswendig; dann beſtand ſeine ganze kleine Büchersammlung aus lauter Schriften, von Böhms, Pordage und Leade'ns Gattung, auch die Berlenburger Bibel beſaß er ganz, nebſt der geiſtlichen Fama u. dgl., in ſeinem Leben und Wandel war er ein recht ſittſamer ordentlicher junger Mann, der bey jedermann beliebt war.

Nun wohnte eine reiche Kaufmannswittwe zu Bornhauſen, die nannte ſich Waltershauſen, dieſe ließ wollene Tücher fabriziren, die ſie dann auf die Meſſen ſchickte; Ernſt Koller arbeitete auch für ſie, als Geſelle, denn er war noch ledigen Standes, zu der Zeit etwa 28 Jahr alt; die Frau Waltershauſen aber mochte 45 Jahr alt ſeyn, ihr Mann war ſchon eine geraume Zeit tod, und ſie hatte zween Söhne, deren der eine, Peter, 18, und der andre, Ludwig, 16 Jahr alt war.

Ernſt Koller fand, daß die Frau Waltershauſen gern hörte, wenn er auf ſeine Art von der Religion ſchwatzte, denn er ſprach ſo ſiedwarm von dem tauſendjährigen Reich, von der Nähe deſſelben, von ſeiner innern Be ſchaffenheit und Glückſeligkeit, daß die gute Frau Waltershauſen ſteif entzückt ſaß, Mund, Naſe und Augen aufgeſperrt hielt, und erſt ſpät wieder zu ſich ſelber kam; Ernſt hielt dieſe Theilnehmung ſeiner Gebieterin für wahre Gottesfurcht, er wagte es alſo, ſich ihr als Freund zu nähern, in ihren häuslichen Angelegenheiten zu rathen, und ſich ihrer Sachen ſo ziemlich vertraulich anzunehmen; der Frau Waltershauſen war das gar recht, denn auch hier ſchlich ſich leider! leider! abermal die fleiſchliche Liebe unter dem Deckmantel der Religion und Frömmigkeit ein. Ernſt Koller ergriff dieſe Liebe mit beyden Händen; ob er ſie auch geliebt habe, und in wie fern Reichthum und Stand Antheil an ſeiner Wahl hatten, das entſcheide ich nicht, der große Tag wirds klar machen.

Ernſt heuratete alſo die Frau Waltershauſen, und wurde nun ein reicher anſehnlicher Kaufmann; dazu ſchickte er ſich auch vortreflich, denn er verſtund ſeine Fabrike aus dem Grunde, er konnte leſen und ſchreiben, war dabey ein großes Kraftgenie, wie meine Leſer aus der folgenden ganzen Geſchichte leicht werden ſchließen können, und begrif alſo die Handlungswiſſenſchaft gar bald; mit einem Wort, hätte ſich nun Koller einer wahren thätigen Gottesfurcht befliſſen, wär er blos ſeinem Beruf getreu blieben, und hätte er durch ſeine ſo ſehr nützliche Fabrike den armen Leuten in ſeiner Gegend Brod gegeben. O welch ein frommer und getreuer Knecht würde er dann geworden ſeyn! allein ſein Geiſt nahm in ſeinem Lauf eine ganz andere Richtung.

Als er mit ſeiner Frauen etliche Jahre in einer friedſamen und vergnügten Ehe, aber ohne Kinder, gelebt hatte, ſo bekam eine Nachbarin, die Tochter eines Schlachters, welcher dem Herrn Koller das Fleiſch in die Haushaltung lieferte, Namens Philippine Zartin, ein vortrefliches ſchönes und höchſt ſchwärmeriſches Mädchen, Eingang in Kollers Haus; ſie brachte von Zeit zu Zeit Fleiſch dahin, bald traf ſie den Herrn Koller im Leſen, bald im Reden, und zwar von ſeiner Lieblingsmaterie, an; dadurch wurde das arme Kind mit in den Wirbel gezogen; ſie fieng auch an die Propheten des alten Teſtaments und die Offenbarung Johannis, aber mit einer Begeiſterung und mit einem Enthuſiasmus zu leſen, der vielleicht in der Geſchichte kein Beyſpiel mehr hat. Koller merkte das, und hielt es für gut, er ermahnte ſie alſo treu zu ſeyn, fromm zu wandeln, und in Gottes Wort ſo viel zu leſen, als ſie nur Zeit hätte, zugleich lehnte er ihr Bücher, die im Stand waren, ihren Kopf immer wärmer, immer heiſſer zu machen.

Um dieſe Zeit kam **Doktor Theobald** nach Bornhauſen, ſo wie er allmälig bekannt wurde, ſo entdeckte er auch bald den Herrn Ernſt Koller und ſeine Denkungsart; ſo ſehr er auch bisher durch allerhand Schickſale, wie meine Leſer aus dem Vorhergehenden wiſſen, gewitziget worden, ſo lag doch noch immer ein Keim der Schwärmerey tief in ihm verborgen, als er daher die tiefen myſtiſchen und prophetiſchen Kenntniſſe des Kollers entdeckte, und zugleich ſeine höchſt wahrſcheinlichen und paſſenden Erklärungen der Apokalypſe hörte, ſo wurde er nach und nach, binnen etlichen Jahren, wiederum in dies neue Gewirre eingeflochten, ob er gleich von andern myſtiſchen und ſchwärmeriſchen Krankheiten ziemlich geheilt war; Kollers Syſtem des tauſendjährigen Reichs kam ihm als eine ſehr angenehme Nebenſache vor, die ihn in ſeinem praktiſchen Chriſtenleben weder hinderte, noch ſonderlich beförderte; er behandelte die Sache wie ein Steckenpferd, auf welchem man zuweilen in müſſigen Stunden reitet, und doch wurde es ihm allmälig wieder Ernſt, denn die immerwährende Beſchäftigung mit ſolchen Vorſtellungen, nahm ſeine Seele immer mehr und mehr ein, und er wurde ein ärgerer, wiewohl vorſichtigerer und ſtillerer Schwärmer als je.

Nachdem das Feuer etliche Jahre in der Aſche geglommen, und ſich intenſive im höchſten Grad verſtärkt hatte, ſo brach es auf einmal in voller Kraft aus: Koller hatte ſich nach und nach eine Geſellſchaft von Freunden und Freundinnen geſammelt, die ihn für einen heiligen Mann und für ihren Lehrer hielten, und zuweilen in ſeinem Hauſe zuſammen kamen; unter dieſen befanden ſich auch Theobald, ſeine Gattin, und die Jungfer Zartin, welche aber wegen ihrer außerordentlichen Erkenntniß und Wärme für die Sache, vor allen den Vorzug hatte.

Im Anfang der dreyſiger Jahren, wo ich nicht irre, ſaß die ganze Geſellſchaft an einem Abend in Kollers Hauſe, Theobald, Sannchen und die Zartin, waren auch da;

jetzt war das Wehen des Geiſtes der Schwärmerey ſtärker als je, jeder war trunken von Wonne und ſüßem Gefühl, alle umarmten ſich, und ſchwuren ſich ewige Bruderliebe; auf einmal verwandelte ſich das Angeſicht der Zartin in ein engliſches Geſicht, ſie kam außer ſich, und ſieng an erſtaunliche Dinge zu ſprechen; ſie weiſſagte die Nähe der erſten Auferſtehung, und des tauſendjährigen Reichs, und noch viel andere wichtigere Dinge mehr, und das alles mit einer ſo unbeſchreiblichen Würde und Anſtand, daß alle Anweſende zu Boden ſunken, auf die Knie und aufs Angeſicht fielen, beteten, weinten und ſtaunten; jeder war gewiß, daß die Zartin eine Prophetin, und das was ſie ſagte, Gottes Wort ſey. Theobald war ſelbſt ganz überzeugt; wenn doch jetzt Boſius hier wäre! ſagte er zu Sannchen, ſie antwortete, ich habe ſeinen Vernünfteleyen nie recht glauben können. Von dem Augenblicke an wurde alles eingeriſſen, was der brave Mann je in ihren Seelen gebaut hatte, und ſie waren beyde wiederum der feſten Meinung, daß auch Gott ehemals durch Sannchen geredet habe.

Die ſonderbare Erſcheinung mit der Zartin trug das Gerücht wie ein Lauffeuer durch ganz Bornhauſen; viele der dortigen Pietiſten, und ſonſt auch andere gute Leute, fiengen an aufmerkſam auf die Sache zu werden, ſie beſuchten Kollers Verſammlungen, hörten die Zartin weiſſagen, denn von nun an geſchah dies in jeder Verſammlung; und viele von ihnen traten zu dieſer neuen Sekte über, ſo daß binnen Jahresfriſt bey funfzig Haushaltungen dazu gehörten.

Dieſen groſſen Zuwachs beförderte inſonderheit der beſte, gelehrteſte, und weiſeſte reformirte Prediger zu Bornhauſen, der Herr Darius; dieſen trieb vielleicht Neugierde, vielleicht Amtspflicht, vielleicht auch beydes zuſammen, einsmals in Kollers Verſamlung; nun redete die Zartin gerad dieſen Abend mit einer ſolchen Kraft und Weisheit, daß Herr Darius ſie in dem Augenblicke für eine Prophetin erklärte, und ſich der Sekte beygeſellte; er fieng nun ſelbſt an über die Offenbarung Johannes zu predigen, und alles nach dem Syſtem des Kollers und der Zartin auszulegen.

Bis dahin gieng alles gut, aber nun fieng Satan an, das wohlgeſchmückte, und für ihn ausgeräumte Haus zu beziehen: die Frau Kollerin war bisher eine getreue Anhängerin ihres Mannes geweſen, nun aber da die Zartin auftrat, beſonders da ihr junger Mann das bildſchöne Mädchen liebkoſete, ſie immer über alles erhob, auch die Zartin mehr als liebreich gegen ihren Mann war, ſo fieng die ſchwärzeſte Eiferſucht an, in dem Herzen der alten Frauen zu wüten, ſie erklärte die ſogenannte Gottesſprachen der Zartin für Betrügerey, und ſträubte ſich mit aller Gewalt gegen die Verſammlungen, ſie bedrohte ihren Mann, kurz ſie proteſtirte gegen alles, aber es half nichts, beſonders da ihre beyden Söhne dem Syſtem ihres Stiefvaters aufs treulichſte anhiengen.

Nun beſtimmte ſich der Geiſt der Schwärmerey näher; die Zartin fieng nun an von ſich ſelbſt zu zeugen, ſie ſey das Weib mit der Sonnen bekleidet, ſie werde dereinſt den männlichen Sohn gebären, der die Heiden mit der eiſernen Ruthe weiden ſollte, ihr Sohn werde der König des tauſendjährigen Reichs werden, ſie ſey aus dem Stamm und Geſchlecht Davids, Herr Koller auch: ſie und Herr Koller ſeyen auch die zween Zeugen, und was dergleichen ungeheure Dinge mehr waren; — Was meint ihr wohl, liebe Leſer! werden das wohl vernünftige Leute geglaubt haben? — Gewiß! Paſtor Darius und Theobald glaubten es ſteif und feſt, geſchweige der übrige ungelehrte Haufe; dieß laß ich nun noch hingehen, aber daß die Zartin bald darauf die alte ehrliche Frau Kollerin für die babyloniſche Hure erklärte, daß das jedermann glaubte, daß man ſie nun oben im Hauſe einſperrte und abſcheulich mißhandelte, daß ihre beyden leiblichen Söhne zu ihr gehen, und ſie zum Pful, der mit Feuer und Schwefel brennet, verfluchen mußten, daß das alle glaubten, alle billigten, das iſt entſetzlich und unbegreiflich. Jndeſſen iſts doch geſchehen, und wahr; die Kollerin wurde endlich verrückt, und lebte nicht lange mehr; den Verdacht wegen ihrem Tode überlaſſe ich dem Herzen- und Nierenprüfer. Darius hielt ihr die Leichenrede über den Text: Auf daß der Herr Zebaoth erhöhet werde im Recht.

Mein Herz nöthiget mich, hier eine Zwiſchenerinnerung zu machen. Diejenige Gattung meiner Leſer, welche gern alles, was nur immer Religion heiſt, für Schwärmerey erklären, und jeden Rechtſchaffenen, der der Religion Jeſu vernünftig anhängt, einen Pietiſten nennen, warne ich, bey dieſer ſchrecklichen Geſchichte, die im Verfolg immer ſchlimmer wird, nicht zu lachen, nicht zu frolocken, und wie ſie gewohnt ſind, nicht das Kind mit dem Bade zum Fenſter hinaus zu werfen. Wiche dieſe Sette zu weit zur Rechten ab, ſo weicht Ihr eben ſo ſehr zur Linken, und glaubt nur nicht, daß euer Looß erträglicher ſeyn werde; die große Claſſe derer, die ihr Pietiſten nennt, enthalten doch bey allem dem noch immer die edelſten, die beſten Menſchen; wiederſprecht mir nicht, ſondern forſcht erſt gründlich und unpartheyiſch, und wenn ihrs nicht ſo findet, dann heiſt mich partheyiſch, oder einen Betrüger, oder wie ihr wollt. Ich kann euch vor dem Allgegenwärtigen bezeugen, daß die wenigſten, die ihr Pietiſten nennt, Heuchler ſind, wie ihr euch gern überreden mögt, ſondern die mehreſten ſind Menſchen, denen es um ihre Vervollkommnung ein wahrer Ernſt iſt.

Die andre Claſſe meiner Leſer mag wohl ſelbſt aus Pietiſten beſtehen, auch mit dieſen hab ich ein Wort zu reden: dieſe Leute werden glauben, ich trete der Religion und einer ehrwürdigen Claſſe Menſchen zu nahe, indem ich den Schwärmern ſo viele Fehler aufdecke; hier irren die lieben guten Leute gewiß; nichts iſt verderblicher, als wenn man unter dem

Schein der Heiligkeit Greuel treibt, die Welt ſchreibt ſie alle den wahren Chriſten auf ihre Rechnung, dadurch wird dann die allerheiligſte Religion, welcher ich hier in dieſen gefährlichen Zeiten eine Apologie ſchreibe, verächtlich und ſtinkend; man erinnere ſich nur an jene Kundſchafter, welche Moſes ins gelobte Land ſchickte, und an das große Unglück, welches ſie über das Volk Iſrael brachten; eben ſo ſind die Schwärmer anzuſehen, die ich in dieſem Werk ſchildere.

Jetzt, wo man ſo ſehr nach Wahrheit forſcht und geizt, und überall zweifelt, jetzt muß durchaus alles Falſche vom Chriſtenthum geſchieden, und die Religion in ihrem wahren Licht dargeſtellt werden, damit man nicht Unkraut für Waizen halte, alles ausreute und wegwerfe.

Doch ich kehre wieder zu meiner Geſchichte. Nach der Frau Kollerin Tode heurathete Koller die Zartin; nach der Meinung dieſes Hauſens von Schwärmern war nun die babyloniſche Hure gerichtet, und nichts ſtund dem Anbruch des herrlichen Reichs mehr im Wege. Es wurden auch Mißionarien ausgeſchickt, welche dieſe wichtigen Neuigkeiten evangeliſiren mußten; nun war ein großer

Theil Menſchen auf dieſe Dinge vorbereitet; wie meine Leſer aus dem Vorhergehenden wiſſen; die Sache wurde ſo plauſibel vorgeſtellt, daß der Beyfall durch ganz Teutſchland, in Holland, England und den nordiſchen Reichen außerordentlich war; es kamen Geſchenke von großen Geldſummen an Herrn Koller an, die er zum beſten Gebrauch verwenden ſollte; alles wartete nur noch auf die Offenbarung des Neuen Jeruſalems, wohin ſich eine große Menge zu ziehen rüſtete.

Als Koller dieſe Wirkung ſeiner Lehre ſahe, ſo faßte er den Vorſatz, ſeinen großen Plan auszuführen; die Weiſſagungen ſeiner nunmehrigen Frauen wurden zweckmäßiger und beſtimmter, und er fieng nun an in Geheim zu wirken; der Herzog von Y ... war Landesherr und katholiſch, der König von X ... aber Schutzherr der proteſtantiſchen Unterthanen. An beyden Höfen ſuchte er vorerſt die dirigirenden Miniſter zu gewinnen, dazu mochte er wohl einen Theil der großen geſchenkten Geldſummen verwenden; am herzoglichen Hofe durfte er mit Religionsneuerungen nicht angeſtochen kommen, da gab er vielmehr vor, er ſey Willens eine neue Stadt, und in derſelben ſchöne Fabricken anzulegen;

am königlichen Hofe aber, wo er auch dieſes vorſchützte, ſetzte er noch hinzu, daß er auch Willens ſey, in dieſer neuen Stadt eine Probe mit einer aufgeklärtern und beſſern Religion zu machen; dieß blieb aber gleichſam nur bey dem Miniſter in Petto, als welcher Kollers Syſtem gewogen war; wäre es der Monarch gewahr geworden, ſo hätte Ers gewiß nicht geduldet.

Als nun alles aufs beſte und geheimſte eingeleitet war, ſo verkündigte die Frau Kollerin ſehr feyerlich, Bornhauſen werde in dreiſſig Tagen untergehen; denn dieſe Stadt wurde nun auch zum großen Babylon, der Mutter aller Hurerey und Unreinigkeit gemacht. Dies ſetzte alles in Furcht und Schrecken; viele Anhänger des Kollers machten ſich reiſefertig, denn die Prophetin hatte geſagt: Geht aus von ihr mein Volk! auf daß ihr nicht theilhaftig werdet ihrer Strafe. Am beſtimmten Tage machte ſich eine Menge Menſchen aus der Stadt, aber es geſchahe nichts; die Kollerin half ſich bald, denn ſie ſagte, es gehe Bornhauſen wie der Stadt Ninive zu Jonas Zeiten, denn Gott habe ſie wegen ihrer Buße verſchont.

Die Kollerin hatte auch wirklich ein Knäbchen geboren, das war nun der neue Meßias ſelbſt, es iſt nicht zu ſagen, welche Abgötterey man mit dem Kinde getrieben hat; allein es lebte nicht lange, und als jedermann darüber ſtutzte, ſo hieß es: und das Kind wurde entrückt zu Gott und ſeinem Stuhl.

Ungeachtet Bornhauſen nicht untergieng, ſondern vielmehr im Segen fortblühte, ſo wurden doch Kollers Anhänger des Wohnens in Babylon müde, und die Anlage des neuen Jeruſalems wurde in Geheim mit allem Ernſt getrieben; Koller wählte ſich ſeinen Geburtsort, das Dorf dazu, welches ich oben in dieſer Rückſicht ſchon Jeruſalem genannt habe. Dieſer einſame Ort liegt in einem flachen erhabenen Thälchen, er iſt mit Waldungen, Wieſen und Bächen umgeben, und überhaupt in allem Betracht ein angenehmer Aufenthalt.

Koller baute ſich hier ein ſchönes Haus, und in kurzer Zeit folgten mehr als dreyßig reiche Kaufleute, die ſeine Anhänger waren, ſeinem Beyſpiel. Nun fieng der Lerm erſt recht an, das neue Jeruſalem war im Entſtehen, alles merkte auf, Leute von allerhand Gattung zogen dahin; und hätte Koller eiwas mehr den Wolf ins Schaffell hüllen können, ſo möchte wohl die ganze Sache noch mehr ins Große gegangen ſeyn; allein er ließ zu früh die Klauen hervorgucken; doch dauerte der Anwachs etliche Jahre, ſo daß doch ein hübſches mittelmäßiges Städtchen daraus wurde.

Durch die Kanäle, welche Koller ſo meiſterhaft zu eröfnen gewußt hatte, erhielt er nun den Carakter als königl. X... ſcher Geheimer Rath, und das vollkommen freye Religions-Exercitium für ſeine neue Stadt; er erhielt zugleich die ſtädtiſchen Privilegien, vermöge welcher ſie der Landesherr nicht nur zu einer Stadt erhob, ſondern ihr auch eine Quelle zu öffentlichen Einkünften anwieß; es wurde alſo ein ordentlicher Magiſtrat angeſtellt und ein Rathhaus gebaut. Man baute auch eine hölzerne Kirche, berief den Prediger Darius zum erſten Pfarrer, und den guten Doktor Theobald mit einigem Gehalt zum ordentlichen Arzt und Stadtphyſikus; beyde kamen auch mit herzlicher Freude; dis wird man mir leicht glauben, wenn man bedenkt, daß ſie beyde feſt überzeugt waren, der Ort, wo ſie hinzögen, ſey das wahre neue Jeruſalem.

Nun muß ich doch auch mit wenigen Worten erzählen, wie Koller in ſeinem neuen Jeruſalem haushielt: er wurde von allen ſeinen Anhängern für einen wahren Repräſentanten der Gottheit angeſehen, man hielt ihn für eine göttliche und gewiſſermaßen anbetungswürdige Perſon; eben dieſe Ehre widerfuhr auch ſeiner Frau, welche in einem fürſtlichen Schmuck in einer Sänfte in die Kirche getragen wurde, wo ein erhabener mit carmoſin rothem Sammet überzogener und mit goldenen Treſſen ausgeſchlagener Thron ſtand, auf welchem beyde Fürſtenhäupter des neuen Jeruſalems ſaßen; vor dem Thron her, aber ſo niedrig, daß die Köpfe unter die Füße zu ſtehen kamen, war der Stuhl des Magiſtrats. Zur linken des Throns ſtund die Kanzel.

Ich habe das alles mit meinen eigenen Augen geſehen, und bezeuge, daß alles wahr iſt.

Man kann leicht denken, daß kein Monarch in der Welt ſo vollkommen ſouverän war, als Herr Koller, der Magiſtrat that nicht das Geringſte ohne ihn, ich wollte es ihm aber auch nicht gerathen haben; eben ſo abhängig war der Pfarrer mit ſeinem Conſiſtorium, und alle waren es gern, weil jeder Kollers hohen Werth vollkommen anerkannte. Wer einmal ſo weit gekommen iſt, daß er Herr über Herz und Gewiſſen iſt, der iſt mehr Deſpote als je ein Morgenländer, und wenn er will, auch mehr Tyrann.

Jeden Text zu jeder Predigt mußte der Pfarrer von Koller fordern, denn der mußte wiſſen, was ſeinem Volk am dienlichſten war. Jeder Name, der einem neugebornen Kinde gegeben wurde, mußte von der Kollerin gegeben werden, denn ſie war eigentlich noch immer das heilige Orakel, das auch Koller ſelber fragte, wiewohl ich feſt glaube, daß ers doch zuweilen heslich beſtochen, und wie eine wächſerne Naſe gedreht habe. Wie es kam, daß Paſtor Darius noch immer ſo blind war, weiß ich nicht; denn wenn man die Frau Kollerin fragte, wie das Kind heiſſen ſollte, ſo gab ſie immer bibliſche Namen, da ſie nun keine Sprache verſtunde, ſo gab ſie oft den Caſum unrecht an, ſie ſagte oft Oneſimo anſtatt Oneſimus, dann Rufum anſtatt Rufus u. ſ. w. weil ſie die Worte in den Epiſteln ſo fand. Hätte nun der Herr Pfarrer Darius den Betrug nicht merken ſollen? denn er konnte doch wohl denken, daß der heilige Geiſt die Sprachen verſtände; allein ſie waren alle in kräftige Irrthümer dahin gegeben.

Meine Leſer werden ſich ſehr wundern, wie es komme, daß Herr Paſtor Boſius zu dem allen ſo ſtill geſchwiegen habe; nein! er hatte nicht geſchwiegen, allein alle ſeine Ermahnungen waren vergeblich geweſen, und eben ſo der väterliche Rath des Herrn Blonds, beyde hatten den Theobald und ſein Sannchen ernſtlich ermahnet, ſich mit den Kollerianern nicht einzulaſſen, allein es half jetzt alles nichts, daher ſchwiegen nun beyde ſtill, und dachten, wer nicht hören will, der muß fühlen, dazu kam es auch bald, und zwar auf eine fürchterliche Weiſe.

Das zweite Hauptſtück.

So klein auch die Gemeinde im neuen Jeruſalem war, ſo wurden doch noch zween Prediger zu dem Darius berufen; beyde waren Kollers Freunde, und hatten ſein Syſtem angenommen. Der eine war ein guter Mann, er hieß Dachs, der andre aber war der abgefeimteſte Bube, den je die Sonne

beſchie-

beſchienen hat; das darf ich ſagen, die Geſchichte wird dieſen Ausdruck rechtfertigen; ich will dieſen Satan nur Schleicher nennen, um ſeinen wahren Namen zu verſtecken, ich hab ihn ſelber noch perſönlich gekannt.

Bis daher war alles gut gegangen. Die Stadt hatte noch immer zugenommen, und von allen Seiten her waren wichtige Geldſummen dahin ſpendirt worden ſo daß Koller alle ſeine Anſtalten recht wohl beſtreiten konnte; auch die Fabricken und Handlung fiengen ziemlich an zu blühen; doch begonnen vernünftige Leute ſchon zu zweifeln, denn Koller verſtund nicht recht ſeinen Karakter zu behaupten, er lebte täglich in Sauß und Schmaus, und zog ſich einen dicken fetten Körper. Die ſtarken fetten Weine machten ſein Geſicht braun und finnigt, ſo daß er durchaus nicht das Anſehen eines heiligen Mannes hatte, wenigſtens nicht nach der Idee der Pietiſten, welche nicht ohne Grund die Nüchternheit und Mäßigkeit, für einen vorſtechenden Karakterzug des Chriſten halten; zudem hatte er auch das Feyerliche eines frommen Schwärmers nicht, und endlich verſtand er doch bey dem allem nicht genug, den Heuchler zu ſpielen, denn wenn er zuweilſen hitzig wurde, ſo tyranniſirte er tüchtig. Seine Frau verſtund es beſſer, wenigſtens war ſie noch immer eine frömmere Betrügerin als er, daher erhielt ſie ſich immer noch in größern Anſehen.

Um die Liebe der erſten Chriſten nachzuäffen, wurden von Anfang an Liebesmahle gehalten, wo Koller und ſeine Frau, und die vornehmſten von der Sekte ſich allemal einfunden; bis daher waren dieſe Schmauſereyen wohl manchem zur Laſt gefallen, allein es war doch noch immer ohne Aergerniß abgegangen, endlich aber wurde das Maaß voll, der Herr Pfarrer Schleicher verdarb alles; denn dieſer war im höchſten Grad ſcheinheilig, im vertrauten Zirkel aber, und beſonders wenn er ſich etwas betrunken hatte, ein abſcheulicher Burſche; er fieng an Ceremonien bey den Liebesmahlen einzuführen, die aber immer etwas Lächerliches und Entehrendes hatten; Koller hatte zwo Töchter gezeugt, welche die zwey Oelkinder genannt wurden; dieſe verehrte man im höchſten Grade; um nun Schleichers greuliche Ceremonien nur durch zwei Beyſpiele zu ſchildern, ſo mag es meinen Leſern genug ſeyn, wenn ich ſage, daß Schleicher den Urin dieſer Kinder auffangen, und bey den Liebesmahſen zum Deſert=Wein herumgeben ließ; Zeugen kann ich aufſtellen, welche ausſagen werden, daß man ihn aus Spitzgläſern mit größtem Appetit getrunken habe. Dann ließ er auch zuweilen einen Kinderbrey kochen, und von Kollers Töchtern allen Gäſten denſelben ums Maul ſchmieren; es mußte ſich nemlich einer nach dem andern auf einen Stuhl ſetzen, dann wurde ihm eine Serviette vorgeſteckt, die beyden Mädgen ſeiſten ihn dann ordentlich ein, ſo als wenn man jemand den Bart ſcheren will. Bezeugte nun irgend jemand ſeine Befremdung darüber, ſo ſagte Schleicher mit einer heiligen Miene: unter ſolchen Kindereyen ſtecken große Geheimniſſe.

Nun das glaub ich gar gern, aber was für Geheimniſſe?

Sogar mit den ehrwürdigſten Handlungen der Religion trieb Schleicher Spöttereyen. Z. B. er ſtellte ſich mit den Füßen mitten auf den Tiſch, nahm ein Brodt in die Hand, brach dicke Stücke ab, ſchmiß ſie jedem der Gäſte ins Maul, und ſagte: ſo feyert man im neuen Jeruſalem des Herren Nachtmahl. Doch ich ziehe einen Vorhang über ſolche Greuel, denn dis iſt gnug zum Beweis, wie ſehr Jehovah über die eifere, die von der

Wahrheit auf eine ſolche greuliche Art abweichen; denn Er ſtraft ſie mit Schwächung ihres Verſtandes, und macht ihnen die Rückkehr zu ſeinem heiligen Berge unmöglich.

Als nun Schleicher ſolche Narrheiten anfieng, Koller und ſeine Frau aber nicht geſcheit genug waren, dieſen Greueln Einhalt zu thun, ſo bekam die ganze Sache einen Stoß; vielen giengen die Augen auf. Paſtor Darius und Doktor Theobald waren die erſten, welche das Geheimniß der Boßheit einſahen; viele Bürger und Kaufleute geſellten ſich heimlich zu ihnen, und ſo gabs ein geheimes Gemurmel, welches aber durch ganz Europa drung, ſo weit ſich Anhänger fanden, damit hörte alſo das Geldſchicken größtentheils und aller Kredit auf.

Nach und nach fanden ſich Leute, die wieder wegzogen und wegziehen wollten, allein das bekam ihnen übel, denn man hielt ihnen das Ihrige zurück, weigerte ihnen die Kirchenzeugniſſe, und beſchuldigte ſie großer Laſter, ſo daß die mehreſten arm, verachtet und unglücklich wurden; dadurch ließen ſich dann die übrigen abſchrecken und blieben da, aber niemand zog doch mehr dahin, und das neue Jeruſalem blieb alſo ein ſehr kleines Städtchen.

Nach dieſen vorläufigen Nachrichten gehe ich nun zu einem Theil dieſer Geſchichte über, der meinen Leſern Mark und Bein durchdringen wird. Paſtor Darius war ein armer betrogener Mann, Doktor Theobald auch, aber ſie waren doch ſelbſt keine Betrüger; nun trug es ſich zu, daß Theobald und Sannchen an einem heitern Nachmittag ſpazieren giengen, beyde waren ſehr tiefſinnig und nachdenkend, ſie wandelten Hand an Hand übers Feld hin, und redeten nichts, denn ihre Verwirrungen ſchwebten wie Gewitterwolken vor ihrer Seele, und nur ein Boſius fehlte, um das elektriſche Feuer wie Blitze auf ihre Herzen hinzuſchleudern.

Endlich kamen ſie an ein dunkles Gebüſche; hier hörten ſie etwas rauſchen, ſie ſtutzten und warteten, was ſich nähern würde, und ſiehe, es war Herr Darius, er hatte ſeine Augen roth geweint, und vielleicht recht ernſtlich vor Gott gebetet. Theobalden ſchlug das Herz, denn er fühlte, daß es mit Darius ſympathiſirte; ihm traten auch die Thränen häufig in die Augen, und mit Stammeln ſagte er: Ach Herr Paſtor! wo iſt es mit uns hingekommen? — hier fielen ſie ſich um den Hals, und ſeelzagend ſagte Darius: Ja wohl! — Nach einer Weile ermannten ſie ſich wieder, und ſpazierten in den Wald hinein. Das Geſpräch, welches ſie hier führten, will ich aus Theobalds Tagebuch mittheilen.

Theobald. Ich fange ſeit einiger Zeit an zu merken, daß Koller ein Betrüger, und ſeine Frau eine falſche Prophetin iſt.

Darius: ich merke es auch ſehr wohl, und ich bin daher in der größten Verlegenheit, was ich thun ſoll; freilich muß ich nun Amt und Brod aufopfern, das fühl ich wohl, ich muß mein ganzes zeitliches Glück dran geben, um das ewige zu erhalten, allein das koſtet mich doch blutigen Schweiß, und iſt eher geſagt als gethan.

Theobald: Und doch iſts nöthig, und zwar unverzüglich; wir müſſen eilen aus dieſem Sodom, um unſre Seelen zu retten, damit wir nicht noch Leib und Seel verderben.

Darius: Großer Gott! wie hab ich doch ſo blind ſeyn können? — wie wars doch möglich, von dem ſo geraden und einfältigen ſchlichten evangeliſchen Wege der Wahrheit abzuweichen?

Theobald: Bey Ihnen iſt das noch lange ein ſo großes Wunder nicht, als bey mir, ich bin von Jugend auf durch ſo viele Warnungen für der Schwärmerey geführt worden, und habe mich doch wiederum verführen laſſen; mich ſorgt, es wird mir jetzt ſchwer werden, wider den Stachel zu lecken.

Sannchen weinte laut und ſagte: auch ich fühl das; mir iſts ſeit einem Jahre gerad ſo, als wenn ich eine große Reiſe vorhätte, und nirgends mehr zu Hauſe wäre, mir iſts ſo heimwehartig, und ich weiß doch nicht wohin, und dann kommts mir auch oft vor, als wenn ich in einem wilden Wald von allen Menſchen verlaſſen wäre, und die Sonne wollte bald untergehen.

Theobald: O Sannchen! ſchweig ſtill! jedes deiner Worte iſt ein Stoß, der mich aus einem Abgrund in den andern hinab ſtürzt.

Darius fieng immer mehr an zu ſchluchzen, endlich ſagte er mit gebrochenen Worten: Noch leben wir in der Zeit der Gnaden; keine Sünde iſt ſo groß, daß ſie nicht ſollte vergeben werden können, und wo anders ſollen wir die Vergebung ſuchen, als bey dem Sündentilger? Laßt uns hier unter Gottes blauen Himmel niederknien, und nicht eher wieder aufſtehen, bis wir Troſt erlangt haben.

Mit dieſen Worten ſank der Greiß auf die Knie, er war ein Mann von 65 Jahren, Theobald kniete auch, und Sannchen zwiſchen beyde. Wer den Darius hat predigen hören, wer ſeine Kraft in Geiſt und Worten weiß, der kann ſich erſt einen Begriff von dieſem Gebet machen; ſo knieten und beteten dieſe drey eine gute Stunde lang, ehe ſie an aufſtehen dachten, eine Thräne ſchlug die andere, ſo wie ein Seufzer den andern, und ſie ſtunden alle drey erquickt und getröſtet, aber auch feſt entſchloſſen wieder auf, nunmehr den Schwärmern den Krieg anzukündigen, es möchte auch koſten was es wolle.

Den folgenden Sonntag war die Vormittagspredigt an Herrn Darius. Herr Koller, ſeine Gemalin, der ganze Magiſtrat, der größte Theil der Bürgerſchaft und viele Fremde waren in der Kirche, denn wenn Darius predigte, ſo fehlte es an Zuhörern nicht. Als er auf die Kanzel kam, und den gewöhnlichen Auftrittsſeufzer gethan hatte, ſo wendete er ſich gegen Kollers Stuhl, reckte die Hand gegen ihn aus, und ſprach mit ſtarker Stimme:

Man hat dich gewogen und zu leicht gefunden.

Darauf fieng er nun an ſein Glaubensbekenntniß abzulegen, und unter tauſend Thränen Kollers Greuel aufzudecken; er ſagte ihm ins Angeſicht, daß er der Antichriſt in Miniatur ſey, und daß noch Niemand, ſo lang die Welt ſtehe, mit Gottes Wort und der heiligen Offenbarung Johannes ſo den Spott getrieben habe, wie er. Endlich ſchloß er mit einem feurigen Gebet, daß doch die göttliche Erbarmung in Jeſu Chriſto ſich dieſer verirrten Heerde annehmen, und ſie wieder zur Wahrheit führen möchte u. ſ. w.

Man kann ſich das Erſtaunen auf der einen und die Wuth auf der andern Seite leicht vorſtellen; ſobald die Predigt aus war, ſo kam eine Deputation vom Magiſtrat, welche dem Herrn Darius alle ſeine Sachen verſiegelte, und ihm eine Wache vor die Thüre ſtellte; ihm war aber bey dem allen wohl zu Muthe, denn er war nun wieder auf dem rechten Wege, und hatte wieder den Frieden des Gewiſſens erlangt, der ihm ſo lang gemangelt hatte. So wohl einem auch bey der Schwärmerey iſt, ſo iſt doch dieſe Empfindung lauter Nichts, gegen das Gefühl des göttlichen Friedens; dieſer geht über alle Vernunft, geſchweige über alle Phantaſie.

Die Gemeinde wurde dadurch in zwo Partheyen getheilt, die Vernünftigſten fielen den Paſtor bey, unter dieſe gehörte auch unſer Doktor und ſeine Frau; dieſer war ſogar ſo kühn, den Gefangenen am lichten hellen Tage zu beſuchen, und ganz frey von Koller als von einem groſſen Betrüger zu reden; dies machte daß er auch Wache bekam. Die übrigen Gutgeſinnten waren zwar etwas ſchüchterner, doch hielten ſie geheime Zuſammenkünfte, und berathſchlagten ſich, was ſie thun wollten.

Wenn ich nicht ein ganzes Land zu Zeugen aufſtellen könnte, ſo würde mir niemand glauben, was ich ferner erzählen will:

Des folgenden Sonntags war die Reihe an Schleicher; dieſer kam nun in aller ſeiner Heiligkeit auf die Kanzel, denn im feyerlichen Anſtand und Scheinheiligkeit übertraf ihn keiner; er konnte jeden bezaubern, mit dem er nur umgieng; dieſer kam nun ſehr traurig und mit wichtiger Miene angeſtochen, er betete mit größter Inbrunſt, daß doch Gott die Gefahr abwenden möchte, die ſeinem Volk, und ſeinen Geſalbten über dem Haupte ſchwebe; zugleich bezeugte er mit ſehr wichtiger Miene, es ſeyen finſtere Zauberkräfte auf Zulaſſung Gottes ausgegangen, das Volk des

Herren zu verſuchen; der Teufel ſey in den geweſenen Paſtor Darius gefahren, und der ſey nun ein großer Hexenmeiſter geworden, denn er ſelbſt habe ihn wirklich dieſe Woche des Nachts im Mondſchein mit einem Dreyzack in der Hand, auf dem Schornſtein eines gewiſſen Hauſes geſehen u. ſ. w.

Was nun dieſe Predigt bey einem ſo ſehr abergläubiſchen und fanatiſchen Haufen für einen Eindruck machte, das iſt unbeſchreiblich; alles zitterte und bebte, alle, außer den Anhängern des Darius, glaubten dieſe ſchändliche Läſterung, und niemand getraute ſich des Abends und des Nachts auf der Straße zu erſcheinen. Schleicher freute ſich aus der Maaßen, daß ihm die Spitzbüberey gelung, er trieb alſo die Sache durch Kollers und ſeiner Frauen Unterſtützung aufs höchſte; man beſchuldigte nun auch den Doktor Theobald, daß er ein Erzhexenmeiſter ſey, und bewachte ihn noch genauer; man ließ des Nachts verlarvte und in ſcheußliche Figuren verkleidete Kerls auf der Straßen, und beſonders um Darius und Theobalds Haus herumſchleichen; einer von dieſen Kerlen wurde erſchoſſen, und in aller Stille mit ſeiner Kuhhaut und Hörnern auf die Seite gebracht; man ſchoß aus allen Fenſtern mit bloßem Pulver, man ließ überall Schwefel brennen, blos den armen Pöbel in ſeiner Furcht und Entſetzen aufs höchſte zu bringen; und endlich trieb man die Boßheit und Narrheit ſo weit, daß man die ganze Stadt nebſt allem was dazu gehörte, waſchen ließ; alle Häuſer wurden auf einen Tag von oben bis unten, inwendig und auswendig gewaſchen, alle Kleider, leinene, baumwollene, ſeidene und wollene, lagen auf der Bleiche, alles Gemüſe in den Gärten wurde abgeſchnitten und weggeworfen, alle Brunnen wurden ausgeſchöpft, u. ſ. w. denn Schleicher, der große Lehrer, bezeugte, daß alles von Darius und dem Theobald behext und bezaubert worden. Alles das waren Schleichers Schliche, die er nach einem Plan ausgedacht und angelegt hatte, den Sr. hölliſchen Majeſtät erſter Miniſter, Adramelech, nicht beſſer hätte anlegen und erfinden können: denn dadurch wurde das ganze Volk, wenigſtens größtentheils, ſo beſtärkt und befeſtigt, daß es hernach an Zeugen und Eidſchwüren gar nicht fehlte, als man ihrer bedürftig war.

Was aber noch das Allergreulichſte war, worüber jeder Menſch ſtaunen wird, der nur noch einen Funken Gefühl hat, Schleicher opferte ſogar ſein eignes Fleiſch und Blut, einen ſeiner leiblichen Söhne, ſeinem Plan auf; dieſer Jüngling war etwas ſtumpfſinnig, dennoch aber eben nicht unverſtändig, wegen ſeines ſchlichten und aufrichtigen Sinnes hatte ihn Darius geliebt, und ihm freyen Zutritt in ſein Haus erlaubt; dies gab dem teufeliſchen Vater Anlaß, auszuſtreuen, ſein eigener Sohn habe auch vom Darius und Theobald hexen gelernt; dadurch glaubte nun vollends alles, was nur an Hexerey zu glauben fähig war; denn jeder dachte, wer wird ſeinem Kinde ſo etwas andichten? — es muß doch wohl wahr ſeyn; Schleicher wurde ſogar dadurch noch zum Zeugen der Wahrheit, der ſein eigen Kind um der guten Sache willen nicht verſchonte.

Durch Prügeln, Foltern, Ueberreden, Drohen und Schmeicheln, wurde der arme junge Schleicher ſo geſtimmt, wie man ihn haben wollte, in ſeines Vaters Keller in Ketten und Banden gelegt, und dann zum öftern weitläuftig verhört, wo er dann die greulichſten und ſcheuslichſten Sachen ausſagte, die von Wort zu Wort, und ziemlich geſchärft, zu Protocoll gebracht wurden. Während der Zeit maſchinirte Herr Koller auch bey der hochen Landesregierung ſo gut er konnte, und als alles völlig richtig war, ſo gieng das Trauerſpiel an; ein edles Menſchenherz warnte den armen Darius insgeheim, dieſer ſprang zum Fenſter hinaus, entwich, und nach einer Stunde traf das Commando Soldaten ein, das den alten ehrlichen Greis abholen ſollte; da nun der Vogel ausgeflogen war, ſo giengs auf den armen Theobald los, denn den hatte man nicht gewarnt, weil niemand vermuthete, daß es auch auf ihn angeſehen wäre.

Unſer Herr Doktor Theobald wurde alſo als ein großer Hexenmeiſter in Ketten und Banden gelegt, und ſo öffentlich auf einem Wagen nach der Hauptſtadt geführt. Dort ſetzte man ihn alſo ſchon zum zweitenmal in ſeinem Leben, in das elendeſte Spitzbubengefängniß, bey Waſſer und Brod; Sannchen aber fiel zu Hauſe aus einer Ohnmacht in die andere; kurz darauf wurde Herr Paſtor Darius für vogelfrey erklärt. Gut! daß ers im eigentlichſten Sinn war; denn er hatte ſich in eine große freye Republik gewendet, dort aus eigenem Trieb vor einer großen zahlreichen Gemeinde öffentliche Kirchenbuße gethan, und war darauf auch öffentlich wieder auf- und angenommen worden; dort hat er als ein ehrlicher Bürger, aber niemals wiederum als Lehrer, denn dieſes Amts hielt er ſich völlig unwürdig, noch nicht vor gar langer Zeit, ſein Leben rühmlich beſchloſſen.

Meine Leſer werden ſich kaum darein finden können, daß dieſe Geſchichte in dieſem Jahrhunderte geſchehen ſeyn ſoll, und ich verſichere alle und jede, die es nicht glauben wollen, daß es mitten in denſelben geſchehen iſt. Jedermann ſtaunte über die ſonderbare Gefangennehmung des Herrn Doktor Theobalds, und über die Flucht des Pfarrers, noch mehr aber darüber, daß eine Landesregierung in einer ſolchen Sache peinlich verfahren konnte; indeſſen ließ doch jeder die Sache gehen wie ſie gieng. Herr Blond, Sannchens Vater, reiſte ſelbſt nach der Hauptſtadt, aber alles, was er that, half nichts, man gab ihm Vertröſtungen, man zuckte die Schultern, man machte bedenkliche Geſichter, man verwieß ihn ans Hoflager, welches weit entfernt war, u. ſ. w. das war alles. Während der Zeit ſchmachtete der gute Doktor im Gefängniſſe; doch gab es Leute genug, die ihn für dem Waſſer und Brod behüteten, denn jeder hielt ihn für unſchuldig, und viele ſchickten ihm Eſſen und Trinken; Blond wurde alſo weggeſchwatzt, er nahm aber ſeine unglückliche Tochter mit ihren drey Kindern mit, und verſorgte ſie, damit es ihr an nichts fehlen, und er ſie ſchützen und tröſten könnte.

Sogar thät Herr Blond eine Reiſe an den herzoglichen Hof, er kam aber nicht zur Audienz des vortreflichen Fürſten, der von dem allen kein Wort wußte, aber mit Höflichkeiten und den beſten Verſprechungen wurde er überhäuft, ſo daß er mit guter Hofnung wieder nach Hauſe reiſte.

Theobald ſchrieb nun auch einen kläglichen Brief an ſeine nunmehr alt und grau gewordene Eltern; aber was konnten ſie anders, als ihn beklagen und tröſten? ſein Onkel, der Herr Baron von Wirthen, war vorlängſt geſtorben, der würde ſich ſonſt vielleicht für ihn verwendet haben; mithin ſaß der gute Mann hülflos, von einem Tage, von einer Woche, von einem Monat zum andern, und harrte auf Hülfe, aber ſie kam nicht, er hielt oft und vielfältig um Verhör an, aber auch das geſchah nicht, man ließ ihn eben ſitzen, und man bekümmerte ſich nicht um ihn.

Aber hatte er dann keinen Advokaten? Ja wohl! aber auch der richtete nichts aus.

Herr Paſtor Boſius der Rechtſchaffene, hörte indeſſen die ganze Geſchichte, und obgleich ſeine ehemaligen treuen Ermahnungen waren in den Wind geſchlagen worden, ſo fieng er doch nun an, ſich ernſtlich um ſeines ehemaligen Freundes misliche Lage zu bekümmern; er reiſte nach der Hauptſtadt und beſuchte den Doktor im Gefängniß. Hier fand er ihn nun, wie leicht zu erachten, in die tiefſte Traurigkeit verſunken; da ſaß er mit Ketten an den Füßen, an einen Block geſchloſſen, zwiſchen vier traurigen Mauern, oben im dritten Stock des Gebäudes; durch ein kleines viereckigtes Loch in der Mauer, mit einem eiſernen Gitter, ſchien die Sonne traurig und ſtill, ſchief auf den beſtaubten Boden hin; da ſtand ein elender hölzerner Tiſch, mit einem hölzernen Stuhl, und alles ruhte in trauriger Stille; der Gefangene blaß, und verkümmert wie ein Zehrender, der die Ewigkeit nahe fühlt, wankte daher, und die Kette raſſelte hinter ihm drein; ſo fand ihn Boſius der Edle, als er zur Thüre herein trat; da ſtand er, da ſtand Theobald; — beyde ſtarrten, beyden ſchoß ein lauter Thränenſtrom aus den Augen, beyde ſtürmten gegen einander, ſich um den Hals.

Armer Freund! —

Engel Gottes! —

Nun ſetzte ſich Boſius auf einen Stuhl und weinte ſich aus, der Doktor aber ſetzte ſich auf ſein Strohlager, und ſtarrte ſtumm vor ſich hin.

Boſius: Kann doch die Bosheit der Menſchen ſo weit gehen?

Theobald: Kann man ſich aber auch ſo hinters Licht führen laſſen, wie ich? — wie ſehr hatten Sie, edler Freund! mich zur Zeit meiner Heurath gewarnt, und blos aus Hang zum Wunderbaren, aus Schwärmerey, hab ich mich wieder zum Sclaven des Satans machen laſſen.

Boſius: Sie haben vollkommen recht, ich habe mirs kaum vorſtellen können; aber was iſt in eines Menſchen Kopf und Herzen nicht möglich, und immer noch fehlten Sie aus Schwachheit, nicht aus Bosheit; Sie werden ſehen, daß Ihre jetzigen Leiden Geburtswehen eines langen und dauerhaften Wohlſtands ſind.

Theobald: Aber Gott! wie ſchwer ſind ſie? —

Voſius: Alle Züchtigung, wenn ſie da iſt, dünket ſie uns Traurigkeit — jetzt können Sie recht beten lernen, ſo daß es Ihnen lebenslang gut thut, und ich verſichere Ihnen, mehr brauchen Sie nicht; beten Sie vom Morgen bis an den Abend, und wieder vom Abend bis an den Morgen; denken Sie an nichts, als an Gott; zwingen Sie ſich dazu, im Anfange wirds Ihnen zwar ſauer, aber hernach auch immer leichter, und dann werden Sie ſehen, welcher Segen für Ihr Herz daraus entſtehen wird; wenn Sie aber immer an Ihr Elend denken, ſo macht dieſer ſcharfe beiſſende Gedanke Ihre Seele wund, er ſchmerzt dann immer mehr und mehr, und Sie ſetzen ſich der Gefahr aus, eine Seelenauszehrung, ein immerwährendes Geiſtesgeſchwür zu bekommen, dagegen giebts kein beſſer Präſervativ, als ein anhaltendes Gebet.

Theobald lächelte in allem ſeinem Elende über das Geiſtesgeſchwür, fand aber ſo viel Erklärendes in der Metapher, daß er ſein Wohlgefallen nicht bergen konnte; zugleich führte ihn dieſes auf die Anmerkung, daß der Bibelſtyl eben darum ſo reichhaltig ſey, weil er orientaliſch, das iſt metaphoriſch iſt.

Voſius: Sie haben vollkommen recht; in den Bildern, Wiedergeburt, Licht, Weinſtock, Schaaf, kann mit einem Worte ſo viel geſagt und ausgedrückt werden, daß man ganze Seiten voll darüber zu ſchreiben hat; aber doch ſchaut der gemeine, aber reine Menſchenverſtand ins ganze Weſen der Sache, und bedarf nur eines Blicks dazu. Wenn das doch unſre heutigen kalten Exegeten bedächten! ſie wollen das Bild entwickeln, und wiſchen es mit lauter Waſſerfarben völlig weg.

Theobald: So lange die Empfindung eben ſo vielen Antheil an der Religion hat, als der Verſtand, ſo lange iſts nothwendig, daß man die trockene Wahrheit in Bilder aus der Natur verſteckt; in dieſem Kleide gefällt ſie, macht mehr Eindruck, und läßt ſich auch kürzer ausdrücken.

Voſius: Ganz gewiß! welch ein Ausdruck iſts nicht, wenn dort der Prophet ſagt: Er (nemlich Jehovah) wird ſitzen und die Kinder Levi ſchmelzen, u. ſ. w. Leiden und Trübſal mit einem Schmelzfeuer, oder vielmehr mit dem Abtreiben und Reinigen des Silbers zu vergleichen, iſt ſo treffend, daß nichts drüber iſt.

Theobald: das empfind ich jetzt in aller ſeiner Stärke, auch ich bin jetzt im Schmelztiegel, und die Strophen aus dem vortreflichen Liede des ſeligen Richters: Mein Freund zerſchmelzt aus Lieb in ſeinem Blute, ich glaube es iſt die 7te und 8te, haben mir in dieſer Gefangenſchaft ſchon manchen Troſt gegeben.

Boſius: Ich erinnere mich dieſer Strophen nicht, wie heiſſen ſie?

Theobald: Das ganze Lied verdient einen Commentar, wie mehrere von Doktor Richters Liedern, ſie heiſſen ſo:

Nun wird mein Gold im Leiden rein gefeget,
Der Ofen iſt das Kreuz, der Teſt das Herz;
Die Schlacke iſt, was ſich in Gliedern reget,
Der Schmelzer iſt mein Freund, die Glut der Schmerz.
Muß gleich das Gold durchs Feuer gehn,
So bleibt es doch bewahrt in ſeinem Tiegel ſtehn.

Dann bringt mein Geiſt mit Freuden ſeine Garben,
Des Himmels Blitz durchſtralet ſeinen Sinn.
Die Weisheit ſpielt in ihren Wunderfarben,
Da blinkt das Herz wie Demant und Rubin.
Wenn ſich der Blick durchaus erſtreckt,
So kriegt mein Geiſt ſein Kleid, und wird mit Licht bedeckt.

Boſius: Jetzt erinnere ich mich: die Strophen ſind in der That ſchön, der aber verſteht ſie erſt recht, der Silber und Gold reinigen kann; fühlen Sie aber jetzt die Wahrheit der Sache? Um den Leidenden her iſt gemeiniglich alles dunkel, er ſieht erſt nachher im Licht der Freude den großen Nutzen des Kreuzes.

Theobald: Nicht immer empfind ich dieſe große Wahrheit; wenn mein Weib und Kinder da vor meiner Seelen ſtehen, und mit ſeelzagenden Geberden blutige Thränen weinen, wenn ich ſie ſehe blaß und hager für Kummer umher wanken, dann bricht mir das Herz, dann muß ich mir Gewalt thun, daß ich nicht wider Gott murre; wenn ich aber über das alles hinaus, und aufs Ende ſehe, dann erhole ich mich wieder, dann erblicke ich in der Ferne die goldnen Früchte meiner Thränenſaat, dann iſt mir ſchwermüthig wohl; dies iſt eine Empfindung, die mir angenehmer iſt, als alle rauſchende Freuden der Welt.

Boſius: Herrlich! — wenn Ihnen alſo jene traurigen Bilder vor Ihre Seele treten, ſo erheben Sie Ihr Gemüth zu Gott, und hoffen Sie aufs Ende, ſo wird alles gut gehen, freuen Sie ſich, daß Sie unſchuldiger Weiſe leiden.

Theobald: Darüber kann ich mich nicht freuen, denn ich bin nicht unſchuldig; ob ich gleich kein Zauberer bin, und alſo in dem Sinn unrecht leide, ſo bin ich doch ein Schwärmer, das iſt faſt eben ſo gut, als ein Hexenmeiſter ſeyn.

Boſius: Jetzt urtheilen Sie doch faſt zu hart, es giebt doch manchen liebenswürdigen Schwärmer.

Theobald: Der aber zu den größten Ausſchweifungen des Verſtandes und Herzens fähig wird, wenn er nicht frühzeitig einlenkt, und ſeine Empfindungen und Gefühle durch die erleuchtete Vernunft leitet. Mir deucht, man könne den Schwärmer nicht beſſer erklären, als wenn man ſagt: er ſey ein Mann, der ſeine Vernunft durch Empfindungen leitet; und das iſt das gerade Gegentheil von dem, was ein wahrer Chriſt thun ſoll.

Boſius: Richtig! Herr Doktor! ich freue mich, Sie ſind ja vollkommen kurirt.

Theobald: Ich hoffe, die Kur geht bis auf den Grund, wenn ich ſie nur aushalte.

Boſius: Sie werden ſie aushalten, Freund! nur Geduld! die Wirkung dieſer

Leiden wird vortreflich ſeyn, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, die Verheiſſungen Gottes ſind Ja und Amen.

Theobald: Sie tröſten mich unausſprechlich, ein ſanfter Friede ſenkt ſich in meine Seele, ſo daß ichs im Körper ſpüre.

Boſius: Schreiben Sie das mir nicht zu, meine Worte ſind nur das Kleid, in welches ſich der Himmelsbote einhüllt.

Theobald heiterte ſich durch die Gegenwart dieſes ſeines Freundes ſo auf, daß er faſt ſeine Gefangenſchaft vergaß, allein ſeine Ketten erinnerten ihn zu oft durch ihr Klirren an ſein Elend, und dann wölkte ſich ſeine Stirne wieder.

Sannchen beſuchte ihn im Anfange zuweilen mit ihren Kindern, und verſorgte ihn mit Wäſche und Kleidern, allein der lang anhaltende Kummer arbeitete ſo lange an ihrem ohnehin ſchwächlichen Körper, daß ſie Blutſpeyen bekam, und es ſich nach und nach zu einer Auszehrung anließ. Theobald erfuhr dies, und ſein Kummer wuchs durch die Vorſtellung, ſeine Gattin zu verlieren, aufs höchſte. Dazu ſtarb ihm auch ſein jüngſtes Kind, ein hofnungsvoller Knabe, er ſah ihn alſo nicht wieder. Das alles wirkte dergeſtalt auf den Geiſt des guten Mannes, daß er gewiß hätte unterliegen müſſen, wenn nicht Boſius in ſeinen Beſuchen und Tröſtungen unermüdet geweſen wäre. Dieſer vortrefliche Mann ließ es aber bey ſolchen gewiß großen Wohlthaten nicht bewenden, er arbeitete auch in höchſter Geheim an ſeiner Befreyung.

Boſius hatte mit einem ſehr wackern jungen Edelmanne ſtudirt, und innige Freundſchaft mit demſelben aufgerichtet; dieſer Herr von Zalig war hernach in herzoglich P...niſche Dienſte getreten und Conferenzminiſter geworden, an dieſen ſchrieb Boſius, und erzählte ihm die ganze Geſchichte weitläufig; er erhielt auch bald eine Antwort, die aber nicht ſehr tröſtlich war; der Miniſter ſchrieb: er ſey von der ganzen Sache unterrichtet, er könne aber nichts ausrichten, denn faſt alle andere Miniſter ſeyen auf Kollers Seite, und man habe nichts geringers im Sinn, als den armen Doktor lebendig auf den Scheiterhaufen zu bringen, er gehe alſo nicht mehr in die Conferenz, um keinen Antheil an dieſer grewlichen Behandlung zu haben.

Boſius erſchrack und erſtaunte; dies gieng ihm zu nah, er wußte ſich nicht zu rathen und zu helfen, und alle ſeine Plane wurden ihm ſchon in der erſten Anlage zu Waſſer.

Viel hätte er drum gegeben, wenn er dem armen Doktor nicht mehr hätte brauchen vor die Augen zu kommen; aber jetzt war der Troſt am allernöthigſten. Er reiſte alſo wieder zu ihm, und auf dem ganzen Wege ſtudirte er recht fleißig auf die Art, wie er dem armen Gefangenen die ungeheuere Nachricht allmählig beybringen möchte; allein dieſe Mühe war leider vergebens, er wußte ſchon die glühende Gefahr, denn ſeine Feinde waren recht fleißig geweſen, um ſie ihm ſobald als möglich ſiedheiß zu Ohren zu bringen.

Der Zuſtand, in welchem ſich der arme Theobald befand, war der kläglichſte; alle Troſtgründe hafteten nicht mehr, er lag in einem tauben Hinbrüten auf ſeinem Strohlager, als Boſius kam; kaum kehrte er ihm das Angeſicht zu. Boſius fiel über ihn her und weinte, Theobald konnte keine Thränen hervorbringen, ſo viel Mühe er ſich auch gab, und das Geſicht zum Weinen verzog. In ſeiner Seele ſtieg ein Gewitter empor, da wars ſchwül, windſtill, erſtickend, kein Tröpfgen erquickte die ſchmachtende Natur. Dieſer Zuſtand iſt der ſchrecklichſte, den man ſich denken kann. Hier wußte der Pfarrer nun keinen andern Rath mehr, als das Gebet; er legte ſich aufs Angeſicht auf die Erde nieder, und fieng an mit Gott zu ringen wie Jakob, er ſchwur, nicht wieder aufzuſtehen, bis der arme Gefangene getröſtet wäre. Dies gelung dem frommen Beter; nach und nach fieng Theobald an zu weinen, bis endlich eine Thräne die andere ſchlug, und ſo wie er weinte, ſo wurde er heiterer, er gab ſich ganz in den Willen Gottes, und wurde muthig, auch die größten Leiden zu erdulden.

Während der Zeit, daß dieſes vorgieng, wußte man im Blondiſchen Hauſe noch kein Wort, und die Vorſehung kehrte auch das Gerüchte, welches wie Miltons Ungeheuer, die Sünde, in ſeiner grauſenvollen Nacht daher eilte, auf ſeinem Wege um, und blitzte es durch einen warmen erquickenden Sonnenſtral zu Boden; denn am Y... niſchen Hofe kehrte der Allmächtige alles zum Beſten.

Koller und ſein Hofprediger Adramelech Schleicher, hatten ihr Beſtes gethan, um den Doktor auf den Scheiterhaufen zu bringen. Das ſchreckliche Todesurtheil war im Tempel der Gerechtigkeit geſchmiedet worden, und es fehlte weiter nichts, als die Unterſchrift des Herzogs, der noch von dem allen kein Wort wußte; einer von den Miniſtern hatte es im Sack, um es dem guten Fürſten zur Unterſchrift vorzulegen. Die Gutgeſinnten blieben bey dieſer Conferenz zurück, die Geſtimmten aber kamen und ſetzten ſich an ihren Ort.

Nun trug man die Sache dem Herzog vor, man gab ihr die Farbe, welche man für die wirkſamſte hielt. Der Fürſt hörte alles an, und fragte, wo ſind denn die andern, und vorzüglich Zalig? man glaubte die ſeyen unnöthig, denn die mehreſten Stimmen ſeyen für das Todesurtheil; der Herzog wölkte die Stirne und ſagte: in dieſem Fall gelten die meiſten Stimmen nicht, ſondern die einzige Stimme der Menſchenliebe; laßt ſie alle rufen, und daß bey Strafe der Caſſation keiner ausbleibe. Man rief ſie, ſie kamen und ſetzten ſich.

Herzog: Hier iſt ein Todesurtheil über einen Zauberer geſprochen worden, hat jemand von Ihnen, Meine Herren! etwas zum Beſten des armen Sünders vorzutragen?

Zalig: Ich kann ihn nicht verdammen, denn ich habe keinen Heller von Kollers Gelde bekommen.

Der Herzog ſchaute mit großen Augen umher, und ſagte: Was? — wie iſt das?

Zalig: Die Sache verhält ſich ſo, Ihro Durchlaucht! Theobald hat ſich der ſchrecklichen Schwärmerey des Kollers und ſeiner Anhänger muthig widerſetzt, dafür hat man ihn der Zauberey beſchuldigt, bey Waſſer und Brod in Ketten und Banden gelegt, und ſo nun ein ganzes Jahr ſchmachten laſſen.

Herzog: Wo ſind dann die Protokolle, ich will ſie ſelbſt einſehen?

Zalig lächelte und ſagte: die werden wunderbarlich ausſehen; man hat mehr wie funfzig Kollerianer verhört, die haben alle Eide geſchworen und behauptet, ſie hätten den Theobald in Geſtalt eines Geißbocks, eines Hundes, eines Wärwolfs, und was weiß ich, in welchen Geſtalten, des Nachts herumwandern geſehen; dagegen hat man den armen Doktor ſo wenig als ſeinen Anwald verhört, man hat ſich wohl gehütet zu vernehmen, was er zu ſeiner Entſchuldigung vorzubringen habe.

Herzog: Dabey erſtarrt einem das Blut; warum hat ſich aber der arme Mann nicht an mich gewendet?

Zalig: Das iſt verſucht worden, es war aber eine ſilberne und güldne Mauer um Ihro Durchlaucht her.

Die Miniſter: Herr von Zalig! Sie werwerden da etwas zu beweiſen bekommen.

Zalig ſahe ſich muthig um, und ſagte: Wollen Sie, daß ich den Moſes Heidel kommen laſſe?

Alle verſtummten.

Herzog: Im Augenblick ſchicke man eine Staffette ab, und gebe Ordre, daß der arme Doktor ohne weiteres Verhör, ohne irgend einigen Anſtand, aufs ehrenvolleſte aus ſeiner Gefangenſchaft befreyt, und ihm, was er verlangt, zur Schadloshaltung erſtattet werde. Sie aber, Zalig! empfangen hier von mir die Vollmacht, gegen alle die ungerechten Richter eine Inquiſition niederzuſetzen, und aufs pünktlichſte zu verfahren.

Damit zerriß er das Todesurtheil, und gieng fort.

So prompt verfuhr der Herzog nicht immer, ſein Fehler war allzu große Güte; er hatte oft Todesurtheile und andere Sachen unterſchrieben, ohne ſie vorher geleſen zu haben, dies hatte die Miniſter dreiſt gemacht, um ſo etwas zu wagen. Zalig freute ſich von Herzen über den Ausgang dieſer Sache, und ſogleich ſchrieb er den ganzen Verlauf an ſeinen Freund Boſius; dieſer nahm Extrapoſt, und eilte zu Theobald, zugleich ſchickte er auch einen Expreſſen ab, der Herrn Blond und Sannchen die frohe Nachricht überbringen mußte.

Der Doktor empfieng die Nachricht von ſeiner nahen Befreyung, wie leicht zu denken iſt, mit hoher Freude; er umarmte ſeinen Freund und weinte laut; jetzt dankten nun beyde zuſammen Gott, für die gnädige Entwicklung einer ſolchen harten Prüfung, und Theobald erklärte ſich ſo über Religion und Schwärmerey, daß Boſius wohl merkte, er ſey aus dem Grunde geheilt, daher ſagte er ihm auch kein Wort mehr, weder zum Unterricht, noch zur Warnung.

Den folgenden Tag kam die Staffette an; Boſius war noch in der Hauptſtadt, und gerad bey dem Gefangenen, als ein Sekretär hereintrat, und dem Doktor ankündigte, er ſey frey, der Herzog habe ihm Gnade widerfahren laſſen; zugleich ſchloß ihm der Büttel die Feſſel loß. Theobald lächelte und ſagte: Sagen Sie dem Präſident, daß ich auf ſolche Weiſe nicht aus dem Gefängniß gienge, ſondern auf die Art, wie es der Herzog befohlen habe. Boſius fügte hinzu: ich gehe mit zum Präſidenten.

Der Präſident wollte ſich nicht ſprechen laſſen, aber Boſius verſtand die Sache beſſer; er ließ ihm ſagen, daß er Se Excellenz gerad jetzt ſprechen müſſe, oder es würde auf eine unangenehme Weiſe geſchehen; ſogleich wurde er vorgelaſſen.

Präſident. Was wollen Sie, daß Sie ſo ungeſtüm ſind?

Boſius. Ew. Excellenz höflichſt erſuchen, mit zum Gefangenen zu gehn, um ihn mit eigner Hand aus dem Gefängniß zu führen.

Präſident. Was? — ich will Ihn zu ihm ſetzen laſſen, jetzt kommt der Hexenmeiſter noch nicht weg; geh Johann, ſag dem Büttel, er ſoll ihn wieder feſtſchließen.

Boſius. Ihr Excellenz! das wird deſto beſſer ſeyn, ſo werden Sie ihn auch eigenhändig wieder loßſchließen müſſen, das iſt alſo noch ehrenvoller. Kennen Sie die Hand?

Nun trat der Paſtor neben den Präſidenten, zeigte ihm den Brief vom Miniſter, und las ihn vor, daß er ſelber zuſahe. Dies that die verlangte Wirkung; der Präſident

wurde

wurde blaß, fieng an zu zittern, und ſagte: das wußte ich nicht, ich will mitgehen, und den Doktor herausführen.

Das geſchah nun, der Präſident führte ihn ſelbſt über die Straße zum Gaſthof; er wollte ihm ein Geſchenk an Gelde machen, auch ſchickte er Wein hin. Theobald nahm aber von dem allen nichts; er verlangte auch nichts weiter zur Schadloshaltung, als daß die Regierung im ganzen Lande auf allen Kanzeln möchte publiziren laſſen, daß man ihn vollkommen unſchuldig befunden habe; dies wurde ihm ohne Anſtand verwilligt, er reiſte alſo mit ſeinem Freunde Boſius zu Herrn Blond ſeinem Schwiegervater, und zu ſeiner Frau und Kindern. Hier wurde er ſo empfangen, wie man ſich leicht vorſtellen kann; Sannchen fand er aber ſo abgezehrt und lungenſüchtig, daß er vorausſahe, er werde ſie nicht mehr lange behalten; dies erweckte wieder eine neue Schwermuth in ſeiner Seele, ſo daß er ſich doch nicht recht freuen konnte. Indeſſen wars ihm doch immer lieber, in die Hände Gottes zu fallen, als in die Hände der Menſchen.

Das dritte Hauptſtück.

Man ſollte denken, Herr Koller und ſein ſchwarzer Mitgehülfe wären nun der ſtrengſten Gerechtigkeit in die Hände gefallen, allein nichts weniger als das; da Theobald als Chriſt dachte, und das Gebot: Rächet euch ſelber nicht, meine Liebſten! beobachtete, ſo geſchahe weiter nichts, die Sache blieb ganz ruhig, und Schleicher wurde noch ſogar um dieſe Zeit königl. X....ſcher Conſiſtorialrath.

Hier, deucht mir, kann ich ein Wort zu ſeiner Zeit ſagen: Theobald rächte ſich nicht, die Diener der Gerechtigkeit auch nicht, und Gott eben ſo wenig: Koller lebte glücklich, ſtarb ſchleunig aus ſeinem Wohlſtande weg, und kam in die andere Welt, ohne zu wiſſen wie; Schleicher lebte viel länger, häufte eine Schalkheit auf die andre, wurde bettelarm, und immer verſtockter, ſo daß er kurz vor ſeinem Hinſcheiden noch zween ſehr ehrwürdige Männer auf eine abſcheuliche Art für Narren hielt; nun zehrte er langſam aus, führte herrliche Reden auf ſeinem Todbette von der nahen Seligkeit, deren er ſich ganz verſichert hielt, und ſtarb, dem Anſehen nach, wie ein Heiliger. Dies alles iſt wahre richtige Geſchichte; was kann man nun aus dem erbaulichen Ende ſo vieler Menſchen ſchließen? — wie oft hält man ihre letzten Reden für Beweiſe ihrer Seligkeit! — und wie ſchädlich iſt das? — Sieht man das frohe Ende eines ſolchen Menſchen, ſo ſtellt mans mit den Handlungen ſeines Lebens in parallel, war dieſes nun nicht ſonderlich fruchtbar, nicht erbaulich, ſagt mir, was kann dann der Schluß, den man aus einem heitern Tode macht, für Folgen haben?

Allerhand phyſiſche Urſachen, ſogar ein hoher Grad der Verſtockung, wie dies der Fall bey **Schleichern**, bey **Voltäre**, und bey ſo manchem Uebelthäter, der auf dem Blutgerüſt ſtirbt, iſt; können einen mit lachendem Munde ſterben machen, und verurſachen, daß jetzt der Sterbende durch ein Meiſterſtück der Heucheley, da er weiß, daß man vieles aus der Freudigkeit im Sterben zu ſchließen pflegt, himmliſche Reden führt, und der Ewigkeit entgegen jauchzt.

Wenn ſich ein Sterbender als ein armer Sünder fühlt, wenn er bey Gott Gnade und Erbarmung zu erflehen ſucht, wenn er ſich glaubensvoll zum Erlöſer wendet, ſich der Seligkeit ganz unwürdig erklärt, dann endlich

Muth und Freudigkeit bekommt, und ruhig, oder auch unruhig hinſtirbt; wenn dieſes alles bemerkt wird, wenn ſich der Kranke allein glaubt, das ſind gute Zeichen; wenn ſie aber auch nicht bemerkt werden, ſo kann man darum [illegible]t aufs Gegentheil ſchließen.

Nun nehme man einmal alle Vernunft zuſammen und urtheile:

Ob es Gott dem allerweiſeſten, allergerechteſten und liebevolleſten Weſen anſtändig ſey, das Unrecht, welches dem Theobald widerfuhr, ungerochen zu laſſen? Man mag hier einwenden was man will, ſo muß man doch endlich geſtehen, daß das göttliche Recht der Widervergeltung hier Erſatz fordere.

Wenn nun aber dieſer Erſatz ſo gewiß geſchieht, als Gott gerecht und die ewige Liebe iſt (denn eben dieſe Liebe fordert jene Gerechtigkeit, ſonſt wäre ja dem Theobald viel zu wehe geſchehen), und das Recht dieſes Erſatzes wird in dieſem Leben nicht ausgeübt, wo ſoll es dann ausgeübt werden, wenn nicht ein Leben nach dem Tode folgt, welches genau die Vergeltung von dieſem ausführt, welches nach Verdienſt belohnt und beſtraft? — mich dünkt, es gäbe keinen ſtärkern praktiſchen Beweis für die Unſterblichkeit der Seelen, und für Beſtraſung und Belohnung nach dieſem Leben.

Theobald blieb nun in dem Landſtädtgen, in welchem ſein Schwiegervater Beamter war, und fieng daſelbſt an zu praktiziren; das Amthaus war für beyde groß genug, mithin konnte er hier, wie er glaubte, beſſer fortkommen, als zu Bernhauſen; allein alles war gleichſam Unſegen, was er anfieng; ſeine Gattin war immer kränklich, ſie konnte alſo ihrer Haushaltung nicht gehörig vorſtehen, und er ſelbſt, ob er wohl nichts weniger als ein Verſchwender war, verſtund doch nicht, wie man Geld beyſammen halten und erſparen müſſe; er gieng immer reinlich, aber ſchlecht und modeſt gekleidet, kurz er verthat nichts unnöthiges, verdiente auch noch ziemlich viel, allein er gab, freilich im Glauben und Vertrauen auf Gott, viele Almoſen, beſuchte die armen Kranken vorzüglicher, als die reichen, das verdroß dann dieſe, jenen bezahlte er noch ſogar die Arzney dazu; endlich verſtund er auch die ſo ergiebige Geldquelle der Aerzte, die feine Charlatanerie, nicht, ohne welche der Arzt weiter nichts, als ein elender Stümper iſt, mithin gerieth er auch hier wieder immer tiefer in Schulden, und mit ihnen in Verachtung.

Leute die nichts von der Ehre verſtehen, wollen immer behaupten, das Geld mache einen Mann nicht ehrenhaft, allein die Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil, habt Geld, und ſeyd Schurken, ſo werdet ihr allgemein geehrt werden, und habt Schulden, ſeyd aber redlich, ſo werdet ihr Schande haben. Das Geld ſchminkt die Sünde zur Heiligen, und Schulden hängen der Tugend die Larve einer Furie vors Geſicht.

Nirgends herrſcht dieſe unedle Geſinnung in ſo hohem Grade, als in Handelsorten, da iſts noch nicht einmal genug, Geld zu beſitzen, ſondern man muß noch dazu Kaufmann ſeyn. Der Holländer ſchätzt ſeinen Prinzen Statthalter bey weitem nicht ſo hoch, als den Bürgermeiſter in Amſterdam, der doch nur Kaufmann iſt. Eine Anekdote fällt mir dabey ein, deren Wahrheit ich garantiren kann: Der vorige König in Preußen war einmal, ich weiß nicht bey welcher Gelegenheit, in Amſterdam; da nun dieſer Fall ſelten iſt, ſo bekam er freilich viele Anſchauer; als er nun einmal über die Gaſſe gieng, ſo ſtand ein Amſterdammer Bürger an der Thür, und mit Verwunderung ſagte er zu ſeinem Nachbar: Der König giebt ſich ein Anſehen, gerad als wenn er Bürgermeiſter von Amſterdam wäre.

So gedrückt und kümmerlich verlebte Theobald viele Jahre; ſeine Schwiegereltern, wie ſehr rechtſchaffene Leute ſie auch waren, begonnten auch allmälig ein Mistrauen in ihn zu ſetzen, ſo daß alle Stützen hinfielen; indeſſen könnte man doch nicht ſagen, daß es ihm je am Nöthigen gemangelt habe, ſein feſtes Vertrauen auf die Vorſehung blieb bey dem allen nicht unbelohnt; in dieſem Vertrauen wankte er nie, dabey war er fleißig, redlich, treu in ſeinem Beruf, und duldete alles mit Sanftmuth, was ihm widerfuhr. Während dieſer Zeit trugen ſich aber mancherley intereſſante Geſchichten zu, die ich als zu meinem Zweck gehörig, nicht verſchweigen darf.

Das Städtchen, in welchem Blond und Theobald wohnten, hieß Portheim, oder ich finde vielmehr für dienlich, ihm jetzt dieſen Namen zu geben; auch hier fanden ſich viele brave, fromme und rechtſchaffene Chriſten, denen es um ihre wahre Glückſeligkeit ernſtlich zu thun war; allein, wie es dann immer zu gehen pflegt, auch viele Phariſäer, die immer der wahren Gottſeligkeit ein Schandfleck ſind, und ihr mehr ſchaden, als öffentliche Feinde.

Hier fand Theobald alſo wiederum ſeine Laſt; ſein äußerer Anſtrich, ſeine Sprache und ſein ganzes Betragen war pietiſtiſch, und doch war ſeine Lebensart freyer, nicht ſo einſam und eingezogen, denn er ſetzte den ganzen Werth der Religion auf die Früchte des Baums und nicht auf die Blätter und Blüthen, daher ſahen ihn die ſtrengen, und vorzüglich die Phariſäer, für einen Mann an, der auf beyden Achſeln trüge, keinen feſten Karakter habe, weder kalt noch warm ſey, und alſo verdiene, ausgeſpien zu werden; dazu gaben ſie ſich dann auch alle erſinnliche Mühe; ſie waren nicht damit zufrieden, ihn ſelber nicht als Arzt zu brauchen, ſondern ſie verachteten ihn auch mit ſcheinheiligen Bedauern bey andern, und richteten den Kredit zu Grunde, den er noch hatte.

„Es iſt doch Schade um den Doktor
„Theobald, der Mann hat wirklich gute An-
„fänge im Chriſtenthum gehabt, aber, lieber
„Gott! die Weltliebe, die verführeriſche De-
„lila — und dann verſteht er doch auch nicht
„viel, er hat nicht genug ſtudirt, und giebt
„ſich auch bey den Kranken nicht Mühe genug
„u. ſ. w.“ So redeten dieſe Schandflecke der Nachahmer Jeſu, des Jeſus, der noch am

Kreuz für ſeine Mörder bat, aber jene Menſchenklaſſe mit dem Titel der Schlangenbrut belegte.

Theobald hatte bey allem ſeinem Beſtreben nach einem vollkommenen chriſtlichen Wandel, einen ziemlichen ſtarken Hang zur ſchönen Litteratur, in ſofern ſie ſich mit ſeinen Grundſätzen vertragen konnte, er las daher die ſchönſten Schriften der Engländer und der Teutſchen, er hatte auch ſelbſt ziemlich Geniekraft, etwas zu ſchreiben und zu dichten, doch getraute er ſich nicht, ſeine Sachen drucken zu laſſen, denn er befürchtete mit Recht, daß es ihm in dieſen Zeiten nicht gelingen würde, ein berühmter Schriftſteller zu werden. Indeſſen hatte er doch ein und anderes geſchrieben, das nur blos da lag, um zu ſeiner Zeit wieder zerriſſen zu werden.

Nun trug ſichs einmal zu, daß ein gewiſſer Finanzrath Bokey ſeinen Schwiegervater den Amtmann Blond beſuchte, dieſer Mann war ein großer Schöngeiſt, und zwar im beſten Sinn, ein ganz vortreflicher Mann von Verſtand und Herzen. In ſeiner Jugend war er ſo gut wie Theobald ein Schwärmer geweſen, nachher aber hatte er als Jüngling gereiſt, ſein Schickſal führte ihn zu ſeinem Unglück nach Genf und Ferney, dort ſcheiterte er an ſeinem Glauben; er war nun ein förmlicher Deiſt geworden, aber kein Spötter, kein Verächter Jeſu, ſondern nur blos ein Zweifler aus Grundſätzen, dabey aber höchſtwohlthätig, geſchäftig zu allem Guten, nicht wollüſtig, doch aber fein und geſchmackvoll in allen ſeinen Sachen, und dabey äuſerſt freundſchaftlich, einnehmend und liebreich.

So wie nun dieſe Art Menſchen höchſt verfeinert ſind, und ihren Geſchmack und Empfindung hoch rektifizirt haben, ſo können ſie auch in der ganzen Welt Gottes nichts alltägliches dulden, das ennuyirt ſie; wo ſie aber Geniefunken entdecken, da jubiliren, herzen und küſſen ſie. So giengs nun auch hier: Bokey fand den braven rechtſchaffenen Blond unausſtehlich, hingegen kam ihm Theobald äuſerſt wichtig vor, an dieſen knüpfte er ſich alſo an, und bezeugte ſich ſo unausſprechlich freundlich gegen ihn, daß Theobald darüber in die äuſerſte Freude gerieth, und den Herren Finanzrath als einen Engel anſah, den ihm Gott zum Troſt geſandt habe.

Was iſt natürlicher, meine Leſer! als dieſes Betragen Theobalds? er war ein

Mann, der beſtändig mit den Menſchen hatte kämpfen müſſen, noch hatte er das Vergnügen des freundſchaftlichen Umgangs wenig genoſſen, er war arm und verachtet, gebeugt und niedergedrückt, und nun zeigte ſich ihm ein großer vornehmer und berühmter Weltmann nicht blos als Freund, ſondern als warmer Verehrer ſeiner Talente, der ihn zu groſſen Dingen, zu wichtigen Unternehmungen fürs gemeine Beſte aufmunterte; es war alſo kein Wunder, daß er ſich mit warmer Liebe an dieſen Mann anknüpfte, ihm ſeine Aufſätze vorlas, und ſich freute, wenn ihn dieſer große Kenner lobte. Bokey ließ auch wirklich ein Bändchen von Theobalds Aufſätzen drucken, welche ihm ungemeinen Beyfall in der Welt erworben haben.

Dies Verhältniß machte indeſſen mit unſerm Doktor als Arzt und Prakticus gleichſam das Garaus; denn die ganze Menge der Chriſten und Phariſäer fielen nun mit geſamter Hand über ihn her, und verurtheilten ihn, er ſey nun gar ein Freygeiſt geworden, denn er habe freundſchaftlichen Umgang mit dem Rath Bokey, ſtehe mit ihm in Verbindung, dazu ließ er auch, ſo wie andre ſeinesgleichen, romantiſche Sachen drucken, die die jungen

Leute zu Grund richteten, er ſey ein abſcheulicher gefährlicher Menſch u. ſ. w. Da half nun keine Entſchuldigung: daß er mit Bokey wohl Freundſchaft halten könne, ohne in den Religionsgrundſätzen mit ihm übereinzuſtimmen: daß ja alle Rezenſenten, bey allem Lobe ſeiner Schriften, ihn noch immer des Pietismus, der Schwärmerey, mithin allzu vieler Anhänglichkeit an ihre Parthey beſchuldigten, und was er weiter zu ſeiner Vertheidigung verbrachte; alles war ſchlechterdings vergeblich.

Wäre nun Doktor Theobald ein reicher Mann geweſen, oder hätte er nur wenigſtens keine Schulden gehabt, ſo wäre doch der Haß nicht ſo groß geworden, allein das war das allerbetrübteſte; bey allem Druck und bey aller Verfolgung wirkten noch ſeine Schulden mit, und dieſe haben die fürchterliche Eigenſchaft, den herrlichſten und edelſten Karakter mit einem Schleyer zu verhüllen, auf alles ein ſchiefes nachtheiliges Licht zu werfen, und den rechtſchaffenſten wohlthätigſten Mann verhaßt zu machen. Großer Menſchenvater! bewahre die, die dich lieben, für Schulden, lieber krank, lieber auf alle Weiſe elend, als

Schulden haben, vorzüglich wenn die Gläubiger Kaufleute ſind.

Theobald hatte wenig mehr zu thun, er nährte ſich alſo mit Bücherſchreiben, und da war's ſein größtes Glück, daß die Buchhändler ſeinen Zuſtand nicht erfuhren, denn wenn ihm dieſe eißkalte Klaſſe von Kaufleuten auch noch über den Hals gekommen wäre, ſo hätte ers vollends nicht ausgehalten. Bokeo, ſo warm er auch anfänglich war, ſo kalt wurde er gegen den Theobald, und das vorzüglich aus der Urſache, weil ſich letzterer von ſeiner Thorheit, ans Evangelium von Jeſu Chriſto zu glauben, durchaus und ſchlechterdings nicht wollte befreyen laſſen. Er erklärte ſich daher frey und öffentlich: der Doktor ſey bey dem allen doch nur ein mittelmäßiger Kopf, es werde nie etwas rechts aus ihm, u. ſ. w. und ſo abbandonnirte er ihn allmälig ganz.

Nachdem ich nun überhaupt Theobalds Verfaſſung, ſo wie ſie viele Jahre durch war, geſchildert habe, ſo beſchreibe ich nun die einzelnen Zufälle, ſo wie ſie ſich nach einander zugetragen haben.

Nicht weit von dem Städtchen Portheim liegt ein Bauerhof, Schweinberg genannt, auf einem ſehr angenehmen Hügel, von welchem man eine unausſprechlich ſchöne Ausſicht in die umliegende Gegend hat; hieherwanderte Doktor Theobald öfters, um ſeinen Gram und ſeine Schwermuth in der Einſamkeit und im Schooß der unentweihten Mutter Natur auf eine kurze Zeit zu vergeſſen. Indeſſen fand er auch hier die traurigſten Wirkungen der Schwärmerey, und weil er endlich bey der Sache zum Beſten gewirkt hat, ſie alſo mit zu ſeiner Lebensgeſchichte gehört, ſo muß ich ſie auch umſtändlich erzählen, beſonders da ſie abermals viel Lehrreiches für meine Leſer von allerhand Gattung in ſich enthält.

Der Schweinberg iſt ein ziemlich großes Bauerngut mit einer einzelnen Familie. Der Erbe deſſelben war ein launigter unanſehnlicher Kerl, der in allen ſeinen Geſchäften langſam, unthätig, und überhaupt in allen Dingen ganz ungefühlig war, er hieß Haus. Selbſt hatte er keinen Trieb zu heurathen, er hielt mit ſeiner alten Mutter Haus, die ihn dann endlich durch vieles Zureden dahin brachte, daß er als ein vierzigjähriger Kerl ein 17jähriges Mädgen heurathen mußte. Dies Mädgen war bildſchön, und hieß Catharine. Dieſe Verbindung war, wie man leicht denſen kann, nicht auf Neigung, ſondern auf Verſorgung gegründet. Catharine liebte ihren Mann nie, aber ſie hatte doch nun ihr Brod auf lebenslang, und Hans liebte auch ſeine Catharine nicht, denn dazu hatte er nicht Empfindung genug, doch war er zufrieden, denn er hatte doch nun eine Haushälterin. Indeſſen lebten doch beyde Leutchen ſehr vergnügt zuſammen, und durch die Länge der Zeit entſtand denn doch endlich eine Neigung oder Freundſchaft, die die Liebe ziemlicher maßen erſetzte. Hans zeugte auch mit ſeiner Catharine zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter; der Sohn artete dem Vater in vielen Stücken nach, und die Tochter der Mutter; beyde wurden in ihrer Einſamkeit ziemlich gut und unſchuldig erzogen, ſie waren in der That liebenswürdige Kinder der Natur; vorzüglich beſaß das Mädgen eine ſo blühende Schönheit, und ein ſo ſanftes gutes Herz, als mans nur wünſchen konnte, es hieß Lieschen. Dies war die häusliche Beſchaffenheit der Schweinberger Familie.

Die Frau Catharine hatte ſehr viele Empfindung, und war mit Feuer und Geiſt getauft; die Einſamkeit, gute Prediger und häusliche Zufälle ſtimmten ihre ganze Seele zur Religion; ſie wurde früh eine gute Chriſtin, und bliebs auch bis an ihr Ende, ob ſich gleich, freilich aus guter Meinung, ungeheure Thorheiten und ihre Folgen, Unglück und Trübſal mit in ihr wohlthätiges Leben einflochten, ihr hellglänzendes Licht verdunkelten, und dem Chriſtenthume in ihrer ganzen Nachbarſchaft ſehr viel ſchadeten.

Anfänglich hatte Catharine keine Verbindung mit irgend einer andern Religionspartey, außer ihrer angebornen, der reformirten; nun fand ſich aber nach und nach ein Herrnhuter Mißionarius bey ihr ein; dieſer entflammte ihre Seele mit ſo vieler enthuſiaſtiſcher Liebe zum Erlöſer, und beſtreute ihren Lebensweg mit ſo vielen Roſen, daß ſie wie ein Trunkener taumelte, herumreiſte, Schweſterbeſuche machte, und ſo ihr Hausweſen und Beruf ziemlich verſäumte. Hans war ein guter Mann, er ahndete das nicht, und wenn ſeine Frau nicht zu Hauſe war, ſo verrichtete er ganz langſam und gemächlich, ſeine und ſeiner Frauen Geſchäfte mit einander.

Während dieſer ihrer Lebensperiode trat der im erſten Bande dieſer Geſchichte ſchon bekanntgewordene Pollin wieder auf den Schauplatz;

platz; er fieng auch in dortigen Gegenden an, ſein fanatiſches Evangelium mit dem Bauchkneipen verpaart, zu predigen. Catharine hörte von dieſem Manne, das war genug ſie zu einer Reiſe von etlichen Stunden zu bewegen, und ihn zu beſuchen.

Pollin war äußerſt einnehmend, und ſein ſchwärmeriſcher Geiſt im Umgang ſo verführeriſch und ſo täuſchend, daß Catharine gleich bey dem erſten Beſuch ganz bezaubert wurde. Die Grundſätze dieſes Mannes waren aber nun den Herrenhuthiſchen ganz entgegen, bey ihm kams auf Selbſtverläugnung, ein höchſt ſtrenges myſtiſches Leben, und weniger auf ſüße Empfindungen an; ſein Begriff vom Glauben war ganz was anders, als der Zinzendorfiſche, und ſeine Träume vom tauſendjährigen Reich zugleich ſo äußerſt romantiſch und anziehend, daß es wenig gefehlt hätte, Catharine wäre vom Verſtande gekommen, ſie wurde alſo damals eine vollkommene Anhängerin vom Pollin, und der Herrenhutismus machte in ihrem Geiſte mit dem Myſticismus eine ziemlich erträgliche Miſchung, denn ſie war nun nicht mehr ſo leichtſinnig als vorher, und doch auch nicht ſo finſter und ſchwerfällig als die Myſtiker. Sie war überhaupt eine angenehme liebenswürdige brave Frau, die in der Wohlthätigkeit und Rechtſchaffenheit die Erfüllung ihrer Religionspflichten ſetzte; was war denn nun auch ſonderlich daran zu tadeln, wenn ſich auch ihre Seele hie und da mit Phantaſien und ſüßen Träumen das Leben verſüßte? Wer unter uns Menſchen iſt ganz frey von aller Schwärmerey?

Pollin war indeſſen nicht gar lange Catharinens Führer, denn es entſtand in der Grafſchaft M... zu A... eine ſehr merkwürdige Geſellſchaft, an die ſie ſich ganz und auf immer anknüpfte. *

Ein gewiſſer von der Herrnhutiſchen Gemeinde ausgegangener Geiſtlicher, Namens Dronheim, kam mit ſeinem einzigen Söhngen, einem Kinde von 3 Jahren zu A... an, ſeine Frau war tod, und er nährte ſich mit Uhrmachen, Schreiben, Rechnen, Unterricht der Kinder u. ſ. w. Dronheim gab ſich bey einem braven frommen Handwerksmann mit ſeinem Kinde in Koſt und Hausmiethe, und

---

* Ich bitte meine Leſer mir zu verzeihen, daß ich bey dieſer dem Anſehen nach unwichtigen Geſchichte ſo umſtändlich bin, ſie iſt ungemein lehrreich, und zu dem Zweck ſchreibe ich mehr, als zum Ergötzen.

thät, was ihm vor die Hand kam, um ſich zu nähren. Hier ſammelte er ſich einen großen Anhang, und ich begreife noch auf dieſe Stunde nicht, wies zugieng, er hatte in ſeinem ganzen Betragen nichts Anziehendes, er war äußerſt ſchmeichelhaft und ungeſalzen, ſeine Reden und ſein Betragen ſo kindiſch läppiſch und affectirt, daß es mich eckelt, wenn ich mich noch der Stunde erinnere, die ich in ſeiner Gegenwart geweſen bin. Dem allen ungeachtet war doch ſein Syſtem noch das beſte, das ich außer dem einzig wahren kennen gelernt habe. Jeſus und ſein Evangelium war ihm alles; thue was darinnen ſteht, weiter wußte er von nichts. Nur die Art, ſich zu dieſem Thun und Glauben geſchickt zu machen, hatte wieder ihr ganz beſonders: wöchentlich einmal, und zwar Samſtags Abends nach dem Eſſen, verſammelten ſich alle ſeine Anhänger im Hauſe ſeines Hauswirths, dann wurden einzelne Strophen aus den ſchönſten und erwecklichſten Liedern geſungen, und die Zithar dazu geſpielt, darnach war alles ſtill, einer oder der andere las einen Spruch aus den Evangelien, ſehr langſam und bedächtlich, jeder dachte darüber nach, und ſagte dann ſeine Meinung, dann freute man ſich untereinander, dann ſung man wieder, dann umarmte man ſich brüderlich, ſchwur ſich ewige Liebe und Treue, und verband ſich zur Wohlthätigkeit gegen jedermann, und ſo hoch begeiſtert, und mit Kraft angethan, gieng man wieder auseinander.

Warlich! ich geſtehe es, nie iſt wohl eine Verbrüderung reiner, edler und chriſtlichwirkſamer geweſen, als dieſe Dronheimiſche Gemeinſchaft, wie ſie ſich ſelber nannte; als ich ſie kennen lernte, beſtand ſie wenigſtens aus 200 Seelen Vornehmen und Geringen, männlichen und weiblichen Geſchlechts, die alle zuſammen in immerwährender ſanfter Freude, ihren Lebensweg fortpilgerten, ſich innig liebten, und der Religion ihres Herren und Meiſters Ehre machten; das mußte jeder, auch der allerroheſte und wildeſte Menſch geſtehen.

Es war natürlich, daß Catharine ſich ganz an dieſe Leute anſchloß; ob ſie gleich ganzer acht Stunden von A... entfernt wohnte. Das einzige, was mir und andern an ihnen mißfiel, war, daß ſie gerne beyſammenſaßen, und geſellſchaftlich mit einander ſpeiſten, dadurch fielen ſie manchem ihrer armen Mitglieder beſchwerlich, ſo giengs dann auch auf dem Schweinsberger Hofe, oft kamen Beſuche von

20 bis 30 Perſonen dahin, die das Vermögen des Hauſes aufzehrten; das alles ließ ſich aber Catharine nicht anfechten, im Gegentheil machte es ihr Freude; und wenn der Beſuch vorbey war, ſo plagte ſie ſich und ſparte deſto mehr, ſo daß ſie faſt lahm und ſteif für Arbeit wurde. Hans wurde freilich durch alle dieſe Empfindungen, Rührungen und Bewegungen ſeiner Frauen und ihrer Freunde nicht gerührt, er blieb eiskalt, aber er ließ es doch gehen, und legte ihr nicht die geringſte Hinderniß in den Weg. Nach und nach kam er gar ſo weit, daß er das äußere mit machte, ein Versgen mit ſang, ſeufzete, wann die andern ſeufzeten, auch wohl küßte, und ſich küſſen ließ, ſo wie überhaupt die Glieder der Kirche ihr äußeres Opus operatum mit machen.

Das vierte Hauptſtück.

Indeſſen wurden Catharinens beyde Kinder groß und ganz nach den Sitten und Gebräuchen der Dronheimiſchen Gemeinſchaft gebildet; Liesgen gieng nun in ihr ſiebenzehntes Jahr, und zog durch ihre ausnehmende Schönheit und ſanftes Weſen aller Augen auf ſich, ſie lebte in aller Unſchuld und wußte noch nicht was Liebe war.

Nun hielt ſich in daſigen Gegenden ein lediger aber ſchon bejahrter Siamoisweber auf, der in einer Manufaktur für Lohn arbeitete, und Habicht hieß. Dieſer Menſch war kurz, geſetzt, blaß und hager mit pechſchwarzen Haaren, breiten und platten Geſicht, und überhaupt nicht angenehm im Umgang, denn er war ſchmeichelhaft, tändelnd, eigenſinnig, ſtolz und jähzornig, ſonſt aber in allem Betracht, redlich, ehrlich und gottesfürchtig, denn er gab ſich alle nur erſinnliche Mühe, ſeine Leidenſchaften zu bekämpfen; jeden Morgen machte er ſich neue Vorſätze, und jeden Abend hatte er ſie nicht befolgt, bald herrſchte die Religion, bald die Sinnlichkeit, daher war er ſich niemals ſelbſt gleich, und dies machte eben, daß jedermann von ihm ſagte, er habe gar keinen Karakter, ſo viel aber iſt gewiß, er war dem allen ungeachtet ein ſittſamer treuer guter Menſch, nur ungeſalzen und unangenehm.

Dieſer Habicht hatte erſt die Waffen, ſein Temperament zu bekämpfen, bey den Myſtikern, und hernach bey den Herrenhutern geſucht, endlich gerieth er dann auch in die Dronheimiſche Gemeinſchaft, und wurde alſo dadurch mit der Catharine auf dem Schweinberg verſchwiſtert. Da er nun ohnehin in ihrer Nachbarſchaft lebte, und keine Haushaltung hatte, ſo beſchloß er, bey ihr Koſt und Quartier zu nehmen, um ſich wenigſtens über Tiſch, und Morgens und Abends mit ihr erbauen zu können.

Wenn man dieſen Plan ſeiner künftigen Lebensart ſo obenhin anſieht, ſo findet man nicht das geringſte Anſtößige in demſelben, im Gegentheil glaubt man zuverſichtlich, Habicht habe einen klugen und vernünftigen Einfall gehabt, und doch war er die Veranlaſſung zu vielerley Elend und Jammer.

Catharine ergriff Habichts Vorſchlag mit beyden Händen, denn ſie dachte, Habicht iſt fromm, mein Mann nicht, ich bekomme alſo doch einen Freund und Begleiter auf meinem Wege zum Himmel; ferner Habicht iſt wohlhabend, er hat ſich etliche hundert Thaler Geld geſpart, er bezahlt mir Koſt und Quartier, und ſo erwerb ich mir jährlich auch ein ſchönes Stück baar Geld, das mir gut thun kann, und endlich wer weiß, was ſich fügen kann?

er iſt nicht nur gottesfürchtig, ſondern auc
ein guter Haushalter.

Auch in dieſem Blick in die Zukunf
wenn man den letzten Punkt ausnimmt, la
nichts tadelhaftes, allein eben dies letzte wa
die Klippe, woran nach und nach alles ſcheiterte;

Vermiſche nie Gott und die Welt,
Weil dieſes nicht zuſammenhält.

ſingt ein alter Dichter, und er hat recht.

Kurz! Habicht zog bey die Catharin
auf den Schweinberg, und ſie machten ihre
Contrakt nach dem Plan, den ich ſo eben angezeigt habe. Ein oder zwey Jahre gien
das ſo fort, während der Zeit wurde die Heurath zwiſchen ihm und Liesgen beſchloſſen un
ausgeführt, als er nahe bey funfzig und di
Braut nahe bey zwanzig war. Jedermann
ſchüttelte den Kopf über dieſe unſchickliche Verbindung, nur Catharine, Habicht und di
Braut ſchüttelten ihn nicht, und Hans ſchwieg
ſtill dazu. Liesgen wußte noch nicht, wa
Liebe war, ihr wars recht, daß ſie einen
Mann bekam, übrigens war ſie unſchuldig wi
ein Kind.

Kaum war die Hochzeit vollzogen, ſo entſtanden allmälig Irrungen zwiſchen Schwie gereltern und Schwiegerſohn über das Mein und Dein, in guter Zuverſicht auf Habichts Gottesfurcht hatte man daran nicht gedacht, aber es fand ſich nach und nach von ſelbſt; Habicht war ein Haushälter, und dabey eigenſinnig, es gieng hier abermal, wie ich ſo oft in dieſem Werke bemerkt habe: die ſüßen Empfindungen verlöſchen nach der Heurath, und die Lebensbedürfniſſe treten an die Stelle. Die große Wahrheit, der Menſch lebt von einem jeglichen Wort, das aus dem Munde Gottes geht, iſt eine von den letzten Erfahrungen des Chriſten.

Catharine wurde über dieſen mislungenen Anſchlag tief gebeugt, Geduld bringt Erfahrung, ſagte ſie mir oft, wenn die Rede davon war, und ſie ſich meiner Warnungen erinnerte; bey dem allen war ſie eine grundbrave Frau, und wenn ich je Reinigkeit der Sitten und des Wandels an jemand bemerkt habe, ſo war ſie es.

Liesgen und ihr Mann liebten ſich indeſſen und lebten vergnügt zuſammen, auch zeugten ſie etliche Kinder.

Dronheim ſtarb auch um dieſe Zeit zu A... und die Gemeinſchaft erkaltete nach und nach, bis auf ein paar rechtſchaffene Männer und Weiber, und ſo hörten die Verſammlungen auf.

Hätte nun die Schweinberger Verfaſſung ſo fortgedauert, ſo hätte es noch angegangen, aber die Vorſehung wollte auch dieſe kleine Tenne fegen, und Heu, Stroh und Stoppeln verbrennen.

Pollin trat nun wieder in voller Rüſtung auf, er kam zerriſſen und zerlumpt nach Portheim, wo damals auch Theobald wohnte; hier fand er nun Eingang bey einem reichen und in allem Betracht braven, aber zugleich zur Schwärmerey geneigten, und in ſeiner Religion nicht genug gegründeten Kaufmann, welcher Steinbring hieß. Dieſer Mann kleidete den Pollin ſchön und zierlich aus, und nahm ſeine Grundſätze alle recht warm und begierig an, zudem nahm er ihn zu ſich ins Haus, gab ihm ein ſchönes Zimmer und ſeinen Tiſch, und verpflegte ihn aufs beſte.

Es iſt wahr, man muß erſtaunen, wenn man bedenkt, wie es doch möglich ſey, daß ſo verworrene Grundſätze Eingang finden können, und doch wars nicht anders. Pollin lehrte, man müſſe nicht arbeiten, ſondern im blinden Glauben an die Vorſehung von ihr alle Nothdurft erwarten; wies man ihn auf die Bibel, ſo ſagte er: eines theils verſtünde man die Bibel nicht, und andern theils ſey es nun an der Zeit, daß ſich Gott neuerdings durch ihn offenbaren würde; ſo war alſo nichts mit ihm auszurichten. Seine geheimen Grundſätze vom göttlichen Leben, vom zukünftigen Reich Gottes u. dgl. waren im Grunde die nemlichen, wie er ſie ehemals zu H... gelehrt hatte; indeſſen wußte man zu Portheim von ſeinem Bauchreiben wenig, aber er bekam einen Anhang von mehr als dreyhundert Menſchen im Fürſtenthum N... von wannen dieſe betrogenen Leute Schaarenweiſe nach Portheim zu dem Pollin wanderten, und ihn wie einen Apoſtel verehrten, unter dieſen herrſchte jene läppiſche Ceremonie häufig.

Ich könnte hier viele traurige und ärgerliche Folgen dieſer Sekte erzählen, welche im N... er Lande vorgefallen ſind, allein ich würde dadurch die Anekdoten bis zum Eckel anhäufen. Catharine auf dem Schweinberg mit der ganzen Dronheimer Gemeinſchaft, nahmen aber gar keinen Antheil an dieſer neuen Schwärmerey. Sie lebten ihren Grundſätzen gemäß, und bekümmerten ſich um andre nicht.

Um dieſe Zeit lebte in Portheim ein Seidenwürkersgeſell, ein Sachſe von Geburt, er nannte ſich Scholz, ein wohlgewachſener ſchöner junger Mann, voll Feuer und Geiſt, und beſonders ſehr beredt. Dieſer Jüngling war im Leſen und Schreiben ſehr geſchickt, und ſeine größte Freude beſtund darin, geiſtliche, beſonders myſtiſche und vorzüglich ſolche Schriften zu leſen, die die Einbildungskraft beſchäftigten. Jakob Böhm, die Berlenburger Bibel und andere Bücher von der Art, waren ſeine Lieblingslektüre, da er nun eine ſehr lebhafte Phantaſie und einen durchdringenden Verſtand hatte, ſo kam es weit mit ihm, er konnte ganze Stunden lang mit Wärme und Anſtand in Geſellſchaften von ſolchen Sachen reden, und er erwarb ſich dadurch einen ſo allgemeinen Beyfall, daß er weit und breit unter den Pietiſten berühmt wurde. Dieſer ſchloß ſich nun auch an Pollin an, und er wurde dieſem Erzſchwärmer zu einem ſehr nützlichen Werkzeug, denn Scholz war ververnünftiger, er wußte dem verworrenen Syſtem mehr Licht zu geben, und die Leute ſicherer zu führen. Vornehme und Geringe hielten ſehr viel von ihm, und ſahen ihn als ein theures Rüſtzeug Gottes an.

Bey dieſem jungen blühenden Manne miſchte ſich nun abermal etwas fleiſchliches mit unter: denn ſeine Verſammlungen beſtunden immer mehr aus Weibs- als Mannsperſonen, auch hiengen ihm jene immer mit mehrerer Wärme an, als dieſe. Allemal, wenn ich dieſe Bemerkung machen muß, die leider! ſo allgemein in der Erfahrung gegründet iſt, ſo pocht mir das Herz, und das eben um der Spötter willen, die auch dieſe Schrift leſen werden. Ich kann mich nicht genug gegen dieſe abſcheulichen Menſchen verwahren. Ich bezeuge vor Gott, und will es mit meinem Blute verſiegeln, daß den ſogenannten Pietiſten Unrecht geſchieht, wenn man ſie der Unzucht in ihren Verſammlungen beſchuldiget; ich habe ſie ſo lange und ſo vielfältig beobachtet, daß ich beſtimmt von der Sache reden kann. Wehe dem! der hier ſpottet, oder ſolche Menſchen nach ſeiner eigenen verdorbenen Natur richten will. Alle dergleichen Leute haben den warmen und unüberwindlichen Trieb, wahrhaft fromme und vollkommen gute Menſchen zu werden; denn wer ihn nicht unter ihnen hat, und alſo ein Heuchler iſt, der wird bald entlarvt. Wer wendet ſo viele Mühe zu ſeiner Vervollkommnung an, als dieſe

Menſchen? — Schämt euch alle, die ihr hier hohnlächelt und ſpottet! — ſie ſind bey allen ihren Gebrechen tauſendmal verehrungswürdiger als ihr, elende Geſchöpfe, die ihr nur blos Sklaven eurer Lüſte ſeyd. Dieſes ganze Buch hat den Zweck, jenen eifrigen Menſchen um ihr zeitliches und ewiges Wohl, die Klippen, woran ſie ſo leicht ſcheitern, und die ſelige Mittelſtraße zu zeigen, und dann die Pietiſten der Welt in ihrem wahren Licht darzuſtellen, damit ſie niemand mehr verkenne, und ohne Urſache läſtere. Man muß aber freylich ſolche Leute, wie die Kollerianer, nicht zu ihrer Klaſſe rechnen.

Scholz war gewiß nicht wollüſtig, und ich hab ihn allzu genau gekannt, um hier ungewiß zu ſeyn, allein er ſah die Tiefen ſeines Herzens nicht ein; ſeine Empfindungen kleideten ſich immer ins Lichtgewand, und ſo kannte er ſich ſelbſt nicht. Eben ſo dachte wohl keins von den Frauenzimmern, die ihn ſo gern hörten, an Liebe zu ihm, denn wenn nur ein ſolcher Gedanke aufſteigt, ſo ſchlägt man ihn auf den Kopf, aber der Saame war denn doch im Herzen, ohne ihn zu bemerken.

Doktor Theobald hatte durch lange und viele Erfahrung alle dieſe Gefahren und

Schlangenſchliche der verdorbenen menſchlichen Natur kennen gelernt, wo er alſo Gelegenheit hatte, Zeugniſſe der Wahrheit abzulegen, da that ers, allein er fand wenig Eingang, denn man hielt ihn für einen Mann, der auf beyden Achſeln trüge, daher kehrte er ſich nicht weiter an dieſe Leute. Doch kams einſt dazu, daß er dem Scholz tüchtig die Wahrheit ſagen mußte.

Eine gewiſſe ſehr brave aber auch artige honnette junge Frau, die mit Sannchen lang bekannt geweſen, und eine innige Freundin von ihr war, hieng ſehr ſtark an Scholzen, und dieſer auch an ihr; ſie wohnte 6 Stunden von Portheim in einem Landſtädtchen, und gehörte zu der Dronheimer Gemeinſchaft, unter welcher Scholz auch herumſtrich, und Beſuche machte. Dieſe Frau hieß Kaufmännin, ſie kam zuweilen nach Portheim, um Freunde zu beſuchen, und alſo auch Sannchen.

Nun trug ſichs zu, daß die Frau Kaufmännin gerad bey Theobald und Sannchen ſaß, und ſich mit ihnen unterredete, als Scholz lächelnd und freudig zur Thür herein trat. Die Kaufmännin entfärbte ſich, Theobald bemerkte augenſcheinlich, wie ſich

Ihre Bruſt hob, und das Herz pochte, dann überzog eine angenehme Röthe ihr Geſicht, dann wurde ſie wieder blaß, auch Scholzens Geſichtszüge entdeckten, was in ſeinen Herzen vorgieng, nun näherten ſie ſich, und drückten ſich die Hand mit einem, Gott ſey mit dir! Bruder! und Gott ſey mit dir! Schweſter! und nun ſprach man über geiſtlichen Materien fort, aber mit einer ſolchen Theilnehmung von Scholzens und der Kaufmännin Seite, daß ſich Theobald nicht mehr halten konnte, das Blut ſtieg ihm in den Kopf, doch mäßigte er ſich und fragte:

Sagt mir doch, ihr lieben Beyde! wie kommts, daß ihr ſo unausſprechlich mit einander harmonirt?

Beyde ſtutzten, und in dem Augenblicke ſchlupfte in jedem Herzen der Schlangenkopf in ſeine Höle zurück. Scholz antwortete: Lieber Herr Doktor! ſollte man mit einer ſo edlen Seele nicht übereinſtimmen, nicht harmoniren können?

Theobald: Können iſt natürlich, aber dürfen?

Scholz: Ey! um Gottes willen! warum nicht dürfen? hat nicht Chriſtus, und haben nicht die Apoſtel befohlen, daß wir uns untereinander lieben ſollen?

Theobald: Was heiſt Ihr eigentlich lieben, Freund Scholz? was verſteht Ihr unter dem Wort chriſtlicher Liebe, ſo wie ſie die Religion gebeut?

Scholz: Daß man ſich gern hat, gern beyſammen iſt, ſich mit einander freut, daß mans ſo recht fühlt, wie lieb man ſich hat, und ſich in Noth und Tod unterſtützt.

Kaufmännin: O ja! ja! das iſt ſo recht die wahre Liebe.

Theobald: Ach Ihr guten Kinder? — Sage Sie mir einmal ſo recht offenherzig, Frau Kaufmännin! wie iſt die eheliche Liebe beſchaffen? zeige Sie mir doch den Unterſchied zwiſchen der Liebe, die Sie zu Ihrem Mann, und die Sie zu Freund Scholzen, und die Sie zu meiner Frau hat? — Die Sache iſt wichtig, meine beſte Freundin! hier prüfe Sie ſich ſehr ſorgfältig.

Die Kaufmännin erſchrack, blickte vor ſich nieder und wurde tiefſinnig; Sannchen lächelte, und Scholz wurde eifrig: Herr Doktor! fieng er an: ich glaube gar, Sie haben einen Verdacht auf unſre Brüderliebe?

das iſt entſetzlich! Sie bringen da fremd Feuer auf des Herrn Altar, es iſt ja fürchterlich, nur von ferne ſo etwas zu denken — Wer wird dann die allerheiligſte und allerreinſte Liebe mit ſo etwas abſcheulichen beflecken können?

Theobald: Scholz! Euer geiſtlicher Stolz, Euer Zutraun auf Eure eigene Kraft täuſcht Euch, und wenn Ihr auch beyde von dem Bewußtſeyn einer ſolchen Liebe frey ſeyd, ſo müßt Ihr doch den Schein meiden, der kann in einem ſolchen Grad dem Herrn Kaufmann, der ſeine Frau ſo innig liebt, unmöglich gleichgültig ſeyn.

Scholz lachte laut, aber der Kaufmännin traten die Thränen in die Augen. Theobald merkte das, und nun war er völlig von allem überzeugt, daher ſagte er ferner: „Hört Ihr guten lieben Leute! prüft Euch einmal, ob Ihr Gott und Euern Erlöſer ſo liebt, wie Ihr Euch unter einander liebt. Und denkt einmal! Gott weniger lieben, als die Menſchen, welch eine Abgötterey?“

Scholz: Herr Doktor! ich wär der gröſte Böswicht in der Welt, wenn auch nur ein Schein unerlaubter Liebe gegen irgend eine Frau in meinem Herzen wäre. Aber die Liebe zu Gott und Chriſto iſt ganz was anders, als die Liebe zu den Menſchen. Chriſtus ſagte: Wer mich liebet, der wird mein Wort halten; Gottes Wort halten, und thun, was er befohlen hat, das heiſt, Ihn lieben.

Theobald: Ganz recht! das iſt vortrefflich; Gott iſt ein Geiſt, die Liebe zu Ihm liegt nicht in den Nerven, ſondern auch im Geiſt und in der Wahrheit; aber es iſt die Frage, ob ſich die Chriſten nicht auch ſo lieben müſſen?

Scholz: Ganz gewiß! aber wenn wir mit den Menſchen umgehen, ſo ſehen wir ſie; wir ſehen ihr Thun und Laſſen, und wenn ſie mit uns harmoniren, ſo gewinnen wir ſie lieb; ich glaube wohl, daß ſich da etwas ſinnliches und fleiſchliches mit einmiſcht, aber es iſt die Frage: ob das nicht erlaubt iſt? wir können in dieſer Welt ſo vollkommne geiſtliche Menſchen nicht werden.

Theobald: Gut! Ihr geſteht mir alſo, daß ſich allemal eine fleiſchliche Liebe unter die geiſtlich-chriſtliche miſche?

Scholz: Wenigſtens mehrentheils! das glaub ich gar gerne; aber ich halte dafür, das iſt erlaubt.

Theobald: Zwiſchen Leuten von einerley Geſchlecht glaub ichs auch; aber zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlecht! — wie gefährlich iſt das? — bedenkts nur einmal recht! — wie leicht kann ſich da der Geſchlechtstrieb mit einmiſchen! — aus guter chriſtlicher Meinung kämpft man dagegen, und verbirgt ihn in ſeinem Herzen, indeſſen fährt man fort im Umgang, in der Zärtlichkeit, und ſo wird das Feuer unter der Aſch immer ſtärker, bis es endlich losbricht, und dem Chriſtenthum Schande macht.

Scholz lachte herzlich und ſagte: O Herr Doktor! Herr Doktor! wie ſchwach müſſen Sie ſeyn, wenn Sie ſo denken können!

Die Kaufmännin aber geſtund mit Thränen in den Augen, der Doktor könne wohl recht haben, denn man würde gemeiniglich finden, daß man wohlgebildete Perſonen inniger liebe, als unanſehnliche, und das ſe doch ganz gewiß eine unreine Liebe.

Theobald ſetzte noch hinzu: die chriſtliche Liebe kann nur darinnen beſtehen, daß ſie der Liebe zu Gott ähnlich iſt; die Gebote der Liebe an ſeinen Nebenmenſchen ausüben, ihm dienen, ſeine geiſtliche und leibliche Glückſeligkeit befördern, nur das iſt wahre chriſtlich

Liebe, was weiter geht, iſt Schwachheit, Sinnlichkeit, Unvollkommenheit, und zwiſchen Perſonen von beyderley Geſchlecht Frucht vom verbotenen Baum.

Die beyden Frauenzimmer gaben Theobald vollkommen recht, und die Kaufmännin war von der Zeit an vorſichtig, und untadelhaft. Scholz aber ärgerte ſich, ſpottete und gieng fort. Er beſuchte ſie noch je zuweilen, nun wurde Theobald einſt zu einem Kranken an den Ort berufen, wo die Kaufmännin wohnte, ſie hatte den Doktor bemerkt, ſie ſchickte daher einen vertrauten Freund zu ihm, und ließ ihm ſagen, Scholz ſey nun ſchon über 8 Tage in ihrem Hauſe, und gäbe vor, er ſey krank, und ihr lieber guter Mann ſey ſehr unwillig darüber, der Herr Doktor möchte doch kommen, und ihr den Menſchen vom Halſe ſchaffen, denn ſie ſey in der äuſerſten Verlegenheit darüber. Dem Theobald ſtieg das Feuer in den Kopf, er gieng augenblicklich in Haus, die gute Frau empfieng ihn mit roth geweinten Augen, und ihr Mann ſah ſehr ernſt aus, er ſagte nichts, hatte auch ſeiner Frau keine Vorwürfe gemacht, aber ſein tiefes inneres Leiden war jedem ſichtbar.

Theobald gieng nun ganz allein hinauf zu Scholzen, er ſah ihn geſund und blühend im Bette liegen, er grüßte ihn ganz ernſthaft, und fühlte ihm den Puls. Scholz! fieng er an, mit euch kann ich jetzt nicht im freundſchaftlichen Ton reden, marſch! packt euch im Augenblik fort, ihr ſeyd nicht krank, und wenn ihrs wärt, ſo gehört ihr hier nicht her, und ich ſage euch, kommt nicht wieder in dies Haus; ſelig ſind die Friedenmacher! folglich verdammt die Friedenſtörer! — und das dreymal doppelt, wenn ſie dem Ehefrieden gefährlich werden, ich bin hieher gerufen worden, nun könnt ihr denken, wie weit es gekommen iſt. Scholz packte ſich auf, und gieng im Augenblicke fort.

In der Zeit gieng auch Pollins Rolle zu Ende: Unter denen N... ern, die ſo fleißig aus der Ferne zu ihm wallfahrteten, waren auch zwey junge Leute, ein Jüngling von etwa 25 Jahren, und ſeine Schweſter ein feines Mädgen von 22. Der gute alte Pollin, ein Mann, der keine Zähne mehr hatte, deſſen Haar ſchneeweis war, und der ſeine ſiebenzig ſchon hinter dem Rücken hatte, fieng auf einmal an, ſeine Perücke zu pudern, ſich aufzuputzen, und dem Mädchen weiß zu machen, er müßte ſie heurathen. Ich weiß warlich nicht mehr, was er für glückliche Folgen aus dieſer Ehe weiſſagte, genug das Mädchen machte ſich eine Ehre daraus, den alten Narren zu nehmen, aber alle Geiſtlichen von allen Religionen weigerten ſich, ſie zu copuliren, und ſo wurde nichts aus der Sache, das Mädchen wurde klug, und gieng nach Hauſe, und Pollins Wohlthäter, der Herr Steinbring, ſchafte ihn auch aus dem Hauſe. Jedermann ärgerte ſich an dem alten Gecken, und ſein ganzer Kredit war hin, er ſezte ſich nun in einem Städtgen in den Niederlanden, wo er lange Zeit verachtet, elend und kränklich lebte, ob er jezt todt iſt, weiß ich nicht.

Scholz und alle die ihm gefolgt hatten, hörten nun auch auf an ſeinen Grundſätzen zu hangen, ein jeder that was ihn recht däuchte, allein eben dieſer Scholz, der doch nun bald hätte klug werden ſollen, machte wieder einen Streich, der viel Elend nach ſich zog. Er hatte zuweilen die Catharine auf dem Schweinberg, den Habicht und ſein ſchönes Weib Liesgen beſucht; nun kam ihm auf einmal die Luſt an, eine ſo geräuſchvolle Stadt wie Portheim war, zu verlaſſen, und in der Einſamkeit Gott zu dienen; u ſeiner

Einſiedeley wählte er ſich den Schweinberg, er ſprach die Catharine an, ihn in Koſt und Logis zu nehmen, und dieſe Frau, die ſo vieles von der Art erfahren hatte, ſelbſt Habicht und Liesgen, willigten mit Freuden ein. Theobald, der gar wohl merkte, daß es nun auf Liesgen losgehen würde, widerrieth es mit größtem Ernſt, denn Habicht war ein dürrer abgearbeiteter Mann, der nahe an die ſechzig gränzte, und Liesgen, eine Frau von 28 Jahren, ſchön, blühend und voller Feuer. Der Doktor ſtellte der Catharine in geheim die Gefahr vor, und führte ihr viele Beyſpiele, beſonders auch die Geſchichte der Kaufmännin an, allein das half nichts, ſie war ſo voll heiligen Enthuſiasmus, daß ſie ſich gar darüber ärgerte, wo kann das Gott zugeben, ſagte ſie, daß ſo gute und heilige Abſichten ſolche Folgen haben? man muß dem Satan trotzen, der ſucht freilich die Frommen zu ſichten, aber eben dadurch wird man im Guten gefördert. Kurz! Theobalds treue Ermahnungen halfen gar nichts, Catharine baute dem Scholz ſogar ein eigenes Häusgen auf dem Schweinberg, weil ſie ſelbſt keinen Platz im Hauſe hatte, und ſo lebte er da etliche Jahre.

Nun giengs gerad ſo, wie es Theobald vermuthet hatte. Habicht war den Tag über nicht zu Hauſe, denn er arbeitete in der Fabricke, und Liesgen wartete Scholzen bey ſeiner Weberey auf mit Spulen und dergleichen Arbeiten; hier giengs nun ſo weit, daß Liesgen oft hyſteriſche Zufälle und Zuckungen bekam. Ihr Leiden gieng aufs höchſte, denn dafür ſtehe ich, daß ſich Scholz nicht mit ihr vergangen hat, er war im Grunde rechtſchaffen, und ſeine Seele war eigentlich bloß mit platoniſcher Liebe erfüllt. Catharine und Habicht merkten endlich das Unheil, Scholz nun auch, und ſo zog dieſer freywillig fort in ſein Vaterland, wo er ſich häuslich niederließ. Habicht ſtarb bald an der Auszehrung. Bey Liesgen aber war durch ſo mannigfaltige Urſachen der Geſchlechtstrieb ſo hoch geſpannt worden, daß ſie liederlich und von einem ſchlechten Menſchen ſchwanger wurde, den ſie nun geheurathet hat. Catharine grämte ſich jämmerlich, und nun ſah ſie ein, welch einen Greuel der Verwüſtung an heiliger Stätte die Schwärmerey anrichten könne! aber es war nun zu ſpät, ſie hatte der Religion einen Schandfleck angehangen, und den Spötter lachen gemacht.

Das fünfte Hauptſtück.

Es erfordert wenig Nachdenken, um einzuſehen, woher es komme, daß unter den Chriſten auf der einen Seite eine ſo erſtaunliche Lauigkeit in den wahren eigentlichen Pflichten der Religion; auf der andern eine ins wilde laufende Schwärmerey; und auf der dritten Religionshaß, Freygeiſterey und Spötterey herrſche? jene Lauigkeit, womit der größte Theil behaftet iſt, entſteht aus dem ewigen Einerley des ſogenannten Gottesdienſtes, man wird aller Wahrheiten, Symbolen und Ceremonien, nach und nach ſo gewohnt, daß ſie nicht den geringſten Eindruck mehr machen; und dann lebt man in dem von Jugend auf, durch Erziehung und Schickſal gebahnten Wege der Sinnlichkeit ganz ruhig fort, die Kräfte zur Vervollkommung ſchlafen und werden nicht entwickelt, dazu kommen dann noch die Bedürfniſſe dieſes Lebens, die den ganzen Wirkungskreiß der Seele ſo erfüllen, daß man ſelten an das Eine, das Noth iſt, denkt.

Wenn nun entweder Genie oder Zufall den Trieb zur Vervollkommnung aufwecken, ſo unterſucht der Menſch die nächſten die beſten Mittel, und ergreift ſie ohne mühſame Prüfung; geräth er nun an ſchwärmeriſche Perſonen oder Bücher, ſo wird er in den Wirbel hineingezogen: hier findet auch die Phantaſie ihre Rechnung, die ſüßen Empfindungen betäuben Verſtand und Herz, und ſo wird der mehr oder weniger gefährliche Schwärmer fertig.

Andre, auch forſchende Geiſter, gerathen in philoſophiſche Grübeleyen über die Wahrheiten der Religion; hier giebts nun ſophiſtiſche, verführeriſche, mündliche und ſchriftliche Anleitungen die Menge, wer ihnen unter die Hände geräth, iſt faſt unwiderbringlich verloren; dieſe Lehren ſchmeicheln der Sinnlichkeit, ſchläfern den Geiſt ein, erfüllen ihn mit Zweifel und Mistrauen in allen Quellen der Warheit, und verſetzen den Menſchen in einen kläglichen Zuſtand. Dieſe Krankheit iſt faſt unheilbar, und graßiret in unſern Zeiten fürchterlich.

Man kommt endlich auf einem andern noch weit ſchlimmern Wege zu dieſem höchſt traurigen Ziel; und dies mögen ſich die Geiſtlichen, Volkslehrer, Erzieher, Eltern und andre, die ſich mit dem Religionsunterricht abgeben, wohl merken. Das ernſtliche, ungeſtäme und oft mit Schlägen verpaarte Auswendiglernen, Leſen und Einbläuen der Religionswahrheiten, die oft dazu nicht einmal gehörig verdaut, und dem gemeinen Menſchenverſtand angemeſſen ſind, erfüllen das Herz des Kindes ſchon mit Abſcheu und Widerwillen, der mit dem Alter immer zunimmt, dadurch entſteht dann entweder obige erſchreckliche Lauigkeit und gänzliches Aufhören des Forſchens und Betrachtens der Wahrheit, mithin eine gänzliche Unthätigkeit; oder wenn der Menſch bey reiferen Jahren über ſophiſtiſche Schriften geräth, ſo verſchlingt er mit vollen Athemzügen alles, was gegen die Religion geſchrieben iſt, und wird ein ſo grimmiger Feind und Spötter Jeſu Chriſti, daß an keine Rückkehr mehr zu denken iſt.

Bey ſo bewandten Umſtänden ſchaudert einem die Haut, man muß ängſtlich fragen, wo ſind denn die wahren Chriſten? — und wie ſoll man ſich in dieſer großen Gefahr ſowohl in Anſehung ſeiner ſelbſt, als ſeiner Kinder, betragen?

Auf dieſe doppelte Frage iſt bey dem allen leicht zu antworten: die eigentlichen wahren Chriſten fallen nie dem Publikum ins Auge, ſie ſind unter alle Stände und alle Menſchenklaſſen zerſtreut; ſie machen kein Geſchrey, ſondern wenig Worte; ſie laſſen beſtändig fort durch gute Handlungen ihr Licht leuchten; ſie zeichnen ſich weder durch Kleidung, noch durch einen beſondern Wandel von andern Menſchen aus; ſie ſondern ſich weder von ihrer Kirche noch von bürgerlichen Geſellſchaften ab; ſie erſcheinen da allenthalben, wo ihre Erſcheinung weder Aergerniß noch Sünde gebiehrt; ſie vermeiden mit eben der Sorgfalt den äußern Schein der Heiligkeit, mit der ſie den Schein und das Seyn der Eitelkeit vermeiden; ſie thun Gutes jedermann, und ſuchen das weder zu verſtecken noch zu entdecken; ſie ſind die beſten Unterthanen, die beſten Ehegatten, die beſten Eltern und die beſten Nachbarn. Leſer! wo du einen ſolchen Menſchen findeſt, da bete an, denn du haſt einen wahren Chriſten gefunden, frage dann nicht was er glaube.

Will man wiſſen, unter welcher Menſchenklaſſe die mehreſten ſind, ſo dient zur Nachricht: unter den Bauern und Handwerksleuten findet man ſehr viele, unter den mittlern Ständen viel wenigere, aber edlere, unter dem Adel und den Fürſten die allerwenigſten, wer aber auch da ein wahrer Chriſt iſt, der iſt ein Fürſt Gottes, und unter den

Pietiſten, **Schwärmern und äußern Mundbekennern** findet man zwar die allermehreſten guten Leute, und auch gute Chriſten, aber gemeiniglich mit einem heiligen Schein umgeben, der warlich mehr ſchadet als nützt, weil er di Kritik aller Welt auf ſich zieht, die dann di Fehler und Thorheiten ſolcher Menſchen nich den Menſchen, ſondern der Religion ausbürdet, und das iſt entſetzlich.

Auf die zweite Frage antwerte ich nur mi ein paar Worten: **Eltern und Erzieher ſollen durch ihr Beyſpiel lehren;** dis wirkt unendlich fruchtbar, und ohne beſtändig mit Predigen, Leſen und Ermahnen alles Gute zum Eckel zu machen, bey jedem Fehler und bey jedem Mißverſtande mit kurzen Worten ſagen und beweiſen, was gethan werden müſſe, und vor allen Dingen iſts nöthig, unaufhörlich gegen den Eigenwillen zu ſtreiten, bey jeder, auch der kleinſten Gelegenheit, muß man den Willen der Kinder gehorſam und folgſam gegen einen beſſern Willen zu machen ſuchen; dieſe unaufhörliche Uebung, die mit Aufklärung des Verſtandes über das wahre Gute und Schöne verbunden werden muß. macht nach und nach den Menſchen zu dem friedensvollen, ſanften und folgſamen Jünger des Erlöſers. Eben ſo ſollen auch die Lehrer dem weſentlichen nach verfahren, ſo wird man im ganzen allenthalben unfehlbar ſeinen Zweck erreichen.

Alles dies iſt Reſultat meiner langwierigen Erfahrungen und Beobachtungen, und die Scenen, in welche Theobald noch ferner verwickelt wird, müſſen ſchlechterdings nach dieſen Grundſätzen berichtigt werden, wenn ſie recht lehrreich werden ſollen.

Während allen denen Auftritten der Schwärmerey, des Sinns und Unſinns, lebte in den Niederlanden, und zwar zu Mühlheim an der Ruhr, ein ſehr merkwürdiger und in allem Betracht verehrungswürdiger Mann, ich meine hier den zum Theil bekannten, zum Theil auch verkannten ſel. Gerhard Ter Steegen. Wenn je ein Lehrer allgemein durch ganz Teutſchland gewirkt hat, und in ſeinen Schriften noch fortwirkt, ſo iſts dieſer. Man ſtutze ja nicht über das, was ich da ſage, ſein Einfluß gieng freilich nicht ins Große, deſto ſtärker aber unter das gemeine Volk, und es iſt nöthig und höchſt lehrreich, daß ich ihn unpartheyiſch ſchildere, denn eben der oben gemeldete Heiligenſchein, den er um ſein Haupt hat, iſt Schuld, daß man dieſen großen und edlen teutſchen Mann zum Theil verläſtert, zum Theil auch ſich die Mühe nicht nimmt, ſeine große Verdienſte zu prüfen, und ihnen Recht wiederfahren zu laſſen.

Gerhard Ter Steegen war unter neun Kindern das jüngſte, und der Sohn eines ehrlichen Bürgers in Meurs, der aber kein Vermögen nachließ, und früh ſtarb. Gerhard wurde bey einen Krämer als Ladenjunge in die Lehre gethan, nachdem er die nöthigen Schulkenntniſſe und auch etwas Latein gelernt hatte. Hier diente er nun mit aller möglichen Treue, und ſeine ganze Seele ſtrebte nach Vollkommenheit des Verſtandes und Herzens, die er mit Recht nur blos und allein in der chriſtlichen Religion ſuchte; nun war zu der Zeit, nemlich in den erſten zwanzig Jahren dieſes Jahrhunderts, Peter Poiret in dortigen Gegenden ſehr berühmt, Fenelon und die Frau Guyon waren ebenfalls noch in friſchen Andenken, Hochmann fieng an zu wirken, und überhaupt lebte und webte alles dort herum in einem ſehr feinen Myſtizismus; Gerhard wurde alſo in dieſen Zirkel hineingezogen, und er ergriff dieſes Syſtem mit einem ſolchen Enthuſiasmus, daß er wenige ſeines gleichen hatte, er caſteyte ſeinen Körper durch übertriebene Mäßigkeit, wachte ganze Nächte mit bloßem Haupt im Gebet, Leſen und gottſeligen Betrachtungen; übte ſich zugleich im höchſten Grade in der thätigen Liebe, der Demuth und der Sanftmuth, und wendete nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen alle ſeine Leibes- und Seelenkräfte an, um das große glänzende Ziel zu erreichen, daß er ſich vorgeſetzt hatte.

Wie verehrungswürdig iſt dieſer Jüngling bey allem ſeinem übertriebenen Enthuſiasmus, im Vergleich gegen unſre heutige ſüſſe Herrchen, die ihrem Herzen keine Luſt wehren, und ſo hoch betheuren, der Menſch habe keine Gewalt über ſich.

Ter Steegen gieng indeſſen zu weit, denn er ſchwächte ſeine Geſundheit durch ſeine ſtrenge Lebensart dergeſtalt, daß er auf immer ein kränklicher Mann wurde. Endlich, gegen das zwanzigſte Jahr ſeines Lebens, verließ er die Handlung, und widmete ſich der Einſamkeit, er gieng nach Mühlheim an der Roer, kaufte ſich daſelbſt eine Bandmaſchine, und webte Bänder, damit nährte er ſich ehrlich, und ſo lebte er lange Zeit unbemerkt und in der Stille.

Der Candidat Hofmann, deſſen ich gleich im Eingange dieſer Geſchichte gedacht habe, lebte damals auch noch in ſeinem kleinen Häusgen; mit dieſem braven Manne gieng Gerhard um, und lebte mit ihm in vertrauter Freundſchaft bis an Hofmanns Tod. Von dieſem lernte er noch vieles, er legte ſich auf die orientaliſchen und andre Sprachen, um die Bücher, die er liebte, in ihrer Grundſprache leſen und ins Teutſche überſetzen zu können. Mit dieſer Arbeit beſchäftigte er ſich in ſeinen Nebenſtunden, er überſetzte und ſammelte die Lebensgeſchichten frommer Menſchen aus der katholiſchen Kirche, machte allerhand geiſtliche Lieder und Gedichte, und ſchrieb ein und anderes, das hernach im Druck erſchienen iſt.

Es würde hier viel zu weitläufig fallen, wenn ich alle ſeine Schriften anzeigen, und ſein Leben umſtändlich beſchreiben wollte, es ſoll mir überhaupt genug ſeyn, nur das Wichtigſte aus ſeinem Leben und Karakter anzuführen: er war in ſeinem äußern Betragen ein höchſt angenehmer liebenswürdiger Mann; munter und lebhaft, aber auch zugleich ernſthaft und feyerlich im Umgange. Anfänglich war er ein ſtrenger Myſtiker, nach und nach aber milderte er dies Syſtem, und gab ihm eine evangeliſche Geſtalt, ſeine Grundſätze waren kürzlich folgende:

Der Menſch muß einen unüberwindlichen Vorſatz faſſen, vollkommen zu werden, inſofern es nur möglich iſt; ſein Muſter iſt die Lehre und das Leben des Erlöſers.

Das Mittel dazu iſt der Wandel in der Gegenwart Gottes, nemlich: eine fortdauernde Einkehr und Innigkeit, ſo daß man beſtändig ſeine Aufmerkſamkeit auf das richtet, was in der Seele vorgeht, und ſo jede Neigung, die nicht gottgefällig iſt, in der Geburt erſtickt.

Mit dieſer Uebung muß das immerwährende oder innere Gebet verbunden werden, welches in einem beſtändigen Zuneigen und einer fortdauernden Abhängigkeit von der Gottheit, auch in den geringſten Kleinigkeiten, beſteht.

Alles dies muß in einem beſtändigen Ruhen und innern Hinſinken vor Gott, ausgeübt werden.

Um das alles zu erleichtern, muß man ſich, ſo viel es der äußere Beruf erlaubt, der Einſamkeit und Eingezogenheit befleißigen u. ſ. w.

So wenig Ter Steegen bekannt zu werden ſuchte, ſo ſehr wurde ers allmälig, er bekam eine ungemein groſze Correſpondenz, ſeine Schriften wurden gedruckt und giengen reiſſend ab, und ſie würden noch weit mehr geleſen werden, wenn nicht ſein myſtiſcher Styl, die Schriften ekelnde Leſer unſerer Zeiten abſchreckte; denn man mag ſagen was man will, unſre heutige Strohtrockene Moral wird wenig wirken, wenn nicht ein reiner und erhabener Enthuſiasmus damit verbunden wird, der die Ausführung erleichtert, und dieſen flößt Ter Steegen ein. Mit einem Worte: er war ein vortreflicher Mann! ſein Evangelium mag immer den Weiſen dieſer Welt eine Thorheit ſeyn, er hat gewiß mehr wahre Chriſten gezeugt, als ſeit der Apoſtel Zeiten irgend einer gethan hat; das iſt zwar viel geſagt, aber in der That wahr, denn von Amſterdam an bis Bern findet man ſeine Anhänger ſehr häufig unter dem gemeinen Volke, und dieſe ſind zuverläßig unter allen Pietiſten die beſten, ob ſie gleich auch noch einen gewiſſen Heiligenſchein um ſich haben, der den Spötter läſtern macht, indem er gewiſſe Schwachheiten entdeckt, die zwar gegen die gewöhnlichen Fehler der Menſchen gar nichts ſind, aber eben darum ſo hoch aufgemutzt werden, weil ſie gedachter Heiligenſchein mehr ins Licht ſetzt, als an andern. Eben aus dieſer Urſache erklärte ſich Theobald nie für einen Anhänger Ter Steegens, ob ihm gleich damals ſeine Grundſätze ganz rein und untadelhaft vorkamen.

Indeſſen muß man doch, wenn man unpartheyiſch urtheilen, und der reinen wahren Religion ganz getreu ſeyn will, aufrichtig geſtehen, daß auch Ter Steegen noch verſchiedene Unlauterkeiten mit ſeiner Lehre verband: er war dem unehelichen Leben hold, und hinderte dadurch viele an einer glücklichen Heurath; er empfahl die Einſamkeit, welche doch dem Geiſt Jeſu ganz zuwider iſt, denn der fordert Thätigkeit und Wirkſamkeit unter und mit den Menſchen, zur Beförderung der einzelnen und allgemeinen Glückſeligkeit.

In dieſer Sache liegt ein wahrer Widerſpruch: der Chriſt ſoll ſich zuweilen entfernen, um ſich aus der Zerſtreuung zu ziehen, zu ſamlen, durch Wachen und Gebet neue Kräfte zu erhalten, um hernach deſto fruchtbarer wirken zu können; nach Ter Steegens Grundſätzen aber ſoll man ſich von den Menſchen entfernen, ſo viel man kann, lieber ledig bleiben, um zu viele Wirkſamkeit zu vermeiden, damit man in der Stille Betrachtungen anſtellen könne.

Dann führte auch Ter Steegen unmerkbar zum Separatismus, ſeine Anhänger machen nicht viel aus den äußern Mitteln zur Vervollkommnung, und geben dadurch hin und wieder zu Unordnungen Anlaß. Dies iſts vornemlich, was ich gegen dieſe Leute einzuwenden habe.

Dem allen ungeachtet ſchwindet doch das alles, wenn man den vortreflichen Karakter der Ter Steegianer beobachtet, ich habe noch nie ſo würdige Menſchen angetroffen, als unter ihnen.

Unter vielen Anekdoten, die von dem vortreflichen Geiſt des ſel. Ter Steegen zeugen, will ich nur eine anführen: Er fuhr einsmals auf dem Poſtwagen nach Holland, wo er ſehr viele große und vortrefliche Freunde hatte, die er zuweilen beſuchte, nun ſaßen zween Holländer vor ihm, deren ganzes Chriſtenthum dem Anſehn nach im Reden und Worterkenntniß beſtand. Dieſe ſchwatzten hin und her, der eine defendirte die Wiederbringung aller Dinge, der andre kämpfte dagegen; bey dieſem Diſput ſahen ſie oft den Ter Steegen an, der ganz ſtill hinter ihnen ſeß, und ſehr vielen Eindruck auf ſie machte, ſo daß ſie was merkwürdiges in ihm vermutheten; denn ſein ganzes Daſeyn zeigte den großen Mann an, und aus ſeinem Angeſichte leuchtete eine ſolche geheime Majeſtät, die jedem mit tiefer Ehrfurcht anfüllte. Die beyden Holländer hätten gern ſein Urtheil über ihre Sache gehört, ob ſie ihn gleich nicht kanten; als daher der eine die Wiederbringung mit dem bekannten Spruch: Wie der Baum fällt, ſo bleibt er liegen, zu Boden ſchlagen wollte, und ſich daher mit Selbſtgefallen zum Ter Steegen kehrte, und ihn fragte: * Wat ſegt jy darvan, Myn Heer! ſo antwortete Ter Steegen mit dem ihm gewöhnlichen Anſtand: ** Het is wel waar, Myn Heer! Hoe ter Boom valle ſo blyvt'r daar leggen, maer het ſtaat int's Huysvaders Welbehagen, daruyt t' maken, wat hem belieft. Warlich! eine naive artige und angemeſſene Antwort, die mich jedesmal innig freut, ſo oft ſie mir einfällt; ſo aufgeweckt und geiſtvoll war Ter Steegen in ſeinem ganzen Leben und Betragen.

---

* Was ſagen Sie dazu, Mein Herr!

** Es iſt wohl wahr, Mein Herr! wie der Baum fällt, ſo bleibt er liegen; aber es ſteht in des Hausvaters Wohlgefallen, aus demſelben zu machen, was Jhm gefällig iſt.

Wohlthätig nach dem wahren Geiſt der Liebe war Ter Steegen im höchſten Grad; er hatte kein Vermögen, als was er ſich durch ſein kleines Händelchen mit Band erwarb, und doch gab er vielen Armen Brod und beſchäftigte ſie; viele arme Kinder wurden in ſeinem Hauſe zur Arbeit und zum Chriſtenthum angeführt, und mit Rath und That ſtund er jedem bey; denn er hatte viele feine Weltkenntniſſe, die man bey ihm gar nicht hätte vermuthen ſollen. Mit einem Wort, er war ein allgemein beliebter Mann, der dem Chriſtenthum bey allen Menſchenklaſſen Ehre machte.

Ob gleich Theobald ſich nie für einen Anhänger Ter Steegens erklärte, ſo gab ihm doch ſeine Lehre mehrere Feſtigkeit und Richtung, er nahm das Wahre derſelben an, und was er als Spreu und Stoppeln erkannte, das ließ er liegen; dieß war denn auch die Urſache, daß ihn auch die Ter Stegianer nicht leiden konnten, denn ſie fanden, daß er nicht zuweilen Pontac trank, wie Ter Steegen; nicht ſo mit ſteifem Arm bewillkommte, wie er, nicht ſo gieng, ſo ſtand, nicht die Mienen annahm, wie der ſelige Mann u. ſ. w. Denn kann man ſichs wohl vorſtellen, und doch iſts gewis wahr, daß alle ſeine Anhänger und Freunde, die ihn gekannt hatten, ſich faſt in ſeine Lebensart theilten; er trank zur Stärkung ſeines ſchwächlichen Magens zuweilen ein Gläsgen Pontac, er hatte, wie jeder Menſch, ſeine eigene Mienen und Geberden, die ihm ſehr wohl anſtunden, und war überhaupt ſehr angenehm, wenn aber nun ſeine Anhänger auch darinnen etwas ſuchten, ſo fehlten ſie ſehr; denn ſie machten ſich dadurch vor aller Welt lächerlich, und hiengen abermal ihrer ſonſt ſo guten Sache einen Schandfleck an.

Er hatte aber auch viele warme Freunde, die ſich eben nicht für ſeine Anhänger erklärten, und ihn doch herzlich liebten und verehrten; unter dieſe gehörte auch Haſenfeld, der, wie ich im erſten Theil erzählt habe, Theobalds Lehrmeiſter geweſen war. Dieſer würdige Mann war nun Rektor des Gymnaſiums in D... geworden, und hatte viel Umgang mit Ter Steegen gehabt, zugleich lebte in D... ein lutheriſcher Prediger H... ein Mann, der wenige ſeines gleichen in der Welt haben mag, und der auch ein ſehr guter Freund vom ſel, Gerhard war.

Dieſe beyden Männer waren Theodalds gute Freunde, er correſpondirte mit ihnen, und ſie kamen auch zuweilen nach Portheim, wo er dann vielen Troſt von ihnen genoß.

Um meinen Leſern einen wahren Begriff vom Prediger H... zu geben, ſo will ich ihn einigermaßen ſchildern; er war ein gelehrter und ſehr geſchickter Mann, aufgeweckt und witzig, und in ſeinem Amt einer der nützlichſten Männer; er beſaß die wahre Paſtoralklugheit, war ein Glaubensheld im eigentlichſten Sinn, und ſchaffte mehr Erbauung, als tauſende ſeines gleichen.

Im ſiebenjährigen Kriege lagen preuſiſche Huſaren zu D... unter dieſen war einer, der durch ſein rohes unbändiges Leben viel Unheil anrichtete, er jagte ſeinen Wirth und deſſen Leute täglich aus dem Hauſe, und wenn er beſoffen war, ſo lief er mit dem bloßen Säbel durch die Stadt, und jedermann gieng ihm aus dem Wege.

H... hörte beſtändig über den Unmenſchen klagen, und dies jammerte ihn. Einſt als er in ſeiner Studierſtube ſaß, aus welcher er auf den Markt ſehen konnte, ſo hörte er auf demſelben ein greuliches Fluchen und Degengeklirre, er ſchaute zum Fenſter hinaus,

Univ. Bibl.
München

und ſah den Huſaren dort ſtehen, haſeliren, mit dem Säbel ins Pflaſter hauen, und greulich ſchelten und fluchen; in dem Augenblicke ſank er nieder auf ſeine Knie, und betete in in der Stille bey ſich ſelbſt; ſeine Frau kam darüber; nun ſtund er haſtig auf, forderte Rock, Hut und Stock, die gute Frau gab ihm alles, merkte indeſſen aber was er vorhatte, ſie erſchrack, hielt ihn feſt, er aber riß ſich los, und eilte fort.

Als er auf den Markt kam, ſo hatte ihm der Huſar gerad den Rücken zugekehrt, ſo daß er den alten Greiß nicht bemerkte, dieſer kam alſo zu ihm, ſchlug ihn mit der Hand auf die Schulter, und ſagte ſehr ernſthaft: ich ſage dir im Namen Jeſu Chriſti, ſtecke dein Schwerdt in die Scheide, geh nach Hauſe, und ſey ruhig! Der Huſar erſchrack, ſtutzte, doch ermannte er ſich wieder, hub den Säbel auf, und brüllte: Du T....s Pfaffe, dich ſoll — H... rückte näher, und ſagte die vorigen Worte noch ernſthafter; nun ſank der Huſar auf die Knie, ſtammelte, und die Thränen drungen ihm aus den Augen, Herr Paſtor! fieng er kläglich an, was ſoll ich thun? mit mir gehen! antwortete H... das that der Huſar, nun las ihm der Pfarrer die Lektion vollends recht, der Huſar wurde ganz verändert, begehrte ſeinen Abſchied, H... half ihm, daß er ihn bekam, und von der Zeit an war er ein edler würdiger Mann. Dieſer Anekdoten könnte ich viele von H... erzählen, allein ich muß weiter eilen. Er ſchlug alle Beförderungen aus, und blieb bey ſeiner armen Gemeine ſelbſt in Armuth, weil er wohl wußte, daß ſie, wenn er ſie verließe, unglücklich ſeyn würde.

Aus dieſem wenigen ſieht man, daß H... ein wahres Original war; es war eine Freude mit ihm umzugehen, und ſeine Gegenwart machte allemal ein tiefen Eindruck, ſo daß man ſich gleichſam, ohne es zu wiſſen, veredelt fühlte, wenn man wieder von ihm weggieng.

Haſenfeld auf ſeiner Seite war noch origineller: ſein Wahrheitshunger war unausſprechlich, beſonders in Rückſicht auf die Religion, und das künftige Schickſal der Menſchheit; daß er nicht an den Symbolen ſeiner Kirche blindlings klebte, zog ihm viel Verfolgung von Seiten der Geiſtlichkeit zu, und weil er mit erſtaunlichen Enthuſiasmus an der Religion hieng, ſo wurde er den Deiſten und Naturaliſten lächerlich und verächtlich, beſonders weil er ſich öfters ungemein ſeltſam ausdrückte, und dadurch machte, daß jedermann von ihm redete. Z. B. Wenn ſo etwas geſchah, daß nicht gerad nach dem Lauf der Dinge zu ſeyn ſchien, ſo pflegte er wohl zu ſagen: das ſey eine Cabinetsordre Jeſu Chriſti. Theobald ſchrieb ihm einſt über eine gewiſſe Sache, und bediente ſich ſpöttiſcher Ausdrücke über den Satan. Haſenfeld antwortete ihm wieder, und ſchrieb: Hüten Sie ſich, den Satan zu läſtern, denn auch der Satan iſt Majeſtät. Brief Judä —

Einſt lag ein rechtſchaffener Mann in D... auf dem Todbette. Haſenfeld beſuchte ihn, ſo wie er zu ihm kam, ſagte er: Herr W... Sie werden ſterben, wenn Sie nun in den Himmel kommen, ſo grüßen Sie meinen Vater von mir, und ſagen Sie ihm, ich ſey Schulmeiſter der lateiniſchen Sprache in D... (denn ich glaube nicht, daß das Wort Rektor dort gilt), ich hätte ſeine beyden Söhne, meine Brüder, auch ſtudiren laſſen, und ich würde ferner ſeine Stelle bey ihnen vertreten. Solcher Anekdoten weiß ich ſehr viele von ihm. Ich weiß wohl, daß viele bey dieſer Erzählung lachen, andre ſich wundern, und noch andre darüber höhnen werden, allein ich bitte ſehr ernſtlich, nicht anders als mit Ehrfurcht an den verklärten Haſenfeld zu denken; denn er war in ſeinem Leben, und in ſeinem Wirken einer aus tauſenden, ein groſser herrlicher Mann; was liegt nun dran, ob er ſonderbar, und in vielen Stücken von andern verſchieden war?

Als nun H... und Haſenfeld in D... noch recht im Flor lebten, und ſich Theobald in ſeinem Portheim fortkümmerte, ſo gerieth er wieder durch einen neuen Schwärmer in neue Verdrieslichkeit, die aber von einer ganz andern Art war, als die vorhergehenden.

Zu S... in Theobalds Vaterlande, wohnte ein Kaufmann, der von jeher ſeinen Sachen mehr aufgelegt hatte, als ſie tragen konnten, und der daher in ſeinem Wohlſtande immer mehr zurück gieng; ſo wie er das merkte, fieng er an, fromm zu werden, (Gott verzeih mir's, daß ich das Wort hier misbrauche,) er hielt Verſammlungen in ſeinem Hauſe, predigte, beſuchte oft die Herrnhuter zu N.., und ſchlug ſich überhaupt auf die Seite der Pietiſten; das alles half ihm aber gar nichts, es gieng mit ihm den Krebsgang, es kam zum Concurs, und ſo wurde er arm; ſeine brave Frau ſtarb für Kummer, ſein älteſter Sohn wurde Soldat, ſeine Tochter und ein kleines Söhnchen behielt er noch bey ſich. Er ſchrieb ſich Schlemmer.

Als er nun im Elend war, und es ihm an Brod mangelte, ſo nahm er ſeine Zuflucht zum Landesherrn; dieſer unterſtützte ihn mit Gelde, damit er doch etwas anfangen könnte, allein auch dabey war kein Segen; er ſuchte Hülfe bey den Pietiſten, dieſe aber laſen ihm die Epiſtel, wie ſie auch recht hatten, und ließen ihn dann gehen. Noch einmal erbarmte ſich der Fürſt über ihn, er ſchenkte ihn 600 Gulden, ſagte ihm aber dabey, daß dies ganz gewiß das letzte Geld ſey, das er von ihm zu erwarten habe.

Schlemmer nahm das Geld, nun fiels ihm ein, Medizin zu ſtudiren, und dazu die ſechshundert Gulden zu verwenden; da es nun zu D... ſehr wohlfeil, und eine gute mediziniſche Fakultät daſelbſt iſt, ſo beſchloß er, dorthin zu reiſen, um da zu ſtudiren.

Der Weg von S... nach D... geht über Portheim, nun wußte Schlemmer, daß ſein Landsmann Theobald daſelbſt Arzt ſey, ſobald er alſo dahin kam, ſo ſchickte er zu Theobald, und ließ ihm ſagen, er möchte doch zu ihm kommen, denn er ſey nicht recht wohl.

Theobald wußte etwas von Schlemmers Geſchichte, aber den ſonderbaren originellen Karakter dieſes Mannes kannte er nicht, ſonſt hätte er ſich in Acht genommen.

Er gieng alſo ins Wirthshaus, wo Schlemmer logirte, man wies ihn zu ihm aufs Zimmer, da ſah's nun curios aus; dort lag ein dicker phlegmatiſcher Mann, mit einem runden ſpitzen Mäulchen, und durch die Augwimpern blinzelnden Augen im Schlafrock im Bette, auf der andern Seite ſtunden Familiengemälde in Lebensgröße längſt die Wand hin; dort lag Bettwerk und Hausrath durch einander, dort ein Pack Bücher u. ſ. w. Theobald grüßte ihn, und ſetzte ſich zu ihm ans Bett.

Nun fieng Schlemmer ſeine Klaglieder an, theils wegen ſeinem kränklichen Körper, theils wegen ſeiner betrübten Schickſale, und theils wegen ſeinem Vorhaben, daß er noch im 50ſten Jahre ſeines Alters ſtudiren müſſe.

Auf die erſte Unterſuchung fand der Doktor gleich, daß Schlemmer ſo geſund war, wie ein Fiſch im Waſſer, indeſſen da er doch durchaus krank ſeyn, Liquor anodinus, Nitrum depuratum, und Tartarus vitriolatus nehmen wollte, ſo ließ ers ihm zu; darauf wurde vom Studienplan geredet: Schlemmer hatte 1 Stunden gereiſt, und von jenen 600 Gulden, die zum Studiren beſtimmt waren, ſchon 400 verzehrt, wenn er nun ſo fort reiſte, ſo kam er natürlicher Weiſe mit den übrigen 200 Gulden nicht nach D... denn dahin hatte er noch 12 Stunden. Nun wars freilich November, die Tage waren kurz, die Erde überall weich, er war ein ſchwerer Mann, dazu hatte er all das Gepäcke und ſeine zwey Kinder bey ſich, und das alles auf einer Kutſche, er brauchte alſo vier ſtarke Pferde, um ſich mit ſeinen Accidenzien fortzubringen; er kam alſo in einem Tage nicht weit, und dazu ſpeiſte er tüchtig, und das beſte, das er bekommen konnte, es war alſo natürlich, daß die Reiſe etwas rechts koſten mußte. Als Theobald das alles reiflich bey ſich überlegte, ſo fand er leicht, daß es mit Schlemmers Studiren keine leichte Sache war, er fieng daher an, ihm Rath zu geben, und ſchlug ihm vor, das Bettwerk ihm, oder ſonſt einem Bekannten in Verwahrung zu geben. Bey Leibe! bey Leibe! Herr Doktor! ſagte Schlemmer, ich würde ja nicht lebendig nach D... kommen, das Bettwerk muß ich auf der Reiſe um mich packen, ich bin gar ſehr zu Rheumatismen geneigt.

Theobald konnte ſich des Lautlachens nicht erwehren, denn er ſtellte ſich den Mann in ſein Bettwerk gehüllt, in der Kutſche vor.

Aber die Bücher! fuhr er fort.

„Das ſind lauter theologiſche, die brauch ich zu meiner Erbauung.“

Theobald mußte ſich abermal wundern, daß der Mann ſo vieles zu ſeiner Erbauung bedurfte.

Genug, der Doktor fand, daß er ſich da mit einem Manne eingelaſſen hätte, den er ſo leicht nicht los werden würde. Schlemmer blieb noch etliche Tage da; durch Theobalds Vorſchub collektirte er ſich noch hundert Thaler zuſammen, und reiſte nun nach D... ab. Theobald ſchrieb an H... Haſenfeld und an einen braven Profeſſor der Medizin, und empfahl ihnen allen den alten Schlemmer, dies wirkte ſo viel, daß er für ſeine Perſon und Kinder die freye Koſt bekam, auch hatte er alle ſeine Collegia umſonſt, Kleider hatte er auch nach Nothdurft, und doch brauchte er immer Geld.

Theobald und Steinbring, die ſich nun einmal ſeiner angenommen hatten, wollten ihn nicht gern ſitzen laſſen, ſie gaben ſich daher beyde alle Mühe, um Geld für ihn zu ſamlen, und es ihm nach und nach zu ſchicken, ſo brachten ſie ihn ein Jahr durch; Schlemmer war auch fleißig, und in der That ein vortreflicher Kopf, er hatte vorher aus Veranlaſſung ſeines eigenen Körpers ſchon viele medizinische Schriften geleſen, und wurde alſo in dieſer Zeit von einem Jahre ziemlich fähig, ein Arzt für Arme und Nothleidende, beſonders für robuſte Bauersleute zu werden. Wenigſtens ſchadete er nie durch ſeine Arzneien, denn ſie waren immer ſehr gelind.

Die größte Noth hatte der arme Schlemmer in D... mit ſeinen Koſttiſchen, wo er ſpeiſte: denn weil er das Gnadenbrod aß, ſo konnte und durfte er den Küchenzettel nicht machen. Oft ſchrieb er gar kläglich an Theobald, daß ſeine Geſundheit zuſehends ſchwächer würde, denn niemand in D... verſtünde eine erträgliche Suppe zu kochen, und die Braten ſeyen vollends nichts nutz; ein guter Braten müſſe an einem Spieß über einer Kohlenglut gebraten, und beſtändig Butter auf die Kohlen geworfen werden, damit der aufſteigende Butterdampf recht ins Fleiſch eindringen könne. Kein Wunder, daß dieſer Mann bankerutt wurde; ich würde kein Wort von ihm erzählt haben, wenn es mein Zweck nicht wäre, Menſchen zu ſchildern, die ſich der Religion rühmen, und ihr durch ihren Karakter Schande machen; denn Schlemmer predigte allenthalben, und ermahnte jeden, der ihn nur einigermaßen Gelegenheit dazu gab, zu einem gottesfürchtigen Lebenswandel, und das nicht etwa auf eine gemeine Art, denn er war ein ſehr beredter und in der That ſehr geſchickter und beleſener Mann. Die Religionsſpötter ſollen durch dies Werk erinnert werden, die Religion nicht mit den Geſinnungen der Menſchen zu vermiſchen, und jener nicht aufzubürden, was dieſen zukommt; und eben ſo müſſen die Freunde des Chriſtenthums vorſichtig ſeyn, und durch Auszeichnung, Lehren, Schreiben und Ermahnen ſich nicht hervorthun, weil die Welt alsdann allemal ihre Handlungen ſtrenger beurtheilt, und jeden Fehler auf Rechnung der Religion ſchreibt. Mit öffentlichen Lehrern verfährt man ſchon gelinder, denn man weiß ihren Beruf, außerordentliche Prediger aber, werden, wenn ſie die Vorſehung nöthig findet, auch von ihr dazu ausgerüſtet

Du aber, mein Freund! der du von Herzen ein wahrer Jünger Chriſti biſt, predige und lehre mit guten Handlungen, und mit deinem Beyſpiel.

Während dem Lauf dieſes Schlemmeriſchen akademiſchen Jahrs wurden die D... iſchen Freunde ſeiner herzlich müde, und Theobald hatte bey ihnen wenig Ehre und Freude von ſeinem empfohlenen Schlemmer. Jedermann wußte Theobalds mißliche Hausverfaſſung, und da er nun den Schlemmer ſo ernſtlich empfolen hatte, ſo dachte man, gleich liebt ſeines gleichen, dazu kam noch die Feindſchaft der Portheimer gegen den Doktor, die ihm allerhand übels wegen ſeiner Haushaltung nachſagten, und ihn in allerley Verdacht zu bringen ſuchten. H... wurde ſelber kalt gegen ihn, Haſenfeld aber, der ihn genau kannte, blieb beſtändig. Ein ſehr lehrreiches Beyſpiel, wie viel einem ehrlichen Manne daran gelegen ſeyn ſoll, ſich ſo viel möglich iſt, für Schulden zu hüten.

Der Profeſſor der Arzneiwiſſenſchaft zu D... der dem Schlemmer auch viele Liebe erzeigt hatte, entließ ihn endlich, und ſchrieb an Theobald, man möchte doch nun dem Manne an einen abgelegenen Ort, etwa in

Landſtädtchen verhelfen, wo er in Ruhe praktiziren und ſein Brod erwerben könnte. Schlemmer kam mit dieſem Briefe nach Portheim, und war nun wieder dem Theobald und dem Steinbring auf dem Halſe. Nun faßten beyde den Entſchluß, ihn in den Städtchen H... vier Stunden von Portheim, zu etabliren, denn da war kein Arzt, das geſchah; zudem ſchrieb Theobald an 36 Perſonen in Holland und Teutſchland, die alle Schlemmers Gönner und Freunde waren, und bat ſie, dem Manne mit einer Beyhülfe zu ſtatten zu kommen, dadurch brachte ers dahin, daß ihm auf Lebenslang ein jährlich Gehalt von dreyhundert Gulden beſtimmt wurde, doch mit dem Beding, daß ihm wöchentlich nur 5 Gulden ſollten gereicht werden, Steinbring ſollte die Kaſſe haben, und Theobald die Rechnung führen; das that aber nur den Winter gut, denn Schlemmer konnte nicht auskommen, im Frühjahre marſchirte er wieder fort, beſuchte alle ſeine Freunde, und bewog ſie, ihm nur noch zwey Jahr alle Jahr 400 Gulden zu geben, auch das wurde ihm verwilligt, nun gieng er nach G... ſtudierte da Theologie, predigte ſehr ſchön, und wurde Pfarrer auf einem Dorfe, wo er aber für eine Gemeinde collektiren mußte, nun durchog er Land und Sand, collektirte und ſtarb, o wie ich gehört habe.

Theobalds Schickſal wurde durch dieſe Geſchichte noch unerträglicher, er wurde noch erachteter, und hatte nichts mehr zu thun; u gutem Glück aber bekam er einen Ruf ins Herzogthum Felſenſtein, wo er in der Stadt Lichtenau Phyſikus wurde, und alſo nun eine neue Laufbahn antrat.

Das ſechste Hauptſtück.

Lichtenau liegt über dreißig Meilen von Portheim entfernt, unſer guter Doktor kam nun in ein Land, wo er ganz andre Menſchen und eine höchſt verſchiedene Lebensart antraf. Die Gegend war reizend ſchön, wie ein Paradies, die Menſchen ſehr aufgeklärt, und zu nichts weniger als zum Pietismus geneigt; im Gegentheil waren die Geringeren bloße Ceremonienchriſten, und die Vornehmen entweder ſorgloſe Nichtsglauber und Nichtsthuer, oder wahre Deiſten. Hier war alſo Theobald wieder ein Pietiſt, nicht als wenn er ſeine Grundſätze und ſeine Lebensart verändert, und ſtrenger geworden wäre, ſondern weil ſein Mitteweg, den er ſich durch lange Erfahrung ausgezeichnet hatte, hier noch zum Pietismus gehörte.

Seine äußeren Umſtände waren indeſſen hier erträglicher, er bekam ein anſehnliches Gehalt, und verdiente dazu noch ſo viel, daß er recht wohl beſtehen konnte. Sannchen lebte auch hier viel vergnügter, indeſſen wurde ſie doch immer kränklicher und ſchwächer; die paar Kinder waren auch ſchwächlich, und ſturben binnen drey Jahren, ſo daß ſie alſo keine Kinder mehr hatten. Dies mochte auch Sannchen ſehr drücken, ſo daß ſie nun allmälich anfieng auszuzehren.

Während dieſer Zeit lernte Theobald wiederum zween Menſchen von ganz beſonderem Schlag kennen, aber auf eine Art, die ihn leicht hätte in großen Kummer ſtürzen können.

Er hatte einen Collegen, einen Doktor der Arzneigelahrtheit, der vor ihm da geweſen, und gern Phyſikus geworden wäre, allein ſein läppiſcher Karakter machte ihn zu einem ſolchen wichtigen Amte unbrauchbar, dennoch aber hatte er Witz und Kopf, und ſo ſehr er jedermann zum Narren und Spaßmacher diente, ſo nachdrücklich konnte er ſich rächen, wenn er beleidigt wurde. Sogar hatte er große Freunde am Hofe, die mit ihm ſtudirt hatten, und denen er zum Spion diente. Es muß wohl gemerkt werden, der Hof war katholiſch, und die Unterthanen gemiſchter Religion, Theobald, wie bekannt, ein Proteſtant, der Doktor Böſewitz war aber auch katholiſch. Nun nahm ſich dieſer Böſewitz oder Böſewicht, wie es andre lieber ausſprechen, vor, den Theobald zu ſtürzen, es möchte auch koſten, was es wolle; um dieſes deſto ſicherer bewerkſtelligen zu können, betrug er ſich freundſchaftlich gegen ihn, that ihm Gefälligkeiten, wo er konnte, und ſuchte jeden Verdacht aus Theobalds Herzen zu vertilgen, doch nahm ſich dieſer ſehr für ihm in Acht, denn man hatte ihn ſehr nachdrücklich gewarnt.

Zugleich hielt ſich in Lichtenau ein Franzos auf, der ſich mit dem Unterricht in der franzöſiſchen Sprache abgab, aber aus allerhand Urſachen ſehr arm war; dieſer hieß zwar ein Proteſtant, aber er war eigentlich ein Naturaliſt, ſonſt ein Mann von einem ungeheuren Trieb, ſich emporzuſchwingen, voller Cabale, und übrigens ſehr geſchickt, beleſen, und ein vollkommener Schöngeiſt.

An einem Sonntag Nachmittag war einſt Geſellſchaft in einem der angeſehenſten Häuſer der Stadt; Theobald, Böſewitz und der Sprachmeiſter du Calde waren auch daſelbſt, es wurde geſpielt, geſprochen, verläumdet, geſchäkert, getrunken u. ſ. w. Theobald vermied ſolche Gelegenheiten ſo ſehr er konnte, indeſſen gieng er doch zuweilen in eine ſolche Aſſemblee, um ſich nicht auszuzeichnen; welches bey ihm um ſo nöthiger war, weil er einmal den pietiſtiſchen Anſtrich hatte, und er, wenn er denſelben in der That entſprochen hätte, ſich unfähig gemacht hätte, Gott und Menſchen in ſeinem Beruf zu dienen.

Du Calde war ein wahrer Franzos, das heiſt moquant über ſolche Leute, von denen ſie glauben, daß ſie ſich nicht rächen würden, daher ſagte er laut und mit einer ſpöttelnden Miene: ich glaub der Herr Doktor Theobald bekümmert ſich mehr um die Seelenkur ſeiner Kranken, als um den Körper.

Theobald blickte ihn erſt an und ſchwieg. Böſewitz aber, dem dieß in ſeinen Kram diente, verſetzte darauf ganz treuherzig: Pfuy! Monſieur du Calde! muß man denn darüber ſpotten, das iſt ja ſehr lobenswürdig, denn am Heil der Seelen iſt immer mehr gelegen, als am Körper, und dann kann man nicht ſagen, daß der Herr College Ihre Patienten verſäumen.

Du Calde: Ich ſpotte nicht Herr Doktor! au contrår! das muß jedermann ſagen, daß der Herr Doktor Theobald ein recht andächtiger frommer Mann ſind.

Dem Theobald ſtieg nun das Feuer in den Kopf, er trat vor den Sprachmeiſter, und ſagte: wiſſen Sie die Geſetze einer honnetten Geſellſchaft? — wir ſind hier beyde Gåſte, Sie marſchiren alſo zuerſt zur Thür hinaus, hiemit reichte er ihm Hut und Stock, und that ihn vor die Thür, dann nahm er auch ſeinen Hut und Stock und gieng auch fort.* Ein paar Männer ſahen beyden nach, denn man befürchtete, ſie möchten ſich ſchlagen. das war aber Theobalds Sache gar nicht, er gieng ruhig nach Hauſe, der Sprachmeiſter auch; in der Geſellſchaft aber gab man dem Theobald Recht, ob er gleich darinnen gefehlt hatte, daß er den du Calde vor die Thüre ſchmiß, denn das wäre eigentlich dem Hausherrn ſeine Sache geweſen; indeſſen was thut man nicht im Eifer, er kam ihm auch theuer genug zu ſtehen.

---

* Dies ungeſtüme und hitzige Verfahren ſcheint nicht in Theobalds Karakter zu liegen, und doch iſt die Sache faktum.

Du Calde kochte Gift und Galle über den Doktor Theobald, und ſobald als Böſewitz nach Hauſe kam, ſo gieng er zu ihm, und beyde arbeiteten nun den Plan aus, wie ſie den Theobald ſtürzen, dadurch den Böſewitz ans Phyſikat, und den du Calde an beſſeres Brod bringen möchten.

Es iſt entſetzlich, wenn ein Menſch einmal im Verdachte iſt, ſo kann er ſich ſehr ſchwer wieder davon befreyen. Theobalds Leben war allgemein bekannt, und ſeine frappanten Schickſale in jedermanns Munde, daher legte man ihm auch ſogar die unſchuldigſten Sachen entweder für Pietiſterey, oder doch für Folgen deſſelben aus. Dies gab denn den Grund zu jenem hölliſchen Plan, den beyde ausſtudirten.

Um ihn nun deſto eher in die Falle zu ſtürzen, mußten beyde ſich um ſeine Freundſchaft bewerben, und ſich ſo betragen, als wenn ſie's recht gut mit ihm meinten; ſie hofften, er werde ſich dann weniger für ihnen in Acht nehmen, denn ſie glaubten über das alles, er ſey kein Politikus, ſondern ein treuherziger und etwas dummer Mann. Dem zufolge fieng Böſewitz an, den Theobald fleißiger zu beſuchen, als ſonſt, er conſultirte ihn wegen vieler Kranken, gab ihm in vielen Stücken treuen Rath, und betrug ſich ſo, daß Theobald wirklich glaubte, er ſey ſein Freund geworden; dem ungeachtet aber nahm er ſich ſehr in Acht, und ſagte ihm nicht mehr, als er vor jedermann verantworten konnte.

Du Calde an ſeiner Seite verſäumte ebenfalls nicht, ſeine Rolle zu ſpielen; der war nun noch feiner, denn er kam anfänglich nicht zum Theobald ins Haus, ſondern bey der erſten Gelegenheit, wo er ihn nach jenem Vorfall bey der Geſellſchaft wieder traf, that er ihm für ſeine Beleidigung die treuherzigſte Abbitte, ſogar gieng der abſcheuliche Menſch ſo weit, daß er klagte, er fühle ſein Gewiſſen beſchwert, weil er ſo oft über die Religion geſpottet habe. Doch auch hier nahm ſich Theobald fein in Acht, denn von Religionsſachen ſprach er kein Wort mit ihm. Beyde brachten ihn alſo von dieſer Seite nicht in die Falle, doch hörten ſie nicht auf, ihn zu beſuchen, und zugleich alle Mittel anzuwenden, ihn zu ſtürzen.

Endlich bot ſich eine Gelegenheit von ſelbſt an: zu Lichtenau fanden ſich etliche Jungfern und Weiber, welche zwar eigentlich keiner Schwärmerey beſchuldigt werden konnten, aber weil ſie Sonntags Nachmittags, ſo wie ſichs ſchickte, zuweilen beyſammen ſaßen, und ſich über das, was den Vormittag war gepredigt worden, unterredeten, auch wohl ſonſt noch in einem erbaulichen Buche laſen, ſo hieß man ſie denn doch Pietiſten, und das war genug, ſie zu haſſen. So weit iſts mit der chriſtlichen Religion gekommen, man darf ſich über alles in der Welt geſellſchaftlich beſprechen, man darf in den Wirthshäuſern haufenweiß beyſammenſitzen, und die gröbſten Laſter begehen, dagegen kräht kein Hahn; ſobald man aber nur anfängt, geſellſchaftlich von den Mitteln zu ſeiner wechſelſeitigen Vervollkommnung von der Religion, zu reden, und darüber Plane zu entwerfen, ſo ſchreyt alle Welt, und jeder fürchtet Umſturz der Staatsverfaſſung. Warlich das iſt ſonderbar! — ein Phänomen, das unglaublich ſeyn würde, wenn es nicht die tägliche Erfahrung beſtätigte.

Es iſt wahr, dieſes ganze Buch iſt ein ſehr wichtiges Zeugniß der Wahrheit gegen die beſondern Verſamlungen, die die Religion zum Zweck haben, denn alle die ſchrecklichen Geſchichten, die ich erzählt habe, waren Folgen derſelben; im Anfang ſind ſie gemeiniglich gut gemeint, aber allmälig miſcht ſich faſt allemal die Schwärmerey dazu, und ſo gehts zum Verderben, und zum äußerſten Nachtheil der Religion aus. Allein, iſt denn kein Mittelweg möglich? Soll man denn nicht eſſen und trinken, weil das Freſſen und Saufen ſo viel Unheil nach ſich zieht? Die Lehrer des Volks ſollen darauf Acht geben, und wenn ſich gute brave Leute zu heilſamen Zwecken verſammeln, ſo ſollen die Prediger daſelbſt erſcheinen, und ſie führen und unterrichten, anſtatt ſich entweder nicht an ſie zu kehren, oder gar auf den Kanzeln gegen ſie loszuziehen, dadurch machen ſie übel ärger. Wenn dieſer Vorſchlag überall ausgeführt wird, ſo ſtehe ich für alle böſe Folgen, und behaupte, daß alsdann ſolche Erbauungsſtunden auf eine weiſe und kluge Art geleitet, unendlich nutzen werden. Doch ich fahre fort zu erzählen.

Jene braven und frommen Weibsperſonen, von denen man nicht das geringſte Verdächtige wußte, waren denn doch allgemein als Pietiſten verhaßt, weil ſie zuweilen auf oben beſchriebene Art zuſammen kamen, und eingezogener, als andre lebten. Eine darunter hatte einſt wegen ihrer Geſundheit mit

Doktor Theobald zu ſprechen, da er nun juſt nicht bey der Hand war, ſo unterhielt ſich Sannchen mit ihr; da ſie nun ſehr vernünftig von Religionsſachen ſprach, ſo ließ ſich Sannchen mit ihr ein, und beyde wurden vertraut mit einander. Die Jungfer invitirte nun Sannchen auf einen Nachmittag in ihren Garten, Sannchen ſagte das zu, und Theobald hatte auch nichts dagegen einzuwenden.

Dieſe Viſite wurde alſo an einem ſchönen Nachmittage vollzogen; Sannchen gieng in den Garten, und gegen den Abend ſpazierte Theobald auch hin, um ſeine Frau abzuholen. Als er nun durch den Garten hin und in die Laube trat, ſo fand er fünfe dieſer frommen Weibsperſonen daſelbſt beyſammen; auf dem Tiſche lagen Bibeln, Geſang- und andere erbauliche Bücher, zwiſchen Johannisbeeren, Weisbrod, Kuchen und dergleichen; der Frau Doktorin war in dieſer Geſellſchaft wohl, aber ihr Mann ſtutzte, denn er kannte die Gefahr beſſer, als ſie, indeſſen ſetzte er ſich, man legte ihm zu eſſen vor, und indem er genoß, was man ihm gab, redete er folgendergeſtalt zu den Frauenzimmern:

„Meine

„Meine lieben Freundinnen! erlauben „Sie mir, daß ich Ihnen eine Erinnerung „gebe, die mir wegen Ihnen ſehr am Herzen „liegt: Sie kommen öfters zuſammen, um „ſich zu erbauen, thun Sie das nicht, ich bitte Sie darum, es ſtiftet warlich mehr Schaden als Nutzen. Das wahre Chriſtenthum „beſieht im Thun, im Liebeüben, im Demüthigſeyn, in der Furcht gegen Gott, und „dergleichen, und nicht im Beyſammenſitzen, „und fromme Empfindungen haben; wenn „Sie mir einwenden: das gemeinſchaftliche „Erbauen ſey aber ein vortrefliches Mittel, „ſich zu jenen guten Werken und im Glauben „zu ſtärken, ſo antworte ich: Wenn ein Mittel auf einer Seite noch ſo nützlich, auf der andern aber eben ſo und noch weit mehr ſchädlich iſt, ſo iſt es durchaus unerlaubt; da nun dergleichen Verſamlungen erſtlich in ſich ſelbſt viel weniger nützen, als man glaubt, denn fürs erſte iſt nicht jede fromme Empfindung gut, und ich weiß aus vieler Erfahrung, daß ſolche Verſamlungen weit mehr geſchadet, als genutzt haben, und fürs zweite ſchleicht ſich faſt immer ein Sektengeiſt bey ſolchen guten Leuten ein, ſo daß ſie ſich und die Ihrigen

„für weit beſſer halten, als andre, und das „iſt ſchon abſcheulich; und fürs andre: da „man auch dadurch Aufſehen macht, und das „Publikum gegen das Chriſtenthum empört, „ſo halte ichs durchaus für unerlaubt, ſich ſol„cher Erbauungsmittel zu bedienen, ein jeder „leſe, bete und ſinge für ſich im Verborgenen, „laſſe dann ſeine gute Handlungen, ſein Licht „leuchten, ſo ſehr er kann, und bediene ſich „endlich der öffentlichen Erbauungsmittel in „der Kirchen, ſo wird er viel weislicher han„deln u. ſ. w.“ Nun nahm Theobald ſeine Frau an den Arm, und wanderte nach Haus.

Den folgenden Tag war die ganze Stadt voll Geſpräch über den Doktor Theobald und ſeine Frau; man ſagte laut in allen Geſellſchaften, er habe im Garten einen Conventikel gehalten, und daſelbſt geprediget; nun wurde noch ſo viel dazu gedichtet von Briefchen ſchlucken, und von andern läppiſchen Sachen, die nicht einmal nennenswerth ſind, daß die Sache den Magiſtrat und die Geiſtlichen von allen Religionen aufmerkſam machte, beſonders da Theobald von jeher den Verdacht gegen ſich hatte.

Dieſer Vorgang kränkte ihn und ſeine Frau aus der Maßen, alle Vorſicht hatte ihn alſo nichts geholfen, und er ſpürte nun von dem Augenblick an, daß ſeine Nahrung wieder zu ſinken anfieng. Er und ſeine Frau ſetzten ſich beyſammen und weinten Stunden lang, alle Entſchuldigungen halfen nichts, denn Böſewitz und du Calde wendeten allen Fleiß an, die Sache immer auf der verdächtigſten Seite vorzuſtellen, und immer in Andenken zu erhalten; ſie hatten auch nicht verſäumt, alles ſo ſchwarz und verdächtig an den Hof zu berichten, als nur möglich war.

Dieſe beyden böſen Menſchen waren die Urheber der ganzen Schwäzerey: denn da ſie den Theobald geſtändig in geheim beobachteten, ſo waren ſie ihm auch von weiten in den Garten nachgeſchlichen, und hatten ſich dort nicht weit von der Laube hinter eine Hecke gelegt, und alſo alles mit angehört.

Der Beichtvater des Herzogs und noch andre mehr, brachten es alſo bald dahin, daß Theobald vollkommen caſſirt wurde. Dieſer bekam Wind davon, und er wäre durch den Kummer ganz zu Boden gedrückt worden, wenn ihn nicht ſein alter würdiger Freund Boſius abermal gerettet hätte; meine Leſer werden ſich wundern, wie das zugieng, da dieſer ſo weit von ihm entfernt lebte? aber eben das war er nicht, denn auch dieſer war endlich durch die Vorſehung weiter geführt worden, man hatte ihn zum Generalſuperintendenten berufen, und er wohnte in der Reſidenz Felſenſtein. Sobald er alſo hörte, daß Theobald caſſiret worden (dieſer hatte ihm aber auch die wahre Liegenheit der Sache geſchrieben), ſo reiſte er nach Lichtenau, ihn zu beſuchen, und ſo kam er noch vor dem hinkenden Boten an; er tröſtete ihn alſo über den Punkt vollkommen, und ſagte ihm, er wiſſe eine vortrefliche Gelegenheit für ihn, den er habe vom Fürſten von T... den Auftrag einen Leibarzt für ihn zu beſorgen. Theobald kränkte ſich alſo über ſeine Lage nicht mehr, denn er ſchöpfte nun wieder neue Hofnung.

Jetzt war nun der Zeitpunkt vorhanden, in welchem Sannchen den Weg alles Fleiſches gehen ſollte; ſie war immer eine ſehr edle fromme und verſtändige Perſon geweſen, ſie hatte ihren Mann unausſprechlich geliebt, und auch unausſprechlich ſeinetwegen gelitten; dagegen liebte er ſie auch über alles; und beyde hatten nun lange genug die traurigen Folgen ihrer auf Fanatiſmus gegründeten Heurath empfunden, und in der Leidensſchule Weisheit gelernt. Dafür ſollte nun Sannchen in der

Ewigkeit belohnt, und Theobald als ein geübter Streiter noch hier eine Zeitlang zum Beſten der Menſchen, rechtſchaffen gebraucht werden.

Meine Abſicht iſt hier nicht, Beyſpiele frommer Kranken und Sterbenden aufzuſtel- en, ſonſt würde ich vieles von Sannchens Sterbebette ſagen können; genug! ſie ſtarb nach einem vierteljährigen Krankenlager, wie eine wahre Chriſtin, ſanft und ſelig.

Theobalds Leiden waren in dieſem Fall außerordentlich, wie man leicht denken kann; r war nun wieder ganz allein in der Welt, ber auch deswegen freyer und geſchickter, den Rath der Vorſehung über ihn auszuführen. Nun glaubte er zuverläßig, er würde Leibarzt es Fürſten von T... werden, alles war auch gehörig dazu eingeleitet, und doch war der Weg der Vorſehung ganz anders ausgezeich- et, wie ich nun umſtändlich erzählen will.

Das ſiebente Hauptſtück.

Einſt als Theobald einſam in ſeiner Studier- tube ſaß, und ſein Sannchen ſchmerzlich be- weinte, auch innerlich um Troſt und Beruhigung zu Gott ſeufzete, ließ ſich ein Fremder bey ihm anmelden. Theobald ließ ihn zu ſich kommen; der feine Anſtand dieſes Mannes, mit einen ſehr ſimpeln Anzug vereinigt, machte einem ungemeinen Eindruck auf den Doktor; dieſer präſentirte ihm einen Stuhl, und jener ſetzte ſich. Herr Doktor! fieng er an: Ihre Schickſale ſind mir von Jugend auf bekannt, und mir dünkt, Sie ſind jetzt in einer Lage, die Sie zu großen Dingen fähig macht; Ihre vielen Erfahrungen und Prüfungen machen mir auch Hofnung, Sie werden jetzt den glücklichen Mittelweg zwiſchen Unglauben und Aberglauben gefunden haben, und ſich hinführo für Abwegen, ſowohl nach der einen als andern Seite, zu hüten wiſſen.

Theobald wunderte ſich über dieſe freye Anrede eines Mannes, den er in ſeinem Leben nie geſehen hatte, aus der maßen, und ſein Herz war nicht ganz ohne Empfindlichkeit darüber, doch verbarg er dieſe, und antwortete: Mein Herr! ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen, und ich wundre mich ſehr, daß Sie auf Kenntniß meines Karakters Anſpruch machen. Der Fremde lächelte und ſagte: Nehmen Sie mir nicht übel, daß ich ſo frey mit Ihnen ſpreche, denn ich vermuthe mir bald ein Recht dazu verſchaffen zu können, ich will Sie zu einem glücklichen Manne machen, wenn Sie anders einen ſehr großen Wirkungskreiß, Gutes zu thun, und ein ſorgenfreyes Auskommen für Glück halten.

Dieſe Worte giengen dem Theobald durch die Seele, doch mäßigte er ſeine Empfindung, denn er war gewitzigt worden, und ſagte: Mein Herr! auf dieſe beyden Stücke, die Sie da anführen, gieng von jeher mein ganzer Trieb aus, und noch nie war ich in der Lage, ihm Genüge leiſten zu können. „Das weiß ich, aber jetzt ſollen Sie in die Lage kommen, wenn Sie nur wollen.“ Mein Herr! verzeihen Sie, ich muß Ihnen etwas ſagen: ich bin ſehr oft in Verbindungen getreten, für deren Nutzen und großen Zweck ich mein Blut vergoſſen hätte, und am Ende giengs allemal auf ein Lami aus.

„Von Verbindungen iſt hier gar keine „Rede, es iſt die Frage: ob Sie entſchloſſen „ſind, ſehr heilſame und offenbar gemeinnützige Aufträge auszuführen, und ſich ſelbſt „dadurch ein ehrliches Auskommen zu verſchaffen?

Das wäre meine größte Freude.

„Wollen Sie mir denn erlauben, daß
„ich Sie über einige Punkte frage, und mir
„Ihre Meinung darüber ausbitte?

Von Herzen gerne.

„Nun ſo ſagen Sie mir denn: Was iſt
„die Beſtimmung des Menſchen in dieſem
„Leben?

Zur Verherrlichung ſeines Schöpfers zu leben.

„Wie verherrlicht man den Schöpfer?
„Sie beſtimmen ſich nicht genau.

Wenn man ſeine Gebote hält.

„Können Sie mir nicht mit ein paar
„Worten den Inhalt aller Gebote Gottes
„ſagen?

O ja! Gott lieben über alles, und den Nächſten wie ſich ſelbſt.

„So weit giengs nach dem Schulkatechis-
„mus; aber nun weiter: Was heiſt Gott
„über alles lieben? jezt bin ich mit der Schul-
„knabenantwort nicht zufrieden.

Ich auch nicht: Gott über alles lieben heiſt, ſeine Gebote halten, keins übertreten, und wenn man auch alles darüber einbüßen müßte; und indem man die Befehle Gottes ausführt, muß man immer die Ehre, Heiligung und Verherrlichung ſeines Namens, und nicht eigne Ehre, Nutzen und Ruhm im Auge behalten.

„Das iſt recht! das iſt vortreflich!

Alle Befehle Gottes haben die Beglückung ſeiner Geſchöpfe, und beſonders der Menſchen zum Zweck, und jede Wirkung zur Glückſeligkeit der Menſchen, iſt Befehl Gottes; Menſchen beglücken, heiſt, ſie lieben, und es aus Gehorſam gegen Gott, und als in ſeinem Dienſt thun, heiſt Gott lieben. Dies iſt nach meinem Sinn Beſtimmung des Menſchen; hierzu gehört dann noch die Pflicht, ſich ſelbſt nach Verſtand und Willen immer mehr zu vervollkommnen, damit man zu immer größerem und ausgebreiterem Nutzen wirken könne.

„Sie haben ganz nach dem Sinn der „Religion und der Wahrheit geantwortet. „Damit wären wir alſo fertig. Wollen Sie „ſo gütig ſeyn, und mir dieſe Frage ſchriftlich „beantworten? — ſtutzen Sie nicht darüber, „Sie können das ja ohne Anſtand.

Theobald wunderte ſich über alle Maßen, wo das Ding am Ende hinaus wollte, bald fieng er an zu hoffen, bald zu fürchten; doch nahm er ſich feſt vor, behutſam zu ſeyn; indeſſen konnte ihm der Aufſatz über die Beſtimmung des Menſchen keinen Schaden zufügen, er verſprach ihn alſo zu machen; nun fragte der Fremde noch, binnen welcher Zeit er ihn gedächte fertig zu haben? Theobald ſagte ihm, am Abend. Gut! verſetzte der Fremde, darauf verlaß ich mich aber auch, denn ich eile; nun empfahl er ſich und gieng fort.

Jetzt war der Doktor allein, alles Denken und Nachſinnen half ihm nicht, es verdroß ihn, daß er nicht gefragt hatte, wo der Fremde logire, oder wer er ſey? — daher war ihm alles wie ein Traum, oder wie eine Erſcheinung. Indeſſen er mußte ſich jetzt beruhigen, und ſeine Frage beantworten, welches denn auch bald und leicht geſchehen war.

Als er nun alles vollendet hatte, und voller Gedanken gegen Abend vor das Thor hinaus gieng, um zu ſpaziren, ſo traf er in der Allee ſeinen Fremden mit noch einen Fremden an, der ihm aus allen Umſtänden vornehmer zu ſeyn ſchien, als der erſte, ob er gleich noch ſchlechter gekleidet war.

Theobald wunderte ſich bey ſich ſelbſt, und freute ſich auch zugleich, denn er hofte nun nähern Aufſchluß von der Sache zu bekommen. Der erſte Fremde war ſehr freundlich gegen ihn, und fragte ihn, ob er ſeine

Frage beantwortet habe? Theobald antwortete ja! und zog ſie aus der Taſche; der Fremde nahm ſie und las ſie über dem Spazirengehen ſeinem Kammeraden vor, der dann auch ſein Vergnügen darüber bezeigte; übrigens aber ſich ſo betrug, als wenn Theobald gar nicht zugegen wäre.

Nun fieng der Doktor von weitem an, ſich zu erkundigen, aber da war alles vergebens, er erfuhr nicht einmal, wo ſie logirten, viel weniger wer ſie wären; der Fremde, der ſehr wohl wußte, daß dies geheimnißvolle Betragen den Theobald nothwendig abſchrecken müſſe, ergriff ihn alſo an der Hand, und ſagte: Herr Doktor! daß Sie behutſam ſind, dazu haben Sie große Urſache, Sie ſollen ſich aber auch zu nichts verbinden, deſſen Werth Sie von Anfang bis zu Ende nicht ganz und vollkommen einſehen können, und dann haben Sie doch noch immer freye Wahl; bey dieſen Worten zog er ſeine Börſe aus der Taſche, und zahlte ihm drey Carolinen in die Hand und ſagte: dieſes Geld wenden Sie zum beſten Gebrauch an, nach Ihrem eigenen Gutbefinden; morgen Nachmittag um vier Uhr will ich Sie beſuchen, und dann ſagen Sie mir aufrichtig, was Sie damit gemacht haben.

Der Dokter ſtutzte gewaltig; anfänglich kams ihm vor, als wenn die drey Carolinen ein Geſchenk für ihn ſeyn ſollten, daher bedachte er ſich ein wenig; plötzlich aber fiel ihm die eigentliche Meinung des Fremden ein, er nahms alſo und ſagte: Wohl! ich will ſehen, was ich damit anfange. Als er nun merkte, daß die Fremden lieber allein waren, ſo verließ er ſie und gieng fort.

Theobald wandelte einſam für ſich hin, er war ſo in Gedanken vertieft, daß er auf einſame Wege gerieth, und ſich endlich lange beſinnen mußte, wo er war; er überlegte hin und her, was es für eine Bewandtniß mit den Fremden haben möchte, er konnte aber weder vor noch hinter ſich kommen. Auf einer Seite war ihm nichts wünſchenswerther, als der Antrag des ſeltſamen Mannes, und er freute ſich von Herzen darüber, auf der andern aber ſchien ihm auch das Geheimnißvolle in der That verdächtig; er beſchloß daher ſehr behutſam zu ſeyn, und keinen Schritt zu thun, der ihn einſt gereuen könnte. Gegenwärtig glaubte er alſo, es ſey ſeine Pflicht, auf die beſte Anlage der drey Carolinen zu denken.

Nach langem Nachſinnen fiel ihm ein Anſchlag ein: in Lichtenau war kürzlich ein

Strumpfweber geſtorben, der eine Frau mit ſechs Kindern ohne Broderwerb nachgelaſſen hatte; ſeine langwierige Kränklichkeit hatte ihn in Schulden geſteckt, und man hatte der Witwe den Strumpfſtuhl weggeſchätzt, den doch der älteſte Sohn, der ſeines Vaters Handwerk ſehr wohl verſtand, hätte brauchen, ſeine Mutter und Geſchwiſter ernähren, und allmälig die Schulden bezahlen können. Beſſer konnten alſo nach Theobalds Meinung die drey Carolinen nicht angewendet werden, als wenn er den Strumpfſtuhl für die arme Witwe damit einlöſen würde; flugs lief er nach Hauſe, und gieng zu dem Gläubiger, der den Stuhl an ſich gezogen, aber zu gutem Glück noch nicht verkauft hatte; mit dieſem accordirte er auf zwo Carolinen, denn mehr hatte er eigentlich nicht zu fordern; allein der Gläubiger wollte gern noch etwas gewinnen, Theobald aber redete ihm ſo ins Gewiſſen, daß er endlich nachgab; nun kaufte er für den andern Carolin auch Wolle, und nun gieng er mit den reinſten Empfindungen der Wolluſt und Freude zu der armen Witwe, und ſagte zu ihr: er habe ein Präſent von dreyen Carolinen von einem unbekannten Freunde für ſie bekommen, mit dieſem Gelde habe er ihr den

Stuhl wieder losgekauft, und auch Wolle erhandelt, ſie könne alſo beydes abholen laſſen.

Die hohe Freude der armen Witwe kann ſich niemand vorſtellen, der ſie nicht ſelbſt erfahren hat; ſie weinte, ſie wollte vor ihm auf die Knie fallen, allein Theobald eilte mit Augen voll Waſſer fort, und ſagte: danke ſie dem himmliſchen Vater, ich habe nichts bey der Sache gethan, als was ein treuer Bedienter thut, dem ſein Herr ein Almoſen giebt, um es einem Armen zu geben; ſo wurde eine Familie mit drey Carolinen gerettet.

Theobald freute ſich innig über das Gelingen dieſer guten Handlung, und erwartete den Zeitpunkt mit Verlangen, an welchem er dem Fremden Rechenſchaft davon geben konnte. Dieſer kam; denn den folgenden Tag Nachmittags um vier Uhr erſchien er wieder ganz allein in Theobalds Studierſtube; dieſer erzählte ihm nun, was er mit dem Gelde angefangen hätte; der Fremde fiel ihm um den Hals und ſagte: das haben Sie gut gemacht; nun ſetzte er ſich und fieng an: „Es „beſteht eine Geſellſchaft durch ganz Europa, „und ich mag wohl ſagen, durch die ganze „Welt, die ſichs zum heiligſten Geſetz gemacht „hat, den höchſten Grad der Vollkommenheit

„zu erreichen, der den Menſchen möglich iſt, „zu dieſer Geſellſchaft gehöre ich, und der „Freund, den Sie auf dem Spaziergange bey „mir ſahen, iſt einer von unſern Vorſtehern; „wir ſuchen Leute, die Kopf und Herz haben, „in unſre Verbindung zu ziehen, und darum „haben wir Sie aufgeſucht, Ihnen wird durch „uns, und uns durch Sie geholfen werden.

Jetzt gieng dem guten Theobald ein groſſes Licht auf, er lächelte und ſagte: jetzt weiß ich, was es zu bedeuten hat, wollen Sie mir aber erlauben, daß ich einige Einwendungen dagegen mache?

„So viel Ihnen gefällig iſt.

Es giebt allenthalben Verbrüderungen, Verbindungen oder Logen, wo man der vernünftigen Welt jenen großen Zweck vorheuchelt, beſieht man aber die Sache beym Licht, ſo läufts auf bloße Ceremonien, Tändeleyen und Puppenſpiel aus. Meiſter und Geſellen wiſſen nichts und thun nichts, die obern ſcheinen Geheimniſſe zu beſitzen, womit ſie die untern lange äffen, indeſſen wird weder Verſtand noch Herz gebeſſert; ſtatt deſſen ſchrepft man Geld zuſammen, und verſchwendet es oft auf eine ſolche Art, die der Menſchheit Schande macht. Dies alles weiß ich von dem ſo berühmten Freymaurerorden, und das hat mir wahre Verachtung gegen denſelben eingeflößt.

„Sie haben vollkommen recht, und das „iſt das Unglück noch nicht allein: können Sie „wohl glauben, daß ſich Ungläubige, Frey„geiſter, Himmelsſtürmer, Leute, die immer „das Wort Freyheit im Munde führen, aber „unter dieſem geheiligten Ausdruck nichts an„ders verſtehn, als Zügelloſigkeit unter der „Larve der Maurerey zuſammen verbinden, „und unendlichen Schaden anrichten?

Auch davon hab ich dunkle Gerüchte gehört, aber ich konnte es nicht glauben, denn was darf die Welt nicht läſtern?

„Nein, das iſt nicht geläſtert, es iſt pure „Wahrheit, und ſolche Logen verurſachen, daß „die Regierungen hin und wieder aufmerkſam „werden; und wo ſie keine Kenntniſſe von „der Sache haben, da legen ſie dem ganzen „Orden zur Laſt, was eigentlich nur jene Mis„geburten treffen ſollte. Aber der wahre ei„gentliche Freymaurerorden hat keinen andern „Zweck, als ſich ſelbſt zum beſten Menſchen „zu bilden, ſeinen eignen Verſtand ſo ſehr „zu vervollkommnen, als möglich iſt, um ſich „dadurch zum Dienſt Gottes und der Menſch-

heit

„heit immer geſchickter zu machen; und dies „letztere iſts eigentlich, wohin alles zielt.

Aber erlauben Sie mir, wenn das der eigentliche wahre Zweck iſt, wozu dann eine ſolche geheime Verbindung? — dazu hat ja ein jeder Chriſt ſeine hohe Verpflichtung!

„Darüber will ich Ihnen den wahren „Aufſchluß geben: Es iſt eine ausgemachte „Sache, wenn viele Menſchen ihre Kräfte zu „einem gemeinſchaftlichen Zweck vereinigen, „ſo wird er gewiß in höherm und vollkommenerm Grad erreicht, als wenn jeder ſeinen eigenen Weg geht und allein wirkt; je größer „nun eine ſolche Geſellſchaft iſt, deſto beſſer.

Sie haben recht, aber wozu das Geheimnißvolle, wozu die Hieroglyphen und Ceremonien, wozu der theure Eid?

„Auch darüber will ich Ihnen ſagen, was „ich Ihnen jetzt ſagen darf, denn alles können Sie noch zur Zeit nicht faſſen: es giebt „gewiſſe Wahrheiten, die der Schlüſſel zu den „wichtigſten Entdeckungen ſind, die aber ohne „eine lange Kette von Vorbegriffen nicht erkannt und verſtanden werden können; würden nun jene Wahrheiten öffentlich bekannt „gemacht, ſo würde ein großer Theil Menſchen

„gar nicht dráuf achten, eben ſo wenig als der „Bauer auf einen ungeſchliffenen Diamanten, „den er im Wege nicht aufhebt; wieder ein „groſser Theil würde ſie nicht für Wahrheiten „erkennen, ſondern für Hypotheſen, oder gar „für Schwärmerey, weil ſolche Menſchen nicht „durch die vorbereitenden Begriffe geleitet worden. Und wieder andre, die fürchterlichſte „Menſchenklaſſe, denen ſie gar nicht in ihr „Syſtem paſſen, würden toben, wüten, ſchreyen „und verfolgen. Sehen Sie, daher iſt das „Gelübde der höchſten Verſchwiegenheit nöthig.

Das alles begreiffe ich wohl, und ich finde dieſe Einrichtung vernünftig; ich wundre mich aber ſehr, daß das Freymaurer-Geheimniß noch nie entdeckt worden, denn viele ſind doch wieder ausgetreten, viele Logen ſind zertrümmert, und es ſcheint faſt unmöglich, daß nicht einer oder andrer ſollte geplaudert haben.

„Kann einer ausplaudern, wenn er nichts „weiß?

Gewiß nicht! daraus folgte alſo, daß den Orden kein Geheimniß hat!

„Das folgt gar nicht; erſtlich erfährt keiner das Geheimniß anders, als durch lange „Prüfungen und Uebungen, und wer in allen „beſtanden iſt, der plaudert gewiß nicht, er

„tritt niemals aus, und ſeine Loge kann keine königliche Macht zertrümmern; und zweitens iſt auch das Freymaurer-Geheimniß unausſprechlich, wenn es auch einer entdecken wollte, ſo kann er nicht.

Das begreif ich warlich nicht.

„Das kann wohl ſeyn; ich wills Ihnen durch ein Gleichniß begreiflich zu machen ſuchen. Geſetzt: ein Freund führte Sie durch ein kleines Pförtchen in einer ſehr hohen Mauer in einen Hof, hier fänden Sie Steine von wunderbarer Art und Gattung; nun ſähen Sie wohl, daß das Steine wären, aber für ihre wunderbaren Eigenſchaften hätten Sie keine Worte? wie wollten Sie dem, der ſie nicht geſehen hat, dieſe Steine beſchreiben? Ferner: man führte Sie nun wieder durch ein enges Pförtchen in einen zweiten Platz, und nun ſähen Sie obige Steine polirt, und zu Säulen, Geſimſen und Zierrathen von mancherley Art gebildet; endlich kämen Sie in den dritten Hof, und nun ſtünde da ein Gebäude von unbeſchreiblicher Schönheit, Pracht und Mannigfaltigkeit; ſagen Sie mir, wie wollten Sie das alles einem, der die Sache nicht kennt, begreiflich machen?

Ich ſehe wohl ein, daß das nicht möglich iſt, aber ich begreif bey dem allen doch die Sache nicht.

„Das iſt ſehr natürlich, denn wenn Sie „ſie begriffen, ſo wäre ſie kein Geheimniß, „und doch kann ich mich auch nicht deutlicher „ausdrücken; eben darum hat der Orden Hieroglyphen, weil ſeine Wahrheiten keiner „Worte fähig ſind; ein Bild, eine Figur, „ein Emblem iſt von einem ſehr großen Umfang, es ſtellt ſehr viel vor. Zudem ſpannen die Hieroglyphen die Forſchungskräfte „an, man möchte gern wiſſen was dahinter „ſteckt, man wird alſo eifrig und thätig.

Warlich! Sie haben mir ein großes Licht angezündet, nur möchte ich noch gerne wiſſen, warum man einen ſo theuren Eid ſchwören muß, wenn man doch das Geheimniß nicht entdecken kann?

„Eben darum, weil mans nicht entdecken „kann, ſo muß man ſchlechterdings gar nichts „davon reden, damit alle Misbegriffe und Läſterungen verhütet werden. Und dann erfordern alle gute Handlungen Verſchwiegenheit, die linke Hand muß nicht wiſſen, was „die rechte thut; zudem wird von Uebelgeſinnten und Mißgünſtigen immer den beſten

„Abſichten entgegen gearbeitet, wenn ſie vorher bekannt ſind.

Noch eins: es deucht mich immer ſehr gefährlich zu ſeyn, ſich in eine geheime und ſo vielbedeutende Verbindung einzulaſſen, wenn man nicht ſicher iſt, daß nicht unter dem Vorwand der Selbſtvervollkommnung, der Wohlthätigkeit, und guter Handlungen, auch in der beſten Meinung, Dinge unternommen werden, die der Religion und der Staatsverfaſſung, mithin den erſten Pflichten des Menſchen gerad zuwider laufen, und alſo höchſtgefährlich ſind.

„Das kann nur ein Menſch befürchten, „der die Einrichtung und die wahre Geſtalt „des Ordens nicht kennt, und es iſt ihm auch „nicht übel zu nehmen, wenn er vor dem Eintritt in denſelben bedenklich iſt. Ich will „Ihnen auch darüber den wahren Aufſchluß „geben: Die Regeln des Freymaurerordens „haben mit den Religionsſyſtemen gar nichts „zu thun, ſie haben keinen Bezug auf den „Glauben und die Meinungen eines Menſchen, nur das iſt erforderlich, daß man Chriſtum als den Erlöſer der Welt erkenne, und „die Bibel für Gottes Offenbarung an die „Menſchen halte. Was die guten Handlun-

„gen betrift, ſo wird keiner zu irgend etwas „gezwungen oder angehalten, was er nicht „ſelbſt mit voller Ueberzeugung für ſehr gut „und edel hält; ſobald alſo ein Ordensglied „ſieht daß etwas unternommen wird, das der „Staatsverfaſſung droht, oder bedenklich iſt, ſo „iſt es ſeines Eids entlaſſen, denn es wird in „demſelben weſentlich ausbedungen, daß niemand gehalten ſeyn ſoll gegen ſeine Ueberzeu- „zu handeln.

Wenn ſich die Sache ſo verhält, ſo kann ja einer austreten wenn er will?

„Ohne Anſtand.

Auf die Weiſe trage ich keinen Augenblick Bedenken mich aufnehmen zu laſſen.

Nun ſprachen beyde noch ein und anderes über dieſe Materie, und der Fremde invitirte den Theobald zum Abendeſſen, wo er nun beyde kennen lernte; der ihm noch unbekannte Fremde war der Graf von S… und der andere der Baron von Z…; der erſte Auftrag, den ſie ihm gaben, war ſich binnen drey Wochen hier in Lichtenau fertig zu machen, und dann eine Reiſe nach K… anzutreten, der Baron verſprach alsdann wieder zu kommen, um ihn mit dem nöthigen Reiſegeld und mit dem gehörigen Unterricht zu verſehen. Des andern Morgens reiſten die beyden Fremden fort, und hinterließen unſern Theobald in einer ſeltſamen Gemüthsverfaſſung.

Boſius hatte in ſo manchen Verhältniſſen dem Theobald Rath und Hülfe geleiſtet, daher hielt es der letztere auch für Pflicht, keinen Schritt zu thun, ohne den erſten vorher um Rath gefragt zu haben; er ſchrieb ihm alſo den ganzen Vorfall mit den Fremden weitläuftig und umſtändlich, und er erhielt bald die völlige Einwilligung dieſes ſeines wahren Freundes, und nun erfuhr er erſt, daß Boſius ſelbſt ſchon lange in der Verbindung geweſen war. Dies wunderte den Theobald ſehr, und er wurde dadurch vollkommen beruhigt.

Im Vorbeygang muß ich doch noch bemerken, daß weder Böſewitz noch du Calde durch Theobalds Sturz ihren Endzweck erreichten: denn der erſte wurde nicht allein nicht Phyſikus, ſondern noch ſogar allgemein verhaßt, ſo daß er ſeine Praxis ganz verlor; du Calde wurde von ſeinen Gläubigern eingeklagt, ihm wurde alles verauctionirt, nackt und bloß mußte er fortwandern, und nun konnte er betteln wo er wollte.

Theobald machte ſich indeſſen in der Stille reiſefertig; nach dreyen Wochen kam der Fremde und brachte ihm Reiſegeld, zugleich unterrichtete er ihn in allem, was er zu beobachten hatte, und nun giengen beyde mit einander fort; unterwegens trennten ſie ſich aber, der Baron reiſte nach F... und Theobald, mit den gehörigen Briefen verſehen, nach K....

Mit dieſem Zeitpunkt wird Theobalds Geſchichte ſehr geheim, und ich finde keine Spur mehr, aus welcher ich Nachrichten ſchöpfen könnte, ich kann alſo blos ſeine öffentlichen Schickſale beſchreiben, und dieſe ſind immer wichtig genug, um das Publikum theils zu belehren, theils zu warnen, und endlich auch wiederum den hohen Gang der Vorſehung zu verherrlichen.

Zu K... ließ er ſich alſo förmlich in den Freymaurerorden aufnehmen, und nun verließ er ſeinen Beruf, die ausübende Arzneikunde, und legte ſich auf die Weltweißheit und damit verwandte Wiſſenſchaften, die ihm ohnehin auch viel angenehmer und ſeinem forſchenden Genie angemeſſener waren. Der Plan ſeines zukünftigen Lebens forderte es ſo, ſonſt hätte er auch als Arzt ungemein viel Gutes wirken können.

Kaum war er aufgenommen, als ihn der Fürſt von B... zum Hofmeiſter ſeines Erbprinzen berief, den er in der Philoſophie unterrichten ſollte. Nebenher aber hatte der Fürſt die Abſicht, ihn näher kennen zu lernen, um ihn im Verfolg zu andern wichtigen Geſchäften brauchen zu können; denn er war ſelbſt ein ſehr guter Maurer, und von Geiſt und Herzen ein vortreflicher Mann.

Theobald nahm dieſen Beruf mit Freuden an, denn einen Erbprinzen zu unterrichten, und noch beſonders in der Philoſophie, das ſchien ihm eine Saat zu ſeyn, wo er zu ſeiner Zeit tauſendfältig würde erndten können. Der Erbprinz war zwölf Jahr alt, und fieng juſt an ſelbſt zu denken, auch ſeine Mutter die Fürſtin war eine fromme verſtändige Dame, die dem Hofmeiſter nicht das geringſte in den Weg legte, das ihn an der Erziehung hätte hindern können. Theobalds Collegen in dieſem wichtigen Geſchäfte waren, Herr Schönemann, ein junger ſehr gelehrter Theologe, welcher die alten Sprachen und die Religion docirte; Monſieur Chambron gab im Franzöſiſchen und Italiäniſchen Unterricht, und Herr Lambert hatte die Mathematik, reine und angewandte, das Zeichnen und überhaupt die ſchönen und bildenden Künſte zu ſeinem Fach; alle viere waren ausgeſuchte und verdienſtvolle Männer, und der geheime Rath Leerſtein ſtund dem Erziehungsgeſchäfte als Oberſthofmeiſter vor.

Als nun Theobald zu R... der Reſidenz des Fürſten von B... angelangt war, und ſich eingerichtet hatte, ſo ließ ihn der Fürſt zu ſich kommen, und redete ihn alſo an: Herr Theobald! ich habe bey der Erziehung meines Sohns eine große Hofnung auf Sie geſetzt, denn Sie haben viel Erfahrung, und Ihre Geſchichte iſt mir bekannt; ich habe gemerkt, daß der rechtſchaffene Schönemann ſelbſt Religionszweifel hat, mit denen er kämpft, und ich fürchte in der That, daß die übrigen zween Lehrer förmliche Deiſten ſind; ich habe mit dem geheimen Rath Leerſtein ſchon im Vertrauen von der Sache geſprochen, der vermuthet ebenfalls etwas; jetzt wünſch ich recht ſehr, daß der Lehrer der Philoſophie gründlich genug ſeyn möge, den Prinzen ſo zu befeſtigen, daß keine Zweifel bey ihm haften können.

Gnädigſter Herr! erwiederte Theobald, das iſt ein ſchweres Stück Arbeit, indeſſen glaub ich doch darinnen zum Zweck zu kom-

en, ich will mein möglichſtes thun, um Ew.
Durchlaucht zu befriedigen.

Nun trat er ſein Amt an; er fand bey
em Prinzen einen lebhaften Verſtand, und
ele Wißbegierde, dies freute ihn, und er
ßte Hofnung, etwas rechts ausrichten zu
nnen. Das Erziehungsgeſchäfte war recht
eislich eingerichtet: wöchentlich ein paarmal
r beſtimmten Zeit, traten alle vier Lehrer zu-
mmen, und hielten unter dem Vorſitz des
berſthofmeiſters Conferenz, über das, worin-
n der Prinz unterrichtet werden ſollte, ſie
reinigten ſich dann alle über den Vortrag,
d ſuchten immer die Lektionen ſo einzurich-
n, daß ſie Bezug auf einander hatten, und
h unter einander erklärten.

In der erſten Seßion legte Theobald ſei-
n Plan vor, nach welchem er die Philoſo-
ie lehren wollte; und dieſer war kürzlich
lgender: die gewöhnliche Schulphiloſophie
ch Baumgarten verſchob er noch eine Zeit-
ng, und nahm die Naturlehre zur Elemen-
rwiſſenſchaft; dieſe lehrte er aber auf eine
nz andere Art, als ſonſt gewöhnlich iſt: er
chte vorzüglich allenthalben die erſten wirken-
n Kräfte durch weislich angeſtellte Verſuche
s Licht zu ſetzen und zu erklären; denn die

deutlichen Begriffe derſelben geben nicht allein Licht in die Haushaltung der ganzen Schöpfung, indem ſie viel Unbegreifliches begreiflich machen, ſondern ſie führen auch am nächſten zur Erkenntniß des Schöpfers ſelbſten. So wie ſich dann nach und nach die Begriffe vermehren, ſo kann man auch allmälig mit der Logik anfangen, und nun durch häufige Beyſpiele (denn dazu hat die Phyſik nun Stoff genung hergegeben,) alles deutlich machen, ſo klärt ſich der Verſtand am geſchwindeſten und fruchtbarſten auf, und die Vernunftlehre ordnet ihn alsdann, und giebt ihm die gehörige Methode. Endlich giebt die Metaphyſik den allgemeinen Begriffen ihre rechten Namen, und ordnet jedes im Gedächtniß und in der Vorſtellungskraft in ſein gehöriges Fach.

Die praktiſche Philoſophie ordnete Therbald folgender Geſtalt: Durch die in der Naturlehre gefundenen Begriffe von den erſten Kräften, ſuchte er den Schöpfer, ſo wie er ſich in der Natur geoffenbaret hat, nach ſeinen Eigenſchaften kenntlich zu machen, und alles mit Beyſpielen aus der Erfahrung zu erläutern; zu dieſem Zweck bediente er ſich der Geſchichte der Menſchheit: hier legte er nun das alte Teſtament zum Grunde, und knüpfte dann die Geſchichte der übrigen Völker daran, indem er zeigte, was für Wege die Vorſehung von jeher eingeſchlagen habe, die Menſchen aufzuklären und zur Erkenntniß der Wahrheit zu führen, wie ihn aber die Menſchen beſtändig entgegen gearbeitet, und wie ſie endlich den Erlöſer als einen Repräſentanten der Gottheit hingeſtellt habe, der allen Bedürfniſſen zur Glückſeligkeit der Menſchen durch Lehre, Leben und Sterben abzuhelfen fähig war u. ſ. w.

Dieſes gab ihm dann auch Anlaß zu gleicher Zeit die Natur des Menſchen zu unterſuchen, aus welcher er die einzelnen und geſellſchaftlichen Pflichten herleitete, die er beſonders auf den Regenten anwendete, und dann zugleich die Glückſeligkeitslehre oder die Moral damit vereinigte. Endlich verband er alles zuſammen, indem er die Regierungskunſt und Staatswirthſchaft aus allem vorhergehenden abſtrahirte, und zeigte, daß ſie eigentlich alles, was praktiſche Philoſophie heißt, in ſich concentrire.

Der Oberſthofmeiſter ſowohl, als ſeine drey Collegen konnten ihren Beyfall über dies Syſtem nicht genug äußern, und es wurde beſchloſſen, daß Theobald daſſelbe ordentlich zu Papier bringen, jeder alsdann abſchreiben;

und ſein Fach hineintragen ſollte. Dies geſchah, und ſo entſtand ein Erziehungsplan, der nicht beſſer ausgeſonnen werden konnte; der Fürſt bezeigte auch ſein beſonders Wohlgefallen darüber, und freute ſich, ſolche Männer gefunden zu haben.

So ſelten auch die wahre Freundſchaft unter Collegen angetroffen wird, ſo war ſie doch unter den vier Lehrern dieſes Prinzen gewiß aufrichtig; dies kam aber auch vorzüglich daher, weil keiner ehrſüchtig war, und ſich nicht über den andern erheben wollte.

Nach und nach bemerkte Theobald, daß der Fürſt in ſeinem Urtheil über die drey andern Lehrer nicht geirret habe. Schönemann entdeckte ſich Theobalden allmälig, ſo wie er merkte, daß dieſer ein zuverläßiger Freund war, und man ſich ihm ſicher anvertrauen konnte. Theobald freute ſich über dieſes Zutrauen, und faßte den Entſchluß, alles anzuwenden, um dieſem braven Mann, der mit Wahrheitsliebe und Bekümmerniß zweifelte, ein Licht anzuzünden. Zu dieſem Zweck lud er ihn einſt an einem Nachmittag auf ein Schälchen Caffee auf ſein Zimmer ein, und ſchlug ihm vor, ob ſie nicht einmal eine Unterredung über die Wahrheit der chriſtlichen

Religion halten wollten? Schönemann verſicherte: es könnte ihm kein größerer Gefallen geſchehen, als wenn dies auf eine gründliche Art geſchähe, ſo daß man keinen Schritt von der Stelle wiche, bis der Satz volkommen berichtigt ſeye.

Dies höchſt wichtige Geſpräch finde ich in Theobalds Tagebuch von Wort zu Wort aufgezeichnet, und da ich keine gründlichere und beruhigernde Beweisführung kenne, als dieſe, ſo will ich ſie ganz hier abſchreiben, denn ich weiß gewiß, daß manchem rechtſchaffenen Zweifler ſehr damit gedient ſeyn wird.

Theobald. Laßt uns einmal einen Satz zuerſt feſtſetzen und berichtigen: Iſt die Geſchichte Chriſti und ſeiner Apoſtel, ſo wie ſie im neuen Teſtament beſchrieben iſt, wahr, ſo iſt auch die chriſtliche Religion, in ſo fern ſie ganz dem Geiſt des neuen Teſtaments angemeſſen iſt, die wahre ſeligmachende Religion. Beleuchten Sie dieſen Satz aufs genauſte, damit wir von der Wahrheit deſſelben ganz feſt überzeugt werden.

Schönemann. Wenn die Geſchichte Jeſu wahr iſt, wenn er Kranke durch ein Machtwort geſund machte, Todte erweckte, ſelbſt vom Tode auferſtanden iſt u. ſ. w.; wenn ſeine

Apoſtel das alles geleiſtet haben, was von ihnen geſchrieben iſt, ſo muß auch die Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel richtig ſeyn, die ſie mit ſo großen Zeichen und Wundern bekräftigt haben, beſonders da die Sittenlehre des Chriſtenthums ſo vortreflich iſt, und alſo in ſich ſelbſt einen großen Beweiß ihrer Wahrheit enthält; nun macht aber die Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel die eigentliche chriſtliche Religion aus, wenn alſo die Neuteſtamentiſche Geſchichte wahr iſt, ſo iſt auch die chriſtliche Religion wahr. Von dieſem Satz bin ich vollkommen überzeugt.

Theobald. Es kommt alſo nun alles darauf an, daß wir beweiſen, ob die Geſchichte Jeſu und ſeiner Apoſtel, ſo wie ſie im neuen Teſtament beſchrieben worden, ganz und vollkommen wahr ſey, ſo daß nichts vergrößert, nichts unrichtig beobachtet iſt, ſondern daß die Geſchichtſchreiber alles nach der genauſten Wahrheit erzählt haben.

Schönemann. Dies iſt der Hauptpunkt, an deſſen feſten und überzeugenden Beweiß ich zweifele; denn alles, was ich darüber geleſen und gehört habe, hat mir nicht Genüge geleiſtet.

Theobald,

Theobald. Ich glaube einen völlig befriedigenden Beweiß führen zu können; es giebt hier nur drey Fälle:

1) Die Evangeliſten haben entweder die ganze Geſchichte erdichtet.

2) Oder die Geſchichte Jeſu und ſeiner Apoſtel durch Erzählung ſolcher wunderbaren Thaten verſchönert, um ihnen vielen Beyfall zu erwerben.

3) Oder alles, was ſie geſagt haben, iſt ohne Ausnahme wahr.

Schönemann. Ganz richtig! der erſte Fall iſt nicht werth, daß man ihn unterſucht, es hat noch nie jemand am Daſeyn Chriſti und ſeiner Apoſtel gezweifelt; aber der zweite! der zweite!

Theobald. Freilich iſt der zweite Fall der wichtigſte; aber ich bitte Sie, ruhig mit mir über denſelben nachzudenken, wir wollen ihn mit warmer Wahrheitsliebe zu berichtigen ſuchen:

Hier ſind nur zween Fälle möglich:

1) Die Evangeliſten haben entweder mit Willen und vorſetzlich die Wunder und die Auferſtehung Jeſu erdichtet, und in dieſem Falle wußten ſie, daß ſie die Unwahrheit er-

zählten, ſie waren ſich ſelbſt bewußt, daß ſie die Welt belogen; oder

2) Sie täuſchten ſich entweder ſelbſt, indem ſie nicht richtig beobachteten, und Wunder zu ſehen glaubten, wo keine waren; oder ſie wurden durch Erzählung anderer, oder durchs Gerüchte betrogen.

Schönem. Das iſt gewiß, eins von beyden muß ſeyn, ſonſt kann man nicht mehr zweifeln; den erſten Fall glaub ich nun wohl nicht, dazu waren die Männer zu ehrlich und zu rechtſchaffen, aber der zweite iſt ſehr wahrſcheinlich.

Theobald. Das ſcheint er wirklich zu ſeyn; aber um ja nichts zurück zu laſſen, will ich auch den erſten ganz entkräften, denn es giebt Zweifler genug, die ihn behaupten: die Bücher des neuen Teſtaments ſind entweder vor der Zerſtörung Jeruſalems geſchrieben, oder hernach; ſind ſie nach derſelben geſchrieben, ſo iſts Unſinn von den Evangeliſten und Apoſteln geweſen, daß ſie nicht auch den endlichen Ausgang ihrer Feinde der Juden beſchrieben, und ſo gezeigt haben, wie pünktlich die Weiſſagungen Chriſti erfüllt worden. Zudem ſieht man ſie auf allen Blättern der Evangelien, der Apoſtelgeſchichte und der apoſtoliſchen Briefe, daß die Verfaſſer in der Zeit ſchrieben, in welcher alle Fakta, die ſie erzählen, geſchehen ſind; alles harmonirt mit der Zeitrechnung, und Lukas ſetzt die Geſchichte der Apoſtel nicht weiter fort, bis auf die Ankunft Pauli in Rom; wäre die Geſchichte nach der Zerſtörung Jeruſalems geſchrieben worden, ſo hätte man gewiß auch die fernern Schickſale dieſes wichtigen Mannes erzählt. Die Briefe der Apoſtel ſprechen immer von den Juden als einem noch beſtehenden Staat, von ihren Opfern und Gottesdienſt; wem kanns einfallen, daß dieſe Schriften nach der Zerſtörung Jeruſalems eyen erdichtet worden? in dieſem Fall hätte man warlich zweckmäßiger gedichtet, und viele kleine unbedeutende Nebenumſtände weggelaſſen.

Ich glaube alſo mit Grunde behaupten u können, daß die Evangelien, die Apoſtel eſchichte und die apoſtoliſchen Briefe vor dem ntergange des jüdiſchen Staats geſchrieben orden, und zwar zu der Zeit, die ſie ſelber eſtimmen. Und endlich: geſetzt alle Schrif n wären auch nach dem Verfall der Juden ſchrieben, ſo kommts immer wieder auf fol ende drey Punkte an:

1) Die Geſchichte iſt entweder ganz er chtet, und das glaubt kein Menſch; oder

2) ſie iſt zum Theil mit Wiſſen und Willen, oder

3) ohne Wiſſen und Willen erdichtet.

Auf dem zweiten Punkte beruht alſo jetzt wiederum unſre Unterſuchung.

Schönem. Ganz richtig! allein ich ſehe nicht ein, warum Sie den Umſchweif nehmen und zu beweiſen ſuchen, jene Geſchichtſchreiber hätten vor der Zerſtörung Jeruſalems geſchrieben? daran zweifeln wohl wenige.

Theobald. Um deſto gründlicher zu ſeyn, und einem Einwurf vorzubeugen, denn man könnte ja ſagen, ſie hätten blos die Geſchichte nach dem allgemeinen Gerücht zuſammengetragen, und alſo wiederum entweder mit Wiſſen und Willen Unwahrheiten geſchrieben, oder ohne Wiſſen und Willen, ſo daß ſie zwar glaubten, was ſie ſchrieben, aber der Sache doch nicht mathematiſch gewiß waren, indem ſie nicht mit eigenen Augen geſehen und gehört hatten.

Schönem. Das iſt auch wirklich wahr.

Theobald. Aber nun bedenken Sie, liebſter Freund! und doch ſchreiben die Geſchichtſchreiber ſo, als wenn ſie Augenzeugen geweſen wären; ſind ſie alſo wiederum nicht vorvorſetzliche Betrüger geweſen?

Schönem. Das folgt natürlich, es bleibt alſo am Ende nichts anders übrig, als die Geſchichtſchreiber haben zur Zeit Jeſu gelebt, und ſind Augen- und Ohrenzeugen der Geſchichte, denn vorſetzlich haben ſie wohl nicht betrogen.

Theobald. Auf welchen Grund bauen Sie dieſe Behauptung?

Schönem. Das beweiſt das ganze neue Teſtament; überall leuchtet der edelſte Karakter, die reinſte Einfalt, Aufrichtigkeit und Unſchuld aus allen Erzählungen hervor, ſie übertreiben nichts, ſie ſagen ihre Irrthümer eben ſo frey, als ihre falſche Hofnungen von Chriſto, ſie verrathen nirgend Intreſſe, und lehren die erhabenſte Moral, die je gelehrt worden iſt. Und endlich, wie iſts möglich, die Sache eines hingerichteten Menſchen, die durchaus keine irdiſche Vortheile verſpricht, und im Gegentheil von aller Welt mit Wuth verfolgt, und mit Hohn belohnt wird, durch alle nur mögliche Leiden zu verfechten, und endlich mit einem ſchmälichen Tode zu verſiegeln? man bedenke doch dieſen Punkt genau, ſo wird man ja unmöglich mehr zweifeln können.

Theobald. Recht! allein um doch auch hier nichts zurück zu laſſen, will ich noch einen

Einwurf machen: könnten nicht geſchickte Betrüger in ſpäteren Zeiten auch das, was von den Apoſteln beſchrieben worden, zum Theil, oder ganz erdichtet haben?

Schönem. Möglich iſt das allerdings; indeſſen auch nichts weiter, denn was Sie vorhin ſagten, entkräftet dieſen Zweifel ganz. Die Evangeliſten erzählen nichts weiter als die Geſchichte Jeſu bis an ſeine Himmelfahrt; wären die Evangelien 100 Jahr ſpäter geſchrieben, ſo hätte man gewiß noch andere Dinge hinzugeſetzt, beſonders gilt das auch von der Apoſtelgeſchichte, und endlich hätten die Apoſtel ganz zuverläßig in ihren Briefen des Umſturzes der jüdiſchen Verfaſſung, als einer ſehr wichtigen Sache, mit der ſie ſo vieles rechtfertigen konnten, gedacht; wären ſie erdichtet, ſo würde man wiederum ganz anders geſchrieben haben.

Theobald. Das alles iſt vollkommen wahr und einem unbefangenen Gemüth beruhigend; hiemit iſt alſo auch bewieſen, daß die Evangeliſten mit Wiſſen und Willen keine Unwahrheit geſchrieben haben, denn welcher vernünftiger Menſch, der noch dazu eine ſo erhabene Moral lehrt, und gar keine Prätenſion auf Reichthum und Ehre macht, ſondern alle ſeine

Belohnung nach dem Tode erwartet, wird unter ſo vielem Widerſpruch, Leiden und Martertod, eine Unwahrheit, eine mit Wiſſen und Willen nur zum Theil erdichtete Geſchichte, zum Grunde aller ſeiner Handlungen und Schickſale machen? Aber nun kommen wir zum eigentlichen Hauptpunkten, auf deren Beweiß alles beruht, indem faſt alle Zweifel aus dieſer Quelle fließen; nämlich: Haben ſich die Evangeliſten ſelber getäuſcht, und unrichtig beobachtet, geſehen und gehöret; oder haben ſie vielleicht die Erzählung anderer geglaubt, und ſind ſo durch das Gerücht betrogen worden?

Schönem. Ich geſtehe, dieſe Vermuthung hat mir vielen Kummer gemacht, und ich kan ſie nicht entkräften; denn wenn ich bedenke, wie ſtrenge der Abergläubige an ſeinen Sätzen hängt, und wie feſt noch heut zu Tage der gemeine Mann an Zauberey und Geſpenſter glaubt, ſo befürchte ich warlich! daß ſich auch die Apoſtel in Anſehung der Wunder getäuſcht haben.

Theobald. Dieſer Punkt iſt freilich der wichtigſte, wir wollen alſo auch ſehr vorſichtig in ſeiner Unterſuchung zu Werke gehen. Wir wollen die Auferſtehung Chriſti vor uns nehmen, denn wenn die Wahrheit derſelben bewieſen iſt, ſo haben wir vieles gewonnen.

Schönem. Sagen Sie lieber, Alles.

Theobald. Wohlan! geſetzt, es kämen jetzt ein paar einfältige ungelehrte Männer aus Conſtantinopel hieher in Teutſchland, dieſe lehrten allenthalben eine ſehr aufgeklärte Moral, wären ſehr tugendhaft und unſträflich, bekräftigten aber zugleich, daß ſie dieſe Lehre von einem ſehr frommen heiligen Manne in Conſtantinopel gelernt hätten, der aber ſein Leben für ſeine Lehre unſchuldig dahin gegeben habe; und nach ſeinem Tode am dritten Tage wieder auferſtanden, und vierzig Tage ſpäter, ſichtbar gen Himmel gefahren ſey; geſetzt ferner: ſie gründeten das Heil der Menſchen auf den Glauben an jene Geſchichte, und auf das Halten ſeiner Gebote; was meinen Sie, würden ſolche Männer Eingang finden?

Schönem. Schwerlich; man würde ſie verlachen und zum Lande hinaus peitſchen.

Theobald. Wie kams denn doch, daß die Apoſtel ſo ungemein viele Proſelyten machten?

Schönem. Alle Völker waren damals noch ſehr geneigt, Wunderwerke und abergläubiſche Dinge zu glauben.

Theobald. Aber wie, wenn große Verfolgung, Verluſt an Haab und Gut, Leib und Leben, mit einem ſolchen Glauben verknüpft war, welcher, auch der Abergläubigſte, wird da eine ſolche neue Religion annehmen?

Schönem. Mir dünkt doch, daß man Beyſpiele genug hat, daß ſich Menſchen für bergläubiſche Grundſätze haben martern laſſen.

Theobald. Ja wohl! aber nur für au eborne, für von Jugend auf eingeſogene, ber zeigen Sie mir Beyſpiele, daß man ſich ür die Wahrheit einer neuen Geſchichte habe erfolgen und martern laſſen, ohne daß man e gewiß wußte?

Schönem. Sollte das nicht von den Ja oneſern geſagt werden können?

Theobald. Schwerlich, denn die marter man, weil ſie Chriſten geworden waren, und half kein Widerruf, keine Reue; es iſt ichts einleuchtender, als daß ſich die Nach rn des jüdiſchen Landes, wenn die Apoſtel ihnen kamen, und ihnen das Evangelium redigten, bey Reiſenden, bey Kaufleuten und f alle mögliche Weiſe werden erkundigt ha n, ob die Geſchichte Jeſu wahr ſey? Es reitet wider alle Erfahrung, die man über e menſchliche Natur gemacht hat, daß iegend wo eine große Menge Menſchen ſollte eine Religion angenommen haben, die keine irrdiſche Vortheile, im Gegentheil Verfolgung, Verläugnung vieler Vortheile, und vielerley Ungemach verſpricht, wenn nicht überwiegende Gründe zugegen waren, die ſie zur Annahme derſelben beſtimmten. Und dieſe überwiegenden Gründe waren das heilige Leben der Apoſtel, ihre vortrefliche Sittenlehre, und vorzüglich ihre Wunder. Würden die Männer aus Conſtantinopel eben dieſe Merkmale ſo vorzeigen können, daß auch der ſtrenge Beobachter, aber Wahrheitsfreund nichts dagegen einzuwenden hätte, ſo wäre kein Zweifel, ſie würden eben ſolche Progreſſen machen, wie die Apoſtel, und ohne jene Karaktere ganz und gar nicht. Erwägen Sie das genau, ſo werden Sie überzeugt ſeyn.

Schönem. Dieſe Gründe ſind ſehr gut; aber doch bleibt mir noch immer der Einwurf unentkräftet, daß die Japoneſer ohne Wunder die chriſtliche Religion häufig angenommen haben.

Theobald. Ueberlegen Sie die Sache genau, ſo werden Sie finden, daß ſie mehr für als wider die Religion iſt; die chriſtliche Religion, auch die katholiſche, und vorzüglich dieſe, wegen ihren prächtigen Feyerlichkeiten, hat im Ganzen außerordentlich viel Anziehendes; und verſpricht ſehr vieles, das ſo recht den moraliſchen Bedürfniſſen des Menſchen angemeſſen iſt; es iſt daher kein Wunder, wenn ſie eine unaufgeklärte ſehr abergläubiſche Nation mit beyden Händen ergriff, weil ſie dadurch in der Aufklärung ſehr vieles und handgreiflich gewinnt. Das war aber alles nicht der Fall, in dem ſich die Apoſtel befanden, ſie hatten gar keine Ceremonien, als die ſimple Waſſertaufe und ihr Brodbrechen, alles war bey ihnen pure nackte Liebe zu Gott und Menſchen, und Glaube an den Erlöſer, das ſind ja warlich Forderungen, die der Sinnlichkeit ganz und gar nicht ſchmeicheln und die kein Menſch annimmt, wenn nicht auch der Verſtand von der Wahrheit der ganzen Sache vollkommen überzeugt iſt, und das konnte durch die Apoſtel nicht anders geſchehen, als durch Wunder und Beweis der Wahrheit von Jeſu.

Schönem. Vortreflich! Sie haben mich ſehr geſtärkt; und nun erlauben Sie mir, daß ich den vorhin angeführten Zweifelsgrund wieder aufwärme, und ihn etwas anders einkleide: Die Geſchichte Jeſu kann in der Hauptſache wahr, er konnte der allervortreflichſte Menſch ſeyn; in dieſer Ueberzeugung konnten die Apoſtel, als der Phyſik unerfahrne, und von Geburt aus einfältige und abergläubiſche Männer, fürs erſte einen frommen Betrug ſpielen, und vieles verſchönern und vergröſſern, auch wohl hinzudichten, weil ſie wußten und erfuhren, daß ſie dadurch eine größere Menge Menſchen verbeſſern, vervollkommnen und Chriſto zuführen konnten; und fürs zweite konnten ſie ſehr vieles ſelber glauben geſehen und gehört zu haben, was ſie in der That nicht geſehen und nicht gehört hatten.

Theobald. Ganz richtig! und nun kommen wir durch einen nützlichen Umweg wieder dahin, wo wir ausgegangen waren, nemlich zur Auferſtehung Chriſti, iſt dieſe Geſchichte wahr, ſo wollen wir mit dem Verſchönern und Täuſchen bald fertig ſeyn.

Schönem. Das geſtehe ich Ihnen ohne Widerrede zu.

Theobald. Nun ſo laßt uns dann unpartheyiſch zu Werke gehen: waren die Apoſtel von der Wahrheit der Auferſtehung überzeugt, oder nicht?

Schönem. Sie haben ſie gewiß feſt geglaubt, denn hätten ſie dies erdichtet, ſo iſt ihr ganzes Betragen lauter Widerſpruch, für eine Lüge thut man nichts von allem dem was ſie gethan haben. Aber wie leicht war es, daß ſie ſich täuſchten? — wie oft glaubt man verſtorbene Menſchen wieder zu ſehen, und doch iſt nichts an der ganzen Sache, wenn ſie genau geprüft und unterſucht wird.

Theobald. Ganz recht! aber wir wollen die Erzählungen prüfen: Johannes war der bewährteſte Augenzeuge von allen, und er erzählt die Geſchichte ſo natürlich, ſo ganz ohne Anſchein von Täuſchung, ſo ganz ohne Verſchönerung, und ohne Vorſatz zu überreden, daß man ihm ſogleich glauben muß. Die andern Evangeliſten verfahren eben ſo, da ſie aber nicht ſo bey der ganzen Geſchichte gegenwärtig waren, ſo erzählen ſie aus andrer Zeugen Munde, und weichen daher in kleinen Nebenumſtänden etwas ab, wie es immer geht, wenn verſchiedene Menſchen eine Geſchichte erzählen. Dies iſt ſchon ein groſſer Beweis, daß die Apoſtel die Geſchichte nicht erdichtet haben, in dieſem Fall wären ſie gewiß vorſichtig genug geweſen, um aufs genauſte übereinzuſtimmen, ſo aber, wie ſie erzählen, ſieht mans ihnen augenſcheinlich an, daß ſie an keinen Zweifel dachten, denn ſie wußten, daß die Auferſtehungsgeſchichte notoriſch und allgemein bekannt war; wäre dies nicht geweſen, ſo hätten ſie gewiß alle ihre Kräfte angewendet, um Beweiſe für die Wahrheit zu führen, oder das Volk zu überreden, ſo aber wußten ſie, daß das unnöthig ſey, und erzählten alſo nur, wie die Sache zugegangen ſey.

Schönem. Das iſt eine ſchöne und richtige Bemerkung, aber ſie entkräftet noch immer meinen Einwurf nicht, noch immer konte die ganze Geſchichte eine Täuſchung, eine Geſchichte ſeyn, wie wir deren viele von wiedergekommenen Verſtorbenen haben.

Theobald. Auch das wollen wir nun widerlegen: Kennen Sie eine ſolche Geſchichte, wo viele Perſonen am hellen Tage mit einem Verſtorbenen reden, mit ihm eſſen und trinken, ſeine Wundennarben fühlen, wo der Verſtorbene lehrt und unterrichtet, wo nicht immer die nemlichen Männer den Auferſtandenen ſehen, ſondern verſchiedene von verſchiedener Denkungsart, und wo dieſer Umgang frey und öffentlich 40 Tage dauert?

Schönem. Das iſt wahr! — die Apoſtel müſſen entweder hier vorſetzliche Betrüger geweſen ſeyn, und das kann nur ein Unwiſſender oder ein Böſewicht behaupten, oder die

Geſchichte muß — muß wahr ſeyn, denn hier läßt ſich nicht mehr an Täuſchung denken, oder man hat von keiner ſinnlichen Erfahrung mehr Gewißheit zu erwarten; aber Freund! kann doch die Auferſtehungsgeſchichte nicht verſchönert worden ſeyn?

Theobald. Wenn ſie wahr iſt, wenn ein Todter lebendig wird, bedarf eine ſolche Geſchichte wohl Verſchönerung? — kann ſie übertrieben werden? — und ſieht mans ihr an, daß ſie's iſt?

Schönem. Ich ſchäme mich dieſes Einwurfs. Letzthin wollte mir einer einwenden, Chriſtus ſey nicht geſtorben, ſondern nur ohnmächtig geworden, und habe ſich hernach im Grabe wieder erholt, und das habe hernach Anlaß zur Betrügerey gegeben. *

Theobald. Das war doch entweder ein erzdummer, oder ein ſataniſch-boshafter Zweifler: es iſt einmal gewiß, daß dem Erlöſer Hände und Füße ſind mit Nägeln durchbohrt worden; gewiß iſts, daß man ihn mit einer Lanze in die Seite ſtieß, um ihn vollends zu tödten, wenn er noch nicht völlig geſtorben ſeyn möchte, und daß damals ſein Geblüt ſchon geronnen war, ſonſt wäre nicht Blut und Waſſer herausgelaufen; nun ſage mir einmal ein vernünftiger Menſch, wie es möglich war, daß auch der geſchickteſte Wundarzt, ſolche ſchreckliche Wunden binnen vierzig Stunden ſollte geheilt haben, und wenn dieſes nicht war, wie ein Menſch auf ſolchen wunden Füſſen umherlaufen, und mit der durchſtochenen Bruſt geſund ſeyn konnte? größern Unſinn hat nie einer behauptet.

---

* S. den Horus, eins der abgeſchmackteſten Bücher unſerer Zeit.

Schönem. Ich muß geſtehen, ich kann an der Auferſtehungsgeſchichte nicht mehr zweifeln, denn die Apoſtel haben nicht getäuſcht, und wurden nicht getäuſcht, das iſt einmal hiſtoriſch richtig. Aber noch eins: warum ließ ſich Chriſtus nicht vom ganzen Jeruſalem und von den vornehmſten des jüdiſchen Volks ſehen?

Theobald. Das iſt ein alter Einwurf; ey darum, weil das gar nichts half; diejenigen, welche behaupten konnten, er thue Wunder durch Unterſtützung der böſen Geiſter, die würden auch geſagt haben, ſeht, wie der Satan dem Betrüger auch noch nach ſeinem Tode zu gebote ſteht, um uns hinters Licht zu führen. Nein! wir fragen nach ſolchen Zaubereyen nichts; wenn man einmal mit unüberwindlichen Vorurtheilen gegen etwas eingenommen iſt, und wenn man ſich boshafter Weiſe vorgenommen hat, eine Sache, die ſo ganz gegen unſern ganzen Plan ſtreitet, nicht zu glauben, ſo hilft alle Ueberzeugung nicht, und das war der Fall der Juden in Abſicht auf Chriſtum.

Schönem. Das iſt wahr, und ich ſehe wohl ein, dies würde auch der Fall ſehr vieler heutiger Freygeiſter ſeyn; denn ob man gleich heutiges Tages ſehr vorſichtig in der Erſcheinung außerordentlicher Dinge iſt, und alles aus der Phyſik zu erklären ſucht, ſo würde man doch bey allen Wundern, und auch bey der Erſcheinung eines Todten, die man nimmermehr aus der Naturlehre erklären könnte, ungläubig bleiben und immer ſagen: es giebt noch ſehr viel Unerklärbares in der Natur, und es alſo lieber nicht glauben, als von ſeinen Lieblingsſätzen abgehen.

Theobald. Das iſt vollkommen richtig, und in der Erfahrung gegründet. Wenn alſo die Auferſtehungsgeſchichte wahr iſt, ſo ſind auch die übrigen Wunder wahr; derjenige, der die Macht hat, vom Tode aufzuſtehen, dem iſts auch leicht möglich, Kranke geſund zu machen, Todte zu erwecken, und andre Macht- und Kraftwerke zu thun.

Schönem. Daran iſt kein Zweifel mehr. Indeſſen, liebſter Herr Theobald! ſo wahr das alles einem redlichen Wahrheitsfreund vorkommt, ſo gewiß iſts doch, daß ſelten ein Zweifler durch ſolche Vorſtellungen überzeugt wird; ich ſelbſt fühle noch immer ein großes Aber in meiner Bruſt, und bin noch nicht frey vom Zweifel.

Theobald. Darüber wundre ich mich gar nicht, das iſt der Geiſt unſers Jahrhunderts, es haben ſich durch Philoſophie, durch Lektüre von mancherley Gattung, und durch die Convention ſo viele Unterlagen zum Zweifeln in unſerer Seele geſammelt, daß die Wahrheit mit aller ihrer Stärke uns nichts mehr abgewinnen kann, bis die Vorſehung, und unſer herzliches Sehnen nach Wahrheit, allen Wuſt aus Verſtand und Herzen weggeräumt hat.

Schönem. Das iſt das Ueberzeugendſte von allem, was Sie noch geſagt haben; aber wie hilft man ſich da heraus?

Theobald. Wie ich mir herausgeholfen habe; ich will Ihnen meine Erfahrung mittheilen. Ich glaube, ich habe den rechten Weg eingeſchlagen. Wenn man die Geſchichte Jeſu und ſeiner Apoſtel aufs ſtrengſte prüft, ſo kommt man doch nur auf einen hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit, und nie zu einer völligen Ueberzeugung, folglich auch nie zur beruhigenden Gewisheit gegen die vielen Zweifel, die einem heut zu Tage aufſtoßen. Jene Unterſuchung iſt alſo nicht hinlänglich für den Chriſten, um den wahren ſeligmachenden Glauben zu bekommen, dieſer muß durch den Geiſt Chriſti bewirkt werden, deswegen ſagt auch der Erlöſer: ich will euch den Tröſter, den heiligen Geiſt ſenden, der ſoll euch in alle Wahrheit leiten; und dies geht folgendergeſtalt zu: Wenn es einem Menſchen von Herzen um ſeine moraliſche Vervollkommnung zu thun iſt, ſo bemüht er ſich zuerſt um die beſte Sittenlehre, denn die enthält die Regeln zur Vervollkommnung; nun findet er, daß es in der Welt keine erhabenere und vollkommnere Moral giebt, als die, welche die chriſtliche Religion lehrt, folglich erwählt er ſich dieſelbe begierig zum Geſetz ſeines Lebens und Wandels, und befolgt ſie, ſo gut er kann. Indem er ſich ohne Unterlaß damit beſchäftigt, und alſo auf ſeine Gedanken, Worte und Werke wachſam iſt, um nichts zu begehen, das jener Moral zuwider iſt, ſo wächſt nach und nach das Verlangen zur Vervollkommnung, er empfindet allmälig immer mehr und mehr den Wachsthum der Liebe zu Gott und dem Erlöſer, und zugleich auch zu den Menſchen; mit dieſer Liebe geht dann eine gewiſſe Sanftheit und Biegſamkeit des Karakters verpaart, und alle chriſtliche Tugenden keimen nach und nach hervor; mit einem Wort: anſtatt der tobenden Leidenſchaften fängt nun der Geiſt Jeſu Chriſti an, Platz in der Seele, im Verſtande und im Herzen zu nehmen, und je länger man in jener Uebung fortfährt, und je eifriger man in Haltung der Gebote Gottes iſt, deſto mehr wächſt das Maaß des Geiſtes, und zugleich die Gewiſſensruhe oder der Friede Gottes, welcher über alle Vernunft iſt. Da es aber moraliſch unmöglich iſt, keine Fehler zu machen, und keine Sünden zu begehen, ſo iſts natürlich, daß bey dem verfeinerten ſittlichen Gefühl auch die Rügungen des Gewiſſens in ſolchen Fällen viel zärter und empfindlicher werden, man brennt für Verlangen, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, und man thuts unfehlbar, wenn man kann; wenn aber die Folgen ſo beſchaffen ſind, daß man ſie nicht mehr aufheben kann, wenn man ſieht, daß eine Sünde zum Unglück des Nebenmenſchen unaufhaltbar und unendlich fortwirkt, ſo ſteigt die Noth aufs höchſte, und man weiß ſich nicht mehr zu helfen. Der ſchärfere moraliſche Blick zeigt einem dann die göttliche Gerechtigkeit in ihrem ſchrecklichen Licht, und man fühlt und empfindet mächtig und gleichſam tödtend die Forderung: mache wieder gut, was du da in der guten Schöpfung Gottes verdorben haſt, oder leide ewige Strafe. Da hilft das Schlafküſſen gar nicht, mit welchem ſich der berauſchte Freygeiſt helfen will: Gott hat mich ſo ſchwach geſchaffen, denn die reinere und ſchärfere Vernunft empfindet tief, daß ſie alle die Fehler hätte vermeiden können, wenn ſie nur gründlich gewollt hätte. Jetzt tritt der Bürge dazwiſchen, jetzt kommt die chriſtliche Religion mit ihrer göttlichen Erlöſungslehre. O welch ein kühler Zephyr fächelt da das brennende Gewiſſen durch! wie paradieſiſch glänzt da Golgatha im Stral der göttlichen Liebe! und wie begierig ergreift man da dies unbegreifliche Verſöhnungsmittel! hier ſinkt die Vernunft in den Staub, und ſagt mit voller Ueberzeugung: Vater Jeſu Chriſti und mein Vater [illegible] begreif ich deine erhabene Sündentilgung nicht, aber ich ergreif ſie, denn ſie iſt das einzige Mittel zu meiner Beruhigung, ohne daſſelbe bin ich verloren. Da hört dann alles Spekuliren über die Wahrheit der chriſtlichen Religion auf, denn man fühlt und empfindet ſie, und das iſt beſſer als alle Demonſtration. Fährt man nun ununterbrochen in der Vervollkommnung, in Haltung der Gebote Gottes, oder in der Heiligung fort, ſo wachſen alle oben angeführte Erſcheinungen in der Seele, man bekommt immer mehrere Kraft, und begeht alſo immer wenigere und kleinere Sünden, damit verbindet ſich aber ein immer feineres Gefühl, folglich ſcheinen auch die kleinſten Fehler große Sünden zu ſeyn, dadurch wird man dann immer vorſichtiger, und immer mehr in das Intereſſe des Erlöſungswerks verwickelt; zugleich entſteht mit der erhabenſten Liebe zu Gott und dem Erlöſer ein kindliches Zutraun zu ſeiner Allmacht, Weisheit und Güte, man vertraut ſich ihm mit ſeinen Schickſalen ganz an, und dies iſt die Grundlage des wahren Gebets, nach und nach wird die Seele lauter Gebet, ſo daß man mit Gott und Chriſto umgeht, wie ein Freund mit dem andern; ſo wächſt der Chriſt von Kraft zu Kraft, von Macht zu Macht, bis er endlich immer mehr und mehr der göttlichen Natur theilhaftig, und in das Bild der Gottheit vergeſtaltet wird. Freund! was ſagen Sie jetzt, und wo bleiben da die Zweifel an der Wahrheit der Religion?

Schönem. Das iſt vortreflich, und ich fühle mich ſo innig gerührt über dieſe plane Vorſtellung, daß ich dieſen Prozeß von nun an, von Anfang bis zu Ende, mit Gottes Hülfe durchgehen will.

Theobald. Gott gebe ſeinen Segen dazu, es wird Sie gewiß nicht gereuen.

Schönem. Wie kommts aber, daß dieſer Weg ſo wenig betreten wird?

Theobald. Er wird gewiß mehr gewandelt, als wir wiſſen und denken können; der wahre Chriſt poſaunt ſeinen Gang nicht aus, er verbirgt ihn vielmehr, und läßt nur ſeine guten Werke leuchten, und der größte Theil iſt auch unter dem gemeinen Volk verſteckt, ſo daß man ihn nicht bemerkt; zudem haben auch die wenigſten ſo deutliche Begriffe von dem, was in ihnen vorgeht, daß ſie im Stande wären, ſie einem andern mit Worten zu erklären, oder niederzuſchreiben. Gott Lob! es giebt ſehr viele wahre Chriſten! aber ſie werden gewöhnlich verkannt.

Ich weiß, wohl daß dieſer Beweiß des Theobalds wenig Wirkung auf den größten Theil meiner Leſer machen wird, und doch konnte ich ihn nicht weglaſſen, eines Theils, weil er die damalige Denkungsart dieſes merkwürdigen Mannes am beſten darlegt, und zugleich zeigt, wie nahe er nun dem ſeligen Mittelweg gekommen war; und andern Theils, weil denn doch dieſer Beweis für den gutmüthigen Schwachgläubigen viel Beruhigendes enthält. Daß ſich ein Kopf wie Schönemann dadurch hinreiſſen ließ, kann manchem auffallen, allein mir iſts ſehr begreiflich: einem Mann, dem es um ſeine wahre Glückſeligkeit zu thun iſt, muß angſt und bange werden, wenn er ſich den Zuſtand vorſtellt, in dem er ſich befinden würde, wenn er die chriſtliche Religion verließe; unter allen Arten von Gottesverehrung auf dem ganzen Erdboden iſt keine einzige, die ſo erhaben und zweckmäßig iſt, als die chriſtliche, man erkundige ſich, ſo wird man dieſem Erfahrungsſatz vollkommen wahr finden. Die chriſtliche Religion iſt unter allen wirklich exiſtirenden die beſte, wer ſie alſo verläßt, der muß eine noch beſſere erfinden, die noch nicht exiſtirt, und das will warlich etwas ſagen. Unſre heutigen Deiſten glauben das non plus ultra, die erhabenſte und reinſte Religion gefunden zu haben, allein die Zeit wirds lehren, daß ſie ſich entſetzlich irren; der

Begriff von der unbedingten Nothwendigkeit iſt weſentlich mit dem Deismus verbunden, und der hebt alle Moralität auf; das heiſt alſo mit andern Worten: der Deiſt iſt keiner Vervollkommnung fähig, und der iſt eine fürchterliche Folge. Der Deiſt ſtürzt ſich in einen Abgrund, in dem er ewig fällt, ohne zu wiſſen wohin. Dahingegen der Chriſt ſeinen Gang ruhig fortgeht; er glaubt, daß er Kräfte habe, ſich zu vervollkommnen, daher thut er auch ſein Beſtes; er glaubt, daß Gott in Chriſto ſein Gebet erhöre, daher hängt er mit kindlicher Zuverſicht in allem von Gott ab; er glaubt, daß Gott um Chriſti Leidens und Sterbens willen ihm die begangenen Sünden vergeben werde, wenn er ſie anders herzlich bereut, und in Zukunft meidet, daher immer mehr Drang vollkommner zu werden, und doch Gewiſſensruhe und Seelenfrieden u. ſ. w.

Ja, aber; ſagt der Deiſt: das ſind Sachen, die ſich mit der geſunden Vernunft nicht vertragen! O du elender Menſch! — ſagt das nicht auch der gemeine Mann, wenn du ihn weiß machen willſt, die Erde drehe ſich in 24 Stunden einmal um, oder ſie gehe im Jahr einmal um die Sonne, oder die Sterne ſeyen größer als die Erde? über das alles lacht er, und ſagt: das ſtreitet ja mit der geſunden Vernunft.

Bringt einmal den Deismus in ein Syſtem, ſo will ich euch noch weit mehrere Punkte zeigen, die mit der geſunden Vernunft ſtreiten, als in der chriſtlichen Religion. Wenns auf die ewige Glückſeligkeit des Menſchen, auf die Fortdauer nach dem Tod ankommt, ſo iſts ja natürlich, daß da Wahrheiten mit in Anſchlag gebracht werden müſſen, deren Beweißgründe in die Welt gehören, in welche der Menſch nach dieſem Leben übergehen ſoll; es iſt alſo ſchlechterdings nicht möglich, daß der Menſch dieſſeits des Grabes alles begreifen kann, was ihn zu jener Welt zubereiten ſoll; oder mit andern Worten: das Weſen, welches ſowohl dieſe als jene Welt beherrſcht, und vollkommen kennt, mußte uns die einzige wahre Religion offenbaren.

Wie vermeſſen und ſtrafbar würde der Jüngling ſeyn, den ſein König an ſeinem Hof brauchen wollte, und ihm zu dem Ende Verhaltungsbefehle zuſchickte, wenn er dieſe Befehle critiſiren, vernunftswidrig finden, und ſich einen eigenen Vorbereitungsplan zu ſeinem künftigen Dienſte ſchaffen wollte? denn der junge Menſch kann ja nicht wiſſen, was der

König weiß, der ſeinen ganzen Dienſt kennt.

Schönemann wurde durch Theobalds Beweisführung beruhigt, und beyde arbeiteten nun gemeinſchaftlich an der Bildung des Prinzen zum Chriſten, und ſie erreichten auch ihren Zweck vollkommen; die andern Lehrer lieſſen ſich über die Religion nicht heraus, und wirkten alſo auch in dieſem Punkt nicht ſchädlich; ſie erfüllten ihre Pflicht in ihren Fächern, und mehr wurde nicht von ihnen gefordert. Auf dieſe Weiſe wurde alſo der Prinz zu einem vortreflichen Manne erzogen; der Fürſt erkannte dieſes, daher liebte und belohnte er auch die Lehrer fürſtlich.

Sechs Jahr war Theobald Lehrer der Philoſophie bey dem Prinzen; in dieſer Zeit gieng außer den geheimen Geſchäften, von denen ich nichts ſagen kann, nichts merkwürdiges vor; er war ſeit der Zeit in einen ſehr weitausgebreiteten Briefwechſel und Wirkungskreyß gerathen, und hatte ſchon ſehr viele wichtige Hauptpunkte zur Vermehrung der wahren Menſchenglückſeligkeit ausführen helfen, wodurch er ſich alſo bey ſeinem Fürſten und andern großen Männern einen ſehr hohen Grad von Hochachtung erworben hatte. Jetzt glaubte ihn nun auch der Fürſt hinlänglich zu kennen, um ihm wichtige Staatsgeſchäfte anvertrauen zu können. Aus dem geheimen und öffentlichen Zuſammenhange der Sache läßt ſich leicht ſchließen, daß die Stelle als geheimer Cabinetsſekretär für unſern Theobald die ſchicklichſte war, die ihm auch mit dem Karakter als geheimer Rath übertragen wurde. Dieſen wichtigen Poſten verwaltete er 10 Jahr auf die rühmlichſte Weiſe, nemlich ſo lange der Fürſt lebte. Bey der Regierung des Prinzen ſeines Zöglings brachte ers noch weiter, wie ich unten weitläuftiger erzählen werde.

Als er ein Jahr ohngefähr Cabinetsſekretär und geheimer Rath geweſen war, und in ſeinem beſten Alter eine blühende Geſundheit genoß, beſchloß er, im Frühling ganz unbekannter Weiſe eine Reiſe zu Fuß aufs Land zu machen; verſchiedene Urſachen trieben ihn zu dieſer Reiſe an; es gieng ein Gemurmel unter dem Volke, als wenn hin und wieder gewiſſe Juſtizbeamte ihre Aemter ſehr ungerecht verwalteten; dieſe zu belauſchen und hinter die gewiſſe Wahrheit zu kommen, war die erſte und vornehmſte Abſicht; die zweyte beſtund in dem Verlangen, in dieſer ſchönſten Jahreszeit auch einmal die ſchöne Natur zu genieſſen; und die dritte wußte unſer Herr Gott allein. Die Erlaubniß des Fürſten zu erhalten, fiel nicht ſchwer, er ſteckte alſo einige Wäſche und nothwendige Bedürfniſſe in einen Reiſeſack, und ließ ſich denſelben durch einen Bedienten vors Thor tragen; dann zog er ſich ſehr ſimpel und bürgerlich an, band ſeine Haare in einen Zopf, und ſpazierte an einem frühen Morgen, als noch alles ſchlief, zur Stadt hinaus, nahm daſelbſt ſeinen Bündel auf die Schulter, und wanderte am Stabe, wie ein Handwerksmann, die einſamen Fußwege im Grün des Waldes und im Geſang der Nachtigallen fort; ſeine Richtung aber nahm er nach einer Gegend hin, wo ihm das Gerücht einen ungerechten Beamten ſehr ſchwarz geſchildert hatte.

Des Mittags kam er in ein Dorf, wo er nach einem Wirthshauſe fragte, man zeigte ihm eins, er kehrte daſelbſt ein, legte ſeinen Reiſeſack neben ſich auf die Bank, und beſtellte ſich etwas zu eſſen, indeſſen kam der Wirth vom Felde, und ſah ſehr mürriſch aus. Kaum grüßte er unſern Reiſenden, das fiel dem Theobald auf: Herr Wirth! fieng er an, warum ſo verdrießlich?

„Da ſoll der T... nicht verdrießlich werden, ſtell Er ſich nur vor, wir haben ungemeſſene Frohnen, wir müſſen ſo viel frohnen, als der Fürſt, oder vielmehr als der Beamte will; nun legt unſer Beamter einen ſchönen Garten an, und da hat uns eben der Schulze wieder aufgeboten, wir ſollen hin und an dem Garten arbeiten; Wegbauen und dem Fürſten arbeiten müſſen wir doch, da wird uns alſo der Garten zur Laſt, und was hat der Fürſt und das Land für Nutzen davon?

Mein Gott! da ſeyd ihr armen Leute ja übel geplagt, ungemeſſene Frohnen! das iſt ja erſchrecklich! — und noch erſchrecklicher, daß ſich der Amtmann frohnen läßt, dazu hat er ja nicht das geringſte Recht; ſchweigt denn der Fürſt und die Regierung ſo ſtill dazu?

Der Wirth zuckte die Schultern, und ſagte: der Fürſt iſt ein ſehr guter Herr, aber er weiß lange nicht alles; in der Regierung ſitzen auch brave Männer, aber auch Böſewichte, und die haben immer einen ſtärkern Arm als die Guten, die Beamten kennen hernach ihre Leute, die ſchmieren ſie rechtſchaffen, und ſo wird der arme Unterthan nicht gehört.

Theobald ſaß und überlegte die Lage eines Fürſten bey ſich ſelbſt; er wurde ſchwermüthig darüber, ſo daß ihm, ſeines Appetits ungeachtet, das Eſſen nicht ſchmeckte. Nach Tiſche ſetzte er ſeinen Fuß weiter, und wanderte nach der Amtsſtadt hin, wo der gottloſe Amtman wohnte; hier logirte er ſich in ein Wirthshaus ein, um etliche Tage da zu bleiben, und den Beamten genau zu beobachten.

Die erſte Geſchichte, die er hörte, und die jetzt das ganze Städtchen in Aufmerkſamkeit erhielt, betraf die Witwe des ehemaligen fürſtlichen Kanzleydirektors Joachim Friedrich Webers, dieſer war einer der geradeſten und rechtſchaffenſten Männer ſeiner Zeit geweſen, aber ſeine Unbiegſamkeit und etwas rauher Karakter hatten ihn am Hofe durchgehends verhaßt gemacht; ſelbſt die guten Männer wurden kalt gegen ihm, weil er die große Kunſt nicht verſtand, ſich beliebt zu machen; zudem war er ein ſo ſtrenger Moraliſt, daß er ſeine gute Handlungen immer zu verſtecken ſuchte, und ihnen nicht einmal freyen Lauf ließ, ſich vor den Augen der Menſchen zu zeigen, welches ſehr oft wahres Bedürfniß für den Geſchäftsmann iſt, wenn ſich ſein heilſamer Wirkungskreyß nicht verengern ſoll.

Weber hatte eine vortrefliche Frau, die mit der wohlgeordneteſten Häuslichkeit eine große Weisheit in Erziehung der Kinder verband; er hatte zween wackere Söhne und eine vortrefliche Tochter mit ihr gezeugt; die Söhne hatten die Rechtsgelahrtheit ſtudiert, und ihr Brod außer Land ſuchen müſſen, und die Witwe lebte nun mit ihrer Tochter in dieſer abgelegenen Landſtadt, theils um ſich leichter zu ernähren, theils auch um von allen Bekanntſchaften und Beziehungen des Hofs entfernt zu ſeyn, beſonders auch darum, weil ſie aus Mangel nicht mehr ſtandesmäßig leben konnte. Sie hatte gar kein Vermögen, ihre Tochter nährte ſie beyde mit Haubenſtecken, und Galanteriearbeiten für die Kaufleute in der Hauptſtadt, wobey ihr dann die Mutter ſo viel als ſie konnte, an die Hand gieng. Dieſe Beſchäftigung gab ihnen einen ordentlichen Unterhalt, ſo daß es ihnen am Wohlanſtändigen und Nöthigen nicht fehlte.

Nun war aber eine geile Dirne in dem Städtchen, welche auch Hauben ſteckte, und mit welcher der Amtmann einen verbotenen Umgang pflog; dieſe fieng an Abgang an Nahrung zu ſpüren, einestheils weil die

Jungfer Weberin beſſere Arbeit machte, andern theils, weil auch jedermann mehr Liebe und Achtung für ſie hatte, und drittens, weil man bey dieſer nicht beſtohlen wurde.

Die liederliche Kreatur fieng alſo an, einen bittern Groll auf die Frau Weberin und ihre Tochter zu werfen, ſie begehrte daher von dem Amtmanne, ihr dieſe Leute aus dem Wege zu ſchaffen, und das fiel dem hartherzigen gewiſſenloſen Manne gar nicht ſchwer, indeſſen mußte doch eine ſcheinbare Urſache da ſeyn, und ſollte man ſie auch vom Zaune brechen. Gerad ein paar Tage vorher, als Theobald ankam, war das Gewitter über die zwey armen Schaafe losgebrochen, und der Lärm war jetzt in der Stadt allgemein; wo zwo Perſonen beyſammen ſtunden, da wurde gewiß von den Weberinnen geſprochen, und ſie wurden ziemlich allgemein bedauert. Der Böſwicht hatte die Sache folgendergeſtalt angefangen: Er ließ erſt den Hausherrn vorladen, bey welchem die Weberin wohnte, dieſen fragte er, ob die beyden Frauenzimmer ihre Hausmiethe ordentlich bezahlten, der Mann antwortete ja, vor acht Tagen ſey aber wieder ein Quartal fällig worden, das ſey noch nicht bezahlt, denn die Frau Weberin erwarte alle Tage Geld für Arbeit auf der Poſt. Nun warnte ihn der Amtmann und ſagte: das Geld ſey ſchon von einem gewiſſen Kreditor in Beſchlag genommen, er möchte alſo machen, daß er zu ſeiner Bezahlung käme. Der Mann erſchrack und gieng nach Hauſe; alſo fort ſchickte der Amtmann auf die Poſt und bedeutete dem Poſthalter, wenn irgend ein Paquet Geld an die Frau Weberin ankäme, es ihr nicht ausfolgen zu laſſen, ſondern es augenblicklich ihm zu überſchicken, weil eine gewiſſe Forderung Sicherheit erheiſche, und man doch vor Gericht nicht gern Lärm machen wollte. Darauf ſchickte er den Amtsboten zur Frau Weberin, und ließ ſie vorladen; ſie kam, und nun hörte ſie die Donnerworte: ſie müſſe erſt mit 20 Gulden das Bürgerrecht gewinnen, ehe ſie weiter ihr Geſchäfte fortſetzen dürfte, und es ſey ihr hiemit alles fernere Arbeiten ſchlechterdings unterſagt, würde ſie ſich aber unterſtehen, einen Stich ferner zu thun, ſo müßte ſie gewärtig ſeyn, daß man ſie mit ihrer Tochter zum Thore hinaus führte. Die gute Frau konnte kein Wort antworten, ſie taumelte nach Hauſe, legte ſich zu Bette, und benetzte ihr Lager mit Thränen. Ihre Tochter erſchrack, und erkundigte ſich nach der Urſache, und als ſie ihr Unglück erfuhr, ſank ſie hin auf die Knie und weinte blutige Thränen; der Hauswirth, der ſie ſeit einigen Tagen genau beobachtete, und noch kein Geld bekommen hatte, denn der Amtmann hatte es ſchon, kam nun auch als von ungefähr hinauf aufs Zimmer, und da er vermuthete, das Weinen rühre daher, weil ſie erfahren hätten, daß ihr Geld in Beſchlag genommen worden, ſo fieng er auch mit Drohungen und Verweiſen an, und verſicherte, daß er, wenn er in dreyen Tagen ſein Quartal nicht bekäme, ſie nackend auf die Straße werfen würde. Dies machte nun das Elend vollkommen, beyde nahmen ihre Zuflucht zu Gott, und ſchrien unabläßig zum Vater der Menſchen um Hülfe.

Gerad in dieſen dreyen jammervollen Tagen, und zwar den zweiten des Abends, kam Theobald; er hörte die Geſchichte, er fragte genau alle Umſtände aus, und vernahm zugleich, daß Mutter und Tochter zwo ſehr rechtſchaffene fromme Perſonen ſeyen. Kaum konnte er den Morgen und die Zeit erwarten, wo er mit Anſtand zu den bedrängten Frauenzimmern gehen konnte.

Er fand ſie im äußerſten Elende, abgehärmt da ſitzen; ſo wie er zur Thüre hereintrat, erſchracken ſie, denn ſie befürchteten wieder etwas Unangenehmes; die Jungfer Weberin fand er als eine äußerſt angenehme Perſon, deren vortreflicher Karakter aus jedem Geſichtszuge hervorleuchtete, und ihre Mutter erregte tiefe Ehrfurcht in ſeinem empfindſamen Herzen.

Nachdem er ſie freundlich gegrüßt hatte, ſagte er: ich bin ein Reiſender, und habe geſtern Abend ihr Unglück im Wirthshauſe vernommen, hier ſind 8 Carolinen, ich bitte ſie als ein Geſchenk, nicht von mir, ſondern von unſerm gemeinſchaftlichen himmliſchen Vater anzunehmen, und das ohne einige Bedenklichkeit; hiemit drückte er der Frau Weberin die 8 Goldſtücke in die Hand.

Wie am Abend, nach einer ſchweren Gewitterwolke, ſchwarz wie die Nacht, auf einmal die Sonne hell hervorſtralt, und den betröpfelten Wald vergöldet, ſo heiterten ſich beyde edle Geſichter auf, die Mutter umarmte ihn, und küßte ihn auf beyde Wangen; Edler Mann! ſagte ſie, wer Sie auch ſind, ich ſehe Sie an, als einen Geſandten Gottes, ein paar Elende zu retten, dafür ſey er ewig geprieſen. Gern hätte ihn auch die Tochter umarmt und geküßt, aber die jungfräuliche Schaam hielt ſie zurück; doch ergriff ſie ihn mit beyden Händen und ſagte: Mein Herr! ich ſchwöre Ihnen, wenn mich je Gott in den Stand ſetzt, Ihnen mit tauſendmal ſo viel zu dienen, daß ichs ohne Anſtand thun will.

Das kann leicht geſchehen, Mademoiſelle! ſagte Theobald, denn er hatte ſeine Parthie ſchon genommen. Nun ſetzte er ſich bey das würdige Paar, frühſtückte mit ihnen, und lockte unvermerkt alle Haupttheile ihrer Geſchichte heraus, dann reiſte er wieder fort, und beym Abſchiede ſagte er die merkwürdigen Worte: Ueber 8 Tage wird ein Mann kommen, der Sie beyde in einen ſo glücklichen Zuſtand verſetzen wird, als Sie es in dieſem Leben nur verlangen können, denn die Mademoiſelle ſoll die Braut eines Mannes werden, der ihrer nicht ganz unwürdig iſt. Dieſer Antrag machte beyde roth, beyde antworteten nichts, ſondern ſchlugen nur die Augen nieder; nun gieng Theobald wieder nach der Hauptſtadt, denn er hatte für diesmal ſchon genug gehört. In welcher ſonderbaren Erwartung die beyden Frauenzimmer die acht Tage durch waren, läßt ſich leichter vorſtellen, als beſchreiben. Sobald als Theobald fort war, zahlten ſie ihren Hauswirth das Geld bar, welcher alſo befriediget wurde, und die 20 Gulden für das Bürgerrecht trugen ſie auch zum Amtmann, denn dies hatte ihnen Theobald ausdrücklich empfohlen; ſeine Abſicht dabey war, um gleich anfangs einen ſichern Grund der Anklage gegen ihn zu haben.

So wie er wieder zu Hauſe war, kleidete er ſich um, gieng zum Fürſten, und erzählte ihm die gemachte Entdeckung, und zugleich ſein Vorhaben, ſich mit der Jungfer Weberin zu verheurathen, wenn es ihm Ihro Durchl. erlauben würden. Der gute Fürſt billigte ſeine Wahl, und ernannte auf der Stelle einen Commiſſarius, welchen ihm Theobald vorſchlug, damit nicht einer gewählt würde, der im Trüben fiſchen könnte, denn hier war ein höchſt gerader und aufrichtiger Mann nöthig. Nach etlichen Tagen reiſten alſo der Commiſſarius und Theobald zuſammen nach dem Landſtädtchen ab, wo der Amtmann tyranniſirte. Es iſt natürlich, daß beyde keinen Menſchen ſagten, was ihr Entzweck ſey.

Als beyde die Nacht im Wirthshauſe geſchlafen hatten, ſo kleidete ſich des Morgens Theobald ſeinem Stande gemäß an, und gieng zu den Weberinnen, welche in ihrem reinlichen und einfachen Anzuge da ſaßen und arbeiteten; man kann denken, wie ihnen beyden das Herz ſchlug, als ſie in dem fremden Herren ihren Wohlthäter entdeckten; die Verwirrung erlaubte ihnen nicht, vieles zu ſagen, allein Theobald half ihnen bald auf den Text, denn er fieng folgendergeſtalt an:

„Freundinnen! (erlauben Sie mir dieſen traulichen Titel) ich kam, und fand Sie „edel und liebenswürdig, ich erkundigte mich „nach Ihrem bisherigen Leben, und hörte „nichts als Rühmliches, nichts als Früchte „der erhabenſten Religion; aus ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen, dacht ich nun, und „jetzt wage ichs, Ihnen näher zu treten: ich „bin der ehemalige Hofmeiſter des Prinzen, „und der nunmehrige geheime Rath und Cabinetsſekretär Theobald; Frau Weberin, „ich bitte Sie um einen Titel, der mir lieber „iſt, als alle andre, nehmen Sie mich für „Ihren Sohn an! und Sie, Mademoiſelle! „— Sie bitt' ich um Ihre Hand und Herz!—

Verwirrung, Beſtürzung, Thränen, hohe Freude, Blick in Luſtgefilde der Zukunft, dies alles ſtürmte dergeſtalt auf die beyden guten Seelen loß, daß ſie ſich nicht zu retten wußten, nur ſtammeln, nicht reden konnten. Theobald ruhte ſtill und blickte vor ſich nieder, endlich ermannte ſich die Mutter und ſagte: Herr geheimer Rath! oder Freund! ich weiß Sie nicht zu nennen — mein Kind — iſt mein einziges irrdiſches Gut, wollen Sie ſo gütig ſeyn, und uns beyde nur eine Stunde allein laſſen? Theobald erwiederte: von Herzen gerne, und ſtund auf. Bleiben Sie beliebigſt! ſagte die Tochter mit bewegtem Gemüth und glühenden Wangen, ich bitte, bleiben Sie! Theobald ſetzte ſich wieder. Nun fuhr Amalia fort: Liebe Mama! warum ſollen wir uns unter vier Augen über eine Sache beſprechen, die entſchieden iſt? Die Mutter verſetzte: nachdem du dich ſo erklärſt, meine Tochter! haſt du freilich recht.

Amalia. Ich weiß, Mama! Sie haben mir immer geſagt, ich ſollte mir ſelbſt einen Gatten wählen, Sie wollten mit meiner Wahl zufrieden ſeyn, jetzt wähl' ich — hier ſtockte ihr die Rede, und ein Bach von Thränen ſtürzte ihre Wangen herab, per Sympathie weinte die Mutter mit, und Theobalden ſelbſt drungen die Thränen in die Augen. Nach einer ſehr empfindſamen Minute, ſagte die Frau Weberin: Freund! Sie ſprechen mich um meine Tochter und um den ſüßen Sohns-Titel an, Sie ſind uns längſt als ein vortreflicher Mann bekannt, dies war das höchſte, das ich in dieſer Welt wünſchen konnte, habs aber nie wagen dürfen.

Theobald. Gott ſey gelobt! — nun ſo wende ich mich auch an Sie, Mademoiſelle! und bitte um Ihr ewiges Ja! — Amalia antwortete: Wenn das, was man Brautliebe nennt, zu dieſem Ja nöthig wäre, ſo könnte ich noch zur Zeit nicht antworten, wenn aber tiefe Hochachtung, eine innige Verehrung und ein ſehr geheimes ahndendes Gefühl der vollkommenſten ehelichen, nicht Brautliebe, genug iſt — Herr geheimer Rath! — ſo bin ich ewig die Ihrige. —

Theobald ſtutzte und beſann ſich; indeſſen giengen ihm die Augen auf, und er erblickte die glänzendreine und unſchuldvolle Engelsſeele dieſes herrlichen Mädchens in ihrem hohen Licht. Brautliebe konnte Amalia gegen den Theobald noch zur Zeit unmöglich haben, denn dazu wird ein ſtufenweiſes Verlieben erfordert, das durch Umgang und gefälliges Betragen erſt nach und nach erzeugt wird; freilich verlieben ſich viele plötzlich und heftig, allein das iſt keine Brautliebe, ſondern Inſtinkt, Hätte ſie nun wie ein Alltagsmädchen geſprochen, ſo hätte ſie eine Masque vorgehangen, und hätte geſagt: Ja ich liebe Sie! das that ſie aber nicht, ſondern mit der edelſten Aufrichtigkeit entdeckte ſie die Wahrheit von dem, was ſie empfand; ſie hatte Ehrfurcht für dem edlen Manne, und ſein ganzes Daſeyn machte einen Eindruck auf ſie, der ihm wie die Morgenröthe eines ganz heitern und vortreflichen Sommertags vorkam. Wie ſicher konnte er nach dieſer Erklärung ſeyn, daß ihn Amalia nie täuſchen würde? — innig gerührt ſchloß ſie Theobald in ſeine Arme, vortrefliche Seele! fieng er an: nun ſo erwarte ich dann Ihre theure Liebe, und damit reichte er ihr ſeine rechte Hand, ſie ſchlug ein, die Mutter legte die ihrige auch auf, und ſegnete das Band mit empfindungsvollen Thränen.

Theobald ahndete unausſprechliches Glück aus dieſer Verbindung, ſeine Seele war Gott immer gegenwärtig, und er beugte ſich innig und immerwährend in ſeinem innerſten, aus Dank gegen die Vorſehung, die ihn ſo väterlich geleitet hatte.

Nun machte er ins geheim Anſtalten zur ehelichen Einſegnung, welche er ohne weitere Umſtände noch dieſe Woche vornehmen wollte;

er gab ſeiner Braut und ihrer Mutter Geld genug, damit ſie ſich das Nöthige anſchaffen, und ſich ſo viel als nöthig war, aus dem Staube wieder erheben konnten. Theobalds Beſuch bey den Frauenzimmern hatte indeſſen Aufſehen gemacht, das nicht zum Beſten der Jungfer Amalia wirkte, denn man glaubte, der fremde Herr habe ihrer Tugend eine Falle geſtellt, allein wie verwunderte man ſich, als es bekannt wurde, daß der Herr geheime Rath Theobald die Mademoiſelle Weberin heurathen würde; das gieng über allen gewöhnlichen Menſchenverſtand; Ey Herr Gott! — Ey Herr Jemini! — Nun das iſt doch unbegreiflich! — erſcholl aus aller Frau Baſen Munde, und die mehreſten, beſonders diejenigen, die die Weberinnen am ſcheelſten angeſehen und gedemüthigt hatten, erſchienen nun in Gala und gratulirten der Jungfer Braut und zukünftigen Frauen geheimen Räthin aufs demüthigſte; andre brave wohlthätige Frauen aber kamen zu ihnen ohne Ceremonien, und zollten in ihrer Gegenwart dem Vater der Menſchen eine Thräne des Danks. Die erſten wurden ſehr gleichgültig und eben ſo feyerlich empfangen als ſie kamen, und bey den andern leerte man das Herz aus.

Der Amtmann, der nun ſchon ahndete, was man mit ihm vorhatte, doch aber durch Geld, gute Worte und Freunde ſich zu retten gedachte, machte den Höfling: er zog ſein beſtes Bortenkleid an, und wanderte zu den Frauenzimmern, denen er mit größter Höflichkeit Glück wünſchte, und ſich ihrer Protection empfahl. Zugleich nahm er Anlaß von ſeinem Verfahren gegen ſie zu reden, und ſich wegen denſelben mit allerhand nichtigen Ausflüchten zu entſchuldigen, allein man begegnete ihm eben ſo höflich, und Amalia beantwortete alle Bitten mit dem Gemeinſpruch: Jede gute Sache empfiehlt ſich ſelbſt. Von hier gieng er zu Theobald, der auf die nemliche Art verfuhr. Ich mag meine Leſer mit Sachen nicht aufhalten, die nicht zu meinem Zweck dienen, genug, Theobald wurde getraut, der Amtmann abgeſetzt, und lebenslang in ein erträgliches Gefängniß gebracht, und jener feilen Dirne wurde auf eine Zeitlang ihre Wohnung im Zuchthauſe angewieſen.

Das achte Hauptſtück.

Theobald hatte nun durch Amalien Sannchens Lücke wieder ausgefüllt, und ſeine würdige Schwiegermutter lebte nach einer langen und ſchweren Prüfung wieder in Ehren und ſehr glücklich, denn Theobald nahm ſie zu ſich, und betrug ſich ſo gegen ſie, als wenn er ihr ſein ganzes Glück zu verdanken hätte. Gewiſſermaßen war das auch wahr, denn in Amalien fand er alles, was man nur von der edelſten Gattin erwarten kann. Sie fieng auch wieder an aufzublühen, und ſie erreifte zu einer Schönheit, die am ganzen Hofe Aufſehen machte. Indeſſen erſchien ſie ſehr wenig bey öffentlichen Gelegenheiten, außer wo es Wohlſtand und Pflicht erforderten. Aber eben dies; daß man ſie ſo ſelten ſahe, erhitzte die Wünſche verſchiedener Hofſchranzen, welche ihr die Cour zu machen ſuchten, und ſichs gleichſam zum Ziel ſetzten, dieſe hohe und geprüfte Tugend zu bekämpfen und zu beſiegen; alle Pfeile aber prellten an Minervens Schilde ab, und Theobald genoß das hohe Vergnügen, der einzige Geliebte zu ſeyn, und ein Muſter der Tugend zu beſitzen. Sie ſollte aber noch einen härtern Kampf beginnen, und in ihrer gefährlichen Laufbahn auf die höchſte Probe geſetzt werden, denn der Fürſt ſelbſt fieng an, ein Auge auf ſie zu werfen; ſeine Gemahlin war ſchwächlich, und er ein geſunder, ſtarker und lebhafter Mann, daher empfand er eine Neigung gegen Amalien, die er zwar lange, aber mit viel zu ſchwachen Waffen zu bekämpfen ſuchte, ſo daß er endlich unterlag, und Verſuche zu machen anfieng.

Die Kunſtgriffe und Ueberwindungsmittel, welche der Fürſt anwendete, Amaliens Tugend zu beſiegen, ſind aus allen Luſtſpielen und Romanen ſo bekannt, daß es mich anekelt, ſelbige hier abzuſchreiben; genug er verſuchte alles, aber vergebens, ſeine Präſente bekam er allemal wieder zurück, und ſie wich ihm bey jeder Gelegenheit mit einer tiefen Verbeugung aus.

Dieſe Sprödigkeit, wie die heutigen Männer nach der Mode die edelſte der Tugenden zu nennen belieben, machte den Fürſten nur noch hitziger, ſo daß er zudringlich zu werden anfieng. Jetzt deuchte es Amalien Zeit zu ſeyn, mit ihrem Manne über die Sache Rath zu pflegen, denn bis dahin hatte ſie ihm alles ſorgfältig verhehlt. Theobald erſchrack von

Herzen, denn er ahndete ein ſchweres Gewitter, welches ſich über ſeinem Haupte zuſammen ziehen könnte, indeſſen beyde waren in Leiden geübt, und ſie machten ſich zu allem gefaßt.

Der erſte Schluß, welchen ſie abfaßten, beſtund darinnen: Amalie ſollte dem Fürſten bey erſter Gelegenheit, zwar mit der gehörigen Ehrerbietung, doch aber mit aller Würde der Tugend, kurz und gut ihre ganze Geſinnung ſagen, würde das fruchtlos ſeyn, ſo waren beyde entſchloſſen, ſich je eher je lieber vom Hofe zu entfernen, und ſich ſo gut zu nähren, als ſie könnten, auch lieber jedes Elend zu erdulden, als auf ſolche ſchreckliche Weiſe zu ſündigen.

Die Gelegenheit, dem Fürſten die Wahrheit zu ſagen, äußerte ſich bald, Theobald wurde in Geſchäften auf etliche Stunden von ſeiner Frauen entfernt, und dieſer Zeit bediente ſich der Fürſt Amalien ſeine Viſite zu machen; er fand ſie in ihrem Cabinet, wo er ſie ganz unvermuthet überraſchte, mit Nähen beſchäftiget; daß ſie erſchrack, läßt ſich leicht denken, ſie faßte ſich aber ſo gut ſie konnte, ohne ihre Angſt merken zu laſſen; jetzt bediente ſich der Fürſt ſeiner Autorität, und er fieng an ſehr dreiſt in ungeziemenden Zumuthungen zu werden; nun deuchte es Amalien Zeit zu ſeyn, ihre Rechte als Menſch auch gegen Fürſten zu behaupten, ſie trat daher mit Majeſtät vor den Fürſten hin und ſagte: Ew. Durchlaucht erlauben Ihrer unterthänigſten Dienerin ein Wort zu reden.

„Sehr gerne, meine Schöne!

Durchlauchtigſter Fürſt! Ew. Durchl. können über alle meine Kräfte gebieten, alles, was Dero Dienſt in billigen Dingen von mir fordert, ſoll mir nicht zu ſchwer ſeyn. Alles, was Ehrfurcht leiſten kann, ſteht Ihnen zu Befehl; ſobald aber von Dienſten die Rede iſt, die gegen höhere Pflichten ſtreiten — Durchlauchtigſter Fürſt! (hier nahm ſie eine furchtbar drohende Miene an) da ſind Sie Menſch — und ich bins auch, und verzeihen Sie, wenn ich mich da auch aller Rechte der Menſchheit bediene. Hier vor dem furchtbaren Allgegenwärtigen ſchwöre ich, lieber mich in meinem Blute zu wälzen, lieber alles zu dulden, als die eheliche Treue zu verletzen. Verzeihen Sie, gnädigſter Herr! das iſt meine unwiderrufliche Erklärung.

Wie vom Donner gerührt ſtand der Fürſt da, und ohne ein Wort weiter zu ſagen, eilte er fort.

Amalie hatte lange auf dieſe Rede ſtudirt, daher floß ſie ihr wie fließendes Feuer von den Lippen, ſo wie ein Blitz aus den Wolken auf die prächtige Thurmſpitze hindonnert, und eiſerne Stangen zerſchmelzt.

Bald kam Theobald nach Hauſe, Amalie erzählte ihm was vorgefallen war, und beyde erwarteten nun fürſtliche Rache; indeſſen dieſe fiel nicht ſo ſchwer aus, der Fürſt war eine Zeitlang finſter gegen Theobald, allein er dachte zu edel, als daß er ſich ſtrenger hätte rächen können; zudem fand er nicht lange hernach ein lediges Frauenzimmer, welche nicht ſo unbezwinglich war, an welche er ſich addreßirte. So wie die verbotene Neigung des Fürſten gegen die geheime Räthin verloſch, ſo entſtand eine unbegränzte Hochachtung gegen ſie, und er wußte ſeiner würdigen Gemahlin ſo viel zu ihrem Vortheil zu erzählen, daß dieſe aufmerkſam auf ſie wurde, ſie oft zu ſich kommen ließ, und ſie endlich, ohngeachtet ihrem bürgerlichen Stande, zur vertrauteſten Geſellſchafterin ihrer letzten Lebenstage machte; unbeſchreibliches Vergnügen genoß Amalie am Krankenbette der theuren Dame, ſie kam faſt nie von ihr, und hier ſah ſie den Fürſten oft als Gatten und als Chriſt glänzen, und in dieſen Tagen half ſie vieles dazu beytragen, daß ſein ſittlicher Karakter gebeſſert, und die Mätreſſe zum unendlichen Vortheil des Fürſten und des Landes entfernt und bürgerlich verſorgt wurde. Die Fürſtin vermachte ihr auch in ihrem Teſtamente ein anſehnliches Landgut, welches in der Folge Theobalden und ſeiner Gattin viele heitere Tage und reines Vergnügen gewährte.

Nach dem Tode der Fürſtin lebte ihr Gemahl noch etliche Jahre, aber er wurde nie wieder ſo heiter als vorher, er fieng auch an zu kränkeln, und Theobald mit ſeiner Amalien genoſſen ſeine Gnade immerfort, ob er ihn gleich nicht weiter beförderte, er blieb immer was er war; indeſſen war er auch wohl damit zufrieden. Ueberhaupt hatte der Fürſt die Eigenſchaft, daß er für jedes Amt den gehörigen Mann wählte, und wenn er der Erwartung entſprach, ſo konnte man ſich feſt darauf verlaſſen, daß er lebenslang keinen Schritt weiter kommen würde; zuweilen traf ſichs, daß der Fürſt in dem Karakter eines Mannes geirret hatte, und nur in dieſem Fall geſchahen Promotionen.

Endlich ſtarb dieſer rechtſchaffene Regent, er wurde allgemein bedauert; indeſſen glaubte jeder, der Erbprinz würde, nach allem was man von ihm wußte, noch ein beſſerer Fürſt werden, und man betrog ſich nicht. Dieſer Herr verließ ſich auf Theobald und Schönemann, den erſten ernannte er alſo ſort zum wirklichen geheimen Staatsrath, mit Beybehaltung des geheimen Cabinetſiegels, und Schönemann wurde Generalſuperintendent; ohne dieſe beyden Männer that der neue Fürſt nichts, ſie machten ſein Cabinet aus, und Fürſt und Land fuhren ſehr wohl dabey. Zudem ſtiftete der Fürſt eine ſehr gute Loge, in welche aber kein Menſch angenommen wurde, der nicht einen untadelhaften Karakter, und richtige Religionsbegriffe hatte; der Fürſt war ſelbſt Meiſter vom Stuhl, und Theobald und Schönemann waren Vorſteher. Was dieſe Loge für eine gute Wirkung that, das läßt ſich nicht genug rühmen, denn alle hatten keinen andern Entzweck, als wahre Selbſtvervollkommnung und ächte Glückſeligkeit der Menſchen. Doch von dieſer Materie kein Wort mehr.

Nun will ich noch eine Schwärmergeſchichte erzählen, und damit dieſes Werk beſchließen, denn dieſe Materie iſt eigentlich der Zweck, warum ich dieſes Buch geſchrieben habe. Ich wollte den ſeligen Mittelweg zwiſchen Aberglauben und Unglauben zeigen, und ich glaube meine Pflicht erfüllt zu haben. Heut zu Tage iſt nichts ſchädlicher als Schwärmerey, denn dieſe befördert den Unglauben äußerſt deutlich. Geſunde reine vernünftige Religionsbegriffe müſſen heutiges Tages von allen Männern, die Kraft dazu fühlen, gelehrt und geprediget werden; die Offenbarung Gottes an die Menſchen muß dazu die Grundlage abgeben, und dann wird Aberglaube und Unglaube ſchwinden, und die Wahrheit wird endlich ohne Zweifel ſiegen.

Als der neue Fürſt etwa ein Jahr regiert hatte, und nunmehr alles in ſeinen ordentlichen Gleiſe gieng, ſo fieng ein gewiſſer Handwerksmann, Namens Stibius, an, Aufſehen zu machen; dieſer Mann war ein Schneider, und wohnte zu Liebenkirchen, einem entfernten Landſtädtchen des Fürſtenthums. Stibius hatte bey einem Meiſter gelernt, der ein Separatiſt war, und die Wiederbringung aller Dinge, und die damit verbundene Reinigung nach dem Tode glaubte. Peterſens Schriften und die Berlenburger Bibel waren ſeine Hauptlektüre; übrigens war er ein ſtiller ſehr rechtſchaffener äußerſt liebenswürdiger Mann; ich kann nie ohne Ehrfurcht an den alten Greiß denken, denn er war einer aus tauſenden, auf den auch die allerkühnſte Schmähſucht kein Wort zu ſagen wußte, ich hab ihm ſehr wohl gekannt, und mich öfters mit ihm unterredet. Der junge Stibius bildete ſich ganz nach dieſem Manne, und nahm auch ſeine Grundſätze von dem Fortſchritt zur Vollkommenheit nach dem Tode, und die Wiederbringung aller Dinge an, auf ſein Leben und Wandel ließe ſich ebenfalls nichts ſagen.

Hier muß ich doch eine ſonderbare Geſchichte erzählen, die ſich mit dem ehrwürdigen Greiß dem Meiſter des Stibius zutrug, als dieſer bey ihm in der Lehre war; es wurde ins Geheim von dieſer Sache gemurmelt, ich war begierig, hinter die Wahrheit zu kommen, ich gieng zu dem Manne, traf ihn allein, redete ihm ins Gewiſſen, und unter der Betheurung, bey ſeinem Leben nichts davon zu ſagen, erzählte er folgender Geſtalt:

„Ich hatte ehemals einen Geſellen, der
„hieß J... er war einerley Geſinnung mit

„mir, und wir liebten uns ſo zärtlich wie Brüder, und da er ſchwächlich war, und zuweilen zu Bett liegen mußte, ſo behielt ich ihn bey mir. Endlich bekam J... vollends die Auszehrung. Ich wartete und pflegte ihn ſo gut ich konnte, und wir unterredeten uns beſtändig von dem Leben nach dem Tode. Endlich, als es mit ihm zum Ende gieng, ſo ſaß ich einſt vor ſeinem Bette; er war ſehr munter und voller Hofnung auf die Zukunft, und ich auch voller Zuverſicht; in dieſer Seelengeſtalt ſagte ich zu ihm: Lieber J... ich hätte wohl eine Bitte an dich, wenn du kannſt, gewähre ſie mir, erſcheine mir nach dem Tode, und erzähle mir wo du biſt, und wie es in der andern Welt beſchaffen iſt. J... drückte mir die Hand, und antwortete: Lieber Meiſter! wenns mir zugelaſſen wird, ſo ſolls geſchehen.

„Endlich ſtarb der gute J... ganz ruhig, ich ließ ihn begraben, und da ich Wittwer bin, und allein ſchlief, ſo ſaß ich alle Abends eine Zeitlang im Finſtern auf meinem Bett, und wartete ganz ruhig und ohne Furcht, ob mir J... nicht erſcheinen würde? es vergiengen etliche Wochen, und ich ſah und hörte nichts; endlich verzweifelte ich an der Er-

„ſcheinung, und ich dachte gar nicht mehr „daran. Ungefähr nach ſechs bis acht Wochen gieng ich einſt etwas ſpät ſchlafen, ich „ſaß eine Weile im Bette und kratzte mich an „den Füßen, ohne im geringſten etwas anders „zu denken, als daß die Schärfe, die ich in „der Bruſt hatte, nunmehr in die Füße ziehen „würde, indem ich am erſtern Ort Erleichterung ſpürte, und mich letztere ſehr juckten. „Ein kleiner Schimmer von der rechten Seite „von der Wand her, machte mich aufmerkſam, „ich ſah hin, und fand, daß ein weißlichter „Nebel von Menſchenlänge da ſtand, der ſich „in einer halben Minute zu einer ordentlichen „Menſchengeſtalt formte; jetzt fieng ich an „zu glauben, daß es mein ſeliger J... ſeyn „müſſe; ich empfand nicht die geringſte Furcht „bey mir, freudig fieng ich an: biſt du da, „J...? die Geſtalt antwortete mir ſehr deutlich: Ja! voller ſchauerliches Vergnügen „fragte ich weiter: wie gehts dir und wie iſt „dein Aufenthalt beſchaffen? der Geiſt antwortete mir ganz vernehmlich, doch mit einer „dumpfen Stimme: mir iſt ſehr ruhig wohl, „aber ich genieße das Anſchauen Gottes noch „nicht, und dies macht mich etwas ſchwermüthig, denn ich bin noch nicht vor Gericht

„geweſen. Ich befinde mich in einer ſehr großen weitläuftigen Gegend, wo eine Dämmerung iſt, weder Tag noch Nacht; gegen Morgen iſt das Licht durch ein groſſes Gewölke verſchloſſen. Ich bat ferner, er möchte mir doch noch einmal erſcheinen, wenn es ihm erlaubt wäre, und wann ſein Zuſtand verändert würde, darnach verſchwand er, und ich ſah ihn nicht mehr. Dieſe Erſcheinung machte mir viele Nachdenken; ich harrte wieder etliche Wochen ohne etwas zu ſehen, und ich verzweifelte wieder, daß er erſcheinen würde, doch ich irrte mich, denn gegen 10 Uhr erſchien die Geſtalt abermal, an dem nemlichen Orte, aber weit anders, als vorher, ſie ſah heller, und ich muß ſagen, fürchterlich aus, ſo daß mir angſt und bang wurde; doch wagte ich es und fragte: wie ihm zu Muth ſey? drohend antwortete er mir, und ſagte: Wenn es Gottes Wille wäre, daß die Menſchen den Zuſtand jenes Lebens wiſſen ſollten, ſo würde er es gewiß offenbaret haben; begnügt euch mit dem Glauben, bis ihr zum Schauen gelangen werdet. Während dieſer Rede wurde die Geſtalt ſo drohend, daß mir der Angſtſchweiß ausbrach, und ſie verſchwand.“

Daß der Greiß überzeugt war, er habe das alles geſehen und gehört, daran darf niemand zweifeln, ich meines Orts bin in ſolchen Fällen Zweifler, aber nicht Läugner, ich laſſe alles an ſeinem Orte ſtehen, und urtheile nie. Diejenigen, die über ſo etwas lachen, beweiſen, daß ſie weder der geoffenbarten noch geheimen Natur bis in die erſten Getriebe geſehen haben, und die alles glauben was ſie hören und ſehen, ſind abergläubiſch, auch hier gilt das Motto dieſes meines Werks, der Weiſe geht immer den Mittelweg, und vermeidet die äußerſten Gränzen.

Stibius hatte alle Grundſätze ſeines Meiſters eingeſogen, aber nicht ſeine Mäßigung gelernt; die vortreflichen Sitten des Alten waren nicht der Gegenſtand ſeiner Nachahmung, ſondern nur ſeine paradoxen Meinungen, und dieß iſt der Fall der mehreſten Nachbeter. Der Alte ſtarb, Stibius heurathete, ſetzte ſich, wurde Meiſter, las allerhand ſchwärmeriſche Schriften, und beſonders Dippels Werke, und da er den Zweck nicht hatte, ſich ſelbſt zu vervollkommnen, ſondern nur durch Wiſſen ſich aufzublähen, ſo kam er bald auf die Stufe, auf welcher größere Männer als er, ſogenannte Erzketzer geworden ſind.

Durch vieles Leſen und Erhitzung der Einbildungskraft hatte er ſich eine Geſchicklichkeit erworben, mit vielem Nachdruck, und für den gemeinen Mann, der zum Prüfen ungeſchickt iſt, ſehr übertäubend zu reden; ſeine Zuhörer wurden hingeriſſen und ganz in den Geiſt der Schwärmerey verſetzt. Anfänglich war in der ganzen Sache nichts unſittliches, ſeine Anhänger vermehrten ſich ſehr, und waren ſtille und ordentliche Leute, allmälich aber giengs weiter; ſeine Grundſätze waren eigentlich folgende:

1. Der Menſch iſt völlig frey, er kann ungehindert wirken, und thun was er will, er iſt, ſo weit er reichen kann, Herr in der Schöpfung.

2. Der Menſch iſt zur Glückſeligkeit beſtimmt, je glücklicher er ſich machen kann, deſto mehr erfüllt er ſeine Beſtimmung.

3. Die Befriedigung der ſinnlichen Begierden vergnügt den Menſchen, ſie macht ihn glücklich, ſie gehört alſo auch zu ſeiner Glückſeligkeit, und er hat das Recht dazu.

4. Indem der Menſch ſeine ſinnlichen Lüſte befriedigt, welches eigentlich ſeine Beſtimmung in dieſer Welt iſt, verſäumt er die Vervollkommnung ſeines Geiſtes, durch welche er noch höhere Vergnügen genießen würde, dieſe ſind für jene Welt beſtimmt. Nach dem Tode muß alſo der Menſch noch viele Reinigungen durchgehen, bis er zu jenen hohen Geiſtesvergnügen, oder zur ewigen Seligkeit kommt.

5. Es giebt keine eigentliche Verdammniß oder ſogenannte Hölle, oder Strafen, ſondern alles, was die heilige Schrift ſo nennt, ſind bloße Reinigungsmittel, die den Menſchen zum erhabenen Genuß der Geiſtesvergnügen immer fähiger machen.

6. Chriſtus iſt der Seligmacher, durch ſeinen Geiſt führt er den ganzen Reinigungsprozeß in Zeit und Ewigkeit aus u. ſ. w.

Ein jeder Vernünftiger ſieht leicht ein, daß in dieſem ganzen Lehrbegriff eigentlich nur ein einziger Punkt ſchädlich iſt, nemlich: die Erlaubniß, die ſinnlichen Lüſte nach Wunſch befriedigen zu dürfen, dieſe Lehre iſt abſcheulich, und aller Sittlichkeit zuwider, und nur allein dieſer machte die Stibianer, wie man leicht denken kann, unglücklich.

Im Anfang gieng alles ordentlich zu, nur etliche Familien zu Liebenkirchen verſammleten ſich bey dem Stibius, und ließen ſich von ihm unterrichten; allein eben die fleiſchliche Freiheit, welche er unter der Hand einflößte, und welche die allerangenehmſte Lockſpeiſe war, die ein Sektenſtifter nur an ſeine Angel thun kann, machte, daß ſich dieſe Sekte bald durchs ganze Land ausbreitete, und zwar um ſo viel geſchwinder und gefährlicher, als es ein Grundſatz dieſer Leute war, in allen ihren Begriffen geheim zu ſeyn, niemand wurde zu ihren geheimen Zuſammenkünften gelaſſen, bis ſie von ſeinem völligen Beyfall gänzlich überzeugt waren.

Nach und nach äußerten ſich die gefährlichen Folgen dieſer böſen Lehre, denn da man jede Luſt zu befriedigen für Pflicht hielt, ſo blieb man nicht mehr bey dem Genuß ſeines Eigenthums, und dies war ſehr natürlich; die unerſättlichen Begierden der Seele gehen ins unendliche, und haben bald in dem engen Bezirk der eigenen Beſitzthümer aufgeräumt, der Bauer muß alsdann eben ſo gut auf Eroberungen ausgehen, als der König. Die Geiſtlichen bemerkten zu allererſt die Unordnungen unter dem Volke, ſie forſchten nach, und hörten nun, daß unter den Stibianern * und beſonders in ihren Verſamlungen, greuliche Dinge vorgehen ſollten. Viele begnügten ſich damit, daß ſie von den Kanzeln herunter auf die Stibianer losdonnerten, und das war auch wirklich das leichteſte, das ſie thun konnten, wie wenig das aber fruchtet, beſonders bey dergleichen Leuten, das hat von jeher die Erfahrung gelehrt, und ſie lehrt es noch täglich. Andre ließen ſich durch ihre Weiber referiren, was in ihren Gemeinden vorgieng; die Weiber empfiengen ihre Nachrichten von jenen Ohrenbläſerinnen, welche umherſtreichen, und Neuigkeiten ausſpähen, um zuweilen mit der Frau Pfarrerin eine gute Taſſe Caffee ausſchlurfen zu können; wie viel da die Wahrheit leidet, iſt bekannt. Wenn nun ſolche übel unterrichtete Männer entweder auf der Kanzel, oder bey ſonſtigen Gelegenheiten

---

* Daß der Rädelsführer in der That nicht Stibius geheiſſen habe, und daß alſo auch das Wort Stibianer der rechte Name nicht ſey, verſteht ſich, ich darf noch zur Zeit denſelben nicht entdecken.

ſchiefe Urtheile fällen, wie dies nicht anders möglich iſt, ſo verderben ſie mehr, als ſie nutzen, denn weil ſich niemand recht getroffen findet, ſo wird er auch nicht erlegt.

Einer aber unter den Predigern ergriff das rechte Mittel; er war ein eifriger Mann, und der auch zugleich die wahre Klugheit beſaß, ſolche Sachen zu behandeln, wie ſie behandelt werden müſſen; er beſuchte die Leute in ihren Häuſern, und forſchte ihre Grundſätze aus; dieſe entdeckte er vollkommen, die Handlungen aber, die ſie in ihren Verſammlungen trieben, brachte er freilich durch Locken nicht heraus. Endlich verſuchte er einen braven rechtſchaffenen Mann, der auch unter die Stibianer gerathen war, zu überzeugen, und ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen, und dies gelung ihm; der Mann fieng endlich an zu weinen und zu beklagen, wie ſehr er verführet worden, und nun geſtund er die greulichſten Dinge, z. B. wie ſie die Gemeinſchaft der Weiber einzuführen ſuchten, und daß wirklich einige im Ehebruch lebten; daß ſich verſchiedene zu Raub und Mord verbunden hätten, und nächſtens unter der Anführung eines gewiſſen Mannes nächtliche Einbräche bey ſolchen Männern, die ihnen vorzüglich zuwider ſeyen, wagen würden, daß ſie ihre Verſammlungen alle des Nachts hielten, in den Kellern zuſammen kämen, und ſich dort mit Beſchwörungen, Geiſter zitiren und Schatzgraben beſchäftigten, und was dergleichen Greuel mehr waren. Durch dieſen Mann erfuhr auch der brave Geiſtliche, daß die Sekte ſchon weit und breit um ſich gegriffen habe, und über tauſend Familien in und außerhalb Landes ins geheim treue Anhänger derſelben ſeyen.

Der ganze Grund dieſer ungeheuern Ausſchweifungen lag in der falſchen Anwendung des Begrifs von der Wiederbringung aller Dinge; der gemeine unaufgeklärte Menſchenverſtand ſchloß folgender Geſtalt: Wenns einmal gewiß iſt, daß alle Menſchen ſelig werden, ſo mag ich leben wie ich will, ich komme doch endlich zu der allgemeinen Beſtimmung des Menſchen zur Glückſeligkeit; ferner: Wenn ich mir hier den Genuß der zeitlichen Güter entziehe, ſo verlier ich ihn auf ewig, und das iſt ja wahrer Verluſt, indem mir doch der ewige Genuß in jener Welt nicht entgeht, ob er gleich etwas verzögert wird. Schreckliche Folgen! die alle Moralität zu Grunde richten! — wie ſehr beweiſt dieſe Erfahrung daß man keine Lehrſätze von der Art, auch dann, wann ſie wirklich Wahrſcheinlichkeit für ſich haben, ſo unreif unter das Volk bringen müſſe, und wie wichtig die Lehre der Religion von Belohnungen und Strafen nach dieſem Leben ſey.

Der Mann, welcher dem Geiſtlichen alle dieſe Dinge entdeckte, bat ſehr, ihn nicht zu verrathen, weil er ſonſt gewiß ums Leben kommen würde, der Prediger verſprach dieß, berichtete aber die ganze Sache in ihrer wahren Geſtalt ans Miniſterium, und nun kam ſie ins Cabinet, denn Schönemann legte ſie dem Fürſten vor. Jedermann zitterte für dieſer abſcheulichen Sekte, und der Fürſt übertrug die Commißion, dieſe Sache zu unterſuchen, dem geheimen Staatsrath Theobald, und dem Generalſuperintendenten Schönemann; beyde hielten nun Rath, wie dies Uebel am beſten zu entdecken, und wie ihm am gewiſſeſten zu ſteuern ſey; alles aber, was ſie beſchloſſen, wurde ſehr geheim gehalten, und dies war auch ſehr nöthig, denn in ſolchen, wie in allen Dingen, die von Wichtigkeit ſind, ſchläft der Verräther nie.

Zu allererſt wurde ein Commando Soldaten von 50 Mann beordert, nach Liebenkirchen zu marſchieren, und dort weitere Befehle zu erwarten; dann reiſten die beyden Commiſſarien in aller Stille auch dahin ab; die Soldaten wurden dort in alle Wirthshäuſer vertheilt, und der commandirende Officier, dem man den ganzen Plan anvertraut hatte, quartirte ſich bey die Commiſſarien ein.

Das erſte, was vorgenommen wurde, war ein unverdächtiges Geſpräch mit dem Rädelsführer Stibius; Theobald übernahm dies Geſchäfte darum, weil Schönemanns Anſehen als Geiſtlicher, Verdacht hätte erwecken können, Theobald aber als ein Weltlicher, konnte eher ſeine Abſichten verſtecken. Die Einrichtung wurde folgendergeſtalt getroffen: Theobald begab ſich in ein Zimmer, neben welchem ein Cabinet war, in dem man alles hören konnte, was im Zimmer geſprochen wurde; in dieſem hielt ſich Schönemann nebſt einem Sekretär auf, um alles, was vorgieng, zu Protokoll bringen zu können. Als nun alles in Ordnung war, ſo ließ Theobald den

Schneider Stibius rufen, und zwar mit dem Bedeuten, es ſey ein fremder Reiſender da, der ihn gerne ſprechen möchte; Stibius kam augenblicklich, denn in ſolchen Fällen trieb ihn ſein ſchwärmeriſcher Geiſt, in der Hofnung, Proſelyten zu machen. Theobald hatte ſich mit Vorbedacht ſimpel angezogen, denn er wußte, daß prächtige Kleider allemal den gemeinen Mann abſchrecken, vertraulich zu ſeyn. Stibius ſah ihn daher für einen gemeinen Reiſenden, für einen Kaufmann oder ſo etwas an, zudem war er kühn, er nahm alſo ohne weitere Umſtände einen Stuhl und ſetzte ſich zu Theobald hin. Dieſer freute ſich, daß ihn Stibius nicht kannte, denn dies würde ſein Vorhaben ohne Zweifel erſchwert haben, er betrug ſich alſo auch vertraulich, und hieß den Stibius ſeinen Hut aufſetzen, welches dieſer auch ohne Weigerung thät.

Nun fieng Theobald an: Meiſter Stibius, ich habe gehört, daß Sie und eine gewiſſe Anzahl Freunde von den gemeinen Grundſätzen der Religion in gewiſſen Stücken abweichen, und beſonders eine Reinigung nach dem Tode, und die Wiederbringung aller Dinge glauben, nun war ich auch ehemals ein Anhänger von dieſer Meinung, nach und nach

ab ich aber einen und andern Scrupel gefun-
en, über welche ich gern mit Ihnen reden
nöchte, können Sie mich überzeugen, ſo iſts
nir lieb, denn dieſe Lehre hat in der That
iel tröſtliches.

Stidius. Es iſt mir lieb, mein Herr!
aß Sie Zutrauen in mich ſetzen, ich will Ih-
en gern alle unſre Gründe ſagen, und ich
offe zu Gott, Sie werden dadurch überzeugt
erden.

Theobald. Wir wollen einmal ſehen, wie
eit wir kommen: Alle Sprüche der heiligen
Schrift, welche für die Wiederbringung ange-
ührt werden, weiß ich, und eben ſo gut die-
enigen Stellen, die ſie widerlegen ſollen, da-
mit wollen wir uns alſo nicht aufhalten; es
ommt hier nur alles auf die Folgen an, wel-
he eine ſolche Lehre in dieſem Leben haben
ann, denn das werden Sie mir doch zuge-
en, daß eine Lehre, welche den Menſchen
icht fromm, nicht tugendhaft, nicht geſittet
nacht, kurz, die der wahren Frömmigkeit zu-
wider läuft, unmöglich gut, und der Religion
ngemeſſen ſeyn kann.

Stid. Das hat ſeine vollkommene Rich-
igkeit, und wir glauben, daß eben die Lehre
on der Reinigung nach dem Tode, und von

der Wiederbringung, ein Mittel zur Frömmigkeit iſt.

Theobald. Eben das kann ich nicht einſehen. Zuerſt aber, damit wir nicht leeres Zeug reden, möchte ich gern wiſſen, was Sie unter Frömmigkeit und Gottesfurcht verſtehen.

Stib. Ey! wenn man nicht ſündigt, und ſich in allen chriſtlichen Tugenden übt.

Theobald. Was nennen Sie Sünde?

Stib. Wenn man die Gebote Gottes nicht hält, und wenn man ſie hält, ſo iſt das chriſtliche Tugend.

Theobald. Ganz recht! allein der Gebote Gottes ſind gar viel; mir dünkt aber, man könne ſie alle unter die Liebe Gottes und des Nächſten begreifen.

Stib. Das iſt gewiß, Gott lieben und den Nächſten, iſt die Summe aller Gebote Gottes.

Theobald. Was haben Sie aber für einen Begriff von der Liebe Gottes? wie liebt man ihn?

Stib. Wenn man alle ſeine Wohlthaten, geiſtliche und leibliche überdenkt, und beſonders auch diejenigen, daß er alle Menſchen, böſe und gute, noch dereinſt nach dieſem Leben glücklich machen will, ſo erſinkt man für

Demuth und Liebe für dieſem großen und guten Gott; glaubt man aber, daß er wegen der Uebelthaten kurzer Jahre, ſeine Menſchen eine unendliche Ewigkeit durch, mit den grauſamſten Plagen martern werde, ſo kann man Gott nicht lieben, im Gegentheil muß man ein Weſen haſſen, das Menſchen zu einem ſolchen erſchrecklichen Unglück erſchaffen hat, denn Er wußte ja vorher, daß ſie gottlos leben würden, und doch ſchuf Er ſie.

Theobald. Dieſer Gedanke iſt richtig, niemand kann mit Grund etwas dagegen einwenden. Aber ich habe noch einiges dabey zu erinnern, erſtlich: dieſe Liebe zu Gott, welche durch die Betrachtung ſeiner Güte und Barmherzigkeit entſteht, muß ſich auch in guten Werken äußern; denn Gott iſt mit dieſer Liebe nicht gedient, Er bedarf ihrer gar nicht; wenn wir weiter nichts thun, ſo ſind wir unnütze Knechte.

Stib. Das iſt natürlich, die Liebe Gottes führt nun auch dazu, daß wir unſern Nebenmenſchen lieben.

Theobald. Dies iſt einer von den Hauptpunkten, worüber ich gern mit Ihnen reden wollte: Wie glaubt ihr, daß ſich die Liebe des Nächſten äußern müſſe?

Stib. Ey das iſt leicht zu begreifen: wenn man ſeinen Nebenmenſchen, beſonders den Nothleidenden hilft, und wenn man überhaupt ſeinen Nächſten Vergnügen macht.

Theobald. Aber das Vergnügen ſowohl als das Helfen kann auf mancherley Art geſchehen. Vielerley Vergnügen ſind ſchädlich, und führen zum Unglück, und manchmal hilft man auch wohl jemand zu ſeinem Schaden.

Stib. Das wüßt ich nicht; Gott hat ja den Menſchen zum Genuß des Vergnügens erſchaffen, wofür haben wir Geruch, Geſchmack, Gefühl, Gehör und Geſicht, als daß wir damit genießen ſollen?

Theobald. Glauben Sie denn, daß der Menſch alles ſchlechterdings ſo lange genießen dürfe, als er kann, ohne ſeine Begierden im Zaum zu halten?

Stib. Doch wohl mit einiger Einſchränkung, ſo daß man am Genießen bleiben kann, ohne ſeiner Geſundheit zu ſchaden.

Theobald. Wiſſen Sie aber auch, daß die Begierden des Menſchen unendlich ſind, und daß man mit dem Vergnügen machen nie fertig wird, wenn man dieſe Lehre annimt? — Sehen Sie auch wohl ein, daß dann keine menſchliche Geſellſchaft beſtehen kann, inem der Mächtigere alsdann alles an ſich reiſſen wird; weil die ganze Erde mit allem was ſie hat, bey weitem nicht hinlänglich iſt, die Begierden eines Menſchen, der keine Schranken kennt, zu ſättigen, und weil alsdann die ganze Menſchheit zu Grunde gehen müßte?

Stib. Eben darum iſt das Verderben der Menſchen ſo groß, ſie ſollten ſich alle in dieſe Erdengüter zu gleichen Theilen theilen, einer ſollte ſo viel beſitzen wie der andre, weil im Grunde alle gleiches Recht dazu haben.

Theobald. Gut! wir wollen das einmal annehmen; da das aber nicht ſeyn kann, und jene Ordnung nicht eingeführt iſt, wie ſoll ſich da der Chriſt, der rechtſchaffene Mann betragen?

Stib. Er ſoll genießen ſo viel er kann.

Theobald. Meiſter Stibius! Ihrer Meinung bin ich nicht; genießen ſo viel man kann, und das verbunden mit dem Grundſatz, alle Menſchen hätten gleiches Recht zu den Gütern dieſer Welt, mir deucht, das ſey keine gute Lehre; z. B. Wenn nun ein ärmerer als Sie, ſo dächte, und beraubte Sie, theilte mit Ihnen wider Ihren Willen, oder wenn ein Mächtigerer, etwa der Landesherr ſagte: ich will genießen ſo viel ich kann, und nähm Ihnen das Ihrige, wären Sie wohl damit zufrieden?"

Stib. Nein, in beyden Fällen nicht.

Theobald. Nun wenn Sie es nicht zufrieden ſind, ſo ſind ja auch Ihre Grundſätze unrichtig. denn was Ihnen recht iſt, das iſt ja auch einen andern recht.

Stib. (lächelte) Mein Herr! jeder ſucht zu genießen, ſo viel ihm die Vorſehung Gelegenheit dazu giebt jeder thut ſein Beſtes; freilich ohne ſeinem Nebenmenſchen zu ſchaden.

Theobald mußte hier ſeinen Eifer mächtig zurück halten, denn er wollte gern noch weiter in ihn dringen, und ihn ausforſchen, er fuhr alſo fort und ſagte: nehmen Sie mir nicht übel, ich finde doch viel gefährliches in dieſer Lehre, und ich glaube, wenn die Wiederbringung aller Dinge dazu führt, daß ſie alsdann eine ſchädliche Meinung ſey. Die Befriedigung der ſinnlichen Begierden, mehr als die Erhaltung, Stärkung und Erhöhung der Leibes- und Seelenkräfte erfordern, hat lauter erſchreckliche Folgen, und das will ich Ihnen beweiſen:

1) Wenn der Menſch ſeine ſinnlichen Begierden zu befriedigen für ſeine Beſtimmung hält, ſo geht er immer weiter, er greift um ſich ſo weit er kann, drückt den Schwächern, und am Ende erreicht er doch ſeinen Zweck nie,

Die Befriedigung aller ſinnlichen Begierden kann alſo ſeine Beſtimmung nicht ſeyn, ſonſt könnte die Welt nicht beſtehen, man braucht ja nur zwey Augen, um das zu ſehen. Sie ſagen, die Glücksgüter ſollten unter die Menſchen gleich vertheilt ſeyn, aber Sie bedenken nicht, daß dann auch alle Menſchen ſich vollkommen gleich an Kräften ſeyn müßten, denn wenn das nicht iſt, ſo wird der Stärkere immer wieder dem Schwächern das Seinige entreiſſen, einer wird mit Recht mehr erwerben als der andere, und alſo auch mit Recht mehr beſitzen, ſo wie es auch wirklich in der Welt beſchaffen iſt. Die obrigkeitliche Gewalt iſt nun dafür da, jeden bey ſeinem Eigenthum zu ſchützen, und jeder andre fällt mit Recht in ihre Strafe, der weiter geht als ſein Eigenthum reicht. Sehen Sie, warum hier ſchon die Pflicht des rechtſchaffenen Mannes erfordert, daß er ſeine Begierden im Zaume halte. Haben Sie gegen dieſe Sätze etwas einzuwenden?

Stibius machte es wie alle Schwärmer, welche ihre Empfindungen für die Richtſchnur ihrer Handlungen halten, er ſuchte auszuweichen, und erklärte alles, was Theobald ſagte, für Vernünfteleyen. Dieſer fuhr fort und ſagte:

2) Haben Sie nicht oft bemerkt, daß die Befriedigung der ſinnlichen Lüſte allemal eine Traurigkeit hinterläßt? — ſobald der Genuß vorbey iſt, ſo iſt das Vergnügen verſchwunden; die größten Wollüſtlinge haben am mehreſten zu leiden.

Stid. Ja, das iſt wahr, darum muß man auch ſuchen, ununterbrochen am Genieſſen zu bleiben.

Theobald mußte ſich mit Gewalt halten, um den abſcheulichen Menſchen nicht zu mishandeln; mit Gelaſſenheit fuhr er fort:

Das iſt ja unmöglich, ohne ein wütendes Ungeheuer in der Welt zu werden.

3) Müſſen Sie nicht geſtehen, daß es doch eigentlich nur die Seele iſt, welche auch bey dem fleiſchlichſten Vergnügen genieſt.

Stid. Das iſt gewiß.

Theobald. Nach Ihren eigenen Grundſätzen iſt doch der Menſch ſchuldig immer mehr und mehr nach dem Vergnügen zu ſtreben, das am größten iſt?

Stid. Allerdings!

Theobald. Nun merken Sie wohl! es giebt Seelengüter, unendliche Güter, die jeder Menſch in unendlicher Fülle hier in der Zeit bis in alle Ewigkeit fort genieſſen kann, deren

Genuß mittheilbar iſt, je mehr ich andern mittheile, je mehr genieß ich ſelbſt. und die mich weiter nichts koſten, als ſie mit meinen Kräften, ohne weitere Auslage und Aufwand, zu erwerben, und dieſe Güter ſind Tugend und Gottſeligkeit.

Stib. Indeſſen führen dieſe Leute, die darnach ringen, ein elendes Leben, Kreuz und Trübſal verfolgt ſie allenthalben.

Theobald. Müſſen Sie nicht oft viele Mühe und Sorge anwenden, um zeitliche Güter zu gewinnen? Eben ſo machen den Menſchen dieſe Leiden zum Genuß jener wahren Güter immer geſchickter. Und dann empfindet der Chriſt auch im Leiden ſehr oft einen innern Genuß, der ihm weit angenehmer iſt, als alle rauſchende Vergnügen in der Welt.

Stib. Ich möchte den Verſuch nicht machen; beſſer iſts hier genießen, was man kann, und dort auch.

Theobald. Sie nehmen ja eine Reinigung nach dem Tode an, wovon wollen Sie dann gereiniget werden?

Stib. Von meinen Unreinigkeiten.

Theobald. Was heiſſen Sie Unreinigkeit?

Stib. Sünde iſt Unreinigkeit.

Theobald. Sünde iſt Gottes Gebot übertreten, und Gottes Gebot übertreten, heiſt das Geſetz der Natur nicht halten, und dies befiehlt, andern Leuten das nicht zu thun, was man von ihnen nicht gethan haben will; jetzt machen Sie ſich die Rechnung ſelbſt; ſo viel Vergnügen zu genießen als man kann, iſt wider das Recht der Natur, weil es andre am Genuß hindert; je mehr Sie alſo Ihren Grundſätzen folgen, deſto mehr ſündigen Sie, deſto ſtrenger iſt die Reinigung nach dem Tode; und nun iſt die Frage, ob die Reinigung hier nicht viel leichter und bequemer iſt, als wenn ſie dort geſchehen muß?

Stib. Ich kann mit Ihnen nicht diſputiren, denn Sie können nicht alles faſſen und ertragen, was ich Ihnen noch ſagen könnte.

Theobald. Ob ichs faſſen könnte, daran zweifle ich nicht, aber das Ertragen hat mehr zu ſagen.

Nun noch eins: Nehmen Sie auch die Bibel zur Richtſchnur Ihres Lebens an?

Stib. Allerdings.

Theobald. Dieſe lehrt aber auf allen Blättern die zeitlichen Güter mäßig genießen, und ſein Augenmerk auf die zukünftigen richten. Die Wiederbringung läßt ſie zweifelhaſt, aber ihre Moral nicht; jetzt urtheilen Sie ſelbſt, was der Menſch, der Chriſt thun ſoll?

Stib. Ja die Bibel leidet eben vielerley Erklärungen.

Theobald. Aber keine andre, als die ganz natürlich im Wortverſtande liegt. Doch genug, ich merke wohl, wir werden über unſre Glaubensartikel nicht einig. Nun hab ich noch einen Antrag an Sie.

Stib. Wo ich Ihnen dienen kann, da thue ichs von Herzen gerne.

Theobald. Das ſoll mich freuen, und wir beyde werden etwas ſehr Gutes ſtiften, wenn Sie mir folgen. Sehen Sie hier meine Vollmacht! damit zog er ein Papier aus dem Sack, und las ihm vor, daß er mit dem Generalſuperintendenten abgeſchickt ſey, die Stibianiſche Sekte zu unterſuchen, und nach Befinden zu verfahren. Nun fuhr er fort: jetzt Meiſter Stibius! jetzt rath ich Euch, ſchlechterdings frey und ungezwungen alles zu bekennen, was in Euren Verſamlungen vorgeht, oder gewärtig zu ſeyn, daß man nach aller Strenge mit Euch verfährt. Darauf ſtampfte Theobald mit dem Fuß, und Schönemann nebſt dem Sekretär, und kurz darauf zween Soldaten nebſt dem Offizier traten zu verſchiedenen Thüren herein. Stibius erſchrack auf den Tod und zitterte wie ein Espenlaub; in dieſer Ueberraſchung ſetzten ſich die Commiſſarien, und fragten nun den armen Sünder über alle Punkte ab, wozu ihnen der Bericht jenes Pfarrers Veranlaſſung gegeben hatte. Der arme Schelm geſtund alles, und ſie erfuhren greuliche Dinge, mehr als ſie nur von ferne hätten ahnden dürfen. Auch mußte er ihnen alle ſeine Anhänger mit Namen anzeigen und wo ſie wohnten, augenblicklich wurde dem Amtmann aufgetragen, auf der Stelle noch in dieſer Nacht an alle Beamten Couriere mit den Liſten der Stibianer abzuſchicken, und alle zu arretiren, noch ehe ſie etwas von dem Vorgange zu Liebenkirchen erführen. Zugleich wurden alſofort alle die zu Liebenkirchen wohnten eingezogen, und ſogleich verhört.

Der Erfolg von dieſer raſchen Behandlung war der, daß man im erſten Schrecken alles erfuhr, und alſo nach Recht und Gerechtigkeit verfahren konnte. Stibius und ſeine Helfershelfer wurden auf lange Zeit mit Zuchthausſtrafe belegt, und die andern nach

Befinden geſtraft, alle aber bis auf vollkommene Beſſerung excommunizirt.

So dämpfte man dieſe greuliche Sekte gleichſam in der Brut; indeſſen ſchlugen ſich doch Banden zuſammen, welche noch bis vor einigen Jahren großen Unfug in den Niederlanden getrieben haben, und deren Ende der Galgen war. Ihre ganze Sache war ein wunderbares Gemiſche von Fanatismus, Raſerey, Raubſucht, Mord und Frevel; und ich glaube faſt, daß es graßirende Selenkrankheiten giebt, ſo gut wie körperliche.

Da mein Zweck mit Theobalds Geſchichte nicht weiter geht, als in ſo fern ſie in Abſicht auf Schwärmerey und Unglauben oder Aberglauben lehrreich ſeyn kann, von nun an aber dergleichen Vorfälle in derſelben nicht mehr vorkommen, ſo beſchließ ich hier dieſes Werk mit dem herzlichſten Wunſch, daß doch die ſo warmen und verehrungswürdigen Freunde Gottes und der chriſtlichen Religion, durch ſo viele ſchreckliche Beyſpiele ſich möchten warnen laſſen, nichts beſonders, nichts auszeichnendes zu beginnen, als nur, daß ſie in der Stille an ihrer eigenen und anderer Menſchen

Vervollkommnung thätig arbeiten mögen. Dazu iſt jeder in allen Religionsbekenntniſſen fähig. Eine beſondere Sekte ſtiften zu wollen, iſt allemal ein Stolz, der ſich unter die Maſke der Frömmigkeit verſteckt, ein wahrer Aufruhr gegen die durch heilige Verträge ſanktionirte Ordnung, und ein ſtrafbares Beginnen gegen die Geſetze deſſen, der die Welt durch weit andre, als ſolche gewaltſame Mittel regieren, und regiert haben will. Hat Er eine Aenderung beſtimmt, ſo weiß Er alles ſo vorzubereiten und ſeine Werkzeuge ſo zu leiten, daß ſie gleichſam den Lauf nehmen müſſen, den ſie wirklich nehmen. Selig iſt der und heilig, der Gottes Willen erfüllt, ihm weder vorläuft, noch zurückbleibt, deſſen Macht wird über das Holz des Lebens ſich erſtrecken, und er wird in den Thoren der Reſidenzſtadt des größten Monarchen aus- und eingehen.

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Jubelrede

über den

Geiſt der Staatswirthſchaft

gehalten

den 7ten November 1786,

als die

Univerſität zu Heidelberg

ihr viertes Jubiläum feierte

von

Johann Heinrich Jung

der Weltweisheit und Arzneikunde Doktor, Churfürſtlicher Hofrath, öffentlicher ordentlicher Profeſſor der Forſt- und Landwirthſchaft, Vieh-Arzneikunde, der Fabricken- und Handlungswiſſenſchaft auf der Staatswirthſchafts hohen Schule zu Heidelberg; der Churpfälziſchen phyſikaliſch-ökonomiſchen und der Churfürſtlichen teutſchen Geſellſchaft ordentliches Mitglied.

Mannheim,
in der neuen Hof- und akademiſchen Buchhandlung.
1787.

Ko Bibl. Acad. Land.

Universitäts- München Bibliothek

Ueber den

Geiſt der Staatswirthſchaft.

Die Sonne des hundertjährigen Tages naht dem Ocean der Ewigkeit. — Der Allherrſcher hat faſt wiedrum ein Tagewerk vollendet. — Er erfüllt ſein hohes Orakel: **am Abend wirds licht werden!** und unſre erhabene Mutter **Ruperta** ſizt mit verjüngter Kraft im Cirkel ihrer Söhne, Pflegkinder, Gönner und Freunde — **ihr Alter iſt wie ihre Jugend!!** Der groſe goldne Zeiger an ihres Tempels Zinnen hat nun viermal ſeinen weiten Kreis durchlaufen, und ſie freut ſich im Jubel des kommenden Tages. Ihr und unſer **fürſtlicher Vatter** ruht im Schooſe des Friedens, und **Sein** ſilber-lockigtes Haupt umglänzt Apolls Stralenkrone, die **Er** ſich um die Pfälzer Muſen rühmlich erworben hat — **Er** lächelt uns Gnade zu, und durch **Seine** fürſtliche Milde können wir unſerer groſen Erzeugerin hohes

Feſt feierlich begehen — feierlich in mancher Rückſicht!!! —:

In vorigen Zeiten waltete die Intoleranz mit verbundenen Augen, und mit der Fackel in der Hand zwiſchen unſern Lehrſtühlen — Brüder tobten gegen Brüder in eigenen Eingeweiden! — aber nun ließ ſich die Duldung, der ewigen Liebe ſchönſtes Kind aus der purpurnen Morgenröthe zu uns nieder —: wir haben ihr alle gehuldigt, und wir freuen uns hoch unſerer neuen Freundin —. Dies allein iſt des höchſten Jubelfeſtes würdig!!!

Vor etwas mehr als hundert Jahren wankte auf unſerm Fürſtenſtuhl der lezte faſt erſtorbene Zweig des hohen Pfalz-Simmeriſchen Hauſes —: *) wie eine Abendſonne, die ſich in aufſteigende Gewitter ſenkt, und mit ihren ſchwachen Stralen nicht mehr die Wolkengebirge durchzubringen und zu zertheilen vermag — trauerte er der nahen Erlöſchung entgegen — der Glanz ſeines Hauſes erbleichte im ewigen Weſten — nie ſah es die Morgenröthe wieder.

---

*) Churfürſt Karl ſtarb 1685, und Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg präſidirte bei dem Jubiläum.

Eben dieſes traurige Schickſal drohte uns noch vor wenigen Monathen!!!: faſt wäre abermal mit dem achtzehnten Jahrhundert die Hofnung der Pfälzer erloſchen — aber — Dank! innigen Dank!! dem groſen Erbarmer! — Er beſchenkte uns neulich mit doppeltem Seegen — Gott laſſe dieſer theuren Prinzen Enkel oder Nachkommen des hohen Churhauſes, heute über hundert Jahr an der Spize unſerer Nachfolger, wenns möglich iſt, ein noch freudigeres Jubiläum feiern!! Jezt jauchzen Baiern, die Pfalz, und der Nieder-Rhein, und das geſammte Freuden-Getöne mit dem unſern vereinigt; iſt Dem ein ſüſſer Geruch, der Sonnen wie elektriſche Funken aus dem Chaos lockt, und dem Würmchen dem ein Saamkorn eine Welt iſt, Lebenskräfte in ſeine Muskeln haucht.

Heute vor hundert Jahren, heulte das Brüllen des Streithorns in den ſanften Harpfenton der Pfälzer-Muſen vom Vogeſus herüber! — auf ſeinem Gipfel ſtand der Würgengel, und reckte Schwerd und Fackel über unſre Gefilde und Hütten!!! — unſre Vätter — ſahen ihn — zitterten — und bange Ahndung verſtimmte jeden Geſang der Freude! — Bald darauf kochten Bäche Bluts im Brauſen verheerender

Flammen — und noch ſteht der Greuel der Verwüſtung auf unſerm Fürſtenhügel an heiliger Stätte.

Aber jezt — jezt blicken wir auf zum Menſchenvatter — Friede ſtrahlt aus Seinen Augen, und die Ruthe des Zorns liegt zerbrochen vor Seinem Fusſchemel — kein Misklang ſtört unſere Chöre, und unſer Jubiläum iſt ein Feſt des Friedens!

Noch eins verherrlicht unſre Freudentage um ein Groſes: zum erſtenmal ſizt die Muſe der Staatswirthſchaft wie eine junge Huldgöttin zwiſchen ihren vier Schweſtern!!! — **Vatter Carl Theodor** erzog ſie in dem einſamen, ſtillen, wald-umkränzten **Lautern**, und nun gerad vor zwei Jahren gab **Er** ihr einen feſten dauerhaften Siz auf unſerm **Parnaß**! — auch ſie nimmt den wärmſten Antheil an **Rupertens** Jubelfeier, deren Glück ja auch ganz das ihrige iſt.

Hier — **Erlauchte und Hochanſehnliche Verſammlung**! — hier erhebt ſich mein Flug: — denn meine heutige feierliche Rede iſt meiner jungen Muſe gewidmet — ich will ihren Karakter ſchildern — ſie muß ihre Ahnenprobe machen — und beweiſen: daß ſie **mit Recht** zwiſchen ihren eisgrauen Schweſtern, den älteſten in Teutſchland, Plaz genommen habe! —.

Lang ſas die geſezgebende Gewalt blos mit einem Arm verſehen auf ihrem Thron. Oft führte ſie in ihrer einzigen Hand ein von Menſchenblut rauchendes Schlachtſchwerdt!! — Oder wenn ſie dieſes in die Scheide ſteckte, ſo hielte ſie unerbittlich die Waage des Rechts und Unrechts! — jede Beglückung war Gnade nicht Pflicht! — Noch war die heilige Stimme der Wahrheit nicht zu ihrem Ohr gedrungen, daß extenſive Würkung, nemlich Eroberungen zu machen, weit weniger die Staaten beglücke, als intenſive! — welche nur darauf ausgeht, den Raum den die Vorſehung dem Regenten auf Gottes Erdboden angewieſen hat, mit beſchäftigten glücklichen Menſchen auszufüllen. — Sieg und promte Gerechtigkeitspflege machten das höchſte Ideal eines Fürſten aus; alle ſeine Diener waren entweder Krieger oder Rechtsgelehrten, — und der Glanz der Ehre ſtralte nur von Narben und wohlausgeführten Streithändeln.

Es liegt in der Natur der Sache, daß ſich der Grad der Ehre verhalte, wie die Nähe bei dem Thron!! — Wenn nun von dieſem Mittelpunkt der Engel der Beglückung ausgeht, der Unterthanen Wohl befördert, und das Horn des Ueberfluſſes über ſie ausſchüttet, ſo fallen auch Sterne und

Ordensbänder auf **den** herab, der ſich in **dieſem** Geſchäfte zum wohlthätigen Werkzeug gebrauchen läßt! — und die ruhmwürdige Ehrliebe ſtrebt auch nun **dahin**, dem Landmann **Stall** und **Scheuern**, dem Handwerker und Fabrikanten ſeine **Werkſtätte**, und dem Handelsmann ſeine **Kaſſe** zu Quellen des Segens für Fürſten und Völker zu machen.

Die Muſe der Staatswirthſchaft, dieſe huldvolle Göttin begabt die geſezgebende Gewalt mit dem andern Arm, — jener ſchüzt! — dieſer ſeegnet! — aber ſie ſchaft keinen **Briareus**, der mit hundert Köpfen und Händen vom Kabinet biß in die Rathſtube des Landbeamten allgewaltig und eigenmächtig würken will!!! — ein ſolcher Fürſt hindert mehr als er fördert — und wird wider ſeinen Willen ein Despote.

Laſſen Sie mich, **verehrungswürdige Zuhörer!** laſſen Sie mich den Geiſt dieſes wohlthätigen Weſens ſchildern, ich will von ihrem **Werden** anfangen, und ſie bis zu ihrer **Ausbildung** begleiten, ihre kurze Geſchichte wird ſie ganz in ihrer Stralengeſtalt darſtellen.

England durch die unſeelige Eiferſucht der Häuſer **York** und **Lancaſter** zerrüttet und geſchwächt, empfand das Uebergewicht des mit Amerikaniſchen Reichthümern angefüllten Spaniens, und ſeiner verbündeten Nachbarn — unter ſeiner Regentin Eliſabeth erwachte zuerſt der Geiſt der Staatswirthſchaft; — man bediente ſich der weiſeſten Maasregeln, ein Land dem der Ocean Gränzen geſezt hat, die durch die wildeſte Eroberungs-Sucht nicht verrückt werden können, intenſive ſtärker zu machen. Hier ſah man bald was dieſer göttliche Genius gleich in ſeinem Entſtehen vermochte! — noch gar nicht ausgebildet, gleichſam als Knabe, führte er die Brittiſche Monarchie auf eine Stufe, von welcher ſie allen ihren Nachbarn Troz bieten konnte.

Der eigentliche Zeitpunkt des Aufkeimens der Staatswirthſchaft in Teutſchland fällt in die erſten Jahre nach dem Weſtphäliſchen Friedensſchluß — : Die Italiäniſchen, Spaniſchen und Franzöſiſchen ältere Schriften wurden allmählig bei uns bekannt, und man fande darinnen mehr anwendbares und verfeinertes als in dem Kapitel der Politicorum des Ariſtotelis — das mit Schwerd und Feder beſtrittene groſe National-Intreſſe nebſt dem allgemein herrſchenden, durch Krieg und Verheerung entſtandenen Mangel, erweckten den erſchlaften und eingeſchlummerten teutſchen Geiſt, und in der Menge der damaligen

Streitſchriften, und fliegenden Blätter, liegen herrliche Keime, ſtark-geſagte, und tief gedachte Wahrheiten.

In der beſonderen Anwendung auf Regentenrecht und Pflicht, Länderverwaltung und Staatswirthſchaft ſcheint mir **Veit Ludwig von Seckendorf**, und deſſen zu Ende des vorigen, oder zu Anfang des jezigen Jahrhunderts erſchienene zwo Schriften: **Chriſtenſtaat** und **Fürſtenſtaat**, zuerſt Epoche gemacht zu haben — doch darf ich auch den berühmten Dr. **Johann Joachim Becher**, der ein Speierer von Geburt war, nicht vergeſſen, als welcher ebenfalls im vorigen Jahrhundert gelebt, und in ſeinem **politiſchen** Discours ſchon viel Gutes geſagt hat.

Der groſe Staatswirth **Friedrich Wilhelm der erſte** König von Preußen, war indeſſen darauf bedacht, dieſe wohlthätige und ſeegensvolle Kunſt zur Wiſſenſchaft zu erhöhen, und ihr auf Univerſitäten einen Lehrſtuhl zu ſtiften. Dies geſchah meines Wiſſens am erſten zu **Frankfurt an der Oder**, wo der bekannte **Ditmar** alſo der erſte ordentliche öffentliche Profeſſor der Cameralwiſſenſchaften geworden iſt; nach ſeinem Programm, welches **Zinke** in ſeiner Cameraliſtenbibliotheck anführt, hat er im Jahr 1727 ſein Amt angetretten; ein paar Jahre hernach wurde auch Zufolge der Nachrichten des Herren Kanzler **von Ludwig** ein Lehrſtuhl der Oekonomie auf der andern Preuſſiſchen Univerſität in **Halle** geſtiftet.

Ditmar in **Frankfurt an der Oder** erzog mehrere Jünger, und die Schüler überſtiegen ihren Meiſter: Hofrath **Zink** in **Leipzig**, ſelbſt ein berühmter ſtaatswirthſchaftlicher Schriftſteller, lehrte in den vierziger Jahren, nach ihm die berühmten **Schreber**. Zu gleicher Zeit trat der bekannte **von Juſti** in **Göttingen** und **Wien** auf, und in **Jena** erſchienen die würdigen Lehrer **Daries**, welcher nachher nach **Frankfurt an der Oder** gieng, und der verehrungswürdige Greis, der noch lebende und blühende **Kammerrath Sukow**.

So entſtanden nach und nach auf vielen Univerſitäten ſtaatswirthſchaftliche Lehrer, **Sonnenfels** in **Wien**, **Beckmann** in **Göttingen** und **Schreber** in **Erlangen**, ſtehen mit allem Recht als Aldermänner nebſt obigen an der Spize.

Unter der erſtaunlichen Menge Schriftſteller die ſich vorzüglich um unſere Wiſſenſchaft verdient gemacht haben, geht der geheime Rath und jeziger Direktor der ſtaatswirthſchaftlichen Klaſſe auf der **Mainzer** Univerſität **Herr von Pfeiffer**, bei ſonders wegen ſeinem **Lehrbegrif ſämtlicher Cameralwiſſenſchaften** in gleichem Schritte. Ich würde mich allzuweit vom meinem Zweck entfernen, wenn ich auch nur die vornehmſten Autoren unſeres Fachs anführen wollte; damit ich alſo keinen vergeſſe, will ich keinen mehr nennen.

Bei allen dieſen herrlichen Fortſchritten, welche unſre Muſe auf **Teutſchlands** Lehrſtühlen machte, blieb ſie noch immer zu unentwickelt — ein einzelner Lehrer muß bei dem allgemeinen ſtehen bleiben, er kann ſich nicht ins Einzelne einlaſſen, dies werden Sie, **meine verehrungswürdigſten Zuhörer!** bald im helleſten Glanz der Warheit erkennen:

Das **Forſtweſen**, der **Bergbau**, die **Landwirthſchaft**, die **Fabriken**, und die **Handlung** ſind die Quellen alles Glücks der Staaten und der Völker — wer ſie leiten ſoll der muß ſie kennen! — nun ſind aber alle dieſe Gewerbe auf **reine und angewandte Mathematik**, **Naturgeſchichte**, **Naturlehre** und **Chymie** gegründet — dieſe ſind die **Hülfswiſſenſchaften** zu jenen Gewerbwiſſenſchaften, folglich müſſen ſie vorher gründlich ſtudirt werden, und dieſes nicht etwa ſo wie man ſie gewöhnlich auf hohen Schulen lehrt; nein! es iſt ein beſonderer Profeſſor nothwendig, der dieſe Hülfswiſſenſchaften **ganz zum ſtaatswirthſchaftlichen Zweck eingerichtet vorträgt!** — dann baut ein anderer Lehrer auf dieſen Grund **die Gewerbwiſſenſchaften**, und ein dritter zieht hernach die Regeln heraus, welche dem Staatswirth ſagen, was er zu thun habe, um jene Gewerbe blühend zu machen, das iſt Fürſten und Völker zu beglücken?

Nun denke man nur nach, wie es möglich iſt, daß ein einzelner Mann dieſen ganzen Schwall, wenigſtens von ſechszehn Wiſſenſchaften, deren jede ihren eigenen vollen Lehrgang erfordert, und deren unmöglich eine einzige entbehrt werden kann, zu verſtehen, geſchweige öffentlich zu lehren vermöge? — Der gelehrteſte und rechtſchaffenſte, aber einzige Lehrer der Staatswirthſchaft arbeitet ſich daher zu todt, und doch ſieht er nicht die wohlverdienten Früchte ſeiner Mühe aufblühen, vielweniger reifen.

Der Wohlſtand befiehlt mir Beſcheidenheit, indem ich meinem Plan gemäß, nun von unſern Bemühungen reden muß: —! wie hat wohl die hohe Vorſehung den Gang einer Sache augenſcheinlicher geleitet als den Unſrigen!! — denn **alle** Schwierigkeiten entwickelten ſich zum Vortheil der guten Sache, und wenn ichs ſagen darf; — ſelten würken auch Männer mit **ſolchem** Eifer einhellig zum Ziel! — Wenn unſre müden, und — **Gewis!** — **Gewis!** — Von harter Anſtrengung und Mühe abgearbeitete Nerven dereinſt unter ihren Grabeshügeln ruhen werden, dann mag die Nachwelt über unſre Amtsführungen ſtrenge Prüfungen anſtellen!! — vieles! — vieles wird der ſcharfſichtigſte Forſcher der Geſchichte nicht erfahren — nicht finden — weil es der groſe Vergelter auf den Belohnungstag aufgehoben, und verborgen hat! — vieles wird man auch in ſchiefem Licht anſehen, und falſch beurtheilen —! und abermal über vielem wird man uns hoch preiſen, an dem wir den wenigſten Antheil hatten —! geht nur die nüzliche Anſtalt ſelbſt ihrem hohen Ziel entgegen, ſo iſt alles Uebrige gleichgültig.

Die Churfürſtliche phyſikaliſch-ökonomiſche Geſellſchaft, eigentlich aber **der Direktor des ganzen Inſtituts, der Herr Regierungsrath Medikus**, hatte den **erſten** Gedanken die Staatswirthſchaft in ihrem ganzen Umfang zu entwickeln, und unſerm Hof den Plan dazu vorzulegen, damit Lehrer für jedes Fach derſelben angeſtellet würden; — Da nun der erſte Siz dieſer Geſellſchaft in der Churpfälziſchen Oberamtsſtadt **Lautern im Weſtrich** war, ſo entſtand auch dort natürlicher Weiſe die bekannte Cameral-hohe Schule. Die Geſchichte derſelben iſt den Bemerkungen der Geſellſchaft Stückweiſe eingerückt worden, es wäre Ueberfluß ſie hier einzuſchalten, beſonders da ſie auch nicht in den Plan meiner Rede gehört.

Dort war der erſte Zweck die Landwirthſchaft empor zubringen, zu dem Ende berief man den erſten Lehrer *), dieſer ſollte einsweilen mit den Hülfswiſſenſchaften und der Landwirthſchaft den Anfang machen; ſo bald es die Umſtände erlaubten, berief man auch den zweiten Profeſſor **), welchem die Polizei- Finanz- und Staatswirthſchaft aufgetragen wurde; beide redliche und würdige Männer theilten ſich nun in das ganz weitläuftige Fach, ſo lang, bis es möglich war, den dritten Lehrer anzuſtellen, dieſer übernahm nun ſämtliche Gewerbwiſſenſchaften, und ſo wurden nun die Gränzen eines jeden Fachs genau beſtimmt und berichtigt: der erſte ſchränkte ſich auf die Hülfswiſſenſchaften ein, der zweite behielte das eigentliche Fach der Staatswirthſchaft, und der dritte füllte mit den Gewerbwiſſenſchaften den Raum zwiſchen beiden aus. Unſers Herren Direktors vorzügliche und unſre eigene Sorgen, Mühe und Kampf, mit oft unüberwindlich ſcheinenden Schwierigkeiten — den beſondern Antheil den ein jeder von uns an der Gründung und Ausbildung dieſer allererſten ſyſtematiſchen Staatswirthſchafts hohen Schule genommen und ausgeführt hat, verſchweige ich billig, aber das muß ich vor aller Welt laut ſagen, daß Se. Excellenz der dirigirende Herr Staats- und Conferenzminiſter, Freiherr von Oberndorf der Mann geweſen, der durch die treuſte Beihülfe und Unterſtüzung des Herren geheimen Staatsraths von Hertling, den ganzen Bau, in der Entfernung von unſerm gnädigſten Landesvatter und Stifter, ganz nach dem Willen, und mit dem höchſten Beifall Se. Churfürſtlichen Durchlaucht ausgeführt und vollendet hat! — alles weitere wohl verdiente Lob dieſes unſeres Mäcens, überlaß ich den Empfindungen eines jeden rechtſchaffenen Patrioten.

---

*) Herrn Hofrath Sukow.

**) Herrn Hofrath Schmid, der dritte Lehrer war ich ſelbſt.

Zugleich würdigten uns Se. Hochfürſtliche Durchlaucht der Herr Herzog von Zweibrücken Ihrer beſondern Gnade: indem ſich Höchſt-

die-

dieſelben als Präſident an die Spize ſtellten, und durch den Herrn Generalmajor von Hauzenberg Ihre Stelle rühmlich vertretten lieſen; ſo gar unſre gnädigſte und vielgeliebte Landesmutter begnügten ſich nicht blos mit Ihrem Beifall, ſondern nahmen den beſondern Karakter einer Protektorin unſeres Inſtituts an. Durch dieſe erhabene und beſondere Vorzüge unterſtüzt, entwickelte ſich unſre junge Muſe in dem waldichten Auſtraſien, bis zu dem Zeitpunkt, wo man ſie würdig fand auf unſern Pfälziſchen Parnaß zu verſezen.

Alles dieſes iſt in dem ſiebenziger Jahrzehend angefangen und vollendet worden. Die Verſezung der Cameral Hohen Schule nach Heidelberg aber, geſchahe im Jahr 1784 im Herbſt.

Unſre Eintracht, und einmüthiges Beſtreben das Werk zu vollenden, brachte uns dem Ziel immer näher; das bekannte Concordia res parvae creſcunt, war unſer gemeinſchaftlicher Wahlſpruch, dem wir immer getreu blieben; wir ſchloſſen unſre Fächer immer näher, und immer Kettenförmiger an einander an. Die Erfahrung, das Nachdenken, und das Studium der Geſchichte, dieſer beſten Lehrerin der Menſchen, bewahrten uns für aller Projektenſucht — Wir fanden den glücklichen Mittelweg zwiſchen dem gewöhnlichen Cameralſchlendrian, und der **Phyſiokratie.** Jener ſchmiedet ſo oft die Menſchenfreiheit, dies Heiligthum der Völker in Feſſeln, er wendet gewöhnlich auf den armen Landmann an, was **Virgil** nicht mit vollem Recht von den Bienen ſagt:

> Quo magis exhauſtae fuerint, hoc acrius omnes
> Incumbunt generis lapſi ſarcire ruinas.

Fürchterlich, und des ſtrengſten Aſiatiſchen Despotismus, iſt dieſer Saz würdig! ! ! —

Hingegen iſt die **Phyſiokratie** zwar ein engelſchönes Mädchen, aber zu allem Unglück eine Veſtalin — die unvermögend iſt, einen ehrlichen Mann glücklich zu machen! ! —

Die Phyſiokratiſche Schriften eines **Mirabeau, Quesnels,** und beſonders des wohlmeinenden und edeldenkenden **Schlettweins,** dieſes politiſchen **Lavaters,** fiengen auch in **Lautern** an, unter unſern Akademikern bekannt zu werden, dadurch fanden wir Anlaß ihre Grundſäze zu prüfen, und unſer Syſtem zu berichtigen; unſre junge Muſe ſollte nicht zur Nonne eingekleidet werden, wir ſuchten Völkern und Staaten eine fruchtbare Mutter der Glückſeeligkeit aus ihr zu bilden! — Fürſten ſollten ſich mit ihr trauen laſſen, und lauter Schuzengel für ihre Unterthanen mit ihr erzeugen, daher bemühten wir uns ihr die Schönheit der Phyſiokratie zu geben, wir legten ihr das Griechiſche Gewand an, aber wir erzogen ſie zur würdigen Gattin für Landesväter!!!

Um Sie aber, **meine verehrungswürdigſten Zuhörer!** auch mit dem Geiſt und Karakter unſerer Muſe näher bekannt zu machen, und ihr Ihren ganzen Beifall, Ihre Liebe zu erwerben, ſo erlauben Sie mir, die weſentlichſten Grundſäze unſers Syſtems auszuſondern und vorzutragen: Jeder Menſch der in der guten Welt Gottes auf ſeinem wahren Standpunkt ſteht, hat eine Nahrungsquelle — dieſe iſt ſein Eigenthum — das nun freilich auf mancherlei Weiſe modifizirt und eingeſchränkt iſt. **Dieſes Eigenthum iſt heilig!!!** — von ihm hängt das ganze Wohl des Beſizers ab.

Zum ganzen Umfang des Glücks gehört Unterſtüzung — darum lebt der Menſch in geſellſchaftlicher Verbindung! — ſein Streben nach Glückſeeligkeit bekommt auch zugleich ſeine Richtung durch Beiſpiele, und dieſe giebt die Geſellſchaft! — wer dieſe alſo verbeſſert, der nähert ſich dem Adel der Gottheit, und wer ſie verſchlimmert, der iſt ein Satan. !!! —.

Eben die geſellſchaftliche Verbindung, und das

Streben nach Glückſeeligkeit in derſelben erweckt die Ehre — dieſe groſe Triebfeder der Würkſamkeit! —. Der Menſch wird edel — gros — er wird Alles — er eilt mit Adlersflug ſeiner Vollkommenheit entgegen, wenn er aufmerkſam auf ſeine wahre Ehre gemacht wird! — Dieſe iſt alſo ein eben ſo heiliges und unverlezliches Eigenthum eines jeden Mannes und Erwerbers, als ſeine Nahrungsquelle!!!

Druck, Feſſel und Zwang verdrängen alles Ehrgefühl! — wer als Sclave behandelt wird, der geht mit Rieſenſchritten der höchſten Tiefe der Niedrigkeit und der Verächtlichkeit entgegen — alle ſeine Nerven erſchlaffen — er hat keine Spannkraft mehr, weder zu erwerben, noch ſich zu vervollkommnen! — er genieſt was zu genieſen iſt, denn er hat keine Ehre mehr zu verlieren!!! —

O Ihr Regenten und Führer der Völker! — kränkt Euren Unterthanen Eigenthum, Ehre und Freiheit nicht!! — das ſind Pupillengelder!!! — wer ſie verpraſt oder verſchleudert — brütet ſich in ſeinem Herzen einen nagenden Wurm aus — der mit jeder Morgenröthe ſich verjüngt — in Ewigkeit nicht ſtirbt — und Himmelsfreuden in Hölle verwandelt!!! — !

Aber was iſt Ehre? — Was iſt Freiheit? —! Die Ehre iſt der Werth eines Menſchen, den ihm die bürgerliche Geſellſchaft beilegt. — Daher iſt Standesehre der Werth der Geburt oder des Dienſtes — Geldesehre, der Werth des Vermögens mit Geld zu würken, — wahre Ehre der Werth der Nuzſtiftung in der Geſellſchaft — und falſche Ehre der Werth des Anſehens ohne Nuzſtiftung.

Die wahre Menſchenfreiheit aber, beſteht in der vollkommenen Willkühr zu würken, zu thun, und zu laſſen — aber man merke wohl! — ſo lang als es Eigenthum, Ehre, und die nämliche Freiheit eines andern Glieds der bürgerlichen Geſellſchaft nicht kränkt und einſchränkt!!!

Das Recht der Natur, und das darauf gegründete angewandte Staats- und bürgerliche Recht, aber auch nur dieſe allein, ſezen der Freiheit ihre geziemende Schranken — was drüber iſt das iſt vom Uebel! —

Da die Menſchen je nach dem Grad ihrer Kraft frei zu würken ſuchen, und auf die Rechte der Freiheit ſelten Rückſicht nehmen, ſo iſt eine hinlänglich-ſtarke Gegenkraft nöthig, die jeden einzelnen Bürger, den ihr die Vorſehung anvertraut hat, bei ſeinem Eigenthum, bei ſeiner Ehre und Freiheit ſchüzt. Dieſe Kraft iſt das groſe Pfund welches der Allherrſcher dem Regenten, ſeinen Miniſtern und Werkzeugen anvertraut hat!!! — Vermög derſelben ſchüzen und erhalten ſie den Staat in ſeinem würklichen Zuſtand — geſchieht aber weiter nichts, ſo iſt er in Anſehung ſeiner Beglückung ſich ſelbſt überlaſſen.

Der Menſch iſt nach ſeinem ökonomiſchen und moraliſchen Zuſtand einer immer fort ſchreitenden Vervollkommung fähig; — die Mittel zu dieſer doppelten Glückſeligkeit liegen im rechten Gebrauch der Nahrungsquelle, der Ehre, und der Freiheit. — Alle Pflichten die ihm Gott in der Natur und der Religion vorſchreibt, zielen dahin, ihn auf dem rechten Wege zu jenem doppelten Zweck zu leiten — aber ſie zwingen ihn nicht — ſo heilig ſind die Rechte der Menſchenfreiheit, daß Gott ſelbſt ſie nicht einmal kränken mag — ſondern nur wohlmeinenden Rath ertheilt!!! — !

Je mehr glückliche Menſchen zu einem Staat vereinigt ſind, deſto glücklicher ſind der Regent und die Unterthanen. — Dies iſt der Grundſaz der Bevölkerung! — Das Wohl des Ganzen verhält ſich nicht wie die Zahl

Univ. Bibl. München

der Menſchen, ſondern wie die Zahl der mit Glück ſich beſchäftigenden Menſchen — daher ſind die bloſen Bevölkerungsmittel bei weitem nicht hinlänglich.

Iſt es nun die Pflicht eines jeden einzelnen Bürgers, ſeine ökonomiſche und moraliſche Glückſeeligkeit nach allen Kräften zu befördern, wie vielmehr muß es dann nicht die Pflicht des Haupts des ganzen Staats, oder des Regenten und ſeiner Werkzeuge ſeyn? — ferner

Da die enge Schranken des menſchlichen Verſtandes, und dem überwiegende Hang der Sinnlichkeit durchgehends den Trieb zur Vervollkommnung gerade von der Glückſeeligkeit abführen — ſo folgt wiederum unwiderſprechlich, daß diejenigen denen die Gewalt anvertraut iſt, Eigenthum, Ehre und Freiheit in den gebührenden Schranken zu halten, auch die Pflicht auf ſich haben müſſen, den einzelnen und allgemeinen Würkungskreis ihrer Unterthanen, vermittelſt des Eigenthums der Ehre und der Freiheit zur wahren Glückſeeligkeit zu leiten!!!

Was ich bisher Eigenthum genannt habe, iſt die Nahrungsquelle eines jeden Erwerbers — zuſammen genommen heiſen ſie die Gewerbe — dieſe ſind dreifach: die Landwirthſchaft, nämlich die allgemeine, die Fabriken, oder Handwerker, und die Handlung.

Unter dem Wort Ehre verſtehe ich die wahre Ehre, — wenn nämlich jeder Erwerber dahin geführt wird, daß er in der Erfüllung ſeines Berufs, und in der Beglückung ſeiner ſelbſt und der bürgerlichen Geſellſchaft durch denſelben, allein Ehre und Ruhm ſucht.

Freiheit nenne ich endlich in beſtimmterem Sinn, vollkommene uneingeſchränkte Gewerbfreiheit, in ſo fern ein Erwerber den andern nicht in eben dieſer Freiheit hindert!!! Hier müſſen die poſitiven Geſeze ſo ſparſam gebraucht werden, als möglich iſt!!: Der Fürſt kann wohl befehlen, daß ein Unterthan den andern nicht kränken ſoll — das iſt Recht der Natur — aber wenn Er Geſeze zur Beglückung vorſchreiben will, ſo entſteht einmal erſt die groſe Frage: Ob auch würklich die Befolgung dieſer Geſeze glücklich mache? — wäre dies nicht, ſo würde ohnehin der Zweck nicht erreicht — und ſind ſie auch würklich gut, ſo fühlt ſich der gewis nicht glücklich, der gezwungen wird es zu ſeyn!! — Dies iſt politiſche Intoleranz! — welche eben ſo grauſame Folgen hat, als die geiſtliche!!

Nur dann ſind poſitive Geſeze und Strafen anwendbar, wenn der gröſte Theil der Unterthanen den wahren Weg der Beglückung einſchlägt, und dann von den Uebrigen in ſeiner Gewerbfreiheit gehindert wird; ſonſt giebt es auch noch einzelne Ausnahmen von der Regel, die aber lokal ſind, und jedesmal nach dem Naturrecht, und den Grundſäzen der beſchäftigten Bevölkerung, der wahren Ehre, und der Freiheit entſchieden werden müſſen.

Sehen Sie, verehrungswürdigſte Zuhörer! dies ſind die elementar Begriffe unſerer groſen und allgemeinen Polizei, dem erſten Theil unſerer Staatswirthſchaft.

Dieſe Polizei gehörig zu verwalten, muß jeder Staatsbediente der ihr gewidmet wird, erſt ſämtliche Gewerbe mit ihren Hülfswiſſenſchaften ſtudiren; dann zeigt ihm die Gewerbpolizei, wie er alle drei Gewerbe der wahren Ehre und Freiheit unbeſchadet, durch kluge Verwaltung dieſer Ehre und Freiheit, durch Beiſpiele, durch Belohnungen, durch Rath und That, durch kluge Anſtalten, durch Aufklärungsmittel, und zuweilen wo es an ſeinem Plaz iſt, durch weiſe Geſeze, nach und nach zur höchſten Stufe der beſchäftigten Bevölkerung, das iſt: zur **Glückſeeligkeit** führen müſſen.

Warlich! Warlich! eine ſchwere Wiſſenſchaft! — wenn ſie durch und durch ausführbar, und ganz ohne leere Projekte vorgetragen werden ſoll!!! — und doch iſt dieſe Eigenſchaft ſo weſentlich nöthig, daß ohne ſie unſre Lehrſtühle wahre Quellen des Unglücks für Fürſten und Völker werden müſſen! — hier waren blos **Geſchichte**, **Erfahrung**, und die **heiligen Rechte der Menſchheit** unſre Führer —. Die gewöhnliche **Stadt- und Dorfpolizei**, dieſe zur **Sicherheit**, zur **Bequemlichkeit**, und zum **Wohlbefinden**, ſo nüzliche Manipulation der geſezgebenden Gewalt, wird an obige **Gewerbpolizei** angeknüpft, ſie gründet ſich ebenfalls auf Handhabung des **Eigenthums** der **Ehre** und der **Freiheit** eines jedes einzelnen Bürgers.

Die zweckgemäſe Unterhaltung des Perſonale der geſezgebenden Gewalt, aller ihrer Werkzeuge, und aller ihrer Anſtalten, die zum Wohl des Ganzen unternommen werden, erfordern eine **Aufwandsſumme**, die nothwendig von denen beſtritten werden muß, um deren Willen der Aufwand gemacht worden — ! **und zwar in dem**

Verhältniß, in welchem jeder die Wohlthat der geſezgebenden Gewalt genieſt!! — Die gewöhnliche Quellen der Staatseinkünfte, Regalien, Domänen, Chatoulgüter, u. d. gl. nach den beſten Regeln der Wirthſchaft gehörig zu verwalten, und die Summe welche dann noch zu obigem Staatsaufwand fehlt, auf alle drei Gewerbklaſſen recht zu vertheilen, und auf die nüzlichſte Weiſe zu heben, das lehren wir in der Finanzwiſſenſchaft. Dieſe hält es für ihre Pflicht auch den Regenten, ſeinen Hof, und alle ſeine Werkzeuge zu beglücken — ſie fordert nicht, wie jene Veſtaliſche Nonne, die Phyſiokratie, daß der Fürſt nur aus dem was der Bauer, und zwar nur der Bauer übrig behält, was er wohl entbehren kann, ſeine Einkünfte ziehen, und ſich, er wolle oder wolle nicht, damit begnügen ſoll! — Dieſer Trugſchluß gründet ſich auf den gleiſenden Scheingrund: Verzehre nicht mehr als du erwirbſt! — Wie! wenn einer nun gar nichts erwürbe, iſt dann dieſer Saz anwendbar? — Nein! die wahre Staatswirthſchaftslehre kehrt den Saz um, ſie ſagt: Erwirb ſo viel als dir zu verzehren nöthig und nüzlich iſt!! —

Der Regent muß als Regent glücklich leben können, dann aber muß er auch ſein wahres Glück kennen, er muß tief empfinden, daß das Haupt unmöglich geſund bleiben könne, wenn alle Säfte des Körpers zu dem Gehirn ſteigen, das giebt politiſche Schlagflüſſe! ! ! — Kaiſerliche Kommiſſionen!!! — u. d. gl.

Wenn daher die Finanzverwaltung die Aufwandsſumme in die Kaſſe des Regenten geliefert hat, ſo hat dieſer mit ſeinem Hof, Miniſtern, Räthen und Landbeamten nun auch wichtige Pflichten auf ſich, damit für jene Summe, die manchmal aus Schweiß und Blut der armen Unterthanen beſteht, auch alles das geleiſtet werde, was die heiligen Geſeze des Schuzes und der Beglückung erfordern.

Wer die ſtrengſte und gerechteſte Vergeltung in jener Welt läugnet, der widerſpricht ſeiner eigenen Exiſtenz, und aller geſunden Vernunft — iſt dies aber, Gott! — welche unnennbare Seeligkeit muß dann auf einen treuen Landesvater, auf treue und rechtſchaffene Miniſter und Beamten warten! — wie groß wird ihr Lohn ſeyn! — wie es aber auch dem Gegentheil, der ſich mit den feigen Blättern der Menſchenſchwäche, der Mode und dergleichen, decken und durchhelfen will, gehen werde, das ſteht mit Flammenſchrift in jedem Herzen tief eingegraben, das ſein moraliſches Gefühl noch nicht ganz verlohren hat! — Die Regeln alſo welche Fürſten und Dienerſchaft in Anwendung der Einkünfte des Staats zu beobachten haben, lehren wir in der eigentlichen Staatswirthſchaft.

Dieſes ſind die Grundzüge des Karakters unſerer Muſe! — ihr ganzes Beſtreben geht dahin, durch blühende Gewerbe, mit Aufrechthaltung der wahren Ehre und der Freiheit, den Staat nüzlich zu bevölkern, und alſo durch die höchſtmögliche Menge glücklicher Unterthanen denſelben intensive auf den höchſten Grad der Stärke zu führen, der in demſelben möglich iſt — dann durch dieſes allgemeine Wohl auch den Regenten mit ſeiner Familie, Hof und geſammten Dienerſchaft zu beglücken, und Ihm eben den Reichthum, die Macht, die Ehre und die Freiheit zu verſchaffen, die ihm in dem Verhältniß der Glückſeeligkeit ſeines Staats zukommen.

Da ſteht nun die Göttin in aller ihrer Schönheit, ſie gefällt jedem wahren Menſchenfreund, und ſelbſt der Neider weis nichts an ihr auszuſezen. Aber! — ſind ihre wohlthätigen Geſeze ausführbar? — iſt ihre Natur für die Welt unter dem Monde nicht zu himmliſch? — iſt ſie nicht vielmehr ein Weſen das man nur bewundern und verehren, aber zur Leitung in Kabinetten und Kollegien nicht gebrauchen kann? — Das ſind groſe und den wahren Patrioten beängſtigende Fragen! —! Gott lob! daß ich ſie beruhigend beantworten kann! —

Man werfe nur einmal einen flüchtigen Blick auf die übrigen Wiſſenſchaften! —: **Die Gottsgelehrtheit** dieſe Bilderin des Verſtandes und Herzens — dieſe groſe Führerin zur höchſten Vollkommenheit und Glückſeeligkeit des menſchlichen Weſens, hat auch in ihrem reinſten Licht, in ihrem aufgeklärteſten Zuſtand, noch lange das nicht geleiſtet, was ſie ihrer Natur und Beſtimmung nach leiſten könnte — aber welcher vernünftiger Mann wird ſie darum für unnüz halten? — ſie von ihren Lehrſtühlen verdrängen wollen? — wie lange hat ſchon **die Rechtsgelehrtheit** ſich mit Beſtimmung und Erklärung der Geſeze beſchäftigt — ſind darum der Proceſſe, und der Streithändel weniger — und iſt des Friedens auf Erden mehr geworden? — und doch iſt ſie uns unentbehrlich.

Sind während der höchſten Kultur **der Arzneikunde**, nicht mehr ſo viele Kranken — und iſt das Leben der Menſchen allenthalben auf ſeine natürliche Stufe geſtiegen? — und doch, wer ſucht nicht den Arzt wenn er krank iſt? —. Hat **die**

Weltweisheit nun nach ſo vielen Hauptveränderungen Licht in die Köpfe gebracht? — iſt nach der verbannten ſcholaſtiſchen Philoſophie die Gewisheit von der Exiſtenz und vom Weſen Gottes, und ſeiner Werke, von dem wahren Beglückungsweg der Menſchen, mit einem Wort — iſt Verſtand und Weisheit gröſer geworden? — woher kommts denn, daß allwaltender Zweifel gleich einem Peſtferment allgegenwärtig wütet? — und doch iſt die Weltweisheit mit Recht im ruhigen Beſiz ihrer Lehrſtühle —.

Wollte man den Nuzen den bisher die Staatswirthſchaft in der Verbeſſerung **der Landwirthſchaft** und **aller Gewerbe**, unter der langen und ruhigen Regierung unſeres theuerſten Churfürſten, **vorzüglich** in der **Pfalz** und dem Herzogthum **Berg**, und in mehreren teutſchen Staaten, ſo glorwürdig zu Stand gebracht hat, gegen die Vortheile, welche die übrigen Fakultäten während der Zeit der Menſchheit zugewendet haben, auf der Waage des Heiligthums abwägen, ſo würde meine junge Muſe warlich nicht zu leicht gefunden werden. Die leere und mislungene Projekte unreifer Oekonomen kommen ſo wenig auf unſre Rechnung, als die Schwärmerei, Rabbuliſterei, Quackſalberei, und die falſche Hermetiſche Philoſophie auf die Rechnung der ehrwürdigen vier Fakultäten, die ſeit der Gründung der **Sorbonne**, und nächſt ihr unſerer eisgrauen **Ruperte**, viele tauſend bewährter Menſchenlehrer, Staatsdiener, Aerzte und Weltweiſen den Nationen **Europens** zur Erleuchtung und zum Seegen geſchenkt haben.

Unſer Wiſſen iſt und bleibt immer Stückwerk, ſo lang unſre Seele aus ihrem dunklen Kerker, durch fünf enge Rizen ihr ganzes Licht erhält!! — und an dieſen Erdball, dieſen Tropfen im Eimer angefeſſelt bleibt — unſer Gang iſt träge, und es iſt nur Dämmerung um uns her — indeſſen läſt eine jede Wiſſenſchaft, die aus der Wahrheit gebohren iſt, in jedem Schritt wehende Flammen zurück, die den zielbegierigen Wanderer führen, **ihr Weg heiſt Erfahrung**!!! — Wir wünſchen immer mehr zu wiſſen, und ſo ſchleppt ſich jeder mit ſeinen **Wünſchen** — auch jeder Staat ringt nach Erfüllung der Seinigen — aber **der Weiſe** ſieht tief im Licht der Wahrheit ein, **daß dieſes unerfüllte Sehnen Ballaſt ſey, der dem Schiffe ſeinen geraden Gang durch Sturm und Wellen ſichert** —! indeſſen würkt er muthig fort, denn er weis, daß ſich der gröſte Theil der Blüthen und Früchte erſt hinter der groſen Gardine, die Licht und Unſterblichkeit von unſerer Dämmerung ſondert, entwickeln wird.

Erlauchte, edle Männer! — Hochanſehnliche Verſammlung! heute da verſchiedene der vornehmſten Gelehrten Teutſchlands, und der Väter unſerer Pfalz und ihres Muſenſitzes, das groſe und denkwürdige hundertjährige Feſt unſerer hohen Schule mit uns begehen, und uns durch ihre Gegenwart hoch ehren und erfreuen, heute ſollte ich im Namen unſerer Staatswirthſchaftlichen Hohen Schule, die mit der Univerſität vereinigt iſt, durch eine feierliche Rede das Feſt erhöhen helfen, und unſere Empfindungen öffentlich bezeugen; — meine Schwäche in Erfüllung dieſes Auftrags fühle ich tief, ſie aber mit vielen Worten zu entſchuldigen, wäre vielleicht der gröſte Ruhm den ich mir beilegen könnte.

Wie konnte ich aber unſer Jubiläum feierlicher begehen, als wenn ich der Welt bei dieſer ſo ſeltnen und erhabenen Gelegenheit Rechenſchaft von dem höchſt wichtigen und äuſſerſt nüzlichen Zuwachs ablegte, den die älteſte aller teutſchen Univerſitäten durch die Vereinigung der Staatswirthſchaftlichen Muſe mit den Ihrigen, ſeit wenigen Jahren erhalten hat? — Die eigentliche Lage unſerer guten Sache war unangeſehen aller unſerer Bemühungen, noch nie Teutſchlands Vättern im hellſten Licht vorgetragen worden, — heute ſuchte ich dieſe ſchöne Gelegenheit, die alle hundert Jahre nur einmal kommt, zu benuzen — meine junge Muſe ſollte ihr Glaubensbekenntniß, ihre Probe ablegen; um dieſer erhabenen Verſammlung Anlaß zur Entſcheidung ihres Werths zu geben, ſie bedarf meiner Vorſprache nun nicht weiter, ſie mag nun durch Thaten der Aufklärung und Menſchenbeglückung ſprechen! — **Die Gottheit ſpricht in Ihren Werken!! — wer Ihr ähnlich werden will, der darf ſich nicht mit leerem Schall begnügen — Er handle!!!**

Nun hat mich der Gang meiner Rede und die Zeit allmählig zum hohen Altar ins dunkle Heiligthum geführet, wo ich jezt, **dem der da iſt — der war — und der ſeyn wird — dem der in einem unzugänglichen Licht wohnt — vnd dem deſſen flammendes Auge die geheimſten Winkel aller Herzen erforſcht,** für meine Brüder und mich, ein wohlgefälliges Opfer bringen, und die feurigſten Wünſche gleich himmelanſteigendem Weihrauch, wolkenwärts ſenden ſoll.

Es leben Vatter Carl Theodor und Mutter Eliſabeth!! — Gott ſchiebe das

Ziel Ihres Uebergangs in die Welt der Verklärung ſo weit hin, als es das höchſte Wohl Ihrer Churfürſtlichen Durchlauchten, und das Unſrige beförbern kann!! — Er laſſe uns auch in wenigen Jahren Höchſtdero Regierungs-Jubiläum mit ruhiger und beſeeligender Wonne feiern! — Weisheit — Völkerglück — und Gerechtigkeit walte fernerhin im Cabinet des erhabenen Greiſen — in ſeinem erlauchten Miniſterio — in allen hohen Dikaſterien und Rathſtuben ſeiner weitläuftigen Staaten! —

Das hohe Pfalzgräfliche Haus blühe fernerhin im Seegen! — und es müſſe Carl Theodors Fürſtenſtuhl nie an einem Beſizer fehlen, der ſeine höchſte Wonne im Glück ſeiner Völker findet!!! —

Dieſe Geſinnung belebe auch fernerhin Se. Excellenz, unſern Dirigirenden Herrn Staats- und Conferenzminiſter Freiherrn von Oberndorf, als welche bei unſerer Jubelfeier die höchſte Stelle vertretten. Weisheit aus der Höhe — Kraft und Stärke — umſtrale Sie in Ihrem hohen und erhabenen Amt! — Sie ſollen ferner die Freude des Volks ſeyn, — und Seelenruhe — tiefer Gottesfrieden glänze dereinſt über

Ihrem grauen Scheitel! — Den Herren Oberkuratoren, und dem Herren Kanzler wünſche ich jedem in ſeinem Amt, was ihm zur vollkommenſten Ausführung der edelſten Handlungen nothwendig iſt! — Gott der Allerhöchſte ſeegne Sie!!

Trüb, traurig und blutig war der Anfang des verfloſſenen Jahrhunderts unſerer Univerſität! — betäubt von den wiederholten Donnerſchlägen, ſchlummerten unſre Muſen lange, bis ſie Vatter Carl Theodor wieder weckte — Ruhig und Seegensvoll glänzt uns jezt die Morgenröthe des kommenden Tages entgegen! — der Allherrſcher bevestige Liebe und Eintracht unter uns, und laſſe die heilige Dultung immer mehr und mehr unſre Führerin werden!! — Glanz, Licht, Weisheit und wahre Aufklärung ſtrale aus dem ewigen Oſten, aus der Urquelle alles Lichts auf alle unſre geliebten und würdigen Lehrer herab, und keiner von uns verſchliese ſeine Augen dieſen wohlthätigen Stralen!!! — Die anbätungswürdige Vorſehung führe jedem verwäyſten Katheder auf dem rechten Wege Männer zu, die mit Feuer und Geiſt getauft ſind! —

Ruperta müſſe im kommenden Jahrhundert dem Vatterland und dem geſammten Teutſchland

Lehrer und Menſchenbeglücker in Menge, wie Thautropfen aus dem ſchönſten Mai Morgen erzeugen! — Nie werde ſie wieder Wittwe — nie ſtreue wieder wütender Krieg die Aſche ihrer Lehrer auf ihren trauernden Scheitel, und die modernde Gebeine ihrer Fürſten auf ihre Gaſſen! — Nie wehe dereinſt über unſre Grabeshügel die Stimme der Verwüſtung — und die Wehklage unglücklicher Bürger!! — Es blühe Ruperta mit immerwachſender Kraft, und ſie feire dann erſt ihr leztes Jubiläum, wann unſer Planet zu ſeiner Verwandlung reif iſt!!! —

Allen hohen und niedern Anweſenden wünſche ich von ganzer Seelen volles Gedeien! — denen benachbarten Reichsſtädten, Ständen und Collegien, die uns mit Ihren hochanſehnlichen Deputirten beehrt und erfreut haben, laſſe Jehovah mit jedem Morgen des folgenden Jahrhunderts, aus dem Reichthum ſeiner Herrlichkeit alles zuflieſen, was Völker und Staaten und Geſellſchaften und Hausvätter froh und dauerhaft glücklich macht! —

Allen Schweſter Univerſitäten Teutſchlands — beſonders denen die unſer Jubiläum durch die Gegenwart Ihrer vortreflichen Mitglieder verherrlichen, wünſche ich mit voller wahrer Brudertreue, alles was ich unſerer Ruperta gewünſcht habe.

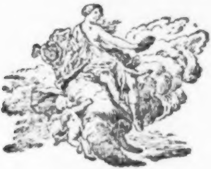
Uns — uns Vorſteher und Lehrer der ſtaatswirthſchaftlichen Lehrſtühle, umſtrale Licht und Kraft zu fernerer Ausbildung unſerer vortreflichen Muſe.

Groſer Weltregent! laß heut über hundert Jahr meinen Nachfolger dir mit voller Seele für die Erfüllung aller meiner Wünſche danken können!!! Hochanſehnliche Verſammlung! lebe wohl!

Die
Siegsgeſchichte
der
chriſtlichen Religion

in einer

gemeinnüzigen Erklärung der Offenbarung
Johannis.



Nürnberg,
im Verlag der Raw'ſchen Buchhandlung.
1799.

Anmerkung.

Wenn meine Leſer Nutzen und Erbauung von dieſem Buch haben wollen, ſo müſſen ſie ja nicht hin und wieder Stücke herausleſen, ſo wie es ihnen die Neygierde eingiebt, ſondern ſie müßen vorne an der Einleitung anfangen, und mit unpartheiiſchem Gemüth das Ganze ruhig und mit Gott ergebnem Herzen durchſtudieren, und im Licht der Wahrheit prüfen; Vorurtheile und vorgefaßte Meinungen trüben das Auge des Glaubens, und die Neugierde ſchwächt das ruhige Forſchen nach dem wahren Sinn des Geiſtes der Weiſſagung.

BIBLIOTHEK

Einleitung.

Ich will den Wahrheit ſuchenden Leſer nicht mit einer weitläuftigen Vorrede aufhalten, ſondern nur einige wichtige Punkte, die zum Verſtand und zur Berichtigung des ganzen Werks durchaus nöthig ſind, und daher vorhergeleſen werden müßen, erörtern.

Bei der Menge wohl oder übel gerathener Auslegungen der Apocalypſe, könnte wohl Jemand gleich Anfangs bei Erblickung dieſes Buchs mit Unmuth ausrufen, oder denken: Abermals eine vergebliche Mühe! — wenn doch die guten Leute aufhörten, eine Weiſſagung zu erklären, die nicht erklärt werden kann! — Oder ein anderer glaubt: **Bengel** und ſeine Nachfolger hätten dieſe Materie erſchöpft, wozu alſo noch eine wiederholte Erklärung?

Dieſen und Allen, welche gleich Anfangs, ohne mein Werk geleſen zu haben, darüber ſchon aburtheilen, lege ich folgendes zur Beherzigung vor, und überlaße ihnen dann zu thun, was ihnen ihr Herz ſagt.

Weder Ruhmſucht noch Geldſucht konnte mich zur Ausarbeitung dieſes Werks beſtimmen; Denn die

Apocalypſe iſt heut zu Tage kein Gegenſtand dieſer Art; dann hätte ich entweder etwas aus der Kantiſchen Philoſophie, oder einen Mode-Roman vor die Hand nehmen müßen; bloß allein die Bemerkung, daß es jezt ſehr viele gute und rechtſchaffene Chriſten giebt, die die wichtigen Vorfälle unſerer Zeit mit Bruchſtücken aus der Offenbarung Johannis vergleichen, wo ſie dann einige Aehnlichkeit finden, alſofort urtheilen und glauben, ſie hätten die Erfüllung der Weiſſagung getroffen; hat mich bewogen, dieſe ſchwere und mühſame Arbeit zu unternehmen. Es iſt unglaublich, wie häufig jezt die erhabenen Hieroglyphen dieſer heiligen Urkunde auf die gegenwärtige Zeit angewendet werden; — im Ganzen trift der allgemeine Forſchungsgeiſt der wahren Chriſten ganz genau den rechten Punkt, und dieſes war zu wichtigen Zeitpunkten immer der Fall, folglich thut dieſe göttliche Schrift ihre gehörige Würkung; aber weil der menſchliche Vorwitz die Umſtände der Zukunft zu genau wiſſen will, ſo geht er dann leicht zu weit, er wähnt, räth und vermuthet, läßt auch wohl ſeinen Wahn, Errathung und Vermuthung bekannt werden, oder gar drucken, und wenns dann hernach anders geht, ſo grämt ſich der Rechtſchaffene, der Spötter ſpottet laut, der Schwachgläubige ſcheitert vollends, und der Urheber der Hypotheſe wird zu Schanden.

Die Apocalypſe iſt ein groſſes, ſchönes und in allen Theilen zuſammenhängendes Ganze; kein einzelner Theil läßt ſich für ſich allein und auſſer dem

Zuſammenhang ſicher erklären, man muß erſt den Zweck des ganzen Buchs wiſſen, und dieſer iſt: Eine bildliche Vorherſagung der ganzen Geſchichte des Kampfs zwiſchen dem Erlöſer und dem Verderber des Menſchen-Geſchlechts, von Johannes an, bis in die künftige Ewigkeit hinein; jedes Bild hat da ſeine angewieſene Stelle, die ihm die Ordnung des Geſichts und deſſen Erzählung anweiſet — dahin gehört es, dahin muß auch ſeine Erfüllung gedeutet werden, und nirgends anders, und wenns auch noch ſo wahrſcheinlich ſchien.

Dieſes iſt ein unumſtößlicher Grundſaz, den die Erklärung der Offenbarung Johannis in jeder Zeile beobachten muß, und wo das geſchieht, da wird wenigſtens in der Hauptſache nicht gefehlt; befolgt man aber dieſe Regel nicht, ſo geräth man auf Abwege, man verirrt ſich, man mag auch übrigens ſo vorſichtig ſeyn, wie man will. Ich habe alſo rein und ſo unpartheiiſch als mir möglich war, jenen Grundſaz ins Auge gefaßt, und der chriſtliche Leſer mag urtheilen, ob und in wieferne ich ihn befolgt habe.

Die erſte Urſache alſo, warum ich dieſes Buch geſchrieben habe, iſt: Die wahren Verehrer JEſu für den voreiligen und unreifen Anwendungen der einzelnen Bilder der Apocalypſe auf gewiſſe Vorfälle unſerer Zeit zu warnen, und ihnen die wahre Methode zu zeigen, wie dieſes heilige Buch gebraucht werden ſoll.

Hiezu kommt aber nun noch ein wichtiger Umſtand: Der ſeelige Prälat Bengel hat in den vierziger Jahren dieſes Jahrhunderts die Apocalypſe ſo bearbeitet, erklärt und ins Licht geſetzt, daß ſeit Johannis Zeiten bis auf den heutigen Tag keiner unter allen Auslegern ihm an die Seite geſetzt werden kann. Seine prophetiſche Zeitrechnung iſt ein ſo bewundernswürdiges Syſtem, daß es Erſtaunen erregt, ſo bald es deutlich erkannt wird; durch dieſes Syſtem wird die Zeitrechnung der Welt nicht nur, ſondern ſogar das Zweifelhafte in gewiſſen aſtronomiſchen Berechnungen berichtigt. Göttliche Offenbarung iſt dieſes Syſtem wohl nicht, aber gewiß eine unter Leitung der Vorſehung entſtandene höchſtwichtige Erfindung, wodurch nicht allein die geheimen Zeiten in der Apocalypſe, ſondern auch in andern prophetiſchen Schriften richtig entwickelt und beſtimmt werden können. Wem die Bengelſchen Schriften zu weitläuftig und zu koſtbar ſind, der findet alles dieſes in folgendem Buch vortreflich ausgeführt und berechnet: Einleitung zu näherer und deutlicher Aufklärung der Offenbarung JEſu Chriſti, oder St. Johannis, nach Chronologie und Geſchichte, als Beitrag zum Beweis, daß Bengels Apocalyptiſches Syſtem das wahre ſey. Carlsruhe 1784. bei Michael Macklot.

Was aber nun dieſem Syſtem das größte Gewicht und den höchſten Grad der Wahrſcheinlichkeit giebt, das iſt: Daß es ſo auſſerordentlich pünktlich eintrift, und nach Bengels Tod beſonders in unſeren

Tagen dergeſtalt eingetroffen iſt, daß gar kein Zweifel mehr über deſſen Wahrheit entſtehen kann; aber eben dieſer hohe Grad der Gewißheit in den Bengelſchen Zeitrechnungsſyſtem, giebt nun ſeiner Apocalypſe überhaupt eine ſolche Autorität, daß man ihr nun in allen übrigen Stücken blindlings glaubt; das ſollte man nicht thun, weil der ſeelige Mann in einigen Stücken das rechte Ziel gewiß nicht getroffen hat; denn er hält die Erde für Aſien, das Meer für Europa, die Ströme und Bäume für Egypten u. ſ. w. Daraus folgt alſo nun: Daß das Thier aus der Erden in Aſien entſtehen muß. Da wir nun noch nichts von einem ſolchen Thier in Aſien wiſſen, ſo iſt es nach Bengel noch nicht aufgeſtiegen, und hat doch ſchon ſo lange ſeinen Unfug getrieben, welches auch nach Apoc. 13. nicht anders ſeyn kann. Erde, Meer und Ströme, wie auch die Bäume, haben in der hohen Offenbarung verſchiedene, aber ſehr regelmäßige Bedeutungen, die man nicht verfehlen kann, wenn man nur jedes Orts die Beziehungen dazu nimmt, in welchen ſie mit den übrigen Bildern ſtehen, wie der Leſer in meiner Erklärung bald bemerken wird.

Dergleichen menſchliche Fehler, die in des vortreflichen und ſehr frommen Mannes erklärten Offenbarung mit eingeſchlichen ſind, machen nun, daß man noch vieles erwartet, das ſchon unvermerkt vorübergegangen iſt, oder das ganz anders geſchehen wird, als man ſichs vorgeſtellt hat, woher es denn kommen kann, daß mans gar nicht bemerkt, und darüber die Termine verfehlt u. ſ. w. Die Haupturſache von dieſer ſehr verzeihlichen Schwäche des großen Mannes lag wohl in ſeiner äußerſt gewiſſenhaften Aengſtlichkeit, ja bei dem **trockenen Buchſtaben** der Apocalypſe zu bleiben, weil er auch **dieſen** für göttlich halten mogte, welches doch gewiß der Fall nicht iſt: Nur da, wo ihm **Chriſtus** oder ein Engel etwas dictirt, wie z. E. die ſieben Briefe, da iſt alles, auch der Buchſtabe, göttlich; aber wo **Johannes** beſchreibt, was er geſehen und gehört hat, da bedient er ſich ſeiner ihm natürlichen Red- und Schreibarten, da müßen wir alſo auf die **Sachen** und nicht auf die **Worte** ſehen, wenn wir ihn erklären wollen.

Dieſe buchſtäbliche Aengſtlichkeit merkt man in **Bengels** apocalyptiſchen Erklärungen allenthalben, und beſonders auch in ſeiner Ueberſezung des Textes der Offenbarung. Hiezu kommt aber noch eins: **Bengel** ſo wohl als ſeine Nachfolger, auch der ungenannte Verfaſſer des oben angeführten **Carlsruher** Buchs, legen den Theil der Offenbarung, der entweder würklich, oder nach ihrer Meinung noch zukünftig iſt, wie ich ſehr fürchte, zu buchſtäblich, und wenn ichs ſagen darf, zu **craß** aus; wenn das nun in der nahen Zukunft nicht ſo eintrift, ſo fällt dann der Verdacht der Unrichtigkeit auf das ganze **Bengel**ſche Syſtem, oder gar auf die hohe Offenbarung ſelbſt, welches ein unerſezlicher Schade für den Liebhaber des göttlichen Worts ſeyn würde, weil er dadurch gerade zu der Zeit, wo er dieſes Wort der Geduld und der Hofnung am nöthigſten braucht, mißgeleitet und irre gemacht wird. **Bengel** ſelbſt war noch am behutſamſten, viele ſeiner

Nach-

Nachfolger aber ſind ſo freimüthig, Tag und Stunden und Vorfälle ſo genau zu beſtimmen, als wenn gar keine Frage mehr von der Richtigkeit der Bengelſchen Vermuthungen wäre, und das iſt ſehr mißlich und gefährlich.

Die zwote Haupturſache, warum ich dieſe Arbeit unternahm, war alſo: **Nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen des ſeeligen vortreflichen, und ich mag wohl ſagen, heiligen Mannes Ehre, und ſein herrliches Syſtem für Mißverſtand und Mißbrauch zu retten, und dadurch zugleich auch den Chriſten unſerer Zeit den Weg zu beſſerer Einſicht in die erhabene Weiſſagung des neuen Bundes, zur Stärkung des Glaubens, zu bahnen, deren er in unſern Tagen ſo ſehr bedarf.**

Uebrigens ſind mir zwei Dinge in der Bengelſchen Erklärung noch immer dunkel: Einmal kann ich nicht begreifen, warum er die Briefe an die ſieben Gemeinden für nicht prophetiſch erklärt, da ſie doch, wenn ſie das nicht ſind, ſo ganz zwecklos da ſtehen? — und dann auch, warum er zweimal tauſend Jahre zum herrlichen Reiche Chriſti anſetzt, da doch das Alles ſein Syſtem ſo wenig als die Offenbarung ſelbſt nothwendig macht? — Seine Gründe dazu ſind nicht überzeugend; der Leſer wird an den gehörigen Orten finden, warum ich darinn von ihm abgegangen bin.

Dieſe zween Hauptgründe mögen zu meiner Rechtfertigung, warum ich die Menge der Schriften

über

über die Apocalypſe durch die meinige noch vermehret habe? gnug ſeyn. Ich wende mich alſo nun zum zweiten Theil dieſer Einleitung.

Damit die Leſer dieſes Buchs, welches ſich auch, wie es nicht anders ſeyn konnte, auf Bengels Zeitrechnungsſyſtem gründet, weil es höchſt wahrſcheinlich das Einzige Wahre iſt, nicht nöthig haben mögen, des ſeelgen Mannes, oder auch ſeiner Nachfolger Schriften zu kaufen, um die meinige zu verſtehen, ſo will ich dieſes Syſtem hier in der Kürze, aber doch hinlänglich vollſtändig darſtellen.

Es giebt in der Apocalypſe zweierlei Zeiten: 1) Geheime prophetiſche, und 2) natürliche Zeiten, ſo wie wir ſie im gemeinen Leben beſtimmen.

Die prophetiſchen Zeiten werden entweder mit den namlichen Namen benennt, die wir auch den natürlichen beilegen, ob ſie gleich weit länger ſind, wie z. B. die 42 **Monathe** der Währung des Thiers; oder ſie haben unbeſtimmte Benennungen, aber doch eine beſtimmte Dauer, wie z. B. die **eine Zeit**, **zwo Zeiten** und **eine halbe Zeit** des Weibes in der Wüſten, und der **Zeitlauf**, welchen die Seelen unter dem Altar noch ruhen mußten, welchen Bengel den **Chronus** nennt.

Die natürlichen Zeiten, welche in der Offenbarung vorkommen, ſind die 666 Jahre der Währung des Thiers, Kap. 13. V. 18. und dann die 1000 Jahre des Reichs **Chriſti** auf Erden; beide werden

im

im Text entweder ausdrücklich, oder durch die Umſtände ihrer Währung als ſolche beſtimmt.

Da wir die natürlichen Zeiten kennen, und wiſſen, wie groß ſie ſind, ſo können wir auch die geheimen prophetiſchen Zeiten nach ihnen beſtimmen, ſo bald ein Schlüſſel gegeben wird, welcher anzeigt, wie ſich die letzteren zu den erſtern verhalten?

Dieſer Schlüſſel muß in der Offenbarung gegeben werden, ſonſt wäre ſie ganz zwecklos; denn ſo bald die apocalyptiſchen Zeiten, wenigſtens nicht ungefähr, beſtimmt werden können, ſo kann ſie als Weiſſagung gar nichts nüzen.

Da es aber auch bei Weiſſagungen nothwendig iſt, daß ſie bis auf einen gewiſſen Grad dunkel bleiben, damit der Widerſacher den Plan Gottes nicht errathe, und auch aus eben dem Grund die Zeitpuncte, wo die apocalyptiſche Zeiten anfangen, für den Glaubigen zwar hinlänglich gewiß, für den Zweifler aber nicht deutlich genug beſtimmt ſind, ſo wurde auch jener Schlüſſel gleichſam ins Ganze verſteckt. Wer nun Weisheit hat, der mag ihn ſuchen.

Das 13te Kapitel enthält ihn; nirgend anders iſt er zu finden. Dort heißt es im 5ten Vers: Und es wurde ihm (dem Thier aus dem Meer) Gewalt gegeben zwei und vierzig Monathe lang zu würken. Nach dem natürlichen Zeitmaas wären das drei und ein halb Jahr; da aber alles das, was dieſes Thier, der Weiſſagung zufolge, ausrichten

ten ſoll oder wird, unmöglich in einer ſo kurzen Zeit geſchehen kann, ſo müßen dieſe 42 Monathe eine prophetiſche Zeit ſeyn.

Am Schluß dieſes dreizehnten Kapitels im 18ten Vers heißt es nach meiner gewiß richtigen Ueberſetzung: **Hier iſt die Weisheit — wer Beurtheilungskraft hat, der berechne die Zahl des Thiers; denn es iſt eine Menſchenzahl, und die Zahl deſſelben iſt ſechs hundert ſechs und ſechzig.** — Bengel, der ungenannte Verfaſſer des **Carlsruher** Buchs, und ich, haben bei dieſer Stelle bewieſen, daß dieſe 666 die Anzahl der Regierungsjahre des Thiers aus dem Meer nach menſchlicher Rechnungsart beſtimmen; die übrigen Anwendungen der Zahl 666 auf gewiſſe Namen oder Sachen werden deswegen dadurch nicht ausgeſchloſſen. Da nun hier dem, der Beurtheilungskraft genug hat, das Rechnen angerathen wird, und da es ausdrücklich heißt: **Hier iſt die Weisheit** — und über das Alles, da die Geſchichte des laufenden 1798ſten Jahrs die vollkommenſte Wahrheit dieſes Syſtems der 666 Regierungs- oder Gewaltjahre beſiegelt; ſo liegt der Schlüſſel **ganz zuverläßig** in dieſer Stelle.

Da in den Morgenländern Mondenjahre gebräuchlich waren, ſo lautet dieſer Schlüſſel ſo:

42 prophetiſche Monathe geben 666 Mondenjahre, wie viel giebt 1 prophetiſcher Monath? — ſo läßt ſich auch nun berechnen, wie groß

eine

e prophetiſche Sekunde, Minute, Stunde, Tag,
oche und Jahr ſey?

Zu einer beiläufigen Zeitbeſtimmung wäre dieß
hl genug; da aber durch die Berechnung der pro-
tiſchen Zeiten, **welche eine unbeſtimmte Be-**
mnung haben, nämlich der viertehalb Weibszei-
, der wenigen Zeit des Drachen, und des Chro-
s der Blutzeugen unter dem Altar, jene 666 noch
nauer beſtimmt werden, und dadurch dann erſt das
lkommene Bengeliſch - Apocalyptiſche Rechnungsſy-
m, welches zur Beſtimmung aller prophetiſchen Zei-
in der Bibel, und ſo gar zur Berichtigung aſtro-
miſcher Berechnungen, und der geſammten Welt-
ner ſo vortreflich iſt, vollendet, die **apocalypti-**
e Progreßion dargeſtellt wird; ſo muß man nun
ch noch zuerſt **dieſe** Zeiten von **unbeſtimmter Be-**
mmung ausfindig machen; dann erſt kann jene Be-
hnung der **erſten** prophetiſchen Zeiten aufs genauſte
Stande gebracht werden.

Das Wort **Zeit** iſt an ſich ein **unbeſtimmter**
usdruck, und kann anders nicht als durch Verglei-
ung mit **beſtimmten** Zeiten oder Zeitmaaßen ver-
ndlich gemacht werden.

Bengel, und der ungenannte Verfaſſer des
arlsruher Buchs gehen einen äußerſt ſchweren und
ühſamen Rechnungsweg, auf welchem ihnen wenige
einer Leſer würden folgen können, dagegen iſt er
er dann auch ſicher und in hohem Grad überzeu-
gend.

gend. Ich ſuchte daher einen andern, jedem meiner Leſer verſtändlichen Aufſchluß über dieſe geheime unbeſtimmte Zeiten, und fand zu meiner Bewunderung den Schlüſſel dazu ebenfalls in der Zahl 666 —! auch dieſer Aufſchluß iſt ſicher und vollkommen überzeugend.

Die Zahl 666 beſteht aus drei Gliedern, nämlich 600, 60 und 6; jedes dieſer Glieder iſt nun zwar eine Zeit, aber die zwote iſt zehnmal länger als die dritte, und die erſte zehnmal länger als die zwote; indeſſen ſtehen einmal dreimal 6 da, und jede dieſer 6 bezeichnet eine Zeit; die Zahl 666 beſtimmt alſo keine zwo, keine vier, ſondern genau drei Zeiten.

Wenn ich alſo mit 3 in 666 dividirte, ſo bekäme ich 222 Jahre zu einer Zeit, folglich 111 zur halben Zeit; dieſe 111 ſind auch darum merkwürdig, weil nach einer alten Tradition 111 Päbſte ſeyn werden, und man ſchon lang 6 Jahre, als das mittlere Verhältniß der Regierungsjahre eines Pabſtes angenommen hat. Man ſehe meine Erklärung über den 18ten Vers des 13ten Kapitels; wenn ich 111 Päbſte mit 6 Regierungsjahren multiplizire, ſo kommt wieder die Zahl 666 heraus.

Dieſer Satz iſt nun zwar a priori angenommen, und nichts weiter als eine Hypotheſe; nimmt man aber nun den Beweis a poſteriori aus der Geſchichte hinzu, ſo wird er gewiß und überzeugend. (Man leſe hier meine Erklärung des ſo eben angeführten 18ten Verſes des 13ten Kapitels.) Im Jahr 1059

begann

begonn der 2te Flug des Sonnenweibes in die Wüſte, Kap. 12. V. 14. und in eben dieſem Jahr begonn auch die erſte entfernte Anſtalt zum Aufſteigen des Thiers aus dem Meer; von hier an laufen nun die viertehalb Weibszeiten mit den Thiereszeiten nebeneinander fort.

Das 1725ſte Jahr iſt ſo wichtig in den viertehalb Zeiten des Sonnenweibes, daß es nothwendig eine Hauptepoche ausmachen muß. S. meine Erklärung des 14ten Verſes des 12ten Kapitels. Da nun im Jahr 1059 die viertehalb Zeiten anfangen, und von da an bis 1725 genau 666 Jahr verfloſſen ſind, ſo müßen dieſe 666 Jahr ein merkwürdiger und beſtimmter Theil der viertehalb Zeiten ſeyn.

NB. Bei der Anwendung der Apocalyptiſchen Zeitrechnung auf die Geſchichte, um der Erfüllung der Weiſſagung nachzuſpüren, braucht man auf den kleinen Unterſchied zwiſchen Mond- und Sonnenjahren nicht Rückſicht zu nehmen, denn die alte Geſchichte erzählt die Umſtände nie ſo genau, daß man die Erfüllung auf Tage und Stunden beſtimmen könnte.

Wenn dieſe 666 ein beſtimmter Theil der viertehalb Zeiten ſind, ſo müßen ſie entweder eine halbe, oder eine ganze, oder zwo, oder drei Zeiten ſeyn. Wären 666 Jahre eine halbe Zeit, ſo betrügen die viertehalb Zeiten 4662 Jahre; wären ſie eine ganze Zeit, ſo betrügen ſie 2331 Jahre, und wollte man ſie als zwo Zeiten, folglich 333 für eine Zeit annehmen, ſo machten die Weibszeiten 1165 ½ Jahr aus;

alle drei Summen aber ſind viel zu groß, und paſſen gar nicht zum Ganzen der Apocalypſe.

Es bleibt alſo nichts anders übrig, als die 666 Jahre müßen entweder drei oder gar die viertehalb Zeiten ſelbſt ſeyn; im letztern Fall müßte im Jahr 1725 das Schickſal des Sonnenweibes entſchieden worden ſeyn, das iſt aber nicht der Fall; denn ſie lebt noch immer in der Wüſten fort, folglich bleibt nichts anders übrig, als daß die 666 Jahre dreien Zeiten gleich ſind, und daß 222 Jahre eine Zeit ausmachen.

Die viertehalb Zeiten werden alſo beſtimmt: Wenn ich eine Zeit 222, zwo Zeiten 444, und eine halbe Zeit 111 zuſammen addire; geſchieht dieſes, ſo bekomme ich 777 Jahre für die viertehalb Zeiten des Sonnenweibes in der Wüſten.

Hier entdecken ſich nun ſchon die Bruchſtücke der berühmten apocalyptiſchen Progreſſion, welche der ſeelige Prälat Bengel erfunden, und wodurch er ſo viel geleiſtet hat. Die falſchberühmte Aufklärung ſucht aber dieß Licht mit Gewalt unter den Scheffel zu verſtecken, welches auch kein Wunder iſt; denn man möchte zu viel dabei ſehen.

Nachdem, was wir nun gefunden haben, wäre eine halbe Zeit von 111 Jahren der Maaßſtab oder das meſſende Glied dieſer Progreſſion, und ſie müßte folgendergeſtalt geordnet werden: 111 — 222 — 333 — 444 — 555 — 666 — 777 — 888 — 999 — 1111 u. ſ. w.

So

So ſchön und regelmäßig aber nun auch dieſe
ogreſſion iſt, und ſo genau ſie auch in jeder Erfül-
g zutrift, indem alle apocalyptiſche Zeiten in ihren
iedern gefunden werden, ſo fand doch Bengel,
i noch eine Hauptzahl der Offenbarung Johannis,
mlich die tauſend Jahre fehlten — die 999
gre kommen zwar der Dauer des tauſendjährigen
chs ſehr nahe, aber ſie ſind doch keine tauſend
gre; er gerieth alſo auf den Einfall, ſie durch einen
ch auszudrücken, und dieſen dann auch durch die ganze
greſſion, nach dem nämlichen Maaßſtab fortgehen
aſſen, er verwandelte alſo die tauſend Jahre in
9 $\frac{9}{9}$, und damit war die Sache berichtigt.

Durch dieſen Bruch bekommt nun die apocalypti-
Progreſſion folgende Geſtalt: 1) 111 $\frac{1}{9}$ —
222 $\frac{2}{9}$ — 3) 333 $\frac{3}{9}$ — 4) 444 $\frac{4}{9}$ —
555 $\frac{5}{9}$ — 6) 666 $\frac{6}{9}$ — 7) 777 $\frac{7}{9}$ —
888 $\frac{8}{9}$ — 9) 999 $\frac{9}{9}$ — 10) 1111 $\frac{1}{9}$ —
iſt dieß bewundernswürdige Syſtem vollſtändig,
man wird in meiner folgenden Erklärung der
alypſe ſehen, wie genau es zutrift; und was es
ronomiſchen Berechnungen leiſtet, das findet
n oftgedachtem Carlsruher Buch ausführlich,
mans ohne Erſtaunen nicht leſen kann.

Ein Haupteinwurf, den vernünftige Männer
dieſe Berechnung gemacht haben, und der ſich
mir anfänglich aufdrängte, als ich Bengeln
folgender: Bei der heiligen Einfalt, die man
hends in der Bibel findet, und wodurch ſie ſo

ehrwürdig und gemeinnützig wird, kommt einem eine ſolche tiefſinnige, künſtliche, mathematiſche Operation ganz widerſinnig vor; man kann ſich des Gedankens nicht erwehren, daß der fromme **Johannes**, der wohl ſchwerlich in ſeinem Leben rechnen gelernt hatte, gewiß an **Bengels** apocalyptiſche Progreſſion nicht dachte; — allein dieſer ſo ſcheinbare Einwurf ſchwindet im Augenblick, ſo bald man ſich die Sache nur aus dem rechten Geſichtspunkte vorſtellt. Gewiß ahndete **Johannes** von dieſer Progreſſion nichts — aber der Geiſt der Weiſſagung legte ſie gewiß deßwegen hinein, damit ſie **Bengel** im achtzehnten Jahrhundert zur Glaubensſtärkung ſeiner Zeitgenoſſen finden möchte. Man wird mir doch zugeben, daß der heilige Geiſt rechnen, und alſo auch den Propheten Geheimniſſe dictiren oder vorſtellen kann, die ſie wohl ſchreiben, aber deswegen noch nicht verſtehen können! — Man leſe nur, was der Engel zu **Daniel** ſagt: **Es würden in den letzten Zeiten viele in ſeiner verſiegelten Schrift großen Verſtand finden**, und dieß gilt auch hier. Dan. 12, V. 4.

Bei dem allen aber muß man denn doch immer noch in Anwendung des **Bengelſchen** Rechnungsſyſtems **auf die zukünftigen, noch nicht erfüllten Weiſſagungen** ſehr vorſichtig ſeyn; man darf wohl nach ſeiner Anleitung **glauben** und **hoffen**, aber **nicht gewiß wiſſen**: Denn jede Weiſſagung **muß** bis zur Erfüllung einen Grad von Ungewißheit behalten, damit ihre Erfüllung nicht gehindert werde.

Jetzt will ich nun auch die apokalyptiſche Progreſſion auf die Weiſſagung ſelbſt anwenden:

1) 111 $\frac{1}{9}$ Jahr ſind die halbe Zeit des Sonnenweibes.

2) 222 $\frac{2}{9}$ machen eine ganze Zeit aus.

3) 333 $\frac{3}{9}$ finden in der Apocalypſe keine ausgedrückte Stelle, ſie machen anderthalbe Zeit aus, und zeigen die Dauer der Herrſchaft des Heidenthums über das Chriſtenthum, bis zur Einweihung der Stadt Conſtantinopel, an, die im 334ſten Jahr nach Chriſti Geburt geſchahe.

4) 444 $\frac{4}{9}$ ſind die zwo Zeiten des Weibes.

5) 555 $\frac{5}{9}$ haben auch in der Apocalypſe noch keine Stelle gefunden, aber nach Bengels vortreflichem Beweiß beſtimmen ſie Daniels 70 Jahrwochen ſehr genau.

6) 666 $\frac{6}{9}$ iſt die Schlüſſelzahl, die Zahl der Regierungsjahre des Thiers, gleich 42 prophetiſchen Monathen.

7) 777 $\frac{7}{9}$ machen die geſammten viertehalb Weibszeiten aus.

8) 888 $\frac{8}{9}$ beſtimmen die wenigen Zeiten, die der Drache, nach ſeinem Sturz aus dem Himmel auf die Erde, hier zu wüthen noch Zeit hat; ſie fangen vor den Weibszeiten an, und hören mit denſelben auf, folglich müſſen ſie länger ſeyn.

9) 999 $\frac{9}{9}$ ſind die tauſend Jahre des herrlichen Reichs Chriſti auf Erden; und

10) 1111 $\frac{1}{9}$ machen den Chronus oder den Zeitlauf aus, den die Seelen unter dem Altar noch ruhen ſollten, und der der Thyatiriſchen Jeſabel zum Buße thun vergönnt wurde.

Der Nicht-Chronus des ſchwörenden Engels Kap. 10. V. 6. fällt zwiſchen die Glieder 999 $\frac{9}{9}$ und 1111 $\frac{1}{9}$.

Aus dieſer apocalyptiſchen Progreſſion, und zwar aus der Schlüſſelzahl 666 $\frac{6}{9}$ laſſen ſich nun auch die prophetiſchen Zahlen beſtimmen, welche gewöhnliche Benennungen haben. Wenn alſo 42 prophetiſche Monathe 666 $\frac{6}{9}$ gewöhnlichen Jahren gleich ſind, ſo beträgt

½ Stunde, Off. Joh. 8. V. 1.	4 Tage, 2 Stunden, 10 Minuten.
1 Stunde, Kap. 9. V. 15.	8 Tage, 4 Stunden, 20 Minuten.
1 Tag, ebendaſelbſt . .	196 Tage und faſt 8 Stunden.
1260 Tage des Weibes in der Wüſten, Kap. 12. V. 6.	677 Jahre, 97 Tage.
1 Jahrwoche Daniels .	7 J. 342 T. 1 St. 15 Min. 36 Sec.
1 Monath, Off. Joh. 9. V. 15.	15 Jahr und 318 Tage.
5 Monath, Kap. 9. V. 5. .	79 Jahr, 19 Wochen, 1 Tag.
1 Jahr, Kap. 9. V. 15. .	196 Jahr, 117 Tage, 13 Stunden.
1 St. 1 Tag, 1 Mon. 1 Jahr, ebendaſelbſt, zuſammen	212 Jahr, 275 Tage, 12 Stunden.

Jetzt wären nun alle apocalyptiſche Zeiten, ſo viel ihrer benannt ſind, bekannt und aufgelöſt.

Die Zeiten-Progreſſion und dieſe beſtimmten prophetiſchen Zeiten treffen in den Monathen ohne Bruch zuſammen: Denn 111 $\frac{1}{9}$ gemeine Jahre, oder eine halbe Zeit iſt 7 prophetiſchen Monathen gleich; folglich kann auch die Progreſſion nach letzterer Benennung von 7 zu 7 Monathen fortgehen; als 111 $\frac{1}{9}$ gleich 7, 222 $\frac{2}{9}$ gleich 14, 333 $\frac{3}{9}$ gleich 21, 444 $\frac{4}{9}$ gleich 28, 555 $\frac{5}{9}$ gleich 35, 666 $\frac{6}{9}$ gleich 42, 777 $\frac{7}{9}$ gleich 49, 888 $\frac{8}{9}$ gleich 56, 999 $\frac{9}{9}$ gleich 63, und 1111 $\frac{1}{9}$ gleich 70 prophetiſchen Monathen.

Wollte nun einer fragen: **Warum doch die ſo ſonderbare Zahl von 222 $\frac{2}{9}$ gewöhnlichen Jahren als ein allgemeines beſtimmtes Zeitmaaß — als eine Zeit — in der Apocalypſe angenommen würde?** — ſo dient ihm hierauf zur Antwort: Darum, weil 222 $\frac{2}{9}$ unſerer **irdiſchen Jahre** gerade den Maasſtab ausmachen, durch welchen der Lauf aller himmliſchen Körper ohne Bruch und ganz regelmäßig beſtimmt wird. Wenn einer unſterblich wäre, und das ganze All des Sonnenſyſtems bewohnte, ſo könnte er ſeine Dauer und die Geſchichte nicht anders abmeſſen, als nach allgemeinen, in der ganzen Schöpfung gültigen **Zeiten**, und jede dieſer Zeiten enthielte dann 222 $\frac{2}{9}$ unſerer irdiſchen Jahre.

Wer ſich die Mühe geben, und das wichtige Buch: **Bengels Cyclus**, oder **ſonderbare Betrachtung des großen Weltjahrs**, oder auch nur das oft angeführte **Carlsruher Buch**, aufmerkſam leſen und ſtudieren will, der kann unmöglich mehr an der Wahrheit und Richtigkeit der apocalyptiſchen Progreſſion; aber auch dann eben ſo wenig an der Göttlichkeit und ganz vorzüglichen Inſpiration der Offenbarung Johannis zweifeln. Denn kein Johannes in der Welt war im Stand, vor 1700 Jahren einen Schlüſſel zu einem aſtronomiſchen Syſtem zu erfinden, zu dichten, oder zu phantaſiren, das man nur erſt nach langſamen und mühſamen Fortſchritt in dieſem Jahrhundert ſo ziemlich ins Reine gebracht hat, und das ſo gar durch jenen Schlüſſel vollendet wird! —

Wen das nicht rührt, dem iſt nicht zu helfen — ich kenne keinen ſtärkern Beweis für die Göttlichkeit der Apocalypſe, als dieſen. — Wehe dem, der dieſe erhabene Weiſſagung verwirft, oder nur gering ſchätzt, beſonders jetzt, nachdem die Vorſehung auch noch dieſen Grund des Glaubens hinzugethan hat.

Jetzt gebe ich nun in Gottes Namen mein Buch der Leſewelt in die Hände. Die Gelehrten von der falſchen Aufklärungsparthei, alle Neologen und Philoſophen mögen nun lachen oder weinen, ſpotten oder ſchimpfen, das Alles thut mir nicht einmal an der Fingerſpitze wehe, geſchweige am Herzen. Wenn aber ein wahrer Freund Gottes, Chriſti und der Bibel etwas findet, das ihm nicht recht iſt, ſo widerlege er mich nur nicht öffentlich: Denn dieß macht die redlichen Leſer irre; ſondern er ſchreibe mir ſeine Gedan-

Gedanken oder Einwendungen an den Verleger dieſes Buchs, dieſer ſoll ſie mir zuſchicken, und ich will ſie dann in meinen apocalyptiſchen Nachträgen, die ich nach und nach Heftweiße herauszugeben gedenke, abdrucken laſſen, und dann aufrichtig beantworten; auch wenn ich Fehler in meinem Werk bemerke, oder neue Entdeckungen mache, ſo ſoll das Alles in jenen Nachträgen berichtiget und mitgetheilt werden.

Zu meiner Ueberſetzung der Apocalypſe habe ich mich des Bengelſchen griechiſchen neuen Teſtaments bedient, weil ſolches von den bewährteſten Theologen als eins der genaueſten und correcteſten angeſehen wird. — Der Geiſt JEſu Chriſti werde Führer und Regierer aller derer, die dieß Werk leſen, Amen!

Das erſte Kapitel.

1. **Die Offenbarung JEſu Chriſti**
welche ihm Gott gegeben hat, ſeinen Knech-
ten zu zeigen, was ſchnell nacheinander ge-
ſchehen muß; und hat es in Sinnbildern
2. vorgeſtellt, da er es durch ſeinen Engel ſei-
nem Knecht **Johannes** ſandte, welcher das
Wort Gottes und das Zeugnis **JEſu
Chriſti**, in ſo ferne er Augenzeuge geweſen,
3. auch bezeugt hat. Seelig ſind Leſer und Zu-
hörer der Worte dieſer Weiſſagung, wenn
ſie denn auch bewahren, was darinnen ge-
ſchrieben iſt: Denn die Zeit iſt nahe.

So lautet der feierliche Titel dieſes Buchs, das an Erhabenheit der Bilder und an Wichtigkeit des Ausdrucks in der ganzen Bibel ſeines gleichen nicht hat. Wenn auch die Gottesgelehrten keine äuſſere und die ſtrengſte Kritik aushaltende Beweiſe für die kanoniſche Gültigkeit deſſelben aufgefunden hätten, ſo würde es doch der wahre und unpartheiiſche Bibelfreund und Bibelkenner bald an der Sprache erkennen. So dichtet weder ein alter noch ein neuer Dichter, und man fühlt alſofort, daß ein höherer Geiſt im ganzen Buch weht, als in irgend einem Werk des menſchlichen Genies. Indeſſen ſind doch nun auch wieder gelehrte Theologen darinnen einſtimmig,

daſ

daß dieß Buch kanoniſch, Bibelwürdig und würklich von dem Evangeliſten Johannes geſchrieben worden ſey.

Die Aufſchrift heißt: Die Offenbarung JEſu Chriſti; oder: Die Offenbarung der göttlichen Rathſchlüße über die chriſtliche Religion und ihre Verehrer, von dem dermaligen Zeitpunkt an, bis zu ſeiner herrlichen Wiederkunft, an JEſum Chriſtum ſelbſt. Dieſer unſer HErr und Heiland wußte während ſeinem Pilgerleben hienieden, ſelbſt dieſe Rathſchlüße nur gleichſam im dunkeln Blicke, wie ſolches aus Matth. 24. V. 36. Marc. 13. V. 32. und Ap. Geſch. 1. V. 7. klar erhellet; nachdem aber das Lamm geſchlachtet war, ſeinen Sitz zur Rechten des Vaters genommen, und nun die ſieben Siegel, womit das große Dokument des göttlichen Regierungsplans zugeſiegelt worden, eröfnet hatte, jezt wußte Er ſelbſt dieſen Plan, nach welchem Er von da an die Regierung ſeiner Chriſtenheit einzurichten hatte. Eben dieſe Entdeckung, die der zum Weltregenten erhobene Erlöſer in Anſehung der göttlichen Rathſchlüße gemacht hatte, wollte Er nun auch ſeinen Dienern mittheilen, aber ſo, daß nur geübte und dazu ausgerüſtete Chriſten zu jeder Zeit das, was ſie angienge, daraus erkennen, und ihren Zeitgenoſſen erklären könnten. Deswegen wurde Alles in majeſtätiſche, geheimnißvolle Bilder, gleichſam in Hieroglyphen verhüllt, die alſo nur der verſtehen kann, der ſich mit dem Geiſt der Weiſſagung bekannt und vertraut gemacht hat.

Es iſt ganz natürlich, daß Weiſſagungen dieſer Art nie ganz deutlich ſeyn dürfen; denn wenn ſie jedermann verſtändlich wären, ſo könnten ſie nicht erfüllt werden, weil die Feinde ſich wohl hüten würden, das Ihrige zur Erfüllung beizutragen; indeſſen würden ſie doch auch ganz ohne Nutzen ſeyn, wenn ſie Niemand verſtünde, daher fanden ſich in jedem Zeitpunkt Männer, die ihre Aufſchlüße über die Propheten, und beſonders auch über die hohe Offenbarung, die wir jetzt vor uns haben, ihren Zeitgenoſſen mittheilten; wäre es nur immer mit der gehörigen Vorſicht geſchehen! — aber das war ſelten der Fall, man wagte ſich weiter, als man hätte thun ſollen, und ſchadete dadurch mehr, als man nüzte. Der HErr ſchenke mir die Gnade, daß ich dieſe Klippen vermeide!

Alſo, Gott gab dieſe hohe Offenbarung ſeinem Sohn JEſu Chriſto, und nachdem ſie Dieſer empfangen, ſo ſandte Er ſie auch ſeinem Lieblingsjünger, dem Apoſtel Johannes; damit er ſie ferner ausbreiten, und den Dienern unſers HErrn zeigen möchte, wie es mit der chriſtlichen Religion fernerhin gehen, und was für Schickſale die Anhänger JEſu bis zu ſeiner Wiederkunft haben würden. Der Apoſtel Johannes, welcher die ganze Geſchichte dieſer Offenbarung in Form eines Briefs abfaßt, macht ſich denen Freunden, an die er damals dieſen Brief ſchrieb, durch eine Beſchreibung ſeiner Perſon kenntlich, damit ſie nicht etwa einen andern Johannes, als ihn, für den Verfaſſer anſehen möchten; darum ſagt er: Er ſey

der

der Johannes, der das Wort Gottes gelehrt, und als Augenzeuge das Zeugniß von JEſu Chriſto bezeugt habe.

Es iſt aber in dieſem Titel dieſes wichtigen Buchs ein Ausdruck, über den ich mich erklären muß: Es heißt nämlich, ſeinen Knechten zu zeigen, was ſchnell nacheinander geſchehen muß; Luther hats überſezt: Was in der Kürze geſchehen ſoll; dieß iſt aber nicht ganz richtig, denn das griechiſche Wort bedeutet — in Geſchwindigkeit — daher muß mans ſo verſtehen: Alles, was hier geweiſſagt wird, ſoll ſehr ſchnell auf einander folgen, alles ſoll in gedrängter Geſchwindigkeit geſchehen, wenn auch das Ganze viele Jahrhunderte ausfüllen ſollte; man kann es ganz deutlich machen, wenn mans ſo umſchreibt: „Seinen Knechten die Menge von wichtigen Geſchichten zu zeigen, die in achtzehenhundert und mehrern Jahren im Reich Gottes auf Erden, in gedrängter Geſchwindigkeit auf einander folgen, ſich gleichſam unter einanden ablöſen, und nun in Kurzem anfangen ſollen.„

Endlich enthält dieſer Titel noch etwas, das ſehr merkwürdig iſt, nämlich es heißt: Gott habe Chriſto dieſe Offenbarung gegeben, und dann ſey ſie durch einen Engel an Johannes geſandt worden. Hiedurch werden wir belehrt, wie der Apoſtel zu den erhabenen Geſichtern gekommen ſey: Nämlich ein Engel ſezte ihn in einen Zuſtand der Entzückung, und ſtellte ihm nun, wie in einem lebhaften

Traum

Traum, alle die Bilder und merkwürdigen Dinge vor, die er uns beſchreibt und hinterlaſſen hat. Ob nun der große und erhabene Seher würklich während dem Geſicht alles aufſchrieb, wie aus dem 10ten Kap. V. 4. zu vermuthen iſt, oder obs nachher geſchehen ſey? das kann uns gleichgültig ſeyn.

Die letzten Worte: Seelig, oder auch glücklich ſind Leſer und Zuhörer der Worte dieſer Weiſſagung, wenn ſie dann auch bewahren, behalten und bewachen, was darinnen geſchrieben ſteht, denn die Zeit iſt nahe! — wollen ſie viel ſagen: Ihr, und alle, denen dieſe Weiſſagung zu Geſicht und Gehör kommt, ſeyd ſehr glückliche Menſchen, wenn ihr euch dadurch warnen, unterrichten und zur wahren Bekehrung leiten laſſet; denn der Anfang der göttlichen Gerichte iſt nahe vor der Thür; und würklich, es dauerte auch nicht lange, ſo fiengen die furchtbaren Gerichtsreuter ihre Exekutionen an, wie im Verfolg erhellen wird.

Liebe Leſer! während der ganzen Zeit, von der Publikation dieſer Offenbarung Johannis an, welches jetzt gerad 1700 Jahr ſind, war immer dieſe Ermahnung, oder vielmehr dieſer Seegenswunſch über alle, die den rechten Gebrauch davon machen, gültig und wichtig; aber doch nie wichtiger, als jetzt, da ſich nun die ganze Weiſſagung dem Schluß naht, und die gänzliche Enthüllung des Geheimniſſes Gottes vor der Thür iſt. Seelig ſind, die jetzt dieſe

Weiſ-

Weiſſagung recht benutzen, denn warlich! die Zeit iſt nahe.

Nun folgt der große merkwürdige Brief des Apoſtels Johannis ſelbſt, und zwar zuerſt der Gruß und Seegenswunſch nach morgenländiſcher Art folgender Geſtalt:

4. Johannes an die ſieben Gemeinden in Aſien! Gnade euch! — und Friede, von dem der iſt — war — und kommt — und von den ſieben Geiſtern, die vor ſeinem Thron ſind.

5. Und von JEſu Chriſto, dem treuen Zeugen, dem Erſtgebohrnen der Todten, und dem Fürſten der Erden-Könige, der uns geliebt, und in ſeinem Blut von unſern
6. Sünden gewaſchen, auch uns zum Königreich, zu Prieſtern ſeines Gottes und Vaters gemacht hat; Ihm ſey Herrlichkeit und Gewalt in die Ewigkeiten, Amen!

Welch ein Gruß! — liebe Leſer! und von wem? — Ach, wenn uns doch der Ewiglebende, der Jehovah, der ſiebenflammigte Geiſt, und JEſus Chriſtus, der Regent aller Regenten, auch ſo grüßen ließe! — Ja würklich! dieſer Gruß gilt auch uns: Denn wie könnte er die ſieben aſiatiſche Gemeinden allein angehen, da der Inhalt des Briefs bis ans Ende der Welt dauert — alſo auch für alle und an alle geſchrieben ſeyn muß? — Dieſe Offenbarung

rung JEſu Chriſti iſt ein Manifeſt des Königs aller Könige an alle ſeine Unterthanen und Diener, von der damaligen Zeit an, bis ans Ende der Tage. Warum aber hier nur die ſieben Gemeinden genannt werden, was es damit für eine Bewandtnis habe, und wie ſie gleichſam Stämme oder Vorbilder aller Chriſten bis an die Vollendung des Geheimniſſes GOttes ſind, darüber werde ich mich im Verfolg erklären.

Die Apoſtel grüßen immer mit Gnade und Friede, den beſten geiſtlichen Gütern, die der Chriſt nur wünſchen kann; der Beſitz der Gnade GOttes, und der Genuß des innern GOttes-Friedens, der über alle Vernunft geht, dieſe beide ſind ſchon Seeligkeit auf Erden. Aber ganz anders, als in allen andern apoſtoliſchen Briefen, iſt hier die Beſchreibung deſſen, der grüßen läßt; Paulus, Petrus und die übrigen Apoſtel grüßten gewöhnlich von GOtt dem Vater und ſeinem Sohn JEſu Chriſto; aber hier klingt es in einem erhabenern Ton: **Gnade euch —! — und Friede von dem Seyenden, der jetzt da iſt — von dem, der immer war, und von dem in Zukunft Kommenden, von den ſieben Geiſtern vor ſeinem Thron, und von JEſu Chriſto** u. ſ. w. Hier ſind nun folgende Punkte zu bemerken:

1) Johannes hat wenigſtens den Eingang in dieſen Brief vom 1ſten bis zum 8ten Vers nachher geſchrieben, als er mit den Geſichtern fertig war;

denn in dieſem Gruß zielt er auf das, was er hernach ſahe, als er im Geiſte hinauf ſteigen mußte, um den Thron mit aller ſeiner Herrlichkeit zu ſehen. S. Kap. 4. Da wurde er erſt die ſieben Geiſter GOttes gewahr; und im Verfolg entdeckt ſich ihm erſt Der, der iſt, war und kommt. Wahrſcheinlich ſchrieb alſo der Apoſtel während dem Geſicht alles auf, und nachher ſetzte er dieſen Gruß voran.

2) Es iſt merkwürdig, das hier gerade der Name GOttes: Der iſt, war und kommt, oder ſeyn wird, vorkommt, mit welchem ſich GOtt dem Moſe auf dem Berge Horeb nach 2 Moſ. 3. V. 14. bekannt machte, welches alles auch der Name Jehovah ausdrückt. Hierauf läßt dann der Apoſtel auch die ſieben Geiſter folgen, die vor dem Thron des Jehovah ſind, weil dieſe auch noch zum alten Bund mit gehören, und durch den ſiebenflammigten Leuchter vor dem Allerhöchſten in der Stiftshütte und hernach im Tempel abgebildet wurden. Man könnte alſo dieſen majeſtätiſchen Gruß ſo umſchreiben, und deutlich machen: „Gnade euch! und Friede von dem „Jehovah, der die Erzväter leitete, Egypten bekämpfte, richtete und ſiegte, der Iſrael mit „mächtiger Hand nach Canaan führte, dort auf „Moriah Feuer und Heerd hatte, hernach Babel „bekämpfte, richtete und ſiegte, die Juden wieder in ihr Land brachte, aber endlich auch dieſe wegen ihrer Sünden bekämpfte, richtete und beſiegte, und nun jetzt noch immer auf dem Thron „ſitzt,

„ſitzt, und in Zukunft auch alle ſeine und ſeines Volks „Feinde bekämpfen, **richten, beſiegen**, und zu dem „Ende von nun an am **Kommen** bleiben wird, bis „alles vollendet iſt.

„Und von den ſieben Geiſtern vor ſeinem Thron, „welche der ſiebenarmichte Leuchter vorbildete, deren „ſich der HErr wie ſeiner Augen bedient, um alle „Länder damit zu durchſchauen, nach **Zachar.** 3. „V. 9. und 4. V. 10. und deren er ſich fernerhin „in allen ſieben Siegeln, ſieben Poſaunen und ſieben „Zornſchaalen zum beobachten und würken bedienen „wird u. ſ. w. „

3) Hierauf folgt nun der Held des neuen Bundes, **JEſus Chriſtus**, der in den Neuteſtamentiſchen Kämpfen Deſſen, der **iſt, war** und **kommt, auch iſt, war** und **kommen, ſtreiten, richten** und **ſiegen** wird, an ſeines Vaters ſtatt. Sonſt pflegt **Chriſtus** zwiſchen dem Vater und dem heiligen Geiſt zu ſtehen. Man ſagt **Vater, Sohn** und **Geiſt** — hier heißt es aber **Vater, ſieben Geiſter** und dann **der Sohn**. Die Urſache iſt wahrſcheinlich folgende: Eben darum, weil die ganze Offenbarung eine ſinnbildliche Geſchichts-Erzählung des Kampfs und Siegs **Chriſti** gegen alle ſeine Feinde iſt, ſo nimmt der Apoſtel den Vater und den Geiſt zuſammen, um hernach in einem fort den Helden der Geſchichte im Auge zu behalten. Vielleicht will man auch zwiſchen dem heiligen Geiſt und dieſen ſieben Geiſtern einen Unterſchied machen, dazu aber finde ich keinen Grund.

Ich

Ich glaube ſo lange, bis man mir das Gegentheil beweiſt, daß der ſiebenfache Geiſt, der nach Jeſaiä 11. V. 1. u. f. auf dem wahren Sprößling Iſai ruhen ſoll, eben auch die ſieben Geiſter Gottes ſind; und daß dieſe ſieben Regenbogenfarben in Eins vereinigt, auch das Licht GOttes, den eigentlichen heiligen Geiſt, ſo wie wir Chriſten Ihn glauben, ausmachen. Endlich

4) wird nun dieſer große Held, **JEſus Chriſtus**, auch nach ſeiner Erhabenheit und höchſten Liebenswürdigkeit geſchildert: Er iſt **der treue Zeuge**, denn er ſtarb auf die Wahrheit ſeiner Lehre. Er iſt **der Erſtgebohrne der Todten**; denn er erwachte am allererſten in verklärter Geſtalt aus dem Grabe und vom Todesſchlaf zum ewigen Leben. Er iſt der **Fürſt der Erdenkönige**; denn Ihm iſt alle Macht gegeben, im Himmel und auf Erden, und er wird ſich auch als Befehlshaber, als **Kaiſer** aller Könige im Verfolg zeigen. **Er liebte die Menſchen**, ja wahrlich! Er ward ſelber Menſch, und liebte ſich zu tode an den Menſchen. **Er hat uns in ſeinem Blut von unſern Sünden gewaſchen.** O du unausſprechlich lieber Blutbürge! — in tauſend Martern von Gethſemane an bis zum Seitenſtich am Kreuze, vergoſſeſt du dein koſtbares unſchuldiges Blut, um für uns zu bezahlen, um uns aus unſerm ewigen Concurs zu befreyen! — Es iſt entſetzlich und höchſttraurig, daß man ſich heut zu Tage ſchämt, vom Blut Chriſti und vom Abwaſchen der Sünden in dieſem Blut zu reden! Man ſchämt ſich des Verſöh-

nungsbluts? — Wahrhaftig! ſo wahr der HErr lebt! — das wird fürchterliche Folgen haben. Er hat aus uns, ſeinen wahren Verehrern, ein Königreich errichtet, in welchem fromme Erdenkönige Vaſallen ſind; noch zur Zeit iſt dies Königreich blos geiſtlich, es wird bald aber auch ein würkliches Königreich werden. Er hat uns endlich auch zu Prieſtern ſeines und unſers GOttes und Vaters gemacht, zu Prieſtern nach der Ordnung Melchiſedecks, Ihm im Geiſt und in der Wahrheit, in ſeinem innern Heiligthum, wohlgefällige Opfer zu bringen. Ihm, unſern großen Siegesfürſten, ſey Herrlichkeit und Gewalt in die Ewigkeiten, Amen!

Dieſem Gruß ſetzt nun der Apoſtel noch ein Paar wichtige Bemerkungen hinzu, indem Er ſagt:

7. Siehe! — Er kommt mit den Wolken, und jedes Auge wird Ihn ſehen; auch diejenigen, die Ihn durchſtochen haben; und alle Völkerſtämme der Erden werden über Ihn wehklagen, Ja! Amen!

8. Ich bin das A und große O, ſpricht der HErr — GOtt — der iſt — der war und der da kommt, der Allherrſcher.

Das Aufmunterungswort: Siehe! ſoll aufmerkſam machen auf das, was die Engel bei der Himmelfahrt Chriſti geſagt hatten: Er würde ſo wiederkommen, wie Er aufgefahren ſey. Ap.Geſch. 1. V. 11. Auch hat der HErr ſelbſt ſeinen Jüngern oft verſichert: Er würde zum Vater gehen, aber auch wie-

wiederkommen, und die Seinigen zu ſich nehmen; daher will hier Johannes ſo viel ſagen: Seht! Er wird wiederkommen, aber dann wirds mehr Aufſehen machen, als da Er gen Himmel fuhr — dann werden Ihn nicht etwa einige Freunde, ſondern alle Menſchen ſehen; aber auch die, die Ihn durchſtochen haben, und eben dieſe mit allen Nationen der Erden, welche ſeine Erlöſung nicht gewollt haben, werden nun jammern und wehklagen, denn nun iſt die Reihe an ihnen; daß dieſem allem ſo ſey, das habe ich in dem Geſicht erfahren, das ich euch jetzt erzählen will. Ja! Warlich, es verhält ſich ſo, wie ich euch ſage.

Der achte Vers enthält eine neue Benennung: die ſich Chriſtus ſelbſt giebt: Er nennt ſich das A und groſe O. In der griechiſchen Sprache, in welcher hier Johannes ſchreibt, iſt das große O oder Omega der letzte Buchſtabe, ſo wie bei uns das Z, daher es ſo viel heißt als: Ich bin das A und das Z, das wahre ewige Wort Gottes, das alles in ſich enthält, alle Kenntniſſe in ſich begreift, die nur immer durch Buchſtaben ausgedrückt werden können; ja ich bin das A und das Z, der Anfang und das Ende, ich hab das Werk der Erlöſung angefangen und werde es auch endigen, alle Hinderniſſe überwinden, und dann wiederkommen, um euch auch zu mir zu nehmen, damit ihr dann auch ſeyn möget, wo ich bin.

Dieſem Titel A und O fügt der Apoſtel die Verſicherung noch hinzu, daß dieß der HErr ſelbſt geſagt habe, der Gott, der da iſt, war und kommt, der Allesbeherrſcher.

Es iſt bemerkenswerth, daß Johannes keinen Unterſchied zwiſchen dem Vater und dem Sohn mache, ſondern ihnen beiden den nämlichen Titel beilegt: Denn im 4ten Vers ſind dieſe Worte, iſt, war und kommt, augenſcheinlich dem Vater beigelegt worden, weil im 5ten JEſus Chriſtus beſonders angeführt wird. Daß aber der Erlöſer hier unter dem A und O verſtanden werde, iſt aus dem Verfolg klar, wo er ſich ſelbſt das A und O nennt, ſiehe V. 11. bis 18. Es iſt alſo gewiß, daß Johannes Chriſtum mit dem Vater in gleiche Würde ſetzt, und daß er alſo mit Ihm gleich ewiger Gott ſey, der auch iſt, war und kommen wird. Man könnte wohl mit Grund behaupten, deß der 7te und 8te Vers gleichſam einen kurzen Inhalt des ganzen Buchs ausmachten; denn die ganze Weiſſagung iſt ein Beweiß des Satzes, daß Er iſt, war und kommt, und daß Er in der That das A und große O, der Beherrſcher aller Dinge iſt.

Hier hört nun die Einleitung zur Offenbarung auf, und die Erzählung derſelben geht folgender Geſtalt an:

9. Ich, Johannes, euer Bruder und Theilnehmer an der Trübſal, am Königreich und an der Ausharrung bei JEſu Chriſto, war, wegen dem Wort GOttes und dem Zeugnis von JEſu auf der Inſel, welche Patmos genannt wird.

10. Am

10. An dem Tage des HErrn war ich entzückt, und ich hörte hinter mir eine große Stimme, als einer Poſaune.

11. Welche ſprach: Was du ſieheſt, das ſchreib in ein Buch, und ſende es den ſieben Gemeinden, zu Epheſus, zu Smyrna, zu Pergamo, zu Thyatira, zu Sardes, zu Philadelphia und zu Laodicea.

Der heilige Seher, der ſanfte liebe und fromme Apoſtel Johannes, bezeugt den Gemeinden überall durch die Beſchreibung ſeiner Perſon, daß er es ſey, den ſie wohl kenneten: Denn er ſey ihr Bruder in Chriſto, er habe mit ihnen Verfolgung erlitten, ſey ihr Miterbe am Reiche GOttes, und habe auch mit ihnen bei dem HErrn JEſu in allen Prüfungen ausgehalten. Hierauf fängt er nun an zu erzählen, er ſey auf der Inſel Patmos geweſen, und an einem, dem Dienſte des HErrn gewidmeten Tage in eine Entzückung gerathen.

Die Inſel Patmos liegt im türkiſchen Meer, welches gewöhnlich der Archipel genannt wird; ſie beſteht aus einem Felſengebirge, und iſt zu feierlichen erhabenen Betrachtungen ſehr geſchickt; übrigens iſt ſie klein, unfruchtbar und wenig bewohnt. Wie der edle vortrefliche Apoſtel dahin gekommen, das erzählen uns alte, ziemlich zuverläßige Nachrichten folgender Geſtalt:

Im 95ſten Jahr nach Chriſti Geburt veranſtaltete der römiſche Kaiſer Domitian eine heftige Verfolgung gegen die Chriſten. Nun hielte ſich Johannes damals zu Epheſus auf, wo ſich ein römiſcher Stadthalter befande; dieſer ließ alſo dem Apoſtel den kaiſerlichen Befehl vorleſen, und ihn zugleich ermahnen, er möchte Chriſtum verläugnen, und das Predigen ſeiner Lehre unterlaſſen. Hierauf antwortete Johannes männlich und apoſtoliſch: Man muß GOtt mehr gehorchen, als den Menſchen, darum will ich auch weder Chriſtum meinen GOtt verläugnen, noch aufhören, ſeinen Namen zu verkündigen, bis ich den Lauf meines Dienſtes, den ich von GOtt erhalten, vollendet habe.

Auf dieſe Antwort befahl der Stadthalter, ihn als einen Rebellen in einen Keſſel voll kochenden Oels zu werfen; das geſchah auch, allein ohne Würkung, und man nahm ihn unbeſchädigt wieder heraus. Dieß machte den Stadthalter beſtürzt, und er hätte den ehrwürdigen Mann frey gelaſſen, allein er dürfte es des Kaiſers wegen nicht thun, daher erdachte er eine glimpflichere Strafe, und ſchickte ihn auf die wüſte Inſel Patmos, welche von der Stadt Epheſus etwa 15 Meilen entfernt iſt. Epheſus liegt am weſtlichen Ufer von Kleinaſien, und Patmos liegt auch dieſer Stadt gegen Abend.

Hier war nun der Apoſtel bis Anno 97 im Winter, als der Kaiſer den Herbſt vorher war um

Leben

leben gekommen; da nun der Senat zu Rom alle Dekrete des Kaiſers vernichtete, ſo wurde auch das Verfolgungsdekret aufgehoben, und Johannes kam im 90ſten Jahr ſeines Alters nach Ephesus, wo er noch ſieben Jahr ruhig lebte, und dann Anno 104 ſtarb. Er war alſo ſieben Jahr jünger als Chriſtus, folglich im 23ſten Jahr ſeines Alters vom HErrn in die Zahl ſeiner Jünger aufgenommen worden.

Auf der Inſel Patmos war er ungefehr anderthalb Jahr im 89ſten und 90 Jahr ſeines Alters; im 89ſten hat er vermuthlich die Offenbarung gehabt und geſchrieben. Hier hatte er nun, beſonders wenn er auf einen Berg ſtieg, eine weite Ausſicht: Gegen Morgen Kleinaſien, wo die ſieben Gemeinden lagen; zwiſchen Morgen und Mittag, aber weiter entlegen, ohne dahin ſehen zu können, das gelobte Land; gegen Mittag Egypten; gegen Abend das Meer, weiter hin ganz Griechenland, noch weiter Italien, und ſonſt nichts als Meer; zwiſchen Abend und Mitternacht hatte er Mazedonien, Griechenland, oder die europäiſche Türkey, weiterhin Ungarn, und noch weiterhin Teutſchland und alle nordiſchen Länder. Gegen Mitternacht aber lag ihm die Gegend, wo jetzt Conſtantinopel ſteht, mit allen umliegenden Ländern. Es iſt gut, wenn wir uns das Alles deutlich vorſtellen, denn es dient dazu, um meine Erklärung beſſer verſtehen zu können.

Hier war nun der göttliche Seher, um des Worts GOttes, und um des Zeugniſſes JEſu willen, als er gewürdigt wurde, den hohen Rathſchluß der Zukunft zu erfahren. Vermuthlich hat er mit Traurigkeit über die betrübten Schickſale der Chriſten, unter der Herrſchaft des Heidenthums nachgedacht, ſich um die Zukunft bekümmert, und für ſeine Brüder gebethet; er hatte gewis an dem Tage, an welchem überall die Chriſten ihre Erbauungsſtunden hielten, auch ſich mit erbaulichen Gedanken beſchäftigt, und war alſo gerade in einem Gemüthszuſtand, der ihn zum Empfang der hohen Offenbarung fähig machte.

Die erſten Chriſten nannten den **Oſtertag** eigentlich des **HErrn Tag**, doch wurden auch ihre Erbauungstage wohl ſo genannt. Wahrſcheinlich war es der Oſtertag, an welchem **Johannes** **Den** ſahe, **Der todt war, und nun ewig lebet**, wie Er ſich ſelbſt im Verfolg ausdrückte. An einem ſolchen Tage nun, erzählt der Apoſtel weiter, ſey er **im Geiſt geweſen**. Dieſe Redensart will anders nichts ſagen, als er ſey in Entzückung gerathen, in einen überſinnlichen Zuſtand verſetzt worden; daß dieſes durch einen Engel bewürkt worden, iſt nach dem 1ſten Vers gewiß.

In dieſem Zuſtand nun hörte er hinter ſich ein große Stimme, ſo als wenn ein **Streithorn** geblaſen wird. Dieſer ſtarke durchdringende Ton wa alſo der Anfang der Erſcheinung. Ich habe das Wor **Poſaune** beibehalten, weil man es aus unſerer teutſchen Ueberſetzung gewohnt, auch der Ausdruck feierlicher und erhabener iſt, als **Trompete**. Eigent

lic

lich gab es nur zwei Blasinſtrumente, von denen eins, hier verſtanden werden muß: Das erſte war das große **Widderhorn**, und dieſes iſt es, was **Luther** durch **Poſaune** überſetzt hat; ſein Ton war durchdringend, ſtark tönend, nicht knarrend oder ſchmetternd, wie die Trompete, ſondern ungefähr ſo, wie der Ton unſerer heutigen Poſaune, nur viel ſtärker, ſo daß man ihn ſehr weit hören konnte, beſonders wenn das Blaſen auf einem Berg geſchahe. Die Schaafe waren dort ſehr groß, und die um die Ohren ſich herumwindende Widderhörner beſonders geſchickt, einen ſtarken feierlichen Ton zu geben. Der Poſaunenton auf **Sinai** 2 Moſ. 19. V. 16. war dem Ton dieſes Horns gleich, und eben dieſe Hörner wurden auch bei **Jericho** gebraucht, um die Mauern darnieder zu blaſen. Das andere Blasinſtrument war **die ſilberne Trompete**, 4 Moſ. 10. V. 2. u. f. welche zur Zuſammenberufung des Volks gebraucht wurde. Welches Inſtrument von beiden hier gemeint wird, das kann man eigentlich nicht wiſſen, ich vermuthe aber das erſte, weil der Ton feierlicher und erhabener iſt, und weil er auch auf **Sinai** gehört wurde.

Dieſer Poſaunenton war aber kein einfaches Getöne, ſondern eine Sprache, es war Jemand hinter dem Apoſtel, der in dieſem Ton ſprach, und ſagte: Was du ſieheſt, das ſchreib in ein Buch, und ſchicke es dann an die ſieben Gemeinden zu **Epheſus**, **Smyrna**, **Pergamos**, **Thyatira**, **Sardes**, **Philadelphia** und zu **Laodicea**.

Warum wohl an dieſe ſieben Gemeinden ausſchließlich? — Warum nicht an Eine, oder an Mehrere? Dieſe Frage iſt, warlich, nicht vergeblich. Um dieſes wichtige Buch für die Nachwelt aufzubewahren, bedurfte es nur einer einzigen namhaften Gemeine; etwa der zu Epheſus, als welche der Inſel Patmos am nächſten war; denn verſchiedene apoſtoliſche Briefe ſind an einzelne Gemeinden geſchrieben worden, und wir haben ſie richtig erhalten, das würde alſo auch der Fall mit dem gegenwärtigen geweſen ſeyn; oder wollte man annehmen, die ſieben Gemeinden hätten eben des Troſtes und der Warnung, welche ihnen im Verfolg gegeben werden, am mehreſten bedurft, ſo kann man erſtlich darauf antworten, daß man zu dieſer Vermuthung ganz und gar keinen Grund habe; denn in den übrigen Gemeinden gieng es theils noch beſſer und theils noch ſchlimmer zu; und fürs zweite würde ja eine ſolche Warnung, Ermahnung und Tröſtung etlicher Gemeinen in gar keinem Zuſammenhang mit der hohen Offenbarung ſtehen — dieſe gieng ja die ſieben Gemeinden nicht mehr an, als alle andere — ſo zwecklos handelt der heilige Geiſt nie, und es iſt ganz gewiß und ausgemacht, daß dieſe ſieben Gemeinden, ſo wie man auch von jeher geglaubt hat, eine ſinnbildliche Bedeutung und wichtige Beziehung auf die Weiſſagung ſelbſt hatten, und es wundert mich, wie dieß dem erleuchteten, gründlich gelehrten und gottesfürchtigen Prälaten Bengel entgehen konnte!

Haben die ſieben Gemeinden hier keine geheime prophetiſche Bedeutung, ſo kommt mir dies Buch gerad ſo vor, als wenn ein großer HErr eine wichtige, auf Jahrhunderte ſich hin erſtreckende, und ſein ganzes Königreich aufs höchſte intereſſirende Verordnung an alle ſeine Unterthanen ergehen ließ, und im Eingang derſelben, im erſten Kapitel, einigen Dörfern theils Tadel, theils Lobſprüche beilegte, die übrigens, auſſer dem allgemeinen moraliſchen Nutzen, keinen Menſchen weiter etwas angiengen; ſehen wir aber jene ſieben Gemeinden **als Repräſentanten der ganzen Chriſtenheit** durch alle Jahrhunderte an, ſo paßt alles vortreflich, dann können wir begreifen, warum der HErr gerade dieſe ſieben und keine andre wählte; denn ihre innere Verfaſſung paßte gerade ſo in der Ordnung, wie ſie hier aufeinander folgen, auch ganz genau auf die von Zeit zu Zeit ſich verändernde Verfaſſung der Kirche GOttes, von der Zeit an, bis daher, wie ich im Verfolg unwiderſprechlich beweiſen werde; und dann können wir uns auch tröſten, daß **uns** der HErr JEſus Chriſtus **auch** habe grüßen laſſen, und ſeinem Sekretarius, dem Apoſtel Johannes, **auch einen beſondern Brief an uns** in die Feder dictirt habe. Welcher unter den ſieben es ſey, das werde ich unten klar und deutlich zeigen. Daß alſo die ſieben Gemeinden aus geheimen prophetiſchen Urſachen hier gewählt worden, iſt gewiß, und wird im Verfolg noch immer gewiſſer werden.

Mit den ſieben Städten, worinnen ſich dieſe Gemeinden befanden, verhält es ſich folgender Geſtalt:

Ephesus, auf teutſch Wünſchenswerth, liegt der Inſel Patmos gegen Morgen, und 15 Meilen von ihr entfernt; jetzt iſt der Ort ein armes Dorf, wo etwa 30 bis 40 griechiſche Familien wohnen, und heißt Ajaſaluk.

Smyrna, auf teutſch Myrrhen, iſt noch immer eine große Handelsſtadt, in welcher über 90,000 Menſchen wohnen. Die Türken nennen ſie Iſmir, ſie liegt 15 Meilen von Epheſus gegen Mitternacht.

Pergamos liegt 17 Meilen von Smyrna, noch weiter gegen Norden, folglich 32 Meilen von Epheſus, auf teutſch heißt es eine erhabene Burg, oder Hohenburg; ehmals war dieſer Ort der Sitz des Königreichs Pergamos, jetzt iſt er arm, halb wüſte und halb bewohnt, es wohnen ungefehr 3000 Türken, und etwa 15 griechiſch-chriſtliche Familien daſelbſt.

Thyatira, auf teutſch die Schlachtopfer verzehrend, liegt 25 Meilen von Epheſus, auch gegen Norden, doch etwas tiefer im Lande, mehr gegen Morgen, und 10 Meilen von Smyrnen. Jetzt iſt der Ort garſtig, unſauber und von lauter Türken bewohnt, die eine gute Handlung mit Seide und Baumwolle treiben, er heißt jetzt Ackiſar.

Sardes, auf teutſch **die Ueberbleibſel**, war in alten Zeiten die Reſidenz eines reichen Königes; ſie liegt 16 Meilen von **Epheſus**, einige Meilen von **Thyatira**, noch mehr gegen Morgen, und heißt jetzt **Sardo**; jetzt iſt der Ort ganz wüſte und bettelarm, es wohnen nur etliche Griechen da.

Philadelphia, auf teutſch **Bruderliebe**, liegt 24 Meilen von **Epheſus**, noch etwas weiter gegen Morgen, als **Sarden**, und von dieſem Ort ungefehr 8 Meilen entfernt. Die Griechen haben den Namen noch beibehalten, die Türken aber nennen dieſen Ort **Allachſcheir, die Stadt GOttes**. Er iſt noch immer groß, aber nicht ſtark bewohnt.

Laodicea, auf deutſch **Volksgericht**, liegt ungefehr 24 Meilen von **Epheſus**, gerad gegen Morgen, gegen zehn Meilen von **Philadelphia** entfernt, und iſt jetzt ein wüſter Steinhaufen.

Warum ich alle dieſe Bemerkungen über dieſe Städte hier gemacht habe, das wird ſich im Verfolg aufklären. Sie lagen in der Nähe von **Patmos** herum, und eine Gemeinde konnte der andern den Brief zuſchicken, oder der Bothe, den **Johannes** zuerſt damit nach **Epheſus** ſchickte, reiſte nach allen dieſen Städten der Ordnung nach herum, und las ihn in jeder Gemeinde vor.

Nun heißt es ferner:

12. **Und ich wandte mich um, um nach der Stimme zu ſehen, die mit mir redete; und als**

als ich mich umkehrte, ſo ſahe ich ſieben goldne Leuchter.

13. Und in der Mitte der ſieben Leuchter einen, der dem Menſchen-Sohn ähnlich war; er war bekleidet mit einem langen Rock, und begürtet um die Bruſt mit einem goldenen Gürtel.

14. Sein Haupt aber und ſeine Haare waren weis, wie weiſe Wolle, wie der Schnee, und ſeine Augen, wie Feuerflammen.

15. Und ſeine Füße gleich dem lauterſten Erze, das im Ofen glüht, und ſeine Stimme wie das Rauſchen vieles Gewäſſers.

16. Und er hatte in ſeiner rechten Hand ſieben Sterne; aus ſeinem Mund aber gieng ein zweiſchneidiges ſpitziges Schwerd hervor, und ſein Angeſicht ſtrahlte wie die Sonne in ihrer Macht.

Johannes wurde in ſeiner Entzückung durch den Poſaunenton, den er hinter ſich hörte, und durch die Anrede, die dadurch an ihn geſchahe, aufmerkſam gemacht; er drehte ſich alſo um, um zu ſehen, was das für eine Stimme ſey, und da fielen ihm alſofort ſieben goldene Leuchter in die Augen. Es waren nicht ſieben Arme an einem Stamm, wie der ſiebenarmichte Leuchter im Tempel, ſondern ſieben einfache Leuchter, die vermuthlich im halben Zirkel herum ſtunden, und alle angezündet waren. Man muß aber hier nicht an Wachs- oder Unſchlittlichter denken, ſondern es waren Oellampen auf goldenen Geſtellen.

Ferner erblickte er mitten im Kreis, den die ſieben Leuchter machten, eine furchtbar majeſtätiſche Perſon. Wenn man die Beſchreibung des Apoſtels lieſet, und ſich dann die Erſcheinung lebhaft vorſtellt, ſo durchdringt einen ein heiliger Schauer. Das Erſte, was er bemerkte, war, daß dieſe erhabene Figur kein Engel, ſondern einem Menſchen ähnlich ſey; und es ſcheint eine Ahnung in ihm aufgeſtiegen zu ſeyn, ob ſie nicht etwa der HErr Chriſtus ſeyn könnte? — Dieß, deucht mir, liege in den Worten: **Er habe einen, dem Menſchenſohn ähnlichen geſehen**; denn Chriſtus pflegte ſich vorzüglich den Menſchenſohn zu nennen, weil die Juden ſich unter dieſer Benennung ihren Meſſias dachten, wozu ſie im Propheten Daniel Kap. 7. V. 13 und 14. den Grund fanden: Denn da kommt der Menſchenſohn, Bar Enaſch, in des Himmelswolken, und empfängt von dem Alten auf dem Thron alle Gewalt. Dieſer Bar Enaſch war den Juden eine gar erwünſchte Perſon, den ſie herbei zu flehen ſuchten; um alſo bei ihnen deſto eher Eingang zu finden, ſo nannte ſich Chriſtus ſo, und Johannes, der das ſo oft von Ihm gehört hatte, bedient ſich hier des nämlichen Ausdrucks.

Es dauchte alſo dem Apoſtel, es könne wohl Chriſtus ſeyn. Er betrachtete ihn daher vom Haupt bis zu Fuß, um ihn genau beſchreiben zu können:

Die ganze Perſon war mit einem langen weiſen Prieſterrock bekleidet, und auch eben ſo, oben unter den Brüſten her, mit einem goldenen Gürtel umgürtet. Der erſte Anblick ſtellte alſo einen jüdiſchen Prieſter vor in ſeinem Schmuck.

Ob das Haupt auch einen Prieſterhut oder Krone trug, das ſagt **Johannes** nicht, wahrſcheinlich war es aber mit ſo etwas bedeckt, weil es zum ganzen Prieſterſchmuck gehörte. Das Haupthaar aber war blendend ſchneeweis und lockigt. Die Tradition ſagt uns, **Chriſtus** habe blonde Haare gehabt; warlich! hier waren ſie blond! — Die Augen waren wie Feuerflammen; ich ſtelle mir ſie ſo vor, wie zween Morgenſterne neben einander, ſie funkelten, und kamen dem Apoſtel alſo wie Flammen vor. Die Füße waren wie **Chalkolibanon**, das im Ofen glühet. Das Wort **Chalkolibanon** kann kein Menſch richtig überſetzen; denn es bedeutet ein Metall, das wir nicht mehr kennen. Mir deucht, es ließe ſich am beſten mit unſerm **Similor** oder **Compoſition** vergleichen, doch mußte es wohl koſtbarer ſeyn, denn man ſchäzte es höher als Gold. Die Stimme aber kam dem Apoſtel vor, wie das Donnern eines ſehr ſtarken Waſſerfalls.

Großer GOtt! welche furchtbare Majeſtät! — wem fällt da nicht der Löwe aus **Juda** ein? — wenn der brüllt, wer ſollte ſich da nicht fürchten?

In der Hand hielt der Furchtbare ſieben Sterne, und wer wird ſie da heraus reißen? — Preis und

Dank

Dank und Anbethung Dir, Du Held aus Jeſchurun! unſer Stern, unſer Stellvertretter iſt noch in deiner Hand — aus ſeinem Mund gieng ein zweiſchneidiges ſpitziges Schwerdt hervor, das einem Schlachtſchwerdt glich. Dieß muß man ſich ſo vorſtellen: Wenn er ſprach, ſo fuhr ein blitzender Stral aus ſeinem Munde, der die Geſtalt hatte, wie ein großes zweiſchneidiges, vorn ſpitziges Schlachtſchwerdt. Dieſes Schwerdt ſeines Mundes iſt äuſerſt wichtig, wie ſich im Verfolg zeigen wird. Endlich ſtrahlte dann auch ſein Angeſicht wie die Sonne in ihrer Macht, das heißt: Wie die Sonne im hohen Sommer des Mittags.

Dieſe ganze Beſchreibung zeigt uns deutlich, daß hier der HErr Chriſtus (denn der war es ſelbſt) nicht in ſeiner gewöhnlichen Geſtalt, die Er jetzt in ſeiner Herrlichkeit im Himmel hat, dem Johannes erſchien; wiewohl es Ihm da gewiß auch an himmliſcher Majeſtät nicht fehlen wird; ſondern die ganze Figur war bedeutend und ſinnbildlich. Er tritt hier in ſeiner himmliſchen Kriegsrüſtung auf, und ſtellt ſich dar, als der Allherrſcher, der nun gegen alle Mächte der Finſterniß zu Feld ziehen will; daher iſt alles furchtbar-kriegeriſch: Die Stimme donnert im Kriegshörnerton; die Augen blitzen und funkeln; das Angeſicht glühet. Wehe dem, der ſich Ihm widerſetze!

Lieben Brüder! Lieben Schweſtern! die ihr dieß leſet; die ſieben Sterne in der Hand dieſes

Starken, und die ſieben Leuchter um Ihn her! — wie tröſtlich! wie Er ſie mit ſeinen Flammenaugen bewacht! — Bedenkt doch, unſer Leuchter ſteht auch da, unſer Stern iſt auch in ſeiner Hand, wem kann da bange werden! Unmöglich können dieſe ſieben Sterne und dieſe ſieben Leuchter jene ſieben Gemeinden **allein** bedeutet haben — ſollten ihm andere Gemeinden zu Rom, zu Jeruſalem, zu Corinth, zu Theſſalonich, und jetzt das Heer ſeiner Frommen in der ganzen Chriſtenheit weniger lieb ſeyn? Gewiß nicht!

Nach dieſer Beſchreibung erzählt Johannes fort und ſagt:

17. Und als ich Ihn ſahe, fiel ich wie todt zu ſeinen Füßen nieder; und Er legte ſeine rechte Hand auf mich und ſprach: Fürchte dich nicht! ich bin der Erſte und der Letzte,

18. Und der Lebendige, und ich war todt, und ſiehe! lebendig bin ich, von Ewigkeiten zu Ewigkeiten, und ich habe die Schlüſſel des Todes und des Todenbehälters.

19. Schreibe denn die Dinge, die du geſehen haſt, und die da ſind, und die künftig nach dieſen geſchehen werden.

20. Das Geheimnis der ſieben Sterne, welche du in meiner rechten Hand geſehen haſt, und die ſieben goldne Leuchter: Die ſieben Sterne ſind Engel der ſieben Gemeinden, und

und die ſieben Leuchter ſind ſieben Gemeinden.

Johannes, der Buſenfreund des HErrn JEſu, fand doch die furchtbare Majeſtät dieſer erhabenen Perſon ſo ſchrecklich, und für ſeine ſterbliche Natur ſo erſchütternd, daß er in Ohnmacht zu den Füßen derſelben darnieder ſank, wie mehrmals den alten Propheten geſchehen war, wenn ſie Fürſten der Geiſterwelt zu ſehen gewürdigt wurden. Um nun den ſchwachen Sterblichen zum gegenwärtigen Zweck hinlänglich zu ſtärken, legte der Erhabene den Rücken ſeiner rechten Hand auf ihn; denn in der Höhlung der Hand hielt Er die ſieben Sterne, und ſprach: Sey nicht bange, meine furchtbare Rüſtung zum Kampf geht dich nicht an, du kennſt mich ja — ich bin der **Erſte** und der **Letzte** — du ſiehſt, daß ich lebe, und du haſt mich ſterben ſehen, nun lebe ich durch alle Ewigkeiten durch, u. ſ. w.

Die Worte: **Ich bin — der Erſte** und **der Letzte**, drücken wieder den Titel des HErrn aus: **Ich bin — war** und **werde ſeyn**; auch kommen ſie mit dem A und großen O überein; Er bezeugt alſo hierdurch ſeine göttliche Natur, vermög welcher Er **war**, Joh. 17. V. 5. gegenwärtig **iſt**, und in alle Ewigkeit **ſeyn wird**; dann aber ſagt Er auch: Ich bin der Lebendige, der todt war, nun aber in alle Ewigkeiten fort lebt; hiemit zielt Er auch auf ſeine menſchliche Natur; nur **die** kann ſterben, und durch die Allmacht wieder ins Leben geruffen werden. Mit einem Wort: Ich bin

JEſus Chriſtus, der geſtorbene, wiederauferſtandene und nun ewig lebende Gottmenſch. Dann fügt aber der HErr noch die wichtigen Worte hinzu: **Und ich habe die Schlüſſel zum Tod und zum Todenbehälter**; ich mag das griechiſche Wort Hades nicht durch Hölle überſetzen: Denn dadurch verſtehen wir den Ort der Verdammten, der aber hier nicht gemeynt iſt; ſondern der Wortverſtand iſt folgender: Ich war todt, und lebe nun in alle Ewigkeit; aber das nicht allein, **ich habe auch die Schlüſſel zu den feſten Behältern der geſtorbenen Menſchen, ſowohl ihrer Leiber als ihrer Geiſter**; ich kann ſie alſo auch wieder lebendig machen, wenn ihre Zeit da iſt; denn ich bin ja die Auferſtehung und das **Leben** — der Weg, die Wahrheit und das **Leben** u. ſ. w. Der Gebrauch dieſer Schlüſſel ſteht im 20ſten Kapitel dieſer hohen Offenbarung, im 13ten Vers, bei deſſen Erklärung ich meine Gedanken über die geheimnisvollen Worte Thanatos Tod, und Hades **Todenbehälter** näher entwickeln werde; hier iſt es noch zu frühe.

Jetzt bekommt nun der Apoſtel den Befehl zu ſchreiben. Die Alten führten ihr Schreibzeug immer bei ſich, und der HErr ſelbſt wollte ihm in die Feder dictiren. Schreibe! ſprach der Hochwürdigſte, alles, was hier vorgegangen iſt, jetzt vorgeht, und was noch vorgehen wird.

Hier ſollte eigentlich das 2te Kapitel anfangen; denn hier fängt der HErr an zu dictiren, indem er ſagt:

ſagt: Schreibe das Geheimnis der ſieben Sterne, die du in meiner Hand geſehen haſt, und noch ſieheſt, und die ſieben goldne Leuchter! — Die ſieben Sterne ſind Engel der ſieben Gemeinden, und die ſieben Leuchter ſind ſieben Gemeinden.

Man hat von je her dafür gehalten, daß hier unter den Engeln der Gemeinden die Vorſteher, Lehrer oder Biſchöffe derſelben verſtanden würden. Freilich iſt es etwas Hohes, Erhabenes und Würdiges, ein Stern in der Hand des HErrn, und ein Engel einer chriſtlichen Gemeinde zu ſeyn; ſo viel iſt gewiß, daß in der prophetiſchen Bilderſprache die Sonne Licht und Wahrheit, oder auch die herrſchende Religion, zu Zeiten auch wohl die Urquelle der Religion, der Mond den Grad der Aufklärung unter den Menſchen, und die Sterne dann die Lehrer bedeuten. Ich gebe auch gerne zu, daß hier unter den Engeln der Gemeinden auch die damaligen Lehrer mit verſtanden werden; aber ich gebe doch auch zu bedenken, daß hier der HErr doch eigentlich den Zuſtand der Gemeinden ſelbſt ſchildert, indem Er ihren Engel anredet; nun wäre es doch ſonderbar, wenn in allen ſieben Gemeinden der Charakter der Biſchöffe mit dem Charakter der Gemeinden genau einerlei geweſen wäre! — Daher dünkt mir, es wäre beſſer, wenn man unter dem Engel der Gemeinde **den herrſchenden Geiſt derſelben** verſtünde. Wenn man z. B. den ſittlichen Zuſtand einer Stadt oder eines Orts forſchen wollte, und man fragte dann: Was herrſcht für ein Geiſt daſelbſt? — ſo würde man in der Antwort den ſittlichen Zuſtand des Orts ſchildern.

Alſo die ſieben Sterne in der rechten Hand des HErrn ſind **die ſieben regierenden Kräfte** der ehemaligen ſieben, und nachher aller chriſtlichen Gemeinden aller Zeiten, bis ans Ende, oder bis zu ſeiner Wiederkunft. Dieſe Kräfte mögen nun durch Engel oder Menſchen beſeſſen und verwaltet werden, das iſt im Grund einerlei.

Die ſieben Leuchter ſind dann die ehemaligen ſieben, und nach ihnen, alle chriſtliche Gemeinden ſelbſt. Dieſe Leuchter ſtehen unter des HErrn Aufſicht; Er wandelt zwiſchen ihnen; ſie ſollen ihr Licht leuchten laſſen vor den Leuten, daß dieſe ihre guten Handlungen ſehen, und dadurch bewogen werden, Gott zu preiſen; ſie ſollen nicht unter irgend etwas verdeckt, ſondern in der Höhe ſtehen, damit ſie recht weit glänzen können, und wenn ſie dunkel brennen, ſo ſoll ihr Stern mehr Licht hinein ſtralen.

Nach dieſer Erklärung werden nun die Briefe an die Gemeinden dem Apoſtel vom HErrn ſelbſt von Wort zu Wort in die Feder dictirt, wie folgt.

◆

Das

Das zweite Kapitel.

1. Dem Engel der Gemeinde zu Epheſus ſchreibe: Das ſagt der, welcher mitten zwiſchen den ſieben goldenen Leuchtern umher wandelt.

2. Ich weiß deine Werke und deine Mühſeligkeit, und deine Ausharrung, und daß du die Bösartigen nicht ertragen kannſt, und haſt die geprüft, welche ſich ſelbſt für Apoſtel ausgeben, aber es nicht ſind, und haſt ſie falſch gefunden,

3. Und haſt Geduld, und haſt um meines Namens willen ertragen, und biſt nicht müde geworden.

Ehe ich zur Erklärung der ſieben Epiſteln übergehe, muß ich noch einige nöthige Anmerkungen vorausſchicken:

Bei jedem Brief bedient ſich der HErr Chriſtus eines Theils ſeines Titels, und kündigt ſich durch denſelben der Gemeinde an, an die geſchrieben wird; dieſer Titel hat dann auch zugleich einen paſſenden Bezug auf ihren Zuſtand.

Jeder Brief enthält ein Lob, eine Ermahnung und eine Beſtrafung oder Drohung, wo dann auch die Urſachen von allen dreyen angegeben werden.

Jeder Brief hat die merkwürdige Aufmunterungsformel: **Wer ein Ohr zu hören hat, der höre, was der Geiſt den Gemeinden ſagt!** — und eben dieſe Formel iſt ein Beweiß mehr, daß unter den ſieben Gemeinden alle Chriſten bis ans Ende verſtanden werden. **Alles was Ohren hat für meine Religion und für meine Lehre, das horche auf! denn das, was hier der Geiſt den Gemeinden ſagt, das geht Alle an.**

Jeder Beief enthält am Ende eine prächtige und über alles erhabene Beſchreibung des Lohns, den in jeder Gemeinde und in jedem Zeitlauf die Ueberwinder empfangen ſollen. Wen das nicht rührt, und im Kampf ſtärkt, der muß äuſſerſt gefühllos ſeyn.

Endlich muß ich auch noch bemerken, daß die ſieben Briefe an die geſamten Unterthanen des Reichs GOttes und Chriſti gleichſam den Eingang und die Vorbereitung zur Offenbarung ſelbſt machen; der HErr will erſt ſeinen Unterthanen ſagen, was Er ihnen zu ſagen hat; ſie auf ihre Pflichten aufmerkſam machen, und ihnen zeigen, was ſie zu fürchten und zu hoffen haben, und hernach macht er ihnen dann auch bekannt, wie Er ſeine Feinde bekämpfen und beſiegen werde, damit ſie ihre Maasregeln darnach nehmen und auch das beobachten können, was ſie dabei zu thun haben.

Noch ein wichtiges Hauptſtück darf ich nicht vergeſſen: **Chriſtus ſchreibt hier nicht an die herr-**

ſchen

ſchenden Kirchen aller chriſtlichen Religions-Partheien: Denn die gehören nicht ſelten zu ſeinen Feinden, ſondern an ſeine wahren Verehrer, an die unſichtbare Gemeinde, welche in der Zerſtreuung unter allen Volksklaſſen ihre Mitglieder hat.

Nach dieſen vorläufigen Erinnerungen gehe ich nun zur Erklärung ſelbſt über.

In dieſem Brief an die Gemeinde zu **Ephesus** nennt ſich **Chriſtus**: Den, der die ſieben Sterne in ſeiner rechten Hand hält, und mitten zwiſchen den ſieben goldenen Leuchtern umherwandelt. **Ephesus** heißt **wünſchenswerth, liebenswürdig**, und die Gemeinde daſelbſt ſtellt den wünſchenswerthen liebenswürdigen Zeitlauf der apoſtoliſchen Kirche vor; daher will ich ihn auch **den apoſtoliſchen Zeitlauf** nennen; zu der Zeit, als **Johannes** ſchrieb, giengs ſchon ziemlich mit ihm auf die Neige, und man könnte wohl ſeinen Ablauf ungefähr in die Zeit des Todes unſeres Apoſtels, in den Anfang des zweiten Jahrhunderts ſetzen. Indeſſen verſteht ſichs ja von ſelbſt, daß ſich ſo etwas eben nicht auf ein Jahr beſtimmen läßt, weil der Verfall hier früher und dort ſpäter eintritt.

Der Gemeinde zu **Ephesus** und **dem apoſtoliſchen Zeitlauf** kündigte ſich der Allerheiligſte als **den** an, der die ſieben Sterne in ſeiner rechten Hand hält, der folglich alle Lehr- und Erleuchtungskräfte in ſeiner Bewahrung hat, und der mitten zwiſchen den ſieben goldenen Leuchtern umherwandelt; der alſo der wahre Hüter und Wächter ſeiner Gemeinden iſt, genau auf ſie acht hat, und nie ſchläft oder ſchlummert, oder über Feld geht, oder ſonſt Geſchäfte hat, über denen Er die Seinigen vergeſſen ſollte. Liebe Zeitgenoſſen! beherziget das Alles doch recht wohl! fühlt es doch tief, daß unſer Leuchter auch da ſteht, den Er für dem Ausblaſen oder Umſtoſſen wohl bewahren wird, wenn wirs nur nicht ſelbſt thun!

Ich weiß deine Werke, ſagt der Hochwürdigſte ferner, **deine Mühſeligkeit, deine Ausharrung, und daß du die Uebelgeſinnten nicht ausſtehen kannſt** u. ſ. w. Man braucht nur die Apoſtelgeſchichte, und die Briefe der Apoſtel, dann aber auch die Nachrichten der alten Kirchenväter zu leſen, ſo wird man von Staunen und Ehrfurcht über die reine Liebe gegen GOtt und die Menſchen, über die großen Thaten der Apoſtel und apoſtoliſchen Männer, über die unbeſchreiblichen Beſchwerlichkeiten, mit denen ſie zu kämpfen hatten, und über die nie zu ermüdende Geduld, mit welcher ſie allen Widerſtand ertrugen und endlich beſiegten, durchdrungen, hingeriſſen und emporgehoben. Man leſe **Gottfried Arnolds Abbildung der erſten Chriſten**, ſeine **Kirchen- und Ketzer-Hiſtorie**, und **Schmids Abriß der Geſchichte der chriſtlichen Religion und Kirche für Volk und Jugend**, (ein herrliches Buch, welches ich allen meinen Leſern ſehr empfehle) aber auch nur die Geſchichte des erſten Jahrhunderts, ſo wird man das alles ſo finden.

Merkwürdig ſind die hinzugefügten Worte: **Und daß du die Bösartigen nicht ertragen kannſt.** Dieß zielt auf die ſtrenge Kirchenzucht der erſten Chriſten: Man duldete niemand in der chriſtlichen Gemeinde, der nicht von Herzen fromm war, und ſeinen richtigen Glauben in ſeinen Werken zeigte. Eben ſo vorſichtig und noch behutſamer war man in der Wahl der Lehrer, Aelteſten und Aufſeher der Gemeinden; daher ſagt auch der HErr ferner: **Und haſt die geprüft, welche ſich ſelbſt für Apoſtel ausgeben, aber es nicht ſind, und haſt ſie falſch befunden.**

Schon damals fieng der Geiſt des Wiederchriſts an, ſich zu regen; 2 Theſſal. 2. V. 8. und 1 Joh. 2. V. 18. **Der Geiſt des Widerchriſts beſteht in dem herrſchenden Gedanken, daß die Vernunft nicht blos Werkzeug, ſondern Quelle der Wahrheit ſey.** Dieſen Gedanken müſſen wir, beſonders jetzt, als einen höchſtwichtigen und unumſtößlichen Grundſatz anſehen. Wenn wir die Vernunft in geiſtlichen überſinnlichen Dingen, die wir nicht anders als durch Offenbarung und Geſchichte wiſſen können, blos als Werkzeug zum Prüfen brauchen, um die Gewisheit der Geſchichte der Offenbarung, die Richtigkeit der durch Erfahrung erkannten Thatſachen, und die Zweckmäßigkeit und Heiligkeit der uns aufgelegten Pflichten ins Reine zu bringen, ſo iſt dieſer Gebrauch der Vernunft heilige und unnachläßliche Pflicht; aber, ſo bald wir blos aus der Natur und aus den Eigenſchaften der menſchlichen

Seele,

Seele, nach anerſchaffenen Grundſätzen, eine Religion ſchmieden wollen, das iſt: So bald wir die Vernunft **als die einzige Quelle** der Wahrheit anſehen, ſo führen uns ſo gar die richtigſten Schlüſſe zur **Naturreligion**, die aber nur für von Natur heilige, nicht gefallene Menſchen paßt; wird dieſe nun für ſo tief gefallene, und im ſittlichen Verderben ſo ganz verſunkene Menſchen zur einzigen Religion gemacht, ſo wird dadurch die verdorbene menſchliche Natur als unverdorben erklärt, die Vernunft an ſtatt des Erlöſers auf den Thron geſetzt, und da dieſe nun durch die Herrſchaft der ſinnlichen Lüſte partheiiſch und unfähig geworden, das reine Licht der Wahrheit zu ertragen, ſo macht ſie **die Selbſtſucht, den Egoismus** zur Triebfeder aller Handlungen. Da nun **Chriſtus** und ſeine Religion der **Selbſtſucht**, als der Zerſtörerin aller irrdiſchen und himmliſchen Glückſeeligkeit, gerade und mit Macht entgegen würken, und an deren Stelle **uneigennützige GOttes- und Menſchenliebe, auch mit eigener Aufopferung die Beförderung des allgemeinen Beſten, als die vollkommenſte Pflicht des Menſchen, fordern;** ſo entſteht daher **die grimmigſte Feindſchaft der ſelbſtſüchtigen Vernunft gegen den Erlöſer, und alle die an Ihn glauben,** und das iſt dann **der wahre Antichriſt:** Dieß müßen wir wohl bedenken, ſonſt können wir uns an unſerem Nebenmenſchen, der anders denkt als wir, ſehr ſchwer verſündigen. Dieſen Begrif mußte ich erſt feſtſetzen, ehe ich weiter gehen konnte.

Während dem erſten apoſtoliſchen Zeitlauf wurden auch manchmal gelehrte Männer und Philoſophen unter Juden und Heiden zu Chriſto bekehrt, dieſe brachten dann oft ihre herrſchende Vernunftbegriffe mit ins Chriſtenthum, die ſie gerne beibehalten, und mit der einfachen Lehre der Apoſtel vereinigen wollten, woher es denn kam, daß alſofort allerhand Sekten entſtanden; denn ſolche Männer gaben ſich auch für Apoſtel und Volkslehrer aus, die alſo Unkraut unter den reinen Waizen ſtreuten: Allein man war wachſam dagegen, ſo lange die Apoſtel und apoſtoliſche Männer lebten; man prüfte ſie ſtrenge, und warnte dagegen, und dieß lobt hier Chriſtus. In der Gemeinde zu **Epheſus** hielt ſich eben ein ſolcher Mann, Namens **Cerinthus**, auf, der einen großen Anhang hatte. Vermuthlich hat dieſen der HErr unter andern mit im Auge.

Nun wiederholt **Chriſtus** im dritten Vers das **Lob der Geduld, des Ertragens** und **des unermüdeten Eifers**, und zeigt dann auch die Gefahr, in welcher ſich die **Epheſiniſche** Gemeinde, und ihr Nachbild, der apoſtoliſche Zeitlauf, befindet, indem Er ſagt:

4. Aber ich habe gegen dich, daß du deine erſte Liebe verlaſſen haſt.

5. Denke alſo nach, von wannen du gefallen biſt! und ändere deine Geſinnung, und würke wieder die erſten Werke. Wo aber nicht, ſo komm ich dir ſchnell, und rücke deinen

deinen Leuchter aus ſeiner Stelle, wenn du deine Geſinnung nicht änderſt.

6. Aber das haſt du, daß du die Werke der Nikolaiten haſſeſt, welche ich auch haſſe.

Liebe! Liebe! brünſtige GOttes- und Menſchenliebe iſt die Seele des Chriſtenthums; ohne Liebe iſt alles blos Gemälde; die größte und erhabenſte Tugend nichts als ein ſchönes Portrait, ohne Leben und Thätigkeit. Die Liebe iſt die Sonnenwärme des Reichs GOttes; ohne ſie iſt kein Keim von Fruchtbarkeit möglich — **GOttes- und Menſchenliebe** bewürkt Thätigkeit **zum allgemeinen Beſten**, und **die ſelbſtſüchtige Eigenliebe** ſucht nur eigenen **Genuß** auf Unkoſten des allgemeinen Beſten. Der **Satan** und ſein ganzes Reich herrſcht durch Selbſtſucht; ſie iſt die Lebenskraft **des Drachen**, von dem ich im Verfolg noch genug zu reden haben werde.

Chriſtus und ſeine Apoſtel können daher auch die wahre Liebe nicht genug empfehlen, alle ihre Worte und Werke athmen Liebe, und dieſe ſelige himmliſche Tugend war auch ſo herrſchend bei den erſten Chriſten, daß mans ohne Rührung nicht leſen kann; nach und nach aber, ſo wie ſich die Apoſtel und ihre Schüler verlohren, und überhaupt der Chriſten allenthalben viel wurden, ſo erkaltete die Liebe allmälig, und jetzt, da dieſer Brief geſchrieben wurde, war es ſchon weit damit gekommen; deswegen ſagt auch der HErr: Denke nur einmal nach, wie weit du ſchon verfallen biſt! — erinnere dich, wie du im

Anfang

Anfang warſt, und wie du jetzt biſt! — Schleunig kehre um! wieder auf deinen erſten Poſten! und übe die edlen Handlungen der Liebe und Wohlthätigkeit wieder aus, die du ehemals auch ausübteſt. — Wenn du das aber nicht thuſt, ſo komme ich, ehe du dirs verſiehſt, und rücke deinen Leuchter von ſeinem Ort weg; er geht mich dann nichts mehr an, und er ſteht dann nicht mehr unter meiner beſondern Aufſicht.

Großer GOtt! wie wahr iſt das geworden! — Die Reiſenden, welche jetzt Ajaſaluck, das ehemalige Epheſus, beſuchen, finden dort gegen vierzig arme griechiſche Bauernfamilien, welche zwar Chriſten heißen, aber ſchwerlich nur ſo viel Licht und Erkänntnis von Chriſto und ſeiner Religion haben, als der unwiſſendſte Bauernknabe in irgend einem teutſchen Dorf. — Ja wohl iſt der Leuchter weggerückt — da iſt kein Licht der Erkänntnis mehr; und ſo verhält ſichs durchgehends in allen Orten des apoſtoliſchen Zeitlaufs — ich wüßte doch keinen Einzigen, wo noch irgend ein Leuchter leuchtete, noch irgend wahres Licht der Erkänntnis JEſu Chriſti zu finden wäre, ob ich gleich damit nicht ſagen will, daß es auch dort im Verborgenen keine einzelne wahre Chriſten mehr gebe; aber ſie mögen dünne geſäet ſeyn.

Dieſes wurde im Jahr 96 geſchrieben, wo noch kein Menſch wiſſen und errathen konnte, was nach 1700 Jahren geſchehen würde, und doch iſt pünktlich eingetroffen, was hier ſteht — dadurch werden die Beweiſe der Göttlichkeit dieſes Buchs ſeh verſtärkt.

Bei Allem dem, ſagt der HErr ferner, daß du deine erſte Liebe verlaſſen haſt, biſt du doch noch ſo weit nicht verfallen, daß du Behagen an den Werken der Nikolaiten fändeſt; von der reinen heiligen Liebe bis zu den Nikolaitiſchen Pfützen der unreinen Liebe, die mir ſo ſehr zuwider ſind, verſunken wäreſt — im Gegentheil, du haſſeſt ſie, und das gefällt mir noch an dir.

Wer die Nikolaiten in jenen Zeiten eigentlich waren, das kann man nicht genau wiſſen, ſo viel ſcheint aber richtig zu ſeyn, daß ſie eine Art gnoſtiſcher Philoſophen geweſen, die Chriſtenthum und ſinnlichen Genuß mit einander vereinigen wollten, und darinnen zu weit giengen; ſie vernünftelten, ſchwatzten viel von Weisheit und Tugend, und dachten dabei: Es käme ja aufs Aeuſſere eben nicht an, man könne ja wohl auch den Heiden etwas zu gefallen thun, und von ihren Götzenopfern miteſſen, man müßte gegen Alle verträglich und liebreich ſeyn; und in Anſehung des weiblichen Geſchlechts ſeyen die Chriſten auch zu ſtrenge, die Naturtriebe ſeyen dafür da, daß man ihre Früchte genieße, ſo lang die Geſundheit nicht darunter leide, u. ſ. w.

O wie gefährlich, wie ſchlangenartig, wie glatt einſchlupfend ſind dieſe Grundſätze! — würklich, man ſollte faſt denken, ſie ſeyen auch ſo übel nicht; aber eben deßwegen deſto gefährlicher: Denn ſie ſind di

Pfort

Pforte zum breiten Wege; weh dem, der da hinein geräth! — Wer ein wahrer Chriſt werden will, der muß ſich manches, das an ſich wohl erlaubt wäre, verſagen, blos um ſeine Lüſte unter den Gehorſam zu bringen, und Herr über ſein Fleiſch und Blut zu werden.

Ob es heut zu Tage wohl noch Nikolaiten gebe? — das mag jeder ſelber unterſuchen, und ſich auch dann prüfen, ob er ihre Werke, aber ja nicht ihre Perſonen, haſſe? Man findet die Beſchreibung dieſer Leute 2 Petri 2. und im Brief Judä.

Endlich fügt der HErr zum Schluß des Briefs noch die Aufmunterungsformel, und dann die Verheißung hinzu, indem er ſagt:

7. **Wer Ohren hat, der höre, was der Geiſt den Gemeinden ſagt! Dem Ueberwindenden, dem werde ich zu eſſen geben vom Holz des Lebens, welches im Paradies meines GOttes iſt.**

Nicht allein, ihr Epheſer, ſondern jeder Zeitgenoſſe der apoſtoliſchen Periode, der nur ein Ohr für die Erlöſungswahrheiten hat, der höre, was der heilige Geiſt, der Tröſter, den ich euch ehmals ſenden wollte, und nun geſandt habe, den Gemeinden ſagt; denn es iſt wichtig und hörenswerth. Wer jetzt allen den Verſuchungen und Verfolgungen widerſteht, wer ſich wieder zur erhabenen Stufe der erſten Liebe hinauf ſchwingt, der ſoll Früchte vom Baum des Lebens aus dem Paradies meines GOttes bekommen, und alſo ewig leben.

Dieſe Worte ſind merkwürdig, und enthalten, wie das bei dem Wort GOttes immer der Fall iſt, mehr in ſich, als man dem erſten Anblick nach vermuthen ſollte. Der Hauptbegrif, der darinnen liegt, iſt folgender:

Dieſer Brief iſt an die Gemeinde zu Epheſus, und im tiefern Sinn, wie ich ſchon oben erinnert habe, an die apoſtoliſche Kirche gerichtet. Sie war alſo die erſte Frucht des Erlöſungswerks, ſie enthielte die erſtgebohrnen Kinder des neuen Bundes. So wie nun durch den Fall Adams das Paradies verſchloſſen, und ein Cherub mit einem beſtändig hin und her kreiſenden Schwerdt vor ſeinen Eingang geſtellt wurde, ſo öfnete es nun der HErr wieder durch ſein Leiden, Sterben und Auferſtehung; denn Er verſprach ja dem Schächer: Warlich! noch heute, gleich nach meinem Tod, ſollſt du mit mir im Paradies ſeyn. Dann ſchickte Er auch den Cherub mit dem Schwerdt wieder fort, ſo daß nun jedermann, der nur den rechten Weg einſchlägt, dahin kommen, wieder vom Baum des Lebens Früchte eſſen, und alſo ewig leben kann. Die Auferſtehung Chriſti hat uns eigentlich den Genuß dieſer Lebensfrüchte erworben.

Es iſt alſo paſſend, zweckmäßig, weiße und reizend, daß der HErr ſeinen erſten Erlöſten auch den erſten Seegen des nun wieder eröfneten Weges

ges zum Paradies und Baum des Lebens verſpricht.

Er grüßt ſeine erſten Reichsgenoſſen mit ſeinem erſten und wichtigſten Titel — mit dem Charakter als Schuz- und Schirmherr, als Selbſterhalter aller ſeiner Verehrer, bis zu ſeiner Wiederkunft, und entläßt ſie auch mit dem Verſprechen des erſten Genuſſes der nun wieder erworbenen Früchte vom Baum des Lebens.

Nun folgt der zweite Brief:

8. Und dem Engel der Gemeinde in Smyrna ſchreibe: Das ſagt der Erſte und der Lezte, welcher todt war und iſt lebendig worden.

9. Ich weiß deine Trübſal und Armuth, aber reich biſt du! — und die Läſterung von denen, die ſich für Juden ausgeben, und es nicht ſind, ſondern eine Synagoge des Satans.

10. Fürchte dich nicht für dem, was du künftig leiden wirſt! — Siehe! der Teufel wird mehrere von euch ins Gefängnis werfen, auf daß ihr geprüft werden möget, und ihr werdet zehn Tage Drangſale haben. Sey getreu bis zum Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben!

11. Wer Ohren hat, der höre, was der Geiſt den Gemeinden ſagt! Der Ueberwindende

ſoll vom zweiten Tod nicht beleidigt werden.

Der Engel der Gemeinde zu Smyrna bekommt keinen Tadel, keine Beſtrafung, ſondern nichts als Lob, Troſt und Verheißung, und das iſt viel; es muß alſo wohl wenig ſchlechte Chriſten in Smyrna gegeben haben; Polycarpus, ein Schüler des Apoſtels Johannis, der hier ſchreibt, war Biſchof in Smyrna, und litte auch dort in ſeinem hohen Alter einen glorreichen Martertod; ob der nun jetzt ſchon dort war, oder erſt nachher dahin kam, das weiß ich nicht, es kommt aber auch hier nicht darauf an, das zu wiſſen.

Die Gemeinde zu Smyrna ſtellt aber auch hier den zweiten oder Martirer-Zeitlauf vor, der freilich der Smyrniſche oder bittere Zeitlauf heißen kann; der aber auch die wahre Gemeinde des HErrn gegen Fäulnis ſchützte, und ihre Wunden und Geſchwüre heilen konnte. Ich muß aber nochmals bemerken, daß keiner dieſer ſieben Briefe die geſamte Chriſtenheit des Zeitlaufs, an den er gerichtet iſt, angehe, ſondern nur diejenigen, welche ausſchließlich als wahre Chriſten betrachtet werden wollen und ſollen; an dieſe ſchreibt alſo der HErr, und unterrichtet ſie von dem, was ſie in ihrer Lage zu wiſſen und zu thun nöthig haben.

Der Martirer-Zeitlauf fängt bald nach Chriſti Himmelfarth, mit Stephanus an, und endigt ſich ungefähr in der Mitte des vierten Jahrhunderts, zwiſchen dem Jahr 300 und 330. So daß alſo der vorhergehende Epheſiniſche oder Apoſtoliſche Zeitlauf einen Theil des Smyrniſchen oder Martirer-Zeitlaufs ausmacht, beide laufen alſo nebeneinander, nur daß der letztere dreimal ſo lang iſt, wie der erſte.

Der erſte Brief iſt alſo an die erſten wahren Chriſten des erſten Jahrhunderts überhaupt, und der zweite, unter dem paſſenden Vorbild der Gemeinde zu Smyrnen, an alle, die unter der Herrſchaft des heidniſchen Roms um der Wahrheit willen würden Verfolgung leiden, oder gar ſterben müßen, gerichtet. Die ganze Chriſtenheit, welche zu der Zeit immer mehr wuchs und zunahm, kann hier nicht gemeynt ſeyn; denn da hätte es genug zu warnen, zu drohen und zu ſtrafen gegeben, weil damals ſchon das Verderben mit Macht einbrach und überhand nahm. Eben ſo iſts auch wahrſcheinlich, daß nicht jeder Chriſt in Smyrna dieſen Brief auf ſich deuten konnte.

In dem Titel kündigt ſich der HErr an, als den Erſten und Letzten, als den geſtorbenen, und wieder lebendig gewordenen. Auf diejenigen, die ihr Leben für die chriſtliche Religion aufopfern müßen, kann keine Eigenſchaft des Erlöſers tiefern Eindruck machen als dieſe: — Der, für den ſie ſterben, ſtarb zuerſt für ſie, was iſt alſo billiger, als daß ſie auch für Ihn ſterben, wenns erforderlich iſt? — Der, der für ſie ſtarb, iſt wieder lebendig worden — und wird alſo auch die wieder ins Leben rufen, die redlich für Ihn ſterben.

Hierauf bezeugt nun der HErr ferner im Brief ſelbſt: **Ich weiß deine Trübſal und Armuth, aber reich biſt du.** — O welch ein tröſtliches Zeugnis! — Wer wird nicht alles dran wagen, um auch ſo Eines zu bekommen! Wenn man von Auſſen in die Klemme kommt, ſo geſellt ſich gewöhnlich auch von Innen die Geiſtesarmuth dazu; das iſt aber auch ganz natürlich: Denn wenn Kreuz, Trübſal und Verfolgung den Chriſten beſtürmen, ſo rügt ihn die züchtigende Gnade; es kommt zum ſcharfen Prüfen, in wie ferne man ſich wohl dieſe Ruthe ſelbſt gebunden, oder auch in wie fern man ſolche Züchtigungen verdient habe? — da findet man dann gewöhnlich eine ſo jämmerliche Armuth an Allem, was uns vor GOtt angenehm machen kann, daß man im Gefühl dieſer Armuth auch kein Auge vor GOtt aufſchlagen mag, und dieß iſt dann eben die rechte Seelenſtimmung, um reich zu werden an guten Werken; wem nichts mangelt, der wird auch nichts zu erwerben ſuchen, wem aber für der Armuth bange iſt, der ſucht ſo viel vor ſich zu bringen, als er kann.

Deswegen ſagt auch der HErr gar recht: **Seelig ſind die Armen im Geiſt; denn das Himmelreich iſt ihr** — eben darum, weil ſie ſich arm fühlen, ſo ringen ſie nach dem wahren Reichthum, und ſo leidet dann das Himmelreich Gewalt, und die ihm Gewalt thun, die reiſſen es an ſich. Hieher gehören nun vornämlich die **ächten Kämpfer** für die Wahrheit **JEſu Chriſti**; die **wahren** Martirer und Bekenner; die bis in den Tod getreuen Bür-

Bürger des leiblichen und geiſtlichen Smyrna's; auf teutſch Myrrhenheims.

Ich weiß auch, ſagt der HErr ferner: Was diejenigen von euch läſtern, die ſich für Juden ausgeben, es aber nicht ſind, ſondern des Satans Synagoge. Aus der Geſchichte iſt bekannt, mit welchem bittern Haß die Juden die Chriſten bei ihren heidniſchen Obrigkeiten verklagten, und ſie aller nur möglichen Laſter beſchuldigten; dieß geſchah nun beſonders auch zu Smyrna, und überhaupt allenthalben, ſo lange als das Heidenthum die Herrſchaft hatte. Sie konnten die Chriſten ſelbſt nicht martern und hinrichten, denn ſie hatten keine Gewalt mehr, aber läſtern, verläumden und anklagen, das konnten ſie, und triebens auch bis aufs höchſte. Darum ſagt auch der HErr: Dieſe ſeyen keine Juden, ſondern eine Gemeinde des Satans! — Wie ganz wahr iſt das? — Das Wort Satan bedeutet einen Gegner oder Ankläger im Gericht, und das waren hier auch die Juden, Polizeidiener des Satans ſelbſt, aber keine Bekenner und Verehrer GOttes und ſeiner Wahrheit, welches ſonſt der Name Jude eigentlich ſagen will.

Das Alles aber ſoll den Smyrnern und Martirern nichts ſchaden; darum heißt es: Fürchte dich nicht für dem, was du künftig leiden wirſt; denn du wirſt auch dafür gekrönt werden. Allerdings wird es etwas zu leiden geben: Der Teufel wird einen und andern von euch ins Gefängnis werfen — alſo der Teufel wirft ins Gefängnis, und Satan klagt an. Das Wort Teufel heißt im griechiſchen und lateiniſchen Diabolus, ein Läſterer, Verläumder, Ankläger, und iſt alſo mit dem Wort Satan ganz eins; nur daß Satan hebräiſch, Diabolus aber griechiſch und lateiniſch iſt; gleich als ob der HErr ſagen wollte: Der hebräiſche Teufel (die Juden) werden den Ankläger gegen euch machen, und der griechiſche und römiſche Teufel wird dann euer Richter ſeyn. Alles dieſes wurde in Smyrna und im ganzen Martirer-Zeitlauf aufs genauſte erfüllt.

Die Urſache dieſer Leiden iſt, um die Chriſten zu prüfen, wie weit ihre Liebe zu GOtt und dem Erlöſer gehe? — Der HErr braucht vielleicht in ſeinem uns noch unbekannten Reich, in jener Welt, Geiſter, deren Glaube und Heiligkeit dieſe Probe ausgehalten haben muß, um durch ſie große Dinge auszurichten.....

Die Verfolgung, Prüfung und Marterzeit ſoll zehen Tage währen. — Daß dieſe Zeitbeſtimmung im geheimen prophetiſchen Sinn verſtanden werden müße, iſt darum gewiß, weil aus der Geſchichte bekannt iſt, daß die Verfolgung in Smyrna ſelbſt oft wiederholt worden, und jedesmal gewiß länger als etwa zehen natürliche Tage gewährt hat. Der natürlichſte, ungezwungenſte, und gewiß der Meinung des HErrn am nächſten kommende Verſtand dieſer Worte iſt folgender:

Wer einigermaſſen mit den Ausdrücken der Bibel bekannt iſt, der wird ſich erinnern, daß gar oft die Zeit, in welcher ein gewiſſes Geſchäft angefangen und vollendet wird, **ein Tag**, oder auch **Tagwerk** genannt wird. Die Worte, **ihr werdet zehn Tage Drangſal haben**, haben alſo keinen andern Sinn, als: **Es werden zehn Hauptverfolgungen über euch ergehen!** — In dieſem Sinn verſtand mans auch von jeher, allein in den neuern Zeiten will man das nicht mehr gelten laſſen; bald ſagt man, es ſeyen mehr als zehn Verfolgungen über die Chriſten ergangen; bald will man dieſe ſieben Briefe nicht für prophetiſch gelten laſſen, und bald will man gar nichts mit der ganzen Sache zu thun haben. Indeſſen geht die erhabene Wahrheit des göttlichen Worts ihren einfachen, jedermann faßlichen Pfad fort; man rechnete von jeher zehn Hauptverfolgungen: 1) Unter dem Kaiſer **Nero**, 2) unter **Domitian**, 3) unter **Trajan**, 4) unter **Hadrian**, 5) unter **Mark Aurel**, 6) unter **Sever**, 7) unter **Maximin**, 8) unter **Decius**, 9) unter **Valerian**, und 10) unter **Diocletian**. Die achte und die zehnte waren die heftigſten. Dieſe Hauptverfolgungen läugnet kein Geſchichtforſcher; vielleicht will er aber noch eine oder andere hinzufügen, um die Zahl zehn zweifelhaft zu machen; indeſſen läßt es ſich doch auſſer allen Zweifel ſetzen, daß, wenn noch eine oder andere ſtatt finden ſollte, ſolche weder ſo heftig noch ſo allgemein geweſen ſey. Wenn mans doch nur immer redlich mit der Bibel meynte! — man darf nichts hinein, aber

auch

auch nichts heraus tragen. In den Augen des Weltregenten, der alles überſchaut und im rechten Licht anſieht, iſt manches, das uns gar wichtig ſcheint, ſehr unbedeutend; hingegen ſehen wir vieles als eine Kleinigkeit an, was in den Augen GOttes von äuſſerſter Wichtigkeit iſt. Dieß muß den Ausleger der Weiſſagungen ſehr vorſichtig, aber auch den Kritiker ſehr behutſam machen, nicht ſogleich dictatoriſch zu entſcheiden.

Wie ſchonend iſt übrigens hier der Ewigliebende! — Er will ſeine Getreuen nicht mit Vorausverkündigung der ſchrecklichen Martern betrüben, die auf ſie warten, ſondern er ſagt: **Fürchtet euch nicht! Geſängnis und Drangſal von zehn Tagen warten euer; ſeyd ihr nur getreu bis zum Tode, ſo werde ich euch die Lebenskrone, oder beſſer, die Siegeskrone des Lebens aufſetzen.**

So ganz, ohne einen verborgenen Wink zu geben, was auf die Bürger zu **Myrrhenheim** warte, gehts doch nicht ab. Der HErr will ſo viel ſagen: Zum Sterben um meinetwillen könnte es doch wohl kommen, aber kämpft euch mit unerſchütterlicher Treue nur ritterlich durch, ſo ſoll euch **die Siegerkrone des Lebens** nicht fehlen.

Im neuen Teſtament, und beſonders auch in der hohen Offenbarung, kommen zweierlei Kronen vor, **Königskronen** und **Siegeskronen**; dieſe letztern ſind hier gemeynt; und dieß Bild kommt von dem Gebrauch der Alten her, welche Kampfſpiele anſtellten, um die jungen Leute zum Krieg geſchickt zu machen, wo dann dem Sieger gewöhnlich ein Kranz auf das Haupt geſetzt wurde, den man die Siegeskrone nannte. Wem in aller Welt konnte nun wohl die Siegeskrone mit mehrerem Recht zukommen, als den Kämpfern, die um der Wahrheit willen den Stärkſten aller Starken, den fürchterlichen Martertod beſiegten?

Merkwürdig iſt aber auch der Zuſatz: Die Siegeskrone des Lebens — denn was hülfe einem Todten die Siegeskrone ohne Leben? — Daher könnte man die ganze Verheißung ſo ausdrücken: Seyd getreu bis zum Tod! denn der, der für mich ſtirbt, ſoll die erſte Auferſtehung, ein ewiges, ſeeliges und glorreiches Leben zur Siegeskrone aus meiner Hand empfangen. O herrliche Verheißung! — Wer wollte nun nicht alles wagen, wenn auch die Reihe an uns kommen ſollte: Denn die Krone des Lebens empfängt Jeder, der die Anfechtung erduldet, und dadurch bewährt wird, Jak. 1. V. 12. folglich in dem Fall auch wir.

Endlich ſchließt der erhabene Erſte und Letzte den Brief mit den merkwürdigen Worten: Alles, was Ohren hat, das höre, was meines Vaters und mein Geiſt den Gemeinden ſagt: Der Ueberwinder ſoll vom zweiten Tod nicht beleidigt werden. Eigentlich heißt es: Dem Ueberwinder ſoll der zweite Tod keine Schmähungen, keine Schmach zufügen.

Oben wurde dem bis in den Tod getreuen Ueberwinder die Siegeskrone des Lebens verſprochen, und hier wird ihm dann auch zugeſichert: Daß der zweite Tod ſich nicht gegen ihn muckſen, ihm nichts anhaben ſoll. Da in der hohen Offenbarung mehrmals des zweiten Tods gedacht wird, ſo muß ich doch wohl den rechten Begrif davon entwickeln.

Kap. 20. V. 14. und Kap. 21. V. 8. wird das Werfen in den Feuer- und Schwefelſee der andere Tod genannt; folglich iſt die eigentliche Hölle oder die eigentliche Verdammnis darunter zu verſtehen. So wie nun der erſte Tod eine Folge des Falls Adams iſt, den Chriſtus hernach durch ſein Leiden und Auferſtehung beſiegte, ſo iſt nun dieſer weit ſchrecklicher zweite Tod die Folge des zweiten Falls: Denn was verdient der Menſch nicht, dem ſich die Gnad GOttes in Chriſto in aller ihrer Herrlichkeit geoffen baret, und ihm die Früchte vom Baum des Leben angebotten hat, und der dann doch dieſe Früchte verwirft, und noch immer vom verbottenen Baum ißt, ungeachtet er alle ſchreckliche Folgen dieſes Genuſſe erfahren hat? — Ich werde noch verſchiedenes vo zweiten Tod zu ſagen haben, wenn mich einmal di Ordnung des Vortrags dahin leiten wird.

Der Epheſiniſchen Gemeinde und dem Ap ſtoliſchen Zeitlauf wurde die Frucht vom Bau des Lebens verheißen, und der Smyrniſche Gemeinde mit dem Martirerzeitlauf wird Sicherhe gegen alle Folgen des Genuſſes der verbottene

Fruch

Frucht, Sicherheit gegen den erſten und zweiten Tod verſprochen; ſie ſollen nicht nur vom Holz des Lebens eſſen, ſondern auch gegen alle Würkungen der verbottenen Frucht ewig ſicher ſeyn.

Man ſollte aber denken, das wäre ja wohl bei allen Seeligen der Fall? — dieſe Frage ſoll, wie geſagt, unten näher beleuchtet werden.

Endlich kommts mir doch auch merkwürdig vor, daß Smyrna unter allen ſieben Städten die Einzige iſt, die blühend und volkreich geblieben; es ſcheint, als hätte das Blut der Märtirer auch Seegen für die Nachwelt im Irrdiſchen gebracht. So wie es überhaupt der Religion zum Seegen geweſen iſt.

Nun folgt der dritte Brief:

12. Und dem Engel der Gemeinde zu Pergamos ſchreibe! Das ſagt der, der das zweiſchneidige ſpitzige Schwerdt hat:

13. Ich weiß, wo du wohneſt, da, wo des Satans Thron iſt, und hältſt dich an meinen Namen, und haſt meinen Glauben in den Tagen, als Antipas mein treuer Zeug war, nicht verläugnet, welcher bei euch, da, wo der Satan wohnet, getödtet worden iſt.

Pergamus, zu teutſch Hohenburg, war einſt die Hauptſtadt von ganz Kleinaſien; dieſe Stadt liegt in der Provinz Troas oder Myſien, und auf ihrem

ihrem hohen Schloß reſidirten die Könige. Zu der Zeit aber, als dieſer Brief geſchrieben wurde, war ſie, ſo wie alle benachbarte Völker, Länder und Städte, in der Gewalt der Römer.

In dem Sendſchreiben an den Vorſteher der Kirche zu Pergamus nennt ſich der HErr den Beſitzer des ſchweiſchneidigen ſpitzigen Schwerdts, welches er auch brauchen wird, nach der ausdrücklichen Drohung des folgenden 16ten Verſes; dann ſagt Er ferner: Ich weiß, daß du an einem Ort wohneſt, wo der Satan, mein und meiner Lehre größter Feind, der allgemeine Ankläger und Widerſager alles Guten und aller guten Menſchen, ſo recht ſeinen Thron aufgeſchlagen hat; denn in Pergamus war des Götzendienſtes kein Ende; die ganze Stadt war mit Bildern der heidniſchen Göttern, mit Tempeln und Prieſtern angefüllt, der Satan hatte da eine rechte Hofhaltung.

Und doch hatte ſich die daſige Gemeinde mit ihrem Vorſteher unter allen dieſen feindſeeligen Verhältniſſen treu an Chriſto und an dem öffentlichen Bekänntniß ſeiner Lehre gehalten, auch ſogar in der neulichen Verfolgung unter dem Kaiſer Domitian, als ein frommer Chriſt, Namens Antipas, um der Religion willen im Dianentempel zu Pergamus in einen glühenden ehernen Ochſen geworfen und verbrannt wurde, wie uns Tertullian erzählt, war ſie treu und ſtandhaft geblieben, und hatte ihren Glauben an ihren HErrn und Heiland nicht verläugnet; dieſes wird ihr hier vom HErrn als ein großes Lob angerechnet; Er ſagt: Dieß Alles weiß ich, und das iſt gnug.

Im geiſtlichen Verſtande bezielt dieſer Brief die wahren Chriſten in dem Zeitraum von **Conſtantin dem Großen** bis an **Karl den Großen**; alſo von Anno 324 bis 800: Denn der Zeitlauf der Martirer hörte auf, als der Erſtere die chriſtliche Religion annahm, dieſe alſo nunmehro herrſchend wurde. Von nun an aber gerieth ſie in ein ſolches Verderben, daß der **Satan** von neuem mitten in dieſem Tempel GOttes und **Chriſti** ſeinen Thron aufrichten konnte, folglich die wahre Gemeinde des HErrn abermals da wohnte, wo des **Satans** Thron war. Man braucht nur die Geſchichte zu leſen, um ſich von der vollkommenſten Wahrheit dieſes Satzes zu überzeugen. **Gibbons Geſchichte der Abnahme und des Falls des römiſchen Reichs**, iſt in dieſer Beziehung ſehr lehrreich: Denn ob er gleich kein ſonderlicher Freund des Chriſtenthums war, ſo bleibt er doch als Geſchichſchreiber der Wahrheit getreu.

So bald **Conſtantin** die chriſtliche Religion angenommen hatte, ſo wurden allenthalben prächtige Kirchen, mit der Zeit auch Klöſter, und **Conſtantinopel** eine wahre Hof = und Reſidenzſtadt des Satans, lauter **Pergama**, durchs ganze römiſche Reich gebaut. Wer nun ein wahrer Chriſt ſeyn wollte, der war jetzt eben ſo ſehr wieder ein **Antipas** (**jedermann entgegen**, oder **jedermann gegenüber**) als ehmals unter den Heiden. Man braucht nur die Ketzergeſchichte mit unpartheiiſchem Gemüth zu leſen, ſo wird man gar oft finden, daß die Ketzer weit beſſere Chriſten waren, als die ſogenannten Rechtglaubigen. Den ſtillen ruhigen Chriſten ließ man ungeſtört ſeinem GOtt dienen; der Chriſt als Chriſt wurde nicht mehr verfolgt, aber wer ſich der Biſchofsherrſchaft und den Mißbräuchen im chriſtlichen Heidenthum entgegen ſtämmte, der war ein **Antipas**, und hatte dann auch alle auf dem Halſe. Man findet Beiſpiele gnug in der Geſchichte der damaligen Zeit, wie ſehr der **Antipas** verfolgt, und der wahre Geiſt des Chriſtenthums, dieſer treue Zeuge allmählig getödet worden iſt.

Bei allem dem hatte doch der HErr noch allenthalben ſeine treuen Bekenner, die dieſer Brief denn auch beſonders angeht. Unter den Einſiedlern, die um dieſe Zeit anfiengen häufig zu werden, und den Grund zum Möchsleben zu legen, waren bei allem Mißverſtand, und bei allem einſchleichenden **Fakirismus** (raſende, unnüze Werkheiligkeit) doch noch viele ſehr rechtſchaffene Chriſten, deren Lehre und **Elias**-Zeugnis durch wahre ungeheuchelte Frömmigkeit beſeelt, als das Salz der Erden in der grundverdorbenen Chriſtenheit, betrachtet werden mußte und konnte.

Nun heißt es ferner:

14. **Aber ich habe einiges wider dich: Weil du dort ſolche haſt, die Bileams Lehre halten, welcher dem Balack zu gefallen lehrte, wie**

wie man den Kindern Iſrael durchs Eſſen der Götzenopfer und durch Hurerei ein Aergernis anrichten könnte.

15. Folglich haſt du auch ſolche, die die Lehre der Nikolaiten halten, welches ich haſſe.

16. Deswegen ändere deine Geſinnung! Thuſt du das aber nicht, ſo werde ich dir ſchnell kommen, und mit ihnen kriegen mit dem Schwerdt meines Mundes.

Der 12te und 13te Vers enthielten das Lob, hier folgt nun auch der Tadel der Gemeinde zu **Pergamus**. Vorerſt müſſen wir wohl bemerken, daß es keine eigentliche Sekte von **Bileamiten** gab, wie einige Ausleger vermuthet haben, ſondern nach meiner Einſicht iſt der Sinn folgender:

„Nur das habe ich an dir auszuſetzen, daß es dort geht, wie zu **Balacks** und **Bileams** Zeiten, je zuweilen nachzugeben, und eine Götzenopfermahlzeit mitzuhalten, und ſich allenfalls auch wohl mit liederlichen Weibsleuten abzugeben, wodurch dann der reine Geiſt des Chriſtenthums gedämpft, und meine Gläubigen mit Liſt allmählig, ſo wie ehmals die Iſraeliten, vom Wege der Wahrheit wieder abgelenkt werden; daraus machen ſich einige unter euch eben nicht viel, auf dieſe Weiſe hangen ſie alſo an der Lehre der **Nikolaiten**, und das iſt mir ſehr zuwider.

Mich dünkt, man müſſe den 15ten Vers als die Schlußfolge des 14ten anſehen, und alſo ſo überſetzen, wie ich gethan habe: Denn Bileams Lehre und die Lehre der Nikolaiten kamen im Weſentlichen überein; da nun alſo einige Pergamener Bileams Lehre folgten, ſo waren ſie Nikolaiten, oder diejenigen, welche ſich zum Nikolaus bekannten, die übten eben dadurch Bileams Lehre aus.

Nun folgt Warnung und Drohung: Aendere deine Geſinnung, hinke nicht mehr auf beiden Seiten, ſondern kehre wieder zur Reinigkeit des Glaubens und der Liebe zurück? Thuſt du das aber nicht; ſo komme ich plötzlich, wie ein Dieb in der Nacht, und bekämpfe ſie mit dem zweiſchneidigen Schwerdt, das aus meinem Munde geht.

Er will nicht den Engel und ſeine Gemeinde bekämpfen, ſondern die Nikolaiten, und da ſollte es dann auch mit ihnen nicht leer abgehen, wenn ſie ſich nicht bekehrten.

Das Kriegen mit dem Schwerdt ſeines Mundes iſt eine ſehr dunkle Redensart, die ohne Uebung in den prophetiſchen Schriften nicht wohl erklärt werden kann. Vermuthlich zielt hier der HErr Chriſtus auf den 2ten Vers des 49ſten Kapitels Jeſaiä, wo es heißt: Und Er hat meinen Mund gemacht als ein ſcharf Schwerdt, unter dem Schatten ſeiner Hand hat Er mich bedeckt, und Er hat mich zu einem geſchickten Pfeil gemacht, und mich in ſeinen Köcher verborgen. Schwerdt und Pfeil ſind hier eins, beide ſind Waffen, die Feinde zu bekriegen.

Das Schwerdt des Mundes iſt unſtreitig das Wort GOttes; (Hebr. 4. V. 12.) denn das Wort GOttes iſt lebendig und kräftig, und ſchärfer als ein zweiſchneidiges Schwerdt, und durchdringet, (denn es iſt auch ſehr ſpitzig) bis daß es ſcheidet Seel und Geiſt, auch Mark und Bein, und iſt ein Richter der Gedanken und Sinnen des Herzens.

Die Würkungen dieſes Schwerdts ſind zweierlei, vielleicht iſt es auch darum zweiſchneidig: Erſtlich würkt es durch Belehrung und Ueberzeugung; wenn es den Sünder ſo recht trift, ſo dringt es freilich durch Mark und Bein, und verwundet Geiſt und Seele. Davon ſehen wir ein Beiſpiel am König David, als Nathan zu ihm kam, und ihn wegen Urias und Bathſeba rügte; andere Beiſpiele von der Würkung dieſes Schwerdts als Belehrung finden wir bei den Emaus-Jüngern: Brannte nicht unſer Herz in uns, ſagten ſie, da Er mit uns redete auf dem Wege, und Er uns die Schrift öfnete, und Ap. Geſch. 2. V. 37. da ſie aber das höreten, giengs ihnen durchs Herz u. ſ. w.

Daß aber alle dieſe Würkungen nicht zum Kriegführen mit dem Schwerdt des Mundes gehören, das verſteht ſich von ſelbſt; denn jene ſind alle wohlthätig und heilſam, hier aber ſoll, fürs zweite, auch die andere Schneide gebraucht werden.

Das Kriegführen mit dieſem Schwerdt bedeutet wohl nichts anders, als **Gericht** und **Strafe**; wie dieß nun durch **das Wort GOttes** geſchehe, das iſt ſo leicht nicht zu erklären. GOtt hat in der heiligen Schrift gedroht, daß auf gewiſſe herrſchende Sünden und Laſter auch gewiſſe Gerichte und Strafen folgen ſollen; wenn dieß nun würklich geſchieht, ſo kann man allerdings ſagen, das Wort GOttes habe ſie getrofen, mit ihnen Krieg geführt.

Die **Vorſehung** ſowohl im Kleinen über **Einzelne**, als im Großen über **Völker** und **Staaten** und ihre ganze Regierung, iſt immer fortdauerndes, ſprechendes Wort GOttes. Wenn nun durch ihre Fügung ein Volk über das andere herfällt, ein Volk dem andern zum Gericht und zur Strafe wird, ſo iſt das Krieg GOttes gegen die Sünder **durch ſein Wort.**

Vornämlich aber ſind die Kriege mit dem Schwerdt aus dem Munde des HErrn die, welche zwiſchen **der ſelbſtſüchtigen Vernunft** und **der Offenbarung** oder **dem Wort GOttes** geführt werden, wo dann allemal die Wahrheit die Lügen beſiegt; dieß geht ſo zu: Wenn die Verehrer der wahren Religion anfangen, lau und träge zu werden, und Wohlſtand, Ruhe und Sicherheit den Luxus herrſchend machen, ſo ſucht die Vernunft durch die falſchberühmte Kunſt Zweifel gegen das Wort der Wahrheit in Gang zu bringen, da nun die mehreſten Menſchen partheiiſch ſind, ſo gelingts ihr; die Zweifel-

cht gebiert die Freigeiſterei und Ausgelaſſenheiten
ler Art, dadurch folgen nun, nach den ewigen Geſe-
n der ſinnlichen und ſittlichen Natur, Gerichte und
Strafen, in welche ſich dann die hohe Vorſehung
ieder ſichtbar einmiſcht, um die Wahrheit zu ret-
n, und in jedem ſolcher Kämpfe werden ſehr viele
echtſchaffene bewährt, und die Wahrheit geht aus
em ſolcher Kriege ſiegend und gereinigter hervor:
ie Menſchen lernen dann aus Erfahrung, daß
ſſer Chriſto kein Heil ſey.

Endlich ſind doch wohl die allereigentlichſten und
ſtreitig hieher gehörigen Kriege mit dem Schwerdt
s dem Munde des HErrn **die Religionskriege;**
h in dieſen ſiegt das Wort GOttes immer, und
öhnlich eben dadurch, daß ſeine Bekenner gedrückt
rden, weil die Leiden den Sieg der praktiſchen
ligion befördern; dieß beweiſt die Kirchenge-
chte aller Zeiten.

In **Pergamus** war der Krieg mit dem Schwerdt
HErrn am nöthigſten, weil da das Heidenthum
orzüglich thätig war.

Bis zur höchſten Ueberzeugung, daß **Perga-**
s den Zeitlauf von **Conſtantin dem Großen** bis
Carl dem Großen bedeute, bringt uns nun die
endung der Vorwürfe, die der HErr den **Perga-**
ern macht, auf gedachte Zeiten: So ſehr ſich
unter **Conſtantin** und nachher die chriſtliche,
mehro herrſchende Religion ausbreitete, ſo blieben
allenthalben noch viele Heiden übrig, denen man

ihren Gottesdienſt und Religionsübung erlaubte, ja es gab noch viele Städte und Dörfer, die ihre Götzentempel und Prieſter hatten.

Um nun die Heiden anzulocken, und auch zugleich dem gemeinen Volk, das theils um Gewinns willen, theils auch wohl durch Zwang zum Chriſtenthum übergegangen war, ſeine neue Religion angenehm zu machen, ſo wählte man Bileams, Balaks und Nikolaus Politik, man verwandelte die heidniſche Tempel in chriſtliche, die Götzenbilder in Heiligenbilder, bethete dieſe an wie jene, Opferprieſter wurden nun Meßprieſter, ſtatt der heidniſchen Orakel gabs nun chriſtliche, und der wunderthätigen Bilder war kein Ende; dieß rügt hier Chriſtus, und droht im Fall des Nichtbuſſethuns mit dem Krieg, mit dem Schwerdt ſeines Mundes, und da nun jenes nicht geſchahe, ſo erfolgte dieſer auf die ſchrecklichſte Weiſe; denn welcher Krieg war je ein eigentlicherer Religionskrieg, als der, den Mahomed und ſeine Nachfolger gegen Chriſten, Juden und Heiden führten? — Und eben dieſer wars, der der ganz Nikolaitiſch gewordenen griechiſchen Kirche ihren Leuchter wegſtieß. Wie pünktlich iſt dieſe Weiſſagung erfüllt worden! — Dieß kann den Glauben ſtärken.

Für die getreuen Ueberwinder folgt nun auch eine Verheiſſung:

17. **Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Geiſt den Gemeinden ſagt! — Dem Ueberwindenden — dem werde ich geben von**

dem verborgenen Manna; und ich werde ihm ein weiſſes Wahlzeichen geben, und auf dieſes Wahlzeichen einen neuen Namen geſchrieben, den Niemand weiß, als der ihn empfängt.

Ueber die **Formel, wer Ohren hat,** u. ſ. w. habe ich mich oben hinlänglich erklärt; es ſoll ſo heiſſen: Alles, was zu **Pergamus** und im griechiſch-chriſtlichen Zeitlauf Ohren für die chriſtliche Religion hat, das höre, was der Geiſt **JEſu Chriſti** den Gemeinden ſagt! Wer in dieſen **Bileams- Balacks-** und **Nikolaitiſchen** Zeiten, die ſo ſcheinbare, für die ſinnliche Vernunft ſo verführeriſche, und für die ſinnlichen Lüſte ſo höchſt reizbare Verſuchungen zum Götzenopfereſſen, und dabei vorfallenden Genuß der Wolluſt männlich bekämpft und überwindet, dem will ich ein anderes, weit erhabeneres Traktament vorſetzen, das auch in den Tempel gehört, nämlich das Manna, das im Krügelchen neben der Bundeslade im Allerheiligſten verborgen iſt, 2 B. Moſ. 16. V. 32. und wenn es einmal zur Wahl kommt, wer verdammt und wer losgeſprochen, oder wer zum Rathsherren gemacht werden ſoll, ſo bekommt ein ſolcher Ueberwinder eine **weiſſe Kugel,** den weiſſen **Wahlſtein,** und darauf ſoll ſein neuer Name ſtehen, den niemand weiß, als der ihn empfängt.

Unter dieſen Anſpielungen aufs Manna neben der Bundeslade, und auf das weiſſe Wahlzeichen oder Stein, ſind ſehr erhabene und wichtige Dinge verborgen: Was das Eſſen des verborgenen Manna's bedeute, das finden wir Ev. Joh. 6 V. 27. bis zu Ende des Kapitels. Chriſtus iſt das verborgene Manna. Die Bundeslade nebſt dem Gnadenſtuhl ſtellte den Thron Gottes vor; der Krug mit dem Manna an ihrer Seite iſt ein Symbol des in ſeiner verklärten Menſchheit verborgnen ewigen Worts, ſitzend zur rechten GOttes, ſo wie Aarons blühender Stab, der auch bei der Bundeslade lag, ſein ewiges Prieſterthum nach der Weiſe Melchiſedecks vorſtellte. In unſerm Nachtmal wird auch das Eſſen des verborgenen Manna's vorgeſtellt.

Selig iſt der, der dieſes Manna zu Zeiten koſtet! — warlich, es iſt nicht Speiſe für Jedermann! ſondern nur für die Ueberwinder! — es iſt ein hoher geiſtiger Genuß, der alles übertrift, was nur genannt werden kann. Beſchreiben läßt ſich das nicht, man muß es erfahren.

Bei den Alten pflegte man wohl zu ſtimmen, ob ein Beklagter ſchuldig oder unſchuldig ſey; wenn nun dem Volk alle Akten bekannt gemacht waren, ſo bekam jeder, der dabei eine Stimme zu geben hatte, ein ſchwarzes und ein weißes Steinchen; wer nun den Beklagten für ſchuldig hielte, der warf den ſchwarzen Stein in ein, zu dem Ende hingeſtelltes Gefäß, und wer ihn für unſchuldig hielt, der warf das weiße Steinchen hinein; waren nun am Ende der weißen Steine mehr als der ſchwarzen, ſo wurde der Beklagte frei geſprochen, und waren der ſchwarzen mehr, ſo ſo wurde er verdammt. In dieſem Sinne will alſo der Erlöſer dem Ueberwinder ſeine Stimme zur Freiſprechung von aller Schuld geben, und dieſe Stimme gilt. Hiemit kann man auch noch folgende Bedeutungen verbinden: Wenn geſtimmet werden ſoll, wer Ueberwinder iſt, ſo ſoll derjenige, der in dieſem Fall ſiegt, den weißen Stein haben; oder wenn einer zu Geſchäften im Reiche GOttes gewählt werden ſoll, ſo bekommt der Pergameniſche Sieger den weißen Stein von mir.

Aber auf dem weißen Wahlzeichen ſoll auch ein neuer Name ſtehn. — Die Bedeutung iſt folgende: Die Namen GOttes und Chriſti beziehen ſich auf Ihre Eigenſchaften; und wir finden auch in der heiligen Schrift, daß allemal die Namen, die GOtt den Menſchen gab, Beziehung auf ihre Beſtimmung hatten; im Reiche GOttes ſind alſo die Namen nicht willkührlich, ſondern jeder wird genannt, wie es ſein in dieſem Leben erworbener ſittlicher Charakter mit ſich bringt, folglich bekommt jeder, der ſeelig wird, in jener Welt einen neuen Namen, ſogar der HErr Chriſtus wird nach vollendetem Sieg einen neuen Namen und Titel bekommen. Offenb. Joh. 3. V. 12. Kap. 19. V. 12. und 16. Eben ſo werden auch die Ueberwinder von Pergamus ganz vorzüglich neue Namen bekommen, die etwas mehr bedeuten, als ſonſt wohl gewöhnlich iſt. Bei den Römern wars in den damaligen Zeiten wohl gebräuchlich, daß ein großer Kriegsheld einen Zunamen bekam, der auf ſeine Siege Bezug hatte.

Der

Der vierte Brief lautet folgendergeſtalt:

18. Und dem Engel der Gemeinde zu Thyatira ſchreibe: Das ſagt der Sohn GOttes, der Augen hat wie Feuerflammen, und deſſen Füße dem lauterſten Erz gleich ſind.

19. Ich weiß deine Liebe und deinen Glauben, deine Dienſtbefliſſenheit und Geduld, und daß deiner letzten Werke mehr ſind, als der erſten.

Hier fangen nun eigentlich die Briefe an, die für uns vorzüglich wichtig ſind, weil ſie ſich auf die abendländiſche Kirche beziehen. Die Zeitläufte der Apoſtel, der Martirer und der griechiſchen Kirche ſind verfloſſen.

In der Kirchengeſchichte findet man keine Nachricht, daß eine Gemeinde zu Thyatira geweſen; vermuthlich war ſie klein und unbedeutend, woher ſie dann auch ſehr gut zum Vorbild des Zeitlaufs gebraucht werden konnte, den ſie vorſtellen ſollte. Thyatira heißt die Schlachtopfer verzehrend; aber mir dünkt, es könne noch eigentlicher überſetzt werden: Die durch Schlachtopfer geplagte. Da wir von dieſer Gemeinde weiter nichts wiſſen, als daß nach Ap. Geſch. 16. V. 14. eine Handelsfrau aus dieſer Stadt, Namens Lydia, eine Chriſtin geworden, ſo kann ich auch dieſes Sendſchreiben nur auf den Zeitlauf anwenden, den Thyatira verbildet; dieſer beginnt mit Karl dem Großen, und dauert gewiſſermaſſen noch fort, wie ich bald zeigen werde.

Wir müſſen uns immer wohl erinnern, daß die ſieben Briefe des HErrn nicht an die herrſchende, äuſſere oder Staatskirche, ſondern nur an die wahre Gemeinde, die unter der herrſchenden lebt, gerichtet ſind. Die Stadt **Thyatira** bedeutet alſo hier die katholiſche Kirche, von **Karl dem Großen** an, unter der Herrſchaft der Päbſte, bis auf ſpätere Zeiten; daß ſie die Schlachtopfer verzehrend, und durch Schlachtopfer drückend geweſen, das iſt eine bekannte Sache, die Jedermann weiß.

Im achten Jahrhundert, um die Zeit **Karls des Großen**, als in den Morgenländern, theils durch die erſtaunliche Ausbreitung der Mahomedaniſchen Religion, theils auch durch die unbeſchreibliche Verdorbenheit der griechiſchen Kirche, ein Gemeinde-Leuchter nach dem andern weggerückt wurde, oder auslöſchte, entdeckte man in den ſüdlichen Alpenthälern der **Schweiz** eine zahlreiche Geſellſchaft wahrer Chriſten, die man die **Vallenſer** oder **Thalleute** nannte; ſie kamen in allem Betracht den erſten Chriſten in ihrem Leben und Wandel ſehr nahe, und ihre Symbolen waren mit unſern proteſtantiſchen beinahe die nämlichen. Nachher geſellten ſich die **Waldenſer** und **Albigenſer** noch zu ihnen. Im folgenden neunten Jahrhundert brachten zween griechiſche Mönche, **Methodius** und **Cyrillus**, das Chriſtenthum nach **Böhmen** und **Mähren**, dadurch entſtand dann die mähriſche Brüderkirche, die in der **Herrnhuter Brüdergemeinde** noch fortdauert. Die **Vallenſer**, **Waldenſer**, **Albigenſer** und die **mähriſchen** Brü-

Brü-

Brüder machen alſo die Gemeinde zu **Thyatira** aus, und in der Mähriſchen, nunmehro **Herrnhuter Brüdergemeinde** dauert ſie noch immer fort, und wird auch bleiben bis zur Zukunft des HErrn. Darum heißt es auch im 25ſten Vers: **Was ihr habt, das haltet feſt, bis ich komme!** — Dieß wurde keiner der vorigen Gemeinden geſagt, weil keine bis zu ſeiner Ankunft währen würde. Die **Valenſer, Waldenſer** und **Albigenſer**, und was im ſüdlichen **Frankreich** zu ihnen gehörte, wurde theils durch die ſchrecklichſten Verfolgungen vertilgt, und die Uebrigen vereinigten ſich hernach größtentheils mit den **Böhmen** und **Mähren**.

Ich will dieſe Periode den **Zeitlauf der Mähriſchen Kirche** nennen, weil dieſe vorzüglich ihre Exiſtenz behauptete, und noch immer auf eine ſehr merkwürdige Art behauptet. Ich werde im Verfolg Gelegenheit haben, noch verſchiedenes darüber zu ſagen.

An dieſe Gemeinde zu **Thyatira** wendet ſich der HErr **Chriſtus** und ſagt: So ſpricht **der Sohn GOttes**, den ihr vorzüglich bekennet, und euch von dem, was ſein angeblicher* Stadthalter vorgiebt, nicht hinreißen laßt, ſodern nur dem glaubt, was Er ſelbſt redet. So ſpricht der, der Augen hat wie Feuerflammen, die über alle die Greuel der herrſchenden Kirche für Zorn funkeln; und ſo ſpricht der, deſſen Füße dem lauterſten glühenden Erz gleich ſind, auf welchen Er nicht allein ſelbſt unerſchütterlich feſt ſteht, feſter, als das Monarchienbild, deſſen Füße von Eiſen und Thon gemiſcht ſind, und das Er nun bald ſtürzen will, ſondern mit denen Er auch, wenn Er einmal in ſeinem Gericht einherſchreitet, alles, was ihm widerſteht, zermalmen und in Aſche verwandeln wird.

Ich weiß deine Werke, die nicht in Kirchengehen, Meßhören, den Prieſtern Geſchenke machen, Wallfahrten und dergleichen, ſondern in wahrer GOttes- und Menſchenliebe beſtehen. Du biſt dienſtfer- ig gegen jedermann, und in deinen Gottesdienſtlichen Verrichtungen apoſtoliſch geſinnt; dein Glaube iſt rein, u glaubſt nur an Chriſtum, und nicht an den Pabſt nd ſeine Bullen; in den ſchweren Prüfungen duldeſt u und harreſt treulich aus, und anſtatt, daß die orgenländiſchen Kirchen von Tag zu Tag abnahmen, immſt du von Tag zu Tag zu.

Dieſe letzten merkwürdigen Worte: Daß der tzten Werke mehr ſeyn ſollen, als der erſten, gilt orzüglich von der Brüdergemeinde. Man braucht ur ihre Miſſionsgeſchichte zu leſen, um davon über- ugt zu werden.

Bei allem dieſem Lob gehts denn doch ohne Ta- l nicht ab, denn es heißt ferner:

o. Aber ich habe wider dich, daß du das Weib Jeſabel, die ſich ſelbſt eine Prophetin nennt, meine Knechte lehren und verführen läßeſt, daß ſie Hurerei treiben und Götzenopfer eſſen.

21. Und ich habe ihr eine beſtimmte Zeit gegeben, um ihre Geſinnung zu ändern, aber ſie will ſich von ihrer Hurerey nicht bekehren.

22. Siehe! ich werfe ſie in ein Bette, und die mit ihr die Ehe brechen in große Trübſal, wenn ſie für ihre Werke nicht Buße thun wollen.

23. Und ihre Kinder werde ich durch den Tod hinrichten; und alle Gemeinden werden erkennen, daß ich der Erforſcher der Nieren und des Herzens bin, und ich werde Jedem unter euch geben nach eueren Werken.

Es iſt wohl zu bemerken, wie der HErr in dieſen Briefen auf eine ſonderbare Art die Geſchichte des Volks Iſraels, oder vielmehr des ganzen alten Teſtaments, vom Paradies an, benutzt: Bei der **epheſiniſchen** oder **apoſtoliſchen Gemeinde**, wo das Chriſtenthum begann, da iſt vom Baum des Lebens im Paradies die Rede.

Bei den **Smyrnern** ſpricht der HErr vom andern Tode, der mit dem erſten, welcher aufs Eſſen der verbottenen Frucht folgt, in Verbindung ſteht.

Bei den **Pergamenern** kommt **Bileam, Balack** und das **Manna** vor; lauter Sachen, die auf das Volk Iſrael in der Wüſten, auf ſeiner Reiſe nach dem gelobten Land Bezug haben.

Und hier gedenkt nun **Chriſtus** der **Jeſabel**, des Weibes **Ahabs**, und braucht ſie zum Bild einer Verfaſſung, die mit der zu **Elias** Zeiten eine groſſe Aehnlichkeit hat. Daß alſo der HErr ſein neuteſtamentiſches Volk hier gleichſam als ein zweites **Iſrael** aufführt, das iſt unläugbar. Ob zu **Thyatira** würklich eine **Jeſabel** war, oder ob **Ahabs** Gemahlin blos als Sinnbild hier gebraucht werde, das läßt ſich nicht ausmachen, es iſt aber auch nicht nöthig; ich glaube eben ſo wenig, daß zu **Thyatira** eine **Jeſabel** war, als zu **Pergamus** ein **Bileam**, das ſind lauter bildliche Ausſprüche, ein prophetiſcher Styl.

So wie nun der iſraelitiſche König **Ahab** die heidniſche **Jeſabel** heurathete; dieſe dann den Gözendienſt des **Baals** neben dem Dienſt des **Jehovah** einführete, gerad ſo machte es auch die römiſche Kirche, ſie borgte den Heiden beinahe alles ab, und bildete ein chriſtliches Heidenthum oder heidniſches Chriſtenthum daraus, wie ich bei dem vorhergehenden Zeitlauf ſchon bemerkt habe. Vorzüglich aber paßt dieſes Bild auf die Zeiten der **Waldenſer** und der **Mähriſchen Kirche**, der Verfall in der herrſchenden Kirche war ſo unausſprechlich groß, und der wahren Verehrer JEſu ſo wenig, daß auch wohl die **Eliaſſe** zu der Zeit ſagen konnten, ſie hätten geglaubt, ſie wären allein übrig geblieben.

Die Vorſtellung der falſchen Kirche unter dem Bild einer Gemahlin, die ihrem rechten Manne untreu wird, iſt den Propheten ſehr geläufig, und in der hohen Offenbarung kommt ja eine Hauptperſon, die babyloniſche Hure, in eben dieſem Sinne vor; es iſt alſo nicht zu zweifeln, daß auch hier die Jeſabel eben jene babyloniſche Hure, folglich die ausgeartete römiſche Kirche zu jenen Zeiten habe vorſtellen ſollen; es konnte aber auch kein paſſenderes Bild gewählt werden: Denn ſo wie Jeſabel die wahren GOttesverehrer verfolgte und umbringen ließ, ſo auch die römiſche Kirche die Waldenſer — und o wie viel Naboths Weinberge hat dieſe Jeſabel ungerechter Weiſe an ſich geriſſen!

Der Vorwurf, den der HErr den Waldenſern, Albigenſern, Böhmen und Mähren macht, iſt immer der nämliche: Die erſten Gemeinden bequemten ſich zu ſehr nach dem Heidenthum, und dieſe mochten auch wohl nicht immer wachſam genug ſeyn, daß nicht die falſche Prophetin je zuweilen den einen oder andern verführte, und zum geiſtlichen Ehebruch des heidniſchen Chriſtenthums verleitete. Indeſſen droht denn doch Chriſtus der Gemeinde nicht mit Strafe, ſondern nur der Jeſabel ſelbſt, und dann auch denen, die ſich von ihr verführen laſſen.

Ich habe ihr einen Zeitraum, eine beſtimmte Zeit feſtgeſetzt, ſagt der mit den funkelnden Augen, wenn ſie ſich in demſelben nicht beſſert, ſo werde ich ihr vergelten, wie ſie's verdient; aber ſie wird ſich nicht beſſern, darum will ich ſie in ein anderes Bett werfen, als worinnen ſie bisher ihre Greuel getrieben hat. Die eigentliche

Jeſabel

Jeſabel wurde zum Fenſter heraus auf die Straſſe geworfen, wo ſie die Hunde auffraßen, das war alſo ihr Todtbette; auch die römiſche Jeſabel findet ihr Sterbebette ganz anders, als ſie je geahnet hat. — O wie wahr ſind die Ausſprüche des HErrn geworden! —

Aber auch die Günſtlinge dieſer Jeſabel ſollen, wenn ſie nicht Buſſe thun, in große Trübſal gerathen! — ich meyne, daß ſie gekommen iſt, und dereinſt noch erſt kommen wird! Chriſtus ſagte immer: **Wer Ohren hat, der höre!** und ich möchte ſagen: **Wer Augen hat, der ſehe!**

Aber auch die Kinder der Jeſabel ſollen durch den Tod hingerichtet werden, ſo wie das auch bei dem **Ahab** und ſeiner Gemahlin der Fall war. Die Kinder der römiſchen Jeſabel ſollen auch nicht gedeihen, ſondern durch den Tod von der Erde vertilgt werden. Ich erinnere hier, daß ich nie unter der **römiſchen Jeſabel** die **katholiſche Kirche**, ſondern blos die **römiſche Hierarchie**, den päbſtlichen Thron verſtehe; jene iſt mir ehrwürdig. Aber auch dieſe Gerichte über die Kinder der Jeſabel, ſo wie über ſie ſelbſt und ihre Günſtlinge, werden alle Gemeinden für heilig und gerecht erkennen; ſie werden mit Staunen und Verwunderung ſehen, wie genau das Schwerdt aus dem Munde des HErrn immer den Rechten trift, und wie richtig der, der es führt, alles beurtheilt. Das iſt aber auch kein Wunder; denn Er iſt ja der Herzen- und Nierenprüfer, und ſo vergilt er Er jedem genau, ſo wie ers verdient hat. **Wer Augen**

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

hat, der ſehe, was der Geiſt den Gemeinden vorhergeſagt hat! und jetzt zum Theil ſchon in Erfüllung geht.

Auf die Drohung folgt nun auch die Verheißung:

24. Euch aber, den Uebrigen zu Thyatira, ſage ich: So viel euerer dieſe Lehre nicht haben, welche, ſo wie ſie ſagen, die Tiefen des Satans nicht erkannt haben, ich will keine andere Laſt auf euch werfen.

25. Doch was ihr habt, das haltet feſt, bis daß ich kommen werde.

26. Und dem Ueberwindenden, und dem, der da meine Werke bis ans Ende bewahrt, dem werde ich Macht geben über die Völker.

27. Und er ſoll ſie mit einem eiſernen Scepter hüten, ſo wie die irdenen Gefäße zerſchmettert werden, wie auch ich von meinem Vater empfangen habe.

28. Und ich werde ihm den Morgenſtern geben.

29. Wer Ohren hat, der höre, was der Geiſt den Gemeinden ſagt!

Der HErr Chriſtus will es mit den übrigen zu Thyatira, geſetzt auch, ſie hätten ſich zu Zeiten einmal von den ſubtilen Jeſabels-Stricken unvermerkt fangen laſſen, ſo genau nicht nehmen; in jenen dunkeln Zeiten erkannten ſie die Tiefen des Satans in der Jeſabels Lehre nicht, und das geſtehen ſie aufrichtig, ſie hatten kein Arges darinnen, darum

n will ihnen der HErr auch nicht noch eine Laſt zu
r ihrigen aufbürden, die ohnehin unter Ahabs und
eſabels Deſpotismus ſchwer genug iſt; aber ſie
iſſen dann auch bei der einmal erkannten Wahrheit
t bleiben, und ſich nichts nehmen laſſen, **bis der**
Err kommen wird!

Dieſe Gemeine ſoll alſo dauern, bis der HErr
mmt!! Der **epheſiniſchen** Gemeinde, und hernach
pergameniſchen drohe Chriſtus: **Ich werde**
r bald kommen, wenn du nicht Buſſe thuſt,
nen Leuchter wegſtoſſen, und mit dir kriegen mit
s Schwerdt meines Mundes. Man ſieht alſo
der größten Ueberzeugung, daß in dieſen beiden
ohungen von einer Zukunft des HErrn **zu einem**
ndern Gericht die Rede iſt: Denn es heißt,
komme **dir**, **deinen** Leuchter wegzuſtoſſen, und
iſt nun auch ſchon längſt erfüllt; oder ich komme
r, um mit **ihnen** zu kriegen mit dem Schwerde
nes Mundes, auch das iſt ſchon längſt geſchehen,
aber heißt es: Halte was du haſt, **bis ich kom-**
es iſt jetzt nicht vom **ſtrafen** ſondern vom **beloh-**
die Rede, und dieß iſt das Geſchäft der **letzten**
nft des HErrn. Doch dieß iſt ſo klar und ſo
ß, daß es keines Beweiſes bedarf; aber eben ſo ge-
iſt es denn auch, daß die Sendſchreiben an die ſie-
Gemeinden in **Kleinaſien** zugleich prophetiſch ſind,
Bezug auf die ganze Chriſtenheit bis ans Ende
; und daß die vorgebildete Gemeinde zu Thya-
noch immer fortdauere, und bis zur Zukunft des
n fortdauern werde. Da nun die Walden-

ſer, **Albigenſer** und die **böhmiſche** und **mähriſche Brüder** dieſe Gemeinde, und die Erſtern alle endlich in der letztern, nämlich der **Herrnhuther Brüdergemeine** zuſammengefloſſen ſind, ſo geht dieſe letztere eigentlich die Ermahnung des HErrn vom 25ſten bis 28ſten Vers an: **Sie ſoll feſt halten, was ſie hat, bis Er kommt; dem Ueberwinder aus dieſer Gemeinde, und dem, der die Werke JEſu Chriſti zur Erlöſung der Menſchen bis ans Ende des großen und letzten Kampfs bewahrt, der ſoll Macht bekommen über die Heiden.**

Ich finde hier nöthig, zu erinnern, daß ich gar nicht zur Herrnhuther Brüdergemeine gehöre, und ganz und gar unpartheiiſch bin; ich wünſche nur, daß man ſie kennen lerne, ehe man über ſie urtheilt.

Daß dieſe Gemeinde, oder diejenigen aus ihr, die in allen noch nöthigen Sichtungen treu bleiben, in allen Kämpfen überwinden, Macht über die Heiden bekommen ſollen, iſt merkwürdig: Denn welche Religionsgeſellſchaft in aller Welt und zu allen Zeiten hat ſich verdienter um die Nationen gemacht, als eben dieſe Brüdergemeinde?

Aber dieſe Verheißung geht noch weiter:

Der erhabenſte Verfaſſer dieſes Briefs zielt mit den Worten: **Und er ſoll ſie weiden mit eiſernem Scepter, ſo wie die irdenen Gefäße zerſchmettert werden, wie auch ich von meinem Vater empfangen habe,** ſichtbar auf die Stelle Pſ. 2. V. 9.

V. 9. Heiſche von mir, ſo will ich dir die Heiden zum Erbe geben, und der Welt Ende zum Eigenthum, du ſollſt ſie mit einem eiſernen Scepter zerſchlagen, wie Töpfe ſollſt du ſie zerſchmeißen. Wo alſo GOtt der Vater ſeinem Sohn JEſu Chriſto, den Er von Ewigkeit her gezeuget, und der nun hier einen Brief an dieſe geiſtliche thyatiriſche Gemeinde diktirt, die Herrſchaft und die Macht über die Heiden, bis an die Gränze der bewohnten Erde giebt.

Eben dieſe Verheißung wird auch Kap. 12. V. 5. dem Kinde gegeben, welches das Weib im Sonnenkleid gebiert; und endlich kommt auch Kap. 19. V. 15. bei der Vollendung des letzten Kampfs das nämliche wieder vor. Aus dem allen iſt nun klar, daß dem HErrn Chriſto ſelbſt die Herrſchaft über die Heiden, und das Bändigen der Widerſpenſtigen unter ihnen durch eiſerne Scepter, von ſeinem Vater übertragen werden, und da Er ſelbſt in eigener Perſon dieſes nicht ausführen will, ſo bedient er ſich ſeiner Diener dazu, und belehnt nun wieder diejenige Gemeinde mit dieſem Regal, die ſich um die Heiden am verdienteſten gemacht hat.

Das Mehrere wird in der Erklärung oben angeführter Stellen vorkommen.

Dabei ſoll es aber noch nicht bleiben: Sie ſollen auch den Morgenſtern bekommen; das muß auch etwas wichtiges ſeyn! — Der HErr nennt ſich ſelbſt einen hellleuchtenden Morgenſtern, Kap. 22.

V. 16. und **Petrus** verweiſet in ſeinem 2ten Brief Kap. 1. V. 19. ſo lang aufs feſte prophetiſche Wort, bis **der Morgenſtern**, der **Lichtträger** im Herzen aufgehe. Dieſes Sprachbild will alſo ſo viel ſagen: Bei euch, **thyatiriſchen** Ueberwindern, ſoll der Tag meines Reichs zuerſt anbrechen; ihr ſollt zuerſt den Morgenſtern ſehen, ihn aus der erſten Hand bekommen. Die Erfüllung der Weiſſagungen fängt ſich bei euch an zu ſchließen, ihr werdet das feſte prophetiſche Wort am erſten nicht mehr bedürfen, weil euch der Morgenſtern ſelbſt das Nähere zeigen wird. Wer Ohren hat, der höre, was der Geiſt den Gemeinden ſagt!

Dieſe Formel ſtand in den drei vorhergehenden Briefen immer vor der Siegesverheißung, und in den vier letzten ſteht ſie nachher, und macht den Schluß; — dieß geſchieht nicht ohne Urſache: Die drei erſten Zeitläufte hörten mit dem Sturz der griechiſchen Kirche auf; zum Lob, zum Tadel, zur Drohung und zur Ermahnung bedurfte es da dieſer Aufmerkungsformel, dieſes Nota bene nicht, denn das Alles ſtande damals den Zeitgenoſſen vor Augen, alles das legitimirte ſich an jedem wahrheitliebenden Herzen; was aber den Ueberwindern nach ihrem Tod in der Ewigkeit bevorſtunde, das wußten ſie noch nicht, und darum ſagt der HErr jedesmal: Gebt wohl Acht, was auf den wartet, der treu kämpft und aushält; wer Ohren hat, der horche auf!

Die vier letzten Zeitläufte aber waren damals noch ganz zukünftig, ihre Anfänge waren noch weit

hin,

hin, geſchweige ihr Ende; daher will der Hochwürdigſte Verfaſſer auf jeden ganzen Brief aufmerkſam machen, und hängt daher jedem dieß Nota bene an: Das Alles, was in dem Brief ſteht, behaltet! wer nur Ohren hat, der höre, was da der Geiſt den Gemeinden geſagt hat. Beſonders aber iſt auch hier das Ganze jedes Briefs auſſerordentlich merkwürdig, weil die Zeitläufte alle vier, bis zur Vollendung der Enthüllung des Geheimniſſes GOttes und Chriſti fortlaufen, und alſo auch alle vier an ſie gerichtete Briefe auſſerordentlich wichtige Lebensregeln für alle ihre Zeitgenoſſen enthalten, wie dieß ſchon aus dem nächſtvorhergehenden Sendſchreiben an die Gemeinde zu Thyatira erhellet, und aus beiden folgenden noch weiter erhellen wird.

Das dritte Kapitel.

1. Und dem Engel der Gemeinde zu Sardes ſchreibe: Das ſagt, der die ſieben Geiſter GOttes und die ſieben Sterne hat: Ich weiß deine Werke, daß du den Namen haſt, als lebteſt du, und biſt doch todt.

2. Werde wacker, und ſtärke das Uebrige, das ſterben will: Denn ich habe deine Werke nicht vollendet gefunden vor deinem GOtt.

3. Erinnere dich deswegen, wie du empfiengſt und hörteſt, behalte es und ändere deine Geſinnung. Wenn du aber nicht wacheſt, ſo werde ich wie ein Dieb kommen, und du wirſt nicht wiſſen, welche Stunde ich über dich kommen werde.

Die Gemeinde zu **Sardes**, an welche dieſer Brief gerichtet iſt, war, wie man aus demſelben ſieht, nicht ſo wichtig und vorzüglich, daß ſie es vor vielen andern verdient hätte, eine Mitbewahrerin der Offenbarung JEſu Chriſti zu werden, und doch wird ſie es, weil ſie genau die chriſtliche Gemeinde in der katholiſchen Kirche, von **Karl** dem Groſſen an bis ans Ende vorſtellt, und ihr getreues Vorbild iſt.

Dieſer Gemeinde nun kündigt ſich der HErr, als den Innhaber der ſieben Geiſter GOttes, und der damit in Verbindung ſtehenden ſieben Sterne an. Dieß geſchieht darum, weil die Katholiſchen, auch die Frömmſten, ihre Kirche für die allein ſeeligmachende halten, und nicht glauben, daß auſſer ihr, in einer andern, das Seeligwerden möglich ſey; bilde dir das nicht ein, will der HErr gleichſam ſagen, daß es nur **einen** Stern gebe, und daß **du** eben **der Einzige** ſeyſt, nein! es giebt deren ſieben, ſo wie ſich auch der einige Geiſt GOttes in ſiebenfachem Lichte äuſſert. — Ich, der Beſitzer dieſer Geiſter und dieſer Sterne, ſage dir nun gerade zu, daß ich deine Werke weiß, und daß du dir viel auf dein Leben einbildeſt, und biſt doch tod. Du haſt **den Namen**, daß du lebeſt, allein auch weiter nichts.

Da **Chriſtus** und **Johannes** beide **Hebräer** waren, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß der HErr mit den Worten: **Du haſt den Namen, als lebteſt du**, auf den Namen der Stadt zielt; welches Urſprungs das Wort **Sardes** auch ſeyn mag, ſo läßt es ſich doch aus dem Hebräiſchen Sarad, **übrig geblieben ſeyn**, oder, **er iſt übrig geblieben**, wohl herleiten; wenigſtens läßt es ſich darauf anſpielen, gleich als wenn **Chriſtus** ſagen wollte: Du meineſt, du wäreſt im großen Kampf des Heidenthums und Chriſtenthums allein noch am Leben, noch allein übrig; du wäreſt die wahre Frucht des Bluts der Märtirer, aber das bilde dir nur nicht ein, du biſt eben ſo todt, wie deine griechiſche Schweſter; darum halte dich beſſer als dieſe, ſey wachend! Was noch in dir übrig iſt,

iſt, (hier wird wieder auf den Namen der Stadt gedeutet) das iſt ſehr kränklich, darum brauche ihm die gehörigen Stärkungsmittel, damit es nicht auch ſterbe, und am Ende nichts mehr übrig ſeyn möchte: Denn ich habe alle deine gottesdienſtliche Werke geprüft, und ſie nicht vollendet, nicht erfüllt gefunden.

Und woran liegt es denn bei dieſen Werken, daß ſie nicht für voll gelten können? — Eben daran, weil ſie der katholiſche Chriſt für verdienſtlich hält, und dann gehört bei dem GOtt unſers HErrn JEſu Chriſti viel dazu, bis ſie als vollendet als Pflichtgemäß angeſehen werden; ſobald wir mit GOtt rechnen wollen, ſo wird vollkommene Erfüllung des ganzen Sittengeſetzes von der Geburt an bis in den Tod gefordert, und wenn dann auch einer das Alles geleiſtet hätte, ſo hätte er dann doch dadurch noch nichts verdient, ſondern nur blos ſeine Schuldigkeit gethan. Der HErr Chriſtus will alſo ſagen: Wenn du auf deine Werke trotzen willſt, ſo muß ich dir verſichern, daß du damit lange nicht zureicheſt. Du ſcheinſt vergeſſen zu haben, worauf es hier ankomme; darum erinnere dich der Lehre, die du empfangen und gehört haſt, bewahre ſie und thue Buſſe! —

Dieſe Erinnerung iſt den Chriſten in der katholiſchen Kirche ſehr nothwendig: Weil man ihnen ehmals die Bibel vorenthielt, und ſie noch immer nicht gnug braucht, ſo war und iſt ihnen die Lehre von der Erlöſung durch Chriſtum, vom wahren Glauben und von den guten Werken, als Würkungen jenes Glaubens und der Liebe gegen GOtt, nicht geläufig genug, folglich erinnert ſie der HErr daran, und ſagt: **Gedenke, was du empfangen und gehört haſt, und behalte es!**

Nun folgt aber auch die Drohung: **Wenn du aber nicht wacheſt, ſo werde ich dich plötzlich im Schlaf wie ein Dieb überfallen, und du wirſt nicht wiſſen, welche Stunde es geſchicht.** Solcher unerwarteter Ueberraſchungen, als Vorſpiele des letzten groſzen Gerichts über ſie, und des Wegſtoſſens ihres Leuchters, hat ſie nun ſchon zwo erfahren, eine zur Zeit der Reformation, und die andere jetzt durch **Frankreich.** Die Redlichen in der katholiſchen Kirche mögen ſich alſo jene Erinnerung, treu zu wachen, und ſich an die Bibel zu halten, wohl zu nutz machen, und ihr treulich folgen, damit ſie, wenn ſie nun der letzte Schlag übereile, errettet werden mögen.

4. Aber du haſt wenige Namen in Sardes, welche ihre Namen nicht beſchmutzt haben, und ſie werden in weiſſen Kleidern mit mir wandeln, denn ſie ſinds würdig.

5. Der Ueberwindende, dieſer ſoll mit weiſſen Kleidern bekleidet werden, und ich werde ſeinen Namen aus dem Buche des Lebens nicht auslöſchen, und ich werde ſeinen Namen bekennen vor meinem Vater und vor ſeinen Engeln.

6. Wer

6. **Wer Ohren hat, der höre, was der Geiſt den Gemeinden ſagt!**

Alles Verderbens und Abweichens ungeachtet, ſind doch immer noch einige namhafte Chriſten hin und wieder und zu allen Zeiten in den katholiſchen Kirchen gefunden worden; hierunter werden keine **Waldenſer**, oder ſonſt irgend eine Parthie, die von dieſer Kirche ausgegangen war, verſtanden; denn ſolche gehörten nicht mehr zu ihr, ſondern würkliche katholiſche Chriſten, die den Lehren ihrer Kirche treu folgten, und zugleich wahre Nachfolger JEſu waren. Man erinnere ſich nur folgender weniger Namen: **Franz von Aſſiſe, Catharina von Siena, Catharina von Genua; Gregorius Lopez, Johannes a cruce, Rusberich, Gerhard Peterſen, Thomas von Kempen, Taulerus**, der Kardinal und Erzbiſchof **Karl Borromäus**, die **Madame Gujon**, der Erzbiſchof von **Salignac-Fenelon** u. ſ. w. welcher rechtſchaffene Chriſt wird ſich weigern, ſobald er die authentiſche Geſchichte jener katholiſchen Seelen geleſen hat, ſich im Augenblick mit ihnen zu verbrüdern? Dergleichen hats von jeher immer gegeben, deren Namen zwar den Menſchen nicht bekannt geworden, die aber der HErr gewiß nicht vergeſſen wird.

Von dieſen wird nun bezeugt, **daß ſie ihre Kleider nicht beſchmutzt hätten.** Chriſtus behauptet ſeinen Karakter, den er in den Tagen ſeines Fleiſches äuſſerte, auch in ſeiner Herrlichkeit immer fort: In allen Stücken bezog Er ſich auf die Schrif-

ten

ten des alten Teſtaments, um es zu erfüllen, und hier geſchieht das nämliche in allen Briefen. Die prophetiſche Stelle, welche Er hier im Auge hat, ſteht Jeſaiä 64. V. 6. **Aber nun ſind wir alleſamt wie die Unreinen, und alle unſere Gerechtigkeit iſt wie ein unflätig Kleid.** Von keiner chriſtlichen Religionsparthei in der Welt kann dieß mit größerm Recht geſagt werden, als von der katholiſchen, in welcher alles auf Werk-Gerechtigkeit, und zwar auf eine ſehr unreine hinauslauft; wie kann z. B. das bloſe Meßhören, Beichten, Abendmahlgehen, Wallfahrten, ſo oder ſo viel Vaterunſer bethen, und dergl. bei GOtt etwas gelten? — Das iſt eine ſehr unflätige Gerechtigkeit, ein beſchmutztes Kleid, wenn nicht auch die **wahren** Eigenſchaften des Chriſten damit verbunden werden; da nun die wenigen Namen in **Sardes** mit jenen Cärimonien-Werken auch zugleich die wahre Gerechtigkeit **Chriſti** vereinigten, ſo lobt ſie hier der HErr und ſagt von ihnen, daß ſie ihre Kleider nicht beſudelt hätten, und darum ſollten ſie auch mit ihm in weißen Kleidern wandeln, denn ſie ſeyen es werth.

Auch mit dieſen weißen Kleidern wird auf die Prieſter und Leviten des alten Teſtaments gedeutet, als welche auch in Weiß gekleidet waren, und beſonders durch weiße Kleider zu ihrem Dienſt eingeweihet wurden. Die Worte **Chriſti** alſo, nach unſerm Sprachgebrauch umgebildet, würden ſo lauten: Ich will ſie zu Kandidaten, zu Leviten im Tempel des neuen Bundes einweihen, dazu haben ſie ſich fähig gemacht.

Dieſe Einkleidung zum neuteſtamentiſchen Prieſterthum wird nun auch den Ueberwindern in der katholiſchen Kirche, die ſich ritterlich durch alle Hinderniſſe hindurch kämpfen, zugeſagt, und zugleich verſprochen, daß bei dem großen Gericht über Babylon, wo ihres Namens Gedächtnis aus dem Buch des Lebens weggetilgt werden ſoll, die Namen dieſer edlen Bekenner der Wahrheit nicht ausgelöſcht werden ſollen, ſondern Chriſtus will ſie ſo gar öffentlich vor ſeinem Vater und dem ganzen himmliſchen Hof laut als ſeine Freunde und Prieſterthums-Kandidaten ankündigen. Wer nun Ohren für dergleichen Dinge hat, der höre, was hier der Geiſt JEſu Chriſti ſeinen getreuen in der katholiſchen Kirche geſagt hat, und laſſe ſich dann aber auch dadurch warnen, damit er nicht im großen Gericht über dieſe Kirche verlohren gehen möge.

Nun folgt der Brief an die Gemeinde zu Philadelphia.

7. Und dem Engel der Gemeinde zu Philadelphia ſchreibe! Das ſagt der Heilige, der Wahrhaftige, der den Schlüſſel Davids hat, der aufmacht, und niemand ſchließt zu, und der zuſchleußt, und niemand macht auf.

8. Ich weiß deine Werke. Siehe! ich habe dir die Ausſicht in eine offene Thür gegeben, die

die niemand zuſchließen kann; weil du eine kleine Kraft haſt, und haſt doch mein Wort bewahrt, und meinen Namen nicht verläugnet.

Hier haben wir nun auch das Sendſchreiben des HErrn an die wahren Chriſten unter allen Partheien in den beiden proteſtantiſchen Kirchen, von der Reformation an bis zu ſeiner Zukunft; in **Philadelphia**, in der **Bruderliebe**, werden alle Chriſten, aus dem geiſtlichen **Thyatira** oder der **Brüdergemeinde**, aus den **Mennoniten**, **Separatiſten**, **Pietiſten** aller Art, **Methodiſten**, **Quackern** u. ſ. w. in ein Bündlein gebunden und zur Gemeinde in **Philadelphia** gemacht. Ich bitte aber wohl zu bemerken, daß nur **wahre Chriſten** aus dieſen Partheien hieher gehören, nicht die Partheien ſelbſt; denn da im ganzen Brief weder Warnung, noch irgend ein Vorwurf oder Drohung ſteht, ſo kann er ſich auch nur auf wahre Chriſten beziehen. Die Namchriſten aller Partheien bekommen im folgendey Brief an **Laodicea** auch ihren Theil.

Wie unausſprechlich tröſtlich iſt der Gedanke, dieſer Brief iſt an mich gerichtet, hier hat auch der über alles Geliebte, der König aller Könige an mich geſchrieben! — aber theurer, lieber Leſer! wenn dieſer Gedanke in dir aufſteigt, ſo prüfe dich wohl, ob du auch ein Bürger in **Philadelphia** biſt? — hier kommts wahrlich nicht darauf an, daß du ein **Herrnhuter** oder **Pietiſt** von irgend einer Art **heiſeſt** —

die Parthei macht es nicht aus, ſondern unterſuche redlich, ob du folgende Eigenſchaften an dir habeſt:

1) Biſt du in deiner Seelen überzeugt, und fühlſt du tief, daß du in deinem natürlichen Zuſtande unter der Herrſchaft der ſinnlichen Lüſte ſteheſt? — oder mit einem Wort: Fühlſt du dein ſittliches Verderben mit Leidweſen?

2) Iſt dein Wille unwiderruflich und beſtimmt beveſtiget, ſchlechterdings nichts anders zu wollen, als was dem allein guten Willen GOttes gemäß iſt?

3) Machen dir edle und chriſtliche Handlungen mehr Freude, als auch erlaubte ſinnliche Luſtbarkeiten; ſo daß du auch das liebſte ſinnliche Vergnügen einer kleinen edlen Handlung aufopfern könnteſt, wenn Eins von beiden unterbleiben müßte?

4) Empfindeſt du auch mit Leidweſen, daß alle deine Handlungen, auch die beſten, noch von Selbſtgefälligkeit, Eigennutz oder geiſtlicher Anmaaßung nicht frei ſind?

5) Fühlſt du mit der lebhafteſten Ueberzeugung, daß dich alles dein Thun und Laſſen, alle deine beſten Werke, der Bürgerſchaft **Philadelphias** und der Seeligkeit nicht **würdig** machen, ſondern daß blos und allein die Gnade GOttes in der Erlöſung durch **Chriſtum** das Mittel dazu ſey?

6) Spürſt du auch die Gegenwart des heiligen Geiſtes in deiner Seelen? das iſt: Spürſt du einen Trieb in dir zum Gebeth, haſt du freudige Zuverſicht

im

im Bethen? und fühlſt du jeden Augenblick ſehr lebhaft, wenn du etwas thuſt, das nicht recht iſt? — je feiner dieſes Gefühl iſt, deſto beſſer.

7) Haſt du endlich kein Vorurtheil gegen irgend eine chriſtliche Parthei? ſondern ſind dir alle Glieder aus allen Partheien lieb, ſo bald ſie ſich als wahre Chriſten legitimiren? — Hätteſt du alle vorige ſechs Kennzeichen, und dieß letztere fehlte dir, ſo wärſt du kein Bürger in **Philadelphia**; denn du hätteſt die allererſte Tugend des Chriſten, die **Bruderliebe**, nicht, und wärſt alſo ein tönend Erz und eine klingende Schelle.

Wer nun unter euch bei redlicher Prüfung findet, daß er noch jene Eigenſchaften nicht hat, der nahe ſich herzlich und kindlich zum Geber aller guten und vollkommenen Gaben, und höre nicht auf, zu flehen, zu ringen und zu kämpfen, bis er das Ziel errungen hat.

Diejenigen aber, die in Demuth und in der Wahrheit in dieſer Prüfung beſtanden ſind, die ſollen nun hören, was ihnen der HErr zu ſagen hat.

Hier kündiget ſich **Chriſtus** als den **Heiligen** und **Wahrhaftigen** an: Seine Gerechtigkeit iſt rein und heilig, daran iſt kein Flecken; dahingegen die Thäteley unſeres Zeitalters ein Bettlersmantel voller Ungeziefer iſt; und ob es gleich ſcheint, als wenn es mit den Verheißungen des HErrn aus wäre, und ſie nicht erfüllt würden, ſo können wir uns darauf verlaſſen, daß kein Jota unerfüllt bleiben wird, denn er iſt der Wahrhaftige, dieß gehört ja zu ſeinem Siegestitel oder neuen Namen. Kap. 19. V. 11.

Die folgenden Ausdrücke: **Der den Schlüſſel Davids hat, der aufſchließt, ohne daß ſonſt jemand als Er wieder zuſchließen kann, und der zuſchließt, ohne daß ein Anderer aufmachen kann**, beweiſen wieder, was ich oben ſagte, daß Chriſtus immer die Ausſprüche der Propheten auf ſich anwende; dieß ſoll uns deßwegen das alte Teſtament ſehr wichtig machen. Die Stelle, deren ſich hier der HErr bedient, ſteht Jeſaiä 22. V. 22. und die Anſpielung iſt ſehr lehrreich: Der König Hiskia hatte zween Miniſter an ſeinem Hof, der Eine hieß Eliakim, der Sohn Hilkia, welcher eigentlich auch Hofmarſchall war, und der andere hieß Sebna, der das Juſtizweſen zu beſorgen hatte. Als nun der König Hiskia geſtorben war, und ſein gottloſer Sohn Manaſſe an die Regierung kam, ſo iſt vermuthlich der rechtſchaffene Eliakim geſtürzt, und Sebna des Königs Liebling geworden; woher es dann auch gekommen ſeyn mag, daß eben dieſer Sebna in Davidsburg, und überhaupt zu Jeruſalem und im ganzen jüdiſchen Lande, ſo recht den Meiſter ſpielte, als der König nach Aſſyrien in die Gefangenſchaft weggeführt worden war; er ließ ſichs recht wohl ſeyn auf Davidsburg; ſo gar bauete er ſich ein prächtiges Grabmal dahin, um auch nach ſeinem Tod noch im Anſehn und Andenken zu bleiben, dieſes rügt nun der Prophet Jeſajas in oben angeführ-

te

ter Stelle: Das ganze Kapitel iſt eine geheimnisvolle Weiſſagung von der Eroberung Jeruſalems durch die Aſſyrer, wo dann eben dieſer Sebna ein ganz anderes Grab finden, der rechtſchaffene Eliakim aber die wahre Zuflucht der Elenden werden ſollte. Da aber Chriſtus hier ſich eben dieſer Stelle bedient, und ſie auf ſich anwendet, ſo wird dadurch auch die ganze Weiſſagung noch weit merkwürdiger und bedeutender: Denn nun ſtellt Jeruſalem mit dem Lande Juda die europäiſche Chriſtenheit vor, und zwar in den gegenwärtigen Zeiten, wo ſie auch von den Aſſyrern gedrängt wird; und Sebna bildet den römiſchen Pabſt ab, der ſich ſo recht der Davidsſchlüſſel nach Gefallen bediente; dieſer Sebna ſoll auch geſtürzt werden, und dann ſpricht der HErr, will Ich der rechte Eliakim ſeyn, und die Schlüſſel zur Davidsburg beſſer gebrauchen; wie der Verfolg zeigen wird.

Ich weiß eure Werke, ihr Philadelphier! ſagt der HErr ferner, und bin mit euch zufrieden; ihr habt nur eine kleine Kraft, denn ihr lebt in Zeiten, wo der Luxus, die Verſchwendung und die Ueppigkeit aller Art den Geiſt des Chriſtenthums dämpft, und wo die Vernunftweisheit recht darüber aus iſt, um euch vollends jede Quelle des Glaubens zu trüben, und doch haltet ihr feſt am Evangelio, und verläugnet auch ſogar meinen Namen nicht in einer Zeit, wo es ſo weit gekommen iſt, daß man ſich ſchämt, in einer honetten Geſellſchaft meiner zu gedenken. Darum hab ich euch auch die Thür zur wahren Feſtung Davids geöfnet, die euch kein Menſch zuſchlieſſen kann, dahin könnt ihr fliehen, wenn nun bald der allgemeine Jammer angeht, da ſollt ihr ſicher ſeyn.

Dieſe tröſtliche Verheiſſung wird im folgenden 10ten Vers noch mehr erweitert und bekräftiget.

Nun heißt es ferner:

9. Siehe! ich gebe dir etliche aus des Satans Synagoge, die da ſagen, ſie ſeyen Juden, und ſinds doch nicht, ſondern ſie lügen; ſiehe! ich will machen, daß ſie kommen, dich fusfällig ehren, und erkennen ſollen, daß ich dich geliebt habe.

10. Dieweil du das Wort meiner Geduld bewahrt haſt, ſo will ich dich auch bewahren für der Verſuchungsſtunde, welche künftig über die ganze bewohnte Erde kommen wird, um diejenigen, die auf ihr wohnen, zu prüfen.

11. Ich komme ſchnell, halt was du haſt, damit dir niemand deine Siegeskrone rauben möge.

Auch in Philadelphia gabs Juden, deren Synagoge eine Gemeinde des Satans war, gerad ſo wie in Smyrna; die alſo den allgemeinen öffentlichen Ankläger der Chriſten bei der römiſchen Obrigkeit machten. Durch dieſe rühmten ſich wahre Juden, Bekenner und Verehrer GOttes und ſeiner Wahrheit zu ſeyn, waren aber Bekenner und Verehrer des Teufels und ſeiner Lügen.

Nun ſollten der Engel und die Gemeinde zu
Philadelphia die Freude haben, daß wenigſtens einige dieſer grimmigen Verfolger zur Erkänntnis kommen, und ihnen fußfällig Abbitte thun müßten; denn
es ſollte ihnen hell in die Augen ſtralen, daß die
Philadelphier nicht allein von den Brüdern, ſon-
dern auch vom HErrn ſelbſt geliebt würden. Für
en ſtolzen, halsſtarrigen, und gegen die Chriſten ſo
eindſeligen Juden war das eine harte Nuß, und es
nuß dieſe Einige erſtaunliche Kämpfe gekoſtet ha-
en, bis ſie ſich zur fußfälligen Abbitte vor denen,
ie ſie am meiſten haßten, bequemen konnten.

Haben wir in unſerm Philadelphia denn auch
lche Juden? — ſolche feindſelige öffentliche
nkläger des alten ächt-evangeliſchen Chriſten-
ums? —* giebts auch bei uns Verſammlungen,
ollegien des oberſten und gehäſſigſten öffentli-
en Anklägers? — ſind auch dieſe ſtolz, voller
genen Anmaſſung, als alleinige Beſitzer aller wah-
 Erkänntnis? — Leſet nur die mehreſten Zeit-
riften und Rezenſionen geiſtlicher Bücher, ſo könnt
 dieſe Frage leicht beantworten. Auch von dieſen
en etliche zur Erkänntnis kommen, und dem ver-
teten, für ſchwärmeriſch erklärten Philadelphia
fällige Abbitte thun, aber mit Demuth und tiefer
ugung ſoll man ſie dann auch brüderlich umarmen;
n ſie haben einen ſchweren Kampf gekämpft und
n ſtarken Feind überwunden.

Der zehende Vers enthält drei merkwürdige Punkte: 1) Iſt die Frage: Woher es komme, daß hier ſo viel vorzüglichen Werths auf die Bewahrung des **Worts der Geduld**, alſo auf die **vertrauensvolle Ausharrung** gelegt wird? 2) Was unter der **Verſuchung** verſtanden werde, die über die ganze bewohnte Erde kommen ſoll? und 3) Was das **Prüfen durch dieſe Verſuchung** bedeute? Für uns iſt die richtige Beantwortung dieſer Fragen äuſſerſt merkwürdig, denn ſie treffen den Anfang nach das **Philadelphia** unſerer Zeit.

Wenn jemals Geduld und Gelaſſenheit an de Ausharrung bis zur Vollendung des Geheimniſſe GOttes nöthig war, ſo iſt das jetzt der Fall. Di Vernunftmänner triumphiren, pochen und trotzen au allen Seiten; es iſt ja lächerlich, noch an ſolche Schimären, wie die Bibel enthält, zu glauben; und den übrigens guten einfältigen **Chriſtum** für eine göttliche Perſon halten zu wollen, das iſt ja vollends Unſinn; — die Aufklärung geht ihren Gang unaufhaltbar fort, ohne das wahre Chriſtenthum auch nur im Wege anzuſehn: Denn darüber iſt abgeurtheilt, entſchieden, davon iſt gar keine Rede mehr. Währen der Zeit gehen wir arme **Philadelphier**, wie ehmal die **Emaus-Jünger**, traurig unſern einſamen dornigten Felſenpfad fort, und ſagen gegeneinander: E iſt doch unbegreiflich, daß uns unſer HErr ſo im Stich und doch auch nicht das Geringſte von ſich hören un ſehen läßt! — Er könnte uns ja doch wohl einma ein Zeichen geben, daß Er noch lebe, noch da ſey! —

Und über das Alles ſinds nun ſchon faſt 1800 Jahr, daß er geſchwiegen hat, und das iſt lange.

O meine Brüder, laßt uns ausharren! ſo muß es gehen — giebt es denn einen glänzendern Sieg als den, der in dieſem ſo ganz von aller Unterſtützung entblößten Glaubenskampf ausharrt, und die Ermahnung des HErrn zur Geduld treulich bewahrt?

Eben in dem oben berührten Fortſchritt und Triumph der falſchen Aufklärung beſteht nun auch ſchon ein Theil der Verſuchung, die über die ganze bewohnte Erde kommen ſoll; vorzüglich aber gehört hieher, der durch den langwierigen Luxus und Erkaltung alles wahren Religions-Gefühls entſtandene falſche Freiheitsſinn, und die lechzende Begierde, alle Feſſel der bürgerlichen Zucht und Ordnung abzuſchütteln, mit einem Wort: Die Revolutionsſucht; dieſe ſchrecklichſte Verſuchung unter allen iſts eben, welche Amerika zerrüttet, Europa geiſſelt und in Aſien gährt — ſo weit die cultivirte Menſchheit geht, alſo über die ganze bewohnte Erde fängt dieſe Verſuchung an zu walten. Dieſer Geiſt iſt nun eben der wahre Geiſt der Prüfung, ein Satan in Lichtengelsgeſtalt, der dem Thier aus dem Abgrund ſo recht ſchön den Weg bereitet. O es iſt ein ſchrecklich gefährliches Gift! Erſt kommt die falſche Aufklärung, und ſpricht auſſerordentlich vernünftig über Religion und Chriſtenthum, ſie will beides von Schwärmerei und Aberglauben reinigen, und das iſt billig und vernünftig; wer ſich nun mit ihr einläßt, den führt ſie allmählig weiter, und wenn er nun unvermerkt auf den rechten Fleck gerathen iſt, ſo erſcheint dann jener Satan in Licht gehüllt, und erläutert ihm die Menſchenrechte; was iſt nun billiger, als daß er ſich derſelben vindizirt, und ſie, ſo bald er kann, denen raubt, die ſie ihm nach ſeinem Wahn ſo widerrechtlich entzogen haben? — Seht! das iſt die ſchreckliche Verſuchung, die über den ganzen Erdkreis kommen ſollte, und nun gekommen iſt. Noch nie, ſo lang die Welt ſteht, gabs eine ſo allgemeine und ſo gefährliche Verſuchung, und hier haben wir auch wiederum einen Beweis mehr, daß dieſer Brief jenes alte Philadelphia nur als Vorbild angieng; denn damals iſt ſo nichts in der Welt vorgegangen, das zu dieſer Weiſſagung völlig paſſend wäre, unſere gegenwärtige Verſuchungsſtunde wurde durch jene heidniſche Verfolgungen, und nachher durch die mahomedaniſche Verwüſtung nur vorbedeutet.

Das iſt nun auch die letzte große Prüfung; ſeelig iſt, wer darinnen aushält! — Wer weiß aber, wie lang ſie noch währen, und wie hoch ſie noch ſteigen wird? — Darum halte feſt, was du haſt! laß dich in keinem Fall durch die laodiceiſche Aufklärung in deinen Grundſätzen der Anhänglichkeit an Chriſtum und ſeine Religion wankend machen, damit dir niemand deine Siegeskrone, die zuverläßig deiner wartet, wenn du aushälteſt, rauben möge.

Es wird hier einer Stunde der Verſuchung gedacht; nach der prophetiſchen Zeitbeſtimmung, des ſeel. **Bengels** beträgt eine ſolche Stunde 8 Tage, 4 Stunden und 20 Minuten. Mit einer ſo kurzen Zeit kann ſich aber die Vorſtellung einer Verſuchung, die über die ganze bewohnte Erde kommen ſoll, nicht wohl verbinden laſſen; folglich geht man am ſicherſten, wenn man einen gewiſſen abgemeſſenen Theil der Zeit darunter verſteht, der mit einer beſtimmten Handlung ausgefüllt werden ſoll. Als **Maria** ehmals ſagte: Sohn! ſie haben keinen Wein mehr! — ſo gab **Chriſtus** zur Antwort: Meine Stunde iſt noch nicht kommen; das iſt, der Zeitpunkt, den die Vorſehung durch die Umſtände beſtimmt, daß ich helfen kann und ſoll, iſt noch nicht gekommen. Die **Stunde der Verſuchung** bedeutet alſo einen Theil der Zeit, der durch die große Verſuchung ausgefüllt werden ſoll.

Für dieſer Verſuchungsſtunde ſoll nun der **Philadelphier** dergeſtalt bewahrt werden, daß er durch ihre Plagen nicht zu Grund gerichtet werden möge, er ſoll erhalten werden, dafür iſt ihm zur **Davidsburg** die Thür geöfnet worden, aber ohne Prüfung gehts deswegen doch nicht ab — den **philadelphiſchen** Ueberwindern wird viel verſprochen: Wie kann man aber überwinden, wenn kein Kampf vorhergeht? — aber es ſoll keiner zu Grund gerichtet werden, der nur das Geduld-Wort bewahrt. Dieß kann dem wahren Chriſten in unſern Zeiten zum groſſen Troſt gereichen.

Das iſt dann die letzte große Prüfung, ſeelig, wer darinnen aushält: Denn nun **kommt der HErr**

ſchleu-

ſchleunig. — Dieſe Worte ſind merkwürdig, und beweiſen wiederum, daß dieſe Briefe weiter gehen, als an die ſieben Gemeinden in Aſien. Die allgemeine große Zukunft, auf welche der HErr hier zielt, war damals, als Johannes dieſes ſchrieb, noch nicht nahe, aber jezt iſt ſie es; wir können dieſe Worte ganz eigentlich auf unſre Zeiten ziehen, darum laßt uns treu ausharren, feſt halten, was wir haben, ſo wird uns der Lohn der Ueberwinder nicht fehlen. Dieſer iſt nun wichtig, denn es heißt:

12. Den Ueberwindenden — den werde ich im Tempel meines GOttes zum Pfeiler machen, und er wird nicht mehr herausgehen, und ich werde den Namen meines GOttes, und den Namen der Stadt meines GOttes, des Neu-Jeruſalems, welche von meinem GOtt aus dem Himmel herabſteigt, und meinen neuen Namen auf ihn ſchreiben.

13. Wer Ohren hat, der höre, was der Geiſt den Gemeinden ſagt!

Was hier den philadelphiſchen Ueberwindern verheißen wird, iſt weit größer und herrlicher, als alles vorhergehende: Die Epheſiner ſollen von der Frucht des Lebensbaums eſſen; die Smyrner vom andern Tod frei ſeyn; die Pergamener ſollen das verborgene Manna genießen; die Thyatirer bekommen Macht über die Heiden; dieſe vereinigen ſich aber in der philadelphiſchen Gemeinde mit den From-

Frommen aller übrigen Partheien, und nehmen alſo Theil am Lohn der philadelphiſchen Ueberwinder; ja man kann wohl mit Grund annehmen, daß die thyatiriſche Gemeinde Stock und Stamm der Philadelphiſchen iſt, und vermuthlich noch mehr werden wird; die Sarder erhalten weiße Kleider, und werden Leviten im neuen Tempel, aber nun gehts ins Große: Der philadelphiſche Ueberwinder ſoll ein Pfeiler dieſes herrlichen Tempels werden, er wird Prieſter ſeyn unter dem Hohenprieſter nach der Ordnung Melchiſedecks. — GOtt, welche große Beſtimmung! — Ach! laßt uns doch treu aushalten — was unſerer wartet, iſt unbeſchreiblich, und geht über alle Vorſtellung. Dafür, daß wir hier um Chriſti Hohenprieſterthums und ſeines großen Opfers willen verhöhnt worden, und dieſe ſeine Würde behauptet haben, dafür ſollen wir dann auch in ſeinem Reich Aarons Stamm und Geſchlecht erſetzen.

Was wird aber wohl das Geſchäfte des philadelphiſchen Prieſterthums ſeyn? Das ſagt uns hier der HErr mit wenigen Worten: Er bedient ſich des Bildes der Säulen in einem Tempel; ſo wie dieſe das ganze Gebäude tragen und unterſtützen, ſo ſollen dieſe Prieſter dem ganzen Gottesdienſt und der Kirchenpolizei vorſtehen; worinnen nun das Alles beſtehen wird, das wird uns dann die Zeit lehren. Merkwürdig iſt aber noch ein Zweck dieſes Prieſterthums: Auf dieſe Säulen ſollen dreierlei Namen geſchrieben werden, der Name GOttes, der Name des neuen Jeruſalems, und der neue Name Chriſti. Hiemit wird auf einen Gebrauch gedeutet, den man von jeher hatte, und noch hat, daß man nämlich Wappen und Siegeszeichen an den Pfeilern in den Tempeln und Kirchen aufhieng, auch wohl die Thaten großer Männer mit großen Buchſtaben auf Tafeln, die an den Pfeilern aufgehängt wurden, oder auch auf die Pfeiler ſelbſt ſchrieb. Dieß ganze Bild will alſo ſo viel ſagen: Die philadelphiſchen Prieſter ſollen in ihrem äuſſern Anſehen und Schmuck, auch wohl durch öffentlichen Vortrag und Cärimonien, die großen Thaten GOttes und ſeine weiſe Führung des menſchlichen Geſchlechts, die Kämpfe und Siege Chriſti und ſeiner treuen Verehrer über alle ſeine Feinde, und die herrliche Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft des neuen Jeruſalems und des Reichs GOttes verkündigen, und die Menſchen darüber belehren, um ſie zu immer größerer Liebe zu GOtt, und zum innigſten Dank gegen Ihn zu erwecken; dann auch, um ſie immer mit ihren Pflichten bekannt zu machen: Denn dieſes herrliche Reich wird eine Theocratie im eigentlichſten Verſtande, ein Prieſterliches Königreich ſeyn.

Ach! alles was nur Ohren hat, der höre, was hier der Geiſt JEſu Chriſti der philadelphiſchen Gemeinde verkündiget! — das iſt für uns ein Wort zu ſeiner Zeit.

Aber nun folgen harte Worte; hätte doch die ganze proteſtantiſche Gemeinde auch Ohren dafür!

14. Und dem Engel der Gemeinde zu Laodicea ſchreibe: Das ſagt der Amen, der getreue und wahrhaftige Zeuge, der Urſprung der Schöpfung GOttes.

15. Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm biſt — möchteſt du doch kalt oder warm ſeyn! —

16. Da du aber nur laulicht, weder kalt noch warm biſt, ſo werde ich dich aus meinem Munde ausſpeien.

So wie ſich das geiſtliche **Thyatira** zum geiſtlichen **Sardes** verhält, ſo verhält ſich nun hier auch **Philadelphia** zu **Laodicea**. **Laodicea** heißt ein **Volksgericht**, oder ein Volk, das da richtet, aber dann auch gerichtet wird; eine **demokratiſche Verfaſſung**. **Thyatira** und **Philadelphia** fließen gegen das Ende in Eins zuſammen, und machen die **philadelphiſche** Gemeinde aus; eben ſo vereinigen ſich auch **Sarden** und **Laodicea**, und bilden die **laodiceiſche** Gemeinde. Die **ſardiſche** oder katholiſche Kirche iſt eine **Hierarchie**, die proteſtantiſche aber eine Art von **Republik**, an den mehreſten Orten nach der Form der Ariſtokratie eingerichtet, an vielen iſt ſie aber auch ein eigentliches **Laodicea**, oder eine Demokratie; doch will jener Name mehr ſagen, wie im Verfolg erhellen wird.

Die Gemeinde zu **Laodicea** ſtellt alſo die beiden proteſtantiſchen Kirchen, und zwar diejenigen in denſelben vor, die ſich noch zu **Chriſto** bekennen, und

noch

noch keine förmliche Deiſten geworden ſind. Dieſen kündigt ſich nun der HErr mit dreien Benennungen an: 1) Als den **Amen**; 2) als den treuen und wahrhaftigen **Zeugen**, und 3) als den Anfang oder **Urſprung** der Schöpfung GOttes.

Ich hab ſchon bemerkt, daß Chriſtus in ſeinen Reden gar oft auf Stellen im alten Teſtament anſpielt; er hatte bis ins dreißigſte Jahr ſeines Lebens auf Erden ſich in häuslicher Stille auf ſeinen großen Beruf vorbereitet, und dieſer beſtunde darinnen, daß Er die heiligen Dokumente ſeines Volks mit äuſſerſtem Fleiß durchſtudierte; da Er nun ſeine hohe Beſtimmung fühlte, ſo zog Er nicht nur die Weiſſagungen der alten Propheten vom Meſſias auf ſich, ſondern Er folgte auch dieſen Vorſchriften, richtete ſeine Berufsgeſchäfte darnach ein, und ſo wurde dann erfüllt, was erfüllt werden ſollte.

Mit dem erſten Ausdruck: **Das ſagt der Amen!** zielt der erhabene Verfaſſer vermuthlich auf eine prophetiſche Stelle, welche Jeſ. 65. V. 16. ſteht, wo es in unſerer Ueberſetzung heißt: **Denn welcher ſich ſeegnen wird auf Erden, der wird ſich in dem rechten GOtt ſeegnen, und welcher ſchwören wird auf Erden, der wird bei dem rechten GOtt ſchwören.** Das Wort, welches Luther durch **rechten GOtt** überſetzt hat, heißt im Hebräiſchen Eloheei Amen, der GOtt Amen; dem zufolge bedeutet dieſe Redensart ſo viel: Dieß ſagt der Amen, in welchem alle Völker ſollen geſeeg-

net

ſiet werden, und bei dem man dereinſt ſchwöreen wird. Die holländiſche Staatenbibel überſetzt jene Worte: **Der GOtt der Wahrheit** — vielleicht läßt es ſich auch nicht beſſer ohne Umſchreibung ausdrücken, allein das Wort Amen will doch immer doch mehr ſagen, als **Wahrheit.** Chriſtus brauchte dieß Wort als Betheuerungsformel ſehr oft, denn wo im Teutſchen ſteht: **Wahrlich! Wahrlich! ich ſage euch,** da bedient Er ſich der Worte: **Amen! Amen!** ich ſage euch! Mir deucht alſo, man müße ſich hier alles denken, was ſich von Amen, nach dem hebräiſchen Wurzelwort, Aman, **er hat ernährt,** nur immer mit Grund denken läßt. Aus jenem Wurzelwort entſtehen Abweichungen, die ſich auf **Wort halten, auf einen vertrauen, ſich feſt auf einen verlaſſen,** beziehen. Daher ſchließt das Wort Amen folgenden Begriff in ſich: **Vollgenuß der Erfüllung deſſen, wovon die Rede iſt.** Nun kommt ber noch eine feierliche Sanction dieſes Worts hinzu, ſie findet ſich 5 B. Moſ. 27. wo das ganze Volk Iſrael auf jeden Fluch, der vom Berge Ebal von en Leviten herab gerufen werden ſollte, Amen antworten mußte. Dadurch wurde nun dieß Wort allmählig zu einer feierlichen Betheuerung, die folgenergeſtalt ausgedrückt werden kann: **Dieß geſagte rfülle GOtt wahrhaftig auf die vollendetſte Weiſe.**

Wenden wir nun dieſen entwickelten Begrif auf e Worte an, **dieß ſagt der Amen,** ſo heißt as: **Dieß ſagt Derjenige, der alle Verheißungen**

gen GOttes erfüllt hat, und bis zum Vollgenuß, vollwichtig erfüllen wird.

Die folgende zweite Benennung, **der treue und wahrhaftige Zeuge**, oder der glaubwürdige, wahrhaftige Zeuge, ſcheint auch aus dem prophetiſchen Wort genommen zu ſeyn: Denn es heißt Jeſaja 55. V. 4. **Siehe! ich habe ihn den Leuten zum Zeugen geſtellt, zum Fürſten und Gebieter den Völkern.** Auf dieſe Vermuthung bringt mich der 5te Vers des erſten Kapitels dieſer Offenbarung, wo es heißt: **Und von JEſu Chriſto, dem treuen Zeugen, dem Erſtgebohrnen der Todten, und dem Fürſten der Erdenkönige** — hier iſt es faſt ſichtbar, daß auf jenen Spruch gezielt wird. Uebrigens hat auch dieſer Ausdruck viel ähnliches mit dem vorhergehenden: Denn die Worte **glaubwürdig** und **wahrhaftig** ſtehen mit Amen in naher Verbindung. Er iſt der Zeuge der Wahrheit ohne Gleichen, niemand hat ſie ſo bezeuget, wie Er, niemand wußte ſie ſo, wie Er: Denn Er war es, der ſie von Anfang an vom Himmel herab brachte, und den Menſchen offenbarte, als das ewige unerſchaffene Wort des Vaters.

Endlich ſetzt Er nun noch hinzu: **Der Urſprung, der Anfang, der Grund der Schöpfung GOttes.** Die Weißheit ſagte Sprch. Sal. 8. V. 22. **Jehovah hat mich im Anfang ſeines Weges, vor ſeinen Werken von Ewigkeit her beſeſſen;** und V. 23. **ich bin von Ewigkeit her,**

er, von Anfang, vor den Urſprüngen der Er-
, geſalbet worden. Auf dieſes Alles bezieht ſich
n Johannes in ſeinem Evangelium Kap. 1. V. 1.
s 3. und hier legt ſich Chriſtus ſelbſt dieſen gro-
n und erhabenen Titel bei.

Nimmt man nun dieß Alles zuſammen, ſo kann
an dieſen Titel ſo umſchreiben: Dieß ſagt der wahr-
ftige Sohn GOttes, der vor Grundlegung der
elt im göttlichen Weſen verborgen war, hernach
der Menſchheit, als ein treuer glaubwürdiger und
ahrhaftiger Zeuge, in der Offenbarung des Willens
ottes bewieſen hat, und als der GOtt der feyer-
bſten Wahrheit bis zur Vollendung aller Geheim-
ſſe GOttes auch beweiſen wird.

Dieſe Benennung paßt eben ſo genau auf Lao-
icea, als jeder der vorigen Titel auch auf die Ge-
einde paßte, an welche geſchrieben wurde; denn den
aodiceern aller Zeiten fehlt es am rechten Glau-
nsgrund, ſie haben unrichtige Begriffe von der Per-
n und Sendung Chriſti, ſie gründen ſich auf bloſe
Moral, ohne ſich um die wichtigſten Glaubensleh-
n von der Erlöſung des Menſchengeſchlechts zu be-
ümmern, daher entſteht denn die Kraftloſigkeit, Lauig-
it und der Eigendünkel, durch welche die laodicei-
he Gemeinde karakteriſirt wird: Man prüfe jezt
nmal den herrſchenden Geiſt der beiden proteſtanti-
hen Kirchen, ob er Chriſtum für den Amen, für
en glaubwürdigen und wahrhaftigen Zeugen,
ür den Anfang der Kreatur GOttes halte? und

man wird leider! leider! finden, daß Er für einen bloßen Menſchen gehalten wird, den aber die Vorſehung zubereitet habe, um reine Moral zu lehren; daß Er der **Amen**, der Erfüller aller alten Weiſſagungen ſey, läugnet man, denn es giebt keine eigentliche Vorherſagungen; ſeine Zeugniſſe aus dem alten Bund hergenommen, galten höchſtens nur den Juden; und daß Er der Grund der ganzen Schöpfung ſey, das iſt eine orientaliſche Hyperbel. Deswegen bezeugt hier der HErr ſelbſt uns **Laodiceern**: Ja, Er ſey dem ungeachtet das alles in der That!

Ich weiß deine Werke, ſagt der fremdgewordene König der Menſchen: Ja, ich weiß ſie! — Du biſt weder **kalt** noch **warm**; weder ein **Unchriſt**, **Widerchriſt**, noch auch **ein Chriſt**. — Wäreſt du nur eins von beiden, ſo wüßte man doch, wie man mit dir dran wäre; aber ſo biſt du ein ungeſchmacktes laues Mittelding, ſo eckelhaft, daß es Erbrechen erregt, (das Wort in der Grundſprache, welches gewöhnlich durch **Ausſpeyen** überſetzt wird, heißt würklich nichts anders als **vomiren**, erbrechen) darum kann ich dich auch ſchlechterdings nicht genießen, ſondern ich werde dich aus meinem Munde wegſpeyen.

Kann der gegenwärtige Zuſtand des praktiſchen Chriſtenthums unter den gewöhnlichen **Lutheranern** und **Reformirten** treffender geſchildert werden? — Aber es kommt noch beſſer; denn es heißt nun ferner:

17. Weil du ſagſt: Ich bin reich, und habe überflüßig, und bedarf weiter nichts, und nicht weißt, daß du biſt der Elende und der Bedauernswürdige, arm, blind und nackend.

18. So gebe ich dir den Rath, Gold von mir zu kaufen, das im Feuer durchläutert iſt, damit du reich werdeſt, und weiße Kleider, auf daß du dich bekleiden könneſt, und die Schande deiner Nacktheit nicht offenbar werde; und Augenſalbe, deine Augen zu beſtreichen, damit du ſehen mögeſt.

Meynt man nicht, man höre unſre heutigen Modetheologen ſprechen! Der Menſch iſt nicht arm, nicht kraftloß, es fehlt ihm an Kräften nicht, um beſſer zu werden — wie hoch iſt nicht die Kultur und Aufklärung geſtiegen! in allen Kenntniſſen ſind wir fortgerückt, was haben wir in dieſem Jahrhundert und ſeit der Reformation her nicht in den Fortſchritten des menſchlichen Wiſſens gewonnen! — der Aberglaube iſt doch gänzlich geſtürzt — und der Schwärmerei der Flügel gelähmt; — man hört, Gottlob! von der Blut- und Wundentheologie nichts mehr auf unſern Kanzeln, und das Faulbettchen des Glaubens an Chriſtum iſt verſchwunden. — Nein! wir wollen nicht blos geglaubt, wir wollen gethan, gewürkt haben; darum predige man nur von den Pflichten, und halte die Leuthe an, daß ſie ſie erfüllen, ſo brauchts keiner weitern Glaubenslehren mehr. GOtt

Lob! wir haben doch nun einmal eine vernünftige Bibelexegeſe bekommen, ſeit **Semmler** das Eis brach! Wir kennen nun den Schwung der orientaliſch-hebräiſchen Poeſie in den Propheten, und wiſſen, daß uns das alte Teſtament weiter nichts angeht. Auch verſtehen wir nun, das neue zu behandeln, was wir darinnen auf Rechnung des Orientalismus zu ſchreiben haben, und was nicht: Denn alles, was nicht zu unſerer Aufklärung und Philoſophie paßt, das iſt morgenländiſcher Genieſchwung; wir müſſen das in unſerem philoſophiſchen Jahrhundert ja beſſer verſtehen, als **Chriſtus** und ſeine Apoſtel, die redeten und ſchrieben für ihre Zeitgenoſſen, und wir für die unſrigen.

Dieß iſt der wahre Kommentar über die Worte: **Ich bin reich, habe überflüßig und bedarf weiter nichts.**

Die wahre Antwort darauf iſt: O ihr elende, ich möchte faſt lieber ſagen, miſerable, bedauernswürdige, arme, nackende, blinde Leiter der Blinden! — Ihr rühmt euch eurer Aufklärung und habt doch alle Viertelhundert Jahr eine ganz nagelneue Philoſophie! — In dieſem Jahrhundert haben wir ſchon die dritte Schulweisheit, und wie lang wird dieſe dritte währen? — und jedesmal, ſo oft eine neue erfunden iſt, ſtützt man ſich darauf, macht ſie zur Richterin über die Bibel, modelt die Exegeſe nach ihr, und prahlt dann, man habe nun die höchſte Stufe der Metaphyſik erſtiegen. — Seht ihr denn nicht ein,

ein, daß euch euer Moralpredigen gar nichts hilft? — Ich will an jenem Tage gegen euch auftretten, und zeugen; wenn ihr mir eine einzige Menſchenſeele zeigen könnt, -die ihr durch euer Syſtem gebeſſert habt, ſo will ich euch vor dem Richterſtuhl JEſu Chriſti vor GOtt und ſeinen Engeln öffentliche Abbitte thun. Lehrt euch denn nicht die allgemeine Erfahrung aller Völker und aller Zeiten, daß das menſchliche Geſchlecht radical verdorben iſt? — und daß es, wenn es nicht durch die Gnadenmittel der Religion gebeſſert wird, zu immer größerem ſittlichem Verderben fortſchreite? — Wäret ihr nicht blind, ſo würdet ihr es ſehen; — **Kant** — der große Stifter der Phi- oſophie des Tages, ſagt es euch in ſeiner Abhand- ung **vom radicalen Böſen** auf eine unwiderlegbare Weiſe; aber ſo etwas übergeht ihr mit Stillſchwei- en, da müßte man ja wieder zu den ſchwärmeriſchen Jdeen der Verſöhnungslehre ſeine Zuflucht nehmen.

Aber was hilft das Alles? es geht ihnen ge- au wie den Phariſäern zu Chriſti Zeiten, ſie ſind iel zu ſtolz, um ſich belehren zu laſſen, lieber mag e Welt zu Grund gehen, als daß ſie geſtehen ſoll- n, daß ſie irren; man ſpottet, und durchhaut mit **lexanders** Schwerdt, anſtatt zu prüfen und zu tterſuchen. Dieß iſt nun auch der Commentar zu n Worten: **Und nicht weißt, daß du biſt der lende, der Bedauernswürdige, arm, blind d blos.**

Nun giebt die ewige Liebe aber auch einen guten Rath, wie noch geholfen werden könne? — „Die **laodiceiſche** Gemeinde hat drei große Mängel: Sie iſt **arm**; denn ſie hat ſelber nichts, und verwirft auch den, der ſie reich machen könnte: Sie iſt **blind**, glaubt aber, ſie ſähe beſſer als alle Menſchen, folglich ſucht ſie auch keine Hülfe, und ſie iſt **nackend**, aber ſie iſt überzeugt, daß ihr ihre natürliche Bedeckung, nemlich die bloſe Haut, hinlänglich ſey, um ſo gut ein Thier zu ſeyn, wie auch die andern. Deswegen nun eben, weil ſie ihren unbeſchreiblichen Jammer nicht erkennt, zu ſtolz dazu iſt, ihn zu erkennen, deswegen iſt ihr auch ſo ſchwer zu helfen, und deswegen iſt ſie elend und bedauernswürdig.

Wenn uns alſo noch geholfen werden ſoll, ſo bedürfen wir dreier Mittel: 1) Aechtes, reines, vollkommen geläutertes, das iſt 24 Karatiges Gold; 2) weiße, reine Kleider, und 3) eine gute Fleckenſalbe, um die Aufklärungsflecken von den Augen weg zu tilgen. Dieſe drei Stücke heben Armuth, Nacktheit und Blindheit; vorausgeſetzt, daß man erkenne, man ſey arm, nackt und blind.

Was der HErr hier unter dem **reinen, geläuterten Gold** verſtehe, das wird aus dem Gegenſatz der **Armuth** klar; die geiſtliche Armuth, die hier verſtanden werden muß, iſt der Mangel an wahrer Erkänntnis, und der einbildete Reichthum, der Wahn, man wiſſe alles, was zur Vervollkommung des Menſchen gehöre; folglich iſt jenes reine Gold nichts anders,

ders, als die wahre Weisheit, die nicht anders erhalten werden kann, als durch das Wort GOttes, und die Mittheilung der Gnadenwirkungen des heiligen Geiſtes. Die **Weisheit**, welche Salomo in ſeinen Sprüchen Kap. 8. redend eingeführt, ſagt im 15ten und 19ten Verſe: Reichthum und Ehre iſt bei mir, ein dauerhaftes Gut und Gerechtigkeit. Meine Frucht iſt beſſer, als ausgegrabenes gediegenes Gold, und mein Einkommen beſſer, als auserleſenes Silber. Hier wird alſo die Frucht der Weisheit, das iſt, die wahre Erkänntnis des Weges zur Vollkommenheit, mit reinem gutem Gold in Vergleichung geſezt; folglich kann auch das nämliche darunter verſtanden werden.

Dieß Gold der Weisheit ſollen wir nun kaufen — aber was haben wir dagegen zu geben? — nichts als uns ſelbſt: Gieb dich ſelbſt hin mit allen deinen Kräften und deinem ganzen Willen, das iſt alles, was du geben kannſt, und dieſe Uebergabe wird dem HErrn ſehr angenehm ſeyn; dafür wirſt du dann auch die weißen Kleider und die Augenſalbe bekommen. Kleider bedeuten die Gerechtigkeit, die Würkſamkeit des Menſchen, wie oben ſchon erwieſen worden. Die laodiceiſche Thätigkeit iſt ein unreiner zerriſſener Bettlersmantel, der nichts taugt; daher müſſen wir die weißen Kleider der Glaubensgerechtigkeit vom HErrn erhalten. Endlich iſt dann die Augenſalbe die wahre Selbſtprüfung; wir müſſen unſer grundloſes Verderben erkennen lernen, dann erſt werden wir recht aufgeklärt, und dann erſt ſehen wir alles im wahren Lichte, ſo wie es iſt.

Wer aber nun das Alles nicht kauft und nicht haben will, was wird deſſen Schickſal ſeyn? — er wird in der äuſſerſten Armuth darben, und in aller ſeiner Blöße vor den Bürgern des Reichs GOttes an den Schandpfahl, an den Pranger geſtellt werden.

HErr JEſus Chriſtus! nimm Du uns ganz hin — und gieb uns dann Weisheitsgold, das Kleid des wahren Glaubens, und die Gnade des heiligen Geiſtes zur Augenſalbe, ſo werden wir aus Laodiceern in Theodiceer verwandelt werden; wir werden dann den Vater und dich rechtfertigen und verherrlichen.

19. **Was mich betrift, diejenigen, die ich liebe, die überzeuge ich, und erziehe ſie; darum ſey auch eifrig, und ändre deine Geſinnung.**

20. **Siehe! ich habe mich vor die Thür hingeſtellt, und klopfe an: Wer nun etwa meine Stimme hören, und mir die Thür öffnen wird, bei dem werde ich einkehren, und das Abendmal mit ihm halten, und er mit mir.**

Hier will der HErr ſo viel ſagen: Steigt ihr Laodiceer in euerer Aufklärung, und verſteigt euch ſo weit ihr wollt und könnt, ich meines Orts bleibe bei meiner alten Methode: Wenn ich einen finde, aus dem ſich etwas machen läßt, ſo hab ich ihn lieb, deswegen überzeuge und belehre ich ihn erſt in dem, was er wiſſen muß, und dann erziehe ich ihn, wie man Kinder erzieht; dann muß aber auch ein ſolcher das ſeinige thun, eifrig und fleißig ſeyn, und ſeine Geſinnungen ändern.

In **Laodicea** iſt das Belehren und Ueberzeugen aber auch die Hauptſache; denn da glaubt man nicht ſo leicht.

In **Philadelphia** heißt es, ich komme bald; hier aber: Siehe! ich ſtehe ſchon vor dem Thor, es kommt nun auf dich an, ob du mir aufmachen willſt? Wenn du es thuſt, ſo kehre ich bei dir ein, und ſpeiſe mit dir zu Nacht; hernach du aber auch mit mir.

Ich hab ſchon bemerkt, daß **Thyatira** und **Philadelphia** bis zur Ankunft des HErrn zu ſeinem herrlichen Reich fortdauern, und endlich ganz zuſammen fließen werden. Im Brief an die erſtere Gemeinde heißt es: **Doch was ihr habt, das haltet feſt, bis daß ich kommen werde**; und der letzteren ſchrieb der HErr: **Ich komme ſchnell, halt was du haſt**, u. ſ. w. Die Aehnlichkeit dieſer zwo Schweſtergemeinden iſt auffallend. Gerade ſo verhält es ſich nun auch auf der andern Seiten mit **Sardes** und **Laodicea**, auch dieſe währen fort, und vereinigen ſich gegen das Ende; im Brief an die zu **Sarden** heißt es: **Wenn du aber nicht wacheſt, ſo werde ich wie ein Dieb kommen, und**

und du wirſt nicht wiſſen, welche Stunde ich über dich kommen werde. Zu den Laodiceern hingegen wird geſagt: Wer ſich aber auch ſagen läßt, das iſt, wer wachſam iſt, der wird erfahren, daß ich vor der Thür ſtehe und klopfe, wenn er mir dann aufmacht, ſo werde ich ihm nicht wie ein Dieb kommen, ſondern als ein Freund.

Alle vier Gemeinden dauern in ihren Zeitläuften fort, bis der HErr kommt, dieß iſt unſtreitig; gegen das Ende aber vereinigen ſich zwei und zwei, ſo daß es alsdann im Grund nur zwo chriſtliche Hauptpartheien geben wird.

Theuere liebe Leſer! die Zeit nähert ſich, wir ſehen das an allen Anſtalten; laßt uns wachen, damit wir das Anklopfen des HErrn hören und Ihm aufmachen mögen! — wenn wir jetzt während der Zeit des Kampfs ſeinen Geiſt, und ſeine aktiven leidenden Glieder aufnehmen, wie Ihn ſelbſt, uns von Erſtem regieren und erleuchten laſſen, die letztern aber erquicken, ſpeiſen, kleiden und beherbergen; ſo wird himmliſcher Friede in unſerm Herzen wohnen, und wenn Er kommt, ſo werden wir dann auch ſeine Gäſte ſeyn, und das will viel ſagen. S. Kap. 19. V. 9. meine Gedanken vom Abendmahl des Lammes.

21. Dem Ueberwindenden — dem werde ich geben bei mir zu ſitzen auf meinem Thron, ſo wie auch ich überwunden und mich bei meinem Vater auf ſeinen Thron geſetzt habe.

22. Wer

22. **Wer Ohren hat, der höre, was der Geiſt den Gemeinden ſagt!**

Wenn man die Sache ſo oberflächlich anſieht, ſo kommts einem ſonderbar vor, daß dem **laodiceiſchen** Ueberwinder unter allen die höchſte Ehre erzeigt wird — er ſoll mit dem König aller Könige und HErrn aller HErren auf einem und demſelbigen Thron ſitzen, das iſt: Ihm regieren helfen — die **laodiceiſchen** Ueberwinder ſollen ſeine Miniſter werden. Was kann dann aber aus **Laodicea** Gutes kommen? — So wie aus **Galiläa**, ſehr viel! man muß ſich nur die Sache recht vorſtellen, ſo iſt nichts natürlicher und nichts vernünftiger.

Ein laodiceiſcher Ueberwinder iſt ein Menſch, der erſt vom Geiſt der gegenwärtigen Zeit beherrſcht wurde; dem alſo das Chriſtenthum Aberglaube, die Naturreligion aber die wahre Religion war, der vom **Demokratismus** und dem **Egoismus**, den wahren **laodiceiſchen** Karakterzügen unſerer Zeit, eingenommen wurde, und alſo auf dem Wege war, ein Kämpfer des **Antichriſts** gegen **Chriſtum** zu werden — der aber nun dem allen ungeachtet anders Sinnes wird, ſich von Herzen bekehrt, und unter **Chriſti** Fahne für Ihn kämpft; wer unter allen Siegern auſſer **Chriſto** iſt gröſſer, als er? — Wer aber auch nur in **laodiceiſchen** Geſinnungen erzogen worden, und hernach noch ein wahrer Chriſt wird, der gehört ſchon hieher — das heißt recht, **die Letzten ſollen die Erſten ſeyn.**

Ich ſagte ſo eben, die **Ichheit** und die daraus entſpringende **Volksherrſchſucht** ſeyen **laodiceiſche** Karakterzüge; dieſe beweiſen unwiderlegbar, daß wir jetzt im Zeitlauf dieſer Gemeinde leben. Schon das Wort **Laodicea** zielt dahin, und kann durch **Volksherrſchung**, ohne dem Wortverſtand Zwang anzuthun, gar wohl überſetzt werden. Wer nun in dieſen Zeiten den Trieb, ſelbſt zu herrſchen, freiwillig verläugnet, und lieber gehorchen will, als befehlen, dem wirds im Reiche des HErrn erſetzt werden, dort wird er dann im Kabinet des Königs aller Menſchen gnug zu thun bekommen.

Wir wiſſen alſo nun ſchon, wer die erſten Stellen im künftigen Reich des HErrn bekleiden wird: die **laodiceiſchen** Ueberwinder kommen ans Miniſterium der **inländiſchen Sachen**, die **Philadelphier** verwalten **Gottesdienſt** und **Religionspolizey**, auſſer dieſen haben die **Thyatirer** noch die auswärtigen Sachen zu beſorgen; überall, am Hof und im Tempel, gehen dann die **Sarder** an die Hand; gerade ſo wie im alten Teſtament der Stamm Levi.

So wie der Vater dem Sohn das Weltregiment überträgt, ſo überträgt es nun der Sohn auch ſeinen Getreuen aus den vier letzten Gemeinden: Denn die Erſten ſollen die Letzten, und die Letzten die Erſten ſeyn. Warum dieß geſchehen ſoll, das iſt nicht ſo ſchwer zu begreifen: Den erſten Chriſten wurde das Glauben weit leichter, als den Letzten; denn ſie hatten die Beweisquellen näher, und die Kräfte, die die

Wahrheit beſtreiten, waren viel ſchwächer; wer aber in unſern und ſpätern Zeiten alle Hinderniſſe überwindet, und treu bleibt, der leiſtet weit mehr als ſie.

Wer nun hier in **Laodicea** noch Ohren zu hören hat, der höre, was der Geiſt **JEſu Chriſti** den Gemeinden ſagt! — Der Ohren ſind aber wenig; man verſpottet lieber alle Worte der Wahrheit, als daß man ſie hören ſollte. Wer aber noch hören kann, der höre; denn die Sache iſt äuſſerſt wichtig, und bald wird keine Gnadenſtimme mehr gehört werden, dann iſts auf ewig vorbei.

Dieß iſt nun der erſte Theil der **Offenbarung JEſu Chriſti**, in welchem er allen ſeinen Getreuen, von ſeinem Hingang zum Vater an bis zu ſeiner glorreichen Wiederkunft, die für ihre Zeit, Lage und Umſtände nöthige Anweiſung giebt, um ſie zu unterrichten, was ſie vorzüglich zu thun, zu laſſen und zu erwarten haben. Darauf folgt dann das große und erhabene Schauſpiel ſelbſt, in welchem durch Engel in prachtvollen und majeſtätiſchen Vorſtellungen und Bildern, doch auf eine geheimnisvolle Art gezeigt wird, wie **Chriſtus** ſeinen Hauptfeind, **die alte Schlange**, welche die erſten Menſchen verführte, in dreien Hauptkämpfen, erſtlich gegen **das Heidenthum**, 2tens gegen **das Pabſtthum**, und 3tens gegen den **Antichriſt** beſtreitet, zulezt mächtig beſiegt, dann den ganzen Erdkreis einnimmt, den Feind gefangen ſezt, und nun das in den Propheten hin und wieder verheißene Reich des Friedens errichtet. Dieſe

Nach-

Nachricht theilt, der HErr den ſieben Gemeinden in Aſien im Vorbild, und allen Chriſten der folgenden Zeiten im Nachbild mit, damit ſie jederzeit bei den großen Weltereigniſſen einen Fingerzeig hätten, wornach ſie ſich richten könnten. Zu keiner Zeit aber war dieſer Fingerzeig nöthiger, als jetzt, da der dritte und letzte große Kampf beginnt, und das Irren und Abfallen ſo leicht iſt. Möchte es mir doch gelingen, zum leichteren Gebrauch und größerer Gemeinnützigkeit dieſer hochheiligen Urkunde etwas beizutragen.

Doch ehe ich weiter gehe, will ich noch einige Bemerkungen den vorhergehenden Briefen beifügen: Daß die Namen der ſieben Städte paſſend ſind, das haben wir ſchon gefunden; man hat in der Bibel Beiſpiele genug, daß die Namen bedeutend ſind, und die Vorſehung bei dem Geben eines Namens würkſam geweſen iſt. Artig iſt auch die Lage jener ſieben Städte — Ephefus liegt am weitſten gegen Abend; von hier aus liegen nun die folgenden ſechs in der nämlichen Ordnung, wie hier die Briefe auf einander folgen, in einem halben Zirkel gegen Mitternacht bis gegen Morgen herum, ſo daß Philadelphia und Laodicea von Ephefus aus gerade gegen Sonnenaufgang liegen. Eben ſo war auch der Gang des Chriſtenthums von den Apoſteln an bis daher; von ihrer Zeit an giengs immer gegen Norden, es wurde immer kälter und dunkler, in Thyatira aber nahm er ſeine Richtung oſtwärts, bis er in Philadelphia und Laodicea den Aufgang aus der Höhe erwartet.

Auffallend merkwürdig iſts endlich auch, daß den Märtyrern, die ihr Blut für den HErrn Chriſtum und ſeine Religion vergoſſen haben, ſo wenig verheißen wird — die **Smyrner** ſollen frei ſeyn für der Gefahr des andern Todes, und die Krone des Lebens empfangen; das iſt nun freilich viel, aber es kommt doch dem Lohn, der folgenden Ueberwinder in den vier letzten Gemeinden nicht bei. Im Verfolg finden wir bei der Eröfnung des fünften Siegels, daß die Blutzeugen in dem Behälter unter dem Brandopferaltar verwahrt werden, wo ſie eben noch nicht ganz vollkommen zufrieden ſind. Wenn wir aber dieſer ſonderbar ſcheinenden Sache nur etwas nachdenken, ſo können wir bald den Grund von dem allen finden: Für **Chriſtum** und ſeine Religion ſterben können, wenns noth thut, iſt eines jeden Chriſten erſte und unnachläßige Pflicht; ſo ſchwer das auch ſcheint, ſo iſt es doch nichts mehr und nichts weniger, als was jeder rechtſchaffene Soldat für ſein Vaterland und für ſeinen Fürſten thut; ſo gar ſterben viele blos um falſcher Ehre willen, wie z. B. im Duell; und wieder andere laſſen ſich aus Kaprice und Eigenſinn, um nichts und wieder nichts, auch wohl für eine falſche Religion hinrichten; ſo gar bringen ſich viele aus Lebensüberdruß ſelbſt um. Wenn alſo ein Menſch weiter kein Verdienſt hat, als daß er für Chriſtum ſtirbt, ſo wird ihm das allerdings durch ein ewiges ſeeliges Leben, und durch die Siegeskrone des Blutzeugen vergolten werden; aber er macht ſich doch dadurch nicht fähiger zu Reichsgeſchäften, dazu wird ein weit geförderter Grad der Erleuch-

tung

tung und Heiligung erfordert, ſo wie ihn der nothwendig erringen muß, der ſich in Thyatira, Sardes, Philadelphia und Laodicea durch alle Verſuchungen und Hinderniſſe durchkämpft und alle überwindet.

Endlich iſt auch noch [illegible] zu erinnern, daß alle prophetiſche Bilder in der hohen Offenbarung, das Abgebildete erſt gegen das Ende, wenn es in ſeiner höchſten Vollkommenheit und Vollendung ſteht, recht deutlich vorſtellen: Z. B. die Beſchreibung der Gemeinden zu Ephesus, zu Smyrna u. ſ. w. zu Thyatira, Philadelphia und Laodicea paßt am beſten, oder trift am vollſtändigſten zu, wann es mit einer Gemeinde aufs höchſte oder gegen das Ende gekommen; daher verſteht man auch die Weiſſagung immer beſſer, je weiter man in der Geſchichte fortrückt. Eben ſo verhält es ſich nun auch mit allen folgenden prophetiſchen Vorſtellungen und Bildern, wie ſich nun im Verfolg zeigen wird.

Jetzt wollen wir uns in der Furcht des HErrn, die aller Weisheit Anfang iſt, an das große Schauſpiel ſelbſt wagen, und es zu enthüllen ſuchen.

◆

Das

Das vierte Kapitel.

1. Nach dieſem ſahe ich, und ſiehe! eine Thür ward im Himmel geöfnet, und die erſte Stimme, welche ich wie eine Poſaune hatte mit mir reden hören, ſprach: Steige hieher, und ich werde dir zeigen, was nach dieſem geſchehen wird.

2. Und alsbald wurde ich entzückt; und ſiehe! ein Thron war in dem Himmel geſtellt, und auf dem Thron ſaß Einer.

3. Und der da ſaß, war im Anſehen dem Jaſpis- und Sardisſtein ähnlich; und ein Regenbogen, gleich dem Smaragd, umkreiſete den Thron.

Dieſes ganze Kapitel enthält nichts weiter, als die Beſchreibung des Throns der Majeſtät in der Höhe, des Throns des Alten der Tage, des Vaters der Ewigkeit aller Welten und aller Weſen, und deſſen was zunächſt um ihn her iſt.

Nachdem nun **Johannes** die ſieben Briefe vollendet hatte, ſo verſchwand die Vorſtellung der glorwürdigen Perſon **Chriſti**, nebſt den ſieben Sternen und ſieben Leuchtern, und bald darauf ſahe er ein geöfnetes Thor am Himmel. Vermuthlich war der heilige Seher bisher in einem Thal am Fuß eines Berges geweſen, wo er über den traurigen Zuſtand des Reichs GOttes nachdachte; vielleicht hatte er dem Berg den Rücken zugewendet, als er die erſte Poſaunenſtimme hinter ſich hörte; er kehrte ſich alſo um, und in dieſer Stellung ſahe er vor ſich am Berge **Chriſtum** zwiſchen den Leuchtern, ſo ſchrieb er die Briefe, die ihm diktirt wurden; denn die Alten führten ihr Schreibzeug immer bei ſich. Jetzt verſchwand dieß erſte Geſicht, und er ſahe vor ſich hinauf oben auf der Spitze des Berges am Horizont ein Thor, welches ſich in den Himmel öfnete, und nun rief die erſte Stimme im Poſaunenton: Steige hieher; denn ich will dir zeigen, was in der Zukunft geſchehen ſoll. Dieſe Worte, ſteige hieher! ſcheinen mir zu beweiſen, daß er einen Berg hinauf, bis auf die Spitze gehen ſollte; denn durch die Luft ſich empor zu ſchwingen, war natürlicher Weiſe nicht möglich, und es iſt auch nicht nöthig, daß mans annimmt. Er folgte alſo der Stimme, und gieng hinauf, bis durch dieſe Pforte des Himmels.

Hier ſahe er nun einen Thron, einen königlichen Regentenſtuhl, in einiger Entfernung vor ſich, dann zwiſchen ihm und dem Thron war noch das gläſerne Meer, doch war es nicht ſo weit, daß er nicht alles deutlich erkennen konnte. Auf dem Thron ſaß eine menſchliche Geſtalt, die ihm dem äuſſern Anſehen, der Farbe nach, ſo vorkam, wie die Edelſteine **Jaſpis** und **Sardis**; beide Steine ſind blas, oder fleiſchfarbig röthlich, der **Jaſpis** aber hat rothe Aederchen,

und

und dann ſind beide, wenigſtens der Sardis, halb durchſichtig; folglich war dieſe menſchliche Geſtalt nicht grob fleiſchicht, ſondern durchſchimmernd verklärt und herrlich. Das Ganze ſtand aber nicht auf der Erden, ſondern es war in den Himmel, in die Luft hingeſtellt. Dieß beweiſt ferner, daß der Seher jetzt auf dem Gipfel eines Berges ſtand. Endlich umkreiſete ein Smaragdener, ein grünlicht ſchimmernder Regenbogen, rund umher, der Höhe und Tiefe nach, den ganzen Thron. Der Bogen des Bundes GOttes mit den Menſchen umkreiſete den Sitz des Weltenregenten, zum Beweiß, daß auch die ſchrecklichſten Gerichte und Kämpfe dieſen Friedensſchluß, der mit dem Stammvater Noah geſchloſſen worden, nicht aufheben ſollten.

4. Und rings um den Thron her waren vier und zwanzig Thronen, und auf dieſen Thronen ſaßen vier und zwanzig Aelteſten, mit weißem Gewand bekleidet, und auf den Häuptern hatten ſie goldene Siegeskronen.

5. Und von dem Thron giengen Blitze, Stimmen und Donner hervor, und ſieben Feuerflammen brannten vor dem Thron; welche die ſieben Geiſter GOttes ſind.

6. Und vor dem Thron war es wie ein gläſern Meer, dem Kriſtall ähnlich. Und mitten im Thron, und um den Thron her, waren vier lebendige Weſen, vornen und hinten voller Augen.

Auf den Thron ſelbſt folgt nun auch die Beſchreibung deſſen, was ihn zunächſt umgab; und da fielen dem Apoſtel zu allererſt noch vier und zwanzig Thronen in die Augen, die im Kreis um den Urthron vermuthlich ſo herſtunden, daß ſie ſich im Hintergrund an beiden Seiten an denſelben anſchloſſen, und dann um das gläſerne Meer her den Kreis bildeten. Auf dieſen Thronen ſaßen nun auch vier und zwanzig Männer, die Johannes Aelteſten, Rathsherren, Volksvorſteher nennt. — Dieſe hatten weiße Amtskleider an; ſie ſind prieſterlich gekleidet, aber ihre Kronen ſind keine Diademe, Königsbinden, ſondern Stephanen, Siegeskränze, ſie ſind Ueberwinder.

Bei dieſen vier und zwanzig Aelteſten dürfen wir weder an die zwölf Patriarchen, noch an die zwölf Apoſtel denken: Denn die Erſten waren der Erzählung Moſe nach, eben nicht durchgehends ſolche Männer, daß ſie dieſe hohe Stelle bekleiden konnten; und die Apoſtel konnten hier auch nicht mit ſitzen: Denn einer von ihnen wenigſtens, nämlich der Seher ſelbſt, lebte ja noch, folglich hätte alſo auch ein Stuhl leer ſtehen müſſen; doch Kap. 5. V. 9 und 10. erklären ſie ſich ſelbſt: Daß ſie mit dem Blut des Lammes aus allerlei Geſchlecht und Sprachen, Völkern und Nationen erkauft, und im künftigen herrlichen Reich auf Erden zu Königen und Prieſtern beſtimmt ſeyen. Die Apoſtel ſollen den zwölf Stämmen Iſraels vorſtehen und ihre Richter ſeyn, Matth. 19. V. 28. folglich nicht ihre Stammväter, die zwölf Patriarchen.

Es ſcheint, als wenn hier auf die vier und zwanzig Standmänner oder Deputirten gezielt würde, welche das Volk Iſrael im Tempel zu Jeruſalem beſtändig unterhielt, wo ſie das ganze Volk vorſtellen, und in ſeinem Namen den täglichen Opfern beiwohnen, auch wohl die Angelegenheiten ihrer Stämme, am Hof und bei den Prieſtern, oder auch bei dem Sanhedrin (dem hohen Rath, Parlament) beſorgen mußten. Auf eine ähnliche Weiſe ſcheinen alſo auch hier die vier und zwanzig Aelteſten die Repräſentanten der ganzen Menſchheit zu ſeyn; die nach Kap. 5. V. 8. Lobgeſänge und die Gebethe der Heiligen vor GOtt bringen; im Verfolg wird noch mehreres zur Erläuterung ihres Amts und ihrer Beſtimmung vorkommen.

Aus dem Thron zücken immer Blitze in die weite Luft hin, es tönen Stimmen und es brüllen Donner in die Ferne umher. Dieſe Bilder drücken die raſtloſe Thätigkeit der Naturkräfte aus, welche immer zum Strafen und Belohnen, zum Fluchen und zum Seegnen bereit, und in der weiten Schöpfung immer in dem Allem geſchäftig und thätig ſeyn müſſen.

Vor dem Thron entdeckte Johannes ferner einen großen weiten Waſſerbehälter, in welchem aber dieſes Element ſo ruhig und ſo klar ſtand, als wenn es ein Glas oder Kriſtall wäre, es wallte und bewegte ſich im Geringſten nicht. Dieß iſt nun im eigentlichen Sinn, GOttes Brünnlein, das Waſſers die Fülle hat, die Quelle aller Lebenswaſſer, das ewige Element, aus wel-

welchem ſich in alle Theile der ſittlichen Welt Ströme und Bäche ergießen; die Quelle des Stroms des Lebens, an deſſen Ufern Bäume des Lebens und Palmen für die Ueberwinder wachſen. Hier ſpiegelt ſich im eigentlichſten Sinn des HErrn Klarheit mit aufgedecktem Angeſicht; und jeder Menſch hat auch im verborgenen tiefen Grund ſeiner Seelen eine Quelle, die aus dieſem Meer urſtändet, er braucht ſie nur zu öfnen, oder durch den Geiſt des HErrn in ſich eröfnen zu laſſen, ſo entſteht da auch ein nie verſiegender Brunn, aus dem ſich Ströme lebendigen Waſſers auf alle die ergießen, die Erquickung bedürfen. Zu dieſem Kriſtallmeer kehren dann auch alle Ströme in den Gebethen und guten Glaubenswerken der Heiligen wieder zurück.

Dieſes Meer iſt ſtille, es wird von keinem Lüftchen bewegt, denn es feyert ſeit der Schöpfung ſeinen ewigen Sabbath, hievon wäre noch vieles zu ſagen, aber es gehört an einen andern Ort. Nach Kap. 15. V. 2. iſt Feuer hinein gemengt; das hat aber auch ſeine Urſachen, von denen ich auch zu ſeiner Zeit reden werde.

Aber über dieſem gläſernen Meer, zunächſt vor dem Thron brannten auch ſieben Fackeln, oder beſſer ſieben ruhige ſtille Flammen, ſo wie eine Lampe brennt; von Leuchtern ſteht nichts da.

Der Regenbogen hat vier Haupt- und drei Mittelfarben, alſo ſieben, die alle in eins koncentrirt das Licht ausmachen; ſo wird auch hier das Urlicht in ſieben

ben beſondere Flammen oder Lichtquellen getheilt, Jeſaias benennt ſie alle ſieben Kap. 11. V. 2. 1) der Geiſt des HErrn; 2) der Weisheit; 3) des Verſtandes; 4) des Raths; 5) der Stärke; 6) der Erkänntnis, und 7) der Furcht des HErrn. Dieſer ſiebenfache Geiſt ſoll auf dem Sprößling aus dem Stamm Iſai ruhen, welcher auch das Lamm iſt, das deswegen eben ſieben Augen hat. Hievon ließ ſich noch vieles ſagen, aber es gehört nicht hieher.

Nun folgen noch die merkwürdigen vier Urweſen, welche Luther und der ſeelige Bengel Thiere nennen. Das Wort in der Grundſprache bedeutet etwas, das lebt; da wir Teutſche aber mit dem Wort Thier einen niedrigen Begriff verbinden, der durchaus hieher nicht paßt, ſo kann ich mich auch nicht überwinden, es zu gebrauchen. Das griechiſche Wort Zoon heißt freilich auch ein Thier; aber es wird auch von allem gebraucht, das Leben hat; und hier iſt mehr als ein Thier. Das Wort lebendiges Weſen ſchickt ſich am allerbeſten. Dieſe vier befanden ſich zunächſt am Thron, und zwar ſo, daß ſie ihn umgaben; das vorderſte ſtand gerad vor dem Thron, ſo daß es dem Seher ſchien, als wäre es in der Mitten; die zwei folgenden ſtanden auf beiden Seiten, und das vierte hinten, doch ſo, daß es geſehen werden konnte. Auch bemerkt Johannes, daß ſie alle vier über und über mit Augen beſäet waren.

Der Prophet Ezechiel ſahe den Thron der Herrlichkeit des HErrn beinahe auf die nämliche

Weiſe Kap. 1. allein gleichſam auf der Reiſe, wo die vier Weſen den Thron trugen und auf ſeinen Rädern fortbewegten; hier aber iſt der Sitz des HErrn feſt und in ſeiner Ruhe. Auch Jeſaias ſahe etwas ähnliches Kap. 6. er nannte dieſe Weſen Seraphim, und auf der Bundeslade machten zween Cherubim den Sitz des Jehovah aus: Weil jene Seraphim bei dem Jeſaias das Heilig Heilig ausrufen, ſo wie hier die vier Weſen, ſo will ich mich auch dieſes Worts hier bedienen, und ſie Seraphim nennen.

So wie die vier und zwanzig Aelteſten die Repräſentanten der Menſchheit ſind, ſo ſtellen die vier Seraphim die vier geiſtigen Kraftelemente der geſammten Schöpfung vor; in ihnen konzentriren ſich alle Weſen, und in ihnen verherrlicht die ganze Natur ihren Schöpfer; ſie ſind die vier Prinzipien aller Dinge, die geſchaffen ſind; ſie ſind die Organe, wodurch der Schöpfer in der Natur und zu der Natur ſpricht, und wodurch die Natur auch wieder zu ihrem allgemeinen Vater redet; mit einem Wort, ſie ſind der vierfache Geiſt der Natur ſelbſt, der metaphyſiſche Gott, auf den man endlich geräth, wenn man Ihn durch die Vernunft allein finden will, aber Ihn dann doch nicht erkennt, wie er iſt, ſondern blos eine verhüllte Iſis ſieht, deren Schleier kein Sterblicher aufdecken kann.

Dieſe Seraphim ſind über und über voller Augen, aller vier Hauptgeſchäfte iſt, Sehen; die immer wachtſame raſtloſe Natur verſäumt unter allen

Myriaden Weſen auch nicht das geringſte Würmchen; jedes individuelle Grashälmchen, ſo wie der größte Monarch und der Erzengel, ſtehn in der genauſten Aufſicht, und zwar vom erſten Entſtehen an, bis zu ſeiner Vollendung; dazu gehören Augen.

Mit einem Wort: Die vier **Seraphim** ſind die unmittelbaren Werkzeuge der Vorſehung, ſie verwalten die göttliche Polizey in allen Welten, und überall, im Kleinſten wie im Größten, mit größter Treue; da wird auch nicht das geringſte, das Haarzählen nicht einmal, vergeſſen.

Die ſieben Geiſter flößen Licht und Erkänntniß ein, die vier Urweſen aber geben Kraft; jene beziehen ſich allein auf Vervollkommung aller moraliſchen Weſen, dieſe aber auf alles Erſchaffene.

7. Und das erſte lebendige Weſen war einem Löwen ähnlich; das andere lebendige Weſen gleich einem Kalb; das dritte lebendige Weſen hatte ein Angeſicht wie ein Menſch; und das vierte lebendige Weſen war einem fliegenden Adler gleich.

8. Und die vier lebendigen Weſen hatten, jedes von ihnen, ſechs Flügel beſonders, ringsum und inwendig waren ſie mit Augen angefüllt, und ſie haben weder Tag und Nacht Ruhe, indem ſie ſagen: Heilig! Heilig! Heilig! iſt der HErr, GOtt, der Allherrſcher! der war, iſt, und kommt!

Jetzt werden nun die vier **Seraphim** genauer beſchrieben: Der Erſte war einem **Löwen** ähnlich; dieſer iſt der wahre **Ariel**, der Löwe GOttes; ſein Karakter iſt **unüberwindlicher Muth und Kraft**, daher iſt er das Bild der **Urkraft**, die aber noch ohne Beſtimmung iſt — die Fülle der Kraft, bereit, zu ſchützen und zu ſtrafen, wo es der Allherrſcher gebeut. Der Erzengel **Michael** iſt mit ihm übereinſtimmend: Denn Michael iſt ein **Schlagender** oder **Kämpfender GOttes**, oder auch ein ſchlagender, ſtrafender GOtt, andere überſetzen dieß Wort: **Wer iſt wie GOtt?**

Der zweite **Seraph** hat die Geſtalt eines Kalbes; von ihm haben wohl die **Egyptier** ihren Götzen **Apis** hergenommen, den ſie in einem lebendigen Ochſen verehrten, und woher dann auch das goldene Kalb in der Wüſten entſtand. In dieſem **Seraph** nimmt die erſte, große, uneingeſchränkte, zu allem gefaßte Löwenurkraft ihre Richtung zum allgemeinen Beſten; ſie würkt zum Wohl aller Weſen, und dient auch dem HErrn zum wohlgefälligen Opfer: Denn alle dieſe Eigenſchaften findet man bei den wohlthätigen Ochſen- und Kuhheerden; die **Hindus** verehren noch immer dieſe Thiere göttlich. Mit dieſem Seraph korreſpondirt der Erzengel **Raphael**, welcher dem Menſchen auch wohlthätig iſt; denn das Wort bedeutet, **GOtt hat geheilt**, oder **GOtt hat geholfen.**

Der dritte **Seraph** hat ein menſchliches Angeſicht; in ihm wird nun jene Urkraft, die im zweiten lebendigen Weſen ihre Richtung zum Wohl der ganzen Schöpfung genommen, nach **Vernunft** geleitet, und der **Weisheit** zur Erreichung des großen Zwecks des allgemeinen Beſten untergeordnet. Auf dieſen hat der Erzengel **Gabriel** Beziehung; alle Weißheit und Vernunft iſt Kraft; alle Weißheit und Vernunft kommt von GOtt, daher ſind auch beide, Kraft GOttes, Stärke GOttes, und **Gabriel** heißt **meine Kraft iſt GOtt.**

Der vierte **Seraph** endlich iſt einem **fliegenden Adler** ähnlich; ſo wie nun dieſer Vogel mit unverwandtem Blick in die Sonne ſchaut, und ſich ihr im Emporſchwung zu nähern ſucht, ſo nimmt nun auch endlich jene Urkraft, nachdem ſie nunmehr mit Weißheit und in GOttes Kraft zum allgemeinen Beſten würkt, Ihren Flug und ihre Richtung dem ewigen Urlicht, dem Mittelpunkt alles Strebens aller Weſen, der Sonne der Geiſterwelt entgegen; der ſie ſich ewig nähert, ſie aber nie erreicht. Mit dieſem **Seraph** ſteht der Erzengel **Uriel** im Verhältnis; denn **Uriel** heißt **GOtt iſt mein Licht.**

Was alle die Augen, womit die vier **Seraphim** angefüllt ſind, bedeuten, iſt oben ſchon erinnert worden.

So wie dieſe lebendigen Weſen, ſo bald ſich die GOttheit auſſer ſich offenbart, zu Ihrer Natur gehören, ſo finden wir auch in der menſchlichen Natur,

tur, ſo bald ſie auſſer ſich würkſam iſt, das nämliche; und zwar 1) bei dem einzelnen Menſchen; 2) bei jedem Volk, und 3) bei der geſammten Menſchheit.

Bei jedem einzelnen Menſchen iſt eine Grundkraft zur Thätigkeit, die ſich beſonders in der Jugend wild, unbändig und löwenartig äuſſert; nach und nach wird ſie milder, zahmer, und fängt nun im Jünglingsalter an, nach Zwecken zu würken und nützlich zu werden, im Mannsalter geſellt ſich Vernunft, Erfahrung und Weißheit dazu, und hernach im hohen Alter beginnt der Adlersflug zur Vollendung. Dies alles findet beſonders bei ſolchen Menſchen ſtatt, welche durch die Religion JEſu geleitet und geheiligt werden.

Bei einem Volk geht die Natur den nämlichen Gang: Im erſten Beginnen iſt es wild, löwenartig; im zweiten Zuſtand kommt es zu Viehzucht und Ackerbau, und wird landwirthſchaftlich; im dritten entſtehen Fabricken, Handlung und kunſtmäßige Politick; im vierten endlich nimmt es ſeine Richtung zur höchſten ſinnlichen Verfeinerung durch den Luxus, und dann geht es mit ihm zum Ende; ſein Adlersflug hat nicht das wahre Licht im Auge.

Bei der geſammten Menſchheit iſt dieſer Gang ebenfalls ſehr känntlich und merkwürdig; beſonders wenn man ihre Geſchichte nach der Führung der Vorſehung betrachtet, ſo wie ſie uns die Bibel an die Hand giebt. Von der Schöpfung bis auf Moſe währte die Herrſchaft der Löwenkraft; von Moſe bis auf **Chriſtum** ſtand das Volk GOttes unter dem Joch, unter dem Dienſt des Cäremoniengeſetzes, und mit ihm alle kultivirte Völker unter dem Opferdienſt. Unter der Herrſchaft der chriſtlichen Religion kommt ſie zum Verſtand und zum männlichen Alter, und derjenige Theil, welcher in allen Proben bewährt gefunden wird, nimmt dann im nahen herrlichen Reich Chriſti ſeine Richtung im Adlersflug dem Urlicht und der hohen Beſtimmung der Menſchheit entgegen.

In dieſen vier Urkräften liegen noch tiefe Geheimniſſe verborgen, die auf den auf dem Thron ſitzenden, auf das Lamm und auf den ſieben flammigten Geiſt merkwürdige Beziehung haben, allein das ſind Sachen, die nicht für jedermann gehören.

Daß die vier anführende Stämme **Iſraels, Juda, Ruben, Ephraim** und **Dan**, die vier Thiere in den Fahnen geführt haben ſollen, und daß man ſie auch den vier Evangeliſten zugeeignet, hat hier keinen Einfluß.

Die vier lebendigen Weſen hatten jedes ſechs Flügel, um ſich deſto geſchwinder durch alle Welträume bewegen und die Befehle des Allerhöchſten ausrichten zu können. Es ſteht Jeſ. 6. V. 2. ſie hätten mit zween Flügeln ihr Antlitz bedeckt, mit zween die Füße, und mit dem dritten Paar hätten ſie geflogen; dieß alles geſchieht, je nachdem ihre Verrichtung iſt, ſie können auch alle ſechs zum Fliegen gebraucht werden.

Aber nun ihre Beſchäftigung! — Sie haben weder Tag noch Nacht Ruhe — dieſer bedürfen ſie aber auch nicht, denn ſie ermüden nicht, und ihre Tauſende von Augen ſinken nie in einen Schlummer. Mit dieſen ſehen ſie in der göttlichen, geiſtigen und materiellen Natur unaufhörlich ſo viele Wunder der Weißheit und Herrlichkeit GOttes, daß ſie der Heiligung ſeines Namens nie müde werden können, und darinnen jeden Augenblick ihre höchſte Seligkeit finden.

Ja, Du Allherrſcher! Der Du warſt, biſt, und kommſt, geheiligt werde dein Name, von uns hienieden, und von den Seraphim um Deinen Thron!

Sie rufen das Heilig dreimal aus: Daß dieß auf Vater, Sohn und Geiſt Beziehung habe, iſt ſichtbar. Aber warum gerad Heilig? — warum nicht auch Allmächtig, Gütig, Gerecht u. ſ. w. Das Wort hagios, bei dem Jeſajas kadoſch, bedeutet eine Abſonderung von allen Dingen, und Beſtimmung zu einem gottesdienſtlichen Zweck; wird es aber von GOtt gebraucht, ſo ſtellt es eine unerreichbare Hoheit in allen Tugenden, eine ſolche Vollkommenheit vor, der ſich endliche Weſen zwar nähern, aber ſie nie erreichen können. Da nun die vier Seraphim mit ihren Tauſenden von Augen im Ungrund der göttlichen Vollkommenheiten nichts anders als ſolche Höhen ſehen, die auch dem höchſten Aufſchwung des ſechsflügelichten Seraphs ewig unerreichbar ſind, ſo können

können ſie auch nichts anders als heilig! heilig! heilig! rufen.

Daß anſtatt des Namens: Der iſt, der war und ſeyn wird, die Worte, der iſt, der war, und der kommt, gebraucht werden, das bezieht ſich auf den Zweck dieſes Buchs, welches eine Weiſſagung auf die Zukunft des HErrn iſt. — Sein Kommen iſt der Text der ganzen Offenbarung Johannis.

Der HErr — GOtt — der Allherrſcher, oder Allesregierer, oder Alleserhalter, ſind die Namen deſſen, der von jeher war, jezt iſt, und nun bis zur Vollendung am Kommen bleibt.

9. Und wenn die lebendigen Weſen Herrlichkeit, Ehre und Dank Dem geben, der auf dem Thron ſitzt, und der von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt:

10. So fallen die vier und zwanzig Aelteſten vor dem, der auf dem Thron ſitzt, nieder, und bethen den von Ewigkeit zu Ewigkeit Lebenden an, und legen dann ihre Siegeskronen vor dem Thron hin und ſagen:

11. Würdig biſt du, HErr unſer GOtt! Herrlichkeit, Ehre und Macht anzunehmen: Denn Du haſt alle Dinge geſchaffen, und durch Deinen Willen waren ſie, und ſie ſind geſchaffen worden.

Die vier Seraphim ſind die Anführer bei den himmliſchen Gottesverehrungen, weil ſie die Repräſentanſentanten **des ganzen Alls** ſind; wenn ſie nun in ihrem Jubel ſo hoch ſteigen, daß ſie vom dreimal heilig, ſich im Triumph zum Herrlichkeit- Ehre- und Dankgeben empor ſchwingen, ſo ſtimmen auch **die Standmänner der Menſchheit** mit ein; ſie ſinken von ihren Thronen auf die Knie nieder, legen ihre Kronen ab, und im tiefſten Gefühl der Heiligkeit, Herrlichkeit, Ehre und Macht GOttes des ewiglebenden Weltenbeherrſchers, ſtimmen ſie mit den **Seraphim** in den Jubel ein, und bekennen, daß Er allein des Preiſes, der Herrlichkeit, der Ehre und der Macht werth ſey: Denn Er habe ja alle die Wunder der Unermeßlichkeit geſchaffen, und blos ſein Wille habe ſie hervorgebracht.

Es bedarf nur einer ſtillen ruhigen Betrachtung und Vorſtellung dieſes erhabenen Geſichts; um von einem Gefühl, von einer Empfindung durchdrungen zu werden, die alles bei weitem hinter ſich läßt, was irgend die Phantaſie der größten Dichter hervorbringen kann! — Und wie paſſend, wie übereinſtimmend iſt dieſes Alles mit dem ganzen Wort GOttes! — Wer da noch an der göttlichen Eingebung zweifeln kann, dem iſt nicht zu helfen.

Das fünfte Kapitel.

1. Und ich ſahe in der rechten Hand des auf dem Thron Sitzenden ein inwendig und auswendig beſchriebenes, mit ſieben Siegeln verſiegeltes Buch.

2. Und ich ſahe einen ſtarken Engel, der mit großer Stimme rief: Wer iſt würdig, das Buch zu öfnen, und ſeine Siegel zu lößen?

3. Und niemand, weder im Himmel noch auf Erden, noch unter der Erden, konnte weder das Buch öfnen, noch es beſehen.

Nachdem uns der erhabene Seher den unausſprechlich herrlichen Schauplatz der hohen Offenbarung beſchrieben, und uns die Hauptperſonen auf demſelben gezeigt hat, ſo fährt er nun fort, und beſchreibt auch die Handlungen, die er da ſahe. Hier fängt alſo die eigentliche Offenbarung der Geheimniſſe GOttes an.

Er bemerkte nun zuerſt, daß Jehovah eine inwendig und auswendig beſchriebene Papierrolle in der rechten Hand hielt, die aber mit ſieben Siegeln verſiegelt war.

Zu Johannis Zeiten bediente man ſich des egyptiſchen Papiers, welches aus dem Baſt des Pa-

Papierrohrs eben in ſolche Platten geformt wurde, wie auch unſre Bogen Papier geformt werden. Man hatte aber vermuthlich auch ſchon Pergament; aus einem von beiden wurden die viereckigten Stücke der Länge nach aneinander geleimt, beſchrieben, und dann zuſammen gerollt. Dieſe Einrichtung hatte nun auch das merkwürdige Buch, von dem hier die Rede iſt; das Ende aber war der Länge der Rolle nach mit ſieben Siegeln verſchloſſen, ſo daß man ſie alle ſieben öfnen mußte, ehe man [illegible] leſen konnte; es enthielt die ganze Geſchichte der chriſtlichen Religion, von ihrer Stiftung an, bis zu ihrem endlichen Triumph am Ziel; oder vielmehr: Es enthielt den vorherbeſtimmten Rathſchluß GOttes, den Entwurf zu den dreien Hauptkämpfen zwiſchen dem Licht und der Finſterniß, durch deſſen Ausführung dann erſt die Geſchichte der chriſtlichen Religion entſtehen ſollte.

Daß dieſe Rolle auswendig und inwendig vollgeſchrieben war, zeigt an, daß auch der ganze Zeitlauf des neuen Teſtaments mit merkwürdigen Vorfällen ganz angefüllt ſeyn wird; das Papier der Zei wird auch inwendig und auswendig beſchrieben ſeyn.

Daß die ſieben Siegel alle auswendig auf de Rolle, längs das Ende hinauf aufgedruckt ſind, un nicht durch die ganze Rolle gehen, ſo daß man ſcho ein Stück leſen kann, wenn eins geöfnet iſt, iſt daraus klar, weil die erſten ſechs Siegel einen kleinen Zeitraum, von dieſer Offenbarung an nur noch etwas übe 200 Jahr einnehmen, und das ſiebende Siegel als

dan

denn über 1600 Jahre, folglich beinahe die ganze Rolle enthält.

Will man aber auch annehmen, die große Rolle des ſiebenden Siegels ſey zuinnerſt und verſiegelt geweſen: Dieſe habe die ſechste umgeben, und dieſe die fünfte, u. ſ. w. ſo daß jedes Siegel ein eigenes Stück Papier ausmachte, das um die Rolle gewickelt war, ſo hab ich auch nichts dagegen einzuwenden, denn es kommt nichts darauf an; indeſſen iſt es nicht wahrſcheinlich, weil alsdann Johannes vor dem Eröfnen die ſieben Siegel nicht ſehen konnte.

Da alle Offenbarungen GOttes an die Menſchen durch den heiligen Geiſt expedirt werden, ſo läßt ſich auch leicht begreifen, woher die ſieben Siegel kommen? denn jeder von den ſieben Geiſtern GOttes hat daß ſeinige aufgedruckt.

Nun erſcheint der Herold des Himmels — ein ſtarker Engel ruft durch die ganze Schöpfung aus: Wer iſt kühn gnug, wer hat das Herz und das Vermögen, das Buch zu öffnen und zu entſiegeln? — wer iſt dazu würdig? — Daß dieſer Engel ſtark ſeyn mußte, wenn ſeine Stimme die ganze Schöpfung durchtönen, und er von allen Weſen gehört werden ſollte, das verſteht ſich von ſelbſt. Allein allenthalben war tiefe Stille — kein Himmelsbürger, kein Erdebewohner, keiner im Hades, kein Abgeſchiedener — Niemand! Niemand meldete ſich.

Man muß ſich ja nicht vorſtellen, daß dieſer Engel und ſein Ausruf ein bloßes leeres Bild geweſen ſey — nein! ſeine Stimme ertönte gegen das Ende dieſes erſten Jahrhunderts ſehr laut; die erſten Chriſten ſtunden in den Gedanken, es würde nun mit der chriſtlichen Religion immer vorwärts gehen, und die Aelteſten unter ihnen würden die Zukunft des HErrn zu ſeinem herrlichen Reich noch erleben: — Als nun aber das erſte Jahrhundert auf die Neige gieng, und ſich zu allen dieſen Erwartungen nicht der geringſte Anſchein zeigte, ob ſich gleich die chriſtliche Religion erſtaunlich geſchwind und bis in die entlegenſten Länder ausbreitete, ſondern ihre Anhänger gedrückt, verfolgt und auf die grauſamſte Weiſe hingerichtet wurden, ſo entſtand natürlicher Weiſe unter allen Chriſten ein allgemeines Sehnen, Aengſten und Ringen nach Licht und nach Aufſchluß über dieß Geheimnis; man konnte nicht begreifen, wie das in allen Laſtern verſunkene Heidenthum herrſchen, ſiegen und über das Chriſtenthum den Meiſter ſpielen könne. Das ſchien der Gerechtigkeit und Wahrheit GOttes zuwider zu ſeyn. Hier tritt alſo nun ein ſtarker Engel als Herold und Sachwalter der Menſchheit auf, und ruft: Iſt denn kein Weſen in der ganzen Natur, welches das Geheimnis des göttlichen Rathſchlußes über Chriſtum und ſein Reich enthüllen, und ſeinen wahren Verehrern zeigen könne, was denn endlich aus der Sache werden ſolle? —

Dieſes Geſchrei der geſammten Chriſtenheit wurde immer ſtärker, und war vermuthlich jezt aufs höchſte geſtiegen; daher fand auch der HErr für gut, ſeinem Liebling, dem Johannes, den Inhalt des verſiegelten Buchs in dieſer Offenbarung kund zu machen, damit er, als noch lebender Apoſtel, der überall den größten Kredit hatte, die Gemüther deſto eher beruhigen möchte. Dieſer Zweck wurde auch vollkommen erreicht: Denn ſo dunkel auch dieſe Weiſſagung iſt, ſo leuchtet doch der Saz, daß die chriſtliche Religion noch lange Zeit manche Sichtungen und Läuterungen durchgehen mußte, doch aber am Ende herrlich ſiegen würde, aus allen dieſen majeſtätiſchen Bildern, den Chriſten aller Zeit ſo lebhaft in die Augen, daß jedermann, der nur Vertrauen auf GOtt und ſeinen Erlöſer hatte, ſich vollkommen dabei beruhigen konnte.

Vermuthlich erkundigte man ſich auch damals allgemein bei lebenden erleuchteten Männern, in den Schriften der Verſtorbenen, und wendete ſich häufig im Gebeth zu GOtt, um Auskunft über dieſe dunkeln Umſtände zu finden, und man fand keine; weder im Himmel, noch auf Erden, noch unter der Erden zeigte ſich jemand, der das Buch dieſes Geheimniſſes entſiegeln konnte.

4. **Und ich weinte ſehr, daß niemand würdig gefunden wurde, das Buch zu öffnen und es zu ſehen.**

5. Und einer aus den Aelteſten ſprach zu mir: Weine nicht! Siehe! der Löwe aus dem Stamme Juda, die Wurzel Davids, hat überwunden, um das Buch und ſeine ſieben Siegel zu eröfnen.

6. Und ich ſahe in der Mitten des Throns, und der vier lebendigen Weſen, und in der Mitte der Aelteſten, ein Lamm ſtehen, als wenn es geſchlachtet wäre; welches ſieben Hörner und ſieben Augen hatte; dieſe ſind die über die ganze Erde geſandte ſieben Geiſter GOttes.

7. Und es kam und nahm das Buch au der Rechten deſſen, der auf dem Thron ſaß.

Bei dem heiligen Seher machte es tiefen Eindruck, daß ſich niemand fand, der das Buch öfnet und leſen konnte; er weinte ſehr — hieraus erhellet, wie groß damals das allgemeine Sehnen nach Licht in dieſer Dunkelheit war; ſelbſt Johannes, de den HErrn ſo wohl gekannt, und ſeine Reden gehört und ſo wohl behalten hatte, wurde vom Geiſ der Zeit tief gebeugt, und wußte nicht mehr, wo e hinaus wollte? — er ſaß im Elend auf der Inſe Patmos, und Domitians Verfolgung wüthet grauſam unten ſeinen Glaubensgenoſſen. Hier ſah er nun das Mittel, wie man Troſt und Erkänntni über die Schickſale der Religion würde bekommen können, und ſiehe da! — kein Weſen in der ganze Natur konnte das Räthſel enthüllen, darum weint er ſehr. Wenn aber die Noth am größten iſt, ſo iſt GOttes Hülfe am nächſten.

Einer von den Aelteſten redete den Apoſtel an, und erinnerte ihn an die alte Weiſſagungen Moſis und Jeſajä, gleich als wenn er ſagen wollte: Denkſt du denn nicht daran, was **Jehovah** durch die heiligen Erzväter und Propheten verſprochen hat, daß **Juda** ein Löwe ſeyn und ſiegen würde? 1 B. Moſ. 49. V. 9. und daß ein Wurzelzweig **Davids** aus dem Stamm **Iſai** aufgehen und Frucht bringen, und daß auf Ihm der ſiebenfache Geiſt des HErrn ruhen würde? Jeſ. 11. V. 1. u. f. — Dieſer hat nun überwunden. Er hat wie ein Löw den Tod und die Hölle beſiegt, und hat das Gefängnis gefangen geführt, dieſer vermag die Siegel zu brechen und das Buch zu leſen, darum weine nicht!

Dieß beruhigte den Seher, und nun entwickelte ſich auch das Räthſel: Denn mitten im Thron, im Mittelpunkt der Gottheit, erſchien ein Lamm, welches zwar lebte, aber doch noch die Wunde vom Schlachten an ſich hatte. Dies Lamm hatte ſieben Hörner und ſieben Augen. Es iſt bekannt, daß **das Horn** in der heiligen Schrift im ſinnbildlichem Verſtand eine **Macht**, eine **Stärke**, und bei den Propheten bald einen König, bald auch ein Königreich bedeutete; man leſe nur den Propheten **Daniel**, ſo wird man davon überzeugt werden; auch **David**, als Dichter, gedenkt des **Horns ſeines Heils**, als der göttlichen Macht, die ihm beiſtand. Dieß Lamm hat alſo ſieben Mächte; daß damit auf die ſieben Gemeinden des neuen Teſtaments gezielt wird, iſt unläugbar; wenn man meine Erklärung der ſieben Briefe im vorhergehenden geleſen hat, ſo wird man dieſe ſieben Mächte leicht erkennen; ſie ſind aber alle lammsartig, ſie kämpfen und ſiegen, durch **Dulden** und **Schweigen**, **Leiden** und **Meiden**. Aber durch nichts in der Welt kann auch die Macht der Höllen beſſer gebändigt werden, als durch dieſen himmliſchen Lammskarakter, der macht alle Waffen ſtumpf, und die ewige Glut der Höllen zum kühlen Thau. Auch **der Löwe** aus dem Stamm **Juda** kämpft nicht durch Menſchenmord, ſondern er läßt ſeine Feinde ihre eigene Wege gehen, und vertheidiget nur die Seinigen; zugleich aber weiß er jene ſo zu führen, daß ſie immer in die Grube fallen, die ſie andern gegraben haben, und ſich ſelbſt untereinander aufreiben. Auf dieſe Weiſe müſſen ſie ſich hernach ſelbſt die Schuld geben, und noch dazu GOtt und ſeine Gerechtigkeit verherrlichen.

Was die ſieben Augen des Lammes bedeuten, das ſagt uns der Seher ſelbſt; denn er weiſt uns auf den Propheten **Zacharia**, Kap. 3. V. 9. und Kap. 4. V. 10. In der erſten Stelle wird eines Steins gedacht, der ſieben Augen hat, und in der letzteren heißen ſie die Augen des **Jehovah**, die das ganze Land durchziehen. Die ſieben Geiſter GOttes ſind alſo die Augen des Lammes! — Das will viel ſagen! — Wer kann da mehr an der Göttlichkeit der Perſon zweifeln, die das Lamm vorſtellt? — Warum zeigt ſich aber wohl hier der große Entſiegler der göttlichen Geheimniſſe nicht als Löwe, ſondern als Lamm? — beſonders da ihn auch der Aelteſte als den Sieger aus dem Stamm **Juda** ankündigt? — Antwort: Er bekommt ſeine Würdigkeit, das Buch zu eröfnen und ſeine Siegel zu löſen, nicht als Sieger über den Drachen, die alte Schlange, über Tod und Hölle, ſondern als Verſöhner der Menſchen mit GOtt. Er, der die Menſchen aus der Gewalt des Drachen mit ſeinem Blut erkauft hat, bekam auch **dadurch allein** das Recht, den Kriegsplan gegen dieſen Hauptfeind einzuſehen, um ſich in der Ausführung, die Ihm ja deswegen auch allein zukommt, als Löwe aus dem Stamm Juda darnach richten zu können. Er zeigt ſich alſo hier ſehr ſchicklich und paſſend als Verſöhnopfer. Daß ihn aber der Aelteſte als Sieger oder als Löwe ankündigt, geſchieht um den **Johannes** zu tröſten: Weine nicht, will er ſagen, Er wurde als Lamm geſchlachtet, aber in ſeiner Auferſtehung überwand er als Löwe. Er wird euch auch jetzt nicht ſtecken laſſen, ſondern euch retten; denn Er hat bisher überwunden, und wird auch ferner überwinden.

Daß Er ſich unter dem Bild des Oſterlamms zeigt, durch deſſen Blut die **Iſraeliten** in der letzten und ſchrecklichſten Plage der **Egypter** gerettet wurden, iſt auch tröſtlich; wir haben **auch** ein Oſterlamm, welches der für uns geopferte **Chriſtus** iſt; ſein Blut wird uns auch gegen alle Gerichte GOttes

über

über ſeine und unſere Feinde ſchützen. — Aber wer nun dieß Blut gering ſchätzt, und nichts von Verſöhnung wiſſen will? — deſſen erbarme ſich GOtt!

Dieſes merkwürdige ſiebenaugichte Lamm fühlt ſeine Würde, es darf ſich dem, der auf dem Thron ſitzt, nahen, thut es auch würklich, und nimmt die Rolle aus der Hand des Allherrſchers zu ſich.

8. Und als es das Buch nahm, fielen die vier lebendigen Weſen, und die vier und zwanzig Aelteſten vor dem Lamm nieder; jeder hatte eine Harfe, und ſie hatten goldene Schaalen, mit Rauchwerk angefüllt, welche die Gebethe der Heiligen ſind.

9. Und ſie ſungen ein neues Lied, und ſprachen: Würdig biſt du, das Buch zu nehmen und ſeine Siegel zu eröfnen: Weil du dich haſt ſchlachten laſſen, und uns mit deinem Blut aus allen Stämmen, Sprachen, Völkern und Heiden erkauft haſt.

10. Und haſt ſie unſerm GOtt zu Königen und Prieſtern gemacht, und ſie werden auf der Erde regieren.

Hier kann man ſehen, wie vielen Antheil die ganze Schöpfung an der Eröfnung der göttlichen Rathſchlüße über den allgemeinen Feind aller Weſen nimmt — die ganze Kreatur ſeufzt unter dem Dienſt der Eitelkeit, und ſehnt ſich nach der Freiheit der Kin-

Kinder GOttes; durch die Eröfnung des Buchs aber ſoll ſie nun Hoffnung und Gewißheit bekommen, daß endlich alle Feinde beſiegt werden, und die Heiligen die Welt regieren ſollen; darum fielen auch erſt die vier **Seraphim** als Repräſentanten der ganzen Natur, hernach auch die Standmänner der Menſchheit vor dem Lamm nieder, es anzubethen und ihm zu danken.

Hier kann man ſehen, ob **Chriſtus** müſſe angebethet werden oder nicht?

Das Wort, welches hier durch Harfe überſetzt iſt, bedeutet ein Saiteninſtrument, welches mit den Fingern geſpielt wird, und dient zu Jubel- und Lobgeſängen; was die Schaalen mit dem Rauchpulver bedeuten, das ſagt uns der Apoſtel ſelbſt, ſie ſtellen die Gebethe der Heiligen vor; dieſe Repräſentanten der Menſchheit bringen alſo der Frommen Gebethe vor GOtt. Hier ſieht man, daß in jenen bedrängten Zeiten brünſtige Seufzer um Hülfe, Rettung und Aufſchluß über die dunkle Zukunft, zu GOtt empor geſtiegen ſeyn müſſen.

Nun wurden auch die Harfen gebraucht; alle zuſammen ſungen ein neues, noch nie geſungenes Lied, **das Lied des Lamms**. Kap. 15. V. 3. Sie hatten aber auch noch mehr Urſache dazu, als ehmals **David** Pſ. 40. V. 4. und Pſ. 96. V. 1. ferner Pſ. 98. V. 1. **Jeſajas** verkündigt dieß neue Lied vorher Kap. 42. V. 10. Dieß ganze Kapitel gehört hieher, und muß hier geleſen werden.

Ich erinnerte ſchon oben, daß ſich Chriſtus hier um ſeines großen Opfers willen als Oſterlamm zeige, und daß Er um eben dieſes Opfers und um des Erlöſungswerks willen **allein** würdig ſey, das Buch der göttlichen Rathſchlüße zu enthüllen, und ſie auszuführen; hier wird das nun auſſer allen Zweifel geſetzt: Denn die hohen Vorſänger, die vier **Seraphim** und das ganze Chor der Aelteſten ſagen es ausdrücklich. — Der Inhalt ihres ganzen Liedes iſt: Du Lamm GOttes, das der Welt Sünde trug, biſt deswegen würdig, weil du uns verſöhnt und mit deinem Blut erkauft haſt, u. ſ. w.

Dann finden wir auch hier den Beweis, daß die vier und zwanzig Aelteſten nicht etwa das Volk **Iſrael**, oder ſonſt irgend eine Nation, ſondern die Chriſten und gottesfürchtigen Menſchen **aus allen Geſchlechtern der ganzen Erde vorſtellen.** Du haſt uns aus **allen** Stämmen, Sprachen, Völkern und Nationen mit Deinem Blut erkauft; und Dir und unſerm GOtt ein Königreich und Prieſterthum daraus bereitet, das — **man merke dieß wohl! — hier auf Erden** herrſchen ſoll — und man kann noch an dem herrlichen Reich Chriſti auf Erden zweifeln! ? —

Hierzu geſellen ſich nun auch die Heere des Himmels:

11. **Und ich ſahe und hörte die Stimme vieler Engel um den Thron, die vier lebendigen Weſen und die Aelteſten her, und ihre Zahl war**

viel zehn tauſendmal zehn tauſend, und viel tauſendmal tauſend.

12. Die ſprachen mit großer Stimme: Würdig iſt das geſchlachtete Lamm, Macht, Reichthum, Weisheit, Stärke, Ehre, Herrlichkeit und Lob zu nehmen.

Der Prophet Daniel erzählt Kap. 7. V. 10. ſeiner Weiſſagung, daß er den Richter der Welten auf ſeinem Flammenthron geſehen habe, und daß ihm tauſendmal tauſende gedient, und zehntauſendmal zehn tauſend vor Ihm geſtanden hätten. Auf dieſe Stelle zielt hier auch der heilige Seher, und ſagt: Dieſe Zebaoth — dieſe Heere hätten in die Verherrlichung des Lammes mit eingeſtimmt.

Hier iſt aber wohl zu merken, daß dieſe Engel nicht ſagen: Du haſt uns erkauft — ſondern nur, Du biſt aller der Herrlichkeit würdig — daraus folgt, daß die Engel nicht vollendete ſeelige Menſchen, ſondern von uns verſchiedene Weſen ſind. Ich führe dieß deswegen an, weil mehrere erleuchtete Männer dafür halten, es gäbe keine andere Engel, als vollendete Gerechte, ob dieſe gleich auch eine beſondere Klaſſe von Engeln ausmachen werden. Er nimmt nicht irgend die Engel an ſich, ſondern nur den geiſt- und weltlichen Saamen Abrahams.

Dieſe Heere verherrlichen das Lamm mit einem ſiebenfachen Lobſpruch: Du biſt würdig zu nehmen: 1) Macht, 2) Reichthum, 3) Weisheit, 4) Stärke, ke, 5) Ehre, 6) Herrlichkeit, und 7) Lob. Dieſes paßt auf die ſieben Augen des Lamms, das iſt, auf die ſieben Geiſter GOttes: Der Geiſt des HErrn iſt mächtig, an Weisheit reich, am Verſtand weiße, an Rathſchlüßen ſtark, an Stärke ehrenvoll, an Erkänntniß herrlich, und in der Furcht des HErrn lobenswürdig. Erſt preißt die Menſchheit ihren Erlöſer, dieſe hat auch vor allen Kreaturen am mehreſten Urſach dazu; dann folgen alle Himmelsheere, und nun endlich alle Geſchöpfe.

13. **Und jedes Geſchöpf, das im Himmel, auf der Erden, unter der Erden, im Meer, und was in ihnen iſt, alle hörte ich ſagen: Dem, der auf dem Thron ſitzt, und dem Lamm, ſey der Dank, die Ehre, die Herrlichkeit, und die Gewalt in die Ewigkeit der Ewigkeiten.**

14. **Und die vier lebendigen Weſen ſprachen: Amen! und die Aelteſten fielen nieder und betheten an.**

Man beherzige hier, was ich oben über den 8ten Vers geſagt habe! Die ganze Kreatur nimmt den größten Antheil an der Erlöſung und den Erlöſungsſchickſalen der Menſchen; denn das Alles, was Beziehung auf den Menſchen hat, hatte auch Beziehung auf ſie.

Die Schöpfung hat vier Repräſentanten am Thron GOttes, die vier Seraphim, und hier iſt auch

auch eine vierfache Verehrung: — 1) Dank, 2) Ehre, 3) Herrlichkeit, und 4) Gewalt. Der kraftvolle Löwe bringt Gewalt, das gemeinnützige Opferthier Ehre, der Menſchenähnliche Seraph Herrlichkeit, und der vollendete Adler Dank, bis in die ewigen Ewigkeiten hinein.

Die vier lebendigen Weſen ſprechen zur GOttesverehrung Amen! ſie fangen ſie an, und endigen ſie — dieß kommt ihnen aber auch zu, weil ſie alles vorſtellen, was auſſer GOtt und nicht GOtt iſt; das gefallene Engelreich hat hier keinen Stellverweſer, es bedarf aber auch keinen und will keinen. An die Seraphim ſchließen ſich dann die vier und zwanzig Aelteſten wieder bethend an. Auf dieſe Weiſe wurde das Buch der göttlichen Rathſchlüße über die chriſtliche Religion dem Stifter derſelben feierlich übertragen; mit dieſem Uebertrag bekam Er aber auch den Auftrag, ſie auszuführen, wie nun in den folgenden Bildern und Vorſtellungen gezeigt wird.

* * *

Das

Das ſechste Kapitel.

1. Und ich ſahe, daß das Lamm eins vo
den ſieben Siegeln eröfnete, und ich hört
eins von den vier lebendigen Weſen, wie mi
der Stimme des Donners ſagen: Komm! —
ſiehe! —

2. Und ich ſahe, und ſiehe! ein weißes Pferd,
und der, welcher auf ihm ſaß, hatte eine
Bogen, und es wurde ihm eine Siegeskra
gegeben, und er zog als Ueberwinder aus
um zu überwinden.

Da nun hier die eigentliche Entwicklung des Ge-
heimniſſes GOttes und Chriſti anfängt, ſo müße
wir gewiſſe Punkte feſtſetzen, und uns in der ganze
Erklärung darnach richten.

1) Dieſe ganze Weiſſagung enthält nichts an-
ders, als die bevorſtehenden Schickſale der chriſtliche
Religion, ihres Stifters und ihrer Anhänger; denn
hier ſoll den Knechten GOttes gezeigt werden, was
hernach in Beziehung auf ſie geſchehen ſoll.

2) Alle, auch noch ſo wichtigen Vorfälle in der
Welt, gehören alſo nicht in dieſe Weiſſagung, wenn
ſie keinen wichtigen Einfluß in die Religionsgeſchicht
haben.

3) Die

3) Die ganze Religionsgeſchichte beſteht aus nichts anders, als aus Kämpfen zwiſchen dem Reich des Lichts und dem Reich der Finſternis, und den Siegen des Erſten über das Lezte. Aufenthalt, Prüfung und Fortſchritt der Verehrer JEſu hängt von dieſen Kämpfen und Siegen ab.

4) Beſonders iſt folgender Geſichtspunkt, in den wir uns ſtellen müſſen, wenn wir dieſe hohe Offenbarung beurtheilen und verſtehen wollen, merkwürdig: Zur Zeit dieſer Offenbarung war noch alles verſiegelt; das Judenthum, die bisherige einzige wahre Religion, war wider Verhoffen des Volks Iſraels geſtürzt, und doch war ihm in ſeinen heiligen Urkunden ſo vieles verheißen worden. Das Chriſtenthum war und wurde ausgebreitet, und man hofte in demſelben und durch daſſelbe Sieg und Triumph über das Heidenthum, und die Errichtung eines herrlichen Reichs Chriſti, das über die ganze Erde verbreitet und herrſchend werden ſollte, und ſiehe da! es ließ ſich allenthalben zum Gegentheil an, allenthalben wurden die Chriſten ſchrecklich verfolgt und das Heidenthum mit allen ſeinen Gräueln ſiegte. Dieß machte die Chriſten in ihren Hofnungen und Wünſchen irre; die ganze Zukunft war ihnen ein verſiegeltes Buch, das nun niemand öfnen konnte. Die große Frage: Iſt Jehovah der wahre GOtt, der Himmel und Erden erſchaffen hat, und iſt Chriſtus der Gottmenſch und Welterlöſer, wofür Er ſich ausgab, oder iſt alles lauter Täuſchung, ſind alle Wunder, ſelbſt ſeine Auferſtehung, bloße

Aeuſſerungen gewiſſer, den Menſchen noch unbekannter Naturkräfte geweſen? — Bleibt die ganze Beſchaffenheit der Kraft- und Geiſterwelt für den Menſchen, dieſſeits des Grabes wenigſtens, ein verſiegeltes Buch, und iſt die Menſchheit dazu beſtimmt, ſich mit Traum und Phantaſie, mit Irrſal und Mythologie durchzuarbeiten, oder giebts noch einen Weg zur Wahrheit? — Der ganze Anſchein gab's, daß es mit allem, was die Bibel ſagt, ſo ſicher nicht ſtehe — dieß ſezte nun alles, was Chriſtum bekannte, in die ſchrecklichſte Verlegenheit, und den Juden in Wuth und Verzweiflung.

5) Aus dem allen folgt, daß nur allein der große Punkt: Ob das Chriſtenthum, oder das Heidenthum ſiegen werde? verſiegelt war; daher wird dieſe Frage durch die Eröfnung der ſieben Siegel beantwortet; in den ſechs Erſten wird der vollendete Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum geoffenbart, und das Siebende zeigt dann die Schickſale der Chriſtenheit ſelbſt, nachdem das Heidenthum geſtürzt und gerichtet worden. Nach dieſer Vorbereitung können wir nun zur Erklärung fortgehen.

Das Lamm begann die Erbrechung der Siegel und ſo bald es das Erſte eröfnete, rief einer der vie Seraphim, oder vielmehr der Erſte, nämlich de mit der Löwengeſtalt, im Ton eines brüllenden Donners: Komm! ſiehe! Johannes trat näher, un ſahe ein weiß Pferd, auf dieſem ſaß Einer, de

eine

einen Bogen in der Hand hatte. Der verklärte **Bengel** hält den römiſchen Kaiſer **Trajan** für dieſen Reuter; allein er ſowohl als ſeine Nachfolger mögen mir verzeihen, daß ich ihnen hier widerſprechen muß. — Dieſer Reuter auf dem weißen Pferd iſt niemand als der HErr **Chriſtus** ſelbſt; hier zieht Er zum großen Kampf aus, als der wahre **Löwe von Juda**, und Kap. 19. V. 11 bis 16. kommt Er im Triumph wieder; es iſt gar nicht daran zu zweifeln, daß beide eine und die nämliche Perſon vorſtellen. Daß **Trajan** nicht darunter verſtanden werden könne, beweiſt: 1) Weil alle Siege dieſes Kaiſers gar keinen Bezug auf die Chriſtenheit, nicht einmal einen merklichen Einfluß auf ſie hatten, und eben ſo wenig trugen ſeine Siege zum Sturz des Heidenthums etwas bei; 2) waren auch dieſe Siege ſo vorübergehend, wie ein Strohfeuer, ſie ſind keineswegs ſo wichtig, daß ſie würdig wären, mit einem beſondern Siegel im Buch der göttlichen Rathſchlüße verſiegelt zu werden; 3) mußte nothwendig durch die würkliche Eröfnung eines ſolchen Siegels in der Natur, jeder wahre Chriſt die Enthüllung eines bisher verborgenen wichtigen Geheimniſſes erfahren und darüber belehrt werden; — das war aber bei **Trajan** keineswegs der Fall — ſeine Siege machten den Chriſten die Sache noch dunkler; und endlich 4) wie kann der heidniſche Eroberer, deſſen Kriege und Siege weiter keinen Grund hatten, als ſein Reich zu erweitern und ſeinen Ruhm zu verewigen, und der zu dem Ende viele Tauſend Menſchenſeelen für nichts und wieder nichts in die Ewigkeit ſchickte, im Himmel mit einer Siegeskrone belohnt werden? — Der Gedanke iſt ja empörend — das hieß ja dergleichen Kriege billigen! Uebrigens war **Trajan** ein guter Regent, und überhaupt ein edler Mann.

Chriſtus iſts, der hier zum Kampf auszieht, und auf einem weißen Pferd ſitzt. Das weiße Pferd iſt das Bild des Siegs, es mußte alſo gleich bei dem erſten Anblick den Seher tröſten. Es iſt bemerkenswerth, daß hier und bei den drei folgenden Siegeln immer des Pferds zuerſt gedacht wird — ich ſahe ein weiß, roth, ſchwarz, fahl, Pferd, und der, der drauf ſaß ꝛc — dieß geſchieht deswegen, weil das Pferd bezeichnet, wer der iſt, der drauf ſitzt. Das weiße Pferd iſt das Bild des Siegs, folglich der drauf ſitzt ein Sieger. Dieſer ins Feld rückende Held hatte einen Bogen! — Warum? Er kämpft ja mit dem Schwerdt ſeines Mundes, wie kommt er denn hier zum Bogen? — Das finden wir Jeſ. 49. V. 2. wo es heißt: **Und er hat meinen Mund zum ſcharfen Schwerdt gemacht** — (daher das Schwerdt ſeines Mundes) **und er hat mich zu einem ſauberen Pfeil geordnet, und mich in ſeinem Köcher verborgen.** Der Bogen, der dieſe Pfeile abdrückt, und die Pfeile ſelbſt, bedeuten in dieſer Beziehung Eins und das Nämliche; ſie ſind Waffen zum Vortheil der Religion; das Schwerdt würkt in der Nähe, Bogen und Pfeile in der Ferne; das Schwerdt verwundet auf der Auſſenſeite, wenn es zum Hieb gebraucht wird, der Pfeil fährt aber in die Ferne und durchbohrt das Herz.

Beſonders aber ſtelle hier der Bogen mit den Pfeilen die Ausbreitung der chriſtlichen Religion in der Ferne vor; denn in der ſo eben angeführten Stelle des **Jeſaias** bedeutet ſie die Predigt von der Wahrheit der Religion, eben ſo, wie hier: **Chriſtus** ziehe hier aus, um mit den Pfeilen des Glaubens den Aberglauben des Heidenthums zu bekämpfen, es iſt ein Kampf der Vernunft gegen die Unvernunft; man kann ihm die Worte des königlichen Dichters Pſ. 45. V. 4. 5. 6. zurufen: **Gürte dein Schwerdt an deine Hüfte, o Held! deine Majeſtät und deine Herrlichkeit. Und reite mit Vortheil auf dem Wort der Wahrheit, und auf der rechtfertigen Sanftmuth, ſo wird dich deine rechte Hand erſtaunliche Dinge lehren. Deine Pfeile ſind ſcharf, Völker ſollen vor dir niederfallen; ſie treffen ins Herz der Feinde des Königs.**

Dann wurde dieſem Helden, wie er ins Feld rückt, eine Siegeskrone gegeben; dieß geſchieht deswegen, weil er jezt bei dem Auszug ſchon Ueberwinder des Judenthums iſt, folglich eine Siegeskrone verdient hat, die Er auch den ganzen Krieg durch trägt, bis noch mehrere Kronen dazu kommen. Kap. 19. V. 12. Man kann auch annehmen, daß Er ſich dieſe Krone durch ſeine Ueberwindung des Todes errungen habe; indeſſen iſt doch der erſte Gedanke hier paſſender.

Er zieht als **Ueberwinder** aus, um zu **überwinden** — am Sieg iſt nicht zu zweifeln; — Er zieht mehr hin, zu überwinden, als zu kämpfen. Jetzt will Er die Pfeile brauchen zur Bekehrung der Völker; zur Bestrafung seiner Feinde aber, braucht Er dann das Schwerdt seines Mundes.

Ob nun dieses erste Siegel erfüllt worden, und in wie hohem Grad das geschehen sey? — das lasse man sich nur den berühmten **Gibbon** in seiner Geschichte der Abnahme und des Falls des römischen Reichs erzählen, und diesem Mann kann man gewiß glauben, wenn er etwas zum Vortheil der christlichen Religion sagt. Der Fortschritt der Bekehrung war erstaunlich und unbegreiflich. **Gottfried Arnold** hat in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie die Zeugnisse darüber gesammelt. Ja warlich! Er zog aus zu überwinden, und Er überwand: Erst stürzte Er den Aberglauben, und endlich alle heidnische Gottheiten vom Olymp herab. Er **selbst** kämpft nicht durch schwere Zorngerichte, das überläßt Er seinen drei Adjutanten, die nun auf Ihn folgen. — Er ist nicht gekommen, jemand unglücklich zu machen, selbst seine schrecklichsten und grimmigsten Feinde nicht, das überläßt Er denen, die den Auftrag dazu haben, das Schwerdt seines Mundes spricht das Urtheil, und dann giebts Ausführer dieser Urtheile; daran fehlte nicht.

3. Und da es das zweite Siegel eröfnete, hörte ich das zweite lebendige Wesen sagen Komm!

4. Un

4. Und es gieng ein anderes feuerrothes Pferd heraus, und dem, der darauf ſaß, wurde gegeben, den Frieden von der Erde zu nehmen, damit ſie ſich untereinander ſchlachteten, und es wurde ihm ein großes Schwerdt gegeben.

So wie der erſte Reuter weggeritten war, um nun ſein Geſchäfte zu beginnen, ſo eröfnete das Lamm auch das zweite Siegel; ſo wie das geſchehen war, ſo rief der zweite **Seraph**, der die Geſtalt des Kalbes hatte: Komm! — Man hat keinen Grund, zu beſtimmen, gegen welche Weltgegend jedes lebendige Weſen ſeinen Stand hatte; es iſt aber auch nicht nöthig, weil es zur Erklärung und zum beſſern Verſtand nichts beiträgt. **Johannes** war alſo auf die Seite gegangen, wo der Löwenſeraph ſtand, und hatte den Reuter auf dem weißen Pferd geſehen; jetzt rief ihm nun der Opferſeraph, zu welchem er auch hingieng; und nun ſahe er aus der geheimnisvollen, nunmehro entſiegelten Wolkenhülle ein feuerrothes Pferd hervorſchreiten.

Pferde bedeuten in der bibliſchen Bilderſprache Krieg; das weiße Pferd zielte auf den Kampf des Lichts mit der Finſternis; dieſes rothe aber bringt würklichen Krieg; dieſer Adjutant des großen Siegesfürſten unterſtützt ihn nun mit dem Schwerdt, er iſt der Engel des Kriegs; — aber er kämpft nicht ſelbſt, ſondern er leitet nur den Kampf der Menſchen zum Beſten des Reichs GOttes; denn es heißt: Ihm ſey gegeben worden, den Frieden von der Erden zu nehmen, aber keineswegs, die Menſchen an einander zu hetzen; das können ſie ſelbſt, wenn dieſer himmliſche Held ſeine Hand abzieht, und ihren Fürſten keine Gedanken des Friedens mehr ins Ohr liſpelt. Sein Schwerdt braucht er nur zum kommandiren und vertheidigen; die Menſchen ſchlachten ſich ſelbſt.

Dieſer Kriegsengel hat aber noch einen andern Zweck, worauf beſonders der Opferſeraph zielt; es ſollte im Umſturz des Heidenthums, oder des heidniſchen **Roms**, noch eine Menge Blutzeugen angeworben werden, deren Seelen wir im 9ten Vers unter dem Brandopferaltar wieder finden; feurige Verfolgungen ſollten die Chriſten prüfen und bewährt machen.

Die Erfüllung dieſes prophetiſchen Bildes iſt bekannt; man leſe nur **Gibbons** oben angeführtes Werk, ſo bleibt kein Zweifel mehr übrig. Bald nach dem Schreiben dieſer hohen Offenbarung, noch bei Lebzeiten **Johannis**, kam **Trajan** auf den Kaiſerthron; er eroberte vieles in den Morgenländern, aber bald nach ihm gieng auch alles wieder verlohren. Unter **Trajans** Regierung machte der Reuter auf dem weißen Pferd noch weit größere Eroberungen, ſeine Pfeile flogen in alle bekannte Länder, überall ſiegte die chriſtliche Religion; das, was das erſte Siegel verdeckt hatte, das konnte nun jedermann leſen: Nun kam aber auch der rothe Reuter dazu; denn von nun an gabs keinen dauerhaften Frieden mehr, er wurde

von

von der Erde weggenommen, und innere Bürgerkriege wechſelten mit den ausländiſchen immer ab; oft wüteten auch beide zugleich, und das ſo lange, bis endlich das Heidenthum auf immer beſiegt unterlag, und die chriſtliche Religion unter Conſtantin und ſeinen Nachfolgern herrſchend wurde. Zacharias ſahe auch einmal einen ſolchen rothen Reuter; der kann wohl der nämliche geweſen ſeyn. Zach. 1. V. 8.

5. Und als es das dritte Siegel eröfnete, hörte ich das dritte lebendige Weſen ſagen: Komm! — und ich ſahe, und ſiehe! ein ſchwarz Pferd, und der auf ihm ſaß, hatte eine Waage in der Hand.

6. Und ich hörte eine Stimme aus der Mitte der vier lebendigen Weſen her, die ſprach: Ein Määschen Waizen um einen Zehner, und drei Määschen Gerſte um einen Zehner, und Oel und Wein verletze nicht.

Auf dem Kriegsengel folgt nun der zweite Adjutant des großen Siegers, er reitet auf dem **ſchwarzen Hunger** — aber auch dieſer iſt kein Menſchenverderber, das kann kein Engel, der für Chriſtum kämpft; er hat eine Waage, womit er jedem ſo viel zuwiegt, als er für den Tag braucht. Es verſteht ſich aber auch von ſelbſt, daß man ſich an dieſen Joſeph wenden muß, wenn man Brod haben, und nicht Hungers ſterben will.

Johan-

Johannes mußte alſo noch ein Viertel des Zirkels, in dem die Aelteſten ſaßen, umgehen, als ihm der Menſchenſeraph zurief: Komm! — er gieng, und ſahe nun aus dem ewigen Dunkel auch dieſen Jammerboten hervortraben. Warum ihn der Seraph mit dem Menſchengeſicht hieher rufe, das ſcheint deswegen zu geſchehen, weil Menſchenverſtand zum Darwägen des Brodes gehört, um die Vertheilung täglich ſo zu machen, daß es denen, die GOtt vertrauen, auch in der ſchrecklichſten Theurung und Hungersnoth nie mangeln kann.

Es iſt artig, daß hier gleichſam eine ordentliche Brodtaxe von der göttlichen Polizey publizirt wird: Alle vier **Seraphim**, die Repräſentanten der ganzen Natur, üben dieſe Polizey aus. — Beherzigt dieß, liebe Leſer! es iſt auſſerordentlich merkwürdig! — Alles, Alles, die ganze Schöpfung trägt zur Führung der Vorſehung mit bei, wer ihr nur feſt vertraut, und ſich immer an ſie wendet, der findet auch in der ſchrecklichſten Theurung und Hungersnoth täglich ſein Määschen Waizen, oder ſeine drei Määschen Gerſte, je nachdem es noth thut.

. Dieſe Brodtaxe iſt ſo eingerichtet, daß jeder Taglöhner für das, was er des Tages über verdient, ſo viel Brod bekommen kann, als er braucht. Aus Matth. 20. erhellet, daß die Münze, welche ich hier Zehner überſetzte, und in der Grundſprache denarion heißt, den gewöhnlichen Tagelohn eines Arbeiters ausmachte, und eben ſo iſt der choinix Waizen,

zen, oder drei choinix Gerſte ein Maaß, womit man einen Tag ordentlich auskommen kann.

Dieſe Stelle hat den Auslegern viel zu ſchaffen gemacht, weil ſie eben keine ſonderliche Theuerung darinnen finden; und doch ſoll das Bild eine ſolche Hungersnoth bedeuten, die das heidniſch-römiſche Reich zu Grund richten half. Das ganze Verſehen liegt eben darinnen, daß man den Engel ſelbſt für den Bewürker des Hungers anſieht, welches doch nicht der Fall iſt, die Pferde ſind hier die Hauptbilder, denn es heißt immer, ich ſahe ein weiß, roth, ſchwarz Pferd. Der Reuter ſelbſt ſchützt die Frommen für dem Hunger durch ſeine Waage, wie ſein Vorfahrer durch das Schwerdt vor dem Krieg.

Auch die Worte, Oel und Wein verletze nicht, werden mißverſtanden; ſie ſollen ſo viel heißen: Gieb acht, daß den Oelbäumen und den Weinſtöcken kein Schaden zugefügt werde, damit man doch das Alles, was ſie in der langen Theurung nur tragen können, erhalten möge.

Die Erfüllung dieſes prophetiſchen Bildes iſt erſtaunlich — und bis zur höchſten Evidenz überzeugend: Nachdem der Krieg in der heidniſch-römiſchen Monarchie bei anderthalb hundert Jahren abwechſelnd gewüthet hatte, und es mit dem Luxus und der Verſchwendung der Römer aufs höchſte gekommen war; ſo fanden ſich auch die barbariſchen Völkerhorden, beſonders die Gothen aus dem Norden ein, und überzogen

zogen das römiſche Reich mit Krieg. Zu dem unaufhörlichen Blutvergießen und der unglaublichen Verſchwendung der Vornehmen und Reichen, die mit den ſchrecklichſten Blutſaugereien und Unterdrückungen des Volks verpaart giengen, geſellte ſich nun die grauſamſte und allgemeinſte Hungersnoth, die durch das ganze Reich wüthete, und ſeine Macht ausſerordentlich ſchwächte. Ueberſchwemmungen, Erdbeben, ungewöhnliche Luftzeichen, unnatürliche Finſterniſſe, und eine Menge erdichteter oder vergrößerter Wunder, ſagt Gibbon, hätten die Geſchichte dieſer dunkeln Periode verziert; dieſe ſind aber allemal die Symptome der vor den nahen Gerichten ſchaudernden Natur, oder auch wohl die Urſachen derſelben.

Der weiße Reuter kam alſo zuerſt, nur um zu ſiegen, ſein Bogen fehlte nie. Das Licht überwand die Finſternis allenthalben. Ihm folgte bald **der rothe Reuter**; des Kriegens, Blutvergießens, und mit unter des Hinrichtens und Marterns der Chriſten war kein Ziel und kein Ende. Nun geſellte ſich Anno 248 **der ſchwarze Reuter** noch dazu, durchs ganze Reich und die angränzenden Länder ſturben Tauſende für Hunger, und es fehlte zur Vollendung der göttlichen Gerichte über das Heidenthum weiter nichts, als die Peſt; dieſe blieb aber auch nicht aus, wie nun die Erklärung der folgenden zween Verſe zeigen wird.

7. Und als es das vierte Siegel eröfnete, hörte ich das vierte Thier ſagen: Komm!

8. Und

8. Und ich ſahe, und ſiehe, ein fahles Pferd, und der auf ihm ſaß, dem kam der Name Tod zu, und der Todtenbehälter folgte mit ihm. Und es wurde ihm Macht gegeben, über den vierten Theil der Erden, mit Schwerdt, Hunger und Tod, und durch die Thiere der Erden zu töden.

Nun war der Adlerſeraph noch übrig; dieſer macht überall den Schluß — er eilt zum Ziel, es mag zum guten oder zum ſchlimmen Ende gehen. Als daher das Lamm das vierte Siegel geöfnet hatte, ſo rief auch dieſer, komm! und Johannes durchwanderte das letzte Viertel des Kreiſes um den Thron her, ſo daß er nun wieder an den Ort ſtand, wo er geſtanden hatte, als ihm der erſte Seraph rief.

Hier ſahe er nun aus dem ewigen Dunkel ein fahles, eigentlich ein bleichgrünes, grün und gelbes Pferd hervorſchreiten, dieſes bedeutet Peſt und anſteckende Seuchen aller Art, und ſein Reuter heißt Tod — dieſer iſt der Engel des Todes, der auch dereinſt ſeine Unterthanen hergeben muß. Kap. 20. V. 13. Er iſt der Nachrichter des gefallenen menſchlichen Geſchlechts, und weil er mit ſeinem Gefängnis, dem Hades, in den Feuerſee geworfen wird, Kap. 20. V. 14. ſo muß er auch dort wohl noch ſein Amt fortſetzen; er gehört alſo zu den böſen Weſen. Es kann aber auch einen guten Todesengel geben; wiewohl wir keinen Grund haben, dieß um des Reuters

ters willen anzunehmen; denn der Drache war ja noch ſelbſt im Himmel, nach Kap. 12. V. 7. 8. 9.

Dieſer Reuter hat ſeinen Kerker bei ſich. Ich verſtehe unter dieſem Todenbehälter, Hades, nicht das Grab; denn dieß iſt eigentlich nur die Ruheſtätte des Körpers, ſondern den Ort des Schweigens, die öde Geiſterwüſte, wo die Seelen, welche noch nicht ſo bald ihr Urtheil empfangen können, aufbewahrt werden, bis ſie zu ihrer Beſtimmung reif ſind. Dieſer Hades iſt die Vorburg des Himmels und der Hölle. Unter welcher Geſtalt Johannes dieſen Traumort geſehen, das ſagt er nicht, daher können wir es auch nicht wiſſen, es iſt aber auch nicht nöthig, weil es zur Einſicht in die Weiſſagung gar nichts beiträgt.

Dieſer Thanatos — ein furchtbarer Reuter, bekommt Gewalt über den vierten Theil der Erden; vermuthlich geht dieß auf die Menſchenzahl im römiſchen Reich; er ſoll alle in ſeinen Hades ſammeln, die durchs Schwerdt, Hunger und wilde Thiere umkommen, ausgenommen die Blutzeugen, die um Chriſti willen ſterben, dieſe kommen unter den Brandopferaltar im Himmel, nach V. 9. dann aber hat er auch noch den beſondern Auftrag ſelbſt, durch Seuchen diejenigen zu tödten, die ihm angewieſen werden, und ſie in ſeinem Kerker bis zum Gericht aufzubewahren. Dieſer Reuter macht alſo den Beſchluß in den Gerichten über das Heidenthum in dieſer ſichtbaren oder ſinnlichen Welt; was ferner in der Geiſterwelt vorgeht, das ſagt uns die Eröfnung der folgenden zwei Siegel.

Auch dieſes Bild iſt ſo genau erfüllt worden, daß gar kein Zweifel gegen meine Erklärung aufſteigen kann: Gibbon erzählt, daß ſich zu der im Jahr 248 entſtandenen Hungersnoth zwei Jahre ſpäter, nämlich Anno 250 eine wütende Peſt geſellet habe; dieſe währte bis 265, und raſete in jeder Provinz, jeder Stadt und in jeder Familie des römiſchen Reichs ununterbrochen fort; es gab Zeiten, wo nach dem mittlern Durchſchnitt täglich nur allein in der Stadt Rom fünf tauſend Menſchen ſturben. Wenn wir nun auch mit dieſem äuſſerſt glaubwürdigen Schriftſteller eben nicht annehmen wollen, daß ungefehr die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts im römiſchen Gebiet durch Schwerdt, Hunger, Peſt und wilde Thiere umgekommen, ſo beweißt dieß alles doch ſo viel, daß es hier in der hohen Offenbarung keine poetiſche Floskel iſt, wenn es heißt, dem Todesreuter ſey über den vierten Theil der Erden, das iſt, des römiſchen Reichs, Gewalt gegeben worden. Der vierte Theil der Unterthanen deſſelben iſt alſo gewiß aufgerieben worden.

Dieſe vier Reuter würkten nun fort, bis zwiſchen dem Jahr 324 und 800 das Chriſtenthum über das Heidenthum nach und nach den Sieg erhielt.

Dieſe Erklärung der vier Reuter dünkt mir ſo richtig und ſo ungezwungen zu ſeyn, daß nichts dagegen eingewendet werden könne; die Nachfolger des

würdi-

würdigen Bengels mögen wohl wegen dem Chronus eine Schwierigkeit dabei finden, allein auch dieſe läßt ſich leicht heben, ohne dem vortreflichen Syſtem der prophetiſchen Zeitbeſtimmung des verklärten Prälaten nahe zu treten.

Man muß nur nicht zu pedantiſch am Buchſtaben und an den Ausfüllungswörtern hangen, ſondern nur immer dem geſunden Menſchenverſtand und den Parallelſtellen Gehör geben, wenn man die Schriften der heiligen, vom Geiſt GOttes erleuchteten, aber keinesweges gelehrten Männer erklären will.

9. Und als es das fünfte Siegel öfnete, ſahe ich unter dem Brandopfersaltar die Seelen derer, welche um des Worts GOttes, und um des Zeugniſſes willen, welches ſie gehabt hatten, waren hingeopfert worden.

10. Und ſie ſchryen mit großer Stimme und ſprachen: Wie lange, HErr! Du Heiliger und Wahrhaftiger! richteſt und rächeſt Du nicht unſer Blut an denen, die auf Erden wohnen?

Ich habe ſchon erinnert, daß die vier erſten Siegel, wo die vier Seraphim und die vier Reuter würkſam waren, ſich auf das Gericht GOttes über das Heidenthum, oder auf den erſten Kampf des Lichts gegen die Finſternis, und zwar in ſo fern, als die Ausführung auf der Erden in die Sinnen fiel, beziehen. Jeder aufmerkſame Beobachter der Wege

GOttes

GOttes konnte nun ſchon ſehen, wo es hinaus wollte, und daß die chriſtliche Religion ſiegen würde; allein die Siege in dieſer Welt beweiſen noch nicht, daß darum die Parthie auch immer ſiegen, und endlich auf immer das Feld behalten werde. Darüber ſollten nun die zwei folgenden Siegel den Aufſchluß geben. Das fünfte ſollte das Schickſal der Märtirer entſcheiden, und das ſechſte das jüngſte Gericht über die Heiden bekannt machen: Denn weil dieſe beiden fürchterlichen Aktus in der Geiſterwelt ausgeführt wurden, ſo ſollten ſie den treuen Verehrern JEſu durch dieſes Manifeſt bekannt gemacht werden; um ihnen dadurch zu verſichern, daß ſie vom Heidenthum in Ewigkeit nichts mehr zu befürchten haben würden; dann aber auch, um ihre Begriffe über den Zuſtand der Blutzeugen nach dieſem Leben zu berichtigen.

Das Lamm ſetzte die angefangene Enthüllung der göttlichen Geheimniſſe durch Erbrechung des fünften Siegels fort; und nun ſchwand die Wolkenhülle, die bisher den Brandopferaltar vor dem himmliſchen Tempel verdeckt hatte, hinweg. Daß ich hier nicht den goldnen Rauchaltar vor dem Thron Kap. 8. V. 3. ſondern den Brandopferaltar unterſtelle, hat einen doppelten Grund: Denn erſtlich dient jener zum Räuchern, das iſt, die Gebethe der Heiligen vor den HErrn zu bringen. Dieſer Brandopferaltar aber wurde gebraucht, um die geſchlachteten Thiere darauf zu verbrennen; hier im Himmel iſt er nur dazu beſtimmt, das Kreuz und die Leiden der Chriſten dem auf-

aufzuopfern, der auch für ſie gelitten hat und geſtorben iſt; hieher gehört alſo auch das große Opfer derer, die ihr Leben für Chriſtum hingegeben haben. Und zweitens hatte auch der jüdiſche Brandopfersaltar, 2 B. Moſ. 27. der nach dem Muſter dieſes himmliſchen gemacht worden, Kap. 25. V. 40. und Kap. 27. V. 8. unten herum ein Gitterwerk, das ihn weitläuftig umgab, innerhalb welchen alſo der heilige Seher die Märtirer ſahe, der Rauchaltar aber hatte keinen Raum dazu.

Bei den Seelen unter dem Altar muß man ſich keine andere denken, als ſolche, die weiter nichts im Reich GOttes geleiſtet, als daß ſie den Martertod gelitten hatten; denn wären ſie auſſerdem auch vorzügliche Menſchen geweſen, ſo würden ſie ſchon zu andern Zwecken gebraucht worden ſeyn, da das aber nicht der Fall war, ſo wurden ſie hier in einem ruhigen ſichern Zuſtand aufbewahrt, und nach und nach auf die Zukunft zubereitet. Ihr endliches Schickſal finden wir Kap. 20. V. 4.

Dieſe Seelen nun hörte Johannes mit groſſer Stimme rufen: Wie lange ſoll's denn währen, HErr! Du Heiliger! — Der du kein Unrecht dulden kannſt! — Du Wahrhaftiger! Der du uns den Sieg verheißen und zugeſagt haſt, daß wir mit dir regieren ſollen — wie lange ſolls währen, bis du dieſe Verheißungen erfülleſt, und das große allgemeine Gericht über die ſündhafte Welt ergehen läßeſt? — Du richteſt fort und fort, und es wird doch kein

Ende,

Ende, wenn ein Feind beſiegt iſt, ſo ſteht wieder ein anderer auf, und ſo wird dann doch durch einen allgemeinen Sieg deiner Wahrheit und deines Lichts über Aberglauben, Lügen und Finſternis unſer Blut, das wir doch für dich und deine Wahrheit vergoſſen haben, nicht gerochen, ja es ſcheint, als wenn wir umſonſt gelitten hätten.

Obgleich dieſe Scene in der unſichtbaren Welt vorgieng, ſo mußte ſie doch ihren Grund auf der Erden in der ſichtbaren Kirche Chriſti haben, ſonſt wäre ja die Eröfnung dieſes fünften Siegels fruchtlos geweſen, niemand wäre dadurch belehrt worden. Die Sache verhält ſich folgender geſtalt:

Als nun **Conſtantin** der Große die chriſtliche Religion annahm, dieſe alſo herrſchend wurde, ſo wurde zwar dem Heidenthum dadurch der Todesſtoß gegeben, aber ſeine Zuckungen dauerten doch noch lange, und in dieſen wurde noch mancher Chriſt erdrückt und aufgeopfert. Dazu kamen aber noch andere Umſtände, die dem wahren Chriſten das Ziel verrückten. Man glaubte nun allgemein, jetzt würde das verſprochene herrliche Reich Chriſti angehen, die glückſeeligen tauſend Jahre würden nun eintretten, und alles ein Hirt und eine Heerde werden, allein weit gefehlt! — Im Gegentheil: Das Chriſtenthum fieng allmälich an, ein neues Heidenthum zu werden; gar oft wurden die Rechtſchaffenen verketzert und grauſam verfolgt; die **Arianiſchen** Greuel begonnen, und ihre Anhänger marterten die rechtglaubigen Chriſten trotz den Heiden. Dazu kamen nun die Einfälle grauſamer, barbariſcher und heidniſcher Völker, die de abendländiſchen, und die Sarazenen, welche den morgenländiſchen Theil des römiſchen Reichs verheerten Rom ſelbſt wurde endlich erobert, und es wurde ganz neue Königreiche gegründet, und ob gleich verſchiedene dieſer Völker und ihre Regenten die chriſtliche Religion annahmen, ſo war das doch nur blos ein Veränderung des Namens; der Aberglauben, di Barbarei und der rohe Sinn blieben, und verſchiedene ſchlugen ſich noch auſſerdem zur arianiſchen Parthei, ſo daß es das Anſehen hatte, als wenn der letzt Betrug noch ärger werden würde, als der erſte, beſonders als man ſahe, daß ſich zu Rom eine neue, dem wahren Chriſtenthum und der politiſchen Staatenverfaſſung höchſt gefährliche geiſtliche Macht gründete. Daher ſchienen nun alle Erwartungen de wahren Anhänger JEſu abermals getäuſcht zu werden; allgemeines Flehen und Seufzen der Gläubigen ſtieg zu GOttes Thron empor, und wem konnte dieſe ſtarke Stimme beſſer in den Mund gelegt, wer konnte beſſer zu Boten dieſer Stimme gebraucht werden, als dieſe Blutzeugen? Die Antwort und Entwicklung dieſes Geheimniſſes folgt in dem folgenden Vers:

11. **Und es wurde einem jeden von ihnen ein weißer Rock gegeben, und es wurde ihnen geſagt, daß ſie noch eine beſtimmte Zeit ruhen möchten, bis auch ihre Mitknechte und Brüder vollendet würden, die eben ſo wie ſie zukünftig hingerichtet werden ſollten.**

In dieſem Vers liegt der ganze Aufſchluß der ſo dunkeln Klage der Blutzeugen; die Antwort, die ihnen gegeben wird, beweiſt, daß ſie ſich darüber grämten, daß es mit dem Anbruch des Reichs GOttes, in welchem ſie belohnt werden ſollten, ſo lang dauere — und dieſe Klage war Stimme aller wahren Verehrer JEſu. Hier wird ihnen nun der Knoten gelöſt: Erſt bekommt jeder eine weiße Stola, ein Kleid, das zum Prieſterſtand gehört; ſie werden alſo einen Grad höher gefördert, und von nun an gebraucht, vermuthlich auch, um Gebete der Heiligen vor GOtt zu bringen. Wahrſcheinlich liegt die Bedeutung dieſer weißen Kleider darinnen, daß man den Märtirern zu Ehren Gedächtnisfeſte ſtiftete, ſie zu Kirchenpatronen machte, ihre erbauliche Lebensgeſchichten aufſchrieb, mit Nutzen laß, und Betrachtungen darüber anſtellte. Nichts muntert mehr zum heiligen chriſtlichen Wandel auf, als die Beiſpiele gottesfürchtiger Menſchen.

Die Gemeinde des HErrn auf Erden machte alſo die Märtirer zu Kandidaten des himmliſchen Prieſterthums, und dieß wurde auch genehmigt; hätte ſich nur nicht wieder heidniſche Verehrung und Götzendienſt, Aberglauben und Unſinn, und beſonders abſcheuliche Simonie der Hierarchie mit dazu gemiſcht; ſo hätten alle jene Denkmale unſerer vollendeten verklärten Brüder ſehr nützlich werden können.

Wenn ich zum Beiſpiel auf meinem Spaziergang in einer angenehmen Einöde eine Kapelle fände, in welcher das Bild des ſeligen **Policarp** oder ſonſt eines großen Blutzeugen ſtünde, könnte mir das nicht erbaulicher ſeyn, als ein **vatikaniſcher Apoll**, ein **Herkules Farneſianus**, oder ſonſt ein Phantom dieſes Schlages? — aber der Mißbrauch dieſes ſo edlen Erbauungsmittels hat es nun mit dem Bann belegt.

Hernach wird ihnen geſagt: Es würden ſich in dem Kirchen **Chriſti** ſelbſt noch Mächte, noch Gewaltthiere, gegen das Reich des Lichts erheben, und ſeinen Anbruch aufhalten; dieſe würden noch weit mehrere ihrer Brüder nach der geiſtlichen Geburt, und ihrer Mitknechte im Weinberg des HErrn, um der Wahrheit willen hinrichten; und dieſe hätten ebenfalls Anſpruch an die nämlichen Vorzüge und Beförderungen im Reich GOttes, wie ſie; ehe und bevor nun dieſe neuen Feinde bekämpft und überwunden wären, könne das Reich des HErrn auf Erden nicht ſtatt finden, daher müßten ſie noch **eine beſtimmte Zeit** ruhen, bis ihre Zahl voll wäre.

Dieſe **beſtimmte Zeit** heißt im griechiſchen Grundtext **Chronos**, und hier kommen wir an eine Stelle, wo wir zuerſt Anlaß finden, von der äuſſerſt merkwürdigen prophetiſchen Zeitrechnung des ſeligen **Bengels** Gebrauch zu machen. Dieſe Zeitrechnung legitimirt und bewahrheitet ſich immer mehr, und ſie hat mehr Gründe der Wahrheit für ſich, als je eine prophetiſche Auflöſung gehabt hat, folglich können wir ihr einſtweilen, aber ja in Abhängigkeit von dem HErrn und ſeinem Wort, Glauben zuſtellen;

len; da ſie aber doch immer noch irren, wenigſtens in einigen Stücken nicht zutreffen könnte, ſo müſſen wir uns nicht zu feſt daran halten, damit wir, wenn irgends etwas anders käme, am Glauben nicht Schifbruch leiden mögen.

Das Wort Chronos bedeutet einen gewiſſen beſtimmten Zeitraum, der aber nicht durch Zahlen, ſondern durch **Thatſachen der Geſchichte** beſtimmt iſt: Z. B. Der Zeitraum vom Anfang eines Reichs bis zu ſeinem Ende macht ſeinen Chronos aus; das franzöſiſche Königthum fieng mit **Klodwig** dem Erſten an, und hörte mit **Ludwig** dem Sechzehnten auf. Dieſer Chronos iſt alſo 1300 Jahr lang, dahingegen der Chronos der Schweizer- und Holländiſchen Republicken, wenn ſie ſich nicht wieder vom franzöſiſchen Joch loßmachen, nur wenige Jahrhundert lang iſt. Hiemit will ich nur ſo viel ſagen, daß die Griechen mit dem Wort **Chronos** nie den Begrif einer beſtimmten Zahl verbanden, ſondern nur einen Zeitraum darunter verſtanden, in welchem gewiſſe Dinge geſchehen und vollendet werden ſollen. Wenn man einem Griechen geſagt hätte: Dieß oder jenes wird einen Chronos lang währen, ſo würde er nichts dabei haben denken können, ſagte man ihm aber: Der Chronos dieſes oder jenes Kriegs dauerte ſo und ſo viel Jahre, ſo verſtand er, was man ſagte. Hieraus iſt nun klar, daß die Länge des apokalyptiſchen Chronos nicht im Begrif des Wortes ſelbſt geſucht werden mußte, ſondern in andern durch Zahlen beſtimmten Zeiten, die mit ihm parallel laufen. Aber eben hieraus erhellet auch, daß die Bengeliſche Länge eines ſolchen Chronos bloße Vermuthung ſey, die aber doch den höchſten Grad der Wahrſcheinlichkeit hat. Sie beträgt 1111 $\frac{1}{9}$ ordentliche gemeine Jahre. Siehe die Einleitung.

Merkwürdig iſt es, was der HErr an die Gemeine zu **Thyatira** ſchreibt: (ſ. oben Kap. 2. V. 21.) **Ich habe ihr (der Jeſabel) eine beſtimmte Zeit (Chronon) gegeben, um ihre Geſinnung zu ändern.** Da nun **Bengel** die ſieben Briefe nicht für prophetiſch, ſondern blos für Ermahnungen hält, die nur jene **aſiatiſche** Gemeinden angiengen, ſo bekommt auch nach ihm der Chronus, welcher der **Jeſabel** gegeben wird, keine weitere Bedeutung, als daß er eine gewiſſe Gnadenfriſt vorſtelle, die zur Bekehrung dieſer **würklichen** Perſon geſtattet wird, und alſo nur wenige Jahre enthalten kann: Nehmen wir aber meine Erklärung an, ſo bedeutet die Gemeinde zu **Thyatira** die **Waldenſer, Albigenſer, böhmiſche und mähriſche Brüder**; folglich iſt dann dieſe **Jeſabel** die ausartende römiſche Kirche und Hierarchie, die eigentliche **babyloniſche Hure**; Kap. 17. auf dieſe paßt dann auch der Chronus, der ihr zur Bekehrung angewieſen wird, ſehr genau, wie ich nun ferner beweiſen werde.

Der apokalyptiſche Chronus enthält nach Bengel, wie geſagt, 1111 Jahre und etwas drüber. Nun werden wir zu ſeiner Zeit finden, daß alle apokalyptiſche Zahlen und Zeitläufte zwiſchen 1800 und

1836 ablaufen; dieſe letztere Jahrzahl enthält alſo nach dem Bengelſchen Syſtem den weitſten Termin, wo der große letzte Kampf ausgekämpft und das herrliche Reich Chriſti auf Erden im Anbruch iſt; dann ſind erſt die Blutzeugen gerächt, Kap. 18. V. 20. 24. Kap. 19. V. 2. und Kap. 20. V. 4. und dann erſt kann man ſagen, daß ihre Mitknechte und Brüder vollendet ſeyen, die auch noch hingerichtet werden ſollten, wie ſie.

Der verklärte Bengel und ſeine Nachfolger ſetzen die Jahre 1208 und 1209 als merkwürdig an, weil in denſelben die Verfolgungen der Chriſten durch die Päbſte und ihre neu geſtiftete Bettelorden aufs neue angefangen hätten: Allein das dürfen wir doch nicht annehmen; denn es folgen zwo Unrichtigkeiten daraus: Erſtlich kann man ja nicht ſagen, **daß die Mitknechte und Brüder der Blutzeugen alle vollendet und hingerichtet ſeyen, wenn dieſe Hinrichtung erſt anfängt** — ſondern dieſe Vollendung findet erſt ſtatt, wenn der Feind völlig beſiegt, und das Reich GOttes auf Erden im Anbruch iſt; folglich muß der Zeitraum von 1800 bis 1836 angenommen werden; und zweitens ſollen die Blutzeugen ſo lange ruhen, bis ihre Mitbrüder noch hinzugekommen und vollendet ſind, und dann erſt ſollen ſie alle zuſammen mit Chriſto tauſend Jahre leben und regieren, Kap. 20. V. 4. — eher nicht; alſo nicht ſchon 1208 oder 1209. Hiezu kommt aber noch eine Unbequemlichkeit: Nimmt man

dieſe

dieſe leztern Jahre als den Zeitpunkt der Vollendung des Chronus an, der den Märtirern zur Ruhe angewieſen wurde, ſo fällt die Zeit ihres Rufens in die Jahre 97 und 98, das iſt, in die Jahre, wo Johannes die Offenbarung ſchrieb; da aber nun die allgemeine Sehnſucht der Chriſten zu Ende des erſten Jahrhunderts durch die Schwierigkeit, daß niemand die ſieben Siegel brechen konnte, und durch das Weinen des Johannes ſchon vorgeſtellet worden, beſonders aber, da ſchon die vier erſten Siegel geöfnet ſind, folglich ſchon ein ziemlicher Theil der Erfüllung dieſer Weiſſagung vergangen ſeyn muß, ehe der Zeitpunkt des Rufens der Seelen unter dem Altar angenommen werden kann und muß, ſo kann dieſer Zeitpunkt nirgends anders, als in die folgenden Jahrhunderte verſezt werden.

Es iſt ja aber auch nichts natürlicher, als daß man die Vollendung des großen Kampfs, oder den Anbruch des Reichs GOttes zum Ziel annimmt, weil dann alle Blutzeugen vollendet ſind, folglich den Zeitraum von 1800 bis 1836: Hievon zieht man dann die 1111 Jahre ab, ſo fällt die Zeit des Rufens der Seelen unter dem Altar in die Jahre zwiſchen 689 und 725 und nun leſe man nur die geiſt- und weltliche Geſchichte dieſer Zeit, ſo wird man finden, daß es weder vorher noch nachher einen Zeitpunkt gegeben habe, in welchem, nach meinen obigen gegründeten Vorausſetzungen, dieſes Rufen treffender angenommen werden könnte; denn damals fieng in Rom das

Weib

Weib Jeſabel an recht känntlich zu werden, das Chriſtenthum wurde gleichſam ein neues Heidenthum, und die Sarazenen drohten alles zu verſchlingen; da rief gewiß jeder Chriſt aus der Tiefe zu GOtt empor: HErr wie lange richteſt Du? — Will denn der Jammer gar kein Ende nehmen? — u. ſ. w. Hier fängt alſo der Chronus der Jeſabel, der ihr zum Bußethun gegeben wird, an, und eben ſo beginnt hier auch der Ruhechronus der Seelen unter dem Altar; denn beide ſind im Grund eins, und können nicht getrennt werden.

Dieſes fünfte Siegel gab alſo den Chriſten im Anfang des achten Jahrhunderts einen Wink zur Beruhigung; ſie ſollten nur Gedult haben; wenn die Zahl der Blutzeugen vollendet wäre, der Kampf ausgekämpft ſey, ſo werde es beſſer werden, dieſes ſetzte das ſechſte Siegel nun vollends auſſer allen Zweifel.

12. **Und ich ſahe, wie es das ſechſte Siegel eröfnete; und es entſtand ein großes Erdbeben, und die Sonne ward ſchwarz, wie ein häärener Sack, und der Mond ward wie Blut.**

13. **Und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde, ſo wie ein Feigenbaum ſeine unreife Feigen abwirft, wenn er von einem ſtarken Wind erſchüttert wird.**

14. **Und der Himmel wurde weggeſchaft, wie ein zuſammengerolltes Buch, und jeder Berg und Inſel wurde aus ſeinem Ort bewegt.**

Hier ſehen wir eine der heiligen Schrift ganz geläufige, ſinnbildliche Vorſtellung eines letzten vollendenden, oder Schlußgerichts über ein Volk, Königreich oder Nation; nach dieſem Gericht iſt in Ewigkeit kein Wiederaufkommen mehr zu gewarten. Man muß ſich bei dieſem ſechsten Siegel ja das große allgemeine oder jüngſte Gericht nicht denken, welches doch ſo leicht geſchieht, erſtlich weil **Chriſtus** ſich bei der Beſchreibung des Endes der Welt ähnlicher Bilder bedient, und zweitens, weil man dieſe Bilder zu wörtlich nimmt, und ſich eine würkliche Zerrüttung des Himmels und Aufhörens der Sonne, des Monds und der Sterne dabei denkt; ſondern dieſe prophetiſche, ſehr lebhafte Schilderung iſt lauter Bibelſprache, deren ſich die Propheten des alten Teſtaments, auch bei Partikulargerichten über einzelne Völker und Staaten, und ſo auch **Chriſtus** in ſeiner Weiſſagung und Ankündigung des letzten allgemeinen Gerichts bedienten, daher kann hier kein anderes jüngſtes Gericht verſtanden und angenommen werden, als dasjenige, welches über das heidniſche Rom und überhaupt über das ganze kultivirte und die Welt beherrſchende Heidenthum aus der unſichtbaren Welt her verhängt wurde; in der ſichtbaren fieng dieß Gericht unter **Konſtantin dem Großen** ſchon an, aber gänzlich vollendet und ausgeführt wurde es im achten und neunten Jahrhundert durch **Karl den Großen** und die **Sarazenen**; dieſe letzteren haben dem Heidenthum, im öſtlichen Aſien beſonders, den Herzensſtoß gegeben. Seitdem hat es ſich nur noch in den äuſ-

ſerſten

ſerſten Winkeln der Erde, in China und Japan, bei einzelnen Völkerſtämmen und unter den wilden Nationen, wiewohl nur in halber Ohnmacht erhalten, bis es endlich mit den andern Feinden der Wahrheit gänzlich von der Erde verſchwinden wird.

Das Erſte, was Johannes nach Eröfnung des ſechsten Siegels ſahe, war ein **Erdbeben, die Sonne ward ſchwarzbraun, oder ganz verfinſtert,** und **der Mond verdunkelte ſich auch, und wurde wie Blut.** Eines ähnlichen Bildes bedient ſich Jeſajas, wenn er das letzte Gericht über das ehemalige Babel verkündigt. Im 13ten Kap. V. 13. ſagt er: **Darum will ich den Himmel berühren, und die Erde ſoll von ihrer Stelle bewegt werden;** und vorher im 10ten Vers: **Denn die Sterne des Himmels und ſein Orion ſollen ihr Licht nicht ſchimmern laſſen, die Sonne ſoll verfinſtert werden im Aufgehen, und der Mond wird ſein Licht nicht ſcheinen laſſen.** Daß hier der Prophet ans jüngſte Gericht nicht denke, ſondern nur vom Gericht über Babel weiſſage, das zeigt der ganze Inhalt des Kapitels. Joel bedient ſich eben ſo ſtarker Ausdrücke bei einem beſondern Gericht über das jüdiſche Volk, Kap. 2. V. 10. und wenn Ezechiel den Untergang Pharaons verkündigt, ſo drückt er ſich Kap. 32. V. 7. 8. alſo aus: **Und wenn ich dich auslöſche, ſo werde ich den Himmel bedecken, und ſeine Sterne ſchwarz machen. Ich werde die Sonne mit Wolken bedecken, und der Mond ſoll ſein Licht nicht leuchten laſſen. Alle glän-**

glänzende Lichter am Himmel werde ich um deinetwillen ſchwärzen, und ich werde eine Finſterniß über dein Land bringen, ſpricht der HErr Zebaoth.

Hieraus ſieht man nun deutlich, daß dieſe Redensarten in der heiligen Schrift keinesweges das jüngſte Gericht **ausſchließlich**, ſondern überhaupt jedes letzte Volksgericht bedeuten, und daß dabei eben ſo wenig an eine **würkliche** phyſiſche Verdunkelung oder Zerſtörung jener glänzenden Himmelskörper gedacht werden dürfe.

Die Bedeutung dieſer majeſtätiſchen Bilderſprache iſt zweifach: Im erſten gemeinen und leicht verſtändlichen Sinn will ſie ſo viel ſagen: **Ich will dich von der Erde vertilgen, Sonne, Mond und Sterne ſollen für dich gar nicht mehr da ſeyn.** In einem zweiten höhern und würklichen Bibelſinn aber, ſtellt **die Erde** das Land, die ökonomiſche Verfaſſung eines Volkes, ſeine bürgerliche geſellſchaftliche Einrichtung, Vermögen und die Art es zu benutzen vor; **Erdbeben** bedeutet alſo Unſicherheit der Heimath, des Wohnens und des Vermögens, Unruhe allenthalben; die Menſchen finden keinen ſichern Aufenthalt mehr, ſie wiſſen nicht, wohin ſie fliehen ſollen. Die **Sonne** bedeutet die Religion, oder auch die Quelle derſelb[illegible], die Gottheit, ihre Lehre, Offenbarung und ihre Mythologie; wenn alſo von dem Gericht einer heidniſchen Nation geredet wird, ſo ſtellt die Verdunklung der Sonne eine gänzliche Zerſtörung ihrer

ihrer Religion und der Quelle derſelben, den Umſturz ihrer Gottheiten vor. Der **Mond** iſt das Bild der Vernunftweisheit, der Philoſophie und geiſtigen Kultur eines Volks, daher bedeutet ſeine Verdunklung ein gänzliches Verſinken in die äuſſerſte Barbarei, und die **Sterne** ſind alsdann Bilder der Lehrer und Vorſteher in Kirchen und Religionsſachen; die Vorſteher der ſieben Gemeinden in **Kleinaſien** waren ja Sterne in der Hand des HErrn, und die viele zur Gerechtigkeit gebracht haben, die Bekehrer zur wahren Religion ſollen leuchten wie die Sterne immer und ewiglich. Dan. 12. V. 48. Dieſe Sterne nun ſollen vom Himmel auf die Erde fallen, das iſt, ihre Religionsverfaſſung und Hierarchie, welche durch den Himmel vorgeſtellt wird, ſoll den Lehrern keinen Unterhalt, keinen Beſtand mehr geben, daher gerathen ſie nun herab auf die Erde, unter den Pöbel, ſie verlieren allen Glanz, allen Werth und alles Anſehen; dazu kommt nun auch noch, daß ſie wie unreife Feigen, denen die Lebenskraft entgangen iſt, oder wie wurmſtichiges Obſt, herabfallen, ſo daß ſie zu nichts, nicht einmal zum Viehfutter, zu brauchen ſind. Wären ſie reif und vollſaftig ſüß, ſo würde ſie der große Hausvater erndten, aber ſo ſind ſie gar nicht zu brauchen.

Der Himmel endlich wird weggeſchaft, zuſammengerollt, wie eine Rolle, die lange ausgedehnt und gebraucht wurde, die man aber nun nicht mehr nöthig hat. Die ganze Religionsverfaſſung und Hierarchie wird aufgehoben und weggeräumt, und auf der

Erden im Politiſchen und Oekonomiſchen wird alles anders, kein Berg und keine Inſel iſt mehr wie vorher. Will man von dieſen Bildern allen eine ſehr vollſtändige Erfüllung ſehen, und ſich von der Wahrheit meiner Erklärung überzeugen, ſo werfe man nur einen Blick auf das, was ſeit zehn Jahren in Frankreich geſchehen iſt. Uebrigens aber paſſen dieſe Bilder auf jede Hauptrevolution.

15. Und die Könige der Erden, und die groſſen Herren, und die Hauptleute, und die Reichen, und die Starken, und jeder Knecht und Freier, alle verbargen ſich ſelbſt in die Hölen und in die Felſen der Berge.

16. Und ſprachen zu den Bergen und Felſen: Fallet auf uns und verbergt uns vor dem Angeſicht deſſen, der auf dem Thron ſitzt, und vor dem Zorn des Lammes.

17. Denn der groſſe Tag ſeines Zorns iſt kommen, und wer kann beſtehen?

Da haben wir nun auch die unausbleibliche allgemeine Würkung ſolcher endlichen Gerichte auf die Menſchen, die ſie treffen, wenn ſie alle Gnadenmittel verachtet, und ſich GOttes Güte und Langmuth nicht haben wollen zur Buſſe leiten laſſen; alle Stände, vom Könige bis zum Sklaven, ſinken in den allgemeinen Stand der Gleichheit herab, ſie ſind nun alle gleich elend, alle haben keine Heimath, keinen Stand, keine Ehre, keinen GOtt, keine Religion,

keinen

keinen Ort, wo ſie bleiben können, kein Vermögen und kein Brod mehr, wie dieß alles jetzt bei vielen franzöſiſchen Emigranten beinahe der Fall iſt. Innere Beruhigung, Vertrauen auf den Vater der Menſchen, Hofnung auf eine ſeelige Zukunft vor oder nach dem Tode, das alles fehlt ihnen ganz; im Gegentheil, der ſtrenge Richter, der auf dem Thron ſitzt, ſpiegelt ſich in ihrem Gewiſſen, und ſein zweiſchneidiges Schwerdt droht fürchterlich; ſie können dieſen Anblick nicht ertragen, denn ſie fühlen tief, daß ſie das alles verdient haben, daher möchten ſie ſich vernichtigen, dieſem ſchrecklichen Anblick entziehen, und dieß wird dann durch die Bilder des Bedeckens mit Bergen und Felſen angedeutet, welche abermals den Propheten des alten Teſtaments in ähnlichen Fällen abgeborgt werden. So ſagt z. B. der Prophet Jeſajas Kap. 2. V. 19 bis 21. **Dann werden ſie in die Felſenklüfte und in die Hölen der Erde gehen, wegen dem Schrecken vor dem Jehovah, und wegen der Herrlichkeit ſeiner Majeſtät, wenn Er ſich aufmachen wird, um die Erde zu erſchrecken.** Dieſe Weiſſagung zielt auf eben das Gericht über die Heiden, von welchem auch hier in der Offenbarung die Rede iſt.

Noch deutlicher und zum Beweiß meiner Erklärung dienlicher, iſt das, was der Prophet Hoſea Kap. 10. ſpricht. Hier klagt er über die Verwüſtung des Königreichs Iſrael, und bricht dann endlich V. 8. in die Worte aus: **Und die Höhen von**

Aven, Iſraels Sünde, ſollen vertilgt werden; Dornen und Diſteln ſollen auf ihren Altären wachſen, und ſie werden zu den Bergen ſagen, bedeckt uns! und zu den Hügeln, fallet auf uns!

Und endlich bedient ſich Chriſtus ſelbſt dieſer Redensart, wenn Er ſie auf die Zerſtörung Jeruſalems und auf das damals nahe Gericht über den jüdiſchen Staat anwendet, Luc. 23. V. 30. aus welchem allem dann unwiderſprechlich folgt, daß hier nicht das jüngſte Gericht, ſondern nur das Schlußgericht über das Heidenthum zu verſtehen ſey; Chriſtus hat nun dieſe erſte Macht der Finſternis total und entſcheidend überwunden.

Noch ein ſonderbarer Ausdruck muß hier erklärt werden, es heißt nämlich — und vor dem Zorn des Lamms — wer wird denn den Zorn des Lamms fürchten? — ſogar ſeine ſieben Hörner beleidigen nicht; für den Zorn des Löwen aus Juda, das lautete natürlicher; was iſt alſo der Zorn des Lamms? — Antw. Nichts anders, als die Entziehung des Antheils an dem großen Opfer — an den Vortheilen der Erlöſung durch Chriſtum, dieſer Lamms-Zorn iſt ſchrecklich.

Endlich folgt dann auch das Bekenntniß: Es iſt nun aus mit uns, denn der große Zorntag iſt eingetretten, und niemand kann beſtehen, unſere Herrlichkeit hat nun auf ewig ein Ende.

Hiemit iſt alſo nun das große Hauptgeheimnis, das durch ſechs Siegel allen vernünftigen Weſen verborgen war, enthüllet. — Nun weiß man, welche unter den zweien Hauptreligionen, die von den Menſchen bekannt wurden, ſiegen würde; anfänglich ſchien es, als wenn das mächtige, alles beherrſchende Heidenthum, das kleine Häufchen der Chriſten verſchlingen würde; allein es kam anders, der Löwe aus dem Stamm Juda — das große Opferlamm — JEſus Chriſtus der Gekreuzigte, ſiegte auch hier, ſo wie er über das Judenthum geſiegt hatte, und die ſtolze Macht der Finſterniß ſchmiegte ſich nun ſchon zum zweitenmal zu ſeinen Füßen.

Nun war aber noch ein Siegel zu erbrechen übrig, und der Theil der Rolle, der noch dadurch verborgen war, war bei weitem der größte: Nach dem Sturz des Heidenthums entſtanden in der Chriſtenheit zwo Hauptpartheien, die griechiſche und die lateiniſche Kirche; und eben ſo theilte ſich auch das römiſche Reich in zwei große Reiche, deren das erſte oder orientaliſche zu Konſtantinopel ſeinen Sitz hatte, und die griechiſche Kirche, hingegen das zweite oder occidentaliſche, welches ſich in Teutſchland feſt ſetzte, und die lateiniſche oder römiſche Kirche in Schutz nahm. Beide Kirchen feindeten ſich an, und verfolgten ſich aufs bitterſte, keine hielte die andere für eine Kirche Chriſti, und beide waren vielleicht gleichweit vom wahren Ziel entfernt; heidniſche Greuel und Laſter, heidniſcher Aberglaube und Götzendienſt,

und heidniſche Hierarchie herrſchten in der einen Kirch
ſo gut, wie in der andern; wahre rechtglaubige Chriſten
wurden von der einen ſo ſehr wie von der andern
verketzert und verfolgt, und ſo war es doch dem
Hauptfeind GOttes, Chriſti und der Menſche
abermals gelungen, eine Macht gegen Chriſtum z
ſammeln, und Ihm in ſeinem eigenen Reich die Spitz
zu bieten. Jetzt entſtund alſo wiederum aufs Neu
Sorge der treuen Anhänger JEſu für die gute Sa
che der wahren Religion, und ängſtlicher Kumme
über den ungewiſſen Ausgang ihrer Schickſale. Dieſe
Kummer nun zu heben mußte das Lamm auch no
das ſiebende Siegel öfnen, und durch den Geiſt d
Weiſſagung ſeinen Getreuen die Hofnung und die Z
verſicht ſtärken, daß am Ende noch alles herrlich au
gehen, und die Wahrheit von JEſu Chriſto üb
alle ihre Feinde einen großen, vollſtändigen und e
gen Sieg erkämpfen würde.

Hier iſt aber nun ein Hauptpunkt wohl zu b
merken: Vor, in und nach jedem göttlichen Geric
geht immer eine Verſieglung aller derjenigen vor,
vor dem HErrn treu erfunden werden, die den Gla
ben an ſeine Vaterliebe bewahrt, und ſich in dem
gemeinen ſittlichen Verderben rein erhalten hab
Dieſe Verſieglung beſchützt ſie dann in allen Gef
ren, und giebt ihnen die Gewisheit des ſeeligen A
gangs der Sache, ſo wohl für ihre Perſonen,
auch für das Reich Chriſti.

Es wird aber für allen Dingen nöthig ſeyn, daß ich näher beſtimme, was eigentlich unter dem Wort Verſiegelung verſtanden werde? An und für ſich ſelbſt iſt es ein bildlicher Ausdruck, der von einem orientaliſchen Gebrauch hergenommen iſt. Wenn man Sklaven oder auch Thiere aus einer Menge ausſucht, um ſie zu kaufen, ſo pflegt man ihnen ein Siegel an die Stirne zu drücken, damit ſie nicht vertauſcht oder verwechſelt werden können; wenn ein Herr einmal einem Knecht ſein Siegel aufgedrückt hat, ſo iſt er ſein Eigenthum und in ſeinem Schutz. Daher bedeutet nun das Wort Verſiegelung in der Bibel zweierlei: 1) Stellt es die zuverläßige Verſicherung vor, daß man, ſo bald man einmal verſiegelt worden, gewiß ein Kind Gottes ſey, und daß einen nichts mehr aus der Hand des HErrn werde reißen können; in dieſem Sinn wird es hin und wieder in den apoſtoliſchen Briefen gebraucht; und 2) iſt die Verſiegelung an der Stirne auch ein Zeichen, wodurch allen Werkzeugen der göttlichen Strafgerichte angedeutet wird, einem ſolchen Verſiegelten ja kein Haar zu krümmen; eine ſolche Verſiegelung muß hier in der Offenbarung, wo die Rede davon iſt, verſtanden werden.

Damit aber der gottliebende Leſer nun auch wiſſen möge, was die Verſiegelung eigentlich ſey? und wie ſie in der Seele des Menſchen vorgehe; ſo muß ich mich näher darüber erklären: Wenn ſich der Menſch gründlich zu GOtt bekehrt hat, und allmälig ſo weit

gekommen iſt, daß ihm der Wandel in der Gegen
wart GOttes und das Würken der chriſtlichen Glau
benswerke gleichſam natürlich geworden iſt, ſo ent
wickelt ſich im tiefſten Grund ſeiner Seele ein Ge
fühl der Zufriedenheit und Gelaſſenheit, eine ruhig
und vollkommene Ergebung in GOttes Willen, wo
durch zugleich eine alle Zweifel überwiegende Ver
ſicherung entſteht, man ſey auf ewig des HErr
Eigenthum, und alles, was geſchehe, das dien
zum Beſten, auch könne einem ohne GOttes Wille
kein Haar gekrümmt werden. Dieß alles iſt ei
Würkung des heiligen Geiſtes, der nun bei eine
ſchon ſo weit geförderten Grad des Glaubens u
der Liebe die Oberherrſchaft in der Seelen bekon
men, das iſt, ſie verſiegelt hat.

Durch dieſe Geſinnung aber entſteht nun au
eine ſehr wichtige Folge für den Chriſten, die i
in allen göttlichen Gerichten ſchützt, und das eigen
liche Siegel GOttes an ſeiner Stirne iſt: Je
vollſtändige Ergebung in alle Fügungen des W
lens GOttes macht, daß man der Vorſehung ni
vorläuft, ſondern ruhig ihre Winke abwartet, u
ihnen dann auch mit äuſſerſter Treue und Gehe
ſam folgt, ohne zu vernünfteln und zu überlege
ob man auch wohl dabei fahren werde? — W
dieß nun immer pünktlicher befolgt, ſo iſt m
mitten im Sturm und Ungewitter eben ſo v
kommen ſicher, als im allerbeſten Hafen, und
wütendſten Krieg eben ſo beſchützt, als im tieff

Fried

Frieden. Alles, was einem dann geſchieht, iſt nur Läuterung und Glaubensprüfung, welche immer ſo viele Kraft begleitet, als zum Ertragen nöthig iſt; ſo bald man aber der Vorſehung nicht traut, und ſich durch ſeine eigene Vernunft und Ueberlegung gegen Gefahren ſichern will, ſo kommt man viel zu kurz, und rennt aus einem Unglück ins andere.

Man muß mich wohl verſtehen — ich ſchließe den Gebrauch der Vernunft und die Anwendung menſchlicher Vorſicht ja nicht aus, nur muß ſie den Winken der Vorſehung nicht **vorlaufen**, ſondern **nachfolgen**. Der Geübte wird mich wohl verſtehen.

Ich ſagte oben, daß vor, in und nach den göttlichen Gerichten eine ſolche ſchützende Verſieglung vorzüglich veranſtaltet werde; dieß finden wir in der heiligen Schrift in allen Fällen bewahrheitet: Vor dem Gericht der Sündfluth wurde Noah mit ſeiner Familie verſiegelt; im Gericht über Sodom bekam Loth mit ſeinen Töchtern das Schutzeichen an die Stirne; vorzüglich aber, und worauf beſonders hier in der Offenbarung gezielt wird, wurden die Kinder Iſrael in den göttlichen Strafgerichten über Egypten durch das Blut des Oſterlamms verſiegelt, 2 Moſ. 12. damit mußten die Thürpfoſten beſtrichen werden, auf daß der Würgengel vorüber gehen möchte; in dem letzten Gericht über den jüdiſchen Staat werden die Chriſten verſiegelt und nach Pella gerettet; und im Gericht über de Heidenthum wohnten viele ſicher in den Wüſteneien, Felſenhölen und geheimen Oertern, wo ſie die Wuth der Verfolgung, des Kriegs und anderer Landplagen nicht treffen konnte.

Ueberhaupt können wir verſichert ſeyn, daß wir auch in den gegenwärtigen und bevorſtehenden Gerichten bewahrt bleiben werden, wenn wir dafür ſorgen, daß uns die Verſieglung nicht fehle.

Endlich muß ich auch noch bemerken, daß dieſe Verſieglung in ihrer Würkung zum Schutz dreifach iſt:

1) Werden viele Getreuen vor den nahe bevorſtehenden Gerichten durch den Tod weggeraft, folglich zum ſeeligen Heimgang verſiegelt; wenn man alſo wahrnimmt, daß ein großer würdiger Mann nach dem andern ſtirbt, ſo mag man aufpaſſen.

2) Macht auch wohl die Vorſehung Gelegenheit zum Wegziehen, ſo daß ſie denen, die den HErrn fürchten und Ihm treu ſind, Winke giebt, von Babel auszugehen; dieß iſt dann die Verſieglung zur Abſonderung, und

3) Werden auch viele Getreuen, die im Kampf ſelbſt gebraucht werden, als Werkzeuge des HErrn zu großen Zwecken dienen ſollen, zum

Dulden

Dulden und Ausharren, Kämpfen und Leiden verſiegelt.

Jetzt, da nun bei Eröfnung des ſiebenden Siegels durch die erſten ſechs Poſaunen wieder ein neues Gericht über ein ausgeartetes Volk ergehen ſoll, jetzt geht wieder eine ſolche Verſieglung derer vorher, die in dieſem Gericht erhalten und bewährt werden ſollen, wie uns ſolches das folgende Kapitel nun zeigen wird.

* * *

Das ſiebende Kapitel.

1. **Und nach dieſem ſahe ich vier Engel au**
den vier Ecken der Erden ſtehen, welche di
vier Winde der Erden beherrſchten, dami
kein Wind über die Erde wehte; weder übe
das Meer, noch über irgend einen Baum.

2. **Und ich ſahe einen andern Engel, wel**
cher von der Sonnenaufgang her empor
ſtieg, und das Siegel des lebendigen GOt
tes hatte; und er rief den vier Engeln, wel
chen gegeben iſt, die Erde und das Meer z
beſchädigen, mit großer Stimme zu,

3. **Und ſprach: Beſchädigt weder die Erd**
noch das Meer, noch die Bäume, bis wi
die Knechte unſers GOttes an ihren Stir
nen verſiegeln.

Nachdem nun das Heidenthum geſtürzt iſt, ſ
ſchreitet das prophetiſche Geſicht des Johannes wei
ter, und bereitet die Erbrechung des ſiebenden Sie
gels vor: Der erhabene Seher ſieht in Oſten un
Weſten, Süden und Norden, an jedem dieſer Ort
einen Engel ſtehen, der den von dieſem Ort her we
henden Hauptwind zügelt und einhält, oder beherrſch
Im 104ten Pſalm V. 4. heißt es: Du mach
deine Engel zu Winden; im Grund iſts einerle

d

die Engel ſind dienſtbare Geiſter, die des HErr Befehle ausführen, hier ſind viere, welche Windebändiger genannt werden können; ſie halten die Sturmwinde in ihren Schranken, daß ſie weder die Erde noch das Meer beſchädigen können, bis es der HErr der Natur gebeut.

Warum wird aber wohl hier der vier Winde und ihrer Engel gedacht? — Warum werden keine andere Werkzeuge der göttlichen Strafgerichte in dieſem prophetiſchen Geſichte vorgeſtellt? — Die Antwort hierauf ſteht Pſalm 107. im 1ſten, 2ten und 3ten Verſe: Lobet den HErrn! denn Er iſt gut, und ſeine Güte währet in Ewigkeit, damit ſolches die Befreyten des HErrn ſagen, die Er von der Hand der Widerſacher befreit hat, und die Er aus den Ländern von Oſten und Weſten, von Norden und vom Meer her verſammelt hat, u. ſ. w. und Matth. 24. V. 31. ſagt Chriſtus: Und Er wird ſeine Engel mit hellen Poſaunen ſenden, und ſie werden ſeine Auserwählten ſammeln aus den vier Winden, von einem Ende des Himmels zum andern. Wenn alſo die Knechte des HErrn aus allen vier Winden verſiegelt werden ſollen, ſo müßen dieſe vier Winde gezügelt und in den Schranken gehalten werden, damit ſie keinen Unfug anrichten mögen, bis die Verſieglung vorbei iſt.

Die Winde, und beſonders die Sturmwinde, ſind Bilder ſchwerer und allgemeiner Strafgerichte über Länder und Völker, wenn man alſo den erſten Vers dieſes Kapitels vom Bilderſchmuck entkleidet, ſo will er nichts anders ſagen, als: Der HErr hielt über die ganze Erde ſeine bald einbrechende Strafgerichte zurück.

Auf dieſe erſte Vorſtellung der Windebändiger folgt nun die zweite: Es zeigt ſich im Oſten ein anderer Engel, der ſo über das Gebirge Kleinaſiens emporſteigt, wie die Sonne aufgeht, dieſer Engel hat das Siegel des lebendigen GOttes in ſeiner Hand, und ruft nun den vier Windebändigern zu, ſie ſollten ja nicht zugeben, daß Erde, Meer und Bäume beſchädiget würden, bis er und ſeine Mitgeſandten alle Knechte GOttes an ihren Stirnen verſiegelt hätten.

Das Muſter und Vorbild zu dieſer prächtigen Vorſtellung finden wir Ezechiel 9. wo der Prophet eine ſolche Verſiegelung oder Stirnzeichnung der Bürger Jeruſalems anſieht und beſchreibt; hier aber gehts ins Ganze, in alle vier Winde.

Der große Engelherold kommt von Oſten, weil dorther auch die Strafgerichte einbrachen, wie ich im Verfolg zeigen werde, folglich auch die Verſieglung von Morgen her ihren Anfang nehmen mußte. Er hat das Siegel des lebendigen GOttes; denn er ſoll es ja den Knechten GOttes an die Stirne drücken, und wenn jemand wiſſen will, was auf dieſem Siegel ſteht, der findet es 2 Tim. 2. V. 19. Dennoch ſteht das feſte Fundament GOttes, und hat dieſes Siegel: Der HErr kennet diejenigen, die ſein ſind: Und, ein jeder der den Namen des HErrn nennt, der ſtehe ab von der Ungerechtigkeit. Ja wohl kennt der HErr die Seinigen, Er verſieht ſich an keinem, und weiß ſehr wohl, wem ſein Siegel aufgedrückt werden muß.

Daß dieß Siegel ein Siegel des lebendigen GOttes genannt wird, hat folgende Bedeutung: Vor den Strafgerichten geht gemeiniglich eine allgemeine Ruhe und Sicherheit her, alles geht ſo natürlich zu, und wer nicht ganz vorzüglich aufmerkſam auf die Wege GOttes iſt, der merkt ſo wenig von göttlicher Regierung und Dazwiſchenkunft, daß der blos ſinnliche Naturmenſch leicht auf die Gedanken geräth, GOtt bekümmere ſich gar nicht um die Welt, oder es gäbe keinen andern Gott, als die allgemeine alles belebende Natur; die vier Windebändiger halten alle Strafwerkzeuge im Zaum, und müßen ſie auch ſo lange zügeln, bis die Verſieglung vollendet iſt. Um aber doch zu bezeugen, daß bei aller dieſer Ruhe und Sicherheit der Alte der Tage, der Allmächtige und Allwürkſame noch lebe, braucht der erhabene Herold dieſen Ausdruck: Das Siegel des lebendigen GOttes, des GOttes, der ſich bald als lebend und würkſam gnug zeigen wird.

Der göttliche Befehl, den der Engel von Oſten den vier Windebändigern zuruft, heißt: Beſchädiget weder die Erde, noch das Meer, noch

die

die Bäume, bis wir die Knechte unſeres GOttes an ihren Stirnen verſiegeln.

Große Sturmwinde ſind gemeiniglich Begleiter der Erdbeben, und in den unterirrdiſchen Hölen und Schlünden eingeſchloſſene Winde, wenn ſie von Waſſer oder Feuer in Bewegung geſetzt worden, ſind gewöhnliche Urſachen derſelben. Auf dem Meere ſind die Winde unter allen Naturkräften die gewaltthätigſten und ſchädlichſten, und die Bäume werden von den Orkanen beſchädigt und öfters ausgewurzelt. Es iſt natürlich, daß ein Befehl an **die Winde** auch zu **ihren Würkungen** paſſen muß; daher liegt keine andere Bedeutung in dieſem Bild, als: Die allgemeine Ruhe und Sicherheit ſoll fortdauern, alle Werkzeuge, die auf jedem Wink bereit ſind, die göttlichen Strafgerichte auszuführen, ſollen noch ſo lange einhalten, bis diejenigen Knechte unſers GOttes, die zum ſeeligen Heimgang bereit ſind, zu ihren Vätern geſammelt werden; bis diejenigen getreuen Anhänger des HErrn, denen Er durch ſeine Vorſehung in irgend einem Lande des Friedens einen Ort der Sicherheit beſtimmt hat, weggezogen ſind, und bis diejenigen, die der HErr im Kampf und in den Gerichten als Zeugen der Wahrheit und als Werkzeuge zum Erretten brauchen will, dazu vorbereitet ſind.

O wie unausſprechlich tröſtlich iſt auch uns dieſe prophetiſche Vorſtellung, dieſe **Proſopopöie**, in unſern bedenklichen Zeiten! Ewig gewiß iſts, daß vor allen göttlichen Strafgerichten eine ſolche Verſieglung vorher geht.

Unwiderlegbar gewiß iſts ferner, daß alle wahre Knechte und Mägde GOttes verſiegelt werden.

Unwiderlegbar gewiß iſt jeder ein Knecht oder Magd GOttes, der ſich bewußt iſt, daß ſein Wille ohne Vorbehalt dem Willen des HErrn unterworfen iſt. Und

Eben ſo gewiß iſt auch, daß jeder zu dem Zweck verſiegelt wird, zu dem er, ſeinem Karacter nach, am geſchickteſten iſt.

Theure Brüder! Schweſtern! Freunde! was haben wir nun zu fürchten?

4. Und ich hörte die Zahl der Verſiegelten; hundert vier und vierzig tauſend Verſiegelte aus allen Stämmen der Kinder Iſrael.

5. Aus dem Stamm Juda zwölf tauſend Verſiegelte. Aus dem Stamm Ruben zwölf tauſend Verſiegelte. Aus dem Stamm Gad zwölf tauſend Verſiegelte.

6. Aus dem Stamm Aſer zwölf tauſend Verſiegelte. Aus dem Stamm Naphthalim zwölf tauſend Verſiegelte. Aus dem Stamm Manaſſe zwölf tauſend Verſiegelte.

7. Aus dem Stamm Simeon zwölf tauſend Verſiegelte. Aus dem Stamm Levi zwölf tauſend Verſiegelte. Aus dem Stamm Iſaſchar zwölf tauſend Verſiegelte.

8. Aus dem Stamm Zabulon zwölf tauſend Verſiegelte. Aus dem Stamm Joſeph zwölf tauſend Verſiegelte. Aus dem Stamm Benjamin zwölf tauſend Verſiegelte.

Es iſt äuſſerſt merkwürdig, daß vor dieſem Gericht, welches nach der Eröfnung des ſiebenden Siegels, durch die ſechs erſten Poſaunen, über das morgenländiſche Kaiſerthum und die damit verbundene griechiſche Kirche ergehen ſoll, eine Verſieglung aus den zwölf Stämmen Iſraels hergeht.

Vor dem Gericht über das Judenthum hatten Chriſtus und ſeine Apoſtel ſchon eine ziemliche Menge aus den Stämmen Juda und Benjamin, als welche vorzüglich im gelobten Lande wohnten, verſiegelt, und zum Himmelreich angeworben. Nachher wurden dieſe beiden Stämme in alle vier Winde zerſtreut; und ſo lange das Heidenthum herrſchte, waren ſie die gewöhnlichen Ankläger der Chriſten, wie ich ſchon oben in der Erklärung des Briefs des HErrn an die Gemeine zu Smyrna bemerkt habe. Von der Zerſtörung Jeruſalems an, bis auf den heutigen Tag, ſind aber nach Verhältnis wenig Juden mehr ernſtlich zu Chriſto gekommen; alles, was wir Juden nennen, ſtammt aus den Stämmen Juda und Benjamin her, von den übrigen zehn Stämmen kennen wir keinen einzigen Menſchen, und wir wiſſen auch nicht eigentlich, wo ſie geblieben ſind; nur ſo viel iſt gewiß, daß ſie von Salmanaſſer, dem König von Aſſyrien,

rien, nach Halah und Habor, am Waſſer Goſan, und in die Städte der **Meder** verpflanzt worden; 2 Kön. 17. V. 6. und 18. V. 11. in den nördlichen Gegenden **Perſiens** alſo, haben ſich die **Iſraeliten** niedergelaſſen.

Das vierte Buch **Eſra**, welches bei unſern heutigen Theologen wenig Kredit findet, auch von **Luther** nicht ſonderlich geſchätzt worden, ob es gleich auch am **Ambroſius**, **Irenäus**, **Klemens von Alexandrien** und **Chryſoſtomus** ſehr wichtige Vertheidiger hat, beweißt doch ſo viel, daß zu den Zeiten des Verfaſſers dieſes Buchs, der, wenn er auch nicht **Eſra** ſelbſt geweſen, doch nicht ſpäter als im zweiten **Jahrhundert** gelebt haben kann, geglaubt worden, die zehn Stämme ſeyen nicht in jenen Gegenden geblieben, ſondern ſehr weit nach Norden, Nordoſten oder Nordweſten, in unbewohnte Gegenden gezogen, um da ihrem GOtt auf ihre Weiſe ruhig dienen zu können. 4 Eſra 13. V. 39 — 46. Dieſer Meinung pflichten auch viele gelehrte Juden und verſchiedene chriſtliche Gelehrten bei, und es kann auch in der That nichts dagegen eingewendet werden, denn ſie iſt höchſt wahrſcheinlich; und mir, nachdem ich **Pelloutier's Geſchichte der Celten** und **Gibbons** vortrefliche Gedanken über die Völkerwanderungen geleſen habe, faſt gewiß, daß die gegenwärtigen **europäiſchen** chriſtlichen Nationen großentheils von den zehen Stämmen **Iſraels** abſtammen; denn die Völker, von denen jene entſprungen ſind, kommen genau aus den Gegenden her, wohin die letztere der

Tradition nach gezogen ſind. Wahrſcheinlich iſt Stock und Stamm dieſes Saamen Abrahams jetzt noch in Thibet unter der Botmäßigkeit des Dalai Lama.

Dem zufolge kam alſo ein großer Theil der zehn Stämme nach Pohlen, Böhmen, Ungarn, Griechenland, Teutſchland, die nordiſchen Reiche, Großbrittanien, Frankreich, Spanien, Portugall und Italien, vorzüglich aber ließen ſich dieſe nordaſiatiſchen Völker bei ihren Wanderungen in den öſtlichen Ländern Europens, Pohlen, Böhmen, ganz Teutſchland, Schweiz, Italien, Ungarn, Moldau, Wallachey und dem nördlichen Griechenland nieder; aus Teutſchland breiteten ſie ſich dann nach Frankreich und England aus. Was aber dieſe Hypotheſe vollends zur Gewißheit erhebt, das ſind folgende Sätze:

Die Offenbarung Johannis iſt eine göttliche, zur Bibel gehörige, vom GOtt der Wahrheit durch einen Engel dem Apoſtel Johannes mitgetheilte Schrift. Wenn dieß unſtreitig iſt, wie es denn unmöglich von jemand beſtritten werden kann, der dieß Buch mit Aufmerkſamkeit ſtudiert hat, ſo folgt:

Daß die Verſieglung aus den zwölf Stämmen, von denen hier die Rede iſt, kein leeres Gedicht, ſondern Wahrheit ſeyn müße; und wenn man auch einen myſtiſchen Verſtand darinnen ſuchen wollte, ſo würde er immer ungewiß und gezwungen herauskommen.

Gewiß iſt alſo, daß zwiſchen der Vollendung des Gerichts über das Heidenthum und dem Anfang des Gerichts über das morgenländiſche Kaiſerthum, im Verborgenen, aus jedem der zwölf Stämme **Iſraels** zwölf tauſend Menſchen verſiegelt worden.

Daß niemand, als **ein vorzüglich weit geförderter Chriſt**, verſiegelt werden könne, verſteht ſich von ſelbſt, und daß dieſe zwölfmal zwölf tauſend Iſraeliten würklich ſehr weit geförderte Chriſten waren, iſt aus Offenb. Joh. 14. V. 1—5. unwiderſprechlich.

Aber eben ſo ausgemacht iſts auch, daß in den Ländern, wohin die zehn Stämme **Iſraels** ehmals verſetzt worden, und wo ſie hernach auch ſo lange gewohnt haben, nämlich im nördlichen **Aſien**, die chriſtliche Religion niemals ſo bekannt geworden, daß da nur zwölf tauſend, geſchweige hundert vier und vierzig tauſend gute, erleuchtete und weitgeförderte Chriſten hätten zuſammen gebracht und verſiegelt werden können.

Dieß war alſo nur in der Chriſtenheit möglich; folglich mußte ein großer Theil der zehn Stämme Iſraels mit den chriſtlichen Nationen vermiſcht ſeyn.

Aus dieſer wichtigen Wahrheit folgen noch ſehr wichtige Schlüſſe: Wir ſind nun alſo auch wahre **Iſraeliten** nach dem Fleiſch, folglich gehen uns auch die großen und tröſtlichen Verheißungen an, die in den Propheten des alten Bundes dem Volk Iſrael verſprochen worden.

Die Juden ſind nun auch nach dem Fleiſch unſere Brüder, und wir ſind daher doppelt verpflichtet, uns ihrer anzunehmen.

Wir haben eben ſo viel Anſpruch an die Erbgerechtigkeit **Kanaans** wie ſie; und ſollten einmal di Juden bekehrt werden, und nach Jeruſalem ziehen, ſo haben wir das Recht mitzuziehen: Denn **Abraham** war ſo gut unſer Vater wie der ihrige.

Doch ich wende mich nun wieder zur Erklärung der hohen Offenbarung, und da wir hier einen äuſſerſt wichtigen Gegenſtand vor uns haben, ſo bitte ich meine Leſer, folgendes mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit zu beherzigen:

In dieſem ganzen Buch bezieht ſich alles auf folgenden Satz: **Die ganze Menſchheit liegt im Verderben, JEſus Chriſtus hat ſie durch ſein Leben auf Erden, und durch ſein Leiden und Sterben erlöſt, um ſie der Herrſchaft der alten Schlange, welche unſre erſte Eltern im Paradies verführte und unter ihre Bothmäßigkeit brachte, zu entziehen; zu dem Ende hat Er ſich durch alle Anſtalten, und durch ſeine Geſandten unter den Menſchen ein Reich gegründet, welches bis zu ſeiner Zukunft, wo Er auf Erden ein herrliches Reich des Friedens errichten wird, dem alle Völker unterworfen ſeyn wer-**

werden, die ſtreitende Kirche genannt wird. Die Zukunft des HErrn alſo, nebſt der Errichtung ſeines herrlichen Reichs, und der Kampf zwiſchen der ſtreitenden Kirche und der Macht des Drachen, macht den ganzen Inhalt dieſes unbeſchreiblich wichtigen Buchs aus, und auf dieſe Gegenſtände bezieht ſich alles.

Die beiden Heerführer, die alſo hier zu Felde liegen, ſind Chriſtus und der Satan, das Lamm und der Drache. Die erſte Macht, die ſich Satan gegen GOtt errichtete, war die Vielgötterei, oder das Heidenthum; dieſem ſetzte Jehovah die iſraelitiſchen Anſtalten entgegen; Iſrael wich allmälig ab, und in dieſem Volk erſchien der Sohn GOttes, und errichtete durch alle ſeine Erlöſungsanſtalten das Chriſtenthum, und in demſelben die ſtreitende Kirche, als Grundlage zu ſeinem künftigen herrlichen Reich; nachdem dieß geſchehen war, ſo fiengen die Würkungen des großen Kampfs vor ſeiner Zukunft damit an, daß das falſche Judenthum gerichtet und auf immer geſtürzt wurde. Durch viele Prüfungen und Läuterungen wuchs nun das Chriſtenthum, und in demſelben die ſtreitende Kirche, und etwas über zwei hundert Jahr nach der Zerſtörung des jüdiſchen Staats fiel auch das Heidenthum auf immer, und wurde gänzlich überwunden.

Auf dieſen Standpunkt bin ich nun mit meiner Erklärung gekommen; hier aber fangen nun andere äuſſerſt wichtige Anſtalten zu einem neuen Kampf an, die nun auch nach einander entwickelt werden müſſen.

Es iſt bekannt, daß ſich Jehovah im alten Teſtament öfters des Bildes zwiſchen Mann und Weib, oder des Eheſtandes bedient, wenn Er von der Beziehung, oder dem Verhältnis zwiſchen ſich und ſeinem Volk Iſrael redet; beſonders finden wir dieſes Bild ſehr ausführlich Ezech. 23. Des nämlichen Gleichniſſes bedient ſich auch zu Zeiten Chriſtus, wenn Er vom Bräutigam und der Braut ſpricht; vorzüglich aber geſchieht dieſes hier in der Offenbarung Johannis, wo die getreue Heerde der wahren Verehrer JEſu und Bekenner der Wahrheit die Braut des Lamms genannt wird. Der Gegenſatz dieſer Braut des Lamms iſt die falſche abgewichene chriſtliche Kirche, oder die babiloniſche Hure, die ihren Hauptſitz in der ehemaligen Hauptſtadt des Heidenthums, zu Rom hat; daher wird auch die Stadt Rom ſelbſt die babiloniſche Hure genannt, in welcher das Thier aus dem Meer ſeinen Sitz hat, Off. Joh. 17. V. 18. und gegen über ſteht dann das Heer der Heiligen, die wahre Kirche, oder die Braut des Lamms, welche ebenfalls eine Stadt und Bürgerſchaft, nämlich das neue Jeruſalem ausmacht, Kap. 21. V. 9.

Als der Feind GOttes und der Menſchen, der Drache, ſahe, daß ſeine erſte Macht, das Heidenthum, überwunden war, ſo ſchlich er ſich ſogar ins Chriſtenthum ein, und verwandelte es im Orient und Occident in ein neues Heidenthum, in welchem er

ſich

ſich abermals eine neue Macht gegen **Chriſtum** und ſein Reich bildete; im **Orient** oder in der **griechiſchen Kirche** fand er nicht Kraft genug, die Menſchen waren zu weichlich und zu ſchwach im Luxus und in der Ueppigkeit geworden, daher überließ er ſie ihrem Schickſal und nahem Gericht, aber im **Occident**, in der **abendländiſchen Kirche**, waren lauter Kraftmenſchen, die er brauchen konnte, hier legte er alſo ſein Heerlager an, und befeſtigte es aufs beſte.

Daher finden wir auch gleich nach dem Fall des Heidenthums unter den **Karolingiſchen** Kaiſern das Weib **Jeſabel** in **Rom**; man leſe mit Fleiß, was ich oben in meiner Erklärung des Briefs an die Gemeinde zu **Thyatira** Kap. 2. V. 20—23. über dieſe Materie geſagt habe. Jetzt war die **babiloniſche Hure** noch jung, daher gab ihr der HErr noch einen ganzen Chronus, von 1111 Jahren, Zeit zur Buße, damit ſie hernach im Gericht über ſie keine Entſchuldigung haben möchte. Aber da Er, der Allwiſſende, wohl voraus ſahe, daß aus dem Bußethun nichts werden würde, ſo warb Er ſich nun die eigentliche Braut des Lamms an, und dazu waren die hundert vier und vierzig tauſend verſiegelte **Iſraeliten** die Erſtlinge; Er ſtiftete nun eine neue Gemeinde, die in **Thyatira** und **Philadelphia** noch fortblüht, und zu welcher die wenigen aus **Sarden** und die **Laodizeiſchen** Ueberwinder noch hinzukommen werden. S. oben meine Erklärung der Briefe an dieſe vier letzten Gemeinden.

Das alte Teſtament iſt Grund und Fundament des neuen; Iſrael Stock und Stamm der wahren Kirche GOttes; Chriſtus ſelbſt war ein Iſraelit nach dem Fleiſch, und die erſten Chriſten Abrahams Saame; eben ſo ſollten auch die hundert vier und vierzig tauſend verſiegelte Iſraeliten die erſten Aktiv-Bürger und die Meiſtbeerbten des neuen Jeruſalems ſeyn. Jedes Jeruſalem iſt immer die Hauptſtadt Iſraels, das neue ſowohl als das alte, und wenn wir die Beſchreibung des neuen Jeruſalems Kap. 21. V. 10. aufmerkſam betrachten, ſo finden wir, daß es ſich ganz genau zu ſeinen hundert vier und vierzig tauſend Aktivbürgern ſchickt: Denn dieſe Stadt iſt viereckigt, und jede Seite zwölf tauſend Stadien lang, folglich enthält ſie hundert vier und vierzig Millionen Stadien, wenn wir dieſe unter die 144,000 Bürger vertheilen, ſo bekommt jeder tauſend Quadrat Stadien, welche 10,000 Morgen Landes nach unſerm Maaße, den Morgen zu 140 Ruthen gerechnet, ausmachen; ein Hausplatz, auf welchem eine hübſche Stadt gebaut werden könnte — wie viele Beiſaßen kann nun ein ſolcher Bürger aufnehmen? — O Freunde! es iſt noch Raum da! — in meines Vaters Haus ſind viele Wohnungen, wie tröſtlich iſt das? —

Die zwölf Stämme Iſraels ſind der Hauptſtof des ganzen alten Teſtaments, und die zwölf Apoſtel des neuen — das alte Teſtament mit dem neuen multiplizirt, 12 mal 12 macht 144; 12 iſt die Wurzelzahl des neuen Jeruſalems," und 144 ſein Quadratinhalt, der Seegen der Vermehrung geht dann in die Tauſende. Die Stadt hat zwölf Thore, auf jeder Seiten drei, und zwölf Gründe, nach der Zahl der zwölf Apoſtel des Lammes, und über den Thoren ſtehen die Namen der zwölf Stämme Iſraels, u. ſ. w. Offenb. Joh. 21.

Wer ſiehet nun aus dem Allem nicht, daß die 144,000 Verſiegelte den Grund der Bürgerſchaft des neuen Jeruſalems, folglich die Braut des Lamms in ihrer Jugend ausmachen?

Die Verſieglung ſelbſt geſchahe bald nach dem Sturz des Heidenthums; und da wir nun einmal gefunden haben, daß ſich ein großer Theil der zehn Stämme **Iſraels** in der **europäiſchen** Chriſtenheit, und zwar in den ſüdlichen Theilen derſelben, befindet, ſo iſt nichts gewiſſer, als daß unter den Vorfahren der Gemeine zu **Thyatira** ein Theil der 144,000 Verſiegelten, für welche der **weſtliche** Engel ſeinen Wind zügelte, geſucht und gefunden werden können. Der **nördliche** Engel zähmte ſeinen Sturmwind für die **Wallachei**, **Moldau** und **Thrazien**, bis auch hier ein anderer Theil der Erſtlingsbürger des **Jeruſalems**, das droben iſt, angeworben worden; der **öſtliche** Windebändiger ſorgte für das nördliche **Perſien**, ſo weit ſich die Chriſtenheit erſtreckte, **Aſſyrien**, **Meſopotamien**; **Syrien**, **Paläſtina** und **Kleinaſien**, bis auch da die Verſiegelung vollendet war; und der **ſüdliche** Engel hielt die Strafgerichte aus **Arabien**, **Egypten** und **Afrika** zurück;

denn dort befanden ſich allenthalben Juden, die nun Chriſten und der hohen Verſieglung fähig waren.

Damit war nun der Grund zum künftigen herrlichen Reich gelegt; die Braut des Lamms angeworben; im 12ten Kapitel finden wir ſie in einer ganz andern Geſtalt wieder, wo denn auch ihr ferneres Schickſal näher beſtimmt wird.

Bei der Verſieglung aus den zwölf Stämmen Iſraels ſind nun noch folgende Stücke zu bemerken:

1) Es iſt merkwürdig, daß hier der Stamm **Juda** vorangeht, und **Benjamin** den Beſchluß macht, da ſonſt **Ruben** der älteſte Sohn **Jakobs** war; dieß kommt daher, weil **Juda** der Stamm iſt, der die Geſchlechtslinie des Erlöſers enthält, und alſo mit Recht als die Familie **Chriſti** den erſten Rang hat. **Benjamin** macht den Beſchluß, weil er unter den zwölf Patriarchen der jüngſte iſt, indeſſen da **Juda** und **Benjamin** ſo miteinander vermiſcht ſind, daß kein Jude mehr wird ſagen können, ob er von **Juda** oder **Benjamin** herſtamme, ſo fließt hier Anfang und Ende in einander; ſo daß, wenn **Juda** den Anfang und **Benjamin** das Ende von einem Umkreiß macht, beide in einander übergehen. Dann verdient auch **Juda** deswegen den Rang vor allen andern, weil er mit ſeinem Bruder **Benjamin**, ſeit der Zerſtörung **Jeruſalems**, gleichſam der Repräſentant des ganzen Volks **Iſraels** iſt, und ganz allein den Jammer der göttlichen Ungnade trägt, während dem ſeine zehn Brü-

der

der mit den andern Nationen vermiſcht ſind, und nichts leiden. Auch das iſt ehrwürdig an ihm, daß er mit unbeſchreiblicher Treue am väterlichen Geſetz und der Religion ſeiner Vorfahren hängt, während dem ſeine zehn Brüder die Erkänntnis des wahren GOttes lang verlohren haben, auſſer denen verlohrnen Schaafen, die Chriſtus, beſonders auch in dieſer Verſieglung, zu ſeiner Heerde gebracht hat.

Aber wenn auch **Juda** und **Benjamin** einmal zu einander ſagen werden: **Das alles haben wir an unſerm Bruder Chriſtus verſchuldet; komm, wir wollen zu Ihm gehen, und Ihn um Gnade bitten** — dann wird Er ſie mit göttlichem Erbarmen aufnehmen, und ſagen: **Jetzt ſoll nun mein Blut in einem andern Verſtand über euch und euere Kinder kommen**, und dann wird **Juda** auch unſer erſtgebohrner Bruder werden.

2) In der politiſchen Ordnung der zwölf Stämme **Iſraels** wurde Levi immer ausgelaſſen, weil dieſer Stamm dem Prieſterthum gewidmet war, und keine ökonomiſche Exiſtenz im Lande **Canaan** hatte; damit aber doch die Zahl zwölf immer voll bleiben möchte, ſo theilte man den Stamm **Joſeph** in zween, **Ephraim** und **Manaſſe**. Hier aber, wo vom levitiſchen Gottesdienſt und Prieſterthum gar keine Rede mehr ſeyn kann, hier hat Levi gleichen Rang und Antheil an dem Bürgerrecht des **neuen Jeruſalems** mit ſeinen Brüdern.

3) Ephraims Name iſt ganz ausgelaſſen, und der Name Joſeph an die Stelle geſetzt worden; vermuthlich deswegen, weil ſich Ephraim, als der Hauptſtamm des Königreichs Iſrael, ſehr ſchlecht aufführte, und daher ſein Name vor dem HErrn ſtinkend geworden war; immer macht der Name Joſeph einen beſſern Eindruck, als der Name Ephraim. Und [illegible]

4) Der Stamm Dan iſt ganz ausgelaſſen; — Levi füllt hier ſeinen Platz aus; vielleicht auch der halbe Stamm Manaſſe, der dieſſeits dem Jordan, im Lande Kanaan wohnte. Das iſt hart! — der Stamm Ephraim iſt doch da, er hat nur Joſephs Namen angenommen; aber der ganze Stamm Dan iſt verſchwunden. Die wahre Urſache liegt gewiß in ſeiner Aufführung, welche der Erzvater Jakob auf ſeinem Todbette ſchon ahnete. Er ſagte 1 Moſ. 49. im 17ten Verſe: **Dan wird eine Schlange am Wege ſeyn, eine Otterſchlange neben dem Fußpfad, die das Pferd in die Ferſe ſticht, ſo daß ſein Reuter herunterfällt.** Ein ſchreckliches, aber ſehr treffendes Gemählde eines verrätheriſchen Böſewichts! Schon 3 Moſ. 24. V. 10 und 11. zeigt ſich die Bosheit eines Daniten, aber Richt. 18. finden wir den wahren Grund des gänzlichen Ausſchluſſes dieſes Stammes von der Bürgerſchaft des neuen Jeruſalems: Die Daniten hatten noch immer ihr Erbtheil nicht in Beſitz genommen, als die übrigen Stämme ſchon ziemlich in Ruhe waren; endlich fiels ihnen ein, doch auch nun zuzugreifen; auf dieſem Zug plün-

plünderten ſie die Hausgottheit Micha, des Ephraimiten, und fiengen ſchon mit der Beſitznehmung ihres Erbtheils die Abgötterei an, welche unter Jerobeam noch mehr zunahm, deſſen egyptiſcher Ochſe oder Apis in der Hauptſtadt Dan verehrt wurde, und auch nicht eher aufhörte, bis dieſer Stamm unter den zehn Stämmen mit weggeführt wurde. Indeſſen giebt doch Ezechiel im 48ſten Kapitel ſeiner Weiſſagung dem Stamm Dan ein Erbtheil, folglich wird er auch von der Bürgerſchaft des neuen Jeruſalems nicht ganz ausgeſchloſſen, ſondern ſeine geringe Zahl, die keine zwölf tauſend Verſiegelte ausmacht, iſt unter den andern Stämmen verſteckt. Aber als Stamm iſt er ganz ausgeſchloſſen.

9. **Nach dieſem ſahe ich, und ſiehe! eine groſſe Schaar, die niemand zählen konnte, aus allen Nationen, Stämmen, Völkern und Sprachen, welche vor dem Thron und vor dem Lamm ſtunde, mit weiſſen Röcken bekleidet war, und Palmen in den Händen hatte.**

10. **Und ſie ſchrien mit groſſer Stimme, und ſprachen: Das Heil ſey unſerm GOtt, der auf dem Thron ſitzt, und dem Lamm!**

11. **Und alle Engel ſtunden rings um den Thron, um die Aelteſten und um die vier lebendigen Weſen; und ſie fielen vor dem Thron auf ihre Angeſichte nieder, betheten GOtt an,**

12. **Und ſprachen: Amen! Die Lobpreiſung, und die Herrlichkeit, und die Weisheit, und die Dankſagung, und die Ehre, und die Macht und die Stärke ſey unſerm GOtt, in die ewige Ewigkeiten, Amen!**

Nachdem nun alles vorgeſtellt iſt, was zu den ſechs Siegeln, zum Sieg über das Heidenthum gehört, und auch für den Schutz der Erſtgebohrnen, durch die Verſiegelung, gegen die Gerichte des ſiebenden Siegels geſorgt iſt, ſo macht nun der Triumph der Auserwählten wegen jenes Sieges, wie immer, den Schluß.

Die große, unzählbare Schaar, aus allen Nationen, Stämmen, Völkern und Sprachen, beſteht aus allen Erlöſten des HErrn, die vom Antritt ſeines Lehramts an durch Ihn, ſeine Apoſtel und alle treue Geſandte zu ſeinem Reich angeworben worden. Die Blutzeugen aber ſind nicht dabei; denn dieſe befinden ſich unter dem Altare. Kap. 6. V. 9. Dieſe Schaar ſteht nun vor dem Thron und vor dem Lamm; ſie iſt zum großen Ziel ihrer mühſeeligen Laufbahn gekommen, ſie hat überwunden; darum tragen ſie auch nun die weißen Kleider, die Uniform des himmliſchen Hofs; ſie haben das hochzeitliche Kleid an; die Palmen in den Händen ſind die Zeichen ihres Siegs und hohen Triumphs.

Dabei bleibts aber nicht, ſondern das ganze Heer legt auch nun das einmüthige Bekenntnis ab, daß keinem unter ihnen die Ehre ihrer Ueberwindung zukom-

zukomme, ſondern ſie alle hätten ihre Errettung, ihr Heil ganz allein ihrem GOtt, dem auf dem Thron ſitzenden **Jehovah** und dem Lamm zu verdanken. Dieſe Geſinnung iſt der Geiſt des Reichs GOttes, ohne welchen niemand vor dem Thron des Allherrſchers erſcheinen kann; ſo wie die Selbſtſucht der Geiſt der Höllen iſt. GOtt und **Chriſto** allein die Ehre! iſt die Loſung des Himmels; wer die nicht von Herzen ſagen kann, der gehört nicht dahin.

Die Engel ſind dienſtbare Geiſter, ausgeſandt zum Dienſt, um derer willen, die die Seeligkeit ererben ſollen. Hebr. 1. V. 14. Hier iſt nun eine unzählbare Schaar, welcher auch eine unzählbare Menge Engel zum Schutz und zu Führern in ihren mannigfaltigen Leiden gedient hat; folglich iſt auch billig, daß ſie hier, bei der erſten großen Bewillkommungsaudienz, zugegen ſind, und über den wohlgelungenen Ausgang der Sache, Dem, der auf dem Thron ſitzt, und dem Lamm ihre Ehrfurcht bezeigen; ſie fallen nieder auf ihr Angeſicht und bethen GOtt an.

Bei dieſer Anbethung iſt das Erſte, daß ſie jenes allgemeine Bekänntnis der ſeeligen Menſchenſchaar, daß alles Heil GOtt und dem Lamm zuzuſchreiben ſey, durch ein feierliches **Amen** verſiegeln, dieß können ſie aus Erfahrung thun; dann ſie waren ja Begleiter dieſer Menſchen in ihrem Leben, und ſie wiſſen alſo, wie wenig der Menſch vermag. Darauf folgt dann wieder der ſiebenfache Preisausruf, den auch das Lamm empfieng, als es die Entſieglung des Buchs über-

übernahm. Kap. 5. V. 12. Man ſieht alſo hieraus, daß die Himmelsbewohner GOtt und Chriſto gleiche Ehre erzeigen, und daß der ſiebenflammigte Geiſt überall mit thätig iſt. Auch dieß wird mit einem Amen verſiegelt.

13. Und einer aus den Aelteſten antwortete und ſprach zu mir: Dieſe, die mit den weißen Röcken bekleidet ſind, wer ſind ſie? und woher ſind ſie kommen?

14. Und ich ſagte zu ihm: Mein Herr! du weißt es. Und er ſprach zu mir: Dieß ſind diejenigen, die aus der großen Trübſal gekommen ſind, und ihre Röcke im Blut des Lamms gewaſchen und gebleicht haben.

Der erhabene Seher Johannes wünſchte vermuthlich zu wiſſen, aus was für Leuten dieſe ſeelige Menſchenſchaar beſtünde? — Einer aus den Aelteſten, die ihm nahe waren, bemerkte das, und beantwortete ſeine Sehnſucht mit der Frage: Weißt du auch, wer dieſe ſeelige Menſchen ſind, und woher ſie kommen? — Er verſetzte darauf mit Ehrfurcht: Nein! Mein Herr? aber du weißt es vielleicht, und kannſt mich darüber belehren. Dieß geſchah denn auch: Dieß ſind diejenigen, ſprach der Aelteſte, die in dem großen Kampf des Chriſtenthums gegen das Heidenthum treulich ausgehalten haben, und bewährt erfunden worden; daß ihre Röcke ſo weiß, ſo reinlich ſind, das kommt daher, ſie haben ſie mit dem Blut des Lamms gewaſchen und gebleicht.

Es iſt überaus merkwürdig, daß dieſe hohe Offenbarung, bei allem hohen Schwung der Begeiſterung, doch ſo ganz genau die chriſtliche evangeliſche Heilslehre lehrt und beobachtet, ſie übertreibt nichts, läßt nichts aus, und bringt auch nichts fremdes hinein; die Erlöſung durchs Leiden und Sterben Chriſti iſt hier, wie überall im neuen Teſtament, der Grund aller Seeligkeit.

Im Blut des Lammes ſeine Kleider waſchen und bleichen, iſt ein bildlicher Ausdruck, welcher nichts mehr und nichts weniger bedeutet, als daß der durch Leiden und Sterben vollkommen gemachte Geiſt JEſu Chriſti alles in uns würken müße, was vor GOtt gelten ſoll; dieſen müßen wir uns durch Glauben, Lieben, Wachen und Bethen erwerben. Daß unſre ganze Würkſamkeit, die ja dem geiſtigen Menſchen ſeine ganze Geſtalt giebt, unter dem Bild eines Kleides vorgeſtellt wird, iſt ſehr treffend und bedeutend.

15. Um deswillen ſind ſie vor dem Thron GOttes, und dienen Ihm Tag und Nacht in ſeinem Tempel, und der auf dem Thron ſitzt, wird ſein Zelt über ihnen aufſchlagen.

16. Sie werden fernerhin weder Hunger noch Durſt leiden, weder Sonne noch irgend eine Hitze wird ſie drücken.

17. Denn das Lamm über der Mitten des Throns wird ſie weiden, und zu lebendigen Waſſerquellen leiten, und GOtt wird jede Thräne aus ihren Augen wiſchen.

Darum, weil ſie, ſpricht der Aelteſte ferner, ſich die Erlöſung JEſu Chriſti recht zu nutze gemacht haben, und nicht mit ihrem eigenen beſudelten und beſchmutzten Gerechtigkeitsrock gekommen ſind, ſondern ſich vom Geiſt der Erlöſung haben bewürken und heiligen laſſen, darum ſind ſie nun vor dem Thron GOttes, Freunde der nähern Zulaſſung; mit dieſem Kleide ſind ſie nun Kandidaten des ewigen Prieſterthums geworden; von nun an dienen ſie Tag und Nacht GOtt in ſeinem Tempel. Worinnen dieſer Dienſt beſtehe, das werden wir zu ſeiner Zeit erfahren — **GOtt verhelfe uns dazu!**

Die übrigen Bilder im 16ten und 17ten Vers ſind alle aus dem alten Teſtament genommen: Daß der HErr ein Zelt über ſie aufſchlagen wird, finden wir Pſ. 91. V. 1. und Jeſ. 4. V. 5. 6. Daß ſie weder hungern noch dürſten, weder Hitze noch Sonne drücken ſoll, iſt genommen aus Pſ. 121. V. 6. und vorzüglich aus Jeſ. 49. V. 10. Das Weiden und Leiten zu lebendigen Waſſerquellen ſteht Pſ. 23. V. 1. 2. und Jeſ. 49. V. 10. und das Abwiſchen der Thränen verſpricht auch Jeſajas Kap. 25. V. 8. Man ſieht überall, daß JEſus Chriſtus in dieſem letzten Buch der heiligen Schrift das alte Teſtament, Moſen und die Propheten noch einmal recht bekräftigen, vollends

ganz

ganz erfüllen, und ſeinem ganzen Evangelio zum Grund legen will; darum laßt es uns ja nicht gering ſchätzen, ſondern ebenfalls die erſten Quellen aller Erkänntnis GOttes, Chriſti und unſrer ganzen Heilslehre darinnen aufſuchen. Suchet in den Schriften des alten Bundes: Denn ſie ſinds, die von mir zeugen, ſagt Chriſtus Joh. 5. V. 39.

Alle dieſe Bilder haben nun den Zweck, der ſeeligen Schaar, die aus großen Trübſalen kommt, und alle Leiden erduldet hat, vollkommene Sicherheit und die allervollſtändigſte Erquickung zu gewähren; von nun an haben dieſe Erlöſten des HErrn ganz und gar nichts mehr zu fürchten, ſondern die ewige Seeligkeit macht ſie alles Leid vergeſſen.

Jetzt ſind wir nun mit den ſechs erſten Siegeln ganz fertig; aber das allerwichtigſte ſiebende Siegel iſt noch übrig.

◆

Das achte Kapitel.

1. Und als es das ſiebende Siegel eröfnete, entſtund ein Stillſchweigen im Himmel, etwa einer halben Stunde lang.

2. Und ich ſahe die ſieben Engel, welche vor GOtt ſtehen, und es wurden ihnen ſieben Poſaunen gegeben.

Das ſiebende Siegel enthält die Kämpfe, Gerichte und Siege unſets HErrn JEſu Chriſti über die beiden ausgearteten Kirchen, die morgenländiſche Griechiſche und die abendländiſche Römiſche, die Proteſtantiſche nicht ausgeſchlaſſen, in ſo fern ſie zum Laodizea geworden iſt. Dieſe Kämpfe werden durch Kriegshörner, Arietinen oder Widderhörner, welche Kriegs- und Siegswerkzeuge ſind, angekündigt. Die ſechs erſten Poſaunen kündigen die verſchiedenen Kämpfe gegen die morgenländiſche griechiſche Kirche, und ihren endlichen Umſturz an, wobei doch noch Hofnung einer endlichen Rettung übrig bleibt; die ſiebende Poſaune aber macht durch ihre ſieben Zornſchalen der abendländiſchen Chriſtenheit und allem Widerſtand ein Ende; darauf folgt das herrliche Reich Chriſti, und endlich die ewige Seeligkeit, wodurch dann die Periode des gefallenen Geſchlechts Adams ein Ende hat.

Durch

Durch die Verſieglung der 144,000 Iſraeliten war nun für die Saamen- und Pflanzſchule des Reichs GOttes geſorgt; an dieſe ſchloſſen ſich nun immer, bis auf unſre Zeiten, die Getreuen des HErrn an; und dieß Anſchließen aller Frommen wird fortdauern bis zur Vollendung.

Der Anfang des neuen großen Schauſpiels begann mit der Erbrechung des ſiebenden Siegels durch das Lamm; ſo wie dieß geſchah, bemerkte Johannes ein allgemeines Stillſchweigen im Himmel: Bisher hatte das Heilig, Heilig, Heilig der vier lebendigen Weſen und das Lobgetöne aller Himmelsbewohner gar nicht aufgehört, aber jezt ſchwieg alles; alles harrte und wartete, was nun zum Vorſchein kommen würde; denn jedermann vermuthete mit Recht, daß dieſes allerwichtigſte ſiebende Siegel über alles den Aufſchluß geben würde. Es kam dem erhabenen Seher ſo vor, als wenn dieſes Schweigen etwa eine halbe Stunde gewähret hätte. Nach der Bengeliſchen Zeitrechnung beträgt eine halbe Stunde vier Tage, zwo Stunden und zehn Minuten. Es kann wohl ſeyn, daß hernach in der Ausführung ein würkliches Schweigen im Himmel vorgegangen iſt, und auch ſo lange gedauert hat; allein darüber läßt ſich aus der Geſchichte kein Beweiß führen. Dieß iſt aber auch nicht nöthig; für uns iſt es hinlänglich, wenn wir nur bemerken, daß die Erbrechung des ſiebenden Siegels wegen ſeiner großen Wichtigkeit ein allgemeines Erwarten im Himmel erregt, und alle ſeine Bewohner ſo damit erfüllt habe, daß ſie eine kurze Zeit lang alle ihre Beſchäftigungen vergaſſen.

Das Erſte, was auf die Eröfnung des ſiebenden Siegels erfolgte, war, daß die ſieben Engel, welche vor GOtt ſtehen, ſieben Poſaunen empfiengen; ſie wurden vermuthlich aus dem Tempel geholt, und ihnen überreicht.

Die alten Hebräer glaubten, daß beſtändig ſieben Engel vor dem HErr ſtünden, welche als Boten gebraucht würden, um ſeine Befehle auszurichten; man nannte ſie Erzengel. Tob. 12. V. 15. Daß dieſer Glaube gegründet war, wird hier bewieſen; denn es heißt ausdrücklich: Und ich ſahe die ſieben Engel, welche vor GOtt ſtehen, und es wurden ihnen ſieben Poſaunen gegeben. Dann erzählt Johannes weiter:

3. Und ein anderer Engel, welcher eine goldene Rauchpfanne hatte, kam, und ſtellte ſich an den Rauchaltar. Und es wurde ihm viel Rauchpulver gegeben, damit er es bei den Gebethen aller Heiligen auf dem goldenen Altar vor dem Thron GOttes opfern möchte.

4. Und der Dampf des Rauchwerks ſtieg mit den Gebethen der Heiligen, aus der Hand des Engels zu GOtt hinauf.

5. Und der Engel nahm die Rauchpfanne, und füllte ſie mit dem Feuer vom Altar, und

warf es auf die Erde. Und es entſtunden Donner und Blitze, und Töne, und Erdbeben.

Ich habe oben vor der Erbrechung der ſieben Siegel der bangen Erwartung aller Frommen gedacht, wie ſie ſich nach dem Aufſchluß des Geheimniſſes, ob denn das Chriſtenthum nicht endlich über das Heidenthum ſiegen würde? geſehnt hätten. Hier finden wir etwas ähnliches: Alle Heiligen, im Himmel und auf Erden, bemerkten abermal das ſchreckliche Steigen der Macht der Finſternis in der Chriſtenheit ſelbſt; daher entſtand nun ein allgemeines Flehen zu GOtt um Hülfe; aber der HErr erhöret, ehe ſie ſchreien, und Er antwortet, ehe ſie rufen; denn die ſieben Engel ſtehen ſchon da, und rüſten ſich zum poſaunen.

Das Rauchopfer des Engels iſt hier ſehr merkwürdig, darum beſchreibt es **Johannes** auch ſo ausführlich: Denn dieſe prieſterliche Funktion ſoll vorſtellen, was geſchehen müße, wenn die Gebethe der Heiligen GOtt angenehm ſeyn, und erhört werden ſollen. Das Bethen, auch das Bethen der **Heiligen**, iſt noch bei weitem zur Erhörung nicht gnug — nein! das himmliſche Rauchpulver muß noch dazu kommen, durchs Feuer in Dampf verwandelt werden, und dann muß dieſer angenehme Geruch zu GOtt hinauf ſteigen.

Aber was iſt denn nun dieß himmliſche Rauchpulver? und woraus beſteht es? — Die Antwort hierauf können wir leicht finden, wenn wir uns erinnern, was eigentlich zu einem Gebeth gehöre, das von GOtt erhört werden ſoll; dazu wird erfordert: Eine gänzliche Ergebung in GOttes Willen; eine innere Anregung des heiligen Geiſtes zu einem kindlichen, zutrauensvollen und ernſtlichen Gebeth um di verlangte Sache; ein reiner und vollkommener Glaube an die Allmacht und Vaterliebe GOttes in JEſu Chriſto; das Zeugnis der Kindſchaft, und daß man mit dem Vater durch Chriſtum verſöhnt ſey; und endlich, Früchte der Gerechtigkeit des Glaubens durch die Würkungen der GOttes- und Menſchenliebe; wenn dieß alles unſer Gebeth begleitet, ſo nimmt e ein Prieſterengel als ein wohlriechendes Rauchwerk, bringt es auf den goldnen Rauchaltar, und zündet e im heiligen Feuer der göttlichen Liebe des Erlöſers an, und ſo ſteigt dann dieſer angenehme Geruch zu GOt empor; — Ihm gefällt dieß Opfer, und Er erfüll dann gerne, was wir von Ihm begehren.

Etwas beſonders geſchieht aber noch mit dieſem Rauchopfer: Johannes ſieht ferner, daß der Prieſterengel die Rauchpfanne nimmt, ſie mit dem Feuer vom Altar anfüllt, und es dann auf die Erde hinwirft, wodurch merkwürdige Naturerſcheinungen, Donner, Blitze, Töne und Erdbeben erzeugt werden.

Aus der Geſchichte iſt bekannt, daß vor großen und merkwürdigen Gerichten gemeiniglich ungewöhnliche Naturerſcheinungen, als Vorbotten ſolcher Gerichte vorhergehen.

Freilich darf man ſo etwas heut zu Tage vor der Welt nicht laut ſagen, wenn man nicht ausge-

höhn

höhnt werden will; aber es iſt nichts deſto weniger doch wahr, man leſe nur alte und neue Geſchichtſchreiber, ſowohl heidniſche als jüdiſche und chriſtliche, ſo wird man dieſe Behauptung wahr finden. Indeſſen wurde von jeher viel Aberglaube mit dieſer Vorſtellung verbunden, und man legte ungewöhnlichen Naturerſcheinungen zu viel Bedeutendes bei, daher muß man auch hier den Mittelweg gehen, und auf kein Extrem verfallen. Wenn man alſo hier annimmt, daß durch ſolche ungewöhnliche Naturwürkungen damals, als die göttlichen Gerichte über das griechiſche Reich vorbereitet wurden, den bethenden Heiligen auf Erden ein Wink gegeben worden, daß ihr Gebeth erhört ſey, ſo irrt man nicht; immer können ſolche Vorbothen denen, die den HErrn fürchten, und ſeiner Hülfe harren, Winke geben, daß etwas merkwürdiges zum Beſten des Reichs GOttes geſchehen werde, damit ſie ſich darnach richten, ſich mit Bethen und Wachen näher zu GOtt halten, und ſich auch untereinander näher aneinander anſchließen können.

6. **Und die ſieben Engel mit den ſieben Poſaunen hatten ſich zum Blaſen gerüſtet.**

7. **Und der Erſte blies die Poſaune, und es entſtund Hagel und Feuer in Blut gemiſcht, welche auf die Erde geworfen wurden, und das dritte Theil der Erde, das dritte Theil der Bäume und alles grüne Gras verbrannte.**

Zum

Zum Anbruch der Gerichte GOttes über den Orient war nun alles bereit.

Den vier Windebändigern war befohlen worden, ſie ſollten die Stürme einhalten, bis die Knechte GOttes verſiegelt wären, damit ſie nicht während der Zeit die Erde, das Meer und die Bäume beſchädigen, und alſo jene Verſiegelung ſtören möchten; ſie hatten gehorcht. Nun aber, als dieß Geſchäfte geendigt war, und ihnen mit der erſten Poſaune das Zeichen gegeben wurde, ſo ließ ſchon einer ſeinen Sturmwind loß, und dieſer führte ein Hagelgewitter, welches mit Feuer- und Blutregen vermiſcht war, über die Erde, wodurch dann ein Drittel dieſer Erde, ein Drittel der Bäume und alles grüne Gras verbrannt wurde.

Wenn wir die Bedeutung dieſes prophetiſchen Bildes der erſten Poſaune genau treffen wollen, ſo müßen wir die Regel wohl beobachten, die ich oben ſchon bemerkt habe, nämlich: Keine, auch die merkwürdigſte, und übrigens auf dieß Bild paſſende Geſchichte darf darunter verſtanden werden, wenn ſie nicht dem morgenländiſchen Kaiſerthum zu Konſtantinopel und der damit verbundenen griechiſchen Kirche einen ſolchen Abbruch thut, wodurch ſie ihrem Umſturz näher kommt; folglich dürfen wir weder an ein Gericht über die Juden (dann die waren gerichtet, ehe Johannes die Offenbarung empfieng) noch über die Heiden denken, weil ja das ſechſte Siegel unwiderruflich über ſie entſchieden hat; und da es jezt noch keine Muhamedaner gab, ſo kann auch ſie dieſe erſte Poſau-

Poſaune nichts angehen, ſondern ſie muß allein die Chriſten treffen.

Ich habe oben den Anfang des Falls des Heidenthums unter **Konſtantin den Großen** geſezt, und zwar mit Recht, weil dieſer Kaiſer die chriſtliche Religion annahm, und ſie dadurch herrſchend wurde; das Ende der Vielgötterei aber ſchrieb ich **Karl dem Großen** zu, weil dieſer auch im Occident derſelben den lezten Stoß gab; indeſſen läßt ſich doch ein mittlerer Termin feſtſezen, in welchem das Heidenthum geſetzmäßig verboten wurde, und dieſes geſchahe unter **Theodoſius dem Großen**, gerade am Ende des vierten und im Anfang des fünften Jahrhunderts. Von **Konſtantin dem Großen**, das iſt, vom Anfang des vierten Jahrhunderts an, bis an die Zeit, wo **Karl der Große** Kaiſer in den Abendländern wurde, nämlich im Anfang des neunten Jahrhunderts, nimmt alſo die Vertilgung des Heidenthums in den gegenwärtigen Provinzen des ehemaligen römiſchen Reichs, beinahe 500 Jahr ein; in dieſe Zeit fällt nun auch die erſte Poſaune, und da wir auch die Zeit wiſſen, in welcher **Theodoſius** der Große das Heidenthum geſetzmäßig verboth, nämlich im Anfang des fünften Jahrhunderts, ſo können wir auch für gewiß feſtſetzen, daß die Gerichte, welche die erſte Poſaune ankündigte, nämlich das große Hagelwetter, um dieſe Zeit ſeinen Anfang genommen habe.

Keine Weiſſagung kann genauer zutreffen, als dieſe, und kein Bild paſſender und nachdrücklicher ſeyn, als eben jenes Hagelgewitter; denn gerad um die Zeit überfielen die **Gothen**, **Hunnen** und andere **Scythiſche** und **Nordiſche** Völkerhorden das römiſche Reich, und zwar vorzüglich die gegen Abend liegende Provinzen deſſelben; ihr Anfall, ihre allgemeine Verheerung, beſonders unter dem Hunnenkönig **Attila**, konnte nicht treffender vorgeſtellt werden, **als durch ein mit Feuer- und Blutregen gemiſchtes Hagelwetter**, welches Bäume und Gras, und ſo gar den Boden zu Grund richtet.

Man leſe nur bei **Gibbon** die ausführliche Beſchreibung dieſer ſchrecklichen Zeiten, ſo wird man vollkommen überzeugt werden, daß jene Ueberfälle die Gerichte ſind, welche durch die erſte Poſaune angekündigt worden.

Dieſe barbariſchen Völker nun entriſſen nach und nach dem Kaiſerthum alle Abendländer, und die **Gothen** und **Longobarden** richteten ſo gar eigene Königreiche in **Italien** auf; kurz, der dritte Theil der ganzen römiſchen Monarchie, alle occidentaliſchen Länder, giengen für die griechiſchen Kaiſer zu **Konſtantinopel** und ihre verbündeten Scheinkaiſer zu **Rom** auf immer verlohren.

Unter **der Erde** verſteht man am füglichſten **die Länder**, welche zum römiſchen Reich gehören; **die Bäume** ſind die Bilder der Nahrung für **die Menſchen**, ſo wie **das Gras** für **das Vieh**. Doch bedeuten die Bäume auch zu Zeiten im prophetiſchen Sinn **die vornehmern Stände**, und Gras und Kräu-

Kräuter das gemeine Volk u. ſ. w. welche Bedeutung nun jedesmal gewählt werden müße, das muß und kann der Zuſammenhang zeigen. Hier kann jede dieſer Auslegungen ſtatt finden; alle paſſen hieher.

Dieß war alſo der erſte Schlag, der die ausartende Chriſtenheit traf, und die Macht der in Ueppigkeit ſchwelgenden orientaliſchen Kaiſer ſchwächte; er kam aus Norden her, der loßgelaſſene Sturmwind führte dieß Gewitter aus den mitternächtigen Ländern gegen Abend, wo es jene verheerende Würkungen ausrichtete.

8. Und der zweite Engel bließ die Poſaune, und es wurde etwas, gleich einem großen, im Feuer brennenden Berg, ins Meer geworfen, und der dritte Theil des Meers ward Blut.

9. Und der dritte Theil der Geſchöpfe, die im Meer das Leben haben, ſtarb, und der dritte Theil der Schiffe wurde zu Grund gerichtet.

Zur römiſchen Monarchie gehörte auch der größte Theil der afrikaniſchen Küſte, Egypten und die heutige Barbarey; Karthago war eine beträchtliche Handelsſtadt, und von Afrika aus beherrſchten die Kaiſer das mittelländiſche Meer und die Handlung auf demſelben. Die Scythiſchen Völkerhorden hatten das europäiſche Drittel des römiſchen Reichs verheert; und ſo wie ein Hagelwetter fruchtbare Saaten ver-

verdirbt, ſo wurden auch jene Staaten zertretten; hier kündigt nun auch der zweite Engel mit ſeiner Poſaune das Gericht GOttes über das **afrikaniſche** Drittel an, und der erhabene Seher ſieht es unter dem Bild einer großen feurigen Maſſe, einem in Feuer und Flammen ſtehenden Berg ähnlich, der ins Meer geworfen wird, wodurch dann der dritte Theil des Meers blutig, der dritte Theil der lebendigen Geſchöpfe in demſelben getödet, und der dritte Theil der Schiffe zertrümmert wird.

Keine Weiſſagung kann abermal genauer erfüllt werden, als dieſe: Dem Apoſtel **Johannes** war auf der Inſel **Patmos** **Afrika** gegen Südweſten, jenſeits dem Meer; wenn nun der brennende Berg **Afrika** treffen ſollte, ſo konnte es ihm nicht anders vorkommen, als wenn er ins Meer geworfen würde; dazu kam noch, daß die Würkungen dieſer Revolution vorzüglich die Schiffahrt des römiſchen Reichs und ſeine Herrſchaft über das Meer zerrütteten, wodurch dann dies Bild noch treffender wird.

Der Kaiſer **Theodoſius** zu **Konſtantinopel** hatte das Reich unter ſeine Söhne getheilt, ſo daß **Arkadius** im Orient, und **Honorius** im Occident herrſchen ſollte; er ſtarb im Jahr 395, gerad zu der Zeit, als der Völkerhagel in **Teutſchland** recht am Toben war, und ſich gegen **Italien** hinzog. **Honorius** reſidirte in **Italien** zu **Ravenna**, und ſtarb Anno 423; ein gewiſſer **Johann** maaßte ſich zwar der abendländiſchen Kaiſerkrone an, allein es gelang

ihm

ihm nicht, ſondern **Valentinian der Dritte** wurde Kaiſer im Occident; indeſſen regierte er nicht, ſondern das überließ er ſeiner Mutter **Placidia**, und genoß was er genießen konnte. Nun hatte er zween namhafte Männer, große Kriegshelden in ſeinem Dienſt, der eine hies **Aetius** und der andere **Bonifazius**; dieſer letztere war im Anfang der Regierung **Valentinians** in **Afrika**, wo alles wegen der Donatiſten und innern Unruhen in Unordnung war; **Aetius**, der unterdeſſen am Hof war, und von Neid gegen den **Bonifazius** brannte, bediente ſich aller hölliſchen Kunſtgriffe, theils um den **Bonifazius** in die Falle zu locken, theils ihn bei der Kaiſerin **Placidia** verhaßt zu machen; beides gelang ihm zum unerſetzlichen Schaden des Reichs: Denn er führte den **Bonifazius** ſo irre, daß dieſer den König der **Vandalen**, **Genſerich**, der gerade damals in **Spanien** gegen die **Sveven** kämpfte, zu Hülfe rief. Dieſer ließ ſich das nicht zweimal ſagen, er kam mit ſeiner Armee von mehr als 80,000 Mann, und fiel wie ein brennender Berg mit voller Kriegswuth in **Afrika** ein, und das nicht als Helfer und Retter der **Römer**, ſondern als Wütherich und barbariſcher Eroberer; er und ſeine Armee brannten in lichterloher Kriegsflamme, und ſo kamen ſie Anno 429 in **Afrika** an; **Genſerich** war ein ſchrecklicher Tirann, und ſeine Truppen wilde Barbaren; des Raubens, Mordens und Verheerens war kein Ende; innerhalb zehn bis zwölf Jahren hatten ſie das **afrikaniſche** Drittel des römiſchen Reichs erobert, und daſelbſt das Reich der **Vandalen** geſtiftet.

ſtiftet. Nach hundert Jahren wurde zwar dieß Reich durch den berühmten Feldherrn Beliſarius, des Kaiſers Juſtinians General, wieder zernichtet, und die Vandalen vertrieben, allein nie kamen doch die griechiſchen Kaiſer wieder in den ruhigen Beſitz dieſer Provinzen; denn Empörungen und Unruhen aller Art zerrütteten ſie, bis ſie endlich die Sarazenen eroberten, die ſie noch bis auf den heutigen Tag in Beſitz haben.

Der Vandalen König Genſerich mit ſeiner Armee war alſo der brennende Berg, den der Sturmwind von Weſten her über das afrikaniſche Drittel des römiſchen Reichs hinwehte, wodurch dann Blut genug vergoſſen wurde, um das Meer zu färben, auch die Menſchen, die auf der See in den Schiffen Nahrung trieben, getödet und mit ihren Schiffen zertrümmert wurden. Jetzt war alſo nur noch das orientaliſche Drittel des Römiſchen Reich übrig; dieſes war aber auch bei weitem das beträchtlichſte, und es waren noch vier Hauptſtöße nöthig, um es ganz zu ſtürzen.

10. **Und der dritte Engel blies die Poſaune und ein großer Stern, der wie eine Facke brannte, fiel aus dem Himmel, und er fie auf das dritte Theil der Ströme und auf di Waſſerquellen.**

11. **Und der Name des Sterns wird Apſinthus genannt, und der dritte Theil de Waſſers wurde zu Wermuth, und viele Men**

ſche

ſchen ſturben von dem Waſſer, weil es bitter worden war.

Die Religionseinigkeit hält die Völker in einem brüderlichen Bande zuſammen; ſo lange dieſe dauert, können auch politiſche Trennungen ihre Verfaſſungen nicht ganz zerrütten; bis daher hatten zwar mannigfaltige, ſogenannte Kezereien, vorzüglich aber der **Arianismus**, der **Donatismus** u. dergl. viel Unheil in der herrſchenden chriſtlichen Kirchen geſtiftet, auch mögen ſie wohl zur Schwächung des Reichs Vorbereitungsmittel geweſen ſeyn, allein ſie hatten doch weder der Kirche noch dem Staat Hauptſtöße verſezt, daher ich auch den **Arius** ſo wenig als irgend einen Kezer unter **dem Fackelſtern der dritten Poſaune** verſtehen kann. Die Trennung der **lateiniſchen Abendländiſchen** Kirche von der **griechiſchen** oder **Morgenländiſchen** aber, war ein tödtlicher Schlag für das griechiſche Kaiſerthum; denn dadurch wurden auch die abendländiſchen Chriſten, die nun zwar keine Mitbürger mehr waren, aber doch noch immer als chriſtliche Mitbrüder betrachtet wurden, bittere und unverſöhnliche Feinde der Griechen.

Die Haupturſache von dieſer unglücklichen Trennung beſtund eigentlich in dem Empordrang des römiſchen Biſchofs, der nicht allein allgemeiner geiſtlicher Regent, ſondern auch Gebieter aller weltlichen Fürſten zu werden trachtete. Da nun unter den Sternen, im prophetiſchen Sinn die Vorſteher der Religion, oder die vornehmſten Geiſtlichen verſtanden werden, ſo bedeutet auch hier der groſse glänzende Fackelſtern den römiſchen Biſchof, der ſich vom griechiſchen, bisher allgemeinen Kirchenhimmel loßrieß, auf die Erde fiel, das iſt, die weltlichen Staaten in Beſitz nahm, und dann dadurch im abendländiſchen Drittel alle Ströme und Quellen, worunter die chriſtliche Glaubenslehre verſtanden wird, verbitterte.

Daß die Sterne jene Bedeutung haben, iſt ſchon oben bemerkt worden, und daß die Waſſer des Lebens die evangeliſche Wahrheit von JEſu Chriſto vorſtellen, bedarf keines Beweißes; denn der Erlöſer bedient ſich mehrmals dieſes Bildes in dem Sinn; auch ſelbſt in dieſer Offenbarung kommt es weiter unten in dem nämlichen Verſtand vor.

Jener Empordrang des römiſchen Biſchofs begann ſchon frühe, und wurde durch den Rangſtreit mit dem Patriarchen zu Konſtantinopel immer mehr angefacht und erhitzt. Der eigentliche Anfang des Falls dieſes Fackelſterns aber begann Anno 607, als Bonifazius der Dritte vom griechiſchen Kaiſer Phokas, der auch Rom beherrſchte, geſetzmäßig den Titel und die Macht eines allgemeinen Biſchofs bekam. Von nun an nahm die Anmaſſung zu, ſo daß ſich, ſchon hundert Jahr ſpäter, Pabſt Konſtantin der Erſte vom griechiſchen Kaiſer Juſtinian dem Zweiten die Füße küſſen ließ, bis endlich gegen das Ende des achten Jahrhunderts die Päbſte ſchon groſſe weltliche Fürſten in Italien waren, und alſo der groſſe Stern nun ganz auf der Erden lag.

Der Name des Sterns hieß **Apſinthus**, ſagt **Johannes**; dieß Wort bedeutet etwas ſehr bitteres, und wird daher auch dem **Wermuthkraut** beigelegt; wie wahr wurde das? Die Anmaſſung der römiſchen Hierarchie machte die Waſſer des Lebens ſo ungenießbar, ſo bitter, daß mehrere Menſchen davon ſturben; viele Getreuen des HErrn wurden durch die Bitterkeit des Pabſtthums hingerichtet, und viele ſturben auch des ewigen Todes an der Bitterkeit des Waſſers ſelbſt.

Im folgenden neunten Kapitel, wo dieſer gefallene Stern auch das Gericht der fünften Poſaune verurſacht, werden wir weiter von ihm reden.

12. **Und der vierte Engel blies die Poſaune, und das Drittel der Sonne, und das Drittel des Monds, und das Drittel der Sterne wurde geſchlagen, ſo daß ein Drittel von ihnen verſinſtert wurde, und alſo auch der Tag ſein Drittel nicht ſchien, desgleichen auch die Nacht nicht.**

Ich habe ſchon oben bei dem ſechsten Siegel erinnert, was unter **Sonne**, **Mond** und **Sternen** verſtanden werden müſſe, und zugleich mehrere Stellen angeführt, welche meine Erklärung beweiſen. Dem zu folge bedeutet alſo hier die **Sonne** die chriſtliche Religion, der **Mond** ſtellt die Aufklärung oder die Vernunftweisheit vor, welche unter einem Volk wechſelt, d. i. ab- oder zunimmt; und die **Sterne** bedeuten dann die Gelehrten, beſonders die Lehrer und Vorſteher der Religion.

Dieß ganze Bild bezeichnet die Wirkung der **muhamedaniſchen** Religion auf die morgenländiſche Chriſtenheit. Der Stifter derſelben **Muhamed**, ein **Araber**, war kein in öffentlichem Amt ſtehender Lehrer, ſondern ein Privatmann, daher kommt er hier auch nicht unter dem Bild eines Sterns vor; aber er warf ſich ſelbſt zum Religionsſtifter auf, und bekehrte durch Feuer und Schwerdt. Er wurde im Jahr 569 gebohren, im Jahr 609 fieng er in **Mekka** an zu predigen, im Jahr 622 kündigte er denen, die nicht ſeine Lehre freiwillig annahmen, den Krieg an, hatte unglaubliches Glück, und ſtarb im Jahr 632.

Obgleich die Redensart, das Drittel der Sonne, des Monds und der Sterne **wurde geſchlagen**, ein **hebräiſcher** Ausdruck iſt, der eine Sonnen- oder Mondsfinſternis bedeutet, ſo trift er doch auch hier **buchſtäblich** zu; denn **Muhamed ſchlug** und bekämpfte die Religion und Aufklärung, und das mit ſolchem Glück, daß nicht allein ein Drittel der morgenländiſchen Chriſtenheit dadurch verfinſtert, und ein Drittel ihrer Lehrer auſſer Amt geſetzt wurde, ſondern ganze heidniſche Nationen nahmen ſeine Lehre an.

Es iſt aber wohl zu bemerken, daß hier nicht die Kriege und Eroberungen der **Türken** gemeynt ſind, wodurch endlich das griechiſch-chriſtliche Reich ganz geſtürzt wurde; denn dieß endliche Gericht ge-

hört

hört unter die ſechste Poſaune; ſondern hier iſt nur die Rede von der Würkung der **muhamedaniſchen Religion durch das Schwerdt der Sarazenen auf die morgenländiſche Chriſtenheit**, welche die letztere dergeſtalt ſchwächte, daß dadurch der Umſturz des römiſchen Reichs in **Aſien** um vieles erleichtert wurde.

Dieſe Erklärung des Gerichts der vierten Poſaune iſt ſo deutlich, ſo treffend, und ſo wenig einem Zweifel unterworfen, daß ich nichts mehr hinzu zu ſetzen weiß.

Dieſen giftigen, tödenden, Sonne, Mond und Sterne verdunkelnden Dampf, trieb der ſüdliche Sturm über ganz **Aſien, Afrika**, und ſogar auch nach **Spanien in Europa.**

13. **Und ich ſahe und hörte einen in der Mitte des Himmels fliegenden Adler, der mit großer Stimme ſprach: Weh! — Weh! — Weh! — denen die auf Erden wohnen, wegen der noch übrigen Poſaunentöne der drei Engel, die zukünftig noch blaſen werden.**

Vor der Erbrechung der Siegel war ein großes Sehnen und Aengſten unter den Chriſten, nach Licht und Aufſchluß des Geheimniſſes GOttes und Chriſti. Siehe oben Kap. 5. V. 4. Als dieß Geheimnis, ob das Chriſtenthum oder das Heidenthum ſiegen würde? durch die Eröfnung der vier erſten Siegel nun entſchieden war, ſo entſtand wegen der neuen Macht der Finſter-

Finſternis in der Chriſtenheit ſelbſt wieder neüe Beſorgnis, Kap. 6. V. 10. dieſe wurde abermals beberuhigt: Durchs ſechste Siegel wurde das Heidenthum auf immer gerichtet, und bei der Eröfnung des ſiebenden Siegels wurde das Flehen aller Heiligen um Sieg und Errettung auf dem goldnen Rauchaltar vor den HErrn gebracht und erhört. Kap. 8. V. 3. 4. Der Erfolg dieſer Erhörung war, daß durch die vier erſten Poſaunen die erſchrecklich ausgeartete und tief geſunkene griechiſche Kirche aufs äußerſte geſchwächt wurde. Aber nun entſtunden dagegen zwo Mächte der Finſternis, die beide der wahren Religion gleich gefährlich waren: Nämlich im Orient der **Muhamedismus**, und im Occident das **Pabſtthum** — jetzt gieng alſo das Flehen und Jammern der Chriſten wieder an, und ihre traurige Ahnung wird hier durch den himmliſchen Ausrufer bekräftigt.

Ob dieſer Ausrufer ein **Engel** oder ein **Adler** geweſen, iſt ungewiß, aber auch einerlei. Einige Handſchriften haben die erſte Leſart, andere die letzte; ich folge dem ſeel. Bengel, deſſen kritiſche Känntniſſe allgemein anerkannt worden.

Dieſer Adler rief nun ein **dreifaches Weh** aus, welches diejenigen, die auf Erden wohnen, das iſt, die Unterthanen des römiſchen Reichs, in den Morgen- und Abendländern, treffen würde; das **erſte** ſollte durch die fünfte Poſaune verurſacht werden, und aus dem Abgrund entſtehen; das **zweite**

durch

durch die ſechste Poſaune vom **Euphrat** herkommen, und das dritte unter der ſiebenden Poſaune, als das letzte, langwierigſte und ſchrecklichſte, ſollte dann vorzüglich durch die ſieben Zornſchaalen allem Weh und Jammer auf Erden auf ewig ein Ende machen.

Daß es bei allem ſittlichen Verderben in der Chriſtenheit, zu allen, alſo auch zu **Muhameds** Zeiten, noch immer eine auserwählte, zerſtreute und unter dem großen Haufen verborgene Schaar wahrer Bekenner **Chriſti** gab, daran iſt kein Zweifel, und dafür bürgt uns auch die Verſiegelung, Kap. 7. V. 3. u. f. Daher gab es auch jetzt, als **Muhameds** Lehre ſo ſehr überhand nahm, und alles zu verſchlingen drohte, gewiß Ohren für die Warnungsſtimme des Adlers. Ungeachtet aller Nachrichten, welche uns die Kirchenväter jener Zeiten von Orthodoxen und Ketzern hinterlaſſen haben, iſt doch die Geſchichte zu arm, um alle, oder auch nur die wichtigſten Regungen und Bewegungen unter den Rechtſchaffenen des Morgenlandes, die der **Muhamedismus** veranlaßte, und der **Adlersruf** weckte, darinnen wahrnehmen zu können. Der einzige **Gibbon** hat in ſeinem unſterblichen Werk, im 54ſten Kapitel, die für uns äußerſt merkwürdige Geſchichte der **Paulizianer** geſammelt, welche im Jahr 660, alſo gerad zu der Zeit entſtunden, als die **Muhamedaniſche** Macht recht am Steigen war. Dieſe **Paulizianer** ſind die **mähriſchen Brüder**, zugleich aber auch die **Huſ-**

ſiten des Orients, und gewiß ein Theil der hundert vier und vierzig tauſend Verſiegelten. Wir werden ſie unten bei der Erklärung des zwölften Kapitels auf eine äußerſt merkwürdige Art wieder finden.

Gibbon iſt uns immer ein gültigerer Zeuge, als viele andre, gerade deswegen, weil er kein Freund der chriſtlichen Religion iſt — wenn er alſo etwas zu ihrem Vortheil ſagt, ſo iſts gewiß zuverläßig. Es gab alſo damals eine ſehr beträchtliche und wichtige Heerde, die Ohren für den Adlersruf hatte, und ihn zu Rettung vieler ausbreitete.

◆

Das

Das neunte Kapitel.

1. Und der fünfte Engel blies die Poſaune, und ich ſahe einen Stern, der aus dem Himmel auf die Erde gefallen war, und ihm wurde der Schlüſſel zum Schlund des Abgrunds gegeben.

2. Und er öfnete den Schlund des Abgrunds, und es ſtieg ein Dampf aus dem Schlund empor, wie der Dampf eines großen Rauchfangs, und die Sonne und die Luft wurden durch den Dampf des Schlunds verfinſtert.

3. Und es giengen Heuſchrecken aus dem Dampf hervor auf die Erde, und es wurde ihnen Macht gegeben, ſo wie die Scorpionen der Erde Macht haben.

Der hohe Gang der göttlichen Gerichte über die griechiſche Kirche und das morgenländiſche Römiſche Kaiſerthum geht nun unaufhaltbar fort, zwei Wehe ſind dazu beſtimmt, beide in den Staub zu ſtürzen; die fünfte Poſaune kündigt das erſte an, und nachdem ſie der Engel geblaſen, ſo ſieht Johannes, daß dem Stern, welcher nach dem 10ten Vers des vorigen 8ten Kapitels vom Himmel auf die Erde gefallen war, ein Schlüſſel gegeben wird; dann bemerkt er auch

auch den obern, jetzt noch verſchloſſenen Schlund des Abgrunds, und ſieht nun, daß der Stern mit dem Schlüſſel dieſe Mündung aufſchließt.

Daß dieſer Stern den Römiſchen Biſchof bedeute, haben wir oben ſchon gefunden; und wie er dem griechiſchen Reich den erſten Herzensſtoß durch die Kreuzzüge, vornemlich aber durch die Eroberung Konſtantinopels und des orientaliſchen Kaiſerthums durch die Franzoſen und ihre Bundsgenoſſen, die Venetianer, ſo recht hinterliſtig und Scorpionenartig giebt, davon überzeugt uns die Geſchichte jener Kriege ſo vollſtändig, daß darüber kein Zweifel mehr entſtehen kann.

Die römiſchen Päbſte hatten nun ſeit dem ſiebenden Jahrhundert her durch tauſend liſtige, oft Abgrundsmäßige Kunſtgriffe ihre Macht und Herrſchaft über die Abendländiſche oder lateiniſche Kirche zu gründen und zu befeſtigen geſucht; durch die uneingeſchränkte Gewalt über die Gemüther der Menſchen war es ihnen dann auch leicht, ihr weltliches Gebiet immer zu vergrößern, und der allgemeinen Weltmonarchie immer näher zu kommen; denn dieſe war eigentlich der Hauptzweck, den ſie beäugten. Nun hatte ſich aber die griechiſche Kirche mit ihrem Kaiſer von ihrem Zwang losgefeſſelt — die Morgenländer bekümmerten ſich um den römiſchen Pabſt nichts, und das war ihm ein Dorn im Herzen, aber mit Gewalt konnte er nichts ausrichten, daher mußte er zur Liſt ſeine Zuflucht nehmen, und jedes Mittel ergreifen, wodurch

wodurch er die Griechen ſchwächen und demüthigen konnte.

Auch die Abendländiſchen Regenten, beſonders die teutſchen Kaiſer, ſperrten ſich oft gegen den ſchrecklichen Despotismus des römiſchen Hofs, aber da ſie einmal durchaus ſeine **geiſtliche** Gewalt anerkannten, ſo konnte es nicht fehlen, ſie mußten in der **zeitlichen** nachgeben; folglich kam es dann endlich dahin, daß Pabſt **Gregor** der Siebende im eilften Jahrhundert die wunderbare hierarchiſche Monarchie gründete, die noch nie in der Welt etwas ähnliches gehabt hat. Indeſſen waren denn doch die teutſchen Kaiſer dem geiſtlichen Monarchen immer noch gefährliche Nachbarn, und nicht allezeit ſo ganz gehorſam. Da nun der Pabſt wegen der Eingeſchränktheit ſeiner Staaten keine hinlängliche Armee halten oder aufbringen konnte, um die ungehorſamen, aber mächtigen Söhne zu Paaren zu treiben, ſo mußte er zur Liſt ſeine Zuflucht nehmen, und dazu both ſich gegen das Ende des eilften Jahrhunderts eine erwünſchte Gelegenheit dar.

Die **Muhamedaner**, welche man die **Saracenen** nannte, machten allenthalben erſtaunliche Fortſchritte, ohne daß die weichlichen griechiſchen Kaiſer etwas erſprießliches gegen ſie ausrichten konnten; jene nahmen alſo dieſen eine Provinz nach der andern weg, ohne daß ſich die abendländiſchen Fürſten viel darum bekümmerten; nun kamen aber auch die **Türken aus dem nordöſtlichen Aſien** dazu. Dieſe kriegeriſche Nation ſetzte ſich in **Kleinaſien** feſt, nahm die **muhamedaniſche** Religion an, und bekam endlich auch die Herrſchaft über die **Sarazenen**. Dieſe **Türken** nun eroberten in den Jahren von 1076 bis 1096 unter andern auch **Jeruſalem** und das gelobte Land; und da ſie viel wilder und grauſamer als die **Araber** oder **Sarazenen** waren, ſo wurden dadurch die chriſtlichen Pilger, welche aus allen Provinzen der Chriſtenheit, vorzüglich auch aus den Abendländern dahin reiſten, um nach damaliger Weiſe an jenen heiligen Oertern ihre Andacht zu verrichten, erſchrecklich mishandelt und geſtört.

Einer von dieſen Pilgern, ein Eremit, Namens **Peter von Amiens** aus der **Picardie** in **Frankreich** gebürtig, mochte wohl von den Türken vorzüglich übel behandelt worden ſeyn, wozu dann auch noch fromme Schwärmerei und erhitzte Einbildungskraft kam; dieſer machte vorzüglich viel Lärmens über dieſe Bedrückung, und über den himmelſchreienden Gräuel, daß ſolche ungläubige Barbaren im Beſitz des Landes ſeyen, welches der Heiland der Welt durch ſein Erlöſungswerk geheiligt hätte. Bei ſeiner Rückreiſe aus den Morgenländern wandte er ſich nach **Rom**, wo Pabſt **Urban** der Zweite vor kurzem dem berühmten **Gregor** dem Siebenden in der Regierung nachgefolgt war, und von ganzem Herzen den großen Plan der allgemeinen Weltmonarchie, den ſein Vorfahrer entworfen hatte, ferner auszuführen ſuchte. Dieſem ſchlauen Kopf kam der Einſiedler **Peter** recht erwünſcht,

erwünſcht; denn in ſeiner Seele ſtieg der Abgrundsmäßige Gedanke auf: Wenn er die Eroberung des heiligen Landes den abendländiſchen Fürſten zum Himmel verdienenden Werk, und zum Mittel machte, wodurch man auch die größten Gräuelthaten und Blutſchulden abbüßen könnte, ſo erreichte er dadurch folgende, dem römiſchen Stul höchſt erwünſchte Zwecke:

1) Lenkte er dadurch die Politick der abendländiſchen Fürſten von ſich ab, und richtete ihre Aufmerkſamkeit nach den Morgenländern, wodurch er denn deſto beſſer im Dunkeln fortwürken konnte.

2) Giengen die kühnſten Krieger aus den abendländiſchen Provinzen mit ganzen Schaaren von vielen Tauſenden nach dem Orient; daß ein großer Theil nie wiederkommen würde, war gewiß, folglich wurden die Fürſten geſchwächt, und konnten alſo um ſo viel weniger etwas gegen ihn unternehmen.

3) Konnte man die Güter der Edlen, die in dieſen Krieg zogen, hübſch an die Kirche bringen, folglich ſie dadurch reicher und mächtiger machen; und

4) Mußte auch dadurch nothwendig das griechiſche Reich geſchwächt werden; und wer weiß, ob nicht der ſchlaue Pabſt ſchon darauf rechnete, daß ſeine abendländiſchen Krieger mit der Zeit Meiſter von jenem Reich werden,

und es ſeinem Stul auch unterwerfen würden? in ſolchen Umſtänden ließ ſich ſo etwas leicht ahnen.

Dieß war ein hölliſches Feuer in **Urbans** Seele, deſſen Dampf nun bald hernach Sonne und Luft verfinſtern konnte. Er berief Konzilien nach **Piazenza** und nach **Clermont**, der Eifer des Pabſtes für dieſe Sache, und der Fanatismus **Peters**, des Einſiedlers, flammten die abendländiſchen Völker an. Hier ſchloß der gefallene Fackelſtern, der Pabſt, den Schlund des Abgrunds auf; der Dampf des Aberglaubens, der irrenden Ritterſchaft und der wütenden Schwärmerei ſtieg empor, und verfinſterte Sonne und Luft, Wahrheit und vernünftige Denkart, und mit dieſem Dampf trieb der weſtliche Sturmwind ganze Heere, wie alles verzehrende Heuſchrecken, gegen den Orient hin.

Das Bild iſt wahr und treffend: Gegen 200 Jahr lang zogen nach und nach ſieben Heere von vielen Tauſenden aus **Europa** nach **Aſien**, viele Hunderttauſende kamen um, und durch das Alles wurde nichts gewonnen, als daß der römiſche Hof im Trüben fiſchen und ſeine Macht vergrößern konnte. Dieſe Heuſchrecken-Schwärme aber drückten das griechiſche Reich gewaltig, und einer unter ihnen ſchwächte es auf das Aeußerſte, wie wir nun ſehen werden.

4. Und es wurde ihnen geſagt, daß ſie weder das Gras der Erden, noch etwas grünes, noch irgend einen Baum beſchädigen ſollten,

ſollten, ſondern nur die Menſchen, welche GOttes Siegel nicht an ihren Stirnen haben.

5. Und es wurde ihnen gegeben, daß ſie ſie nicht tödeten, ſondern daß ſie fünf Monden lang gequält würden, und ihre Qual war wie die Qual von einem Scorpion, wenn er einen Menſchen hauet.

6. Und in dieſen Tagen werden die Menſchen den Tod ſuchen, und ihn nicht finden. Und ſie werden zu ſterben wünſchen, aber der Tod wird vor ihnen fliehen.

Der erhabene Seher der Offenbarung JEſu Chriſti, welche die Dinge enthält, die ſchnell nach einander bis ans Ende der Tage geſchehen ſollten, ſieht die Kreuzſoldaten in der Geſtalt von wandernden Heuſchrecken, deren Sache es ſonſt iſt, alles Gras, alles Grüne und alle Blätter von den Bäumen zu verzehren; dieſe apokalyptiſche Heuſchrecken aber ſind von ganz anderer Gattung, ſie haben etwas Scorpionenartiges — gerad ſolche Schwänze, wie dieß Inſekt hat; eben ſo betragen ſie ſich auch: Denn ſie haben den Befehl, nicht Heuſchreckenartig die Länder zu verheeren, nicht zu erobern, und im griechiſchen Reich den Meiſter zu ſpielen, ſondern wie die Scorpionen von hinten her zu ſtechen. Können ſie die Griechen auf eine Art zu Grund richten, die nicht in die Augen fällt, ihnen ſo von hinten her eins verſetzen, ja! das mögen ſie thun, aber öffentlich dürſen ſie ſich nicht als Feinde zeigen, da haben ſie es nur mit den Türken und Sarazenen zu thun.

Dieß Quälen, welches fünf Monden dauern, und nur die Menſchen treffen ſoll, die das Siegel GOttes nicht an ihren Stirnen haben, muß aber ja nicht von den Kriegen der Kreuzſoldaten gegen die Türken und Sarazenen verſtanden werden; denn hieher gehört durchaus nichts, als was Bezug auf den Umſturz des griechiſchen Reichs hat; ſondern die Menſchen, die jenes Siegel nicht haben, ſind die in aller Wolluſt und Ueppigkeit verſunkene griechiſche Kaiſerfamilien, mit allen Großen ihres Reichs, ihrem Hof und Reſidenzſtadt Konſtantinopel. Damit will ich aber nicht behaupten, daß unter allen dieſen Menſchenklaſſen keine einzelne fromme, oder von GOtt verſiegelte Seelen geweſen — ſondern es iſt hier vom Ganzen die Rede. Jene Stände waren ſo unbeſchreiblich unwürdig, daß einen ein Eckel anwandelt, ſo oft man ihre Geſchichte lieſt; dieſe waren nicht verſiegelt, ſondern zum Gericht verurtheilt, und dieſe wurden von den Heuſchrecken mit Scorpionenſchwänzen fünf Monate lang gequält und nicht getödet.

Die Erfüllung dieſes prophetiſchen Bildes iſt ſehr klar: Hundert Jahr lang wanderten dieſe abendländiſchen Heuſchreckenheere, in ihren fanatiſchen Dampf gehüllt, durch die griechiſchen Reichsprovinzen, ohne ihnen gerade zu und von vornen her zu ſchaden; man kann aber auch nicht läugnen, daß auch die unverſiegelten Griechen kein gutes Herz zu ihnen trugen;

ſon-

ſondern ſie oft aufs Eis zu führen ſuchten. Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts aber kam man einem Hauptziel näher: Der griechiſche Kaiſer Iſaak Angelus, ein Menſch von dem allerſchlechteſten und unwürdigſten Karakter, wurde von ſeinem nicht viel beſſern Bruder des Throns und der Augen beraubt, und dann in einen Thurm gefangen geſezt; ſein Sohn Alexis, ein Prinz von zwölf Jahren, floh durch Italien, und ſuchte in Teutſchland Schutz; dieß gab nun zu dem vierten Heuſchreckenzug der Kreuzfahrer, welches für dießmal Franzoſen waren, eine treſliche Gelegenheit, ihre Scorpionenſchwänze zur Züchtigung der Griechen zu gebrauchen. Sie verbanden ſich mit den Venetianern, und ergriffen den Vorwand, um dem abgeſetzten blinden Kaiſer Iſaak zum Beſten des jungen Prinzen Alexis, den ſie in ihrem Schutz hatten, ſeinen Thron wieder zu ſchaffen, das griechiſche Reich zu erobern; gelang ihnen dieſes, ſo wurde die griechiſche Kirche mit der päbſtlichen vereinigt, und ſolchergeſtalt das orientaliſche Reich dem römiſchen Hof unterworfen, welches mehr zu bedeuten hatte, als der Beſitz Jeruſalems, welchen ſie 87 Jahr behauptet, und vor Kurzem wieder verlohren hatten.

Die Franzoſen, mit ihren verbündeten Venetianern, zogen alſo im Jahr 1203 vor Konſtantinopel, eroberten es, und ſetzten den verächtlichen blinden Iſaak wieder auf den Thron; hier geht alſo das fünf-monathliche Quälen an. Die Griechen konnten die Herrſchaft der Franzoſen unmöglich ertragen;

ein gewiſſer Murzuphlus regte ſie auf, Iſaak und ſein Sohn Alexis wurden abgeſetzt, die Franzoſen eroberten Konſtantinopel von neuem, und behielten das Kaiſerthum nun ſelbſt; fünf abendländiſche Kaiſer aus den Häuſern Flandern und Courtenay regierten nacheinander mit lauter Scorpionenqual, und im Jahr 1261 wurden ſie von den Griechen wieder vertrieben.

Wenn man die Geſchichte lieſt, ſo muß man erſtaunen, wie genau das Bild, das Johannes ſahe, hier eintrift. Morden und Blutvergießen, auſſer was der Krieg mit ſich brachte, geſchahe nicht; denn dieſe Heuſchrecken ſollten nicht tödten, ſondern nur quälen, dieß Quälen aber geſchah recht Scorpionenmäßig; Raub und Plünderung, Spott und Verachtung, Mißbrauch des weiblichen Geſchlechts, und was von Muthwillen den Franzoſen der damaligen Zeit nur möglich war, das übten ſie die ganze Zeit ihrer Regierung durch an den Griechen aus. Wie gern hätten die Griechen ihr Leben daran gewagt, um ſich zu retten, aber ſie konnten nicht dazu kommen, ſie ſuchten den Tod, um der Qual zu entkommen, aber ſie fanden ihn nicht.

Auch die Dauer dieſer Qual von fünf prophetiſchen Monden trift doppelt zu: Denn die ganze franzöſiſche Regierung des griechiſchen Reichs beſtand aus fünf Kaiſern nacheinander, deren Reichsverwaltung aber ein beſtändiger Mondswechſel, ein immerwährendes Ab- und Zunehmen der Macht war. Auch die

Ven-

Bengeliſche prophetiſche Zeitbeſtimmung kann hier angewendet werden: Denn dieſer zufolge betragen die fünf Monathe 79 Jahre 19 Wochen und 1 Tag; nun hat zwar die franzöſiſche Regierung im griechiſchen Reich eigentlich nur 58 Jahr gewährt, aber ihr Einfluß, ihre Gewalt und Scorpionenqual dauerte doch beinah ſo lang, als die Kreuzzüge ſelbſt, und dieſe endigten ſich 1291 mit dem Verluſt von Akre und dem ganzen gelobten Lande; wüßte man die Geſchichte dieſer Zeiten genau, ſo würde ſich zeigen, daß auch Bengels Rechnung einträfe.

7. Und die Heuſchrecken waren den Roſſen, die zum Krieg gerüſtet ſind, ſehr ähnlich; und auf ihren Köpfen war es, als wenn ſie dem Gold ähnliche Siegeskronen hätten; und ihre Angeſichte waren, wie Menſchen-Angeſichter.

8. Und ſie hatten Haare, wie Weiberhaare, und ihre Zähne waren, wie die der Löwen.

9. Und ſie hatten Bruſtharniſche (Küraſſe) als wenns eiſerne Bruſtharniſche wären, und das Schnurren ihrer Flügel war, wie das Raſſeln vieler Wagen mit Pferden, die im Streit laufen.

Nun folgt die nähere Beſchreibung dieſer Heuſchrecken, ſo wie ſie dem heiligen Seher im Geſicht erſcheinen; er bedient ſich dabei einiger Ausdrücke, die im Propheten Joel Kap. 2. V. 4. und 5. vorkommen, wo es heißt: Das Anſehen derſelben iſt wie das Anſehen der Pferde, und ſie rennen wie die Reuter. Sie ſprengen dahin, wie im Wagengeraſſel auf den Höhen der Berge u. ſ. w. und Kap. 1. V. 6. Denn es iſt ein Volk über mein Land gekommen, mächtig und unzählbar; Seine Zähne ſind Löwenzähne, und die Backzähne eines alten Löwens. Wenn man ſich hier bei einen Kreuzfahrer vorſtellt, wie er mit ſeinem Pferde von Haupt bis zu Fuße faſt mit Eiſen bedeckt war, und ſich dann die mancherlei Zierrathen, Wappen und Waffen dabei denkt, ſo kommt die Figur ziemlich Heuſchreckenartig heraus. Indeſſen ſind doch jene prophetiſchen Bilder durchgehends allegoriſch. Die Heuſchrecken bedeuten ein ſtarkes, wohlgerüſtetes Kriegsheer; die goldähnlichen Siegskronen ſtellen vor, daß dieß Heer ſchon mehr gekämpft und geſiegt hat; daß dieſe Krieger Menſchenangeſichter haben, zeigt, daß ihre Abſichten menſchlich und gut gemeint ſind, ſie werden aber durch eine Abgrundsmäßige Macht kommandirt und gemißbraucht. Die Kreuzfahrer hatten ſehr gute Meinungen, ſie glaubten Wunder, mit welchen Aufopferungen ſie GOtt dienten. Ihre lange lockichte Haare bezeichnen ſie als Abendländer, die ſich von den Morgenländern dadurch unterſchieden; die Löwenzähne ſind Bilder des Raubs, der Stärke im Kampf und der Verwüſtung; eiſerne Bruſtharniſche hatten ſie würklich, auch war ihre Bruſt eiſern, nicht zum Mitleiden oder zum Erbarmen geneigt; das Getöſe ihrer Flügel, welches dem Raſſeln der rennenden

den Streitwagen ähnlich wär, mag das fürchterliche Gerücht vorſtellen; welches vor den Kreuzheeren herging, und alles in banges Erwarten ſetzte.

10. Und ſie haben Schwänze gleich den Scorpionen, und Stacheln an ihren Schwänzen; ihre Macht iſt, die Menſchen fünf Monathe lang zu beleidigen.

11. Und ſie haben einen König über ſich, den Engel des Abgrunds, ſein Name iſt auf hebräiſch Abaddon, im griechiſchen aber hat er den Namen Apollyon.

12. Das erſte Weh iſt vorüber gegangen; ſiehe! es kommen noch zwei Weh nach dieſem.

Der Inhalt des 10ten Verſes iſt aus dem vorhergehenden klar; der 11te aber ſetzt noch etwas merkwürdiges hinzu: Die Heuſchrecken werden durch eine unſichtbare Macht, durch einen geiſtlichen König beherrſcht, und dieſer König iſt — nicht ein — ſondern der Engel des Abgrunds; der Erzengel, der ſein Fürſtenthum verwürkt hat, und dafür nun König des Abgrunds iſt.

Hier erſcheint er nicht unter ſeinem gewöhnlichen Namen — Satan — Diabolus — Teufel — ſondern als Kriegsoberſter, und als ſolcher heißt er auf hebräiſch ſtatt Satan — Abaddon — Verwüſter, und auf griechiſch, ſtatt Diabolos — Apollyon, Verderber.

Es iſt merkwürdig, daß dieſer Fürſt der Finſterniß und des ewigen Abgrunds ſo oft unter ſeinem hebräiſchen und griechiſchen Namen vorkommt, Kap. 12. V. 9. und Kap. 20. V. 2. Die Urſache liegt wohl darinnen, weil Johannes damals mehrentheils hebräiſche und griechiſche Leſer hatte.

Das hebräiſche Wort Abaddon kommt verſchiedene mal im alten Teſtament vor, aber nie als der Name irgend eines lebendigen Weſens, ſondern als Sache; z. B. Hiob 28, V. 22. heißt es: Abaddon und Maveth ſagen: Wir haben ihr Gerücht mit unſern Ohren gehört — Die ſiebenzig Dollmetſcher überſetzen das ſo: Apoleia und Thanatos ſagen u. ſ. w. und wir Teutſche überſetzen: Das Verderben und der Tod ſprechen ꝛc. Und Spr. Sal. 15. V. 11. heißt es: Scheol und Abaddon ſind offenbar vor dem Herrn; die ſiebenzig Dollmetſcher geben dieß: Hades und Apoleia ſind u. ſ. w. und wir Teutſche überſetzen: die Hölle und das Verderben ꝛc.

Das Wort Apollyon kommt aber in der Bibel meines Wiſſens nirgends anders als hier vor; ſo viel iſt alſo ausgemacht, daß die Namen Abaddon und Apollyon hier dem Satan zum erſtenmal beigelegt werden, weil er ſich gegen die letzten Zeiten hin immer mehr als Verwüſter und Verderber zeigen wird. Sein erhabener Beſieger und Ueberwinder JEſus Chriſtus bekommt ja auch durch dieſen Kampf aller Kämpfe neue Namen. Kap. 19. V. 16.

Dieſer

Dieſer Abaddon Apollyon war alſo der geiſtliche König und Beherrſcher der franzöſiſchen Kreuzkrieger, die das griechiſche Kaiſerthum unterjochten und quälten; ach möchte doch dieſe in manchem Betracht ſo vorzügliche Nation ſchon damals dieſem König des Verderbens entſagt, oder ihn nun noch in dieſen letzten Jahren ſtatt Ludwigs des Sechzehnten entthront haben! — aber wir Teutſche ſind blutweinende Zeugen, daß der Engel des Abgrunds noch immer fort viele Macht und Gewalt durch ihre Armeen ausübt.

Von den dreien Wehen des Adlerrufs iſt nun eins vorüber, aber das zweite iſt vor der Thür.

13. **Und der ſechste Engel blies die Poſaune, und ich hörte nur eine Stimme aus den vier Hörnern des goldnen Altars, der vor GOtt iſt.**

14. **Dieſe ſprach zum ſechsten Engel, der die Poſaune hatte: Mache die vier Engel los, die am großen Strom Euphrat gebunden ſind!**

15. **Und die vier Engel, welche auf Stunde, Tag, Monath und Jahr, das dritte Theil der Menſchen zu töden, gerüſtet waren, wurden losgebunden.**

Hier erſchallt nun die letzte Poſaune für das griechiſche Reich; und ſo bald ſie nachläßt, hört Johannes eine Stimme aus den vier Hörnern des Altars, rers, auf welchem, nach dem 3ten und 4ten Vers des vorhergehenden 8ten Kapitels, der Prieſterengel die Gebethe der Heiligen geopfert hatte. Dieſe Stimme iſt alſo Folge der Erhörung jenes Gebeths; und ihr Inhalt iſt ein Befehl an den Engel der ſechsten Poſaune, daß er die vier Engel am großen Strom **Euphrat** losbinden ſoll.

Dieſe vier Engel ſind feindſeelige Kriegsgeiſter — Jagdhunde, die an der Kette liegen, wo ſie zu jeder Zeit bereit ſind, ſo bald man ſie nur loslößt. Ihrer ſind vier, weil ſie auch vier Kriegsnationen beherrſchen und beleben.

Der erſte iſt der Fürſt der **Sarazenen**; der zweite belebt den **Dſchingis Chan** mit ſeinen Moguln und **Tartaren**; der dritte war der Geiſt **Tamerlans**; und der vierte kommandirte die **Türken**. Am **Euphrat** lags eben, daß dieſe vier Engel nicht wüthen konnten, wie ſie wollten, bis die Bande, die ſie da feſſelten, gelößt wurden; hier kämpften **Sarazenen** und **Türken**, und beide vereinigten ſich zu einer Macht; ihre beiden Engel wurden durch den **Euphrat** nicht mehr gehalten, daher rückten ſie **Konſtantinopel** immer näher.

Dſchingis Chans Nachfolger verſchlungen das ganze nördliche **Aſien**, bis nach **Polen** und an die **Donau**, und mit genauer Noth entgieng damals **Konſtantinopel** und das **griechiſche** Reich ihrer Wuth.

Timur

Timur oder Tamerlan ſchwung ſich auf den tartariſch-moguliſchen Thron von Zagatai, und zog nun aus, die Welt zu erobern; er kam bis an die Gränze von Aſien, Konſtantinopel und Griechenland gegenüber; die Türken, die damals noch in Kleinaſien waren, hatte er bezwungen, und ihren Sultan gefangen genommen; aber hier ſühnten ſich Türken, Chriſten, Araber und Egyptier mit ihm aus, er empfieng Huldigung und Tribut von ihnen, und zog wieder nach Haus, um andere weitſchichtige Plane auszuführen.

Er wurde Dſchingis Chans Engel Meiſter, und dieſer vereinigte ſich mit dem ſeinigen gegen die Verbündeten beide, der Sarazenen und der Türken; da aber nun auch dieſe Friede machten, ſo waren alle vier Engel mit den Türken am Euphrat vereiniget, und ſo vierfach begeiſtert fielen ſie über das griechiſche Reich her.

Wer die Geſchichte gründlich und mit Nachdenken ſtudiert, der wird unwiderſprechlich überzeugt werden, daß der Dſchingis-Chanen, Tamerlans und Sarazenen Daſeyn, entfernte mittelbare Würkungen, dann auch unmittelbare Kämpfe, Siege und wechſelſeitige Niederlagen, die ottomanniſchen Türken zu der furchtbaren Macht gebildet haben, die ſie nach und nach geworden ſind, Die vier feindſeeligen Engel wurden alſo endlich Schutzgeiſter der Türken, und ſo lang vom göttlichen Verhängnis gezügelt, bis ſie wie eine Fluth daher brechen durften.

Die vier Engel, welche die Winde bändigten, machten den Anfang des göttlichen Gerichts über das orientaliſche Kaiſerthum, und die vier Kriegsengel vom Euphrat her machen den Beſchluß. Der öſtliche Windebändiger läßt dieſen [illegible] los, der nun die chriſtliche Kaiſerkrone in den Staub wirft.

Die Worte, daß jetzt vier Kriegsgeiſter auf die Stunde, Tag, Monat und Jahr das dritte Theil der Menſchen zu töden bereit ſeyen, treffen im doppeltem Verſtand zu; denn erſtlich kann man dieſe Worte ſo verſtehen, daß ſie zu jeder Stunde, auf jede Zeitbeſtimmung, das Gericht GOttes auszuführen bereit ſeyen; aber weit merkwürdiger und den Glauben an den Geiſt der Weiſſagung ſtärkender treffen ſie zu, wenn eine Stunde, Tag, Monath und Jahr nach Bengels prophetiſcher Zeitrechnung berechnet werden. In dieſem [illegible] trägt eine Stunde 8 Tage, 4 Stunden, 20 Minuten; ein Tag 196 Tage, 8 Stunden; ein Monath 15 Jahre und 318 Tage; ein Jahr 196 Jahre, 117 Tage und 13 Stunden; addirt man nun dieſe Zahlen ordentlich zuſammen, ſo betragen die Stunde, der Tag, der Monath und das Jahr nach prophetiſcher Deutung 212 Jahre, 275 ¾ Tag, oder 212 ¾ Jahre beiläufig.

Es iſt zum Erſtaunen, wie genau auch hier wieder dieſe Rechnung zutriſt: Im Jahr 1240 giengen die ottomanniſchen Türken zuerſt über den Euphrat, und fielen Syrien und das gelobte Land an; hier

wur-

wurden also die vier Engel loß; zu 1240 addire man 212 ¼ Jahre, ſo fällt die Summe ins Jahr 1453, in welchem der Sultan dieſer Ottomannen, **Mahomet** der Zweite, **Konſtantinopel** eroberte, und den uralten Thron der römiſch⸗griechiſchen Kaiſer einnahm, nachdem der letzte, und ſeit Jahrhunderten bei weitem der beſte Kaiſer und beſte Menſch, **Konſtantin** der Zwölfte, der **Paläologe**, wie es ihm geziemte, im Heldenkampf für ſeine Familie und ſein Reich das Leben aufgeopfert hatte.

Will man auch die vier Engel auf die vier Zeiten, einen auf die Stunde, den andern auf den Tag, den dritten auf den Monath und den vierten aufs Jahr beziehen, ſo hab ich nichts dagegen; denn auch da werden ſich Uebereinſtimmungen zeigen, wie das überall bei den wahren Weiſſagungen der Fall iſt, ſie werden in mannigfaltigen Verhältniſſen erfüllt.

Von dem Tödten des dritten Theils der Menſchen weiter unten.

16. Und die Zahl der Kriegsheere zu Pferd war zweimal zehntauſendmal zehntauſend. Ich habe ihre Zahl gehört.

17. Und ich ſahe die Pferde, und die drauf ſaßen folgendergeſtalt im Geſicht: Sie hatten feuerfarbene, violette und ſchwefelgelbe Bruſtharniſche; und die Köpfe der Pferde waren wie Löwenköpfe, und aus ihren Mäulern gieng Feuer, Dampf und Schwefel hervor.

18. **Durch dieſe drei Plagen, Feuer, Dampf und Schwefel, die aus ihren Mäulern ſtrömten, wurde der dritte Theil der Menſchen getödtet.**

Johannes hörte die Zahl dieſer Heere, daß ſie zwei hundert Millionen betrage, dieß kam ihm erſtaunlich vor, und damit ihn ſeine Leſer nicht des Uebertreibens beſchuldigen möchten, ſo bezeugt er, jene Zahl ſey ihm genannt worden. Will man ſie als eine unbeſtimmte große Zahl annehmen, wie man davon mehrere Beiſpiele in der heiligen Schrift hat, ſo hab ich nichts dagegen, indeſſen können die Kriegsheere der vier Engel in ein paar hundert Jahren auch wohl ſo viel Köpfe enthalten haben.

Die folgende Beſchreibung dieſer Armeen iſt völlig ſinnbildlich und prophetiſch; alles zielt auf Grauſamkeit, Kriegswuth, Verheerung und Tod; es würde überflüßig ſeyn, wenn man ſich in die Deutung dieſer Bilder einlaſſen wollte.

Es iſt ſonderbar, daß in dieſem Gerichte über das griechiſche Kaiſerthum immer auf Drittel gerechnet wird. Der Reuter auf dem fahlen Pferd, Kap. 6. V. 8. hatte Macht, das vierte Theil der Menſchen zu tödten; folglich blieben noch drei Viertel von den Unterthanen des römiſchen Reichs übrig. Dieſe machen nun das Ganze aus, und ſind alſo drei Drittel; aus dieſen werden erſt die Verſiegelten ausgeſondert, und dann geht es über die drei Drittel her: Die erſte Poſaune reißt das abendländiſche Drittel ab; durch die zweite geht das afrikaniſche verlohren; unter der dritten macht ſich das abendländiſche Drittel vom Religionsverband los; unter der vierten nimmt Muhamed ein Drittel von der ganzen Chriſtenheit weg; unter der fünften wird das morgenländiſche Drittel nur gequält, aber durch die ſechste wird es gänzlich unterjocht und zur Knechtſchaft verurtheilt.

Wer unter dieſen Dritteln noch tiefere Geheimniſſe ſieht, dem wollen wir ſeine Erkenntniß von Herzen gönnen; die Tiefen des prophetiſchen Worts ſind unergründlich — zu unſerm Zweck mag obiges genug ſeyn.

19. Denn die Macht der Pferde iſt in ihren Mäulern und Schwänzen. Und ihre Schwänze ſind den Schlangen ähnlich, ſie haben Köpfe, und damit beſchädigen ſie.

20. Und die übrig gebliebenen Menſchen, die in dieſen Plagen nicht getödet worden, bereuten keineswegs die Werke ihrer Hände, daß ſie die Geiſter, und die goldene, ſilberne, eherne, ſteinerne und hölzerne Bilder, die weder ſehen, noch hören, noch wandeln können, nicht ſollten angebethet haben.

21. Auch bereuten ſie weder ihre Todſchläge, noch ihre Zaubereien, noch ihre Hurerei, noch ihre Diebereien.

Die Pferde ſind im prophetiſchen Wort Bilder des Kriegs; hier zeigen alſo die Löwenköpfe der Pferde

mit

mit ihren Mäulern ein ſchreckliches Würgen und Morden an; die Schlangenähnlichen Schwänze aber, die auch Köpfe haben, bedeuten, daß ſie das, was ſie übrig laſſen, falſch und ſataniſch, das iſt, ſchlangenmäßig behandeln. Man leſe die Geſchichte der türkiſchen Eroberungen; und urtheile dann, ob dieſe Weiſſagung eingetroffen ſey?

So wurde alſo das morgenländiſche griechiſch-römiſche Reich durch die Türken im Jahr 1453 unterjocht; ſo lange ſie eroberten, würgeten die Löwenköpfe erſchrecklich, und wo ſie Herren wurden, da quälten die Schlangenſchwänze fürchterlich, wie ſolches die armen Griechen noch heutiges Tages zur Genüge erfahren.

Man ſollte freilich denken, ein ſo ſchreckliches und langwieriges Gericht müßte bei den übriggebliebenen Griechen wahre Buſſe und Beſſerung bewürkt haben — aber nichts weniger als dieſes: Alle Reiſende kommen darinnen überein, daß ihr Karakter durchgehends ſchlecht, und ihre Religion nichts als ein Gemiſche von abergläubiſchen Gebräuchen ſey; von wahrer Herzensreligion, vom praktiſchen Chriſtenthum wiſſen ſie nichts; ſie verehren ihre Heiligen mehr als GOtt und **Chriſtum**, und gewiß ſind viele darunter, die nichts weniger als heilig waren; eben ſo erpicht ſind ſie auf den Bilderdienſt, ſo daß ſie von ihren heidniſchen Vorfahren in nichts verſchieden ſind, als daß ihre Götzen andere Namen haben. Ob noch Mord, Giftmiſcherei und Zauberei; Hurerei, Betrug und Diebſtal unter ihnen herrſche, das können alle diejenigen beantworten,

worten, die eine Zeitlang unter ihnen gelebt haben. Keine Weiſſagung kann alſo wörtlicher eintreffen, als dieſe.

Die Redensarten, deren ſich der heilige Seher hier bedient, finden wir Pſ. 115. V. 4—7.

Es iſt merkwürdig, daß wir hier bei dem Gericht über das morgenländiſch-römiſche Reich keine ſolche große Naturbilder antreffen, als bei dem Gericht über das heidniſche Rom und über das Heidenthum überhaupt. Kap. 6. V. 12 bis 17. — Dieß kommt daher: Unter dem ſechsten Siegel wurde das Heidenthum auf ewig gerichtet, und ſein jüngſter Tag geſchildert, hier aber iſt an ein ſolches Schlußgericht gar nicht zu denken; das orientaliſche Kaiſerthum dauert noch fort, nichts iſt geändert, als daß ein fremdes Volk von anderer Religion und Sprache die alte griechiſche Nation beherrſcht, und ihre Religion blos duldet. Dieſe Nation und Religion iſt alſo noch immer da, und ſie kann getroſt auf eine glückliche Aenderung hoffen, wenn der Türken Zeit einmal erfüllt seyn wird; ſo wie auch ganz Iſrael ſelig werden ſoll, wenn die Fülle des Heidenthums vollendet iſt.

Nun iſt noch die ſiebende Poſaune übrig, die aber bei weitem die wichtigſten Dinge der ganzen Apokalypſe enthält: Denn ſie betrift das abendländiſche römiſche Reich — den letzten Kriegsſchauplatz des größten und alles entſcheidenden Kampfs zwiſchen Chriſto und dem Drachen — dem Lamm und dem großen Thier in dreifacher Geſtalt, als aufſteigend aus dem Meer, aus der Erden wie aus dem Abgrund, Uebergang zwischen Licht und Finsterniß, Wahrheit und Lügen.

Es ist wahr, das Land Kanaan war zwar sehr, als der Schauplatz der Offenbarungen GOttes, wichtig, aber doch bei weitem so wichtig nicht, als die europäischen christlichen Länder, wo der letzte Kampf gekämpft, das Geheimniß GOttes völlig entsiegelt, und vollendet, und die Summe der noch übrigen Weissagungen vollends erfüllt werden soll. Jetzt sind uns nun im Verfolg folgende Länder, nämlich Teutschland, das ist, so weit man hoch- und niederteutsch spricht, Frankreich und Italien vorzüglich merkwürdig.

Ehe ich aber den Stab meiner Untersuchungen in diesem heiligen Dunkel weiter setze, muß ich meine Leser auf eine Sache aufmerksam machen, die so manchem Ausleger ein unauflößlicher Knoten gewesen ist, und gar viele irre geführt hat; ich bitte mir daher die gespannteste Aufmerksamkeit aus. Bis daher geht das Gesicht der sechs Siegel, dann des siebenden, und in demselben der sechs Posaunen, in seiner Erfüllung mit der Geschichte gleichförmig fort; hier aber kommt etwas dazwischen: Johannes wird durch einen besonders majestätischen Engel in seinem bisherigen Gesicht unterbrochen; dieser Engel bereitet ihn auf die allerwichtigste siebende Posaune vor, und weissagt große Geheimnisse, die aber in die letzten Zeiten gehören; nachdem dieser Engel seinen Auftrag an den Johannes, der im zehnten und eilften Kapitel bis zum 13ten

Vers enthalten iſt, ausgerichtet hat, ſo verſchwindet er, und der Seher knüpft nun im 14ten Vers den Fortgang des vorigen Geſichts dadurch wieder an, daß er ſagt: **Das zweite Wehe** (der ſechsten Poſaune oder des Gerichts über das morgenländiſche Kaiſerthum) **iſt vorüber, ſiehe! das dritte Wehe kommt nun ſchnell;** und darauf erzählt er dann, daß der ſiebende Engel die Poſaune geblaſen habe.

Wenn man alſo den prophetiſchen Inhalt des zehnten und eilften Kapitels hier zwiſchen die ſechste und ſiebende Poſaune einſchalten, und da ſeine Erfüllung ſuchen wollte, ſo irrte man ſehr, und doch iſt dieſer Irrthum von jeher oft begangen, und dadurch die hohe Offenbarung, als keiner Erklärung fähig, bei Seite gelegt worden.

Dieß Alles wird nun vollends klar werden, wenn wir dieſe Epiſode in dem großen und göttlichen Geſicht näher beleuchtet, und ihre richtige Erklärung gehörig entwickelt haben.

Das zehnte Kapitel.

1. Und ich ſahe einen andern ſtarken Engel aus dem Himmel herabſteigen; er war mit einer Wolke umhüllet, den Regenbogen auf ſeinem Haupt; und ſein Angeſicht wie die Sonne; und ſeine Füße wie Feuerpfeiler.

2. Und er hatte ein kleines geöfnetes Büchlein in ſeiner Hand; und er ſezte ſeinen rechten Fuß auf das Meer, den linken aber auf die Erde.

3. Und er ſchrye mit großer Stimme, wie ein Löwe brüllet; und als er ſchrye, ſo redeten die ſieben Donner ihre eigene Stimmen.

Hier unterbricht ein neuer Auftritt die bisherige Folge des Geſichts: Der ſechste Engel hatte durch ſeinen Poſaunenruf das Gericht über die griechiſche Kirche angekündigt, und die Bilder dieſes Gerichts waren verübergegangen; jezt war nun die Reihe am ſiebenten Poſaunenengel. Aber ſo, wie vor der Eröfnung der Siegel überhaupt ein himmliſcher Ausrufer auftrat, Kap. 5. V. 2. u. f. und wieder ein anderer vor der Eröfnung des ſiebenten Siegels, Kap. 2. V. 2. u. f. ſo erſcheint hier abermals einer vor dem ſiebenten Poſaunenſchall, doch mit dem Unterſchied: Die Verrichtung des Erſten, ſein Aufruf aller lebendigen Weſen zum Erbrechen der Siegel, und der Befehl des Andern, zur Aufhaltung aller Gerichte, bis die Knechte GOttes verſiegelt ſeyen, gehören ſo in die Reihe der Geſchichte, wie ſie auch hier in der Reihe des Geſichtes vorkommen; bei dieſem majeſtätiſchen Geſandten aber verhält ſichs ganz anders: Er bereitet die ſiebente Poſaune durch eine höchſtwichtige Weiſſagung vor, die er dem Johannes zu verkündigen aufträgt, und die die Gemüther während dem Lauf der Geſchichte unter der ſiebenten Poſaune aufrecht erhalten ſoll, deren Erfüllung aber gegen das Ende erſt erwartet oder erkannt werden kann. Die Urſache von dem Allem wird ſich zeigen, wenns Zeit iſt.

Der Engel, der hier erſcheint, iſt ein anderer, als die ſechs Poſaunenengel; überhaupt keiner von den bisher geſehenen, ſondern vorzüglich groß und ſtark, und ſein Cärimonienhabit iſt erhaben und majeſtätiſch: Hier iſt nicht von weißen Kleidern und goldnen Gürteln die Rede, ſondern er erſcheint ſo, daß er wenigſtens den Sohn GOttes vorſtellt, wenn Er es nicht ſelbſt iſt; das letzte ſollte man beinahe aus dem 3ten Vers des folgenden eilften Kapitels ſchließen, wo dieſer Engel ſagt: **Und ich werde meinen zween Zeugen geben** u. ſ. w. Uns kanns indeſſen einerlei ſeyn, er iſt Geſandter GOttes, und wir nehmen alſo das, was er ſagt, an, als wenns GOtt geſagt hätte; denn er kam vom Himmel herab.

Sein Angeſicht glänzt wie die Sonne, denn er lebt im Lichte, und klärt alles auf, wohin er ſieht; von ſeiner Erſcheinung an bis daher iſts auch immer heller und heller geworden. Um ſein Haupt glänzt der Regenbogen; denn er iſt ein Bothe des Bundes, der die Enthüllung des Geheimniſſes GOttes, in welchem der Bund GOttes mit Noah und alle ſeine Verheißungen erfüllt werden ſollen, ausweiſen ſoll. Er iſt mit einer Wolke bekleidet, die der Wagen und das Reiſekleid deſſen iſt, der da kommen wird in den Wolken. Kap. 1. V. 7. und Dan. 7. V. 13. Und ſeine Füße ſind wie Feuerpfeiler; denn wo er ſteht, da ſteht er feſt, die Pforten der Höllen können ihn nicht von der Stelle bewegen, und wer ihn wegkämpfen will, der verbrennt ſich die Finger. Dieß alles iſt uns Bürge für die Gültigkeit ſeiner Bothſchaft, für die Wahrheit des Büchleins, das er in der Hand hat, und das uns Johannes nun noch mittheilt.

Dieß Büchlein iſt nun noch der Reſt der Rolle mit den ſieben Siegeln, die das Lamm erbrach; darum iſt es nun auch offen und aufgerollt; und ſo geöffnet hält es der Engel in ſeiner linken Hand, denn auf dieſer Seiten ſtand Johannes, weil jener mit dem rechten Fuß auf dem Meer ſtand.

Dieſe Stellung des Engels mit dem rechten Fuß auf dem Meer, und mit dem linken auf der Erden, bedeutet, daß die chriſtliche Religion, deren Repräſentant er iſt, mit ihren Feuerſäulichten Füßen See

und

und Land einnehmen, feſt darauf ſtehen, und weder durch Sturm noch durch Erdbeben weggewegt werden ſoll; aber auch Europa, welches unter dem Meer, und Aſien, welches unter der Erde verſtanden werden kann, ſollen die Wohnſtätten des HErrn und ſeiner Kirchen bleiben, und da ſollen nun auch noch die folgenden Gerichte und Kämpfe ausgeführt werden.

Er ſchreyt mit groſſer Stimme, wie ein Löwe brüllt: Der Löwe hat gebrüllt, wer ſollte nicht ſchaudern, der HErr HErr hat geredet, wer ſollte nicht weiſſagen? Amos 3. V. 8. Aber warum brüllt wohl der Engel ſo löwenartig? — Darum, weil der Zorn des Allmächtigen zum letzten Kampf wächſt. — Es iſt ja erſchrecklich! — der Vater der Menſchen hat ſo viele Jahrtauſende an ſeinen Kindern erzogen, und alle Mittel angewendet, ſie zu retten, allein was hilfts? — wenn eine Macht der Finſterniß überwunden iſt, ſo wirft ſich eine andere noch ſtärkere auf, und hier, gerade jetzt, hat Er es mit der letzten und ſchrecklichſten zu thun — da mag der Löwe aus Juda oder ſein Geſandter wohl brüllen, daß es von einem Pol zum andern gehört wird; könnte der Engel weinen über die Menſchen, er hätte es wohl Urſache!

Dieſer Löwenſtimme hallen die ſieben Donner wie ein Echo nach; dieſes ſind ohne Zweifel die nämlichen, deren Kap. 4. V. 5. und Kap. 8. V. 5. gedacht wird; ſie ſind Gerichtswerkzeuge des HErrn, und verkündigen ſeine Macht und Herrlichkeit; der

29ſte Pſalm bezeichnet ſie alle ſieben; dieſes wird deutlich, wenn man ihn im Hebräiſchen lieſt:

Der Erſte iſt der Donner des GOttes der Ehren, der auf großen Waſſern tönt.

Der Zweite iſt der Donner der Kraft.

Der Dritte iſt der Donner der Herrlichkeit.

Der Vierte iſt der Cedernbrecher, der die Berge hüpfen macht.

Der Fünfte iſt der Blitzegebährer, der mit Feuerflammen peitſche.

Der Sechste iſt das Kol Korea in der Wüſten.

Der Siebende der Bändiger der rohen und wilden Natur.

Die ſieben Gerichtsdonner fangen alſo an, deutliche und verſtändliche Reden über Berg und Thal hin zu grollen, ſo bald der Löwe aus Juda ausgebrüllt hat. Welch eine furchtbare Majeſtät! — !

4. Und als die ſieben Donner geredet hatten, wollte ich ſchreiben; und ich hörte eine Stimme aus dem Himmel ſagen: Verſiegle, was die ſieben Donner geredet haben, und dieſes ſchreibe nicht.

Johannes verſtunde wohl, was die ſieben Donner ſprachen; dem Befehl zu Folge, den er Kap. 1. V. 19. erhalten hatte, wollte er alſo ſchreiben, was er hörte; allein eine Stimme aus dem Himmel verbot ſol es ihm, und befahl ihm, an deſſen Stelle das Gehörte zu verſiegeln.

Dieſe prophetiſche Verſieglung iſt oft mißverſtanden, und daher auch unrichtig ausgelegt worden; denn man glaubte immer, Johannes habe die Reden der ſieben Donner gar nicht aufgeſchrieben, und das Verſiegeln bedeute nichts anders, als: Behalte du für dich, was ſie geſagt haben, und ſage es niemand; allein das iſt gewiß irrig. Denn etwas verſiegeln heißt, es bis auf gewiſſe Zeit ſo aufbewahren, daß bis dahin niemand weiß, was es iſt. Aber eben dadurch, weil es verſiegelt wird, bezeugt man den höchſten Grad der Wichtigkeit deſſelben, und daß eine ſolche Sache, wenn ſie die Vorſehung einſt durch die Hand der Zeit entſiegelt, große Würkung haben werde.

Ein Beiſpiel davon, auf welches ſich hier gewiß ſtillſchweigend bezogen wird, finden wir bei dem Propheten Daniel: Und du Daniel (heißt es da) ſchleuß dieſe Worte zu, und verſiegele dieß Buch, bis zur Zeit des Endes; viele werden ihm nachſpüren, und die Erkänntnis wird vervielfältigt werden. Kap. 12. V. 4. Hier ſieht man ja deutlich, daß dieſe Verſieglung eine ſolche Aufbewahrung einer Weiſſagung bedeute, wodurch ihre Erklärung ſo lang unmöglich wird, bis die Vorſehung ſolche Data und Schlüßel dazu an die Hand gegeben hat, die fähig ſind, den redlichen Forſcher der Geheimniſſe GOttes auf die Spur zu leiten, und das Siegel zu löſen.

Dieß iſt der nämliche Fall bei dem Befehl an den Johannes: Er ſoll die Reden der ſieben Donner ſo nicht aufſchreiben, wie er ſie gehört hat, ſondern man wird ſie in ſolche myſtiſche Bilder einkleiden, daß ſie nicht eher verſtanden werden können, bis es Zeit iſt; und dies iſt dann die wahre Verſieglung, die auch bei Daniel ſtatt fande. Während der Zeit einer ſolchen Verſieglung ſpannen ſie denn doch die Erwartung, ſtärken Glauben und Hofnung, und geben Troſt im Leiden; denn man weiß, daß der Vater noch etwas für uns arme, ſchwache, aber auch vorwitzige Kinder aufgehoben hat, das wir aber leicht mißbrauchen könnten, wenn wirs früher wüßten.

Merkt wohl! liebe Leſer! das Buch mit den ſieben Siegeln iſt nichts anders, als die verſiegelte Rolle der Weiſſagungen der Propheten des alten Teſtaments, die nun hier in der hohen Offenbarung, je nach den Zeitbedürfniſſen, entſiegelt wird. Das, was die ſieben Donner ſprachen, war der völlige Aufſchluß des Geheimniſſes GOttes unter der ſiebenten Poſaune; dieſen Aufſchluß aber ſo ganz offen mitzutheilen, dazu war es noch zu früh, daher hüllte ihn der Engel in myſtiſche, dunkele Bilder ein, und trägt dieſe im eilften Kapitel dem heiligen Seher vor, und ſo ſchreibt nun dieſer das, was die ſieben Donner ſagten, unter dieſer Verſieglung nieder; auch dadurch werden zur rechten Zeit die Erkänntniſſe vervielfältigt werden. Daß dieß Alles Wahrheit ſey, das wird ſich im Verfolg immer deutlicher zeigen.

5. Und der Engel, den ich auf der Erde und auf dem Meer ſtehen ſah, erhob ſeine rechte Hand in den Himmel,

6. Und ſchwur bei dem, der in die ewige Ewigkeiten lebt, der den Himmel und was darinnen iſt, die Erde und was darinnen iſt, und das Meer, und was darinnen iſt, geſchaffen hat, daß es nicht mehr einen beſtimmten Zeitlauf lang währen wird.

7. Sondern in den Tagen der Stimme des ſiebenten Engels, wenn er die Poſaune blaſen wird, dann wird das Geheimniß GOttes vollendet werden, ſo wie er es ſeinen eigenen Knechten, den Propheten, verkündiget hat."

Ehe der Engel dem Johannes die ſieben Donnerſtimmen zur Verſiegelung überliefert, entledigt er ſich ſeines Hauptauftrags, er donnert mit ſeiner Löwenſtimme den erhabenen und unwandelbaren Schwur in die endloſe Weite hin, daß es nun mit dem Kämpfen bald zu Ende gehe.

Die Formel, deren ſich der Engel bedient, und ſeine ganze Attitüde, ſind äuſſerſt merkwürdig: Er ſchwört bei dem Ewiglebenden, der den Himmel, in den er ſeine Hand hinaufhebt, die Erde, die ſeinen linken Fuß, und das Meer, das ſeinen rechten Fuß trägt, mit allem, was in allen dreien iſt, geſchaffen hat. Und was ſchwört er denn? —

Die eigentlichen Worte lauten ſo: daß ein Chronus nicht mehr ſeyn werde!

Die merkwürdigen Entdeckungen, die der ſelige Bengel in Abſehung des Chronus gemacht hat, ſind erſtlich die bekannte Zahl ſeiner Zeitrechnung enthält der Chronus 1111 1/9 Jahre; und es wird durch das geduldige Ausharren der Blutzeugen, ſ. oben Kap. 6. Wie er beſtimmt, wenn man nun das nachlieſt, was ich dort über den Chronus der Jeſabel und der Blutzeugen geſagt habe, ſo wird man finden, daß dieſer Zeitlauf gegen das Ende des ſiebenten Jahrhunderts ſeinen Anfang nimmt; dieß wird auch noch durch den Fall des Fackelſterns beſtärkt. Kap. 8. V. 10. Hier fängt alſo der merkwürdige Chronus der Blutzeugen und der der Jeſabel an, beide laufen mit einander fort, und hören auch beide zwiſchen 1800 und 1836 zu gleicher Zeit auf.

Da nun hier der Engel ſchwöret — es würde keinen Chronus mehr währen, bis das Geheimnis GOttes vollendet ſey; das iſt, von ſeinem Schwur an, bis zwiſchen 1890 und 1836 würden keine 1111 Jahre mehr ſeyn; zur Zeit ſeines Schwurs aber doch die ſiebente Poſaune noch nicht geblaſen worden war, welches nicht ſpäter als im Jahr 800 angenommen werden kann, ſo fällt die Zeit, in welcher der Engel hier ſchwöret, in die Mitte des achten Jahrhunderts, etwa von 725 an bis 775, und die Zeit, welche er hier anzeigt, oder der

der Nichtchronus, iſt etwas mehr als tauſend, aber doch keine 1111; ſondern ungefähr 1050 Jahre.

Die merkwürdigſten Dinge, welche in jener Zeit, das iſt, in der Mitte des achten Jahrhunderts vorgiengen, waren **Karls des Großen** gewaltthätige Bekehrungen der teutſchen Völker zu **Chriſto**, und die Bemühungen des heiligen **Bonifazius**, das Reich des Pabſtes zu vergrößern; beſonders aber wurden damals die **Wallenſer** bekannt, der Zeitlauf der Gemeinde zu **Thyatira** fieng an; und eben dieſes iſt hier werth beherziget, und der Brief des HErrn an die Gemeinde zu **Thyatira** hiemit verglichen zu werden: Dort kündigt ſich **Chriſtus** an als Einen, der Augen hat wie Feuerflammen, und deſſen Füße dem lauterſten glühenden Erze gleich ſind; und hier hat ſein Geſandter eben ſolche Füße; dort wird der römiſchen **Jeſebel** ein **Chronus** zur Buße gegeben, und hier, da es die **Jeſabel** gleich anfangs gar zu hitzig treibt, ſo ſchwört der große Geſandte, es ſoll keinen **Chronus** mehr währen; und endlich wird dort das Gericht über die **Jeſabel** verkündigt, wenn der **Chronus** abgelaufen iſt, und hier beſchwört der Engel die Vollendung des Geheimniſſes GOttes auf die nämliche Zeit, folglich ſteht der Brief an die **Thyatirer** mit dieſer Bothſchaft des Engels in genauer Verbindung, und eben dieſes beſtärkt denn auch noch immer mehr **Bengels** Zeitrechnung und meine Erklärung.

Nun

Nun beſtimmt auch der Engel deutlich, was denn eigentlich geſchehen ſoll, wenn der Nichtchronus abgelaufen iſt; er ſagt: In den Tagen der Poſaune des ſiebenten Engels ſoll das Geheimniß GOttes, ſo wie er es durch die Propheten verkündigt worden, vollendet werden; das iſt, die große Frage: Wird denn endlich Chriſtus durch ſeine Religion noch ſiegen, und ſeine Wahrheit herrſchen bis an die äußerſten Gränzen der Erden? — Wird das Reich der Finſterniß auf ewig unter die Füße gebracht werden? — Mit einem Wort: Sind die großen Erwartungen der Chriſten, nicht der neumodiſchen, ſondern der altevangeliſchen, ſo wie ſie die Propheten und Apoſtel in ihm geweckt haben, wahr oder Täuſchung? — dieſe großen Fragen ſollen in den Tagen der ſiebenten Poſaune, und beſonders am Ende derſelben, völlig und zur Genüge beantwortet werden. —

Liebe Leſer! dieſe völlige und genugthuende Beantwortung iſt nahe — ſehr nahe —! Wer die Morgenröthe noch nicht ſehen kann, der kaufe ſich Augenſalbe, Kap. 3. V. 18. denn er hat ſie ſehr nöthig; und wer etwas ſchwachgläubig iſt, der ſtärke ſeinen kleinen Funken, damit der glimmende Docht nicht gar verlöſchen möge. Wir müſſen die Lampen brennend erhalten, denn der HErr iſt nahe; jetzt gilts! — jetzt iſts Kunſt, auszuhalten, da es zur ewigen Entſcheidung kommen ſoll, und die Glaubensgründe ſo ſchwach ſind. Halte was du haſt, damit dir niemand deine Krone nehmen möge!

Und die Stimme, welche ich aus dem Himmel gehört hatte, redete wiederum mit mir, und ſprach: Gehe, nimm das eröfnete Büchlein in der Hand des Engels, der auf dem Meer und auf der Erden ſteht!

9. Und ich gieng hin zum Engel, und ſprach zu ihm: Gieb mir das Büchlein! und er ſagte zu mir: Nimm und iß es auf! Und es wird dir bitter im Leibe, aber im Mund ſo ſüß ſeyn, wie Honig.

10. Und ich nahm das Büchlein aus der Hand des Engels und aß es auf; und es war in meinem Munde ſo ſüß, wie Honig, und indem ich es aß, ſpürte ich die Bitterkeit im Leibe.

11. Und er ſagte mir: Du mußt abermal über Völker, Nationen, Sprachen und viele Könige weiſſagen.

Die nämliche Stimme, welche vorhin dem Johannes befohl, die Worte der ſieben Donner nicht zu ſchreiben, trägt ihm jezt etwas ganz anders auf: Er ſoll die geöfnete Rolle aus der Hand des Engels nehmen, und ſie eſſen.

Dieß prophetiſche Bild iſt ebenfalls aus dem alten Teſtament genommen; denn als Ezechiel zum Lehramt angeordnet wurde, ſo mußte er auch einen Brief eſſen, der in ſeinem Munde Honigſüß war, aber

aber Klage, Ach und Weh enthielte; folglich gewiß auch Bauchgrimmen verurſachen mußte. Ezechiel 2. V. 8 — 10. und Kap. 3. V. 1 — 3. Johannes befolgte dieſen Befehl, der Engel gab ihm die geöfnete Rolle, der Seher aß ſie; im Munde ſchmeckte ſie Honigſüß, aber hintennach empfand er Bitterkeit im Leibe.

Dieß ganze Bild ſtellt vor, daß jedes Wort des HErrn, denen die himmliſcher Natur ſind, allen begnadigten Seelen, eine ſüße Speiſe, ein wahres Manna ſey; ſind aber ſolche Worte Verkündigung ſchwerer Gerichte über die Menſchen, ſo bringt dieſer Genuß, ob er gleich geſund und heilſam iſt, Nachwehen. Denn welcher geheiligte Menſch, der alle Adamskinder, ſeine Brüder, liebt, empfindet nicht Schmerzen, wenn er weiß, daß ihnen groſſer Jammer bevorſteht? Indeſſen, ſelig iſt der, welcher mit dem Wort des HErrn geſpeiſet wird! — es iſt Nahrung vom Baum des Lebens; kommt auch zuweilen eine Bitterkeit hintennach, ſo iſt auch dieſe heilſam.

Nun erklärt auch der Engel dem Johannes, was dieß Eſſen bedeute? — er ſoll die Gerichte der ſiebenten Poſaune Völkern, Nationen, Sprachen und vielen Königen verkündigen.

Die Zeit, in welcher der Engel hier ſchwört, und auf welche der Auftrag zu dieſem neuen Weiſſagung hinziele, fällt, wie vorhin ſchon bemerkt worden, in n die Mitte des achten Jahrhunderts; damals waren alle die gegenwärtigen chriſtlichen Nationen, Völker, Sprachen und die vielen Könige noch zukünftig; dieſe entſtunden allmälig nach der Gründung des abendländiſchen römiſchen Reichs, wie ich im Verfolg zeigen werde. Für dieſe abendländiſchen Völker, Nationen, Sprachen und viele Könige gehört alſo nun noch der Reſt von dem Buch mit den ſieben Siegeln, die das Lamm erbrach — der Reſt, den der Engel in der Hand hatte, und den Johannes eſſen mußte. Wenn er nun im Geiſt all den Jammer vorausſahe, den die römiſche Jeſabel unter den treuen Anhängern Chriſti, von den Waldenſern an, bis auf die Hugenotten, anrichten, und all das Elend ahnete, welches der letzte Abfall und das Thier aus dem Abgrund ſtiften würde — warlich Ja! ſo konnte der menſchenliebende Mann wohl Bauchweh [illegible]

Hier folgen nun die höchſtmerkwürdigen Reden der ſieben Donner, ſo wie ſie der Engel dem Johannes prophetiſch verſiegelt übergiebt.

* * *

Das eilfte Kapitel.

1. Und es wurde mir ein Rohr, einer Ruthe ähnlich, gegeben, und der Engel ſtund und ſprach: Mache dich auf, und miß den Tempel GOttes und den Altar, und die in demſelben anbethen.

2. Und den Vorhof auſſer dem Tempel ſchleuß aus, und miß ihn nicht: Denn er iſt den Nationen gegeben, und ſie werden die heilige Stadt zwei und vierzig Monathe lang zertretten.

Man beherzige hier, was ich oben über den 4ten Vers des vorigen Kapitels geſagt habe, und leſe dann weiter!

Zuerſt muß ich bemerken, daß ich im erſten Vers die Leſart: **Und der Engel ſtund und ſprach** — der gewöhnlichen — und ſprach — deswegen vorziehe, weil die letztere keinen Sinn hat.

Johannes empfieng ein langes ſtarkes Schilfrohr, wie eine Ruthe; dieſes Gewächs brauchte man in den Morgenländern zum Meſſen, weil es ſehr leicht, dabei aber gerade und ſehr lang war; in den warmen Ländern werden dieſe Pflanzen größer und ſtärker als bei uns. Darauf befahl ihm der nämliche Engel, der auf dem Meer und der Erden ſtund, und ihm das Büchlein zu eſſen gegeben hatte: Er ſolle nun hingehen, und den Tempel, den Altar, und diejenigen, die da anbeten, meſſen, u. ſ. w.

Dieß Meſſen iſt mit demjenigen, welches Ezechiel ſieht, Kap. 40. V. 3. 5. u. ſ. vermuthlich nahe verwandt; was es aber eigentlich bedeuten ſoll, das muß und wird die Vorſehung zu ſeiner Zeit entſiegeln; ſo viel läßt ſich wohl darüber ſagen, daß es eine neue Beſitznehmung dieſes Tempels bedeuten könne; und da der Vorhof auſſer dem Tempel, alſo der innere und der äuſſere, den Nationen 42 Monathe lang Preis gegeben werden ſoll, ſo ſcheint es faſt, als wenn dieß Zertretten der Vorhöfe und der heiligen Stadt mit den 42 Gewaltmonathen des Thiers eine gleichlaufende und gleich lang dauernde Zeit ſeyn ſollte. Dieſe Vermuthung wird noch wahrſcheinlicher, wenn man dieß myſtiſche Geſicht auf das irdiſche Jeruſalem anwendet: Denn dieß fieng gerad in der Zeit an zertretten zu werden, als ſich der Pabſt zur weltlichen Macht erhob; folglich würde dann auch dieß Zertretten aufhören, wenn die Gewaltmonathe des Thiers zu Ende wären. — Die Zeit wird nun bald lehren, ob dieſe Vermuthung zutrift?

Eine zweite Erklärung, die ebenfalls Gründe und Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, iſt folgende: Man ſetzt die Erfüllung dieſes Meſſens ſowohl als des Zertrettens ans Ende, und nimmt dann die 42 Monathe nicht im prophetiſchen, ſondern im gewöhnlichen Sinn. Dazu glaubt man den hinlänglichen Beweiß im folgenden 7ten Vers zu finden, wo das Thier aus dem Abgrund, welches zuverläſſig ans Ende, nahe vor die Zukunft des HErrn gehört, die zween Zeugen überwinden und tödten wird; die zween Zeugen aber werden ans Meſſen und Zertretten angeknüpft.

Was mir am wahrſcheinlichſten vorkommt, dies will ich am Schluß dieſer erhabenen Hieroglyphe ſagen.

Das Meſſen derer, die im Tempel anbetten, zielt vermuthlich auf ihre Anzahl, vielleicht auch auf die Prüfung und Beſtimmung ihrer Grade des Fortſchritts in der Heiligung.

3. Und ich werde meinen zween Zeugen geben, und ſie werden in Säcke gehüllt tauſend zweihundert und ſechzig Tage weiſſagen.

4. Dieſe ſind die zween Oelbäume und die zween Leuchter, welche vor dem HErrn der Erde ſtehen.

5. Und wenn ſie jemand beleidigen will, ſo geht Feuer aus ihrem Munde, und verzehrt ihre Feinde. Und wenn ſie jemand umbringen will, der wird eben ſo umkommen.

Wenn dieſer Engel nicht ſelbſt Chriſtus iſt, ſo ſpricht er doch in ſeinem Namen, indem er ſagt: Und ich will meine zween Zeugen beordern, daß ſie in Säcke gehüllt 1260 Tage weiſſagen ſollen.

ſlen. Das Bild dieſer zween Zeugen iſt erſtlich
n Moſe und Aaron, zweitens von Elia und Eli-
, und drittens vorzüglich von Serubabel und
oſua entlehnt; alle drei Paare hattens mit böſen,
s Volk GOttes drückenden Mächten, und zwar ge-
e in dem Zeitpunkt zu thun, wo es biegen oder bre-
n mußte.

Die Zeit der Weiſſagung ſoll 1260 Tage wäh-
, den Monath zu 30 Tagen gerechnet, macht das
s Jahr, und wenn die Zeugen natürliche Men-
en ſind, ſo muß auch dieſe Zahl nicht im prophe-
hen, ſondern im gewöhnlichen Sinn verſtanden
rden. Indeſſen iſt es doch merkwürdig, daß ge-
e die Formel 1260 Tage, und nicht 3 ½ Jahr
r 42 Monathe gebraucht werden; denn alle drei
ten ſind gleich, ſo bald man 30 Tage auf einen
onath rechnet; es ſcheint alſo doch, als wenn
ſchen den 1260 Tagen des Weibes in der Wüſten
dieſen eine geheime Beziehung wäre! Ja wer
ß, ob nicht gar eine geheime Verbindung mit den
90 und 1335 Tagen Daniels Kap. 12. V. 11.
. ſtatt findet.

Dieß ſind die zween Oelbäume und die zween
chter, ſagt der Engel ferner, die vor dem HErrn
Erde ſtehen; Zacharias ſahe ſie, Kap. 4. beſon-
s V. 14. und ihm wurde auch geſagt, wer ſie
n, nämlich Joſua, der Hoheprieſter, und Fürſt
rubabel, die beiden Männer, auf denen damals
Hofnung zur Erlöſung Iſraels beruhte.

Oelbäume geben das Oel zu den Leuchtern, aber auch die Oelzweige des Friedens; das erſte Sinnbild iſt hier am ſchicklichſten, weil die Zeugen auch zugleich Leuchter ſind, die des Oels bedürfen; ſie müßen ſehr hell leuchten: Denn zu ihrer Zeit iſts ſchrecklich finſter. Wer hier unter dem HErrn der Erde verſtanden werden ſoll, das fällt nicht ſo gleich in die Augen; denn man könnte auch wohl die Macht der Finſternis darunter verſtehen, als welche zu ihrer Zeit leider! Herr auf Erden ſeyn wird; es ſcheint aber doch, als wenn GOtt ſelbſt gemeynt wäre; die Ausdrücke in den Parallelſtellen des Propheten Zacharia geben Winke dazu.

Daß Feuer aus dem Munde der zween Zeugen gehen und ihre Feinde verzehren ſoll, ſtellt ſie in Vergleichung mit dem Propheten Elias. 2.Kön. 1: V. 10. 12. Niemand kann ſie ungeſtraft beleidigen, ſo lang als ihr Strafamt währet; ſie gehen in Trauerkleidern wegen der herrſchenden Sünden der Völker; und wegen der Bedrückung derer, die den HErrn fürchten.

6. Dieſe haben Macht den Himmel zu verſchlieſſen, daß es nicht regne die Tage ihrer Weiſſagung. Und ſie haben Macht über das Waſſer, um es in Blut zu verwandeln, und die Erde mit allerhand Plagen zu ſchlagen, ſo oft ſie nur wollen.

7. Und wenn ſie ihr Zeugnis vollendet haben, ſo wird das Thier, das aus dem Ab-

grund

grund aufſteigt, Krieg mit ihnen führen, und
ſie überwinden und töden.

Die Macht, den Himmel zu verſchlieſſen, hatte
lias auch, 1 Kön. 17. V. 1. und die Verwandlung
s Waſſers in Blut, nebſt den übrigen Plagen, üb-
Moſe und Aaron aus. 2 Moſ. 7. V. 20. 21.
s iſt alſo augenſcheinlich, daß dieſe zween Zeugen
e die Geſandtſchaftsaufträge ausüben ſollen, welche
erubabel und Joſua, Elias und Eliſa, und Mo-
und Aaron ausgeübt haben; ſie machen den Be-
uß der Strafgeſandtſchaften an die ſündige Welt,
ſind die letzten Werkzeuge, welche Brände aus
Feuer retten ſollen, und empfangen auch den
n, den alle treue Blutzeugen, von dem Zacha-
s, des Barachias Sohn, bis auf ſie hin, em-
ngen haben; ſie ſind die letzten Martyrer:

Denn das Thier aus dem Abgrund wird erſt
n Krieg mit ihnen anfangen; ſie müſſen alſo wohl
n groſſen Anhang haben, Vorſteher groſſer Ge-
nden ſeyn; man wird ſie zu ſchützen ſuchen, aber
Macht der Finſternis wird ſie überwinden und
n.

Im Verfolg wird unwiderſprechlich bewieſen
den, daß das Thier aus dem Abgrund die letzte
ſchrecklichſte Macht ſey, die Chriſtus zu bekäm-
und zu überwinden habe; da nun die zween Zeu-
von dieſem Thier bekriegt und getödet werden
, ſo iſt daraus klar, daß ſie noch zukünf-
ſind.

Zugleich aber erhellet auch hieraus, daß der Engel hier von den lezten Zeiten höchſt merkwürdige, und zwar ſolche Dinge weiſſage, die in die Geſchichtsreihe des folgenden Geſichts nicht eingeſchaltet werden durften, weil ſie da, durch die Verbindung, zu deutlich würden geworden ſeyn, und zu viel vom Kriegsplan gegen den Feind würden offenbart haben. Das war eben der Fall bei den Stimmen der ſieben Donner, darum durfte ſie auch Johannes nicht ſchreiben, aber verſiegelt mußten ſie auf die Zukunft gebracht werden, und das geſchieht nun hier.

8. Und ihre Leichname werden auf der Gaſſen der großen Stadt liegen, welche geiſtlich Sodom und Aegypten genannt wird, wo auch ihr HErr gekreuzigt worden iſt —

9. Und etliche aus den Völkern, Stämmen, Sprachen und Nationen ſehen ihre Leichname drei Tage und einen halben, und ſie werden nicht zulaſſen, daß ihre Leichname ins Grab gelegt werden.

10. Und diejenigen, die auf Erden wohnen, freuen ſich, werden frölich ſeyn über ſie, und ſich untereinander Geſchenke ſchicken; denn eben dieſe zween Propheten quälten die Bewohner der Erden.

Die zween Zeugen werden auf den Gaſſen einer großen Stadt getödet werden; ihre Leichname wird man da zum Schauſpiel des Volks liegen laſſen, damit

mit es ſich an dem Anblick dieſer ermordeten Menſchenquäler weiden könne. Dieſe große Stadt aber wird der prophetiſchen Verſiegelung wegen nicht mit ihrem wahren Namen genannt; doch giebt ihr der Engel der Aehnlichkeit wegen drei Merkmale: Er nennt ſie im geiſtlichen, verblümten oder prophetiſchen Sinn, **Sodom**; denn ihre Bewohner führen ſich eben ſo, wie die Bürger zu **Sodom** auf, ſie iſt aber auch ein geiſtliches **Aegypten**, weil das geiſtliche **Iſrael** eben ſo von ihr in der Knechtſchaft gehalten wird, und es die zween Zeugen eben ſo, wie ehmals **Moſe** und **Aaron** retten wollten; und endlich ſetzte der erhabene Weiſſager hinzu: **Es iſt die Stadt, wo auch ihr HErr gekreuzigt worden iſt.**

Dieſe Worte haben viele Ausleger bewogen, das irdiſche **Jeruſalem** für die große Stadt, für das geiſtliche **Sodom** und **Aegypten** zu halten; allein ich habe, wie mir deucht, **gegründete** Bedenklichkeiten dabei.

1) Man ſieht deutlich, daß hier der Engel **verſiegelt** ſpricht — er will die Stadt nicht känntlich machen, aber ſie doch ſo beſchreiben, daß ſie zur Zeit, wenns gilt, nicht verkannt werden kann; wenn man aber nun die Worte — **da, wo ihr HErr gekreuzigt worden** — **unverſiegelt** verſteht, ſo iſt das ja eben ſo gut, als wenn er geſagt hätte: Mit einem Wort, es iſt **Jeruſalem**!

2) Man kann das jetzige Jeruſalem unmöglich mit Sodom und Aegypten vergleichen; indeſſen will ich nicht läugnen, daß es bald beides werden könnte; auch war dieſe Stadt nie ſo groß, daß ſie vorzugsweiſe die große Stadt genannt werden könnte; und

3) Das Kreuzigen ihres und unſers HErrn kann ja auch geiſtlich verſtanden werden, und überdas noch einmal auf eine ſolche Art, und ſo geſchehen, daß es zu ſeiner Zeit die Stadt kenntlich genug macht. Freilich kann Chriſtus nicht noch einmal körperlich gekreuziget werden, aber doch wohl geiſtlich — und wer weiß, was das Thier aus dem Abgrund noch für Uebermuth treiben wird, wodurch es dann endlich zu ſeinem ſchrecklichen Gericht vollends heran reiſt.

Die große ungenannte Stadt wird vermuthlich zu der Zeit der Hauptſitz, entweder der Aufklärung oder der Handlung, oder irgend einer namhaften Regierung, oder vielleicht aller dreien zugleich ſeyn; denn es ſind Leute aus vielen fremden Nationen da zugegen, wenn die verachteten verhaßten Chriſtenvorſteher endlich einmal aus dem Wege geräumt werden. Jene werden ſich freuen, recht luſtig machen, und glauben: Nun ſey denn doch der letzte Keim des chriſtlichen Aberglaubens, der ſo lang den Emporſchwung des menſchlichen Geiſtes gedrückt, und alle Aufklärung gehindert habe, mit der Wurzel ausgerottet;

rottet; da wird es an Bällen, Komödien, Illuminationen und dergl. nicht fehlen, aber es geht ganz anders als ſie denken.

11. Und nach den dreien und einem halben Tag kam der Geiſt des Lebens aus GOtt in ſie, und ſie ſtunden auf ihren Füßen, und alle, die ſie ſahen, überfiel eine große Furcht.

12. Und ſie höreten eine große Stimme aus dem Himmel, die zu ihnen ſprach: Steigt hieher! und ſie ſtiegen in den Wolken gen Himmel, und ihre Feinde ſahen ſie.

13. Und in der nämlichen Stunde entſtand ein großes Erdbeben; und der zehnte Theil der Stadt fiel; und in dem Erdbeben wurden ſieben tauſend Menſchennamen getödet; und die übrigen wurden voll Schrecken und gaben Herrlichkeit dem GOtt des Himmels.

Mitten in dem Jubel über den großen Sieg wendet ſich das Blat auf einmal und auf ewig; ganz unerwartet ſtehen die todten Männer wieder lebendig da auf ihren Füßen; jezt hat die Freude ein Ende, und Angſt tritt an die Stelle; denn an ein ferneres Morden iſt nicht mehr zu denken. Dazu kommt nun noch der Aufruf vom Himmel, daß ſie hinauf ſteigen ſollen, zu dem, der ſie geſandt hat, und ſie folgen dem Ruf: Denn eine Wolke umhüllt ſie und führt ſie aufwärts.

Einen

Einen Tag, zween Tag und einen halben Tag waren die zween Zeugen todt; auch dieſe Zahl iſt bedeutend, ſie ſcheint wieder mit der einen Zeit, zwo Zeiten und einer halben Zeit des Weibes in der Wüſten im Verhältnis zu ſtehen.

So wie die zween Zeugen gen Himmel gefahren ſind, entſteht ein ſchreckliches Erdbeben, in welchem der zehnde Theil der großen Stadt zerſtört wird, ſieben tauſend Menſchennamen umkommen, und die Uebrigen dann endlich die Herrlichkeit GOttes erkennen und preiſen.

So weit geht die Weiſſagung des Engels, oder die verſiegelte Stimme der ſieben Donner; was ſie aber nun bedeute, das kann noch nicht beſtimmt werden: Denn das, was zur Entſiegelung gehört, das hat die hohe Vorſehung noch nicht an die Hand gegeben. Und hier, meine lieben Leſer! deucht mir eine Erinnerung, die mir ſchon lange am Herzen gelegen hat, am rechten Ort zu ſtehen: Es iſt überhaupt mißlich, wenn man bei Anwendung der noch unerfüllten Weiſſagungen auf die Zukunft zu viel wagt — gewöhnlich trifts nicht ein, und wenn nun dieß der Fall iſt, ſo wird Auslegung und Weiſſagung beides miteinander proſtituirt; wenn man doch nur bedächte, daß man das, was zukünftig iſt, nicht vorher wiſſen ſoll; denn darum iſt es eben in prophetiſche Bilder eingekleidet, und nicht deutlich geſagt worden. Die Weiſſagungen ſollen blos

Winke

Winke geben, wo es hinaus will, und wenn die Morgenröthe der Erfüllung eintritt, dann erſt iſts Zeit, daß ſich die Männer, die Kraft und Drang dazu fühlen, aufmachen, und den Uebrigen nach Anleitung der Weiſſagungen den rechten Weg zeigen, wo es hinaus will. Dieſe Regel ſoll auch mich in dieſem Werk leiten; der berühmte Newton ſagt irgendwo folgende goldene Worte: Die Offenbarung und jede Weiſſagung iſt nicht darum gegeben, um die Allwiſſenheit der Ausleger, ſondern die Allwiſſenheit GOttes der Welt kund zu machen.

Was alſo wohl von den verſiegelten Worten der ſieben Donner geſagt werden könnte, das wäre etwa folgendes:

Die ganze Weiſſagung des Propheten Ezechiels, vom Anfang des 40ſten Kapitels an, bis zum Ende des 48ſten, iſt noch unerfüllt, folglich zukünftig; das Meſſen, welches hier dem Johannes aufgetragen wird, iſt eine Anſpielung auf jenes, und es ſcheint, als wenn es mit den hundert vier und vierzig tauſend Verſiegelten in Verbindung ſtünde; für dieſe wird wohl der Tempel, die geiſtliche Kirche des HErrn hier gemeſſen, und ihnen ihr Theil angewieſen; folglich geſchah dieß Meſſen nach der Verſiegelung jener zwölfmal zwölf tauſend Iſraeliten, ſ. oben Kap. 7. aber auch nach dem Schwur des Engels; kurz, es geſchahe in der Zeit, als die Türken und Sa-

razenen

rnjenen Jeruſalem anfiengen zu zertretten, und das Pabſtthum die Vorhöfe des HErrn an ſich riß; aber nie den innern wahren Tempel einnehmen konnte, der blieb den Verſiegelten bis daher, und ſie werden ihn auch im Beſitz behalten, bis in der Zukunft des HErrn zu ſeinem herrlichen Reich, wo denn auch die erhabene Weiſſagung Ezechiels ganz erfüllt werden wird; während den 42 Gewaltmonathen des Thiers, und den 42 Monathen des Zertrettens, zwo Zeiten, die mit einander fortlaufen, ohngefehr zugleich anfangen, und ohngefehr zugleich endigen; bleiben die Verſiegelten in ihrem für ſie abgemeſſenen Theil des innern Tempels am Anbethen, bis der HErr kommt, und nun auch einmal die Reihe an ihnen iſt, hervorzutretten und die Häupter empor zu heben.

Wenn aber die Gewaltmonathe abgelaufen ſind, und das Thier aus dem Abgrund recht im Wüthen iſt, ſo werden dann die zween Zeugen auftretten.

Ich habe oben bei der Erklärung der vier letzten Briefe des HErrn an die Gemeinden zu Thyatira, Sardes, Philadelphia und Laodicea bemerkt, daß dieſe vier Gemeinden bis ans Ende fortwähren, und die übrig gebliebenen oder wenigen Namen in Sarden, desgleichen die laodiceiſchen Ueberwinder, ſich mit Thyatira und Philadelphia vereinigen würden; es iſt alſo wahrſcheinlich, daß die zween Zeugen die Engel oder Vorſteher dieſer Gemeinden ſeyn werden.

Eben dieſe beiden Gemeinden ſind die nämliche Kirche, die mit den 144,000 Verſiegelten anfieng; ſie ſind das Weib mit der Sonne bekleidet, Kap. 12. die Braut oder das Weib des Lamms, Kap. 19. V. 7. 8. welches der babyloniſchen Hure gegenüber ſteht. Dieſes Weib, dieſe Gemeinde, dieſes Stammhaus aller Auserwählten, iſt tauſend zwei hundert und ſechzig prophetiſche Tage, an einem ſichern Ort in der Wüſten, und ihre letzten Verſteher zeugen 1260 natürliche Tage für die Gerechtſame ihrer Kirche und für die Wahrheit von JEſu Chriſto; dann wird auch die fernere Flucht des Sonnenweibes durch eine Zeit, zwo Zeit und eine halbe Zeit beſtimmt, und hier liegen die Leichname der zween Zeugen einen Tag, zween Tage und einen halben Tag tod auf der Gaſſen, dann aber ſtehen ſie auf zum ewigen Leben, und fahren gen Himmel.

Ich gebe dieſes alles blos für Winke und Vermuthungen aus, die aber doch zu ſeiner Zeit unſern Blicken eine Richtung geben können, die der Wahrheit wenigſtens nicht nachtheilig ſeyn wird. Uebrigens muß das Geſicht und die Weiſſagung von den zween Zeugen äuſſerſt wichtig ſeyn, weil es ein ſo anſehnlicher Engel hier ſo feierlich ankündigt — auch daß es hier zwiſchen der ſechsten und ſiebenten Poſaune eingeſchaltet wird, und gleichſam eine Vorbereitung zur letzten iſt, muß etwas ſehr Merkwürdiges zum Zweck haben. So viel iſt gewiß: **Das Geſicht von den zween Zeugen enthält die eigentliche und beſtimmte Entwicklung des Geheimniſſes**

Gottes,

GOttes, und den ganz genauen Ausgang des letzten Kampfs Chriſti gegen das Thier aus dem Abgrund — wenn es alſo einmal mit dieſem aufs höchſte gekommen iſt, ſo werden die zween Zeugen wohl kenntlich werden, ſie mögen dann moraliſche oder phyſiſche Perſonen, und der Ort ihres Zeugniſſes mag Jeruſalem oder eine andere Stadt ſeyn; gnug! dann wird dieſe prophetiſch-verſiegelte Weiſſagung entſiegelt, und dem glaubigen Chriſten verſtändlich gnug werden. Jetzt läßt uns nun ja nicht vorwitzig grübeln, ſondern die Zeit erwarten, die ohnehin nicht fern mehr iſt — aber wir wollen in der Furcht des HErrn aufmerken, damit uns in dem Gedränge der groſſen Vorfälle, womit unſre Zeit und die nahe Zukunft ſchwanger geht, eine ſo wichtige Erfüllung nicht unbemerkt entgehen möge. Denn die Erfüllungen der Weiſſagungen ſind die kräftigſten Herzſtärkungen der Glaubensſchwäche, und vorzüglich ſind auch ſolche Weiſſagungen zu dieſem Zweck für uns aufbewahrt worden. Es iſt ſchrecklich, und ein Kunſtgrif des Thiers, daß man ſie uns rauben will!

14. Das zweite Wehe iſt vorüber gegangen, ſiehe! das dritte Weh kommt ſchnell.

Bei dieſem Vers iſt wohl zu bemerken, daß er keinesweges mit den vorhergehenden zuſammen hängt; denn wenn er dieß thäte, ſo würde man das Gericht über die große Stadt, deſſen im 13ten Vers gedacht wird, für das zweite Weh halten müſſen — das wäre aber widerſinnig, weil jenes Gericht in die Zeit des

Thiers

Thiers aus dem Abgrund fällt, und das allerletzte vor
er Zukunft Chriſti, oder doch eins von den letzten
yn wird. Dem zufolge würde alsdann das dritte
Weh vor dem zweiten hergehen, welches ja unver-
ünftig und ein wahrer Widerſpruch wäre. Dero-
egen muß man dieſe Sache ſo anſehen: Dieſer 14te
ers ſchlieſt ſich an den 21ſten des 9ten Kapitels
; dort hört die Weiſſagung der ſechsten Poſaune
er des Gerichts über das orientaliſch-griechiſch-
riſtliche Kaiſerthum auf, und eben dieß Gericht
r das zweite Wehe — darauf macht nun die Er-
einung des ſchwörenden Engels, und ſeine Weiſſa-
ng vom völligen Aufſchluß des Geheimniſſes GOt-
, zur Zeit des Thiers aus dem Abgrund, kurz vor
Zukunft des HErrn, eine Epiſode oder Einſchal-
g; nachdem dieſe mit dem vorhergehenden 13ten
rs geendigt worden, und der Engel wieder ver-
wunden iſt, ſo geht nun das Hauptgeſicht wieder
, und Johannes knüpft den Faden ſeiner Erzäh-
g damit wieder an, daß er ſagt: Das zweite
ehe war alſo unter der ſechsten Poſaune
über gegangen, ſiehe! lieber Leſer! jezt folgt
auch das dritte Wehe unter der ſiebenten
ſaune ſchleunig nach. Dieſe ganze Sache iſt ſo
ürlich und ſo klar, daß ich nicht begreifen kann,
ſo viele Ausleger ſie haben überſehen können.

Und der ſiebente Engel blies die Poſau-
e, und es entſtunden große Stimmen im
immel, die ſprachen: Die Königreiche der

Welt

Welt ſind unſerm HErrn und ſeinem Geſalbten geworden, und ſie werden in die ewigen Ewigkeiten regieren.

16. Und die vier und zwanzig Aelteſten, die vor GOtt auf ihren Thronen ſitzen, fielen auf ihre Angeſichter nieder, und betheten GOtt an.

Die ſiebente Poſaune iſt bei weitem die wichtigſte, beſonders für uns; und dieß nicht allein deßwegen, weil ſie uns trift, ſondern weil ſie auch den lezten Kampf und Sieg und die ewige Entſcheidung des Schickſals der Menſchen enthält. So bald ſie tönt, ſtimmt der ganze Himmel ein groſſes Jubelgeſchrei an: Der HErr iſt König — das Königreich der Welt oder ihre Königreiche gehören nun Ihm und ſeinem Geſalbten, dem Ueberwinder der Höllen, des Todes und aller ſeiner Feinde; und ſein Königreich wird in alle Ewigkeit währen.

Dieß war vermuthlich Folge des Schwurs des Engels — er hatte mit ſeiner Löwenſtimme durch alle Himmel geſchryen, daß in den Tagen der ſiebenten Poſaune das Geheimnis GOttes vollendet werden ſollte; vielleicht war es aber auch ſchon den Himmelsbürgern auf einem andern Wege bekannt gemacht worden. Auf dieſes Jubelgeſchrei, worauf die vier und zwanzig Stellvertretter des Menſchengeſchlechts geharrt hatten, weil es ihnen Wink zur Feier war, fielen ſie auch nieder auf ihre Angeſichte, und betheten GOtt, den ewigen König, an.

Das

Das Blaſen der ſiebenten Poſaune fällt in den Anfang des neunten Jahrhunderts, als unter **Karl dem Großen** das abendländiſche chriſtliche Kaiſerthum, dieſer große Schauplatz des letzten großen Kampfs und Siegs **Chriſti** gegen und über ſeine Feinde, geſtiftet wurde; hier entſtunden nach und nach die feindſeligen Mächte, die den letzten Verſuch gegen den menſchgewordenen Erlöſer wagen dürfen, über dieſem Wagen aber auch erfahren werden, wer **Er** iſt. Hier gründete er aber auch ſein Feuer und Heerd; und ſeine Braut, ſeine Gemeinde, ſteht hier der babiloniſchen Hure gegen über, und wird endlich gewiß über ſie triumphiren.

Die Worte, die Königreiche der Welt ſind unſers GOttes und ſeines **Chriſtus** geworden, werden im doppelten Sinn erfüllt: Denn als **Karl der Große Frankreich** beherrſchte, ſo richtete er nicht allein das abendländiſche Kaiſerthum wieder auf, ſondern er ſuchte auch die chriſtliche Religion auf alle Weiſe auszubreiten, ſo ſehr es ihm nur möglich war; freilich geſchah das nicht ſo chriſtlich, als es hätte geſchehen ſollen, allein der Weg wurde denn doch dem Sonnenweibe gebahnt, und ihm in der Wüſte ein Ort bereitet. Nach und nach wurden alle europäiſche Regenten und Könige Chriſten; das mächtige **Rußland** nicht ausgeſchloſſen; folglich waren ſchon einmal viele Reiche der Welt, wenigſtens die kultivirteſten, am mehreſten vermögenden, GOttes und ſeines **Chriſtus** geworden; und da die **Muhamedaner** doch Verehrer des wahren GOttes ſind, wer wollte ſie hier ausſchließen? alle muhammedaniſche Reiche ſind einmal GOttes, und können daher auch ſeines Chriſtus werden, ſo bald der Zug des Vaters zum Sohn bei ihnen einſt beginnen wird.

Die Haupterfüllung ſteht aber noch bevor, nach der Ueberwindung des Thiers aus dem Abgrund werden erſt in vollem Sinn alle Reiche der Welt unſerm HErrn und ſeinem Geſalbten zugehören.

Daß die vier und zwanzig Aelteſten niederfallen und anbethen, das iſt ganz in der Ordnung; denn ſie geht die Sache der Menſchheit vorzüglich an, und wenns aufs Bethen und Danken ankommt, ſo müſſen ſie den Anfang machen. Sie fielen alſo auf ihre Angeſichte,

17. Und ſprachen: Wir danken dir, HErr GOtt, Allherrſcher! der iſt und der war, und der kommt, daß du deine große Macht ergriffen, und das königliche Regiment angetretten haſt,

18. Und die Nazionen ſind zornig worden, und dein Zorn iſt gekommen, und die Zeit der Todten, Gericht zu halten, und deinen Knechten, den Propheten und Heiligen, und denen, die deinen Namen fürchten, beides Kleinen und Großen, ihren Lohn zu geben, und die zu verderben, die die Erde verderbt haben.

Hier beziehen ſich die vier und zwanzig Anbether in ihrer neuen Huldigungsrede auf alle Verheißungen

gen GOttes, von Adam an bis auf Chriſtum:
Sie reden den HErrn mit der Umſchreibung des Na-
mens Jehovah an, erkennen ihn für den Panto-
krator, für den Alleserhalter und Allesregierer, und
anken Ihm dann, daß Er nun auch einmal mit dem
Schlangentretten den Anfang mache, ſich ſeiner Macht
ediene, und als König zu regieren anfange; dann
pielen ſie ferner auf den 2ten Pſalm und auf den
99ſten an, und ſagen: Darum ſind auch die Heiden
m Toben, und zornig geworden; aber dein Zorn
ſt auch gekommen, und Du wirſt nun auch Todten
nd Lebendigen, jedem ſeinen Lohn geben, ſo wie er
s verdient hat.

Dies alles iſt Zeugnis, daß unter der ſieben-
en Poſaune, die nun bald ihrem Ende nahe iſt, al-
es vollendet werden ſoll, ſo wie der Engel geſchworen
atte. Laßt uns wachen! der HErr kommt bald!
eßt gilts vorzüglich!

**9. Und der Tempel GOttes im Himmel
wurde geöfnet; und die Lade ſeines Bundes
wurde geſehen in ſeinem Tempel; und es ent-
ſtunden Blitze, Stimmen, Donner, Erdbe-
ben und groſer Hagel.**

Daß GOtt im Himmel auch einen Tempel ha-
e, der mehr ſagen will, als die Peterskirche zu
Rom, und auch eher die Mutterkirche aller Kirchen
er Welt genannt zu werden verdient, das ſehen wir
ns vielen Stellen dieſes erhabenen Buchs; und da die
Stiftshütte, und hernach auch der Tempel zu Jeru-

ſalem nach dieſem Architypus; nach dieſem Ekſmuſter, gebaut worden, ſo können wir von jenem auf dieſen ſchließen; es giebt alſo auch im himmliſchen Tempel eine Bundeslade.

Hier finden wir nun den Aufſchluß, warum das Allerheiligſte, mit der darinnen enthaltenen Bundeslade, für jeden, auch den frömmſten Iſraeliten, auf immer unzugänglich war — nur der vorbildende Hoheprieſter durfte an einem Tage des Jahrs, nämlich am Verſöhnungsfeſt, etlichemal hineingehen, aber dann mußte er doch ſeinen Blick zur Erde richten, er durfte die Bundeslade nicht anſehen. Im zweiten Tempel war ſie nun gar nicht, folglich konnte ſie auch nicht geſehen werden; aber hier wird ſie nie geraubt und nie entweiht.

Dieß geheimnisvolle Heiligthum iſt nichts anders, als der verborgene Behälter — das Archiv der göttlichen Weisheit und ſeiner Rathſchlüße über das gefallene Menſchengeſchlecht; dieß war nie einem Sterblichen zugänglich, nur der ewige Hoheprieſter JEſus Chriſtus erkaufte ſich den freien Zutritt durch ſein Leiden und Sterben; das Buch mit den ſieben Siegeln wurde aus dieſer Lade genommen, und vom Lamm erbrochen; hier nun, wo es unter der ſiebenten Poſaune zur endlichen Entwicklung und Erfüllung der göttlichen Geheimniſſe kommt, hier hört die Verbergung der Bundeslade vor den Augen der Menſchen auf — nun kann und darf ſie jedermann ſehen. Wofür ſoll man einen leeren Kaſten geheim halten, wenn er nichts geheimes mehr enthält? —

Das

Das Vorſpiel dazu wurde ſchon bei dem Tod Chriſti gegeben: Denn weil dieſer Tod ein Hauptſtück der Enthüllung jenes Geheimniſſes war, ſo riß auch der Vorhang im Tempel entzwei, und der Zutritt zum Allerheiligſten wurde geöfnet.

Als das ſiebente Siegel erbrochen, und die Gebethe aller Heiligen auf dem Altar mit himmliſchem Rauchwerk geopfert wurden, ſo bezeichnete der Ewige die Erhörung jener Gebethe mit Stimmen, Donner, Blitzen und Erdbeben. Kap. 8. V. 5. Hier öfnet ſich nach dem Dankgebeth der 24 Aelteſten der Tempel GOttes im Himmel, und die himmliſche Bundeslade wird enthüllt — dieß iſt die Antwort des HErrn für die, welche gewohnt ſind, mit Adlersaugen in den Himmel zu ſehen, ſie heißt: Seht hier! der Bund GOttes mit den Menſchen iſt erfüllt, und das Allerheiligſte nicht mehr ein unzugängliches Dunkel.

Für irdiſche Augen und Ohren aber ſpricht dann auch die Natur; es geſchehen Zeichen im Himmel und auf Erden; Donner, Bliz, Stimmen, Erdbeben, Hagel und dergleichen kündigen wohl oft göttliche Gerichte an, beſonders wenn ſie auf ungewöhnliche Weiſe in Würkſamkeit geſetzt werden. Da ſpricht dann der Unglaube: Das ſind keine Wunder, es geht ganz natürlich zu — Gut! — die göttlichen Gerichte ſind auch natürlich.

* * *

Das zwölfte Kapitel.

1. Und es wurde ein großes Zeichen im Himmel geſehen: Ein Weib mit der Sonnen bekleidet, und den Mond unter ihren Füßen, und auf dem Haupt eine Siegeskrone von zwölf Sternen.

2. Und ſie war ſchwanger, und ſchrye für Geburtsſchmerzen, und ängſtete ſich zum Gebären.

Bis dahin iſt nun alles zu den groſen Begebenheiten unter der ſiebenten Poſaune vorbereitet worden; jezt fangen ſie an; und da die wahre Kirche, oder die Braut des Lammes, und die falſche Kirche, nämlich die babiloniſche Hure, nunmehr als zwo Hauptperſonen auftretten und thätig ſeyn werden, ſo wird hier zuerſt die Erſte unter dem Bild eines gebährenden Weibes vorgeſtellt.

Vielleicht hätte ich ſchon früher bemerken ſollen, daß in dieſer hohen Offenbarung, bei jedem neuen Auftritt, in der Geſchichte wieder zurückgegangen wird, um das, was zum Zweck dient, nachzuholen; ſo gieng das Gericht über das Heidenthum unter den ſechs Siegeln bei **Konſtantin** dem Großen an, und hörte unter **Karl** dem Großen auf; hernach fieng das Gericht

richt über die morgenländiſche Kirche ſchon unter Konſtantin von Ferne an, und hörte erſt im funfzehnten Jahrhundert auf; jezt müßen wir wieder ins ſiebente, achte und neunte Jahrhundert zurückgehen, weil dort ſchon die Anſtalten zur ſiebenten Poſaune begonnen.

Daß dieß gebährende Weib die Gemeinde der 144,000 Verſiegelten ſey, das hab ich ſchon oben erinnert; auch die Wurzelzahl der zwölf Sterne um ihr Haupt, ſcheint es anzudeuten; denn 12 mal 12 iſt 144. Das Bild eines gebährenden Weibes iſt im Gegenſaz der babiloniſchen Hure ſehr ſchicklich; und ſo wie dieſe eine groſſe Stadt vorſtellt, Kap. 17. V. 18. ſo bildet auch jene eine groſſe Stadt, nämlich das neue Jeruſalem ab. Kap. 21. V. 9. 10. Die babiloniſche Hure regiert zuerſt; während der Zeit wird das Weib im Exil, in der Wüſten, ernährt, und ihr männlicher Sohn vor GOtt und ſeinem Stuhl erzogen; wenn dieſer dann majoren geworden, ſo wird die Hure geſtürzt, und er tritt das Reich an, wie ſich im Verfolg zeigen wird.

Die Beſchreibung dieſes Weibes iſt ſehr majeſtätiſch: Sie iſt mit der Sonne, mit der evangeliſchen Warheit von JEſu Chriſto bekleidet. Er iſt eigentlich die wahre Sonne der Geiſterwelt, und ſein Licht iſt ſeine ſeeligmachende Lehre. Der Mond iſt die immer abwechſelnde Vernunftweisheit, die Philoſophie, die aber doch ihr Licht von der Geiſterſonne erhalten muß: Dieſen Mond hat das Sonnenweib unter den Füßen; denn die Vernunft ſoll unter dem Gehorſam des Glaubens ſtehen, aber der Glaube muß doch auch auf ſie gegründet, er ſoll vernünftig ſeyn. Endlich trägt die hohe Gebährerin eine Krone von zwölf Sternen; daß die Sterne Lehrer vorſtellen, iſt ſchon mehrmals bemerkt worden, und da auch Kap. 21. V. 14., wo dieß Weib unter dem Bilde einer Stadt vorgeſtellt wird, die zwölf Apoſtel als Grundſteine der Mauern angeſehen werden, ſo kann man wohl behaupten, daß jene Krone von zwölf Sternen ebenfalls die Apoſtel bedeute.

Dieß Sonnenweib war ſchwanger und in Kindsnöthen, aber die Geburt war ſchwer und die Angſt groß, darum ſchrye ſie.

Die babiloniſche Hure gebiert zwar auch Kinder, Kap. 2. V. 23. aber dieſe ſind nicht legitim, ſie können das Reich nicht ererben, dieß kommt dem Erbfürſten zu, der hier gebohren werden ſoll.

Dieß wichtige prophetiſche Bild verdient vorzüglich eine gründliche Erörterung: **Wer iſt alſo die Gebährerin? und wer iſt ihr männlicher Sohn, den ſie mit ſo großen Aengſten gebähren muß?**

Die griechiſche Kirche kann das Weib mit der Sonnen bekleidet, nicht ſeyn: Denn ſie wich ſchnöde, wie ehmals Iſrael, ab, und wurde unter den ſechs Poſaunen gerichtet. Noch weniger aber kann die römiſche Kirche darunter verſtanden werden, weil ſie ſogar die babiloniſche Hure, als die Erzfeindin des Sonnenweibes, zur Beherrſcherin hat; folglich müßen

wir

wir dieſe merkwürdige Perſon unter der Menge der chriſtlichen Religionspartheien ſuchen, ob ſie gleich alle von den zwo herrſchenden Hauptkirchen verketzert worden. Daß aber dieß Sonnenweib eine Religionspartheí bedeute, bedarf keines Beweiſes, denn dieß iſt theils aus ähnlichen prophetiſchen Bildern, theils auch aus dem Gegenſatz der **babiloniſchen** Hure klar.

Man kann aber auch die wahre Kirche GOttes, ſo wie ſie aus Mitgliedern beſteht, die unter allen chriſtlichen Religionspartheien zerſtreut leben, nicht darunter verſtehen; denn dieſe ſängt mit **Chriſti** und ſeiner Apoſtel Lehramt an, und dauert fort bis er kommt; alle ihre mannigfaltigen Abwechſelungen und Schickſale paſſen nicht zu den Merkwürdigkeiten, die hier dem Sonnenweibe und ihrem Kinde zugeſchrieben werden; folglich müſſen wir eine chriſtliche Gemeinde aufſuchen, die **vorzüglich** den Karakter der Braut des Lamms hat, und deren Eigenſchaften allen Zügen der erhabenen Hieroglyphe dieſer apokalyptiſchen Gebährerin entſprechen.

Der ſeelige **Bengel** verkannte in der **böhmiſch- und mähriſchen Brüderkirche** das Sonnenweib nicht, ſondern er hielte mit Grund dafür, daß keine andere Religionsgeſellſchaft darunter verſtanden werden müſſe; da aber zu ſeiner Zeit der ſeel. **Zinzendorf** in gedachter Brüderkirche erſt zu würken anfieng, und ſein Werk mancherlei gute und böſe Gerüchte durchgehen mußte, auch würklich manches mit unterlief, das die Probe nicht aushalten konnte, ſo war Ben-

gel

gel damals noch nicht im Stande, die Anwendung des erhabenen Bildes auf die erneuerte mähriſche Brüdergemeinde, die man nunmehr die Herrnhutiſche nennt, fortzuſetzen; aber ich kann es nun deſto beſſer: Einmal, weil ich nicht zu dieſer Gemeine gehöre und unpartheiiſch urtheile, und dann auch, weil ich Gelegenheit gehabt, und noch habe, alles das große und denkwürdige, was ſie zur Bekehrung der wilden Nationen gethan hat, und noch thut, nebſt ihrer inneren bewundernswürdigen Polizei und Anlage zur Gründung des künftigen Reichs des HErrn, zu beobachten und zu erfahren. Ich bin gründlich und mit Gewißheit überzeugt, daß dieſe evangeliſche Bruderunität, wie ſie ſich gern nennt, noch immer das Sonnenweib und die Pflanzſchule des nun bald einbrechenden herrlichen Reichs Chriſti auf Erden ſey; hierinnen ſtimmen viele gelehrte und aufgeklärte Proteſtanten geiſt- und weltlichen Standes mit mir überein, und die Zeit wird unſre Erwartung rechtfertigen.

Um aber die Wahrheit dieſer Deutung meinen Leſern faßlicher zu machen, iſt es nöthig, daß ich ihnen die Hauptmomente der mähriſchen Brüdergeſchichte erzähle, um dann im Verfolg meiner Erklärung, die Anwendung der prophetiſchen Bilder auf ſie, klar vor die Augen legen, und die Richtigkeit meiner obigen Behauptung beweiſen zu können.

Im neunten Jahrhundert, vermuthlich um die Hälfte deſſelben, kamen zween fromme griechiſche Mönche, Namens Cyrillus und Methodius nach Böh-

mien und **Mähren**, und predigten dort das Evangelium von JEſu Chriſto mit ſo gutem Erfolg, daß eine bleibende und zahlreiche Gemeinde daſelbſt entſtunde. Der römiſche Hof wurde auf dieſe neue Kirche, welche ſich in vielen Stücken, vorzüglich aber in der Reinigkeit der Lehre und Heiligkeit des Lebens, beträchtlich von der ſo ſehr verdorbenen römiſchen Kirche unterſchied, aufmerkſam: Der Pabſt wollte ſie daher zum Gehorſam bringen und ſie zur Annahme ſeiner Lehrſätze zwingen; allein es gelung ihm nicht, ſondern die **böhmiſch-mähriſche** Kirche widerſetzte ſich, blieb der erkannten Wahrheit getreu, und erduldete alle Verfolgungen, die manchmal heftig über ſie ergiengen, bis ſie endlich zu unſern Zeiten (ſo lang es währt) zur Ruhe gekommen iſt.

Hundert Jahre früher, als **Cyrillus** und **Methodius** nach **Böhmen** kamen, entdeckte man in den ſüdlichen **Alpenthälern Italiens** die **Thalleute** oder **Wallenſer**, welche zahlreiche Gemeinden ausmachten, und in Lehre und Leben mit der böhmiſchen Kirche übereinſtimmten.

Im zehnten Jahrhundert eroberte Kaiſer **Otto** das Herzogthum **Böhmen**, jetzt wurde allenthalben die katholiſche Religion eingeführt, und die alte **böhmiſche** und **mähriſche** Kirche ſollte nun zur lateiniſchen Meſſe, mit einem Wort, zur römiſchen Religion gezwungen werden; allein ſie weigerte ſich ſtandhaft, ſchickte im Jahr 977 zween Deputirten, **Volchorſt** und **Myslibor** nach **Rom**, und verlangte freye Religionsligionsübung; in etwas wurde zwar ihrem Anſuchen gewillfahrt, im Ganzen aber war und blieb ſie gedrückt; beſonders bediente man ſich der gewöhnlichen Kunſtgriffe der Verführung; wodurch dann viele Vornehme nach und nach gewonnen wurden, und eine Trennung entſtunde. Indeſſen blieb denn doch das Ganze der Kirche, unverändert getreu, und man beſtrebte ſich nun, noch genauer und vorſichtiger zu wandeln, und ſich für den Irrthümern der herrſchenden Kirche noch ſorgfältiger in Acht zu nehmen. Von nun an mußte ſich dieſe der Wahrheit getreue Gemeinde des HErrn zurückziehen, und ſich mit dem Privatgottesdienſt begnügen, welchen Pabſt **Alexander** zwar auch verbot, allein ohne Würkung, denn ihr Herzog **Wratislaus** ſchützte ſie dabei.

Allein auch dieſer Schutz hörte gegen das Ende des eilften Jahrhunderts auf; denn Pabſt **Gregor** der Siebente verbot dieſen Privatgottesdienſt, und ſetzte auch dieß Verbot mit Gewalt durch. Von nun an mußte ſich die Brüderkirche ganz ins Verborgene zurückziehen, und ſich mit dem geheimen Gottesdienſt begnügen; dieſer traurige Zuſtand dauerte über hundert Jahre; gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts aber entſtunden nun auch die **Waldenſer** und **Albigenſer**, die ſich mit den **Vallenſern** oder **Thalleuten** vereinigten, und unter dem allgemeinen Namen der **Waldenſer** bekannt ſind; dieſe kamen im Jahr 1176 nach **Böhmen**, bauten ſich dort an, und vereinigten ſich mit der alten mähriſchen Brüderkirche, als mit welcher ſie in Lehre und Leben übereinſtimmeinſtimmten. Jetzt richteten ſie ihren geheimen Gottesdienſt ordentlich ein, hielten unter ſich auf gute Zucht und Ordnung, und hatten, je nachdem es angieng, heimliche oder öffentliche Verſammlungen. Ihrer überall zerſtreuten Brüder nahmen ſie ſich ernſtlich an, und ſandten zu dem Ende Gehülfen nach **England, Ungarn, Polen, Brandenburg, Pommern** u. ſ. w.

Am Ende des vierzehnten Jahrhunderts aber, nämlich im Jahr 1391, wurden ſie durch Unvorſichtigkeit zweier Prediger entdeckt, darauf hart verfolgt, und zum Theil in die benachbarten Länder zerſtreut; doch blieb noch immer der verborgene Stamm der mähriſchen Kirche an Ort und Stelle. Nunmehr trat aber der bekannte Blutzeuge der Wahrheit, **Johannes Huß**, auf; dieſer zeugte öffentlich gegen die Irrthümer und Laſter der römiſchen Kirche, er bekam faſt allgemeinen Beifall, auch die alte **böhmiſch**- und **mähriſche** Kirche ſchloß ſich an ihn an, und ſo entſtand dann die zahlreiche neuere böhmiſche Kirche, die unter dem Namen **Hußiten** bekannt iſt.

Dieß alles brachte den römiſchen Hof dergeſtalt auf, daß er nicht ruhte, bis Huß den 6ſten Jul. 1415, und bald hierauf ſein Freund **Hieronymus** von **Prag** zu **Konſtanz** am **Bodenſee**, lebendig verbrannt wurde.

Durch dieſes ſchröckliche Verfahren wurden die **Böhmen** erbittert, ſie griffen zu den Waffen, und kämpften für ihre Religionsfreiheit, wobei aber ſelten der Geiſt **Chriſti** der herrſchende war; während dieſer Zeit blieben denn doch die Rechtſchaffenen immer bei der reinen Quelle, bis endlich, theils durch Niederlagen, theils durch Verträge, die Sache ein Ende nahm, und die böhmiſche Kirche immer im Druck bliebe. Im Jahr 1453 bekamen verſchiedene ihrer treuſten Anhänger vom König **Georg Podiebrad** an der ſchleſiſchen Gränze einen Diſtrikt Landes geſchenkt, wo ſich viele hinzogen und ganze Dörfer anbauten. Hier fiengen ſie an, ſich den Namen **Brüder**, oder **die vereinigten Brüder**, beizulegen; aber auch hier waren ſie nicht lang ruhig, ſie wurden aufs neue heftig verfolgt, der gemeinen bürgerlichen Rechte unfähig erklärt, und von Haus und Hof vertrieben, ſie hielten ſich in wüſten Einöden und Hölen auf, wurden aber dadurch nur treuer in ihrem Chriſtenthum, machten Anordnungen zu guter Diſziplin, wählten Aelteſten, hielten Synoden, ſorgten für die Succeſſion der Biſchöffe, und hielten alſo ihre Verfaſſung aufrecht.

Im Jahr 1471 hörte einſtweilen die Verfolgung auf, weil der König **Georg**, der dem Pabſt die Vertilgung der Brüder verſprochen hatte, ſtarb, und **Wladiſlaus** von **Polen** auch **Böhmen** bekam. Unter dieſem Regenten hatte dieſe Gemeinde des HErrn Ruhe, und ums Jahr 1500 zählte man beinahe zweihundert Kirchen und Gemeinden in **Böhmen** und **Mähren**, die ſich zu den Brüdern bekannten.

Im Jahr 1508 erregte die römiſche Geiſtlichkeit abermals eine heftige Verfolgung, und da es das Anſehen hatte, daß die Brüder wohl könnten aus ihrem Vaterland vertrieben werden, ſo ſchickten ſie vier Männer, **Lucas von Prag**, **Maurus Kokowez**, **Martin Kabatnik** und **Kaspar aus der Mark** in fremde Länder, um ein Volk aufzuſuchen, das Chriſto lauterlich diente, und an welches ſie ſich dann anſchließen wollten. Der Erſte gieng nach **Griechenland**, der Zweite nach **Rußland**, der Dritte nach **Thrazien** und der **Bulgarei**, und der Vierte nach **Paläſtina** und **Aegypten**; allein ſie fanden nirgends wahres Chriſtenthum, ſondern überall herrſchende Laſter, Irrthum und gänzliche Erſtorbenheit in allem Guten.

Dieß veranlaßte die Brüderkirche, noch einmal eine Synode zu halten, und zu beſchließen, was etwa zu thun ſeyn möchte? Der Entſchluß fiel dahin aus, den **Lukas von Prag** und **Thomas den Teutſchen** nach **Italien** zu ſchicken, um zu ſehen, ob noch **Waldenſer** dort ſeyen, allein ſie fanden wenige; jetzt beſchloſſen ſie, für ſich fortzuwandeln, und das Evangelium ſo gut auszubreiten, als ſie könnten.

Hierauf trat nun 1517 **Luther** auf, die Reformation begann, und nun bekam die **böhmiſch-mähriſche** Kirche Geſellſchaft gnug, man ſchickte Deputirte an **Luthern** ab, man freute ſich, und ſuchte ſich an die proteſtantiſchen Kirchen anzuſchließen, allein es kam mit dieſen nie ſo weit, daß ſich jene mit ihnen hätte vereinigen können; denn die genaue Kirchenzucht der **Böhmen** und die Reinigkeit ihres Wandels hat noch nie eine Gemeinde unter den **Lutheranern** ſo wenig als unter den **Reformirten** erſteigen können; **Luther** und **Melanchthon** erkannten das wohl, allein es ließ ſich nichts erzwingen, indeſſen liebten und verehrten ſie die **böhmiſchen Brüder** in hohem Grade.

So kämpfte ſich die **böhmiſch-mähriſche** Kirche bis zum Anfang des dreißigjährigen Kriegs im vorigen Jahrhundert durch, in welchem ſie entſetzlich gedrückt und verfolgt, aber keinesweges vertilgt wurde; viele wendeten ſich in andern Ländern zu den Proteſtanten, allein der uralte Stamm blieb immer in **Mähren** und der genauen Konſtitution der Vorfahren getreu, bis endlich im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts Graf **Zinzendorf** dieſen Stamm aushob, und auf ſeine Güter in der **Lauſitz** verpflanzte, wo ſie dann in den Jahren 1722 bis 1727 den berühmten Ort **Herrnhut** anlegten; von da ab hat nun die Brüdergemeine immer zugenommen, ſich immer mehr veredelt und gereinigt, und mehr zum Beſten des Reichs GOttes gethan, als vom Anfang ihres Entſtehens an geſchehen iſt. Man leſe hierüber: **Loretz Grund der Verfaſſung der evangeliſchen Brüderunität**, und beſonders alle ihre Mißionsgeſchichten, ſo wird man finden, daß ich die Wahrheit geſagt habe. Darum ſchrieb auch **Chriſtus** unter dem myſtiſchen Namen **Thyatira** an dieſe Gemeine: **Ich weiß deine Liebe und deinen Glauben, deine Dienſt-**

Dienſtbefliſſenheit und Geduld, und daß deiner letzten Werke mehr ſind, als der erſten. Kap. 2, V. 19.

Um aber auch dem erſten Entſtehen dieſes Sonnenweibes, der mähriſchen Brüderkirche, auf die Spur zu kommen, muß ich noch eine hiſtoriſche Hypotheſe ausführen, die bei mir faſt zur Gewißheit geworden iſt; es iſt nämlich die Frage: Woher Cyrillus und Methodius, und woher die Thalleute in den Alpenthälern die Reinigkeit ihrer Religion und die ſtrenge Disziplin bekommen haben? — Man kann mir freilich antworten, aus der ächten Quelle, aus dem Evangelio — allein dazu wurde denn doch eine beſondere Erweckung erfordert; denn die ganze Chriſtenheit hatte die nämliche Quelle, und doch war ſie durchaus ſo heidniſch in ihren Kirchengebräuchen, und ſo in allen Laſtern erſoffen, daß ſolche Männer, wie jene Miſſionare und die Vallenſer, nicht wie die Schwämme aus dieſem Wuſt hervorwachſen konnten; folgende Erklärung dieſer Sache dünkt mir glaubwürdig zu ſeyn.

Im ſiebenten Jahrhundert entſtand im Orient eine Sekte, welche ſich die Paulizianer nannten; man zählte ſie von Anfang an zu den Manichäern, und man hat ihre verächtliche Schilderungen bis auf unſre Zeiten immer den griechiſchen Kirchenlehrern abgeborgt, und daher eben ſo wenig ihren wahren und vortreflichen Karakter kennen gelernt, als man den der böhmiſch-mähriſchen Brüderkirche aus den römiſch-katholiſchen Geſchichtſchreibern kennen lernen würde.

Der einzige unpartheiiſche **Gibbon** hat mir hier ein Licht aufgeſteckt, und was ich dabei geſehen habe, das will ich hier in der Kürze mittheilen.

Nachdem man in den erſten Jahrhunderten die **Gnoſtiker und Manichäer** allenthalben verdrängt und verfolgt hatte, ſo flüchteten ſie ſich in die Dörfer und Gebirge an den Ufern des **Euphrats**, wo ihr ruhloſer Ueberreſt im Anfang des ſiebenten Jahrhunderts wohnte. In der Mitte deſſelben zwiſchen 650 und 660 lebte ein gemeiner Mann, Namens **Konſtantin**, zu **Manalis** unweit **Samoſata**, in eben dieſen Gegenden. Dieſer beherbergte einen aus ſyriſcher Gefangenſchaft zurückkommenden Geiſtlichen, der ihm das neue Teſtament ſchenkte. **Konſtantin** las dieſes köſtliche Buch, und es wurde von dem Augenblick an Richtſchnur ſeines Glaubens und Lebens; doch gab er den Schriften des Apoſtels **Paulus** für allen den Vorzug. Nun wurde er Reformator, und die Parthei, die er führte, und deren Vorſteher er war, nannten ſich **Paulizianer**, weil der Apoſtel **Paulus** nächſt **Chriſto** ihr vorzüglichſter Lehrer war. Vorher waren ſie **Gnoſtiker** und **Manichäer** geweſen, daher kams denn, daß ſie noch immer mit dieſen Namen gebrandmarkt, gehaßt und verfolgt wurden.

Es iſt wahr, die **Paulizianer** mochten noch viele Nebenbegriffe aus der **gnoſtiſch-manichäiſchen**

Schale in ihre eigene mit hinüber bringen, aber in der Hauptſache des Chriſtenthums waren ſie vollkommen rechtgläubig; was ſie aber beſonders auszeichnete, das war ihr vortreflicher chriſtlicher Wandel, und ihr ſtrenges Zeugnis, das ſie überall gegen die Mängel und Gebrechen der herrſchenden griechiſchen Kirche ablegten; ſie verdammten und verabſcheuten aufrichtig die Irrthümer der **Manichäer**, und bezeugten, daß ſie nicht mehr zu ihnen gehörten, allein das half nicht, ſie wurden verabſcheut und verfolgt.

Die apoſtoliſchen Arbeiten dieſes **Konſtantins**, der mit dem Zunamen **Sylvanus** hieß, waren auſſerordentlich geſeegnet; die Ueberreſte der gnoſtiſchen Sekten, und beſonders die **armeniſchen Manichäer**, vereinigten ſich unter ſeine Fahne, und viele griechiſche Chriſten giengen ebenfalls zu ihm über.

Wenn man dieſer Leute Geſinnungen, Denkart und Handelsweiſe betrachtet, ſo findet man eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen ihnen und der **böhmiſch-mähriſchen** Kirche.

Dieſe neue Religionsparthei verbreitete ſich durch die Provinzen **Kleinaſiens**, vom **Archipel** bis an den **Euphrat**; **Konſtantin** ſtiftete viele fromme Gemeinden, und nachdem er 27 Jahre als Apoſtel gearbeitet hatte, ſo ſtarb er auch als Apoſtel; denn er fiel als Schlachtopfer der Wahrheit unter der verfolgenden Hand der herrſchenden Kirche. Nach ſeinem Tode nahm die Anzahl der **Paulizianer** immer zu; aber auch die Verfolgung. Unter der kurzen Regierung der

Kaiſerin Theodora ſollen hunderttauſend Paulizianer hingerichtet worden ſeyn; allein was half nichts? ihre Anzahl nahm deſto mehr zu, und gewiß auch ihr genauer Wandel und ihre Frömmigkeit.

Aber auch darinnen waren ſie der Böhmiſchen Kirche ähnlich, daß ſie endlich Macht mit Macht zu vertreiben und ſich zu ſchützen ſuchten. Durch die ſchrecklichſten Verfolgungen aufgereizt, ergriffen ſie die Waffen, ſuchten ſich zu vertheidigen, und verbanden ſich mit den muhamedaniſchen Kalifen. Freilich war das Alles gegen den Geiſt der Religion JEſu, allein es läßt ſich doch auch vieles zu ihrer Entſchuldigung ſagen: — Denn wer vertheidigt nicht gern ſein Leben und ſeine Familie, wenn er ſo ungerechter Weiſe verfolgt wird? — Dieſer Kampf der Paulizianer begann in den Jahren 845 und 848.

Es iſt begreiflich daß die armen Paulizianer mit allen ihren Tauſenden gegen die Macht der griechiſchen Kaiſer nichts vermochten, aber dieſen war es auch eben ſo wenig möglich, ſie zu vertilgen, im Gegentheil; ſie nahmen unter der Hand dergeſtalt zu, daß man zu politiſchen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen mußte: Man vertrieb ſie nämlich aus ihrem Vaterland, und verpflanzte ſie in die Länder an den Ufern der Donau bis nach Thrazien hin; auch hier wurden ſie wieder zahlreich und mächtig, ſie breiteten ſich weiter gegen Abend aus, kamen nach Italien und Frankreich, vereinigten ſich dort mit den Vallenſern, Waldenſern und Albigenſern, und zuverläſſig haben ſie auch die ihnen viel näher gelegenen Gemeinden in Böhmen und Mähren beſucht, mit denen ſie ſo viel Aehnlichkeit hatten.

Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß Cyrillus und Methodius Paulicianer geweſen, weil die von ihnen geſtiftete Kirche ſo viel Aehnliches mit dieſen hat, und überhaupt war damals die griechiſche Kirche ſchon ſo verdorben, und mit ſo viel Cärimonien-Schnörkeln verbrämt, daß auch ſelbſt die frömmſten Geiſtlichen dergleichen in ſolche von ihnen geſtiftete neue Gemeinden würden mitgebracht haben; aber das war in Böhmen nie der Fall; eben dieſe Gründe laſſen mich auch ein Gleiches von den Wallenſern vermuthen. Auf dieſe Weiſe wäre alſo die mähriſche Brüderkirche im Jahr 660 in Syrien am Euphrat entſtanden.

Geſetzt aber auch, ich irrte in dieſer Hypotheſe, welches doch wohl der Fall nicht iſt, ſo iſt das doch gewiß, daß ſich die Paulicianer mit den Waldenſern, und dieſe mit den böhmiſchen Brüdern vereinigt haben, und ſo findet denn obige Succeſſion ſtatt. Dieß iſt alſo die kurze Skizze der Geſchichte des ſchwangern und gebährenden Sonnenweibes.

Um aber meinen Beweiß, daß die mähriſche Brüderkirche dieſes Sonnenweib ſey, noch überzeugender zu machen, bitte ich folgende Sätze wohl zu beherzigen.

Daß dieß glänzende Bild eine bürgerliche oder religiöſe Geſellſchaft bedeute, iſt gewiß: Denn da ſie den

Grund zum Reich Chriſti auf Erden legen ſoll, ſo muß ſie ſchon den Keim dazu enthalten; das heißt, ſie muß eine vortrefliche Polizei und Kirchenzucht ausüben; dazu wird aber eine kirchlich-bürgerliche Verfaſſung erfordert, welche die geſammte unter allen chriſtlichen Religionspartheyen zerſtreute, ſo genannte ſtreitende Kirche Chriſti nicht hat, folglich kann ſie auch das gebührende Sonnenweib nicht ſeyn.

Dieſe chriſtliche Religionsparthei muß aber auch eine ſo ſchöne Polizei und Kirchenzucht ausüben, daß jeder Vernünftige und redlich denkende Menſch, ſobald man ihm ſagt: Wenns überall ſo wäre, ſo hätte man den Himmel auf Erden, vollkommen davon überzeugt iſt.

Vornämlich aber, und worauf ich mit äuſſerſter Aufmerkſamkeit zu achten bitte: Dieſe chriſtliche Religionsparthei muß von ihrem erſten Entſtehen an, in der Vollkommenheit der Lehre, des Wandels, der Polizei und der Kirchenzucht nicht zurück, ſondern immer vorwärts gehen — ſie kann zu Zeiten ſtille ſtehen, aber bei der nächſten Epoque muß ſie wieder wachſen, und das nicht etwa blos an philoſophiſcher Aufklärung, ſondern an Gerechtigkeit, Heiligkeit, Wahrheit, Glauben und Liebe. Nun alle, die ihr euch Chriſten nennt, gebt GOtt die Ehre, und legt ein chriſtliches Zeugnis ab: Wißt ihr in der Welt eine ſolche

ſolche religiöſe Geſellſchaft, außer der paulizianiſch-böhmiſch-mähriſch-waldenſiſch-herrnhutiſchen Brüdergemeine!!!

Bei dem allem hat denn doch dieſe Kirche oder Gemeinde keine Urſache, ſich etwas darauf einzubilden, oder zu glauben, ihre Glieder ſeyen deswegen frömmer, als andere Chriſten, oder ſie gelte mehr bei dem HErrn als andere! — ſie mag wohl auf ihrer Hut ſtehen: Denn von ihr wird weit mehr gefordert, als von uns andern allen — und worauf könnte ſie ſich auch etwas einbilden, denn was hat ſie, das ſie nicht empfangen hätte? —

Der Seegen des HErrn und ſein Geiſt ruhe auf dieſer verſiegelten Gemeinde, auf dieſem geiſtlichen Iſrael GOttes, auf dieſen hundert vier und vierzigtauſend Aktivbürgern Neuieruſalems, bis der HErr kommt! — die Zeit iſt nahe!!!

Dieß iſt nun meine Antwort auf die erſte Frage, wer das gebährende Sonnenweib ſey? — Was ihr mänlicher Sohn vorſtelle, das wird bald am gehörigen Ort folgen.

3. Und es wurde ein anderes Zeichen im Himmel geſehen; und ſiehe! ein feuerrother Drache hatte ſieben Häupter und zehn Hörner, und auf ſeinen Häuptern ſieben Königskronen.

Und sein Schweif zog den dritten Theil der Sterne des Himmels, und warf sie auf die Erde. Und der Drache stellte sich vor das Weib, welches gebähren wollte, auf daß er, wenn sie gebohren hätte, ihr Kindlein auffressen möchte.

Hier erſcheint nun endlich der Hauptfeind GOttes und der Menſchen in eigener Perſon, und zwar in der Geſtalt einer großen feurigen fliegenden Schlangen, mit ſieben Köpfen und zehn Hörnern, er iſt, ſeitdem er im Paradies Adam und Eva verführete, treflich gewachſen; denn damals war er nur eine ſimple Schlange mit einem Kopf, hier aber hat er deren ſieben, und auf jedem eine Königskrone. Er hat es leider! mit ſeiner Herrſchaft über die Menſchheit weit gebracht; ſeine feurige Geſtalt zeigt den Grimm an, mit dem er herrſcht und alles zu verderben droht, und ſeine zehn Hörner ſind Mächte, die ihm zu Gebot ſtehen.

Das Lamm hat nur einen Kopf, weil im Reich GOttes alles durch einen einzigen Verſtand und einen Willen regiert, und durch die ſieben Geiſter ausgeführet wird; hier aber ſind ſieben Köpfe, folglich auch ſieben individuelle Urtheilskräfte und ſieben Willen, deren jeder immer gegen jeden im Revolutionszuſtand ſteht, weil gerne jeder allein herrſchen möchte; wenns aber GOtt, Chriſtum und die Menſchheit betrift, dann ſind ſie alle ſieben einig.

Bis dahin war der Drache in dieſem großen apokalyptiſchen Schauſpiel noch nicht erſchienen; denn der Gegenſtand, um den es ihm eigentlich zu thun iſt — der Nationalhirte war noch nicht da. — Dieſer Eliakim, Friedrich von Langenau, oder Eugenius, iſt eigentlich Kern und Stern der Apokalypſe, um ihn dreht ſich das Ganze, wie um einen Angel herum, ſeine Erſcheinung, die völlige Beſiegung des Drachen und unſer großes Maranatha (der HErr kommt) ſind Eines. Darum war auch die alte Schlange zeitig bei der Hand, um das Knäblein, ſo wie es das Licht der Welt erblicken würde, auf der Stelle zu verſchlingen.

Dann wird auch noch von dem Drachen geſagt, daß ſein ſchlangenförmiges Hintertheil den dritten Theil der Sterne des Himmels geſchleppt und auf die Erde geworfen habe. Dieß bedeutet, daß ihm die Geiſtlichkeit des abendländiſchen Drittels, die Prieſter und Lehrer der römiſchen Kirche, ſchon zu Gebot ſtunden, ihr allgemeiner Biſchof war nach dem 10ten Vers des achten Kapitels vom Himmel auf die Erde gefallen (ſiehe oben die Erklärung); hier aber warf der Drachenſchweif auch alle ſeine Untergebene zu ihm auf die Erde; ſie fiengen nun alle an, jeder in ſeinem Theil, nach irdiſchen Gütern, Gewalt und Ehre zu ſtreben, und Drachenartig zu würken. Der Fackelſtern, oder der Biſchof zu Rom, fiel im ſiebenten Jahrhundert, wo er anfieng, irdiſche Gewalt zu bekommen, und ein HErr der Erden zu werden; in den

[illegible]

folgenden nächſten Jahrhunderten folgte ihm allmählig die ihm untergebene Sternenſchaar nach.

5. Und ſie gebar einen männlichen Sohn, der dereinſt alle Nazionen mit dem eiſernen Scepter hüten wird. Und ihr Kind wurde entrückt zu GOtt und ſeinem Thron.

6. Und das Weib floh in die Wüſte, wo ſie einen von GOtt zubereiteten Ort hat, auf daß man ſie daſelbſt eintauſend, zweihundert und ſechzig Tage ernähren möchte.

Hier muß nun erörtert werden, wer der männliche Sohn, der künftige Nazionenhirte ſey? und wann er gebohren werden?

Da das gebährende Weib eine beſondere Gemeinde des HErrn, alſo eine moraliſche Perſon iſt, ſo kann auch ihre Geburt nicht eigentlich verſtanden werden, ſondern der männliche Sohn muß ebenfalls eine moraliſche Perſon ſeyn. Im 2ten Pſalm wird dieſer geiſtliche König zuerſt angekündigt, und Offenb. Joh. 2. V. 26. 27. wird dieß Königreich auch den thyatiriſchen Ueberwindern verſprochen, (ſ. oben meine Erklärung) eigentlich iſt Chriſtus dieſer Nazionenhirte, und von Ihm gilt auch vorzüglich jene Weiſſagung, allein Er regiert durch Werkzeuge, und dieß ſoll das geiſtliche Thyatira oder die Brüdergemeine gebähren; folglich werden wir den Sinn dieſes prophetiſchen Bildes am beſten treffen, wenn wir uns dieſe myſtiſche Geburt ſo vorſtellen: Jene Gemeinde hat

hat im neunten Jahrhundert einen Gemeingeiſt, einen geiſtlichen Chriſtus erzeugt, der einen Keim enthält, wenn er die Zeit über, die das Sonnenweib in der Wüſte durchlebt, vor GOtt und ſeinem Thron vollends erzogen und ausgebildet werden, vollkommen zum Regieren des Volks GOttes und aller Nationen geſchickt iſt. GOtt zwingt keinen Menſchen zum Gehorſam gegen die Gebote Chriſti, ſondern ſein Volk muß Ihm freiwillig dienen; wenn nun dieſes Volk auch noch eine äuſſere göttliche Regierungsform, eine dem Geiſt Chriſti gemäße Staatsverfaſſung, mit einem Wort, eine förmliche Theokratie auf Erden ſtiften ſoll, ſo wird mehr als ein chriſtlicher Sinn und Wandel dazu erfordert — dann iſt auch eine höchſt weiſe, durch viele Erfahrung bewährte, in der Gegenwart GOttes allmählig ausgebildete Politik unentbehrlich, und dieſe muß bei dem Volk des HErrn, welches den Grund zum Reich Chriſti auf Erden legen ſoll, allgemein herrſchender Gemeingeiſt ſeyn, und dieſer iſt dann der nunmehro majoren gewordene männliche Sohn. Hiemit will ich aber nicht behaupten, daß nicht auch zu ſeiner Zeit ein Mann auftreten könne, der ganz mit dieſem Geiſt angethan und belebt, als Stellvertreter Chriſti, als Fürſt im Hauſe GOttes das Reich verwalten werde — oder daß nicht auch Chriſtus ſelbſt auf eine ſinnliche Weiſe dieſem Volk näher ſeyn könne, wie bisher — die Weiſſagungen zeigen die Zukunft nie ſo deutlich, daß man ſie genau beſtimmen könne und dürfe, wir müſſen das alles ruhig und gerne abwarten.

Daß der [illegible] eine geiſtliche moraliſche Perſon ſey, iſt auch daraus klar, weil ſeine Gegner, das Thier aus dem Meer und aus dem Abgrund, deßgleichen auch das Thier aus der Erden, dergleichen geiſtige Weſen ſind.

Mit dieſem Gemeingeiſte, der dereinſt zu einem ſo großen Zweck heranreifen ſollte, gieng im achten Jahrhundert die Gemeine der Paulizianer ſchwanger, als ſie ſo ernſt gegen die hierarchiſchen Gräuel und Laſter zeugte; denn was einem rechtſchaffenen Gemüth ſo äuſſerſt zuwider iſt, das ſucht es zu vermeiden. Daher die hohe Tugend der Paulizianer; und um dieſe durchgehends bei allen ihren Gliedern in Thätigkeit zu ſetzen, wurde eine ſtrenge Kirchenzucht eingeführt, welche dann eigentlich den Keim enthielt, aus dem durch fernere Ausbildung jener Gemeingeiſt erzeugt wurde. Je mehr ſich nun dieſer ſtärkte, deſto mehr eiferte die griechiſche Kirche gegen ihn; deſto mehr wurde die Verfolgung, und dieſe war dann eben das höchſte und vollkommenſte Geburtsmittel jenes Geiſtes; denn je mehr man jene Gemeinden der Paulizianer zu zerſtören ſuchte, deſto mehr Fleiß, Mühe und Weisheit wendeten ſie an, um ſich eine dauerhaftere und feſtere Konſtitution zu geben, durch welche alle Gemeinglieder gegen Abfall und Irthum geſichert und ſo das Ganze der Gemeinde erhalten werden möchte.

Dieſe Verfolgungen, unter welchen das gebährende Weib für Schmerzen ſchrye, waren ihre Wehen zur Geburt.

Der

6. **Der Drache hat nur eine Hauptleidenſchaft, welcher alle Uebrigen zu Gebot ſtehen, und dieſe iſt: Univerſalmonarchie.**

Man behalte dieſen Satz wohl, denn wir haben ihn im Verfolg nöthig; nun iſt er geſcheid genug, einzuſehen, wo irgend etwas dieſem ſeinem Hauptzweck entgegen keimt; ſo bald er alſo den Gang jener Gemeinde bemerkte, ſo erregte er den in Gräuel und Laſtern ertrunkenen und ihm ganz ergebenen griechiſch-kaiſerlichen Hof zur Verfolgung, um dieſe ihnen beiden gefährliche Konſtitution gleich in der Geburt zu erſticken; allein eben dadurch wurde jener Gemeingeiſt vollends zur Geburt gebracht: Denn in den Jahren 845 und 846 gaben ſie ſich ihre eigene Konſtitution, bildeten eine Staatsverfaſſung und ergriffen die Waffen.

Dieſe ſind alſo die eigentlichen Geburtsjahre des männlichen Sohns, oder des Nationhirtens; wiewohl es hier auch auf einige Jahre früher oder ſpäter nicht ankommt. Hier ſind die Geſchichtſchreiber aus leicht zu erräthenden Urſachen nicht genau und ausführlich gnug geweſen.

Die Entrückung dieſes neugebohrnen Kindes zu GOtt und ſeinem Thron bedeutet: Daß die mütterliche Vorſehung den zarten Keim der vortreflichen Konſtitution und Kirchenzucht der **Paulizianer** in ihre beſondere Pflege nahm, die Rechtſchaffenen unter ihnen von allen irdiſchen Zwecken abzog, und ihnen blos auf wahre Gottſeeligkeit und reines Chriſtenthum die

beſte

beſte Richtung gab: Denn hierauf kam es an; und es gehörte noch unendlich viel dazu, um eine [illegible] Theokratie bilden und errichten zu können; der männliche Sohn mußte nun erſt noch bei tauſend Jahre lang erzogen und ausgebildet werden.

Jetzt flohe nun das Weib in die Wüſte, an den Ort, den ihr die Vorſehung bereitet hatte, das iſt: Cyrillus und Methodius brachten die reine Lehre ihrer Kirche nach Böhmen und Mähren, wo die Gemeinde des HErrn neuen Fuß faßte, und ſich aufs beſte gründete; und wo ſich dann auch in ſpäteren Zeiten die Rechtſchafenen unter den Paulizianern, als ihre Gemeinden nach Thrazien und an die Ufer der Donau verpflanzt wurden, und noch ſpäter, die Gemeine der Waldenſer an ſie anſchloß.

Das Fliehen in die Wüſte hat einen doppelten Sinn, erſtlich wird darunter das damals im Verhältnis gegen die Morgenländer noch wüſte Böhmen verſtanden, und zweitens bedeutet es auch, daß dieſe Gemeinde ihren Gottesdienſt nicht mit bürgerlicher Freiheit, ſondern in wüſten und entlegenen Oertern, in Hölen und Felſenklüften ausüben mußte, wie ſich im Verfolg näher zeigen wird.

Hier ſollte nun das Sonnenweib 1260 Tage ernährt werden; daß dieſe Zeit prophetiſch ſey, verſteht ſich von ſelbſt; nach dem Bengelſchen Syſtem betrugen die 1260 Tage 677 gemeine Jahre, welche mit der Flucht des Weibes in die Wüſte, das iſt, mit der

der Stiftung der **böhmiſch- mähriſchen** Kirche, in der Mitte des neunten Jahrhunderts anfangen, und ſich alſo in der Zeit der Reformation, nämlich in den zwanziger Jahren des ſechszehnten Jahrhunderts endigen.

Dieſe Erklärung und Erfüllung iſt äuſſerſt ungezwungen und treffend: Denn dieſe 1260 prophetiſche Tage oder 677 gemeine Jahre durch war ſie im eigentlichſten Sinn in der Wüſten, ſie hatte keine Geſellſchaft, ſie lebte im finſterſten Pabſtthum, unter Druck und Knechtſchaft, und auſſer ihr, nachdem ſich die **Waldenſer** mit ihr vereinigt hatten, fand ſich in der ganzen Welt, und am wenigſten in den Abendländern, nirgends eine wahre Gemeinde **Chriſti** — das hieß recht in der Wüſten leben, und ſich von dem nähren, was man ihr gab.

Auch die drei Epoquen **tauſend — zweihundert — ſechzig**, ſind ſehr merkwürdig: 1000 prophetiſche Tage ſind 537 gemeine Jahre, addirt man dieſe zu 850, ſo kommt das Jahr 1387 heraus. Bis an dieſe Zeit hatte ſich die **böhmiſch- mähriſche** Kirche unter vielen Drangſalen und Abwechslungen, beſonders auch durch Aufnahme und Verbindung mit den **Waldenſern**, völlig ausgebildet, und eben in dem Jahr 1387 ſchrieb der berühmte Wiklef in ſeinem letzten Lebensjahre noch einen Troſt- und Ermahnungsbrief an ſie.

Die 200 prophetiſchen Tage betragen 107 gemeine Jahre, zählt man dieſe zu 1387, ſo erhält man
1494;

1494; dieſer Zeitraum begreift nun den langwierigen und ſchrecklichen Hußitenkrieg in ſich; denn im Jahre 1400 trat Johannes Huß als Zeuge der Wahrheit auf, im Jahre 1415 den 6ten Julius wurde er verbrannt, und bald nachher griffen die Böhmen zu den Waffen. Daß dieſer blutige Krieg nichts half, ſondern nur erbitterte, iſt bekannt; die kämpfende Kirche unterlag, die Verfolgungen wurden ſtärker, bis endlich gegen das Ende dieſer Periode eine Ruhe erfolgte, und die Gemeinde des HErrn ſehr wuchs und zunahm.

Der letzte Zeitraum von 60 Tagen oder 3 Jahren reicht nun bis in die Reformation hinein. Dieſer zeichnet ſich beſonders durch eine merkwürdige Sehnſucht nach Geſellſchaft aus, die Brüderkirche ſandte Boten aus, um chriſtliche Gemeinden zu ſuchen, und fand ſie nicht; dieß geſchah 1508, ſiehe oben die Geſchichte der böhmiſch-mähriſchen Gemeinde; doch wurde ihre Sehnſucht noch weit herrlicher geſtillt: Denn 1517 brach die Reformation aus, welche jener Kirche ungemeine Freude verurſachte; allein in der Mitte dieſes Jahrhunderts, nämlich 1548, wurde die ganze Gemeinde des Landes verwieſen; bei weitem der größte Theil wanderte nach Polen, Preußen und andern Ländern, aber das Weib ſelbſt, der Stamm, blieb noch immer in Böhmen und Mähren, wiewohl ganz unbekannt, im ſtrengſten Inkognito, in der verborgenſten Wüſten.

Der Zeitraum von 1260 Tagen beziehet ſich alſo auf das äußere Verhältniß des Sonnenweibes,

oder

oder der böhmiſch-mähriſchen Kirche gegen andere, bürgerliche und kirchliche Geſellſchaften; hingegen die vierdtehalb Zeiten, die ſie ebenfalls in der Wüſte zubringt, ſ. V. 14. enthalten ihren innern Gemeindegang, ihr inneres Verhältnis zu ſich ſelbſt, bis zum Anbruch des Reichs Chriſti, wie ich das bei Erklärung jenes Verſes deutlich zeigen werde.

7. Und es entſtand ein Streit im Himmel: Michael und ſeine Engel hatten mit dem Drachen zu kriegen, und der Drache und ſeine Engel hatten auch gekriegt.

8. Aber ſie vermochten nichts, und es wurde auch fernerhin im Himmel kein Platz mehr für ihn gefunden.

9. Und der große Drache, die alte Schlange, die man Teufel und Satan nennt, wurde hinausgeworfen; der Verführer der ganzen Welt wurde hinaus auf die Erde geworfen, auch ſeine Engel warf man mit ihm hinaus.

Wenn Sonne, Mond und Sterne, Religion, Philoſophie und die Lehrer der Religion bedeuten, ſo kann unter dem Himmel in prophetiſchem Sinn nichts anders verſtanden werden, als die Kirche; iſt nun von den wahren chriſtlichen Kirchen die Rede, ſo iſt auch dieſer Himmel der wahre, in welchem GOtt in ſeinem Tempel thront, wohin der männliche Sohn entrückt wurde, und wo ſich auch dem

Geiſte nach die 144,000 Verſiegelten befindet. Um Verwirrung der Begriffe zu vermeiden, muß ich hier eine wichtige Erläuterung einſchalten.

Die wahre eigentliche auſerwählte Mutterkirche aller übrigen, das Sonnenweib oder die Braut des Lamms, iſt auch zugleich die Gemeinde der 144,000 Verſiegelten, dieſe machen ihr Fundament aus. Jetzt müſſen wir alſo zwei Stücke wohl bemerken: Erſtlich wird dieſe Kirche, die ich im nächſtvorgehenden weitläuftig beſchrieben habe, als eine religiöſe Geſellſchaft im Gegenſatz der falſchen Kirche vorgeſtellt — als ſolche lebt ſie 1260 Tage, und in anderer Beziehung vierdtehalb Zeiten in der Wüſten. Zweitens iſt aber auch dieſe nämliche Gemeinde die Gemeinde der Erſtgebohrnen, die im Allerheiligſten vor GOtt anbethet, und mit dem Lamm auf dem Berge Zion ſteht. Kap. 14. V. 1. Folglich iſt ſie in Beziehung auf die Erde, auf die Menſchheit und auf den großen Kampf, das Sonnenweib. In der Geiſterwelt aber, oder in ihrem geiſtigen Verhältniß zu GOtt und allen andern Weſen, iſt ſie das geiſtliche Prieſterthum, der Himmel im eigentlichſten Sinn, in welchem JEſus Chriſtus und ſein Geiſt herrſcht und lebt.

Dieſe zwo Seiten des Sonnenweibes, oder der Stammgemeinde des HErrn, muß man immer im Auge behalten; im letztern geiſtigen Verhältnis gehören alle Heiligen aus allen Nationen zu ihr; im erſtern aber nur diejenigen, die zu ihrer religiöſen Geſellſchaft verpflichtet ſind.

Daß in dieſen Himmel, in das geiſtige Element der wahren Kirche, der Drache nie kommen könne, iſt daraus klar, weil das Kind des Sonnenweibes für ihm dahin in Sicherheit gebracht wurde; dagegen iſt er allerdings in den Himmeln der falſchen Kirchen, leider! gegenwärtig gnug.

Wenn nun die wahre Kirche unter der falſchen zerſtreut iſt, wie dieß vor der Flucht des Sonnenweibes der Fall war, ſo treibt die alte Schlange beſtändig ihr Spiel; da iſt des Läſterns und Verläumdens kein Ende; immer hängt ſie die Frommen über einander her; der Eine ſplitterrichtet den Andern, und bei den weltförmigen Menſchen ſucht ſie den Verdacht des Heuchelns und geheimer Gräuel zu unterhalten, um nur der Religion Abbruch zu thun; und kann ſie es dahin bringen, daß die treuen Verehrer JEſu verfolgt werden, ſo ruht ſie nicht. Auf dieſe Art iſt der Drache im Himmel, und ſo übt er da ſein Anklagegeſchäft unabläßig aus; dadurch thut er der Gemeinde des HErrn mehr Schaden, als durch offenbare Fehde.

Hier wird nun eines Kriegs gegen den Drachen gedacht; dieſes Bild bezieht ſich auf Dan. 10. V. 13. und Kap. 12. V. 1. wo der Erzengel Michael als ein großer himmliſcher Held vorkommt; auch herrſchte die Meinung unter den Juden, daß dieſer Erzengel mit dem Satan um den Leichnam Moſis geſtritten habe, wie ſolches im Brief Judä behauptet wird. Ueberhaupt aber wird auch auf den erſten Kampf bei dem Abfall des Fürstens der Finsterniß gezielt, als er ebenfalls mit seinem ganzen Heer aus dem Himmel gestürzt wurde.

Die Bedeutung dieser prophetischen Vorstellung ist klar: So bald sich eine treue und wahre Gemeinde des HErrn absonderte, allmälig bildete und reinigte, so hörte in ihr jenes Lästerungsgeschäfte des Teufels und Satans auf, dieser wurde durch die Macht des HErrn aus diesem Himmel ausgestossen. Er und alle seine Helfershelfer werden durch die Wachsamkeit und genaue Kirchenzucht dieser Gemeinde, wie durch einen unübersteigbaren Wall aufgehalten, da hält Michael mit seiner Heerschaar Wache.

Es scheint mir, als wenn das Messen des Tempels durch **Johannes**, das Aussondern des Vorhofs und das Zertretten desselben durch die Nationen Beziehung auf diesen Streit zwischen **Michael** und dem Drachen hätte — das Messen des Tempels und derer, die darinnen anbethen, stellt vielleicht die erste Bildung der Muttergemeinde — des Sonnenweibes, vor; das Hinauswerfen des Vorhorfs, welcher den Heiden gegeben ist, bedeutet dann die genaue Absonderung jener Gemeinde von allen, die nicht rechter Art sind, die **Reinhaltuug** und Heiligung ihrer Kirche; bei welcher Gelegenheit dann auch der Lästerer und Lügener von Anfang allerdings mit hinaus promovirt wird. In dem Zertretten des Vorhofs und der Stadt läge dann auch eine Aehnlichkeit mit dem Begrif des Wohnens in der Wüste; das eigent-

liche

ſiche Zertretten läuft mit der Zeit des Thiers und mit dieſem Wohnen ziemlich parallel, nur daß dieſes früher anfängt und ſpäter aufhört, wie ſolches auch die Sicherheit des Sonnenweibes erfordert.

Die Erfüllung dieſer Weiſſagung finden wir bei der **böhmiſch-mähriſchen** Kirche; denn als ſie nun durch **Cyrillum** und **Methodium** gegründet worden, folglich an dem von GOtt für ſie zubereiteten Ort genährt wurde, ſo wurde der alte Läſterer durch die Macht des HErrn aus ihrem Himmel verbannt; ihre genaue Diſciplin, oder ihre brüderliche liebreiche Aufſicht auf den täglichen Wandel eines jeden einzelnen Gliedes, welche die **Paulizianer** ſchon ſehr ſtreng ausübten, ließ keinem Läſterer mehr Raum, und ihr reiner einfältiger GOttesdienſt im Geiſt und in der Wahrheit verurſachte die Annäherung des Geiſtes des HErrn in ſolchem Maaß, daß ſich weder der griechiſche **Diabolus** (Teufel), noch der hebräiſche **Satan**, welche beide ein und die nämliche Perſon ſind, nur von weitem blicken laſſen durfte. Von dem geheimen Einfluß, den dieſer böſe Geiſt durch unbewachte Herzen, und durch die Unvorſichtigkeit des einen oder andern Mitglieds, doch noch immer haben kann, davon iſt hier nicht die Rede; das hat auch keinen merklichen Einfluß aufs Ganze.

Die Schwangerſchaft der **paulizianiſchen** Kirche mit einer vortreflichen Polizei und Kirchenzucht, und dann auch ihre ſtrenge Rüge der Laſter der herrſchenden **griechiſchen** Kirche, brachte dieſe ſo auf, daß ſie, wie oben gemeldet, die bitterſten Verfolgungen über jene verhängte — dadurch gründete ſich aber die vortrefliche Konſtitution der Gemeine des HErrn noch mehr, und zwar ſo lang, bis im Jahr 845 der männliche Sohn gebohren wurde, und die gedrückte Heerde zu den Vertheidigungswaffen grif. Hier fieng nun auch der Kampf **Michaels** mit dem Drachen an; im Geiſterreich wurde letzterer hinausgekämpft, und im Aeuſſern kämpfte der Drache das Weib in die Wüſte; dieſer Streit dauerte vollkommen hundert Jahr; denn in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, zwiſchen 940 und 950 wurden die **Paulizianer** allmählig überwunden, und aus dem Orient an die Ufer der **Donau** verpflanzt; dagegen aber kämpfte dann auch die Gemeinde des HErrn den Drachen aus ihrem Himmel hinaus.

Der Satan wird aber nicht blos **aus dem Himmel geworfen**, von der Gemeine des HErrn entfernt, ſondern es wird hier auch geſagt, **wohin** er mit ſeinen Engeln geworfen worden — nämlich **auf die Erde**; welcher Ort darunter verſtanden werde, das zeigt ſich im folgenden Kapitel, wo geſagt wird, daß der Drache dem Thier aus dem Meer ſeine Kraft, **ſeinen Stul** und große Macht gegeben habe. Zunächſt bedeutet die Erde das politiſche oder äuſſere Staatsverhältnis der Menſchen, im Gegenſatz des Himmels, welcher die kirchliche Verfaſſung vorſtelle; dann aber zeigt ſich auch hier aus dem Verfolg, daß das abendländiſche Kaiſerthum der beſtimmte Ort ſey, an dem nun der Drache, der Braut

des

des Lamms gegenüber, ein förmliches Königreich errichtet. Dem ungeachtet aber weiß er doch auch von hier aus noch auf die ganze Menſchheit zu würken, bis ihm endlich das Handwerk ganz gelegt wird; er iſt ein Lügner und Verführer von Anfang, und die erſte Urſache alles Jammers.

10. Und ich hörte eine große Stimme im Himmel ſprechen: Jetzt iſt das Heil, und die Macht, und das Königreich unſerm GOtt, und die Gewalt ſeinem Chriſtus geworden: Weil der Ankläger unſerer Brüder, der ſie Tag und Nacht in Gegenwart unſers GOttes verklagte, ausgeſtoſſen worden.

11. Und ſie haben ihn durch das Blut des Lamms, und das Wort ihres Zeugniſſes überwunden, und haben ihr Leben nicht bis zum Tode geliebet.

12. Derohalben heitert euch auf ihr Himmel, und die, ſo ſie bewohnen! Wehe der Erde und dem Meer! denn der Teufel iſt zu euch hinab gekommen, und hat einen großen Grimm, da er weiß, daß er wenig Zeit hat.

Hier äuſſert ſich nun die frohe Empfindung der Sicherheit bei den Himmelsbewohnern; man kann die große Stimme, die Johannes im Himmel ſprechen hört, den vollendeten Gerechten, aber auch der Gemeine des HErrn hier auf Erden, oder auch beiden zugleich zuſchreiben, man wird in keinem Fall irren; die

Erlöſten des HErrn jauchzen nun laut, und ſagen: Jetzt können GOtt und ſein Sohn JEſus Chriſtus, unſer Erlöſer, frei und ungehindert unter den Gliedern der Gemeine herrſchen; jetzt kann ſich die Macht der Erlöſung unaufhaltbar thätig erzeigen, der Geiſt JEſu Chriſti mit voller Kraft zur Heiligung wirken, und der Keim zur Anlage des künftigen herrlichen Reichs Chriſti auf Erden kann ſich nun ungehindert entfalten und wachſen, denn der allgemeine Ankläger, der vor dem Angeſicht GOttes beſtändig die Schwachheiten der wahren Chriſten rügte, und weder Tag noch Nacht ruhte, um Schaden anzurichten, iſt des Landes verwieſen, er darf nie wiederkommen.

Die große Stimme im Himmel bedient ſich des Ausdrucks: **Der Ankläger unſerer Brüder**, vielleicht wird damit auf Hiob 1. V. 6. u. f. und Kap. 2. V. 1. u. f. gezielt. Unter dieſen Brüdern werden beſonders die Blutzeugen, und vermuthlich diejenigen verſtanden, die von der falſchen Kirche, vornemlich durch Veranſtaltung der Kaiſerin Theodora, wie oben gemeldet worden, noch kurz vor dem Sturz des Drachen während der Schwangerſchaft des Sonnenweibes gemartert und hingerichtet worden. Dieſe Blutzeugen ſind die eigentlichen Ueberwinder des Drachen; denn es heißt von ihnen: **Sie hätten ihn überwunden durch das Blut des Lamms** — und das Wort ihres Zeugniſſes; und ſie hätten ihr Leben nicht ſo lieb gehabt, als den Tod um dieſes Zeugniſſes willen.

Der wahre Sinn dieſer Worte iſt folgender: Dieſe Blutzeugen gründen ihren Werth gar nicht auf ihre ſittliche Tugenden; denn da würde der öffentliche Ankläger auch bei den Allerheiligſten bald ſo viele Mängel und Gebrechen finden, daß ſie ſich ihm zu Gefangenen ergeben, und vor das ernſte Gericht des ſtrengen Richters ſchleppen laſſen müßten; ſondern ſie appelliren alſo fort an die Barmherzigkeit GOttes, an die unendliche Liebe, die ſich im Werk der Erlöſung geoffenbaret hat; dagegen kann dann der Drache kein Wort ſagen: Denn bei dieſem Oberappellationsgericht gilt er mit allen ſeinen Schergen und Henkersknechten ganz und gar nichts.

Sollte er aber auch einwenden wollen, ſie müßten erſt beweiſen, daß ſie **mit Grund** Anſpruch an die Wohlthat der Erlöſung machen könnten, und daß ihr **Glaube** und ihre **Liebe** nicht leeres Geſchwätz, ſondern beide rechter Art ſeyen, ſo dient darauf zur Antwort: Die Brüder haben beides bezeugt, und mit ihrem Tod verſiegelt, einen ſtärkern Beweis giebts nicht.

So ſehr ſich aber auch der Himmel auf Erden, die Gemeinde des HErrn, und alle, die zu ihr gehören, Urſache zu freuen haben, ſo ſchrecklich wird es denen gehen, die nicht zu ihr gehören, ſondern blos Bürger der Erden ſind; denn der Drache iſt ſehr mislaunigt; bei den Himmelsbürgern iſt es übel für ihn abgelaufen, dort darf er ſich nicht mehr ſehen laſſen, und auf der Erden ſoll er auch nicht lange verweilen, denn er weiß, daß auch ſeine Zeit beſtimmt, und nicht

ſehr

ſehr lang iſt; er wird alſo zu guter letzte noch einmal alle ſeine Kräfte anſtrengen, und ſein Beſtes thun, um zu ſiegen, darum: Wehe denen, die auf Erden wohnen! — Dieſes Wehe iſt alſo das dritte. Siehe Kap. 8. V. 13. Kap. 9. V. 12. und Kap. 11. V. 14.

Bengel hat die wenige Zeit, die der Drache Zeit hat, auf der Erde zu wüten, durch Vergleich mit den übrigen gleichlaufenden Perioden ſehr genau und glaubwürdig beſtimmt: Er ſetzt ſie auf 888 $\frac{8}{9}$ Jahre; da nun alle übrige Perioden ſpätſtens im Jahr 1836 auslaufen, ſo finden wir den Sturz des Drachen auf die Erde im Jahr 948, alſo etwa hundert Jahre nach der Flucht des Sonnenweibes in die Wüſten; um dieſe Zeit hörte der Krieg gegen die Paulizianer durch ihre Verpflanzung an die Donau auf, und während der Zeit mochte ſich auch die böhmiſche Kirche in ihrer Konſtitution befeſtigt haben. Der Drache hingegen arbeitete nun mit aller Macht an der Gründung ſeines neuen Reichs, welches er durch das Thier aus dem Meer verwalten laſſen wollte; etwas über hundert Jahr ſpäter kam er auch damit zu Stande, wie das folgende Kapitel zeigen wird.

13. Als nun der Drache ſahe, daß er auf die Erde geworfen war, verfolgte er das Weib, welche den Knaben gebohren hatte.

14. Und dem Weibe wurden die zween Flügel des großen Adlers gegeben, damit ſie in die Wüſten an ihren Ort fliegen könnte, dahin,

wo

wo ſie eine Zeit, Zeiten und eine halbe Zeit, vom Anblick der Schlange entfernt, ernähret würde.

Der Drache hatte ſchon manche Verfolgung gegen das ſchwangere Sonnenweib angezettelt; jetzt aber, als er nun gar aus ihrem geiſtlichen Aufenthalt verbannt war, grif er die Gemeinde des HErrn aufs neue an. Man braucht nur die Geſchichte der **böhmiſch-mähriſchen** Kirche zu leſen, um ſich lebhaft und mit Wehmuth zu überzeugen, wie ſehr Päbſte und Kaiſer ſich in die Wette bemüht haben, dieſe Weiſſagung in Erfüllung zu bringen: Vom Jahr 670 an bis 1725 hat der Drache durch ſeine Werkzeuge beſtändig das Sonnenweib verfolgt, und ſie hatte nur dann und wann Zwiſchenräume der Ruhe, die aber immer ziemlich kurz waren; er muſte wohl merken, daß ihm dieſe Gemeinde beſonders gefährlich ſey; beſonders aber giengen die Verfolgungen nach den 940ger Jahren an, als **Otto** der Große **Böhmen** erobert, und die Päbſte nun auch da freie Hand zu würken hatten, und in eben dieſen Jahren wurde auch der Drache auf die Erde geworfen.

Die eigentliche Verfolgung aber, wovon hier die Rede iſt, fängt im eilften Jahrhundert, und zwar um die Mitte deſſelben an; wir müſſen hier wohl bemerken, daß nun von ihrem innern Gemeindegang die Rede iſt; oben bei den 1260 Tagen wurde ihr äuſſeres Verhältnis gegen die bürgerlichen Geſellſchaften um ſie her vorgeſtellt, hier aber bei den vierdtehalb

Zeiten

Zeiten ſucht der Drache ihre innere geiſtige Verfaſſung zu plündern und zu ſtören; zwiſchen 1050 bis 1060 wurde ihr nicht nur ihr öffentlicher, ſondern ſo gar auch der Privatgottesdienſt verboten; ihr Herzog ſchützte ſie zwar noch dabei, aber es währte nicht lang, denn im Jahr 1073 kam Hildebrand unter dem Namen Gregors des Siebenten auf den päbſtlichen Thron. Dieſer Stifter des Thiers aus dem Meer ſetzte nun jenes Verbot gänzlich durch, ſo daß das Weib nun auch der innern Verfaſſung nach in die Wüſte fliehen, und in Hölen und Felsklüften den Gottesdienſt halten mußte; von 1058 an war dieß ſchon geſchehen, doch nicht ſo ununterbrochen, wie von nun an, wo der Drache die entſetzlichſte Verfolgung über dieſe Gemeinde verurſachte.

Nun heißt es, dem Weibe ſeyen die zween Flügel des großen Adlers gegeben worden, um damit in die Wüſte an ihren Ort zu fliegen. — Unter dieſem großen Adler hat man den römiſchen Reichsadler oder die römiſchen Kaiſer verſtehen wollen. Allein man mag dieſe Flucht des Weibes auslegen wie man will, ſo hat doch dieſer Adler dem Weibe nie ſeine Flügel geliehen; im Gegentheil er hat ſie verfolgt, wo und wie er nur konnte.

Der große Adler iſt entweder das vierte lebendige Weſen am Thron GOttes, oder die mütterlich-leitende Vorſehung ſelbſt. Beide Bedeutungen finden hier ſtatt; in Anſehung der erſten leſe man aufmerkſam, was ich oben in der Erklärung des 7ten Verſes des 4ten Kapitels von dem fliegenden Adler, als der vierten Grundkraft der geſammten moraliſchen Natur, geſagt habe, und wende es dann auf die Muttergemeinde, das Sonnenweib, an: Dem zufolge nahm ſie nun, mit dieſen Adlersflügeln verſehen, ihren Flug in die Einſamkeit, und richtete ihren Blick mit unverwandtem Auge zum Urlicht, der Sonne der Geiſterwelt entgegen; dieſen Flug konnte der Drache mit allen ſeinen Helfershelfern nicht hindern, und ihr auch in dieſer Wüſten, in ihrem Adlersneſt nicht beikommen. Zugleich aber waltete auch die Vorſehung über ſie, und in dieſem Sinn iſt das, was dort Moſe in ſeinem Lied vom Volk **Iſrael** ſagt, 5 Moſ. 32. V. 10. 11. 12. auf ſie anwendbar, und wer weiß, ob nicht der erhabene Seher dieſe Stelle im Sinn gehabt hat; hier heißt es: Er (**Jehovah**) fand ihn (den **Iſrael**) im Land der Einöde, und in einer wüſten heulenden Wildnis; Er führte ihn umher, und unterwies ihn, Er bewahrte ihn wie einen Augapfel. Gleichwie ein Adler ſein Neſt aufweckt, über ſeine Jungen ſchwebt, ſeine Flügel ausbreitet, ſie aufnimmt, und auf ſeinem Fittig trägt, ſo führte ihn Jehovah allein, und kein anderer GOtt war mit Ihm: Mir deucht, man könne dem Adlerflug des Weibes in die Wüſte keine ſchönere Deutung geben. Da kommt ſie recht an ihren **Ort**, wo ſie den Gottesdienſt im Geiſt und in der Wahrheit ruhig abwarten kann, und wo ſie recht mit dem Brod des Lebens ernährt wird, ohne daß es der Drache und ſeine Thiere hindern können. Den **äuſſern** Gottesdienſt konnte man der Gemeine des

HErrn

HErrn verbieten, aber den **innern**, in der abgeſchiedenen Wüſte, nie. In dieſem Zuſtand heißt es von ihr: Aber die auf den HErrn harren, werden die Kraft erneuern; ſie werden auffahren mit Flügeln, gleich den Adlern; ſie werden laufen, und nicht müde werden, ſie ſollen wandeln, ohne zu ermatten. Jeſ. 40, V. 31.

In der Verfaſſung des **innern Gottesdienſtes**, in welcher der **äuſſere** entweder ganz verboten, oder nur blos geduldet wird, ſoll die Brüdergemeine **eine Zeit, Zeiten**, das iſt, **zwo Zeiten und eine halbe Zeit** — nämlich bis dahin verharren, wenn der Sieg über den Hauptfeind, das Thier aus dem Abgrund, erkämpft, und das Reich des HErrn nun im vollen Anbruch — der Nationenhirte mündig geworden iſt. Kap. 19. V. 1—8.

Nach Bengels Syſtem beträgt eine Zeit 222 $\frac{2}{9}$, zwo Zeiten 444 $\frac{4}{9}$ und eine halbe Zeit 111 $\frac{1}{9}$, folglich alle vierdtehalb Zeiten zuſammen 777 $\frac{7}{9}$ Jahre; addiren wir dieſe nun zu 1058, ſo fällt der Termin ins 1836ſte Jahr, in welchem alle apokalyptiſche Perioden auslaufen, und ganz gewiß auslaufen würden, wenn man immer genau ihren Anfang träfe; indeſſen iſt doch ſo viel zuverläſſig, daß das Jahr 1836 der längſte Termin ſeyn muß, wenn anders Bengels Syſtem richtig iſt, und daß es höchſt wahrſcheinlich ſey, das haben die großen Begebenheiten des 1798ſten Jahrs bewieſen, wie ich weiter unten zeigen werde. Laßt es uns in der Abhängigkeit vom HErrn erwarten!

Es

Es iſt aber auch merkwürdig, daß Johannes nicht ſagt, drei und eine halbe, ſondern eine Zeit, zwo Zeiten und **eine halbe Zeit**. Dieſe Redensart zielt auf zwo Parallelſtellen im Propheten **Daniel** Kap. 7. V. 25. und Kap. 12. V. 7. welche beide durch dieſe Apokalyptiſche vortreflich erklärt und beſtättiget worden: Denn der geiſtige Aufenthalt des Sonnenweibes in der innern myſtiſchen Wüſten fängt wenige Jahre vor dem Aufſteigen des Thiers aus dem Meer an, und hört mit dem Sturz des Thiers aus dem Abgrund auf; jetzt leſe man oben angeführte zwei prophetiſche Zeugniße, ſo wird man Verſtand darinnen finden; doch hat auch die gedachte Abtheilung der vierdtehalb Zeiten noch einen andern Grund, und zwar darinnen, daß drei Perioden dadurch beſtimmt werden, deren jede von der andern merklich verſchieden iſt; denn:

Im Jahr 1058 fiengen ſie an; wenn man nun **eine Zeit**, als die erſte Periode, dazu addirt, ſo kommt das Jahr 1280 heraus; in dieſem Zeitraum bildete ſich die böhmiſche Kirche völlig aus, ſie kam aus dem Wochenbette; hundert Jahre früher, nämlich 1176, waren die **Waldenſer** nach **Böhmen** gezogen, und von da ab an, wurde ihre Kirchenzucht immer beſſer, geordneter, genauer und vollſtändiger.

Zu 1280 addirt man nun die **zwo Zeiten**, nämlich $444\frac{4}{9}$, ſo fällt das Ende der zweiten Periode ins Jahr 1725, wo **Herrnhut** völlig im Werden war, und **Zinzendorf** den Stamm der **mähriſchen**

Kirche

Kirche in die Lauſitz verpflanzte. Man braucht nur die Geſchichte der erneuerten mähriſchen Brüdergemeine zu leſen, ſo wird man ſehen, wie ſehr ſie ſich allmählig zu dem bildet, was ſie werden muß, um die Pflanzſchule des herrlichen Reichs Chriſti auf Erden zu ſeyn. Die halbe Zeit 111 zu 1725 gezählt, giebt dann wieder 1836.

15. Und die Schlange ſpie ein Waſſer, gleich einem Strom, hinter dem Weibe her aus ihrem Maul, um ſie wegzuſchwemmen.

16. Und die Erde kam dem Weibe zu Hülfe; und die Erde öfnete ihren Mund und verſchlang den Strom, den der Drache aus ſeinem Maul geſpien hatte.

17. Und der Drache erzürnte ſich über das Weib, und gieng hin, Krieg zu führen mit den übrigen ihres Saamens, die da die Gebote GOttes bewahren, und das Zeugnis JEſu haben.

Das Ausſpeien eines Stroms iſt ein Bild, das aus der Natur entlehnt iſt; denn die große Rieſenſchlange geußt einen Strom von Geifer über ihren Raub her, wenn ſie ihn getödet hat: Hier jagt der Schlangenkönig dem in die Wüſte fliehenden Sonnenweibe einen ſolchen Geiferſtrom nach, um ſie damit zu erſäufen, und von der Erde wegzuſpülen. Daß ein Waſſerſtrom in der prophetiſchen Sprache Völkerſchaaren bedeuten könne, und würklich bedeute, hat

ſeine

ſeine Richtigkeit; hier aber geht dieſe Auslegung nicht an, ſondern die natürlichſte iſt, wenn man unter dieſem Strom die falſche Lehre des Drachen verſteht; denn da unter dem Waſſer des Lebens die Heilslehre des Evangelii abgebildet wird, ſo bedeutet ganz natürlich und ungezwungen der Geiferſtrom, den der Drache aus ſeinem Maul geußt, die abſcheuliche Lehre des römiſchen Stuls, welche Pabſt **Hildebrand**, gleich nach der myſtiſchen Flucht des Weibes in die Wüſte, ihr gleichſam auf dem Fuß nachſchickte; hierüber ſagt Loretz in ſeiner ratione Disciplinae unitatis fratrum S. 34. folgendes:

> „Gegen das Ende des eilften Jahrhunderts ließ Pabſt **Gregor** der Siebente, genannt **Hildebrand**, ein neues ſcharfes Verbot dagegen (gegen den Privatgottesdienſt der böhmiſchen Kirche) ausgehen, welches mit gewaltſamer Hand durchgeſetzt wurde. Hier fiengen ſich alſo die harten Verfolgungen der römiſchen Kirche gegen die Vorfahren der Brüder in **Mähren** und **Böhmen** an, welche endlich in die ſchrecklichſten Grauſamkeiten ausbrachen. Je mehr aber die Irrlehren bei der römiſchen Kirche und die Laſter bei der Geiſtlichkeit zunahmen, deſto weniger konnte dieſe, weder durch Liſt noch Gewalt vermocht werden, ſich unter das Joch des Pabſtthums zu beugen. Der Bilderdienſt, die Lehre von der Verwandlung des Brods im Abend-

„mahl, die Einführung deſſelben unter ei-
„ner Geſtalt, das Fegfeuer, und ſo mehreres, war ihnen unerträglich; ſie blieben
„daher bei ihren Sitten, und hielten
„ſich ſo viel möglich im verborgenen.„

Dieß war eigentlich der Schlangenſtrom, der das Weib erſäufen ſollte; und da ſich dieſe immer mehr ins innere Heiligthum zurückzog, wohin weder der Drache noch ſein Geifer kommen konnte, ſo wurde ſie keineswegs weggeſpült, ſondern der Strom verlohr ſich in der politiſchen Verfaſſung, dieſe öfnete ihren Mund und verſchlang ihn; denn die Päbſte bekamen nun in Ausführung ihrer weitausſehenden Abſichten durch die Kreuzzüge ſo viel zu thun, daß zuweilen auf eine Zeitlang das böhmiſche Häuflein Ketzer vergeſſen wurde.

Daß hier dieſes Alles noch immer dem Drachen, und nicht dem Thier aus dem Meer, dem Pabſtthum, zugeſchrieben wird, kommt daher, weil jenes Thier noch nicht aufgeſtiegen war, und weil der Drache dieſem noch nicht ſeine Macht übertragen hatte. Kap. 13. V. 2.

Da nun der Drache ſahe, daß er dem Sonnenweibe in **Böhmen** nichts anhaben konnte, ſo wurde er zornig, und ſuchte ſich an den übrigen ihres Saamens zu rächen; dieſe waren die **Waldenſer** und **Albigenſer** im ſüdlichen **Frankreich** und nördlichen **Italien**, gegen welche die Päbſte, im Verfolg der

Zeit,

Zeit, ordentliche Kriege führten; gegen dieſe wurden im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts die Bettelorden der **Franziskaner** und **Dominikaner**, und die fürchterliche **Inquiſition** geſtiftet — das hieß doch wohl ſchon Krieg führen gegen **die Uebrigen** von dem Saamen des Sonnenweibes; denn der Kern der **Waldenſer** hatte ſich ſchon früher nach **Böhmen** gezogen: Aber nachher kriegte man auch im eigentlichen Sinn gegen jene **Uebrigen**; denn es wurden förmliche Kreuzzüge gegen ſie veranſtaltet, durch welche ſie auf das ſchrecklichſte mißhandelt und mit den grauſamſten Martern getödet wurden. Dieſe Erklärung des 17ten Verſes iſt ſo klar und ſo richtig, daß auch zugleich die Deutung der vorhergehenden dadurch beſtättiget wird.

Hier endigt ſich nun wieder eine große und wichtige Periode der hohen Offenbarung — das Heidenthum iſt gerichtet — die Grundlage des herrlichen Reichs **Chriſti** auf Erden, durch das Sonnenweib, oder die Brüderkirche, iſt feſt und unerſchütterlich gegründet, und der Drache ins abendländiſche Kaiſerthum gebannt. Jetzt iſt nun noch der letzte und allerwichtigſte Auftritt übrig: Der Drache ſtrengt ſeine letzten Kräfte aufs äußerſte an, indem er ein Reich errichtet, daß die allgemeine Alleinherrſchaft für ihn durch **Aberglauben** erringen will, und da dieſes mißlingt, ſo gründet er eine neue Macht, die das nämliche durch **Unglauben** erkämpfen will, und beide werden durch eine geheime große Kraft der Finſternis unterſtützt. Alles aber iſt vergebens; denn der Sieger mit den vielen Kronen erſcheint, macht allem Kampf ein Ende, und richtet nun ſein ewiges Königreich auf. In der Mitte zwiſchen allen erhabenen Bildern ſteht dann noch die hohe Hieroglyphe der ſieben Donner, die das Tempelmeſſen und das Geheimnis der zween Zeugen enthält; das Erſte ſcheint ſchon in der bisherigen Geſchichte des Sonnenweibes zu liegen, das letzte aber iſt noch ganz unentſiegelt.

Ehe ich aber meinen dunklen Pfad in dieſem geheimnisvollen Heiligthum fortſetze, ſcheint mir eine Erinnerung nöthig zu ſeyn, die ich alſo hier einſchalten will: Viele Partheien und viele einzelne wohlmeinende Seelen unter euch, meine lieben Brüder! und theure Leſer! ſind entweder von der Beſchaffenheit der Brüderkirche nicht gnug unterrichtet, oder ſie haben auch noch wohl Vorurtheile von Alters her gegen ſie — mit denen, die ſie beneiden, habe ich kein Wort zu reden — den Erſten empfehle ich des Herrn Paſtor **Frohbergers** Briefe über Herrnhut, **Loretzens** ratio Disciplinae unitatis fratrum, oder Grund der Verfaſſung der evangeliſchen Brüderunität, und Cranzens, Loskiels und Oldendorps Schriften über die Miſſionen der Brüdergemeine; Spangenbergs Lebensgeſchichte kann auch dem Wahrheitliebenden Leſer vieles aufklären, was ihm bisher noch dunkel war; und den Leztern rathe ich, nur ſo lang ihre Vorurtheile abzulegen, bis ſie ſich auch durch jene Schriften unterrichtet haben, und wenn ſie ſolche dann ferner noch behalten, ſo hab ich ihnen nichts mehr zu ſagen.

So bald man ſich alſo von der Wichtigkeit und Richtigkeit der Brüderkirche vollkommen überzeugt, alle Vorurtheile abgelegt, und dem Sonnenweib recht ins Angeſicht geſchaut hat, ſo muß man völlig überzeugt ſeyn, daß meine Erklärung, welche ſich ohnehin ſchon auf die Bengeliſche ſtüzt, unſtreitig die richtige ſey. Ich bezeuge nochmals feierlich, daß ich nie zur Brüdergemeine gehört habe, zu keiner Parthie, auſſer der proteſtantiſchen Kirche, gehöre — aber die Wahrheit iſt mir ſtärker, als jedes Verhältnis, und will ſie redlich bezeugen.

Ihr müßt euch aber deßwegen, daß dieſe Kirche die Pflanzſchule des Reichs GOttes iſt, keine zu hohe Idee von ihr machen; ihr hoher Werth beruht nicht auf der größeren Heiligkeit ihrer Glieder, ſondern auf ihrer innern Einrichtung und dem felſenfeſten Anhangen am einzigen Grund des Glaubens, an der Lehre von der Erlöſung der gefallenen Menſchheit durch Chriſtum. Auf dieſen Punkt müßt ihr euren Blick heften, wenn ihr ſie beobachten wollt, und dann werdet ihr nicht mehr zweifeln.

Endlich könnte dieſe meine gegenwärtige Erklärung, nachdem ſie bei frommen gutwilligen Seelen Ueberzeugung bewürkt hätte, wohl einen Trieb erwecken, ſich mit der Brüderkirche zu vereinigen —— Liebe Seelen! —— dazu rathe ich nicht, es iſt nicht eher nöthig, als bis euch die Verſehung dazu führt, und euch den Weg dazu bahnt; im Eigenwillen muß ſo etwas nicht geſchehen. Wenn ihr es redlich meint, ſo werdet ihr gewiß nicht zurückbleiben: Denn, ſolltet ihr etwa die

Zeit des Anbruchs des Reichs Chriſti erleben, welches gar leicht bei den Jüngern unter euch der Fall ſeyn könnte, ſo ſeyd nur getroſt und aufmerkſam auf die Winke des HErrn, Er wird gewiß dafür ſorgen, daß keine Klaue zurück bleibt. Ihr gehört alle zur philadelphiſchen Gemeinde, ihr mögt nun aus Särden oder Laodizea ſeyn, und in Philadelphia werden wir uns alle mit der thyatiriſchen Brüdergemeine vereinigen; laßt uns alle nur halten was wir haben, damit uns Niemand unſere Krone rauben möge.

18. Und ich wurde auf den Sand des Meers geſtellt.

Johannes hatte bisher in ſeinem Geſichte einen Standpunkt gehabt, aus dem er ſehen konnte, was im Himmel vorgieng, jetzt aber weiſt man ihm einen Platz am Ufer des Meers an, wo er den ſchrecklichen Auftritt des Aufſteigens des Thiers aus dem Meer in der Nähe beobachten kann; was er nun da geſehen hat, das erzählt er im folgenden Kapitel.

◆

Das dreizehnte Kapitel.

1. Und ich ſahe ein aus dem Meer emporſteigendes Thier, welches zehn Hörner und ſieben Köpſe, und auf ſeinen Hörnern zehn Königskronen, und auf ſeinen Köpſen Namen der Gottesläſterung hatte.

2. Und das Thier, welches ich ſahe, glich einem Pardel, und ſeine Füße den Bärenfüßen, und ſein Maul einem Löwenmaul. Und der Drache gab ihm ſeine Macht, und ſeinen Thron, und große Gewalt.

Jn den prophetiſchen Geſichten Daniels werden diejenigen Königreiche, welche vorzüglich Einfluß auf das Volk GOttes gehabt haben, unter ungeheuern, aus mehrern Thiergeſchlechtern zuſammen geſetzten Beſtien vorgeſtellt. Jm 7ten Kap. V. 4. erſcheint die aſſyriſch-babiloniſche Monarchie wie ein fliegender Löwe; im 5ten die perſiſche gleich einem Bären mit drei großen eiſernen Zähnen; im 6ten die griechiſche gleich einem Pardel mit vier Flügeln und vier Köpfen, und endlich im 7ten und 8ten die Römiſche gleich einem greulichen und ſchrecklichen Ungeheuer, das aber weiter nicht beſchrieben wird, auſſer daß es zehn Hörner hatte; und aus dieſen Hörnern entſtehe nun ein kleines Horn, mit welchem es der Pro-

Prophet hauptſächlich zu thun hat! darauf folgt dann die Zukunft des HErrn.

Dieſes greuliche und ſchreckliche vierte Thier wird nun hier in der hohen Offenbarung ausführlicher abgehandelt, und ſie ſchließt ſich hier ordentlich an Daniels Weiſſagung an. Dieſer Prophet ſahe alle vier Thiere aus dem Meer aufſteigen, folglich darf man nicht ſo beſtimmt unter dem Meer die Abendländer verſtehen; denn die drei erſten regierten ja in Aſien, ſondern das Meer bedeutet auch allerhand Völker und Nationen, aus denen ſich jedes Thier bildete. Dennoch aber ſtieg dieſes vierte Thier in jeder Rückſicht aus dem Meer auf: 1) Es entſtund aus vielen Nationen, 2) in den Abendländern, in Europa, und 3) im Gegenſatz eines andern, das aus der Erden ſein Haupt erhebt.

Im allgemeinen Sinn kann dieß vierte Thier wohl die ganze römiſche Monarchie, von dem Anfang ihrer Ausbreitung an, bis an die Errichtung des Reichs Chriſti auf Erden bedeuten; hier aber wird nur die letzte feindſelige Macht darunter verſtanden, welche in jener Monarchie errichtet wird, und welcher der Drache deswegen ſeinen Thron und ſeine Gewalt giebt, um Chriſto und den Anſtalten zu ſeinem Reich entgegen zu würken, und es, wo möglich, ganz zu hindern.

Ehe ich aber zur Erklärung des Textes weiter fortgehe, muß ich noch eine nothwendige Erinnerung vorangehen laſſen.

Die

Die bewährteſten Ausleger, und namentlich auch Bengel, verſtehen unter dieſem apokalyptiſchen Thier aus dem Meer, ausſchließlich das römiſche Pabſtthum, oder eigentlich den römiſchen Hof unter den Päbſten; ſo wahr und richtig nun das auch iſt, ſo müſſen wir uns doch ſehr in Acht nehmen, daß wir die katholiſche Kirche immer von dieſer Idee abſondern — der Pabſt könnte ſogar allgemeiner Biſchof ſeyn, ohne daß er deßwegen zu dieſem Thier gehörte. **Das Ringen nach der Univerſaloberherrſchaft über die geſammte Chriſtenheit, oder gar über die geſammte Menſchheit, und ihre ordentliche Obrigkeiten, und das nicht blos in religiöſen, ſondern auch in politiſchen Sachen — mit einem Wort: An GOttes Statt die Welt regieren wollen, dieß iſt der Geiſt des Drachen und das Weſen des Thiers.** Da wir nun bei dem römiſchen Hof dieſen Karakter von langer Zeit her dauerhaft gegründet finden, ſo iſt die Folge der Päbſte nicht in Anſehung des allgemeinen Biſthums, ſondern in Rückſicht **auf jenen Karakter**, dieß Thier aus dem Meer; würde alſo eine andere Macht dieſen Karakter annehmen, ſo würde ſie auch immer das nämliche Thier ſeyn, auſſer daß dann ſein Auſſteigen aus einem andern Ort entſtünde. Kap. 11. V. 7. wird von dem Thier geredet, das aus dem Abgrund aufſteigt, und Kap. 17. V. 8. ſagt der Engel zum Johannes, eben **das nämliche** Thier, das aus dem Meer aufgeſtiegen ſey, wer ſich eine kleine Zeit verlieren, und dann wieder an

De

dem Abgrund aufſteigen. Dieß Alles ſage ich nur deswegen, daß man dieß feindſelige Thier nicht ſo ganz unbedingt an den römiſchen Hof feſſeln ſoll; weil es ſich auch noch Anderswo zeigen kann, indeſſen iſt es doch höchſt wahrſcheinlich, daß **Rom** in jedem Fall auch bei dem Thier aus dem Abgrund eine groſſe Rolle ſpielen wird.

Endlich muß man auch ſorgfältig einen Fehler vermeiden, den verſchiedene, übrigens ſehr einſichtsvolle Ausleger begangen haben, daß ſie die vollendete Geſtalt des Thiers, ſo wie ſie der heilige Seher hier beſchreibt, ſo gleich im Anfang der päbſtlichen Univerſalmonarchie ausfindig machen wollten; da doch dieß Thier allmählig wächſt, und erſt nach und nach ſeine Figur bekommt. **Johannes** ſieht es hier ſo, wie es kurz vor ſeinem Sturz in den Feuerſee, nachdem es ſchon aus dem Abgrund aufgeſtiegen iſt, ausſehen wird. Wollte man mir einwenden, er hätte es aber doch ſo vollendet **aus dem Meer aufſteigen ſehen**, ſo bedenke man, daß auch **Daniel** die griechiſche Monarchie in Geſtalt eines Thiers mit vier Köpfen aus dem Meer aufſteigen ſah, ungeachtet die vier Köpfe erſt eine Zeitlang nach dem Aufſteigen entſtunden. Das Thier ſteigt aus dem Meer auf, und zeigt ſich dem Seher in ſeiner vollkommenen Geſtalt, weil der Zweck nicht erforderte, daß es ſich vor ſeinen Augen bildete.

Hierauf wollen wir nun zur Erklärung übergehen:

Die feindſelige Macht gegen Chriſtum und ſein Reich entſteht aus dem Meer; was das bedeute, iſt oben ſchon geſagt worden; Rom, Italien, mit einem Wort, das ganze abendländiſche Reich, war durch die Völkerwanderungen ein Gemiſche von allerhand Nationen geworden, als Pabſt **Gregor** der Siebente, genannt **Hildebrand**, dieſe feindſelige Macht ſtiftete. Daß unter dem Meer auch Italien verſtanden werden könne, weil es im Meer liegt, iſt gewiß.

Die zehen Hörner, die **Johannes** nun bemerkt, ſind zehn Könige. Kap. 17. V. 12. Es iſt zwar allerdings merkwürdig, daß das occidentaliſche Kaiſerthum, oder die Chriſtenheit überhaupt, ſeit **Gregors** Zeiten aus ungefehr zehn Königreichen, bald mehrern, bald wenigern, beſtanden; allein im genauen Sinn dürfen doch dieſe zehn Hörner nicht dahin gedeutet werden, ſondern erſt am Ende des Thiers werden ſich dieſe zehn Mächte in ihrer vollen Kraft zeigen; dann, wann es mit **Daniels** Monarchenbild Dan. 2. einſt zu den zehn Zähen gekommen iſt. Jedes Horn hatte eine königliche Krone, zum Beweiß, daß jedes einen König vorſtelle. Ob ſie alle zehn auf einem, etwa dem mittlern Kopf ſtunden, oder ob ſie auf alle ſieben Köpfe vertheilt waren, das ſagt **Johannes** ſo wenig als **Daniel**, man kann es alſo auch nicht wiſſen.

Die ſieben Köpfe des Thiers bedeuten die ſieben Berge der Stadt **Rom**. Daß dieſe Stadt auf ſieben Hügeln oder Bergen liegt, iſt eine bekannte

Sache,

Sache, und bei der Erklärung des 17ten Kapitels werde ich ausführlicher von ihnen reden. Vor Alters waren folgende Berge bebaut und bewohnt: 1) Der Aventinus, wo jetzt die Kirche zu St. Sabina ſteht; 2) der Capitolinus, wo das Capitolium iſt, und wo ſich der Senat verſammelt; 3) der Coelius, oder das Lateran, wo die Kirche des heiligen Johannes iſt; 4) der Eſquilinus mit der Kirche Maria Maggiore; 5) der Palatinus, welcher von langer Zeit wüſte und mit Weinbergen bepflanzt iſt; an deſſen Stelle kommt nun der Vatikanus, welcher die berühmte St. Peterskirche und den päbſtlichen Pallaſt enthält; 6) der Quirinalis, wo die Kirche St. Markus ſteht, und wo ſich die Sommerreſidenz der Päbſte befindet; und 7) der Viminalis. In was für einer Beziehung dieſe ſieben Berge mit den Köpfen des Thiers ſtehen, das wird ebenfalls bei Erklärung des 17ten Kapitels geſagt werden.

Auf dieſen Köpfen bemerkte Johannes Namen der Läſterung. Gotteslästerung iſt, wenn man entweder GOtt menſchliche Schwächen oder gar Laſter zuſchreibt, oder wenn man ſündige Menſchen GOtt gleich ſetzt; auf beiderlei Weiſe iſt auf jenen Bergen GOtt geläſtert worden; man machte GOtt zu einem laſterhaften Weſen, indem man die Menſchen beredete, Vergebung der Sünden oder Rettung aus dem Fegfeuer ließe ſich durch zeitliche Güter erkaufen; und man erhob laſterhafte Menſchen zur Würde der Gottheit, indem man den Pabſt einen Vicegott nannte, der zweideutigen Heiligen größere Kräfte zuſchrieb, ls Chriſto; das dieß geſchehen ſey, darüber hat an unverwerfliche Zeugniſſe gnug.

Nun wird auch der eigentliche Körper des Thiers eſchrieben: Sein Rumpf glich einem **Pardel** oder **anther**; es hatte nämlich eine bunt geſleckte ſchöne Haut. Die buntſcheckigte Aufputzung des päbſtlichen Hofs iſt bekannt; dann iſt auch der **Pardel** ein ſehr rimmiges reiſendes Thier, das nichts ſchont; und ieſen Grimm haben alle diejenigen erfahren, die ſich er **römiſchen** Politik widerſetzten. Es hatte ferner Bärenfüße und ein Löwenmaul, oder vielmehr **Löwenmäuler**. Mit den Füßen zerdrückt, zerreißt und zerritt der **Bär** alles das, worüber er ergrimmt iſt; r kann aber auch damit auf die Bäume klettern; und er Löwe brüllt fürchterlich mit ſeinem Maul, auch zerreiſt und frißt er mit Maul und Zähnen gierig ſeinen Raub. Dieß Alles ſind Bilder, deren Deutung auf den römiſch- päbſtlichen Hof ſo ungezwungen und ſo leicht iſt, daß ich mich gar nicht dabei aufhalten mag.

Dieſer Beſtie gab nun der Drache, nachdem er auf die Erde geworfen worden, ſeine **Macht**; er machte es zu ſeinem Adjutanten, um dadurch den Plan ſeiner Univerſalmonarchie, Gott der geſammten Menſchheit oder Erden zu werden, auszuführen, da er als ein geiſtiges Weſen dieß unmittelbar nicht kann. Dieſe Drachen- oder Satansmacht beſtund **in der Gewalt über die Gewiſſen**; daher heißt es ferner:

Er

Er gab dem Thier auch ſeine groſſe Gewalt. — Es iſt allerdings, nach natürlichen Urſachen geſchloſſen, unbegreiflich, wie es möglich war, daß ein kleiner geiſtlicher Fürſt in Italien im Stand war, Kaiſer und Könige, mit einem Wort, vom Thron ins Elend zu verſtoſſen, und andere auf denſelben zu erheben, ohne daß ſie ihre Armeen und alle ihre Macht dagegen ſchützen konnte. Allein die ganze Chriſtenheit lag ohne Erkänntniß im tiefſten Aberglauben verſunken — die Jeſabel oder babiloniſche Hure hatte die Sache treflich dazu eingeleitet, und dem Thier den Weg gebahnt. Durch dieſen Aberglauben würkte nun der Drache durch ſein Thier auf den Willen der Menſchen, und ſie gehorchten ohne Widerſpruch, und wer dieſen wagte, der wurde gefreſſen.

Der Aberglaube war das Element des Thiers aus dem Meer; der Unglaube iſt das Element des Thiers aus dem Abgrund; und der wahre Glaube das Element des Sonnenweibes, und aller, die Chriſto und ſeinem Adjutanten, dem Nationenhirten, angehören. Wer unumſchränkte Gewalt über die Gewiſſen der Menſchen erlangt hat, dem gehorchen ſie ohne Zwang aus freiem Willen.

Endlich übergab auch der Drache dem Thier ſeinen Thron, den er während der Herrſchaft des Heidenthums in Rom beſeſſen hatte, aber nach dem Gericht über daſſelbe verlaſſen mußte.

Hier ſollte ich nun auch die Zeit anzeigen, in welcher das Thier aufgeſtiegen iſt, allein da uns der

8te Vers dieſes Kapitels eine noch bequemere Gelegenheit dazu an die Hand giebt, ſo wollen wir es uch dahin verſparen.

3. Und eins von ſeinen Häuptern war, als wenn es todt gehauen, und die tödtliche Wunde wieder heil geworden wäre; und die ganze Erde ſtaunte dem Thier nach.

4. Und ſie betheten den Drachen an, weil er dem Thier die Gewalt gegeben hatte, und ſie betheten auch das Thier an, und ſprachen: Wer iſt dem Thier gleich? und wer kann mit ihm kriegen?

Der heilige Seher ſahe eins von den ſieben Häuptern, als wenn es einen **tödlichen Hieb mit einem Schwerdt** bekommen hätte; V. 14. und doch war dieſe Wunde wieder heil. **Bengel** glaubt, dieſe Kopfwunde ſey ſchon dem erſten Stifter des Thiers, dem Pabſt **Hildebrand** verſetzt worden, als er vom Kaiſer und vielen Biſchöffen abgeſetzt wurde, einen Gegenpabſt bekam, und im Exil ſtarb; allein dieß iſt mehreren Päbſten wiederfahren, das waren keine tödliche Wunden, die einem **ganzen Kopf**, welcher eine ganze Reihe Päbſte enthält, gefährlich werden konnten. Mir dünkt vielmehr, man treffe den Sinn am ſicherſten, wenn man unter dem Schwerdt, das die Wunde ſchlägt, das verſteht, was in der Offenbarung darunter verſtanden werden muß, nämlich das **Wort GOttes**; dieß iſt das Schwerdt, wel-

ches

ches aus dem Munde des HErrn geht, Kap. 2. V. 16. (ſ. meine Erklärung dieſes Verſes) womit Er auch gegen ſeine Feinde ſtreitet.

Daß nun die Reformation ein Hieb war, der dem damals regierenden Kopf leicht hätte tödlich werden können, das wird kein Menſch läugnen, der der Sache nur reiflich nachdenkt.

Wenn wir die Regierung der Köpfe, ſo wie ſie der Geſchichte nach aufeinander gefolgt ſind, und wie ſie **Bengel** in ſeiner **erklärten Offenbarung** Seite 869. u. f. anführt; der ungenannte Verfaſſer des vortreflichen Buchs: **Einleitung zu näherer und deutlicher Aufklärung der Offenbarung JEſu Chriſti, Karlsruhe bei Maklot, 1784.** aber in Anſehung des Bergs **Quirinalis** noch beſtimmter entwickelt, näher betrachten; ſo finden wir, daß der **Cölius** der erſte, der **Vatican** der zweite, der **Aventinus** der dritte, der **Quirinalis** der vierte, und der **Exquilinus** der fünfte iſt; bis dahin ſind wir nun jetzt gekommen, der **Capitolinus** und der **Viminalis**, oder **Palatinus** (wenn dieſer wieder angebaut würde) ſind nun noch übrig. Von dieſem allem aber werde ich im 17ten Kapitel ausführlicher reden; ich führe dieß nur deßwegen an, damit ich den Kopf beſtimmen könne, der die tödliche Wunde bekam. Dieſer war nun der **Quirinalis** mit ſeiner **Markuskirche**; denn da fieng Pabſt **Paulus** der Zweite im Jahr 1464 an zu regieren, und Leo der Eilfte hörte im Jahr 1605 da auf; in dieſen Zeitraum

raum fällt nun die ganze Reformationsgeſchichte, folglich auch die tödliche Wunde, die dieſer Kopf durchs Schwerdt bekam, aber ſie ward auch an eben dieſem Kopf wieder heil; denn das **Tridentiniſche Concilium** wurde von dieſem Berge aus dirigirt, und während dieſer Zeit wurde auch der **Jeſuiterorden** geſtiftet, und eben dieſe beiden Salben waren es, wodurch der Kopf ſeine Geneſung erhielte.

Unter den ſieben Köpfen iſt der **vierte** auch der mittelſte; vom erſten an bis auf dieſen ſtieg die Macht des Thiers, und vom vierten an nahm ſie bis auf unſre Zeiten wieder ab, ſo daß in dem **fünften Kopf das Nichtſeyn des Thiers** beginnt.

Dieſem wunderbaren Thier ſtaunte nun die ganze Erde nach; eigentlich heißt es: **Sie erſtaunte hinter ihm her**; dieß zeigt an, daß alle Staaten der abendländiſchen Chriſtenheit ihm folgten, und ſich von ihm leiten ließen; jedermann bewunderte die große Macht und die erſtaunlichen Würkungen, die das Thier hervorbrachte; und dieß bewog ſie dann, es für eine überirrdiſche Macht zu halten; deswegen hielte man auch dafür, daß der Geiſt, der es belebte, die Gottheit ſey, die man in ihm anbethen müſſe; daran dachte man aber nicht, daß man durch dieſe Anbethung den Drachen verehrte.

Aber auch ſo gar das Thier ſelbſt bethete man an: Denn iſt das Wort, **heiligſter Vater!** keine Anbethung? — So kann ich nur allein GOtt anreden; **Chriſtus** bediente ſich dieſer Formel an ſeinen und unſerm Vater, Joh. 17. V. 11. Er ſagte: **Heiliger Vater!** — und einen armen Erdenwurm nennt man ſogar **heiligſter Vater!?** — Fürſten knieten vor ihm und küßten ſeine Füße, ſie erwieſen ihm alſo eine Ehre, die nur ſolche Fürſten annehmen, die Heiden ſind, und ſich ſelbſt für Götter halten, oder von ihren Unterthanen dafür gehalten werden.

Aber das Alles läßt ſich noch mit Cerimoniel, Hofmaximen und dergleichen entſchuldigen; man braucht ſolche Worte, ohne etwas dabei zu denken. Hingegen, wenn man vom Pabſt Ablaß, Vergebung der Sünden, Erlöſung aus dem Fegfeuer, Diſpenſationen von Pflichten und Erlaubnis, Greuelthaten zu verüben, **begehrt** und **erhält**, das iſt weit mehr Erzeigung göttlicher Ehre, als jenes.

Man hatte ganz recht, wenn man ausrief: Wer iſt dem Thier gleich? Wer kann mit ihm kriegen? — Wer es kann, das wiſſen wir — Der, dem ein Schwerdt aus ſeinem Munde ſtralt.

5. Und es wurde ihm ein Mund gegeben, groſſe Dinge und Gotteslåſterung zu reden. Und es wurde ihm Gewalt gegeben, zwei und vierzig Monathe lang zu würken.

6. Und es öfnete ſeinen Mund zur Läſterung gegen GOtt, und ſeinen Namen; und ſeine Wohnung, und die im Himmel wohnen zu läſtern.

7. Und es ward ihm gegeben, Krieg zu führen mit den Heiligen, und ſie zu überwinden. Und es wurde ihm Gewalt gegeben über alle Geſchlechte, und Völker, und Sprachen, und Nationen.

8. Und alle, die auf Erden wohnen, deren Namen nicht im Lebensbuche des Lamms, das von Grundlegung der Welt an geſchlachtet iſt, angeſchrieben ſind, bethenten ihn an.

Johannes kann nicht aufhören, zu bezeugen, wie ſehr das Thier läſtert und große Dinge ſpricht — groß thut und prahlt; dazu hat es ein Maul, das hm der Drache giebt, und GOtt zuläßt, damit es as Maaß ſeiner Greuel voll machen möge.

Von der Zeit der 42 Monathe, welche dem Thier zu ſeiner Regierung beſtimmt ſind, werde ich ei dem 18ten Vers dieſes Kapitels das Nöthige agen.

Es läſtert GOtt, ſeinen Namen, den es ſich lbſt beilegt, auch die göttlichen Eigenſchaften zu enſchlichen Leidenſchaften herabwürdigt; ſeine Wohung, indem es ſeine Tempel zu Häuſern GOttes acht, und ſie doch den größten Böſewichtern und anditen zu Freiſtätten beſtimmt; es läſtert die Heigen im Himmel, indem es ſeelige Menſchen vermmt, und verdammungswürdige ſeelig ſpricht.

Es führt Krieg mit den Heiligen; es bekriegt von den Waldenſern an bis auf die Hugenotten,

und

und überwindet ſie dem Fleiſche nach; es herrſche von China bis nach Mexiko, ſo weit es Chriſten ſeiner Kirche giebt.

Endlich werden dann auch diejenigen, welche dem Thier Anbethung widmen, und ihm als Unterthanen huldigen, näher ausgezeichnet: Diejenigen nämlich ſind es, die ſich in der Chriſtenheit befinden, aber von der Vorſehung nicht in das Buch des Lebens eingetragen worden, weil ſie ihre Seeligkeit, ihre Begnadigung und Heiligung, nicht im verdienſtvollen Leiden und Sterben **Chriſti**, des großen Opferlamms, das ſchon im Rathſchluß GOttes, vor Grundlegung der Welt, als geſchlachtet betrachtet wurde, und worinnen alle Heiligen der Vorwelt ihr Heil fanden, ſuchen, ſondern durch ihre eigene Werkheiligkeit ſeelig werden wollen.

Es iſt ſehr merkwürdig, daß in dem Sinn, **durch Werkheiligkeit ſeelig zu werden**, der **Aberglaube** und der **Unglaube**, die ſich gerade entgegen ſind, übereinſtimmen; ehedem ſuchte man ſein Heil in kirchlichen Cerimonien, und jetzt in der Sittenlehre; in beiden Fällen geht man ſtolz und vermeſſen den einzigen Grund der Seeligkeit, die Erlöſung durch **Chriſtum**, vorbei. Das iſt die Maxime des großen ſiebenköpfigten Thiers.

9. Wenn jemand Ohren hat, ſo höre er!

10. Wenn jemand in die Gefangenſchaft zuſammenführt, ſo wird er auch in die Ge-

fangenſchaft geführt. Wenn einer mit dem Schwerdt tödet, ſo muß er auch durchs Schwerdt getödet werden. Hier iſt die Geduld und der Glaube der Heiligen.

Nachdem der heilige Seher das Thier aus dem Meer hinlänglich beſchrieben hat, ſo fühlt er an ſeinem eigenen Herzen, welche traurige Empfindungen dieß ſchreckenvolle Bild bei den gläubigen Leſern dieſes Buchs erwecken werde — ehe er alſo zur Schilderung des Thiers aus der Erden fortgeht, hält er für rathſam, eine Erinnerung einzuſchalten, die den wahren Verehrern JEſu zum unerſchütterlichen Troſt nothwendig gereichen muß; und damit ja niemand dieſen Beruhigungsgrund nur flüchtig überleſen möge, ohne recht auf den Inhalt zu achten, ſo bedient er ſich der Aufmerkungsformel Chriſti; ſo wie dieſer ſein lieber HErr und Meiſter oft ſagte: Wer Ohren hat zu hören, der höre! ſo ſagt der Lieblingsjünger auch hier; dieß iſt alſo auch ein Nota bene für uns. Darauf führt er dann das ewige Jus Talionis, das Wiedervergeltungsrecht an: Denkt deswegen nicht, liebe Chriſten! will er ſagen, daß dieß ſchreckliche Ungeheuer die gute Sache vernichten, und die Errichtung des herrlichen Reichs Chriſti von einem Ende der Erden zum andern verhindern werde; — nein, keineswegs! erinnert euch nur an das ewige unabänderliche Geſetz der Gerechtigkeit GOttes! — Hat dieß Thier mit ſeinen Helfershelfern Millionen ins Gefängnis zuſammen geſchleppt, ſo wird es endlich, wenn ſein Maas voll iſt, auch hineingeführt werden; und hat es Millionen hingerichtet, ſo wird es am Ende auch hingerichtet werden; darum bekümmert euch nicht, und zweifelt nicht an der Vatertreue GOttes, und an dem Worthalten des Erlöſers, welcher ja wieder zu kommen verſprach.

Aber freilich wird manchem während den 42 Monathen die Zeit lang werden; manchem wird die Geduld ausgehen; manchem ſeine Glaubenslampe verlöſchen, aber dafür hütet euch! — Wer heilig werden und Theil an der erſten Auferſtehung und am Reich des HErrn haben will, der muß ausharren und glauben — War das je nöthig, ſo iſt dieß jetzt in unſern Zeiten beſonders der Fall.

11. **Und ich ſahe ein ander Thier aus der Erden aufſteigen, und es hatte zwei Hörner, gleich einem Lamm, aber es ſprach wie der Drache.**

12. **Und es übt alle Gewalt des erſten Thiers vor ihm aus; und es machte, daß die Erde, und die, welche auf derſelben wohnten, das erſte Thier, deſſen tödliche Wunde heil worden war, anbetheten.**

Ehe ich beſtimme, wer und was dieß andere Thier aus der Erden ſey, will ich erſt alle ſeine Eigenſchaften unterſuchen; aus welchen ſich dann mit deſto größerer Wahrſcheinlichkeit meine Vermuthung ergeben wird.

Dieß Thier hat zwei Hörner, ſo wie ein Lamm; unter dieſem wird aber nicht das Lamm mit den ſieben Augen und ſieben Hörnern verſtanden, ſondern es hat überhaupt zwei **Lammshörner**; zwo Kräfte, mit denen es kämpft, oder die ihm zur Gegenwehr gegeben ſind; dieſe ſahen nun lammsartig aus, das iſt, ſeine Religion und ſeine Philoſophie ſcheinen würklich die Sache Chriſti und ſein Reich zu bezwecken und dafür zu kämpfen, allein das Maul! das Maul! führt keine Sprache, die ſich zum Lamm ſchickt! — die Alleinherrſchaft des Thiers aus dem Meer iſt ſeine Hauptſache, ſein Zweck, welchen zu erreichen es ſich alle Mittel erlaubt, und dann doch dabei im geheimſten Dunkel ſeines Herzens den verborgenen Plan hat, im Namen des Thiers aus dem Meer ſelbſt zu herrſchen, und eben dieß Alles iſt dann wahre und unbezweifelte Drachenſprache. Anſt GOttes ſtatt zu herrſchen — iſt das Prinzip alles Redens und Handelns.

Dieß Afterlamm kommt nicht aus dem Meer, ſondern aus der Erden; es entſteht in den Staaten der römiſchen Chriſtenheit, auf wohlgepflügten und gedüngten Boden, wo es Nahrung und Wayde in vollem Ueberfluß findet, und fett wird.

Nach ſeinem Aufſteigen merkt man nun bald, daß es alle Funktionen und Verrichtungen des Thiers aus dem Meer ausübt, und ſie auch eben mit der Macht und Gewalt, und durch die nämlichen Mittel zu Stand bringt. Beſonders aber ſieht man, daß es dem Thier aus dem Meer in die Hände arbeitet, ihm treue Verehrer und Unterthanen anwirbt, wobei es dann auch selbst nicht leer ausgehe; denn es mache, daß die Erde, die ganze Staatsverfassung, und die Bürger in derselben, das erste Thier anbethen, deſſen tödliche Wunde heil geworden war.

Dieſe lezten Worte ſind höchſt merkwürdig; ſie geben Aufſchluß in dieſem prophetiſchen Geheimnis, und zeigen an, daß dieß Thier nach der tödtlichen Kopfwunde des erſten aufgeſtiegen ſey.

Schrecklich, ſchauerlich und abſcheulich, iſt das Bild, welches jezt da vor meiner Seele vorüber geht — das Bild der Sataniſchen Dreinigkeit! — Der Drache iſt ſo geſcheid, daß er wohl einſieht, die Regierungsmaxime GOttes müßte doch wohl die weiſeſte ſeyn; darum will er ſie nachäffen. Er ſtelle ſich hin, und will den Vater präſentiren — durch das Heidenthum und Pabſtthum gaukelt er die Regierung GOttes im alten Bund nach, wo dann das Thier aus der Erden ſeinen allwaltenden und alles regierenden Geiſt vorſtellen ſoll. Wenn aber nun einmal das ſiebenköpfichte und zehnhörnichte Ungeheuer in den Abgrund und aus demſelben wieder herauf geſtiegen, der Satan nun Menſch geworden iſt, dann wird dieſe gotteslaͤſterliche Dreieinigkeit in vollem Glanze der ewigen Glut erſcheinen. HErr erbarme dich unſer!!!

13. Und es thut groſe Wunder, ſo daß es auch Feuer aus dem Himmel auf die Erde vor der Menſchen Augen fallen macht.

14. Und es verführt durch die Wunder, die ihm in Gegenwart des Thiers zu thun gegeben ſind, diejenigen, die auf Erden wohnen; indem es ihnen ſagt, ſie ſollen dem Thier, welches die Wunde vom Schwerdt gehabt, und das Leben behalten hätte, ein Bild machen.

Die Wunder des Thiers aus der Erden ſind, wie ſich das von ſelbſt verſteht, falſche und lügenhafte Kräfte, Zeichen und Wunder. 2 Theſſ. 2. V. 9. Man leſe nur die alten und neuen Legenden der päbſtlichen Heiligen, ſo kann man ſich von der Erfüllung dieſer Weiſſagung überzeugen; ſo gar läßt dieß Thier vor den Augen der Menſchen, ſo daß es niemand läugnen kann, Feuer vom Himmel fallen. — Ach ja! oft, ſehr oft hat es gemacht, daß der römiſche Himmel im Bullendonner brüllte und mit Bannſtralen auf die Erde hinblitzte, und wo er traf, da zündete er und richtete Jammer an. Dieß wär auch ein Wunder!

Alle dieſe Zeichen geſchehen in Gegenwart des erſten Thiers, das iſt, mit ſeinem gröſten Beifall, es weiß ſie, wünſcht und begünſtigt ſie; denn ſie ſind eben die Mittel, wodurch ihm die armen abergläubiſchen Menſchen zu Unterthanen angeworben werden.

Dieß

Dieß Afterlamm geht noch weiter; Um die Unterthanen des erſten Thiers immer mit der Verehrung und dem Dienſt deſſelben zu beſchäftigen; und auch um prüfen zu können, wer ihm mit unverbrüchlicher Treue anhange, oder nur blos heuchle, ſo bedient es ſich der Politik Nebukadnezars, Dan. 3. und beredet die Leute, daß ſie ſich von dem Thier aus dem Meer, deſſen Kopfwunde wieder geheilt ſey, ein Bild machen ſollten.

Wenn wir uns vom Bild des Thiers einen richtigen Begrif machen wollen, ſo müſſen wir ihn erſt vom Thier ſelbſt haben. Der Pabſt iſt das Thier nicht, ſondern bloß ſeine Hierarchie, in ſo fern ſie die Weltherrſchaft zum Zweck hat; auf unerſättliche Eroberung ausgeht; folglich iſt das Thier nichts anders als die Propaganda mit allen ihren geheimen und öffentlichen Miſſionsanſtalten. Jede kleine oder groſe Geſellſchaft, in welcher Leute erzogen und zubereitet werden, um unter dem Vorwand der Ausbreitung der chriſtlichen Religion dem Pabſt und römiſchen Hof Unterthanen anzuwerben; iſt ein Bild des Thiers im kleinen. Und man ſage mir aufrichtig, ob nicht der Geiſt eines jeden Mönchsordens ein ſolches Thier in Miniatur ſey? Alle die Marianiſche und andere Brüderſchaften gehören nicht hieher, ſondern nur die, welche zur Allherrſchaft des Pabſtes und Ausbreitung ſeines Reichs geſchäftig ſind, und dieß zum Zweck haben. Unter der Herrſchaft des Thiers aus dem Abgrund werden alle prophetiſche Bilder der hohen Offenbarung immer lebhaf-

lebhafter und deutlicher werden, und hier bitte ich, folgenden Satz, der bei Erklärung und Erfüllung der Weiſſagungen äuſſerſt wichtig iſt, ja wohl zu behalten und nie aus den Augen zu verlieren:

Alle wahre Weiſſagungen haben ein Schema, einen Grundriß — in welchem ſich alle ihre mannigfaltigen Bilder auflöſen; dieß Schema war im alten Teſtament **Chriſtus und ſein Reich überhaupt**, von ſeiner Zukunft ins Fleiſch an, bis zu ſeiner Zukunft zu ſeinem herrlichen Reich; hier in der Apokalypſe aber iſt es blos dieſe ſeine letzte Zukunft, nebſt den vorhergehenden Kämpfen und Siegen des Lichts über die Finſterniß. Nun bitte ich wohl zu bemerken!

Alle Erfüllungen der weiſſagenden Bilder und Hieroglyphen fangen im tief verborgenen Geiſtigen an, und werden von Zeit zu Zeit immer deutlicher, bis ſie endlich nahe vor der Vollendung in der vollkommenſten Deutlichkeit und Klarheit vor jedermanns Augen da ſtehen, und dann die gröſten unwiderlegbarſten Beweiße ſind, daß die Bibel mit ihren Weiſſagungen Gottes Wort, und daß die Bibelreligion die einzige wahre ſey.

Dem zufolge werden alſo auch die apokalyptiſchen Thiere, nebſt dem Bild des erſten, und allen noch dunkeln Hieroglyphen, im Verfolg der Zeit immer kenntſicher werden; und es kann wohl ſeyn, daß bald noch ſehr vieles wörtlich erfüllt wird, was ich jetzt nur ſeiner geiſtigen Erfüllung nach hier anzeigen darf.

Daß man in unſern Zeiten ein (oft ſehr zweideutiges) Weibsbild als Göttin der Vernunft in Prozeſſion herumführte, und in den Kirchen zur Verehrung auf den Altar ſetzte, war eine Spielerei, die wohl dereinſt etwas mehr nach ſich ziehen, und zur Verehrung des Bildes des Thiers aus dem Abgrund verleiten könnte. **Denn im Grund iſt das Weſen des Thiers nichts anders, als eine Vernunft, die ſich ſelbſt anbethet, und an GOttes ſtatt regieren will.**

15. Und es wurde ihm gegeben, daß es dem Bild des Thiers einen Geiſt gab, daß das Bild des Thiers redete, und daß alle diejenigen, die das Bild des Thiers nicht anbetheten, getödet wurden.

16. Und es macht, daß man allen, Kleinen und Großen, Reichen und Armen, Freien und Knechten, ein Zeichen auf ihre rechte Hand, oder auf ihre Stirne giebt.

Das Thier aus der Erden iſt der belebende Geiſt aller Bilder des erſten Thiers, deſſen tödliche Kopfwunde heil geworden war; dieſe Bilder fangen alſo an zu reden und zu handeln, das iſt, zu bekehren und Proſelyten zu machen; wer nun dieſe Miſſionarien, die wahre Ebenbilder des letzten Thiers ſind,

nicht

nicht als Geſandten GOttes reſpektirt, ihnen nicht die Ehre erweiſet, deren ſie ſich anmaſſen, der läuft Gefahr, ſein Leben zu verlieren; wie es davon an häufigen blutigen Beweißen leider! nicht fehlt.

Alle nun, die ſich zum Thier bekehren, ſie mögen klein oder groß, reich oder arm, Freie oder Knechte, adelich oder bürgerlich ſeyn, die erhalten ein Zeichen, entweder auf ihre rechte Hand, oder auf ihre Stirn, welches ihnen das Recht der Bürgerſchaft und der freien Gewerbe giebt. Dieß Zeichen liegt noch im Dunkeln, in der geiſtigen Quelle aller Weiſſagungen verborgen. Diejenigen, welche das Bezeichnen mit dem Kreuz dafür anſehen, irren gewiß; denn dadurch erklärt man ſich keineswegs für einen Anbether und Unterthanen des Thiers; es giebt ja auch andere chriſtliche Religionspartheien, die mit Rom und ſeinem Hof nichts zu ſchaffen haben, und doch das Kreuz machen.

Im geiſtigen Sinn liegt das Stirn- oder Handzeichen ſchon in der Huldigung, die jeder mit **Hand** und **Mund** dem Thier leiſten muß; dagegen bekommt er dann da, wo das Thier zu herrſchen hat, alle bürgerliche Freiheiten.

Es wird aber unter der Herrſchaft des Thiers aus dem Abgrund noch beſſer kommen. Nur bitte ich ſehr, ſich in acht zu nehmen, daß man nicht etwas für das Zeichen des Thiers halte, das es nicht iſt. So lang das Zeichen, welches durch des Thieres Gewalt zu tragen befohlen wird,

ſoll

kein Zeichen der Verläugnung JEſu Chriſti und ſeiner Religion iſt, oder wird; ſo lang iſt es auch das Zeichen des Thiers nicht; ſo bald aber ein ſolches, oder ein anderes Zeichen durch geſetzliche Verordnung ein Beweiß des Abfalls von Chriſto wird, dann hüte man ſich.

17. So daß niemand kaufen oder verkaufen kann, wenn er nicht das Zeichen des Thiers oder die Zahl ſeines Namens hat.

Wer nicht dem Pabſt gehuldigt hat, wer nicht römiſch-katholiſch heißt, der kann weder leibliche noch geiſtliche Waaren bekommen, noch an andere überlaſſen; unter der Herrſchaft des Thiers aus dem Abgrund aber wird es vermuthlich ein Zeichen geben, wodurch derjenige, der es am Kopf oder der Hand trägt, oder der ſich nach dem Thier benennt, oder die Zahl, wodurch der Name des Thiers karakteriſirt wird, ſich zum Unterſcheidungszeichen macht, öffentlich und vor Jedermann ſich als einen Gegner unſers HErrn JEſu Chriſti und wahren Unterthan des Antichriſts erklärt, und ein ſolcher wird dann allein bürgerliche Rechte und Freiheiten genieſſen, alle andere nicht. Verboten von dem Allem bemerkt der nüchterne Beobachter der Zeichen unſerer Zeit gar wohl von Ferne, aber man beobachte auch nur in der Stille, und warne dann erſt, wann es Zeit zu warnen iſt, damit man nicht unnöthiger Weiſe die Gewiſſen beſchwere, es wird ohnehin genug zu kämpfen geben.

Wem die Verſuchungen nahe kommen, der wache und bethe, ſo wird ihm der Geiſt des HErrn in alle Wahrheit leiten.

Hier iſt nun der Ort, wo ich das Thier aus der Erde kenntlich machen kann, ſo wie bei folgendem Vers das erſte Thier vollends, ſo weit wir ſehen können, karakteriſirt werden ſoll.

Das Thier aus der Erde iſt eine Macht, die ſich in den Staaten der abendländiſchen Chriſtenheit gebildet hat.

Dieſe Macht hat zwo Kräfte, wodurch ſie würkt, Religion (aber nicht die wahre) und Philoſophie, dieſe ſind die Lammshörner.

Sie iſt ein Lehrſtand; denn ſie wird auch Kap. 19. V. 20. der falſche Prophet genannt, ſie iſt folglich keine weltliche Macht, Königreich oder Republik.

Sie lehrt und unterrichtet die Menſchen, aber nicht in der wahren, ſondern während der Herrſchaft des Aberglaubens, durch dieſen in der päbſtlichen Religion, wodurch die Allherrſchaft des römiſchen Hofs bezielt wird, und in Zukunft unter der Herrſchaft des Unglaubens, durch dieſen, im Naturalismus, Fatalismus, oder beſſer, in der Nichtreligion des Antichriſts, zur Allherrſchaft des Menſchen der Sünden, oder des Kindes des Verderbens, welches im eigentlichen Sinn das Thier aus dem Abgrund, der wahre Antichriſt ſeyn wird.

Wenn

Wenn wir uns nun nach ſolch einer Macht im vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen umſehen, ſo entdecken wir alſofort einen **großen, mächtigen, durch die ganze Chriſtenheit, und ſo weit dieſe nur Geſchäfte hat, thätig würkenden Ordensgeiſt** — dieſer iſt unſtreitig das **Thier aus der Erden**; ein Geiſt, der ſich immermehr als die dritte Perſon der Sataniſchen Dreieinigkeit legitimiren wird.*) Die Mönchsorden haben überhaupt von je her viel zur Unterſtützung und Bewürkung der Allherrſchaft des römiſchen Hofs beigetragen, aber im eigentlichen Sinn war doch der **Jeſuitismus**, nicht die **Jeſuiten** (denn es waren viele große und würdige Männer unter ihnen) ſondern **ihr Ordensgeiſt**, der allgewaltig für die Politik des Pabſtthums geſchäftig war, **das Afterlamm**, welches während der Herrſchaft des Aberglaubens zu ſeinem und des erſten Thiers großen Vortheil im Trüben fiſchte.

Dieſes Thier ſtieg **aus der Erden** auf, denn es bildete ſich in den römiſch-katholiſchen Staaten der abendländiſchen Chriſtenheit; es erſchien auf dem Schauplatz, nachdem die tödliche Wunde des Thiers aus dem Meer wieder zu heilen anfieng; denn der Jeſuiterorden wurde im Jahr 1540 vom Pabſt **Paulus** dem Dritten geſtiftet, zugleich begann auch 1545 das **Tridentiniſche Konzilium**, und dieſe beiden heilten eigentlich die Wunde wieder ſo zu, daß nichts als die Narbe, aber doch in dieſem Kopf eine ſolche Schwäche übrig blieb, daß er nie wieder ſeine vorige

Kraft erhielt, ſondern allmälig das Nichtſeyn des Thiers aus dem Meer bewürkt hat, ſo daß es nun in den Abgrund hinabſteigt, um ſich neue Kräfte zu holen.

Nun halte man nur alle oben beſchriebene Eigenſchaften des Thiers aus der Erden gegen die Kraftthaten des Jeſuitismus, ſo wird man an der Richtigkeit meiner Erklärung nicht mehr zweifeln können.

Nach und nach wuchs die Aufklärung; das Element des Thiers aus dem Meer, worinnen es lebte, und wodurch es alles bezwang, der Aberglaube, wurde allmälig immer ſchwächer, man konnte ihn nicht mehr brauchen, folglich war dem falſchen Propheten auch der Jeſuitismus nichts mehr nütze, er ſchuf ſich alſo eine neue Maſchine, den Jakobinismus; ſo wie alſo das Thier aus dem Meer, das Pabſtthum, durch den Aberglauben beſtand, ſo mußte es auch fallen, ſo wie dieſer fiel; es ſteige daher in den Abgrund, um ſich mit den ſtärkſten hölliſchen Kräften auszurüſten, und dann wieder zu kommen; um nun die Menſchen auf dieſe Wiederkunft vor- und zuzubereiten, ſo verändert oder verwechſelt auch das Thier aus der Erden, der falſche Prophet, ſeine Werkzeuge, er gründete zu dem Ende eine neue Macht, die der nämliche Ordensgeiſt, das iſt: Er ſelbſt, eben ſo belebt, wie vormals den Jeſuitismus, die Grundſätze — der Zweck heilige die Mittel — die Allherrſchaft des Thiers u. ſ. w. — ſind immer die nämlichen, nur daß jetzt nicht mehr das Thier aus dem Meer, ſondern das aus dem Abgrund der Zweck) nicht mehr der Aberglaube, ſondern der Unglaube das Element iſt, wodurch gewürkt wird. Dies Alles wird nun noch klärer werden, wenn ich nach Anleitung des 18ten Verſes den Karakter des groſſen erſten Thiers vollends ausgezeichnet haben werde.

18. **Hier iſt die Weisheit, wer Beurtheilungskraft hat, der berechne die Zahl des Thiers; denn es iſt eine Menſchenzahl, und die Zahl deſſelben iſt ſechs hundert ſechs und ſechzig.**

Dieſer höchſtmerkwürdige Vers enthält den Schlüſſel zur ganzen Offenbarung; und der groſſe und fromme Bengel war der Erſte, der ihn fand. Hier iſt Weisheit! ſagt Johannes; wer Kopf hat, der gebe ſich ans Rechnen; denn die Zahl des Thiers iſt eine gewöhnliche, im menſchlichen Leben gebräuchliche Zahl, ſie iſt 666.

Dieſe Zahl nun heiſt die Zahl des groſſen Thiers, dann auch die Zahl ſeines Namens; zudem iſt ſie nicht prophetiſch, ſondern bürgerlich; folglich kann ſie nichts anders bedeuten, als die Anzahl der Päbſte oder Regenten, multiplizirt mit den Regierungsjahren derſelben; oder die Dauer der Gewalt des Thiers, von ſeinem Aufſteigen an bis zu ſeinem Sturz, nach gewöhnlichen Jahren berechnet; denn wenn einer fragte: Welches iſt die Zahl des chriſtlich-griechiſchen Kaiſerthums? ſo würde ja nothwendig geantwortet werden müſſen: Von der Gründung der Stadt **Konſtantinopel** an, bis zu ihrer Einnahme durch **Mahomet** den Zweiten ſind etwas über 1100 Jahre. Oder wenn man fragte: Welches iſt die Zahl des Namens dieſer Monarchie? — das iſt: Wie lang hieß dieß Reich das **griechiſche**? — denn vorher nannte man es das **römiſche**, und jetzt heißt es das **türkiſche** — ſo würde man eben ſo antworten. Die ungewöhnliche Art, ſo zu fragen, muß man ſich nicht irre machen laſſen; denn die Grundſprache iſt orientaliſch — ſie hat für uns ungewöhnliche Redensarten, und noch dazu ſpricht ſie räthſelhaft, myſtiſch, wie ſolches in prophetiſchen Schriften nöthig iſt.

Hieraus folgt nun unſtreitig, daß die Monarchie des ſiebenköpfigten Thiers in jedem Betracht 666 Jahre währen ſoll; nun wurde aber noch im 5ten Vers dieſes Kapitels geſagt, ſeine Gewalt ſollte 42 Monathe dauern; folglich müſſen dieſe 42 Monathe gerade 666 Jahren gleich, und alſo prophetiſch zu verſtehen ſeyn; ſetzt man nun nach der Regel **Detri** 42 Monathe ſind 666 Jahr, wie viel ein Monath, eine Woche, ein Tag, eine Stunde, ein Jahr, im prophetiſchen Verſtand, ſo erhält man die Beſtimmung der prophetiſchen Zeiten, deren Kenntnis nicht allein in den Weiſſagungen der heiligen Schrift, ſondern ſogar in den aſtronomiſchen Berechnungen von erſtaunlicher Würkung iſt. S. die Einleitung zu dieſer meiner Erklärung!

Die Geſchichte des jetzt laufenden 1798ſten Jahrs hat das Bengeliſche prophetiſche Rechnungsſyſtem gerechtfertigt, wie ſich nun zeigen wird.

Daß mit Pabſt Gregor dem Siebenten, genannt Hildebrand, das Aufſteigen des Thiers aus dem Meer begann, wird heut zu Tage von den mehreſten und beſten Auslegern für erwieſen gehalten, und kein vernünftiger ſachkundiger Mann kann auch etwas dagegen einwenden. Dieſer Hildebrand brachte es ſchon, noch ehe er Pabſt und nur noch Kardinal war, im Jahr 1059 dahin, daß weder der Kaiſer noch die Stadt Rom bei der Wahl des Pabſtes etwas mehr zu ſagen hatte, ſondern alles blos von den Kardinälen abhieng, dieß war der erſte Beginn des Aufſteigens; zu 1059 addire man 666, ſo kommt die Jahrzahl 1725 heraus, dieſe Zahl bitte ich nun wohl zu behalten und zu bemerken.

Im Jahr 1073 wurde Hildebrand unter dem Namen Gregors des Siebenten Pabſt, und 1085 ſtarb er; zu 1073 addire man 666, ſo erhält man 1739, und eben dieſe 666 auch zu 1085, ſo entſteht die Zahl 1751; dieſen Zeitraum von 1739 bis 1751 bitte ebenfalls wohl zu behalten.

Unter Kaiſer Heinrich dem Fünften und Lotharius dem Zweiten, und den beiden Päbſten Calixtus dem Zweiten und Honorius dem Zweiten, wurde Anno 1123 das erſte abendländiſche, allgemeine große Konzilium zu Rom im Lateran gehalten, wo beinahe tauſend Prälaten gegenwärtig waren.

ren. Auf dieſem Konzilium wurde die Allgewalt des Pabſtes dekretirt, feſtgeſetzt und der Vergleich, den er mit Heinrich dem Fünften auf dem Reichstag zu Worms geſchloſſen, und wodurch dem Pabſt verwilligt wurde, was er verlangte, beſtätigt.

Dieſes erſte lateraniſche Konzilium iſt nun der Zeitpunkt, wo die Gewalt des Thiers rechtskräftig gemacht wird, wo es alſo aus dem Meer herauskriegt. Merkwürdig iſt auch zugleich, daß auf dieſem Konzilium die Prieſterehe verworfen wird. Zu dieſer höchſtwichtigen Jahrzahl 1123 zähle man wieder 666, ſo kommt das höchſtwichtige Revolutionsjahr 1789 heraus; dieſes zu behalten brauche ich wohl nicht zu erinnern.

Von nun an nimmt die Gewalt der Päbſte über die Kaiſer mit Macht zu, und im Jahr 1132 war es ſchon ſo weit gekommen, daß Innozentius der Zweite den Kaiſer Lotharius den Zweiten einen Pabſtmenſchen, einen **Leibeigenen des Pabſtes** nannte, und nennen konnte. Dieß 1132ſte Jahr mit 666 zuſammen gezogen, macht 1798!!! Wie heilig und hehr! — Wie wahr iſt dieſe Weiſſagung!!!

Hier fängt nun das Nichtſeyn des Thiers aus dem Meer an — die Zeit beginnt, wo die Hure auf ihm reitet; Kap. 17. V. 3. und V. 8. aber deswegen hört ſeine Gewalt noch nicht auf — es hört nur auf das Thier aus dem Meer zu ſeyn; jetzt iſt es nun in den Abgrund hinabſtiegen, und bald wird es mit neuen, aber abgrundsmäßigen Kräften wiederkommen, und dann wird erſt das rechte Wüten angehen. Bahn wird ihm ganz gemacht, wie die Menſchheit durch den falſchen Propheten trefflich zu ſeinem Empfang vorbereitet.

Auch hier iſt Geduld und Glauben der Heiligen nöthig!

Ungeachtet des mit Kaiſer Heinrich geſchloſſenen Vergleichs konnten und wollten ſich die folgenden Kaiſer noch nicht ſo ganz in den päbſtlichen Gehorſam ſchicken; eben ſo wenig hatten ſie ſich des Einfluſſes in die Pabſtwahlen begeben, ob man ſie gleich ſeit 1059 ſo wie die Stadt Rom davon ausgeſchloſſen hatte. Auch dieſe hatte bisher noch immer proteſtirt; aber im Jahr 1143 wurde Pabſt Cöleſtin der Zweite ganz allein und ohne Widerſpruch von den Kardinälen gewählt; die Stadt Rom war nun auch unterjocht. 666 zu 1143 macht 1809, was dann geſchieht, das wird die Zeit lehren.

Das Jahr 1152 iſt ſehr merkwürdig, weil in demſelben der Pabſt Eugenius der Dritte das kanoniſche Recht einführte, folglich die Regierung des Thiers nun auf geſchriebene Geſetze gegründet wurde. Auch wurde jetzt das Recht der Päbſte, Menſchen heilig zu ſprechen, erfunden und feſtgeſetzt. 666 zu 1152 beträgt 1818.

Nun folgt der letzte Kampf der Kaiſer mit den Päbſten um die Obergewalt, unter Kaiſer Friedrich Bar-

Barbaroſſa; wobey aber dieſer unterliegt, und im Jahr 1170 für die teutſchen Kaiſer alles verlohren iſt, hiezu 666 addirt, kommt der allgemeine große und merkwürdige Termin 1836 heraus, in welchem höchſt wahrſcheinlich der letzte große Kampf ausgekämpft, und das herrliche Reich Chriſti auf Erden anfangen wird.

Die Epoquen und Perioden, welche ich im vorhergehenden bemerkt habe, ſind die Jahre 1725, 1739 bis 1751, 1789, 1798, 1809, 1818 und 1836.

Das Jahr 1725 iſt beſonders merkwürdig, weil da auch die letzte halbe Zeit des Aufenthalts des Sonnenweibes in der Wüſten angeht; ſiehe oben meine Erklärung des 14ten Verſes des 12ten Kapitels; mit dieſer halben Zeit, in welcher ſich die Stammgemeinde des HErrn zu dem ſtärkt, was ſie werden ſoll, läuft nun die Zeit der Abnahme des Thiers aus dem Meer, ſein Nichtſeyn, oder Abſteigen in den Abgrund, ſein Wiederkommen aus demſelben, ſeine letzte Wuth und endlicher Sturz in den Feuerſee mit gleichen Schritten fort. Daß von dieſer Zeit an der Fall des Pabſtthums vorbereitet worden, iſt keinem Zweifel unterworfen; man leſe die Geſchichte der Päbſte, ſo wird man es finden.

Der Zeitraum von 1739 bis 1751 iſt äuſſerſt merkwürdig: Wenn wir die eigentliche wahre Urſache aufſuchen, wodurch der Pabſt und die geſammte Hierarchie geſtürzt wird, ſo finden wir ſie ohne Wider-

ſpruch in dem herrſchenden Geiſt des Unglaubens. — Denn da die ganze römiſche Hierarchie nichts anders, als ein höchſtabergläubiſcher Misbrauch der chriſtlichen Religion iſt, ſo muß dieſer Aberglaube mit ſeiner ganzen Hierarchie nothwendig fallen, ſo bald die chriſtliche Religion überhaupt für Aberglauben und Unſinn erklärt wird; **der Unglaube hat alſo das Thier aus dem Meer geſtürzt, aber auch zugleich deſſen Abſteigen in den Abgrund und Wiederaufſteigen vorbereitet.**

Wer nur einigermaſſen mit der Geſchichte der Litteratur unſers Jahrhunderts bekannt iſt, der weiß, daß **Voltaire** mit ſeinen Freunden die groſſen und ſchrecklichen Werkzeuge allein und ausſchließlich geweſen, die dieſen Geiſt geweckt und durch die ganze Chriſtenheit verbreitet haben; und dieſe blühten und ſchrieben eben in den Jahren von 1739 bis 1751, in dieſer Zeit gaben ſie dem Thier aus dem Meer den tödlichen Stoß, welches 666 Jahr vorher, in eben ſo viel Jahren durch **Gregor** dem Siebenten den Grund zu ſeiner Monarchie gelegt hatte.

666 Jahr vor 1789 hatte das Konzilium im **Lateran** die Gründung der Macht des Thiers vollendet, und 1789 fieng die furchtbare Macht an, ſich zu bilden, die neun Jahre ſpäter dieß Thier ſtürzt, ſein Nichtſeyn bewürkt, und die Hure auf daſſelbe hinaufhebt, um auf ihm zu reiten. Kap. 17. V. 3.

Das gegenwärtige 1798ſte Jahr bedarf keiner Erläuterung; wir wiſſen alle, daß in demſelben das

Aufſteigen der Hure auf das Thier geſchehen, und das Nichtſeyn des letztern im Beginn iſt.

Bei den übrigen drei Epoquen kann und darf ich nur folgendes bemerken: Ich halte es durchaus für unerlaubt, aus Weiſſagungen beſtimmt vorherzuſagen, was in der Zukunft geſchehen wird; wer nicht ſelbſt als Prophet gewiſſen Auftrag dazu von dem hat, der allein die Zukunft weiß, der ſoll das bleiben laſſen, denn alle Weiſſagungen ſollen und müſſen nur verdeckte Winke geben; dieſe Winke bemerklich zu machen, um die Zeitgenoſſen zu tröſten und zu ſtärken, und ihren Glauben zu befeſtigen, das iſt alles, was man thun darf. **Die Weiſſagungen ſind nicht dafür da, daß wir daraus die Zukunft genau erfahren, ſondern dann, wann ſie erfüllt worden, die Allwiſſenheit GOttes und die Göttlichkeit der heiligen Schrift dadurch erkennen und verherrlichen ſollen.** Damit müſſen wir uns auch nun für jetzt beruhigen, und in den nahen und wichtigen Vorfällen die Erfüllung des noch übrigen Theils der hohen Offenbarung erwarten; trift Bengels und nun auch meine Erklärung fernerhin nicht ein, ſo liegt die Schuld an unſerer Schwachheit, und nicht an der Apokalypſe, die der, der ſie gegeben hat, auch wohl legitimiren wird. Bisher hat alles eingetroffen, und es iſt wahrſcheinlich, daß es auch ferner geſchehen werde.

In Demuth und Abhängigkeit vom HErrn glaube ich ſo viel ſagen zu dürfen:

1) Von nun an über 38 Jahr wird höchſt vermuthlich der HErr erſcheinen — wie? und, auf welche Art? — das wollen wir in Geduld erwarten, und dann wird ſein herrliches Reich auf Erden anfangen; es kann aber auch noch eher geſchehen, ſchwerlich ſpäter.

2) **Das ſiebenköpfigte Thier iſt noch nicht aus dem Abgrund aufgeſtiegen;** aber dieß Aufſteigen iſt nahe, und es wird mächtig vorbereitet; **wo**, **wer** und **wie** es erſcheinen, wie es auch **heißen** werde? das können wir noch nicht wiſſen.

3) Dann erſt wird das, was in dieſem Kapitel noch dunkel iſt, nämlich **das Bild, das Zeichen und die Namenszahl** dieſes Thiers, aber auch **die Wunder des falſchen Propheten**, erſt dem frommen Forſcher recht deutlich werden, ſo lang müſſen wir warten: **Denn Johannes ſahe das Thier in ſeiner ganzen Vollendung, und ſo weit ſind wir noch nicht gekommen.**

Schließlich muß ich noch eine Merkwürdigkeit anführen, die ſehr wichtig iſt: Man hat eine alte Tradition des Erzbiſchofs **Malachias**, welche in der katholiſchen Kirche allgemein bekannt iſt, daß es nämlich 111 Päbſte geben würde; ſ. **Bengels erklärte Offenbarung** hinten im Beſchluß; nun iſt der gegenwärtige Pabſt **Pius** der Sechſte unter den ordentlichen Päbſten der 96ſte; folglich fehlten an der Zahl 111 noch 15; nun hat es aber bis dahin 17 Gegenpäbſte gegeben, die auch mitgerechnet werden müſſen; weil ſie als Päbſte anerkannt werden, und als ſolche gewürkt haben; es iſt aber doch leicht möglich, daß zween darunter ſind, die eigentlich nichts gethan haben, und alſo nicht mitgezählt werden dürfen; zögen wir dieſe ab, ſo wäre jetzt ſchon die Zahl voll; im einzigen 1102ten Jahr gab es zween Gegenpäbſte, **Theodoricus** und **Sylveſter** den Vierten, einer von ihnen könnte ſchon ausgeſtrichen werden; auch regierte ein **Innocentius** nur im Jahr 1177, vielleicht hat auch dieſer nichts gethan. Die Zukunft wird nun lehren, ob die Regenten das Thiers noch ferner Päbſte heiſſen werden oder nicht, im erſten Fall könnten vielleicht noch einige Gegenpäbſte wegfallen.

Ferner hat man ſchon lange berechnet und bemerkt, daß nach dem mittlern Durchſchnitt eine päbſtliche Regierung nur ſechs Jahre beträgt; nimmt man alſo nach beiden alten Traditionen die Anzahl der Päbſte auf 111 an, und multiplizirt ſie mit den ſechs Regierusgsjahren eines Pabſtes, ſo kommt die Zahl des Thiers und ſeines Namens 666 wieder heraus.

Viele haben dieſe Zahl auch in den Namen **Romt Lateinos**, **Ludovicus** u. ſ. f. gefunden — dieß läßt man beiher gelten, aber die Hauptſache iſt es nicht. Ob ſich in Zukunft noch ein Namen finden wird, der auch in dieſem Fall Genüge leiſtet, das muß die Zeit lehren.

Laßt uns wachen und bethen, daß wir nicht in Anfechtung fallen, der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach.

◆

Das vierzehnte Kapitel.

1. Und ich ſahe, und ſiehe! das Lamm ſtund auf dem Berge Sion, und mit ihm hundert vier und vierzig tauſende, die ſeinen Namen und den Namen ſeines Vaters an ihren Stirnen geſchrieben hatten.

2. Und ich hörte eine Stimme aus dem Himmel, wie eine Stimme vieler Waſſer, und eine Stimme eines großen Donners, und die Stimme, die ich hörte, war wie von Harfenſängern, die auf ihren Harfen ſpielen.

3. Und ſie ſungen ein neues Lied vor dem Thron und vor den vier lebendigen Weſen, und den Aelteſten; und niemand konnte das Lied lernen, als nur die hundert vier und vierzig tauſende, die von der Erden erkauft ſind.

Nachdem der heilige Seher die letzte Macht der Finſternis, die der Drache dem Licht entgegenſetzt, umſtändlich beſchrieben hat, ſo wird nun wieder die Szene verändert, und das ehrwürdige Gegenbild jener Macht erſcheint auf dem Schauplatz.

So wechſeln die Gegenſtände in dieſer hohen Offenbarung immer ab; bald erſcheinen ſchreckliche Auftritte,

tritte, dann aber auch wieder tröſtliche, bis endlich das Ganze herrlich ausgeht; es wurde einem bei den Darſtellungen der ſchrecklichen Thiere im vorhergehenden Kapitel wehe ums Herz, und bange um Troſt, aber hier iſt er, und man athmet nun wieder freier.

Johannes ſahe den Berg Zion im Geiſt, und auf demſelben das Lamm — nicht ein Lamm — ſondern gerade dasjenige, welches ſieben Augen und ſieben Hörner, und das Buch mit den ſieben Siegeln erbrochen hat. Es war alſo jezt nicht im Thron GOttes, ſondern da, wo ſeine irrdiſche Heimath, die Burg ſeines Vaters Davids war; es hat für jezt ſeinen Siz zur rechten GOttes verlaſſen, und ſich mit ſeiner Armee auf dem vaterländiſchen Berge, auf Jeruſalems Veſtung gelagert; wo es mit ſeinen ſieben Augen ſeinen Feind beobachtet, und die weiſeſten Maasregeln zu ſeiner gänzlichen Niederlage nimmt und nehmen wird. Aber hier wird auch dereinſt das neue Jeruſalem prangen, und auf dieſem Berge wird dann das Lamm ſtehen, und der Sonnen Stelle vertretten. Kap. 21. V. 23. Hier ſind auch ſchon die 144,000 Aktivbürger gegenwärtig, und es ſteht ihnen an der Stirne geſchrieben, wer ſie ſind, und wem ſie angehören? nämlich GOtt und Chriſto! ſie ſind Chriſten — keine Deiſten und Moralkrämer.

Aus Allem, was ich bisher von der verſiegelten Gemeine geſagt habe, wird der chriſtliche Leſer nun wiſſen, wer dieſe 144,000 ſind? ſie ſind die zwo

Haupt-

Hauptgemeinden Thyatira und Philadelphia, mit welchen ſich die Uebrigen aus Sarden und Laodizeiſchen Ueberwinder vereinigt haben und vereinigen werden; ſie ſtehen den Thieranbethern gerade gegen über; dieſe tragen das Mahlzeichen des Thiers, und jene den Namen GOttes und des Lamms an ihren Stirnen.

Dieſes geiſtliche Juda und Iſrael ſteht dem Geiſte nach auf dem Berge Zion, unter dem Kommando des Lamms gelagert; ſein Streiten beſteht nur im Kämpfen gegen ſeine eigene verdorbene Natur, im Wachen gegen alle liſtige Ueberfälle des Thiers und ſeiner Rotte, und im Bethen um Geduld und Glauben; wir kämpfen nicht beleidigend, ſondern nur vertheidigend, nicht mit fleiſchlichen, ſondern mit den Waffen, die Paulus Epheſ. 6. beſchreibt.

Die Stimme, welche Johannes aus dem Himmel ſchallen hört, kommt nicht vom Berge Zion; die 144,000 ſingen noch nicht, ſondern es ſind die himmliſchen Schaaren, die um den Thron des Unendlichen und Erhabenen her ſtehen; dieſe ſingen in Gegenwart der vier lebendigen Weſen, und der vier und zwanzig Aelteſten in ihrem Harfendonner ein neues Lied; der Stimmen ſind Myriaden, viele tauſendmal tauſend; GOtt — die Repräſentanten der ganzen moraliſchen Natur und der Menſchheit, ſind die Zuhörer dieſes ſeraphiniſchen Konzerts — denn der Himmel feiert ein Feſt, ſo wie es noch nie gefeiert wurde, die Ueberwindung des Lamms und ſeiner erſt-

gebohr-

gebohrnen Gemeine; — den nahen, letzten und vollendeten Sieg über das Reich der Finſterniß und die ähe Gründung des herrlichen Reichs GOttes auf Er- en. Daran nimmt alles Theil, was nur denken ann, und dem HErrn angehört; ſo gar die ganze Kreatur, die bisher unter dem Dienſt der Eitelkeit eufzte, und ſich nach der Freiheit der Kinder GOttes ehnte, nimmt in den vier lebendigen Weſen, den vier ltkräften, Theil an dieſem Jubel.

Dieß Lied iſt nun freilich neu — denn es iſt in Hochgeſang des wohlgelungenen Ausgangs des Raths GOttes über die Menſchen, der alſo bis aher noch nie geſungen werden konnte. Daß ihn iemand lernen konnte, als die Gemeinde des Lamms, t natürlich; — kein Thieranbeter kann und mag ie Sprache der Himmelsbürger lernen, und eben ſo enig ſeine eigene Schande beſingen.

Endlich heißt es von den 144,000den, ſie **eyen von der Erden**, das iſt, aus der ganzen Chri- enheit, **erkauft worden**; ſie ſind nicht durch ihre ugend und eigene Gerechtigkeit zu der Ehre gekom- en, ſondern **Chriſtus** hat ſie mit ſeinem theuern öſegeld losgekauft, ſie ſelbſt haben kein Verdienſt abei.

Jetzt müſſen wir aber auch unterſuchen, zu elcher Zeit dieſer Triumph im Himmel gefeiert orden.

Da im folgenden 15ten Kapitel das Lied Mo- s, und im 19ten endlich der hohe und letzte allge-

meine

meine Jubelgesang, das große Hallelujah gesungen wird, so kann diese gegenwärtige Triumphfeier keine andere, als die Feier der gesegneten Reformation durch Luther, Zwingli und Kalvin seyn: diese ist würklich der Anfang des großen Siegs Christi und der Wahrheit über das Thier aus dem Meer und den Aberglauben; und sie erweckt eine starke Ahnung, daß es Ihm auch gegen das Thier aus dem Abgrund und den Unglauben gelingen werde; die im Verfolg vorkommende englische Ausrufer bestätigen diese meine Erklärung.

4. **Diese sinds, die sich mit Weibern nicht beflecket haben; denn sie sind Junggesellen; diese sinds, die dem Lamm nachfolgen, wo es hingehet. Diese sind von den Menschen GOtt und dem Lamm zum Erstling erkauft.**

5. **Und in ihrem Munde ist nichts Falsches gefunden worden; sie sind ohne Tadel.**

Es scheint, als wenn diese zween Verse Theile oder vielmehr der Innhalt des neuen Lieds seyen, welches die himmlischen Harfenspieler singen; die 144,000 stellen immer und zu allen Zeiten die Gemeine des HErrn vor, also auch die wahren frommen Christen, die durch die Reformation aus den Menschen durch das Blut des Lamms erkauft worden; diese werden also auch besungen; diese sinds, heißt es, welche sich mit Weibern nicht befleckt haben, sie sind Junggesellen. Hiebei müssen wir nicht an ein ehe-

loses

loſes Leben denken, ſondern der Sinn geht zuverläßig auf ihre geiſtliche Treue gegen Chriſtum im Gegenſatz der babiloniſchen Hure, welche Ihm untreu und abtrünnig geworden iſt; daher wird auch ferner geſagt, ſie folgten dem Lamm nach, wo es ſie hinleitet; denn darinnen beſteht eigentlich die geiſtliche Jungfrauſchaft, welche hier verſtanden werden muß.

Dieſe ſind auch die Erſtlinge, die ſich Chriſtus durch ſeinen abermaligen Sieg mit ſeinem Blut erkauft hat; denn die Reformation ſtellte den evangeliſchen Glaubensgrund, das Seligwerden durch das Verdienſt Chriſti wieder her, ſie ſind GOtt und dem Lamm aus der Menſchen-Maſſe als ein Erſtling erkauft worden. Sie haben dem Thier nicht geheuchelt, GOtt nichts vorgelogen, ſondern ſie hielten ſich an die reine Wahrheit des Evangeliums, darum ſind ſie auch nun untadelich, und der Himmelsbürgerſchaft werth.

6. Und ich ſahe einen andern, in der Mitte des Himmels fliegenden Engel, welcher ein ewiges Evangelium hatte zu verkündigen, denen, die auf der Erde ſitzen, und jeder Nation, und Geſchlecht, und Sprache und Volk.

7. Indem er mit groſſer Stimme ſprach: Fürchtet GOtt und gebt Ihm Ehre! denn die Stunde ſeines Gerichts iſt gekommen; und bethet Den an, der den Himmel und die

Erde, und das Meer, und die Waſſerquellen gemacht hat.

Wir müſſen uns dieß prophetiſche Geſicht ſo vorſtellen: Johannes ſahe den Berg Zion, auf dieſem das Lamm mit der Stammgemeine; aus dem Himmel herab hörte er nun das Jubelgetöne mit dem neuen Lied; und jetzt ſieht er auch einen andern, noch nie geſehenen Engel, mitten unter dem Himmel her fliegen. Den Himmelsbewohnern war der Rathſchluß GOttes zur Ausführung der Reformation bekannt worden, darum jubeln ſie und ſingen ein neues Lied.

Hier folgt nun die Ausführung: Ein Engel fliegt mitten durch den Himmel, damit er auf der ganzen Breite der Erden geſehen werden könne; oder will man die chriſtliche Religionsverfaſſung darunter verſtehen, ſo iſt Teutſchland in der Mitte dieſes Himmels; hier flog alſo dieſer Reformationsengel, unter welchem man ohne Anſtand den ſeligen Doktor Luther verſtehen kann. Denn dieſer große Mann war nicht allein der Urheber der Religionsverbeſſerung; ſondern er war es auch im eigentlichen Sinn, der das ewige Evangelium hatte, und verkündigte. — Faſt niemand war mehr mit der Bibel bekannt; die Layen durften ſie nicht leſen, und die Geiſtlichkeit mochte nichts damit zu ſchaffen haben; dieß ewige Evangelium war faſt vergeſſen, aber Luther überſetzte die Bibel in die teutſche Sprache, und ſo kam ſie nun in jedermanns Hände. — Ja wohl! brachte er allen Völkern, Zungen, Geſchlechtern und Nationen das ewige,

ewige, weder durch Aberglauben, noch durch Unglauben zu beſiegende Evangelium; denn von nun an wurde die Bibel in alle Sprachen überſetzt. Die auf der Erde ſitzen, ſind diejenigen in der Chriſtenheit, die mit Sehnſucht auf die Reformation harrten.

Dieſer Engel verkündigte ſeine Lehre mit groſer Stimme; man braucht nur **Luthers** Schriften zu leſen, um zu erfahren, wie ſtark ſeine Stimme war. Er ruft: Fürchtet GOtt und nicht den Pabſt! Ihm gebt die Ehre, und nicht dem Thier; das Pabſtthum wird gerichtet, und der Anbruch dieſes Gerichts iſt nun da! — Den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden bethet an, und nicht das Thier, oder die Heiligen, oder gar ihre Bilder! — Der den Himmel gemacht hat, kann ihn auch allein aus Gnaden geben, der die Erde mit ihrer ganzen Einrichtung ſchuf, kann ſie auch allein austheilen an wen Er will; der Pabſt verſchenkt ſie auch, aber mit Unrecht. GOtt iſt der Beherrſcher aller Meere, und aller Quellen; Er iſt HErr über Alles, und ſonſt niemand.

Es iſt bemerkenswerth, daß hier nur **der Theil** der Lehre der Reformatoren angeführt wird, **der Bezug auf das Thier aus dem Meer** hat; denn mit dieſem hat es hier eigentlich die Offenbarung nur zu thun; die evangeliſche Glaubenslehre liegt auch ſchon im Begrif des ewigen Evangeliums.

8. Und ein anderer zweiter Engel folgte, der ſprach: Sie iſt gefallen! Sie iſt gefallen!

Babilon die Groſe! mit dem Wein ihrer Hurerei hat ſie alle Nationen getränkt.

Dieſer zweite Engel mit ſeinem Ausruf zielt auf das, was im 21ſten Kapitel Jeſajä im 9ten Vers ſteht, wo es heißt: **Und ſiehe nun, da kommt ein Wagen mit Männern, und ein paar Reuter, da antwortete er, und ſprach: Babel iſt gefallen! ſie iſt gefallen, und alle geſchnitzte Bilder ihrer Götter liegen zerbrochen auf der Erden.** Dieſe Anwendung auf das neue Babel iſt ſehr paſſend. Wer aber nun dieſer Engel geweſen ſey, darüber ſind die Ausleger nicht einig; mir deucht aber, er ſey leicht ausfündig zu machen; ich werde freilich bei dieſem meinem Fingerzeig vielen Widerſpruch finden, allein das darf ich nicht achten, ich muß der Wahrheit treu ſeyn: Der verachtete, verkannte, und für einen Erzſchwärmer erklärte **Jakob Böhm** iſt dieſer Engel; keiner vor und keiner nach ihm hat ſo laut den Fall des geiſtlichen Babilons bezeugt, und ſo laut von der Lilienzeit (wie er ſich ausdrückt) geweiſſagt. Hätte dieſer hocherleuchtete Mann ſeine Sprache mehr in ſeiner Gewalt gehabt, um ſeine erhabenen Begriffe deutlich vortragen zu können; ſo würden ſeine Schriften gemeinnütziger geweſen ſeyn, und durch Misverſtand nicht ſo viel geſchadet haben; dieß thut aber nichts zur Sache; es giebt viele, die ſie mit großem Nutzen leſen, und es wird eine Zeit kommen, wo er theuer und werth geachtet werden wird. Seine Philoſophie ſöhnt die reine unbefangene Vernunft

nunft ganz mit dem ewigen Evangelio aus, und er folgt als der andere Engel mit Recht auf Luthern. Alle Kapitel ſeiner Schriften rufen: Babel iſt gefallen! ihre Hurerei iſt offenbar, die Zeit der Lilien iſt vorhanden.

9. Und ein anderer dritter Engel folgte ihnen, der ſprach mit großer Stimme: So jemand das Thier und ſein Bild anbethet, und nimmt das Mahlzeichen an ſeine Stirn oder an ſeine Hand,

10. So wird er auch trinken von dem Wein des Zorns Gottes, der unvermiſcht eingeſchenkt iſt in dem Becher ſeines Grimms, und gequälet werden mit Feuer und Schwefel vor den heiligen Engel, und vor dem Lamm,

11. Und der Rauch ihrer Quaal wird in die ewige Ewigkeiten aufſteigen; und diejenigen, die das Thier und ſein Bild angebethet, und das Mahlzeichen ſeines Namens angenommen haben, werden weder Tag noch Nacht ruhen.

Dieſer dritte Engel warnt vorzüglich für der Anbethung des Thiers und ſeines Bildes, und für der Annahme ſeines Mahlzeichens an Stirn oder Hand. Die Drohungen, die er darauf ſetzt, ſind die ſchrecklichſten in der ganzen Bibel; aber das auch mit Recht, denn wer nun noch, nach allem, was der HErr an den Menſchen gethan hat, den Weg **Belials** wandelt, der verdient ſolchen Jammer.

Dieſer Engel bedient ſich des fürchterlichen Bildes, welches ſchon **Jeſajas** und **Jeremias**, Jeſ. 51. V. 17. 22. 23. und Jer. 25. V. 15. bei ähnlichen Gelegenheiten brauchten, nämlich des **Taumelkelchs des Zorns GOttes**, wodurch derjenige, welcher aus ihm trinkt, fernerhin alle Fähigkeit verliert, ſich eines Beſſern zu beſinnen; er taumelt ſeinen Weg zum Verderben fort, und ſtürzt ſich endlich über Hals und Kopf von ſelbſt hinein. Dieſes Bild paßt ganz eigentlich auf die Verehrer des Thiers, dann wann es einmal aus dem Abgrund wird aufgeſtiegen ſeyn. — Und ſagt mir nur einmal aufrichtig, liebe Leſer! haben nicht auch diejenigen aus dem Taumelbecher des Zorns getrunken, und ihre Beſonnenheit verlohren, die durch ihre Aufklärung ſo berauſcht ſind, daß ſie von **Chriſto** und ſeiner herrlichen Erlöſung nichts mehr ſehen oder hören mögen? — das ſind Vorboten einer nahen ſchrecklichen Zukunft.

Das Quälen mit **Feuer** und **Schwefel** iſt zu unſern Zeiten ſo oft verſpottet worden, daß einem ein Eckel anwandelt, wenn man ſich nur daran erinnert; jeder Vernünftige ſieht wohl ein, daß dieß ein Bild iſt, unter welchem die entſetzlichſte Pein der Gottloſen vorgeſtellt wird, und daß von natürlichem Feuer und Schwefel nicht die Rede iſt. Aber Muthwillens voll wollen ſie es nicht wiſſen; ſie träumen ſich einen ſo liebreichen GOtt, der auch die Menſchen nicht

ſtraft,

ſtraft, die ihrer Nebenmenſchen Teufel geweſen ſind, und ſich in allen Laſtern gewälzt haben. — GOtt erbarme ſich ihrer! damit ſie es nicht an ſich ſelbſt erfahren mögen, was dieß Feuer, dieſer Schwefel iſt.

Der Rauch dieſes Qualfeuers wird von einer Ewigkeit zur andern aufſteigen, ſie werden weder Tag noch Nacht Ruhe haben, dieſe Thiersanbeter! — Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob denn dieß ſchreckliche Feuer nie wieder auslöſchen werde? — ſondern wir wollen uns lieber für dem Taumelbecher hüten, damit wir nicht auch hinein taumeln mögen.

Wer nun dieſer fürchterlich warnende Engel ſey? das wird ſich leicht ausfindig machen laſſen.

Durch die Reformation war das ewige Evangelium wieder in jedermanns Hände gekommen; die väterliche Verſehung GOttes hatte die proteſtantiſchen Kirchen von dem ſchweren Joch des Thiers und der **babiloniſchen** Hure befreit, aber ſie fiengen beide bald wieder an, den Weg des Thiers zu wandeln; die Geiſtlichen, und beſonders ſolche, die an der Spitze des Kirchenregiments ſtunden, wurden nun ſelbſt eben ſo viele Päbſte; des Verfolgens zwiſchen **Lutheranern** und **Reformirten**, und des Verketzerns derer, die anders unter ihnen dachten, war kein Ende; man bethete zwar das römiſche Thier und ſein Mahlzeichen nicht mehr an, allein man machte ſich ſelbſt wieder zum Thier, und beſtimmte die Mahlzeichen, die jeder annehmen mußte, wenn er Ruhe haben wollte; —

daher war eine neue Reformation nöthig, und dieſe bewürkten **Arnd**, **Spener**, **Franke**, Graf **Zinzendorf** und andere mehr. Die drei erſten ſind eigentlich die Stifter der Gemeine zu **Philadelphia**, ſo wie **Zinzendorf** der Engel der Gemeine zu **Thyatira** war. Dieſer verkannte, aber theure Mann GOttes kann dieſer dritte Engel deswegen nicht ſeyn, weil er blos auf die Brüdergemeine würkte, die erſten drei aber können Anſpruch auf dieſe Ehre machen, und ich würde am liebſten den ſeligen **Auguſt Hermann Franke** dafür anſehen; denn von ihm rühren eigentlich alle wahre und große Erweckungen dieſes Jahrhunderts her; ihm hat man die ernſte Warnung für allem falſchen Chriſtenthum, und die Ermahnung zum innern wahren Wandel vor GOtt zuzuſchreiben; er bildete als Profeſſor der Gottesgelehrtheit eine Menge frommer Prediger, die allenthalben Funken ſäeten, deren Feuer noch überall in der zerſtreuten **philadelphiſchen** Gemeinde unter den wahren Pietiſten glimmt, und auch nicht auslöſchen wird, bis der Herr kommt.

Das ernſte Ringen nach der Gnade GOttes in **Chriſto**, und die lebhafte Vorſtellung der ſchrecklichen Folgen, die auf einen unwidergebohrnen Geiſt nach dem Tode warten, ſind die Hauptprinzipien des wahren Pietismus, und auch der Geiſt des Buchſtabens, den hier der dritte Engel ausruft.

Wer mit der Erweckungsgeſchichte dieſes Jahrhunderts bekannt iſt, der weiß, wie mächtig Frankens Geſinnung in **Holland**, **England**, **Teutſch-**

land

land und in den nordiſchen Reichen würkte; und allenthalben ahnte man den nahen Fall Babels, und die darauf folgende Zukunft des HErrn.

12. **Hier iſt die Ausharrung der Heiligen, welche die Gebote GOttes und den Glauben an JEſum bewahren.**

13. **Und ich hörte eine Stimme aus dem Himmel zu mir ſagen: Schreibe! — Glücklich ſind, die im HErrn geſtorbene Todten von jetzt an! — Ja! ſpricht der Geiſt: Damit ſie ausruhen von ihren Mühſeligkeiten; darum folgen ihre Werke mit ihnen.**

Dieſe zween Verſe ſind ſehr merkwürdig: Der 12te gehört noch zum Ausruf des dritten Engels; hier gilt es Ausharrens, die Bosheit wächſt zuſehends, und der HErr verzeucht mit ſeiner Zukunft; aber diejenigen, welche die Gebote GOttes halten, und von Herzen an Chriſtum glauben, die ſind heilig, und dieſe werden in der Geduld bewährt erfunden werden; beſonders da nun jetzt die letzten göttlichen Gerichte über die verdorbene Chriſtenheit im Anzug ſind, und ausharrende Geduld nöthiger und wichtiger ſeyn wird, als jemals.

Mit dem 13ten Vers geht aber nun ein neuer Abſchnitt an: Denn von hier an richtet die erhabene Offenbarung ihren Seherblick auf den Beſchluß, nämlich auf das Gericht über das Thier und die babyloniſche Hure, und dann auf den herzerhebenden Ge-

ſangenſtand der Erwartung aller Frommen, auf die Zukunft des Siegers mit den vielen Kronen, und auf die Gründung ſeines Reichs; ein Blick, der uns tröſten kann über allen Jammer, den wir erleben und noch erleben werden.

Johannes hört eine Stimme aus dem Himmel, die ihm das Schreiben der Worte anbefiehlt, die ſie ihm zu ſagen hat. Er hatte zwar bisher alles aufgeſchrieben, was er geſehen und gehöret hatte, aber dieſe Worte ſollten ja nicht vergeſſen, ſondern gleichſam als ein Nota bene eingeſchaltet werden. Der Sinn dieſes Nota bene iſt folgender:

Von nun an werden die göttlichen Gerichte mit Gewalt einbrechen; forthin wirds in der Chriſtenheit wenig Ruheſtunden mehr geben, Jammer wird auf Jammer folgen, bis der HErr kommt; darum iſt niemand glückſeeliger, als diejenigen, die im HErrn ſterben, und ſo vor dem Unglück weggeraft werden; denn weil ſie richtig gewandelt haben, ſo folgen ihnen auch ihre Werke nach, darum kommen ſie zum Frieden und ruhen in ihren Kammern. Jeſ. 57. V. 1. 2. Dieß ſpricht der Geiſt des HErrn und bekräftigt es mit der Betheurung: Ja! Fürwahr!

Der ſeelige Bengel hat in ſeinen Schriften dieſe himmliſche Stimme nachgehallt, er war ihr Echo — darum ruht er nun auch ſanft in ſeiner Kammer bis zur erſten Auferſtehung.

14. Und ich ſahe, und ſiehe! eine weiße Wolke, und auf der Wolke einen ſitzen, der einem Menſchenſohn ähnlich war; auf ſeinem Haupte hatte er eine goldene Siegerkrone, und in ſeiner Hand eine ſcharfe Sichel.

15. Und ein anderer Engel kam aus dem Tempel, und rief mit groſſer Stimme dem, der auf der Wolken ſaß: Lang zu mit deiner Sichel und ernde! denn die Stunde zu ernden iſt gekommen, weil die Ernde der Erden durre geworden iſt.

16. Und der auf der Wolken Sitzende ſchwung ſeine Sichel über die Erde, und erndete die Erde.

Hier werden nun die ſeeligen Toden, die im HErrn ſterben, geerndet; ſie haben mit Thränen geſäet, ſie giengen hin und weinten, und trugen edlen Saamen, hier kommen ſie nun mit Freuden und bringen ihre Garben.

Der Engel, welcher auf der weiſſen Wolken ſitzt, iſt der frohe Todesbote, der Heimführer aller ſeeligen Geiſter, der Todesengel der Frommen; er ruht auf einer weiſſen Wolke, die weder mit Donner noch mit Blitz ſchwanger iſt, ſondern zum Triumphwagen, zur ſeeligen Heimfahrt dient; er ruht auf derſelben mit ſeiner ſcharfen Sichel, bis ihm befohlen wird, daß er dieſen oder jenen ernden ſoll; ſeine Siegerkrone trägt er deswegen, weil er lauter Käm-

pfer

pfer abholt, die geſiegt haben. Sein Ernden mag ſich wohl vorzüglich auf Blutzeugen beziehen, wiewohl auch die, welche eines natürlichen Todes im HErrn ſterben, nicht von ſeiner Sichel ausgeſchoſſen ſind.

Er ruht und harrt auf Befehl, dieſer kommt nun: Derjenige, der im Tempel im Allerheiligſten thront, ſendet einen Tempelengel, einen Engel der innern Zulaſſung, einen himmliſchen Leviten, dieſer ruft mit großer Stimme, er ſolle nun ernden; es ſey hohe Zeit; denn die Ernde ſey dürre geworden.

Auch dieſer ruft mit **großer** Stimme; alles treibt und drängt ſich nun zum Ziel, **überall** große Stimmen, Drang und Thätigkeit.

Das Bild von der Ernde iſt dem Geiſt der Weiſſagung ſehr geläufig, auch **Chriſtus** bedient ſich oft deſſelben. Hier wird die **Getraiderndte** verſtanden, welche auch am gewöhnlichſten die Hieroglyphe derer, die im HErren ſterben, iſt. S. Matth. 13. V. 30. Der folgende Engel aber herbſtet den Wein, folglich kann dieſe Ernde nicht auch auf die Weintrauben gehen, ſondern auf die Saatfelder des großen Hausherrn.

Dieſer Erndengel hat ſchon ſeit der Reformation her manche wichtige Garbe in des HErrn Scheuer geliefert; aber die Aufforderung, von der hier die Rede iſt, geht auf unſere Zeiten. In **Frankreich** war die Ernde dürre, und es war Zeit, daß der Engel

gel mit der Sichel kam. Hier ſchwung er ſie vom Thron an bis in die ärmſten Hütten, und bis zu den Säuglingen in der Wiegen.

König Ludwig der Sechzehnte wurde in ſeinem langwierigen Gefängnis überreif, und zur vollwichtigen Garbe; er blickte zu den Sternen hinauf, als er auf dem Blutgerüſte ſtand, und ſprach wie ſein Erlöſer: HErr verzeihe meinem Volk! — Sagt, liebe Leſer! ob ein Menſch ſo ſprechen kann, der nicht vom Geiſt JEſu Chriſti durchdrungen iſt? — Von ihm an wurden Millionen unſchuldiger Menſchen durch die erſchrecklichſten Anſtalten geerndet, und in die Scheuern geſammelt; auf Frankreichs Acker iſt die volle Ernde angegangen, und es wird auch an die übrigen Felder des HErrn in der Chriſtenheit kommen, darum haltet euch bereit, Brüder! mit Bethen und Wachen.

17. **Und ein anderer Engel gieng aus dem Tempel, der im Himmel iſt, auch dieſer hatte ein ſcharfes krummes Meſſer.**

18. **Und ein anderer Engel gieng aus dem Altar heraus, er hatte Gewalt über das Feuer, und er rief mit einem großen Schrey dem, der das ſcharfe krumme Meſſer hatte, und ſprach: Lang zu mit deinem ſcharfen Meſſer, und lieſs die Trauben des Weinbergs der Erden, weil ſeine Beeren reif ſind.**

19. Und

19. Und der Engel ſchwung ſein krummes Meſſer auf die Erde, und laß den Weinberg der Erden, und warf es in die Kelter des großen Zorns GOttes.

20. Und die Kelter wurde auſſerhalb der Stadt getretten, und das Blut gieng aus der Kelter bis zu den Pferdezäumen, durch tauſend ſechs hundert Stadien.

Der vorige Engel erndete die Frommen, dieſer aber nun die Gottloſen: Denn es heißt im 19ten Vers, er habe die geleſenen Trauben in die Kelter, in die Moſterbütte des großen Zorns GOttes geworfen — dieß kann nur von den böſen Menſchen verſtanden werden.

Im Tempel, der im Himmel iſt, gehen die Prieſterengel aus und ein, ſie warten des Gottesdienſtes, und richten die Befehle des HErrn aus; hier kommt nun wieder einer mit einem krummen ſichelförmigen Rebenmeſſer zum Vorſchein, und erwartet den Wink zum Herbſten; dieſer wird ihm bald gegeben; denn der Engel, welcher die Aufſicht über das Feuer auf dem Altar hat, damit es nicht verlöſche, kommt vom Altar her, und ſchreyt auch mit großer Stimme, weil ſein Auftrag eilig und dringend iſt, er ſolle ſich geſchwind ans Traubenleſen geben, weil auch ſie reif, der Weinberg der Erden zeitig ſey. Die Seelen der Blutzeugen unter dem Altar ſollen einen Zeitlauf warten, bis ihre Brüder, welche auch noch ſo wie ſie geopfert werden würden, hinzukämen. Kap. 6. V. 9 bis 11. Dieſer Engel aus dem Altar weiß das — er weiß, daß nun dieſer Zeitlauf anfängt, ein Ende zu nehmen, und da er Antheil am Schickſal der Seelen unter dem Altar nimmt, ihren Zuſtand gern verbeſſert ſieht, ſo ſchreit er mit großer Stimme; er verlangt dieß höchſtgerechte Opfer, und hat dazu das Feuer unterhalten.

Das Bild von der Zornkelter iſt aus dem Propheten Jeſaias genommen; in ſeinem 63ſten Kapitel kommt ein Geſpräch zwiſchen dem großen Keltertreter und einem andern vor, der ihn fragt, warum ſeine Kleider ſo roth ſeyen?

Dieß Gemälde iſt fürchterlich, aber treffend. — Den Anfang **auch davon** haben wir ebenfalls in **Frankreich** erlebt: Dieſes Land oder dieſe Nation war bisher in allem die Erſte in **Europa**; daher iſt ſie auch in jedem Sinn am erſten reif geworden. Beide Erndengel machen da den Anfang; wenn ſie durch die ganze Chriſtenheit fertig geworden, ſo wird der HErr ſelbſt erſcheinen, und dem Ernden und Keltertretten ein Ende machen. Kap. 19. V. 15. Hatte der vorige Engel in **Frankreich** die Frommen geerndet und in des HErrn Scheune geſammelt, ſo wirft nun dieſer die gottloſen und zum Gericht reifen Sünder in die Kelter des Zorns GOttes.

Wer die Greuel alle, die in **Lion**, in der **Vendee**, in **Paris**, und an ſo vielen Orten in Frank-

Frankreich, ſeit ſechs Jahren vorgegangen ſind, geleſen hat, der wird das Bild von der Zornkelter GOttes nicht übertrieben, ſondern ſehr paſſend finden; nimmt man nun noch alle die mörderiſchen Schlachten dieſes einzigen Kriegs in ſeiner Art dazu, ſo kann man nicht mehr zweifeln, daß dieſe Weinleſe angefangen habe. — Wann ſie aber in Frankreich endigen? wo ſie nun zuerſt wieder anfangen? und welche Weingarten nach einander vorgenommen werden ſollen? das muß die Zeit lehren. Jeder hüte ſich, daß er dieſem Engel nicht unter ſein krummes Rebmeſſer falle!

Der heilige Seher mahlt dieß ſchreckliche Bild noch ſtärker aus: Es kam ihm vor, als wenn der Blutſtrom, der aus der großen Kelter quoll, gleich vor derſelben den Pferden bis an die Zäume, bis ans Gebiß gegangen ſey — dieß überzeugt uns von zween wichtigen Stücken:

1) Daß dieß ſchreckliche Gericht durch Krieg — denn nur dazu brauchten die Morgenländer die Pferde — und nicht durch Krankheiten oder Hungersnoth ausgeführt werden ſoll; und

2) daß dieß Blutbad ungeheuer, unglaublich und ohne Beiſpiel ſeyn werde. Ja warlich! ſchon der Anfang hat in der ganzen Geſchichte ſeines gleichen nicht.

Endlich kommt es ihm dem Augenmaas nach ſo vor, als wenn der Blutſtrom 1600 Stadien weit gefloſ-

gefloſſen wäre; das macht ungefehr vierzig teutſche Meilen aus. Schrecklich! Schrecklich! HErr erhalte uns und unſere Kinder und Freunde! — und das wirſt du gewiß, wenn wir dir nur treu bleiben!

Dieſe beiden Erndengel ſetzen nun ihr Herbſtgeſchäfte ſo fort, wie ſie es angefangen haben, bis der HErr kommt. Da giebt es zwar zuweilen Pauſen, aber ſie währen nicht lang. Häuſer, und Kirchen und Palläſte auf Jahrhunderte hin zu bauen — große Plane zum Glück ſeiner Kinder und Kindeskinder zu machen — und große Güter zu erwerben, dazu haben wir keine Zeit mehr; jetzt kann man nichts beſſers thun, als ſich ehrlich mit den Seinigen ernähren, ruhig und geduldig ausharren, und mit groſſem Ernſt, mit Furcht und Zittern, ſeiner Seelen Seeligkeit zu ſchaffen; wer dieß thut, dem wirds in jedem Fall wohl gehen, und er darf ſich in der nahen Zukunft eine Glückſeeligkeit verſprechen, die er ſich in ſo hohem Grad jetzt nicht vorſtellen kann.

* * *

Das funfzehnte Kapitel.

1. Und ich ſahe ein anderes großes und wunderbares Zeichen im Himmel: Sieben Engel, welche die ſieben letzten Plagen hatten; denn durch ſie wird der Zorn GOttes vollendet.

2. Und ich ſahe etwas, wie ein gläſernes, mit Feuer gemiſchtes Meer; und diejenigen, welche über das Thier und über ſein Bild, und über die Zahl ſeines Namens geſiegt hatten, an dieſem gläſernen Meer ſtehen, und Harfen GOttes haben.

In dem ſo eben abgehandelten 14ten Kapitel ſind die leiblichen Gerichte der letzten Zeit geſchildert worden, hier folgen nun auch die geiſtlichen; dieſes 15te enthält die Vorbereitung dazu, und das folgende 16te die Ausführung. Daß die ſieben Zornſchalen würklich auf die moraliſchen Verhältniſſe gehen, das wird ſich in der Erklärung ſelbſt deutlich zeigen.

Johannes nennt den Auftritt, den er jetzt zu ſehen gewürdigt wird, groß und wunderbar. — Die Majeſtät der Anſtalten, und das Geheimnisvolle, das er darinnen bemerkt, bringt ihn zu dieſem Ausdruck.

druck. Er ſieht ſieben Engel, welche dazu beſtimmt ſind, in ſieben ſchweren Plagen den Zorn GOttes und ſeine letzten Gerichte über das Reich der Finſterniß auszuführen und zu vollenden. Ehe aber dieſe Engel in Thätigkeit geſetzt werden, geht wieder eine Jubelfeier vorher. Dieß haben wir immer in der Apokalypſe bemerkt, ſo oft ein erhabener Plan gegen die Feinde des HErrn ausgeführt werden ſollte, ſo oft feierte der Himmel.

Der heilige Seher bemerkt nun wieder **das gläſerne Meer**, Kap. 4. V. 6. aber er findet jetzt etwas Neues darinnen, es kam ihm vor, als wenn es mit Feuer vermiſcht wäre. Man leſe, was ich an eben gedachter Stelle über dieſes Meer geſagt habe; dieß Feuer bedeutet die Eigenſchaft, welche nun dieſe Waſſer des Lebens angenommen haben: Bei den Gottloſen und Thiersanbethern erregt es Grimm und Wuth gegen alles, was heilig iſt; es eröfnet in ihnen den Zornquell zum ewigen Verderben, und macht ſie entzündbar für den Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt; bei den Frommen aber wärmen dieſe **Feuerwaſſer**, machen fruchtbar in guten Werken, ſtärken die Liebe und den Ernſt zum Kampf durch Bethen und Wachen. Wie dieſes ſtarke Getränke, dieſer Spiritus den menſchlichen Geiſt findet, ſo würkt es in ihm — den einen berauſcht es bis zur Wuth, den andern ſtärkt es zum ewigen Leben.

An dieſem Meer ſtunden nun neue Harfenſpieler: Diejenigen, welche der erſte Engel mit der Sichel, nach dem vorigen Kapitel, geerndet hätte, bringen hier ihr Lob- und Dankopfer für die Gnade der Ueberwindung; ſie haben weder das Thier, noch ſein Bild, noch die Zahl ſeines Namens angebethet, ſondern alle Verſuchungen dazu beſiegt, deswegen ſind ſie nun hier in ſtolzer Ruhe und in ewiger Sicherheit, dieß bewegt ſie, dem HErrn, der ſie ſo mächtig errettet, ſo väterlich geleitet, und nun zu überſchwenglicher Herrlichkeit geführt hat, herzlichen und innigen Dank zu ſingen; dazu hat man ihnen auch himmliſche Inſtrumente, **Gottesharfen** gegeben, welche beſſer klingen, als die verſtimmten, zerbrechlichen Werkzeuge, die ſie hienieden ſo oft an die Trauerweyden aufhängen und weinen mußten.

3. Und ſie ſungen das Lied Moſe, des Knechts GOttes, und das Lied des Lamms, und ſprachen: Groß und wunderbar ſind deine Werke, HErr, GOtt, Allherrſcher! gerecht und wahrhaftig ſind deine Wege, König der Nationen!

4. Wer ſollte dich, o HErr! nicht fürchten, und deinen Namen nicht verherrlichen? — denn du biſt einzig heilig! denn alle Nationen werden kommen und vor dir anbethen, denn deine gerichtliche Entſcheidungen ſind bekannt gemacht worden.

Hier folgt nun der ſummariſche Inhalt deſſen, was die Harfenſpieler ſungen. Das Lied Moſe, deſſen hier gedacht wird, iſt nicht dasjenige, welches 5 Moſ. 32. ſteht, ſondern das, welches geſungen wurde, als die Kinder Iſrael glücklich und durch ein Wunder durchs rothe Meer gegangen und den Egyptern entronnen waren, es ſteht 2 Moſ. 15. Dieſer Geſang ſchickt ſich eben ſo für die Sänger am gläſernen Feuermeer, wie für jene am rothen Meer. Die übrigen Lobſprüche in dieſem 3ten Vers kommen auch Pſ. 111. V. 2. 139. V. 14. und 145. V. 17. vor.

Daß die Werke des HErrn groß und wunderbar ſind, das können die mit vollem Recht ſagen, die den letzten großen Kampf durchgekämpft haben; daß er der **Allherrſcher**, der **Alleserhalter** ſey, das können ſie aus Erfahrung ſingen. — Er iſt der König der Nationen, das beweiſet Er in ſeinem Sieg über die letzten ungeheuern Mächte des Unglaubens und der Finſternis; gerecht ſind die Wege, die Er die Menſchen führt, denn Er belohnt ſeine Getreuen, und ſeinen Widerſachern vergilt Er, ſo wie ſie es verdient haben; aber ſeine Führungen ſind auch wahrhaftig, Er bleibt immer dem Plan getreu, den Er von Anfang der Welt an entworfen, und von jeher ausgeführt hat.

Die Worte des 4ten Verſes finden ſich auch Jer. 10. V. 7. wo es heißt: **Man ſollte dich nicht fürchten, du König der Heiden? — denn es kommt dir zu; weil doch unter allen Arten der Heiden, und in ihrem ganzen Königreich dir niemand gleich iſt.** Und Pſ. 86. V. 8 — 10.

ſagt der königliche Dichter: **Unter den Göttern iſt Dir, o HErr! niemand gleich; da iſt nichts, das Deinen Werken ähnlich iſt; alle Heiden, HErr! die Du gemacht haſt, ſollen kommen, und ſollen ſich vor Deinem Antlitz niederbeugen, und Deinen Namen ehren; denn Du biſt groß, und thuſt Wunderwerke, Du allein biſt GOtt!** und der Prophet Jeſajas weiſſagt endlich auch Kap. 66. V. 23. **Und es ſoll geſchehen, daß von einem Neumond zum andern, und von einem Sabbath zum andern, alles Fleiſch kommen ſoll, um anzubethen vor meinem Angeſicht, ſpricht der HErr!**

Ich hab mehrmals bemerkt, daß die hohe Offenbarung die Weiſſagungen des alten Teſtaments gleichſam in einen Geſichtspunkt bringt und bekräftigt; ſie iſt die Summe aller Weiſſagungen der heiligen Schrift, in ſo fern ſie auf die letzten Zeiten gehen.

Wer ſollte dich nicht fürchten, ſagen die Harfenſpieler, Du Alleinheiliger! der Du ſo mächtig biſt? — Wer ſollte Dich nicht preiſen, da Du alles ſo herrlich ausführſt? — Dein Reich iſt nahe, nun iſt es an dem, was die alten Propheten ſo lange geweiſſagt haben, daß alle Nationen Dich erkennen und Dich anbethen werden.

5. **Und nach dieſem ſahe ich, und der Tempel der Hütte des Zeugniſſes im Himmel wurde eröfnet.**

6. Und die ſieben Engel, welche die ſieben Plagen hatten, giengen aus dem Tempel heraus; ſie waren mit reinem glänzendem Leinwand bekleidet, und ihre Bruſt mit goldnen Gürteln umgürtet.

Hier fängt nun die große Szene an: Erſt wird der Tempel der Hütten des Zeugniſſes, der im Himmel iſt, geöfnet; dieſe iſt das Urbild, nach welchem Moſe arbeiten laſſen mußte. 2 Moſ. 25. V. 40. Der Tempel, den Johannes im Himmel ſahe, war alſo mehr der Stiftshütten ähnlich, als dem Tempel zu Jeruſalem; das iſt aber auch natürlich, denn noch pilgert das Heerlager des HErrn hienieden in der Wüſten; wenn einmal das Reich GOttes angegangen, oder gar das neue Jeruſalem hernieder gefahren iſt, dann giebt es einen andern Tempel, oder auch gar keinen mehr. Kap. 21. V. 22.

Aus der geöfneten Stiftshütte treten nun ſieben Engel im prächtigen Prieſterſchmuck hervor; denn ſie ſollen eine ſehr wichtige und feierliche Verrichtung übernehmen; ſie ſollen das geiſtliche Bann- und Fluchwaſſer über diejenigen ausgießen, die ſich durch eine beinahe ſechstauſendjährige Belehrung nicht haben unterweiſen laſſen wollen, ſondern dem Geiſt der Wahrheit immer entgegen ſtrebten; dieſe Engel ſollen nun das ſchreckliche Gericht der Verſtockung, der göttlichen Verlaſſung und der Einweihung zum ewigen Jammer ausführen.

Schrecklich! ſchrecklich ſind dieſe Gerichte! aber dem ungeachtet gerecht: Denn wer doch auch alle Mitkel zu ſeiner Seeligkeit kennt, und ſie doch muthwillig von ſich ſtößt — oder ſo gar ſittlich geworden iſt, daß ihn alles aneckelt, was nur zu GOtt und Chriſto führt — ſagt! was bleibt für einen ſolchen übrig? — Wenn GOtt alle Mittel angewendet hat, den ſündigen Menſchen zu retten, wenn er ihm Zeit gnug gab, ſich zu beſinnen und zu bekehren, was ſoll er denn noch mehr thun? — Endlich muß er denn doch einmal fühlen, was es heiße, die Gnade Gottes auf Muthwillen ziehen, damit er durch die ſchweren Läuterungsfeuer der troſtloſen dunkeln Ewigkeit, vielleicht, endlich GOtt und ſich ſelber kennen lernen möge.

7. Und eins von den vier lebendigen Weſen gab den ſieben Engeln ſieben goldene Trinkſchaalen, angefüllt mit dem Zorn des in die ewige Ewigkeiten lebenden GOttes.

8. Und der Tempel wurde mit dem Dampf der Herrlichkeit GOttes und ſeiner Macht angefüllet, und niemand konnte in den Tempel hineingehen, bis die ſieben Plagen der ſieben Engel ausgeführt waren.

Daß die vier lebendigen Weſen die vier Urkräfte der geſammten moraliſchen Natur ſeyen, hab ich oben in der Erklärung des vierten Kapitels weitläuftig ausgeführt. Da nun hier ein ſchweres Gericht über einen Theil der Menſchheit, der in der moraliſchen oder ſittlichen Verſchlimmerung — nach unſerem Sprachgebrauch müßte ich Verfeinerung oder Aufklärung

ſagen —

ſagen — bis ans Ziel des vierten Grades geſunken iſt, ergehen, dieſen verworfenen und unverbeſſerlichen Menſchen der Stab gebrochen werden ſoll, ſo iſt es auch ſchicklich, daß der vollendende, ſiegende Adlerſeraph Kap. 4. V. 7. die ſieben Schaalen giebt, und ſie mit dem Zorn GOttes anfüllt; denn daß dieſes vierte lebendige Weſen hier gemeint ſey, dünkt mir ſehr wahrſcheinlich zu ſeyn.

Das Wort Phiala, welches gewöhnlich durch Schaale überſetzt wird, bedeutet eigentlich einen flachen Trinkbecher, deſſen Rand rückwärts gebogen iſt, ungefehr ſo, wie eine umgekehrte Glocke; dieſe Schaalen ſind golden, denn ſie gehören zum Tempelgeräthe, welches nicht verroſten darf, ſondern immerwährend und beſtändig ſeyn muß.

Dieſe Schaalen füllt der Adlerſeraph mit dem Zorn des GOttes an, der in die Unendlichkeit nie ſtirbt, ſondern in die ewige Ewigkeiten lebt, wo alſo keine Hofnung iſt, daß dieſer Zorn je aufhören werde, ſo lang die Urſache währt, die ihn erregt.

Ich werde hoffentlich doch wohl nicht nöthig haben, meine Leſer zu erinnern, daß alle dieſe Vorſtellungen vom Zorn GOttes uneigentlich verſtanden werden müſſen; GOtt iſt unveränderlich und die ewige Liebe, aber eben dieſe göttliche Natur wird zur Qual, und in dem Grad zum Zornfeuer, in welchem ſich ein Weſen in eine entgegengeſetzte Natur verwandelt; was den Engeln und Heiligen Element der Seligkeit iſt, das nämliche iſt den böſen Weſen Element der Qual

Qual und des Jammers. Alle bibliſche Bilder und Ausdrücke richten ſich nach der Vorſtellungsart der Menſchen.

Der achte Vers enthält eine ſehr ſonderbare Bemerkung: Der ganze Tempel iſt voll Dampf von der **Herrlichkeit** und von der **Gewalt** des HErrn; denn jetzt zeigen ſich dieſe beiden Eigenſchaften in ihrer furchtbaren Größe; ſo wie Glanz, Glut und Dampf eines im höchſten Grad verzehrenden Feuers den Zutritt; die Annäherung eines Weſens, das nicht feuerbeſtändig iſt, ohne es zu zerſtören, nicht zulaſſen, ſo darf ſich auch hier kein endliches Weſen der erzürnten und über die Menſchen höchſt ungnädigen Gottheit ſo lange nähern, bis durch die Ausführung der ſieben Plagen dieſer Zorn geſtillt, der Gerechtigkeit GOttes ein Genüge geſchehen iſt.

Wir leben in der Zeit der ſieben Zornſchaalen — jetzt iſt der Tempel voll Dampf — HErr erbarm Dich unſer!

◆

Das ſechzehnte Kapitel.

1. Und ich hörte eine große Stimme aus dem Tempel zu den ſieben Engeln ſprechen: Geht hin! gießt die ſieben Schaalen des Zorns GOttes auf die Erde aus.

2. Und der Erſte gieng hin und goß ſeine Schaale auf die Erde aus; und es entſtund ein ſchlimmes böšartiges Geſchwür an den Menſchen, welche das Zeichen des Thiers hatten und ſein Bild anbetheten.

3. Und der zweite goß ſeine Schaale ins Meer aus, und es war Blut wie eines Todten, und jede lebendige Seele im Meer ſtarb.

Nun beginnt das groſſe und letzte ſiebenfache Gericht über die grundverdorbene Chriſtenheit; nach Vollendung deſſelben iſt dann keins mehr übrig, als dasjenige, welches die babiloniſche Hure, und dann endlich das Thier und den falſchen Propheten wegtilgt; dieß trift aber mit der Vollendung der Plage aus der ſiebenten Schaale zuſammen.

Eigentlich fängt die Würkung der Schaalen mit dem Sinken des Thiers aus dem Meer, und dem

Beginn

Beginn des großen Kampfs an, läuft mit dieſem gleichzeitig fort, und hört auch mit ihm auf.

Johannes hörte eine große Stimme aus dem Tempel; es war der ewiglebende erzürnte GOtt ſelbſt, der da rief; denn nach dem achten oder letzten Vers des vorigen Kapitels konnte ja niemand in den Tempel gehen, folglich war auch niemand darinnen, als der HErr ſelbſt. Dieſe Stimme gab den Befehl zur Ausführung der göttlichen Strafgerichte; dem zufolge goß alſo der erſte Engel ſeine Schaale auf die Erde aus.

Nach dem, was ich ſchon hin und wieder angemerkt habe, bedeutet die Erde im prophetiſchen Wort einen Staat, der ſeine geſetzliche, regelmäßige, bürgerliche Verfaſſung hat; in dieſem kann nun das Bild entweder die Menſchen ſelbſt, oder auch andere Gegenſtände vorſtellen, welches dann aus der beſtimmteren Auszeichnung des Bildes, oder deſſen Anwendung gefolgert werden muß. Hier ſteht nun ausdrücklich, daß die Menſchen, welche das Zeichen des Thiers hätten und ſein Bild anbetheten, von dem Ausgießen der erſten Schaale böſe Geſchwüre bekommen hätten, folglich trift dieſe Schaale auch allerdings die Menſchen, und es kommt nur darauf an, zu wiſſen, was dieſe bösartigen Geſchwüre ſind? ſo iſt die Hieroglyphe der erſten Schaale enthüllt.

Die ſieben Zornſchaalen bedeuten unſtreitig die letzten Gerichte GOttes über die abendländiſche, oder auch über die ganze Chriſtenheit überhaupt; da nun aus

aus dem vorhergehenden und aus dem ganzen Zuſammenhang der hohen Offenbarung erhellet, daß dieſe Gerichte ſchon ihren Anfang genommen haben, ſo iſt klar, daß die Schaale des erſten Engels den **Geiſt der Revolution** enthalte, und daß dieſer ſie in die bürgerliche Verfaſſung der **europäiſchen** Chriſtenheit im Jahr 1789 ausgegoſſen habe!!! — Dieſes Bild wird ganz vorzüglich treffend, ſo bald man einen ſolchen Revolutions-ſüchtigen Menſchen näher beleuchtet: Das eigentliche Thier iſt **Selbſtherrſchſucht**; zu **Rom**, oder nach dem Aufſteigen aus dem Meer, bediente es ſich des **Aberglaubens** zum Mittel, und bei dem Aufſteigen aus dem Abgrund dient ihm der **Unglaube**. Die Thiersanbeter ſind alſo entweder würkliche Glieder der römiſchen Kirche, und als ſolche allgemein herrſchſüchtig, oder ſie ſind **ungläubige** Proteſtanten, die ihr Stolz und Eigendünkel nach ungebundener Freiheit lechzend, und in ihren eigenen Augen zu herrſchen würdig gemacht hat; dieſe ſind alſo Anbether des nahen Thiers aus dem Abgrund, und ſein geiſtliches Mahlzeichen, **die falſche Aufklärung**, tragen ſie an Stirn und Hand, durch **Denken, Reden und Schreiben**. Jene Anbether aus der römiſchen Kirche ſind nichts weniger als katholiſche Chriſten, ſondern eben ſo gut aufgeklärte Ungläubige, wie dieſe, im Grund alle dazu geeignet, um getreue Anhänger des Thiers aus dem Abgrund zu werden.

Es iſt erſtaunlich, wie mächtig dieſe erſte Zornſchaale gewürkt hat: Da, wo ſie die Herzen zum

Em-

Empfang des Revolutionsgeiſtes vorbereitet fand, da erregte ſie alſofort das böſe, eiternde, unheilbare Geſchwür der **Revolutions- und Empörungsſucht**; durch alle die ſchrecklichen Folgen derſelben, die wir erlebt haben, ſind dieſe bedauernswürdigen Menſchen nicht geheilt worden, ſondern ihr Geſchwür im Herzen eitert beſtändig fort, und dieſer Eyter vergiftet dergeſtalt alle Säfte des ſittlichen Lebens, daß auch ſonſt gute geſittete Menſchen wütend und grauſam geworden ſind, und in ihrer Raſerei Thaten ausgeübt haben, für denen die Menſchheit zurückbebt.

Wer kann all den Jammer überſehen, den dieſe Zornſchaale noch bewürken wird! —

Der zweite Engel goß ſeine Schaale **ins Meer**; — wenn man dieſes im Gegenſatz des prophetiſchen Sinns des Bildes **der Erde** annimmt, ſo muß es ein unordentliches Gewirre von mancherlei Nationen, Völkern und Sprachen bedeuten. Kap. 17. V. 15. Dieſe Auslegung kann man hier ſchon gelten laſſen; doch wird die Hieroglyphe noch deutlicher und treffender, wenn man unter dem Bild des Meers die Länder in und an dem Meer, welche beſonders vom Seehandel leben, und deren politiſche Verfaſſung auch darauf vorzüglich eingerichtet iſt, mit einem Wort, **die Seemächte** verſteht; **Italien** wird auch oft durch das Meer vorgeſtellt, weil es im Meer liegt, daher kann auch dieſes dazu genommen werden.

Ueber dieſe Seemächte und Meeresbewohner goß alſo der zweite Engel ſeine Zornſchaale aus.

Ehe ich weiter gehe, muß ich noch eine nothwendige Erläuterung einſchalten: Allen ſieben Engeln werden ihre Schaalen mit dem Zorn GOttes angefüllt — dieß müſſen wir ſo verſtehen: Sie bekommen den Auftrag, unbedingten Gehorſam gegen GOtt, gegen Chriſtum, gegen die ordentliche Obrigkeiten, gegen göttliche und menſchliche Geſetze, und Fügung in jede bürgerliche Ordnung und Verfaſſung, unter Androhung ſchwerer Strafen, durch die gewöhnlichen Wege der göttlichen Regierung von den Menſchen zu fordern; dieſe Forderung wird hier der Zorn GOttes genannt, und das mit Recht; denn wenn ein erzörnter Monarch ſeinen untreuen und ungehorſamen Unterthanen geſchärfte Mandate bekannt macht, und ihnen im Fall der Beharrung in ihrer Widerſetzlichkeit mit ſchweren Strafen droht, ſo kann man ja ſagen, er gieße ſeine Zornſchaale über das rebelliſche Volk aus; — beſonders wenn dann auch die angedrohte Strafe zugleich mit ausgeführt wird. So wie nun die ſieben Engel dieſen Befehl ausrichten, ſo bewürken ihre Schaalen bei den getreuen Anhängern der Religion Gottesfurcht und Anwendung mehreren Ernſtes in dem Schaffen ihrer Seeligkeit; bei den Anbethern des Thiers aber entſteht Wuth und Empörung, denn ihr ganzer Geiſt ſtrebt nach Abſchüttelung aller Banden des Gehorſams gegen irgend ein Weſen, und jetzt wird ihnen nun noch gar das Gewiſſen mit ſtrengen Forderungen eines genauen Gehorſams gegen GOtt und Chriſtum geſchärft — das iſt ihnen unerträglich, und ſo entſteht dann die Revolutionsſucht. Jetzt iſt begreiflich, wie heilige Prieſterengel GOttes durch Ausgießung ihrer Schaalen den Greuel der Revolution unter den Menſchen wecken können, ohne daß weder dem heiligen und liebevollen GOtt, noch auch ſeinen Engeln, etwas unanſtändiges zugeſchrieben wird.

Es erhellet aber auch zugleich aus dieſer Erläuterung, daß die Zornſchaalen um ſo viel heftigere und bittere Würkung thun müſſen, je ſtrenger, deſpotiſcher und ungerechter die Obrigkeiten herrſchen; dieſen ſind daher dann auch jene Schaalen ein ſchrecklicher Kelch des Zorns GOttes, den ſie bis auf die Hefen austrinken müſſen. Der Chriſt gehorcht immer, ſo lang man ihm nichts befiehlt, das der Lehre ſeiner Religion, das iſt, den Geboten GOttes und Chriſti zuwider läuft, und auch dann greift er nicht zu den Waffen, ſondern leidet, was ihm aufgelegt wird, aber er gehorcht nicht, ſondern ſtirbt lieber; hingegen der Anbether des Thiers iſt ſchon darüber aufgebracht, daß es höhere Stände unter den Menſchen giebt, als der ſeinige, denen er Ehrerbietung erzeigen und ihnen gehorchen ſoll; daher erklärt er alle Menſchen für gleich, aber denen, die unter ihm ſind, iſt er ein ſtrenger Deſpote. Daß es einen GOtt giebt, das mag ſeinetwegen ſeyn, der hindert ihn nicht; aber Chriſtus, ein Menſch wie er, der will die ganze Menſchheit beherrſchen, will gar GOtt ſeyn — nein! das kann er nicht ertragen, das empört ſein Herz — und da er wohl fühlt, daß Chriſtus denn doch wohl recht haben, auch wohl GOtt ſeyn könne, und daß es niemand beſſer zu ſeyn verdiene als Er, ſo möchte er raſend werden, er ſpeit Giſt und Galle gegen **Chriſtum** und ſeine Religion, und wehe denen, die ſich zu Ihm bekennen, wenn er Gewalt über ſie bekommt.

Dieß iſt von jeher der Geiſt des Drachen, der **verborgene** Karakter des Thiers aus dem Meer, und der **offenbare** Karakter des Thiers aus dem Abgrund, und **derer die ihm angehören**; fordert nun GOtt endlich beſtimmt: **Gehorſam oder ewige Strafe**, ſo entſteht nothwendig eine Scheidung; dieß Ausſchütten der Zornſchaalen verurſacht und beſchleunigt ſie; von nun an reiſt der Thiersanbether zum Feuerſee, und der Chriſt zum Reich GOttes. Kap. 22. V. 11.

Die ſieben Zornſchaalen enthalten alſo alle einerlei Materie, nämlich den, unbedingten Gehorſam fordernden, Zorn GOttes; daher thun ſie auch bei Guten und Böſen überall einerlei Würkung; in **der bürgerlichen Verfaſſung** auf der Erden erregt die erſte Schaale das böſe Herzensgeſchwür **der Revolutionsſucht**; die zweite, welche nun ins Meer gegoſſen wird, verwandelt dieß Element in **Blut eines Todten** — alles Leben und Bewegen hört auf dem Meer auf, das Kommerzium zur See, die große Handlung ſtockt, die Seemächte kämpfen auf dem Meer, und färben es mit ihrem Blut, jede ſucht die Alleinherrſchaft des großen Ozeans, und in Oſt- und Weſtindien, und um die Erde herum, wüthet der

Krieg. Ueberall, auch im Innern der Seeſtaaten, wüthet die Revolution, und ſo erſtirbt nach und nach jeder Geiſt wahrer und nüzlicher Betriebſamkeit zu Waſſer und zu Land.

Dieß Alles hat ſchon würklich ſeinen Anfang genommen, die zweite Schaale iſt ausgegoſſen, und GOtt weiß allein, wie weit es noch gehen wird!

4. Und der dritte goß ſeine Schaale aus in die Flüße und in die Waſſerquellen, und es ward Blut.

5. Und ich hörte den Engel der Gewäſſer ſagen: Du biſt gerecht! der iſt, und der war, der Heilige! daß du dieſes geurtheilt haſt.

6. Denn ſie haben das Blut der Heiligen und der Propheten vergoſſen, und Blut haſt du ihnen zu trinken gegeben, ſie ſinds werth!

7. Und ich hörte aus dem Altar ſagen: Ja! HErr GOtt! Allherrſcher! wahrhaftig und gerecht ſind deine Gerichte.

Waſſerquellen, Bäche und Flüße wäſſern Fluren und Auen, und machen die Erde fruchtbar, auch löſchen ſie Menſchen und Thieren den Durſt. Wenn nun die Erde die bürgerliche und politiſche Verfaſſung bedeutet, ſo müßen Bäche und Ströme den Geiſt der Denkungsart einer Nation vorſtellen; denn die

Erkenntniſſe, wiſſenſchaftliche und technologiſche, oder mit einem Wort, die geſammte Aufklärung, bildet, ändert und modifizirt jede Staatsverfaſſung, und giebt ihr ihre Richtung; die Brunnen und Waſſerquellen ſind daher alle Lehr- und Aufklärungsanſtalten eines Volks, oder ſeine geſammte Litteratur, mit allem was dazu gehört.

Auf dieſe gießt der dritte Engel ſeine Schaale aus, und ihre furchtbare Würkung fieng an, als **Robespierre** das **Schreckens- oder Terroriſtenſyſtem** gründete; die ganze Denkungsart der republikaniſchen Herrſcher und ihrer Millionen ward Blut, alle Grundſätze, nach denen ſie handelten, und alle Quellen, woraus ſie ſchöpften, wurden zu Blut, und die Zornkelter des Allmächtigen, die **Guillotine**, war allenthalben in Thätigkeit.

Jetzt herrſchen gemäßigtere Geſinnungen, aber wie lange? das weiß GOtt; die dritte Schaale iſt usgegoſſen, und je nachdem es die Politick erfordert, ann man ja wieder dazu ſeine Zuflucht nehmen; mit dieſem Schreckensſyſtem zwingt das Thier aus der Erden, der falſche Prophet, alles, und die in Blut vervandelte Aufklärung rechtfertigt alles; wie weit dieſe Verwandlung ſich ſchon erſtrecke, oder noch erſtrecken erde, das wird die Zeit lehren.

Aeuſſerſt merkwürdig iſt die Rechtfertigung der ttlichen Gerichte, die hier ein Engel ausſpricht, und ne Stimme aus dem Altar bekräftiget. Der Engel des Gewäſſers preiſt GOtt, und ſagt: Gerecht biſt Du, der Du biſt und warſt, Du Heiliger! daß Du ſo verfähreſt —! — und warum? Sie haben das Blut der Heiligen und Propheten vergoſſen, jezt wird wieder das ihrige vergoſſen, gerad ſo, wie ſie es verdient haben.

Die morgenländiſchen Völker glaubten, daß jedes Element einen Engel zum Vorſteher habe; dieſes Volksbegrifs bedient ſich hier die hohe Offenbarung: **Der Engel der Waſſer**, in deſſen Gebiet dieſe Zornſchaale ausgegoſſen worden, rechtfertigt ihre Würkung, die Verwandlung in Blut; ſo wie aber die Waſſer ſelbſt, ſinnbildlich oder prophetiſch zu verſtehen ſind, ſo auch ihr Engel. — Dieſer bedeutet hier die jedem wahren Chriſten ſich aufdringende Ueberzeugung: Die Nation, welche von der Zeit der Reformation an, bis daher, ſo manches **Hugenotten** Blut vergoſſen, ſo manchen Blutzeugen JEſu unter den Altar, oder ans gläſerne Meer geſchickt, und noch vor hundert Jahren viele tauſende aus ihrem Vaterland gejagt hat — dieſe nämliche Nation trinkt jezt Blut wie Waſſer! ! und viele tauſende pilgern jezt im Elend, ohne daß man im Stande iſt, es ſo zu lindern, wie vor hundert Jahren. Dieſe Schaale wird beſonders die römiſchgeſinnten Staaten mit ihrer fürchterlichen Inquiſition und alle diejenigen Länder vorzüglich treffen, die durch Verfolgung wahrer Chriſten Blutſchulden auf ſich geladen haben.

Ja, HErr! — Du Ewiger! Du lebſt noch jetzt, das ſieht man vor Augen, eben ſo wie ehmals, — Du Heiligſter! der Du kein Unrecht unvergolten läſſeſt; ja! — Du biſt gerecht! — und die Seelen unter dem Altar hallen es wie ein Echo nach: — Ja, HErr GOtt! Allherrſcher! Ja! Deine Gerichte ſind wahrhaftig — ſie ſind gerecht.

8. **Und der vierte goß ſeine Schaale auf die Sonne aus, und es wurde ihr gegeben, die Menſchen mit Feuer auszudörren;**

9. **Und die Menſchen wurden durch die große Hitze ausgedörrt, und ſie läſterten den Namen GOttes, welcher Macht hatte über dieſe Plagen, und ſie änderten ihre Geſinnungen nicht, Ihm die Ehre zu geben.**

Wir haben bei andern Gelegenheiten gefunden, daß die Sonne die Religionsquelle eines Volks bedeute; ſiehe meine Erklärung des 12ten und der folgenden Verſe des 6ten Kapitels; das nämliche bedeutet ſie auch hier. In der **römiſchen** — nicht in der **katholiſchen** Kirche überhaupt — ſind die Traditionen und die Beſchlüße der Hierarchie die Religionsquelle, und in der Proteſtantiſchen beginnt es nun die Moral, Sitten- und Tugendlehre, ohne den Einfluß der Verſöhnungslehre und der Würkungen des heiligen Geiſtes zu werden. Ueber dieſe Lichtsquellen gießt nun der vierte Engel ſeine Zornſchaale aus. Das iſt: Durch alle die erſtaunlichen Vorfälle dieſer Zeit verbittert und erzörnt, machen die augenſcheinlichſten Beweiſe der Gerechtigkeit GOttes keinen Eindruck auf die römiſche Geiſtlichkeit; ſie ſollte ja billig nüchtern werden, und einſehen, daß ſie alle dieſe Strafen an ihren Brüdern, die ſie ſo blutgierig verfolgt hat, verdient hätte; allein keineswegs! — ſie beſtärkt ſich noch mehr in ihrem Syſtem; anſtatt daß ſie ihre Sonne erwärmen, erweichen, und zur Fruchtbarkeit fähig machen ſollte, dörrt ſie ſie aus; denn der Zorn GOttes iſt auf ſie gegoſſen. Wie könnte das aber auch möglich ſeyn, da es allenthalben an Lebenswaſſern fehlt, als welche ja alle in Blut verwandelt ſind; — ohne Feuchtigkeit dörrt die Sonne aus, macht unfruchtbar und tödet das Leben, anſtatt es anzufachen.

Die neuen Lehrer nach der Mode in der proteſtantiſchen Kirche werden mit der Zeit auch die Würkung der Zornſchaale an ihrer Sonne ſehr tief und ſchmerzlich empfinden, wenn auch einmal die böſen Geſchwüre unter ihren Glaubensgenoſſen herrſchend, und ihre Waſſer in Blut verwandelt werden ſollten; — da werden ſie dann ſehen, daß auch ihre Sonne ausdörrt, und die Menſchen wüthend für Hitze macht.

Das Läſtern des Namens GOttes, der Macht über alle dieſe Plagen hat, iſt jetzt ſchon bei den Thiersanbethern allgemein: Man ſchreibt alle die ſchrecklichen Schickſale, die die Chriſtenheit betreffen, nicht der Vorſehung GOttes zu; man glaubt nicht, daß

ſie

ſie wohlverdiente Gerichte ſeyen, ſondern man hält ſie für natürliche Uebel, welche ſo von ſelbſt aus der eingeſchränkten menſchlichen Natur **nothwendig** und **unvermeidlich** entſpringen müßten; wodurch dann mit der Zeit ein größeres Glück für die Menſchheit hervorgebracht würde. Ja wohl! das glaub ich auch! — aber auf eine ganz andere Weiſe, als ſie ſich vorſtellen. Sie ändern alſo ihre Geſinnungen nicht — ſie thun nicht Buße, und geben GOtt nicht die Ehre, daß Er in dem Allem ſeine allwaltende Hand habe.

10. Und der Fünfte goß ſeine Schaale auf den Thron des Thiers aus, und ſein Königreich wurde verfinſtert, und ſie zerbiſſen ſich ihre Zungen für Jammer;

11. Und ſie läſterten den GOtt des Himmels wegen ihrer Leiden und wegen ihrer Geſchwüre, aber ſie ändern ihre Geſinnungen nicht über ihre Werke.

Auch dieſe Zornſchaale haben wir noch vor wenigen Monathen erlebt; der Zorn GOttes iſt über den römiſchen Thron ausgegoſſen, ſein Königreich iſt verfinſtert, und alle, die von ihm abhangen, mögen ſich wohl für Jammer in die Zungen beißen, und dürfen doch nichts ſagen. Aber GOtt läſtern! — das dürfen ſie — ſie fluchen über die Revolution und über ihre Geſchwüre der Revolutionsſucht, aber an ſtatt, daß ſie in ſich gehen und nachdenken ſollten, daß ſie das alles durch ihre Greuelthaten verblendet hätten; an ſtatt daß ſie ſich zu dem GOtt, der die Himmel beherrſcht, und zu Chriſto, dem Könige der Menſchen, reumüthig wenden, und um Gnade flehen ſollten; ſtatt deſſen läſtern ſie beide: Das alles geht ja natürlich zu, und Chriſtus mag ein guter frommer Schwärmer geweſen ſeyn, aber mit dem allem hat Er nichts zu ſchaffen. GOtt erbarme ſich des Jammers!

Hier ſtehen wir jetzt, meine lieben Leſer! was nun folgt, das liegt noch in der nahen Zukunft verborgen; das große Thier iſt eben jetzt in den Abgrund geſtiegen, bald wird es wieder zum Vorſchein kommen, und dann alles wohl vorbereitet finden.

12. Und der ſechste goß ſeine Schaale auf den großen Strom Euphrat aus, und ſein Waſſer vertrocknete, damit den Königen vom Anfang der Sonnen her, der Weg bereitet würde.

13. Und ich ſahe aus dem Maul des Drachen, und aus dem Maul des Thiers, und aus dem Maul des falſchen Propheten, drei unreine Geiſter wie Fröſche gehen.

14. Es ſind nämlich Geiſter der Dämonen, die Zeichen thun; auszugehen zu den Königen der ganzen bewohnten Erde, ſie zu verſammeln in den Krieg jenes großen Tages GOttes, des Allherrſchers.

Der

Der große Strom **Euphrat** entſpringt in Aſien in den **armeniſchen** Gebürgen, und fließt gegen Südoſten, bis er ſich endlich in den **perſiſchen** Meerbuſen ergießt, er iſt in der **aſſyriſchen; perſiſchen, griechiſchen** und den **römiſchen** Monarchien immer berühmt geweſen, und die heilige Schrift gedenkt ſeiner, von 1 Moſ. Kap. 2. V. 14. an, bis hieher, in der **Offenbarung Johannis**, gar oft; jezt ſteht er unter **türkiſcher** Gewalt, und ſeine Ufer ſind allenthalben mit **Muhamedanern** bewohnt.

Es iſt wahrſcheinlich, daß hier unter dem **Euphrat** ſowohl jene Gegend ſelbſt, als auch im prophetiſchen Sinn die Geſinnungen, Denkungsart und der Grad der Geiſteskultur der Völker verſtanden werde, welche die Länder am **Euphrat** bewohnen; wenn alſo der ſechste Engel ſeine Schaale ausgießt, welches vermuthlich jezt ſchon geſchieht, oder doch nächſtens geſchehen wird, ſo wird die ganze **Türkei** mit dem Revolutionsgeiſt erfüllt werden, und ebenfalls eine große Zerrüttung und Veränderung in dieſem Reich entſtehen. Das alles, was wir in unſern Tägen von dorther hören und erleben, iſt äuſſerſt bedenklich.

Daß die beiden Schenkel und Füße an **Nebucadnezars** Monarchenbild die beiden römiſchen Reiche im Orient und Occident bedeuten, iſt unſtreitig, daß die **Türken** das orientaliſche eroberten, macht im Schenkel ſelbſt keine Veränderung, denn das nämliche Reich dauert doch immerfort; beide Schenkel

werden

werden aber zugleich mit dem ganzen Bild durch den großen Stein zertrümmert werden, der hernach zum großen Berg, zur Baſis des herrlichen Reichs Chriſti wird. Siehe Dan. 2.

Hier finden wir nun die weitere Ausführung dieſer Weiſſagung Daniels — wer das lieſet, der merke darauf! Matth. 24. V. 15. Durch die ſechste Zornſchaale wird das Lebenswaſſer der muhamedaniſchen Religon auch ausgetrocknet, Freigeiſterei und Revolutionsſucht an deſſen Stelle herrſchend werden, und der ſchreckliche Druck der türkiſchen, und überhaupt der morgenländiſchen deſpotiſchen Regierungen wird die Gemüther nach Freiheit lechzend machen. Vielleicht könnte man einwenden, dort ſey denn doch Luxus und Aufklärung ſo weit noch nicht fortgerückt, daß die Revolutionsſucht daſelbſt Wurzel ſchlagen könne; — allein dazu bedarfs eben keiner großen wiſſenſchaftlichen Känntniſſe; zur ungebundenen Freiheit und Herrſchſucht iſt auch der roheſte Barbar geneigt; dieß wird alſo die Würkung der ſechsten Zornſchaale nicht aufhalten.

Der Erfolg dieſer Zornſchaale iſt, daß dadurch den Königen vom Aufgang der Sonnen her der Weg bereitet wird. Wie das nun wird erfüllt werden, das wird die Zeit lehren; einige Winke dazu geben die zween folgenden Verſe, denn da heißt es: Der Drache, das Thier, welches nun aus dem Abgrund aufſteigt, und das Thier der Erden, hätten drei unreine Geiſter, den Fröſchen ähnlich, ausgeſandt, um le Könige der bewohnten Erde, das iſt, in Aſia, Afrika und Europa, (in **Amerika** ſind keine Kö-nige, ob es auch Theil nehmen wird, das wird ſich eigen) in ihr Intereſſe zu ziehen; und dieſes wird in inem allgemeinem Bündnis der geſammten Menſch-eit, in ſo fern ſie in bürgerlicher Verfaſſung lebt, eſtehen, um alles zu einer allgemeinen Weltrepublik zu bilden, in welcher dann **der Drache, das Thier** und **der falſche Prophet** freie Hand haben würden. Daß man dann unter der Hand das Chriſtenthum, und nach und nach jede Verehrung des wahren GOt-tes von der Erde vertilgen würde, das verſteht ſich von ſelbſt, und ſo hätte dann der alte Drache ſein er-ſtes großes Ziel, das er ſchon im Paradies begonne, doch erreicht — aber es wird ihm gewaltig fehl ſchla-gen, wie nun der Verfolg zeigen wird.

Die **Froſchgeiſter** ſind Weſen, die auf der Er-de und im Waſſer leben können, und dabei gewaltig viel am Maul haben, um durch ihr **Koaxen** die Welt zu verkehren; ſie können ſich mit Lehren und Aufklä-ren abgeben, denn ſie leben im Waſſer; aber ſie ver-ſtehen ſich auch auf die Politik, und können Staats-verfaſſungen **republikaniſiren**. Unter welcher Geſtalt ſie erſcheinen werden, das wird man dann ſehen. Sie ſind auch Geiſter der **Dämonen**, Weſen aus dem Geiſterreich, die aber vermuthlich durch Menſchen würken, und Thaten ausrichten können, die jeder-mann in Erſtaunen ſetzen und ihnen Kredit verſchaffen; dadurch werden ſich dann die Könige der Erden bewegen laſſen, in ein allgemeines Bündnis zu treten, und ſich mit ihren Armeen zu verſammeln; wo, und zu welchem Zweck? das wird die Zeit lehren; ſo viel aber ſehen wir, daß ihre allgemeine Niederlage am groſſen und ſchrecklichen Tage GOttes, des wahren **Allherrſchers**, geſchehen werde, und dieſe Niederlage wird total und auf ewig entſcheidend ſeyn, wie ſich im Verfolg zeigen wird. Kap. 19. V. 15—21.

15. Siehe! ich komme wie ein Dieb; ſeelig iſt, der da wacht, und ſeine Kleider bewahrt, damit er nicht nackend umher wandele, und man ſeine Schande ſehe.

16. Und er verſammelte ſie an einem Ort, der auf Hebräiſch Armagedon genannt wird.

Da haben wir nun den merkwürdigen Zeitpunkt, wo der HErr JEſus Chriſtus, der König aller Könige, endlich einmal erſcheinen, und die Geduld und den Glauben der Heiligen belohnen und krönen wird. Das 19te Kapitel beſchreibt dieſe Zukunft herrlich und majeſtätiſch, und bei ſeiner Erklärung werden wir Gelegenheit haben, uns umſtändlicher mit dieſer frohen Materie zu unterhalten.

Dieſer 15te Vers iſt äuſſerſt wichtig, und wird nicht ohne Urſach hier am rechten Ort eingeſchaltet. Denn wenn man einmal von dieſer allgemeinen Koalition hören, und das Verſammeln zu Armagedon geſchehen wird, dann mag man Aufpaſſen, Wachen, Bethen und ſich mit der himmliſchen Uniform, mit den Kleidern der Gerechtigkeit JEſu Chriſti ſchmücken; denn die elenden ſtinkenden Lumpen der Moraltugend bedecken unſre Schande nicht; dann iſt der durch ſo viele Jahrhunderte erwartete und erflehte **Edle, der über Land zog**, vor der Thür, und zwar ſo unvermuthet, wie ein Dieb, der in der Nacht einbricht, den ſchlafenden Hausvater überfällt und ihn feſſelt.

GOtt! wie wird einem da zu Muth ſeyn, und die Zeit iſt ſo nahe — ſehr wahrſcheinlich ſind nur noch wenige Jahre bis dahin, längſtens noch **acht und dreiſig**; vermuthlich währt es auch nicht ſo lang mehr; denn um der Auserwählten willen ſollen ja dieſe Tage abgekürzt werden! — welch ein Schrecken wird da die Alliirten zu **Armageddon** überfallen, und wie mag dann denen zu Muth ſeyn, die **Chriſtum** und ſeine Verſöhnungslehre, ſein Evangelium und dieſe Offenbarung ſo lächerlich fanden? — dann wollen wir ſehen, wer Recht behält!!! —

Der 16te Vers iſt in ein heiliges Dunkel gehüllt: **Wer** die Könige der Erden mit ihren Armeen verſammelt, das iſt zweideutig; es kann nach der Meinung bewährter Ausleger auf den Engel gedeutet werden, der die ſechste Schaale ausgießt; es kann aber auch GOtt, der Allherrſcher, ſeyn, mit deſſen Benennung der 14te Vers ſchließt; im Grund iſts auch einerlei: Die Zornſchaale iſt die würkende Urſache von dieſem Allem, und GOtt der Urheber dieſer Schaale.

Schaale. Aber wo der Ort ſeyn mag, der hier Armagedon heißt, das ſollen und wollen wir nicht errathen. Wenn das Wort Harmageddon und der Berg bei Megiddo heißen ſoll, ſo wird wahrſcheinlich auf Zachar. 12. V. 11. oder auch auf 2 Chron. 35. V. 22. gezielt, allein das alles iſt ungewiß; wenn einmal die Zeit kommt, dann wird auch dieß deutlich, und die Ehre GOttes und dieſer Weiſſagung legitimirt werden.

17. Und der ſiebente goß ſeine Schaale in die Luft aus; und es kam eine große Stimme aus dem Tempel des Himmels, von dem Thron her, die ſprach: Es iſt geſchehen!

18. Und es entſtunden Blitze, und Stimmen, und Donner; und es entſtund ein Erdbeben, ſo groß als noch keins geweſen iſt, ſeitdem Menſchen auf der Erden waren; ſolch ein Erdbeben, ſo groß!

Die Zornſchaalen treffen alle vier Elemente: Der erſte Engel gießt ſeine Schaale auf die Erde; der zweite, dritte und ſechſte leeren ſie aufs Waſſer aus; der vierte erhitzt die Sonne, als den Quell des Elementarfeuers; und der ſiebente trift endlich die Luft. Dem Fünften könnte man auch noch ſeinen Guß zur Erde rechnen, auf welcher der Stul des Thiers befindlich iſt. Alle Elemente der moraliſchen Natur werden alſo dadurch zu Werkzeugen dieſes letzten Gerichtes über die Chriſtenheit; die politiſche

Wer-

Verfaſſung, nämlich die Erde, die Aufklärung oder das Waſſer, die Religion, das iſt, die Sonne, und nun auch noch **die Luft**, nämlich der aus allen obigen Elementen gemiſchte **Nationalgeiſt**, herrſchender Geſchmack, Luxus und Mode; mit einem Wort: **Die ganze Richtung des Denkens, Redens und Handelns**; dieß Alles! Alles wird zu Strafwerkzeugen für die Anbether des Thiers und für die grundverdorbene Chriſtenheit, und daher iſt auch nun nichts mehr übrig, der Allherrſcher donnert von ſeinem Thron her: **Nun iſt das Gericht vollendet!**

Die ſchrecklichen Würkungen dieſer letzten Schaale ſind auch nun entſcheidend: Alle Werkzeuge der ſtrafenden Gerechtigkeit zeigen ihre Bereitwilligkeit, dem großen wahren Alleinherrſcher zu dienen: Blitze, Töne und Donner melden ſich, und ſprechen: HErr! wir ſind bereit! —

Der erſte Erfolg des Erguſſes der ſiebenten **Revolutionsſchaale iſt ein nie erhörtes, von Menſchen nie erfahrnes Erdbeben.**

Bei dieſer Stelle bitte ich meine Leſer, ſich zu erinnern, was ich oben in meiner Erklärung des 6ten Kapitels über den 12ten bis 17ten Vers geſagt habe; jedes Finalgericht über einen Theil der Menſchheit wird vom Geiſt der Weiſſagung unter ſolchen Bildern vorgeſtellt, die auch vom letzten allgemeinen großen Weltgericht gebraucht werden; allein daran iſt es hier noch lange nicht, dieß allgemeine Gericht, oder den eigentlichen jüngſten Tag, finden wir erſt nach den tauſend Jahren des Reichs Chriſti. Kap. 20. V. 11 — 15. Dem zu Folge müßen alſo auch die Bilder, von denen hier die Rede iſt, abermal nicht **wörtlich**, ſondern **prophetiſch** verſtanden werden; wiewohl ich deßwegen auch nicht ſagen will, daß ſich die äuſſere Natur in dieſen Gerichten gar nicht melden werde.

Dieß nie erhörte Erdbeben iſt ſo zu verſtehen: Wenn nun endlich, nach Ausgießung der ſiebenten Zornſchaale, die Revolutions- und Empörungs- Freiheits- und Herrſchſuchtswuth allgemein und allwaltend aufs höchſte geſtiegen iſt, ſo werden ſich alle Bande der bürgerlichen Geſellſchaft auflößen, kein Menſch wird für ſich und die Seinigen und für ſeine Güter und Eigenthum mehr Sicherheit, und daher keine bleibende Stätte mehr finden; und da nirgends die Erde, die politiſche Verfaſſung, ruhig, ſondern überall in dem heftigſten Beben iſt, ſo werden die Menſchen für Angſt mit den Zähnen klappern, und keinen Rath wiſſen, gerad ſo, wie wir jezt ſchon ein kleines Vorſpiel an den franzöſiſchen Emigrationen erleben; wie aber, wenn einmal die ganze bewohnte Welt in ſolchen heftigen Erſchütterungen ſteht, wohin ſoll man dann fliehen? — Wir wiſſen es, meine Lieben! — der HErr wird ſeine Getreuen dann erretten; Stillings **Heimweh** hat die Winke dazu gegeben: Es giebt ein **Solyma**, welches ein **Goſen** für uns ſeyn wird, wo uns keine dieſer egyptiſchen Plagen treffen kann.

19. **Und aus der großen Stadt wurden drei Theile, und die Städte der Nationen fielen, und die große Babilon wurde in Erinnerung vor GOtt gebracht, um ihr den Weinbecher ſeines grimmigen Zorns zu geben.**

20. **Und jede Inſel entflohe, und keine Berge wurden mehr gefunden.**

21. **Und ein großer Hagel, ſo ſchwer wie ein Talent, fiel aus dem Himmel auf die Menſchen, und die Menſchen läſterten GOtt wegen der Plage des Himmels, die ſo ſehr groß war.**

Die ferneren Würkungen der ſiebenten Zornſchaale, die das Erdbeben zur nächſten Urſache haben, werden in dieſen drei Verſen erzählt: Erſt wird die große Stadt durch dieß Erdbeben in drei Theile zertrümmert; die natürlichen Erdbeben pflegen wohl ſolche Veränderungen auf der Erdoberfläche zuwege zu bringen, wie man davon die neueſten Beiſpiele in **Kalabrien** hat.

Daß die große Stadt, von welcher hier geredet wird, daß ſie drei Theile geworden ſey, die große **Babilon** nicht ſey, davon bin ich überzeugt, denn dieſe wird ja nun auch vor Gott in Erinnerung gebracht, und hier durch den Vortrag des heiligen Sehers ausdrücklich unterſchieden: **Jeruſalem** kann es aber eben ſo wenig ſeyn; denn dieſer Ort kann wegen der Gebirge, die ihn von Morgen, Mittag und Abend umgeben, nie eine große Stadt werden, wenn man ſie mit andern großen Städten in Vergleichung ſetzt; ich glaube, es iſt die Stadt, von welcher Kap. 11. V. 8. ſo geheimnißvoll geredet wurde; ſie gehört unter das Siegel der ſieben Donner, folglich darf man noch nichts darüber beſtimmen; wenn ſich einmal die zween Zeugen zeigen werden, dann iſt das Siegel erbrochen, und dann werden wir ſehen, wo die große dreitheilige Stadt iſt.

Dann heißt es ferner: **Die Städte der Heiden fielen, ſie ſtürzten vom Erdbeben zuſammen;** das iſt, nachdem die allgemeine große Hauptſtadt der Empörung durch drei Partheien zerrüttet worden, ſo geht es nun allen ihr untergeordneten Städten der revolutioniſirten Nationen noch viel ſchlimmer, ſie zerfallen ganz.

Das große Elend, welches durch alle dieſe Zornſchaalen, und beſonders durch dieß unerhörte Erdbeben, verurſacht wird, bringt die Himmelsbewohner, vermuthlich die vier und zwanzig Aelteſten, dahin, daß ſie der großen Babilon vor GOtt gedenken, weil ſie doch im Grund die erſte Haupturſache alles dieſes Jammers iſt: **Dieſe hats verdient,** ſagen ſie, **daß du ſie den Becher deines grimmigen Zorns bis auf die Hefen ausſchlürfen läſſeſt.** Es geſchieht aber auch, wie wir in den folgenden zweien Kapiteln finden werden.

Die Inſeln ſind die Erde im Meer, alſo die politiſche Verfaſſung der Seeſtaaten; daß dieſe das Erdbeben ganz wegjagt, iſt natürlich.

Die Berge bedeuten in der politiſchen Verfaſſung die höheren Stände, und die Thäler die geringern; daß jenes politiſche Erdbeben die Erde ganz ausebnen, und alle Stände gleich machen werde, das verſteht ſich von ſelbſt.

Endlich kommt nun noch der große Hagel dazu, in welchem jeder Stein oder Hagelkern ein Talent, d. i. 125 Pfund wiegt; wem dieſer auf den Kopf fällt, der ſtürzt hin, ohne wieder aufzuſtehen. Hagelwetter bedeuten in der prophetiſchen Sprache Krieg; wir finden davon ein Beiſpiel Kap. 8. V. 7. unter der erſten Poſaune. Hier wird vermuthlich das nämliche darunter verſtanden; die nunmehr ganz zerrütteten Nationen werden ſich durch innerliche Kriege ſelbſt ganz aufreiben, und dann, ohne ſich zu bekehren, oder das Alles als göttliche Gerichte über ihre Greuel anzuſehen, in die äuſſerſte und niedrigſte Barbarei wieder zurückſinken; es werden aber wohl nicht viele alle dieſe ſchrecklichen Landplagen überleben.

Durch dieſe Erklärung des Geheimniſſes der ſieben Zornſchaalen wähne ich keinesweges die ganze Bedeutung erſchöpft zu haben; es kann wohl ſeyn, daß ſie im Verfolg ihre Würkungen immer deutlicher, und auch wohl ins phyſiſche übergehend, entwickeln.

◆

Das

Das ſiebenzehnte Kapitel.

1. Und es kam einer von den ſieben Engeln, welche die ſieben Schaalen hatten, und er redete mit mir und ſprach: Komm her! — ich will dir das Gericht über die große Hure zeigen, welche auf vielen Waſſern ſitzt.

2. Mit welcher gehuret haben die Könige der Erden, und von deren Hurenwein die Erdenbewohner trunken worden ſind.

3. Und er führte mich in der Entzückung weg in die Wüſte; und ich ſahe ein Weib auf einem karmoſinrothen Thier ſitzen, welches mit Namen der Läſterung angefüllt war, und ſieben Köpfe und zehen Hörner hatte.

Wenn man die Apokalypſe nur ſo obenhin und nicht mit der gehörigen Aufmerkſamkeit lieſt, ſo kommt ſie einem wie ein verworrenes Gemiſche von ſeltſamen, aber doch großen und majeſtätiſchen Bildern und Ausdrücken vor; ſo bald man ſie aber mit dem prophetiſchen Licht, mit GOtt ergebenem Sinn, und ſeiner Erleuchtung offener Seele betrachtet, ſo erſcheint ſie in einer ſolchen wohlgewählten Ordnung, daß man ſchon daraus ihren göttlichen Urſprung erkennen kann.

Wer

Wer dieſe meine Erklärung derſelben aufmerkſam betrachtet, der wird das Alles ſo finden, und GOtt über dieſen herrlichen Schluß ſeines heiligen Worts verherrlichen.

Die ſieben Schaalen ſind nun ausgegoſſen, und damit nun auch dieſes vierte Gericht **über die abendländiſche Chriſtenheit** vollendet; jetzt ſind aber nun noch die vier Hauptfeinde übrig, nämlich: **Die babyloniſche Hure, das Thier aus dem Meer und Abgrund**, nebſt **dem Thier aus der Erden** oder **dem falſchen Propheten**, und endlich **dem Drachen** ſelbſt.

Das Gericht über dieſe viere läuft, wenigſtens zum Theil noch, mit den letzten Zornſchaalen gleichzeitig fort, allein der heilige Seher kann doch nicht alles zugleich erzählen, daher folgt zwar eins regelmäſſig aufs andere, ſo wie es nacheinander in Erfüllung geht, aber bei jeder neuen Erzählung muß denn doch der Erzähler oft der Zeit nach wieder zurückgehen, und noch einiges nachholen. Dieß iſt nun auch bei dieſem 17ten Kapitel der Fall: **Johannes** wird in ſeinem Geſicht jetzt wieder in die fünfte Zornſchaale zurück verſetzt, wodurch nämlich der Thron des Thiers verfinſtert wird, in dieſem Zeitpunkt ſieht er das Weib auf dem Thier reiten.

Hier muß ich eine äuſſerſt wichtige Bemerkung machen:

Gerad jetzt, dieſes 1798ſte Jahr, iſt der Zeitpunkt, in welchem **Johannes** in ſeiner Entzückung das Geſicht des 17ten Kapitels ſahe; und es entſteht die höchſt merkwürdige Frage: Warum uns jetzt Lebende der hohe und erhabene Geiſt der Weiſſagung, für allen Zeitgenoſſen der verfloſſenen 1700 Jahre, ſeit der Publikation dieſer Offenbarung, gerade gewürdiget habe, durch einen Engel eine genaue Erklärung dieſes Geſichts zu geben? — denn vermöge des 7ten und aller folgenden Verſe dieſes Kapitels, wird dem heiligen Seher durch einen Engel alles erklärt! —

Die Antwort hierauf iſt nach meiner geringen Einſicht folgende: Es gab während allen dieſen Jahrhunderten keinen Zeitpunkt, in welchem eine ſolche Erklärung ſo nöthig war, wie eben jetzt; wir ſehen, daß der Unglaube und die bloße Vernunftreligion dergeſtalt wächſt, daß ſie alles zu verſchlingen droht; die ſo äuſſerſt vernünftige und feſtgegründet ſcheinende Philoſophie vernünftelt uns Chriſtum und die Bibel weg, und man kann ſich kaum des Zweifels erwehren, ob ſie wohl nicht recht haben könnte? ſo gar die rechtſchaffenſten Männer gehen einen ſolchen Mittelweg zwiſchen Neologie und Theologie, daß einem dabei angſt und bange wird; denn wenn auch dieſe recht haben, ſo iſt es mit allen unſern Hofnungen, die wir auf die Bibel gründen, Nichts! Das alte wahre Chriſtenthum wird ſo allgemein entſchieden für baare Schwärmerei erklärt, daß man von vernünftigen Leuten bedauert, und von andern für halb wahnſinnig geſcholten wird, wenn man ſich nur leiſe dazu bekennt; — und bei dem allem, bei allem unſerm

ſerm Sehnen nach mehrerem Licht und nach einer nähern Offenbarung unſers ſo ſehnlich erwarteten und ſo innigſt geliebten Erlöſers, läßt er ſich weder hören noch ſehen.

Zwar ſollten wir bei dem allem bedenken, daß uns **Chriſtus** das Alles vorhergeſagt hat: Vor ſeiner Zukunft würde bei vielen der Glaube verlöſchen, Er werde wenig Glauben mehr finden auf Erden, wenn Er einſt wieder käme u. ſ. w. Wir ſollten uns erinnern, daß eben die hohe Glaubensprobe, in welcher wir uns befinden, dann wenn wir ſie muthig beſtehen und treu aushalten, uns Letzte zu den Erſten in ſeinem Reich machen werde; und bei dem Allem läßt Er ſich doch im Innern durch ſeinen Geiſt an uns auch nicht unbezeugt, und Er giebt denn doch jedem unter uns ſo viele Geiſtesnahrung, als er zum Ausharren bedarf. Indeſſen iſt es denn doch ein ſchwerer Stand, in welchem wir uns befinden — und die ſo genaue und pünktliche Erfüllung dieſes uns zur Lehre, zum Troſt und zur freudigen Hofnung der nahen Erlöſung gegebenen 17ten Kapitels kann uns überſchwenglich ſtärken. Der verklärte Bengel hat vor mehr als funfzig Jahren durch ſeine vortrefliche Erklärung dieſes Kapitels uns den Weg gebahnt, daß wir nun jetzt die Erfüllung dieſes Kapitels hell und klar ſehen und verſtehen können; beſonders aber leiſtet uns ſein apokalyptiſches Rechnungsſyſtem bei der Einſicht in dieſe Erfüllung ſolche Dienſte, daß wir uns nicht gnug darüber freuen und GOtt deswegen verherrlichen können. Gelobet ſey der HErr in ſeiner Zukunft!!!

Einer von den ſieben Engeln, die die Zornſchaalen ausgegoſſen hatten, vermuthlich eben der Fünfte, nahte ſich dem Johannes und ſagte zu ihm: Komm! ich will dir die große Hure zeigen, die auf vielen Waſſern ſitzt! — Der Apoſtel folgte, und es war ihm in ſeiner Entzückung, als wenn er weit weg in die Wüſte geführt würde. Dieſe Wüſte waren damals die Abendländer, in welche auch das Sonnenweib geflohen war. Der Engel beſchrieb ihm das Weib noch näher, als eine treuloſe Ehegattin, die ihren rechten Mann verlaſſen und mit andern zugehalten hätte, und dieſe ſeyen die Könige der Erden, das iſt, der europäiſchen Chriſtenheit, geweſen. Die Vorſtellung einer falſchen abgewichenen Kirche unter dem Bilde einer treuloſen Gattin oder Hure, iſt dem Geiſt der Weiſſagung ſehr geläufig, beſonders werden auch Ezech. 23. die Königreiche Juda und Iſrael ſo geſchildert.

Unter dieſem Weibe wird alſo eine falſche chriſtliche Kirche verſtanden; daß es die griechiſche nicht ſeyn kann, iſt daraus klar, weil ihr Schickſal durch die ſechs erſten Poſaunen ſchon entſchieden iſt, folglich muß es die römiſche ſeyn; warum ſie auf vielen Waſſern ſitzt, das wird im Verfolg vom Engel ſelbſt erklärt. Daß ſich die chriſtlichen Könige an ſie gehangen, und im geiſtlichen Sinn mit ihr gehuret, das iſt, auch die wahre Kirche verlaſſen haben, iſt richtig und pünktlich erfüllt worden; eben ſo ſind auch alle Bewohner der **europäiſchen Chriſtenheit** von dem Wein ihrer Hurerei, ihres Aberglaubens, ſo berauſcht geweſen, daß ſie nicht mehr wußten, was ſie thaten.

Dieß Weib ſieht nun der heilige Seher in einer höchſt merkwürdigen Stellung — **er ſieht ſie auf dem großen Thier ſitzen**, das er im 13ten Kapitel ſchon umſtändlich beſchrieben hat, auſſer daß es da eine fleckigte, dem **Pardel** ähnliche Haut hatte; jetzt aber iſt es **karmoſinroth**; es hat ſich ſeinem Urbild, dem **großen feuerrothen Drachen** ſchon ſehr genähert; das iſt, die römiſche Politik fängt nun an, abgrundsmäßige Grundſätze anzunehmen, die Larve des **Aberglaubens** abzulegen, und Drachenmäßig durch den **Unglauben** zu würken.

Dieß Sitzen oder Reiten auf dem großen Thier hat **Bengel** ſchon vor funfzig Jahren ſo erklärt: Die Stadt **Rom** werde von der Gewalt des Pabſtes befreit werden, dieſer werde ſeine Macht verlieren, und des Alles werde und müſſe ſeiner Zeitrechnung zu Folge am Ende dieſes Jahrhunderts geſchehen. **In der Einleitung zu näherer und deutlicherer Aufklärung der Offenbarung Johannis, Carlsruhe 1784.** bei Maklot, wird hinten im Anhang S. 25. das Jahr 1130 als der Anfang der 666 Jahr der Regierung des Thiers beſtimmt, wodurch dann das

Jahr 1796 der Termin wird, in welchem das Weib auf das Thier ſteigt, und dieſes in den Zuſtand des Nichtſeyns geräth.

Wie genau alſo dieſe Weiſſagung eingetroffen, wie wahr **Bengels** und des **ungenannten Verfaſſers** des letzten Buchs Erklärung ſey, das hat der Ausgang in dieſem Jahr bewieſen. Würklich iſt jetzt das Weib auf das Thier geſtiegen, und das Thier in dem Zuſtand des Nichtſeyns verſetzt worden; die fünfte Schaale iſt über ſeinen Thron ausgegoſſen worden.

Liebe Zeitgenoſſen alle — wer ihr auch ſeyn mögt! — dieß Geſicht ſah **Johannes** vor 1700 Jahren, **Bengel** erklärte es vor funfzig, und der Ungenannte vor vierzehn Jahren, und in allen dreien Zeitpunkten ließe ſich doch, warlich! aus der politiſchen Verfaſſung **Europens** von allem dem nicht das Geringſte folgern, und alle drei haben die Wahrheit geſagt und das Ziel getroffen. Sagt nun ſelbſt, ob man nun auch noch an der Göttlichkeit der Apokalypſe zweifeln könne? — und wenn man nun das nicht kann, wer hat dann recht? — **Die Deiſten, Illuminaten, Jakobiner, Neologen** oder wir **altgläubige Chriſten**? —

Dieß führt uns nun zu dem vernünftigen und richtigen Schluß: Iſt die hohe Offenbarung bis daher pünktlich eingetroffen — ſo daß man das Gegentheil unmöglich behaupten kann, ſo iſt ſie von GOtt —

dann aber iſt auch alles wahr, was ſie ſagt; dann iſt Chriſtus wahrer GOtt, und die altevangeliſche Lehre von der Verſöhnung, göttliche Wahrheit, und alle, die anders lehren, ſind auf einem gefährlichen Irrwege. Ferner:

Wenn der ſeel. Bengel, nach ſeinem Erklärungs- und apokalyptiſchen Zeitrechnungsſyſtem, vor funfzig Jahren ſchon ein ganz beſonderes Faktum beſtimmte, das unmöglich aus der damaligen politiſchen Verfaſſung herausgefolgert werden konnte, und ſo gar die Zeit ungefähr feſtſetzte, in welcher es geſchehen ſollte, ſo muß ſein Erklärungsſyſtem in der Hauptſache und ſeine Rechnung wahr ſeyn. Was bleibt uns nun anders übrig, als glauben? und wir können nun gewiß ſeyn; daß in der nahen Zukunft auch alles Uebrige eintreffen werde. Darum laßt uns ausharren, dulden und hoffen.

Ueber die Namen der Läſterung, die ſieben Köpfe und die zehen Hörner leſe man meine Erklärung des 13ten Kapitels.

4. **Und das Weib war bekleidet mit Purpur und Karmoſinfarbe, und übergoldet mit Gold, mit koſtbaren Steinen und Perlen, und hatte einen goldenen Becher in ihrer Hand, angefüllt mit abſcheulichen Unreinigkeiten ihrer Hurerei.**

5. **Und auf ihrer Stirne hatte ſie den geſchriebenen Namen: Geheimnis, Babilon**

lon die Große, die Mutter der Huren und der Greuel der Erden.

6. Und ich ſahe das Weib trunken von dem Blut der Heiligen und von dem Blut der Zeugen JEſu; und ich erſtaunte, als ich ſie ſahe, mit großer Verwunderung.

Sogar im buchſtäblichen Sinn trift dieſe Beſchreibung ein: Die Purpur- und Karmoſinfarbe iſt von jeher die Leibfarbe des römiſchen Hofs geweſen; im prophetiſchen Verſtand aber, wo dieſe Farbe Verfolgungswuth, Blutſucht und die Drachenpolitik bedeutet, iſt ſie eben ſo paſſend. Der übrige Schmuck von Gold, Perlen und Edelſteinen iſt ihr Hurenputz, den ſie von den Königen der Erden zum Lohn bekommen hat; und der Becher in ihrer Hand, der mit ihrer gottloſen Lockſpeiſe, ihrer von GOtt und Chriſto ab- und zu ihr hinführenden Lehre angefüllt iſt, wurde von je her allen angebothen, und wehe dem, der nicht daraus trunke! — und noch weher dem, der ihn annahm! Dieß alles iſt deutlich, und bedarf keiner weiteren Erklärung.

Die Aufſchrift an ihrer Stirn zeigt wer ſie iſt; ſie iſt wohl nicht ſchuld dran, daß ſie da ſteht; — aber ſo, wie man einem Laſterhaften gemeiniglich das Laſter ſchon im Geſicht anſieht, und auch wohl von ihm ſagt: Dem ſtehts vor der Stirn geſchrieben, wes Geiſtes Kind er ſey, ſo auch hier. Das Wort **Geheimnis** bedeutet, daß dieſe neuteſtamentiſche Babel,

bel, die eben ſo die Hauptfeindin des Volks GOttes iſt, wie das natürliche Babel im alten Bunde war, ein Geheimnis enthalte, das ſich erſt mit der Zeit enthüllen würde. Dieß Geheimnis gehört in die Zeit, in welcher das Weib auf dem Thron ſitzt, folglich in die unſrige; — denn eben jetzt ſieht es Johannes an ihrer Stirn! — Wenn wir nun bedenken, wie ohnmächtig jetzt die Stadt Rom iſt, und daß dem, wärlich! trunkenen Weibe eine fremde Macht auf den Rücken des Thiers geholfen hat, ſo iſt der Verfolg in der That ein Geheimnis und ein Räthſel, welches wir der Vorſehung zur Auflöſung überlaſſen wollen. Der Name ſelbſt: Babilon die Groſe, die Mutter aller falſchen Kirchen in der Chriſtenheit, iſt für ſich ſelbſt klar.

Die Bluttrunkenheit rührt aus den alten und neuen Zeiten her; ſchon zu Thyatira, Kap. 2. V. 20 — 23. fieng dieſe Jeſabel ihre Ränke an auszuüben; von der Zeit an iſt ſie auch nicht nüchtern geworden; freilich hat ſie in den letzten Jahren bis daher wenig mehr getrunken, aber die Bluttrunkenheit vergeht ſehr ſchwer und hält lange an.

Johannes erſchrack über dieß Geſicht, er war beſtürzt für Verwunderung; denn er ſahe wohl ein, daß den wahren Verehrern JEſu noch ſchwere Zeiten bevorſtunden.

7. Und der Engel ſprach zu mir: Warum wunderſt du dich? — Ich will dir das Geheimnis des Weibes und des Thiers, welches ſie trägt, und die ſieben Köpfe und die zehn Hörner hat, ſagen.

8. Das Thier, welches du geſehen haſt, war, und iſt nicht, und wird aufſteigen aus dem Abgrund, und ins Verderben hingehen; und diejenigen, die auf Erden wohnen, deren Namen nicht von Gründung der Welt her ins Buch des Lebens geſchrieben ſind, werden ſich verwundern, wenn ſie das Thier ſehen, daß es war, und nicht iſt, und da ſeyn wird.

Der Engel ſcheint es zu mißbilligen, daß Johannes über das Thier und ſeinen Reuter ſo erſtaunt und beſtürzt iſt; darum ſagt er gleichſam: Warum wunderſt du dich denn ſo? — das laß du denen über, die nicht von je her im Lebensbuch ſtehen; für die wahren Verehrer JEſu aber iſt dieß kein Gegenſtand des Staunens. Zudem wird dir das Geheimnis dieſes Geſichts nicht mehr ſo bewundernswürdig ſeyn, wenn ich dir es erklärt habe: Denn du ſollſt nun erfahren, wer das Weib iſt, und was das Thier, das ſie trägt, mit ſeinen ſieben Köpfen und zehn Hörnern bedeute. Hierauf fängt nun ſeine Erklärung an.

Dieſe Erklärung müßen wir ſo anſehen, als wenn ſie jetzt in dieſem Jahr von dem Engel zu uns

geſpro-

geſprochen würde: Denn jetzt iſt das Thier in dem Zuſtand, worinnen es hier Johannes ſieht, und wenn wir dieſe Rede in dieſem Licht betrachten, ſo müßen wir erſtaunen, wie genau alles zutrift. Hier hat uns Bengel, und nach ihm der ungenannte Verfaſſer des vorhin angeführten Carlsruher Buchs ſo vorgearbeitet, daß man ihnen nur zu folgen braucht.

Nachdem der Engel dem frommen Seher den leiſen Verweiß gegeben, und ihm die Erklärung des Geſichts verſprochen hat, ſo wendet Johannes ſeine Augen vom Thier ab, und ſieht den Engel an; dieſer beginnt nun die Belehrung und ſpricht: **Das Thier, das du nun geſehen haſt, war, und iſt jetzt nicht, aber es wird aus dem Abgrund aufſteigen, wieder zum Vorſchein kommen, und dann endlich ins Verderben hingehen.**

Daß unter dem Bild dieſes Drachenähnlichen Thiers das römiſche Pabſtthum, in ſo fern es die Alleinherrſchaft über die ganze Menſchheit an GOttes ſtatt zum Zweck hatte, verſtanden werde, iſt längſt ausgemacht. Vom dieſem Thier heißt es nun hier, **es war** — daß dieß vollkommen richtig ſey, davon ſind wir alle Zeugen — **es iſt geweſen, es war, und jetzt iſt es nicht**; der Thron iſt leer, und der bedauernswürdige Greiß, der zuletzt drauf ſaß, lebt im Elend; die Zornſchaale des fünften Engels hat den leeren Thron verdunkelt. Jetzt fängt alſo das merkwürdige **Nichtſeyn** des Thiers

aus

aus dem Meer an; aber dieß nämliche Thier wird nach dem Ablauf der Verfinſterung ſeines Throns wieder erſcheinen; dann aber wird es mit Abgrundskräften geſtärkt ſeyn, und ſchrecklicher wüthen als jemals; dieß wird aber dann nicht lang währen; denn der HErr wird kommen, und es auf ewig dahin ſchleudern, woher es zuletzt heraufgeſtiegen iſt.

Während dieſem Nichtſeyn des Thiers, in welchem zwar ſeine Larve da iſt, ſein Lebensgeiſt aber nicht, weil es nicht regiert, und dieſer in den Abgrund geſtiegen iſt, ſitzt das Weib auf ihm. Dieß Sitzen ſcheint nicht viel zu bedeuten, und es wird auch fernerhin nichts mehr von ihr geſagt, als daß ihr endliches ſchreckliches Gericht gekommen ſey; man ſollte alſo daraus ſchlieſſen, daß es jetzt die neue römiſche Republick nicht weit bringen werde, ſondern daß vielmehr ihre gänzliche Vertilgung von der Erde nahe ſey. Dieſer Weiſſagung zufolge iſt es eben nicht nöthig, daß das Thier aus dem Abgrund zu Rom ſeinen Sitz habe, die Regierung der ſieben Köpfe auf den ſieben Bergen wird während dem Nichtſeyn des Thiers vollends ausgeführt; es ſelbſt aber wird, wenn es aus dem Abgrund wieder kommt, der achte ſeyn, V. 11. Der hat dann in Rom keinen Berg mehr und kann daher an einem andern Ort reſidiren; dieſ Reſidenz iſt die groſe Sodoma und Egypten, wo auch unſer HErr gekreuziget iſt, wo die zween Zeugen tod auf der Gaſſen liegen, und nach dreien und einem halben Tag wieder aufſtehen werden; Kap. 11

V. 8

V. 8. u. f. die nämliche groſe Stadt, die unter der ſiebenten Zornſchaale in drei Theile zerfallen wird. Kap. 16. V. 19.

Hier iſt aber auch nun der Ort, wo ich zeigen muß, was es mit dem Aufſteigen des Thiers aus dem Abgrund für eine Bewandnis habe: Es iſt einmal ein feſter Grundſatz, **daß das Thier eine irdiſche Macht ſey, die die Univerſalherrſchaft über die geſammte Menſchheit an GOttes ſtatt zu erringen ſucht**; — **Rom** hatte dieſen Zweck, als es noch heidniſch war, und brachte ihn auch ins Chriſtenthum mit; während dieſer Zeit aber herrſchte das Thier aus dem Meer **durch den Aberglauben** in dieſer Stadt, zu dem nämlichen Zweck; — jetzt hat ſich aber nun eine andere Macht gebildet, welche ebenfalls nach der allgemeinen Herrſchaft ringt, zu dieſem Ende aber den **Unglauben** braucht, und zugleich das Chriſtenthum bekämpft; dieſe Macht nimmt dem Thier ſeine Larve aus dem Meer ab, hebt das Weib auf ſeinen Rücken, und ſucht nun die Univerſalmonarchie an ſich zu ziehen; bei allem dieſem Anſchein iſt aber doch dieſe Macht das Thier aus dem Abgrund nicht, ſondern ſie bahnt ihm den Weg; es iſt auch möglich, daß dieß Thier in dieſer Nation aufſteigt, ſie beherrſcht, und durch ſie ſeine Plane ausführt; aber das eigentliche Thier aus dem Abgrund iſt ſie nicht, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Das Thier aus dem Abgrund erſcheint erſt, wenn das Thier aus dem Meer eine Zeitlang

im Nichtſeyn geſtanden hat; jene Macht aber war ſchon in Thätigkeit, als das Thier aus dem Meer noch **war**; und

2) das eigentliche Thier aus dem Abgrund wird als **eine einzelne Perſon** 2 Theſ. 2. V. 3 bis 12. vorgeſtellt. (Man leſe dieſe merkwürdige Stelle mit Aufmerkſamkeit; denn uns geht ſie vorzüglich an, weil viele von der gegenwärtigen Generation ſeine Ankunft erleben werden.) Da heißt dieß Thier **der Menſch der Sünden, das Kind des Verderbens, der Widerwärtige, der Geſetzloſe**, u. ſ. w. Auch in der Weiſſagung **Daniels** wird er als das **Original**, zu welchem **Antiochus Epiphanes** das Vorbild war, vorgeſtellt. Kap. 11. und 12.

Folglich iſt das Thier aus dem Abgrund eine einzelne Perſon, ein großer Regent; — wie er heißen wird, **Pabſt, König, Kaiſer** oder **General**, das wiſſen wir nicht; gnug, er wird der **Antichriſt**, gerade das Gegentheil von **Chriſto** ſeyn; er wird eine Macht kommandiren, die ſchon voraus den Geiſt des Widerchriſtenthums und Abgrundsmäßige Ränke und Politik in der Uebung hat; vermittelſt dieſer Macht wird er in wenigen Jahren ſein Beſtes thun, den alten Drachenzweck, die Univerſalherrſchaft über die ganze Menſchheit zu erringen, und die chriſtliche Religion zu vertilgen; plötzlich wird aber alsdann der König aller Könige, der HErr aller Herren erſcheinen, und ihn mit allem ſeinem Heer und ſeinen Verbündeten ins Verderben ſtürzen, wie im Verfolg gezeigt werden wird.

Dieſes groſſe Genie werden dann diejenigen bewundern und verehren, deren Namen nicht von Gründung der Welt her im Buch des Lebens ſtehen, die folglich die Wahrheit von JEſu Chriſto verachtet und nicht philoſophiſch gnug gefunden haben.

Man hüte ſich für Verführung, er wird ſehr ſcheinbar und glänzend auftretten, und groſſe Talente beſitzen.

9. **Hier iſt der Verſtand, der Weisheit hat: Die ſieben Köpfe ſind ſieben Berge, worauf das Weib ſitzt, und ſind auch ſieben Könige;**

10. **Die Fünfe ſind gefallen, der Eine iſt, der Andere iſt noch nicht gekommen, aber wenn er kommt, ſo muß er eine kleine Zeit bleiben.**

11. **Und das Thier, welches war und nicht iſt, iſt ſelbſt der Achte, und aus den Sieben, und geht ins Verderben hin.**

Dieſe drei Verſe geben den Hauptaufſchluß in dieſem Geheimnis; daher heißt es auch: Hier bedarfs Verſtand, der mit Weisheit ausgerüſtet iſt, und dieſen Verſtand hatte Bengel; er allein hat aus der Geſchichte die Sache ins hellſte Licht gebracht, ſo daß man mit Erſtaunen bemerkt, wie alles ſo pünktlich erfüllt iſt. Siehe ſeine **erklärte Offenbarung** dritte Auflage Seite 869. u. f. Noch deutlicher entwickel ſie der ungenannte Verfaſſer der **Einleitung zu näherer und deutlicherer Aufklärung der Offenbarung Johannis, Karlsruhe bei Maklot**, im hiſtoriſchen Theil S. 146. u. f.

Dieſen Schriften zufolge ſind alſo folgende fünf Berge von den ſieben, auf denen die Stadt Rom liegt, bis in das gegenwärtig laufende Jahr die päbſtlichen Regierungsſitze geweſen, auf deſſen ſie abwechſelnd gewürkt und ihre Kraftthaten ausgeführt haben

1) Der **Coelius**, auf welchem das **Lateran** ſteht; hier fieng **Hildebrand** die 666 Regierungsjahre des Thiers aus dem Meer an; hier wurden wichtige Bullen ausgefertigt, und die vie **lateranenſiſche Concilien** gehalten, wodurc die Unabhängigkeit der Päbſte, ihre Univerſalmonarchie und viele greuliche Irrthümer z Glaubenslehren gemacht wurden.

2) Der Berg **Vatican**, wo die große **Peterskirche** ſteht, und die gewöhnliche Reſidenz de Päbſte war; hier fieng **Bonifazius** der Ach ſein Weſen an zu treiben, und hier iſt erſtaunlich viel geſchehen, das in der Regierung de Thiers aus dem Meer merkwürdig iſt.

3) Der Berg **Aventinus** mit ſeiner Kirche z **St. Sabina**; hier hatten die Päbſte **Honorius** der Dritte und der Vierte und **Klemen**

der Neunte ihren Sitz; hier ſtiftete **Honorius** der Dritte die vielen Orden; gewiß eine Thierskopf-würdige Regierungsanſtalt; ſonderlich wurden auch hier die **Dominikaner** und **Franziſkaner** beſtättigt.

4) Der Berg **Quirinalis** kam Anno 1464 unter **Paul** dem Zweiten dazu; hier iſt die päbſtliche Sommerreſidenz mit der **Markuskirche**; von hier aus wurde das **Tridentiniſche Concilium** dirigirt; auch pflegte da die **Inquiſition** ihre Verſammlungen zu halten, gewiß auch eine Anſtalt, die zum Thierskopf paßt.

5) Der Berg **Exquilinus**, mit der Kirche **Maria Maggiore**; auf dieſem Berge iſt viel merkwürdiges geſchehen, beſonders iſt da auch die wichtige Bulle **Unigenitus** ausgefertiget worden.

Dieſe fünf Berge, keiner mehr und keiner weniger, ſind die fünf Köpfe oder fünf **königliche Mächte**, die jetzt, da nun das Weib auf dem Thier ſitzt, gefallen ſind. **Pünktlich iſt das Alles eingetroffen!!!**

Das Wort König wird hier **bildlich** verſtanden; es bedeutet eine königliche Macht, die beſonders einen Hauptzweck, je nach den Bedürfniſſen ihrer Zeit im Auge hat; und nach dieſer Erklärung ſind auch die gefallenen fünf Berge und königliche Mächte **merklich** von einander verſchieden; denn:

Auf dem **Coelius** oder **Vatican** unterjochte der erſte Kopf den Kaiſer und alle chriſtliche Regenten des Occidents.

Auf dem **Vatican** hat der zweite Kopf die Tendenz zur Univerſalmonarchie zur Würkſamkeit gebracht und unterhalten.

Auf dem **Aventinus** ſind die geiſtlichen Streiter, die Heerſchaaren errichtet worden, womit man ſich ſchützen und die Monarchie immer mehr erweitern wollte.

Auf dem **Quirinal** hatte es der vierte oder mittelſte Kopf mit ſeiner tödlichen Wunde und deren Heilung zu thun, weil er den Muthwillen zu weit getrieben hatte; dieſer Kopf rief das Thier aus der Erden herauf.

Auf dem **Exquilin** übte der fünfte Kopf bis an ſeinen Fall die feinſte Politik aus, um ſich zu erhalten, zu ſchützen, und das durch Schlauheit zu erreichen, was vorhin durch Bannſtralen erreicht worden war.

Man wiederhole hier, was ich in meiner Erklärung des 13ten Kapitels über die ſieben Berge der Stadt Rom geſagt habe.

Jetzt ſind nun noch zween Berge übrig, der **Capitolinus** und der **Viminalis**, oder auch der **Palätinus**, wenn er wieder bebaut werden ſollte. Auf dem **Capitolinus** oder **Capitolium** hat jetzt das Weib

wieder,

wieder wie vor Alters, ſeine Regierung errichtet. Dieß Capitolium iſt alſo der ſechste Kopf, der ſich jetzt zum Herrſchen anſchickt und vorbereitet; daher ſagt auch der Engel:

Jetzt, da das Weib auf dem Thron ſitzt, das iſt, von 1798 an, ſind fünfe gefallen — der Eine (nämlich der ſechste) iſt gegenwärtig — und dieſer iſt, wie wir nun in der Erfüllung ſehen, der Capitolinus. Was nun noch alles auf- und in dieſem Kopf vorgehen wird, das wird ſich zeigen; lang wirds aber nicht mit ihm währen, ſo wenig, als mit ſeinem Nachfolger. Aeuſſerſt merkwürdig iſts, daß die Stadt Rom ſieben Senatoren angeſetzt hat — warum nicht fünf oder neun, wenn wegen des Votirens die Zahl ungerad ſeyn muß? — ſie muß ihr ſiebenköpfigtes Thier immer darſtellen, das iſt nun einmal nicht anders; — während der Zeit beſteht das franzöſiſche Direktorium aus fünfen, anſtatt der fünf gefallenen Köpfe, damit während dem Nichtſeyn des Thiers und der Verdunklung ſeines Thrones doch die Zahl immer voll bleibt. Warlich! es iſt erſtaunlich!!!

Von dem ſiebenten Kopf ſagt nun der Text ferner: *Der Andere (nämlich der Siebente) iſt noch nicht gekommen, aber wenn er auch kommt, ſo iſt doch ſeines Bleibens nicht lange, er muß auch bald fallen.*

Ob ein neuer Pabſt auf dieſem Kopf, unter, oder über, oder neben dem Weibe regieren? — oder

oder ob das Weib ſelbſt auch den ſiebenten Kopf brauchen werde? das können wir nicht wiſſen, wir werden es aber bald erfahren.

Hierauf komt nun das Thier ſelbſt in aller ſeiner Abgrundsmacht aus der Tiefe herauf; jezt giebt es wichtige Auftritte, wichtigere, als es vom Anfang der Welt her gegeben hat. Von dieſem ſagt hier der Engel: **Dieß Thier, welches war — und jezt im Nichtſeyn ſteht,** iſt dann am Schluß **ſelbſt der achte König. — Dieſer entſteht auch aus den ſieben; und dieſer iſts; der dann endlich ins Verderben geſtürzt wird.**

(Der Ausdruck **war — iſt nicht — wird wieder kommen,** oder **wird ins Verderben hingehen;** bedeutet den Gegenſatz des Hauptfeindes, gegen den hohen Karakter Chriſti oder des **Jehovah: Er war — iſt** und **wird ſeyn,** welches ich nur im Vorbeigang bemerken wollte.)

In dieſer Rede des Engels iſt alles deutlich, auſſer den Worten: **Dieſer achte König iſt oder entſteht aus den ſieben** — dieſer Ausdruck iſt geheimnisvoll, und kann ſchwerlich anders als durch die Erfüllung ſelbſt erklärt werden; ſo viel iſt aber gewiß, daß er auf den Urſprung des eigentlichen Thiers aus dem Abgrund, oder des Menſchen der Sünden ziele. Ob nun dieſer zuerſt in Rom auf einem der ſieben Berge regieren, ein römiſcher Herr, und hernach der Achte ſeyn? — oder auf welche

Weiſe

Weiſe dieſe Worte erfüllt werden ſollen? das wollen wir der Verſehung überlaſſen.

12. Und die zehn Hörner, welche du geſehen haſt, ſind zehn Könige, welche das Reich nicht empfangen haben, aber wie Könige werden ſie eine Stunde lang mit dem Thiere Gewalt bekommen.

13. Dieſe haben einerlei Geſinnung, und geben ihre Gewalt und Macht dem Thier.

14. Dieſe werden mit dem Lamm Krieg führen, und das Lamm wird ſie überwinden, denn es iſt der HErr der Herren, und der König der Könige, und mit ihm die Berufenen, die Auserwählten und die Gläubigen.

Da von dieſen Verſen an nun alles noch zukünftig iſt, ſo muß ich mit großer Behutſamkeit verfahren, weil dieſe Weiſſagung, wie das gewöhnlich der Fall iſt, auf mehr als einerlei Weiſe ganz richtig erfüllt werden kann; ich bitte daher auch meine Leſer, nur immer den Zweck aller Weiſſagungen im Auge zu behalten: Daß ſie nämlich Zeugniſſe der Wahrheit der heiligen Schrift, und der darauf gegründeten chriſtlichen Religion ſeyn, und uns nur Winke auf die Zukunft geben ſollen, damit wir wiſſen mögten, wo es hinaus will. Wenn wir alſo glauben, einen wichtigen Aufſchluß über eine prophetiſche Stelle bekommen zu haben, ſo müſſen

müßen wir ihn ja nicht für zuverläßig ausgeben — hier haben eben ſo viele Ausleger der Apokalypſe gefehlt, und dadurch den Geiſt der Weiſſagung, dem Spott und der Läſterung ausgeſetzt. Dafür wollen wir uns nun hüten, und in der Furcht des HErrn nur **wahrſcheinliche** und **vermuthliche** Betrachtungen über das anſtellen, was nun von der hohen Offenbarung noch zu erklären übrig iſt.

Die zehn Könige, welche durch die Hörner des Thiers vorgeſtellt werden, brauchen eben nicht Könige zu *heißen*, gnug, wenn ſie Regenten, Vorſteher, Gewalthaber ſouveräner unabhängiger Mächte *ſind*. Von dieſen heißt es: **Sie hätten das Reich nicht empfangen.** — Dieß bedeutet vermuthlich, daß ſie nicht durch Erbrecht, oder geſetzmäßig, ſondern **durch die Revolution ſich auf dieſe Poſten geſchwungen haben**, wie wir davon ſchon jetzt mehr als ein Beiſpiel an den Mächten ſehen, die mit **Frankreich** eines Sinnes ſind. Dieſer Könige oder Mächte werden zur Zeit des Thiers aus dem Abgrund zehn ſeyn, und dieſe zehn werden eine Stunde lang als unabhängige Regenten mit dem Thier Gewalt bekommen; hier läßt ſich an eine natürliche Stunde nicht denken, ſondern ſie muß prophetiſch verſtanden werden, in dieſem Sinn iſt alſo eine Stunde, **eine Zeit von acht Tagen.**

Wenn alſo die zehn Mächte einen Kongreß, eine Zuſammenkunft veranſtalteten, auf welchem ſie **innerhalb acht Tagen** dem großen Genie, welches dann auf dem Schauplatz erſcheint, die Oberherrſchaft auftrügen; den auſſerordentlichen Mann gleichſam zum Kaiſer machten, ſo wäre dieſe Weiſſagung pünktlich erfüllt: Denn während den acht Tagen würkten ſie als unabhängige Monarchen, und nach denſelben wäre dann ihre Gewalt und Macht dem Thier aus dem Abgrund übertragen.

Dieſe Vermuthung wird durch den folgenden 13ten Vers noch wahrſcheinlicher, wo der Engel ſagt: **Die zehn Mächte oder Gewalthaber dieſer Mächte, wären mit dem Thier eines Sinnes; ſie hätten alle die nämlichen Regierungsgrundſätze, die nämlichen widerchriſtliche Religionsgeſinnungen, und den nämlichen Geiſt;** daher wird es ihnen dann auch leicht ſeyn, in acht Tagen auf ihrem Kongreß einig zu werden, um ihre Macht und Gewalt jenem Kraftgenie zu übertragen.

Dann wird erſt recht das Thier in aller ſeiner Abgrundskraft da ſtehen; und dem wahren Verehrer JEſu und des Geiſtes der Weiſſagung vollkommen kenntlich ſeyn; jetzt iſt ihm die Erringung der Univerſalherrſchaft über die ganze Menſchheit eine leichte Sache; es übt Rache an Rom aus, und vertilgt dieſe Stadt und das geſammte Pabſtthum von der Erden, wie wir ſo gleich finden werden; es macht Plane zur Welteroberung u. ſ. w. — alles gelingt — alles gehorcht — nur die wahren Chriſten, die **thyatiriſch-philadelphiſche**

Gemeinde nicht, dieſe wollen ſich keine widerchriſtliche Anſtalten gefallen laſſen, und immer GOtt mehr gehorchen, als den Menſchen; ihre zween Sachwalter in der Reſidenz des Thiers, die zween Zeugen, Kap. 11. beſtehen feſt auf der Wahrheit, und dieß Alles reizt nun das Thier mit ſeiner Macht auf, dieſe widerſpänſtige Chriſten von dem Erdboden zu vertilgen. Was nun da geſchehen, und wie das alles zugehen werde, das ſagt uns dieſe erhabene Weiſſagung am Ende des 11ten, und in den letzten Hälften des 16ten und 19ten Kapitels. Hier erzählt der Engel blos ſummariſch: Das Thier und ſeine Vaſallen, die zehn Könige, würden gegen das Lamm kriegen, ſie würden Chriſtum in ſeinen getreuen Anhängern bekämpfen wollen, aber das würde ihnen übel bekommen; denn dieſer König aller Könige, und HErr aller Herren werde ſie überwinden, und alle ſeine Getreuen, welche mit Ihm zu herrſchen beſtimmt ſind, würden einen vollkommenen Sieg davon tragen.

Im 19ten Kapitel, wo dieſer vollkommene letzte Sieg ausführlich beſchrieben wird, werde ich alles über dieſen erhabenen Gegenſtand ſagen, was ich meinen ſchwachen Einſichten nach ſagen kann.

15. Und er ſprach zu mir: Die Gewäſſer, welche du geſehen haſt, wo die Hure ſitzt, ſind Völker und Volkshaufen, und Nationen und Sprachen.

16. Und die zehn Hörner, welche du geſehen haſt, und das Thier, dieſe werden die Hure haßen,

haſſen, ſie verwüſten und blos machen, und ihr vieles Fleiſch eſſen, ſie ſelbſt aber werden ſie mit Feuer verbrennen.

17. Denn GOtt hat ihnen ins Herz gegeben, ſein Urtheil auszuführen, und nach einmüthigem Sinn zu handeln, und ihr Reich dem Thier zu geben, bis die Ausſprüche GOttes erfüllet ſeyn würden.

18. Und das Weib, welches du geſehen haſt, iſt die große Stadt, welche das Königreich über die Könige der Erden hat.

Nachdem der Engel die Geſchichte des Thiers vollendet hat, ſo wendet er ſich nun wieder zu dem Weib, das auf ihm reitet, nun auch deſſen Schickſal vollends zu erzählen.

Der 15te Vers belehrt uns, daß die vielen Waſſer, auf welchen das Thier mit dem Weib ſeinen Stand hat, nicht allein das im Meer liegende **Italien**, ſondern auch die vielen Nationen, das Gewühle von Menſchen, und die Völker von mancherlei Sprachen, mit einem Wort, die im Meer liegenden Abendländer bedeute, über welche das Weib geherrſcht hat.

Dann heißt es ferner: **Das Thier und ſeine Hörner würden die Hure haſſen** — dazu kann es leicht kommen: Die Stadt Rom iſt von Anfang an bis daher gewohnt, die höchſte Hauptſtadt der Welt zu ſeyn, und ſie machte den Päbſten genug zu ſchaffen, ehe ſie ſich unter ihre Bothmäßigkeit bringen ließ,

ließ; ſie beruhigte ſich aber doch endlich, weil ſie doch immer noch die Hauptſtadt der Welt blieb. Jetzt aber iſt ſie nun wieder von der päbſtlichen Herrſchaft frei, ſie reitet auf dem Thier, und läßt ſich theils aus Schwäche, theils aus Dankbarkeit, vieles gefallen — wenn es aber einmal dahin kommt, daß ſie auf immer gehorchen ſoll, und tiefer herabgewürdiget wird, dann wird ſie vielleicht ihre letzten Kräfte anſtrengen, und darüber ganz und gar vernichtiget werden; überdem ſind auch die europäiſchen Mächte ohnehin über Rom aufgebracht, weil es ſie ſo lange tyranniſirt hat.

Bei dieſer Belagerung und Eroberung der Stadt Rom wird es aber ſchärfer hergehen, als es ſich die Belagerer vorſtellten; denn geheime, lang zurückgehaltene göttliche Gerichte werden ſich dazu geſellen, und der Ausgang wird vorzüglich ſchrecklich ſeyn, wie uns das folgende Kapitel zeigen wird; Rom wird wüſte, und ewig nicht wieder gebaut werden; alle ſeine Koſtbarkeiten werden weggeſchleppt, und die Hure wird nackend ausgezogen werden; die Eroberer werden ihr Fleiſch eſſen, das iſt, ihr Vermögen wird rein ausgeplündert, und dann die Stadt an allen vier Ecken angezündet und zu einem Aſchenhaufen verbrannt werden. Ob die unterirrdiſche Natur auch hiebei mitwürken werde, das muß die Zeit lehren.

Nun giebt auch der Engel die Quelle an, woher es eigentlich komme, daß das alles ſo gehen müße, wie es würklich geht; er ſagt: **GOtt hats ihnen ins Herz gegeben** — hier müſſen wir nicht eine ſolche göttliche Eingebung verſtehen, wie ſie der heilige Geiſt in dem Herzen der Frommen bewürke, ſondern die Vorſehung hat von den fernſten verborgenſten Anlagen aller Plane an, den Dingen unvermerkt die Richtung gegeben, daß ſie gerade ſo und nicht anders gekommen ſind; ſie hat Mittel genug, die Gottloſen, ohne ihr Wiſſen und Wollen dahin zu bringen, daß ſie ihre Plane ausführen müſſen.

Endlich ſagt nun der Engel dem Johannes ausdrücklich, wer die Hure ſey, und welche Stadt darunter verſtanden werde? Er redet ſo deutlich, als wenn er das Wort **Rom** ausgeſprochen hätte; denn er ſagt: **Es iſt die große Stadt, die jetzt, als Johannes in Patmos war — die Welt beherrſcht.** Da bleibt nun gar kein Zweifel mehr übrig; und hier kann ich nun auch einen Gedanken nicht bergen, der ſich mir gleichſam aufdringt: Ich kann nicht begreifen, wie es möglich war, daß hier viele Ausleger den Sinn der Offenbarung dergeſtalt verfehlen konnten, wenn ſie behaupteten, dieſe Weiſſagung ſey ſchon am Judenthum und hernach am heidniſchen **Rom** erfüllt worden — und doch ſteht **Rom** noch, und iſt noch nicht verwüſtet! — Ueberhaupt iſt dieſe Erklärung des Engels und ſeine deutliche Beſtimmung, wer die Hure ſey? der Leitfaden, an welchem man ſich in dieß heilige Labyrinth der Apocalypſe hinein wagen und auch wieder heraus finden kann.

Das achtzehnte Kapitel.

1. Und nach dieſem ſahe ich einen andern Engel aus dem Himmel herabſteigen, welcher eine große Gewalt hatte, und die Erde wurde von ſeiner Herrlichkeit erleuchtet.

2. Und er ſchrie kräftig mit großer Stimme und ſprach: Sie iſt gefallen, die große Babilon! und eine Behauſung der Dämonen, ein Gefängnis jedes unreinen Geiſtes, ein Gefängnis jedes unreinen und feindſeeligen Vogels geworden.

3. Denn von dem Zornwein ihrer Hurerei haben alle Nationen getrunken, und die Könige der Erden haben Hurerei mit ihr getrieben, und die Kaufleute der Erden ſind durch die Macht ihrer Ueppigkeit reich geworden.

Nach der Erklärung, welche ein Engel dem Johannes von dem Thier und dem Weibe gegeben hatte, wird er nun wieder in ſeiner Entzückung an den vorigen Ort geſtellt; und jetzt folgt nun die Ausführung der Gerichte GOttes, welche zuerſt das Weib, nämlich die Stadt Rom und die römiſche Kirche treffen; die man von der katholiſchen wohl unterſcheiden muß; zu jener gehört nur derjenige, der das Thier und ſein Bild anbethete und ſein Mahlzeichen trug.

Er ſieht einen andern ſehr mächtigen Engel vom Himmel herniederfahren; denn der Gegenſtand ſeiner Sendung iſt auch ſehr wichtig — Augen und Ohren macht er aufmerkſam, ſein Licht glänzt allenthalben, und ſeine Stimme donnert durch Mark und Bein. Er ruft ein triumphirendes Klaglied über das neuteſtamentiſche Babel aus, und bedient ſich dabei der nämlichen Ausdrücke, welche die Propheten des alten Bundes bei den Gerichten des damaligen Babels und Tyrus gebraucht hatten, weil beide Städte treffende Vorbilder auf Rom waren.

Die Bedeutung dieſes Bildes iſt wohl keine andere, als folgende: Wenn nun bald das große Gericht über Rom beginnt ausgeführt zu werden, ſo wird der Geiſt des HErrn durch ſeine Werkzeuge mündlich und ſchriftlich mit großer Klarheit und ſtarker Stimme, Alle, die Augen und Ohren zum Sehen und Hören haben, auf die Weiſſagungen des alten und neuen Teſtaments hinweiſen, ſie ihnen erklären, und ſie ſo bis zur größten Gewißheit überzeugen, daß ſein Wort ewige göttliche Wahrheit ſey, und ſie ſich alſo feſt auf die noch unerfüllte Verheißungen verlaſſen, und in den nahen Drangſalen damit tröſten könnten.

Zuerſt wiederholt der Engel die Worte: Sie iſt gefallen! welche auch ſchon bei der Reformation einer anrief. Kap. 14. V. 8. Damals that ſie zwar einen Fall, aber ſie wurde wieder heil; hier aber fällt ſie ganz und gar, ohne je wieder aufzuſtehen. Sie iſt eine Wohnung der Geſpenſter geworden — es ſpukt in ihren ausgebrannten Ruinen; dahin ſind nun alle unreine Geiſter gebannt, bis ſie nach der Auferſtehung mit dem Leibe vereinigt einen andern Wohnplatz bekommen werden; ſie iſt nun das Wachthaus aller wilden und feindſeeligen Raubvögel geworden, und **Schuhu's, Eulen, Raben** und **Krähen** treiben da ihr Weſen u. ſ. w. Mit dieſer Stelle vergleiche man Jeſ. 13. V. 19—22. und Jer. 50. V. 39. ſo wird man die unverkennbare Uebereinſtimmung finden.

Dann zeigt auch der Engel die Urſache des ſchrecklichen Falls dieſes geiſtlichen Babels an, wenn er ſagt: Denn ſie hat mit ihren GOtt verhaßten falſchen Lehren alle Nationen der Chriſtenheit verführt, ſie von ihrem Haupte ab und zu ſich hingezogen; die Könige der Chriſtenheit haben es mit ihr gehalten, und nicht mit Chriſto, und die ganze Geiſtlichkeit mit den Lehrern der Menſchen hat ſie zu Kaufleuten gemacht, mit Ehren, Würden, Aemtern, Himmel und Hölle gehandelt, ſich und dieſe Kaufleute reich gemacht, und dieſen ſchändlichen Gewinn dann in der allerzügelloſeſten Uepigkeit verpraßt.

Ein Vorbild dieſer ſchrecklichen Verwüſtung ſieht man jetzt ſchon an ſo vielen Kirchen und prächtigen Tempeln, Klöſtern und Abteyen, wo Jahrhunderte lang der babiloniſche Handel getrieben wurde.

Die Kinder fangen ſchon an gerichtet zu werden, es wird auch gewiß an die Mutter kommen. Offenb. Joh. 2. V. 20—23.

4. Und ich hörte eine andere Stimme aus dem Himmel ſagen: Geht aus von ihr, mein Volk! damit ihr nicht Gemeinſchaft haben möget mit ihren Sünden, und auf daß ihr von ihren Plagen nichts mit bekommt.

5. Denn ihre Sünden haben ſich bis an den Himmel aneinander geküttet, und GOtt gedenkt ihrer Ungerechtigkeiten.

6. Vergeltet ihr ſo, wie ſie euch vergolten hat, und verdoppelt es ihr doppelt nach ihren Werken; in den Becher, welchen ſie eingeſchenkt hat, ſchenkt ihr doppelt ein.

Dieſen Klaggeſang über Babilon ſprechen drei Stimmen vom Himmel aus; die erſte iſt ein ſtarker glänzender Engel, vom erſten bis dritten Vers; vom 4ten bis 20ſten redet blos eine Stimme aus dem Himmel, und vom 21ſten bis 24ſten löſet dieſe wieder ein ſtarker Engel ab.

Die andere Stimme aus dem Himmel erinnert die wahren Chriſten in Rom und in der römiſchen oder auch katholiſchen Kirche, ſie ſollten bei dem anbrechenden Gericht auswandern; denn durch längers Bleiben möchten ſie ihrer Sünden und ihrer Plagen theilhaftig und mit ihr unglücklich werden; ihre Sün-

den hiengen wie geleimt aneinander, bis an den Hi
mel hinauf, und GOtt müße nun endlich einmal al
ihrer Greuel im Zorn gedenken.

Auch dieſe Stimme bedient ſich der Reden
arten der alten Propheten; ſ. Jeſ. 48. V. 20. Je
50. V. 8. vorzüglich aber Jer. 51. V. 6. wo ſo
die nämlichen Worte gefunden werden; ſie wird ſ
dann auch durch eben die Mittel, wie bei dem erſt
Engel, hören laſſen, wann es zur Flucht aus Bab
Zeit ſeyn wird; wohl dem, der ihr dann gehorcht!

Der Befehl des ſechsten Verſes geht auf die
nigen, welche als Werkzeuge der Gerechtigkeit GO
tes dieſer Babel den Zornbecher einſchenken; de
das Volk GOttes ſoll ja fliehen, wie kann es da
Rache an ihr ausüben? — überdem iſt das ja au
die Sache der Nachfolger des Lamms nicht. D
Thier mit ſeinen zehn Hörnern taugt am beſten zu
Doppelt vergelten, wenns Strafens und Rächens gi
Dieſer Befehl iſt alſo nur anzuſehen als eine göttli
Billigung der Strafe ſelbſt, nicht als Gerechtſa
derer, die ſie ausüben.

7. So ſehr ſie ſich ſelbſt verherrlicht u
Ueppigkeit getrieben hat, in eben dem Ve
hältnis gebt ihr Qual und Trauer; denn
ſpricht in ihrem Herzen: Ich habe mich a
Königin geſetzt, und Wittwe bin ich nic
und Trauer werde ich nicht ſehen.

8. D

8. Deswegen werden ihre Plagen in einem Tag kommen; Tod, und Trauer und Hunger, und mit Feuer wird ſie verbrannt werden; denn ſtark iſt der HErr, der GOtt, der ſie richtet.

9. Und die Könige der Erden, die mit ihr Hurerei und Ueppigkeit getrieben haben, werden weinen und wehklagen über ſie, wenn ſie den Rauch ihrer Feuersbrunſt ſehen.

Die Stimme aus dem Himmel ſezt nun noch den Maasſtab der Strafe hinzu: So hoch ſie ſich ſelbſt erhoben hat, ſo tief ſoll ſie erniedrigt werden, ſo hoch ihr Luxus und ihre Ueppigkeit geſtiegen iſt, ſo hoch ſoll nun auch ihre Qual und ihre Traurigkeit ſteigen, und ihr genau ſo vergolten werden, wie ſie's verdient hat, denn ſie ſezt ſich mit der größten Vermeſſenheit auf ihren Thron, trozt GOtt und ſagt: Ich bin die Königin der Welt, ich bin der Stadthalter Chriſti, der GOtt auf Erden; in meinem Schoos iſt nur Seeligkeit, und auſſer mir keine; ich bin allein die wahre Kirche, mir fehlt es nie an einem Bräutigam, bin daher nie Wittwe, ſo wenig als Chriſtus Wittwer werden kann; Trauer werde ich nie haben, denn Rom iſt ewig, wie die Welt u. ſ. w.

Dieſe Sprache kennen wir; und das ſtolze Benehmen, welches ſie gegen alle, die auſſer ihr waren, bezeigte, haben wir erfahren; aber dieſer Troz wird hier ſchrecklich gedemüthigt; auf einen Tag, zugleich

und auf einmal, werden Tod, Trauer, Hunger
noth und Brand ſie überfallen, wie ein Dieb in
Nacht, und dann wird Stolz und Prahlen ein En
haben; der HErr, der GOtt, der ſie richtet, iſt ſtä
ker als ſie, und läßt ſich nur ſo lang ſpotten, als ſei
Langmuth dauert, dann aber iſt Er auch ſchrecklich
ſeinen Gerichten.

Es wird zu der Zeit noch mehrere Könige
ben, als die zehen, die mit dem Thier verbunden ſin
dieſe leztere gehören aber auch nicht zu den gewöhn
chen, denn ſie haben ihre Reiche nicht auf rechtmäßi
Art empfangen. Kap. 17. V. 12. Jene alſo, die
an der römiſchen Kirche hangen, werden über ihr
Sturz weinen und jammern, ſo wie Kaiſer Friedri
der Dritte und Pabſt Nikolaus der Fünfte a
weinten und klagten, als Konſtantinopel verlohr
war, vorher aber keinen Finger regten; jezt kan
aber nicht mehr helfen, ſie hätten das Thier auf d
Kopf ſchlagen ſollen, als es eben aus dem Ey ſchlupf
jezt iſt es nun viel zu ſpat, und ihnen allen über d
Kopf gewachſen.

10. Und werden aus Furcht über ihre Qu
von ferne ſtehen, und ſagen: Weh! we
die große Stadt! Babilon die ſta
Stadt! denn in einer Stunde iſt dein G
richt gekommen.

11. Und die Kaufleute der Erden klagen u
trauern über ſie, weil ihre Waaren n
mand mehr kauft:

12. G

12. **Goldene und ſilberne Waaren, und Edelſteine, und Perlen, und Baumwolle und Purpur, und Seide und Karmoſin, und allerhand wohlriechende Hölzer, und allerhand helfenbeinerne Geräthe, und allerhand Geräthe aus dem koſtbarſten Holz, und Erz, und Eiſen und Marmor.**

Da ſtehen ſie nun von ferne; ſich nähern und helfen können ſie nicht, denn dazu ſind ſie zu ſchwach, auch iſt es zu ſpät dazu; daher bleibt es bei dem bloſen Klagen — die große Stadt! die ſtarke Stadt! — gerad, als wenn dem Allmächtigen irgend eine Stadt zu groß oder zu ſtark wäre, wenn endlich einmal ſeine Langmuth ermüdet, und ein ſolches Sündenneſt zum Gericht reif iſt.

Vorzüglich aber lamentiren die Kaufleute, die ganze päbſtliche Kleriſey — denn ihr Handel jeder Art hat nun ein Ende: Für Domherrnſtellen und Kanonicate, für Indulgenzen und Diſpenſationen zahlt niemand einen Heller; Reliquien, Palliums, Amulette, Agnus Dei u. dergl. ſind keine gangbare Waare mehr, und alles, was Simonie und geiſtlicher Handel heißt, hat ein Ende; denn man will und braucht überhaupt ſolche Leute nicht ferner.

Dieſe ganze Elegie iſt eine Nachahmung der Wehklage Ezechiels über Tyrus. S. ſeine Weiſſagung Kap. 27. Alle hier angeführten Waaren mögen wohl ſinnbildlich erklärt werden können, allein dieſe Unter-

ſuchungen würden für meinen Zweck zu weitläuf
ſeyn.

13. Und Zimmet und Gewürze, und Rauc
pulver und Salben und Weihrauch, u
Wein und Oel, und Spelzmehl und Wa
zen, und Rindvieh und Schaafe, und Pfe
de und Kutſchen, und Körper und Seele
der Menſchen.

14. Und das Obſt, deiner Seelen Luſt, iſt ve
ſchwunden; alles Wohlbeleibte und Pracht
volle hat ſich von dir verlohren, und de
gleichen wirſt du nie wieder finden.

15. Die Kaufleute dieſer Dinge, welche dur
ſie reich geworden, werden von ferne ſtehe
aus Furcht für ihrer Quaal, ſie weinen un
trauern.

Es iſt merkwürdig, daß Rom und ſeine Kl
riſey auch ſo gar im eigentlichen buchſtäblichen Sin
dieſe Waaren ungeſehr alle bei ihren religiöſen G
bräuchen und Cerimonien in Uebung gehabt, und
damit gehandelt haben. Rauchpulver, beſonder
Weihrauch, Wein und Oel, Salben (Chri
ſam) und Mehl ſind in einer römiſch- katholiſche
Kirche unentbehrliche Waaren. Etwas beſonders abe
iſt es, daß hier eines Fuhrwerks gedacht wird, vo
dem man in allen Morgenländern nichts wußte, un
für welches auch die griechiſche Sprache kein Wor
hatte, woher auch hier ein lateiniſches geborgt werde
mußte

muſte; welches abermal ein deutlicher Beweiß iſt, daß Rom hier gemeint wird; denn in allen morgenländiſchen Provinzen gab es keine Kutſchen, wohl aber in Rom und in den Abendländern, beſonders in ſpätern Zeiten.

Der Handel mit Menſchenkörpern iſt auch merkwürdig, denn welch einen einträglichen Handel hat man nicht von Rom aus mit Reliquien getrieben? — auch mit Seelen handelte man, entweder ſie aus dem Fegfeuer zu kaufen, oder auch eine heilig ſprechen zu laſſen; auch mag wohl hin und wieder in Oſt- und Weſtindien der Sklavenhandel mit untergelaufen ſeyn, darüber aber können die Proteſtanten niemand etwas vorwerfen, denn ihre Seemächte ſind in dieſem Stück grauſamer geweſen, als eine Nation vom Anfang der Welt her.

Ferner heißt es: Die koſtbaren Deſerte nach deinen köſtlichen Mahlzeiten ſind vorbei; Pfirſiche, Aprikoſen und Obſt aller Art iſt hin — und die Corpulenz deiner Kaufleute, alles Splendide iſt auf ewig verſchwunden.

Alle dieſe Leute, denen bei dieſem Gerichte ihr einträglicher Handel auf ewig ruinirt wird, ſtehen auch von ferne und wehklagen, weil ſie nicht helfen können, und nun in den bitterſten Mangel unwiderbringlich verſetzt ſind.

16. Und ſagen: Weh! Weh! die groſe Stadt! die mit Neſſeltuch, Purpur und Karmoſin bekleidet, und übergoldet war mit Gold,

Gold, Edelſteinen und Perlen; denn in e
ner Stunde iſt ein ſolcher Reichthum ve
wüſtet worden.

17. Und jeder Steuermann, und alles, w
auf den Schiffen Geſchäfte hat, und die Sch
leute, und ſo viel ihrer auf dem Meer a
beiten, ſtehen von ferne,

18. Und ſchreyen, indem ſie den Rauch ih
Brands ſehen, und ſprechen: Wer iſt d
groſſen Stadt gleich?

Bei dieſer Wehklage erinnern ſich die Leidt
genden an all den Pracht, in welchem dieſe Sta
und alles, was dazu gehört, ſo lang gelebt und
ſchwelgt hat; und erſtaunen über ihren ſchnellen F
der gleichſam in einer Stunde gekommen iſt.

Auch die Schifleute, der ganze Seehandel
räth in Allarm; hier wird nun wieder auf Tyr
angeſpielt, als welche in den alten Zeiten die Hau
ſtadt des phöniziſchen Seeſtaats war. Rom hat
mit dem Seehandel wenig beſchäftigt, daher paßt d
Stelle im buchſtäblichen Verſtand weder auf die
noch auf die neue Verfaſſung dieſer Stadt; aber
geiſtlichen Sinn, den die Apokalypſe überall im A
hat, iſt auch dieſer Theil der Klage ſehr treffe
denn die päbſtliche Hierarchie hatte ihr beſonderes
ganz vorzügliches Verkehr mit den katholiſchen S
ſtaaten; die Geſchichte belehrt uns, was ſie d
die Spanier und Portugieſen in Amerika,
durch die Jeſuiten in Oſt- und Weſtindien,

beſ

beſonders in China und Japan, für groſe Plane auszuführen geſucht hat; alle dieſe Plane ſind nun hin, und diejenigen, die dadurch zu gewinnen ſuchten, ſind nun aller ihrer Hofnungen beraubt. Sie ſehen den Dampf der groſſen Feuersbrunſt Roms, und ſchreyen, wer iſt der groſſen Stadt gleich? — und doch fällt ſie ſo ſchrecklich, ſo auf einmal!

19. Und ſie wurfen Staub auf ihre Häupter, und ſchryen mit Weinen und Trauern, und ſagten: Weh! Weh! die groſe Stadt! in welcher ſich mit ihren Koſtbarkeiten alle diejenigen bereichert haben, die Schiffe auf der See haben; denn in einer Stunde iſt ſie verwüſtet worden.

20. Heitre dich auf, Himmel! und die Heiligen, und die Apoſtel, und die Propheten! denn GOtt hat euer Gericht an ihr gerichtet.

21. Und ein ſtarker Engel hub einen Stein auf, wie ein groſer Mühlſtein, und warf ihn ins Meer, und ſprach: So wird mit Ungeſtümm die groſe Stadt Babilon hingeſchleudert werden, und man wird ſie nicht mehr finden können.

Bei dem 19ten Vers hab ich nichts mehr zu erinnern; im 20ſten muntert die Stimme aus dem Himmel den Himmel und ſeine Bewohner auf, nunmehr froh zu ſeyn: Denn GOtt habe endlich einmal ange-

angefangen; ſeine Gerichte an den Hauptfeinden ſeines Reichs auszuführen; nun werde er auch bald zum großen Sieg und zur endlichen Erlöſung ihrer bedrängten Brüder auf Erden kommen.

Hierauf folgt nun die dritte Stimme, welch das Klaglied endigt: Ein ſtarker Engel hebt einen großen Mühlſtein auf, und wirft ihn mit großer Kraf und Geſchwindigkeit ins Meer, um damit den ſchleunigen und unwiederbringlichen Untergang der Stad figürlich vorzuſtellen, wie er ſolchen auch durch einen damit verbundenen Ausruf erklärt. Etwas ähnliche findet man Jer. 51. V. 63 und 64.

22. Und die Stimme der Harfenſpieler un Muſikanten, und Flötenbläſer und Poſaunenbläſer wird fernerhin nicht mehr in di gehöret werden; und kein Künſtler jede Kunſt ſoll ferner in dir gefunden werden, un die Stimme der Mühlen ſoll ferner nich mehr in dir gehört werden.

23. Und das Licht der Leuchte ſoll nicht meh in dir ſcheinen, und die Stimme des Bräutigams und der Braut ſoll in dir ferne nicht gehört werden; weil deine Kaufleu die vornehmſten auf der Erden waren, we durch deine Giftmiſcherei alle Nationen verführt worden ſind.

24. Und in ihr iſt das Blut der Proph ten, und der Heiligen, und aller derer

d

die auf der Erden erwürgt ſind; gefunden worden.

Dieſe Fortſetzung der Elegie durch die dritte Stimme geht nun auf die Luſtbarkeiten der Stadt Rom: Keine Stadt in der Welt hat größere Virtuoſen in der Muſik gehabt, als ſie. — Das Wort, welches ich durch Harfenſpieler überſetzt habe, kann auf allerhand Saitenſpiel, Muſikanten auf Sänger, und Poſaunenbläſer auf Waldhorniſten gedeutet werden; denn unſere Waldhörner kommen den Arietinen der Alten ſehr nahe. Aller dieſer Jubel iſt nun verhallt, überall herrſcht tode Stille, auſſer wenn wilde Thiere und Vögel ihre furchtbaren Stimmen hören laſſen. Auch mit den prächtigen Kunſtwerken, beſonders Mahlerei und Bildhauerkunſt, hats ein Ende; das Klappern der Mühlen hört auf, weil niemand mehr da iſt, der Mehl braucht. Die Menge der Leuchten und Fackeln, die man des Nachts auf den Gaſſen ſahe, iſt ausgelöſcht, Irrwiſche und öde glänzende Dünſte, die aus dem faulen Sumpfboden aufſteigen, mögen wohl ihre Stellen erſetzen; das Getöne der Hochzeiten iſt erſtorben; denn niemand iſt mehr da, der heurathet. Und dieß traurige Schickſal kommt daher, weil deine Kaufleute, deine Geiſtlichkeit überall die Vornehmſten waren, und in der Staatsverfaſſung den Fürſtenrang erſchlichen haben; und weil man anſtatt der heilſamen Glaubenslehren des Evangelii, glänzende Irrthümer, wodurch die Menſchen vom rechten Weg abgeführt worden, unter-

geſcho-

geſchoben hat. Vorzüglich, aber hat ſie ſich ihr ſchreckliches Schickſal dadurch zugezogen, daß ſie ſo viele wahre Bekenner JEſu um dieſes Bekänntniſſes willen hingerichtet hat.

Dieß ganze Kapitel enthält alſo im poetiſch-prophetiſchem Styl das Gericht über die große Hure; nun folgt im folgenden Kapitel auch der letzte große Sieg über das Thier ſelbſt und ſeinen falſchen Propheten, durch die glorwürdige Zukunft des HErrn.

Das neunzehnte Kapitel.

1. Nach dieſem hörte ich eine große Stimme einer mannigfaltigen Menge im Himmel ſagen: Hallelujah! — Das Heil und die Herrlichkeit und die Kraft ſey unſerm GOtt!

2. Denn ſeine Gerichte ſind wahrhaftig und gerecht, weil Er die große Hure gerichtet hat, welche mit ihrer Hurerey die Erde zerrüttete, und hat das Blut ſeiner Knechte von ihrer Hand gerochen.

3. Und ſie ſprachen zum zweitenmal: Hallelujah! — Und ihr Rauch ſteigt auf in die ewigen Ewigkeiten.

4. Und die vier und zwanzig Aelteſten, und und die vier lebendigen Weſen fielen nieder, und betheten GOtt an, der auf dem Thron ſitzt, und ſprachen: Amen Hallelujah!

Hier haben wir nun die Aufheiterung des Himmels und ſeiner Bewohner, welche im 20ſten Vers des vorigen Kapitels anempfolen wurde: Alle Engelſchaaren jauchzen ein hohes Hallelujah, und ſchreiben mit Recht GOtt Ehre und Herrlichkeit zu; die ſeeligen Menſchen werden erſt im folgenden 5ten Vers zum Hallelujah aufgefordert. Alle Engelchöre jauchzen über

über das Gericht des geiſtlichen Babels, weil es di Staatsverfaſſungen durch ſeinen verführeriſchen Einfluß zerrüttete, und die Knechte des HErrn gemordet hat. Sie wiederholen ihr großes Hallelujah! — und fügen die Worte des Propheten Jeſajä Kap. 34. V. 10. hinzu: Ihr Rauch werde ewig aufſteigen, wie auf dem todten Meer von Sodom und Gomorra, damit ſich die Nachwelt immer von ihrem ſchrecklichen Gericht überzeugen könne, und es beſtändig vor Augen habe.

Nun geben auch die Standmänner der Menſchheit, die vier und zwanzig Aelteſten, und die Repräſentanten der ganzen Natur ihren Beifall; ſie bekräftigen jenen Jubel mit einem feierlichen Amen Hallelujah! — Ja, in Wahrheit ſey GOtt gelobet! — Zugleich bethen ſie Den an, der auf dem Thron ſitzt denn Er iſt ja der Allherrſcher, der gerecht regiert und dem alſo alle Ehre und unſterblicher Dank allei zukommt.

Jetzt, meine lieben Leſer! kommen wir der Morgenröthe jenes großen Tages immer näher; denn nachdem die gottloſe Ehebrecherin gerichtet iſt, erſchein die Braut des Lamms.

5. Und eine Stimme gieng vom Thron au die ſprach: Lobt unſern GOtt alle ſein Knechte, und die ihn fürchten, Kleine un Große!

6. Und ich hörte, wie eine Stimme eine großen Menge, und wie eine Stimme große

Waſſer, und wie eine Stimme ſtarker Donner, die ſprach: Hallelujah! — denn der HErr, GOtt, der Allherrſcher! hat königlich regiert.

7. Laßt uns freuen und frolocken, und Ihm die Herrlichkeit geben, denn die Hochzeit des Lamms iſt kommen, und ſein Weib hat ſich bereitet.

8. Und es wurde ihr gegeben, daß ſie ſich mit reinem, glänzendem Neſſeltuch bekleidete, dieſes Gewand iſt die Rechtfertigung der Heiligen.

Die Aufforderung zum Beyfall gebenden Loben und Jauchzen kommt vom Thron her, und geht an alle vollendete ſeelige Menſchen, vielleicht ſollen auch die noch nicht vollendeten hienieden mit einſtimmen; der Ausdruck Kleine und Große ſcheint mir zu beweißen, daß die **Menſchen** gemeint ſind, weil nur dieſe klein und groß genannt werden können. Im Thron giebt es nur dreyerlei Stimmen, nämlich Den, der darauf ſizt, dann das Lamm, und endlich die Stimmen der vier lebendigen Weſen; von dieſen lezten kommt vermuthlich die Ermahnung her, weil es heißt: Lobt unſern GOtt! ſo würde weder GOtt noch das Lamm reden.

Der Aufforderung wird gefolgt, und die Stimme der Lobenden iſt ſo groß und ſo ſtark, wie das Brüllen eines großen Waſſerfalls, oder wie das Rollen eines ſtarken Donners; der Gedanke an dieſe große

Menge iſt mir ſo wohlthätig —. die Erlöſungs
ſtalten JEſu Chriſti haben doch ein groſes H
meiner Brüder und Schweſtern gerettet und ſeelig g
macht. Hallelujah!

Die Stimme der erlöſten Menſchheit iſt me
würdig; denn erſtlich bezeugt ſie: Der HErr —
GOtt — der einzige Allherrſcher, habe königlich
giert — Er habe nun bewieſen, daß Er nicht al
noch lebe, ſondern ſich auch würklich der Geſchä
annehme, die Menſchen regiere; denn das habe
im Gericht der groſen Hure bewieſen; 1111 Ja
lang habe ſie allen Muthwillen getrieben, alle Gr
ſamkeiten ausgeübt, und es habe oft geſchienen,
wenn ſich GOtt der Regierungsgeſchäfte nicht m
annehme, aber jetzt habe es ſich recht gezeigt, daß
doch noch immer ein thätiger, die Menſchheit reg
render König ſey.

Hier iſt nun der Uebergang zum Jubel- u
Hochgeſang ſehr wichtig: Vor allen Dingen ab
fährt die groſe Stimme fort, haben wir Urſache
Freude und zum Jauchzen, und dem HErrn Herrl
keit und Ehre zuzuſchreiben: **Denn die Hochzeit d
Lammes iſt nun da — das groſe Feſt, wor
unſer Heiland mit dem Gleichnis der zehn Ju
frauen zielte, iſt vor der Thür, die Braut h
ſich geſchmückt, und der Bräutigam iſt im A
zug** u. ſ. w.

Dieſer Ausdruck iſt für uns unausſprechlich
freulich; der Fall unſers **Babels** iſt nahe, und ſo b

ihr Gericht vollendet iſt, iſt auch die groſſe überſchwengliche Hochzeitfeyer nicht weit mehr, ſie wird unmittelbar darauf folgen; wenn die Ehebrecherin aus dem Wege iſt, dann erſcheint die wahre Gattin, die **thyatiriſch-philadelphiſche** Gemeinde in aller ihrer Herrlichkeit.

Wenn es einmal zum endlichen Fall der römiſchen, ausgearteten Kirche gekommen iſt, dann wird der HErr durch ſeine Vorſehung kräftige Anſtalten zur Vereinigung aller wahren Chriſten treffen, ſie werden ſich in eine Heerde verſammeln, aneinander anſchlieſſen, wichtige Verbeſſerungen anordnen, und dann werden die fünf thörichten Jungfrauen von den fünf Klugen unterſchieden werden — GOtt! das iſt ein trauriger Gedanke! auch dann noch eine Scheidung! — indeſſen, es iſt nicht anders, die Braut muß rein und ohne Mackel ſeyn, da gilt kein HErr HErr ſagen mehr. Die Zubereitung der Braut erfordert Genauigkeit.

Der verdorbene üppige Geiſt unſerer Zeit hat das reine und heilige Bild einer Hochzeit unerträglich herabgewürdigt, beeckelt und lächerlich gemacht, und doch iſt es in ſeinem wahren Sinn ſo ſchön. — Man denke ſich die Freude, wie den frommen Duldern in der allgemeinen Noth zu Muth ſeyn muß, wenn nun endlich der ſo lang erflehte Seelenfreund, ſo wie der Blitz vom Aufgang der Sonnen bis zum Niedergang, auf einmal ganz unerwartet da iſt — mitten unter ihnen erſcheint, und nun nicht allein aller Jammer ein

Ende hat, ſondern nun auch einmal die Reihe an ihnen iſt, das Haupt empor zu heben; wie wird Er ſie hold anlächeln, ſich ſeiner Erlöſten freuen, und ihnen ſagen: Jezt bin ich endlich da, meine Lieben! — und wir werden uns in Ewigkeit nicht mehr trennen — jezt iſt die Freude, der Jubel an euch, und wir wollen nun das Reich einnehmen, das vom Anfang der Welt her auf uns wartet; giebts ein Bild, welches dieß Frohſeyn beſſer ausdrückt, als die Hochzeit zweyer liebenden Seelen, die lang getrennt lebten, und nun auf einmal immer vereinigt werden ſollen? — O ihr Zeitgenoſſen! übt Glauben an JEſum Chriſtum, und Geduld der Heiligen! die Zeit iſt nahe, wo ihr euch des Glaubens und der Ausharrung unausſprechlich freuen werdet. Bereitet euch, ihr Frommen, Getreuen! mit groſem Ernſt, damit ihr nicht blos erfunden werdet, haltet euere Lampen bereit: Denn Er kommt bald.

Die Braut ſoll ſich aber mit ihren eigenen Lumpen ja nicht putzen, die paſſen nicht zur Hochzeit, ſondern ſie ſoll nur die wahren Mittel gebrauchen, ſich von allem Schmutz und Ungeziefer zu reinigen; das hochzeitliche Kleid ſchickt ihr der Bräutigam voraus, ſie wird in den feinſten, blendend weißen Muſſelin gekleidet. Das Wort byſſus und byſſinon, welches hier in der Grundſprache ſteht, bedeutet weder Flachs, und noch weniger Seide, ſondern es iſt Baumwolle; dieſes feine reine Gewächs, welches in den Morgenländern häufig gezogen, und anſtatt des Leinwands gebraucht wird. Byſſinon heißt alſo ein Baum-

Baumwollengewand, und hier, wo das Wort glänzend und rein noch hinzugeſetzt wird, bedeutet es das feinſte Gewebe aus Baumwolle, welches ich nicht beſſer als durch Neſſeltuch, Muſſelin, auszudrücken wußte, weil dieſes Gewand gerade das iſt, was hier gemeint wird. Zu Johannis Zeiten war die eigentliche Seide äuſſerſt ſelten und koſtbar, ſie heißt im griechiſchen Sericon, und kommt nur Kap. 18. V. 12. vor; nein! dieß Raupengeſpinnſt, womit die große Ehebrecherin handelte, ſchickt ſich für die Braut nicht, das reine, ſchneeweiße, baumwollene Gewebe, das auch die Prieſter ſchmückt, gehört für ſie.

Dieſer einfache reinliche Brautſchmuck wird aber nun auch erklärt; es heißt, dieß Gewand bedeute die **Rechtfertigung** — eigentlich die **entſcheidenden Freiſprechungsurtheile** — der Heiligen; ihrer Sünden wird nicht mehr gedacht, ſie ſind ewig davon abſolvirt, und dagegen wird ihnen die durch das Leiden und Sterben Chriſti erworbene Gerechtigkeit zugeeignet, in dieſe Röcke der Gerechtigkeit werden ſie gekleidet; da wird ſich dann auch der zeigen, der bey dieſer Hochzeit kein hochzeitliches Kleid anhatte.

Es ſcheint, als ob bei der Zukunft Chriſti eine groſſe Feyer ſollte veranſtaltet werden, welche hier unter dem Bilde einer Hochzeit vorkommt, worinn nun aber dieſe Feyer beſtehen wird, das wiſſen wir nicht. — Seelig, wer Gaſt dabei iſt, und es alſo ſelbſt erfähret!!! —

9. Und er ſprach zu mir: Schreibe! Seelig ſind, die zum Abendmahl der Hochzeit des Lamms berufen ſind! Und er ſprach zu mir: Dieſe wahrhaftigen Worte ſind von GOtt!

10. Und ich fiel vor ſeinen Füſſen nieder, ihn anzubethen, und er ſprach zu mir: Nimm dich in Acht! thue es nicht; ich bin dein und deiner Brüder Mitknecht, welche das Zeugnis JEſu haben. GOtt bethe an! — Das Zeugnis JEſu aber iſt der Geiſt der Weiſſagung.

Das groſſe Abendmahl der Hochzeit des Lamms muß auſſerordentlich wichtig ſeyn: Denn der Engel befiehlt dem heiligen Seher das Nota bene ja aufzuſchreiben, daß diejenigen glückliche ſeelige Menſchen ſeyen, die zu dieſer Feyerlichkeit eingeladen wurden; und damit er dieſe Verſicherung nicht etwa als eine bloſe Vermuthung irgend eines endlichen Weſens anſehen möchte, ſo fügt der Engel hinzu: Dieſe wahrhaftigen Worte ſind Worte GOttes, folglich untrügliche Wahrheit.

Meine Vermuthung über die Beſchaffenheit der Hochzeit des Lamms, die aber auch für nichts mehr als Vermuthung gelten ſoll, iſt folgende:

So bald der HErr Chriſtus auf der Erden erſcheinen wird, ſo wird Er auf irgend eine Weiſe alle ſeine noch lebenden Getreuen um ſich her ſammeln, und ſich ihnen in aller ſeiner Herrlichkeit zeigen, und ſeine

Geſell-

Geſellſchaft, das Heer ſeiner Heiligen, die Er mitgebracht hat, V. 14. wird ſich mit ihnen unterhalten; alle Vorempfindungen der Seeligkeit werden in Fülle durch den Geiſt des HErrn ausgeſpendet werden, und wer weiß, welche große Dinge bei dieſem Abendmahl vergehen, und ausgemacht werden, ehe jeder wieder in ſeinen Beruf hienieden zurücktritt.

Es ſcheint, als wenn dem Seher der Gedanke gekommen wäre, dieſer Engel möchte wohl der HErr ſelbſt ſeyn, beſonders weil er ſeine Worte für Worte GOttes ausgegeben habe — er wird aber darüber eines andern belehrt, und ihm geſagt, daß die Engel nicht dürften angebethet werden; denn ſie ſeyen Mitknechte wahrer Chriſten. Merkwürdig iſt hier der Ausdruck, daß die wahren Chriſten als ſolche betrachtet werden, die das Zeugnis JEſu haben — das heißt, die die hiſtoriſche Geſchichte von JEſu Chriſto glauben, und ihr gemäß wandeln. Es gab wohl ſeit der Apoſtel Zeiten keinen Zeitpunkt, in welchem das Glauben an JEſum Chriſtum und ſeine Wahrheit ein ſo ſicheres Zeichen des Chriſtenthums war, als von uns an bis zu ſeiner Zukunft — beſonders aber wird hier unter dem Geiſt der Weiſſagung das verſtanden, was in der Bibel von ihm geweiſſagt worden, und vorzüglich gehört die hohe Offenbarung hieher. Es wird von nun an immer wichtiger, die Weiſſagungen von der nahen Zukunft des HErrn genau zu betrachten, ihnen zu glauben, und ihren Vorſchriften zu folgen, damit man ſich auf dieſe Zeit gebührend vorbereiten möge. Das Zeugnis JEſu iſt der Geiſt der Weiſſagung, wer alſo dieſen Geiſt hat, das iſt, wer ſich aus den Weiſſagungen, vorzüglich aus der hohen Offenbarung, über alles belehret hat, was uns bevorſteht, und was wir zu thun haben, der hat das Zeugnis JEſu, der iſt ein Bruder der Engel.

11. Und ich ſahe den Himmel geöfnet, und ſiehe! ein weiß Pferd, und der darauf ſaß, heißt Treu und Wahrhaftig, er richtet und führt Krieg mit Gerechtigkeit.

12. Seine Augen ſind eine Feuerflamme, und auf ſeinem Haupt viele Königskronen; er hat einen geſchriebenen Namen, den niemand weiß, als Er ſelbſt.

13. Und er iſt bekleidet mit einem Gewand, das mit Blut gefärbt iſt; und ſein Name wird genannt das Wort GOttes.

Da ſind wir nun endlich an den groſſen Zeitpunkt der Zukunft des HErrn, des Königs mit den vielen Kronen, gekommen; jetzt iſt alles dazu vorbereitet: Die Ehebrecherin iſt gerichtet, die Braut iſt bereit, der Nationenhirte, Kap. 12. V. 5. iſt mündig, und das Thier aus dem Abgrund tobt dergeſtalt, daß es der Gegenwart des HErrn bedarf, um dem Unfug ein Ende zu machen. Warlich, ein Zeitpunkt, der ſeines gleichen nicht hatte, ſo lang die Welt ſteht. — Als Chriſtus in den Tagen ſeines Fleiſches auf Erden wandelte, da war auch eine merkwürdige

Zeit, aber doch nur für die wenigen, die glaubten; jezt werden Ihn alle Augen ſehen, auch die Augen der viel Tauſenden, denen Er lächerlich war, jezt aber ſehr furchtbar iſt — nun hört das Glauben auf, und das ſeelige und unſeelige Schauen geht an; alles Diſputiren über die Perſon Chriſti, ſeine Gottheit, ſein Verſöhnungswerk und ſeine Wahrheit überhaupt, hört nun auf, und das Schämen iſt nun an denen, die es gewis wußten, daß Chriſtus blos ein guter Mann, ein frommer Lehrer der Moral, aber weiter nichts — daß ſeine Wunder, ſeine Auferſtehung, und überhaupt alles Uebernatürliche bei ſeiner Sendung, bloße und baare Schwärmerey geweſen ſey; — ja warlich! an dieſen iſt nun das Schämen, daß ſie ſo dummſtolz auf ihren Funken Vernunft waren, und ſich ſo ſchrecklich getäuſcht haben; hingegen der verachtete und verſpottete Thränenſäer geht dann muthig und mit aufgerecktem Haupt einher, und bringt mit Freuden ſeine Garbe.

Johannes ſahe den Himmel geöfnet — es war ihm, als ſähe er eine große weite Oefnung gegen Morgen hin, und ſiehe da! **ein weiß Pferd — und der drauf ſaß** — der Edle, der Kap. 6. V. 2. auszog, kommt hier auf ſeinem weißen Pferd wieder; er hat ſeitdem **manchen** Sieg erfochten, darum trägt er nun auch **viele** Kronen — Halleluiah! Er kommt endlich einmal wieder, der, ſo heiß erſehnte und erflehte **Treue und Wahrhaftige**; dieſe Titel oder Zunamen bekommt Er jezt von den Seinigen; denn Er

Er hat ihnen nun Wort gehalten, Er iſt ein Mann von Ehre, der niemand täuſcht, was Er verſpricht, das hält er gewiß, Er iſt der Wahrhaftige!

Er richtet nach Gerechtigkeit, und führt auch Krieg mit Gerechtigkeit; das Erſte hat Er bis daher in ſeinen Gerichten bewieſen, und das lezte wird Er nun auch jezt im lezten groſſen Kampf beweiſen; niemand ſoll das geringſte Unrecht geſchehen, ſondern jedermann ſoll ſo behandelt werden, daß er in ſeinem Innerſten von der Gerechtigkeit des Richters und Siegers überzeugt ſeyn muß.

Seine Augen funkeln wie zween Morgenſterne, Kap. 1. V. 14. wer da getroſt hinein ſchauen kann, der iſt glücklich; wo der hieroglyphiſche Namenszug ſtand, den niemand leſen kann als Er ſelbſt, das ſagt der Apoſtel nicht; dieſer geheime Name iſt weder der, von dem der 11te Vers redet, noch der, deſſen im 13ten Vers gedacht wird, und eben ſo wenig derjenige, der nach dem 16ten auf ſeinem Kleide und auf ſeiner Hüfte geſchrieben ſteht; alle drei Namen und Titel wiſſen wir, folglich kann keiner der Name ſeyn, den niemand weiß als Er ſelbſt. Dieſe Hieroglyphe bezieht ſich vermuthlich auf die Ausführung eines groſſen Plans, von dem wir alle noch nichts ahnen, und die dann erſt lesbar wird, wenn der groſſe Plan zur Ausführung reif iſt.

Daß ſein Kleid mit Blut gefärbt iſt, hat eine doppelte Urſache: Es kann mit ſeinem eigenen Blut geſchehen

ſchehen ſeyn, als Er ſich für uns auf Golgatha opferte, und es kann auch vom Keltertretten herkommen. Jeſ. 63. Dieß Kapitel gehört in ſeiner geheimen Bedeutung ganz hieher. Man wird am wenigſten irren, wenn man beide Bedeutungen mit einander vereinigt.

Herrlich iſt endlich ſein Name: Der Logos GOttes! — daran kennen wir Ihn, wer Er iſt, und Johannes konnte Ihn am beſten kennen; er, der in ſeinem Evangelium Kap. 1. ſo viel ſchönes von dieſem Logos, der GOtt iſt, durch den alles gemacht worden, und der dann Menſch ward, um die Welt mit GOtt zu verſöhnen, und über ihr ewiges Heil zu belehren, geſagt hat; — er, der während ſeines Lebens auf Erden ſein vertrauteſter Freund war, konnte Ihn auch hier am beſten kennen.

14. Und die Kriegsheere, die im Himmel ſind, folgten ihm auf weißen Pferden, ſie waren mit reinem weißen Neſſeltuch bekleidet.

15. Und aus ſeinem Munde gieng ein ſcharfes Schlachtſchwerdt, daß er damit die Nationen zerſchmettern möchte, und Er wird ſie mit dem eiſernen Scepter weiden, und Er tritt die Kelter des Eiferweins des Zorns GOttes des Allherrſchers.

16. Und Er hat auf dem Kleid und auf ſeiner Hüfte einen geſchriebenen Namen: König der Könige, und HErr der Herren.

Die

Die Himmelskrieger kommen alle auf weißen Pferden, denn ſie haben ſchon geſiegt; hier giebts nichts mehr zu kämpfen für ſie; ſie ſind nur Triumphsgefährten des HErrn aller Herren, und kommen blos, um das Reich mit ihm einzunehmen. Ob nun dieſe Begleiter alle, ſterblichen Augen ſichtbar ſeyn werden? das iſt eine Frage, die wir nicht beantworten können; eben ſo wenig läßt ſich auch genau beſtimmen, wie der HErr bei ſeiner Zukunft auf unſere Sinnen würken werde? Es iſt möglich, daß dieſe Zukunft ſich in einer gewiſſen Herrlichkeit äuſſert, die an einem beſtimmten Ort geſehen werden, und mit der man ſich über wichtige Gegenſtände unterreden kann; es iſt ferner möglich, daß ſich auch die Gegenwart des HErrn blos in Kraftthaten, ſogenannten Wundern und großen Geiſteskräften äuſſern wird; und endlich kann auch der HErr perſönlich wieder auf der Erden leben, wie ehmals, nur daß jezt ſeine Herrlichkeit, als die Herrlichkeit des eingebohrnen Sohns vom Vater voller Gnade und Wahrheit, auch äuſſerlich um ſich ſtrahlen, und den ganzen Erdkreis erfüllen wird.

Genug! Er kommt gewis — und bald — wie und auf welche Art? — das wollen wir nicht erforſchen, ſondern im Glauben erwarten.

Die Begleiter des HErrn ſind alle in die Gerechtigkeit der Heiligen gekleidet — ſie tragen die himmliſche Hofuniform, welche auch jeder nothwendig tragen muß, der vor dem HErrn erſcheinen und in ſeiner Gegenwart leben will.

Im 15ten Vers wird das wiederholt, was ſchon dem Ueberwinder zu Thyatira Kap. 2. V. 26. 27. und dem Nationenhirten Kap. 12. V. 5. verſprochen worden. Des Schlachtſchwerdts aus ſeinem Munde iſt auch ſchon gedacht worden, Kap. 1. V. 16. Kap. 2. V. 16. und an andern Orten mehr, man leſe, was ich an beyden Orten darüber geſagt habe: Weder der Chriſt, noch Chriſtus ſelbſt, kämpft mit dem natürlichen Schwerdt für die Sache des Reichs GOttes, ſondern blos mit dem Schwerdt des Geiſtes — ſein Sieg iſt Sieg des Glaubens, und Sieg der Wahrheit über Aberglauben; Unglauben und Lügen oder falſche Lehre. Wenn dabei würklicher Krieg, Schlachten und Blutvergießen mit unterlaufen, wie wohl auch bei dieſer Zukunft geſchehen wird, ſo geſchieht das durch die Widerwärtigkeit der Menſchen, aus den Folgen ihres Verderbens, und ihrer abſcheulichen Plane, die ſie ſich immer nach der Drachenpolitik entwerfen und auszuführen ſuchen, und ſich dann ſelbſt darüber in die Haare gerathen, wie man davon die häufigſten und ſchrecklichſten Beiſpiele hat.

Eben ſo verhält es ſich auch mit dem Hüten durchs eiſerne Scepter und Zerſchmeißen wie Töpfe. Pſalm 2. V. 8. 9. Ich habe oben auch darüber ſchon meine Meinung geſagt: Die Nazionen ſind ſich ſelbſt untereinander eiſerne Ruthen, und auch das Zerſchmeißen iſt ihre eigene Sache, aber weil es unter der Leitung der Vorſehung geſchieht, und beſonders bei dieſer zweiten Zukunft auf eine eklatante Art geſchehen wird, ſo ſchreibt es hier die Offenbarung dem HErrn ſelbſt zu, und zwar mit Rechte, indem ja kein Haar von unſerm Haupt, ohne ſeinen Willen, auf die Erde fallen kann. Eigentlich müſſen wir uns dieſe Sache ſo vorſtellen: Durch die Zukunft des HErrn in ſeiner Gemeinde, der ſogenannten Braut des Lammes, wird die Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo unwiderſprechlich und ſo klar jedermann in die Augen ſtralen, daß nur derjenige widerſtreben kann, der nun einmal nicht glauben will, und dieſer mags dann, aller Gewißheit ungeachtet, doch noch immer viele geben; dieſe vorſetzlich Ungläubigen werden hier die Nazionen genannt, weil man deren auch eine große Menge unter allen Nazionen des Erdbodens finden wird.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß dieſe feindſeelige Menge aus allen Nazionen, die Chriſten, welche nun unter der Direktion ihres Oberhaupts die allgemeine Weltmonarchie bekommen haben, und immer mehr bekommen werden, nicht in Ruhe laſſen würden, wenn jenes eiſerne Scepter nicht wäre! — aber das höchſtgetheilte Intereſſe dieſer Völker, ihre Feindſeligkeit und ihre beſtändigen Kriege gegeneinander, wodurch ſie ſich ſchwächen und aufreiben, machen eben dieß eiſerne Scepter aus, womit ſie ihr eigenes Schickſal wie irdene Töpfe zerſchmeißt.

Hier iſt aber auch nun der Ort, wo ich mich vollends noch über die eigentliche Beſchaffenheit des Nazionenhirten, deſſen Kap. 12. V. 5. gedacht, und der bis jetzt vor GOtt und ſeinem Thron erzogen worden, nen, erklären muß. Ich habe bei Erklärung gedachter Stelle ſchon das Weſentlichſte darüber geſagt; doch möchte ich gerne noch ein und anderes zur Erläuterung hinzufügen.

Die Gemeinde des HErrn wird durch ſo viele Erfahrungen und Belehrungen, dann auch durch die mannigfaltigen nützlichen Erfindungen, und Wachsthum in den Wiſſenſchaften, gegen die Zeit der Zukunft des HErrn, einen Gemeingeiſt errungen haben, der zur Regierung der geſammten Chriſtenheit geſchickt iſt; beſonders aber wird dieſer Geiſt auch durch die Abſonderung der fünf thörichten Jungfrauen (ſ. meine Erklärung über den 5ten bis 8ten Vers dieſes Kapitels) mehr konzentrirt werden, und einen reinern Brennpunkt auf das Einzig-Nöthige bekommen; dieſer Gemeingeiſt iſt der Knabe des Sonnenweibes, der nun majorenn geworden, und durch den der HErr alles ausführen wird; daher es dann auch kommt, daß beiden eine und die nämliche Verrichtung zugeſchrieben wird.

Mir iſt wahrſcheinlich, daß die Regierung des Reichs GOttes hienieden, als eine reine Theokratie, durch Männer verwaltet wird, die bei dem nun gegenwärtigen König aller Könige, und HErrn aller Herren, Freunde der innern Zulaſſung ſind, und freien Zutritt zu Ihm haben. Daß jener Name, König der Könige und HErr der Herren auf ſeinem Kleid und auf ſeiner Hüfte geſchrieben ſteht, hat den Grund, damit es da jedermann leſen könne, und man alſo wiſſen möge, wer Er ſey.

Auch die Zornkelter, deren hier am Schluß des 15ten Verſes gedacht wird, iſt ſchon einmal der Gegenſtand unſerer Betrachtung geweſen. Kap. 14. V. 19. 20. Da arbeitete der Ernde-Engel ſchon vor, hier aber macht der Keltertretter ſelbſt den Beſchluß; daß das Bild des Keltertrettens aus dem Propheten Jeſ. 63 genommen ſey, hab ich ſchon bemerkt; aber der Prophet Joel weiſſagt ausdrücklich Kap. 3. V. 17. 18. 19. von dieſem lezten Gericht über die Feinde des HErrn, und bedient ſich des nämlichen Bildes.

Dieß Keltertretten iſt eben ſo zu verſtehen, wie das Tödten mit dem Schwerdt ſeines Mundes, oder auch das Hüten mit dem eiſernen Stabe und Zerſchmeiſſen wie Töpfe; der HErr zertritt kein Würmchen, geſchweige eine Zornkelter voll Menſchen, aber wenn der ſanfte Geiſt JEſu Chriſti und der Glanz ſeiner Herrlichkeit den Chriſtushaſſern unerträglich iſt, und in den Augen wehe thut, und ſie zerfleiſchen ſich dann unter einander für Wuth, dann tritt Chriſtus allerdings die Zornkelter.

Man denke ſich nur einmal ein ganzes groſſes Heer, welches aus lauter aufs höchſte erbitterten Chriſtushaſſern beſteht, wie ſolches der Fall zu Armagedon ſeyn wird; und nun erſcheint dieſer verhaßte, verachtete Chriſtus auf einmal als König der Menſchen, als unüberwindlicher Held, als unbezwingbarer Sieger — giebts wohl eine Wuth, die mit der ihrigen verglichen werden kann? Warlich! die wird im Stand ſeyn, die Blutfluth bis an die Zäume der

Pferde ſteigen zu machen, und dann auch für ſich und die ihres Sinnes ſind, den Feuer- und Schwefelſee, ihren künftigen Aufenthalt, anzuzünden; denn bis dahin brennt er noch nicht.

17. **Und ich ſahe einen Engel in der Sonne ſtehen, und er ſchrye mit großer Stimme, und ſprach zu allen Vögeln, die in der Mitte des Himmels fliegen, kommt! verſammelt euch zu dem großen Abendmahl GOttes.**

18. **Daß ihr das Fleiſch der Könige, und das Fleiſch der Hauptleute, und das Fleiſch der Starken, und das Fleiſch der Pferde, und derer, die drauf ſitzen, das Fleiſch aller Freyen und Knechte, und der Kleinen und der Großen eſſet.**

Dieſes ſchreckliche Bild iſt wieder eine Anſpielung auf ähnliche Vorſtellungen in den Propheten; die Stelle aber, worauf hier gezielt wird, ſteht Ezechiel. 39. V. 17. Es bedeutet eine große und mörderiſche Schlacht, nach welcher die Leichname wegen ihrer großen Menge unbegraben liegen bleiben, und alſo den fleiſchfreſſenden Vögeln zur Speiſe dienen ſollen. Der himmliſche Ausrufer ſteht deswegen in der Sonne, weil er von da aus die ganze Erde und die ganze Luft überſehen, folglich auch allen Vögeln rufen kann. In einem höhern Sinn aber bedeuten die Vögel unter dem Himmel, die in der Luft fliegen, die Bilder der Imagination, der Phanthaſie, die Dichter Genie's;

der Engel in der Sonne aber ſtellt den Geiſt der Religion vor. In dieſem Verſtand will alſo dieſe ganze Hieroglyphe ſo viel ſagen: Alle, ihr Sänger, ſtimmt an den Siegesgeſang, der HErr hat überwunden; — feyert das groſſe Abendmahl GOttes! ſingt die Ueberwindung und den Sieg über Könige, Hauptleute und Starke, über die Roſſe und ihre Reuter, über Freye und Knechte, Kleine und Groſſe.

Eigentlich bezielt aber doch wohl dieſe Stelle die Schlacht ſelbſt; das groſſe lezte Keltertretten bei Armagedon, Kap. 16. V. 16. wovon ich nun noch etwas mehreres ſagen werde.

19. Und ich ſahe das Thier und die Könige der Erden, und ihre Kriegsheere verſammlet, um mit dem der auf dem Pferd ſaß und ſeinen Heerſchaaren Krieg zu führen.

20. Und das Thier wurde ergriffen, und mit ihm der falſche Prophet, der die Zeichen vor ihm thât, mit denen er die, welche das Zeichen des Thiers angenommen, und ſein Bild angebethet hatten, verführte. Lebendig wurden beide in den Feuerſee geworfen, der mit Schwefel brennt.

21. Und die Uebrigen wurden mit dem Schwerdt deſſen, der auf dem Pferd ſaß, und das aus ſeinem Munde gieng, getödet, und alle Vögel wurden geſättigt von ihrem Fleiſch.

Nun bricht der große und ſchreckliche Tag der endlichen Entſcheidung, der Tag, der nie ſeines gleichen hatte, und auch nie haben wird, der von allen Frommen, von den Erzvätern an, bis daher, ſo lang erflehte Tag der Erlöſung an. Hier kämpfe Licht und Finſternis auf ewig zum leztenmal, und das Licht ſiegt auf ewig; der ſchwache Verſuch des Satans Kap. 20. V. 7—10. hat gegen dieſen Kampf wenig zu bedeuten.

Um dieſe drei Verſe ſo gut zu erklären, als es bei noch nicht erfüllten Weiſſagungen möglich iſt, muß ich hier alle Stellen, die auf dieſe letzten entſcheidenden Tage Bezug haben, unter einen Geſichtspunkt bringen.

Das Weiden mit dem eiſernen Szepter und Zerſchmeiſſen wie Töpfe gehört hieher, Kap. 2. V. 27. und Kap. 12. V. 5.

Dann auch das, was die ſieben Donner ſprachen, und durch den Engel im 11ten Kapitel verſiegelt wurde; nämlich, daß die zween Zeugen, die letzten Geſandten des HErrn, die letzten Propheten GOttes, noch einmal alles anwenden würden, um in der Güte die verdorbene Menſchheit vom Thier ab- und zu Chriſto zu ziehen; oder doch wenigſtens den wahren Verehrern JEſu freye Religionsübung und bürgerliche Exiſtenz zu verſchaffen; ſie beweiſen die Gerechtſame ihrer Sache, zeigen ihr Creditiv, ſo gut wie Moſe und Aaron, allein ſie werden das letzte Opfer für die Wahrheit, die letzten Blutzeugen, und mit ihnen läuft die Periode aus, welche die Seelen unter dem Altar noch ruhen ſollten. Sie werden in der Reſidenz des Thiers aus dem Abgrund hingerichtet, aber auch dieſe **Letzten der Märtyrer** ſind die Erſten in der erſten Auferſtehung, und ſie ſind auch ganz gewiß nicht die Geringſten unter den Begleitern des HErrn, die auf weißen Pferden kommen, und die Uniform des Himmels tragen.

Dieſe Geſchichte mit den zween Zeugen wird ſich kurz vor der Zukunft des HErrn zutragen, und die Zerrüttung des myſtiſchen **Sodoms** Kap. 11. V. 8. und 13. den Anfang zum großen Gericht über das Thier und den falſchen Propheten machen.

Beſonders müſſen die merkwürdigen Stellen Kap. 16. V. 16. und V. 21. hier mit in Betracht gezogen werden; denn die Erſte zeigt den Ort an, wo die große Schlacht geſchehen wird, nämlich zu **Armagedon** oder **Harmageddon**, und die andre bezeichnet die mörderiſche Gewalt der letzten Schlacht, welche hier das große Abendmahl der Vögel genannt wird, mit einem Hagel, der noch nie ſeines gleichen gehabt habe. Ich bitte meine Leſer, das, was ich an jedem dieſer Oerter über dieſe Stellen geſagt habe, noch einmal nachzuleſen, und wohl zu beherzigen, und dann folgendes noch damit in Verbindung zu bringen, ſo glaube ich, ſo viel Licht über dieſen Punkt verbreitet zu haben, als mir im gegenwärtigen Zeitpunkt möglich iſt.

Es kann wohl ſeyn, daß ſich die beiden ſtreitenden Hauptmächte des Lichts und der Finſterniß gegen die letzte Zeit hin in die Morgenländer ziehen werden. Vielleicht ſucht die Gemeinde des HErrn dort einen ſichern Bergungsplatz, oder ſie kann auch durch die Leitung des HErrn dahin gebracht werden; hingegen kann die Macht des Thiers dort ihre politiſche Abſichten zu erreichen ſuchen, und ihr dann jene Gemeine im Wege ſeyn; auf die Weiſe könnte es wohl wörtlich erfüllet werden, daß die große Niederlage zu **Harmageddon**, das iſt, im gelobten Land, auf dem Berge bei Megiddo geſchähe; aber es iſt unſicher, ſo etwas poſitiv zu behaupten, weil das Wort **Harmageddon** auch die totale Niederlage einer Armee bedeutet, und da dieſe große Zernichtung der Macht der Finſterniß ſo wichtig iſt, ſo kann auch jeder Ort, an welchem ſie vor ſich geht, dadurch dieſen Namen bekommen. Es iſt alſo am beſten, man wartet den Erfolg ab und beſtimmt nichts.

Wenn wir alles zuſammen nehmen, was auf dieſen letzten Hauptſchlag zielt, ſo deucht mir, folgende Erklärung ſey die ſicherſte: Wenn endlich **das Thier aus dem Abgrund**, welches zu der Zeit wahrſcheinlich ein höchſt feindſeeliger Monarch oder Heerführer ſeyn wird, nebſt ſeinem Gehülfen, dem falſchen Propheten, der alsdann auch wohl in eine einzelne Perſon concentrirt ſeyn kann, mit ſeiner Macht an irgend einem Ort im Lager ſtehe, um die Gemeine des HErrn auf einmal aufzureiben: — Wenn alſo dieſe tobende Macht durch den letzten Verſuch der zween Zeugen mehr erbittert als zur Erkenntnis gekommen iſt, ſo wird ſich die Herrlichkeit des HErrn auf einmal, und auf irgend eine unläugbare Weiſe zeigen. Dadurch wird die feindliche Armee geſchreckt, entweder das Schwerdt gegen ſich ſelber kehren, und ſie könnten ſich ſelbſt unter einander aufreiben, oder eine andre neutrale Macht kann ſie wie ein Centnerſchwerer Hagel mit einemmal darnieder ſchmettern, oder ein ſchreckliches Gewitter kann ſie zu Grund richten. Gnug! dieſe Macht wird auf einmal ſo zernichtet werden, daß an keine Erholung mehr zu denken iſt.

Wie aber das Gericht über das Thier und ſeinen falſchen Propheten eigentlich zu erklären ſey, das läßt ſich ohnmöglich beſtimmen: Denn in wie fern der Feuerſee, der mit Schwefel brennt, wörtlich oder bildlich verſtanden werden müße, das kann kein Menſch wiſſen. So viel iſt indeſſen gewiß, beide Perſonen oder Mächte, je nachdem ihre Exiſtenz dann ſeyn wird, werden, ſo wie ſie da ſind, lebendig, mit dem nämlichen Bewußtſeyn, in eine unaufhörliche Quaal verſetzt werden, die der gleich iſt, welche einer auszuſtehen hätte, wenn er, ohne ſterben zu können, in einem ſolchen Feuerſee ſchwimmen müßte. Die eigentlichen genauen Umſtände der Ausführung dieſes über alle Vorſtellung ſchrecklichen Gerichts, muß man der Zeit über-

überlaſſen, man kann und ſoll ſie ja nicht vorher wiſſen.

Der mit ſich ſelbſt — aber ſonſt mit niemand — mitleidige Geiſt unſerer Zeit, griesgrammt ſpöttelnd über dieſen Feuerſee, und ſchilt den GOtt der Chriſten deswegen einen Tyrannen. O ihr Blinden und Tauben! wißt ihr nicht, und wollt ihr nicht wiſſen, daß nicht unſer GOtt — die ewige Liebe — dieſen Quaalort geſchaffen hat? — ſondern ihr ſelbſt habt durch eure Greuel dieſe Pfütze eingedämmt, euren Unrath dahin geflößt, und durch euere Wuth gegen Chriſtum und alles, was heilig iſt, den Schwefel angezündet! — wer kann nun dafür? —

* * *

Das zwanzigſte Kapitel.

1. Und ich ſahe einen Engel aus dem Himmel herabſteigen, der den Schlüſſel zum Abgrund, und eine groſe Kette auf ſeiner Hand hatte.

2. Und er grif den Drachen, die alte Schlange, welche der Teufel und der Satan iſt, und band ihn tauſend Jahr.

3. Und warf ihn in den Abgrund, und ſchloß zu, und verſiegelte über ihm, damit er fernerhin die Nationen nicht verführen mögte, bis die tauſend Jahre verfloſſen wären; nachdem muß er dann einen kleinen Zeitraum durch los werden.

Jetzt ſind nun zwar alle Werkzeuge des Erzfeindes geſtürzt und auf ewig zu Grund gerichtet, aber er ſelbſt iſt noch immer frei geblieben; doch nun iſt auch die Reihe an ihm, er iſt die Quelle alles Jammers; er hat zuerſt geſündigt, und wird zuletzt geſtraft; je gröſſer der Sünder, deſto länger dauert die Langmuth GOttes, und wer weiß, warum? — die Ewigkeit wird uns noch groſe Wunder enthüllen.

Der groſe ungeheure ſiebenköpfigte Drache, der an GOttes ſtatt die Welt beherrſchen, ſich ſelbſt zum

GOtt

GOtt machen wollte, muß ſich nun da — nicht etwa vom HErrn ſelbſt, denn das wäre zu viel Ehre für ihn — ſondern von einem Engel, der nicht einmal als ſtark beſchrieben wird, wie ſonſt wohl geſchieht, wie ein armer Sünder binden und ins Gefängnis werfen laſſen; — von Kämpfen iſt gar nicht die Rede mehr, nur von Binden, Feſſeln und in den Abgrund ſtürzen ſpricht man jetzt mit ihm, er iſt nun ganz überwunden, der Schlangentretter hat geſiegt.

Es ſcheint, als wenn man dieſem groſſen und merkwürdigen Feind, der den Griechen unter dem Namen Diabolos, und den Juden unter der Benennung Satan bekannt iſt, noch Raum zur Beſinnung geben wollte, und der Gedanke, daß die böſen Geiſter ſich unmöglich bekehren und wieder zu ihrem erſten Urſprung neigen könnten, ſcheint mir erſchrecklich, und der Weisheit und Güte GOttes ganz zuwider zu ſeyn; nach meiner Vorſtellung von der Sache iſt Satan mit ſeinen Engeln wegen ihrer Empörung aus dem Himmel verwieſen, alle Kommunikation mit ihnen abgeſchnitten worden, und die Menſchheit hat ihr Königreich empfangen; ſechs tauſend Jahr lang hat er nun Zeit gehabt, ſich zu beſinnen, ob er nicht wieder zurück zum Vater gehen, ſich demüthigen und ſeine Sünden geſtehen wolle? allein das hat er nicht allein nicht gethan, ſondern auch noch die Menſchheit verführt und zu Fall gebracht, und bis dahin gegen GOtt gekämpft; jetzt wird er nun tauſend Jahr lang eingeſchloſſen, damit er nicht mehr ſchaden und ſich noch beſinnen könne, wenn aber das auch noch nicht hilft, dann empfängt er auch ſein ewiges und ſchreckliches Urtheil. Um zu ſehen, ob er ſich würklich gebeſſert habe, wird er nach den tauſend Jahren eine kleine Zeit loß gelaſſen.

Aber wo iſt denn wohl dieſer Abgrund? — Wo ſahe ihn Johannes? — Da wo die Heuſchrecken herkommen. Kap. 9. Die Alten dachten ſich den Eingang zum Himmel gegen Morgen, und den Eingang zur Höllen gegen Abend; da war ihnen alſo die Mündung des Abgrunds.

Wenn nach unſerer gegründeten Vermuthung im Jahr 1836 dieſe Gefangennehmung des Satans geſchehen wird, ſo gehen dann auch die geſegneten tauſend Jahre an, und im Jahre 2836 wären ſie abgelaufen; währete nun die kleine Zeit der Loslaſſung des Satans 164 Jahr, ſo würden 3000 Jahr des neuen Teſtaments voll, und die groſſe Woche der Menſchheit von 7000 Jahren wäre dann regelmäßig abgelaufen.

Schlüſſel und Kette, zu ſchlieſſen und zu verſiegeln, ſind lauter Bilder der Sicherheit; während den tauſend Jahren hat man alſo gar nichts mehr von ihm zu befürchten; nach Kap. 12. V. 9. wurde er aus dem Himmel geworfen, nun befreyt man auch die Erde von ihm; Kirche und Staatsverfaſſung iſt während der Zeit für ſeinen Ränken und Teufeleyen ſicher.

4. Und

4. Und ich ſahe Thronen, und ſie ſetzten ſich darauf, und das Gericht wurde ihnen übergeben; und die Seelen derer, die um des Zeugniſſes JEſu und um des Worts GOttes willen mit dem Beil hingerichtet worden, und die weder das Thier noch ſein Bild angebethet, und das Zeichen nicht auf ihre Stirn und Hand angenommen hatten, wurden lebendig, und regierten mit Chriſto tauſend Jahr.

5. Die übrigen Todten wurden nicht lebendig, bis die tauſend Jahre vollendet waren. Dieß iſt die erſte Auferſtehung.

6. Seelig und heilig iſt der, der Theil hat an der erſten Auferſtehung, über dieſen hat der zweite Tod keine Gewalt, ſondern ſie werden Prieſter GOttes und Chriſti ſeyn, und tauſend Jahr mit ihm regieren.

Das erſte, was geſchieht, nachdem alle Feinde aus dem Wege geſchaft worden, iſt die Auswahl derer, die am Reich des HErrn JEſu Chriſti hier auf Erden Theil nehmen ſollen. Zu dem Ende ſieht der Apoſtel Thronen, Regierungsſtüle, auf welche ſie ſich ſetzen; es wird hier nicht ausdrücklich geſagt, wer dieſe ſind; allein es läſt ſich leicht aus dem Zuſammenhang ſchlieſſen, daß diejenigen darunter verſtanden werden, die auf weiſſen Pferden mit dem HErrn gekommen ſind; dieſes Gericht iſt das jüngſte Gericht noch nicht, dieß folgt nach den tauſend Jahren,

V. 11 bis 15. hier iſt nur von der Auswahl der tauſendjährigen Reichsgenoſſen die Rede; und dieſe Auswahl wird denen anvertraut, die ſchon lange droben bei dem HErrn geweſen ſind, und die Maximen des Reichs GOttes gelernt haben.

Die Theilhaber des tauſendjährigen Reichs ſind erſtlich diejenigen, welche um **Chriſti** und ſeiner Religion willen ihr Leben aufgeopfert haben; hier bekommen nun auch die Blutzeugen unter dem Altar, Kap. 6. V. 9. u. f. ihren Gnadenlohn; ihre Friſt von 1111 Jahren iſt abgelaufen; und alle ihre Brüder, die um der Wahrheit willen ihr Blut vergoſſen haben, bis auf die zween Zeugen, gehören unter dieſe glückſelige Zahl.

Es iſt äuſſerſt merkwürdig, daß hier ein Wort in der Grundſprache ſteht, welches **mit der Axt hauen** bedeutet, und welches **Luther** durch **enthaupten** überſetzt hat — allein es heißt nicht, mit dem Schwerdt enthaupten, ſondern mit der Axt todthauen; in der ganzen Bibel kommt das Wort ſonſt nirgends vor, als hier, und dieſe Todesſtrafe war auch von jeher nirgend gebräuchlich als in **Rom** und in den Abendländern; auf kein Werkzeug paßt aber der griechiſche Ausdruck pepelekismenon beſſer, als auf die franzöſiſche **Guillotine**; und ob gleich alle Blutzeugen unter jenem Wort verſtanden werden, ſo ſcheint doch der Geiſt der Weiſſagung ſeinen Blick vorzüglich auf die letzten in unſern Zeiten zu richten: Warlich! Warlich! uns wirds auch am ſauerſten; weil

weil uns ſo wenig Glaubenskraft übrig geblieben iſt. Die Letzten ſollen ja auch die Erſten ſeyn.

Die übrigen Reichsgenoſſen ſollen dann auch diejenigen ſeyn, die das Thier und ſein Bild nicht verehrt, und ſein Zeichen nicht an Stirn und Hand getragen haben. So viel Werth wird auf das treue Anhangen am HErrn in unſern Zeiten gelegt; nicht die Millionen entſchlaffener frommer Seelen, die von Chriſti Zeiten her bis an die Herrſchaft des Thiers hin gelebt haben, alſo nicht alle Frommen, ſollen am tauſendjährigen Reich Theil haben; dieſe ruhen ſanft bis an den jüngſten Tag, wo ſie dann auch ihren Lohn überſchwenglich bekommen, ſondern nur diejenigen, welche für die Sache Chriſti gekämpft, ihr Leben aufgeopfert, und an der allgemeinen Weltmonarchie des Thiers keinen Antheil genommen haben; dieſe ſollen nun dafür tauſend Jahr auf der Erden Theil an der allgemeinen Weltmonarchie des HErrn Chriſti haben; der Drache und ſeine Thiere rungen nach dieſer Univerſalherrſchaft, und errungen ſie nie, aber der Sieger mit den vielen Kronen erhält ſie, und theilt ſie dann mit ſeinen vorzüglichſten getreuen Kämpfern und Bekennern. Diejenigen, welche nun von dieſen auserwählten Reichsgenoſſen ſchon vor der Ankunft des HErrn geſtorben ſind, ſollen auferweckt und wieder lebendig werden, und die tauſend Jahr über auf Erden mit Chriſto regieren. Es wird alſo bald nach der Ankunft des HErrn eine Auferſtehung vorgehen, welche hier die Erſte genannt wird. Alle

Blut-

Blutzeugen, von Stephanus an bis auf die letzten zween Zeugen, werden dann wieder lebendig werden, und auf der Erden leben; auf welche Weiſe dieß nun geſchehen, und wie das zugehen wird? das muß die Zeit, die nunmehr ſo nahe iſt, lehren. Ich vermuthe, daß die Menſchen auf die nämliche Art mit dieſen Verklärten umgehen werden, als die alten Heiligen in der Bibel mit den Engeln umgiengen, nur daß hier dieſer Umgang häufig, täglich und ſtündlich geſchieht.

GOtt, welche herrliche Ausſichten ſtellen ſich hier dem GOtt ergebenen Geiſt vor! — Ach! laßt uns treu ſeyn und aushalten, und wenn es auch unſer Leben koſten ſollte! An dieſem herrlichen Reich werden alle unſre Zeitgenoſſen, die ſich vom Thier und ſeiner Aufklärung nicht verführen laſſen, und als wahre Chriſten dem HErrn treu bleiben, Theil nehmen; wir können alſo den heutigen revolutionsſüchtigen neumodiſchen Aufklärern und Aufgeklärten gar wohl die Freude gönnen, ſich empor zu ſchwingen, und über ihre armen Mitbürger zu deſpotiſiren, wahrlich! wir verlieren nichts dabei.

Vermuthlich werden die Getreuen des HErrn, die des Reichs würdig erfunden werden, und noch leben, wenn der HErr kommt, verwandelt, verklärt und unſterblich gemacht werden; denn warum ſollten ſie ſterben, und alſo das Glück der tauſend Jahre nicht ſo gut genießen, als ihre verklärten Mitbrüder? Vielleicht ſterben ſie auch nach den Geſetzen der Natur,

tur, werden aber alsbald nach dem Tode wieder aufgeweckt.

Ich vermuthe, daß viele meiner Leſer ſchon oft gedacht haben, wie es doch wohl ſeyn möchte, daß Chriſtus und ſeine Apoſtel dieſes tauſendjährigen Reichs nirgend in ihren Schriften, wenigſtens nicht deutlich gedenken, und daher entweder an der Aechtheit der ganzen Offenbarung Johannis zweifeln, oder doch glauben, daß dieſes 20ſte Kapitel ganz anders und im geheimen Sinn verſtanden werden müße.

Dieſer Zweifel hat ſcheinbare Gründe, und iſt ſehr zu verzeihen; indeſſen iſt er doch vorzüglich in unſern Zeiten ſchädlich, und er beraubt den frommen Dulter eines mächtigen Troſtgrundes; ich finde mich daher gedrungen, dieſen Zweifel gründlich zu tilgen.

Chriſtus hatte in den Tagen ſeines irdiſchen Lebens, bei ſeinen noch ſchwachen und ſehr ſinnlichen Anhängern zwei wichtige Vorurtheile zu bekämpfen; das erſte war, **die Gründung eines irdiſchen Reichs**, und das zweite, **die Zeit ſeiner Wiederkunft.** Vom erſten mußte Er ſie ab- und auf das wahre weſentliche Chriſtenthum führen, als welches der eigentliche Zweck ſeiner Sendung war; hätte Er ihnen nun Hofnung zu einem irdiſchen Reich gemacht, ſo hätte der Gedanke ihre ganze Seele erfüllt; Hoheit und Herrſchſucht hätten ihnen das Ziel verrückt, und ſie wären nie die ſanftmüthigen frommen Dulter geworden, die ſie in der That wurden, als ſie, ohne Hofnung irgend eines irdiſchen Vortheils, der Wahrheit

heit treu blieben, und alle Verfolgung ſtandhaft aushielten. Dann erſt kann ein Vater die wahre Treue und gegründete Liebe ſeiner Kinder prüfen, wenn er ihnen jede Ausſicht auf Belohnung verbirgt, und ſie dann doch redlich ſeine Sachen beſorgen und treulich aushalten. Die allgemeine Hofnung auf die ewige Seligkeit mußte und ſollte den erſten Chriſten gnug ſeyn.

Nachdem aber die Apoſtel den heiligen Geiſt empfangen hatten, ſo bekamen ſie dunkle Blicke in die Zukunft, und ahneten ſo etwas von dieſem herrlichen Reich, indeſſen waren ſie nunmehr ſo erleuchtet, daß ſie wohl einſahen, die Lehre von dieſer Sache ſey den Chriſten zur Heiligung unnöthig, daher ſchwiegen ſie auch davon. Bei dem allem mußte aber doch ein Zeugnis davon im Archiv der Kirche aufbewahrt werden, damit die Chriſten der letzten Zeit, denen die Erkenntnis von dieſem Reich höchſt nöthig iſt, um ſich darauf anſchicken zu können, etwas hätten, worauf ſie ihre Hofnung und Erwartung gründen könnten; deswegen wurde nun dem Apoſtel Johannes die Offenbarung gegeben, und alles in derſelben weißlich in heilige Hieroglyphen eingehüllt, damit nie mehr davon verſtanden werden könnte, als in jedem Zeitpunkt nöthig war. Jetzt iſt nun die Zeit vorhanden, wo man mit der Sprache heraus rücken kann und muß, um Muth zu machen, und den Glauben zu ſtärken; die Macht der Finſterniß ringt nach der allgemeinen Weltherrſchaft, und es ſcheint ihr zu gelingen; dieß ſchlägt den Muth und die Hofnung

des

des Chriſten gewaltig nieder; wenn er aber nun weiß, daß jene Macht durch die Ankunft des HErrn nun bald ganz und auf ewig bezwungen und beſiegt werden ſoll, und daß **Chriſtus** mit den Seinigen jene Weltmonarchie bekommen wird, wer wird denn da nicht ruhig und muthig zuſehen, und alles gehen laſſen, wie es geht? Denn er weiß ja, daß das Ende um ſo mehr beſchleunigt wird, je ſchlimmer es die Feinde anfangen.

Bei den Zweifeln über die Aechtheit der **Offenbarung Johannis** hatte ſo gar die Vorſehung ihre weiſe Abſichten; ſie dienten ebenfalls zur Prüfung des Glaubens: Aber der Beweiß ihres göttlichen Urſprungs mußte denn doch bei den erleuchteten Chriſten immer in dem Verhältnis wachſen und gewiſſer werden, in welchem ſie immer mehr in Erfüllung gieng; für uns iſt dieſe Weiſſagung äuſſerſt wichtig, und je mehr ſie jetzt unter der Leitung des heiligen Geiſtes erläutert wird, deſto nützlicher wird es ſeyn.

Das zweite Vourtheil, welches **Chriſtus** und ſeine Apoſtel zu beſtreiten hatten, war die allgemeine Idee von der Nähe ſeiner zwoten Zukunft; die erſten Chriſten, und ſo gar die Apoſtel ſelbſt, dachten ſich dieſe Wiederkunft viel näher, als ſie nun würklich erfolgt; wie viele von den erſten Chriſten würden wieder abgefallen ſeyn, wenn ſie gewußt hätten, daß es über achtzehn hundert Jahre währen würde, ehe **Chriſtus** wiederkäme? Die Vorſehung lenkte es daher ſo, daß man allgemein den Tag des HErrn im-

immer näher vermuthete, als er war, um die Chriſten deſto wachſamer zu erhalten.

Endlich muß ich auch noch bemerken, daß ich hier unmöglich der Meynung des ſeel. Bengels darinnen beipflichten kann, wenn er 2000 Jahr nach einander annimmt, oder daß ſie zum Theil neben einander fortlaufen ſollten, wie andere vermuthen. Meiner geringen Einſicht nach iſt hier die Rede nur von ein tauſend Jahren, in welchen der Satan gefangen iſt, und Chriſtus mit ſeinen Heiligen regiert, oder die allgemeine Weltherrſchaft verwaltet; zu noch ein tauſend Jahren giebt mir wenigſtens der Text keinen Wink.

Wenn alſo die Märtirer und Bekenner, und alle diejenigen, welche während der Herrſchaft des Thiers und des falſchen Propheten treu bei dem HErrn ausgehalten haben, im Jahr 1836 (vermuthlich) auferſtehen, und als eine Klaſſe höherer Weſen auf Erden leben und regieren werden, ſo werden hingegen alle übrigen Todten nicht lebendig, bis die tauſend Jahre vollendet ſind; die Frommen ruhen fort in ihren Kammern, und die Gottloſen kämpfen in ſchweren Träumen dem Gericht entgegen. Daß nicht alle Todten zugleich auferſtehen werden, bezeugt auch Paulus 1 Kor. 15. V. 22—26. Dieſe Stelle iſt mit derjenigen, die ich hier erkläre, vollkommen übereinſtimmend. Wenn aber Chriſtus von der allgemeinen Auferſtehung redet, ſo meynt Er die zwote, welche auf die tauſend Jahre folgt.

Im

Im 6ſten Vers wird die Verſicherung beigefügt, daß diejenigen ſeelig und heilig ſeyen, welche an der erſten Auferſtehung Theil hätten: **Denn über dieſe würde der andere Tod keine Macht haben.** Ueber dieſen zweiten Tod habe ich ſchon verſchiedenes in der Erklärung des 11ten Verſes des 2ten Kapitels geſagt, wo den **ſmirniſchen** Ueberwindern, nämlich den Blutzeugen, verſprochen wird, daß der andere Tod ſie nicht beleidigen würde, dieſes wird nun auch hier bekräftigt; denn jene Blutzeugen gehören ja mit zu den Theilgenoſſen der erſten Auferſtehung; im 14ten Vers des gegenwärtigen 20ſten Kapitels wird geſagt, was der andere Tod ſey, nämlich **der Feuerſee**; für dieſen ſind alſo die Theilhaber der Regierung des tauſendjährigen Reichs ſicher; aus dem Gegenſatz folgt aber etwas ſehr bedenkliches; nämlich: Daß es dann alle diejenigen nicht ſind, die der erſten Auferſtehung nicht theilhaftig werden; die Unterthanen des Reichs **Chriſti** können durch Ungehorſam und Widerſpenſtigkeit dieſes ſchrecklichen Gerichts des zweiten Tods noch theilhaftig werden; wer etwa noch mehr auch von den Todten dieſer Gefahr ausgeſezt iſt, das wird ſich zeigen.

Die Ausdrücke, daß die Erſtauferſtandenen Prieſter GOttes und **Chriſti** ſeyen, und tauſend Jahr mit Ihm regieren würden, zeigen an, daß dieß Reich ein prieſterliches Königreich nach der Weiſe Melchiſedecks ſeyn, und daß allein die Religion, und nicht die Rechtsgelehrtheit, die Geſetzgebung ausüben werde. Der Widerchriſt regiert durch die ſinnliche Vernunft, daher nichts als Ichheit und Despotismus, eine ewige Anarchie, und Ebbe und Fluth der Revolution; Chriſtus und ſeine Getreuen aber regieren durch die vom heiligen Geiſt erleuchtete Vernunft, daher allwaltendes Beſtreben immer aus GOttes- und Menſchenliebe das allgemeine Beſte zu befördern, welches dann nothwendig den Himmel auf Erden bewürken muß.

7. **Und wenn die tauſend Jahre verfloſſen ſind, ſo wird der Satan aus ſeinem Gefängnis loßgelaſſen werden.**

8. **Und er wird ausgehen, die Nationen zu verſühren, die in den vier Weltgegenden ſind; den Gog und den Magog, um ſie in einen Krieg zu verſammeln, deren Zahl wie der Sand des Meeres ſeyn wird.**

9. **Und ſie kamen herauf auf die Breite der Erden, und umgaben das Heerlager der Heiligen und die geliebte Stadt, und es fiel Feuer von GOtt aus dem Himmel herab, und verzehrete ſie.**

10. **Und der Teufel, der ſie verführte, wurde in den Feuer- und Schwefelſee geworfen, wo auch das Thier und der falſche Prophet iſt, und ſie werden Tag und Nacht in die ewigen Ewigkeiten gequält werden.**

Die Offenbarung ſagt uns nichts über die Geſchichte des tauſendjährigen Reichs — das iſt aber

auch

auch kein Wunder; denn es wird da keine Kämpfe zwiſchen Licht und Finſternis mehr geben, ſondern es wird dann ein immerwährender Friede ſeyn; Seegen und Gedeihen, Wachsthum in der Heiligung, und gerader ungehinderter Fortgang zur großen Beſtimmung der Menſchheit wird das Ziel alles Strebens und Würkens werden. Man leſe nur die herrlichen Weiſſagungen der Propheten von dieſem Reich, ſo kann man ſich von ſeiner Beſchaffenheit hinlänglich unterrichten, beſonders aber das 60ſte Kapitel des Propheten Jeſajä, welches ganz hieher gehört; wen das nicht ſtärken und erquicken kann, der muß kein Gefühl haben.

Nach den tauſend Jahren aber giebt es noch zween Vorfälle, welche dem Geiſt der Weiſſagung würdig gnug ſind, um ſie uns zum Voraus bekannt zu machen; nämlich die gänzliche Hinrichtung Satans und dann der eigentliche jüngſte Tag.

Satan hat ſich alſo während den tauſend Jahren noch nicht eines beſſern beſonnen, wohl aber darauf gedacht, noch den letzten Verſuch gegen den HErrn und ſein Reich zu wagen; denn nachdem er aus ſeinem Gefängnis losgelaſſen wird, ſo ſchleicht er durch alle vier Welttheile, und macht den Nationen begreiflich, daß es ihnen ſchimpflich ſey, der chriſtlichen Monarchie gleichſam unterthänig zu ſeyn, und ſie zu reſpektiren; er erhitzt ihre Leidenſchaften und bringt eine große allgemeine Coalition gegen das Reich des HErrn zu Stande. Beſonders werden hier zween Monar-

chen

chen oder Staaten genannt, die bald vielleicht vorzüglich mächtig ſeyn, und die alliirte Armee kommandiren werden, nämlich Gog und Magog.

Hier wird alſo die geheimnißvolle Weiſſagung Ezechiels Kap. 38. und 39. bekräftigt, beſtätigt und näher angewendet; da nun das Land Magog gegen Mitternacht liegt, ſo muß wohl hier das ganze nördliche Aſien darunter verſtanden werden; es werden alſo zu der Zeit zween Monarchen im Norden ſeyn, die alle verbündete Nationen gegen den Sitz des Reichs Chriſti, welcher vermuthlich Jeruſalem ſeyn wird, anführen, aber auch daſelbſt ihr Ziel finden werden; denn das Feuer GOttes vom Himmel, nämlich ein ſchreckliches Gewitter, wird ſie von der Erden vertilgen. Man leſe die oben angeführte Weiſſagung des Propheten Ezechiels, wo die ganze Niederlage ausführlich beſchrieben wird.

Daß Jeruſalem und das gelobte Land der Hauptſitz ſeyn werden, ſcheint aus vielen Stellen der heiligen Schrift gewiß zu ſeyn; dieß werden die Nationen umzingeln, damit ihnen niemand entlaufen könne, aber es wird ihnen übel bekommen.

Nachdem nun dem Drachen, der alten Schlange, auch dieſer letzte Verſuch mißlungen iſt, ſo wird er nun auch zum Feuerſee verdammt, wo dann das Thier und der falſche Prophet ſchon tauſend Jahr gequält worden ſind.

Dieſer Zuſtand mag über allen Begrif ſchrecklic
ſeyn, aber ihr Betragen iſt es auch geweſen, und ſi

haben ſich dieſe Jammerwelt ſelbſt geſchaffen, GOtt iſt nicht Schuld an ihrer Plage.

11. Und ich ſahe einen großen weiſen Thron, und Den, der darauf ſaß, vor deſſen Angeſicht Erde und Himmel floh, und für ſie wurde kein Platz gefunden.

12. Und ich ſahe die Todten groß und klein vor dem Thron ſtehen, und es wurden Bücher geöfnet, und ein ander Buch wurde geöfnet, welches iſt des Lebens. Und die Todten wurden aus den Schriften in den Büchern nach ihren Werken gerichtet.

Nachdem nun alle Feinde aus dem Weg geräumt werden, ſo wird nun auch das endliche Schickſal der geſammten Menſchheit entſchieden, und der jüngſte Tag bricht an. Der große weiſe Thron iſt der Richterſtuhl der Welt, wo kein Beſtechen, kein Heucheln und Täuſchen mehr gilt; derjenige, der auf dem Thron ſitzt, iſt Chriſtus. Das Fliehen der Erde und des Himmels iſt ein bildlicher Ausdruck, und darf nicht eigentlich verſtanden werden; die alte heilige Sage, daß die Erde durch Feuer gereinigt werden ſoll, wird hier nicht berührt, indeſſen kann ſie doch mit dieſer Stelle verbunden werden.

Wir können die eigentliche Beſchaffenheit der Verwandlung der Erde und des Himmels nicht genau beſtimmen, und es iſt immer am ſicherſten, wenn man die Erfüllung erwartet. Im 1ſten Vers des folgenden

den Kapitels ſieht Johannes einen neuen Himmel und eine neue Erde, und Petrus war auch ſchon mit dieſer Idee bekannt, 2 Petr. 3, V. 13. Ob aber unſre Erde mit ihrem Dunſtkreis werde erneuert, verſchönert und durchs Feuer gereinigt werden, oder ob das alles nur einen prophetiſchen Sinn habe, und eine neue Religions- und Kirchenverfaſſung, und eine gänzliche Veränderung der bürgerlichen Einrichtungen bedeute, das kann man nicht eher wiſſen, bis mit der Zeit die Erleuchtung mehr Licht giebt, oder bis mans erfährt.

An dieſem groſſen Tage erfolgt nun auch die zwote allgemeine Auferſtehung; alle Todten klein und groß werden aufgeweckt, und erſcheinen hier vor dem allgemeinen Weltgericht. Die bildlichen Ausdrücke von den Büchern oder Protokollen zeigen an, daß hier die ganze Lebensgeſchichte eines jeden Menſchen geprüft, und ſcharf, aber ganz gerecht beurtheilt werden ſoll. Jeder hat ſein eignes Protokoll in ſeinem Gewiſſen, und dieß wird ihm dann auch ſein gerechtes Urtheil ſprechen, das dann der auf dem Thron beſtättigen und ausführen wird. Beſonders iſt aber hier wohl zu bemerken, daß zweier Arten von Büchern gedacht wird: Es giebt da Bücher der **menſchlichen Handlungen** und ein Buch **des Lebens**; wer nach jenem gerichtet wird, der kommt viel zu kurz, und das geſchieht allen denen, die nicht die Vergebung ihrer Sünden in der Erlöſung durch Chriſtum geſucht haben; diejenigen aber, welche nichts von dieſer Anſtalt wußten, oder durch ihre väterliche Religion davon abge-

abgehalten wurden, werden, wenn ſie ſonſt gutes Willens waren, Barmherzigkeit finden.

Ins Buch des Lebens werden alle diejenigen eingetragen, die ernſtlich den rechten Weg zur Heiligung ſuchten und fanden; dieſe kommen nicht ins Gericht: Das heißt, ihre Sünden werden nicht gerechnet; ſondern nur der Grad ihrer Thätigkeit in der GOttes- und Menſchenliebe, welcher zugleich auch den Grad ihres Glaubens beſtimmt, beſtimmt auch den Grad ihrer Seeligkeit.

13. **Und das Meer gab die Todten, die in ihm waren, und der Tod und der Todtenbehälter gaben die Todten, die in ihnen waren, und ſie wurden gerichtet, jeglicher nach ſeinen Werken.**

14. **Und der Tod und der Todtenbehälter wurden in den Feuerſee geworfen, dieſer iſt der zweite Tod.**

15. **Und wenn jemand ins Buch des Lebens nicht eingeſchrieben gefunden wurde, ſo wurde er in den Feuerſee geworfen.**

Dieſe Verſe, beſonders der 13te und 14te, geben einigen Aufſchluß über den Zuſtand der abgeſchiedenen Seelen, vom Tode an bis zur Auferſtehung; ſie ſind aber ſchwer zu verſtehen, wenn man nicht Einſicht in die Beſchaffenheit des Geiſterreichs hat; dieſe Einſicht aber iſt ſchwer zu erlangen, und nur für denjenigen möglich, der den genauen Mittel-

weg

weg zu treffen, und glaubwürdige Erfahrungen zu benutzen weiß; was mir davon bekannt geworden, das will ich hier treulich mittheilen.

Nach dem oberflächlichen und buchſtäblichen Verſtand heißen die Worte des 13ten Verſes ſo viel, als: Das Meer gab die Todten, die in ihm waren; und diejenigen, welche hingerichtet worden, oder ſonſt auf eine ſolche Weiſe umgekommen ſind, daß ſie nicht begraben worden, die alſo der Tod blos in ſeiner Macht hat, mußte auch der Tod hergeben, und der Hades, das iſt, die unterirdiſchen Gräber, gaben auch die ihrigen her. Allein dadurch wird der tiefe Sinn dieſer Worte nicht erſchöpft — ich werde ihn wohl auch nicht erſchöpfen, aber doch mehr Licht hineinbringen, als dieſe buchſtäbliche Erklärung je gewähren kann.

Daß dieſer oberflächliche Sinn nicht der wahre, wenigſtens nicht der einzige ſey, erhellet aus dem folgenden Vers, wo es heißt: **Der Tod und der Todten- oder Seelenbehälter ſeyen auch in den feurigen Pful geworfen worden;** welches doch wohl von einem ſolchen Tod, wie jener Sinn ausdrückt, und von den Gräbern nicht verſtanden werden kann; es muß alſo etwas Verborgenes und Wichtiges hier zum Grund liegen. Man merke folgende Sätze!

Ich theile in dieſer Beziehung die Menſchen in zwo Klaſſen:

1) In ſolche, welche ihren Geiſt mehr oder weniger kultivirt haben, und daher in der Imagina-

gination, im Denken und Urtheilen, wenigſtens einigermaſſen geübt ſind. Dieſe will ich **denkende Seelen** nennen; und

2) In ſolche, welche blos ſinnlich ſind, und blos durch ſinnliche Vorſtellungen, ohne weiteres Nachdenken geleitet werden. Dieſe ſind dann **ſinnliche Seelen.**

Zu der erſten Klaſſe gehören alle Gelehrten, und überhaupt alle nur einigermaſſen kultivirte Leute, und zur zweiten der vornehme, und geringe Pöbel.

Dieſe beiden Klaſſen zerfallen jede wieder in drei Arten: Es giebt **gottloſe** und **fromme denkende Seelen**, und auch ſolche, die weder vollkommen gottlos, noch vollkommen fromm ſind, ſondern gleichſam zwiſchen beiden das Mittel halten; dieſe will ich **gemeine denkende Seelen** nennen.

Eben ſo verhält es ſich nun auch mit den ſinnlichen Seelen: Es giebt **gottloſe** und **fromme**, und auch **gemeine ſinnliche Seelen**. Da nun die Seele nach dem Tod keine ſinnliche Werkzeuge mehr hat, folglich von der ganzen Schöpfung, ſo wie ſie uns in die Sinne fällt, nichts mehr empfindet, ſo iſt ihr ganzer Wirkungskreis blos auf die Summe der Vorſtellungen eingeſchränkt, die ſie im irdiſchen Leben geſammelt hat; auſſerdem aber empfindet ſie dann freilich auch ihres gleichen, ſie kann mit Geiſtern umgehen, und wenn ſie Menſchen antrift, die ein entwickeltes Ahnungsvermögen haben, ſo kann ſie auch mit dieſen

dieſen Umgang pflegen; auſſer dieſen aber iſt ſie ganz von aller Gemeinſchaft mit der Sinnenwelt abgeſondert; ſie ſündiget auch, wenn ſie noch ferner dieſe Gemeinſchaft ſucht, ſo wie ſich die Menſchen ſchwer verſündigen, die ihr entwickeltes Ahnungsvermögen zum vorwitzigen Umgang mit Geiſtern zu brauchen ſuchen.

Man ſieht alſo hieraus, wie ſehr der Zuſtand der Seelen nach dem Tode von dem hieſigen verſchieden ſeyn müſſe; hier vereinigt gleichſam die gleichförmige ſinnliche Empfindung und die Einwürkung der äuſſeren Welt alle Menſchen; dort aber lebt jeder in der Welt ſeiner Phantaſie, und zwar ſo lange, bis ſein Schickſal vorläufig entſchieden iſt. Hier kommt die Lebhaftigkeit und der Grad des Selbſtbewußtſeyns auf die Lebhaftigkeit der ſinnlichen Werkzeuge an, dort aber auf die Lebhaftigkeit der Imagination, und auf den Grad der Uebung im Denken.

Da alle abgeſchiedene Seelen alſofort nach dem Tode, und im erſten Empfinden des Selbſtbewußtſeyns in gleichem Zuſtand, und aller ſinnlichen Empfindungen beraubt ſind, ſo kommt ihnen ihr Aufenthalt **als eine unendliche, leere, dunkle Wüſte vor,** in welcher ſie dann auch alle Geiſter ihres gleichen, oder auch GOtt, nebſt guten und böſen Engeln wahrnehmen. **Dieſes iſt nun der eigentliche Hades, der Todtenbehälter, oder der Ort des Schweigens.**

Bei allen abgeſchiedenen Seelen verhält ſich der Grad des Selbſtbewußtſeyns wie die Deutlichkeit der

Ima-

Imagination und die Uebung im Denken; folglich ſtehen die **denkenden Seelen** nach ihrem Tode in einem Zuſtand, der einem ſehr lebhaften Traum gleich iſt, ſie beſchäftigen ſich mit denen Ideen, die ihnen hier die liebſten waren, und vergeſellſchaften ſich dadurch auch mit denen Geiſtern, die ihnen ähnlich, mit ihnen gleichgeſinnt ſind; dadurch werden ſie dann freilich in ihrer Richtung, die ſie hier einmal genommen haben, immer mehr befeſtigt. Diejenigen, bei welchen das Laſter geherrſcht hat, kommen daher in immer größere Verwickelungen von laſterhaften Geiſtern, und die Frommen eilen von Engeln umgeben und unterrichtet, dem Urlicht immer näher.

Dieſer geiſtige Aufenthalt, oder der **Hades**, ſteht unter einem Fürſten der Finſterniß, welcher mit ſeinen Helfershelfern auf die Seelen würkt, um ſie ſich vollends zu eigen zu machen; die Frommen ſind für ihm ſicher, denn dieſe kommen ſchon im Tode in die Geſellſchaft der Engel; die Gottloſen ſind ohnehin ſchon in ſeiner Gewalt, aber die gemeinen **denkenden Seelen**, die ſich in einem Mittelzuſtand befinden, ſind manchmal lange ſeinen Verfolgungen ausgeſetzt, bis er ſie entweder in ſeine Gewalt gebracht hat, oder bis ſie vollends gebeſſert, durch die Engel gerettet werden. Dieſer böſe Engel iſt alſo der Engel des **Hades** oder **Todtenbehälters**, der am jüngſten Tag auch in den Feuerſee kommt.

Ganz anders verhält es ſich aber mit den **ſinnlichen Seelen**, dieſe ſtehen im Zuſtand des Schlafs, und des unzuſammenhängenden dunkeln Träumens; ſind ſie gottlos, ſo iſt ihr Träumen ſchwer; ihre verwirrte Ideen gaukeln ihnen den ehemaligen ſinnlichen Genus unvollſtändig und dunkel vor; nichts gelingt ihnen, ſie lechzen nach jenem Genuß, und er zerrinnt ihnen jedesmal unter den Händen; ſie befinden ſich nicht in einem beſtändigen Aufenthalt, ſondern ſie träumen ſich bald hie, bald dahin, und immer verwirrt und ohne Zuſammenhang fort.

Die frommen Seelen dieſer Art aber genieſſen eine ſanfte Ruhe, in einem kaum merkbaren Bewußtſeyn; ſie träumen von Engeln, die ſich ihnen auch nähern, ihnen Kraft zuwehen, und ſie gegen den böſen **Engel des Todes** ſchützen, der auch hier mit ſeinen Gehülfen noch zu ernden ſucht. Dieſer Zuſtand iſt alſo **der eigentliche Tod**, und jener Engel der **Thanatos**, der auch am jüngſten Tag zum Feuerſee verdammt wird.

Die Mittelſeelen dieſer Klaſſe träumen von guten und böſen Engeln, und wohin ſich nach und nach ihre Richtung neigt, dahin gerathen ſie; der tiefſte Seelengrund und der reine Wille in demſelben beſtimmt in jedem Menſchen ſein endliches Schickſal.

Alle dieſe Dinge ſind **intenſive innere Würkungen**, die blos in der Imagination der Seelen, aber doch weſentlich vorgehen; auf den äuſſern Stand der Subſtanz der Seelen im ſinnlichen Weltraum, hat das Alles gar keine Beziehung, da befindet ſich jede abgeſchiedene Seele über ihrem Grabe, oder vielmehr

da,

da, wo der Auferſtehungskeim ihres Körpers iſt: von dieſer Exiſtenz weiß ſie aber gar nichts, ſie empfindet nur in der Geiſterwelt.

Daß ſich jede Seele, **dem Ort im ſinnlichen Raum nach**, bei ihrem Körper befindet, gleichſam durch einen magnetiſchen Zug dahin gezogen wird, iſt natürlich: Doch giebt es einzelne Fälle, wo ſie eine Schlafwandlerin wird; wenn ſie nemlich im Sterben eine Sehnſucht nach etwas hatte, die ſie nicht befriedigen konnte, ſo nimmt ſie dieſe Sehnſucht in ihr Traumleben mit, wo ſie dann oft ſo ſtark wird, daß ſie die Seele dahin zieht, wo ſich der anziehende Gegenſtand befindet, und wo ſie dann oft von denen empfunden wird, die ein entwickeltes Ahnungsvermögen haben.

Dieſes ſind meine A b c Schüler Ideen von dieſer Sache, die ich nach und nach aus wahren Factis geſammelt und abſtrahirt habe; ſollte mich jemand darüber zu einem Materialiſten machen wollen, welches doch eine große Schwäche in der wahren Philoſophie verriethe, ſo erinnere ich ihn nur an die Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers, in welchem der unſterbliche Geiſt an ein ſehr feines materielles Weſen unzertrennlich gebunden iſt, und das ihm auch nach dem Tode zur Baſis und zum Werkzeug des Vorſtellens und Denkens dient.

Nach dieſen kurzen Bemerkungen wird man nun leicht begreiffen, wie am jüngſten Tag **der Tod und der Todtenbehälter** ihre Todten hergeben können,

nen, und wie ihrer Verdammung zum Feuerſee mög- lich ſey.

Ob hier auch das Meer einen geiſtigen Sinn unterſtelle? das weiß ich nicht — ich vermuthe es aber nicht; denn es wird nicht verdammt, wie die andern beiden; daher glaube ich, daß der Ausdruck: Das Meer gab die Todten, die in ihm waren, eigentlich nur den Zweck habe, uns zu verſichern, daß auch alle diejenigen, welche auf dem Meer ſterben, und von den Fiſchen gefreſſen werden, eben ſo gut auferſtehen werden, als diejenigen, welche in die Erde verſcharrt, oder auf dem Trockenen auf irgend eine Weiſe ums Leben gekommen ſind.

Schrecklich! ſchrecklich! iſt endlich die Ankündigung, daß von allen Myriaden Menſchen alle diejenigen, welche nicht im Buch des Lebens ſtehen, ebenfalls in den Feuerſee verwieſen werden ſollen. Doch wird es da auch Grade der Qualen geben, denn jeder ſoll nach dem Grade geſtraft werden, wie ers verdient hat; hieher gehört Matth. 25. V. 31 bis 46.

◆

Das ein und zwanzigſte Kapitel.

1. Und ich ſahe einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erſte Himmel und die erſte Erde iſt vergangen, und das Meer iſt forthin nicht mehr.

2. Und die heilige Stadt, das neue Jeruſalem, ſahe ich von GOtt aus dem Himmel herabfahren, zubereitet wie eine Braut, die für ihren Mann geſchmückt iſt.

3. Und ich hörte eine große Stimme aus dem Himmel ſagen: Siehe, die Hütte GOttes bei den Menſchen! und Er wird bei ihnen wohnen, und ſie werden ſein Volk, und GOtt ſelbſt wird bei ihnen ihr GOtt ſeyn.

Nun iſt die Kampfſperiode verfloſſen; der große Streit zwiſchen Licht und Finſterniß iſt entſchieden; alle Feinde GOttes und Chriſti haben auf ewig ihr Urtheil empfangen; Böſes und Gutes iſt nicht mehr gemiſcht, ſondern gänzlich von einander, jedes in ſeine Quelle verwieſen; und nun beſchreibt uns noch der heilige Seher, in herzerhebenden Bildern die Blicke, die er in jene herrliche Welt gethan hat, zu welcher das tauſendjährige Reich eine Vorbereitung iſt.

Ich habe eben bei Erklärung des 11ten Verſes des vorigen Kapitels einige Bedenklichkeiten geäuſſert, wie wohl der neue Himmel und die neue Erde zu verſtehen ſey? Man kann mit den Weiſſagungen nicht vorſichtig genug ſeyn; denn wir ſehen hier durch ein Glas ins dunkle Wort, indeſſen will ichs denn doch wagen, und meinen Leſern meine Vermuthungen mittheilen, ſo wie ich ſie in der Gegenwart GOttes und in Abhängigkeit von Ihm niedergeſchrieben habe.

Während den tauſend Jahren wird die Erkänntnis, wahre Aufklärung und Erleuchtung zwar immer wachſen, indeſſen wird denn doch die Beſchaffenheit der phyſiſchen Natur, ſo wohl unſers Erdkörpers, als auch der Menſchen ſelbſt, noch immer mancherlei Unvollkommenheiten in unſere Glückſeeligkeit einmiſchen; Krankheit und Tod ſind noch nicht verbannt, und Verſuchung zur Sünde und Kampf gegen das verdorbene Fleiſch und Blut wird noch immer ſtatt finden, mit einem Wort, die Folgen des Falls Adams und der Einwürkung der Finſternis ſind noch nicht ganz gehoben; es giebt ja auch noch Millionen böſer Menſchen, die mit Gog und Magog gegen das Reich Chriſti kämpfen wollen, folglich hat die Erlöſungsanſtalt noch nicht völlig ihren Zweck erreicht; daher iſt das tauſendjährige Reich blos eine Pflanzſchule zur ſeeligen Ewigkeit, ſo wie es jezt die Brüdergemeine fürs tauſendjährige Reich iſt, und ſo wie es ehmals die iſraelitiſche Religion zum Chriſtenthum war.

Wenn alſo die babiloniſche Ehebrecherin, das Thier aus dem Abgrund mit dem falſchen Propheten, der Drache ſelbſt, und nun auch Gog und Magog bezwungen ſind, und auf ewig ihr Urtheil empfangen haben, ſo muß nun auch noch Sünde und Tod vernichtiget werden. Dieß iſt aber nicht möglich, ſo läng die gegenwärtige Beſchaffenheit unſers Erdkörpers mit ſeiner Atmoſphäre, unſeres eigenen Körpers, und überhaupt der geſamten phyſiſchen Natur noch fortdauert.

Deswegen wird nun nach Ablauf der groſſen Weltwoche, von ſechs tauſendjährigen Arbeitstagen, und einem tauſendjährigen Sabbath, eine neue Reformation der Natur, eine neue Schöpfung vorgenommen: Der ganze Erdball mit ſeinem Dunſtkreis wird durch Feuer ausgebrannt, gereinigt, geläutert, und bekommt eine himmliſche verklärte Geſtalt und Oberfläche; dadurch wird dann auch der Dunſtkreis rein und ätheriſch. So wie der menſchliche Körper nach der Auferſtehung ewig unvergänglich und herrlich ſeyn wird, ſo wird es auch der Erdkörper in ſeiner Art ſeyn, und alle ſeine Produkte in allen Naturreichen werden nach eben dem Verhältnis auch veredelt erzeugt werden. Dann wird es auch keine Meere und Seen mehr geben, ſondern das feine geiſtige Gewäſſer wird in Quellen, Bächen und Flüſſen auf eine andere Weiſe wie jezt die paradieſiſchen Fluren benetzen. Hier ſehen wir alſo deutlich und unwiderſprechlich, daß wir Menſchen in Ewigkeit auf unſerer vaterländiſchen Erde bleiben, und alſo in vollem Sinn des

Worts, den Himmel auf der Erden beſitzen werden. So ſahe nun Johannes einen neuen Himmel und eine neue Erde ohne Meer, alles neu, ohne Anlagen zu ſündlichen Reitzen, alles vollkommen und in paradieſiſcher Schönheit.

Dann ſahe er auch das neue Jeruſalem, die ewige Hauptſtadt des Volks GOttes, vom Himmel herniederfahren; ihre Beſchreibung kommt hernach V. 8 bis 27. vollſtändig vor. Während dem tauſendjährigen Reich giebts auch ein neues Jeruſalem, in welchem der Regierungsſitz dieſes Reichs ſeyn wird, allein es iſt bei aller ſeiner Größe und Herrlichkeit doch noch immer irdiſch und vergänglich; ſeine 144000 Aktivbürger, die ehemaligen Verſiegelten aus den zwölf Stämmen Iſraels, multiplizirt mit den zwölf Apoſteln des Lamms,* Kap. 7. beſitzen in ihren geiſtlichen Nachkommen und rechtmäßigen Erben dieſe Stadt, aber auch dieſe Beſitzer ſind noch ſterbliche Menſchen. Jetzt, da nun der ganze Erdkörper und alle Frommen, alle Bewohner dieſer neuen Erde verklärt und unvergänglich geworden, ſo iſt nun auch eine neue und unvergängliche, zum Ganzen paſſende Hauptſtadt nöthig; und dieſe iſt das himmliſche Jeruſalem — die Stammmutter alles deſſen, was je im ſinnlichen und geiſtigen Verſtande Jeruſalem geheißen hat.

Johannes ſieht dieſe Stadt in aller ihrer Pracht vom Himmel herabſteigen; denn ſo lang noch der Kampf auf der Erden währte, und ſo lang noch Verderben, Sünde und Tod da waltete, ſo lang konnte

auch

auch dieſe himmliſche Reſidenz des Königs aller Könige da nicht Platz finden; jetzt aber iſts nun Zeit, die bisherige Wohnung der ſeeligen Seelen kommt wie eine geſchmückte Braut vom Himmel, und verfügt ſich zu ihrem Bräutigam auf die ſeelige Erde, wo ſie nun in die unendlichen Ewigkeiten hin die allgemeine Hauptſtadt der Menſchheit, die Reſidenz ihres Königes JEſu Chriſti und GOttes bei den Menſchen ſeyn wird, wie ſolches dem Apoſtel eine groſe Stimme aus dem Himmel würklich verſichert, ſo daß wir uns feſt darauf verlaſſen können.

4. Und Er wird alle Thränen von ihren Augen abwiſchen, und der Tod wird nicht mehr ſeyn; weder Trauer noch Wehklagen, noch Mühſeligkeit wird mehr ſeyn; denn das Erſte iſt hingeſchwunden.

5. Und der auf dem Thron ſaß, ſprach: Siehe! ich mache alles neu! — und Er ſagte zu mir: Schreibe! denn dieſe Worte ſind glaubwürdig und wahrhaftig.

6. Und Er ſprach zu mir: Es iſt geſchehen! — Ich bin das A und das groſe O, der Anfang und das Ende; ich werde dem Dürſtenden aus den Quellen des Lebenswaſſers umſonſt geben.

Auf der neuen ſeeligen und ewigen Erde werden nicht allein alle hier geweinte Thränen der frommen Dulder abgetrocknet werden, ſondern ſie werden auch nie wieder Anlaß zum Weinen bekommen; keine Trauer irgend einer Art, keine Urſach zu irgend einer Klage, und kein Gedränge von Luſt und Mühe iſt dann mehr möglich, ſondern Friede und Freude im heiligen Element wird die Seeligen durchwehen, und ihre wichtigen Geſchäfte im Reich GOttes werden weder mit Gefahr noch mit irgend einer Art des Mißbehagens verpaart gehen; hier war alles Mühe, Arbeit und Gefahr, aber dieß Erſte iſt dann auf ewig hingeſchwunden, und hat keine Spur von irgend einem Uebel zurückgelaſſen.

JEſus Chriſtus, der auf dem Thron ſizt und alle ſeine Feinde nun überwunden hat, durch den alle Dinge ehmals worden, iſt auch nun wieder das Werkzeug der neuen Schöpfung — Siehe ich mache alles neu — Himmel und Erde, Menſchheit, und alles, was dahin gehört, iſt nun erneuert, Sünden- und Todesfrei, und das Alles iſt mein Werk, ſagt Er zu Johannes, und damit wir ja nicht daran zweifeln ſollen, ſo ſezt er wieder ein Nota bene drauf, und befiehlt dieſe Worte ja aufzuſchreiben, denn ſie ſeyen gewiß und wahrhaftig.

Ferner ſezt Er hinzu: Es iſt geſchehen! alles iſt vollbracht, was im Rathſchluß GOttes zur Rettung der Menſchen beſchloſſen war — das, was errettet werden konnte, iſt gerettet, und kein Einziger von meinen Auserwählten zurückgeblieben; wer nun nach überſchwenglicher Erkänntniß GOttes und ſeines Reichs Verlangen trägt, und wer nach Liebe

und

und Wahrheit dürſtet, der komme nur und trinke ſich an den Lebenswaſſern ſatt; jezt koſten ſie ihn keine Kämpfe und Aufopferungen, keine Leiden und Kampfthränen mehr, denn ich gebe ſie ihm in aller Fülle umſonſt. Ich bin ja das A und große O, das A und das Z, der Inbegrif aller Erkänntniße, der wahre Logos GOttes, der Anfang und das Ende alles deſſen, was geſchehen iſt, noch geſchieht, und in Ewigkeit geſchehen wird.

7. Wer überwindet, der wird dieſe Dinge erben; und ich werde ihm GOtt und er wird mir Sohn ſeyn.

8. Und der Muthloſen, und Unglaubigen, und Abſcheulichen, und Mörder, und Hurer, und Giftmiſcher, und Abgötter, und aller Lügener Erbtheil wird im See ſeyn, der mit Feuer und Schwefel brennt, welches der zweite Tod iſt.

In dieſen zweien Verſen verſezt der Hochwürdigſte auf dem Thron den Johannes wieder zurück in ſein Zeitalter, und fährt fort: Wer alſo nun jezt treulich kämpft und durch meines Geiſtes Beiſtand alle Schwierigkeiten, alle ſeine und meine Feinde durch Glauben, Liebe und Hofnung überwindet, der ſoll an allen denen Herrlichkeiten, die du geſehen haſt, und noch ſehen wirſt, an dieſem Erbtheil der Heiligen im Licht, Mitgenoſſe und Miterbe ſeyn; hingegen alle Muthloſe, die ſich durch jede Schwierigkeit von der

Gemeinſchaft meiner Leiden abwendig machen laſſen; alle Ungläubige, die nichts glauben wollen, als was ihr kleiner Vernunftsfunke aufklären kann, die alſo mich und mein Wort nicht annehmen wollen; alle die in greulichen Laſtern und geheimen ſtinkenden Lüſten leben; alle Mörder und Feinde der Menſchheit; alle Hurer, die das weibliche Geſchlecht mißbrauchen; alle Giftmiſcher, welche durch natürliche Mittel oder durch die Würkungen der Natur ihrem Nebenmenſchen ſchaden; alle Abgötter, die irgend etwas in der Welt mehr lieben und ehren, als mich; alle Lügner, die ihre Nebenmenſchen ſtatt der Wahrheit mit Erdichtungen täuſchen — alle dieſe werden im Feuerſee ihr Erbtheil finden, und ohne Aufhören des zweiten ewigen Todes ſterben müſſen.

Dieſer Probierſtein, meine geliebten Leſer! gilt auch für uns; der Mund der Wahrheit ſpricht dieß gerechte Urtheil von ſeinem Thron herab; darnach können wir uns nun richten und prüfen. Die Anlagen zu allen den Greueln ſind in uns, es kommt nur darauf an, ob wir ſie bekämpft und überwunden haben?

9. Und es kam einer von den ſieben Engeln, welche die mit den ſieben letzten Plagen angefüllte Schaalen hatten, und redete mit mir, und ſprach: Komm her! ich will dir die Braut, das Weib des Lamms zeigen.

10. Und er führte mich in der Entzückung auf einen großen und hohen Berg, und er zeigte

mir

mir die Stadt, das heilige Jeruſalem, wie ſie von GOtt aus dem Himmel herabſtieg.

11. Sie hatte die Herrlichkeit GOttes; ihr Strahlenglanz war gleich dem allereדelſten Stein, wie ein Jaſpisſtein, der Kryſtallen klar iſt.

Nun ſetzt der Geiſt der Weiſſagung wieder ſeine große und erhabene Proſopopee fort; einer von den ſieben Engeln, die Zornſchaalen hatten, zeigte dem Seher im 17ten Kapitel die große Ehebrecherin auf dem Thier; vielleicht eben dieſer zeigt ihm nun auch das Gegenſtück dazu, nämlich das Weib oder die Braut des Lamms, und zwar in Geſtalt einer großen, über alle Vorſtellung prächtigen Stadt. Zu dem Ende führt er ihn in ſeiner Entzückung auf einen großen und hohen Berg; denn die Größe der Stadt erforderte eine weite und breite Ausſicht, die man nirgend anders als auf einem ſolchen Berge haben kann.

Bis dahin war dieſe Stadt GOttes, dieſes neue Jeruſalem, dieſe Hütte GOttes bei den Menſchen, nur inwendig herrlich, und von auſſen vor der Welt verborgen, unanſehnlich und von der Sonne verbrannt; ſie war (wenn ich mich dieſes ſchwachen Gleichniſſes bedienen darf) eine Raupe, deren herrlich ſchöner Schmetterling jetzt aus ſeiner Puppe herausſchlupfte. Siehe! Er macht alles neu! — alſo auch ſeine Stadt Jeruſalem.

Die verklärte, unſterbliche Bürgerſchaft muß nun auch eine verklärte, unvergängliche, zu ihr paſſende Stadt haben.

Der erſte Eindruck, den dieſe Mutterſtadt, dieſe Hauptſtadt der ſeeligen Menſchheit, auf den Apoſtel macht, wie er ſie ſo vom Himmel zur Erden herab ſinken ſieht, bringt ihn zu dem Ausruf — Sie hatte die Herrlichkeit GOttes! Ihr Strahlenglanz war durchſcheinend bunt und röthlich, wie ein durchſichtiger kryſtalliſcher Jaspis. Johannes weiß für dieſe prächtige und mannigfaltig gemiſchte Lichtfarben kein Bild, als das ſchönſte, was wir in der Natur kennen, nämlich in ihrem Farbenfeuer ſtrahlende Edelſteine. Der ganze Glanz alſo, den die Stadt von ſich in die Ferne ſtrahlt, kommt ihm ſo vor wie ein durchſichtiger Jaspis. An ſich iſt dieſer Stein nicht durchſichtig, ſondern nur röthlich, und auf mancherlei Art mit farbichten Aederchen und Wölkchen geziert. Welch ein Anblick! Dieſe Königin mag wohl mit größtem Recht Allerdurchlauchtigſte — und Ew. Majeſtät angeredet werden; ſo durchlauchtig und majeſtätiſch war wohl nie eine.

Ueber das Herabfahren derſelben von GOtt aus dem Himmel, hab ich oben ſchon das Nöthige geſagt.

Nach dieſer Beſchreibung des Ganzen folgt nun auch die Erzählung, wie die Theile beſchaffen waren.

12. Sie hatte eine große und hohe Mauer; ſie hatte zwölf Thore, und auf den Thoren zwölf Engel, und Namen darüber geſchrieben, nämlich die der zwölf Stämme Iſrael.

13. Von Morgen drei Thore, und von Mitternacht drei Thore, und von Mittag drei Thore, und von Abend drei Thore.

14. Und die Mauer der Stadt hatte zwölf Grundlagen, und auf ihnen zwölf Namen der zwölf Apoſtel des Lamms.

Die Größe und Höhe der Mauern kommt unten bei dem Meſſen der Stadt vor; ſie hat zwölf Thore, auf deren jedem ein Engel Wache hält, und dieſe Thore haben ihre Namen von den zwölf Stämmen Iſraels; da nun die Stadt genau viereckigt iſt, und eben ſo genau auch gegen die vier Weltgegenden liegt, ſo kommen auf jede Seite drei Thore, die alle gleich weit von einander entfernt ſind. So wie nun auch jedes Gebäude ſein Fundament haben muß, ſo haben es auch die Mauern dieſes Jeruſalems, und zwar folgendergeſtalt: Dieſer Mauern ſind vier, und jede hat drei Thore, dadurch wird auch jede in drei gleiche Theile getheilt, ſo daß alſo auch jedes Thor auf einem beſondern Fundament ruht; auf jedem Fundament ſteht dann auch wieder eine Inſchrift, und zwar der Name eines Apoſtels; da fand alſo auch der fromme Johannes ſeinen eigenen Namen, und das will noch mehr ſagen, als im Buch des Lebens angeſchrieben ſtehen.

Die Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel; die chriſtliche Religion iſt der Grund, das Fundament des himmliſchen Jeruſalems; die eigentlichen Aktivbürger und Eigenthümer deſſelben aber, ſind die 144000 Verſiegelte, Kap. 7. — man leſe, was ich darüber geſagt habe. — Jeder Stamm giebt zu ſeinem Thor 12000 Bürger; unter deren Obdach aber bei der erſtaunlichen Größe der Stadt, noch viele 100,000 Seelige Raum gnug finden werden. — Am Raum fehlts nicht, meine Lieben! — Laßt uns nur Ernſt anwenden, um hinein zu kommen — Die Herrlichkeit, die unſer wartet, iſt unausſprechlich.

15. Und derjenige, der mit mir redete, hatte ein goldenes Meßrohr, daß er die Stadt und ihre Thore, und ihre Mauer meſſen möchte.

16. Und die Stadt liegt viereckigt, und ihre Länge iſt ſo groß, als die Breite; und er maß die Stadt mit dem Meßrohr zu zwölftauſend Stadien; ihre Länge, Breite und Höhe ſind ſich gleich.

17. Und er maß ihre Mauer hundert vier und vierzig Elen menſchlichen Maaßes, ſo wie ſie der Engel hat.

18. Und die Strebepfeiler der Mauer waren Jaſpis, und die Stadt reines Gold, gleich reinem Glas.

Der

Der Engel, der mit dem Apoſtel redete, war derjenige, der ihm die Stadt zeigte, Vers 9. einer von denen, die die ſieben Schaalen hatten; dieſer hatte nun auch eine lange goldene Meßruthe, welche ſonſt gewöhnlich aus Rohr geſchnitten wurden, als welches leicht und gerade iſt; er hatte den Auftrag, die Stadt zu meſſen, um damit anzuzeigen, daß ſie nun im Beſitz genommen und unter die Bürger vertheilt werden ſoll. Bei dieſer Meſſung aber zeigt ſich nun eine ganz beſondere Bauart, die in der gegenwärtigen Verfaſſung der Natur weder ausführbar, noch für uns zum wohnen geſchickt ſeyn würde; denn erſtlich iſt dieſe Stadt ſo groß, daß ſie auch der reichſte und mächtigſte Monarch nicht zu bauen im Stand ſeyn würde, wenn man auch die Stadien ſehr klein annimmt, wie z. E. Bengel, welcher 46 ⅔ auf eine teutſche Meile rechnet, ſo beträgt dann doch eine Seite der Stadt von 12000 Stadien 257 ⅐ teutſche Meilen, folglich würde das ganze teutſche Reich zum Bauplatz viel zu klein ſeyn.

Zweitens iſt auch die Materie, woraus das neue Jeruſalem gebaut iſt, ſo beſchaffen, daß ſie aus der ganzen phyſiſchen Natur unſers Erdkörpers nicht erhalten werden könnte; woher ſollte man alle die Edelſteine, und in der Größe, woher durchſichtiges Gold nehmen? — und wenn mans zu Stand brächte, ſo wäre das alles denn doch am Ende vergänglicher Staub. Und endlich drittens: Auch die Höhe der Stadt hat 12000 Stadien, das iſt, 257 ⅐ deutſche Meilen — gegen dieſe Höhe ſind auch die allerhöchſten Berge ge kleine Maulwurfshügelchen; wer unter uns würde im gegenwärtigen Zuſtand die oberſten Stockwerke dieſer Häuſer bewohnen können? aber dereinſt nach der Auferſtehung, wenn unſer Körper keine Schwerkraft mehr hat, wenn er ſich dem Willen gemäß, mit der Geſchwindigkeit eines Lichtſtrahls bewegen kann, wohin er will, dann iſt ihm nichts mehr zu hoch und zu weit. Der Geiſt verliert ſich in der Vorſtellung dieſer Majeſtät, ſie geht weit über allen Begrif.

Eben darum ſtieg auch das neue Jeruſalem vom Himmel herab, weil die Erde auch in ihrer verklärten Geſtalt zu arm zu einem ſolchen Bau iſt.

Dieſe Stadt iſt nun vollkommen viereckigt; Breite, Länge und Höhe ſind ſich gleich, und jede beträgt 12000 Stadien, oder 257 teutſche Meilen; demnach iſt der ganze Bau ein geometriſcher Kubus oder Würfel, folglich einem einzelnen Haus oder Pallaſt ähnlich. Stünde dieſer unausſprechliche ſchöne Bau nun auch im gelobten Land, oder vielmehr auf dem abendländiſchen Aſien, ſo könnte doch deſſen oberer Theil von allen hohen Bergen Teutſchlands geſehen werden.

Der 17te Vers iſt etwas dunkel, Johannes ſagt: **Und er maß ihre Mauer, 144 Elen;** eine Lesart, die nicht in allen Handſchriften gefunden, aber doch von den mehreſten Gelehrten angenommen wird; andere laſſen nämlich das Wort Elen weg; allein dadurch wird der Verſtand weder verändert noch

deut-

deutlicher, es kommt alſo im Grund auf Eins heraus, und wenn man nur einigermaſſen in Erklärung ſchwerer bibliſcher Stellen geübt iſt, ſo läßt ſich auch dieſe leicht deutlich machen, welches durch folgende Umſchreibung geſchehen kann.

Der Engel nahm ſeine goldene Meßruthe, und maß damit die Höhe und Breite der Mauer an einer Seite der Stadt, und fand ſie 144 Elen, oder menſchliche Maaß, wie ſie der Engel hat; das iſt: Der Engel hatte eine menſchliche Geſtalt, aber von erſtaunlicher Größe, ſo daß ſeine Ele, das iſt, die Länge vom Elenbogen bis an die Fingerſpitzen oder des Vorderarms, nach welchem Maaßſtab in den Morgenländern alle Längenmaaßen, folglich auch die Meßruthen, eingetheilt waren, 144 mal in der Höhe und Breite abgemeſſen wurde. Nun war aber auch die Höhe und Breite 12000 Stadien, welche alſo den 144 Elen gleich ſind, folglich dividire man mit 144 in 12000, ſo kommen auf eine engliſche Ele oder Länge des Vorderarms 83 ⅓ Stadien, oder beinahe zwei teutſche Meilen; nach menſchlicher Proportion war alſo die Statur des Engels vollkommen fünf teutſche Meilen hoch. Da nun Johannes dieſen Engel nicht als vorzüglich groß angiebt, ſo muß das die gewöhnliche Größe geweſen ſeyn, in welcher ihm die Engel in dieſer Offenbarung erſchienen.

Man halte dieſe Größe nicht für übertrieben; denn die himmliſchen Verhältniſſe ſind ja gegen den dunklen Punkt, den wir Erde nennen, nicht be-

ſtimmt —

ſtimmt. — Eine ſolche Gröſſe ſchickt ſich zum neuen Jeruſalem ſehr gut. Die Engel mögen alſo mit Recht ſtarke Helden heiſſen; hierdurch wird nun auch klar, warum zuweilen in der heiligen Schrift, und auch hier in der Offenbarung, z. E. Kap. 14. V. 14. eine Erſcheinung dadurch ausgezeichnet wird, daß ſie einem Menſchenſohn ähnlich geweſen? — Dieß will alſo ſo viel ſagen: Sie hatte die gewöhnliche Gröſſe eines Menſchen, und war lange nicht ſo groß, wie ein Engel. Daß aber auch die Engel in gewöhnlicher Menſchengröſſe erſcheinen können, wird dadurch gar nicht geläugnet.

Man könnte auch die 144 Elen als den Quadratgehalt einer Mauerſeite annehmen, alsdann kämen aber tauſend Stadien auf eine Ele. Eben das wäre auch der Fall, wenn man die 144 vom ganzen Umkreis der Mauer verſtünde; in beiden Fällen würde die Statur der Engel noch weit gröſſer; die erſte Erklärung iſt alſo die wahrſcheinlichſte.

Die gewöhnlichen Ueberſetzungen ſagen: Der Bau, die Struktur der Mauer ſeye Jaspis geweſen; allein das Wort Endomeſis heißt doch eigentlich nicht Bau oder Struktur, ſondern vielmehr eine Befeſtigung oder Verſtärkung der Mauer; indeſſen kommt darauf nicht viel an; man ſieht überhaupt wohl, daß der heilige Seher Mühe hatte, um nur Worte zu finden, wodurch er ſeinen Leſern die Herrlichkeit und Majeſtät dieſes Baues vorſtellbar machen konnte.

Das

Das Innere der Stadt, welches durch die offenen Thore geſehen werden konnte, ſahe wie reines, aber auch durchſcheinendes Gold aus; gerade ſo, als wenn ein Kryſtallhelles Glas zugleich die Farbe des reinſten Goldes hätte. Es läßt ſich doch warlich! in der ganzen Natur nichts ſchöneres denken!

19. Und die Grundlagen der Stadtmauern waren mit jedem Edelſtein geſchmückt: Die erſte Grundlage war Jaſpis, die zweite Saphir, die dritte Chalcedon, die vierte Smaragd,

20. Die fünfte Sardonyx, die ſechste Sardius; die ſiebente Chryſolithus, die achte Beryllus, die neunte Topaſion, die zehnte Chryſopraſus, die eilfte Hyacinthus, die zwölfte Amethyſtus.

21. Und die zwölf Thore waren zwölf Perlen; wiederum war auch jedes Thor aus einer Perle gemacht, und die innere Weite der Stadt lauteres Gold, wie ein durchſcheinendes Glas.

Die zwölf Fundamente der Mauer, auf denen die Namen der Apoſtel ſtunden, beſtanden aus Edelſteinen, welche hier der Reihe nach genannt werden.

Das erſte war ein Jaſpis, den ich ſchon oben beſchrieben habe.

Das zweite ein Saphir; bei den Alten hieß unſer gegenwärtiger Lapis Lazuli, oder Laſurſtein **Saphir**; dieſer iſt unvergleichl ſchön blau, aber nicht durchſichtig.

Das dritte ein **Chalcedon**; dieſer iſt bläuli milchweiß und halbdurchſichtig.

Das vierte ein **Smaragd**; dieſer iſt grasgrün u durchſichtig.

Das fünfte ein **Sardonyx**; dieſer beſteht a aufeinander liegenden dunkelbraunen, ſchwa blauen, milchweißen und karniolrothen Schi ten oder Blättern.

Das ſechste ein **Sardius**, dieſer iſt der ro Stein, den wir heut zu Tage **Karniol** he ſen, und Petſchafte daraus verfertigen.

Das ſiebente ein **Chryſolithus**; dieſer iſt zeiſ grün, halb durchſichtig und mit goldnen Pünk chen ſchimmernd.

Das achte ein **Beryllus**; dieſer iſt meergr oder bläulichgrün.

Das neunte ein **Topaſion**; dieſer iſt citrongelb u durchſichtig.

Das zehnte ein **Chryſopraſus**; dieſer iſt hellgr mit goldnen Pünktchen und ſchillernd.

Das eilfte ein **Hyacynthus**; dieſer iſt der heuti Saphir, ſchön himmelblau und durchſichti und

Das zwölfte ein **Amethyſtus**; dieſer iſt ſch violet und durchſichtig.

In dem Amtsſchildlein des Hohenprieſters, 2 Moſ. 28. V. 17. u. f. waren acht Steine, die ſich auch hier finden, nämlich der **Jaſpis**, der **Sardonyx**, der **Amethyſt**, der **Hyazinth**, der **Saphir**, der **Smaragd**, der **Topaſe** und der **Sarder**. Die übrigen vier dieſes Amtſchildleins waren nach der holländiſchen Staatenbibel der **Karfunkel** oder hochrother Rubin, der **Diamant**, der **Agath** und der **Türkis**; ſtatt dieſer hat das neue Jeruſalem den **Chalcedon**, den **Chryſolith**, den **Beryll** und den **Chryſopras**.

Es würde eine ſehr vergebliche Mühe ſeyn, wenn man die zwölf Edelſteine mit den zwölf Apoſteln vergleichen, und da phyſiſche und karakteriſtiſche Aehnlichkeiten ausfindig machen wollte; denn wir wiſſen von den Apoſteln viel zu wenig, als daß bei einer ſolchen Vergleichung nur einigermaſſen erträgliche Wahrſcheinlichkeiten herauskommen könnten, wir ſtaunen vielmehr mit tiefer Ehrfurcht unſre himmliſche Vaterſtadt an, und ringen mit allem Ernſt darnach, daß wir dort das Bürgerrecht erlangen mögen; wenn wir dann dereinſt einmal da ſind, dann werden wirs ja wohl erfahren, was das alles bedeute.

Endlich beſchreibt dann der Apoſtel auch noch die Thore; jedes ſcheint aus einer ganzen Perle gemacht zu ſeyn, das iſt: Jedes Thor war ein großes, ſilbergraues, halbdurchſichtiges Stück mit einem matten Glanz. Da nun alle Thore offen, und noch dazu ſehr hoch und weit waren, ſo konnte Johannes wohl durch ſie in die Stadt ſehen, und über ihre innere Schönheit urtheilen; er wiederholt auch hier noch einmal, was er ſchon im 18ten Vers geſagt hatte, die innere Weite und Breite der Stadt ſey ihm vorgekommen als hell durchſichtiges, mit Lichtglanz angefülltes Gold. Er kanns nicht ausſprechen, wie prächtig es iſt, und mahlt daher mit den erhabenſten Farben, die wir Menſchen in dieſem Leben haben.

Die Höhe und Weite der Thore wird nicht angegeben; aber man kann doch wohl denken, daß nach Verhältniß der Höhe und Weite der Mauern auch die Thore hoch und weit ſeyn müſſen — wenn man auch nur die Statur eines Engels zum Aus- und Eingehen als Maaßſtab annehmen wollte, ſo würde ein ſolches Thor ſchon über fünf teutſche Meilen hoch, und wenigſtens zwo teutſche Meilen breit ſeyn; un doch wär es dann der Symmetrie nach viel zu klein.

Die Weiſſagung des Propheten Ezechiels 40ſten bis 48ſten Kapitel, von dem neuen Jeruſalem ſeinem Tempel, und der Austheilung des ganzen Landes, zielt auf die Errichtung und Einrichtung des tauſendjährigen Reichs; daher ſind auch all Maaßen irrdiſch und menſchlich; hier aber iſt vom neuen himmliſchen Jeruſalem die Rede, welches erſ auf der verklärten Erde nach dem tauſendjährige Reich und jüngſten Gericht ſtatt finden wird.

Jetzt entſteht aber nun die Frage, in wiefer dieſe Beſchreibung buchſtäblich oder prophetiſch und i

geiſ

geiſtlichen Sinn zu verſtehen ſey? — ſo viel iſt gewiß, daß alle Ausdrücke auch etwas geiſtliches bedeuten, und mit der ſittlichen Beſchaffenheit des Reichs GOttes in der genaueſten Uebereinſtimmung ſtehen; daher wird oft die Gemeinde des HErrn für die Stadt ſelbſt, und dieſe wieder für jene genommen; aber ſo viel iſt doch auch gewiß, daß unſere verklärten Körper auch einen ihnen angemeſſenen, mit ihnen übereinſtimmenden Aufenthalt haben müſſen; — derowegen dürfen wir kühn den buchſtäblichen und geiſtlichen Sinn miteinander verbinden, und feſt glauben, das neue Jeruſalem werde ſo, wie es Johannes hier beſchreibt, auch in unſre verklärten Sinnen fallen, ja, es wird auch buchſtäblich ſo herrlich ſeyn, wie er es hier geſehen hat; aber wir werden uns dermaleins auch jedes erklären, warum es ſo und nicht anders iſt, wir werden alle groſſe und kleine Theile dieſer herrlichen Stadt GOttes wie lebendige Worte GOttes leſen und verſtehen können.

22. **Und ich ſahe keinen Tempel in ihr; denn der HErr, GOtt, der Allherrſcher, iſt ihr Tempel, und das Lamm.**

23. **Und die Stadt bedarf weder der Sonnen noch des Monds, daß ſie ihr ſcheinen; denn die Herrlichkeit GOttes erleuchtet ſie, und ihre Leuchte iſt das Lamm.**

24. **Und die Nationen werden in ihrem Licht umher wandeln, und die Könige der Erden bringen ihre Herrlichkeit in ſie.**

In unſerm gegenwärtigen Zuſtand bedürfen wir Kirchen, Tempel und Religionsanſtalten, weil wir immerwährende Erbauung und Erweckung zur Andacht nöthig haben; dieß wird auch im tauſendjährigen Reich noch der Fall ſeyn, weil dann die gegenwärtige Natur noch fortdauert; ſo bald aber Sünde und Tod mit allen ihren Urſachen und Folgen abgethan, und wir zum Anſchauen GOttes und der himmliſchen Natur gelangt ſind, ſo bedarfs keiner ſolchen Mittel mehr, um GOtt kennen zu lernen, das Gemüth zu Ihm zu erheben, und ſich zur Andacht zu erwecken.

Er ſelbſt, das höchſte Gut, und ſein Sohn **JEſus Chriſtus**, geben uns dann durch ihre unmittelbare Einwürkung auf unſere Exiſtenz Kraft, Leben und Seeligkeit; dann bedarfs keiner Tempel, Opfer, Predigten und Sakramente mehr, weil uns die Gottheit, Vater und Sohn, alles in Allem ſind.

Das neue Jeruſalem bedarf auch keiner Sonne des Tages, und keines Monds des Nachts; denn es giebt da keine Nacht mehr, und die Gottheit, die mit ihrer ganzen Fülle im Sohn GOttes wohnt, ſtrahlt viel heller als die Sonne, aus der Mitten, über der Stadt, über dieſe und über die ganze verklärte Erde hin. Der ganze Erdkörper iſt dann verklärt, und für ſich ſelbſt zur Sonne geworden, er leuchtet in eigener Herrlichkeit und bedarf keiner andern mehr.

Die eigentlichen Bürger Jeruſalems ſind Iſraeliten und Chriſten aus den Heiden, die auf dieſen

ſen

ſen Stamm gepfropft ſind; mit einem Wort, alle diejenigen, die dem Grade der Heiligung nach, ſich zu dieſer Bürgerſchaft geſchickt gemacht haben; die übrigen Frommen aber aus allen Nationen werden die verklärte Erde bewohnen, und die Herrlichkeit GOttes und Chriſti über dem neuen Jeruſalem wird die Hälfte der Erdkugel viel heller erleuchten, als jetzt durch unſre Sonne möglich iſt; ſo werden ſie dann über die ganze Breite der Erden hin in dieſem Licht wandeln, und überall ſeelig ſeyn.

Die andere Hälfte der Erdkugel aber wird nie dieſes Lichts theilhaftig, weil die Stadt GOttes nur auf der einen Hälfte ſteht. Vermuthlich werden die Grade der Seeligkeit durch die Entfernung von dieſer Stadt beſtimmt; die Menge derer, welche demnach auf der abgekehrten Hälfte wohnen, ſind zwar auch ſeelig, allein ſie haben ſich des Anſchauens GOttes doch nicht würdig gemacht. Doch das alles ſind Vermuthungen; die Zeit wirds lehren.

Dann heißt es ferner: Die Könige der Erden würden ihre Herrlichkeit in dieſe Stadt bringen, und ihren Glanz vermehren. Hier können die gegenwärtigen irdiſchen Könige nicht gemeint ſeyn; denn deren größte Herrlichkeit iſt Staub und Koth gegen dieſe; haben ſie ſich aber zur Bürgerſchaft Jeruſalems befähigt, dann werden ſie freilich auch ihren Glanz mitbringen, und die Glorie vermehren helfen. Ich glaube aber, daß hier unter den Königen die Fürſten der Seeligen verſtanden werden; denn auch dieſe ſtehen in einer Standesordnung, ſo wie auch itzt alle himmliſchen Heere. Dieſe Könige, welche dann auf der ganzen ſeeligen Erden vertheilt wohnen, und die himmliſche Polizei beſorgen, werden von Zeit zu Zeit in der Stadt Geſchäfte auszurichten haben, und dann ihre Herrlichkeit mit in ſie hineinbringen.

Alles! Alles! was wir hier ſagen können, iſt bloßes Lallen und Stammeln; wer vermag unausſprechliche Dinge durch unſre todte Sprache begreiflich zu machen? aber warlich! warlich! es iſt des Kämpfens bis aufs Blut werth; die Offenbarung giebt uns darüber genugſame Sicherheit.

25. Und ihre Thore werden des Tages nicht geſchloſſen; Nacht wird es daſelbſt nicht.

26. Und man wird die Herrlichkeit und die Ehre der Nazionen in ſie bringen.

27. Und es wird nichts gemeines, oder was Greuel thut, oder ein Lügner iſt, in dieſelbe hineingehen, ſondern nur diejenigen, die im Lebensbuch des Lamms eingeſchrieben ſind.

Um feindlichen Ueberfalls willen brauchen auch Jeruſalems Perlenthore nicht geſchloſſen zu werden; denn alle Feinde ſind beſiegt und gerichtet, und damit ſich keiner hineinſchleichen könne, der nicht dahin gehört, ſo ſteht ja der Engelwächter über dem Thor, der die Hineingehenden wohl beobachtet.

Die Redensart, man würde die Herrlichkeit und die Ehre der Nationen hineinbringen, iſt von der

Reſidenz eines Eroberers hergenommen, welcher die Reichthümer und Koſtbarkeiten der erkämpften Städte und Länder als Siegeszeichen in derſelben aufſtellt. Hier iſt aber nun von einer andern Eroberung die Rede; die Siegeszeichen der Religion JEſu, welche ſie ſich in ihren beſeeligenden Kämpfen zum Glück und ewigen Seegen der Nazionen errungen hat, ſollen zum Preis des vielgekrönten Siegers in dieſer Stadt aufbewahrt werden. Mehr vermag ich nicht darüber zu ſagen; denn wer kann wiſſen, wie ſich dieſe Trophäen unſern verklärten Sinnen darſtellen werden?

Unreine, abſcheuliche und lügenhafte Menſchen kommen nicht in dieſe Stadt, nicht einmal, um ſie zu ſehen; denen iſt ihr trauriger Aufenthalt ſchon im 8ten Vers angewieſen worden. Dieſe Stadt iſt heilig, niemand kann in ſie hineingehen, als wer ins Lebensbuch des Lammes eingeſchrieben iſt; — **ins Lebensbuch des Lamms** — folglich diejenigen, die ſich durch ſein Opferblut von ihren Sünden haben reinigen laſſen.

Lieben Leſer! ich bitte euch um GOttes willen, achtet doch das Blut der Verſöhnung nicht gering! — glaubt doch dem verführeriſchen, neutheologiſchen Geiſte nicht, welcher uns die Verſöhnung durchs Blut **Chriſti** wegräſonniren will; weil ſie ſich, ſeiner Meinung nach, mit der Vernunft nicht reimt. — O ihr hochweiße Thoren! könnt ihr erklären, wie es möglich iſt, von unſerer Erde die Sterne zu ſehen? — wer das glaubt erklären zu können, der täuſcht ſich.

Wie wenn man einem Blindgebohrnen ſagte, ein Sehender könnte mit ſeinen Augen Geſtalten fühlen, die viel tauſend Meilen entfernt wären, würde er nicht lachen, und ſagen: Ihr ſeyd ein Narr! — Das iſt Einbildung und Schwärmerey! und ſind wir Menſchen denn nicht in überſinnlichen Dingen alle Blindgebohrne? — Darum war uns die Bibel nöthig; daß ſie wahr iſt, zeigen ihre erfüllten Weiſſagungen — ſie iſt GOttes Wort, und darum glaub ich ihr — ſie lehrt die Verſöhnung durchs Blut Chriſti ausdrücklich, und zwar nicht etwa als einen Nebenartikel unſerer Glaubenslehre, ſondern als die Haupt- und würkende Urſache unſerer Heiligung und Seeligkeit, ohne welche auch der vollkommenſte Stoiziſmus, die erhabenſte Tugend nichts gilt; durch welche auch **Seneca**, **Epictet**, **Sokrates** u. a. m. eben ſo gut ſeelig werden mußten als wir, und es gewiß auch nach ihrem Tode geworden ſind, als ſie das Geheimnis der Erlöſung begriffen und ergriffen.

◆

Das zwei und zwanzigſte Kapitel.

1. Und er zeigte mir einen Strom Lebenswaſſers, klar wie ein Kriſtall, welcher aus dem Thron GOttes und des Lamms heraus kam.

2. In der Mitten ihres Platzes, und hie und da am Strom waren Gehölze des Lebens, die zwölferlei Früchte trugen, in jedem Monath bringen ſie eine Frucht; und die Blätter dieſes Gehölzes ſind zum Krankendienſt der Nazionen.

3. Und es wird fernerhin kein Bann mehr ſeyn; und der Thron GOttes und des Lamms wird in ihr ſeyn, und ſeine Knechte werden Ihm dienen.

Das Kriſtallhelle Meer vor dem Thron GOttes und des Lamms, Kap. 4. V. 6. und Kap. 15. V. 2. war bisher eingedämmt geweſen; das ewige Element konnte ſich nicht mit vollem Strom über die mit Sünde und Tod befleckte Erde ergieſſen, aber jetzt iſt der Damm weggethan; jetzt iſt es zur Quelle geworden, aus welcher die ganze ſeelige Erde gewäſſert wird; jede nach Licht und Kraft, nach Erkänntnis und Thätigkeit dürſtende Seele, kann ſich nun zur vollen Genüge erquicken;

cken; wen nun dürſtet, der komme! hier ſind Lebenswaſſer gnug und umſonſt. Ezechiel ſahe dieſen Strom auch Kap. 47. V. 1 — 12. man leſe mit Bedacht, was er von ihm ſagt, es dient zur Erläuterung dieſer Stelle; ſ. auch Zachar. 14. V. 8.

Mitten in der Stadt auf ihren Plätzen, und am Strom hin und wieder, auf beiden Seiten, ſtanden Baumgruppen und Hayne, alle Pflanzungen vom Baum des Lebens, der im Paradies war; hier iſt alſo auch Speiſe; denn der Menſch muß Speis und Trank haben, wenn er leben ſoll; dieſe Bäume bringen jeden der zwölf Monathe ihre Frucht, damit es nie an friſchem Obſt mangeln möge; hier iſt an keinen Mißwachs zu denken, und für dem Verſuchbaum der Erkenntnis des Guten und Böſen iſt man ewig ſicher; dieſes ſind alſo Brodbäume des Lebens, woran man genug hat, um ewig zu leben und vollkommen geſund zu bleiben. Der Genuß des Fleiſches, der blos zu dieſem unvollkommenen Leben gehört, wo alles durch den Tod geht, wo die Thiere für die Menſchen ſterben mußten, damit dieſe leben konnten, hört nun auf.

Diejenigen, welche hier nicht zu dem Grad der Heiligung gelangt ſind, daß ſie Theil an der Bürgerſchaft Jeruſalems und dem heiligen Lande um die Stadt her, bekommen können; die alſo in der Ferne die Oberfläche der Erde bewohnen; auch wohl fromme tugendhafte Menſchen aus den Heiden geweſen ſind, und die hier unter den Nazionen verſtanden werden,

ſind

ind zwar nicht mehr in einem ſündhaften Zuſtand, aber ie können noch oft Schwäche empfinden, folglich Stärkung bedürfen, dieſen dienen nun die Blätter on den Lebensbäumen zur Arzney.

Alles dieſes iſt Befeſtigung und Bekräftigung er Weiſſagung Ezechiels in oben angeführter Stelle; nd Chriſtus verheißt auch den Ueberwindern aus er apoſtoliſchen Gemeinde Offenb. Joh. 2. V. 7. Speiſe von dieſen Lebensbäumen.

Inwiefern nun dieſes Alles wiederum ſinnlich nd geiſtig zu verſtehen ſey, das läßt ſich nur erfah- en; man geht am ſicherſten, wenn man beides mit nander verbindet.

Endlich heißt es, es würde auch in Zukunft nie- nand mehr verbannt, oder des Landes verwieſen wer- en; wer einmal der Bürgerſchaft Jeruſalems, oder es Beſitzes auf der ſeeligen Erden gewürdigt und heilhaftig geworden, der hat in Ewigkeit keine Ver- annung, keine Verweiſung mehr zu befürchten; denn a nunmehr das ſittliche Prinzip in jedem Seeligen ber das ſinnliche herrſcht, welches in gegenwärtigem eben gerade der umgekehrte Fall iſt, ſo wird niemand ehr ſündigen, folglich auch jede Strafe aufhören. n dieſer Stadt iſt nun auch der Thron GOttes und s Lamms; ſie iſt die Reſidenz des Allherrſchers und r GOttmenſch Chriſtus wird der Monarch der ver- ärten Erde ſeyn, und im Namen ſeines Vaters das eich verwalten, ſeine Diener, die ſich durch ſeine

Gnade

Gnade dazu geſchickt gemacht haben, werden dann Theil an den Regierungsgeſchäften nehmen. Man leſe aufmerkſam, was ich in der Erklärung der vier letzten Briefe an die Gemeinden zu Thyatira, Sardes, Philadelphia und Laodizea über die Verheiſſungen, welche der HErr den Ueberwindern zuſagt, bemerkt habe; denn das alles gehört hieher, um den Dienſt der Knechte des HErrn recht zu verſtehen.

4. Und ſie werden ſein Angeſicht ſehen; und ſein Name wird auf ihren Stirnen ſeyn.

5. Nacht wirds daſelbſt nicht ſeyn; und ſie werden keiner Leuchte und des Sonnenlichts bedürfen; denn GOtt der HErr wird über ihnen leuchten, und ſie werden in die ewige Ewigkeit regieren.

6. Und Er ſprach zu mir: Dieſe Worte ſind glaubwürdig und wahrhaftig; und der HErr, der GOtt der Prophetengeiſter, hat ſeinen Engel geſandt, um ſeinen Knechten zu zeigen, was ſchnell nach einander geſchehen ſoll.

Das Anſchauen GOttes iſt der Genuß des höchſten Guts; der Zweck alles Glaubens, aller Liebe und das Ziel aller Hofnungen. Dazu gelangen alſo nur diejenigen, die durch die Kraft des Leidens und Sterbens Chriſti ſich bis auf einen gewiſſen Grad der Heiligung und Vollkommenheit hinaufgeſchwungen haben: Seelen, die lange den Weg des Lebens gewandelt, und in der Gottſeeligkeit eine gewiſſe Uebung und Fertigkeit erlangt haben, prägen einen Eindruck ins Geſicht, der auch bei den roheſten Menſchen Ehrfurcht erweckt; alle Züge bekommen eine ſanfte, liebevolle, ruhige Richtung; und dieß iſt dann der Name GOttes und Chriſti, der weitgeförderten Dienern des HErrn vor der Stirn geſchrieben ſteht.

Der heilige Seher kanns nicht müde werden, zu wiederholen, daß im neuen Jeruſalem keine Nacht ſeyn werde. Denn die Herrlichkeit des HErrn erleuchte ſie beſtändig, und da dieſe nun ewig über der Stadt ruhen wird, ſo kanns da freilich nie auf irgend eine Weiſe Nacht werden. Von der Regierung der Heiligen hab ich ſo eben geredet.

Hier fängt nun der Schluß dieſer letzten und herrlichſten Offenbarung an die Menſchen an; der Engel, der dem Johannes bis dahin Alles gezeigt hatte, bezeugt dem Apoſtel, daß dieſe geſammte Offenbarung gewiß oder glaubwürdig und wahrhaftig ſey; denn eben der GOtt, der ehmals die Geiſter der alten Propheten mit ſeinem unfehlbaren Licht erleuchtet habe, der habe auch jetzt ihn, den Engel der da redet, geſandt, um durch den Apoſtel Johannes ſeinen übrigen treuen Knechten zu zeigen, was für Schickſale und Vorfälle die Kirche JEſu Chriſti von jener Zeit an ſchnell nach einander bis ans Ende werde erfahren müßen?

Hier wird alſo bezeugt, daß dieſe Apokalypſe kein erdichtetes oder erträumtes menſchliches Hirngeſpinnſt, ſondern eine durchaus von GOtt eingegebene

Schrift

Schrift ſey; und warlich! es bedarf in unſern Tagen auch nur eines ruhigen, Vorurtheilfreien und ernſtlichen Unterſuchens, ſo muß man überzeugt werden, daß dieſe Weiſſagung bis auf die letzten wichtigen Ereigniſſe, bisher, durch alle Jahrhunderte durch, pünktlich erfüllt worden; daß ſie alſo unſtreitig nur allein vom Allwiſſenden hergekommen ſey, und daß folglich nun auch die überſchwenglich großen Verheißungen, die noch zukünftig ſind, ganz zuverläſſig werden erfüllt werden.

7. Siehe ich komme ſchnell! — Seelig iſt, wer die Worte der Weiſſagung dieſes Buchs bewahrt.

8. Und ich Johannes bins, der das ſahe und hörte; und als ich es geſehen und gehört hatte, fiel ich vor den Füßen des Engels, der mir dieſe Dinge zeigte, nieder, um ihn anzubethen.

9. Und er ſprach zu mir: Sieh zu! thue es nicht, ich bin dein Mitknecht, und deiner Brüder, der Propheten, und derer, die die Worte dieſes Buchs halten, bethe GOtt an.

Das Ende der Offenbarung Johannis ſtimmt mit dem Anfang ſchön, und faſt mit den nämlichen Ausdrücken überein.

Seelig oder glücklich iſt derjenige, der dieß Buch in die Hände bekommt, und dem es dann theuer und werth iſt, um ſein Leben darnach einzurichten. Kap. 1. V. 3. kommt faſt das nämliche vor. In den damaligen Zeiten, als die Buchdruckerkunſt noch nicht erfunden war, war es ein ſeltener Fall, daß jemand die Bibel, oder irgend einen Theil derſelben hatte; denn ein geſchriebenes Exemplar war ſehr theuer; folglich kamen auch die einzelnen Bücher der heiligen Schrift ſelten in die Hände gemeiner Leute, und ſie mußten alle Erkänntniß von ihren Lehrern bekommen, wobei es dann oft armſeelig hergieng; darum preißt hier der Engel den glücklich, der eine Abſchrift von dieſem Buch bekommt, ſie aber dann auch zur Erbauung anwendet, und ſich auf die Zukunft des HErrn gehörig rüſtet und anſchickt: Denn ſiehe! ich komme ſchnell! ich fange nun bald ſchon an zu kommen, und bleibe am kommen, bis ich vollends da bin, ſagt Chriſtus durch den Engel, oder dieſer ſpricht es im Namen Chriſti.

Es iſt eine ſonderbare Erſcheinung, wie man heut zu Tage mit der Apokalypſe umgeht. — Da ſteht ſie hinten am Schluß in jeder Bibel, und das mit Recht, denn ſie iſt die Beſtättigung, Bekräftigung und Verſieglung des geſamten Worts GOttes; kein Artikel des chriſtlichen Glaubens fehlt; jeder iſt in den reinſten und heiligſten Ausdrücken, gerade zu oder mittelbar ausgedrückt und empfohlen; da ſteht ſie, und kein Menſch bekümmert ſich um ſie, ſo als wenn ſie nicht da wäre. —

In die Offenbarung Johannis — wer verſteht die? — und doch iſt erſtaunlich viel ſchönes darinnen, das jeder verſteht; das hätte man doch herauslesen und benutzen ſollen, ſo würde man allmälig weiter gekommen ſeyn. Viele Theologen und Geiſtliche thun, als wenn dieß Buch gar nicht in der Bibel ſtünde — es kümmert ſie gar nicht — und es iſt doch ſo wichtig. —

Um dieſer Weiſſagung Kredit zu verſchaffen, wiederholt der Apoſtel, was er ſchon im Anfang ein paarmal geſagt hatte: **Ich Johannes habe das geſehen und gehört.** Wenn nun ein anderer Johannes, als der Apoſtel und Lieblingsjünger des HErrn, der Verfaſſer dieſer Weiſſagung wäre, hätte er dann ſo geſprochen? — Gewiß nicht! — Dann hätte er irgend einen Beinamen dazu geſetzt, um ſich vom Apoſtel zu unterſcheiden, aber ſo ſagt er: Ich bin Johannes, nun wußte jedermann, wer der war. Oder wollte man gar behaupten, der wahre Verfaſſer hätte ſich dieſen Namen gegeben, um ſeinem Werk dadurch ein apoſtoliſches Anſehen zu verſchaffen, ſo wäre dieß ein Betrug, deſſen keine göttliche Offenbarung bedarf, und in dem Fall wäre die Apokalypſe ein täuſchendes Menſchengemächte, und nichts weniger, als GOttes Wort. Leſe und prüfe doch jeder Kenner der heiligen Schrift, ob es irgend einem Dichter von Anfang der Welt an bis daher möglich geweſen, eine ſolche fehlerfreie Zuſammenkettung der erhabenſten Bilder, im prächtigſten Styl, und zugleich in einer ſo platten hebräiſch-griechiſchen Sprachart, ſo wie ein gemeiner Jude damals griechiſch ſprach, vor-

zutra-

zutragen? — wenn man nun noch die pünktliche Erfüllung dieſer Weiſſagung dazu nimmt, wer kann da an ihrer Göttlichkeit — aber dann auch — daran zweifeln, daß ihr Verfaſſer der Apoſtel Johannes iſt? —

Die Worte des Engels: Siehe ich komme ſchnell! — brachten den Apoſtel wieder auf den Gedanken, daß wohl der HErr ſelbſt unter der Hülle des Engels mit ihm ſpräche; denn nach ſeiner Meinung konnte doch der Engel nicht wohl ſagen: Siehe! ich komme ſchnell! Daher fiel er abermals, wie Kap. 19. V. 10. nieder, um anzubethen, wurde aber auch eben ſo, wie dort, gewarnt, und zur Anbethung GOttes verwieſen. Es ſcheint, als wenn der Apoſtel in der groſen Fülle von erhabenen Ideen zuweilen vergeſſen habe, daß ein Engel dieſes prächtige Schauſpiel ihm in der Entzückung vormahle; und daß die Figuren nur vorſtellende Bilder und keine würkliche Perſonen ſeyen, deren er keins, auch dann nicht einmal, wenn es den HErrn ſelbſt vorſtellte, anbethen durfte: Denn es war ja nur ein Bild vom HErrn, und nicht der HErr ſelbſt. Man leſe, was ich über dieſe Sache in der Erklärung des erſten Kapitels geſagt habe.

10. Und er ſprach zu mir: Verſiegele nicht die Worte der Weiſſagung dieſes Buchs; denn die Zeit iſt nahe.

11. Wer Ungerechtigkeit ausübt, der mag ferner Ungerechtigkeit ausüben; der Unflä-

thige mag ferner Unfläthigkeit treiben, und der Gerechte übe fernerhin Gerechtigkeit, und der Heilige heilige ſich ferner.

12. Siehe ich komme ſchnell! und mein Lohn mit mir, jedem zu vergelten, ſo wie ſeine Werke ſeyn werden.

Dieſe Offenbarung ſollte allen Getreuen des HErrn, von ihrer Bekanntmachung an bis ans Ende, zum Wegweiſer dienen; dazu mußte ſie aber auch nun dienen können — ſie mußte zwar ſo verblümt und verdeckt gegeben werden, daß nicht jedermann ſogleich die ganze zukünftige Geſchichte des Reichs JEſu hienieden mit aller Gewißheit und Deutlichkeit daraus erkennen konnte; denn ſonſt wäre ja der Plan GOttes verrathen, und ſeine Ausführung vereitelt worden; aber für erleuchtete Augen mußte ſie doch auch ſo verſtändlich ſeyn, daß ſie die Erfüllung des Geſchehenen und die allgemeinen Winke zur nahen Zukunft daraus erkennen konnten; und genau ſo iſt auch die ganze Apokalypſe abgefaßt; ſo wie ſie nun da war, ſollte ſie den chriſtlichen Gemeinden in die Hände gegeben, und nicht etwa bis auf eine gewiſſe Zeit verſiegelt, in irgend ein Kirchenarchiv zurück gelegt, oder auch unter noch räthſelhaftere Bilder verſteckt werden; denn die Zeit war damals ſchon nahe, wo man ſie brauchen konnte.

Der 11te Vers will ſo viel ſagen: Der HErr Chriſtus und ſeine Apoſtel haben nun den Rath GOttes über die Seligkeit der Menſchen hinlänglich offenbart;

dert; ſie haben das Ihrige vollkommen gethan; — zwingen kann und will GOtt niemand, denn das wäre der göttlichen und menſchlichen Natur zuwider; die Freiheit des Willens erfordert, daß man jeden wählen laſſe — die ganze heilige Schrift iſt nun mit dieſem wichtigen Buch vollendet, geſchloſſen und den Menſchen in die Hände gegeben worden, ſie wiſſen die Mittel, wie ſie erlößt und ſeelig werden können, wer nun nicht hören will, der mag dann fühlen; findet einer bei aller beſſern Erkänntnis doch noch immer Vergnügen an der Ungerechtigkeit, ſo thue er dann, was ihn gut deucht; glaubt einer ſein Glück in ſtinkenden Lüſten zu finden, ſo thue er, was er nicht laſſen kann; oder macht es jemand Freude, der Gerechtigkeit nachzuringen, auch das ſteht ihm frei, und ſucht jemand Heiligkeit, ſo bleibe er dabei — das Ende wird dann überall die Laſt tragen; der HErr kommt ſchnell und unverſehens, und bringt jedem mit, was er verdient, und ſo wie er einen trift, ſo bezahlt und belohnt Er ihn.

Dieſe Erklärung des HErrn iſt für jeden ſehr wichtig, und wohl zu beherzigen.

13. Ich bin das A und das große O, der Erſte und der Letzte, der Anfang und das Ende.

14. Seelig ſind, die ſeine Befehle befolgen, damit ſie Gewalt über das Lebensgehölze haben, und durch die Thore in die Stadt gehen mögen.

15. Drauſen ſind die Hunde, und die Giftmiſcher, und die Hurer, und die Mörder, und die Götzendiener, und jeder, der die Lügen liebt und thut.

Hier am Schluß erklärt ſich nun Chriſtus wieder eben ſo zum Anfänger und Vollender aller Dinge, und beſonders auch dieſes Buchs, wie im Anfang Kap. 1. V. 11. Man bemerke dort meine Aeuſſerungen über dieſe Titel, damit ich hier nichts zu wiederholen habe.

Wer die Gebote GOttes und Chriſti hält, bekommt Macht über die Lebensbäume — das iſt merkwürdig — diejenigen, welche die Gebote GOttes und Chriſti gehalten haben, werden Bürger des himmliſchen Jeruſalems, und zugleich auch Eigenthümer der Früchte des Paradieſes; ſie eſſen nicht allein ſelbſt davon, ſondern ſie können dann auch andere, die es werth ſind, darauf zu Gaſte bitten. Beſonders werden das diejenigen können, die hier ſchon fleißig Lebensfrüchte mitgetheilt und ausgeſpendet haben.

Drauſen, nicht nur auſſer Jeruſalem, ſondern auch auſſerhalb der verklärten Erde, drauſen im Feuerſee ſind die Hunde; dieſe ſind die Greulichen oder Abſcheulichen, Kap. 21. V. 8 und 27. und ſie bedeuten vermuthlich die ſchamloſen Unfläther, die in widernatürlichen ſtummen Laſtern leben; die Uebrigen ſind aus eben bemerkten und erklärten Stellen ſchon bekannt.

Es iſt bedenklich, daß die Ausſchließung derer, die mit allen angeführten Laſtern befleckt ſind, ſo oft wiederholt wird; dieß iſt ein Beweiß, daß dem HErrn viel daran gelegen iſt, daß wir es wiſſen, damit wir uns dafür warnen laſſen; es mag daher einer ſo viel Gutes üben, und ſo wohlthätig ſeyn als er will, wenn er zugleich ein Sünder aus einer dieſer Klaſſen iſt, ſo hilft ihm alles nichts: Denn in das neue himmliſche Jeruſalem geht nichts Unreines ein; der wohlthätigſte Menſch iſt aber noch unrein, wenn noch eins jener Laſter in ihm lebt. Dieß ſtrenge Geſetz muß aber deswegen niemand kleinmüthig machen; denn wenn jemand ſo unglücklich geweſen wäre, daß er in der Jugend an irgend eines von jenen Laſtern gewöhnt worden, ſo läßt ſich hernach eine ſolche eingewurzelte Gewohnheit nicht ſo leicht wegkämpfen; darum, richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! — aber kämpfen — kämpfen muß man bis aufs Blut — ringen — wachen — und bethen — am Ende wird man den Feind beſiegen, und dann wird mehr Freude im Himmel ſeyn über ſolch einen büßenden Sünder, als über neun und neunzig Gerechte, die jenes Kampfs nicht nöthig haben.

Sündhafter Bruder dieſes Schlags! höre mich und folge mir! Flehe zu den Füßen deſſen, der Maria von Magdala ſo viel vergab, als ſie ſeine Füße mit ihren Thränen netzte — Er wird auch dir vergeben. Nimm Zuflucht zu ſeinem Leiden und Sterben, und thue dann auch an deiner Seiten, was du kannſt, ſo wirſt du errettet werden.

16. Ich JEſus habe meinen Engel geſandt, Euch, den Gemeinden, dieſe Dinge zu bezeugen. Ich bin der Wurzelzweig und die Geſchlechtsart Davids, der glänzende Morgenſtern.

17. Und der Geiſt und die Braut ſprechen: Komme! — und wer es hört, ſoll ſagen: Komme! — und wen nur dürſtet, der ſoll kommen; derjenige, welcher will, ſoll Lebenswaſſer umſonſt nehmen.

Der HErr ſetzt hier das Zeugnis fort, daß Er ſelbſt der Verfaſſer dieſer Offenbarung ſey, und daß Er den Engel geſchickt habe, um ſie durch Johannes den Gemeinden zu überliefern. Er unterſchreibt ſie hier gleichſam, und beſiegelt ihre Aechtheit mit ſeinem Namenszug, als Wurzelzweig Davids, und ſein unzweifelbarer Nachkomme nach dem Fleiſch; und als der glänzende Morgenſtern. Ueber alle dieſe Titel und Zunamen des HErrn, hab ich in dieſem Werk ſchon das Nöthige geſagt.

Dieſe ganze Offenbarung iſt ein Zeugnis der Zukunft JEſu Chriſti zu ſeinem herrlichen Reich; alles ſehnt ſich nach dieſem frohen Ziel der ſchweren und vielen Kämpfe. Der Geiſt des HErrn, der in allen ſeinen Gemeinden waltet, der allgemeine Geiſt des Chriſtenthums, ſehnte ſich von je her nach dieſer Zu-

Zukunft; das einmüthige Flehen aller Chriſten, vorzüglich aber der Gemeinde der Verſiegelten, des Sonnenweibes, war immer Komm! Komm! Du Längſterwarteter! — Komm und erlöſe uns! — Dieſem Sehnen und Flehen ſtimme doch nun auch jeder bei, der dieſe herrliche Weiſſagung lieſt, oder leſen hört — Alles, was Odem hat rufe laut: Komm du vielgekrönter König! wir warten mit Schmerzen auf dich. Auch der, welcher nach Labung, nach Gewißheit lechzt — wems um Chriſtum wahrhaftig zu thun iſt, aber durch den Geiſt unſerer Zeit beſtändig irre gemacht, und mit Zweifeln beſtürmt wird, der komme zu dieſem Zeugnis! hier kann er ohne Mühe und umſonſt ſeinen Durſt nach Kenntnis von JEſu Chriſto ſtillen; die Lehre von der Verſöhnung und von der Gottheit Chriſti werden in dieſer Summe der ganzen Bibel auſſer allen Zweifel geſetzt; hier wird das alte Teſtament wichtig: Denn man ſieht, wie das neue darauf gebaut wird; wen alſo dürſtet, der komme an dieſe Quelle.

18. Ich bezeuge einem jeden, der die Worte der Weiſſagung dieſes Buchs hört, daß, wenn etwa jemand etwas dazu ſetzte, GOtt ihm auch zu den Plagen, die in dieſem Buch geſchrieben ſind, noch zuſetzen werde.

19. Und wenn jemand etwas von den Worten dieſes Buchs dieſer Weiſſagung wegließe, ſo wird auch GOtt ſeinen Antheil

am Gehölze des Lebens, und an der heiligen Stadt, welche in dieſem Buch beſchrieben worden, weglaſſen.

20. Derjenige, der dieſes bezeugt, ſagt: Ja, ich komme ſchnell! — Amen! Komm HErr JEſus!

21. Die Gnade des HErrn JEſus ſey mit Allen!

Noch immer ſpricht hier der HErr ſelbſt bis zum 20ſten Vers; und dieſes muß uns Reſpekt gegen dieß Buch einflößen; keiner ſoll bei den angedrohten ſchweren Strafen etwas zu dieſer Weiſſagung hinzuſetzen, und keiner ſoll auch etwas davon ausſtreichen oder weglaſſen; mit einem Wort, ſie ſoll gerade ſo bleiben, wie ſie Johannes erhalten hatte; denn da ſie ſo außerordentlich wichtig iſt, ſo kommt alles darauf an, daß ſie unverfälſcht bleibt, und das iſt denn auch bis daher geſchehen; alle Abſchriften in der ganzen Welt kommen bis auf wenige unbedeutende Verſchiedenheiten in den Lesarten im Weſentlichen ganz überein, wie dieß auch der Fall bei allen kanoniſchen Büchern der Bibel iſt. Ja es iſt uns rein erhalten worden, dieß köſtliche Buch — aber — man hat es auch nach und nach ſo beſpöttelt, ſo bezweifelt und ſo verdächtig gemacht — gerade ſo wie ſeinen Urheber, den HErrn ſelbſt.

Ich möchte um aller Welt Güter willen keiner von den Kritikern ſeyn, die dieſes wichtige — oder

auch

auch irgend ein kanoniſches Buch der Bibel verdächtig zu machen ſuchten; aber das gehört ſo recht zum armen blinden und dieſen laodizeiſchen Geiſte, daß er ſich auch mit prächtigen Quellen zur Bibelkritik brüſtet; die doch warlich ſo oft durch mancherlei Urſachen, und vornemlich durch die philoſophiſche bedauernswürdige Denkart unſerer Zeit getrübt ſind. So verdorben und partheyiſch auch die chriſtlichen Gemeinden in den erſten zwei Jahrhunderten in den Morgenländern nach und nach wurden, ſo weiß doch jeder, daß ſie ſehr gewiſſenhaft zu Werk giengen, wenn von der Aechtheit einer apoſtoliſchen Schrift die Rede war; und wär das auch nicht der Fall, ſo hätten gewiß die ſo ſehr erbitterten Partheien der Chriſten ſichs untereinander vorgeworfen, wenn etwa die eine ein Buch für Bibelwürdig erklärt hätte, welches es nicht geweſen wäre, oder wenn ſie etwas daran verfälſcht hätten. Doch es lohnt warlich der Mühe nicht, ein Wort ferner darüber zu verlieren, es würde auch nicht helfen; denn ſo lange einer den Bibelgeiſt noch nicht herrſchend in ſeiner Seelen empfindet, ſo lang legitimirt ſich auch die Bibel nicht als Wort GOttes an ſeinem Herzen, und ſo lang helfen auch alle hiſtoriſche Beweiſe nichts. So bald uns aber der nämliche Geiſt belebt, der die Apokalypſe diktirte, und die ganze heilige Schrift ihren Verfaſſern inſpirirte, ſo bedarfs keines Beweiſes mehr; denn alles legitimirt ſich als Wahrheit, und die erleuchtete Vernunft iſt eben ſo ſicher überführt, als wenns mathematiſche Grundſätze wären.

Noch einmal bezeugt der HErr: Ja! ich komme ſchnell! verlaßt euch nur feſt darauf, daß ich nicht ausbleiben, ſondern, wenns einmal Zeit iſt, wie ein Dieb in der Nacht plötzlich da ſeyn werde. Der fromme Seher Johannes ſetzt nun ſeinen heißen Wunſch hinzu, und ſagt: Amen! das geſchehe! Komm HErr JEſu! und erfülle Deine Verheißungen an uns!

Endlich ſchließt er ſein wichtiges Buch mit dem gewöhnlichen apoſtoliſchen Wunſch: Die Gnade des HErrn JEſus ſey mit euch allen! — Und ich, der Verfaſſer dieſer Erklärung, wünſche nun auch allen meinen Leſern das nämliche von ganzem Herzen.

JEſus Chriſtus ſey unſer Eins und Alles! und ſeine nahe Zukunft das Ziel alles unſers Wollens und Würkens. Amen!

◆

Nacherinnerung.

Die Auflöſung der apokalyptiſchen Zeitläufte, welche in dieſem Werk angenommen, vom ſeeligen Prälaten Bengel erfunden, und von mir beſtättiget und noch mehr berichtiget worden, gründet ſich auf unſre einmal angenommene und vom Dionyſius exiguus in Rom im ſechsten Jahrhundert erſt angefangene und berechnete Jahrzahl oder Zeitrechnung. Erſt zwiſchen 530 und 540 fieng man an, die Zahl der Jahre nach Chriſti Geburt zur Zeitbeſtimmung zu gebrauchen. In ſpätern Zeiten, als mehr Licht in die Geſchichte kam, unterſuchte man die Sache genauer, und nun fand man, daß ſich Dionyſius um etliche Jahre verrechnet hatte, einige fanden 3 ½ Jahr, andere aber 8 Jahr; der gegenwärtige Pabſt, **Pius der ſechste**, ließ dieſe Rechnung noch einmal genauer prüfen, und da fand ſich

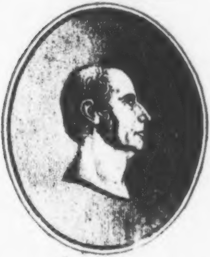
ſich nun, daß wir nicht 3 ½ und nicht 8, ſondern 6 Jahr weiter fortgerückt ſind, als unſre Jahrzahl andeutet, wir müßten demnach alſo jetzt 1805 ſchreiben; indeſſen iſt das auch nicht ſo ganz ſicher, ſo viel iſt aber gewiß, daß wir in der eigentlichen Zeit noch nicht über 1807, und nicht unter 1803 ſtehen. Ich bemerke dieſes nur darum, daß man die im vorhergehenden Werk bemerkte Epoquen nicht ſo ganz genau nehmen, und wenn etwa Eins oder anders um ein paar Jahre früher eintritt, deswegen an der ganzen Auflöſung der Zeitläufte nicht zweifeln müße; auch hierinn liegt göttliche Weisheit, wir ſollen die Zeitpunkte nicht ſo ganz genau wiſſen, damit wir immer wachend erhalten werden mögen, genug, wenn wir nur ungefehr wiſſen, wann dieſes oder jenes eintreffen wird.

Verbeſſerungen.

Seite 10 Zeile 16 ſtatt namlichen lies nämlichen.
— 30 der Cuſtos ſtatt duen — denn.
— 35 Zeile 15 nach Benennung ein Komma.
— 78 — 7 ſtatt ſchweiſch,neidigen lies zweiſchneidigen.
— 124 — 20 — miß — mit.
— 128 — 20 — wiemand — niemand.
— 206 — 22 — Vermögeus — Vermögens.
— 219 — 1 — HErr — HErrn.
— 224 — 10 — Verſieglnug — Verſieglung.
— 240 — 21 — Mein HErr? — Mein HErr!
— 287 — 24 — wichtlgſteu — wichtigſten.
— 294 — 11 — Kol Korea — Kol Koree.
— 312 — 24 — gerämt — geräumt.
— 356 — 21 — Vorhorfs — Vorhofs.
— 370 — 26 — zoruig. — zornig.
— 385 — 12 — ſb — ſo.
— 406 — 20 — iu — in.
— ibid — 27 — ſbigt — folgt.
— 411 — 19 — Regiernegsjahren — Regierungsjahren.

Die Seitenzahlen 477 und 478 kommen zweimal nach einander vor, das zweitemal muß 479 und 480 dafür geſetzt werden.

Stillings
kleine
geſammelte
Schriften.



Stilling

Erſter Band.

Frankfurt.
1806.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Dem
Der da iſt
Der da war
und
Der da ſeyn wird
heiliget dieſe Blätter

der

Verfaſſer.

Dir Ewigem! Dir kammt mein lieben
Herz entgegen!
Dir! der den Himmel dreht, und tauſen
Welten lenkt.
Du fährſt auf Wolken hin, und ſtrömeſt Schu
und Seegen,
Dem Wurm, der niedrig kriecht, d
Wurm, der niedrig denk
Schau auf, Du Menſchenherr, von Deinen
Thron hernieder!
Auf Menſchen, die Du liebſt, und gar mi
Namen nennſt.
Enthüll Dein blitzend Licht der Wahrhe
endlich wieder!
Da Du in einem Blick ihr ganz Bedürfni
kennſt.
Vor Deinem Saphirthron, weh'n ſüße L
benswinde;
Ein düſtrer Nebel hält uns ihren Zuſ
auf;
Du Sonnenvater komm, zerſtrahle ſie g
ſchwinde!
Und laß dem Lebenswind doch endli
freyen Lauf.

Die groſſe
Panacee
wider die
Krankheit
des
Religionszweifels.

Nos Christum loquimur, quem priſca volumin
vatum
Quem licet elinguis, machina vasta canit.

Ioh. Mich. Hernanus,
in Poëmatiis.

Einleitung.

Quellen des Unglaubens.

Folgende Blätter enthalten die Beſchreibung, den Gebrauch und die Würkungen eines Arzneymittels von äuſſerſter Wichtigkeit. — Es iſt unfehlbar, aber ſeine Anwendung, wenigſtens im Anfang, etwas ſchwer; doch lange nicht ſo mühſam, als man ſichs einbildet. Wer ſich nur einmal mit feſtem Vorſatz der Kur unterzieht, der wird alſofort anfangen, ihre vortrefliche Wirkungen zu erfahren; und dieſe Empfindungen helfen alsdann ſchon den Ueberdruß und die Schmerzen, welche dieſe Medicin verurſachen könnte, ertragen.

Iſt es doch gewiß der Mühe wohl werth, aus einer Betäubung herausgeriſſen, aus einer Ungewißheit hervorgezogen, und zu einer unendlichen Gemüthsruhe und Empfindung des größten Friedens überführet zu werden, ein klein wenig Mühe, Selbſtverläugnung oder Wehthun zu leiden!

Ein Menſch, der ſtaarblind iſt, oder ſonſten ein leibliches Gebrechen hat, unterwirft ſich ja oft den ſchmerzhafteſten Operationen, um nur, eine kurze Lebenszeit durch, mit mehrerer Bequemlichkeit leben zu können; ſollte man denn nicht ein höchſt zuverläßiges Arzneymittel mit beyden Händen ergreifen, wodurch der edelſte Theil des Menſchen der unſterbliche, gegen alles wahre Gute und Schöne höchſt empfindſame Geiſt, unfehlbar vollkommen geſund, von ſeinen moraliſchen Gebrechen befreyt, und zur höchſten unendlichen Wonne, in Beſitzung des Innbegriffs alles deſſen, was nur Wahrheit, Güte und Schönheit genannt werden kann, unausſprechlich gewiß übergeführt wird? —

Alles dieſes, was ich da geſagt habe, iſt nichts weniger, als Einbildung, es iſt ewige Wahrheit; die Erfahrung wirds einen jeden lehren, der redlich genug iſt, ſich in dieſe Kur zu begeben, und in derſelben getreulich auszuhalten.

Der herrſchende Geſchmack unſerer Zeiten iſt: an der Religion zu zweifeln, ein Genie zu heiſſen, das Dichtungsvermögen zu cultiviren, ſchön zu reden und zu ſchreiben, empfindſam bekannt mit den alten Dichtern, und ſelbſten ein Poet zu ſeyn.

Alle dieſe Eigenſchaften zuſammengenommen, machen den groſſen Mann aus, durch deſſen Wohnungsort man nicht reiſen muß, ohne ihn geſehen, und ihm ſeine Aufwartung gemacht zu haben. —

Ich will weder der Dummheit noch dem Aberglauben das Wort reden. Die Kultur des menſchlichen Geiſtes und Herzens kann nicht zu hoch getrieben werden. Allein wie ſehr wär doch auch zu wünſchen, daß die chriſtliche Religion, vermög ihrer vortreflichen Moral und geiſtaufklärenden Glaubenslehre, das vornehmſte Werkzeug zur Menſchenverbeſſerung abgeben möchte! — Gewiß! der Religionszweifel iſt ein erſchröcklicher Verfall unſerer Zeiten. Ich will ſuchen ſeine wahre Quellen zu entdecken.

In vorigen Jahrhunderten herrſchten Aberglauben und Irrthümer unter den Menſchen; die Ausbildung des Geiſtes beruhete blos auf den Lehren der ſcholaſtiſchen Wortklaubereyen. Die Verſtandeskräfte wurden dadurch mehr verwirrt, als entwickelt. Wer alſo zu dieſen Zeiten das Glück hatte, angebohrne Fähigkeiten zu beſitzen, der ſchwung ſich über andere hin; man betrachtete ihn gemeiniglich, wie ein ſchädliches, gifthauchendes Meteor; die Phariſäer und Schriftgelehrten verfolgten und tödteten ihn, wo und wann ſie konnten; daben litte die Menſchenliebe und die Natur ſelber. Aber was thate das? — Man glaubte Gott einen Dienſt zu thun.

Mächtige unternehmende Geiſter, Männer, die allemal in der Geſchichte der Menſchheit Epoque machen, traten vor und nach auf, und reinigten die Schulen, einer in dieſer, der andere in jener Ecke, einer mehr, der andere weniger; bis endlich Leibnitz aufſtand, und aus der tiefen Fülle ſeiner Seele Materialien hervorhohlte, aus denen Wolf ſeinen vortreflichen großen philoſophiſchen Bau aufgeführet hat. Nun freute ſich die ganze Welt, das ganze ſcholaſtiſche Sternenheer fienge an zu verſchwinden, es wurde Licht überall; und nun glaubte man: die Sonne der Wahrheit ſey im Begriff aufzugehen; man glaubts noch, allein im Vertrauen geſagt, mir iſt bang, es ſey noch nichts mehr, als der bloße Vollmond geweſen. Doch, wenn der Himmel nur hell iſt, ſo kann man ſich zur Noth damit behelfen.

Nun fienge ein jeder an, der ſich nur mit Wiſſenſchaften abgeben, und der ſtudiren wollte, ſeine Vernunft mit Wolfiſcher Logik und Metaphyſik zu waffnen; und alle, die es ſo machten, hatten recht.

Sachen, die auf Erfahrungen und daraus gefolgerten Vernunftſchlüſſen beruhen, mußten nothwendig auf dieſe Weiſe in ſeltenes Licht geſetzt werden, ſie mußten gewinnen, und Wiſſenſchaften, die durch die Vernunft erreicht werden müſſen, mußten nun anfangen, mit Rieſenſchritten der vollen Gewißheit entgegen zu eilen. So wähnte man. Doch hat der Erfolg gelehrt, oder die alles umſchaffende Mode hat es ſo mit ſich gebracht: daß man das Ziel menſchlicher Vollkommenheit ſo nahe noch nicht fand, und man nun den Weg der Schöngeiſterey und der Empfindſamkeit für zuträglicher erkannt hat.

Eben dieſes Glück verſprach man ſich auch zum Theil von der Religion; allein hier giengs den Gottesgelehrten, wie den Knaben, die einen ſteilen Berg auf einem ſchlüpfrigen beeiſten Weg hinauf laufen; einer purzelt über den andern her, einer macht den andern fallen, und keiner kommt zur Spitze. Man fienge an, in der dogmatiſchen Theologie und auf den Kanzeln zu demonſtriren. Das gieng an, ſo lange man es mit der Moral zu thun hatte. Die chriſtliche Sittenlehre kann die ſtrengſte Demonſtration aushalten, aber nicht ſo die Glaubenslehre; dieſe gründet ſich auf Thatſachen, die mehrentheils auſſer dem gewöhnlichen Lauf der Natur wunderbarer Weiſe vorgegangen ſind, und deren Wahrheit die Grundlage aller Hofnungen des Chriſten iſt. Dieſe Wahrheit aber beruhet auf der Glaubwürdigkeit verſchiedener Zeugen, und der Wahrſcheinlichkeit aller Umſtände, die nur etwas zur Erläuterung der Sache beytragen; folglich konnte die reinſte logiſche Vernunft in der Unterſuchung der Wahrheit von Chriſto weiter nichts herausbringen, als bloſe Wahrſcheinlichkeit. Es kann möglich ſeyn, ja es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß das alles ſo paſſiret iſt. Das iſt die ganze Summe aller vernünftigen Unterſuchungen der Wahrheit und Zuverläßigkeit der evangeliſchen Geſchichte. Laßt es uns nur getroſt geſtehen! Auf dieſer Seite iſt gar der Ort nicht, zur Gewisheit in der Religion zu gelangen, und auf dieſe Weiſe iſt niemalen die wahre Menſchenverbeſſerung unterſtützt worden. Aber was folgte aus den Verſuchen, die Wahrheit der Religion durch logiſche Gründe zu beweiſen? Der gemeine Mann blieb aus Faulheit in ſeinem hiſtoriſchen Wahnglauben; er iſt nicht gewohnt nachzudenken, er glaubt lieber, was ihm der Prediger ſagt, und hier mochte wohl wenig Schade geſchehen; der Denker aber that einen Blick in die ungeſchaffene Vernunftreligion, und entdeckte da eine Lücke, wovor ihm grauſte. Hier iſt eigentlich der Geburtsort des Zweifels. Die Vernunft war nun aus der Schule her gewohnt, nichts zu glauben, als was ſie mathematiſch erwieſen hatte, da konnten alle warnende Einſchränkungen des großen Wolfs nicht helfen, wenn er die Demonſtration blos auf die Wiſſenſchaften verwies, in der Religion aber die Offenbarung zur Richtſchnur des Glaubens ſetzte; einmal vor all, alles mußte dem Zweifel unterworfen werden, was nicht unleugbar aus der Vernunft erwieſen werden konnte; daher war es kein Wunder, daß Sachen, die vor ſiebenzehnhundert und mehr Jahren geſchehen ſind bezweifelt wurden, nachdem man einmal vom alten Apoſtoliſchen Weg zur Ueberzeugung ganz abgewichen war.

So war die Verfaſſung der chriſtlichen Religion beſchaffen, als ein Mann voll von franzöſiſchem Witz und flüchtig überhin denkendem Geiſt in der Welt auftrat. (Ich übergehe mit Fleiß viele andere ſeiner Vorläufer, und bleibe nur bey dem wichtigſten ſtehen.) Der kühne Voltaire trat nun auch herzu, ſpielte auf ſeiner Schaubühne den Harlequin, und was die ernſthaften Denker unter den Chriſten ſich ins Ohr geſagt hatten, das flickte er zuſammen, legte noch ein Bisgen dazu, und ſo machte er ſeine Farcen fertig: alles lachte, und nun wurden auch Leichtdenker überredet, daß es ein langweiliges Ding um die chriſtliche Religion ſey. Denn nichts reizt ein leichtſinniges Gemüth leichter an, als wenn eine, auch nur ſcheinbare Lächerlichkeit, mit Witz, Spott, luſtigen Einfällen und dergleichen gewürzet, und ſo vorgetragen wird. So, ein Koch iſt Voltaire; und leider! der dritte Theil der Menſchen iſt vergiftet.

Bey dieſen Umſtänden ſehen große und vernünftige Männer wohl ein, wie ſchlecht der Religion durch die neue Philoſophie gerathen worden; ſie wendeten deswegen alle Kräfte an, und brachten endlich den beſten Vernunftbeweis heraus, der nur möglich iſt. Mich dünkt, Herr Bonnet hat alles geleiſtet, was durch die Vernunft zu leiſten iſt. Allein, was kommt heraus? — nichts anders, als daß die evangeliſche Geſchichte die höchſte Wahrſcheinlichkeit vor ſich habe. Aber auch dieſe höchſte Wahrſcheinlichkeit, wenn ſie auch ein redlicher ernſthafter Zweifler erkennt, ſo macht ſie ihn doch nicht gewiß; es gehört weit mehr dazu, den Menſchen in einer ſo unendlich wichtigen Sache, wie die von ſeiner ewigen Glückſeeligkeit iſt, zu überzeugen.

Es iſt alſo gewiß, und die Erfahrung lehrt es: daß alle diejenigen, die die evangeliſche Wahrheiten durch Vernunftſchlüſſe beweiſen wollen, der chriſtlichen Religion wenig Nutzen ſchaffen. Denn auf dieſe Weiſe wird kein Zweifler gründlich überzeugt, vielweniger das Herz gebeſſert, ſondern das menſchliche Geſchlecht wird vielmehr vom wahren Glauben an Chriſtum, in welchem alle Ueberzeugung lediglich zu finden iſt, abgeführt; und dieſes iſt die erſte Quelle des Verfalls des Chriſtenthums.

Die Sinnlichkeit, der Hang unſere heimliche Begierden zu vergnügen, iſt die andere Hauptquelle dieſes Verderbens; ſie iſt Urſache daran, daß der Zweifel ſo ſchnellen Fortgang gewonnen hat. Wir leben in Zeiten, wo aller Ueberfluß, Pracht und Wolluſt um uns her alles erfüllt, unſere Lüſte dehnen ſich darnach, ſie ſcheuen die Schranken, die ſie davon zurück halten, und mit dieſen empört ſie vornemlich die Religion. Was Wunder alſo, daß die Menſchen; beſonders ſolche, die Mittel hatten, ſich alle Vergnügen zu verſchaffen, gleich am frohlockten, als ſie nur eine ſcheinbare Unzuverläſſigkeit der evangeliſchen Geſchichte zu entdecken glaubten, und dann noch dazu ſo feine läſternde und witzig ſpottende Bücher laſen, und ihre Scheinwahrheiten wie ſüßes Gift hineinſchlürften. Da konnte auch die allertreueſte Vernunft übertäubt werden. Geſchweige noch, daß der ohnehin ſchwache Ueberreſt ehemaliger Glaubensempfindungen gegen dieſen Strom ſollte aushalten können.

Möchten wir Menſchen doch mehr Rückſicht auf unſere natürliche Beſchaffenheit haben! Das Kind hat keine Begriffe, macht keine Schlüſſe, die Seele iſt nach ihrem höhern Theil nur Kraft, nur Vermögen, ſich und ihrer Empfindungen bewußt zu ſein, alles, was in ſie kommen ſoll, muß ihr durch die fünf Sinnen beigebracht werden. Sie gewöhnt ſich alſo ſinnliche Begriffe an, bekommt einen unendlichen Hunger nach Erkenntniſſen, ſucht ihn durch ihre ſinnlichen Begierden zu ſättigen, und wählet alſo in der Mannigfaltigkeit der natürlichen Dinge herum; wählet, verwirft, hat beſtändig nur augenblicklichen Genuß, und fällt, ohne jemalen warhaftig geſättigt zu werden, von einem auf das andre. Dieſes iſt die Sinnlichkeit, die von Anfang der Welt her ſo ſehr aller wahren Menſchenverbeſſerung im Wege geſtanden!

Wenn wir die Urſache davon nur mit flüchtigem Blick überſchauen, ſo fällt ſie uns ſogleich in die Augen. Die Offenbarung ſowol, als die Weltweisheit lehren uns: daß unſere Hauptpflicht, die Beſtimmung unſers Daſeins ſeie: Uns und andere Menſchen, ſo viel an uns iſt, ſo glückſelig zu machen, als wir der Glückſeligkeit fähig ſind. Da wir nun Verſtand, Willen und Empfindungsvermögen in ſo hohem Grade beſitzen, folglich auch nach den Regeln der Vernunft, geſchweige der heiligen Schrift, nach dem Bilde Gottes geſchaffen ſind, ſo iſt klar, daß eine vollkommene Aehnlichkeit mit Gott, ſoweit es unſere Schranken zulaſſen, das endliche Ziel unſerer Beſtrebung nach einem beſſern Zuſtand, und der Zweck all unſrer Sittenlehre ſein müſſe, und daß eben dieſes das Ziel ſey, wornach wir auch andere zu führen ſchuldig ſind; wenn es anders unſere Pflicht iſt, uns und andere Menſchen vollkommen glückſelig zu machen, ſo viel an uns iſt, und es unſere Schranken erlauben. Die Geſetze, nach welchen wir uns in dieſer

wahren

wahren Menſchenverbeſſerung zu richten haben, lehret uns nun die Religion.

Nun iſt es aber ſchmerzlich zu beklagen, daß wir uns über dieſe Regeln ſo wenig verſtehen können und ſo wenig darüber einig ſind! Die Sinnlichkeit iſt hier eben wiederum eine Haupturſache; ſie hat es ſoweit gebracht, daß ſogar viele Freygeiſter öffentlich ſagen dürfen: die Seele werde in dem ſinnlichen Genuß der Dinge immer mehr und mehr verfeinert, und ſo kämen wir Gott immer näher. — Wie aber, wenn es einmal dem Schöpfer gefiele, dieſer ſichtbaren Schöpfung eine ganz andere Geſtalt zu geben, die nicht mehr ſo auf den Menſchen würkte, wie anjetzo? Oder wie, wenn wir in der zukünftigen Welt nur Organe der Empfindung für die Gottheit und die Geiſterwelt hätten, wie würde es dann um uns ausſehen? — Würde da nicht ein ewiger Hunger ohne einig Labſal unſer Daſeyn unerträglich machen? — Einmal, ihr bleibt nicht ewig, was ihr jetzt ſeyd, und ihr ſteht in einer ſchrecklichen Ungewißheit, ob eben eure Seelen, die ganz an dieſe Welt gewöhnet ſind, in ihrer künftigen Sphäre eben eine ſolche Welt wiederfinden werden!!!

Aber auch ſchon hier macht uns die Sinnlichkeit in ihrer höchſten Fülle unglücklich. Der wollüſtigſte Fürſt iſt nicht zufriedner als der ärmſte Bauer. Die menſchliche Seele iſt ein Vielfraß, jemehr ſie bekommt, jemehr ſie haben will. Unendlich ein ſinnlicher Menſch kann ſchwerlich ſeinen Nebenmenſchen glückſelig machen; er zieht ſelbſten alle Nahrung rund um ſich herum an ſich, und die in ſeinem Würkungskreiſe leben, ſind gemeiniglich wegen ſeiner Nähe unglücklich, alſo iſt die Sinnlichkeit ſowol der eigenen Beförderung der Glückſeligkeit als auch der Verbeſſerung anderer Menſchen gerad entgegen. Noch überzeugendere Gründe hievon werden unten an ihrem rechten Ort vorkommen. Ich bin hier ein wenig von meinem Wege abgekommen, doch das ſchadet wol nicht, es ſind Begriffe, die ich dem Leſer vorläufig ſchon gerne feſt einprägen möchte.

Es bedarf wohl keines Beweiſes, daß demnach die Sinnlichkeit der chriſtlichen Religion höchſt zuwider ſey. Denn dieſe lehret alle unſere ſinnliche Vergnügungen zu verläugnen, ſie nur zur Nothdurft zu gebrauchen, hingegen den unendlichen Seelenhunger in Gott als das unendliche höchſte Gut hineinzuwenden. Sie giebt zur Urſache an, daß, da wir ſterblich ſeyen, mithin der Gebrauch der Sinnen bald ein Ende habe, oder doch verändert werde, ſo müſte die Seele ein ewig bleibendes Gut, welches nichts geringers als Gott ſeyn kann eigenthümlich zu beſitzen ſuchen, da aber dieſes nicht geſchehen könne, wenn man ihm nicht höchſt ähnlich, und ſeiner Natur theilhaftig gemacht werde, ſo müſſe alles, was dieſe Verbeſſerung der Seelen hindere, aus dem Wege geräumet werden, und dieſes ſeyen eben die ſinnlichen Begierden, die

Lüſte nach vergänglichen Gütern, und ſo weiter. Eben dieſe chriſtliche Religion lehret noch überdas, daß es mit zur Gottähnlichkeit gehöre, eben ſo, wie Gott, der die Liebe iſt, alle unſere Liebe auch auf den Nebenmenſchen ausſtrömen zu laſſen. Sie erzählt uns: Gott ſey uns zu Liebe Menſch geworden, habe uns zu Liebe den Tod gelitten, wir müßten daher unſerm Nebenmenſchen in ſeinem Mangel aufhelfen, ſo lange wir Ueberfluß hätten, wir müßten uns mit der bloßen Nothdurft begnügen laſſen, damit auch andere ihre Nothdurft haben möchten, und dergleichen Regeln mehr. Nun iſt aber leicht einzuſehen, daß die Sinnlichkeit und die chriſtliche Religion ganz und gar gegen einander laufen. Denn eins iſt immer des andern Tod; es iſt deswegen gar kein Wunder, daß, da die durch die neue Philoſophie geſährte Vernunft, in dem Lehrgebäude der chriſtlichen Religion Lücken zu finden glaubte, ſie ſo fort frohlockte, zufuhr, und ihr Diener zu Zweiflern machte; ſie hatte dabei wiederum ſo gewonnen Spiel, und noch mehr, als im ehemaligen Heydenthum.

Es ſage mir nur kein Zweifler, Deiſt oder Freigeiſt, er habe mit redlichem Gemuthe die Wahrheit der chriſtlichen Religion unterſucht: auch das leidet ja die Sinnlichkeit nicht. Ein ſinnlicher Menſch iſt eben ſo wenig zu dieſer Unterſuchung geſchickt, als ein Trunkener, ernſte Betrachtungen anzuſtellen. Einmal iſt durch metaphiſiſche Grund-

und Schlüſſe gar nicht zu ihr hin zu gelangen, und dann liegt eine ſo tief ſubtile Abneigung gegen dieſe Wahrheit im Innerſten des Herzens verborgen, welche die Grundſätze verdeckt, und ſtatt deren Scheinſätze vorſtellt, aus welchen nothwendig falſche Schlüſſe entſpringen müſſen. Mit einem Wort, die Vernunft wird durch die Sinnlichkeit ſo umnebelt, daß ihr unter dieſen Umſtänden gar wenig zu trauen iſt. Ich ſehe ſchon voraus, wie manche bey Leſung dieſes lächeln und mich bedauern werden. Denn ſie werfen uns immer vor, wie verläſterten die Vernunft, die doch das einzige Kleinod des Menſchen, und ſein einziger Vorzug vor dem Thiere wäre. Allein ich frage euch: Iſt denn keine Erhöhung, keine Verbeſſerung der Vernunft möglich? Und überdem können wir viele ſonderbare und doch weſentliche Erfindungen demonſtriren? Könnt ihr durch die Vernunft erklären, wie es zugehe daß ein Stein aus der Höhe auf die Erde fällt? Ey ſo ſchämt euch, doch zu fordern, daß wir euch die erhabenen Würkungen der Religion Chriſti auf das menſchliche Herz aus der Vernunft beweiſen ſollen! — Arme Vernunft! die ſo wenig von körperlichen Dingen begreift, ſollt ich dir die Beſſerung meines Herzens allein überlaſſen? Doch muß ſie als ein nützliches Werkzeug, das in dieſem Geſchäft unentbehrlich iſt, betrachtet werden. Aber daran hat auch noch nie ein vernünftiger Menſch gezweifelt

Die Philoſophie hat nicht allein durch ihre

Lehrmethode der Religion geſchadet, ſondern noch beſonders durch einen Grundſatz, der noch immer von unſern größten Männern unverbrüchlich beybehalten wird; gleich als wenn er nicht zu miſſen wäre. Alle übrigen haben zuſammen nicht ſo viele ſchädliche Folgen auf die Religion gehabt, als dieſer einzige: Daß nemlich die Welt eine Maſchine ſey, die von Gott in der Schöpfung ſo vollſtändig mit ihren Kräften geſchaffen worden, wie ſie jetzt da ſtehet; und ſo gehe ſie nun durch ihre eigene Kräfte, ohne Mitwürkung des Schöpfers ihren Gang fort. Dieſer Lehrſatz hat keine unläugbare Vorderſätze, woraus er gefolgert werden, und dennoch gilt er für einen Grundſatz. Er iſt aber der böſeſte unter allen; und das vornemlich darum: weil er ſo wahrſcheinlich, und ſo unſchuldig daſtehet, als wenn er kein Waſſer trüben könnte. Allein man wende ein, was man wolle, ſeine Würkungen auf das Herz ſind höchſt gefährlich. Nach dieſem Satz wird mir endlich Gott fremd. Er würkt nicht mehr auf die Welt. Alle meine Schickſale ſind Folgen der Einrichtung der Welt, ſie ſind alſo unvermeidlich; denn ſie ſind im Bau derſelben gegründet, das Beten iſt demnach unnöthig, was in die Einrichtung der Welt verwebt iſt, kommt doch, ich mag beten oder nicht. Ja ich ſelbſt, mit allen meinen Leibes- und Seelenkräften handie nach meines maſchinenmäßigen Einrichtung, mein Thun und Laſſen folgt alſo natürlich ſo, wie es geſchieht, ich mag gut oder böß ſeyn, ſo iſt es meine Schuld nicht. Das alles dieſes mathematiſch gewiß aus obigem Satz folge, iſt nicht zu läugnen, keine Einwendungen können dagegen gemacht werden; die Sache redet von ſelbſten. Es iſt mir hier zu weitläuftig, dieſen Satz zu widerlegen es gehöret auch nicht hieher. Ich muß nur bedauren, daß man ihn noch immer ſo feſt hält, und ſeine gefährliche Folgen nicht einſieht. Viele berühmte Männer geben ſich Mühe, ihn mit der chriſtlichen Religion und ihren Lehrſätzen zu vergleichen, ſeine widrige Würkungen abzulehnen, und ihn der Offenbarung anzupaſſen. Allein warum wirft man ihn nicht hinaus in die äuſſerſte Finſterniß, wo Heulen und Zähnklappen iſt? — Wir können ja einen viel fruchtbarern an ſeine Stelle ſetzen, der nicht allein die ſtrengſte Demonſtration aushält, ſondern auch von unendlich beſſern Folgen für Verſtand und Herz iſt. Nemlich: Gott hat die ganze Welt mit ihren Kräften vollſtändig und vollkommen gut fertig geſchaffen; in dieſer Welt aber und ihren Kräften würket der ſchaffende Geiſt Gottes in allen kleinen und groſſen einzelnen Dingen allgegenwärtig zu ihrer Erhaltung fort nach denen Geſetzen ſeiner Abſichten und Regierung mitwürkender vernünftiger Geſchöpfe. Wenn nun die Sache ſo beſchaffen iſt, ſo finde ich überall den allgegenwärtigen Gott, in allen Gegenſtänden würkſam; und wenn ich ihn ſo nahe finde, o! ſo habe ich Zutrauen zum Vater der Menſchen, er werde meine Noth lindern und mir helfen können; ich bete mit kindlicher Zuverſicht zu ihm, und wenns mir gut iſt, ſo hilft er mir. Ich will viel ſagen, wenn ich ſchwarze Wolken wie die Nacht aufſteigen ſehe: Da führet der Herr ein ſchwer Gewitter her; ich gehe hin, falle nieder, vor dem mächtigen Beherrſcher der Natur und der Menſchen, ich flehe zu ihm, daß er mich nicht verderben wolle, er erhöret mich, und ſo bekomm ich Zutrauen, mich in allen Schickſalen meines Lebens an ihn zu wenden, ich ſchreibe ihm alles zu, und ſo erkenne ich ſeine Macht über alles. Die Wunderwerke ſind mir dann nur gewiſſe Stimmen, die mir bekräftigen, was ſie bekräftigen ſollen, und übrigens ſind ſie mir zu begreifen nicht mehr ſchwer. Allein die Vernunft blos durch die Philoſophie geleitet, ſiehet dieſes nicht ein: ſie glaubt ihrer Sätze gewiß zu ſeyn, und weiß nicht, daß es ihr geht, wie einem Kinde, welches groſſes Geld für ſeine Puppen hingiebt, und glaubt wohl daran zu thun.

Noch eine Quelle des Unglaubens hab ich entdeckt. Ich weis nicht anders, als daß man ihn aus der Analogie der Dinge herausgefolgert hat.

Es iſt aber ein rechter Kunſtgriff des philoſophiſchen ſinnlichen Geiſtes, wenn er ſich weiß macht: der Menſch ſey, ſeiner Natur nach noch ſo unverderbt, als wie er aus der Hand des Schöpfers gekommen; er ſey ſo, wie er ſeyn müſſe, habe zwar ſeine Schranken, folglich auch ſeine Unvollkommenheiten, ſey aber ſo erſchaffen. Mit einem Worte, der Fall des erſten Menſchen ſey eine erdichtete Schimäre. Aus dieſem Principium fließet nun ganz natürlich: daß alle unſere Triebe, unſere Gemüthsbewegungen, und die ganze Sinnlichkeit in ſich ſelbſt würklich gut ſeyn, und relative je nach ihrer Anwendung bös werden können. Daß es alſo wahr ſeye, was der bekannte Vorläufer des Antichriſts, der berüchtige Edelmann ſagt: Hütet euch nur vor Schavot und Galgen (ich ſetze hinzu) und vor Dingen, die der Honnetetät zuwider ſind, und dann thut, was ihr wollet.

Ich hab oft mit Freygeiſtern geſprochen, die immer ſich darauf berufen, was kann ich dafür, wenn ich auch irre, ich bin nun einmal ſo, kann ich mich ändern? Hat mich Gott nicht geſchaffen, wie ich bin? Der elende Menſch wähnt alſo: die Sinnlichkeit ſey der Zweck ſeines Daſeyns. Er ſey keiner Verbeſſerung des Herzens und ſeines Zuſtandes anders fähig, und ſo ſucht er ſich zu beruhigen.

Alles dieſes, was ich geſagt habe, will ich nicht widerlegen; es hilft gar nicht; wer ſich der Kur unterwirft, die ich in folgendem vorſchlagen werde, und die auch das einzige Rettungsmittel iſt, der wird eine ſolche Aufklärung empfinden, daß er vor ſeinem vorigen Zuſtande zurück beben, und mit herrlicher Freude erfüllt ſeyn wird, ſich aus einer ſolchen entſetzlichen Verwirrung gerettet, und in ein weites ſicheres und himmliſches Land des Friedens verſetzet zu werden.

Die heutige Art der Religionsverbeſſerung iſt auch zum Theil zu ſchwach, zum Theil am überhandnehmenden Religionszweifel ſchuld. Verzeihet mir, ihr großen Männer! daß ich euch dieſes ſagen muß! Laſſet mich ausreden, ſo werdet ihr geſtehen müſſen, daß ich recht habe. Viele verehrungswürdige Religionsverbeſſerer tragen die Moral des Evangeliums recht ſchön und reizend vor, aber die Glaubensgeheimniſſe, die wahre Herzensänderung, mit einem Worte, die neue Geburt bleibt zurück, man ſagt viel nicht davon, gerad, als wenn wir Menſchen Kräfte genug an uns ſelber hätten, dieſe höchſt reine und die Wurzel der Eigenheit antaſtende Gebote zu halten; da doch gewiß viel vorher gehen muß, ehe wir dazu geſchickt werden können. Erkenntniß unſerer natürlichen Ohnmacht, Glaube, Liebe und Gnade ſind alle Dinge, die uns zur Haltung der Gebote Chriſti erſt geſchickt machen müſſen. Die Apoſtel und Chriſtus ſelber hatten eine weit andere Methode, als dieſe iſt. Da hies es: Verändert eure Herzeñ — Und dann glaubet an das Evangelium. Die Moral Chriſti tadelt kein Freygeiſt, und mit ihrem Vortrag wird kein einziger Zweiſler bekehrt; wird aber der Weg zur Herzensänderung aufgedrungen, ſo kann der Menſch auch glauben, daß das Königreich des Himmels unter den Chriſten, und ſonſt nirgend, könne gefunden werden; überdem iſt das ſchönſte ſyſtematiſche Lehrgebäude, da es, wie geſagt, nur auf Beweiſen der höchſten Wahrſcheinlichkeit beruht, zu unſerm Zweck ganz unbrauchbar.

Es giebt noch eine Art ſogenannter Religionsverbeſſerer; dieſe unterſuchen noch einmal von neuem die alten Manuſcripte, Verſionen und Lectionen der bibliſchen Schriften. Hiergegen habe ich nichts einzuwenden. Allein, welche iſt die Abſicht? — Man hat die Urſache dabey: Ob man keine Gelegenheit finden könne, ſo ein Mittelding zwiſchen dem Deiſmus und dem Chriſtenthum zu erfinden. Da iſt man alſo weder kalt noch warm; da kommt in der Bibel der hoch- und wohlweiſen Vernunft vieles natürlich vor; die Wunderwerke ſind zum Theil orientaliſche Redart, zum Theil Allegorie, andere Dinge ſind Metapher, orientaliſcher Schwulſt, man ſetzt die Vernunft zur Richterin der Offenbarung, und bedenkt nicht, daß wenn die Vernunft die Offenbarung beurtheilen ſoll, es eben ſo viel ſey, als: Wir haben keine Offenbarung. Alles obige nun abgezogen, wird Chriſtus ein groſer Mann, der allegoriſch der Sohn Gottes heiſt, u. ſ. w. Auf dieſe Art entſtehet der Socinianernaturalismus ein viel ſchlimmeres Ungeheuer, als die Freymaurerei ſelber. Das iſt der rechte falſche Prophet, der die Sprache des Thiers redet!!!

Die Ueberzeugung von der Wahrheit der uralten und wahren chriſtlichen Religion iſt ganz unmöglich, ehe und bevor ein Menſch von ſeiner eigenen grundloſen Verdorbenheit gewiß überzeugt iſt.

Die Zweifler haben verſchiedene Einwürfe gegen die Religion zu machen: ſie ſind ſcheinbar und fähig, einen nicht ſcharf denkenden Geiſt zu berücken; folglich gehören ſie mit zu den Quellen des Unglaubens. Der erſte iſt: Wenn die Vernunft nicht die Führerin der menſchlichen Handlungen ſeyn ſoll, ſo ſind wir Menſchen nicht beſſer, wie die Thiere. Dieſer Einwurf iſt oben zum Theil ſchon widerlegt worden. Ich füge nur noch hinzu: wie ſehr wäre es zu wünſchen, daß ihr einmal vorerſt den Leitungen der Vernunft Raum gäbet, ſo würde ſich hernach das andere wohl finden. Die Vernunft lehrt den Menſchen ſchon, daß er die Naturgeſetze vollkommen zu halten ſchuldig ſey, wie unten wird erwieſen werden. Thut dann das, ſo werdet ihr leben! — Allein die Sinnlichkeit, die verderbene Lüſte ſind euer Leitſtern. Vertheidiget auch dieſe, wann ihr könnt

Ferner wirft man uns vor: Wenn die chriſtliche Religion der einzige Weg iſt zur wahren Beſtimmung und Vollkommenheit zu gelangen, ſo hat Gott ſchlecht für das menſchliche Geſchlecht geſorgt, denn der mehreſte Theil der Menſchen weis noch nichts davon. Wer iſt aber daran ſchuld, daß dies kleine Theil Sauerteig nicht den ganzen Teig durchſäuert hat? Gott gab ihn in die Welt, ſoll er ihn den Menſchen aufdringen, denen Menſchen, denen er Urtheil und Unterſcheidungskraft genug gegeben hat, eine Sache zu beurtheilen? Weiter unten wird dieſer Theil der Theodicee noch ins hellſte Licht geſetzt werden. Und überdem: Menſchen, die von Chriſto niemalen etwas gehört und geſehen haben, können noch eine etwaige Entſchuldigung aufweiſen. Wie wollen aber diejenigen beſtehen, denen ſeine vortrefliche Lehre, ſein nachahmungswürdiges Leben, und mehrere eclatante Beweisgründe von ſeiner Wahrheit bekannt ſind, ſie aber dennoch verwerfen?

Man ſagt ferner: Die chriſtliche Religion beruhe auf Enthuſiasmus und gewiſſen Empfindungen; man ſey ja nicht gewiß, daß es richtig zugehe. Das ganze Lehrgebäude gründe ſich auf Wunderwerke und Thatſachen, von deren Wahrheit man keine hinlängliche Gewißheit habe. Ich antworte nichts mehr, als: Folgt meinem in dieſem Buche vorgeſchlagenen Rath, und dann zweifelt, wenn ihr noch zweifeln könnt, ihr werdet euch nicht genug verwundern können, daß ihr ſo dumm geweſen, von vieler Gefahr des Enthuſiasmus zu reden.

Noch ein wichtiger Vorwurf iſt übrig, den uns die Freygeiſter machen. Sie ſagen nemlich: Wenn eure Religion ſo gut wäre, als ihr vorgebt, ſo müßten auch die Chriſten durchgehends beſſere Menſchen ſeyn, als ſie würklich ſind. — Dieſes iſt freylich nicht genug zu beweinen! Möchten die Chriſten nur wahre Chriſten ſeyn, ſo würden wir über Religionszweifel wenig zu klagen haben. Aber daran iſt wohl die Religion nicht Schuld. Alle diejenigen, die ſich Chriſten nennen aber in der That keine ſind, ſind bloß natürliche ſinnliche Menſchen; wir müſſen nur wahre Anhänger Chriſti vor uns nehmen, die von Vorurtheilen und Aberglauben frey, bloß allein ihrem Erlöſer in Lehr und Leben nachfolgen: dieſe muß man unterſuchen, und dann wird man ſehen, wie ſo große Gewalt und Kraft die Religion auf die Menſchenverbeſſerung habe, wenn man nur folgen und ihr gehorchen will. Bloß allein die Sinnlichkeit iſt, wie immer, Schuld, daß alle Anſtalten Gottes zu unſerer Beſſerung ſo wenig fruchten können.

Doch mein Vorſatz war, nicht durch Vernunftbeweiſe die Freygeiſter zu überzeugen; das iſt oft genug vergebens verſucht worden; es iſt mir nur darum zu thun, die vornehmſten Quellen des Unglaubens angegeben zu haben. Dieſelben zu kennen iſt doch zur Vorbereitung der Kur nicht undienlich. Denn zu wiſſen, durch welchen Weg man in ein Labyrint gekommen, iſt nöthig, um wieder heraus zu kommen.

Ich gehe alſo nun zum Werk ſelbſten über, welches ich in drei Abſchnitten abzuhandeln willens bin. Nemlich:

1) Die Vorbereitung zur Kur,

2) Gründliche Kur des Religionszweifels,

3) Würkungen der Glaubenskur.

Vorbereitung.

Noſce te ipſum.

Erſter Abſchnitt.

Vorbereitung.

Die gewöhnliche Triebfedern der menſchlichen Handlungen ſind die ſinnlichen Reize und die daraus entſtehende Leidenſchaften. Ein jeder folgt von Jugend auf dem, was ihm Vergnügen macht, ſucht alle Mittel hervor ſich dieſelben zu verſchaffen, und wo ſeine Eigenliebe in Bewegung geſezt wird, oder jene Reize den höchſten Grad erreichen, da entſtehen Leidenſchaften, die mit unwiderſtehlicher Gewalt unſere Handlungen beſtimmen. Faſt alle übrige Urſachen unſers Thuns und Laſſens ſind uns läſtig, wir ſuchen ſie zu vermeiden, wo wir nur können. Nun iſt die Frage: Ob ein Menſch, der aus dieſen Quellen ſeine Handlungen beſtimmt, oder beſtimmen läßt, dem Endzwek Gottes bei ſeiner Schöpfung, dem Ziel ſeines Daſeyns, und ſeiner vollen Beſtimmung entſpreche? — Die Freigeiſter ſagen mehrentheils ja, wenigſtens ſie bezeugen es mit ihrem Betragen und Lebenswandel. Die Chriſten aber ſagen nein. An der Un-

terſuchung dieſer Frage iſt unendlich viel gelegen
wir wollen die Sache berichtigen.

Ich will einmal gewiſſe Grundſätze vortrag
ein jeger prüfe ſie aufs genaueſte, ob ſie wa
ſeyen, oder nicht.

„Die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlec
„würde ungleich größer ſeyn, wenn alle Menſc
„dasjenige vollkommen beſäßen, was zu ihrer
„bensnothdurft und nothwendigen Ergötzungen
„höret. Da nun ein jeder Menſch ſchuldig
„alles was er kann zur allgemeinen Glückſelig
„beizutragen; ſo iſt er auch ſchuldig, dasjeni
„was er an Lebensnothdurft und nothwendigen
„götzlichkeiten übrig hat, dem Dürftigen mitzut
„len.“ Dieſer Satz hat hier und da ſeine
ſchränkungen je nachdem die wahren Bedürf
groß oder klein ſind; allein nach dem Geſet
Natur iſt er völlig richtig und darf nicht geän
werden. Nun laßt uns dagegen die Stimme
Sinnlichkeit hören; dieſe hat ſo viel Bedürf
und Gewohnheiten, daß ihr ſelten dasjenige zul
was ihr Beruf und Vorſehung verſchaffen;
ſucht ſo viele Güter zuſammen zu ſparen, um
Reize zu befriedigen, daß andere arm darüber
den, und wenn auch niemand arm darüber
be, was ich ohne Noth zuſammenhäufe, wird
Dürftigen entzogen. Folglich iſt in dieſem
ſchon die Sinnlichkeit der Liebe des Näch

mithin der gröſten Pflicht des Menſchen entgegen. Ferner;

„Ich bin ſchuldig, meinen Leib ſo zu nähren „und zu pflegen, daß die vollkommenſte Geſundheit erhalten werde. Daher: mein Eſſen und „Trinken muß mäſſig, nahrhaft, einfach und „den Regeln der Geſundheit gemäß zubereitet und „genoſſen werden.“ Die Sinnlichkeit hingegen wählet vielerlei Speiſen und Getränke, um des Geſchmacks willen, und um die ſinnlichen Lüſte zu vergnügen; ſie wählet unter allen Arten von Geſchöpfen, ſucht die niedlichſten hervor, und wendet alle Kunſt an, um den Geſchmack nur zu befriedigen. Könnten nicht mit den Unkoſten, die mancher Wollüſtling auf eine Mahlzeit verſchwendet, zwanzig hungernde arme Familien geſättigt werden? — Folglich iſt hier wiederum die Sinnlichkeit ein Feind der menſchlichen Glückſeligkeit, und alſo der Beſtimmung des Menſchen ganz zuwider;

„Meine Kleidung muß ſo beſchaffen ſeyn, daß „ſie den Leib ordentlich erwärme und bedecke. Ihre Geſtalt aber muß dadurch beſtimmt werden, „daß ſie niemand Gelegenheit entweder zum Spott „oder zum Aergerniß gebe.“ Hingegen die Sinnlichkeit fordert viele Kleider von allerhand Gattung; Gold, Silber und Seide muß nicht geſchont werden. Unterdeſſen gehen Tauſende unſerer Ne-

benmenſchen, leiden Mangel in leinenen Kitteln
und zerlumpten Kleidern, weinen über uns, wenn
ſie unſern Staat ſehen, und verklagen uns bei dem
Belohner des Guten und Vergelter des Böſen.
— Es iſt alſo ſonnenklar, daß auch in dieſem
Fall die Sinnlichkeit dem Endzweck unſers Da
ſeyns gerad entgegen ſey.

„Die Menſchen ſind ſchuldig, ihr Geſchlech
„fortzupflanzen. Beiderlei Geſchlechter müſſe
„ſich alſo nicht ehlich beiwohnen, wo dieſer En
„zweck nicht beänget wird, oder ſonſten die menſch
„liche Schwachheit eine Ausnahme macht; wo abe
„beiderſeits Eltern außer Stand ſind, geſammte
„Hand ihre Leibesfrucht zu verſorgen, als im un
„ehlichen Stande, wo noch ſogar andere unglü
„liche Schickſale damit verbunden ſind, da iſt di
„ſe Beiwohnung ganz und gar nicht zuläßig: a
„ſchweige daß dieſe Art der Unmäßigkeit dem Lei
„und der Geſundheit höchſt ſchädlich iſt.“ Hi
aber iſt die Sinnlichkeit beſonders heutiges Ta
ganz unbändig. Alle Reitze werden, wo man n
Gelegenheit dazu finden kann, befriedigt. A
ſelbſt der feinſte Platonismus erfüllt das H
mit Empfindungen, die es an ſeiner Verbeſſerun
an ſeiner Aehnlichkeit Liebe und Vereinigung
Gott hindern. Es iſt hier der Ort nicht, ich w
de es ſonſten beweiſen können. Es bedarf kei
Beweiſes, daß hier auch die Sinnlichkeit der Mi
ſchenverbeſſerung ſehr im Wege ſtehe.

„Es iſt meiner Beſtimmung ſehr zuwider, „wenn ich hoch von mir halte; ich bin keiner Verbeſſerung fähig, weilen ich glaube gut zu ſeyn. „Der Stolz befördert auch des Nebenmenſchen „Glückſeligkeit nicht, denn er wünſcht mehr zu ſeyn, „als derſelbige. Ich muß mich daher vor den Geringſten halten, um meinen Nächſten nicht zu „ärgern; ich muß ihn höher ſtellen, als mich, um „ſeine Liebe zu erhalten, und Frieden auszubreiten. Ich muß keine Ehrenſtelle ſuchen oder annehmen, ſo lange noch andere Menſchen ſind, „die geſchickter ſind als ich. Ich muß nicht zornig, nicht rachſüchtig nicht neidiſch, ſondern ſanftmüthig und demüthig ſeyn, friedfertig und menſchenliebend.“

Die Sinnlichkeit aber ſucht ſich immer groß zu machen, hoch über andere erhoben zu ſeyn; andere Menſchen müſſen ſich vor ihr demüthigen, und wer ihr im Wege ſteht, der empfindet ihren Neid, Zorn, Rache, und Feindſchaft; ſie ſucht die höchſten Ehrenſtellen, man ſey ſo ungeſchickt dazu, als man wolle. Wer ſieht auch hier nicht, daß die Sinnlichkeit dem Geſetz der Natur widerſpreche? Ja, wer ſiehet denn nun überhaupt nicht, daß eben dieſe menſchliche Verdorbenheit der Menſchenverbeſſerung gerade in Wege ſtehe! — Und dieſes iſt es, was ich beweiſen wollte.

Ich könnte noch ungemein viele Naturgeſetze aufbringen, wenn ich eine Sittenlehre vorzutragen

willens wäre. Allein obige ſind zu meinem Zw
hinlänglich, ſie ſind die vornehmſten.

„Nun fordere ich alle Religionszweifler feierl
„auf — Kommt her und leſet dieſes. Ich b
„ſchwöre Euch! aber geht aufrichtig zu Werk
„geſtehet die Wahrheit, ſo bald Ihr ſie erkenn
„Und wenn Ihr erkennet, daß ich recht habe,
„ſeyd Ihr verbunden, meinem Rathe zu folge
„folgt ihr aber nicht, ſo werdet Ihr keine Entſch
„digung am Tage des Gerichts haben; ſelbſt euer
„gen Herz wird Euch verdammen; Euer Gewiſ
„wird Euch ſagen: Es iſt die Wahrheit, allein
„wollen eben nicht folgen!!!„

Wenn alle Menſchen obige Grundgeſetze
Natur vollkommen mit allen Geſetzen, die n
daraus hergeleitet und damit verbunden wer
können, gehalten hätten, und beſtändig fort d
nach lebten, würde da nicht das menſchliche
ſchlecht die höchſte Stufe der Glückſeligkeit in
ſem Leben noch erreicht haben? Menſchen!
ihr Vernunft habt, und die Bedürfniſſe der M
ſchen kennt, ſagt euer Herz und Verſtand n
völlig ja dazu? — Wenn ein Menſch ſo
beſäße, als der andere, würden nicht alle ihre r
liche Nothdurft haben? Wenn jeder ſorgte, ſe
Leib zu nähren und nur nach Nothdurft zu
gen, würden wir nicht durchgehends geſund ſe
und ſo ferner.

Es iſt alſo unläugbar, daß ein jeder M
verbunden ſey, das Naturgeſetz zu halten, und

es die Beſtimmung und wahre Menſchenverbeſſerung unumgänglich erfordere, alle Kräfte anzuſpannen, um die vollkommene Gottähnlichkeit zu erlangen, welches auf keine Weiſe anders geſchehen kann, als durch eine vollkommene Haltung des ganzen Naturgeſetzes.

Alle nun, die mir dieſes zugeben, haben die erſte Eigenſchaft, die ich zur Vorbereitung erfordere. Mit dieſen will ich nun weiter gehen. Ihr werdet mir einwenden: Freilich wäre es gut, es wäre recht, wenn wir nur Kräfte hätten, das Geſetz zu halten; aber in unſern Umſtänden ſind wir unvermögend dazu. Auf dieſen Einwurf muß ich umſtändlich antworten:

Unterſucht einmal, ob alle Naturgeſetze außer den Schranken der menſchlichen Natur ſeyen, ob ſie eine innere Unmöglichkeit in ſich ſchlieſſen, um gehalten werden zu können, ſo werdet ihr alſofort finden, daß es wohl möglich ſey, alles, was ich habe, den Armen zu geben, mäßig und keuſch zu leben, meinem Nächſten den Vorzug vor mir zu geben u. ſ. w. Unterſucht ferner, was es denn doch ſeye, daß uns ihre Haltung, ohngeachtet der gewiſſen Erkenntniß, daß ſie unumgänglich nöthig ſey, ſo ſchwer und faſt unmöglich mache, ſo werdet ihr finden, daß es die Sinnlichkeit ſey. Die Sinnlichkeit iſt aber nichts anders, als die tief eingewurzelte Gewohnheit, von Jugend auf die ſinnliche Begierden zu vergnügen. Da aber nun die

Naturgeſetze in ſich ſelbſten möglich zu halten ſ
da ſie unſere Vernunft vor höchſt nützlich erke
da ſie mit einem Wort innerhalb den Schran
der menſchlichen Natur ſind, da nur tief ei
wurzelte Gewohnheiten die ſinnliche Begierde
fältigen Schuld daran ſind, daß wir das G
nicht halten können; ſo laſt uns nun Gott die
re geben, und unſer Herz fragen: Wer iſt Sc
an der Nichthaltung des Geſetzes, oder an der
vollkommenheit der Menſchen? gewiß nicht ſ
Eingeſchränktheit, gewiß nicht ſein Schöpfer,
dern blos allein der Menſch Wir ſelbſten, die
eine geſunde Vernunft haben, ſollten uns ſe
und unſere Kinder ſo regieren, daß die Si
niemalen mehr, als die Nothdurft bekämen.
lein ſchon der erſte Menſch muß die Naturge
übertreten und der Sinnlichkeit die Herrſchaft
die Vernunft abgetreten haben, die allerälteſte
ſchichte der Menſchheit lehret es ſchon. Dab
die Sinnlichkeit ſo tief in das Fleiſch und Blut
Menſchen und ſeine Seelenkräfte verwebet,
ſie, wie eine Erbkrankheit von Kind zu Kin
Kind fortgepflanzt und angeerbt wird.

Alle diejenigen nun, die dieſes eingeſteh
wie alle Menſchen, die die Wahrheit lie
nothwendig thun müſſen, ſind nun entweder ſ
dig, die groſſe Anſtalten Gottes zum Beſten
menſchlichen Geſchlechts, vermöge welcher er
ſeiner unendlichen Liebe und Weisheit ein g

ches herrliches Mittel gefunden, und in die Welt unter die Menſchen hingeſtellt hat, wodurch das allerreinſte und lauterſte Naturgeſetz den Menſchen bekannt gemacht, zugleich aber auch Mittel an die Hand gegeben werden, wie er zu Kräften gelangen, und wie dasjenige, was er verſchuldet, an die Gerechtigkeit Gottes vergütet werden könne, anzuerkennen; die Anſtalten mit beiden Händen zu ergreifen: Oder ſie ſind ſchuldig und verpflichtet, das Naturgeſetz von Jugend auf bis in den Tod vollkommen zu halten. Denn da wir einmal ausgemacht haben, daß Gott an unſerer Verdorbenheit ganz unſchuldig, wir Menſchen aber ganz allein ſchuld daran ſind, durch dieſe Verdorbenheit aber der gütige, die Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts und die göttliche Ehre, befördernde große Endzweck Gottes, bei der Schöpfung ganz und gar vereitelt wird; ſo iſt es höchſt billig, wenn Gott die ſtrengſte Beobachtung ſeiner Gebote von den Menſchen fordert und ſie mit der erſchrecklichſten Strafe belegt, wenn ſie dieſelben nicht halten, beſonders da er noch Mittel an die Hand giebt, wie man ſie leicht halten, und ſeiner Gerechtigkeit Genüge thun könne. Folglich iſt es ganz himmelfeſt und ausgemacht, daß ein Menſch außer Chriſto das Naturgeſetz vollkommen halten müſſe, und daß dieſe Haltung von denen nach der allergrößten Strenge beobachtet werden müſſe, die das von Gott vorgeſchlagene Mittel, die Erlöſung durch Chriſtum bezweifeln und verwerfen. „Merket Euch dieſes', Zweifler und „Freygeiſter, und alle andere Nahmchriſten, die „an keine Verbeſſerung denken wollen! Gebt „euch deswegen wacker an die Arbeit, und ſeht, „wie weit ihr kommt, ein jeder aber ſey ſeiner „Meinung gewiß.“ Ich wenigſtens will nich zu dem halten, der daß Geſetz für mich erfüllt hat, wo ich es nicht erfüllt habe, 'oder halten kann. Von ihm will ich mir Kräfte erbitten, wo ſie mir mangeln, und täglich dadurch ſuchen heiliger, meinem Erlöſer ähnlicher zu werden. Dadurch leb ich im Frieden, und genieſſe ein Gemüthsruhe, die alle widrige Schickſale verſüßt mich ſchreckt dann auch der Tod nicht ſehr, e macht mich der Reichsherrlichkeit deſſen theilhaftig, der für mich ſtarb, und noch am Kreuze Liebe an ſeinen ärgſten Feinden ausübte.

Bedenkt doch einmal, ihr Religionszweifler euren Zuſtand! Unterſucht euch doch, ob er euc befriedige, ob ihr nichts mehr wünſchet, als wa ihr würklich an Leibes- und Seelengütern beſ tzet! — Denkt doch der Sache einmal nach Habt ihr nicht noch Verlangen nach dieſem un jenem? Fragt euch ſelber: ob ihr, wenn ih dieſes alles erlangt habt, was ihr wünſchet, euc Haupt ruhig niederlegen und ſterben könnet? — Eure ganze Seele wird ſich empören und Nei dazu ſagen; es wird ihr ein trauriger Gedank ſeyn, und jeder Gegenſtand wird euch zurufen In dem Grabe, da du hinfährſt, iſt weder Kun noch Weisheit! Ein ſolcher Menſch wird die ganze Natur anblicken, wie ein ſterbender Bräutigam ſeine Braut. O! (wird ſeine Seele ſeufzen) o, möcht ich doch ewig hier leben, um deiner zu genieſſen! Dieſe traurige Gedanken müſſen bei einem jeden ſinnlichen Religionszweifler unter den Umſtänden aufſteigen. Aber nun meine Freunde! wie wenn die Seele fortdauert! — Nach dem Tode fortdauert! — Die Erwartung eines ungewiſſen fürchterlichen Kannſeyns iſt wohl ein betrübter Zuſtand vor einen Menſchen, der keinen Augenblick vor dem Tode ſicher iſt! —

Dieſes Nachdenken fordere ich mit Recht, als das zweite Stück der Vorbereitung; es iſt fähig, einem Menſchen die Sache wichtig zu machen, der einmal überzeugt iſt, daß er das ganze Naturgeſetz zu halten ſchuldig ſey, und wenn ers nicht gethan habe, nach dieſem Leben die ſtrengſte Ahndung des gerechten Gottes zu befürchten habe.

Bei allen dieſen überführenden Beweiſen, daß es unumgänglich nöthig ſey, das Naturgeſetz zu halten; daß der Menſch blos allein ſchuld daran ſey, wenns nicht geſchiehet, und das Gott daß höchſte Recht habe, den Menſchen nach ſeinem Tod aufs ſtrengſte dafür zu beſtrafen, üben zwar viele dieſes Nachdenken über ihren eigenen Zuſtand aus, ihr eigenes Gewiſſen macht zuweilen Vorſtellungen dawider; allein die Sinnlichkeit hat zu ſehr das Uebergewicht, dieſe Vorſtellungen werden gleich ſam durch eine ſinnliche Berauſchung umnebelt, daß ſie niemals recht lebhaft und alſo würkſam werden können. Die Vernunft nimmt eine wahrſcheinliche Ausflucht, ſie beredet ſich: Ja ich weiß, daß mein Leben ein Ziel hat, daß ich davon muß: ich weiß, ich muß über kurz oder lang die ſchön Natur verlaſſen. Es iſt nun einmal das Schickſal des Menſchen ſo, aber Gott iſt die Liebe, wenn wir nach unſerm Tode noch fortdauren ſollen, ſo wird er uns nicht darum ſtrafen, daß wir unſern anerſchaffenen Trieben nachgefolget haben. Anerſchaffene Triebe ſinds gewiß nicht, angewöhnte, von Eltern und Voreltern angeerbte ſinnliche Gewohnheiten ſind es, und die ſind ſtrafbar.

So ſchläfert ſich der arme Menſch wieder ein, ſeine Verbeſſerung bleibt zurück, und er häuſt ſich immerfort den Zorn Gottes, auf den Tag des Zorns und der Offenbarung der gerechten Gericht Gottes. Höret folgende Geſchichte! —

Ein mächtiger König hatte eine ſehr ſchön aber unbewohnte Inſel. Um dieſelbe urbar zu machen, und Nutzen daraus zu ziehen, ſandte er viele Colonien hin. Dieſe Leute fanden alles in den beſten Umſtänden, ſie durften nur ſäen und ernten, ſo fanden ſie ihre Nothdurft überflüſſig. Der König verlangte auch nichts mehr, als dieſes von Ihnen, und forderte nur eine jährliche kleine Abgabe zum Zeugen des Gehorſams. Was geſchah? Dieſe Coloniſten wurden in ihrem Ueberfluß übermüthig, ſie bedienten ſich zu ihrer Nahrung nur einer gewiſſen Baumfrucht, die reichlich im Lande von ſelbſten wuchs. Die Tradition ſagt, es ſey eine Art von Cocosnüſſen geweſen; ſie machten ſich Kleider, Eſſen und Trinken von dieſen Cocosbäumen, und verſäumten darüber das Land zu bauen. Der König ſahe, daß ſeine Abſicht, das Land anbauen zu laſſen und die [illegible] nützlich zu machen mißlingen wollte. Ob er nun wohl große Urſache gehabt hätte, die Colonisten aufs härteſte abzuſtrafen und aus dem Lande zu jagen, ſo ließ er doch Gnade für Recht ergehen, ſchickte einen Abgeſandten hin, mit der Vollmacht, Männer, Weiber und Kinder in königliche Leibeigenſchaft zu nehmen. Und da das Land ganz verwildert, und ſo zu ſagen zu einem wilden Walde voller Cocosbäumen, Eichen, Buchen, Dornen, Diſteln und Gebüſchen geworden war, ſo hatte der Geſandte den Auftrag an die beſte Colonie: daß es der König einſtweilen erlauben wollte, die Cocosfrucht zu bauen, und den Einwohnern dieſelbe zur Nahrung zuzulaſſen; indeſſen aber ſollte ein jeder jährlich eine gewiſſe Anzahl Holz und Waaren von Holz verfertigen und in das königliche Magazin liefern, und damit dieſes nach aller Strenge befolgt werden möchte, ſo verfaßte der königliche Geſandte ein ſchriftliches Geſetz, worinnen alle Regeln enthalten waren, wornach ſich die nunmehro leibeigen gewordene Colonie zu richten hätte. Es wurden auch Zuchtmeiſter verordnet, die auf die Geſetze und deren Beobachtung die Aufſicht haben, und die Uebertreter beſtrafen ſollten. Dieſe neue Einrichtung wurde in einer Pflanzſtadt der Inſel ins Werk' gerichtet. Der König urtheilte: wenn die übrigen Einwohner des Landes dieſe höchſt billige Einrichtung zu ihrem eigenen Beſten ſehen würden, ſo würden ſie ſich vor und nach alle eben demſelben Geſetz unterwerfen, denn er war nicht willens, ſie mit Gewalt zu zwingen, ſondern ſie ihrem eigenen Gutdünken zu überlaſſen, um ſie hernach bei allgemeiner Unterſuchung nach der Gerechtigkeit behandeln zu können damit nicht Gutgeſinnte und Uebelgeſinnte einerlei Schickſale unterworfen ſeyn möchten. Der Abgeſandte hinterließ ihnen das Geſetz, und gab ihnen das ſchriftliche Verſprechen, dieſe Verfügung ſey nur auf eine gewiſſe Zeitlang getroffen worden, hernach aber werde ihnen der König einen noch viel vortreflichern Geſandten ſchicken, als er ſey. Dieſer würde ihnen wieder zur erſten Glückſeligkeit verhelfen, ja derſelbe würde ſie noch viel glücklicher machen, als ſie jemahls geweſen ſeien, und als ſie nur hoffen könnten. Darauf reiſte der Geſandte wieder zurück zum König.

Dieſe leibeigene königliche Colonie nun lebte nach ihren neuen Geſetzen eine Zeitlang unter ihren Zuchtmeiſtern fort; allein die andern Ortſchaften kehrten ſich nicht an dieſe Einrichtung, ſie fielen vor und nach vom König ab, machten ſich ſelber kleine Fürſten, denen ſie gehorchten, und ſo verwilderte die ganze Inſel endlich dergeſtalt, daß ſie voller wilden Thiere wurde, ſo daß endlich die Menſchen ihres Lebens nicht mehr ſicher waren, und da ſie in ſo viele kleine Staaten vertheilt war, ſo lagen ſich die Einwohner immer in den Haaren, ſo daß viel Mord, Raub und Blutvergieſſen auf derſelben herrſchte. Die Menſchen ſelbſten wurden ganz wild, roh und unbändig. Die königliche Colonie blieb wohl am längſten in Ordnung, allein die Zuchtmeiſter thaten nach ihrem Eigennutz ſo viel ab und zu am Geſetz als es ihnen gut däuchte, daher wurden die königlichen Einkünfte vor und nach immer kleiner, und endlich wurde das königliche Magazin anſtatt nützlicher Waaren mit Cocosnußſchaalen, Dornbüſchen, Reiſern, Blumen und dergleichen nichtsgültigen Dingen angefüllt, und die Coloniſten ſelber blieben nicht viel geſitteter und dem König getreuer als auch die übrigen Inſulaner.

Bei dieſen Umſtänden ſchickte der König endlich ſeinen eigenen Prinzen nach der Inſel ab, um alles in die mögliche Ordnung zu bringen.

Dieſer vortrefliche und weiſe Fürſt entſchloß ſich zu dieſer Reiſe. Er überlegte bei ſich ſelber, wie er es am nützlichſten anfinge, damit nur diejenigen Einwohner der Inſel, die es verdienten, glücklich, die aber an dem Verderben Schuld hät

ten, geſtraft werden könnten. Deswegen dach
er: wenn er ſich in ſeinem wahren Karakter al
königlicher Prinz zeigen würde, ſo würde ih
zwar alles zufallen, allein davon hätten die Ein
wohner kein Verdienſt, es würde ſich auf di
Weiſe nicht äuſſern, wer gut geſinnt und we
übel geſinnt wäre; es würde alſo ungerecht ſeyn
die ſchnöde Verſäumung der königlichen erſte
Hauptabſichten gar nicht zu ahnden, es würd
auch wiederum unbarmherzig ſeyn, ſo viele Men
ſchen, unter welchen noch ſehr viele brauchbar
ſeyen, mit einmal zu verderben, und die Inſe
wüſte zu machen.

Er entſchloß ſich deswegen höchſt weislich: E
wolle ganz insgeheim nach der Inſel reiſen un
ſich in landesüblicher Kleidung zeigen, denen Ein
wohnern alsdann eine bequeme Methode vorſchla
gen, wie das Land nach dem erſten Plan des Kö
nigs urbar gemacht, und angebauet werden könn
te. Diejenigen alsdann, die ihm folgen würden
ſeyen belohnenswürdig, die ihm aber nicht folge
würden, ſtrafbar.

Um dieſe Zeit fing man auch ſchon auf de
Inſel an, den verſprochenen groſen Geſandten
erwarten. Man machte deswegen auf der köni
lichen Colonie alle Anſtalten, ihn würdig zu em
pfangen, man ließ den Pallaſt ausbeſſern, d
Zimmer mit köſtlichen Tapeten behängen, die Ma

ſtälle

ſtälle vor alle ſeine Roſſe, Wagen und Reuter hübſch ausräumen, und überhaupt alles auf ſeinen Empfang zurüſten. Man dachte anders nicht, als er würde kommen, ihnen die ganze Inſel einräumen, und ſie alle mit einander zu großen Herren machen. So hatte man ſich die Sache ſeit langer Zeit vorgeſtellt, und unter einander weis gemacht.

Unterdeſſen fand ſich ein junger unbekannter Bauersmann auf der Colonie ein. Dieſer Menſch ging täglich mit ſeiner Geräthſchaft hinaus ins Feld, und fing an, Gebüſche und alles auszurotten, und auf den Platz koſtbare Früchte zu ſäen und zu pflanzen. Das Ding ging ihm ſehr gut von ſtatten, und man merkte gleich, daß er etwas beſonders im Schild führen müſſe. Er unterrichtete auch alle Menſchen, wo er nur Gelegenheit dazu fand, wie ſie das Land anbauen, und dem Zweck des Königs gemäß urbar machen müßten; er nahm auch zu dem Ende Knechte an, die ihm theils helfen arbeiten, theils auch das Volk unterrichten mußten. Und da die wilden Thiere in dieſem wüſten Lande ſehr überhand genommen hatten, ſo gab er ſich ganz ungewöhnlicher Weiſe ans Werk, um dieſe zu vertilgen. Er kämpfte auch mit den grimmigſten Löwen nicht lange, ſondern es war nur ein Schlag, ſo lag eine ſolche Beſtie zu ſeinen Füßen todt ausgeſtreckt.

Die Leute redeten allerlei wunderbare Dinge von dieſem Menſchen. Dann nennte er den König ſeinen Vater, dann ließ er ſich ſo halb verlauten, er ſey der verſprochene groſſe Geſandte, doch konnte niemand recht klug aus ihm werden. Das konnte aber ein jeder wohl ſehen, daß ſein Verhaben dahin ging, die ganze Inſel, beſonders aber die königliche Colonie nach dem erſten königlichen Plan anzubauen und alle Einwohner dazu anzuhalten, um dadurch das Land ſowohl dem König nutzbar, als auch diejenigen Einwohner, die ihm zu ſeiner Abſicht würden behülflich ſeyn, vollkommen glückſelig zu machen. Viele unter den Coloniſten ſahen dieſes ein, ſie fielen ihm zu, und denen entdeckte er ſich ingeheim, daß er wirklich der königliche Prinz ſelber ſey. Jedermann war indeſſen begierig, zu ſehen, was die Scene vor ein Ende nehmen würde. Die königliche Zuchtmeiſter hörten indeſſen auch das Gemummel von dieſem ſeltſamen Manne, ſie kamen, ihn zu beobachten, ſchüttelten aber die Köpfe und bedauerten die Einfalt des gemeinen Volks, welches ſogar den verſprochenen groſſen Geſandten aus dieſem armen ſchlechten Männchen machen wollte. Unterdeſſen ſahen ſie doch ſeine Kämpfe mit den wilden Thieren, worinnen er mehr, als fürſtlichen Muth u. Tapferkeit bezeigte. Sie ſahen ferner, daß er und ſeine Anhänger gute Progreſſen im Anbau des Landes machten. Sie muſten geſtehen, er ſey ein ſonderbarer Mann; allein, daß er doch ſollte der königliche Geſandte ſeyn, das konnten ſie unmöglich zugeben. Endlich fing er ſogar an, die Zuchtmeiſter zu reformiren, und ihnen ihre wahre Pflichten vorzuhalten. Allein dieſe Wahrheiten konnten ſie gar nicht vertragen; ſie machten ſogar alle mögliche Anſtalten, ihn bei der erſten Gelegenheit aus dem Lande zu jagen. Der Prinz ſahe wohl ein, daß es endlich dazu kommen würde. Er berief daher alle ſeine Anhänger zuſammen, und trug ihnen auf, das angefangene Werk nach ſeinem Abſchied treulich fortzuſetzen, und ihn von nun an für ihren König und Herrn auf- und anzunehmen. Der König, ſein Vater habe ihm die Oberherrſchaft über dieſes Land abgetreten; er werde bald nach ſeiner Abreiſe Kriegsvölker ſchicken, die die ganze Colonie zerſtören ſollten. Er ermahnte ſie, ſie ſollten auf der ganzen Inſel die Leute unterrichten, wie das Land nach ſeiner Anweiſung müſſe kultivirt und verbeſſert werden. Er wolle ihnen ein Geheimniß entdecken, wie ſie mit leichter Müh alle Gebüſche und Gehölze ausrotten könnten. Damit aber ſolches denenjenigen, die nicht Mühe und Fleiß anwenden wollen, nicht in die Hände gerathen möge, ſo wollte er es nur in ſeiner Reſidenz zubereiten laſſen, es ſey ein weiſſes Pulver, daß man nur um die Wurzeln der Gewächſe ſtreuen müſſe, ſo verderrten von dem an dieſe unfruchtbare Bäume. Ein jeder, der gutes Willens wäre, brauchte nur an ihn zu ſchreiben, ſo ſolle ihm ſofort, ſo viel er nöthig habe, zugeſandt werden. Auf ſolche Weiſe ſey er Willens mit ihnen einen Briefwechſel zu unterhalten, und ſie immer vor ſeine lieben Getreuen zu erkennen. Wann dann endlich einmal alle Mühe an den Einwohnern ſey angewendet worden, und ſeinen genommenen Maßregeln nach die Zeit der Gedult vollendet ſeye, ſo wolle er in königlicher Herrlichkeit wiederkommen, und über alle und jede Einwohner des Landes Gericht halten. Diejenigen, welche alſdann ſeinen Rath und Befehl gefolgt hätten, wollte er mit ſich in ſein Reich nehmen, und ſie mit aller Glückſeligkeit überhäuſen; die ihn aber nicht folgen würden, die werde er nach ſo vieler verachteter Langmuth entſetzlich heimſuchen. Dieſe und dergleichen Anweiſungen gab der Prinz den Seinigen insgeheim, um ſie von ſeinem Plan, den er ſich vorgenommen hatte, zu unterrichten.

Dieſes war aber noch nicht alles, was dieſer vortrefliche Prinz zum Beſten der Inſel vornahm. noch ein beſonderer Umſtand lag im Wege, der ihn hinderte, die Einwohner des Landes glücklich zu machen. Das vorige königliche Geſetz hielte ausdrücklich in ſich, daß alle diejenigen, welche dem Plan des Königs, das Land anzubauen und fruchtbar zu machen, nicht nachleben würden, die ſollten zu der Zeit, wann der König einmal über dieſelben Gericht halten würde, ohne alle Gnade des Landes verwieſen, und ins äußerſte Elend verjagt werden. Daher contrahirte der Prinz mit ſeinem Vater, daß derſelbe ihm das Land mit ſeinen Einwohnern eigenthümlich abtreten möge, er wolle alsdann in eigener Perſon das Geſetz erfüllen, und für die Einwohner haften. Dieſes wurde bewilliget, und dieſer Verſatz war eine Haupturſache mit, warum der Prinz ſo incognito ſich im Lande aufhielte.

Der Haß der Zuchtmeiſter nahm indeſſen immer mehr und mehr zu, ſie konnten die täglichen Vorwürfe, die ihnen dieſer Bauer, und zwar mit völligem Recht machte, nicht länger ertragen; ſie erſahen endlich ihre Zeit, und jagten ihn durch ihre Scharfrichter auf eine höchſt ſchändliche Weiſe mit Hunden aus der Inſel weg. Nun war zwar dem königlichen Geſetz eine Genüge geſchehen, allein der König nahm doch dieſe Mishandlung ſehr ungnädig auf. Er ſchickte Soldaten hin, und ließ die ganze Colonie mit Feuer verbrennen die Rädelsführer ſchmälig hinrichten, und die Einwohner derſelben all des Ihrigen berauben, ſie wurden zum Bettelſtand auf eine lange Zeit verdammt, und durch die ganze Inſel zerſtreut.

Nun fiengen die Anhänger des Prinzen an, ſich auszubreiten; ſie verſchrieben weiſes Pulver genug, unterhielten Correſpondenz mit dem Prinzen, und es ſchien im Anfang, als wenn die Inſel in kurzer Zeit zu ihrem völligen Flor kommen würde.

Allein die verzweifelten Cokosbäume huben wieder an, gepflanzt zu werden, die Leute befanden ſich wohl dabei, denn auf dieſe Weiſe konnten ſie ihr faules Leben fortſetzen und brauchten ſich nicht zu plagen; daher fing auch die vortrefliche Anſtalt des Prinzen an, ins Steken zu gerathen. Es wurde wenig weiß Pulver mehr verſchrieben, und die Verwilderung nahm wieder ſo ſehr die Oberhand, als jemalen. Doch waren noch viele Leute, die treulich fortfuhren, rund um ihre Wohnung herum ſo viel anzubauen, als ſie konnten, und ſich zu der Partie des Prinzen zu bekennen.

Nach langer Zeit thaten ſich unter den Anhängern des Prinzen Leute hervor, die öffentlich ausſtreuten, der König habe keinen Prinzen, derjenige Menſch, der ſich ehemalen dafür ausgegeben, ſeye kein königlicher Prinz, ſondern ein anderer ehrlicher Einwohner der Inſel geweſen, man habe nicht nöthig, ſeinen Anweiſungen zu folgen — Die Getreuen des Prinzen hielten ihnen ihre Dokumente vor; allein ſie lachten darüber, un ſagten: ob man ſie ſo einfältig hielte, zu glauben dergleichen Zeugniſſe ſeyen richtig. Dieſe Leu behaupteten öffentlich, das ganze Land ſey ſo na des Königs Willen eingerichtet, er wolle es ſo ve wildert mit allen den reiſſenden Thieren haben wie es da ſeye; wenn ers anders haben wollt ſo wär er mächtig genug, die Cultur und den Bau deſſelben ins Werk zu ſetzen. Man ſtellte ihnen ſeiner vor, und fragte ſie, wofür ſie denn da ſeyen? Ei! antworteten ſie, wir ſind des Königs Unterthanen, er iſt ein gnädiger Herr, er wird uns nicht ſtrafen, daß wir etwas unterlaſſen haben, wozu wir zu ſchwach waren. Ihr müßt aber doch geſtehen, (verſetzte einer aus den Anhängern des Prinzen) daß das Land unendlich beſſer, fruchtbarer, volkreicher, angenehmer und für unſere eigne Bedürfniſſe ganz unvergleichlich bequemer ſeyn würde, wenn es von ſeiner Verwilderung befreyt, und durchgehends zum Feld- und Gartenbau angebauet würde. Wem liegt nun die Verbeſſerung ob? gewißlich denen es vom König anvertrauet iſt! — Wollt ihr nun das Mittel nicht brauchen, das uns der Prinz hinterlaſſen hat, wollt ihr keinen Theil an ihm haben, da er der ſouveraine Herr der Inſel iſt, ſo ſeyd ihr doch ſchuldig, den Theil, der euch davon anvertrauet iſt, rein zu halten, und ihn nach denen natürlichen vernünftigen Recht anzubauen; und wo ihr das nicht zu Stande bringen könnt, ſo ſeyd ihr wiederum ſchuldig, das euch ſo verhaßte Mittel ordentlich zu brauchen, und wo ihrs alsdann falſch findet, ſo ſollt ihr Recht haben.

Nun frage ich Euch, Religionszweifler, aufrichtig; antwortet mit Eures Herzens Gedanken: Haben die Rebellen gegen den Prinzen Recht oder Unrecht? — Hat der König nicht Recht, von ihnen zu fordern, daß ſie den Theil des Landes, das ſie bewohnen, ſo fruchtbar machen, als möglich iſt, beſonders, da er es ihnen deswegen übertragen hat, und wenn es die höchſte Wahrſcheinlichkeit vor ſich hat, daß ein königlicher Prinz Herr des Landes ſey, daß er kommen wird, Rechenſchaft von Euch zu fordern. Was werdet Ihr ihm antworten? — Wenn er Euch zum Exempel fragen würde:

Warum liegt das Land ſo wüſte?

„Herr wir haben es nicht gebauet!“

Warum habt ihr es denn nicht gethan?

„Wir glaubten nicht, daß es nöthig wäre.“

Ihr wißt aber doch, daß es unendlich beſſer wäre, wenns geſchehen wäre, warum habt ihrs unterlaſſen?

„Herr, ſey gnädig! Wir hatten keine Kräfte dazu.“

Meine Diener hatten aber ein Mittel, welches ich ihnen hinterlaſſen, durch deſſen Gebrauch ihr leicht hättet zum Zweck kommen können. Habt ihr es verſucht, und falſch befunden?

„Wir habens nicht verſucht?“

Warum nicht?

„Weil wir nicht glaubten, daß es dich zum Urheber habe.“

Wenn aber viele Zeugen behaupteten, es ſeye vollkommen gut, und zum Endzweck geſchickt, wäret ihr nicht ſchuldig geweſen, die Probe zu machen? — Ihr verſtummt! — Nun unterſucht die Sache ſelber, ihr widerſpenſtigen Faullenzer! Ich hatte bei meinem Vater alle eure ſchwere Beſchuldigungen und Uebertretungen ausgetilgt. Ich hatte euch ein Mittel angewieſen, wie ihr den Plan meines Vaters zu eurem eigenen höchſten Beſten leicht ins Werk hättet richten können, und ihr habt es verworfen.

Das erſchreckliche Urtheil.

Geht zurück, ihr Vermaledeiten! ins ewige Feuer, das dem Teufel und ſeinen Engeln von jeher bereitet iſt.

Ich bitte einen jeden, der dieſe meine vorgeſchriebene Vorbereitung durchgeleſen hat, und beſonders diejenigen, die es eigentlich angehet, doch alles wohl zu beherzigen, und die Sache nicht ſo leicht überhin zu behandeln. Die Wahrheit von Chriſto iſt würklich der beſten Unterſuchung werth, es bleibt einmal dabei. Die Verbeſſerung des Menſchen iſt von ſolchem Gewicht, daß wir alles verſuchen müſſen, um dazu zu gelangen, und da die chriſtliche Religion den beſten Anſchein hat, dazu zu verhelfen, ſo iſt es gewiß ſtrafbar, wenn wir nicht alle Mittel anwenden, und verſuchen, die ſie uns als die beſten anpreiſet.

Doch zu der Kur, die ich hier zu beſchreiben vor mir habe, und die gewiß denjenigen von ſeinen Zweifeln heilet, und zum wahren Chriſten macht, der ihr folgt, fordere ich jetzt weiter nichts, als:

Daß er erkenne, daß die Haltung des Naturgeſetzes der einige Weg ſey, ſich ſelbſten und das menſchliche Geſchlecht glückſelig zu machen.

Daß er alſo verpflichtet ſey, dieſes Naturgeſetz vollkommen zu halten, weil Gott ein Recht hat, ihn nach dieſem Leben zu ſtrafen, wenn ers nicht vollkommen hält, und dann auch, weil es das einzige Mittel iſt, ſich ſelbſten und ſeinen Nächſten glückſelig zu machen.

Daß er ernſtlich und reiflich dieſe ſeine Pflicht erwäge, und dann einmal überlege, ob ihn ſein jetziges [illegible] können, da er keinen Augenblick [illegible] ſicher iſt, und ob das [illegible] ſo wüſt und blos vor der vollkommenen Gottheit zu erſcheinen? —

Daß er dem zuletzt ſich ernſtlich entſchließe, von nun an ſeine Pflichten zu erfüllen, die er nach dem Lichte der Vernunft dafür erkennet, ſie mögen ihm ſo hart und ſo ſauer ankommen, als ſie wollen, und daß er ſich unverbrüchlich als vor Gott dazu verbinde, alle Wahrheiten, die ihm von nun an klar und deutlich werden möchten, unverzüglich dafür zu erkennen, und ihren Forderungen nach allem Vermögen [illegible] zu folgen.

Alle nun, die ſo geſinnt ſind, lade ich zur Kur ein, und verſpreche ihnen, wenn ſie mir folgen wollen, völlige Geneſung. Ich will mich noch dazu anheiſchig machen, nichts von ihnen zu fordern, als was billig und gerecht iſt.

Gründliche Kur

des

Religionszweifels.

— — Christus ipse colendi
Haud facilem esse viam voluit, primusque per artem
Cor coluit, magnis acuens et pectora curis.

Zweyter Abſchnitt

Gründliche Kur des Religionszweifels.

So zuverläßig dieſe Anweiſung iſt, um zu dem höchſten Ziel der Herzens- und Seelenverbeſſerung zu gelangen, deren der Menſch in dieſem Leben fähig iſt; ſo ſchwer iſt auch dieſelbe, beſonders, wenn man bedenket, wie weit das menſchliche Geſchlecht von der erſten rohen Natur ausgeartet, und nach dem Verhältniß der Cultur feiner, oder beſſer ſinnlicher geworden iſt. Wir haben oben ſchon bewieſen, daß die Sinnlichkeit der Vervollkommnung gerade zuwider iſt. Es iſt daher klar, daß, je höher jene geſtiegen iſt, deſto ſchwerer wird letztere. — Wir dürfen daher nur die Geſchichte der Menſchheit durchgehen, ſo werden wir finden, daß es die Weisheit Gottes ſo von jeher geordnet hat, daß ſich die Sinnlichkeit endlich zu Schanden arbeiten, und ein Staat, Volk, oder menſchliche Geſellſchaft wieder in den erſten Naturſtand zurückſinken muß, damit die Anſtalten Gottes zur Verbeſſerung wieder neuen und beſſeren Eingang finden möchten. Selbſten die gottesdienſtliche Verfaſſungen auf der politiſchen Seite betrachtet, nehmen dieſe Wendung. Denn wer ſiehet nicht, daß auch die Sinnlichkeit ſich nach und nach in die heiligſten Dinge einmiſcht, und weilen dieſes Uebel die gewöhnliche Naturmenſchen mehr reitzt, als das Geiſtige und Wahre, ſo verwandelt ſich die Religion vor und nach in bloße Ceremonien, und man weicht immer mehr und mehr von der Wahrheit und vom Wege zur Vollkommenheit ab. Gott ſieht endlich drein, und ſendet neue Lehrer der Menſchen, die die Religion wiederum reinigen, und ſolchergeſtalt zum großen Endzweck bey der Schöpfung wiederum bequem machen.

Eben dieſes was den Abſichten Gottes im Großen zuwider iſt, und die Beſſerung hindert, eben das ſtehet auch einem jeden einzelnen Menſchen im Wege. Daher müßen diejenigen, welche reich, vornehm und ſehr ſinnlich ſind, ungleich mehr Mühe anwenden, zur wahren Spur der Weisheit zurück zu kommen, als einfältige, ſchlechte und geringe Leute; und eben ſo diejenigen, die ſich viele vernünftige Lehrgebäude nach ihren eigenen Grundſätzen aufgeführt haben, müßen vielmehr reformiren, einreißen und aufbauen, als diejenigen, welche keine Richtſchnur ihres Glaubens und ihres Thuns und Laſſens anders haben, als allgemeine.

Noch eins ſteht ſonderlich heutiges Tages der wahren Herzensbeſſerung ungemein im Wege; es giebt nemlich Menſchen, die zu dem Religionszweiſel, wenn ich ſo reden mag, nicht Herz genug haben; ſie ſehen wohl, daß ſie auſſer der Religion keine Ruhe haben werden, und eben darum thun ſie gleichſam ein Auge zu, um ſich nicht zu ſtören. Sie ſubtiliſiren ſich ein gewiſſes Syſtem ihres Glaubens, und dabey bleiben ſie ſtehen. Sie ſchmieren ſich ein Pflaſter, decken damit das Geſchwür zu. Allein ich muß das ſagen, ſolche Menſchen ſind noch weniger der Beſſerung fähig, als die Freygeiſter. Denn dieſe, wenn ſie redlich ſind, zweifeln aus Wahrheitshunger; jene aber mögen nicht einmal zweifeln, ſie ſind zufrieden, wenn ſie nur ihrem Gewiſſen das Maul ſtopfen können. Ein jeder merke ſich dieſe ſehr ernſte Wahrheit.

Ein jeder Menſch, der nicht einen unendlichen Trieb bey ſich ſpüret, nach den ewigen Geſetzen zur Vollkommenheit zu wandeln ſein Leben darnach einzurichten, und der nicht wirklich allen Fleiß zu dieſem [illegible], der mag glauben, [illegible] mag das reinſte Religi[illegible] haben, ſo iſt er nicht ein Haar beſſer, [illegible] jenige, der gar kein[illegible] fühlt ihr nicht einen ſtarken Trieb bey euch, [illegible] Menſchen, der [illegible] und [illegible] euch vorbeygeht, zu kleiden und zu [illegible] thut ihrs nicht, wo ihr nur könnt; fühlt ihr keinen [illegible] vor dem Laſter, und keine [illegible] Liebe zur Tugend, ſucht ihr nicht alles das an eurem Nebenmenſchen ins Werk zu ſetzen, was ihr wünſchet, das er an euch thun möchte, ſo mögt ihr ein noch ſo reines Glaubensbekänntniß, einen engliſchen Verſtand haben, es iſt euch alles nichts nütze, und ihr ſeyd unnütze Menſchen, die unſer Herr Gott zu weiter nichts brauchen kann, als den Platz auszufüllen, wo ihr auf ſeinem Erdboden lebet und webet. Und hernach? — Weh euch! —

Alle diejenigen nun, die einen aufrichtigen Wahrheitshunger haben, die gern alles erfüllen möchten, was ſie nur ihre Pflichten zu ſeyn, vollkommen überzeugt ſind; die, mit einem Wort, rechtſchaffene Menſchen ſind, ſie mögen übrigens Juden, Heyden, Chriſten, Freygeiſter, Deiſten ꝛc. heiſen, ſo lang ſie wollen, alle die lade ich ein, und ſie ſollen zuverläßig den rechten Weg finden, der ſie zeitlich und ewig glückſelig machen wird. Diejenigen aber unter meinen Leſern, die würklich an der Wahrheit der Religion Chriſti keinen Zweifel haben, die entlaſſe ich, für die hab ich nicht geſchrieben, ſie werden wohl wiſſen, wie man den Geiſt empfangen müſſe, der in alle Wahrheit leiten kann. Jene aber bitte ich, zu kommen, meine vorangeſetzte Vorbereitung wohl zu beherzigen, und wenn ſie ſich unwiderruflich entſchloſſen haben, alles zu verſuchen, und beſſere Menſchen zu werden, und den Frieden Gottes, der alle Vernunſt übertriſt, welches das wohlgefällige Zunicken der hohen Gottheit iſt, weſentlich zu empfinden, ſo werden ſie weiter mit mir gehen, und ſolchergeſtalt fortfahren.

Nehmt euch nun einmal gänzlich vor, nichts anders zu thun, als was ihr nach der Vernunſt für das Beſte erkennt, ohne eure Begierden und Lüſte zu fragen. Ihr wißt nicht, welcher Religion unter allen in der Welt ihr beyfallen ſollt. Ich weiſe euch deswegen vorerſt auf die bloſe natürliche Religion, die gebeut euch vorerſt: Ihr ſollt euren Nebenmenſchen ſuchen, ſo glückſeelig zu machen, als ihr könnt. Bemerket derowegen alle eure Handlungen; gebt Acht darauf, ob ihr bey allem eurem Thun und Laſſen den Zweck habt, euch ſelbſt dadurch ohne eurem Nächſten zu ſchaden, zur Vollkommenheit zu helfen, oder ob es jemand anders wahren Vortheil bringen kann. Sobald ihr findet, daß eure Handlung weder nothwendig noch dieſer Zwecke einen habe, ſo entſchlaget euch derſelben, eure Begierden mögen euch ſo ſtark reitzen, als ſie wollen. Und wenn ihr euch einbildet, ihr könntet vor dieſe Zeit keine nützliche Handlung verrichten, ſo betrügt ihr euch. Kein Augenblick unſers Lebens iſt übrig, wir haben viel zu wenig Zeit, um alle Pflichten zu erfüllen, die uns obliegen. Denn bedenket einmal die Zeit, die ihr verſäumt habt. Bedenket, wie viel Gutes an andern Menſchen zu thun iſt, ohne daß ihr jemalen damit fertig werden könnt. Derowegen, wenns euch einfällt: Ey! jetzt hab ich doch ein wenig Zeit, ich wüßte doch nicht, was ich jetzt zu verſäumen hätte; jetzt will ich alſo ein wenig in Geſellſchaft gehen, meine Berufsgeſchäfte hab ich ja ausgerichtet, u. ſ. w. ſo glaubt gewiß, daß die Sinnlichkeit, wie gar zu oft geſchieht, ohne euer Wiſſen die Vernunft beſtochen hat. Setzt euch deswegen hin, und prüfet euch: Ob es nicht beſſer wäre, wenn ihr hingienget, das Geld, welches ihr in eurer Geſellſchaft auf erlaubte Vergnügen verwenden wolltet, jener armen Familie insgeheim brächtet, euch bey ihr niederſetztet, und ein und anderes Nützliches bey den guten Leuten ſprächet? — Bey dieſer Unterſuchung wird ſich eure Sinnlichkeit empören. Ja, wird es heiſſen, wo iſt es möglich, ſo zu leben? Ey! doch, es iſt wohl möglich. Verſucht es nur, es wird im Anfang ſchwer; allein durch die Uebung wird alles leicht, und ihr werdet anfangen, ein beſonderes Vergnügen nach jeder guten Handlung zu empfinden, ein ſo reines, euch vorhin ganz unbekanntes Wohlthun, das euch reichlich allen ſinnlichen Verluſt erſetzen wird. Ihr werdet allmählig anfangen, mehr und mehr Luſt zur Wohlthätigkeit zu bekommen, und wenn ihr nur treu darinnen ſeyd, ſo werdet ihr auch immer ſtärkern Trieb dazu bekommen.

Laſſet derowegen niemalen eine Gelegenheit wohlzuthun, aus der Acht, und wo ihrs thut, ſo werdet ihr allemal die Rügung eures Gewiſſens ſpüren, die euch innerlich hart beſtrafen wird, und zwar härter, nach Maaßgabe der Wichtigkeit der Verſäumniß, und ſchwächer, wenn die Pflicht nicht ſo wichtig war. Sollte aber euer Muth ſchwach werden, und ihr anfangen überwunden zu werden, ſo müßt ihr neuen Muth ſchöpfen, und euch nach den Regeln, die ich euch weiter unten geben werde, wo von der Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt die Rede ſeyn wird, genau betragen

Ueberlegt immer nach den Regeln der geſunden Vernunft, ohne auf eure unnöthige Begierden Rückſicht zu haben, ob ihr ohne eurem Stand, eurem Hausweſen zu ſchaden (mehr will ich jetzt noch nicht fordern) nicht etwas übrig hättet, das einem eurer Mitmenſchen nützlicher ſeyn könnte als euch. Durchſuchet euer Geräthe, und ihr werdet immer etwas finden, deſſen Werth einen Leidenden erquicken kann. O! wer nur von Herzen geſinnet iſt, Gutes zu thun, der wird immer Anlaß finden. Möchten doch alle Landesfürſten unſern Durchlauchtigſten Regenten auch darinnen nachzuahmen ſuchen, daß die unnöthige Pracht in Kleidern abgeſchaft würde! Möchten denn aber auch die Menſchen liebreicher geſinnet ſeyn! Wie viel könnte nicht zum Unterhalt der Armen, ohne ſich

noch etwas abzuziehen, verwendet werden, Lände
und Staaten könnten ſich dadurch einen bleiben
den Seegen erwerben, anſtatt, daß Ueppigkei
und Wolluſt nur Fluch und Verderben nach ſic
ziehen. Allein mit der Kaltſinnigkeit gegen di
Religion wächſt auch die Liebloſigkeit gegen die Tu
genden!!!

Eure Vernunft wird euch immer einwenden
Dieſes hab ich geerbt, jenes hab ich verdient,
iſt ja mein, ſollt ich das weggeben? Und wie ſin
die mehreſten armen Leute geſinnt? Sie verſchwen
den die Allmoſen; man wendet ſeine Gaben nu
übel an. Darauf dient zur Antwort: Ihr ſeyd ei
vor allemal ſchuldig, euren Nächſten eben ſo glüc
ſeelig zu machen, als ihr ſelber ſeyd. Nur iſt di
ſes zu bemerken: Das Naturgeſetz iſt aller Men
ſchen gegeben, und auf die Beobachtung von alle
Menſchen eingerichtet. Würden es nun alle Men
ſchen halten, ſo wär es nicht ſchwer; allein d
es die wenigſten halten, ſo kann es eine Einſchrän
kung leiden, und nach dieſer Einſchränkung rich
ich meine Regeln. Ihr ſeyd daher eben nicht ſchu
dig, ſo lange wegzugeben, bis ihr eure bloßen B
dürfniſſe zum Leben nur habt, ſondern dasjeni
nur, was eurer Beruf und Stand, ohne desw
gen vermindert zu werden, miſſen kann. W
dieſe Regel beobachtet, o! ſo werdet ihr noch
vieles finden, daß ihr thun könnt, ſo daß eu
Sinnlichkeit, wie raſend, ſich dargegen ſträub

wird. Allein ihr ſeyd ſchuldig, mit aller Macht dagegen zu kämpfen.

Was aber das zweyte betrift, ſo ſeyd ihr verpflichtet, die wahre Nothdurft eines dürftigen Gegenſtandes zu unterſuchen, und wo ihr dieſes nicht könnt, mäſſig zu geben. Wißt ihr aber die Bedürfniß euers Nebenmenſchen genau, ſo habt ihr zwo Regeln. Die eine iſt: Gebt nach Vermögen. Die zweyte: Gebt nach der Bedürfniß. Ein Menſch, der Willens iſt, die Wahrheit ſeines Weges zur ewigen Glückſeligkeit zu finden, der iſt ſchuldig, dieſes alles in Abſicht auf ſeine zeitliche Güter genau zu beobachten.

Wir gehen weiter zu den Geſetzen der Mäſſigkeit über; und hier finden wir ein weites Feld vor uns. Was Speiſe und Trank betrift, da hat es die ſinnliche Luſt in ihrer Herrſchaft ſehr weit gebracht. Wenn unſere Tafel einmal nach den Geſetzen der Natur ſollte geprüft werden, wie viel würde da nicht durch die Zeit übrig gefunden werden? — Und dieſer Ueberfluß iſt eine doppelte Sünde; denn erſtlich hat er in Abſicht auf euch ſelbſt weiter keinen Nutzen, als daß er den Sinn des Geſchmacks befriediget, hingegen aber eueren Leibes- und Seelenkräften ſchädlich iſt. Vors zweyte aber könnten viele Arme und Nothleidende von dieſem Ueberfluß ihre Bedürfniſſe befriedigen, die ſie ohne das nicht haben können. Daher entſtehet dieſe Regel: „Es ſoll weiter nichts auf unſern

Tiſch gebracht werden, als was unſern Leib
Nothdurft nähret und ſtärket. Wir ſollen bey
dem Gerichte uns prüfen, ob es uns nöthig
nützlich ſey, oder ob wir es miſſen könnten, o
unſerer Geſundheit zu ſchaden; iſt das letztere
müßt ihrs nie wieder auf den Tiſch bringen,
dern den Werth dafür den Armen geben.“
iſt ſehr hart! — Ja es iſt hart, aber prüf
nur unpartheyiſch nach der geſunden Vernu
ſo werdet ihr doch finden, daß es recht iſt,
daß es euch nirgends wo ſchadet, als an der
friedigung euerer Lüſte. Aber die Befriedi
euerer Lüſte iſt ja euer Verderben. Dank
Gott, daß ihr Mittel findet, euerem Ver
zu entgehen. Darum thut euch Gewalt, die S
lichkeit mag murren, wie ſie will, wie ſeelig
det ihr ſeyn, wenn ihr in dieſem Kampfe r
ausgehalten habt; — Aber auch an den ſi
ſten Speiſen kann man ſich gegen die Mäß
verſündigen. Die Begierden ſind unendlich.
den wir ſo lang eſſen und trinken, bis wi
keinen Appetit mehr finden, ſo iſt ſchon me
noſſen worden, als die Geſundheit des K
erfordert; derowegen höret allezeit zu eſſe
zu trinken auf, wenn ihr verſpüret, daß ih
wohl Luſt hättet, etwas zu genießen. ſo
ihr ein munteres, geſundes Leben führen,
Krankheiten entgehen, Leibes- und Seele
in gehöriger Würkung erhalten, und bey n

Mahlzeit wird euch eure einfältige Speiſe beſſer ſchmecken, als dem Unmäßigen all ſein Geſottenes und Gebratenes. Starke Getränke müßt ihr nur brauchen als Arzeney zur Stärkung, ſonſten ſey euer Trank reines Waſſer. Beobachtet diejenigen Menſchen, die aus Mangel nur mäßige und einfache Speiſen und Getränke genießen; haben aber dasjenige, was ſie haben wollen, mit der Hand erwerben müſſen, ſind ſie nicht die geſundeſten Menſchen? Und eben dieſe Glückſeligkeit könnt ihr haben und genießen, wenn ihr euch nur der Mäßigkeit befleißiget.

Ich will in dieſe Klaſſe ſolche Verſchwendungen nicht bringen, die ohnehin ſchon grob genug ſind, um von ſinnlich ehrbaren Menſchen bemerkt zu werden; ſondern nur ein Wort von einer höchſt wichtigen Ausſchweifung der Sinnlichkeit reden, nemlich von der Unzucht. Hier verbeut mir leider die unzeitige Schamhaftigkeit deutlich zu ſeyn; doch will ich mich ſo erklären, daß derjenige, der mich begreifen will, keine Urſache haben werde, über Dunkelheit zu klagen.

Die Fortpflanzung des menſchlichen Geſchlechts iſt mit dem göttlichen Befehl begleitet: „Seyd fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde, und machet ſie euch unterthan!“ Diejenigen welche an der Wahrheit der Schöpfungshiſtorie Moſis zweifeln, werden doch dieſen göttlichen Befehl in der Vernunft gegründet finden. Dieſes Geſchäfte

iſt aber mit ſo vielen Schwierigkeiten und b
ſchwerlichen Umſtänden verbunden, daß es ga
gewiß verabſäumt würde, wenn es nicht mit g
wiſſen ſinnlichen Reizen begleitet wäre, die d
ohnehin ſinnlichen Menſchen dazu andrängen.

Nun iſt es aber dahin gediehen, daß beybe
ley Geſchlechter ſich gewöhnlich nur um des ſchn
den ſinnlichen Reizes willen mit einander vern
ſchen. Und da die Begierden immer unendl
ſind, ſo findet auch hier die Sinnlichkeit kei
Schranken, bis die Natur ſelbſten durch verd
bene Geſundheit und abſcheuliche Krankheiten ſ
rächet. Das wahre Naturgeſetz iſt alſo auch h
leicht zu finden, nemlich: „Beyderley Geſchle
ter dürfen ſich anders nicht beywohnen, als we
der Endzweck der Beywohnung erreicht werd
kann, und niemalen unter andern Umſtände
als wo ſie im Stande ſind, ihre Kinder leibl
und geiſtlich zu verſorgen, das iſt, im Eheſtan
Alle Einſchränkungen dieſes Geſetzes geſchehen
der Sinnlichkeit zu gefallen, und haben keine
dere Entſchuldigung, als menſchliche Schwachh
wir müſſen aber dahin trachten, ſtark zu werd
Die Uebertretung dieſes Naturgeſetzes iſt ſo w
tig wegen ihrer Folgen auf die Glückſeligkeit
menſchlichen Geſchlechts, und ſteht in ſo gro
Verhältniß mit allen andern Laſtern, daß faſt
geſittete Völker von jeder politiſche Strafen
gewiſſe Arten dieſes Verbrechens geſetzt hab

Ich fordere aber mehr, als Statiſtik und Politik, ich will, daß das Herz gründlich und aus der Wurzel gebeſſert werde. Daher muß auch das vermieden werden, was wohl eben keine Folgen auf die menſchliche Geſellſchaft, deſto größere aber für unſere eigene Perſon hat. Mit einem Wort, ich fordere die Haltung des ſtrengſten Naturgeſetzes nach Möglichkeit, und wo es zuweilen übertreten wird, ſchleunige Rückkehr, mit dem ernſtlichen Vorſatz, ſich hinführo vor ſolchen Fehlern zu hüten.

Je größer der ſinnliche Reiz iſt, je ſchwerer iſt auch die Ueberwindung deſſelben, und eben dieſe Anmerkung gilt von der Sache, wovon ich jetzt handle; wir müſſen daher alle Hülfsmittel vor der Hand ſuchen, die uns in dieſem Fall unterſtützen können. Die Mäßigkeit im Eſſen und Trinken nach meiner obigen Vorſchrift, iſt das beſte Mittel dawider; hernach gibt auch der Müßiggang zu unreinen Vorſtellungen Anlaß, derowegen müſſen wir uns immer beſchäftigt halten, und beſtändig auf unſere aufkeimende Gedanken aufmerkſam ſeyn. (Doch dieſes leztere iſt von ſo großer Wichtigkeit, daß ich unten weitläuftiger davon reden muß) damit wir im Stande ſeyn mögen, die allererſte noch ſchwache Anfänge der ſinnlichen Reize zu erſticken; und endlich iſt es eine vortrefliche Arzeney gegen die Geilheit, wenn wir ſpät zu Bett gehen, und des Morgens früh wie-

der aufſtehen, und alſo nur höchſt nothdürfti
ſchlafen. Dieſes leztere hat auch ſonſten unge
mein vielen Nutzen in dem Verbeſſerungsgeſchäf
te, der Leib wird geſund und kräftig zur Arbe
erhalten, und ich gewinne Zeit, meine Berufs
geſchäfte, die ich doch nicht alle nach meine
Pflicht ausüben kann, beſſer und vollkommener z
verrichten.

Es giebt noch gewiſſe ſtumme Sünden, di
hieher gehören, und die erſchrecklich ſind. Leſe
Hrn. Tiſſots Tractat von der Selbſtbefleckung
und die Engliſche Onanie ins Teutſche überſezt
Alle, die ſich ſchuldig wiſſen, werden merken
wohin ich ziele, und ich fordere die ſtrengſte Un
terlaſſung ſolcher Laſter, ſie ziehen erſchrecklich
Krankheiten, leibliche Strafen, hölliſche Gewiſſens
biſſe, und Flüche auf Kinder und Kindeskinde
nach ſich. Um zu meinem jetzigen Vorſaz for
dere ich nochmalen die ſtrengſte Abſtinenz vor der
gleichen heimlichen Greueln.

Endlich komm ich zu der größten Wurzel de
menſchlichen Verderbens, zu der Hauptſtütze de
Sinnlichkeit, zu dem Feind, mit dem ein Menſch
der an ſeiner Vervollkommung arbeitet, am a
lerlängſten, ja bis in den Tod zu ſtreiten hat
ich meyne die Eigenliebe.

Das wahre Geſez, welches ihr entgegenge
ſezt iſt, heißt: „Der Menſch ſoll alle ſeine Mi
menſchen in eben dem Grade lieben, als er ſi

ſelbſt liebt.“ Dieſes Geſetz gründet ſich auf die Geſellſchaftsregeln, wo einer des andern Beſte eben ſo gut, wie ſein eigenes beſorgen muß; ſo auch das ganze menſchliche Geſchlecht macht eine einzige Geſellſchaft aus, in welcher ein jedes Mitglied helfen muß, daß, ſo die einzelne, als die Vollkommenheit des Ganzen überall befördert werde. Dieſes kann aber nicht anders geſchehen, als wenn die allgemeine Liebe beobachtet wird, die ihren Grad der Vollkommenheit erreicht hat, wenn ſie der Eigenliebe gleich iſt. Da nun die Sinnlichkeit unerſättlich iſt, indem die unendliche Begierden der Seelen in dieſelbe gewendet ſind, nimmt die natürliche Eigenliebe eine ſolche Richtung, daß ſie nur für ſich ſelber ſorgt, alles, was ſie vergnügen kann, ohne Rückſicht auf andere Menſchen an ſich zieht, und daher alles verabſcheut, was ihr nach ihrem Wahn zu ihrem Endzweck zu gelangen, im Wege ſteht. Um nun hier zur wahren vernünftigen Erkenntniß deſſen, was recht und unrecht iſt, zu gelangen, ſo muß ich vorerſt unterſuchen, ob ich mich mehr liebe, als recht iſt; denn die menſchliche Liebe und Hochſchätzung muß ſich verhalten, gerade, wie der wahre Werth des Gegenſtandes, den ich liebe; dieſes iſt das Recht der Natur. Nun beſtehet aber der wahre Werth des Menſchen darinn, wie weit er dem Geſetz der Natur gehorſam leiſte, oder welches eben viel iſt; wie weit er in ſeiner wahren Verbeſſerung gekommen iſt. Denn anderweitige Naturgaben und Geſchicklichkeiten des Geiſtes legen dem, der ſie beſitzt, keinen höhern Werth bey, ſie machen ihn im Gegentheil verächtlicher, wenn er ſie nicht zum allgemeinen Zweck der Menſchheit anwendet. Nach dieſen Regeln muß ich mich unterſuchen, und zwar ganz unparteyiſch, ſo werd ich finden, daß ich ungemein weniger Hochachtung verdiene, als ich mir ſelber zuſchätze. Derowegen, ſobald ich mir ſelbſten etwas zueigne, ſo bin ich ſchuldig, eben dieſes euch andern zuzueignen. In dieſem Punkt müßt ihr auch alſo unverdroſſen üben, und bey allen Gelegenheiten wo ihr etwas redet, thut und handelt, unterſuchen; kommt mir dieſes auch zu, hat ein anderer nicht eben das Recht, rede ich da auch etwas, das meinen Nächſten verkleinert, oder das mich über meine Schranken erhebt, und wenn ihr dieſes mit aller Vorſichtigkeit beobachtet, ſo werdet ihr vielen Laſtern und Verdrießlichkeiten entgehen, die aus dieſer Quelle der falſchen Eigenliebe entſpringen.

Es iſt euch bekannt, daß die Menſchen ins allgemeine geneigt ſind, hoch von ſich ſelbſt, von andern aber gering zu halten. Ihr müßt deshalben, wenn ihr ſie beſſern wollt, und das iſt doch eure Pflicht, allen Menſchen nachgeben. Wenn euch jemand beleidigt hat, ſo werdet ihr ihn nicht beſſern, wenn ihr ihn wieder beleidiget und euch rächet, ſondern, wenn ihr ihm nachgebet, und ihm

Liebe beweiſet, ſo wird er ſich ſchämen, und wenn ihr nur in dieſer Geſinnung beharret, ſo werdet ihr ſehen, daß eure ärgſte Feinde eure Freunde werden müſſen. Sehet! welche Gewalt die Menſchenliebe hat! — Welchen Vortheil, und welche Gemüthsruhe werdet ihr euch durch ein ſolches Betragen zuziehen, und wie viel werdet ihr dadurch zur Vermehrung der menſchlichen Glückſeligkeit beytragen!!! Niemalen beſſern wir, wenn wir die Menſchen, auch unſere Untergebene, mit Gewalt zu ihren Pflichten antreiben. Am beſten iſt ein gutes Exempel und Ueberzeugung. Doch ſchlieſſe ich wohlverdiente Strafen nicht aus. Es giebt warlich Menſchen, die ſich durch nichts zurecht weiſen laſſen, als durch Gewalt, dieſe müſſen durch ihre Obern gezwungen werden.

Wir haben bey Ausübung dieſer Pflichten nur eine Einſchränkung, nemlich, wir dürfen unſerm Nächſten nicht nachgeben, wann wir gegen das Geſetz der Natur ſündigen, und uns ebenfalls dazu verbinden will; in dem Falle müſſen wir ihm ſanftmüthig ſeine Pflichten vorhalten, und wenn er uns nicht gehorchen will, ſo laſſen wir ihn fahren, hüten uns aber dabey, ſo viel an uns iſt, daß wir ihn nicht beleidigen. Seyd nur getreu in eurer Verbeſſrung, ſo werdet ihr in allen unzählbaren Fällen durch die Stimme eueres Gewiſſens nach dieſen Geſetzen geleitet werden, und ihr werdet nicht irren, wenn ihr nur thun wollt, was recht iſt.

Der Neid iſt ein Laſter, welches aus der falſchen Eigenliebe entſtehet, wenn ich ſehe, daß ein anderer ein Gut beſitzt, welches ich lieber ſelber hätte, und ihn darum anfeinde, ſo bin ich neidiſch. Wir ſehen alſo, daß dieſes Laſter eine Neigung ſey, vermög welcher ich meinen Nächſten nur darum haſſe, weil ich mich ſelber nicht genug lieben kann. Daher iſt es der Menſchenverbeſſerung höchſt nachtheilig. Das Geſetz, welches es genau betrift, heißt alſo: „Wir müſſen unſern Nächſten lieben, als uns ſelbſt, und ihm darum eben die Güter gönnen, die wir uns ſelbſt gönnen.“ Nach dieſer Regel alſo müſſen wir unſere Affekten bezähmen und beſtändig ſuchen, uns in allen Stücken darnach zu betragen.

Das Laſter, welches mit dem Neid am nächſten verwandt iſt, iſt der Geiz. Ein jeder Geizhals iſt neidiſch, und ein jeder Neidhard geizig. Der Geiz treibt an, ſo viele Güter zuſammen zu ſcharren, als möglich iſt, ohne Rückſicht der Bedürfniſſe anderer Menſchen. Wir brauchen nicht zu beweiſen, daß dieſes Laſter gerade dem Geſetz der Natur widerſpreche, wir wollen uns nur eine Gegenregel formiren, und dieſelbe genau beobachten.

„Diejenigen Güter, welche wir durch unſern ordentlichen Beruf, ohne jemanden etwas abzuziehen, das ihm zukommt, erwerben, ſollen uns unſere Bedürfniſſe befriedigen, das übrige aber wollen wir zum Wohl der Menſchheit verwenden.“

Nach dieſem Geſetz müßt ihr euch in allen Stücken zu betragen ſuchen.

Der Ehrgeiz gehört am nächſten hieher. Dieſer ſucht ſeinen Stand ſo hoch zu bringen, als möglich iſt, ohne Rückſicht auf eigenen Werth. Da aber dieſe Neigung nur unſere Pflichten vermehrt, deren wir ohnehin mehr zu erfüllen haben, als wir zu erfüllen fähig ſind, ſo macht ſie uns unſere Beſſerung immer ſchwerer, geſchweige, daß dadurch die Sinnlichkeit immer mehr wächst, und unſere Liebe zur Tugend deswegen immer ſchwächer wird. Wir müſſen uns in dieſen Fällen ſo verhalten, „daß wir bey jedem Anlaß zu höherem Stand oder höherer Ehrbezeugung unterſuchen, ob es nicht Menſchen gebe, die dieſer Erhöhung würdiger ſeyen als wir.“ Iſt dieſe unſere Meynung redlich, ſo werden wir bald ſolche Leute finden, die dieſe Stelle ungemein beſſer bekleiden können, als wir ſelber; und ohnedis ſollten wir doch erſt einmal dasjenige thun, was wir in unſerm gegenwärtigen Zuſtand zu thun vor uns haben, ehe wir uns zu mehreren Pflichten verbindlich machen wollen. Dieſe Lehren müßt ihr genau überall und in allen Gelegenheiten eures Lebens zu beobachten ſuchen.

Hochmuth, Zorn, Haß, Feindſchaft, u. ſ. w. ſind alle Geburten der Eigenliebe, wir müſſen ſie alle zu überwinden ſuchen, und es wird uns leichter werden, wenn wir obige Naturgeſetze in allen Angenblicken unſers Lebens vor Augen halten, und darnach zu leben ſuchen werden.

Die Haupt- und Grundgeſetze der Natur hab ich nun vorgeſchlagen, und ſummariſch durchgegangen, man darf nur die Schriften rechtſchaffener Moraliſten durchgehen, ſo wird man unzählig mehrere finden. Doch dieſes iſt nicht einmal nöthig: Seyd aufmerkſam auf euer Gewiſſen, ſo werdet ihr finden, daß daſſelbe euch allemal nach der großen Regel rüget: „Thut was euere und eueres Nebenmenſchen Glückſeeligkeit befördert, und unterlaſſet, was derſelben hinterlich. Nun iſt aber alles zur Glückſeeligkeit beförderlich, was den Menſchen der Gottähnlichkeit näher bringt, und alles hinderlich, was blos der Sinnlichkeit ſchmeichelt. Nach dieſer Regel prüft alle euere Gedanken, Worte und Werke, ſo werdet ihr ſicher gehen.

Die Bebachtung des Naturgeſetzes iſt aber nach aller Strenge unmöglich! werdet ihr mir einwenden. — In ſich nicht unmöglich — Je weniger ſinnlich, je mehr möglich; je mehr ſinnlich, je weniger möglich. Der Menſch von allen Gewohnheiten, von aller angeerbten Gewohnheit, ſo wie er aus der Hand Gottes kam, betrachtet, kann ſie nicht allein halten, ſondern dieſe Haltung iſt ihm ſogar natürlich. Daß aber dieſer Menſch die erſte Probe der ſinnlichen Reize nicht aushielt, daran iſt Gott keine Schuld. Werdet ihr mir einwenden, Gott hätte ſolche Menſchen nicht ſchaffen ſollen, die ſich ſo leicht unglücklich zu machen im Stande wären.

Ihr unbeſonnene, einfältige Geſchöpfe! — Ihr ſeyd abgewichen, Gott iſt daran nicht Urſache, und doch hat er die vortrefflichſten Anſtalten zu eurer Wiederkehr gemacht. Schämet euch! Ihr ſeyd freye vernünftige Geſchöpfe, wäret ihr wohl zu einer Glückſeeligkeit fähig, wenn ihr ſie nicht errungen hättet? Wird ein königlicher Erbprinz einiges Vergnügen daran haben, daß er Kronerbe iſt? — Aber wenn ein geringer Bettler einen Weg vor ſich fände, wie er, obwol mit vieler Mühe zu einem mächtigen Thron gelangen könnte, würde er nicht Leib und Leben wagen, denſelben zu erwerben? Und ſobald er ihn beſitzt, wird er von trunkener Freude überflieſſen.

Eben ſo iſt es auch mit den Menſchen überhaupt. Würde ſie Gott gleich anfangs in Glückſeeligkeit verſetzt haben, ſo würde ſeine Ehre, ſeine Liebe und ſeine Herrlichkeit nicht ſo offenbar, dem Menſchen aber ſeine Glückſeeligkeit nicht ſo ſchätzbar geworden ſeyn. Doch alles, was zur Theodicee gehört, wird dem wahren Chriſten offenbar, und was ihm nicht entdeckt wird, das erwartet er im Glauben; es laſſe ſich jemand durch meine vorgeſchlagene Methode kuriren, und dann wird er nicht mehr ſich darüber aufhalten.

Noch ein Gedanke von meiner Seele, den ich, ob er ſchon ſo eigentlich hieher nicht gehöret, doch einrücken muß, weil er zu meinem Vorſatze gehört.

Gott ſchuf den Menſchen mit aller Fähigkeit das Geſetz der Natur zu halten. Wenn er es nun gehalten hätte, ſo war ihm Gott nichts weiter ſchuldig, als die ununterbrochene Fortdauer ſeines Daſeyns, ohne Widrigkeit, ohne Beſchwerlichkeit. Dieſes konnte aber nach der Einrichtung der menſchlichen Seele weiter nichts Vergnügendes für den Menſchen ausliefern, als den ewigen Zuſtand einer ungekränkten Ruhe. Der Menſch hätte ſeine Schuldigkeit gethan, und weiter hätte er nicht gekonnt; folglich war ihm Gott nichts mehr ſchuldig, als eine ruhige ungekränkte Fortdauer ſeines Daſeyns. Auch hätte der Menſch in Abſicht auf Got keine weitere Urſache zu danken gehabt, als fü ſein Daſeyn, und für die ſchöne Schöpfung, al einem allmächtigen, allweiſen, gütigen Schöpfer. Dieſes würde auch die göttliche Abſicht zwar i dem Fall erfüllt haben. Allein, da der frey geſchaffene Menſch einmal abweiche, ſo wuſte e Gott durch ſeine Anſtalten ſo zu lenken, daß de Menſch eine über alle Vorſtellung gehende Glückſeeligkeit zu noch größerer Verherrlichung Gotte erlangen konnte. Aber nun mußte dieſelbe auc errungen und erkämpft werden. Chriſtus hielt das Naturgeſetz vollkommen, und erwarb uns Menſchen noch dazu die Gnade, durch welche uns auch die Haltung deſſelben nicht ſchwer wird, wenn wir ſie nur gehörig zu erlangen ſuchen. Und endlich tilgt dieſer anbetenswürdige Erlöſer die Schuld des menſchlichen Geſchlechts dergeſtalt, daß nun alle Tugenden der Frommen mit unendlicher Glückſeeligkeit belohnet, und nunmehro, nachdem Chriſtus das Geſetz erfüllet hat, nicht mehr als Pflichten, dazu wir ohnehin verbunden ſind, angeſehen werden. Dennoch aber, wenn wir dieſe Pflichten nicht erfüllen, ſo haben wir eben durch unſern Ungehorſam keinen Theil an Chriſto, und ſo ſind wir blos dem Geſetz der Natur unterworfen, und machen uns der darauf gelegten ewigen Strafen theilhaftig, wodurch denn unſere Pflichten wieder zu abſoluten Pflichten werden, und wir ſind dazu ſtärker als jemals verbunden.

Seyd ihr nun, meine Leſer, noch auſſer Chriſto; verlangt ihr keinen Theil an ihm zu haben; ſo ſeyd ihr zur ſtrengſten Haltung des Naturgeſetzes (wie ich ſchon oben geſagt habe) von euerer Geburt an, bis in eueren Tod, ohne jemalen dagegen zu ſündigen, ſchuldig, und wenn ihr dieſes alles gethan hättet, ſo könntet ihr doch keine weitere Belohnung von Gott fordern, als eine ewige Fortdauer eueres Daſeyns, ohne Beſchwerlichkeit lebey zu haben. Habt ihr ein Geſetz übertreten, ſo ſeyd ihr ſtraffällig, und wie wollt ihr dafür büſſen? Ihr könnt Gott weiter nichts geben, als ihr habt, und alles, was ihr habt, geht zur Haltung des Naturgeſetzes hin; folglich bleibt ihr Gottes ewige Schuldner. Gott iſt aber gerecht, folglich muß er die Verabſäumung dieſer Pflicht ewig ſtrafen, denn ihr könnt ja nimmermehr thun, als ihr ſchuldig ſeyd, folglich an Gott in Ewigkeit keine Bezahlung leiſten, dieſe ewige Strafe wird genau nach der Gröſe des Verbrechens abgemeſſen ſeyn. Wenn es alſo in der Ewigkeit nicht noch ein Weg zu Chriſto giebt, ſo iſt die Unendlichkeit der Strafen ganz gewiß. Wie jenes aber alsdann möglich ſeyn kann, wann Chriſtus ſeinem Vater das Weltreich wieder beantwortet hat, und mit ſeiner erworbenen und erlöſten Menſchenzahl ſein höchſt glückſeeliges Königreich fortſetzte, das kann ich nicht begreifen. Es iſt entſetzlich gefährlich, Muthmaßungen auf die Anſtalten Gottes in der Ewigkeit zu machen. Ich meines Orts will ſuchen mit den erſten über den Jordan zu kommen, und ich weiß gewiß, alle Menſchen, alle Seeligen würden den ewigen Vater nach tauſend umgewälzten Aeonen preiſen, wenn er auch Anſtalten zur Erlöſung der Verdammten machen ſollte. Ich wünſch es, wenns aber nicht geſchieht, ſo muß ich doch Gott rechtfertigen, denn er hat viele tauſend Jahr ganz ohne Schuldigkeit an der Beſſerung der Menſchen gearbeitet, warum haben ſie ſeine Anſtalten verworfen, und endlich hoffe ich von ſeiner Barmherzigkeit, er werde doch auch in den ewigen Strafen nach der gröſten Billigkeit zu Werk gehen. Ihr ſeht alſo, meine theuren Freunde! wie wichtig die Sache iſt, die ich in dieſem Traktätgen abhandele, und wie nöthig es iſt, ſonderlich denen Deiſten und Freygeiſtern, daß ſie augenblicklich ihre Beſſerung nach den Regeln des Naturgeſetzes auf das ſtrengſte zu halten anfangen? Was bis dahin verſäumt iſt, verdient ewige Strafe; ihr könnt ſie euch aber erleichtern, wenn ihr von nun an eure Schuldigkeit thut; werdet ihr aber ferner meinem Rath folgen, ſo werdet ihr von der Wahrheit der chriſtlichen Religion überzeugt, Chriſtum im Glauben ergreifen, und alſo nicht allein der ewigen Strafe entgehen, ſondern ſogar von eurem göttlichen Freund und Bruder in ſeine euch bereitete ſeelige Wohnungen überführet, und ewig glückſeelig gemacht werden. Die Haltung ſeiner Gebote, die das reinſte Naturgeſetz ſind, wird euch ſein Geiſt, den er euch mittheilen wird, leicht machen.

Wenn ein Menſch nun allen Fleiß anwendet, das Naturgeſetz zu halten, ſo wird er finden, daß bey jeder Erfüllung eines Stücks deſſelben, wie vorhin ſchon geſagt worden, ein unbekanntes ruhiges Wohlthun; ein Friede ſeine ganze Seele durchdringet, welches das Zeugniß von der Zufriedenheit des Gewiſſens iſt. Wir befinden uns bey dieſem Genuß ſo wohl, und er iſt dem Weſen unſerer Seele ſo gemäß, daß wir alſofort erkennen, wir würden in unſer anerſchaffenes wahres Element kommen, wenn wir nur das Geſetz halten könnten. Dieſes wollen wir die Gewiſſensruhe nennen, denn es iſt noch lange der Friede Gottes nicht, der über alle Vernunft gehet.

Wenn aber ein Menſch ſich von der Sinnlichkeit überwinden läßt, ſo, daß er gegen das Geſetz der Natur in einem oder dem andern Stück ſündiget, ſo empfindet er einen Seelenſchmerz, eine Gewiſſensunruhe, die ihm ſehr beſchwerlich iſt. Beyde dieſe Empfindungen, Gewiſſensruhe und Gewiſſensunruhen, werden aber nicht eher empfunden, als bis der Menſch von ganzem Herzen entſchloſſen iſt, ſeiner Beſtimmung zu folgen, und das Naturgeſetz zu halten, auch müſſen ſeine Handlungen aus dieſer Abſicht geſchehen, ſonſten bringen ſie dieſe Würkungen nicht ſo ſonderlich merkbar hervor. Endlich ſind auch dieſelben im Anfang der Uebung nicht ſo ſtark, ſondern ſie wachſen, jemehr man in derſelben zunimmt.

Mit dieſem Kämpfen gegen die Sinnlichkeit wird der Geiſt immer heiterer, er beginnt ausgebreiteter zu werden, ſeine Kräfte werden würkſamer, und er fängt an, ſich kennen zu lernen. Ich ſetze aber voraus, daß der Menſch treu und heldenmüthig anhalte, und ſich durch ſeine Fehler ſo groß und ſo viel ihrer auch ſeyn mögen, ſich nicht zurückhalten und kaltſinnig machen laſſe, ſondern fort und fort mit aller Macht arbeite, und ſeine Beſſerung befördere. So wie nun der Geiſt ſich der Sinnlichkeit entringt, freyer und in ſich ſelbſt aufgeklärter wird, ſo ſieht er auch immer klärer ein, alles, was in ſeinem Würkungskreiſe vorgeht, ſeine aufgeheiterte Vernunft ſchließt viel feiner, und ihre Schlüſſe ſind dem Gemüth empfindſamer; das iſt: ihre Wahrheit wird fühlbarer. Da fängt dann an folgende Einſicht in unſerm Zuſtande ganz mathematiſch gewiß zu werden, daß bis an den Zeitpunkt unſerer Umkehr, unſers Vorſatzes zur Beſſerung, alle unſere Seelenkräfte unter der Herrſchaft der Sinnlichkeit gefangen gelegen; daß wir während all der Zeit, die wir von unſerer Geburt an, bis dahin durchlebt haben, immer gegen unſere Beſtimmung gehandelt, mithin beſtändig gegen Gott geſündigt haben; daß wir alſo einem ſchlechten Schickſal nach unſerm Tod entgegen eilen: denn die Seele fängt nun an, ſich unſterblich zu fühlen, ſie empfindet daß ſie ewig ſeyn wird. Dieſes alles ſind Aufſchlüſſe des Gewiſſens, welches nach dem Verhältniß, wie die Geiſteskräfte aufgeheiterter werden, auch wirkſamer wird. Nun fängt der Menſch an, bange zu werden, er bereut ſein geführtes Leben, und nun faßt er tauſend Vorſätze aufs allerſtrengſte der Tugend nachzujagen, und nicht mehr zu ſündigen; er thut Gelübde, ſeiner Beſtimmung und Beſſerung treu zu bleiben. Um dieſe Zeit fangen auch andere Menſchen an, unſere Veränderung zu merken, mithin uns zu verlachen oder zu bedauren. Nun iſt man hypochondriſch, oder was man dem Ding vor einen Namen giebt; man kehrt ſich aber daran nicht, ſondern der veränderte Menſch, der mit ſeiner Beſſerung beſchäftigt iſt, ſieht wohl, daß er ganz gewiß auf dem rechten Weg iſt.

Weil nun das Gewiſſen immer reiner und würkſamer wird, ſo werden auch der Pflichten mehr, da werden nun auch vor und nach die geringſten Lüſte, ſinnliche Begierden und Gedanken zur Uebertretung des Naturgeſetzes, wie ſie es auch würklich ſind. Der Menſch fängt alſo nunmehr an, auf alle ſeine Gedanken, auf alle, auch die geringſte Regungen der Seele Acht zu geben, um gegen dasjenige, was dem Naturgeſetz zuwider iſt, zu kämpfen, und es in der Geburt zu erſticken. Dieſe Uebung iſt aber, ſonderlich im Anfang entſetzlich ſchwer man vergißt, alle Augenblick Acht zu geben auf das was man denkt, und was die Einbildungskraft würkt. Allein in dieſem Stück muß man treu ſeyn, und dieſe ſtrenge Wachſamkeit auf ſich ſelbſt fleißig üben, denn ſie iſt das allerwürkſamſte Mittel, zum Zweck zu kommen. Man kann hier keinen Enthuſiasmus befürchten. Sollte das wohl Enthuſiasmus ſeyn, wenn ich alle meine Gedanken und Regungen meines Herzens ſogleich bey ihrer Geburt vor dem Richterſtuhl der Vernunft beurtheile, ſie erwehle oder verwerfe? — Allein nichts iſt dem ſinnlichen Freygeiſt zu ſeiner Beruhigung bequemer, als alles dem Enthuſiasmus zuzuſchreiben, was ihn in ſeinem träumenden Morgenſchlummer ſtören will.

Dieſe Uebung iſt bey der Menſchenverbeſſerung das allerbeſte Mittel und muß auch im Chriſtenthum immerfort geübt werden, denn dadurch erſtickt man die Sünde in ihrer Geburt ehe ſie uns durch ihre Reize zu ſtark wird.

Sobald ſich nun ein Menſch in dieſe Aufmerkſamkeit begeben hat, ſo vermindert ſich die Traurigkeit über ſeinen Zuſtand ein wenig, er bekommt nunmehro Muth, und hofft durch dieſes Mittel zum Zweck zu kommen; allein dadurch wird der Geiſt noch ruhiger und heiterer, alle Seelenkräfte würken faſt ungehindert fort, und das Gewiſſen entdeckt den ganzen Greuel der menſchlichen Verdorbenheit. Um dieſe Zeit fängt der Menſch an, einer Empfindung gewahr zu werden, die ihm ganz neu iſt. Man fühlt zuweilen eine Neigung, ſonderlich, wenn man allein iſt, und durch nichts geſtört wird; oder auch, wenn man eine Zeitlang treu in der Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt geweſen, oder eine große ſinnliche Luſt überwunden hat, ſich nieder in den Staub zu legen, und anzubethen, man möchte in die unterſte Oerter der Erde kriechen, ins Dunkle, um ſich zu verſtecken. Prüfe ſich nun der Menſch, giebt er auf die Würkungen ſeines

Geiſtes Acht, ſo findet er gar nichts, ſeine Vernunft weis von nichts, die Einbildungskraft noch weniger, und im Gemüthe ſpürt man nur dieſe Neigung, eine unausſprechlich ehrerbietige Empfindung, ein Trieb zum Anbethen, der über alles iſt. Dieſes Gefühl dauret ſelten lang, kommt aber gemeiniglich wieder, wenn der Menſch in der Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt beſonders treu, und übrigens in Befolgung des ſtrengſten Naturgeſetzes, unverdroſſen iſt. Ich kann dieſe obige ſonderbare Empfindung nicht anders begreifen, als daß es das Gefühl der Seele von der überall gegenwärtigen Gottheit ſeyn muß, welches wohl möglich iſt, wenn das Gemüth von ſinnlichen Dingen ſich mehr und mehr entfernt. Denn warum ſollte ein Geiſt den andern nicht empfinden können, wenn ſich die Scheidewand die zwiſchen beyden war, zu verlieren anfängt. Ja er iſts, der Vater der Natur, die Seele empfindet ihn, aber gut iſts, daß ſie ihn durch ihre Augen der Einbildungskraft nicht erblickt, ſie würde, wie Abramelech, ſich tauſendmal vernichtigen wollen, und nicht können, ſie würde in der Hölle ſeyn, ſchon dieſe obige ſchwache Empfindung, ein bloſes Gefühl von der Gottheit macht den Menſchen ſo klein, daß er ſich gern in einen Maulwurfshaufen verkriechen möchte, wenn er nur könnte.

Wenn dieſe Nähe der Gottheit bey fernerer unermüdeter Uebung in der Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt, und Haltung des Geſetzes, immer ſtärſer wahrgenommen wird, ſo geräth der Menſch ins Bethen, es ſteigen von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer aus dem Innerſten der Seele zur Gottheit auf, Seufzer, wie eines Gefangenen um Errettung. Hier gilt nun, was Chriſtus ſagt: „Es kann niemand zu mir kommen, es ſey denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich geſandt hat.“ Und endlich fängt an, ein neues Licht in der Seelen aufzugehen; von dieſem aber muß ich nun gründlicher reden.

Wenn ſich der Menſch in der Haltung des Geſetzes mit aller Treue übt, ſo wird er gewahr, daß es ihm ganz unmöglich ſey, daſſelbe nach der göttlichen Forderung zu halten, er mag auf alle Gedanken und Gemüthsbewegungen Acht haben, ſo ſtreng er will, er wird doch täglich fehlen, täglich irren, und täglich von der Sinnlichkeit überwunden werden. Doch gewinnt er immer etwas über ſich ſelbſt, wird doch allmählig unvermerkt beſſer, und kommt der Gottheit näher; allein je näher, je mehr Angſt, je mehr Reue über begangene Fehler, und endlich, wenn das Gebeth hinzukommt, und den Menſchen noch mehr zu Gott erhebt, ſo fühlt man in Wahrheit, daß er ein verzehrendes Feuer iſt, man kann nicht wieder zurückfallen. Denn man erkennt nun unwiderſprechlich gewiß, daß eine ewige Verdammniß auf uns wartet, wenn wir nicht andere Menſchen werden. Gehen wir aber weiter, nähern wir uns der Gottheit, ſo können wir ohne unausſprechliche Angſt nicht weiter kommen. Nun beten wir, die Seele ruft immer fort aus der Tiefe des Herzens: Herr! gehe nicht ins Gericht mit mir! Herr, ſey gnädig! Herr ſey barmherzig! Allein das Gewiſſen rügt immer nach der Wahrheit, es ſpricht immerfort das entſetzliche Urtheil: „Ich hätte müſſen das Geſetz halten, allein ich habs nicht gethan, folglich ewige Pein verdient.“ Nun iſt es Zeit, daß ſich der barmherzige Samariter einfinde, den der arme Freygeiſt ſo lang bezweifelt hat, ehmals konnt er nicht reimen, was von Erlöſung durch Chriſtum geſagt und gelehrt wurde, es war ihm eine Thorheit. Aber jetzt, da das Gewiſſen in der Vernunft Gericht hält, und faſt alles am Menſchen ſtrafbar wird; Gott ſelber, deſſen Zorn die Seele nun nahe fühlt, wie einer der des Nachts auf dem Schiffe auf der wilden See erwacht, die in die Ohren gellende nahe Brandung der Wellen an grauſamen Felſen hört, mit ſeinem Schiff in der Höhe und im Abgrung ſchwebet, und alle Augenblicke zu ſcheitern erwartet, iſt dem menſchen fürchterlich, und ein verzehrendes Feuer. Nun iſt ihm die Erlöſung durch Chriſtum ſüß, und mehr, als moraliſche Beſſerung.

Aber wieder auf das neue Licht zu kommen, von dem ich oben ſagte: wir entdecken in dieſen fürchterlichen Umſtänden endlich eine neue Empfindung im Gemüthe, die mit dem Gefühl der nahen Gottheit genau vereinigt iſt, die tiefe Ehrfurcht vor dem anbetungswürdigen bleibt: ſie wird noch immer ſtärker, aber anſtatt der Angſt und ſchrecklichen Furcht vor Gott, findet ſich ein zuverſichtliches Zutrauen zum Vater der Menſchen ein, die Zerknirſchung und die Empfindſamkeit des Herzens wird unendlich, das Rufen aus dem innerſten Grund der Seele Vater, Abba lieber Vater! erbarm dich mein! iſt unaufhörlich, und ſo entſtehet vor und nach ein Gefühl der Wahrheit von Chriſto; die Vernunft, die die höchſte Wahrſcheinlichkeit der evangeliſchen Hiſtorie weiß, und davon überzeugt iſt, ſtimmt zu, alle Sprüche und Reden Chriſti und ſeiner Apoſtel werden nun von unſerm Geiſte als unwiderſprechlich treffend gefunden, und in dem Gefühle der nahen Gottheit kommt ihm im neuen Teſtamente alles ſo erhaben und ſo göttlich vor, daß es ihm in der Seele wehe thut, wenn er die elende Stümpereyen der heutigen Kritiker darüber lieſt und hört, alles iſt ihm nun in den heiligen Schriften unendlich wichtig, und er fühlt überall darinnen den lebenden und webenden Geiſt Gottes; die Vernunft ſtimmt dieſen Empfindungen bey, denn ſie findet bey ſchärfſter Prüfung nichts gegen die Wahrheit, aber unendlich vieles, das ihr zu hoch iſt. Jeden Augenblick, den er auf die Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt verwendet, wird ihm Zeit des Gebets, und endlich durchdringt das Gefühl der Gottheit ſeine ganze Seele, ſie empfindet in allen ihren Kräften den verſöhnten Gott.

Chriſti Worte zu jenem Kranken: „Dir ſind deine Sünden vergeben!“ ſind wie ein Herzensſtich, der durch Mark und Bein dringet, und der Menſch wird nun unausſprechlich gewiß, daß ihn Chriſtus bey dem Vater verſöhnt habe, und daß er nun ſeinem Erlöſer zu Erb- und Eigenthum verfallen ſey.

Hiebey lernt der Menſch die unermeßliche Liebe Gottes in Chriſto einſehen. Die Liebe des theuerſten Gottmenſchen zerknirſcht ihn dergeſtallt, daß er tauſendmal den Tod wieder für ihn leiden möchte, beſonders, wenn ihm einfällt, daß er in ſeinem vorigen Zuſtande dieſen ſeinen Fleiſch gewordenen Gott verhöhnet und gering geachtet.

Mit dieſer Liebe zu Gott und Chriſto erfüllt der göttliche Friede den ganzen Menſchen; und nun fängt der Geiſt, der vom Vater und Sohn ausgehet, auf die Seelenkräfte durchs geſchriebene Wort zu würken. Der Kampf gegen die Sinnlichkeit wird nun mit Luſt fortgeſetzt, und ſo entſteht die ſogenannte neue Kreatur, oder der neue Menſch.

Dieſes, meine Leſer! iſt die ganz gewiſſe und unfehlbare Kur des Religionszweifels, auf keine andere Art kann dem Uebel abgeholfen werden. Nichts anders überzeugt die Vernunft und die Empfindungen, als die gründliche Erfahrung. Allein, ich habe noch ein und anderes nachzuhohlen, das zu dieſem Abſchnitt gehört.

Der Weg zu Chriſto, den ich hier der Länge nach beſchrieben habe, iſt der einzige, und auch den Chriſten eben derſelbige, nur mit dem Unterſchied: Ein Chriſt glaubt die Wahrheiten ſeiner Religion hiſtoriſch; daher, wenn er einen feſten Vorſatz faßt, ein beſſerer Menſch zu werden, ſo lehrt ihn ſchon ſeine Religion, daß er müſſe ſein Elend und ſeine Verdorbenheit erkennen lernen. Er weiß alſo, daß dieſes vorerſt nöthig iſt, daher betet er ſogleich ernſtlich zum Erlöſer, daß er ihm möchte zu erkennen geben, daß er einen Erlöſer nöthig habe, ſein Gebeth wird, wenn es ernſtlich ernſtlich iſt, und wenn er darinn anhaltet, endlich erhöret, er wird erleuchtet, ſieht ſeine Verdorbenheit ein, wendet ſich zu Chriſto, und ſo wird ihm geholfen. Doch dieſes iſt in Anſehung der Zeit und Umſtände, je nach der Beſchaffenheit eines Menſchen, ſeiner Sinnlichkeit, ſeiner Leichtſinnigkeit oder unzähligen andern Umſtänden mehr, ſehr verſchieden: Einem wirds ſchwerer, dem andern leichter; einer iſt in dieſem Stand länger, der andere kürzer. Unterdeſſen bleibt die Ordnung und die Grade der Menſchenverbeſſerung immer einerley, und wer aufmerkſam iſt, wird mit Erſtaunen erkennen lernen, wie genau die Anſtalten Gottes den tiefſten pſychologiſchen Regeln und der wahren Natur der Seelen, zu ihrer Vervollkommnung angemeſſen ſeyn.

Ein Freygeiſt aber, der redlich und von ganzem Herzen wünſcht, die gewiſſe Wahrheit zu erkennen, der muß dieſen ſchweren Weg wandeln; denn er muß durch die Erfahrung lernen, daß es unmöglich ſey, ohne Chriſtum zum Zweck ſeines Daſeyns zu kommen. Ich darf mich erkühnen, folgendes Axiom feſt zu ſetzen.

„Ein Zweifler, der dieſes Buch mit Ernſt und Nachdenken durchlieſt, und dann dieſen darinnen vorgeſchriebenen Weg nicht einſchlagen will, der zeigt klar, daß er nicht aus Liebe zur Wahrheit zweifle, ſondern, daß ihm ſein Naturleben beſſer gefalle, und er alſo lieber ſein trauriges Schickſal abwarten will. Nun darf ein ſolcher ſich auch da nun nicht mehr über Ungewißheit beſchweren.“

Ein jeder denkender Leſer, der bis daher alles, was ich geſagt habe, mit Aufmerkſamkeit durchgedacht hat, wird finden, daß dieſe meine Anweiſung zur Verbeſſerung des Menſchen, mithin zu ſeiner bleibenden Glückſeeligkeit, gar genau mit der menſchlichen Natur übereinſtimme, und der Seele ganz angemeſſen ſey, nichts unvernünftig, nichts enthuſiaſtiſch, ſondern alles reiner, wahrer und pſychologiſcher Gang der würkenden Seelenkräfte, und mitwürkenden Gottheit. Aber nichts legitimirt die heilige Schrift, ſo wie ſie da iſt, ins Ganze und Einzelne genommen, mehr, als dieſe Erfahrungen; alles ſympatiſirt mit der Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel, und dieſe ganz ganz genau mit der Haushaltung Gottes im alten Bunde und den Weiſſagungen der

Propheten. Alles predigte von Anfang der Welt bis auf Chriſtum Buße, μετανοια, Herzensveränderung, Uebergang aus der Herrſchaft, der Sinnlichkeit zur Herrſchaft des Naturgeſetzes. Chriſtus ſelber konnte vor der Vollendung ſeiner Erlöſung nichts anders thun, als Herzensveränderung predigen. Er lehrte den Kern des Naturgeſetzes, befahl, ihn zu halten, und an ihn zu glauben, verſiegelte dieſes alles mit Wundern, ſo daß derjenige, der ſie ſah, und nur ein Freund der Wahrheit war, ſagen mußte: Dieſer iſt ein Lehrer der Menſchen von Gott geſandt, niemand kann ſolche Thaten thun, als Gott. Folglich muß er Gott ſeyn, oder Gott ſonderbar durch ihn würken. Er ſagt uns: Ich und der Vater ſind eins, wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater. Das kann nicht Unwahrheit ſeyn, denn Gott würde einem Lügner einem Betrüger ſeine Lügen nicht mit ſolchen göttlichen Thaten bekräftigen. Folglich dieſer Jeſus iſt Gottes Sohn, er iſt der Erlöſer der Menſchen, ich muß ihm alſo glauben. Seht! ſo dachte zur Zeit Chriſti der jüdiſche Wahrheitsfreund, und ſo denkt noch derjenige . der ſich in Haltung des Geſetzes ermüdet hat und nun keinen Rath und Hülfe mehr weiß. Denen, die dieſe letztere Seelengeſtalt hatten, rief er zu, und thuts noch: Kommt her, alle, die ihr mühſeelig und beladen ſeyd, ich will euch erquicken! Dieſe Mühſeeligkeit, dieſe Zerarbeitung im Geſetz und Wiederkehr zu Gott, mit einem Wort, der Zug des Vaters zum Sohne. Es kann niemand zu mir kommen, es ſey denn, daß ihn ziehe der Vater: ſagt Chriſtus. Sollte aber jemand in der Haltung des Naturgeſetzes ſich anfangen zu beruhigen, und in den Wahn verfallen, er thue ſeine Schuldigkeit, habe alſo Chriſtum nicht nöthig; ſo wirds ihm gehen, wie jenem reichen Jüngling, der hatte alles gehalten, von ſeiner Jugend auf. Was fehlt mir noch? Er dachte: Chriſtus wird dir noch nichts nennen können, daß du nicht ſchon alles gethan habeſt.

Allein, der Erlöſer kannte die Forderung des Naturgeſetzes beſſer. Er trug ihm auf: Alles, was er habe, zu verkaufen, den Armen zu geben, und ihm nachzufolgen. Denn es war doch nun bald im jüdiſchen Lande kein Beſitz mehr zu hoffen, und der Glaube an Chriſtum würde ihm alle Nothdurft verſchaft haben.

Die Empfindung zu Ende der Buße, daß die Gottheit verſöhnt ſey durch Chriſtum, iſt der wahre Glaube, der mit der Vergebung der Sünden anfängt, zuweilen wächſt, aber auch wohl wieder klein wird, auch im Verborgenen wieder zunimmt. Gleich auf die Vergebung der Sünden folgt die Rechtfertigung, welche wir in der Seele empfinden, in dem Frieden und in der Liebe zu Gott und Chriſto. Denn dieſe können nicht, anders entſtehen, als durch die verborgene Verſicherung, daß wir im Gerichte Gottes von unſerer Schuld frey geſprochen werden. Wenn nun der Geiſt Jeſu Chriſti durch die Gnade ſich mit der Seele vereinigt, ſo entſteht die Wiedergeburt, und der Wachsthum des neuen Menſchen iſt ſodann die Heiligung.

Dieſe Terminologie wollte ich deswegen anhängen, damit ein Religionszweifler ſehen möchte, daß es keine leere Töne, ſondern Wahrheiten ſind, die rechtſchaffene Gottesgelehrten nach der Offenbarung und Erfahrung der Kürze wegen ausgedacht und gebraucht haben.

Ich fühle noch immer zween wichtige Steine des Anſtoſſens, die dem Religionszweifler, der bis dahin geleſen hat, noch immer im Wege ſind. Er wird ſagen; Ja alles, was ihr uns da geſagt habt, iſt gut. Allein erſtlich iſt mir noch immer unbegreiflich, daß Gott, der die Liebe iſt, nicht beſſer für das menſchliche Geſchlecht geſorgt, und die chriſtliche Religion nur an einen ſo kleinen Theil der Menſchheit ſollte offenbart haben. Und dann kommt uns der Weg, den ſie uns da vorgeſchlagen haben, ſonderlich gegen das Ende ganz enthuſiaſtiſch vor, es lautet alles ſo ſchwärmeriſch, es iſt uns zu gefährlich, zu folgen. Ich will euch auf beydes gründlich antworten. Was das erſte betrift, das iſt ſchon zum Theil in der

Einleitung beantwortet worden, man merke noch dieſes: Soll Gott den Menſchen Chriſtum aufdringen, ihnen, die er zu vernünftigen Geſchöpfen gemacht hat? Genug, dieſe Anſtalt iſt an die Menſchen offenbart. Haben ſie dieſelben nicht durch die ganze Welt bekannt werden laſſen, ſondern ſie gehindert, daran iſt Gott keine Schuld. Und dann, wo wiſſen wir, ob nicht ein rechtſchaffner Huron, Irokeſe oder Otahitaner, wenn er in Beobachtung ſeiner Pflichten treu iſt, eben den verſöhnten Gott durch Chriſtum finden wird, auch dunkel erkennen lernt, daß Gott durch eine oder andere Art verſöhnt worden, auch an den Verſöhner glaubt, ob er ſchon nicht davon reden kann, keine Worte und Begriffe davon hat, daß alles aber doch empfindet, und wenn er dieſer Empfindung treu bleibt, endlich mit unausſprechlicher Freude ſeinen unbekannten Bruder, der ihn erl[illegible] hat, und König der Welt iſt, in jenem Leben entdecken und kennen lernen wird? Laßt uns Gott nur die Welt regieren laſſen, und uns nicht darum bekümmern. Es wird denen zu Tyro und Sydon, Amerikanern, Inſulanern, Indianern, Hottentotten, Kamſchadaliern, Zemblanern, Mohren und Negern weit erträglicher gehen am Tage des Gerichts, als denen, die Chriſtum, es ſey mit Worten oder mit Werken verläugnen, da ihnen ſein Licht hell in die Augen ſcheint, und doch nicht ſehen wollen. Laßt uns nur thun, was wir thun ſollen, wir, denen der Herr ſo vieles anvertraut hat, vieles wird er auch von uns fordern, wenn er kommen wird. Er bleibt lang aus, allein, ob er verzieht, ſo wird er doch unvermutheter kommen. Ich warte im Glauben auf die Erſcheinung Chriſti, der mein Herr und mein Gott iſt! Und hätte ich geirrt, das in dieſem Fall nicht möglich iſt, ſo will ich nach meiner Ueberkunft in die Ewigkeit mich nach ihm umſehen, und werd ich ihn nicht finden, ſo find ich doch den Vater der Menſchen. Er wird mich belohnen, denn ich habe geſucht nach meiner Erkenntniß vollkommner zu werden, ich bin ihm bis in den Tod treu geweſen, dann wird er mir Gnade zuwinken. Aber gewiß, ich werde ihn finden, meinen Heyland, zu ſeinen Füßen anbethen, ich werde ihn an ſeiner verklärten Menſchheit, an ſeinen Wundenmahlen kennen, und vor Wonne und unausſprechlicher Freude auſſer mir ſelbſt ſeyn, Freunde! ein Tag, ein Jahr geht nach dem andern hin, der große entſcheidende Zeitpunkt wird bald kommen!

Der zweite Einwurf, die Furcht vor dem Enthuſiasmus, iſt nun noch übrig, ihr fürchtet ihn da, wo es euere Beſſerung betrift, im übrigen aber geſteht ihr, er mache euch glücklich. — Was iſt Enthuſiasmus? — Werdet doch einmal nüchtern! Kann eine Liebe zu Gott, zu Chriſto übertrieben, das iſt, enthuſiaſtiſch genennt werden? — Geſegnet ſey mir der Enthuſiasmus! Oder iſt euch bange, ihr ſolltet irren, das Falſche für wahr, und das Wahre für falſch erkennen; und alſo in Enthuſiasmus für ein Scheinding ein Unding verfallen, mithin eure edle Lebenszeit vergeblich verſäumen. Hierauf antworte ich, und wer gegen dieſe Antwort noch etwas einwenden kann, mit dem iſt kein Reden mehr.

Wir haben das Naturgeſetz vor uns, wir haben die höchſte Moral vor uns, alle Empfindungen, die uns dazu verhelfen, daß wir derſelben gemäß leben, und uns alſo dem Ziel der menſchlichen Vollkommenheit, der Gottähnlichkeit näher bringen, die uns dieſen Weg leichter machen, oder uns nähere Wahrheiten davon entdecken: Alle dieſe Empfindungen und Kräfte ſind göttlich, ſind heilig, ich bin bey Verluſt meiner Seligkeit daran gebunden. Nennt ihrs Enthuſiasmus, ſo muß ich ſagen: Geſegnet ſey mir der Enthuſiasmus! — Nun antwortet! ſind denn alle Mittel, die ich in dieſem Abſchnitt angegeben habe, nicht alle miteinander vernünftig und wahrſcheinlich? —

Gebt Gott die Ehre, geſtehet die Wahrheit, und küſſet denn Sohn, daß er nicht zürne!

Würkungen
der
Glaubenskur.

> Die Frucht des Geiſtes iſt: Liebe, Freude, Friede, Großmuth, Wohlthätigkeit, Güte, Glaube, Sanftmuth, Enthaltung. Gegen Leute von ſolcher Art iſt kein Geſetz. Die Chriſto angehören, haben das Fleiſch ſammt den Leidenſchaften und Begierden gekreuzigt.
>
> Paulus B. an die Galat.
> C. 5. v. 22—24.

Dritter Abſchnitt.

Würkungen der Glaubenskur.

Wir haben nun den Menſchen bis dahin gebracht, wo nunmehro der Geiſt Jeſu Chriſti mitwürkt, und denen Seelenkräften im Kampf gegen die Sinnlichkeit beiſteht. Vor dieſer Veränderung kämpfte die Kraft des Menſchen gegen ſich ſelbſt, ſie konnte ſich alſo nicht ſelbſt überwinden, weil ſie nicht ſtärker ſeyn konnte, als ſie ſelbſt iſt; aber nun, da die Gnade mitwürkt, iſt der Streit, mithin die Ueberwindung leichter. Wir wollen unſern Weg verfolgen, und die Würkungen dieſer neuen Seelenbeſchaffenheit mit flüchtigem Blick überſehen. Dieſe Würkungen müſſen betrachtet werden:

1) Auf den Menſchen ſelbſt und ſeine Seelenkräfte.

2) Auf ſeinen äuſſern Würkungskreis; das iſt, auf ſein Thun und Laſſen.

Die Empfindung der nahen und verſöhnten Gottheit hat bey dem veränderten Menſchen eine ſolche Macht auf ſein Herz, daß daſſelbe ein ganz anderes Gefühl von dem Wahren, Guten, und Schönen bekommt, als es vorhin hatte. Ueberall, wo Leben und Bewegung iſt, empfindet es den nahen beſtändig fortwürkenden Gott in der ganzen Natur, wie er die ganze Schöpfung, ſo weit ſie unſere Sinnen und Verſtand erreichen können, immerfort zum Wohl ſeiner Geſchöpfe weislich unendlich weislich regiert, das Böſe nicht immer austilgt, aber doch allezeit ſeines Endzwecks verfehlen macht. Wir finden dieſen überall nahen mächtig herrſchenden Gott als verſöhnt, als unſern Vater, und daher ſehen wir überall keine Gefahr, wir wiſſen, daß er uns bewahrt, ſo daß wir keinen Fuß ohne ſeinen Willen an einen Stein ſtoßen können, daß kein Haar ohne ſeinen Willen auf die Erde falle, und verlohren werde, daß wir in ihm leben, weben und beſtehen. Alles dieſes ſind nicht blos Ueberzeugungen der Vernunft, ſondern lebendige erfahrungsvolle Wahrheiten.

Dieſes Gefühl deſſen, was in jedem einzeln göttlich wahr iſt, verbreitet ſich auf alle Gegenſtände, alles ſehen wir in Gott an und unterſcheiden den Charakter des Göttlichen von dem Ungöttlichen, und das Wahre von dem Falſchen.

Das Gute wird eben ſo empfunden. Der Chriſt findet überall, wo göttliche Würkung, Geſchäfte ſeines Gottes iſt, wahre Güte, er weiß, daß alles, was er macht, gut iſt, wo aber Menſchen arbeiten, Stückwerk, Schwäche, und Bösartigkeit webet. Und eben die Bewandniß hat es mit dem Schönen. Schönheit iſt der Seelen Nahrung, ſinnliche Schönheiten empfindet ſie im ſinnlichen Zuſtand als wahre Schönheiten; aber nun iſt ihr nichts mehr ſchön, als die Gottheit, und ihre unverdorbene Werke, da nemlich, wo die Liebe, Güte, und Wahrheit Gottes darinnen charakteriſirt iſt. Das ſinnliche Schöne betrachtet der Chriſt aus eben dieſem Geſichtspunkt. Alles wird böß, garſtig, häßlich, was nicht Abdruck und Bild der Gottheit iſt, und was nicht die Seelenkräfte verbeſſert und Gott ähnlich macht. In allem verherrlicht er Gott, es ſey, was es wolle, ſinnlich oder geiſtig, und alles muß ihm zur Lehre und Beſſerung dienen. Das Ebenmaaß, der Wohlklang der ganzen Kreatur. Alle wohlgeſtimmte Saiten der Sphärenmuſik empfindet er, die ganze Natur lobet Gott, aber er hört ihr Lob, er iſt Virtuos in ihrem Concert. Er ſucht überall die ſchwerſte und unangenehmſte Diſſonanzen in Harmonie aufzulöſen, und wo es ihm zu ſauer wird, da freut er ſich aufs große Abendmahl, wo er mit den Vätern der Vorwelt, die Gott fürchteten, wird zu Tiſche ſitzen, wo der menſchenliebende König ihn an der Hand faſſen und zu ihm ſagen wird: Ey du frommer, du getreuer Knecht! du warſt im Kleinen redlich, nun ſoll dir viel anvertraut werden. Gehe ein zur Freude deines Herrn! — —

Aber hier hat die geänderte Empfindungskraft, in Abſicht auf den Menſchen ſelbſt, noch nicht ihre Grenzen; das zerbrochene, zerſchlagene und verwundete Herz iſt nun lauter Gefühl, lauter Empfindung. Eine jede Beleidigung des verſöhnten Gottes und ſeines Erlöſers, wär's auch nur ein bloßer Gedanke, ſchmerzt ihn; er fühlt die Schlangenſtiche immerfort, aber eben dieſe Schmerzen ſind es, die ihn beſſern, was vorhin im Naturſtand bloße Vernunftüberzeugung im Gewiſſen war, das iſt jetzt Gefühl, und ſo viel härter, ſo viel empfindlicher. Damals war's Furcht vor Strafe, jetzt aber iſts Empfindung der Beleidigung des Geliebten; jene trieb zur Haltung der Pflichten, dieſe noch ſtärker, aber nicht aus Hoffnung der Belohnung, ſondern nur dem Geliebten zu gefallen. Daher wächſt Erfahrung aus dieſer Beſtändigkeit in der Liebe, und dieſe wächſt und erfüllt endlich die Schranken des menſchlichen Geiſtes, der zum Lieben gemacht iſt: da iſt nun der größte Schmerz für den Geliebten wahre Seligkeit. Die ſelige Frau de la Motte Guyon ſagt irgendwo: Wenn ein wahrhaftig Gott liebender Menſch könnte verdammt ſeyn, ſo würde ihm die hölliſche Qual Seligkeit werden. Und anderswo ſingt dieſe göttliche verliebte Dame:

Laß mich auf dem Rande des Abgrunds wallen,
Zerſtöre mein Böſes nach deinem Gefallen.
Gerechtigkeit Gottes! vollende an mir,
Und ſchlachte dein Opfer, vernichtge mich hier.
Ich freue mich himmliſch in Martern und Leiden.
Man ſenge, man brenne! ich ſinge vor Freuden:
O Liebe! wenn du wirſt durch Opfer genähret,
So laß mich durch deine Glut werden verzehret.

Vielleicht wird hier einer oder der andere hochvernünftige Philoſoph ſagen: Das war wieder eine hiſteriſche Frau, die ihre fleiſchliche Liebe auf ihren Erlöſer platoniſirt hatte. Und wenn das wäre, ſo muß ich doch immer ſagen: Geſegnet ſey mir ein ſolcher Platonismus und Enthuſiasmus! — Hier in dieſem Fall nimmt man übertriebene Empfindungen übel, in tauſend andern Fällen nicht. Und doch kann die Liebe zu einem unendlichen Gut nie übertrieben werden; und Gott wirds nie einem Menſchen übel nehmen, wenn eins ſeiner Kinder auch Thorheiten aus Liebe zu ihm begienge, wenn ſie nur weder einem noch dem andern an ſeiner Beſſerung ſchaden können.

Ich befürchte niemalen, daß der Enthuſiasmus zu Gott, und in ſeinem Dienſt zu groß werde, er wird Beſſerung meines Herzens hervorbringen, und mich großmüthig machen, alle widrige Schickſale meines Lebens freudig durchzuwandeln und auszuhalten.

Noch ein Gefühl des Herzens, welches mit dem vorigen genau verwandt iſt, würket auf den begnadigten Menſchen, es iſt eine Empfindung eigener Schwäche, und eigener Verdorbenheit. Dieſe entſteht nicht allein aus dem Geſicht und Bemerkung der unendlich vielen Fehler, die wir immerfort begehen, ſondern aus dem Vergleich mit dem menſchlichen Geiſt, Gott wird von dem Menſchen nahe empfunden, alle ſeine unendliche Tugenden empfindet unſere Seele, wird davon in Erſtaunen geſetzt. Sie ſiehet über dieſes göttliche Meer hin, und ſiehet kein Ende, lauter Gott, wo ſie ihre Augen hinwendet; ſie wirft alsdann einen Blick auf ſich ſelbſt, und findet, daß ſie nichts iſt; ſie kommt ſich ſelbſt geringſchätzig vor. Wo iſts doch möglich, denkt ſie, daß der Menſch, der Wurm einige Achtung vor ſich ſelbſt haben kann! — Der Menſch, deſſen Würkungskreis ſo unendlich enge Schranken hat, und ſo wenig, als er auch vermag, ſo bemüht er ſich doch mit allem Fleiß ſeiner Beſtimmung entgegen zu arbeiten. Wenn ſie nun bedenkt, daß es Gott doch noch beliebt hat, für ihre ewige Glückſeligkeit zu ſorgen, ſo zerſchmelzt ſie in Empfindung hin. Und dieſes iſt die wahre Schönheit, die dem Erlöſer gefällt, ſeine Eingeweide brauſen alsdann vor Liebe, und er ſchenkt Fülle über Fülle aus der Schatzkammer ſeiner Gnade. Noch mehrere Arten von vortreflichen Empfindungen äuſſern ſich in dem getheilten Herzen, ſie ſind aber eben ſo allgemein nicht, daher will ich nichts davon ſagen, und zu den Würkungen der Gnade auf die Vernunft und Verſtandeskräfte übergehen.

Die Zweifler, Deiſten und Freigeiſter thun uns groß Unrecht, wenn ſie uns Schuld geben: Wir verwürfen die Vernunft, läſterten dieſelbe, und das darum, damit wir deſto mehr Anlaß finden möchten, unſere Träume an den Mann zu bringen. Nein! ſie irren gröblich in dieſem Stück, und verſtehen uns nicht. Die unbehutſamen Ausdrücke vieler chriſtlichen Schriftſteller, die dem Wort Vernunft einen andern Verſtand beygelegt haben, als demſelben in den Schulen gegeben wird, ſind freilich Schuld daran, und wenn ſie ſich darüber erklären, ſo erhellet dieſes ganz deutlich. Sie verſtehen durch die Vernunft die Eigenſchaft der Seele, vermög welcher ſie aus Hunger nach Wahrheit ſich Dinge ſelber zu beurtheilen unterſteht, die außer ihren Schranken ſind, oder wo ſie Schlüſſe macht auf göttliche Dinge, deren Vorderſätze ſie nicht feſt ſtellen kann. Mit einem Wort: die den Gottesgelehrten ſo verhaßte Vernunft iſt nichts anders, als die ſtolze Vermeſſenheit, alles zu beurtheilen, auch da, wo man überzeugt iſt, daß es uns zu hoch iſt, und wir nicht urtheilen können. Es iſt alſo leicht einzuſehen, daß die vortrefliche Seelenkraft, die wir im wahren Verſtande die Vernunft heißen, niemalen verworfen werden kann, als von boshaften Menſchen, und daß ſie die Gottesgelehrten eben ſo ſehr zu ſchätzen wiſſen, und vielleicht noch mehr, als die Freigeiſter. Unſere Hauptſache iſt nur, unſere Seelenkräfte zu erhöhen und zu verbeſſern. Wenn dieſes nun geſchehen ſoll, ſo müſſen wir ja zu allererſt einſehen lernen, wie viel in unſerm Vermögen, in unſern Schranken iſt, was wir leiſten und was wir nicht leiſten können; wie iſt es ſonſt möglich, an unſerer Beſſerung mitzuwürken? Nun hat aber der menſchliche Stolz vor und nach, der Vernunft ein ſo weites Reich eingeräumt, daß es freilich entſetzlich demüthigend iſt, wenn bey unpartheyiſcher Unterſuchung gefunden wird, daß ſie ein ſo kleines Plätzchen im Reiche der Wahrheit eingenommen hat und beherrſcht. Wir müſſen aus dem Reiche der Hypotheſen heraus geführt werden, und hernach dasjenige, was unſere wahre Glückſeligkeit befördert, nach Anleitung der Offenbarung und der Erfahrung im göttlichen Wege einfältig glauben. Uebrigens aber, was innerhalb den Schranken unſerer Vernunft iſt, und die Wahrheiten, die wir durch ſie wiſſen können, die dürfen wir zu entdecken ſuchen, in ſo weit ſie zur Beförderung unſers Wohls zu dienen im Stand ſind.

Mir fällt noch ein, daß auch die Vernunft im unbekehrten Zuſtande durch die Sinnlichkeit ſehr verfälſcht und verdorben worden, ſo, daß ſie ſehr viele Trugſchlüſſe zu machen gewohnt iſt, die der Eigenliebe und den Lüſten ſchmeicheln. Sie iſt alſo in dem Verſtand eine ſehr unſichere Führerin. Z. B. es giebt jemand, der dem öffentlichen Gottesdienſte ſehr wenig oder gar nicht beywohnt, zur Urſache an: Alles, was mir der Prediger ſagen kann, weiß ich ſchon, warum ſollt ich hingehen? Wer ſieht nicht, daß dieſer ſcheinbare Vernunftſchluß falſch iſt, ſobald ſeine Vorderſätze genauer unterſucht werden. Der Hauptſatz, woraus dieſe Folgerung fließt, iſt dieſer: Man gehet nur darum in die Kirche, um etwas zu lernen, das man noch nicht weiß. Dieſes iſt aber nicht allein die Urſache, es iſt vielmehr die geringſte, die Haupturſache des Kirchengehens iſt neben obiger vornemlich die, durch Singen, durch Gebeth und Anhörung des Vortrags göttlicher Wahrheiten das Herz empfindſamer, den Geiſt ruhiger und heiterer zu machen; durch ſtille Feyer und Betrachtungen wöchentlich einmal, vornemlich ſich ganz von allem irrdiſchen los zu machen, und der wirkenden Gnade zur Beſſerung mehr Raum zu geben.

Wer ſieht aber auch zugleich nicht? daß die Sinnlichkeit die Vernunft auf ſothane Weiſe übertäubt und überraſcht, weilen es ſie eben ennuyirt, ein paar Stunden, geſchweige einen ganzen Tag ruhig dem Herrn zu feyern. Dieſes Exempel hab ich nur darum aus vielen Tauſenden herausgeſucht, um klar zu beweiſen, daß ein ſinnlicher Menſch eben ſo wenig ſeiner Vernunft trauen könne, als ein wollüſtiger, unbändiger und tyranniſcher Deſpote dem Rath ſeines Lieblings, es mag derſelbe nun ſo weiſe ſeyn, als er will.

Weil bey einem wahren Chriſten die Empfindungen, die innern Gefühle des Herzens zugleich mit den äuſſern Sinnen auf die Vernunft würken, und ſie daher anſchauende U[illegible]ile und ſodann Schlüſſe, die den Willen zu den Handlungen beſtimmen, machen muß, ſo iſt leicht einzuſehen, beſonders wenn man noch Rückſicht auf ihre Verdorbenheit hat, wie ungemein viel an der wahren Berichtigung und Reinigung der Vernunft gelegen ſey. Ich will ihren verbeſſerten Zuſtand kurz beſchreiben, ſo wird alles deutlich werden. Mit einem Wort: Die Vernunft eines wahren Chriſten wird zu lauter Gewiſſen!!!

In äuſſerlichen Dingen, die zu Wiſſenſchaften und dergleichen gehören, richtet ſich die Vernunft in Erforſchung der Wahrheit nach gewiſſen pſychologiſchen Geſetzen; der gemeine Mann thut dieſes ſowol als der Gelehrte. Dieſe Geſetze haben die Philoſophen vernünftig aufgeſucht, und ſie in ein Lehrgebäude gebracht, daß wir die Ontologie, oder ins Gnaze genommen, die Metaphyſik heiſſen.

Eben ſolche Geſetze muß aber auch die Vernunft im Moraliſchen haben, ſie muß in ihrem Thun und Laſſen eben ſo wohl eine Richtſchnur haben, nach welcher ſie den Willen beſtimmen kann; und dieſe ſind, wie auch obige in der Seele, gegründet. Wir finden ihre Quelle im Gewiſſen. Wenn auch dieſe Regeln, wornach ſich die Vernunft in Beſtimmung des Willens zu richten hat, wiſſenſchaftlich verfaßt und vorgetragen werden, ſo nennen wir dieſes das Naturgeſetz, oder man könnte auch die metaphyſiſche Moral ſagen. Dieſe Fakultät des Gewiſſens liegt noch immer unverdorben tief in der Natur der Seele begraben; allein die Vernunft durch die Sinnlichkeit übertäubt, iſt ſo weit davon abgewichen, und ſo ſehr gewohnt, den ſinnlichen Reizen die Stimme zu geben, daß es endlich faſt nicht mehr möglich war iſt, die Richtſchnur des Thuns und Laſſens zu finden. Daher hat auch Gott dafür geſorgt, daß dieſes heilige Naturgeſetz immer ſchriftlich, ſinnlich unter den Menſchen möchte gefunden werden, damit ſie nicht nöthig hätten, tief darnach zu ſuchen, oder ſich gar mit der Unwiſſenheit zu entſchuldigen. Die Geſchichte des Naturgeſetzes unter den Menſchen, denen es beſonders anvertraut worden, iſt unſere Bibel. Chriſtus der Erlöſer der Welt hat es im reinſten Verſtande theoretiſch und praktiſch gelehret, und mit ſeinem Blute verſiegelt. Zeigt mir ein ſolches Buch: Es ſchäme ſich ein jeder, zu zweifeln, obs Offenbarung ſey! Die geſunde Vernunft approbirt es ganz gewiß, daß die Bibel die reinſte Moral enthalte. Sind wir denn nicht ſchuldig ſie zur Richtſchnur unſers Lebens zu machen?

Wenn alſo die Vernunft von der auf ſie würkenden Sinnlichkeit los gemacht und auf ihren wahren Stand iſolirt iſt, wie in dem Chriſtenthum geſchehen muß, ſo kennt ſie ihre Grenzen ganz genau. Alle moraliſche Schlüſſe, die ſie nun macht, haben ihre Prämiſſen in der tiefſten Wurzel des Naturgeſetzes, das iſt, in der Offenbarung, in der Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel. Daraus folgen alſo fruchtbare Beſtimmungen des Willens; ſie ſchließt: mir dient es zur wahren Ruh, mehr nicht, als die Nothdurft zu beſitzen; zur Freude, dem Dürftigen von dem, was ich nicht bedarf, Gutes zu thun, dadurch ſammle ich mir Schätze auf die Zukunft. Ich habe keinen großen Vorrath nöthig; denn mein Vater im Himmel ſorgt für mich. Mein Leib bleibt geſund, und mein Geiſt munter und heiter, wenn ich mäßig lebe, und die ſinnlichen Lüſte verläugne. Ich ſchwäche dadurch die feindſeligen Kräfte, die mich an meiner Beſſerung, an meiner Glückſeligkeit hindern, und dadurch bekomme ich Gelegenheit, dem Hungrigen mein Brod zu brechen, den Durſtigen zu tränken, und den Nackenden zu kleiden; und endlich führt mich die Heiterkeit des Geiſtes zu hohen Betrachtungen, und gewährt mir wahre Erkenntniſſe, die Einfluß auf mein glückſeliges Leben haben können. Ich verlange keine weltliche Ehre, ſie iſt vergänglich und gefährlich. Die größte Ehre iſt der hohe Adel der Chriſten, ſie ſind nach dem Innern aus göttlichen Saamen gezeugt. Dieſe kurze Zeit des Lebens iſt eine Zeit der Prüfung, ein illüſtres Gymnaſium, wo wir uns in unſern [illegible] Ritterſpielen üben müſſen, und uns zu einer andern herrlichen Welt bequem machen. Ich kann und will deswegen der verachteſte ſeyn, um deſto beſſer zu lernen, und lernen zu können. Sehet! das ſind Schlüſſe, die die geheiligte Vernunft macht. In wiſſenſchaftlichen Dingen erkennt ſie den Vater aller Kräfte vor den Urſprung alles Lebens, und aller Bewegung, der zwar wieder nach beſtimmten Naturgeſetzen in der Welt würkt, auch durch unzählige Unterkräfte würkt, doch ſchauen wir durch alles hindurch auf den Allgegenwärtigen, und wir wiſſen, daß es eben keine Wunder ſind, auch gar wohl mit der Reihe der Dinge beſtehen könne, wann auch zuweilen etwas einen andern Lauf nimmt, den Kindern Gottes zu dienen.

Der Wille iſt endlich der Ausführer der obern Seelenkräfte, vom Schöpfer im unverderbenen

Zuſtande blos der Vernunft untergeordnet, das zu thun, was die Vernunft für das Beſte erkennt. Nachhero aber hat auch die Sinnlichkeit die Herrſchaft über denſelben bekommen, ſo daß er die Lüſte vollbringt, die Vernunft und das Gewiſſen mögen dazu ſagen, was ſie wollen.

Im geänderten wiedergebohrnen Menſchen aber ſind die Empfindungen aufs Wahre, weſentliche Gute und Schöne geſtimmt. Gewiſſen und Vernunft ſind vereinigt und alle ſtreiten mit der Sinnlichkeit. Daher wird die Expedition des Willens wieder von den obern Seelenkräften ausgeführet und alſo handelt der Menſch wiederum nach der anerſchaffenen Ordnung, folglich breitet der Chriſt Glückſeligkeit um ſich aus, ſo viel er kann. Es iſt aber zu bemerken, daß ich von einem rechten wahren Chriſten hier rede. Bey Anfängern geht dieſes alles ſtrauchelnd, fallend, aufſtehend, und ſchwächlich zu. Ach! wie rar ſind aber ſolche edle Menſchen.

Ich hab nun kürzlich den innern Wirkungskreis einer geänderten verbeſſerten Seele durchgegangen. Ich wende mich alſo nun zum Thun und Laſſen des Chriſten; ſeine Handlungen bezeichnen ſeinen Karakter, daran kann man ihn kennen lernen.

Ein Chriſt weiß, daß die Worte ungemein vielen Einfluß auf das Moraliſche anderer Menſchen haben. Daher redet er nichts, als was vorher vor der geheiligten Vernunft geprüft werden, obs nützlich, weſentlich wahr, gut und ſchön ſey; folglich redet er wenig, aber wichtig, und handelt mehr. Chriſtus ſagt: Laſſet euer Licht leuchten vor den Leuten, daß ſie eure gute Werke ſehen, und euern Vater im Himmel preiſen. Dieſe Eigenſchaft trägt aber vieles dazu bey, daß man anfangende, und auch ſchon ziemlich weit geförderte Chriſten ſo leicht nicht entdeckt, denn ſie reden wenig folglich bleiben ſie gemeiniglich verborgen.

Ob nun gleich ein Chriſt die Pflicht auf ſich hat, ſein Licht leuchten zu laſſen, ſo hat er doch auch eine andere zu beobachten, welche dieſe immer mäßiget und ihr Schranken ſetzt. Alle ſeine Handlungen, nemlich, ſobald ſie eigene Ehre und Selbſtdünkel hervor bringen können, ſo iſt er ſchuldig, dieſelbe ſo viel verborgen zu halten, als möglich iſt, ohne jedoch der Glückſeligkeit des Nächſten zu ſchaden. Chriſtus ſahe dieſes gründlich ein, daher gebot er beym Allmoſengeben und Faſten, die Verborgenheit vor den Menſchen. Er ſelbſten gab uns davon ein Muſter. Seine Wunder verrichtet er ſo viel heimlich und ohne Geräuſch als möglich war. Was aber Handlungen ſind, die vor den Menſchen geſchehen müſſen, die ſollen allezeit ein reiner und wahrer Abdruck des reinſten Naturgeſetzes, folglich eine Nachfolge Chriſti ſeyn. Zum Exempel, alle ſolche Pflichten, die nur mich betreffen, meine eigne Glückſeligkeit befördern, die muß ich ſo viel geheim halten, als mir möglich iſt, damit ich nicht ſtolz werde, und Gott die Ehre raube; denn durch deſſen Gnade bin ich ja, was ich bin. Alle Handlungen aber, die meines Nebenmenſchen Glück befördern, müſſen ſo viel offenbar werden, als zum Zweck nöthig iſt, weiter aber nicht.

Die Chriſten haben aber noch etwas an ſich, darüber die ſinnliche Menſchen oft ſpotten. Es wäre zu wünſchen, daß ſie darinnen mehr dem Exempel ihres Heilandes folgten; ich meine das Sauerſehen, die Kopfhängerey. Dieſes gewöhnen ſich die mehreſten an, zu der Zeit, wenn ſie ſo viele innere Leiden und Kämpfe auszuſtehen haben, ſie behalten zu ſehr dieſe übele Gewohnheit hernachmals bey, und geben den Weltmenſchen Anlaß zu ſpotten. Chriſtus hat dieſem Uebel ſchon vorgebeugt. Er befahl ſeinen Anhängern, daß ſie nicht finſter ausſehen ſollten, wenn ſie faſteten, und ſich in dieſem Fall den Heuchlern nicht gleich ſtellen; und Paulus ermahnt und gebeut allezeit fröhlich zu ſeyn. Der rechtſchaffene wahre Chriſt aber läßt ſich nicht merken, auch wenn ihm innerlich die Waſſer bis an die Seele gehen, er befleißigt ſich einer gleichmüthigen und großmüthigen Munterkeit und Heiterkeit im Umgang mit andern Menſchen. Beſonders hat der Chriſt etwas Karakteriſtiſches in den Geſichtszügen, Heiterkeit und Ruhe iſt darinnen ausgezeichnet, und ſo zeigt er ſich in allen ſeinen Handlungen.

Falſche Chriſten, oder auch gutmeynende Menſchen, wenn ſie einmal zu einer gewiſſen Zeit recht ernſtlich, wie ſie meynen, ihre Verdorbenheit beweint, auch darauf Troſt empfunden haben, ſo glauben ſie, ſie hätten nunmehro den ſchweren Stand ausgehalten, ſie ſeyen nun wiedergebohrne Kinder Gottes, ſie beruhigen ſich dabey in ihrem Wahn, weil ſie grobe Fehler, die ſie vorhin an ſich hatten, abgelegt haben, und da ſie öfters den an ſich ganz richtigen Satz der Reformirten: Ein Chriſt könne nicht wieder aus der Gnade fallen, misbrauchen, indem ſie denken, ich bin bekehrt, begnadigt, mir kanns nun nicht fehlen, ſo bleiben ſie ſtill ſtehen, ihr Verbeſſerungsgeſchäfte bleibt liegen, und weil ſie ſich nun nicht ferner mehr darum bemühen, ſo ſind ſolche Menſchen beklagenswürdiger, als wirklich ſinnliche Menſchen, die in der That wiſſen, daß ſie noch keine Kinder Gottes ſind. Dieſe wahrhaftig phariſäiſche Menſchen ſind eine rechte Geiſel, eine Schande des Chriſtenthums. Sie wollen immer Chriſten vorſtellen, die Welt ſiehet auf ſie; bemerket aber ſo viele Fehler, daß ſie unmöglich von ſolchen Exempeln auf die ſeeligen Würkungen des Chriſtenthums ſchließen kann, und dieſe Folgen ſind um ſo viel ſchlimmer, weil es ſolcher Scheinchriſten eine groſe

Menge giebt. Sie reden ſchön von der Religion, haben ein äuſſerlich ehrbares Weſen an ſich, mögen gar mit Niemand, als ihres gleichen, umgehen, ſie bilden ſich ein, ſie würden durch den Umgang mit Weltmenſchen befleckt, eben wie die Phariſäer, die es Chriſto unmöglich vergeben konnten, daß er ſo viel mit den verhaßten Zöllnern und Sündern umgieng.

Die Zweifler und Freygeiſter beobachten ſolche Menſchen, und ſchlieſſen von ihnen auf die Religion und das Chriſtenthum. Dieſe Schandflecke urtheilen immer über andere neben ihnen, ſind Splitterrichter, und ſehen ihren eigenen Balken nicht. Dieſe ſind es nicht, woran ihr die Würkungen der Religion erfahren und prüfen könnt: ob ſie ſchon auch oftmalen in großem Ruf der Heiligkeit ſtehen. Wahre Chriſten verlangen nicht dafür angeſehen zu werden, ſie ſind verborgen, wandeln unbemerkt unter den Menſchen, geben mit allen ohne Unterſchied um, wo es ihr Beruf erfordert, oder, wo ſie etwas beſſern können, wo aber weder Pflicht noch Beruf ſie zum Ausgehen treibt, da bleiben ſie zurück, wandeln im Himmel und ſind im äuſſern Anſehen nach dem Exempel ihres Meiſters, mehrentheils geringe unanſehnliche Leute. Große Uebungen und Zuſammenkünfte ſolcher Menſchen, die ſich vor Chriſten bekennen, ſind es ſelten, wo man die recht gründliche Chriſten

Univ. Bibl. München

findet, ich nehme ſolche Uebungen aus, wo ein wahrhaftig begnadigter Mann lehret, und getreue Anweiſungen aus Erfahrung giebt. Alle andere führen zum Eigendünkel, zum geiſtlichen Stolz und Phariſäismus, ſie mögen ſo gut ſcheinen, als ſie wollen, und darum müſt ihr auch da den exemplariſchen Menſchen nicht ſuchen, woran ihr die raren Würkungen der Religion prüfen wollt

Ich habe dieſe Woche noch eine Erfahrung gehabt, die es ſehr deutlich macht, was ich ſagen will. Verwichenen Sonntag Nachmittag kam ein Bauer in zerriſſenen Kittel zu mir, und erſuchte mich; mit ihm zu einer kranken Frau drey viertel Stunden auſſer der Stadt wohnhaft, zu gehn, es ſeyen arme Leute, ſagte er, doch hätten ſie ein Bauerngütchen, und fänden ihr Brod reichlich darauf, ſonſten aber könnten ſie wenig oder nichts erſparen. Ich gienge alſofort mit. Bey meiner Ankunft fand ich eine elende Hütte, die kaum vor dem Regen ſchützte, in der Küche gieng der ſechszigjähriger Mann herum, um ein paar Kühe zu beſorgen, ſeine Füße und Beine waren ſehr dick, und mit vielen Lumpen umwunden, mühſam ſchleppte er ſie nach, nebſt einem Eymer Getränke vor das Vieh. Seine Frau von eben dem Alter hörte ich ſchon in jenem finſtern Loch, das ihre Stube war, jammern, und jeder Seufzer preßte dem alten Mann eine Thräne aus. Mein Begleiter, der mit ſeinem jungen Weibchen bey dieſen alte Leuten im Hauſe wohnte, fienge auch ſchon beym Eintritt ins Haus an, ſympathetiſch mit zu empfinden. Ich froch in die Stube hinein, wo di kranke Frau vor einem Tiſch auf einem Stuhl ſaß, mit dem Haupt auf dem Tiſch liegend, und unter jedem Aug lag auf der Erden ein naſſer Fleck. Die junge Frau meines Begleiters ſaß auf einer Seite, und hielt ſie im Arm. Ich ſetzte mich ſtill neben die Patientin nieder, auf eine alte Küſte, ſie war halb in Ohnmacht, der Schmerz hatte ſie aus dem Bett getrieben und alle Augenblick drehte der Paroxismus ſie zu erſticken. Die Gedärme zogen ſich im Unterleib wie eine Kugel zuſammen, und ihr Schmerz war grauſam. Die Patientin nahm mich nicht wahr; jeder Seufzer war ein brünſtiges Stoßgebethlein zum Vater im Himmel, und um Vergebung der Sünden zum Erlöſer. Zuweilen wenn der Schmerz ein wenig nachließ, ſo floßen aus der Fülle ihres Herzens ſolche weſentliche Ausflüſſe einer vollkommenen Begnadigten Seele, daß ich über ſolche Erkenntniſſe und Erfahrungen erſtaunen mußte, beſonders da die Perſon nicht einmal leſen konnte. Ich wurde aufs äuſſerſte gerührt, ergriff ſie bey der Hand und grüßte ſie. Darauf drehte ſie das Haupt um, ſie rauchte wie ein Ofen, und der Angſtſchweiß floß über das Geſicht herunter. Sie ſahe mich voller

Sehnſucht an, und voller Gnade und Grosmuth ſprach ſie: Herr Doktor! könnt ihr mir nur den Schmerz lindern, ſo thut es! könnt ihr aber nicht ſo geſchehe meines Herrn Wille! — Ich ſprach ihr zu, ermunterte ſie zum heldenmüthigen Aushalten in dieſen Leiden und ermahne ſie mit kindlichem Zutrauen in ihrem Gebeth unabläſſig fortzufahren, damit es dem Herrn gefallen möchte, meine Mittel zu ſeegnen. Und ſo eilte ich voller Wehmuth nach Haus, um ihr geſchwind Hülfe zu ſchaffen. Der gute Menſch der mich abgeholt hatte, lief ungeheiſſen wieder mit mir, um die Arzneyen geſchwind mitzunehmen, ob er gleich keinen Lohn davon bekam, auch gar nicht mit den alten Leuten verwandt war. Er hatte gemerkt, daß ich chriſtlich mit der Frau geſprochen hatte, daher war er nun offenherziger, und auch hier erfuhr ich wiederum die Gewalt der Religion auf die Beſſerung des Herzens; der Menſch floß über von himmliſcher Geſinntheit, Liebe und Rechtſchaffenheit. Ehe er wieder nach Haus gieng, zeigte er mir ſeinen rechten Fuß, über welchen ich von Herzen erſchrack, und ich mir nicht vorſtellen konnte, wie der Menſch ſo munter und geſchwind, in dem ſchmutzigen Regenwetter mit mir fortlaufen können. Ein paar Tage hernach kam die gute Frau ſelber an meine Thür, und ich konnte ſie nicht bewegen, in meine Stube zu gehn. Sie hatte fünfzehn

Stüber in ein Papier gewickelt, die ſie mir für meine Treue Hülfe, wie ſie ſagte, abſolut aufdringen wollte. Sie ſagte: Sie hätte nicht mehr, dieſes aber gebe ſie von Herzen gern, und wenns noch dreymal ſo viel wäre. Ich redete verſchiedenes mit ihr an der Thür, fande Schätze von Weisheit und Gnade bey ihr, und ſo entließ ich ſie im Seegen und mit naſſen Augen. Bey dieſer Gelegenheit fiel mir das einfältige aber ſonſten ganz vortreffliche Lied ein: „Es glänzet der Chriſten inwendiges Leben,“ und unter andern die Strophen:

Sie ſcheinen von auſſen die ſchlechteſten Leute,
Ein Schauſpiel der Engel, ein Eckel der Welt.

Und in einer andern Strophe:

Sie wandeln auf Erden, und leben im Himmel;
Sie bleiben ohnmächtig und ſchützen die Welt;
Sie ſchmecken den Frieden bey allem Getümmel;
Sie haben, die Aermſten! was ihnen gefällt;
Sie ſtehen in Leiden, und bleiben in Freuden;

Sie ſcheinen ertödtet den äuſſeren Sinnen;
Und führen das Leben des Glaubens von innen.

Solche Kleinode der Menſchheit und Geburten der Religion Chriſti ſind zwar rar, aber doch noch aller Orten anzutreffen. O möchten ſie ſeyn, wie ein Ferment, welches das ganze menſchliche Geſchlecht durchdringet! Allein dieſes wird wohl ein vergebener Wunſch ſeyn.

Ich kann mich nicht weiter über die Würkungen der Glaubenskur ausbreiten. Genug ſind die Erfüllung des reinſten Naturgeſetzes, und derowegen ſchließe ich dieſes gutgemeinte Traktätchen, und bitte alle Leſer deſſelben, nicht auf Styl und Schreibart, ſondern auf die Wahrheit zu merken.

O du vollendeter Herzog der Seeligkeit, König der Menſchen! heilige dieſe dir geweihte Schrift durch deinen Geiſt der Wahrheit, lege Kraft und Nachdruck auf jedes Wort, auf deß alle, die es leſen werden, von deinem Licht durchſtrahlet und erleuchtet, wiederkehren mögen zu deinem glorreichen Scepter des Friedens. Zieh doch täglich eine Anzahl deiner Menſchen, eine große Anzahl zu dir in deine Veſtungen, und ſteure allen Werkzeugen des Unglaubens, damit ſie nicht länger dein Reich verwüſten und ſchwächen mögen. Mein Herr und mein Gott! hier lege ich die Feder vor deinem Throne nieder, laß mich ſie nie brauchen, als zum Preiſe deines Namens, und zur Beförderung meiner und meines Nächſten Glückſeeligkeit. Dir ſey Lob, Preis und Herrlichkeit gebracht, von einem Ende der Welt zum andern, bis in die Ewigkeit. Amen!

Die Schleuder
eines
Hirtenknaben
gegen den
hohnſprechenden Philiſter
den Verfaſſer
des
Sebaldus Nothanker

von
Johann Heinrich Jung,
Doktor der Arzneygelehrtheit in Elberfeld.

An das Publikum.

Alle, die mich kennen, werden bey Leſung dieſer Blätter ſtaunen und ſagen: Wie kommt der zu einem ſolchen ſcharfen und hämiſchen Styl? — Die mich aber nicht kennen, werden mich gewiß aus folgenden Bögen auch nicht kennen lernen. Es war meinem Herzen recht läſtig, einem Menſchen zu Leibe zu gehen, der mich geradezu nicht mehr beleidiget hat, als auch andere Chriſten. Beyden Arten von Leſern aber muß ich aufrichtig ſagen, daß ich einen Antrieb in meinem Gewiſſen fühlte, dem Herrn Verfaſſer des Sebaldus Nothanker und denen, die über ſeine ungeſalzene Schmierereyen lachen, öffentlich vor der ganzen Welt ins Geſicht zu ſagen, daß er ein boshafter Spötter der Religion und ein Stümper von Romanenſchreiber ſey. Dieſes nicht nur zu ſagen, ſondern auch zu beweiſen, iſt gar nicht ſchwer.

Ein ernſter Zweifler, der mit Wahrheitsliebe die Grundſätze der chriſtlichen Religion unterſucht, muß weder geſtrichelt noch gehechelt werden. Ein jeder ſey ſeiner Meynung gewiß, und wers glaubt zu ſeyn, der iſt glückſeelig. Ich für meinen Theil bin der Wahrheit von Jeſu Chriſto, ſeiner ſeligmachenden Gnade, der Wiedergeburt, Rechtfertigung und Heiligung ſo gewiß, als der ſtrengſten mathematiſchen Wahrheiten. Die wunderbaren Schickſale meines Lebens, und die ſichtbaren Erhörungen meiner Seufzer zu Jeſu Chriſto, ſind mir mehr als alle Demonſtrationen; allein, wenn ein andrer ſonſt gutherziger ehrlicher Mann dieſe Ueberzeugung nicht hat, ſoll ich den darum nicht lieben, nicht hochſchätzen? —

Voltaire iſt nunmehro ein alter Greis, dem Ende ſeiner Tage nahe: darum will ich nicht, einer unzeitigen Geburt gleich, noch ſeine grauen Haare zupfen. Der gerechte Vergelter, deſſen Barmherzigkeit unergründlich iſt, wird wiſſen, was mit ihm in der Ewigkeit anzufangen iſt. Alle ſeine mit ungemeinem Witze geſalzene Spötteleyen ſind ſo fein, daß ſie unter der niedern Klaſſe von Menſchen nicht viel Schaden anrichten können, beſonders da ſeine Sachen franzöſiſch geſchrieben, und für Werkeltagsmenſchen zu hoch ſind; wiewol dieſer Mann mit der Toleranz doch eine ſolche Gleichgültigkeit in der Religion in die Welt eingeführt hat, daß es mit Thränen nicht genug zu beklagen iſt. Eben die witzigen Spöttereyen dieſes franzöſiſchen Dichters haben die Gottesgelehrten rege gemacht, daß ſie ihm durch vernünftige Beweisgründe haben begegnen wollen; dadurch aber iſt noch mehr Schaden als Nutzen angerichtet worden: denn da die chriſtliche Religion ſich nur auf hiſtoriſche Thatſachen und auf eigene Seelenerfahrung gründet, ſo iſt klar, daß durch die Demonſtration weiter nichts heraus kam, als ein heidniſch-moraliſch-philoſophiſches Chriſtenthum, nicht viel beſſer als Confucianismus, Mahometismus und dergleichen. Aus dieſen Abweichungen der Theologen von der uralten apoſtoliſchen Bekehrungsmethode, ſind nun leider mehr Socinianer, Sociniano-Naturaliſten, Deiſten, Freygeiſter und Spötter entſtanden, als durch alle voltäriſche Witgelegen. Hätte man die Leute auf den Glauben an den auferſtandenen Weltheiland, zum Gebet um Erleuchtung und zu rechtſchaffener Sinnesänderung verwieſen, und ſie dazu angehalten, ohne ſich mit dergleichen Thorheiten abzugeben, indem es nicht möglich iſt, daß Sachen, die vor ſo vielen hundert Jahren geſchehen ſind, können mathematiſch demonſtrirt werden; ſo würde man erfahren haben, daß Chriſtus Recht habe, wenn er ſagt; daß diejenigen, welche den Willen ſeines himmliſchen Vaters thun würden, innewerden ſollten, daß ſeine Lehre von Gott ſey.

Die Menſchen ſind von Natur gewohnt, den Reizen ihrer Sinnlichkeit zu folgen und derſelben Genüge zu leiſten; es iſt aber gewiß, daß eben die Menſchen Anlage haben, zu einer hohen Vollkommenheit zu gelangen, zu welcher ſie auch von ihrem Schöpfer beſtimmt ſind. Nun hat aber die Erfahrung von jeher gelehrt, daß der Menſch, wenn er ſeiner Sinnlichkeit und ihren Reizen folgt, nicht vollkommner, ſondern immer unvollkommner werde. Es iſt alſo gewiß, daß wir

Menſchen, wenn wir das Ziel unſrer Schöpfung, die wahre Glückſeeligkeit erreichen wollen, unſrer Sinnlichkeit abſterben, und einen ihr entgegengeſetzten Weg einſchlagen müſſen. Dieſen Weg zeigt uns nun die chriſtliche Religion. Es läßt ſich leicht begreifen, daß eine höhere Kraft zu unſerer Beſſerung nöthig ſey, als die wir ſelbſten beſitzen: denn da es ein Widerſpruch iſt, daß eine Kraft ſich ſelber ſollte überwinden können, ſo folgt natürlich, daß noch eine andre hinzukommen müſſe, wenn wir uns ſelbſt überwinden ſollen. Nun iſt aber **Chriſtus** dazu Menſch geworden; dazu hat er gelitten; dazu iſt er auferſtanden, daß er durch ſeinen Geiſt, durch ſeine Gnade auch in uns die Werke des Fleiſches (das iſt, die Reize der Sinnlichkeit) zerſtöre und überwinde.

Dieſe Vervollkommnung thut aber nun freylich, ſonderlich im Anfange, dem Menſchen wehe. Und darum haben die Philoſophen von jeher geſucht, ob man nicht einen andern Weg finden könne, der gemächlicher ſey; und dieſes iſt endlich, wenigſtens menſchlichem Wahne nach, gelungen.

Spinoza und Edelmann brachen das Eis; ſie wußten den Faden ſo einzufädeln, daß, da einmal gefunden worden, daß die Welt mit den Menſchen eine Maſchine ſey, die nach ununterbrochenen geſetzmäßigen Folgen ihre Umwälzungen in einem fort verrichtete, nunmehr die immerwährende fortdauernde Mitwirkung des Schöpfers nicht mehr nöthig ſey. Gott, das liebenswürdigſte Weſen, das von Anbeginn ſich als einen König der Menſchen immer in Regierung derſelben thätig bewieſen, wurde nunmehr als ein von der Welt entfernter Gott angeſehen, der ſich gar nicht mehr mit ſeiner Hände Werk melirte. Leibniz und nach ihm Wolff traten in Deutſchland auf, da ſie aber von den allererſten Grundſätzen der Erſten nicht genugſam abwichen, nicht genug die Erfahrungsſätze der göttlichen Offenbarung an die Welt mit in ihr Syſtem einflochten; ſo wurde die Sache, ob ſie es ſchon beyde recht gut meynten, gar nicht gebeſſert. Gott bleibt immer ein metaphyſiſcher Gott, und dem Alterthume zu Ehren, und aus Höflichkeit glaubt man noch immer, daß ehemals ein guter Mann in der Welt geweſen, der Chriſtus geheiſſen habe.

Da nun die Leibniz-Wolffianiſche Lehre zur Schulphiloſophie geworden: (wir haben auch wirklich keine beſſere) ſo werden junge Leute, die ſtudiren ſollen, dadurch zum Demonſtriren eingeleitet. Die Seele, des Demonſtrirens gewohnt, betrachtet nun alles mit mathematiſchem Auge, geht mit dieſer Rüſtung ins Religionsſyſtem ein; da kann ſie nun nicht mehr fort, da heißt es: Glaubet an das Evangelium. Der Jüngling, der gewohnt iſt, immer: Warum zu ſagen, erſchrickt, daß er ohne Demonſtration glauben ſoll; jetzt fällt ihm ein Buch von Voltaire in die Hand, und, ſiehe da! er wankt und zweifelt.

Dieſes nach meiner Meynung die erſte Quelle, woraus unſre heutige freygeiſteriſche Zeiten zu erklären ſind.

Wie ſehr wär es nun zu wünſchen, daß unſre Gottesgelehrten endlich einmal aufhörten, in Religionsſachen aus vernünftig ſeyn ſollende Grundſätzen zu demonſtriren. Nichts aber iſt verkehrter, als gar die Bibel darnach reformiren zu wollen! Iſt die Vernunft über die Offenbarung, ey! ſo haben wir ſie nicht nöthig, und wir ſind Heiden, wie die Griechen und Römer waren: und alsdann iſt die Anlage des menſchlichen Geiſtes vom Schöpfer übel gemacht worden, und alle ſeine groſſen Meßiasanſtalten, von Anfang der Welt her, ſind vergeblich geweſen. Iſt aber die Offenbarung über die Vernunft: ſo arbeiten die Theologen, welche ſie reformiren wollen, gegen Gott, und alſo zum Verderben.

Es läſt ſich alſo einſehen, wie behutſam heutiges Tages ein Schriftſteller zu Werke gehen müſſe, der von Religionsſachen ſchreiben will, daß er weder zum Aberglauben noch zum Unglauben wanke. Doch kann keine größere Frevelthat begangen werden, als wenn ein Menſch bey kritiſchen Umſtänden auf die allerinſinuanteſte Weiſe auftritt, und die äuſſere ſowol als die innere Verfaſſung unſrer liebenswürdigſten Religion zu untergraben ſucht. Die Religion, die doch in den beynahe achtzehnhundert Jahren, die ſie gedauert hat, mehr gute und rechtſchaffene Menſchen, bey aller ihrer Ausartung gebildet hat, als die erſten viertauſend Jahre alle Religionen zuſammen, ich will von der individuellen Gluckſeligkeit eines jeden wahren Chriſten nicht einmal reden.

Bey allen dieſen kritiſchen Umſtänden tritt in der Mitte der proteſtantiſchen Kirche ein Buchhändler, Herr Nicolai in Berlin, auf, ſchreibt mit einer ironiſchen Laune einen Roman, unter dem Titel: „Leben und Meynungen des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker,“ ein Buch, worinnen die Prediger der proteſtantiſchen Kirche, und mit ihnen die allertheuerſten Wahrheiten der Religion auf eine ſo infame Weiſe durchgezogen und lächerlich gemacht werden, daß es mit Thränen nicht genug zu beklagen iſt, wie viel Menſchen dadurch zu lachen und zu ſündigen gereizt werden.

Unſre deutſchen Jünglinge, die ſich entweder dem Kaufmannsſtande oder der Gelehrſamkeit widmen wollen, die einstheils in dieſen freidenkeriſchen Zeiten leben, anderntheils ohnehin zur Eitelkeit und zum Leſen der Romanen inkliniren, kaufen dieſes Buch häufig. Sie leſen: die ironiſch-launigte

Schreibart kitzelt; der natürliche Menſch haßt ohnehin die ihn beſſernde Religion; wird froh über alle die Mängel der Kirche, was halb wahrſcheinlich iſt, überredet ihn; ſein Haß gegen alles was heilig iſt, wird größer; Kirche, Lehrer, Gotteswort und Sakramente werden altfränkiſch und lächerlich, und nun iſt der Freygeiſt vollkommen.

Sehen Sie, geehrte Leſer; Dieſes ſchädliche Buch hab ich mir vorgenommen zu widerlegen, und die Ehre der Religion gegen dieſen hohnſprechenden Philiſter zu vertheidigen. Und weil ein trockner dogmatiſcher Styl von unſern deutſchen Jünglingen nicht würde geleſen werden, ſo hab ich mich einer aufgeweckten Schreibart bedienen müſſen. Ich habe den Verfaſſer nicht mehr ſchonen können als geſchehen iſt: Niemand verdient mehr bittre Verweiſe, als einer, der göttlichen Dingen hohnſpricht, ohne Mittel zu etwas beſſerem anzuweiſen.

Ich hoffe, keiner Entſchuldigung nöthig zu haben, daß ich, als Arzt, mich mit theologiſchen Sachen abgebe. Ein jeder Chriſt iſt verbunden, ſeine Religion zu vertheidigen, wo ihr geradeswegs und noch mit Hohn widerſprochen wird. Ueberdas kommen dergleichen Bücher ſelten den Theologen in die Hände; wie können ſie aber vertheidigen, wenn ſie von nichts wiſſen. Und endlich griff der Verfaſſer die Prediger vornehmlich an: es wird alſo mir, als einem Unpartheyiſchen, beſſer anſtehen, ihm unter Augen zu treten.

Hony soit qui mal y pense.

Ich mag Ihnen in der heutigen Tages gewöhnlichen Waffenrüſtung nicht entgegen gehen; ich bins eben nicht gewohnt: und wenn ichs gewohnt wäre, ſo muß ich Ihnen dreiſt ſagen, Sie verdienen nicht, daß man Ihnen ordnungsmäßig vors Geſicht komme.

Sie haben da ein Buch geſchrieben, oder beſſer, Sie haben eins angefangen zu ſchreiben; denn wenns rund werden ſoll, ſo bin ich gewiß, daß noch ein hübſcher Band, wenigſtens, zuſammengedichtet und getrachtet werden muß. Mit dieſem Büchlein laßt uns beyde nun einmal ans Tageslicht gehen, und es im hellſten, reinſten Sonnenſtrahle betrachten. — Wer ſind Sie? — Das will ich Ihnen ſagen, mein Herr! Nächſt dem, was Sie auf der Titelſeite allem Vermuthen nach werden geſehen haben: „Ein vernünftiger Verehrer der erhabenſten Religion Jeſu Chriſti,“ und alſo ein Ritterbürtiger, der ſich, kraft ſeines Namens und Standes beynahe zu gut hält, es mit kleinen Fadengeiſterchen aufzunehmen. Aber mit Ihnen, mein Herr! ſcheint mir doch in etwa der Mühe werth zu ſeyn. Sie machens zu bund! Jetzt ernſtlich zur Sache!!!

Die Religion Jeſu Chriſti hat auch für denjenigen, der ſich nicht dazu bekennt, ſo was ehrwürdiges, daß er ſich, wenn er nur nicht gar ein Thier vom Menſchen iſt, nicht unterſtehen wird, dieſelbe lächerlich zu machen.

Wer? Was? Was wollen Sie? Wer will denn eure Religion. — Warten Sie, Herr Verfaſſer! ſo weit ſind wir noch nicht.

Und doch gibts anjetzo ſolcher Thiere genug. — Stelle man ſich einen rechtſchaffnen Chriſten vor, hat nicht ſein Bekänntniß Einſchluß auf Leben und Glückſeligkeit der ganzen Menſchheit? — Beruhiget es nicht das Herz des Chriſten? Er fühlt Wonne und Seligkeit auch im Leiden; heißts Enthuſiasmus, heißts, wie ihr wollt! Er geht ſtille daher, bedauert euch übergroſſe Menſchen oder Rieſengeſtalten und verſchwindet. Ihr verſchwindet, und dann gilt Rechtens: da iſt keine Berliner Schule, kein ſchöngeiſteriſches Tribunal mehr, wo man über dieſen Witz lacht, über jenen Stich ſich kitzelt; dieſes ſchön preiſt: jenes wahr heißt, und was des mehr iſt. Da wird nach dem ächten Maaßſtabe der Natur gemeſſen werden, da wirds heiſſen: „Du! welche war deine Abſicht, wie du Nothankers Leben ſchriebſt.“ Die Antwort — Ha! ich wollte eben die Pfarrer ein wenig ſtriegeln, und ſo im Vorbeygange die Schöngeiſter kitzeln und lachen machen. Sagen Sie mir, wird Ihnen da der ernſte Beherrſcher der ganzen Menſchheit, der

Donnerer im hohen Himmel, deſſen Worte freſſende Feuerſtrahlen ſind, wird Ihnen der auch Gnade zulächeln? — Der, vor deſſen Angeſicht Erde und Himmel wegbebt, wird der eines ſpöttelnden Geiſtes ſchonen, der ſeine Rechte aufhebt, mit Wiedergeburt, Allegorie der ehrwürdigen Offenbarung (das iſt ſie doch immer, auch wenns nur menſchliche Werke wären) und dergleichen den Spott treibt? Hören Sie das Urtheil, das gewiß geſprochen werden wird, wenn Sie nicht zum Vater der Menſchen hintreten und ſagen: Vater! ich habe geſündiget im Himmel und vor dir u. ſ. w.

„Du haſt ein Buch geſchrieben. Die Urſache „war, deinen Witz, deine Kunſt zu zeigen, ein „berühmter Autor zu ſeyn. Die Materie dazu „nahmſt du, nach dem herrſchenden Geſchmacke „deiner Zeit, aus der ſchwachen Seite meiner „Anhänger; es waren aber doch meine Knechte „und Diener, wie verdorben ſie ſeyn mochten: „denn ſie bekannten ſich zu mir: Tauſend Jünglinge und Jungfrauen machteſt du lachen, freuteſt dich mit ihnen, daß mein Reich ſo ſchwach „und ſchlecht ausſähe, verdarbſt vollends den zarten Keim zukünftiger Beſſerung des Geiſtes „nach meinem Sinne, und machteſt alſo mein „Heiligthum zugleich lächerlich. Weiche von mir, „du gehörſt in mein Reich nicht!“ —

Hören Sie, mein Herr! es ſieht freylich im Lehrſtand eben ſo verdorben aus, als auch in den andern Ständen. Auch ſelbſt im hochblühenden Schönengeiſterſtande wagt ſich manch Zwergmännchen, thürmt Ballen von Druckpapier wie hohe Berge aufeinander, ſteht oben drauf, ruft: Guck! da bin ich auch. Allein, es iſt wahr, ich möchte doch nicht gerne den Geſandten eines großen Königs, der im Namen ſeines Principals in meiner Stadt reſidirt, ſchimpfen, wenn er auch in aller Form Rechtens ein Lump wäre. — Der König würde ſeine Ehre retten und ſagen: Menſch! wer hat dich über meine Sachen zu Richter geſetzt? — Aber lieben und belohnen wird mich der König, wenn ich mit treuem und frommem Herzen ſeiner Knechte einen zurechtweiſe. Das bleibt immer wahr: auch der allerunwürdigſter Prediger ſteht doch da, als Geſandter Gottes und Chriſti; ſein Charakter ſoll uns doch immer ehrwürdig bleiben, wenn uns ſeine Perſon um ſo viel verächtlicher iſt. Welch Volk unter allen Völkern hat nicht immer Reſpekt gegen ſeine Prieſterſchaft beobachtet! und wie hat die Nachwelt von denen raiſonnirt, die ſie verſpottet haben?

Allein laßt uns ins Detail gehen, um Ihnen recht gründlich zu weiſen, daß Sie erſtlich nicht einmal Geſchick haben, ein Buch mit Geſchmack zu ſchreiben, und hernach, daß es keine Bigoterie von mir iſt, was ich Ihnen ſchon oben geſagt habe, ſondern daß es wahr und volle Gewißheit ſey, die auch der vollendeſte Freydenker einſehen wird.

Wären Sie von Profeßion ein Gelehrter, d. h. müßten Sie mit Bücherſchreiben Ihr Brod erwerben, ſo müßte man Sie billig bedauern. Allein, dieſes iſt hier der Fall nicht; blos der Kitzel ſticht Sie, Ihre Waare zu Markte zu bringen, und ſiehe da! eine Popanz, ein Unding, das in keiner Welt unter allen möglichen wahr ſeyn kann, kommt ans Licht. Gekauft wirds doch, ja mein Herr! — leider! — Laßt uns einmal die Hauptperſonen beym Lichte beſehen! Herr Magiſter Nothanker iſt der Held des Stücks. Er iſt ein braver ehrlicher Mann, der um ein paar paradoxer Sätze willen, immer unglücklich, dadurch aber niemals klug wird, ſondern, wenns dem Autor gefällt, ſeine Maſchiene wieder an einen andern Ort zu bewegen, ſo muß er zu allem Unglücke wieder ein Paradoxon ſagen; ein Mann, der ſo oft durch Schaden gewitziget worden, der doch ſo ziemlich indifferent und tollerant iſt, wird ſich wol hüten, ferner Dinge zu predigen, die ihn unglücklich machen, und die auch, nach ſeiner eignen Einſicht, nicht einmal zum Weſen der Religion gehören. Aber die Geſchichte muße doch fortgehen, und alſo, Herr Magiſter! ſie müſſen wieder ein Paradoxon predigen.

Doch iſt dieſe Figur und des Majors ſeine präſentiren ſich noch am beſten; nur Schade! daß der Herr Verfaſſer eben nichts empfindet, auch den empfindſamen Magiſter nichts fühlen läßt, wenn es zweifelhaft wird, ob ſeiner Gattin erſter Sohn wirklich ſein iſt. Schade, daß auch der kaltherzige Verfaſſer bey dem Tode der Wilhelmine ironiſch von apokalyptiſcher Entzückung redet, das reimt ſich, wie ein Seiltänzer zum jüngſten Gericht.

Ewig iſts nicht wahr, daß Wilhelmine eine Wolfianerin iſt; doch mag ſie meinetwegen!

Uebertrieben ſind die mehreſten Charakter; wer nur halbes Gefühl hat, wirds inne werden.

Doch der erſte Band mag vergeſſen werden; iſt nichts daran gelegen. Aber zum zweyten Bande! Wer da Ohren hat zu hören, der höre! —

Die erſte Caricatur von Menſchen iſt, wie uns der Herr Verfaſſer weißmacht, ein Pietiſte. Ey was! ein Pietiſte? — Ja, mein Herr! und doch muß ich Ihnen ſagen, daß dieſer Unſinn, den Sie da an Mann bringen wollen, wieder ganz am unrechten Ort iſt. Einen wahren Pietiſten lächerlich zu machen, wäre mehr als teufliſch. Alſo einen falſchen Pietiſten — und dieſe Perſonnage da, die Sie ſo heiſſen, iſt gar kein Pietiſt, mehr Zinzendorfianer, und dieſes auch noch nicht: das Ende zeigts, es iſt ein Phantom, das ſich nirgend ſchickt, als in den Kopf des Herrn Verfaſſers. Aber was ihm auch verdirbt, ſo geräth ihm doch ſein Spott über die heiligſten Sachen immer.

Ein falſcher Pietiſt iſt ein Menſch, der die allerhöchſte Moralität affectirt, der ſich darſtellt engelrein zu ſeyn, doch aber eben ſo wol Menſch iſt, wie ein andrer: nur daß er ſeine Schwäche verbirgt, und, um mehr als andre ſo zu ſcheinen, ſo ſchmählt er gern auf die Unvollkommenheiten der Menſchen, beſonders ſeiner Mitchriſten. Jetzt ſehen Sie, Ein falſcher Pietiſt heißt mit einem andern Wort, ein Erzheuchler. Hätten Sie nur dieſen ihren Mann ſo recht rebaulich von der Kraft des Chriſten gegen die Verſuchungen (aber ohne Spötteleyen) reden; hätten Sie ihn über die Schwäche andrer Menſchen klagen, und dann bey der erſten Gelegenheit zum Kampf gegen die Lüſte fallen laſſen, ſo wäre ein falſcher Pietiſt herausgekommen. Doch das wäre zu vernünftig für den Herrn Verfaſſer. —

Gut! — daß der Schatten des ehrlichen Mannes im Frieden ruht, der ehemals das alte Lied: „Wacht auf, ruft uns die Stimme,“ gemacht hat. Ihn wirds nicht ſtören, daß dieſes zwar alte aber noch immer unſträfliche Lied, das Signal zur haſendſten Spötterey chriſtlicher Religionsſätze geben muß! — Wen wirds nicht kränken, wenn irgend ein Portrait eines ſeiner Vorfahren mit einer Narrenkappe gekrönt wird!

Nothanker ſieht einen vor ſich gehen, der dies Lied ſingt, er naht hinzu und ſingt mit.

Nach einigen Wortwechſelungen kommen wir zu etwas, das zum Steckenpferd des Herrn Verfaſſers gehört. Da iſt die Rede von der Verdorbenheit des Menſchen, die der ſogenannte Pietiſt im höchſten Grade behauptet. Nun da lachen Sie dann, Herr Verfaſſer! und halten. — Noch ehe Sie auslachen, hören Sie! Moſes hat wenigſtens dem Gotte der Wahrheit in den Mund gelegt: „Das Dichten und Trachten des menſchlichen Herzens iſt böſe von Jugend auf und immerdar;“ und Moſes lügt wol nicht.

Eben dieſe göttliche Majeſtät klagt durch die ganze Bibel über die Verdorbenheit ſeiner Menſchen. Der, der ſich aus Liebe für ſie zu tode martern lies, darf ich in dieſer Sache den Namen nennen? den größten Namen! Jeſus Chriſtus (zittern Sie für dieſem Heiligthume) beklagte und beweinte ſeine ganze Lebenszeit durch bis in den Tod die Verdorbenheit ſeines Volks. Ja die Bibel! — da ſind wir nicht einerley Meynung.

Nun ſo kommen Sie denn. Sie werden doch glauben, daß der Menſch einer höhern Moralität fähig ſey, als er, überhaupt betrachtet, wirklich hat, und werden Sie mir nicht auch zugeſtehen, daß es ungeheure Laſter unter den Menſchen giebt? — Ja, daß die Menſchen, ins Ganze genommen abſtrahirt von aller Erziehung, alle miteinander nicht den Weg der philoſophiſchen Tugend, geſchweige der chriſtlichen, einſchlagen: Wenden Sie mir keine wilde Nationen ein, die haben die Schranken der Naturgeſetze aus der erſten Hand. Sebaldus Einwendung iſt die Sprache aller Freygeiſter, die nichts für ſündlich halten, als was juſt der menſchlichen Geſelligkeit zuwieder iſt. Ey! das geſteh ich; iſt das aber nicht auch Sünde, was unſre moraliſche Verbeſſerung aufhält? — Der Menſch kann durch den Weg der chriſtlichen Religion zu hoher Vollkommenheit gelangen, die Erfahrung lehrt häufig, daß es auch wirklich geſchehen iſt. Wer aber nun die Mittel der chriſtlichen Religion verſäumt, oder gar von ſich ſlbſt, ſündigt der auch nicht, verſteht ſich, wenn ſie ihm bekannt ſind? — Hatte alſo der Pietiſt nicht recht, wenn er ſagte: „Die arme menſchliche Natur ſey ganz verderbt; und war Ihr Nothanker nicht ein elender Theologe, da ers läugnete? —

Nun aber ſchaudert mir die Haut. Jetzt gehts über die göttliche Gnade her. — Gnade! das hohe apoſtoliſchgeadelte Machtwort Gottes und Chriſti.

Der Pietiſt ſagt: „Wie könnten wir etwas Gutes wirken, wenn es die allein wirkende Gnade nicht wirkte?“ dieſes legen Sie der Perſon in den Mund, die Sie lächerlich machen wollen. Ihren Sebald laſſen Sie antworten. „Die Gnade wirke nicht wie ein Keil aufs Kloz. Gott habe die Kräfte zum Guten in uns ſelbſt gelegt. Er wolle, daß wir thätig ſeyn ſollten, ſo viel Gutes zu thun, als uns möglich iſt. Er habe würde und Güte in die menſchliche Natur gelegt.“

Schämen müſſen Sie ſich vor Gott und Menſchen, daß Sie ſo elend räſonniren! Hören Sie die erhabnen Lehrſätze der Apoſtel ins Kurze gefaßt.

Die menſchliche Natur iſt ganz verdorben d. i. die Menſchen, ſich ſelbſt überlaſſen, wandeln ihre Wege fort, dergeſtalten, daß ſie, anſtatt immer mehr Gott ähnlicher, mithin vollkommen glückſelig zu werden, immer zurück bleiben, immer mehr und mehr ihre Seele mit vergänglichen Scheingütern ſättigen, und alſo ſich immer mehr und mehr vom Entzwecke, wozu ſie beſtimmt ſind, entfernen, denn ihre Leidenſchaften, die Wurzel mit all ihren Zweigen wird immer genährt, und auf dieſe Weiſe iſt alſo an keine Verbeſſerung des menſchlichen Geiſtes zu denken.

Sehen Sie ſich um, hat jemal eine philoſophiſche Moral der ganzen Welt dieſes geleiſtet? — Ich nehm ein paar einzelne Fälle aus. Die philoſophiſche Moral alſo iſt unkräftig, den Menſchen zu ſeiner beſtimmten Vollkommenheit zu bringen.

Jeſus Chriſtus kommt in die Welt. Er und ſeine Apoſtel zeigen die höchſte Moral in ihrer majeſtätiſchen Einfalt, und die ganze Welt muß ſagen, ſie iſt die ſchönſte.

Aber jetzt, wie ſieht's ums Halten aus? auch der Menſch, der ſich mit allen ſeinen Kräften daran giebt, ſcheitert und bringts nicht zu Stande. Nun zeigt uns eben der Geiſt Jeſu Chriſti, der die Apoſtel belebte, wie wir auch dazu gelangen können, daß uns Chriſti Joch ſanft und eine leichte Laſt wird. Nemlich:

Chriſtus war ſterblich. Er muſte durch Leiden und Tod vollkommen gemacht, und alſo der Herzog der Seeligkeit und der unſterbliche König der ganzen Creatur werden. Nach der Einnehmung ſeines Throns ſandte er ſeinen Geiſt, der mit würkender Kraft den menſchlichen Geiſt unterſtützen ſollte, ſobald der Menſch nur herzlich ſeiner Hülfe begehrte.

Dieſe wirkende Kraft des Geiſtes Jeſu Chriſti heiſſen wir Chriſten die Gnade.

Nicht wahr, mein Herr Nothanker! das ſind böhmiſche Dörfer? — Ja, aber denn auch keinen Schritt weiter. So haben Sie auch nicht Recht, einen Küſter oder Dorfſchulmeiſter zu belachen.

Nun weiter! Daß Sie die chriſtliche Religion lächerlich machen wollen, verſteht ſich am Rande; daß Sie aber nichts davon wiſſen, gar keine Kenntniſſe von den Geheimniſſen derſelben haben, das iſt ſehr ſchlecht! Es iſt unerhört, daß ein Menſch, der ſo viel tauſend Bücher, die von derſelben handeln verkauft hat, ſeine Waare nicht beſſer kennt. Unerhört iſt es, etwas zu läſtern, das man gar nicht verſteht. — Sie müſſen wol ſo einen Kannengieſſergeiſt haben, der ſich in höhere Sachen miſcht, als ſeine Vernunft reicht. Hin zum Nachteulenneſt! wer den Tag ſcheut.

Der Pietiſt fährt fort Wahrheiten zu ſagen, die der Hr. Verf. für Narrheiten halten muß, weil er ſie lächerlich machen will. Er behauptet nemlich: die Tugenden welche wir aus eignen Kräften ausüben, ſeyen Scheintugenden. Um Gott wohlgefällig zu werden, müſſe man Elend und Unwürdigkeit an ſich ſehen.

Wollt ihr zu Jeſu Heerden,
So müßt ihr gottlos werden!
Das heißt, ihr müßt die Sünden
Erkennen und empfinden.

Die Gnade müſſe alles in uns thun; wir müßten recht klein, recht unwürdig werden.

Wenn wir uns mit den Siechen
Ins Lazareth verkriechen.

Wie mußten Sie ſo froh ſeyn, als Ihr Gehirn den Fund ausgebohren hatte!

Woltersdorf iſt auch bey uns in geſegnetem Andenken. Es bleibt dieſer theure Name ehrwürwürdig bis ans Ende der Tage. Ihm wirds nichts ſchaden, daß derſelbe in dieſem Buche unſchuldiger Weiſe wie ans ſchwarze Brett angekrazt werden; von Ihm ſollen obige Strophen ſeyn.

Jezt laßt uns ſehen, Herr Nothanker, wie weit die Schleuder reicht.

Paulus ſagt irgendwo: „Wo die Sünde mächtig iſt, da iſt die Gnade noch mächtiger.“ Der Pietiſt redet alſo wieder aus der Bibel. Nun damit Sie auch ſehen, daß dieſe Lehre gar kein

Unſinn iſt, ſondern ſo gar wohl mit der Vernunft übereinſtimme, ſo merken Sie auf:

Wenn der Menſch ſieht, daß ſeine Kräfte nicht zureichen, ſich vollkommner zu machen, Gott ähnlicher zu werden, ſo fleht er alſo, wie oben geſagt worden, um den göttlichen Beyſtand. Der Geiſt Jeſu Chriſti fängt an ihn durch die Wirkung der Gnade zu unterſtüzen. Alle Seelenkräfte werden erhöht, verſtärkt, folglich auch der Verſtand. Jezt fängt der Menſch an einzuſehen, welche Reinigkeit dazu gehöre, vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel vollkommen iſt; auf der andern Seite ſieht er ſeine ſo ſehr abgewichne Natur, den großen Abſtand zwiſchen ihm und Gott; er ſieht wirklich ein, daß alles dasjenige, was er vorhin als Tugenden angeſehen, blos aus Eigenliebe gebohrne Handlungen ſind; mit einem Wort, er erkennt ſein Elend. — Die Gottesgelehrten haben alſo die Erkenntniß der Sünde von jeher für den erſten Grad des ausübenden Chriſtenthums gehalten. Gar recht ſagt alſo der ſeinem Gott bis in den Tod getreue Woltersdorf: daß der Menſch ſich für gottlos erkennen, daß er ſeine Sünden empfinden müſſe. Vollkommen wahr iſts, daß ſich ein Menſch müſſe zu Chriſto gleichſam wie ein Kranker, Ohnmächtiger, der ſich nicht rathen noch helfen kann, hinbegeben. Hat nun der fromme Mann dieſes ein bischen einfältig in Verſen geſagt; ey! was werden einem Bauersmann, und derer ſind doch die meiſten, Klopſtocks Oden helfen? ſelbſt Gellerts Lieder ſind noch für manchen zu hoch, wie ich aus Erfahrung weiß. Verbeſſerung der Kirchengeſänge iſt mehrentheils Thorheit.

Sebaldus, der juſt ſo redet, wie ſein Verfaſſer will, um den Pietiſten endlich blos zu ſtellen, ſieht alles dies wie der Eſel das umlaufende Mühlrad an, ſpricht ordentlich wie ein ausgemachter Dummkopf, und endlich ſagt er ganz unerträglich, unbegreiflich ſchwachſinnig: „Ich „pflege das Vater Unſer zu beten; darinn ſteht „nichts vom Durchbruch, nichts vom Bundesblute, nichts von der Wiedergeburt und von der alleinwirkenden Gnade.“ Ey! der iſt doch wohl der elendeſte unter allen Dorfpfarrern! Stauzius hat recht, daß er Ihn weggejagt hat, wenn er nicht beſſer weiß, was Vernunft und Unſinn iſt! Der iſt ein lebendes Zeugniß von der Weisheit deſſen, der Ihn ſo ſchön ausſtaffirt hat. Iſts möglich, daß ſo viele groſe und gelehrte Männer einen ſo aberwitzigen Schriftſteller können ungehechelt laſſen. Doch — da die Religion lächerlich werden ſollte, ſo mußte ja die Hauptperſon des Buchs, die ihr allenfalls noch zur Bruſt ſtehen konnte, ein feigherziger Kerl ſeyn.

Erſtlich: Wer hat Ihnen weiß gemacht, daß das Unſer Vater, oder Vater Unſer, wie Sie wollen, ein Inbegriff aller Wahrheiten der Religion ſey? Hat nicht Chriſtus ſelbſt anderswo geſagt: Ringet darnach, daß ihr eingehet durch die enge Pforte? Dieſes bedeuten wir mit einem Wort, und nennen es Durchbruch. Sagt nicht Chriſtus: Er laſſe ſein Leben für die Schaafe? Schärft Er dieſes nicht durch das hochbedeutende Brodbrechen und Kelchdarreichung zum ewigen Andenken ein? Thun wir alſo unrecht, wenn wir den geheimnißvollen Tod unſers Erlöſers und ſeine ſegensvolle Frucht mit dem Worte: Bundesblut, ausdrückten? — Hat Er nicht ausdrücklich dem Nikodemus die Wiedergeburt angedrungen? und endlich zum Ueberfluß: Was beteſt du, elender Nothanker, denn, wenn du ſagſt; Dein Reich komme! — Schließt dieſe Bitte nicht alle Anſtalten und Reichsverfaſſungen Gottes und Chriſti in ſich? —

Entweder Sie müſſen offenherzig geſtehen, ich will gar mit Chriſto nichts zu thun haben; Er geht mich nichts an: und alsdann gehören Sie zu einem andern Menſchenvolke, ſie ſind ein elender Miſſethäter, der ſich unterſteht, Majeſtäten zu läſtern, und verdienen auch von dem Könige, dem Sie dienen, Strafe! oder Sie bekennen ſich zu Chriſto, alsdann wird auch dieſer Gott der Schöpfung wiſſen, was Er mit Ihnen zu thun hat.

Nun kommen wir ſo vor und nach zur Ewigkeit der Höllenſtrafen, wie? — das weiß ich nicht; wir kommen eben drauf, mögen als einmal ein paar Ruthen lang ſpringen, ſchad't nicht. Das Wort Schwefelpfuhl muß mit den Haaren herbeygezogen werden. Sebald kann ohne alle Gnade ſeinen Räubern verzeihen und gute Beſſerung wünſchen. Das iſt nicht wahr, ohne Heucheley und ohne Gnade Feinde zu lieben, iſt eine Schimäre. Haben doch viele Herrn Pfarrer dem Verfaſſer nichts zu Leide gethan; Chriſtus mit ſeiner Lehre hat ihm nichts zu Leide gethan, und doch — Wo iſt Liebe! —

Dieſes hatt' ich vorbeygegangen, mußte aber nachgeholt werden.

Nun ſingt der Pietiſt ein altes einfältiges Lied von der ſchrecklichen Qual der Verdammten.

Dieſer Lied braucht wieder der Verfaſſer der Religion zu höhnen. Und doch redet Chriſtus von Heulen und Zähnklappen! von Flammen, worinn der reiche Mann unträgliche Pein litte; vom hölliſchen Feuer, wo der Wurm nicht ſtirbt, und das Feuer nicht verlöſcht: von Verfluchten, die vor ſeinem Angeſicht wegbeben und ins ewige Verderben weichen ſollen. Johannes, der ſanfte Liebesjünger, ſahe einen Schwefelpfuhl, worinn das Thier und der falſche Prophet mit ihren Anhängern von Ewigkeit zu Ewigkeit gepeinigt werden ſollten. Hatte nun der alte Dichter unrecht, wenn er dieſen Ort ſchrecklich abmahlte? — Und gewiß, dieſes Lied kann die Kraft haben, zuweilen noch wohl einen rohen Menſchen vom Rande des Verderbens zurück zu ſcheuchen. Man geht immer ſicherer, dem muthwilligen Volke härter zu drohen, als man Willens iſt zu ſtrafen.

Sebald fragt den Pietiſten, ob er ein Wiedergebohrner ſey? — Ja! antwortete dieſer, vor drei Jahren den 21ſten September, Nachmittags um 5 Uhr u. ſ. w. Elende unerträgliche Spötterey über die Bekehrung! Konnte denn Paulus nicht die Stunde anzeigen, wann er bekehrt worden? Mir ſind viele dergleichen Exempel bekannt, unter andern ein Schreiner, den ich in der Cur gehabt, welcher über dem Saufen und Spielen plötzlich dergeſtalt über ſeine Sünden gerührt worden, daß er wie todt zur Erde gefallen. und von der Zeit an ein andrer Menſch geworden. Schämen müſſen Sie ſich in Ihr Herze, elender Spötter! Da tappen Sie wie ein Maulwurf im Finſtern, wollen immer unter Ihrer Mutter Erde fort, machen hier und dort einen Haufen im Garten Gottes. Der Knabe kommt, ſcharrt ſie auseinander, und —

Was den Spott über die Liebe betrifft, daß es nemlich ungereimt ſey, wenn die Frommen ihre Mitmenſchen werden ſehen zur Verdammniß gehen, ohne Mitleid darüber zu haben: da iſt es nicht einmal der Mühe werth, ſich weitläuftig über einzulaſſen. Wenn einmal weiter kein Verhältniß mehr zwiſchen Menſch und Menſch iſt, alles in der Uebereinſtimmung der moraliſchen Vollkommenheit: ſo wird mir ein Feind Gottes eben ſo gleichgültig ſeyn, als ein ander abſcheulich Thier auch —

Nachdem der Pietiſt dem Sebaldus noch eine Lektion von der chriſtlichen Gelaſſenheit geleſen, ſo ſpringen wieder ein paar Räuber hervor. Wieder Räuber! Ja, mein lieber Leſer! Wir haben wieder ein paar Räuber; ſie kommen aber nur, den Pietiſten zu prüfen, wie gelaſſen er im Unglück iſt. Sebaldus gibt ſeine paar Groſchen willig hin: der Pietiſt aber ſträubt ſich, ſucht ſeine Koſtbarkeiten zu retten, die er bey ſich hat. Die Räuber werden endlich durch das Anſchlagen eines Hundes verjagt. Der Pietiſt iſt ungeduldig, flucht auf die Räuber. Nothanker gibt ihm ſeinen alten Oberrock willig hin, weil er ſeiner Kleider beraubt worden. So endigt ſich der erſte Abſchnitt des Buchs und mit ihm die erſte Gruppe des hiſtoriſchen Gemähldes, eines Hohnbildes, das zum Verdruß des Hausherrn am heiligen Orte ſtehet, wo die heiligſten Wahrheiten einer Perſon in den Mund gelegt werden, die, um belacht zu werden, da iſt, und wo die Perſon, die der Religion das Wort reden ſollte, entweder unerträglich dumm, oder gar wie ein Freygeiſt ſich aufführet.

Wir müſſen aber doch auch mit dem Kunſtauge dieß Unding da ein wenig anſchauen. Lehrjungenarbeit! Die Zeichnung iſt ſteif, unwahrſcheinlich: das Colorit, wie bunte Lappen, viel

und Schatten? — Da hat nun der Mann ſe
eigenes; er legt das Licht geben die dunkle Kö
per an, Schatten und Gegenſchein aber geg
das Licht des Himmels. Der Pietiſt iſt ganz un
gar nicht wahr; er iſt ſo wenig Pietiſt, als de
Herr Verfaſſer. Dieſe Art Menſchen, ich red
von falſchen Pietiſten, treiben die Werkheiligke
ſehr ſtark, halten nicht viel auf den Troſt, de
wie von der Gnade haben ſollen; glauben mehren
theils die Wiederbringung aller Dinge; ſind über
dem zurückhaltend klug und fein. Und was end
lich die größte Unwahrheit iſt, daß er auf die Räu
ber ſoll geflucht haben: daß iſt nun einmal alle
Pietiſten weſentlicher Karakter, nicht zu fluchen
daher ſogar unter dem Volk eine Art von Sprüch
wort läufig iſt, wenn einer ſagt: Ich bin woh
eben nicht fein (das heißt, ich bin kein Pietiſt)
aber ich fluche doch nicht. Der Herr Verfaſſer
hat ein und anders von den Herrnhuter aufgeſchnappt, dieſes legt er ſeiner Perſonnage in den
Mund, iſt aber wieder eben ſo wenig Zinzendorfianer als Pietiſt. Dieſe Leute haben weit mehr
Feinheit, und ſchärfen gar nicht ſtark das Schreckliche der Höllenſtrafen ein; ſie haben in ihren Lehrſätzen einen gewiſſen Ton von Liebe, Leutſeligkeit
und Verträglichkeit, den ſie oft ſo hoch treiben,
daß er ins Eckelhafte fällt. Sehen Sie, Herr
Romanenſchreiber! daß Sie nicht einmal die erſte

und

und nöthigſte Bedürfniß einer Geſchichte oder eines Gedichtes kennen! Wollten Sie einwenden, Sie hätten eine individuelle Perſon ſchildern wollen, die um Ihrer Lehrſätze willen da iſt: Ja, aber dann mußte er auch einen individuellen Namen haben, nicht Pietiſt heiſſen; und wozu iſt dieſer Kerl denn da? Ey! er ſoll Religionswahrheiten — ſtill — davon haben wir ſchon geredet, ſind aber noch lange nicht fertig. Sebald Nothanker ſoutenirt ſich eben ſo übel; bald iſt er ein feiner Kopf, bald unerträglich dumm; bald ſcheint er viel Gelehrſamkeit zu haben, bald iſt er wieder ein Tölpel. Und nun endlich die Räuber! — Hilf, Himmel! wieder Räuber! Vor ein paar Stunden iſt noch der Poſtwagen geplündert worden, und doch ſind die Räuber gar nicht bang; ſie machen ſich nicht aus dem Staube, ſondern begeben aufs Neue Räubereyen auf öffentlicher Landſtraße — nahe bey Berlin — wo der wachſamſte Beſchützer, der mächtige Friedrich thront, deſſen Adlers Auge auch bis an unſre Grenzen Sicherheit und Schutz verſchaffet. Und überdem iſt es keine Kunſt, den armen Pietiſten aller ſeiner Grundſätze vergeſſen zu machen, wenn man ihn in eine ſo furchtbare Scene führt; und doch ſehe ich nicht, daß er etwas ungereimtes begieng, außer daß er am Ende den Räubern fluchte; und dieſes iſt offenbar gelogen. War es denn Unrecht, daß er ſeine Sachen zu verbergen ſuchte? — War

Herr Sebaldus nicht ein elender Lümmel, daß
ſeinen Kameraden ſo ganz ruhig plündern lie
da es nur zween Räuber waren? Doch ſie ſ
ein paar feigherzige Kerls: wenigſtens, giebts
hier nichts zu lachen, waren doch tauſend an
Mittel, den armen Pietiſten in Verſuchung
führen. Das heiſt recht den Magen ſchmiere
daß er nicht in die Ohren kreiſche, und doch t
ers. Iſt es nun nicht wahr, daß der Herr V
faſſer zum Romanenſchreiben gar kein Geſch
hat? —

Im zweyten Abſchnitt iſt wiederum die Hau
ſache, den Pietiſten zu hecheln; der Autor läßt
erbärmlich über den Verfall der Berliner Einw
ner klagen, ſchelten, brüllen, damit er ihn b
verhaßt machen könne. Hören Sie, wie der H
Magiſter Rothanker ihn ſo recht ſchön bey der N
kriegt, und ihn heimſchickt: Er verweiſt den P
tiſten auf den blühenden Staat, auf Handel
Wandel. — Geh nach Haus armer Pietiſte!
ſes kannſt du nicht läugnen: ergo biſt in der P
ſche. Der Pietiſt weiß ſich auch wirklich nicht
helfen; wär ich aber an ſeiner Stelle geweſen,
würde ich dem Magiſter geantwortet haben:

Athen, Rom und Carthago waren ehem
blühende Staaten; wo aber blühende Staa
ſind, da ſind die Menſchen nicht laſterhaft, ſ
dern da herrſcht die chriſtliche Religion: folg
Athen, Rom und Carthago hatte rechtviel g

Chriſten. (Iſt eben kein ſyllogismus in barbara, thut aber nichts; der Herr Verfaſſer, als ein guter Logiker, kann ihn reduciren.)

Jetzt trete herzu, wer Vernunft, will nicht ſagen, wer Religion hat: kommt alle her, und ſehet!

Sebald und der Pietiſt kommen nahe bey Berlin. Die Bürger und Bürgerinnen ſpatziren da ordentlich, wie in großen Städten Sonntags Nachmittags gewöhnlich iſt, indem die mehrſten Menſchen die Woche durch die freye Luft nicht genieſſen können.

Der Mann, den der Verfaſſer die wichtigſten Wahrheiten bisher hat reden laſſen; der wenig oder gar nichts Ungereimtes geſagt hat, als wo er nicht ſich ſelbſt gleich iſt, das iſt, wo ihn ſein Verfaſſer verhunzt hat. Dieſer Mann, dieſer Pietiſt, der im Auge eines rechtſchaffnen chriſtlichen Lehrers Repräſentant der Religion wird, der fängt an über die Spatzierende zu raiſonniren und ſagt:

„Siehe da die Kinder Belials! wie ſie den „Lüſten des Fleiſches nachziehen! wie ſie den „Weg der Sünden gehen, reiten und fahren! Im„mer gerade in den hölliſchen Schwefelpfuhl „hinein!“

Wenn das Ton eines vernünftigen Menſchen, Ton eines falſchen, Ton eines wahren Pietiſten, Ton eines Chriſten, ja Ton unſerer Religion über-

haupt iſt; wenn jemal ſolcher Unſinn von jema
anders als vom Verfaſſer des Nothankers u
ſerer Religion angedichtet werden (denn dieſer P
tiſt iſt, wie geſagt, bis auf einige wenige Ca
caturſtriche, ein wahrer Chriſt) ſo will ich die Ha
auf den Mund legen.

Nein! — niemals hat eine Sekte der Religi
den Chriſten das Spazierengehen, fahren und r
ten unterſagt oder verboten. Man ſiehet, wie bo
haft und giftig der Verfaſſer die Pietiſten, u
in dieſer Perſon, die er da aufführt, die Religi
anzuſchwärzen geſonnen iſt. Dieſer ſein verwünſc
ter Vorſatz wird ſonnenklar in dem Auftritte, d
nun folgt.

Ich ſehe voraus, wie viel Menſchen bey dieſ
raſenden Scene lachen werden, mit dieſem Lach
aber ſich einen giftigen Dolch durch die Seele bo
ren, welche Wunden ſchwer heilen wird. Wel
dem, durch welchen Aergerniſſe kommen! es wä
ihm beſſer, daß ein Mühlſtein an ſeinen Hals g
hangen, und ins Meer geworfen würde, da
am tiefſten iſt. Höre ein jeder redlicher, rech
ſchaffener Mann zu, und wenn ers hört, ſo zitt
ihm Mark und Bein!

Ich will die ganze Stelle herſetzen, u
meine Leſer zu überzeugen, mit we
ichs zu thun habe, und ob ich ſchu
dig ſey, fein ſäuberlich mit de
Knaben umzugehen. Es heiſt Sei
28 alſo:

„Endlich gerieth der Pietiſt (unter dem ſpat-
„zierenden Berliner Volke nemlich) an einen Kerl,
„der, nach ſeinem braunen Rock und rund um
„den Kopf herum abgeſchnittenen Haaren, nichts
„anders als ein Schlächter oder Gerber ſeyn könn-
„te. Mein Freund! redete er ihn an, er gehet,
„um ſich die Zeit zu vertreiben: O! wenn er
„wüßte, wie wol dem iſt.

„Der da ſeine Stunden
„In den Wunden
„Des geſchlachten Lamms verbringt.“

„Herr! ſagte der Kerl mit ſtarren Augen:
Was kann mir das helfen! „Ich bin vorigen Sonn-
„tag im Lamme geweſen, aber das Bier war
„ſauer!“ —

Johannes der Täufer ſahe Chriſtum gehen, ſagte zu den Umſtehenden: Siehe! daß iſt Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt. Durch die ganze Apocalypſe wird Chriſtus unter dem Bilde des geſchlachteten Lammes vorgeſtellt; dieſes Bild iſt alſo bald achtzehenhundert Jahre Wappen und Schild unſers Königs geweſen. Es iſt wahr, die Herrenhuter haben es auf eine unvorſichtige Art profanirt und lächerlich gemacht; allein, ſie habens aus Einfalt und in guter Meynung gethan. Nun kommt unſer Verfaſſer und ſtellt dieſe ehrwürdige Allegorie, Wappen und Schild des von vielen Millionen Menſchen göttlich verehrten Königs, des Gottes, der ihm Leben und Exiſtenz, reichlich-

Unterhaltung zur Fortdauer ſeines Daſeyns mi
unendlicher Liebe und Treue gegeben, gleichſam
am Pranger zum Schauſpiel und Hohngelächte
auf; Mahlt einen Chriſten lächerlich ab, ein Un
ding von Chriſten, der es keinen in aller Wel
giebt; läßt zur Unzeit denſelben Reimen eine
einfältigen gutmeinenden Mannes vom Lamme da
herſagen, damit der niedrigſte Pöbel Koth auf die
ſes heilige Bild werfen möge; es geſchiehet; ei
ſchlechter Kerl ſagt eine Sottiſe dazu. Nun lache
wer lachen kann! wer aber nur den Schein eine
Chriſten haben will, der weiche von dieſer gräul
chen Stelle.

Der dritte Abſchnitt hat uns reichlichen Sto
von dem Herzen des Verfaſſers zu urtheilen, a
die Hand gegeben. Aber Ihnen, Herr Cod
wieki! muß ich ſagen, daß ich mich wundere
wie Sie Ihre Meiſterhand zu ſo raſendem Unſi
ne haben herleihen können. Die Adjeux vo
Calas machten mich weinen, die Kupfer im N
thanker auch. Von jenen haben Sie Ehre, vo
dieſem aber nicht.

Wir wollen nun den Fuß weiter ſetzen. De
Pietiſt ſoll uns nicht mehr aufhalten; ſeine we
nige Auftritte geben Wink und Fingerzeig zu e
nem ſchändlichen Charakter. Er iſt ein Wuch
rer u. ſ. w. Lauter Pinzelzüge, die das Bild im
mer unwahrſcheinlicher machen.

Des Herrn Verfaſſers Endzweck iſt, vernen lich die Lehrer der proteſtantiſchen Kirche lächerlich zu machen. Das verſteht ſich nun von ſelbſt, daß es wohl ſeine Abſicht nicht iſt, rechtſchaffne wohlverdiente Männer, nemlich die es nach ſeiner Meynung ſind, durchzuziehen und zu hecheln. Da er aber die Grundwahrheiten der Religion Jeſu Chriſti nicht glaubt, ſo iſt leicht einzuſehen, daß auch recht gottſelige Prediger ſeinem Spotte nicht entgehen werden. Ich muß aber, ehe wir weiter gehen, von dem Lehrſtande der proteſtantiſchen Kirchen und ſeiner Verfaſſung noch ein und anders ſagen, damit ich des Herrn Verfaſſers wie auch meine Leſer, in den rechten Geſichtspunkt ſtellen mögen, aus welchem wir beyde nebſt unſern Schriften betrachtet werden müſſen.

Zu den Zeiten Chriſti und ſeiner Apoſtel, wurden faſt alle, die ſeine heilbringende Lehre annahmen, wirklich moraliſch gebeſſert. Denn diejenigen, die zu einer Sinnes- und Herzensänderung keine Luſt hatten, blieben bei ihrer hergebrachten väterlichen Weiſe, und wenige derſelben bekannten ſich zu Chriſto. Diejenigen aber, die Ihn und ſeine Lehre aufnahmen und an ihn glaubten, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden. Zu dieſer Zeit war alſo die Kirche wol am lauterſten. Da nun die Lehre Chriſti zur praktiſchen Beſſerung des Menſchen, das Evangelium eine buchſtäbliche Erkenntniß erfordert, ſo wurde daſſelbe in gewiſſe Lehrſätze und glaubensbekenntniſſe verfaßt, um es auch der Jugend beibringen zu können. Bey dem allen aber blieb es noch immer eine willkührliche Sache, Chriſtum mit ſeiner Lehre anzunehmen, und alſo ein Kind Gottes zu werden. Es wurden alſo aus den Kindern der erſten Chriſten entweder Mundbekenner, Schein- und Namenchriſten, oder wahre Chriſten. Dieſe Theilung der Menſchen in zweierlei Sorten, iſt natürlich, ſie wird auch bleiben bis zur Vollendung der jetzigen Verfaſſung des Reichs Chriſti. Aus dieſem Grunde iſt auch klar, daß man von der Chriſtenheit, ins Ganze genommen, nie nach der Lehre Chriſti, ſondern nach der Beſchaffenheit der menſchlichen Natur überhaupt urtheilen müſſe, und daß, wenn vom eigentlichen Reiche des Erlöſers die Rede iſt, man ſich die wahren Anhänger deſſelben, die durchs ganze menſchliche Geſchlecht unter den verſchiedenen chriſtlichen Religionspartheyen zerſtreut ſind, in einen geiſtlichen Staatskörper zuſammengedenken müſſe, der aber erſt nach der groſen Scheidung der guten und böſen Menſchen ſeine volle Kraft erreichen kann.

Da in Religionswahrheiten leicht Mißbegriffe und Zweifel, auch Vergeſſung der einmal gefaßten Wahrheiten einſchleichen konnten, ſo muſten bei Ausbreitung der chriſtlichen Lehre in allen Gegenden Aufſeher, Lehrer angeordnet werden, die die Gründe und Lehrſätze der Religion gründlich inne hatten; damit ſie die Irrenden zurechtweiſen, und überhaupt auch auf falſche verführeriſche Menſchen und Lehrſätze Acht haben konnten. Nun fieng aber das Chriſtenthum an, ſich durch viele Königreiche und Ländern auszubreiten; folglich wurde die Anzahl der Biſchöffe oder Lehrer ungemein groß. Es war gar leicht, daß auch dieſe lange nicht einerlei dachten; und alſo muſte die Einheit der Lehre nothwendig Schiffbruch leiden, beſonders da die Biſchöffe ſowohl Menſchen waren, als andere, und alſo ſowohl als andere, Scheinchriſten werden konnten. Man ſahe dieſes ein, veranſtaltete Synodalverſammlungen, Concilien, vereinbarte ſich auf denſelben, fand nützlich, Oberaufſeher zu beſtellen, damit die Einigkeit deſto beſſer Stand halten konnte; und damit ich kurz ſeyn möge, man gerieth endlich darauf, einem einzigen Biſchoff die Aufſicht der ganzen Kirche anzuvertrauen. Man ſieht leicht ein, daß, ſo nützlich dieſe Verfaſſung ſein konnte, wenn ein ſolcher Patriarch oder Erzbiſchof ein rechtſchaffner Chriſt war, ſo viel tauſendmal ſchädlicher war es aber, wenn er gottlos war. Die Erfahrung redet für die Sache. Da nun die Religion auch ſo unendlich vielen Einfluß auf die politiſche Staatsverfaſſung hat; ſo iſt begreiflich daß die Einrichtung des geiſtlichen Standes, oder, wenn ich ſo reden darf, das Kirchenregiment, auch darnach eingerichtet werden muß, in ſoweit aber nur, als es die Reinigkeit der Lehre, ohne befleckt zu werden, ertragen kann. Bey der Reformation iſt die erſte reine apoſtoliſchevangeliſche Lehre ganz lauter, bis auf einige unbedeutende Punkte, unter den Proteſtanten wieder ans Licht getreten. Alle fernere Reformation in dem weſentlichen der proteſtantiſchen Kirche iſt Deformation, iſt Verſchlimmerung: Wer das läugnet, der läugnet, daß Evangelium Evangelium iſt, und wer ſie verſpottet, der verſpottet Chriſtum mit ſeiner Lehre. Ich hab oben geſagt, daß das Kirchenregiment genau mit dem politiſchen verknüpft ſey, und eins ohne das andere nicht beſtehen könne, ohne Nachtheil entweder der Religion, oder auch des Staats. Nun gehe man in die Zeiten der Reformation zurück, und ſehe, wie da die Staatsverfaſſung in Europa, geiſtlichweltliche und weltgeiſtliche, ſo unendlich verworren und wunderbar durcheinander hiengen. Nach der Religionsverbeſſerung muſten alſo in jedem Lande und in jeder Gemeinde, nach den Umſtänden eingerichtete Verträge, Rechte und Geſetze über geiſtliche Stiftungen, dieſes und jenes aufs neue regulirt und angenommen werden. Die Prediger, denen die Aufſicht darüber anvertraut worden; muſten ſie beym Antritt ihres Amts beſchwören und halten, damit Ruhe und Einigkeit unter den verſchiedenen chriſtlichen Partheyen wieder hergeſtellt werden könnte. Dieſe geiſtlichpoli ſche Einrichtung nun darf eine Parthey um den andern Willen nicht leicht ändern; beſonders, be noch feſtgeſezt iſt, daß an vielen Orten nur gewiſſe beſtimmte Religionen ſeyn dürfen, wo immer eine auf die andere genaue Acht hat, und wo auch die kleinſten Umſtände heilig beobachtet werden müſſen, wenn nicht öfters unendliche Unruhen und Verwirrungen entſtehen ſollen. Nun hat ſich der Zeit alles in der Welt ſehr verändert; es iſt daher leicht zu begreifen, daß viele Kirchengebräuche, Geſeze und Gewohnheiten heutiges Tags theils ſehr ungereimt, theils ganz unnöthig geworden; wegen der politiſchen Verfaſſung der Religionspartheyen aber doch noch immer ſtreng beobachtet werden müſſen.

Wir müſſen daher die Menſchen, und alſo auch den geiſtlichen Stand beobachten, wie er iſt, und nicht, wie er ſeyn ſoll. Da geben dann ſich großdünkende ſtarke Geiſter, moquiren ſich über dergleichen Lücken, Mängel und Gebrechen. Ich ſage aber von der ganzen Welt:

„Troz dem, der die Religion und Kir-
„che tadelt, ohne zugleich bündige und
„unfehlbare Mittel anzugeben, wodurch
„ihre Mängel gehoben werden können!

Eben ſo, wie es mit den politiſchen Kirchenverfaſſungen iſt, ſo ſteht es auch mit den innern, d. i. mit Lehrſätzen und Meinungen. Die weſentlichen der chriſtlichen Religion ſind einfach, ihrer ſind wenig, und ſie ſind gar annehmlich; zu dieſen ſind die Prediger verbunden, und es iſt ihre theure Pflicht, alle andre Meinungen ſo ſehr zu entfernen, als ſie nur können, weil die Einheit des Glaubens durch viele Meinungen unendlich leidet.

Das iſt aber zu beklagen, daß die Lehrer dieſe ihre Pflicht ſo oft mit Gewalt, mit Raſerey und ſchrecklichen Verfolgungen ausgeübt haben, anſtatt daß es mit liebreichem ſanftem Geiſte geſtehen ſollte; und dieſes iſt auch in dem vor uns habenden Buche am Stauzius zu tadeln. Denn daß er einen Prediger, nemlich den Sebaldus, abſezt, weil er die Ewigkeit der Höllenſtrafe läugnet, das iſt eben ſo ein großer Fehler nicht, und das will ich klar beweiſen. Der gemeine Pöbel, zu allen, auch den gröbſten Ausſchweifungen aufgelegt, kann durch lebhafte Predigten von der Schräcklichkeit der Höllen, von vielen Laſtern zurückgehalten werden; die Erfahrung lehrt es täglich da die wenigſte ſich durch liebreiche Lockungen ziehen laſſen. Was wird alſo ein Prediger anrichten, der ihnen die Hölle leicht, erträglich, und gar endlich vorſtellt, wird der nicht allen Laſtern Thür und Thor öffnen? Sehr weißlich haben Chriſtus und ſeine Apoſtel dieſer Meynung ſorgfältig vorgebaut. Und geſezt auch, ſie wäre wahr; dieſer oder jener wäre davon überzeugt, ſo rath ich ernſtlich, dieſelbe um des Volks willen geheim zu halten. Hätte aber Stauzius andre geheime Urſachen zu Sebalds Abſezung; ließ er ihn hernach im Elend herumlaufen; ſorgt er nicht für einen andern Brodverdienſt, überhaupt behandelte er ihn nicht mit Liebe; das ſind Stauzius perſönliche Bosheiten, und dem Predigtamte gar nicht aufzubürden. Bosheit iſts von unſerm Verfaſſer, daß er die Prediger ſo hechelt, es liegt ein geheimer Haß gegen dieſen Stand darunter verborgen. Ja, was noch am allermeiſten in die Augen leuchtet, und was dieſe Bosheit am klärſten beweiſet, iſt, daß alle die Fehler, die unſere Verfaſſer dem geiſtlichen Stande aufbürdet, am allerwenigſten heutiges Tages exiſtiren, ſehr einzelne Fälle ausgenommen. Iſt es nun nicht unmenſchlich, auf eine ſo hämiſche Weiſe einen würdigen Theil der Menſchheit, der am meiſten Beziehung auf die Gottheit hat, durchzuziehn und zu verſpotten.

Folgende Grundſäze ſtelle ich alſo feſt; und aus dieſem Geſichtspunkte fahre ich fort, das unſinnige Buch zu recenſiren, weil es der unzweifelhaft wahre Stand eines Kritikers von dieſer Art iſt.

Die äuſſere Kirchenverfaſſung der proteſtantiſchen Religionen; kann unter jezigen politiſchen Umſtänden nicht viel verbeſſert werden. Ihrer ihrer innern Verfaſſung nach, was die Lehren betrifft, iſt ſie ganz unverbeſſerlich, weil ſie genau mit dem Evangelium von Chriſto übereinſtimmen.

So lange die Menſchen ſind, was ſie jezt ſind, ſo lange wird auch bey der höchſten Reinigkeit der Lehre immer ein äuſſeres und ein inneres Reich Chriſti ſeyn, d. i. es wird Namchriſten und wahre Chriſten, böſe und gute Menſchen geben.

Weil die Prediger Menſchen ſind, ſo muß man Ihnen auch menſchliches Recht wiederfahren laſſen, und man fordert unmögliche Dinge wenn man behauptet, daß das Predigtamt mit lauter frommen Leuten beſezt werden ſoll.

Wenn ein oder andrer unter ein und andrer Parthie herrſchenden Misbräuche entdeckt, ſo mag er ſie öffentlich anzeigen, zugleich aber auch Mittel anweiſen, wie mans beſſer machen könne. Will man auch ſatyriſiren? meinetwegen! wenn nur auch zugleich was beſſeres entdeckt wird. Einmal: was ich nicht beſſer machen kann, muß ich auch ungeſpottet laſſen!

Durch das Predigtamt wird den Kindern das Evangelium bekannt gemacht, die Menſchen werden wöchentlich wenigſtens einmal erinnert, unterrichtet, mit einem Wort, auf ihnen beruhet blos und allein die Fortdauer des äuſſern Reichs Chriſti und in demſelben auch die Vermehrung des innern. Folglich ſind die Lehrer der Kirche immer die Geſandten und die Reſidenten Gottes und Chriſti unter den Menſchen. Sobald alſo ihr Amt verſpottet und lächerlich gemacht wird, ſobald wird auch die äußere Anſtalt des Reichs Gottes unter den Menſchen lächerlich gemacht, mithin Gott geläſtert und ſeinem Zeug Hohn geſprochen. Bedient aber einer oder der andere ſein Amt unwürdig, ſo hat ein jeder Chriſt Recht, ſobald ers einſieht, entweder im Druck oder auch in Geheim, auf eine ernſte Art dieſen Fehler anzuzeigen, Beſſerung zu fordern und anzuweiſen.

Tritt aber einer in unſerer Mitten auf, der ſelbſt mit den Grundwahrheiten der Religion, mit Gnade, Buße, Selbſtverläugnung, Wiedergeburt und Heiligung den Spott treibt; der ſich unterſteht, in einem der Jugend gefälligen Tone, dieſe Wahrheiten, mithin die Religion ſelbſt, und die Lehrer derſelben, auf eine ſophiſtiſche, höhniſche Weiſe zu erniedrigen und lächerlich zu machen, mithin die Veſtungswerker der Stadt Gottes auf eine gefährliche Weiſe untergräbt, und ihre junge Mannſchaft zu Rebelleon verführt, — was verdient der? Ein jeder rechtſchaffner Mann wird ſichs ſelbſt beantworten können.

So ein Mann iſt der Verfaſſer des Lebens und Meynungen des Magiſter Nothanker. Daß er ſo die Religion behandelt, iſt zum Theil ſchon bewieſen, und daß er die Lehrer der Kirche mehrentheils unrechtmäßig mishandelt, das wird ſich nun im Verfolg ausweiſen

In Berlin verläßt der Pietiſt den Magiſter Nothanker, und geht zu einem bekannten Freunde. Sebaldus aber, von allem Nothdürftigen entblößt, geht kummervoll herum, und geräth endlich an

eine Kirche. Dieſe iſt geſtopft voll; denn es pre
digt ein junger Kandidat, der eine erbauliche Re
von der wahren chriſtlichen Liebe hält. Nach E
digung derſelben geht auch Sebaldus mit ander
wieder heraus, weiß aber nicht wohin weite
Nun kommt der Kandidat mit vollem und runden
Geſichte, mit einer weißgepuderten, in ſanfte
Locken wallenden, bis auf die Schultern und au
die Mitte des Rückens herabhangenden Perücke
auch aus der Kirche: ſüß und ſelbſtgefällig iſt ſei
ne Mine, ſieht immer gerade vor ſich hin, dank
mit langſamen Kopfneigen rechts und links der
gemeinen Leuten, die ſeinen ſteifgeſtärkten Krage
und auf dem Rücken ſchwimmenden Mantel grüſ
ſen u. ſ. w. Er geht nach Haus. Sebaldus glaub
ſich in ſeinen Umſtänden am beſten an dieſen jungen Menſchen addreßiren zu können, als welcher
NB. „ſo ſein von der chriſtlichen Liebe gepredigt,“
geht alſo hinter ihm zum Hauſe hinein, findet da
die Eltern ſehr vergnügt über ihren Sohn, daß
ſeine erſte Predigt ſo gut abgelaufen. Nun redet
Sebaldus, die Predigt des Herrn Kandidaten mache ihm Muth, ſich bey ſeiner jetzigen Verlegenheit an ihn zu wenden, er ſey ſelbſt ein Prediger
obgleich ſeines Amts entſetzt, habe ſein Geld und
Empfehlungsſchreiben verloren, bittet ihn um Obdach und guten Rath.

Der Kandidat fragte ihn mit einer ſehr weiſen und ernſthaften Miene, warum er ſeines Amtes entſetzt werden? Sebaldus antwortet: Wegen Abweichung von den ſymboliſchen Büchern.

Der Vater des Kandidaten und ſein Sohn verweiſen ihm das (der Herr Verfaſſer läßt es ſie aber auf eine höhniſche Weiſe thun, damit es was zu lachen gebe). Der Kandidat fragt, was er denn eigentlich in den ſymboliſchen Büchern unrecht fände. Sebaldus antwortet: Die Ewigkeit der Höllenſtrafen. Nun ſchlägt der Kandidat die Hände über dem Kopfe zuſammen, kreuzt und ſegnet ſich gleichſam, und nach einigen Wortwechſelungen ſagte der Vater: „Was? keine ewige „Höllenſtrafen? Das wäre ſchön, wenn mein „Nachbar an der Ecke gegenüber nicht ſollte ewig „verdammt werden! er, der das Predigtamt ver„achtet, der in gar keine Kirche geht, der mir „einen Proceß an den Hals geworfen, der ihn „gewonnen hat, der gottloſe Mann! der Atheiſt! „der Separatiſt!“ Sebaldus geht hier weg und zu dem Separatiſten, der gegenüber wohnt: dieſem erzählt er, was bey dem Kandidaten vorgefallen, in Hoffnung, beſſer aufgenommen zu werden. Der Separatiſt ſagt mit ſchwacher und ſanfter Stimme:

„Ich wundre mich nicht über meines Nach„barn unchriſtliche Reden, denn er hat den Geiſt „nicht, der das Leben giebt. Freylich ſind die „ſymboliſchen Bücher eine Erfindung des Teufels,

„ſo wie der ganze geiſtliche Stand. Ein jeder
„wahrer Chriſt iſt ein Hoherprieſter. Die Geiſt-
„lichen haben die Welt von jeher verführt, und
„da er, mein Freund! von dem Stande iſt, ſo
„geh er in Gottes Namen, wohin er will, ich
„habe nichts mit ihm zu ſchaffen.“

Dieſes iſt wieder eine Scene, die des Herrn Verfaſſers würdig iſt; wir wollen erſtlich ſehen, ob Wahrheit in dem Ding iſt.

Es iſt kurios, daß juſt der Magiſter an eine Kirche geräth, wo von der chriſtlichen Liebe geredet wird. Wir laſſen das gehen; doch ſieht man, daß der Herr Verfaſſer Zwang anwendet, um ſeine Gruppe herauszubringen. Der Kandidat hat bis auf die Allongeperücke viel Wahres, doch ſind dieſe vielleicht in Berlin noch Mode.

Aber nun, daß der Magiſter ſich an den Kandidaten wendet, um Hülfe bey ihm zu ſuchen, weil er von der chriſtlichen Liebe geprebigt, iſt ein unerträglich dummes Stück, und ewig nicht wahr! an einen Kandidaten, der ſeine erſte Predigt gehalten, und alſo für ſeine eigne Beförderung beſorgt ſeyn muß! — Und was eben ſo unbegreiflich dumm iſt: Der Magiſter ſagt gleich anfangs dem Kandidaten, der jetzt ins Predigtamt tritt, daß er wegen Abweichung von den ſymboliſchen Büchern ſey entſetzt worden, und bringt wieder die Ewigkeit der Höllenſtrafen aufs Tapet. Das iſt eine ſo grobe Unwahrheit, als eine ſeyn kann.

Sebaldus hat alles dieſes gewiß nicht geſagt; er würde die Urſache ſeines Schickſals ſorgfältig vor dem Kandidaten, der noch keine Weltkenntniß hat, verborgen haben, wenn er mehr als Hirngeſpinnſt des Verfaſſers geweſen. Und endlich der Separatiſt redet ſo grob und unwahr, daß man deutlich daraus ſiehet, daß der Verfaſſer niemal einen Separatiſten gehört und geſehen hat. Eben ſo grundfalſch ſind die Worte des Vaters des Kandidaten. Der allerabſcheulichſte Böswicht redet ſo nicht im Ernſte.

Wir machen alſo hier wieder einen klarbewieſenen Schluß: Der Herr Verfaſſer gehört unter die ſchlechteſten und ungereimteſten Dichter unſers Jahrhunderts!

Nun müſſen wir aber auch die Abſicht dieſes Gemäldes unterſuchen. Die erſte iſt: Den jungen Kandidaten lächerlich zu machen. Die zweyte iſt: Die ſchlechte Uebereinſtimmung der Handlungen der Geiſtlichen mit ihren Lehren höhniſch zu belachen. Die dritte: Die Eitelkeit der Eltern wegen ihres Sohns lächerlich zu machen. Die vierte: Das feſte Anhalten der Geiſtlichen an die ſymboliſchen Bücher ungereimt und lächerlich zu machen. Die fünfte: Die Separatiſten in ein ſo ſcheußliches Licht zu ſtellen, daß man ihrer lachen muß.

Wer dieſes Ding da im Buche ſelber in ſeinem ironiſch-launiſchen Style lieſt, wird mir ohne Bedenken Beyfall geben.

Wie? wenn ich aber klar beweiſe, daß
Bolzen des Verfaſſers fehlgeſchoſſen haben?
folgt dann aus der ganzen Sache? —
wollen wir hernach ſehen. Daß ein junger Me
der ſeine Studien glücklich vollendet, der ſeine
Predigt mit Beyfall und glücklich geendigt,
mit einem vergnügten und ſelbſtgefälligen Ge
ſeinen mit vollem Rechte entzückten Eltern, d
Geld, Sorge und Mühe gnug wird gekoſte
ben, in die Arme eilt, iſt gar nicht zu bela
es iſt ganz natürlich und menſchlich.

Daß der Kandidat von der chriſtlichen
ſchön predigte, ſie aber an dem armen Ma
Sebald nicht ausübte, iſt wieder ganz natü
Des Magiſters Bedürfniſſe waren weitausſe
und da er ſeines Vaters Beutel, der ein mittelm
ger Bürger war, ziemlich mochte erſchöpft h
auch ſelbſt nunmehro Patronen zur Beförde
für ſich ſuchen muſte, ſo war es grob von S
bus, der ja dieſes alles wol denken konnte,
an ihn zu wenden, und der Kandidat vollkom
zu entſchuldigen, daß er ihn, ohne ihm zu h
gehen ließ.

Dem Kandidaten war endlich gar ſehr zu
zeihen, daß er feſt an die Symbolen ſich h
ſein zeitliches Glück beruhte darauf, und wo
er was anders wiſſen und glauben, da ſi
mit vollem Rechte angedrungen worden.

Was endlich den Separatiſten betrifft, ſo ich mich bey demſelben nicht aufhalten: es iſt ein Phantom in dem Gehirn des Verfaſſers und ſonſt nirgends gebohren, wovon ſich kein einziger Separatiſt in der Welt getroffen findet.

Nun die Folge aus dieſem allem, mein Herr Autor! Sie iſt entſetzlich! — Ich möchte ſie um alle Welt nicht auf der Seele haben. — Sie dichten der Religionsverfaſſung der Kirche Jeſu Chriſti Unwahrheiten an, ſtellen Sie zur Schau aus, machen ſie lächerlich; leichtſinnige Leſer, deren es doch einen erſchrecklichen Haufen giebt, werden hingeriſſen, ſie entdecken hie und da einen ähnlichen Zug, nehmen das Ding an, lachen mit, bekommen einen Abſcheu vor Kirchen und Lehrern, die ihnen nach Ihrer Schilderung niederträchtig und lächerlich vorkommen, und — doch ich mag nichts weiter ſagen, es wird einem ganz weh ums Herz. Sehen Sie noch nicht bald ein, was Sie für eine abſcheuliche Rolle auf Gottes Erdboden ſpielen?

Im ſechſten Abſchnitte kommen Epiſoden vor. Sebaldus geräth endlich an einen Mann, der mit ihm ähnliche Schickſale gehabt, ihn daher auch wegen Aehnlichkeit der Geſinnungen liebt und für ihn ſorgt. Dieſer Herr F. geht einmal mit dem Magiſter ſpazieren und erzählt ihm ſeine Geſchichte. Sehen Sie, Herr Verfaſſer! ſehen Sie dieſe Epiſode an! Dieſe ſind anſtändig und nicht zu tadeln. Sie ſpotten darinnen nicht, laſſen den Herrn F.

als einen moraliſchen Prediger reden, als eine
Prediger nach der Mode, der ſeine eigne fre
Gedanken hat. Der Superindent iſt wiederum e
wahrer Menſch; er handelt, wie ein ſolcher Ma
wol zu handeln pflegt, wenn er zwiſchen Thür u
Angel iſt. Herr F. hat Umgang mit einem ju
gen Officier, der allem Vermuthen nach ein Fre
geiſt oder Deiſt iſt. Dieſer Umgang ſcheint dem S
perintendenten gefährlich; er ermahnt den jung
Prediger, das hilft aber nicht; es kommen V
läumdungen von andern Predigern dazu; Herr
wird abgeſetzt, wird unglücklich.

Der Herr Verfaſſer will hier die Welt bel
ren, daß die Lehrer der Chriſten mehr mit p
loſophiſch denkenden Menſchen umgehen ſollte
um ſelbſt ſolche zu werden. Ich muß dieſem
ſehr vernünftig ſcheinenden Satze begegnen:
bitte mir daher des Leſers Aufmerkſamkeit au
denn ich will gründlich zu Werke gehen.

Jeſus Chriſtus bezeugt von ſich ſelbſt: Ich u
der Vater ſind eins; niemand kann zu mir ko
men, es ſey denn, daß ihn ziehe der Vater.
bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. N
mand kommt zum Vater, denn durch mich. W
mich ſiehet, der ſiehet den Vater. Er ſtellt
dar, als den einzigen Geſandten Gottes, der
kommen ſey, die Welt zu erlöſen, dem der V
ter nach ſeiner Erhöhung die Macht gegeben ha
die Welt zu richten, der auch wirklich dereinſt k

men werde, mit allen Heiligen, als Beherrſcher des ganzen menſchlichen Geſchlechts vom Adam an bis ans Ende der Tage, um über eines jeden Menſchen ewiges Schickſal zu gebieten; der alsdann die Todten auferwecken, die Lebenden aber verwandeln wird: ja, eben dieſer Chriſtus giebt ſich an, als das wahre Mittel zur Seligkeit, Brod und Waſſer des Lebens; verſpricht nach ſeinem Tode wieder aufzuſtehen, den Tod zu überwinden und dann ſeinen Geiſt auf ſeine Nachfolger herabzuſenden, um ſie mit außerordentlichen Gnadenkräften zu verſehen und auszurüſten.

Auf dieſe Weiſe hat ſich Chriſtus dargeſtellt vor dem jüdiſchen Volk, und ſo hat er und ſeine Jünger von ihm bezeuget.

Wenn wir nun alle obige Eigenſchaften zuſammennehmen, ſo läßt ſich das wenigſtens nicht läugnen, daß der allmächtige Gott Chriſtum ſich ganz gleich gemacht habe, und daß beyde Perſonen vorerſt einmal ein Weſen ausmachen. Doch das geht uns hier nicht an; ich will nur das feſtſetzen: Jeſus Chriſtus iſt der vollkommene Gott der Menſchheit, wenn ſeine Worte Wahrheit ſind.

Nun folgt ganz natürlich, wenn einer ein Chriſt ſeyn will, ſo muß er glauben, daß Chriſtus das ſey, wofür er ſich ausgegeben hat, oder er widerſpricht ſich ſelbſt. Glaubt er das, ſo muß er auch glauben, nicht allein, daß Chriſtus wahrer Gott, und wahrer Menſch iſt, ſondern auch, daß ſeine

Lehre und die Lehre der Apoſtel Wahrheit ſey, folglich daß ein Menſch aus eignen Kräfen nicht di Vollkommenheit erreichen könne, der er fähig iſ und die erfordert wird, ewig glückſeelig zu werden ſondern daß er den Weg des Glaubens, der Buß der Rechtfertigung, Wiedergeburt und Heiligun einſchlagen müſſe, wie er im Evangelium und i den proteſtandiſchen Kirchen nach den ſymboliſche Büchern gelehrt wird. Geht nun jemand in etw von dieſem ab, ſo widerſpricht er ſich ſelbſt, un ſeine Religion wird ein Unding, das nicht zuſammenhängt, das unwahr iſt.

Es giebt daher kein Mittel, das Chriſtenthum und den Deismus zu vereinigen, weil eins dem andern gerade widerſpricht. Es iſt derowegen vergebliche Arbeit, wenn man nachgibt, den Socinianismus unterſtützt, blos die Sittenlehre treibt und alſo eins mit dem andern vermiſchen will.

Das bleibt eine ewige Wahrheit:

„Entweder Chriſtus iſt mir der allgenugſame Go zur Seeligkeit in ſeinem himmliſchen Vater, i ſich ſelbſt und durch ſeinen heiligenden Geiſt, oder e geht mich weiter nichts an, als der große Lama oder Mahomet und Confucius.“

Derowegen muß eine Scheidung gemacht werden: Wir müſſen entweder Chriſten ſeyn, wie di wahren Chriſten ſeyn ſollen, oder wir müſſen Deiſten ſeyn. Diejenigen, welche zwiſchen beyden be Mantel nach dem Winde hängen, ſind Nothan kers, ſind Leute, die ſich weder hier noch dorthin ſchicken.

Der Herr Verfaſſer und alle, die ſeiner Meinung ſind, thun alſo beſſer, wenn ſie ſich öffentlich dafür bekennen: Wir wollen keine Chriſten ſeyn; die andern aber, die ſich zu Chriſto halten, müſſen genau bei der Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel bleiben, und nicht ein Haar breit davon weichen, weder zur Rechten noch zur Linken.

Sie ſehen alſo, Herr Verfaſſer! daß der Superintendent nicht unrecht hatte, ſorgfältig zu ſeyn, als er den Umgang des jungen Predigers mit dem Freidenker gewahr wurde. Das iſt aber freilich zu beklagen, daß ſich von jeher Eigennuz, Eigenliebe und Handwerksneid mit unter die heiligſten Dinge gemiſcht hat. Allein das gibt Ihnen gar kein Recht, deßwegen den ganzen geiſtlichen Stand lächerlich zu machen. Man gehe in dergleichen Sachen ernſthaft zu Werke, damit der Pöbel vor heiligen Dingen Ehrfurcht behalte.

Aber nun wieder zu unſrer Sache. Jezt wird uns Berlin geſchildert, wie die Einwohner, nemin Religionsſachen, denken. Die Pfarrkinder zu St. Nicolai am Mollenmarkt in der Stralauergaſſe, bis zur Paddengaſſe hinauf, halten am meiſten auf Orthodoxie; man kann da noch ehrenfeſte Bürger über Erbſünde und Wiedergeburt diſputiren hören. Ey! ſogar über Erbſünde und Wiedergeburt. Das kommt dem Verfaſſer wirklich altfränkiſch vor — eben als wenn das doch nun einmal eine ausgemachte Sache wäre, Erbſünde und Wiedergeburt ſeyen längſt offenbarte Thorheiten. —

Erbſünde iſt, nach dem reinen Begriff eines Chriſten, die von dem erſten Menſchen allen ſeinen Nachkommen angeerbte Unfähigkeit, zu der Beſtimmung zu gelangen, zu welcher der Menſch geſchaffen iſt, und eben die vom erſten Menſchen allen ſeinen Nachkommen angebohrne Fähigkeit, das Thun und Laſſen nach den Reizen der Sinnlichkeit einzurichten. Iſt das nun ſo etwas Ungereimtes? — Haben Sie Urſache, darüber zu ſpotten? — Haben Sie ſelbſt nie gewünſcht, moraliſch beſſer zu werden, als Sie wirklich ſind? Haben Sie nicht darnach geſtrebt, dieſen Grad der Vollkommenheit zu erreichen? Haben Sie aber nicht dabei gefühlt, daß Sie gern wollten, daß aber die läſternen Reize zur Sinnlichkeit Sie überwältigten? Haben Sie da nicht die wirkſame Erbſünde an ſich empfunden?

Wie vortreflich iſt aber nun die chriſtliche Religion, die uns die Mittel anweiſt, wie man dieſer Verdorbenheit entweichen und Gott wohlgefällig werden könne! Ein Menſch, der von Herzen gern anders werden will, als er iſt, wird zu Chriſto hingewieſen; er betet alſo um Aenderung ſeines Sinnes, übergibt ſich ganz an die Leitung des Geiſtes Chriſti. Allmählich verſpürt ein ſolcher anfangender Chriſt, wenn er beharret, mehr Einſichten über ſeinen eignen Zuſtand; er wird gewahr, daß er wirklich viel ſchlimmer iſt, als er geglaubt hat, weil ſein Verſtand anfängt, aufgeklärter, das iſt, erleuchtet zu werden: ſo kommen ihm die Forderungen Gottes an die Menſchen, und ſein eigenes Unvermögen, immer klärer und gewiſſer vor; er ſieht, daß er in ſolchem Zuſtand unmöglich mit dem reinſten Weſen der Gottheit vereinigt werden kann. Er erkennt, daß Gott gewiß den Menſchen ſo unvollkommen nicht erſchaffen hat, als er iſt, und fühlt alſo, daß in dieſem Zuſtande ſeine Beſchaffenheit nach dieſem Leben entſetzlich ſeyn müſſe. Dieſes alles iſt ihm ſo überzeugend in ſeinem Gemüthe, daß keine Demonſtration gewiſſer ſeyn kann. Nun fängt der Menſch an zu zittern und zu zagen, weiß keinen Rath und Troſt mehr; auf einer Seite ſieht er den gerechten Gott, der Vollkommenheiten an ihm fordert, die er an ſich gar nicht findet; auf der andern Seite empfindet er ſeine Schwäche, daß er nie dieſe Vollkommenheit werde erreichen können. In dieſen Umſtänden bittet er um Vergebung, flehet um Rath und Hülfe, und verſpricht, ſeinen Willen ganz von dem Geiſt Jeſu Chriſti regieren zu laſſen. Dieſen Zuſtand nennen wir die Buße. Darauf lenkt ſich das Gemüthe zum Evangelium, und ſucht da Ruh und Troſt. Dieſes ſagt ihm nun, Chriſtus habe durch ſein

Leiden und Tod allen Forderungen Gottes an die Menſchen genug gethan, er ſolle nur veſten Glauben an den Erlöſer faſſen, ſo werde er für ſeine Seele Ruhe finden. Dieſe Lehre von der Genugthuung Chriſti hatte der Menſch vielleicht wohl hiſtoriſch geglaubt, aber nicht von Herzen; jetzt bringt ihn aber die Noth, um Glauben zu bitten. Vor und nach wird ihm die Sache klar in ſeinem Gemüth, und was der natürlichen Vernunft unbegreiflich und gar ungereimt vorkam, das beginnt ſie nun einzuſehen; er verwundert ſich, daß er ſo thöricht geweſen und die göttlichen Rathſchlüſſe, die in der ganzen Schöpfung nicht, ſondern nur allein in dem ganz unbegreiflichen Gott ihren zureichenden Grund haben, habe begreifen wollen; jetzt glaubt er, Chriſtus ſey ſein Erlöſer, und darauf fühlt er auch natürlicher Weiſe, daß ihm ſeine Sünden vergeben worden. Auf dieſe Vergebung der Sünden folgt nun auch die Rechtfertigung ſo, daß er verſichert iſt, Gott habe ihn zu Gnaden angenommen, und Chriſti Gerechtigkeit für die ſeinige erklärt. Darauf entſteht nun ein Friede in dem Gemüth, eine Beruhigung, die unbegreiflich iſt, und mit demſelben bekommt der Menſch eine ſolche Liebe und Zutrauen zum Erlöſer, daß er tauſend Leben für ihn hingeben könnte. Während dieſem Frieden und dieſer Liebe verſpürt er eine Luſt und eine Kraft, alles das zu thun, was die evangeliſchen Gebote von ihm fordern, daß ihm das Joch Chriſti ſanft und eine leichte Laſt wird. Dieſe Veränderung, die dem Menſchen durch die göttliche Gnade oder den wirkenden Geiſt Chriſti widerfährt, heiſſen wir nun die Wiedergeburt, die durchs Taufwaſſer, das iſt, die äußerliche Bekenntniß zu Chriſto nothwendig zuerſt, und dann durch den Geiſt zu Stande gebracht werden muß. Nun fängt die moraliſche Verbeſſerung des Menſchen an. Wir nennen dieſes die Heiligung; da aber freilich noch immer der Menſch, Menſch bleibt. Allein, ſobald eine ſolche eingerichtete Menſchenſeele die Bürde des Leibes und mit ihr die ſinnlichen Reize ablegen wird, ſo wird ſie gewiß zu den Anſtalten des Reichs Chriſti in der andern Welt zum Endzwecke des ewigen Vaters bei der Schöpfung des Menſchen, vollkommen geſchickt, und alſo unendlich glückſelig ſeyn.

Dieſes alles begreift nun freilich ein Menſch nicht, der es an ſich nicht erfahren hat, glaubt es nicht; aber was thut das zur Sache. Wenn ich einem Bauer, der einen vollkommnen guten Verſtand hat, erzähle, daß es in den äußerſten nordiſchen Gegenden ein halb Jahr aneinander Tag, und ein halb Jahr aneinander Nacht ſey, ſo ſtaunt er mich an, lächelt über meinen Wahnſinn, ſagt, haben die Leute da denn eine andre Sonne als wir? Sobald ich ihm aber ſage, die Sonne ſtehe ſtill, und die Erde drehe ſich herum, ſo lacht er aus vollem Halſe, und glaubt ich ſey ganz unſinnig. Alſo: Wer unſre Lehre nicht begreifen kann, und ſich darum von ihr abwendet, der mags thun, wir zwingen Niemand, mehr zu glauben, was er nicht glauben kann. Das kann unſern Lehrern aber Niemand verdenken, wenn ſie auf Menſchen wachſam ſind, die zur äuſſern Bekenntniß gehören, daß ſie dieſelben für Verführung warnen, da doch ſo mancher recht vernünftige Mann verführt werden kann; auch daß ſie dieſelben von der Gemeinſchaft der Gemeinde abſchneiden, oder gar, wenns Lehrer ſind, ſie ihres Amts entſetzen, damit nicht ſchwachdenkende Gemüther in rath- und troſtloſe Umſtände geſetzt werden mögen.

Wie übel und wie unverantwortlich haben Sie alſo gehandelt, Herr Verfaſſer! daß Sie über eine Sache urtheilen, die Sie gar nicht verſtehen, weil Sie keine Erfahrung davon haben! — Wie teufliſch aber iſt es nicht auch zugleich, das Heiligthum ſo vieler Millionen Menſchen zu verſpotten! — Wollen Sie ſagen, das thäten Sie ja nicht, Sie verſpotteten nur die Fehler. — Ey! Sie ſpotteten doch über die Gnade, über die Lehre von der menſchlichen Verderbenheit, über die Wiedergeburt, und wenn das auch nicht wäre: Sie ſpotteten über Fehler unſrer Lehrer, wo keine ſind, und wo Sie dieſelben treffen, da verdienen ſie Mitleiden, und keinen Spott.

Einmal: es bleibt dabei, in Religionsſachen Satyre zu brauchen, iſt unmenſchlich. Wo aber ſogar durch dieſelbe die Religion ſelbſt verſpottet wird — ich mag nicht ſagen, was für eine Frechheit dazu erfordert werde.

Im ſiebenten Abſchnitte kommen die Spazierenden, Herr Rothanker und Herr F. zur Lindenallee, ſetzen ſich auf eine Bank, an deren anderm Ende ein Prediger und ein Kandidat ſitzen, die unter ſich zuſammenreden, und zwar juſt von dem Ueberhandnehmen der Freidenkerei in Berlin.

Ich kann mich über den Herrn Verfaſſer nicht genug verwundern, daß er nicht einſehen kann, wie wenig die hiſtoriſche Wahrheit beobachtet worden. Ueberall treffen ſich juſt Prediger, überall ſagen ſie juſt dasjenige, was der Verfaſſer lächerlich machen will, und dieſes iſt noch dazu entweder nicht wahr, oder unerträglich dumm. Warum unterſteht er ſich doch einen Roman zu ſchreiben, ohne daß er Geſchick dazu hat! und warum unterſteht er ſich doch Sachen zu beurtheilen, die er gar nicht verſteht! Warum belacht er Fehler, die zu beweinen wären! Iſt das nicht unſinnig? —

Alle, die dieſes leſen werden, hieher, und höre den Kandidaten und den Prediger ſprechen, und dann urtheilt.

Der Kandidat: „Es müſſen doch noch einige „andre Urſachen ſeyn, warum die Freidenkerei ſo „ſehr in Berlin überhand genommen hat. Uer

„rigkeit und Wolluſt gehn in andern groſſen Städ„ten auch im Schwange, aber man ſieht da nicht „ſo viel öffentliche Freidenker.“

Der Prediger: „Freilich! unſre ſchöne Hete„rodoxe Herren, die die Religion ſo menſchlich „machen wollen, und die dabei die Würde unſers „Standes ganz aus der Acht laſſen, ſind am mei„ſten Schuld daran. Sie wollen den Freidenkern „nachgeben, ſie wollen ſie gewinnen. Als ob es „ſich für uns ſchickte, mit Leuten ſolches Gelich„ters Wortwechſel zu führen. Man muß ihnen „kurz und nachdrücklich den Text leſen; man muß „ihnen das Maul ſtopfen; man muß ſich bei ihnen „in der Ehrfurcht zu erhalten wiſſen, die ſie uns „ſchuldig ſind.

Der Kandidat: „Das iſt wahr. Nur iſts zu ‚beklagen, daß dieſe Leute für alle ehrwürdige ‚Sachen, und beſonders für den Predigerſtand, „nicht die gehörige Ehrfurcht haben.“

Nun geht dieſer Ton ein paar Blätter ſo fort, wo die Beiden über die philoſophiſche Moral ein wenig hohnlächeln, die wenige Ehrfurcht gegen ihren Stand beklagen, ein wenig Papſtthum wünſchen. Bei dem Vernünftlen komme nichts heraus, der Laye müſſe glauben, es käme hier nicht auf Vernunft, ſondern auf die Bibel, auf eine übernatürliche Offenbarung an u. ſ. w.

Der Prediger fährt fort: „Und unſre neumo-

diſche

„diſche Theologen, die die Welt haben erleuchten „wollen, die ſo viel unterſucht, vernünftelt, phi„loſophirt haben, wie wenig haben ſie ausgerich„tet, wie müſſen ſie ſich krümmen und winden! „Sie philoſophiren Sätze aus der Dogmatik weg, „und laſſen doch die Folgen dieſer Sätze ſtehen; „ſie brauchen Wörter in mancherlei Verſtande: „ſie verwickeln ſich in ihre eigne Schlingen, ſie „ſind aufs äuſſerſte inkonſequent“ —

Laßt uns dieſes einmal beim Lichte beſehen: Der Herr Verfaſſer will hier wieder ein paar Lehrer ſchildern, ſo wie er glaubt, daß ſie durchgehends wären, oder daß es noch welche ſo gebe.

Ich muß aber ſagen, daß ich in meinem Leben einen ſo dummpfaffiſchen Ton nicht gehört habe, und wenn ein Prediger zu Berlin noch ſo redet, ſo muß ich ſagen, es ſey zu arg. Es iſt gewiß nicht wahr, daß dieſer Ton unter den Geiſtlichen Mode iſt. Der Herr Verfaſſer wird wenigſtens in jetzigen Zeiten ſehr wenige mehr finden, die ſo reden; folglich iſt es unergründliche Feindſchaft auf das Predigtamt, um es verhaßt zu machen. In dieſer Scene ſehen wir auch klar, was der Autor will; denn alles was er die Prediger ſagen läßt, kommt ihm ungereimt vor; und doch, wenn man alles das, was er hinzugethan hat, um die Prediger verächtlich zu machen, wegnimmt, und ſie es nur mit einem liebreichen Tone ſagen läßt, ſo haben ſie gar nicht unrecht.

nach chriſtlichem Sinne nemlich; und alſo iſt es wiederum ein abſcheulich Gewäſche zum Nachtheil der Religion; denn ein junger Menſch, der dieſe Stellen lieſt, wird auf die Zähne knirſchen, und ein Geiſtlicher wird ihm verächtlich vorkommen, und mit ihm die Lehre, die er vorträgt. Mein Gott! welch ein ſchädlich Buch iſt es doch für die Religion.

Nun miſcht ſich auch der Sachwalter des Herrn Verfaſſers mit ein, der Herr Sebald Nothanker.

Wo es noch Mode iſt, die Lytaney zu ſingen, da mag man wol mit einrücken: Für einem Lehrer, wie Sebald Nothanker, behüt uns lieber Herre Gott!

Er antwortet dem obigen Prediger auch endlich und ſagt: „Und wenn ſie dann nun inkonſequent wären? Wer einzelne Vorurtheile beſtreitet, aber viele andre damit verbundne nicht beſtreiten kann oder darf, kann, ſeiner Ehrlichkeit „und ſeiner Einſicht unbeſchadet, inkonſequent „ſeyn; oder ſchöner: Die Verbeſſerer der Religion „mögen immerhin ein zerriſſenes Buch ſeyn, das „weder Titel noch Regiſter hat, und in welchem „hin und wieder Blätter fehlen; aber auf dieſen „Blättern ſtehen nöthige, nützliche vortreffliche Sachen, und ich will dieſe Blätter ohne Zuſammenhang lieber haben, als Meeners Beweis der „Ewigkeit der Höllenſtrafen, und wenn dies Buch „auch noch ſo komplet wäre.“

Gut, Herr Magiſter! Ungeachtet Er wieder ganz zur Unzeit, ohne Anlaß und Urſache, mit der Ewigkeit der Höllenſtrafen auskramt, und ich alſo meinen Augen kaum trauen darf, ob ich mit einem Geſpenſt oder mit einem Menſchen rede, ſo muß ich doch ein Wort zu dieſer ſeiner Geſinnung ſagen: Iſt das Neue Teſtament die Richtſchnur ſeines Glaubens? „Ja! in ſoweit, als ich ſehe „daß es mit der Vernunft übereinſtimmt.“

So muß ich Ihm ſagen, daß er ein groſſer Thor geweſen, da er einen Commentar über die Apokalypſe geſchrieben, denn da wird Er mit ſeiner Vernunft wol wenig aufrichten; aber wir laſſen das jezt an ſeinem Orte. Wo das Neue Teſtament mit der Vernunft nicht übereinſtimmt, da muß es entweder auf dieſe Zeiten nicht paſſen, oder es muß Dinge enthalten, die man zwar nicht begreifen kann, aber doch wahr ſeyn können: oder es muß offenbare Widerſprüche enthalten. Was die hiſtoriſche Gewißheit anbelangt, die geht uns jezt nicht an, denn ſie ſowol, als alle neue Religionsverbeſſerer, quasi! nehmen ſie an; alſo: enthält nun das neue Teſtament Punkte, die uns nicht mehr angehen, ſo ſind es beſondre Modifikationen beſondrer chriſtlicher Gemeinden, und dieſe fallen ins Auge. Wir abſtrahiren dieſe, und ſchränken uns blos ein auf die Lehre von Jeſu Chriſto, dieſe alſo muß entweder Dinge enthalten, die der natürlichen Menſchenvernunft zu hoch ſind,

oder die ihr widerſprechen. Enthält ſie Dinge
die ihr zu hoch ſind, und man will dieſe nach de
Vernunft reguliren, ſo iſt die Religionsverbeſſe
rung eben anzuſehen, als wenn fünf oder ſech
wackre rothbackigte Schuljungens Eulers und Käſt
ners Schriften von der höhern Mathematik, nac
ihrem guten Knabenverſtande reformiren wollen
der eine wird das Wort: Equation, der andre
Paralaxe, ausſtreichen. Iſt ja doch Unſinn i
den Worten da, lieber Martin! verſtehn ſie nich
laßt's uns ausſtreichen; wollen's thun, dann g
hen und Blindemaus ſpielen.

Beweiſt man uns aber, daß die Lehre Chri
Widerſprüche enthalte: dann auch keinen Auge
blick länger gewartet: Was hinken denn wir de
auf beiden Seiten! Entweder ein wahrer Beke
ner Chriſtl, oder ein Deiſt! Weder kalt noch wa
zu ſeyn; iſt ausſpeyens würdig.

Der Prediger beantwortet des Sebaldus
miſche Rede mit wahrem Menſchenverſtande;
ſagt:

„Sie ſind alſo, wie ich merke, ein Gön
„der neuen heterodoxen Theologen. Sie wer
„alſo alles, was dahin gehört, wohl überl
„haben; denn Herren ihrer Art handeln niem
„unüberlegt. Sagen Sie mir doch, was für
„Chriſtenthum wir bekennen möchten, wenn
„ſe Herren ſo fortfahren, wie ſie angefangen
„ben.“

Und dieſes iſt doch gewiß wahr, was dieſer Prediger da ſagt. Der Herr Verfaſſer will die ungereimte Denkungsart der evangeliſchen Lehre zeigen, und läßt ſie gar oft die Wahrheit ſagen.

„Ey nun,“ ſagt Sebaldus, „es könnte wol „ein ſehr chriſtliches Chriſtenthum werden.“

Ich meyne, wenn man die weſentlichen Stükke hinausſchmeiſt, das wird ein Chriſtenthum ſeyn! —

Der Prediger antwortet: „Chriſtlich? ja, ein „heidniſch Chriſtenthum wird es werden. Hören „ſie wol? Heidniſch iſt der wahre Name! —“

Nun läugne, wer läugnen kann, ob das nicht wahr iſt! Vernünftige Moral, die aus eignen menſchlichen Kräften hervorgebracht und ausgeübt wird, iſt das wahre eigentliche feine Heidenthum; wer Luſt dazu hat, der gehe hin, und er wird finden, daß das alte Sprichwort wahr iſt: Viel Köpfe viel Sinne. Ein jeder wird ſich eine neue Moral ſchmieden, ſo wie es für ihn am bequemſten iſt. Der gemeine Mann, der ſelbſt nicht zu denken gewohnt iſt, will was ſinnliches haben; wird wieder Abgötter, wie vor einigen tauſend Jahren auch.

Menſchen! merkt auf die Zeichen der Zeiten. Die Apoſtel, Jeſus, haben es lang voraus geſehen! ſie habens geſehen. Unter andern Paulus an den Timotheum im zweyten Brief am dritten Kapitel: „Das ſollt du aber wiſſen, daß in den lezten Tagen werden gräuliche Zeiten kommen u. ſ. w. — Verräther, Frevler, aufgeblaſen, die mehr Wolluſt lieben, denn Gott. Die haben den Schein eines gottſeligen Weſens, aber ſeine Kraft verläugnen ſie; und ſolche meide. Aus denſelben ſind, die hin und her in die Häuſer ſchleichen, und führen die Weiblein gefangen, die mit Sünden beladen ſind, und durch mancherley Lüſte getrieben werden. Sollte man nicht meinen, Paulus hätte die heutigen ſchönen Geiſter dem Frauenzimmer ſehen die Cour machen am Nachtiſch, am Putztiſch, auf dem Kanapee u. ſ. w. Ferner: Lernen immerdar, und können nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Heiſt das nicht Weiſſagung? Beynah achtzehnhundert Jahre vorherzuſagen, was aus dem menſchlichen Geſchlechte werden ſoll; und ſiehe: es wird! —

„Die Fülle der Heiden fängt an einzugehen; wer eine aufmerkſame Seele hat, der merke auf! und ſtehe auf ſeiner Hut! Seelig iſt der Knecht, den der Herr wachend findet, wann er kommen wird!

Sebaldus iſt es nun einerley, wie man's heiſt, „heidniſches oder chriſtliches Chriſtenthum; „das menſchliche Geſchlecht wird durch eine Benennung weder glücklich noch unglücklich.“ Wie? wenn aber die Benennung die Natur der Sache trifft, iſts auch einerley? Mögen ſeyn, was wir wollen, wenn wir nur ſo dem Trieb unſrer Natur folgen können, wie auch die andern Thiere, unſre Nachbarn; wollen gern auf die Menſchheit Verzicht thun.

Was dünkt Ihnen? Herr Verfaſſer. Das iſt ſo die rechte Sprache, nicht wahr? Sie mögen ſie behalten, für ſich behalten; ſie müſſen aber denn auch andre ehrliche Leute ungeſchoren laſſen, die nicht ſo denken wie ſie, und nicht ſo beleidigende Sachen in die Welt hineindrucken laſſen.

Der Prediger und Sebald wechſeln noch einige Worte, wo es noch einmal ein wenig über die ſymboliſchen Bücher hergeht.

Der Herr Verfaſſer verſteht unter dieſen ſymboliſchen Büchern nothwendig die „Augsburgiſche „Confeßion, den Heidelbergiſchen Katechismus," und was ſonſt noch dafür angenommen wird; dieſe Dinge ſind ihm eben ſo, wie die Bibel, lächerlich und ganz ungereimt und unnöthig. Nothwendig muß es allen Freydenkern, und hernach auch einigen heutigen Reformatoren ſo vorkommen, ſonſt würden erſtere nicht lachen und ſpotten, leztere aber nicht verbeſſern wollen.

Iſt die Bibel ganz Offenbarung, ſo haben wir keinen Streit; iſt ſie nur zum Theil Offenbarung, und das, was Offenbarung iſt, ſoll mit der Vernunft herausgeſucht werden, ſo iſt die Vernunft über die Offenbarung, und wir haben gar keine nöthig; iſt ſie gar nicht Offenbarung ſo iſt wieder nichts zu ſtreiten.

Was die andern Symbole betrifft, ſo ſin
das Sachen, gleichſam Verträge und Glaubensbe
kenntniſſe, die unſre Voreltern zu ihren Zeite
verfaßten, und nach den damaligen Umſtände
verfaſſen muſten, auf welchen der Religionsfri
den im Römiſchen Reiche beruht; wer davon a
gehen will, mag's unſertwegen thun. Iſt e
und anders darinnen, das vielleicht unnöthig w
re, und kann es nicht ohne Unruhe verlaſſen we
den, ey! ſo laſſe mans. Ins ganze aber g
nommen, ſeh' ich nicht ein, daß man der menſc
lichen Freyheit was vergebe, wenn man ſich
gewiſſen Verträgen verbindet, die, ob ſie w
nicht ſo nöthig ſind, doch nicht ſchaden. W
aber die Symbole vom Evangelium in ſich faſſe
das iſt Glaubenslehre, die genau von einem Ch
ſten beobachtet werden muß. Ich hab oben gn
von äuſſerer und innerer Religionsverfaſſung g
redet, je beſſer die äuſſerliche Einrichtung gema
werden kann, ohne ſich in gefährliche Umſtän
zu ſezen, je lieber iſt es uns, nur das Inne
muß nicht leiden. Wie ſchwer das aber bei un
rer heutigen Staatsverfaſſung ſey, kann ein be
Vernünftiger einſehen. Wenigſtens iſt es poli
tiſche Kannengieſſersarbeit, wenn ein Bürger
Berlin deſſen Fach es gar nicht iſt, von dergl
chen zu ſchreiben, dem es an gehöriger Reli
ons-kenntniß, ſowol was das äuſſere als inne
betrifft, mangelt, und alſo nothwendig fehl

muß; wenn ſich, ſag ich, ein ſolcher Mann dahinſtellt und von ſo was urtheilt. Gottlos iſt es aber, die Mängel und Fehler mit dem Weſentlichen des Reichs Chriſti zu verſpotten.

Im achten Abſchnitt werden die Symbole und die Moden der Kleidungen der Lehrer verglichen.

„Die Erfahrung lehrt, heiſt es S. 90. daß die Meynungen ſich nicht minder verändern, als die Kleidertrachten. Es geht daher auch den ſymboliſchen Büchern eben ſo, wie der Kleidung der Geiſtlichen. Als die ſymboliſchen Bücher gemacht wurden, enthielten ſie bloß die allgemein angenommne Meynungen aller Glieder der Lutheriſchen Kirche; ſo wie die Kleidung der Geiſtlichen, dem Schnitte nach, die Kleidung aller gelehrten Leute, und die ſchwarze Farbe eines Biedermanns war, wenn er feyerlich erſchien. Als die Kleidermoden ſich änderten, ſo blieben die Geiſtlichen in derſelben wol vierzig oder fünfzig Jahre zurück, ſo wie es Ihnen noch oft in der Litteratur und Philoſophie geht. Endlich änderte ſich die Welt ſo ſehr, daß der Schnitt des Glaubens und der Kleidung, der zu Luthers Zeiten allen guten Leuten gemein war, endlich das Symbolum eines beſondern Standes blieb. Und dennoch befürchte ich, es gebe noch in einer andern Abſicht, der Konformität mit den ſymboliſchen Büchern, wie den Aermeln und den Mäu

„lein der Geiſtlichen; obgleich jene immer Ortho „doxie heiſt, und dieſe immer ſchwarz bleiben, ſ „haben ſie beyde doch, ſonderlich ſeit fünfzig Jah „ren, ſo viel kleine aber weſentliche Veränderun „gen erlitten, daß im Grunde ein guter alter ortho „doxer Dorfpaſtor, der ſeit Buddeus Zeiten a „keine Veränderungen, weder in der Gelehrſam „keit, noch in Rockſchößen und Perücken gedach „hat, von einem jungen orthodoxen Diakon jetzige „Zeit, der vier Jahre lang in adelichen Häuſer „Hofmeiſter geweſen iſt, aller Konformität uner „achtet, eben ſo ſtark in der Kleidertracht, als i „der Glaubenslehre verſchieden iſt.“

Auf dieſes folgt nun die Geſchichte der geiſt lichen Kleidermoden in Berlin, vom Spener an, bis auf dieſen Tag. Und Herr Chodowiekl, der vortrefflichſte Zeichner unſrer Zeit, hat alle dieſe Figuren lächerlich genug aufs Titelkupfer gezeichnet.

Alles dieſes mag nun wahr ſeyn, oder nicht; Wer gerne lacht, wird wiederum lachen.

Immer greifſt der Herr Verfaſſer den Lehrſtand an, wo ers am wenigſten verdient. Hier iſt der Ort, wo ich davon reden muß.

Daß der Lehrſtand eben ſo grundverdorben iſt, wie auch alle andere Stände, das ſiehet man aus dem ſchlechten Erfolge, den mehrentheils ihre Bedienung des Evangeliums in der Verbeſſerung der

Menſchen hat. Die Kleidermoden der Prediger ſind hier eben ſo unbedeutend, als die vermeinten Veränderungen der wahren Orthodoxie. Dieſe iſt und bleibt immer die einzige wahre chriſtliche, bis dahin, wo die Sebalde Nothankers anfangen zu arbeiten.

Das erſte, das man anzumerken hat, iſt, daß ſie ſowol als andre Menſchen ſind: daher es dann auch kommt, daß ſich überall menſchliche Verdorbenheit mit einmiſchen, die aber in dieſem Falle beſonders wichtige Folgen haben können. Aus dieſer Quelle entſpringt nun ein andrer Fehler, nemlich, daß unter den Predigern ebenſowol die Wenigſten wahre Chriſten ſind, als auch unter andern Ständen.

Wo nun ein Prediger ein wahrer Chriſt iſt, da ſiehet man auch noch immer das Evangelium ſeine Kraft beweiſen, das heiſt: die Menſchen, wenigſtens einige, werden gebeſſert.

Sobald aber ein Prediger nicht nach der Lehre des Evangeli wandelt, ſobald wird der Stolz ſeine erſte Plage ſeyn; er wird ſich auf die Haushalterſchaft Gottes und Chriſti was rechts einbilden, und aus dieſem Grundſatze eben ſo gut herrſchen wollen, als es ein jeder andrer natürlicher Menſch will, wo er nur Gelegenheit dazu finden kann. Aus eben dem Grunde, da niemand von der Wahrheit der Religion überzeugt ſeyn kann, der nicht ihren Geboten nachlebt, indem blos der Glaube erſt die Ueberzeugung wirkt, folgt dann auch abergläubiſche Dummheit. Dem allen ungeachtet predigen doch dieſe Leute evangeliſchen Wahrheiten! und da ihr Stolz und Dummheit nach der Reformation wenig wichtige Folgen, ausgenommen ſehr ſelten, und noch mehrentheils in einzelnen Fällen haben kann, ſo geſchieht dem gemeinen Beſten, ins Ganze genommen, wenig Schaden darunter, wol aber dem Reiche Chriſti.

Dieſem Verderben des Lehrſtandes die gehörigen Mittel entgegen zu ſetzen, erfordert Weisheit, und iſt nicht die Arbeit eines Religionsſpötters. Das beſte Mittel iſt, zum Predigtamte ſolche Leute zu wählen, die von ganzem Herzen Chriſto und ſeinem Evangelium in Lehre, Leben und Wandel getreu ſind, ſo wirds bald beſſer werden. Solche Männer ſehen immer in ihrer Amtsführung auf das Weſentliche, auf Herzens- und Sinnesänderung ihrer Zuhörer, und daher, da ſie Chriſten ſind, iſt von ihrem Stolz und Dummheit wenig oder nichts zu beſorgen.

Ich kann gar wohl die Quelle anzeigen, aus welcher die heutige Verachtung des Lehrſtandes herkommt. Der Voltäriſche Geiſt hat ſich ſo allgemein gemacht, daß auch diejenigen, die ſich äußerlich zu Chriſto bekennen, ſich ſchämen, von ihm und ſeiner Lehre zu reden; die ſchöne Philoſophie iſt jetzt Mode, und die Macht jene altfränkiſch und zum Theil lächerlich. Da nun die Geiſtlichen wegen ihres Amts noch immer davon reden, und allem was von Chriſto abführt, widerſtehen müſſen, dieſes aber bey unbelehrten Geiſtlichen immer mit Stolz und Dummheit verpaart geht, auch noch dazu dieſer die mehreſten ſind, ſo muß der Lehrſtand nothwendig verächtlich werden.

Nun iſt die Frage, ob man durch Spötteleyen die Sache ins Allgemeine beſſere oder nicht?

Die Beantwortung dieſer Frage beruht nur auf der Erörterung folgender Frage:

Wird die wahre Religion Chriſti dadurch befördert, wenn die Geiſtlichkeit lächerlich und verächtlich gemacht wird? Denn daß ſolches durch Spötteleyen zuwege gebracht wird, iſt gar keine Frage, daran zu zweifeln wäre.

Ich will dieſes alles durch ein Gleichniß erörtern, ſo wirds in ein helles Licht geſetzt werden.

Ein gewiſſer Fürſt hatte eine ſchöne und große Stadt, die von vielen Menſchen bewohnt wurde, die ſich alle recht wohl und reichlich nährten. Der Fürſt muſte eine ſehr lange Reiſe thun, damit aber doch die Stadt ruhig verwaltet würde, ſo verfaßt er gewiſſe Statuten und Geſetze, nach welchen gewiſſe dazu beſtimmte Männer, deren über ein jedes Quartier der Stadt einer oder mehrere beſtimmt worden, alles richten und ſchlichten, und die Einwohner, nach der Regel derſelben zu leben, anführen ſollten. Was geſchah? Dieſe Männer regirten die Stadt; da ſie aber ungleich die Geſetze auslegten, ſo warf ſich endlich einer zum Regenten auf, machte noch viele Nebengeſetze, und die andern alle muſten ihm gehorchen. Dieſes dauerte eine Zeitlang, ſo fanden ſich gewiſſe Männer, die mit der Monarchie gar nicht zufrieden waren: ſie fiengen an dagegen zu ſtreiten, forderten ihres Fürſten Geſetzbuch, gabens alten Leuten zu leſen, und ſtrichen alles darinnen aus, was von jemand anders, hinzugeflickt worden. Das gieng eine Zeitlang ſofort; da aber dieſe letztere Ariſtokratiſten theils träg in ihrem Amte, theils auf Nebenumſtände tyranniſch, theils im Weſentlichen lau wurden: ſiehe! ſo fand ſich ein Bürger in der Stadt, der fieng an mit höhniſchen ſpitzigen Reden den Bürgern zu ſagen, daß ſie Bürger wären: Sie wären ja wackere freye Leute auf Gottes Erdboden, wären ja ſelber klug genug; warum Sie doch nach gewiſſen alten Geſetzen beherrſchen ließen, da man nicht wüſte, von wem ſie eigentlich wären? Ja, der Fürſt! das iſt ſo eine Sache; es kann wol einmal ein guter Mann hier in der Stadt geweſen ſeyn. — Hört! beſſer iſts, wir kehren un gar an nichts; iſt ja der Kaiſer unſer aller Oberherr. Was will uns der altfränkiſche Fürſt ſagen? Es heiſt in den Geſetzen: Er ſoll des Kaiſers Soh ſeyn, ſein Erbprinz — mag er — geht uns nicht an, wir halten uns an den Kaiſer. Da ſagen di Leute: Der Kaiſer und ſein Sohn haben die Ge ſetze ſo beſtätigt und gemacht; allein, wer weis, obs wahr iſt? Es ſind doch viele Ungereimtheiten darinn, lächerliche Dinge. Was iſt des Krams all nöthig? Wir ſind geſittete Menſchen: es iſt ja natürlich, daß einer den andern liebe. Dieſer Mann bracht es ſo weit, daß der mehreſte Theil der Menſchen ſo wurde, wie er. Man dachte nicht viel mehr an den Fürſten, eben ſo wenig an den Kaiſer; der ſchuldige Tribut wurde unſäglich viel kleiner, und ſo wurde der Weg zur Unabhänglichkeit gebahnt.

Der Monarch in der Stadt kehrte ſich nicht viel dran, ließ die Leute denken und ſetzte ſein Regiment fort. Die Ariſtokratier aber waren verſchiedener Meynung. Einige gaben ſich dran und unterſuchten die Geſetze aufs neue; ſie glaubten, es könnte wol ein Vergleich getroffen werden; einer meynte zu finden, daß der verreiſte Herr ein guter vornehmer Patritius in der Stadt geweſen ſeyn könnte, der dieſe Geſetze zum Beſten derſelben gemacht habe. Die gemeine Sage, daß er bald wiederkomme, ſey eine Sache, die unwahrſcheinlich wäre. Da dieſer Herr alſo ebenſowol ein Bürger ſey, wie ſie, wenn er auch allenfalls ein kaiſerlicher Miniſter geworden wäre: ſo könnte er ihnen doch nicht übelnehmen, wenn ſie die Geſetze nach der jetzigen Denkungsart ein wenig geändert, auch wol ein und anders darinnen ausgeſtrichen hätten. Andere von eben dieſen Ariſtokratiern wollten gar von keinem

Vergleiche hören und ſehen, hielten genau auf dem alten Buchſtaben, ſchändeten und ſchmälten auch die Demokratiſten oder kaiſerlichen Freyleute, ſchalten ſie für Rebellen, gaben auch zuweilen Ohrfeigen, wo ſie konnten. Dieſe Zeloten wurden endlich gar verhaßt in der Stadt. Die Demokratier, deren am allermehreſten waren, lachten darüber, hießens Knabenſtreiche: und weil ſie glaubten, daß ihre Stadt eine kaiſerliche freye Reichsſtadt wäre, ſo glaubten ſie, auch die Zeloten müßten ihre Freyheit haben, ſowohl als ſie.

Unter den Ariſtokratiern waren aber noch immer einige ſtille Leute. Man ſagt, daß ſie geheime Korreſpondenz mit dem Fürſten hätten. Dieſe ermahnten überall, wo ſie Gelegenheit dazu hatten, die Einwohner, ſie möchten genau nach den Geſetzen des Fürſten ſich halten: man fände ſich ja wohl dabey: ſie wüßten er würde bald kommen, und dann würde er gewiß ſeine treuen Anhänger mit unabſehbarem Glücke belohnen. Dieſe ſtillen Ariſtokratier hielten ſich alſo geheim, warteten ihres Amts, und beklagten den Zuſtand der Bürgerſchaft.

Bey dieſen krittiſchen Umſtänden, da die Demokratier oder Freydenker überall den Meiſter ſpielten, und alles dem Fürſten anfieng abtrünnig zu werden, der Monarch zwar noch glaubte, es wäre, was er immer geweſen, und die Ariſtokratier, wie oben gemeldet, in drey Faktionen, in Vergleichskommiſſarien, in Zeloten und in fürſtliche Ariſtokratier getheilt waren, läßt ſich leicht vermuthen, daß die Domokratier, als die herrſchende Parthey, weder die Monarchiſchen, noch die Ariſtokratier werden haben leiden können, ſondern einen mit dem andern, ſo viel an ihnen iſt, werden geſucht haben zu unterdrücken. Die Ariſtokratier waren alſo alle drey Partheyen, wie man allgemein glaubte, unnöthige Bürger.

Nun trugs ſich einmal zu, daß man des Morgens, als man aufſtund, ein Bild auf dem Markt entdeckte. Es ſtund am höchſten Orte, ſo daß Klein und Groß es von weitem und nahem ſehen konnte. Es war eine ſtrohene Statue in rieſenmäßiger Größe, in Satyrengeſtalt, mit Geisfüßen, Bockshörner auf dem Kopf, und das Geſicht war von Papier oder Parpendekel ſo geformt, daß es mit den Augen nach einem nach der Seite hinſtehenden ariſtokratiſchen Hauſe ſchielte, und ſein Maul dabey zum Lachen verzerrt war. Mit dem Zeigefinger der rechten Hand wies es auf dieſes Haus. Die Kleidung dieſes Strohmannes war genau, ſo, wie ſie die Ariſtokratier zu tragen pflegen. Unter ſeinen Geisfüßen lagen verſchiedene ſinnbildiſche Figuren, deren Namen aus dem fürſtlichen Geſetzbuche genommen waren, als: Gnade, Wiedergeburt ꝛc. Auch ſahe man da das Wappen des Fürſten in der Hand eines Ariſtokratiers, wie er dem Strohmanne unter den Füßen lag: doch war das Wappen ſo gekehrt, daß es konnte mit Koth beworfen werden. Unten am Fußgeſtelle ſtand mit großen Buchſtaben: „Sebald Nothanker, ein Ariſtokratier.“ Knaben und Männer, Jünglinge und Jungfrauen ſtunden zu Tauſenden um dieß Bild lachten aus vollem Halſe klatſchten, und wo ſie hernach einen Ariſtokratier fanden, da warfen ſie Koth auf ihn.

Nun entſteht die große Frage, wie es fernerhin mit der Stadt zugehen werde? — Darauf läßt ſich nichts antworten. Wir Ariſtokatier glauben es zu wiſſen, und die Demokratier glaubens zu wiſſen.

Ich weiß aber eins gewiß, und das iſt Folgendes:

Die Geſetze ſind da, und in denſelben ſtehts, der Fürſt der Stadt ſey der Erbprinz des Kaiſers; dieſer und unſer Fürſt haben eine und dieſelbe Regierung; was einem geſchähe, geſchähe auch dem andern. Nun, was iſt dann ſichrer, als daß man ſich dieſen Geſetzen unterwerfe? Ders thut, fehlt gewiß nicht, wenn ſie auch unnöthig wären, denn das kaiſerliche Intereſſe wird doch dadurch vermehrt; wers aber nicht thut, läuft entſetzliche Gefahr, auf ein großes kann ſeyn einſtweilen Rebelle gegen den Kaiſer und ſeinen Sohn zu ſeyn: denn daß die Demokratier ſagen, ſie verehrten den Kaiſer und nennten ihn ihren Oberherrn, das iſt ſo viel geſagt, als: der Kaiſer iſt ein ehrlich-

Mann, wofür wir Reſpekt haben; wir thun aber, was uns gefällt, und ſind ihm weiter nichts ſchuldig. Wies aber mit dem Herrn Pasquino und ſeinem Strohmanne ausſehen wird, wenn dereinſt der Fürſt kommt; ob er damit zufrieden ſeyn wird, wenn er ihm antwortet: Die Ariſtokratier waren Schurken: ſie thaten nicht, was uns Demokratiern gefiel; darauf wollt ichs um aller Welt willen nicht wagen, an ſeiner Stelle zu ſeyn.

Hiemit will ich meinem Büchlein ein Ende machen. Obige aus der gegenſeitigen Schrift angeführte Stellen ſind hinlänglich, zu beweiſen, was ich beweiſen will. Nur noch ein Wort an alle Zweifler.

„Wie kann man ſich in jetzigen Zeiten am beſten beruhigen? Wie kann man zur Gewißheit kommen?

Hört alle, Groſſe und Kleine! Schaut die ganze Welt an und ſehet! Alles lebt und bewegt ſich Reducirt alles auf die erſten Centralkräfte, auf die anziehende und wegſtoßende Kraft; denkt und urtheilt nun unpartheiiſch: Iſt das denn etwas Begreifliches, daß der Stein, wenn er in die Höhe geworfen wird, wieder auf die Erde fällt? noch nie hat es ein Menſch herausdemonſtriren können; es iſt immerwährende Wirkung der Allmacht Gottes, die da will, daß ähnliche Körper nach dem Verhältniß ihrer Maſſen ſich anzieben, unähnliche aber ſich abſtoßen ſollen; von dieſen Centralkräften ſind noch viel Sachen bis dahin, wo unſre Vernunft zu begreifen anfängt. Gnug, es bleibt dabei, die Grundlage alles Lebens und aller Bewegung beruht auf der fortdauernden Wirkung der ſchöpferiſchen Macht Gottes. Dieſe Macht hat ſich gewiſſe Geſeze vorgeſchrieben, nach welchen ſie in dieſer Welt handeln will. Dieſen Saz will ich auf die menſchliche Seele anwenden. Die Seele hat eine deutliche Vorſtellung von gewiſſen Sachen; ſie iſt ſich deren bewußt, ſie iſt ſich ihres Daſeyns mit höchſter Deutlichkeit bewußt; was iſt das nun? Auf, Vernunft! ergründe dich ſelbſt, was du biſt! — ſie kanns nicht; ſie kann nichts weiter entdecken, als daß ſie da iſt, und daß ſie nach gewiſſen Grundtrieben handelt; ſie kann nicht einmal aufhören zu denken, wenn ſie will; ſie iſt alſo nicht ſouverain ſie lebt wieder abhänglich von dem, der da befiehlt: Du Stein ſollt ewig fallen, wenn du in den Stand geſezt wirſt, daß du fallen kannſt. Es iſt alſo ausgemacht, daß die Vernunft Gränzen um ſich herum hat, über welche ſie nicht weg kann. Bey dieſen Umſtänden, da die Seele ſo eingeſchränkt iſt, hat ſie doch einen unendlichen Hunger nach Erkentniſſen. Ein Menſch, der mit dieſem Hunger nun in die Dinge der Schöpfung eingeht, ſtirbt, eh er kaum angefangen hat. Die Welt hat ſchon bald ſechstauſend Jahre geſtanden, und noch ſiehts erſchrecklich mangelhaft in den Wiſſenſchaften aus; folglich iſt unläugbar:

> Der Menſch iſt für dieſes Leben nicht allein da, denn er erreicht ſeinen Endzweck nie.

Der menſchliche Geiſt iſt aber doch einer Erhöhung ſeiner Kräfte fähig, und er iſt ihrer nicht umſonſt fähig, wenn anders ihr Schöpfer ein weiſer Schöpfer iſt.

Iſt der Menſch für dieſes Leben nicht allein da, ſo muß ein anders Leben auf dieſes folgen, und ein Menſch muß, ſeinen weſentlichen Kräften nach, ebenderſelbe nach dem Tode ſeyn, der er zuvor war; das iſt, er muß ſich dieſes Lebens noch erinnern können, ſonſt wär er ſo gut, als wenn er neugeboren, das iſt ein andrer Menſch wäre.

Iſt die menſchliche Seele ſich ihrer erſten Grundanlage nicht bewuſt, ſo muſte die immerfortdauernde ſchöpferiſche Machtkraft wieder nach fortdauernden Geſetzen die Seele fortſchaffen, das iſt erhalten. Nun iſt aber die Seele, ihren Kräften nach, einer Erhöhung oder Verbeſſerung fähig! — Jezt, meine Herrn Freygeiſter und Deiſten! wo ſind die Grundregeln anzutreffen, die der Natur der Seele angemeſſen, die fähig ſind, den Menſchen nach ſeinem Zuſtande zu verfeinern, ſeine Erkenntniß zu vermehren, und ihn in den Stand zu ſetzen, ſeine Beſtimmung zu erreichen?

— Von auſſen, durch bloße ſinnliche Wirkungen der Schöpfung auf uns, bringen wir der Seele tauſenderley Mannigfaltigkeiten bey, ſie fällt immer von einem aufs andre, und es kommt am Ende weiter nichts heraus, als wir haben unſre Exiſtenz verbeſſert, aber nur die Exiſtenz für dieſes Leben. Da dieſes aber kurz iſt, ſo haben wir ſchlecht für uns geſorgt, wenn wir weiter nichts beſitzen können. Von jeher haben die Verſtändigſten des menſchlichen Geſchlechts eingeſehen, daß die Verbeſſerung des Menſchen darinn beſtünde, und daß er einen viel höhern Grad der Menſchheit erreichen könnte, wenn er nur in ſofern die Schöpfung gebrauchte, als es zu Erhaltung ſeines Daſeyns nöthig wäre, im übrigen aber ſeine Seelenkräfte dazu anwendete, Gottes liebenswürdige Eigenſchaften kennen zu lernen, wie er ſich in der Schöpfung an die Menſchen offenbart habe, und zu dieſem auch andre Menſchen zu leiten und zu führen. Alle, die dieſen Weg einſchlugen, fühlten im Innerſten ihrer Seele ein unbekanntes Wohlthun, welches das zuſtimmende Ja der Gottheit iſt, die immer am Rade der Natur auch in der menſchlichen Seele umdreht. Allein, es gieng ſolchen weiſen Männern, als wenn man einen Mühlſtein in einem engen Thal einen Berg herablaufen läßt; er erhält durch ſein ſtrenges Herablaufen und immerfort beſchleunigte Bewegung, zwar ſo viel Kraft übrig, daß er die andre Seite ein Stück Wegs wieder herausläuft, bald aber wieder zurückſinkt und liegen bleibt. Wo kann ſie ſich ſelbſt verbeſſern, wo kann ſie ihre Kräfte erhöhen, wenns der nicht thut, der ſie erhält! Der Weg, dazu zu gelangen, iſt untrüglich. Ich will Ihnen denſelben zeigen; und alle vernünftige Menſchen werden ſagen müſſen, ich hätte Recht.

Wer alſo ein herzliches Verlangen in ſich verſpürt, daß er gerne wollte ſo ſeyn, wie er ſeyn muß; der da empfindet, wie mangelhaft es um ihn ausſieht. (denn die andern, die ſchlechterdings zufrieden ſind, wie es geht, die zufrieden ſind, wenn ſie das vornehmſte Thier heiſſen, und ferner kein Verlangen bey ſich ſpüren und ruhig ſind, mit denen red ich nicht. Ich rede nur mit denen, die Wahrheitshungrig ſind, und aus Wahrheitsliebe zweifeln, was ſie thun ſollen;) dieſen geb ich folgenden Rath, der ſie nicht betrügen wird.

Erſt müſſen ſie ſich vornehmen, daß allgemeine Geſetz der Natur, allen Menſchen wohlzuthun, feſt und unverbrüchlich zu halten; ferner auch alles dasjenige, was uns die geſunde Vernunft lehrt, was unſre und des Nebenmenſchen Glückſeeligkeit befördert, aber weſentlich befördert; mit einem Wort: was einen jeden ſeine innere Ueberzeugung lehret thun, das thu er, ohne es zu unterlaſſen, upb prüfe alle Handlungen nach dem Probierſteine der innern Ueberzeugung deſſen, was Gut und Bö iſt: geb alſo fleißig auf ſich ſelbſt und ſeine Handlungen Acht, ſo wird er erſt gewahr werden, wie ſchwach er iſt, und wie wenig der Menſch geſchickt iſt, blos das Naturgeſetz zu halten, geſchweige die Feinde von Herzen zu lieben. Nun müßt ihrs aber nicht machen, wie der Mühlſtein, und wieder zurück laufen, ſondern ihr müßt den Vater der Natur und der Menſchen, der überall wirkſam iſt, um Hülfe anſprechen; ihr müßt in dieſer Sehnſucht beharren und gleichſam zum Magnet werden, um mehrere Kräfte durch Gebet vom Vater zu erlangen: ſo werdet ihr vor und nach gewahr werden, daß der Vater der Natur mit allmächtiger Kraft, nach Zahl und Maaß und unveränderlichen Geſetzen; auf alles Erſchaffene wirke. Ihr werdet finden, daß zwiſchen euch und ihm ein ſo unendlicher Unterſchied ſey, daß euch der mindeſte Zuſatz von ſeiner reinen göttlichen Kraft ein verzehrendes Feuer werden würde. Alsdann werdet ihr erfahren, daß die Erzählung Moſes vom Fall Adams wahr ſeyn müſſe, indem es unmöglich iſt, daß der Gott, der ſo aufs ſtrengſte nach ſeinen Geſetzen alles regiert, ein ſo ganz unvollkommes Ding, wie die menſchliche Seele anjetzo iſt, ſollte haben machen können. Ihr werdet dann mit größter Klarheit einſehen lernen, wie entſetzlich die menſchliche Natur im Verderben liege; ihr werdet zittern und zagen, und keinen Rath wiſſen, wie ihr nun zu eurer Beſtimmung gelangen ſollt, die euch nun unendlich wichtig wird, indem euch nichts gräßlicher vorkommen kann, als wenn die Seele ſelbſt vom Leibe getrennet, aus dem Elemente der Gottheit verſtoßen werden, und ihr doch immer nahe ſeyn und bleiben. Nun wird euch die Lehre vom Verſöhner Jeſu Chriſto ſo handgreiflich nöthig, und ſo gewiß vorkommen, daß ihr ganz und gar an keinen Zweifel mehr denken werdet, und ihr werdet ihn mit beyden Händen ergreifen.

Dieſes iſt der einzige Weg eines Zweiflers zur Ueberzeugung in der chriſtlichen Religion und deren Wahrheit zu gelangen. Ein jeder, der kein wahrer Chriſt iſt, doch aber Chriſtum mit dem Munde bekennen, thut eben ſo viel, als wenn er ſagt: Ich habe gehört, es ſoll ein Evangelium in der Welt ſeyn, das ſo und ſo heißt; überzeugt. von deſſen Wahrheit überzeugt iſt er gewiß nicht. Wer aber nicht überzeugt ſeyn will, der hüte ſich doch wenigſtens ein Voltaire oder ein Verfaſſer eines Nothankers zu werden.

Merkwürdige
und
wahrhafte Geſchichte
eines armen Baurenknaben.

In dem ſo genannten Baieriſchen Succeſſionskrieg der im Anfang der vierziger Jahre des verfloſſenen achtzehnden Jahrhunderts gegen die Kaiſerin Königin **Maria Thereſia** von verſchiedenen Europäiſchen Mächten geführt wurde, diente ein gewiſſer Herr von **Falkenhain** aus dem **Elſaß**, als Offizier in der franzöſiſchen Armee; dieſer nahm einen armen Bauernknaben namens **Ammel**, aus dem Dorfe **Kolbsheim**, der auch ſein Unterthan war, als Roßbuben mit. **Ammel** war ein guter und braver Burſche, aber ſeine blutarme Eltern konnten ihm keine Erziehung geben, und er hatte weder leſen noch ſchreiben gelernt, er folgte alſo ſeinem Herrn zur Armee, und diente ihm treulich. Nun war das Fouragiren bey Lebensſtrafe verbotten, und doch zwang ihn ſein Herr, der Commandant eines franzöſiſchen Bataillons war mit Gewalt dazu; alſofort wurde der arme Tropf von den Häſchern ertappt, und ohne weitere Umſtände zu einem Baum geführt, an den ſie ihn aufhängen wollten. In dem Augenblick entdeckten ſie noch andere, die auch fouragirten; damit ihnen nun dieſe nicht entgehen möchten, und um auch das Aufknüpfen an allen zugleich, und in füglicher Ordnung zu verrichten, ſo übergaben ſie den Ammel ſogleich einer Vorwache, die ihn ſo lang verwahren ſollte, bis die andern Verbrecher auch eingefangen wären; nun war aber der wachhabende Offizier ein Freund des Herrn von Falkenhain, und um den armen Roßbuben zu retten, gab er der Wache einen Wink, die ihn alſo davon laufen ließ.

Ammel konnte nun nicht mehr in dem bisherigen Dienſt bleiben, daher gieng er in ein anders Lager der franzöſiſchen Armee, und wurde Huſar. In den vielen Scharmützeln und Schlachten, denen er beywohnte, bewahrte ihn die gütige Vorſehung dergeſtalt, daß er ohne allen Schaden davon kam.

Einsmal als er gefangen wurde, kroch er auf dem Bauch durch alle Wachen hindurch, und kam glücklich wieder zu ſeinem Regiment. Hier trug ſichs nun zu, daß ein Detaſchement Huſaren beordert wurde, Kriegsgefangene nach Maſtricht zu bringen, Ammel war mit unter dieſer Begleitung; auf dem Wege wurde er unter den Gefangenen einen ſchönen jungen Mann, von edlem Anſtand und Anſehen gewahr, der bisweilen Thränen vergoß; ſein Herz wurde weich, er nahte ſich ihm, und fragte mit-

lebdig: „was fehlt ihm, mein Freund? fürchte
ſich nicht! die franzöſiſche Kriegsgefangenſchaft
nicht ſo hart und vielleicht wird er bald ausgelöſ
— Ach, erwiederte der Gefangene: „das iſt d
eigentliche Urſache meiner Thränen nicht — ab
— indem er einen Fuß aufhub — „Seh' er b
welche ſchlechte Schuh und Strümpfe ich habe!“
ſie waren ganz zerriſſen, und dieſer Zug geſch
in den kalten und regnichten Novembertagen; da
fügte er hinzu: „er ſey aus einem guten Hauſ
und eines ſolchen Jammers nicht gewohnt.
wenn es nur das iſt, verſezte Ammel, ſo habe
nur Geduld, bis wir dort an das Städtchen ko
men, da ſoll ihm geholfen werden.“

Bald kamen ſie in dem Städtchen an, u
da ſie an dem Thor Halt machen muſten, um d
ſelbſt zu ſpeiſen, ſo bat unſer Huſar ſeinen Offizi
um Erlaubniß in die Stadt zu reiten, weil er
was kaufen müſſe; er erhielt ſie, ritt in volle
Gallop hinein, kaufte ein neues Paar Strümp
und Schuhe, ließ ſeine Flaſche mit Brantwein fü
len, und nahm noch einige Brödchen mit; w
ein Blitz war er wieder da, rufte dem Gefang
nen freundlich zu: „da neue Strümpfe, neue Sch
geſchwind weg mit den alten, und — indem
ihm die Flaſche und das Brod reichte — ſtärk'
nun auch ſein Herz, und ſey er gutes Muths! —
der Herr wird ferner für ihn ſorgen!“ —

Beſtürzt, und innig gerührt, erhob der Ho länder die Hände gen Himmel, er wollte ſich zu den Füſen des Huſaren werfen, der es aber nicht zugab, dann rief er: Ach mein Gott! wenn ich ihm nur dieſe Wohlthat noch in dieſem Leben vergelten könnte, ſo wollte ich mich für den glücklichſten Menſchen ſchätzen! Bald kamen denn die Gefangenen nach Maſtricht, und Ammel mit ſeinen Cameraden wieder zurück zu ihrem Regiment.

Unſer guter Huſar diente treulich fort, da er aber Proteſtant war, ſo wurde er von ſeinen catholiſchen Cameraden unaufhörlich geneckt, er klagte es oft ſeinen Offizieren, allein die lachten dazu, und bekümmerten ſich wenig um ſeine Klagen, endlich wurde es ihm unerträglich, und er beſchloß zu deſertiren, dies gelang ihm, er kam glücklich durch, und reiſte nach Frankfurth am Mayn, wo er damals ſicher war. Nun hatte er oft von Oſtindien gehört, und daß man da wohl ſein Glück machen könnte; er beſchloß alſo dorthin zu reiſen, und ganz von dieſem Gedanken erfüllt, ſahe er im Traum ſchon das Schiff, das ihn über das Weltmeer nach Oſtindien tragen ſollte.

Des andern Morgens ſtand er früh auf und fragte nach dem Weg nach Oſtindien; man belehrte ihn, daß er den Mayn und Rhein hinab nach Holland, und zwar nach Amſterdam reiſen müſte, wo er Gelegenheit finden würde, ſein Vorhaben auszuführen; alſofort machte er ſich auf den Weg, und langte in Amſterdam an. Mit

Geld, welches er ſich in ſeinem Dienſt erſpart hatte, ziemlich verſehen, kehrte er in dem nächſten gut ausſehenden Wirthshauß ein, ſezte ſich, und forderte Brod und einen Schoppen Wein; indem er ſo da ſaß, und über ſeinen vorhabenden Plan nachdachte, trat ein junger ſchöner und anſehnlicher Mann in einem feinen Perſianiſchen Tolar und ſeidenen Bund, gekleidet in das Zimmer. Im Auf- und Abgehen fieng dieſer fremde Herr an, unſrem Ammel ſcharf ins Angeſicht zu ſehen, und ihn genau zu beobachten; dieſer gute Menſch wurde bange, denn die ſchrecklichen Seelenverkäufer fielen ihm ein. Endlich, als der Perſianer anfieng und ſagte: Mein Freund will er mir nicht den Gefallen erweiſen, und in einem andern Zimmer mit mir zu Mittag ſpeiſen ſo überlief den armen Ammel ein eißkalter Schauer, und er ſchlug es dankend ab. Der Fremde merkte was er fürchtete, und ſagte daher ſehr freundlich zu ihm: Seine Furcht iſt ungegründet, ich habe nichts Böſes, ſondern ganz etwas anders im Sinn; komm er nur getroſt; — Ammel folgte, aber wie ward ihm, als der fremde Herr nun unter vier Augen ihn fragte: Mein Freund! iſt er nicht ehemals franzöſiſcher Huſar geweſen?

Antw. Ja, mein Herr!

Hat er nicht einmal Holländiſche Gefangene nach Maſtricht begleitet?

Antw. Ja, mein Herr!

Hat er nicht einem dieſer Gefangenen Strümpfe und Schuh gekauft, und ihn in ſeinem Elend erquickt?

Antw. Ja, mein Herr!

Nun fiel der Fremde dem Ammel mit milden Thränen und ſchluchzend um den Hals, und ſagte: der Gefangene war ich, mein Freund! Gott! womit kann ich ihm nun ſeine Liebe vergelten? Sag er an, womit kann ich ihm dienen? wie — ihm helfen? Was nur in meinem Vermögen iſt das ſteht Ihm zu Dienſten?

Ammel ſtand da wie verſteinert, endlich brach er auch in Thränen aus, und erwiederte: Lieber Herr! das war ja eine gar kleine Gefälligkeit, und auſſerdem Menſchenpflicht, ich hab keinen gröſſeren Wunſch, als nach Oſtindien zu reiſen — wenn ich nur nicht brauchte Matroſe oder Sclave zu werden.

O wie ſchön! rief der fremde Herr aus, ich bin Commandeur eines Oſtindiſchen Schiffs, und reiſe in vierzehn Tagen dahin ab, bleibe er nun ſo lange bey mir, ich will dann ſchon aufs Beſte für ihn ſorgen.

Jezt war der Grund zu Ammels Glück gelegt, der Commandeur brachte ihn nach Colombo auf der Inſel Ceylon, avancirte ihn ſo bald als möglich war, zum Sergeanten, und gab ihm vor ſeiner Rückreiſe nach Europa alle erſinnliche Anweiſung, wie er ſich dort nicht allein ehrlich näh ren, ſondern auch ein hübſches Vermögen erwerben konnte; nun hatte er ſchon in ſeinen Soldaten Jahren nachgeholt, was ſeine Eltern verſäumt hatten; er war im Leſen, Schreiben und Rechnen geübt, und konnte ſich alſo nun um ſo viel leichter einem Geſchäfte widmen; er wählte die Juwelier Kunſt zu ſeinem Beruf, blieb dreyzehn Jahre in Colombo, und machte inzwiſchen Reiſen nach China, Japan, Batavia, nach der Küſte von Coromandel u. ſ. w. während der Zeit erwab er ſich ein anſehnliches Vermögen.

Daß Ammel von jeher ein gutherziger, braver und rechtſchaffener Menſch war, das erkennt man leicht aus ſeiner bisherigen Geſchichte, aber das wahre Chriſtenthum, die einzige Quelle aller wahren Tugenden und reinen Sittlichkeit, kannte er noch gar nicht; nun hatte ihn zwar der Erlöſer und Beglücker der Menſchen an irrdiſchen Gütern geſeegnet, aber ſeine unbefangene Wohlthätigkeit, und ſeine Treue im Kleinen ſollte auch mit der ewigen Seligkeit bekrönt werden.

Einsmals, als er in einer Spielgeſellſchaft den ganzen Abend bis in die Nacht zugebracht hatte, gerieth er bei dem Nachhauſegehen in groſe Gefahr; er kam ins Waſſer, welches ihm bis an den Hals gieng, und er ſahe nun den Tod vor Augen; jezt wurde die Angſt ſeines Herzens gros, er flehte zum Allerbarmer um Rettung: er fühlte ſeine Fluchtwürdigkeit, und daß er, wenn er in dieſem unbekehrten Zuſtand ſtürbe, unfehlbar verlohren gehen würde; zugleich entſtand der feſte unabänderliche Vorſatz in ihm, daß er, wenn ihm jezt der Herr das Leben friſten würde, alle ſeine Tage und Kräfte in der Furcht Gottes, und in ſeinem Dienſt zubringen und verwenden wollte. Er fand Grund und wurde gerettet.

Als er nach Hauſe kam, und ſein Morenſclave, den er im Chriſtenthum hatte unterrichten und taufen laſſen, ihn in dieſem erbärmlichen Zuſtande ſahe, und ihm einen tief beſchämenden und drohenden Blick zuwarf, der ihm durch Mark und Bein drang, ſo wurde ſein Herz vollends zerknirſcht, und ſein Vorſatz unabänderlich gegründet; von nun an beſchäftigte er ſich mit Singen, Beten, Leſen, und gottſeligen Betrachtungen.

Um dieſe Zeit kam auch der Apoſtel der Malabaren, der berühmte und fromme Miſſionarius Schwarz nach Colombo, um dort einen Beſuch zu machen; dieſer leitete ihn nun vollends auf den wahren evangeliſchen Weg, wie er im Glauben an Jeſum Chriſtum und ſeine Erlöſung der Heiligung nachjagen, und als ein wahrer Chriſt leben und ſterben müße.

Von nun an war ihm der Aufenthalt in einem Lande, wo die Chriſten zur Schande der Religion allen Laſtern ergeben, und den tugendhaften Heiden ſehr anſtößig ſind, unausſtehlich; er machte alſo all ſein Vermögen zu Geld, und re ſte nun wieder nach Europa und Teutſchland z rück.

Als er auf die Gränze ſeines Vaterland kam, ſo fiel ihm ein, daß er deſertirt war, un nach den Geſezen geſtraft werden könnte; e ſchrieb alſo an ſeinen ehemaligen Herrn, den Ba ron von Falkenhayn, und erkundigte ſich, ob e ſicher kommen könnte? Dieſer Cavalier war wäh rend der Zeit auch zur wahren Selbſt-Erkännt niß und zum Glauben an den Freund bußferti ger Sünder gekommen, und da er aus gewiſſe Ausdrücken in Ammels Brief die nämlichen Ge ſinnungen bemerkte, ſo beantwortete er ihn i dem nämlichen Ton, und verſicherte ihm, daß e ohne die geringſte Gefahr zu befürchten, kom men könnte.

Es iſt natürlich, daß dieſer Brief in meh als einer Rückſicht, dem guten, frommen Am mel Ruhe, Frieden und Freude einflößen muſte; er kam alſo nun in ſein Vaterland zurück, ſezte ſich zu Baar im Elſas, und fieng eine kleine Handlung an, mit welcher er ſich nun über dreiſſig Jahr mit Glück und Seegen beſchäftigt hat. Er lebt in einer Kinderloſen Ehe, nunmehro in hohem Alter, ſtirbt den äuſſeren Sinnen nach und nach zuſehends ab, und wartet mit Sehnſucht auf die frohe Stunde ſeines Abrufs.

Der fromme, gottſeelige Freund, der mir dieſe intereſſante Geſchichte erzählte, und einer ſeiner nächſten Nachbarn und vieljähriger vertrauter Freund iſt, konnte mir nicht genug ſagen, wie ruhig, wie kindiſch vergnügt, und dankbar er jeden Schimmer von Hoffnung, bald aufgelöſt, und daheim bey dem Herrn zu ſeyn, aufnimmt.

Dort, ſagt er tauſendmahl, wann ich Ihn ſehen, und mich zu ſeinen durchbohrten Füßen niederwerfen werde, dann will ich ihm erſt für ſeine heilige Führung danken; hier bin ich zu ſchwach dazu.

Dergleichen Geſchichten, ſind Fortſezung der Bibel, unwiderſprechliche Beweiſe, daß der Welt-Erlöſer auch Welt-Regent iſt, und die Schickſale der Menſchen zu dem Glauben an Ihn, an ſeinen verſöhnenden Opfertod, und dadurch dann zur ewigen Seeligkeit leitet. Mir ſind ſolche Erfahrungsbeweiſe köſtliche Kleinode, die ich da aufhebe, wo ich ſie finde, mich ihrer höchlich freue, und ſie dan gerne denn Liebhabern der Wahrheit mittheile.

Eine auſſerordentliche Wirkung der Einbildungskraft.

Zu Schauburg wohnte ein edler und wohlhabender Bürger / der ſich mit Büchereinbinden; und der Klein-Urmacherkunſt ernährte. Dieſer rechtſchaffene Mann war des Doktor Stillings Freund, und wenn jemand in ſeinem Hauſe unpäßlich war, ſo bediente er ſich ſeines Raths und ſeiner Hülfe. Nun war einmal ſeine Gattin krank geworden, er ſchrieb alſo einen Brief an ſeinen Arzt; Stilling eilte, ſezte ſich auf ſein Pferd, und eilte dorthin. Er kam am Abend an, und war alſo genöthiget, bei ſeinem Freund zu übernachten.

Alſo nun der Doktor ſeine Patientin gehörig beſorgt, und ſich an der freundſchaftlichen Tafel nach Leib und Seel erquickt hatte, ſo führte ihn der Buchbinder auf ſein Schlafzimmer. So wie er das Licht auf das Conſal-Tiſchchen ſtellte, fiel Stillingen ein unter dem Spiegel hangendes Portrait in die Augen; es war auf Kupferblech gemalt und ein Meiſterſtück in ſeiner Art. Er betrachtete und bewunderte das Gemälde eine Weile; nach und nach aber überlief ihn ein Schauer: denn er merkte etwas furchtbares, das ſich vor ſeinen Augen immer mehr und mehr entwickelte, je länger er es anſah. Ob er ſich nun gleich alle Mühe gab, die Charakterzüge ausfindig zu machen, die den erſtaunlichen Eindruk auf ihn machten, ſo fand er doch nichts Sonderliches im Einzelnen, ſondern das, was ein ſolches tief eingreifendes Entſezen verurſachte, war Wirkung des Ganzen; dieſe ward aber bei Stilling ſo ſtark, daß er nöthig hatte, an ſeine Vernunft zu appelliren, um dieſe Nacht auf dem Zimmer bleiben zu können. —

Das Portrait war ungefähr von der Gröſſe eines Quartblatts, und das Bruſtbild eines Mannes von ungefähr 30 bis 40 Jahren. Er hatte einen bordirten Hut auf, trug eine Allonge-Perükke, und war in gallonirten Scharlach gekleidet, alles nach dem Koſtüm des vierten Jahrzehens unſers Jahrhunderts.

Stilling konnte kein Auge von dem Bilde verwenden. Je mehr ers anſchaute; je tiefer ward er von Schauer durchdrungen; der Buchbinder merkte das, er fragte daher: „Gefällt Ihnen das Gemälde, Herr Doktor?“ — Dieſer verſezte: Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll — ich ſehe da ein Meiſterſtück der Malerei, das Bild eines überaus ſchönen Mannes; und doch prägen mir dieſe ſo äuſſerſt regelmäſſigen Züge, ein geheimes Entſetzen ein, deſſen eigentliche Urſache ich nicht ausfindig machen kann. Es iſt nicht Ehrfurcht, was ich empfinde, ſondern der Eindruck iſt demjenigen ähnlich, den etwa Satan auf mich machen würde, wenn er in der Hülle eines ſchönen Mannes da vor mir ſtände.

Der Buchbinder verwunderte ſich und ſagte: Alle, die das Portrait geſehen haben, finden etwas fremdes und ſchauervolles darinn; allein Sie ſind doch der erſte, auf den es ſo ſtark gewürkt hat. Wenn Sie nicht zu müde und ſchläfrig ſind, ſo will ich Ihnen die äuſſerſt merkwürdige Geſchichte erzählen, der ich dieſe Seltenheit zu verdanken habe.

Stilling war ſo bewegt, daß er keinen Schlaf empfand; beide ſetzten ſich alſo zuſammen, und ſein Freund erzählte:

Vor etwa 25 Jahren reiſte mein ſeliger Vater (der auch Buchbinder in Schauburg war) nach D* —; dort kehrte er in einem bekannten Gaſthofe ein, wo er in der Wirthsſtube, wie gewöhnlich verſchiedene Männer allerlei Standes, an Tiſchen ſitzend fand, die Wein tranken. Hinter dem Ofen aber bemerkte er einen wohlgekleideten Fremden, deſſen verzweiflungs- und ſchwermuthsvolle Miene alſofort ſeine Aufmerkſamkeit und Neugierde rege machte. Er erkundigte ſich desfalls bey dem Wirth, wer der Mann ſei, und erhielt die Antwort: dieſer Fremde ſei ein reiſender Maler, der erſt vor ein paar Tagen angekommen, aber äuſſerſt melancholiſch ſei; woher er komme, und wohin er wolle, das könne man nicht von ihm erfahren.

Dies machte meinen Vater noch neugieriger; er nahm alſo einen Stuhl und ſezte ſich nahe zu dem Fremden, und zwar ihm gegenüber, der Maler that aber, als wenn er gar nicht da wäre.

Nach und nach bemerkte mein Vater; daß dieſer ſonderbare Mann, mit einer entſetzlich furchtſamen Mine zuweilen hinter ſich blickte, dann gleichſam zuſammenfuhr, und mit tobender Verzweiflung vor ſich hinſchaute.

„Das mußt du heraus haben!“ dachte mein Vater, „es mag auch koſten was es will.“ Er rückte alſo noch näher, um leiſe mit dem Maler ſprechen zu können, damit fieng er in ſeinem freundlichen und traulichen Tone an: „Mein Herr, verzeihen Sie, daß ich Sie anrede, Sie ſind unglücklich, und ich ein Freund aller Unglücklichen, vielleicht kann ich Ihre Leiden lindern.“

Wer meinen Vater gekannt hat, der weiß, daß man ſeiner ehrwürdigen und leutſeligen Mine, und Art zu reden nicht widerſtehen konnte; der Fremde heiterte ſich alſo auf, und antwortete: „Ich danke Ihnen herzlich für den Antheil, den Sie an meinem Schickſal nehmen; allein es iſt von der Art, daß weder im Himmel noch auf

Erden, eine Macht groß genug iſt, mir es zu erleichtern.“ Hierauf erwiederte mein Vater: die Religion ſei im Stande, alle Leiden weg zu heben, wenn man nur Glauben an Gott, und Zutrauen zum Erlöſer habe.

Indeſſen half alles Zureden nichts; der Fremde war und blieb kalt, ſeine Seele war keines Troſtes fähig: doch ſchloß er ſich an meinen Vater an, war zutraulich gegen ihn, und hielt ſich zu ihm.

Mein Vater gab deswegen die Hoffnung nicht auf, ſein Geheimniß heraus zu locken, und ihm alsdann mit unwiderlegbaren Troſtgründen beizukommen! er bath daher den Wirth, ihm womöglich ein Schlafzimmer neben dem Fremden zu geben. Dieſes war nun zwar beſezt, aber auf dem Zimmer des Malers ſtanden 2 Betten; mein Vater wählte alſo mit Zuſtimmung des Fremden dasjenige, was noch leer war.

Als nun die beiden nach dem Abendeſſen auf der Kammer allein beieinander waren, und zuſammen ſprachen, ſo wurde der Maler nach und nach ſo offenherzig, daß er meinem Vater ſein ganzes Herz eröffnete. Sein ſchreckliches Geheimniß war ein Meuchelmord, welcher ſich folgender Geſtalt zugetragen hatte:

Er war am D***n Hofe Hofmaler geweſen; nun hatte ihn auf einem Ball ein gewiſſer Cavalier höchlich beleidigt; der Maler paßte ihm bei dem nach Hauſe gehen an einem dunkeln, einſamen Orte auf, rennt ihm von hinten zu den Degen durch den Leib, und entflieht. Nachdem er ſich nun in Sicherheit befindet, und die kochende Leidenſchaft der Rache abgekühlt iſt, ſo folgt eine tiefe Reue, und mit dieſer die raſendſte Verzweiflung. Die ganze Laſt ſeines Verbrechens lagert ſich wie ein Gebirge auf ſeine Seele hin: er fühlt nichts als Verdammniß; die ganze Hölle wüthet in ihm, und jeder Gedanke des Troſtes iſt wie ein Waſſertropfen, der in eine Glut fällt, und im Augenblick verraucht. Allmählig fängt nun der bei lebendigem Leibe verdammte Sünder an, nahe hinter ſich den ermordeten Edelmann mit ſchrecklich drohender Mine zu ſehen; dieſer fürchterliche Verfolger ward immer lebhafter, immer deutlicher vor ſeinen Augen, und verließ ihn nie. So oft er hinter ſich ſah, ſtand der Quälgeiſt in ſeiner vollkommnen natürlichen Geſtalt, ſo wie er auf dem Ball gekleidet geweſen, in einer Entfernung von etlichen Schritten da; und es war ihm zu Muth, als wenn dieſer Bluträcher alſofort über ihn herfallen wollte. Dieſe ſchreckliche Erſcheinung wars nun die den armen Maler peinigte, ſo, daß er weder Tag noch Nacht ruhen konnte, wozu denn noch die innere Ueberzeugung ſeiner Blutſchuld kam, die den armen Geiſt zu Boden drückte.

Jezt wußte mein Vater, wo es dem bedauernswürdigen Manne fehlte; er ſuchte alſo alle

Troſtgründe der Religion hervor; und wandte ſie auf ihn an, aber ſie hafteten ganz und gar nicht. Endlich ſchlug er ihm vor, wieder umzukehren, und ſich der Gerechtigkeit in die Hände zu liefern, oder es auch hier zu thun, allein auch das ſchlug er aus; mit einem Worte: alles was mein Vater anwendete ihn zu retten, war vergeblich. Die ganze Nacht brachte er mit Aechzen und Wehklagen zu; des Morgens aber, nachdem er ſich angekleidet hatte, zog er aus ſeinem Coffre jenes Gemälde hervor, ſchenkte es meinem Vater und ſagte: „dieſes Portrait meines ſchrecklichen Verfolgers, das ich erſt vor ein paar Tagen geendigt habe, ſchenke ich Ihnen zum Andenken für Ihr liebreiche Theilnahme; erinnern Sie ſich dabei eines ewig verlornen Menſchen, und widmen Si ihm dann allemal eine mitleidige Thräne.“

Mein Vater nahm das ſchauervolle Geſchen mit Vergnügen an, und verſuchte noch einmal alles mögliche, um ſein Herz zu erweichen, un ihm mit Troſt beizukommen, aber vergeblich Der Maler ſchlug alle Mittel aus, und betheuerte doch: daß ihm ſchlechterdings nicht zu b ſen ſei. Hierauf empfahl er ſich meinem Vater indem er ſagte: er habe einige Geſchäfte in de Stadt zu verrichten, würde aber den Mittag ode den Abend wieder an der Wirthstafel erſcheinen

Während der Zeit aber, daß mein Vater d mit umgieng, vernünftige Leute über die Rettun ieſes Menſchen zu Rath zu ziehen, erſcholl das Gerücht, er ſei in den Strom geſprungen und ertrunken.

Sehen Sie, lieber Herr Doktor! das iſt die merkwürdigſte Geſchichte dieſes merkwürdigen Gemäldes.

Stilling ſtellte ſich aufs neue vor das Portrait hin, und betrachtete es nun noch mit einem neuen Intereſſe; es war ihm, als wenn er das drohende Phantom ſelber geſehen hätte, er ſchlief in der Nachbarſchaft deſſelben wenig, und ritt des andern Morgens ganz mit den Ideen dieſer gräßlichen Geſchichte erfüllt nach Haus.

Dieſe Erſcheinung iſt für den Pſychologen deswegen wichtig, weil der Maler, oder beſſer, der Patient, das Bild nicht beſtändig vor den Augen hatte, ſondern es nur dann ſah, wann er hinter ſich ſchaute. Man hat mehrere Fälle dieſer Art, in welchen aber der Leidende die Figur immer vor Augen ſah, ſobald er ſie nur öffnete. Dieſes iſt begreiflich; daß aber eine ſolche Geſtalt nur dann ſieht, wenn er zurück ſchaut, iſt etwas ſeltenes. Eben dieſe Bemerkung hat viele vernünftige Leute, denen ich dieſe Geſchichte erzählte, bewogen, zu glauben, daß der Geiſt des Ermordeten wirklich den Mörder verfolgt habe; allein, wer nur einigermaßen geläuterte Begriffe hat, der ſieht ein, daß es weit leichter ſei, die ganze Sache aus der Na-

tur der Phantaſie, als aus Wirkungen des Gei-
ſterreichs zu erklären, beſonders, da man bei der
letztern Methode ſo gar gerne auf Abwege geräth,
auf denen man ſich zwar mit Vergnügen verirrt,
aber immer weiter von der Wahrheit entfernt
wird.

Der Morgenſtern.

Wie der Stern dort huldreich lächelt,
Aus dem fernen Strahlen-Meer!
Wie der Oſtwind lieblich fächelt
Ueber jene Hügel her!
Warum weilt ihr Erdenkinder,
Von dem Schlafe aufzuſtehn?
Seht er winkt — der Tagsverkünder,
Eilt dies Schauſpiel anzuſehn!

2.

Dämmerung deckt noch Thal und Hügel,
Nur die Wolkenſäume glühn;
Auf der Morgenröthe Flügel
Sehn wir ſie dem Licht entfliehn.
Tief im Weſten weilt noch immer,
Schwarzes Dunkel, öde Nacht,
Und des Mondes matter Schimmer,
Weicht dem Licht in ſeiner Pracht.

3.

Heitert in dem Morgenſchimmer,
Brüder, euern matten Blick!
Schauet vorwärts, und nicht immer
In die finſtre Nacht zurück!
Unſerm Geiſtes Augen lächelt,
Ein erwünſchter Morgenſtern;
Und das matte Herz umfächelt,
Wonnevoll der Geiſt des Herrn.

4.

Seht, wie der Propheten Worte
Mächtig in Erfüllung gehn!
Seht ihr an der Aufgangs-Pforte
Dieſen Lichtes-Verkünder ſtehn?
Dieſer iſt der Stern der Wonne;
Wie er glänzet hoch und hehr!
Bald folgt ihm die ew'ge Sonne,
Und das Dunkel iſt nicht mehr.

5.

Ach, verſchlaft nicht dieſe Scene!
Seyd nicht träge ſie zu ſehn!
Denn es trocknet jede Thräne,
Und in dieſes Geiſtes Wehn
Wird das Auge klar und heiter,
Alles um euch her wird ſchön,
Und ihr könnt dann immer weiter
Durch des Glaubens Fernrohr ſehn.

6.

Fürchtet nicht die Nacht der Schrecken
Die dort fern im Weſten weilt,
Dunkel ſoll das Erdreich decken,
Bis der Tag es übereilt.
Laßt den Abfall immer wüten,
Bis ſein Mondenlicht erblaßt,
Bleibt ihr nur im ſtillen Frieden,
Und auf jeden Fall gefaßt.

7.

Wolken ſind der Luft Gedanken
Und Ideen der Natur;
Unbeſtändig ohne Schranken
Irren ſie auf jeder Flur.
Wenn ſie Licht des Himmels trinken,
Baden in dem Ozean,
Dann mit mildem Schimmer blinken,
Fülln ſie uns mit Segen an.

8.

Aber wenn mit Finſterniſſen
Sie den Himmel uns verhülln,
Auch mit Bliz und Waſſergüſſen,
Alle Welt mit Angſt erfülln,

Wenn ſie auch mit falſchem Schimmer
Unſre Blicke auf ſich ziehn,
Ja dann ſollen ſie auf immer
Schamroth vor der Sonne fliehn.

9.

Trinkt der Mond das Licht der Sonne,
Dann erhellt er unſre Nacht,
Tröſtet den mit holder Wonne,
Den der Zeitgeiſt traurig macht.
Wenn Vernunft das Licht von oben
Wie der Mond die Sonne trinkt,
Dann wird ſie empor gehoben,
Und ihr ganzes Thun gelingt.

10.

Aber wenn im Waſſerſpiegel,
Ihr ihr eignes Licht gefällt,
Sie auf jedem Wolkenhügel
Sich ein ſchimmernd Denkmal ſtellt;
Dann muß ſie nach Weſten ſchleichen,
Wann der hohe Morgen blinkt,
Und in ſeinem Glanz erbleichen
Bis ſie hin zum Staube ſinkt.

11.

Du erhabne Geiſterſonne,
Urquell alles wahren Lichts
Ozean der ſeel'gen Wonne,
Fülle unſer leeres Nichts!
Mit den Strahlen deiner Klarheit,
Helle unſre Augen auf!
Zeige uns den Weg der Wahrheit,
Und befördre unſern Lauf.

12.

Bring durch deines Geiſtes Wehen,
Leben in das Knochenfeld!
Laß uns feſt und wachſam ſtehen,
Da, wo du uns hingeſtellt!
Bis wir einſt das Ziel gefunden,
Sich der hohe Aufgang zeigt,
Und im Glanze deiner Wunden
Sich der ganze Erdkreis beugt.

Innhalt.

Seite.

1.) Die groſe Panacee wieder die Krankheit des Religionszweifels . . . . 6.

2.) Gründliche Kur des Religionszweifels . 59.

3.) Würkungen der Glaubens-Kur . 103.

4.) Die Schleuder eines Hirtenknaben . . 126.

5.) Merkwürdige und wahrhafte Geſchichte eines armen Bauernknaben . . . . 218.

6.) Eine auſſerordentliche Würkung der Einbildungskrafft . . . . . . 228.

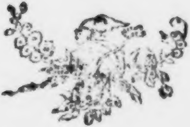
7.) Der Morgenſtern . . . . . 236.

Stillings

kleine

geſammelte

Schriften.



Zweiter Band.

Frankfurt,
1808.

Universitäts-
München
Bibliothek

Die

Theodicee

des

Hirtenknaben

als

Berichtigung und Vertheidigung

der

Schleuder deſſelben

von

Johann Heinrich Jung
Doktor der Arzneygelahrtheit
zu Elberfeld.

Siehe! Gott iſt zu hoch in ſeiner Kraft, wo iſt ein Lehrer, wie er iſt? — Wer will über ihn heimſuchen ſeinen Weg? Und wer will zu ihm ſagen: Du thuſt Unrecht?

Elihu. Hiob 36. v. 22, 23.

An das Publikum.

Die Schlender eines Hirtenknaben gegen den Herrn Verfaſſer des Lebens und der Meynungen des Sebaldus Nothankers, hat gewiß bey einem jeden, der ſie geleſen, beſondere Gedanken von mir erregt, je nach dem ein Leſer nach ſeinem individuellen Geſichtspunkt die Sache betrachtete. Alle dieſe beſondere Begriffe nun, die ſich ſo viele hundert Menſchen von mir machen, als Exemplare geleſen werden, zuſammen genommen, ſind die Urſache dieſer Theodicee.

Von einer Art Leſer hat ſich ſchon jemand gegen mich aufgemacht und mir derb genug den Kopf gewaſchen. Herr v. Br... zu Crefeld, ein Kaufmann von Stande und übrigens von gutem Leumuth und Gerüchte, hat Anmerkungen über die Schlender eines Hirtenknaben dem verſtändigen Publikum zur Einſicht mitgetheilt. Dieſer Gegner behandelt mich wie einen Hirtenknaben, macht mich herunter, und glaubt, meine Vorwürfe, die ich dem Verfaſſer des Noth-

ankers machte, zur Genüge widerlegt und vernichtiget zu haben. Ich hab aber geſehen, daß der gute Mann meine gültige Gründe gegen das Buch des **Nothankers** gar nicht eingeſehen und erkannt hat; ſie ſind ſonnenklar, und wann ſie es noch nicht ſind, ſo ſollen ſie es in dieſen Blättern werden.

Ich werde die Schreibart der Schleuder nicht brauchen, ſondern aus Liebe zur Wahrheit nur Gründe und Beweiſe führen. Glauben die Herren Verfaſſer des **Nothankers** und der **Anmerkungen**, ich hätte noch mehr Strafen verdient, ſo will ich dieſelben erwarten, hernach aber mir, nicht allein von dieſen, ſondern von allen unpartheyiſchen Chriſten ausbitten: daß man meine Gedanken unterſuchen, und der Wahrheit Beyfall geben möge, auch dann, wann ſie von einem noch kleinern Lichtgen, als ich bin, ſollte vorgebracht werden.

Ich habe die Verfaſſung der allgemeinen Chriſtenheit in unſern Tagen durchgedacht, und ſie gegen die allgemeinen Regeln unſerer Stifter **Chriſti** und ſeiner Apoſtel verglichen, und da fand ich faſt gar keine Aehnlichkeit mehr. Durch alle Jahrhunderte ſeit der Gründung unſerer Religion herrſchten Aberglaube und Verfolgung nun mehr dann weniger. Aber während all dieſer Zeit, obgleich das Chriſtenthum Götzendienſt war, wie eine jede Religion im Aberglauben iſt, fanden ſich doch noch immer die Menge von Zeugen der Wahrheit, die die Lehre von Chriſto mit ihrem Blut verſiegelten, oder doch mündlich und ſchriftlich davon mannhaft zeugten. Zu der Zeit war es freylich der elendeſte Zuſtand, ein Chriſt zu ſeyn. Doch waren ihrer ſehr viele, und vielleicht mehrere, als jetzt. Wenigſtens diejenigen, welche ſich damals zum Chriſtenthum bekannten, waren durchgehends gründlicher und brünſtiger in der Liebe zu Gott und Chriſto, als man heutiges Tages zu ſeyn pflegt. Sollte man denn wünſchen, Zeiten zu haben, wie ſie damals waren? — Davor bewahre uns Gott in Gnaden! Aber Schade, daß die Toleranz mit der Gleichgültigkeit verpaaret geht, und daß man die Freyheit zu denken, und zu leben, wie man denkt, zu Verfeinerung der ſinnlichen Ergötzlichkeiten anwendet, anſtatt daß man ſie zur Vervollkommnung des unſterblichen Geiſtes brauchen ſollte! Man ſieht alſo noch immer aus der Erfahrung, daß der Zwang, der Druck und die Verfolgung zur Verbeſſerung des Menſchen nöthig ſey, und daß er ſich ſehr ſelten durch Liebe ziehen laſſe. Und ſo gehts noch immer im Einzeln, der Chriſt muß durch viele Leiden bewährt und ein Chriſt werden, der Vater im Himmel weiß in unſern freyen Zeiten noch immer Mittel dazu, die Seinigen in den Schmelzofen zu bringen. Unterdeſſen können wir Gott nicht genug danken, wenn er uns Ruhe und Sicherheit zu leben ſchenkt, und unſere Verantwortung wird groß ſeyn, wenn wir ſie nicht zu unſerm wahren Beſten anwenden.

Ich verſpare die weitere Ausführung aller dieſer

Dinge auf den Verfolg. Ich will mich nur entſchuldigen, warum ich mich unterſtanden habe, den herrſchenden Geſchmack unſerer Zeiten öffentlich zu tadeln. Ich will beweiſen, gründlicher als in der Schleuder und in der Panacee wider die Krankheit des Religionszweifels geſchehen iſt, daß unſere neue Gelehrſamkeit neues Religions- und Lebensſyſtem gerade wider die Beſtimmung zu unſerer wahren Glückſeeligkeit, gerade gegen die Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel größtentheils anſtoße, daß das Ende unſerer Staaten und des Flors unſerer Cultur, nach der Analogie zu ſchlieſſen, nahe ſey, und nicht lange mehr beſtehen könne, um ſo mehr, weilen man es wie die griechiſchen, jüdiſchen und römiſchen Republiken, gar nicht vermuthet, und ſich überredet: mein Herr kommt noch lange nicht.

Alles dieſes klar zu beweiſen iſt nöthig, wenn ich den Leſer, den unpartheyiſchen Leſer überführen will, daß der Roman von Sebaldus Nothanker und mit ihm ſeine Anhänger und Vertheidiger zum Verderben ihrer Mitmenſchen arbeiten, ſie mögen ſich entſchuldigen, ſo viel ſie wollen; und daß in der Hirtenſchleuder die klare Wahrheit mit derben Worten geſagt worden, ſo wie man zu reden pflegt, wenn man Zelote iſt, und Wärme im Blut fühlet. Alle diejenigen, welche glauben, durch die Härte des Vortrags in der Schleuder beleidigt zu ſeyn, mögen nur bedenken, daß ein Kind recht habe, zu eifern, wenn man ſeinen Vater ſchmäht, es geſchehe nun gerade zu, oder untergrabend. Uebrigens bitte Herrn N. als Verfaſſer des Nothankers allhier öffentlich um Verzeihung, in ſo fern wahre unerlaubte Beleidigungen in der Schleuder ſind. Was aber die Wahrheiten betrift, die ich behauptet habe, dieſe will ich beweiſen, und darauf leben und ſterben, nemlich, daß dieſes Buch Leben und Meynungen des Magiſter Sebaldus Nothankers, ein der Kirche Chriſti und der wahren Menſchenverbeſſerung gerade zuwiderlaufendes, und wegen ſeines großen Abgangs höchſt ſchädliches Buch ſey, ja eins der ſchädlichſten, ſo anjetzo in Teutſchland geleſen werden, und daß ich dahero recht habe, dawider anzugehen, und ſeine Schädlichkeit zu zeigen, beſonders auch noch, da ſo viele tauſend rechtſchaffene Menſchen darüber klagen, und die Folgen dieſer Lektür bejammern.

Der Verfaſſer der Anmerkungen über meine Schleuder glaubt, daß mich Kabale, Autorhaß und gelehrter Stolz ganz verblendet habe, dem Herrn N... zu Leibe zu gehen.

Ich weiß wohl, daß viele unſerer großen Geiſter ſcheel ſehen, daß Herr N... ſolche Progreſſen macht. Wie weit ſie Recht oder Unrecht haben, weiß ich nicht. Kabalen gehen mich gar nichts an, Gott weiß es, daß ich mich über alle wahre Verdienſte des Herrn N... herzlich freue, er weiß aber auch, daß bloß die Durchblätterung des zweyten Bandes des Nothankers mich bewogen habe, die Schleuder zu ſchreiben. Warum man Herrn N... eigentlich anfeindet, iſt mir warlich ein Geheimniß.

Autorhaß! — Ich weiß nicht, was das iſt, ich ſoll vielleicht mißgünſtig über den Autorruhm eines berühmten Mannes ſeyn? — Das iſt lächerlich, was hab ich zu beneiden, da es mein Fach nicht iſt, auch nie darinnen groß werden kann und will, in dem Herr N... arbeitet. Wollte Gott, daß alles Volk des Herrn weiſſagte! — Und endlich gelehrter Stolz! ein Menſch, wie ich, den die hohe Vorſehung aus dem geringſten aber ehrlichſten Stande der Menſchen hervorzog, mir wunderbarer Weiſe Mittel an die Hand gabe, meinen Hang zu den Studien zu begünſtigen, und mich endlich zu einem ehrlichen bürgerlichen Arzt beſtimmt hat, ſollte der gelehrten Stolz äußern! Schlechter Dank gegen den himmliſchen Vater! — Dank ſoll ihm mein Herz opfern, ſo lang Odem in mir iſt, der geringſte Bettler ſoll Gehorſam von mir fordern, und ich will ſein pflegen. Wie gerne wollt ich meinen Gang unbemerkt unter den Menſchen führen und fortwandeln! Da ich aber Gott glaube beleidigt zu finden, da muß ich ſeine Ehre vertheidigen. Heiſſe mans Gelehrtenſtolz, oder wie man wolle. Dieſe Vorwürfe laſſen ſich nicht widerlegen: Genug, wenn mich mein Gewiſſen frey ſpricht.

Doch alles dieſes, was ich da geſagt habe, legitimirt mich gar nicht vor den Menſchen, es mag ſeyn! man denke von mir, was man will, unſer gelehrtes Teutſchland wird mehrentheils ſchlecht von mir urtheilen, indem ich gar nicht nach dem herrſchenden Geſchmack ſchreibe, ſondern gar dagegen angehe. Recenſenten, Genies und Dilettanten werden von ihrer Höhe auf mich herab ſehen, mich bedauern oder belachen. Gut! thun Sie, was Sie wollen, meine Herren! ich werde die Chriſtenheit nicht ändern, aber hie und da einzelnen rechtſchaffenen Gemüthern die Augen öffnen, und ſie vom Verderben retten. Belohnung genug für mich, wenn dieſer auch nur etliche ſeyn werden! Wenn endlich der Bau kracht und ſtürzt, ſo werden meine Blätter vergeſſen, und nie ihrer wieder gedacht werden. Aber der, der auch verlohrne Gedanken ſammlet, wird meiner gedenken am Tage der großen Vergeltung.

Nur eins bitte ich mir von allen meinen Leſern aus, daß ſie nemlich wohlbedächtlich meinen Gedanken in dieſem Traktätgen nachgehen, und alles prüfen wollen; wo ſie aber die Wahrheit finden, ſich davon überzeugen laſſen. Denn es iſt doch wohl der Mühe werth, daß man nachforſche: ob man auch auf dem rechten Wege ſeiner Beſtimmung wandele!!!

Ich will alſo meinem Zweck gemäß den Zuſtand der chriſtlichen Menſchheit unpartheyiſch unterſuchen; wann die dann ſo gut iſt, wann die herrſchende Denkungsart ſo recht iſt, ſo muß die Gottheit nicht ſo ſeyn, wie ſie uns Vernunft und Offenbarung anpreiſt; iſt aber Gott ſo vollkommen rein, heilig, iſt er unendliche Liebe und lauter Seeligkeit, ſo liegt der mehreſte Theil der Menſchen am Rande des Verderbens, und unſere Geſchmacksregenten regieren zum Umſturz der Menſchen, mithin iſt von der Seite her bewieſen, was ich in der Schleuder beweiſen wollen.

Dieſe Theodicee war nöthig, um ſich vor dem Strauchlen zu bewahren. Wer Gott nicht kennt, ſieht das Verderben ein, wem aber unſer herrſchender Geſchmack ſo gut iſt, der kennt Gott nicht. Er wird auf ſolche Weiſe zu einem Weſen, das ſich ſelbſt nicht gleich iſt; zu dem man kein Zutrauen haben, und ihn im Geiſt und in der Wahrheit nicht anbethen kann.

Elberfeld,
den 1ten des Chriſtmonats
1775.

J. H. Jung.

Zuſtand
der
Chriſtlichen Menſchheit.

So ſpricht der Herr: Tretet auf die Wege, und ſchauet, und fraget nach den vorigen Wegen, welches der gute Weg ſey und wandelt darinnen, ſo werdet ihr Ruhe finden vor eure Seele. Aber ſie ſprechen, wir wollens nicht thun.

Jeremias 6. v. 16.

Zuſtand
der
Chriſtlichen Menſchheit.

Wenn wir rund um uns herum das Menſchengewühl durchſchauen, ſo finden wir ein wunderbares Gemiſche — Menſchen von wenig Verſtand herrſchen über andere die mit Weisheit ausgerüſtet gehorchen, und alle Kräfte anſtrengen müſſen Geduld zu üben, und ihr Schickſal zu ertragen. Dort beſitzt einer Geld und Güter die Menge, kleidet ſich nach ſeinem Geſchmack, ißt und trinkt das Fette des Landes. Der Arme ſteht an ſeiner Thür, ſeufzt und fleht um eine Allmoſe, dreymal kreiſcht man durch die Thürritze: Vorbey! Aber er kann nicht vorbeygehn, trägt Schmach um des Hungers willen, die Magd reicht ihm ein Stück Brod durch die Thür, ſchnappt ſie darauf zu, der Arme geht und theilt ſeine Schnitte Brods, mit einem noch Aermern. Unterdeſſen verwahrt der Reiche ſein Geld und Gut übel, es wird zerſtreut, Gläubiger Geitz- und Schnapphänſe theilens gierig unter ſich, und ſo verſtiebts.

Ein anderer ſitzt mit ſeiner Gattinn und kleinen Kindern auf ſeinem kleinen Stübgen, arbeitet daß er ſchwitzt, ſeine Gattinn hilft bis zur Ohnmacht; kleine Würmgen ſitzen ganze lange Tage auf dem Kinderſtühlgen, weinen, und ſitzen mit dickem Kopf, groſſen eingefallenen Augen, magerem alten Manns-Geſicht, ſchmalen knochigt und knotigten Armen und Beinen, ſitzen und ſterben. Die arme Eltern weinen, ſeufzen und klagen, aber ſie müſſen beyde vors Brod arbeiten, mögen auch weder ſtehlen noch betteln, denn ihr Gott im Himmel ſteht ihnen vor Augen. Raſender Zweifel läßt ſie wohl daran denken, aber Gottesfurcht ſcheucht ſie davon zurück. Sie ſehen den wollüſtigen ſtolzen Reichen ſein übriges verſchwenden, ſeufzen und hoffen auf ein beſſeres Leben nach dem Tod.

Zwey junge Leute heyrathen ſich aus Liebe und Uebereinſtimmung der Herzen, ſie haben aber nichts zum Anfang ihrer Haushaltung. Ihre Redlichkeit verſchaft ihnen Credit, im Vertrauen auf den Vater im Himmel lehnen und borgen ſie, aber die Vorſehung ſcheint ſie zu verlaſſen. Endlich nehmen ihnen die Gläubiger ihr Bißgen das ſie haben; die Werb-Soldaten nehmen den guten ſchüchternen Mann, ziehen ihm die Montur an, ſchlagen und ſtoſſen ihn, mit der Peitſche zwingt man ihm das Exercitium in den Kopf wozu er nie Geſchick hatte; er bekömmt das Heimweh, ſtirbt ungeehrt und ungeachtet. Seine Frau grämt ſich zu todt, und ihr Kind ein unerzogenes Knäbgen findet endlich eine barmherzige Pflegerinn, die ihm trocken Brod und Waſſer giebt, bis es endlich rachitiſch dahin fährt.

Calaſſe werden hingerichtet, und groſſe Böſewichter die unſchuldige Jungfrauſchänder, Sittenverderber, ruhen ſanft auf Federpolſtern, der Pöbel ſchmeichelt Ihnen, und betet ſie an. Ungeſtraft, betrügt der Reiche den Armen, und Räuber ſtehlen das ehrlich Erſparte.

So gehts unter den Menſchen, täglich haben wir dergleichen Exempel. Der Weiſe Europens, ſitzt indeſſen auf ſeinem weichen Kanapee, mit groſſen Gedanken ſchwanger, eine empfindſame Reiſe, eine Preißſchrift, ein Drama, eine Farce, eine Ode, oder Beyträge zu dieſem oder jenem Journal der ſchönen Wiſſenſchaften zu ſchreiben. Läßt ſich indeſſen ſeinen delicaten Wein, ſeine Concerte, Opern und Comödien recht gut ſchmecken; träumt ſich einen Gott im hohen Himmel, dem er ſo recht wohl gefalle, weilen Er doch lauter Liebe ſeye gegen ſeine Menſchen, und ſie juſt ſo ſeyen, wie er ſie haben wolle, oder wenn ſie ſich irgendwo vergiengen, ſo hätte Gott Gedult mit uns; werde die Böſewichter unter den Menſchen ſo hart eben nicht ſtraffen; alles ſeye lauter Schwachheit unter den Menſchen Gottes; die Abirrungen derſelben ſeyen Folgen ihrer anerſchaffenen Eingeſchränktheit.

Der Gottesgelehrte nach der Mode träumt Moralität der Chriſten. Der Erlöſer iſt ſein Gegenſtand, er ſpintiſirt hin und her, wie es einzurichten ſey, daß man ſo hübſch mit ſeinen ſinnlichen Lüſten ohne Ertödtung des Fleiſches (denn das thut weh!) doch dem Sinn Chriſti gemäß leben könne. Da iſt im Evangelio anderer Wortverſtand; da variiren die Lectionen; dort weis man gar nicht recht, ob das ganze Buch auch wohl zur Bibel gehöre; das iſt Allegorie, muß ſo verſtanden werden, und jenes Orientalismus.

Ein anderer baut ein hübſches moraliſch-chriſtliches Syſtem, fein und lieblich anzuſehen und zu leſen, aber ums halten, und halten können, ja! da ſind wir ſchwache Menſchen. Man hälts ſelber nicht, aber doch man hat Ehre davon, heißt ein groſſer Mann u. ſ. w.

Noch ein anderer ſchreibt einen lehrreichen Roman. Da wird die einfältige Natur ſo recht liebreitzend geſchildert, daß man meynen ſollte, unter dem gemeinen Landvolk ſeye das Paradieß der Freuden; da iſt man ſo recht mit der Menſchheit zufrieden. Und würklich nicht ein Ideal iſt völlig wahr, es iſt immer verfeinert, und nie wird ein ſolcher Natur-Liebhaber würklich finden, was er glaubt nach der Natur geſchildert zu haben, es ſey denn daß ihn die Weiberliebe verblendet, und er ſo gar im anſchauenden Urtheile idealiſire. Und endlich alles dieſes iſt doch nichts anders als Verfeinerung und Vergeiſtigung der Sinnlichkeit, Herzenswärme vor das Gute und Schöne, wornach die Leidenſchaften lüſtern ſind; aber wahre Menſchenverbeſſerung, Grund und Anlage, das Menſchengeſchlecht wie es im Ganzen zu Anfang dieſes Abſchnitts von mir geſchildert worden anzugeben, das Naturgeſetz zu halten, ſelbſten in ſeinem Wirkungskrans dasjenige zu thun, was man kann, um Menſchen glückſelig zu machen, daran denkt man nicht.

Bey allem dem Unrecht das unter den Menſchen im Schwang geht, bey aller dieſer Lage der Sachen, hat Gott, wie Sebald Nothanker ſagt, die Kräfte zum Guten in uns ſelbſt gelegt; Er wolle daß wir thätig ſeyn ſollen, ſo viel Gutes zu thun als uns möglich iſt; Er habe Würde und Güte in die menſchliche Natur gelegt. Wo ſind die Kräfte zum Guten, wo iſt Thätigkeit, Würde und Güte? Wo ſind alle dieſe ſchöne Heiligkeiten des erſten Menſchen? Von da ab an ſind ſie verlohren, als Eigenthum der Menſchen ganz verlohren. Wenn dieſes wahr iſt, warum ſiehts denn ſo elend unter uns aus, als wir es würklich unter den Menſchen finden? Oder haben wir dieſe Vermögen und brauchen ſie vielleicht nicht? Iſt das aber dann auch nicht Grundverdorbenheit, und woher kommt dieſe? Von unſerer anerſchaffenen Eingeſchränktheit? —

Wenn Gott die Menſchen ſo geſchaffen hat, wie ſie da ſind, wenn all ihr Verderben von ihren anerſchaffenen Schranken herkommt, wenn es wahr iſt, daß Gott in die menſchliche Natur dennoch Kräfte zum Guten gelegt habe, daß Würde und Güte i der menſchlichen Natur liege, ja daß alles dieſes ſeine Richtigkeit habe, und dennoch ſo viel Druck de Elenden, Glück der Gottloſen, u. ſ. w. unter den Menſchen herrſcht: ſo weiß ich nicht was ich aus dem Gott des Sebaldus und aller die ſo denken machen ſoll. Dieſer Gott ſchaft Menſchen dahin, die vermög ihrer Schranken, ſo wie ſie da geſchaffen ſind, mit allen ihren Kräften zum Guten, mit ihrer Würde und Güte, gerade auf ihr Verderben zueilen. Der Rechtſchaffene mit ſeinen Kräften muß Elend, Druck und Plage leiden bis in ſeinen Tod, und der Stolze der ihn drückt, der Böswicht der die Zeit der Prüfung liederlich verſchwendet, bekommt vom Sebaldus die frohe Hofnung daß auch ſeine Straffe nicht ewig währen ſoll. Wohl an! denkt er, du ſollt nach dieſem Leben geläutert, gereiniget und zur ewigen Seligkeit geſchickt gemacht werden. Gott iſt ja ewige und lautere Liebe gegen ſeine Menſchen. Mein Temperament iſt nun einmal ſo, Gott hat mich ſo geſchaffen, was kann ich davor; daß ich nicht anders bin, hätte Er mich anders haben wollen, ſo hätt' Er mich anders geſchaffen.

Ich muß es ſagen, niemahlen iſt eine verderblichere Lehre vom Menſchen erdacht worden, als dieſe. Ich will mit einem Gott nichts zu ſchaffen haben der ungerecht iſt. Mein Gott iſt auch die ewige Liebe, aber eben darum muß Er mich auch retten, und das in einer Kürze, wenn mir unrecht geſchieht. Er muß mir zuweilen in meinem Leiden Troſt ſchenken, daß mir das Creutz ſüß wird.

Und dieſes thut Er auch ganz gewiß, wenn ich mich nur Ihm ganz anvertraue, und Ihn mein Schickſal beſtimmen laſſe.

Es iſt alſo ganz klar: wenn die menſchliche Natur gut iſt, das heißt, von Natur gut iſt. Wenn Gott Kräfte zum Guten in dieſelbe gelegt hat, wenn Würde und Güte darinnen iſt; ſo hat Gott nicht wohl gethan daß Er Menſchen geſchaffen hat, denn: alle dieſe Kräfte zum Guten werden durchgehends übel angewendet; und das hätte ja Gott voraus wiſſen ſollen! —

Sie ſehen alſo meine Herren! wie ungereimt ihre Religion iſt. Auf einer Seite das Menſchengeſchlecht ein Werk Gottes, ſo mit allem Vermögen, und Eingeſchränktheit fähig ſich untereinander unglückſelig zu machen, und wenn nicht göttliche Anſtalten dagegen gemacht worden, ſo hätte es ſich längſt ſelber aufgerieben, dieſes Menſchengeſchlecht ſo geſchaffen. War das denn der Endzweck Gottes, ſo unglückſelige Creaturen auf ſeine Erde zu pflanzen, was ſoll ich von einem ſolchen Weſen denken? Wo bleibt ſeine ſo ſehr gerühmte Liebe? — War es aber ſein Endzweck nicht, wo bleibt denn ſeine Weisheit der nichts fehl ſchlagen kann? Beſinnt Euch doch Menſchen! Was müſſen geſittete Mahometaner, oder beſſer, geſittete Heyden von Euch denken? Und auf der andern Seite denkt Ihr euch Gott als lauter Güte Liebe und Wohlthun. O ja! ſo denk ich mir Ihn auch, aber thätig die Unſchuld zu retten, thätig mir Mittel an die Hand zu geben alles dasjenige was Ihr Feinheit des Geiſtes heißt, was euer höchſtes Gut iſt zu verläugnen, hingegen wahre Herzens- und Sinnes-Aenderung zu bewürken, die euch fähig macht meinen Gott und Erlöſer rein zu lieben, und meines Nächſten wahre Glückſeligkeit zu beförderen, wo und wann es mir möglich iſt.

Der herrſchende Ton unſerer Zeiten iſt ſo beſchaffen, man will mit allem Ernſt die Kunſtvollkommenheit der alten geſitteten Völker erreichen; man iſt Nachahmer, auch das größte Original Europens iſt würklich Nachahmer; man bildet den Geſchmack, bildet, und bildet, aber man bildet auch Herz und Geiſt darnach; man wendet allen Fleiß an die Sitten zu verfeinern, man wird auch würklich tolerant, höflich und einnehmend, aber man verfeinert auch die Laſter, mit einem Wort, man verfeinert eben das was uns von Gott abführt, die ſinnlichen Lüſte! man kommt unvermerkt immer weiter von dem Grund und Fundament der Religion Chriſti ab; man dreht und formt eben ſo zum Verderben an den Grundſätzen der Religion, als auch vorhin unter dem Aberglauben. Alles dieſes kommt aber blos von dem Misbegrif her, daß wir Menſchen von Natur gut ſeyen; daß der Genuß dieſer irrdiſchen Dinge menſchlich, recht, und Zweck Gottes bey der Schöpfung ſeye; daß wir alſo nur in ſo fern einen

Erlöſer nöthig haben, der uns weiſe Sittenregeln lehret, die zu tief verſteckt lagen, als daß wir ſie hätten erfinden können. Was übrigens Chriſti Leiden und Sterben, Verſöhnung vor unſere Sünde, Löſegeld, λυτρον &c. betrift, das iſt ſo eine Sache. Wir wollen dem Alterthum zu gefallen als ein wenig ja ſagen, mit der Zeit wird die Welt klüger werden. Nun ſage mir doch einer, was iſt dann vor ein Unterſchied zwiſchen Chriſten und geſitteten Heyden? Und doch ſagt Sebaldus Nothanker, es könnte wohl ein ſehr chriſtliches Chriſtenthum werden, wenn nemlich die neue Denkungsart fortfahren wird Progreſſen zu machen. Bey dem allem da ich, Gott weiß es! gar recht, leyder! ganz richtig klage, wo man mit eigenen Kräften zum Heyl ſeiner Seelen wirken ſoll, wie auch die weiſen Heyden, folglich keine Gnade nach evangeliſchem Verſtande nöthig hat, keine Wiedergeburt, Vergebung der Sünden, und Rechtfertigung nach dem Sinn der Apoſtel Chriſti bedarf, ob man gleich dieſe Sachen noch ſo mit gehen läßt, bey dem allem ſag ich, kommt Herr v. B... der Verfaſſer der Anmerkungen, gleich als wenn er ganz gewis wäre, daß ich fehlte, „heißt mich einen Inquiſitor, „und wiſcht mir die Augen, wenn er ſagt: Eine „Moral die wir als vernunftmäßig erkennen, deren „Verbindlichkeit wir einſehen; die durch die der Seelen eingedrückte Fähigkeiten, nemlich Lernbegierde, Aufmerkſamkeit, Nachdenken „über natürliche und geoffenbarte Wahr-

„heiten, u. ſ. w. hervorgebracht oder erkennt, und „unter täglichem Kampf mit der Sünde durch Wach„ſamkeit, Uebung, und dem Gebrauch aller wahren „göttlichen und nützlichen Hülfsmittel, (alles wo„bey natürliche Kräfte mit würken, die auch da „ſind, wenn ſie gebraucht werden) ausgeübt wird, „ſollte die wohl das wahre eigentliche Heydenthum „ausmachen“? Ja mein Freund! das alles kann noch Heydenthum ſeyn. Sie wollen keine Moral als die ſie vernunftmäßig erkennen, und deren Verbindlichkeit ſie einſehen, iſt das nicht Heydenthum? — Moral, die durch Lernbegierde, Aufmerkſamkeit, Nachdenken über natürliche und geoffenbarte Wahrheiten u. ſ. w, NB. hervorgebracht und erkannt wird, iſt das nicht Heydenthum? — Wo bleibt da die Erleuchtung von oben, die durch die neue Geburt hervorgebracht wird? — Wachſamkeit. Uebung und Gebrauch aller wahren göttlichen und nützlichen Hülfsmittel — das iſt unbeſtimmt, ein Heyde kann wachſam ſeyn, er kann wahre göttliche und nützliche Hülfsmittel brauchen, ohne durch den thätigen Glauben an Chriſtum wiedergebohren zu werden. Und doch fliegen Sie weit über mich hin, glauben wunder was Sie ausgerichtet und gewagt hätten, ſpotten meiner recht Nicolaitiſch und betäuben vielleicht einen oder den andern. Nicht eine einzige Stelle Ihrer Anmerkungen iſt geſund. So viel ich Gelegenheit dazu finden werde, will ichs Ihnen zeigen. Das ganze Ding iſt übrigens der Mühe nicht werth viel Worte drum zu verlieren, es wird wenig Wahrheit vor den Hungrigen dabey herauskommen.

Die groſſen Männer Teuſchlandes ſind gewohnt, daß man ſie rühmt und preiſt, ihre ſchöne Schriften und Romanen werden häufig geleſen, und Herr v. B... geſteht auch daß es ſein Geſchmack ſey ſie zu leſen. Glück zu! daß er Freund mit Ihnen iſt, und durch ſeine Verſpottung meiner und meiner Schleuder Dank bey Ihnen verdient. Durch dieſen allgemeinen Beyfall ſitzen ſie hin auf den Thron, und regieren die Welt; predigen Kunſt und Moral, und ſchwächen von Tag zu Tag immer mehr die wahre herz-verbeſſernde Religion. Sage mir einer ob es nicht wahr iſt! Der Gott Anakreons und der Liebe wird angebetet; die Göttinn Phantaſie ſitzt und richtet die Menſchen und ihre Schriften; man ſchämt ſich gar Chriſtum zu nennen, geſchweige ſein Bild zu tragen. Liebe und Vertrauen zu Gott predigen Sie, aber ſie tödten erſt den Geiſt, und predigen alſo den Todten.

O du ſanfter heiliger Erlöſer! Wo ſind Deine wahren ächten Nachfolger? Wie treu waren Deine Lehren, wie heilig Dein Wandel, wie wohlthätig Dein Thun und Laſſen. Lauter Gottgeziemende Tritte und Schritte thatſt Du, giengſt hin wie ein Lamm ohne den Mund aufzuthun, und litteſt den ſchmerzhafteſten Tod vor deine Menſchen! Deine Apoſtel zeugen mit Dir, Du habeſt Dein Leben vor Deine Schaafe gelaſſen; und doch denkt man Deiner nicht mehr, man verkennt Dich und deine Lehre; ſpottet ſo gar über die, die Dich öffentlich verkündigen, ſie mögens thun müſſen, oder gerne thun. Beweinenswürdig iſt deine Kirche, und doch glaubt man die Wunden ſeyen heil, und uns fehlte nichts.

Man beurtheilt den Prediger des Evangelii je nach ſeiner Denkungsart. Ein jeder der von einer Gemeinde ordentlich berufen worden, hernach zu gehörigen Zeiten die evangeliſchen Wahrheiten nach dem Sinn Chriſti vorträgt, der iſt ein Geſandter Gottes und Chriſti. Lebt er dem Evangelio nicht gemäß, ſo wird er doppelte Streiche leiden müſſen, indeſſen bleibt ſein Amt würdig, und ſein Vortrag in ſo fern er iſt, wie ich oben geſagt habe, göttlich. Dieſe Männer ſind durch die ganze Chriſtenheit ausgeſtreut, ein jeder ſteht an ſeinem Ort, der eine iſt fromm der andere nicht, alle zuſammen predigen Chriſtum ein jeder nach ſeiner Art. Der Ton dieſer Leute, beſonders vieler von ihnen, die meinen Gegnern altfränkiſch ſind, iſt ihnen preciös, myſtiſch, tändlend und unverſtändlich, mit einem Wort, verhaßter Canzelton, die Urſache überhand nehmender Freygeiſterey, wie Herr v. B... glaubet. Alle dieſe Beſchaffenheit der Canzelreden, mag wahr ſeyn oder nicht, demnach dreht ſich alles um den gemeinen Pol, um den Glauben an Chriſtum, und die daraus herfließende Heiligung herum. Die Menſchen werden doch immer zur Rechtſchaffenheit gewießen; und die Laſter beſtraft; man erbaut ſi durch Geſänge ſolcher Lieder, worüber die Critik vieles ſagt, der gemeine Mann ſich aber noch immer dadurch erbaut, und endlich das Predigtamt und die Kirchenordnung, tragen mehr zur allgemeinen Ruhe, Polizey und Sicherheit bey, als alle Obrigkeit ohne dieſelbe würde thun können. Sie ſind dem Staat höchſt nöthig. Würde die Obrigkeit den bürgerlichen Laſtern, die ſie nach den Geſetzen nicht beſtraft, ſteuren können, wenn der Kirchenzwang mangelte? Und doch erſcheint ein Buch, das dieſen ſo nöthigen Predigerſtand durchhechelt, lächerlich macht, und diejenigen die es leſen, mit Verachtung gegen ihre Lehrer anfüllt. Da unterſucht man nun nicht lange, ob der Prediger Verachtungswürdig iſt, genug, es iſt ein Prediger, und im ganzen Nothankeriſchen Buche, iſt kein einziges Muſter eines rechtſchaffenen Geiſtlichen, welches dem Leſer Ehrfurcht, Liebe, Auswahl und Unterſchied beybringen konnte. Nein! alle nutzen nichts, einer iſt ein Böswicht, der andere ein ſchlechter Mann, der dritte ein elender Kerl, u. ſ. w. Daher iſt es nicht anders möglich; der Leſer muß den Predigerſtand verabſcheuen, und wo er nur kann ſich ihrer Aufſicht entziehen. Was es dann hernach vor eine Welt geben wird, wenn ein jeder frey lebt, und handelt, ſich von der Kirchenordnung ſeparirt, und nach ſeinem Gang handelt, beſonders wenn ihm einmal beygebracht wird, daß Würde und Güte und Kräfte zum Guten in ſeiner Natur liegen? So wird er nicht mehr um Gnade und Stärke bitten, er hat ſie ſelber und wird er ſie dann wohl brauchen? — Ey nein! das hat er nicht nöthig. Gott iſt ja barmherzig, er wird nicht ewig verdammen. Läugne mir niemand, daß dieſe Folgen aus der Lektür des Sebaldus Nothankers entſtehen! wer nur unpartheyiſch denkt, der wird es aus dem Ganzen wohl ſchließen können. Die heutige Philoſophen ſtellen ſich das gemeine Volk wunderlich vor ſie lieben die rohe Natur, und glauben da ſey überall wahre Einfalt, ſanftes ruhiges Gefühl von Mitleid und Liebe, ſie können griesgrammen, wenn da ihr Prediger ſchilt, ſchmäht und mit ewigen Höllenſtrafen droht; ſie wiſſen aber nicht, wie erbärmlich es unter dem groſſem Hauſſen der Menſchen noch immer ausſieht. Einſicht und Erleuchtung ſieht man ſehr ſelten, die gröbſten Ausbrüche der ſinnlichſten Lüſte herrſchen da alle Tage, die Gräſlichkeit der Höllenſtrafen ſchreckt ſie noch zurück, und ich weiß es aus der Erfahrung, daß ſcharfe Geſetzpredigten am meiſten Eindruck auf einen ſo rohen Hauſen machen können, der bey überzuckernden Liebespredigten größtentheils einſchlummert. Dieſes war mein Sinn als ich in der Schleuder gegen den Magiſter Nothanker wegen ſeiner Denkungsart angieng. Es iſt gar die Frage hier nicht; ob ſolche Predigten dem Reich Chriſti Proſelyten machen, ob ſie die Herzen der Menſchen beſſern, und den Geiſt erleuchten, ſondern das iſt die Frage, ob nicht die Lehre von der Wiederbringung wenn ſie allgemein geglaubt würde, einen ſchädlichen Einfluß auf die Sitten der Menſchen haben müßte, und ob es nicht zuweilen nöthig ſey, Donnerpredigten zu halten? Zu Ueberzeugungen von der Gröſſe der göttlichen Liebe gegen die Menſchen, hat lange nicht ein jeder Prediger Geſchicke genug; und endlich ob nicht ſtrenge Predigten im ſtand ſind, das gemeine Volk im Zaum zu halten? Und bey aller dieſer Wahrheit, kommt v. B... mit ſeiner groſſen Menſchen-Kenntniß, wiſcht mich brav um die Ohren und ſagt: ich würde meiner Hölle durch dieſe meine Meynung mehr Recruten verſchaffen als Herr N. mit ſeinem ganzen Buche. Das iſt mir doch unbegreiflich! Wenn ich dem rohen Sünder bang mache, daß er Gott wegen ſeinen groſſen Sünden fürchtet, ſollte ich dadurch denſelben ehe zur Höllen führen, als wenn ich ihm Gott vorſtelle, als ein liebendes Weſen, das mit ſeinen Gebrechen Gedult habe, und ihn nicht unendlich ſtrafen werde. Und dann rügt mein Gegner: daß ich geſagt habe, es ſey immer beſſer, daß man härter drohe als man willens ſey zu ſtrafen, und verdreht mir dieſen im bürgerlichen Verſtand nicht ſchädlichen Satz, gleich als wenn ich Gott darunter verſtanden hätte, daß nemlich derſelbe härter drohe als ſtrafe. Welche Conſequenzen! es iſt gar keine Kunſt jemanden herunter zu machen, wenn man gleichgültig iſt, ob es mit Grund geſchieht oder nicht. Welche Folgerungen! welche Gegner! welche Menſchen!

— Und an einem andern Ort ſucht mich v. B... zu beſchämen: indem ich rathe, wenn jemand von der Endlichkeit der Höllenſtrafen glaubt überzeugt zu ſeyn, ſo ſoll er damit dennoch zurück halten, und ſie nicht gemein bekannt machen. Kann nun wohl etwas vernünftiger ſeyn? ſo frage ich einen jeden verſtändigen Leſer, und da verſpottet mich dann Herr v. B... ſagt mir höhniſch vor, ich riethe zum Geheimhalten dieſer Sache, und doch ließ ichs drukken! — Was hab ich denn drucken laſſen Freund v. B... leſen ſie nur noch einmal was ich Seite 52. der Hirten-Schleuder geſagt habe! *Geſetzt die Wiederbringung wäre wahr, dieſer oder jener wäre davon überzeugt, ſo müßte mans doch geheim halten.* Darf ich das nicht der ganzen Welt ſagen, das iſt, drucken laſſen? Widerſpreche ich mir da? Ich ſage: Geſetzt — Wir wollen einmal zugeben, es wäre wahr, ſo müßte mans doch aus Klugheit geheim halten. *Chriſtus* und ſeine Apoſtel haben nichts Deutliches darüber geſagt, wohl aber, die Gottloſen werden in die *ewige* Pein gehen (wo ihr Wurm nicht ſtirbt, und ihr Feuer nicht auslöſcht) die Frommen aber ins *ewige* Leben. Was meynen ſie, mein theuerer Herr v. B... wann ich ſo mit ihnen umgegangen wäre; wie ſie mit mir, was würden ſie von mir denken? — Behaupte ich die Wiederbringung öffentlich, und will ſie doch geheim halten? das wäre Widerſpruch. Das heiſt recht ſophiſtiſch zu Werk gegangen. Ich ſoll nach ihrem Urtheil der Hölle durch dieſe meine Grundſätze mehr Recruten verſchaffen als Herr N. mit ſeinem ganzen Buche. Thut alle die Augen auf, ihr werthen teutſchen Biedermänner! und wenn ihr dieſe Folgen aus meinen Sätzen vernünftiger Weiſe herausbringen könnt, ſo will ich Gott und Menſchen demüthig und fußfällig wegen meiner Fehler Abbitte thun.

Solche Herren wie N. v. B ... und ihres Gleichen, ſind geſittete Leute, bey denen Prediger und Kirchenzwang wegen des bürgerlichen Wohlſtandes und Zucht, und vielleicht auch wegen Erkenntniſſe eben nicht nöthig iſt, aber iſt es darum im Staat nicht nöthig? ſo geſittet wir uns unſer Teutſchland vorſtellen, ſo iſt doch der große Haufe noch ſehr weit zurück. Laßt uns einmal die kahle moraliſche chriſtliche Religion, wie ſie die Herren haben wollen, von allem Enthuſiasmus befreyt, allgemein Mode werden! Der Bauer geht nicht mehr in die Kirche, er hat gelernet darüber lachen und ſpotten, aber er wird während der Zeit, da er privilegirt iſt, nichts zu thun, hingehen, ein Glas Brandewein trinken, ſich mit vollem Gehirn mit ſeinem Nachbar herumprügeln. Er wird den großen Weiſen ablernen dem Frauenzimmer die Cour machen, aber wird er auch platoniſiren? Mit einem Wort laßt den Sebaldus Nothanker ſeine volle Würkung unter dem Volk thun, laßt das Volk von ſeinen Predigern ſo denken, ſo wird der Unglaube einreißen wie ein

Strom, niemand wird ihn aufhalten. Mir iſt ein braver rechtſchaffener proteſtantiſcher Lehrer bekannt, der auf dem Titulkupfer des zweyten Bandes des Nothankers von ungefehr aus der maßen wohl getroffen worden, deſſen Figur da recht am ſchwarzen Brett ſteht. Wenn nun dieſer würdige Mann da auf der Canzel ſteht, ſo können die muthwilligen Leſer des Nothankers unmöglich das Lachen einhalten; ſo manchmal ſie ihren treuen Lehrer anſehen, der gewiß keine Fehler hat die Herr N. rügt; ſo kommt ihnen allemal ein Stauzius Tuffelius oder ein anderer mit ihren lächerlichen Scenen in den Sinn, und ſo müſſen ſie lachen, und ihre Lehrer werden ihnen verächtlich. Dergleichen Folgen bringt das Leſen des Nothankers alle Tage hervor. Einem getreuen Beobachter der Menſchen der ein Arzt ſeyn kann, wann er will, entgehen ſolche Erfahrungen nicht, man kann ſie immer machen. Nun urtheile ein jeder vernünftiger nur patriotiſch denkender, will nicht ſagen chriſtlicher Mann: Ob nicht dieſes Buch würklich ein Staats und Sitten verderblicher Roman iſt, deſſen Folgen erſt die Nachwelt recht empfinden wird? Was hat Voltaire der doch ein Franzos iſt, vor einen Einfluß auf Teutſchland gehabt, und was kann Herr N. haben, wenn er in dieſem Ton fortfährt?

So iſt das Ende einer jeden Religion, und mit ihr das Ende des Staats geweſen. Herr v. B... ſchreibt mir ſchlechte Kenntniſſe der Kirchenhiſtorie zu, ich habe mich wenig darinnen umgeſehen, ſagt der menſchenfreundliche Züchtiger, kann ſeyn! Luther, Thomaſius, und der gottſelige Herr Arnold wo hattens die Leute mit zu thun? mit grundverderbenen Religionskenntniſſen, und Tyrannen der Gewiſſen. Aber lieber Herr v. B... wer kann heutiges Tages über dieſe Stücke ins allgemeine mit gutem Grund klagen? wo der einfältigſte, das reine Evangelium lieſt; wo ihm der allerböſeſte Prediger doch den Glauben an Chriſtum, Buſſe und Bekehrung predigen muß, wenn er nicht abgeſetzt werden will; wo der Lehrſtand keinen weitern Zwang hat, als die unter den Proteſtanten gewöhnliche Kirchenzucht, den einzigen Zaum gegen die letzte Hand des Umſturzes, und wollte Gott! ſie würde noch beſſer ausgeübt. Nach dem Geſchmack der heutigen Zeiten müßte eine jede Gemeinde auch hübſch ein Komödienhaus haben, oder wo der Keins gebaut werden kann, warum ſollte man nicht auch in der Kirchen dörfen Komödien ſpielen? — Ey warum nicht? beſſern doch die Schauſpiele ungemein mehr wie die Predigten! Die Prediger des Evangeliums müſſen fein, ſanft, gute Sitten predigen. Das Ringen durch die enge Pforte einzukommen, dem zukünftigen Zorn zu entfliehen, Buſe zu thun, damit der Zorn Gottes nicht entbrenne, wo die Verächter wie Stroh ſeyn werden, das iſt im Vertrauen geſagt, gar nicht nöthig, iſt preciös, von der Wiedergeburt durch Waſſer und Geiſt zu reden iſt myſtiſch, der Glaube an Jeſum Chriſtum in apoſtoliſchem Verſtand iſt Canzelton, tändelnd ꝛc. Merken ſie ſich das Herr v. B...! Die Herren müſſen nicht wachen vor die Seelen ihrer Zuhörer, nicht Rechenſchaft davon geben, dieſe Ermahnung Pauli gehet uns nicht mehr an. Mit einem Wort; wir nähern uns mit ſtarken Schritten dem wahren geſitteten Heydenthum, und ſo dann hat Chriſtus unter uns ſeine Zahl voll. Er wird aber vor ſeine Getreuen ein Pella wiſſen, wo er ſie heimführen wird, ehe der fatale Termin über ſeine abgewichene Kirche einbrechen wird.

Das Volk Iſrael blühte unter ſeinen dreyen erſten Königen. Die Chriſtenheit in den erſten drey Jahrhunderten ſo ziemlich. Die Iſraeliten ſuchten mehr ſinnlichen Gottesdienſt, ſie nahmen die Götter anderer Völker an, verfielen immer mehr und mehr bis zur Babyloniſchen Gefangenſchaft. Eben ſo giengs den Chriſten, ſie machten ihre Religion ſo ſinnlich als möglich war, geriethen unter die Dienſtbarkeit der Geiſtlichkeit bis zur höchſten Tyranney.

Zerubabel kam, führte einen Haufen Juden wieder nach Jeruſalem, baute einen kümmerlichen Tempel. Edras reformirte ſo gut er konnte. Die Reformatoren Luther, Zwingli, Calvin und andere reformirten die Chriſten, wie kümmerlich es damit zugegangen, zeigt die Kirchenhiſtorie zur Genüge.

Die Juden geriethen bey ihrer Lauigkeit im Gottesdienſt unter fremde Mächte die ſie drückten, verfielen nach und nach zum bloſen geiſtloſen ſinnlichen Diſputiren und Gewäſche über die vormalige Sätze und Grillen ihrer Vorfahren.

Die Chriſten wurden nach der Reformation gedrückt, zu tauſenden geſchlachtet und gemartert, ſie bekamen Friede, und nun reformirt man immer und ewig, beſſert, beſſert und beſſert, und doch wo iſt Verläugnung alles irrdiſchen Wandel vor den Himmel, Fremdlingſchaft auf Erden? Wo bleibt Ausbreitung der Liebe und Glückſeeligkeit des Nächſten? ich verkenne ja die ſchönen Anſtalten nicht, die heutiges Tages hie und da zum Beſten der Menſchen gemacht werden. Aber ſage mir einer wie ſtehts mit dem Ganzen der chriſtlichen Menſchheit? Diejenigen welche noch das Evangelium nach dem Sinn Chriſti und der Apoſtel predigen, bekommen Rippenſtöße von Freygeiſtern, Deiſten und Nicolaiten: Man höhnt ſie, macht ſie verhaßt, und ſo werden ſie nach und nach altfränkiſch. Neue Lehrer nach dem Sinn der herrſchenden Parthey werden gebildet, kommen vor und nach in Aemter, und ſo entſchlafen vor und nach die Rechtgeſinnten, und Phariſäer, Sadducäer, Eſſäer werden herrſchen, und den übrigen Wohlgeſinnten allen Drang anthun. Denn: laßt jetzt den Unglauben tolerant ſeyn, es iſt kein raſenderes Thier als eben er, wenn er Meiſter wird, und das wird er gewiß werden, wenn keine göttliche Darzwiſchenkunſt der Sache ein Ende machen wird.

Chriſtus und die Seinigen traten endlich auf. Er kam in ſeinen Geſinnungen eben ſo wenig mit den Phariſäern und Sadducäern überein, als heut zu Tage wahre Chriſten mit den Schöngeiſtern und Nicolaiten. Sie verfolgten und tödteten ihn. Er verkündigte ihnen ihren Untergang, des lachten ſie, ſie huben Steine auf u. ſ. w. Seine Apoſtel fuhren fort wider ſie zu zeugen, und ſie wurden wie ihr Herr und Meiſter verfolgt und getödtet. Die Römer kamen und nahmen ihnen Land und Leute, noch gehen ſie unter uns zum warnenden Exempel, aber wer denkt darauf? —

Die Römer weiſſagten ſich eine ewige Dauer ihres Staats, aber die Ewigkeit war kurz! ꝛc.

Die griechiſche Chriſten erkalteten bis zum Ausſpeyen, wo iſt ihr Staat? —

Sollten wir wohl ſicherer ſeyn, als alle Völker von Anbeginn geweſen, ja ſollte Gott wohl um unſert Willen eine Ausnahme in ſeinem Regiment machen? ich fürchte ſehr es werde uns gehen, wie auch andern ausgearteten Menſchenkindern.

Sollten wir nicht die Lehre Chriſti vor Augen haben; ſollten wir nicht täglich und ſtündlich, vor dem Herren unſer Herz bäten laſſen, damit er uns erleuchten, und uns den Weg der Wahrheit zeigen möge! da würde wahre Toleranz und Vertragſamkeit, wahre Liebe zum Nächſten herauskommen; wir würden dem Hungrigen unſer Brod brechen; wir würden uns Lehrer erwählen, die in der Schule der Demuth und Selbſtverläugnung Weisheit gelernt hätten; wir würden uns dann um Critiquen der Symbolen wenig bekümmern. Wenn wir Gott und den Nächſten von Herzen lieben, ſo werden wir dergleichen Bande wenig nöthig haben, wir werden uns ſelbſt ein Geſetz ſeyn. Aber dieſe Wünſche ſind vergeblich, wir ſind der Romanen Liebe, der Göttin Phantaſie zum Raub dahin gegeben, ſie wird uns über wenig Jahre ganz beherrſchen, und wir werden Abgötter ſeyn, wie unſere Voreltern, und je feiner je ſchädlicher.

Das iſt die Schilderung und der Entwurf der chriſtlichen Menſchheit nach der Wahrheit und Liegenheit der Sache. Um aber deſto füglicher zur Theodicee übergehen zu können; und meinem Endzweck gemäß zu verfahren, will ich die Hauptſache noch einmal ins Kurze zuſammen ziehen, und ins rechte Licht ſtellen.

Wenn der Menſch Kräfte zum Guten von Natur in ſich hat, wenn Würde und Güte in ſeiner Natur liegt; ſo iſt der Menſch nur in ſo weit ein verdorben Werk Gottes, als er ſeine eigene Kräfte zum Guten nicht anwendet, es iſt weiter kein Erlöſer nöthig als nur dem Menſchen Regeln an die Hand zu geben, wie er ſeine eigene Kräfte brauchen ſoll um vollkommen zu werden. Jeſus Chriſtus braucht nicht Gott zu ſeyn, genug wenn er nur der vortreflichſte Menſch war. Sein Leiden und Sterben war unnöthig. Buße und Bekehrung, Wiedergeburt und Heiligung, ſind blos ſtärkere Anſtrengungen der natürlichen Kräfte, und nicht ein Werk des Geiſtes Gottes in der Seelen. Die göttliche Gnade iſt alsdann blos allgemeines Schöpfungsgeſchenk der Seelenkräften. Gebät um geiſtliche Gaben, Leitung und Führung des heiligen Geiſtes iſt unnöthig. Uebergabe des eigenen Willens an den göttlichen Willen iſt unnöthig, wir formen nur unſern Willen nach der Moral Jeſu Chriſti, und thun dann was wir können. Gott hat den Menſchen geſchaffen wie er iſt, er kann ihn alſo nicht ewig ſtrafen, alle Strafen wären ſodann ungerecht, ſondern Züchtigung zur Beſſerung wäre Gott geziemend, und der Folgen mehr. Die Predigt des Evangelii nach dem Sinn der proteſtantiſchen Symbolen und Kirchenverfaſſungen iſt Unſinn, ungereimt, Kanzelton, preciös, myſtiſch, tändelnd, und werth Nothankeriſch gehöhnt zu werden.

Läugnet nun alle ihr Männer Teutſchlandes, und Lehrer der Kirchen und Künſte, daß dieſes der Plan der Religion ſey, die anfängt hervorzukeimen, und ſchon hier und dorten mächtig am blühen iſt! Die Zeit wird es lehren, daß ich die Wahrheit geſagt habe. Eine Religion die ſich dem Heydenthum nähert, eine Religion wie Jerobeams, der Iſrael ſündigen machte, wo wir Chriſtum mit den Götzen vermiſchen, und weder kalt noch warm ſind, wo der große Endzweck Gottes, neue Geburt zu jener Welt, zum Himmelreich, gänzlich verfehlt wird.

Nun die Folge-Schlüſſe dieſer neuen Religion auf Gott und Chriſtum.

Wenn der Menſch ſo wie er da iſt Gottes Werk iſt; wenn er Kräfte zum Guten in ſich ſelbſt hat; wenn er mit einem Wort nicht durch den Fall Adams nach dem Sinn der Apoſtel, und beyder evangeliſchen Kirchen, nebſt den andern rechtſinnig denkenden Haufen der Chriſten, von Grund aus verderben iſt: ſo iſt Gott ſein Schöpfer warlich ſchuld am Elend der Menſchen. Er iſt alsdenn die Urſache, daß oft ein thörigter unverſtändiger Mann über andere herrſcht, und den Frommen und Weiſen unterdrückt; daß oft Schlemmer und Wollüſtlinge, Geitzige, Mörder und Räuber und Spitzbuben den unſchuldigen Frommen unterdrücken und verderben; an allem dem was ich zu Anfang dieſes Abſchnitts geſagt habe iſt Gott ſchuld. (Gott im Himmel verzeihe mir dieſe Ausdrücke!) Denn Gott ſchuf ſolche Menſchen, die nothwendig wegen den Schranken ihrer menſchlichen Kräfte die Er ihnen jetzte ſo werden mußten. Die ganze heilige Schrift iſt als Richtſchnur des Glaubens und Lebens nur in ſo weit nützlich als ſie eine gute und annehmliche Moral lehret; als Offenbarung Gottes und ſeiner Geheimniſſe an die Menſchen die über Vernunft und Natur gehen unnöthig und ihr nicht zu trauen. Geheimniſſe ſind ja Sachen — Herr v.

B... will nur eine Moral haben die als vernunftmäſig erkannt wird, deren Verbindlichkeit eingeſehen wird, die durch die der Seelen eingedrückte Fähigkeiten, Lernbegierde, Aufmerkſamkeit, Nachdenken über natürliche und geoffenbahrte Wahrheiten hervorgebracht, und erkannt wird u. ſ. w. Wo wird ſolcher Geſtalt dem Sünder das Leiden Chriſti und ſein Verſöhnopfer nothwendig werden?

Geheimniſſe glaubt der Herr v. B... gewis nicht. Ich gebe dieſe folgende Stelle jedem vernünftigen Leſer im Vorbeigang zu prüfen, und dann urtheile wer nur urtheilen kann.

Er ſagt in ſeinen Anmerkungen zur Schleuder S. 46.

„Wenn man bey der Erklärung der Apokalypſe
„mit Gelehrſamkeit — Zeitrechnung — Sprachkunde
„— orientaliſcher Bilderkenntnis — Kirchen- und
„Profangeſchichte — Auslegungskunſt, das iſt, mit
„gelehrter Vernunft nichts ausrichten kann,
„was dann? — Eine Offenbahrung über die Offen-
„barung, mögte noch wohl dem Herrn Doktor (das
„bin ich mit Ehren zu melden) aufbehalten ſeyn;
„ſonſt laſſe man ſie unerklärt.“

Dieſe Paſſage da, eines Mannes der ſich rühmt ein Chriſt zu ſeyn, was zeigt die? — Sie beweißt ſehr deutlich, was ich ſagen wollen, daß auch das geheimnißvollſte Buch die Offenbarung Johannis, der gelehrten (nicht erleuchteten) Vernunſt nicht zu ſchwer ſey, und doch iſt in mehr als ſiebenzehn Jahrhunderten kein einziger Mann mit einer ſolchen Vernunft aufgeſtanden. Iſt denn kein Mittel zwiſchen gelehrter Vernunft und Offenbarung? Kann ein Menſch der dem Sinnlichen abgeſtorben iſt, nicht feinere und höhere Begriffe durch Mitwürkung der Gnade bekommen? Und endlich prophetiſche Schriften ſind von jeher nur Wink- und Fingerzeig vor den Aufmerkſamen geweſen, die nie völlig ſollten und konnten verſtanden werden bis nach der Erfüllung, damit nicht der Rath Gottes zu früh offenbaret und durch die Menſchen rückgängig gemacht werden könnte. Darum mußten oft die Propheten dieſes und jenes verſiegeln. Wenn die Juden z. B. den Jeſaiam recht verſtanden hätten, ſie würden Chriſtum nicht hingerichtet haben. So vermeſſen bin ich nicht wertheſter Herr Gegner! daß ich ſollte eine Offenbarung über die Apokalypſe von meinem Gott erwarten. Dieſer Spott wird, wenn Sie ihn nicht bereuen, Ihnen auf dem Todbette tiefe Seufzer auspreſſen. Doch ich vergebe Ihnen denſelben hiemit nebſt allem andern öffentlich, und vor dem Angeſicht Gottes, von ganzem Herzen und von ganzer Seelen.

Alſo: Geheimniſſe der Offenbarung werden vor und nach ohne kindlichen Glauben vorbeygegangen werden. Was wird dann endlich aus dem Buch, das uns Chriſten von allen andern Nationen unterſcheidet? Es wird zur hiſtoriſchen glaubwürdigen

Erzählung alter Thatſachen herabkommen, neben Homer, Pindar, Euripides ꝛc. hingeſetzt, und als eine jüdiſche Geſchichte betrachtet werden, die ungemein viel fabelhaftes enthält. Sollte einem rechtſchaffenen Chriſten nicht ſein Blut zu Thränen werden! und iſt mir nicht zu verzeihen, wenn ich im erſten Eifer den Herrn N. derb angreiffe, beſonders da mir ſein Roman als ein mächtiges Mittel vorkommt, die neue Religion fortzupflanzen? Und welchem rechtſchaffenen Chriſten wird er nicht ſo vorkommen?

Und Jeſus Chriſtus der nach obigen Grundſätzen nicht wahrer Gott ſondern nur ein vortreflicher Menſch, Haupt und Stifter des Chriſtenthums weiter aber nichts wird, hat alsdann auf alle andere Menſchen weiter keine Beziehung, ſie gehen Ihn nichts an.

Eben dieſer Jeſus ſagt: Vater die Stunde iſt hie daß du deinen Sohn verkläreſt u. ſ. w. Gleichwie du Ihm Macht haſt gegeben über alles Fleiſch u. ſ. w. folglich iſt Er alles Fleiſches, aller Menſchen König. Der Vater richtet niemand, ſondern alles Gerichte hat Er dem Sohn gegeben. Auf daß ſie den Sohn ehren, wie ſie den Vater ehren. Alſo gebührt Chriſto eben die Ehre die wir dem Vater ſchuldig ſind, wenn aber zwo Perſonen gleicher Ehre werth ſind, ſo ſind ſie ſich auch an Würde gleich. Wie der Vater das Leben hat in

Ihm ſelber, ſich ſelbſten Urſprung des Lebens iſt, ſo iſt auch eben dieſe Macht dem Sohn gegeben. *Ehe dann Abraham war bin ich* — *Ich bin ein guter Hirt, und laſſe mein Leben vor meine Schaafe.* Das iſt aber nach der neuen Religion unnöthig geweſen. *Ich und der Vater ſind eins. Wer mich ſieht der ſieht den Vater* u. ſ. w.

Alles dieſes iſt nach der neuen Denkungsart, nach dem geſunden Wortverſtand nicht wahr. *Chriſtus* ſagt ſo was, wir könnens nicht glauben, es ſtreitet wider die geſunde Vernunft, aber Er iſt doch unſer Haupt und unſer Erlöſer. Das reime mir einer zuſammen. *Chriſtus* wird dem zu folge als Haupt, als Richter, als Meſſias, als Erlöſer angeſehen, aber ſeine Bezeugungen von ſich ſelbſt können wir nicht glauben. Was wird dann aber aus einem ſolchen Erlöſer? Mir ſchaudert es zu ſagen.

Die Freygeiſter, Deiſten, und Religionsverbeſſerer ſind mit der Proteſtantiſchen Glaubenslehre nicht zufrieden. Dieſes iſt ein unläugbarer Grundſatz.

Die Leute alle zuſammen denken ſich neue Glaubensartikel aus, ſo wie ich ſie oben daher erzählt habe, einer mehr, der andere weniger, ſo wie es mit ſeinen Begriffen beſtehen kann. Dieſe Religion aber enthält Ungereimtheiten, ſie kann, weder die rechte ſeyn noch werden.

Wenn ich nun aus den allgemein bekannten Eigenſchaften Gottes, aus den allgemein bekannten Eigenſchaften der Menſchheit, eine vernünftige Religion herausziehe, die mit der reinſten Philoſophie, mit der heiligen Schrift, und mit den wahren Grundſätzen der Proteſtantiſchen Kirchen und denen die Ihr verwandt ſind übereinkommt; ſo folgt, daß wir ſchuldig ſind, beyden Symbolen dieſer Kirchen zu bleiben, ſie zu ſchützen und zu vertheidigen, und ſo folgt; daß in der Schleuder die Wahrheit geſagt worden, ja es folgt daß Freigeiſter, Deiſten, und Religionsverbeſſerer, in ſofern ſie an den Grundſätzen verändern, zum Verderben eilen, und endlich, daß der Roman von Sebaldus Nothanker ein Seel verderbend gefährliches Buch ſey.

Wenn ich dieſes Vornehmen richtig ausführe; ſo hab ich eine wahre Theodicee geſchrieben.

Herr führe den Faden meiner Gedanken und Begriffe, ſo werde ich demſelben folgen, und den rechten Weg gehen!

Die

Theodicee.

Betet an den Herren im heiligen Schmuck: es fürchte Ihn alle Welt. Saget unter den Heyden daß der Herr König ſey, und habe Sein Reich ſo weit die Welt iſt, bereitet daß es bleiben ſoll; und richtet die Völker recht. Pſ. 96. v. 9. 10.

Abtheilung.

Die erſte Unterſuchung:

Was die Sünde ſey.

Die zweyte Unterſuchung:

Vom Urſprung der Sünde.

Die dritte Unterſuchung:

Ueber die Anſtalten Gottes zur Erlöſung des Menſchen.

Die vierte Unterſuchung:

Ueber die Folgen der Anſtalten Gottes zur Erlöſung, ins Ganze und Beſondere.

Vertheidigung der Schleuder eines Hirtenknaben.

Die
Theodicee.

Erſte Unterſuchung:
Was die Sünde ſey.

Das menſchliche Geſchlecht hat einen Schöpfer, dem es ſeinen Urſprung und Daſeyn zu danken hat. Dieſer Schöpfer mußte aber einen Endzweck haben, warum Er Menſchen ſchuf. Dieſer Endzweck muß Ihm zur Ehre und Verherrlichung, dem Menſchen aber zur höchſten Glückſeligkeit gereichen. Beyde Stücke, die Verherrlichung des Schöpfers, und die Glückſeligkeit des Menſchen müſſen eins ſeyn, ſie müſſen beyde der menſchlichen Natur bey der Schöpfung angemeſſen geweſen, und ihr erreichbar geweſen ſeyn. Unterſuchen wir dieſe beyde Stücke, ſo finden wir daß ſie nichts anders ſeyen, als vollkommene Liebe gegen Gott. Das iſt: Gott lieben von ganzer Seelen, von ganzem Gemüthe, und von allen Kräften. Durch dieſe Liebe wird Gott ſo hoch von den Menſchen verherrlicht, als es durch die menſchliche Natur möglich iſt.

Der Menſch kann aber Gott nicht lieben, wenn er Ihn nicht kennt. Die Erkänntnis Gottes iſt alſo der Weg zur Liebe Gottes. Gott muß aber vollkommen, wahr, gut und ſchön ſeyn, ſonſten könnte Ihn der Menſch nicht vollkommen lieben; ſo bald er wahre Mängel entdeckte, ſo bald würde die Liebe fallen.

Die höchſte Glückſeligkeit des Menſchen beſteht darinnen, wenn er das vollkommenſte Wahre Gute und Schöne ausführlich erkennen, lieben, von demſelben wiedergeliebt, und dieſen Genuß ewig, unaufhörlich fortſetzen, oder welches ebendaſſelbe iſt, ewig beſitzen und als Eigenthum genieſſen kann; wenn aber der Menſch das vollkommenſte Wahre, Gute, und Schöne, oder mit einem Wort, das höchſte Gut würklich erkennet; ſo liebt ers gewis. Dieſes iſt ein pſychologiſcher Grundſatz. Und wenn er das höchſte Gut liebt, ſo ſehnt er ſich wieder geliebt zu werden, und dieſe Liebe und Gegenliebe ewig fortzuſetzen. Dieſes iſt die vollkommene Sättigung der Seelen, und ihr ewiges Element. Alſo: Gott genieſſet Seeligkeit, wenn Ihn ſeine Menſchen vollkommen lieben; und der Menſchen Ziel, Ende, und höchſte Glückſeligkeit iſt; wenn ſie Gott vollkommen lieben. Folglich iſt die Verherrlichung Gottes, und der Menſchen höchſte Glückſeligkeit eine und die nemliche Sache.

Es ſind aber viele Menſchen in der Welt. Gott iſt ihrer aller Schöpfer, nach dem Recht der Natur iſt ihm alſo einer ſo nah als der andere. Derjenige nun der Ihn am meiſten liebt, iſt Ihm der nächſte; der Ihn am meiſten haßt, iſt Ihm der entfernteſte.

Alles dasjenige nun was der Menſch vollkommen liebt, dem muß er ſeiner Natur zufolge, auch ſeine Glückſeligkeit vermehren, oder welches in Abſicht auf Gott eben daſſelbige iſt: Er muß Ihm ſeinen Endzweck, ſeine Verherrlichung ſuchen zu vermehren.

Dieſes kann der Menſch auf keine andere Weiſe, als wenn er erſtlich ſich ſelbſt dem Endzweck Gottes gemäß beträgt, und dann auch ſo viel an ihm iſt, ſeine Mitmenſchen dazu zu führen pflegt. Das heißt alſo den Nächſten als ſich ſelbſt lieben. Wenn ich alſo nicht alle Menſchen, in ſo weit meine Bemühung fruchtbar ſeyn kann, zu Gott zu führen ſuche, ſo iſt meine Liebe zu Gott noch nicht vollkommen, und wenn dieſe noch nicht vollkommen iſt, ſo kenne ich Gott noch nicht.

Ich muß alſo die Menſchen um Gottes Willen lieben. Dieſe Liebe erfordert aber auch daß ich vor ſeine Bedürfniſſe ſorge, ſo viel ich kann; denn wer ſchwache Erkenntniſſe von Gott hat, und ihm fehlen ſeine Bedürfniſſe zum Leben und Beſtehen, ſo kann er Gott nicht lieben. Wenn ich ſie ihm aber im

Namen Gottes reiche, ſo befördere ich die Verherrlichung Gottes. Alſo:

Du ſollt lieben Gott deinen Herren, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüth, und von allen Kräften, und deinen Nächſten als dich ſelbſt, an dieſen zweyen Stücken hanget das ganze Geſetz und die Propheten. So ſagt die Vernunft, ſo ſagt das natürliche Gewiſſen, ſo ſagt die heilige Schrift, und ſo verſiegelt es Chriſtus an verſchiedenen Orten, und bey verſchiedenen Gelegenheiten. Wer aber nicht immer recht begreiffen kann, welcher der Nächſte ſey; der leſe Luc. 10. v. 25 — 27. Derjenige Menſch der Hülfe am nöthigſten hat, der iſt mein Nächſter. Warlich Chriſtus war ein groſſer Theologe und Pſychologe!!!

Die reine und wahre Philoſophie lehret: Wir ſollen unſre eigene und unſeres Nebenmenſchen wahre Glückſeligkeit auf alle Weiſe zu befördern ſuchen. Da nun oben ausgemacht iſt, daß unſre höchſte Glückſeligkeit in der Erkänntniß und Liebe Gottes als des höchſten Guts beſtehe; ſo iſt klar daß wir alle Menſchen zur Erkänntniß und Liebe Gottes, ſo viel an uns iſt anführen müſſen. Thun wir dieſes, ſo lieben wir unſern Nächſten als uns ſelbſt; und wir tragen alles zur Verherrlichung Gottes bey was wir können, folglich lieben wir auch Gott ſo ſehr als wir können.

Es iſt alſo unwiderſprechlich, daß heilige Schrift, Vernunft, und Philoſophie darinnen übereinſtimme: daß Endzweck Gottes bey der Schöpfung des Menſchen, Urgeſetz des Menſchen, um welches ſich das ganze natürliche und geoffenbarte Geſetz, mithin alle wahre Religion wie um einen Angel herumdrehet, in folgendem Satz beſtehe:

Du ſollt lieben, Gott über alles, und deinen Nebenmenſchen wie dich ſelber. Folglich:

Sich ſelber über alles lieben, Gott aber und den Nächſten haſſen, iſt eben ſo die größte Sünde, wie jenes die größte Heiligkeit.

Gott gar nicht kennen, ſich ſelbſt über alles lieben: iſt menſchlicher Verfall der Verbeſſerung fähig.

Gott kennen, Ihn aber doch über alles haſſen, ſich ſelber über alles lieben, alle Werke Gottes haſſen: iſt der Charakter des Teufels.

Eine individuelle Handlung Gottes, von der man gewis iſt, daß es ein Werk Gottes iſt, Ihm aus Haß abläugnen: iſt eine teufliſche Sünde. Doch dieſes nur im Vorbeygang.

Es iſt alſo ausgemacht: wie das Geſetz der Liebe Gottes und des Nächſten das Grundgeſetz des ganzen Naturgeſetzes iſt: ſo iſt die Liebe ſeiner ſelbſten über alles, und der Haß Gottes und des Nächſten die Wurzel, Grund und Fundament aller Sünde.

Die Erkenntniß Gottes führet den Menſchen zur Liebe Gottes und des Nächſten, folglich iſt die Lehre wie man Gott müſſe erkennen lernen; ſeine ſeeligmachende Lehre. Und dieſe muß die wahre Religion, göttlich und menſchlich naturmäſſig vortragen. Was aber nun dieſen Lehren widerſpricht, iſt falſche Lehre die zur Sünde führet, und wo der Menſch dieſen Lehren zuwider lebt, da ſündigt er. Alſo: Alles was uns von der wahren Erkenntniß Gottes abführt iſt Sünde.

Da alle Menſchen von Natur Gott ſo nah ſind als ich, weilen er aller Menſchen Schöpfer iſt, und ich alſo alle Menſchen ſo viel ich kann, zu Glückſeligkeit führen muß, eben ſowohl als mich ſelber, das iſt: Da ich verbunden bin meinen Nächſten als mich ſelbſt zu lieben; ſo folgt: daß alle meine Handlungen die die Unglückſeligkeit des Nebenmenſchen, oder ſeinen Nachtheil befördern, Sünde ſind.

Die Lehren alſo die uns unterrichten, wie wir unſer Thun und Laſſen zu Beförderung unſerer, und unſeres Nebenmenſchen Glückſeligkeit einzurichten haben, oder mit einem Wort: Die Sittenlehre macht wiederum einen Theil aus, womit ſich die Religion beſchäftigen muß. Was alſo auch dieſen Lehren widerſpricht iſt Sünde.

Es folgt alſo auch unwiderſprechlich: daß alles, was den Lehren der wahren Religion zuwider iſt, Sünde ſey. Was die wahre Religion lehret: iſt alſo Recht; Gerechtigkeit, was ihr zuwider läuft: Unrecht; Ungerechtigkeit. Die Sünde iſt das Unrecht, ſagt ein bibliſcher Schriftſteller.

Die Eigen- oder Selbſtliebe nach dem Verſtand, wie ich das Wort in dieſem Werk brauchen werde, iſt: wenn ich mich ſelbſt über alles liebe.

Wer ſich ſelbſt über alles liebt, der kennt Gott nicht, oder die Eigenliebe kennt Gott nicht. Wenn ich nun bewieſen habe, daß alle Menſchen ſich ſelbſt von Natur über alles lieben, ſo hab ich auch bewieſen, daß alle Menſchen von Natur Gott nicht kennen, und daß alſo auch alle Menſchen von Natur Gott nicht lieben; daß alſo alle Menſchen von Natur verfallen ſind. Wenn ich aber auch beweiſe, daß alle Menſchen von Natur ſich ſelbſt über alles lieben, Gott aber und den Nächſten haſſen; ſo hab ich auch bewieſen, daß alle Menſchen von Natur, ihrem Endzweck zuwider leben, daß ſie von Natur grundverdorbene Sünder und Erbſünder ſind; die alle miteinander, wenn ſie nicht die Mittel zu ihrer Wiederherſtellung, in der, ihnen von der göttlichen Langmuth angewieſenen Zeit ergreifen, die höchſte Strafe verdienen. Alles dieſes und noch mehreres gehört in folgende Unterſuchungen.

Die zweite Unterſuchung:

Vom Urſprung der Sünde.

Nun tretet her alle ihr Menſchen, unterſuchet mit mir, um der Ehre Gottes, und unſerer ewigen Glückſeligkeit willen, wo Wahrheit ſey, und wenn wir ſie finden, ſo wollen wir dem Vater der Menſchen die Ehre geben, uns vor ihm demüthigen, und ſagen: Herr du biſt gerecht, aber alle Menſchen ſind Sünder!

Wer alſo Ohren hat zu hören der höre! —

Schaut an das ganze menſchliche Geſchlecht! und macht mit mir unpartheyiſche Erfahrungen.

Alle Menſchen ſind Gott gleich nahe, einer wie der andere, doch aber ein jeder Menſch iſt nach ſeiner Leibes und Seelenbeſchaffenheit individualiſirt, und von dem andern unterſchieden. Alſo: wer Gott am meiſten liebet, der muß der vornehmſte der geehrteſte Menſch ſeyn, in der mehrſten und größten Gottliebe muß Stand und Würde zu finden ſeyn.

Wann die Menſchen Gott über alles lieben müſſen, ſo muß man ſehen wie ein jeder Menſch ſich damit beſchäftige, Gott erkennen zu lernen, es ſey nun aus ſeinen Werken oder durch andere wahre Mittel, Wenn die Menſchen ihren Nächſten lieben ſollen als ſich ſelbſt; ſo müſſen ſie ſobald ſie ſich ihre eigene Bedürfniſſe zum Leben und Beſtehen verſchafft haben, all ihr Uebriges an den Nebenmenſchen der ſeine Bedürfniſſe nicht hat abgeben, und das müſſen alle thun, ſo werden auch alle ihre Bedürfniſſe haben. Der Arme aber muß auch nicht mehr als ſeine Bedürfniſſe begehren, mit einem Wort, ein jeder Menſch muß dahin ſorgen, daß alle andere neben ihm keinen Mangel haben, und daß alle Gott lieben und erkennen lernen.

Prüfe nun ein jeder Leſer, ob dieſe Regeln nicht dem Endzweck Gottes, und der Schöpfung angemeſſen ſeyen, und wenn die Welt ſo beſchaffen wäre, ob es dann übel darinnen ausſehen würde; oder ob die Erde ein Himmelreich ſeyn würde? Nun ſchauet aber umher ob ihr dieſes alles in der ganzen Menſchheit findet. Nein wir finden in der natürlichen Menſchheit, ſie ſey roh oder geſittet, keine Spur davon. Folglich: ſoviel dürfen wir ſchon mit Gewißheit ſchließen.

Die Menſchheit lebt ganz und gar dem Endzweck ihrer Schöpfung nicht gemäß, ſie iſt im Gegentheil ganz verdorben.

Wenn aber die Menſchen ſuchen, ein jeder der gröſte, der reichſte, der angeſehnſte zu ſeyn. Wenn die Menſchen ſuchen, ſich und die ihrigen zu bereichern, Schätze vor ſich zu ſammlen, dem Nächſten mit Widerwillen davon ſparſamlich und kärglich mittheilen, einen jeden der ihnen in ihren Abſichten zuwider iſt, anfeinden; wenn ihnen die Vorſehung ſo gar Riegel in die Wege ſchiebt, ſie dieſelbige zu überſpringen ſuchen, ich ſage wenn dieſes der menſchlichen Natur überhaupt eigen und weſentlich iſt: ſo kann man mit Grund der Wahrheit ſagen: daß ſich die Menſchen über alles lieben.

Nun frage ich einen jeden Menſchen auf ſein Gewiſſen, und auf ſeine eigene Erfahrung, ob nicht die Menſchheit im Grund ſo beſchaffen, ob ſie nicht von Natur ſo geartet ſey. **Folglich:**

Die Menſchheit iſt von Natur geneigt ſich ſelbſt über alles zu lieben.

Aus dieſem folgt ſchon ganz natürlich, daß die Menſchheit, auch von Natur geneigt ſey, Gott und Nächſten zu haſſen. Allein ich will doch den Beweiß noch gründlicher führen.

Haſt: iſt eine Leidenſchaft der Seelen, der Liebe gerad entgegengeſetzt, vermög welcher der Menſch, die Vorſtellung eines Gegenſtandes verabſcheut, die Erkenntniß deſſelben verabſcheut, den Umgang mit ihm vermeidet. Der Menſch haßt alſo von Natur, alles dasjenige, was ſeinen Neigungen im Wege ſteht, und ihn verhindert dieſelben zu erfüllen. Nun unterſuche ein jeder die Menſchheit, ob ſie nicht durchgehends Menſch vor Menſch, einer mehr der andere weniger, das Andenken an Gott, in ſo weit er ihnen der Wahrheit nach, und ſeinen Geboten nach, bekannt iſt, verabſcheue, oder wem dies Wort zu hart iſt, ob nicht alle Menſchen von Natur ſehr ungern an Gott denken. Ob es ihnen nicht alle mit einander die gröſte Beſchwerde iſt, dieſen Gott nach der Wahrheit, und wie er ſich an die Menſchen durch Natur und Offenbarung bekannt macht, kennen zu lernen, und ob man nicht allen Umgang mit ihm vermeide, ſoviel man kann, daß man Gott gar nicht ſuche, und ſich um ſeine Erkenntniß am allerwenigſten bemühe, ja wenn man ſeine Gebote und das Geſetz der Natur einzuſehen beginnt, ob man dann nicht in ſich ſelbſt fühle, daß es einem ganz und gar zuwider ſey, und allen ſeinen liebſten Neigungen gerade widerſpreche. Ja ſagt mir alle ihr Menſchen ohne Umſchweif, wenn ihr euch von Natur, unterſuchet, abgerechnet, was Religion und Zucht an euch gebeſſert haben; ob ihr nicht lieber hättet, daß gar kein Gott wäre, wenn ihr nur alle eure ſinnliche Vergnügungen ewig erfüllen, und unaufhörlich dieſen euren Zuſtand ſo fortſetzen könntet? Ja! — ich gebe Gott die Ehre und geſtehe die Wahrheit, wenn nicht die ſeligmachende Gnade, eine Veränderung mit mir vorgenommen hätte. O ja! ich hätte Gott gar wohl miſſen können, wenn ich nur meine Lüſte ſattſam zu vergnügen gewuſt hätte. Ein jeder der Menſchenkenntniß und Wahrheitsliebe hat, wird dieſes alles mit mir bekennen. Alſo:

Wenn ſich die Menſchen um Gott und ſeine Erkenntniſſe von Natur gar nicht bekümmern; wenn ihnen die Ausübung ſeiner Naturgeſetze zur Laſt iſt; wenn dieſe ihren Neigungen gerade widerſprechen: ſo haſſen ſie Gott. Da nun alles dieſes der geſammten Menſchheit von Natur eigen iſt; ſo iſt gewis daß alle Menſchen von Natur, nach bisher geführten Beweiſen, *ſich ſelbſt über alles lieben, Gott aber haſſen.*

Wenn ferner das Geſetz der Natur, und der Endzweck Gottes erfordert daß wir unſern Nächſten lieben ſollen wie uns ſelbſt; wir aber im Gegentheil finden, daß wir nur diejenigen lieben, die uns Gott haſſen helfen, und die uns unſere Neigungen begünſtigen helfen; alle diejenigen aber, die zu unſerer wahren Glückſeligkeit beförderlich ſind, anfeinden, mit einem Wort: wenn wir uns ſelbſt über alles lieben; ſo ſind uns alle andere gleichgültig, und diejenige, die uns aufs Geſetz der Natur leiten wollen, haſſen wir: folglich haſſen wir unſeren Nächſten aus Haß gegen Gott oder um Gottes willen, folglich: iſt zur Genüge und unwiderſprechlich bewieſen:

Daß alle Menſchen einer mehr der andere weniger, von Natur geneigt ſeye Gott und den Nächſten zu haſſen, ſich ſelbſt aber über alles zu lieben.

Dieſes iſt ſo grundwahr, und aus der Erfahrung ſo wohl zu erkennen, daß es nicht einmal eines Beweiſes bedarf. Alſo:

Alle Menſchen liegen von Natur, ſo wie ſie ungebeſſert in der Welt leben, in der größten Sünde, in der größten Entfernung von Gott; und es fehlt nur noch dieſes an ihrer unwiderbringlichen Verdorbenheit, daß ſie Gott kennen.

Daß es möglich iſt Denſelben kennen zu lernen; und daß ſie, ſobald ſie Gott in der That und Wahrheit kennen, Denſelben zufolge ihrer Natur ewig lieben und verherrlichen und alſo ſelig werden müſſen, iſt der einzige Weg zu ihrer Seligkeit.

Ob dieſe ausgemachte Wahrheit nun mit der heiligen Schrift übereinkomme: da ſchlage nur ein jeder dieſelbe auf, ſo wird er finden; ob ſie mit der geſunden Vernunft übereinkomme. Da prüf ein jeder meine Beweiſe; und wenn ihm daran nicht genügt, ſo fordere er öffentlich oder heimlich mehrere Erläuterung, ſo will ich ihm nach meiner Erkenntniß dienen. Ob ſie mit den Symbolen der proteſtantiſchen Kirchen, und rechtdenkenden Nebenpartheyen übereinkomme, da brauch ich nicht einmal von zu reden. Der Heidelbergiſche Catechiſmus den ich von Herzen nächſt der Bibel vor mein Symbolum erkenne, ſagt wenigſtens in der fünften Frage: der Menſch ſey von Natur geneigt, Gott und den Nächſten zu haſſen. Und von den andern proteſtantiſchen Symbolen weiß ich eben das nemliche. Ob endlich die Erfahrung dieſes alles bey kräftige' da ſchaut die Welt an, betrachtet jedes unerzogene ungebildete Kind, betrachtet die ganze Menſchheit und dann urtheilt.

Villeicht geben mir dieſes viele meiner Gegner zu. Allein dann bedenken ſie nicht was aus dieſer Wahrheit natürlich folget.

Das ſind mir ſeine Kräfte zum Guten, ſeine Würde und Güte in der menſchlichen Natur. O armer Nothanker mit deinen Vertheidigern.

Doch ich muß nun meinen Stab weiter ſetzen. Ich bin einſam auf dieſem Wege, mein Pfad iſt dunkel, ſchmal, ſteil und ungebahnt; es gieb erſchreckliche Abgründe in die ich ſtürzen könnte; aber ich will mich an meinen Wegweiſer halten. Der wird mich hindurch führen; es gereicht ja zur Verherrlichung Gottes.

Der Menſch iſt alſo von Natur gänzlich abgeneigt Gott über alles, und den Nächſten als ſich ſelbſt zu lieben, im Gegentheil Gott iſt ihm zuwider und er liebt ſich ſelbſten über alles, ſeine Nächſten aber nur in ſo weit er ſeine Abſichten befördert, wer aber ſeine wahre Glückſeligkeit befördern will, den haßt er um Gottes willen.

Jetzt komme ich zu der groſſen Frage welche die ganze Theodicee entſcheidet.

Hat das menſchliche Geſchlecht vom erſten Menſchen an, ohne jemalen einen ſonderlichen Fehltritt zu machen, ſo dem ordentlichen Gang der menſchlichen Natur, wie ſie dem erſten Menſchen angeſchaffen war, nachgewandelt, und iſt demnach geworden was es nun iſt, und was es ſchon, zufolge der älteſten Geſchichten, im Anfang der Welt war? Oder mit einem Wort: iſt dieſe Grundverdorbenheit in den Schranken der menſchlichen Natur gegründet? Oder iſt der Menſch durch einen gewiſſen Zufall aus ſeiner anerſchaffenen Vollkommenheit herausgewichen, und alſo ſelber an ſeinem Verderben ſchuld.

Jetzt geht mir nach ihr Leſer, prüft meine Sätze auf das ſtrengſte, und wo ich fehle, da weiſet mich zurechte. Ich muß hier mathematiſche Gewisheit haben! Wir müſſen ſo viel zu unſerm Zweck dient, die menſchliche Natur zuerſt unterſuchen.

Wenn wir den Menſchen betrachten, ſo finden wir, daß er erſtlich ein lebender Körper ſey; der ſich zu unendlich vielen Abſichten bewegen kann, und würklich beweget, der unzählich viele groſſe und kleine Werkzeuge hat, und daraus zuſammen geſetzt iſt, die alle zu gemeinſchaftlichen und einzelnen Zwecken würken können, wenn ſie zu würken beſtimmt werden. Diejenige Werkzeuge, welche das Leben und Daſeyn des Menſchen erhalten müſſen, werden durch ihre Urſachen immer beſtimmt; andere aber ſind bereit, auf eine gegebene Beſtimmung ſich nach Art der Beſtimmung zu bewegen.

In dieſem menſchlichen Körper iſt etwas, das ſich ſelbſt bewußt iſt, das ſich die Welt, ſo weit es die Werkzeuge des Körpers erreichen, und von den Gegenſtänden der Welt bewürkt werden können, deutlich mit Selbſtbewußtſeyn vorſtellt; das vor das Daſeyn, Dauer und Beſtehen des Menſchen ſorgt, und das freye Wahl macht unter den Dingen die es zu ſeinen Abſichten gut, wahr, und ſchön zu ſeyn glaubet; und alſo eine Fähigkeit das Gute, Wahre und Schöne auf eine relative Weiſe zu erkennen; mit einem Wort: ein Etwas, das durch den Körper empfindet, des Empfundenen ſich mit Deutlichkeit bewußt iſt, und unter den empfundenen Dingen das beſte nach ſeiner Meynung auswählt, das beſte liebt, und das ſich vergangene Dinge erinnern, und ſich abweſende Dinge vorſtellen kann. Ein Etwas, das Verſtand und Willen hat.

Der menſchliche Körper kann dieſes Weſens beraubt werden, und das nennen wir ſterben; kann aber der Körper dieſes Weſens beraubt werden, ſo iſt es nicht eben daſſelbige mit dem Körper, folglich ein abgeſondertes Weſen. Der Menſch beſtehet alſo aus Leib und Seel.

Die menſchliche Seele empfindet durch die ſinnlichen Werkzeuge des Körpers, die Gegenſtände der Welt. Dieſe Empfindungen bringen Begriffe in ihr hervor, und dieſe Begriffe beſchäftigen alsdann die Seele.

Vor der Geburt hat die Seele keine Begriffe. Sie iſt ſich ſelbſten und anderer Dinge gar nicht bewußt, folglich: ſind die innere Kräfte der Seelen, Begriffe, Vorſtellungskraft, Verſtand, Vernunft, Gedächtnis, Willen u. ſ. w. bloſe leere Fähigkeiten, und Vermögen.

Nach der Geburt aber, ſo bald die Gegenſtände der Welt auf das Kind zu würken anfangen, ſo bald fangen auch die innere Seelenkräfte an zu würken, und dieſe nehmen zu, bis die Schranken ihrer Vermögenheiten erfüllt ſind.

Aus dieſen Grund- und Erfahrungsſätzen können wir nun die wichtigſten Folgerungen ziehen.

Sind die innere Seelenkräfte bey der erſten Anlage des Menſchen bloſe leere Fähigkeiten, ſo ſind ihm keine böſe Begriffe angebohren, (man verſtehe mich wohl, die Erbſünde iſt an einem andern Ort zu ſuchen, davon hernach) es ſind alſo in der neu entſtandenen Menſchenſeele weder gute noch böſe Begriffe.

Sind aber dieſe Fähigkeiten würklich da, ſind ſie dem Weſen des Menſchen angemeſſen? O ja! bey einem ordentlichen geſunden Kinde fehlts daran nicht, und auch wohl nicht bey dem Kranken.

Sind bey einem geſunden, ordentlichen Kinde, die Werkzeuge des Körpers, durch welche die Welt auf die Seele würkt, vollkommen gut, ihrem Endzweck gemäß? O ja! das Kind hört, ſieht, riecht, ſchmeckt und fühlt.

Wohlan dann! Salomo ſagt: Allein ſchaue das hab ich funden; daß Gott den Menſchen hat aufrichtig und gerade, ohne ſtewas falſches hinein zu flicken, gemacht. Aber die Menſchen ſuchen viel Künſte חשבנות Ueberlegungen, Nachdenken, Demonſtrationen. Ich meyne daß ſie Künſte ſuchen! —

Und dieſes, erhabener hebräiſcher Philoſoph! dieſes hab ich auch funden.

Der Menſch iſt alſo nach ſeiner An- und Grundlage, was Schöpfung, Erhaltung und Werk Gottes heiſt und iſt, noch immer unverdorben. **Der Menſch hat alſo ganz gewiß kein anerſchaffenes Uebel.**

Wo finden wir aber dann die Urſache der Sünde, der menſchlichen natürlichen Verdorbenheit, der Erbſünde? Herr v. B... will haben, ich ſoll Erbübel ſagen, warum? iſt ihm Erbſünde zu hart, wenn der Menſch ſo iſt wie ich ihn oben geſchildert habe?

Dieſes wollen wir nun aufſuchen.

Wir wollen wiederum das Kind vor uns nehmen, und den Menſchen bis ins Alter betrachten. Die Erfahrung iſt der beſte Lehrmeiſter. Sobald das Kind gebohren iſt, ſucht es auf Antrieb der Natur ſeine Nahrung, es lebt fort. Die Thiere ſind damit bis in ihren Tod zufrieden, ſie ſuchen ihre Nahrung, pflanzen ſich fort, und ſterben, und das iſt ihre Beſtimmung, Schöpfungszweck. Aber ſo nicht das Kind, es fängt vor und nach an, alles was ihm ſchön vorkommt, zu begehren und zu beſitzen, ohne darauf zu ſehen, ob es Bedürfniß vor daſſelbe iſt. Eine Weile dauert dieß Vergnügen, ſo iſt der Gegenſtand ihm gleichgültig, es ſucht wieder einen andern, beluſtiget ſich eine Zeitlang daran, und dann iſt es deſſelben wieder müde, und ſucht wieder einen andern. Und ſo auch der Knabe; nur mit dem Unterſchied, daß mit dem Wachsthum, Kenntniß, und Menge der Begriffe, auch die Begierden, und Lüſte nach Gegenſtänden und Vergnügen wachſen. Der Jüngling fährt auf dieſem Wege fort, vervielfältiget noch immer das Begehren nach Dingen, die ſeinem Gefühl, ſeiner Empfindung nach, ſchön ſind, und das Geſetz der Fortpflanzung fängt an in ſeinen Gliedern zu würken, ſein Verlangen auch da ſeine Lüſte zu ſättigen, iſt uneingeſchränkt, und nicht blos auf die Fortpflanzung beſtimmt. Der Mann ſammlet ſich Reichthümer, Schätze, er trachtet wenigſtens darnach, ſie mögen nun beſtehen worinnen ſie wollen, und ſo fort bis ins Alter. Dieſe Erfahrung iſt ganz unläugbar; aus derſelben fließen folgende Sätze:

Die menſchliche Seele findet in ihrem ganzen Leben auf dieſer Erden, in allen ſinnlichen Gegenſtänden der Welt, keine Sättigung.

Die Seele ſucht aber doch von Natur ihre Sättigung blos und allein in den ſinnlichen Gegenſtänden der Welt.

Die Seele ſucht alſo von Natur ihre Sättigung wo ſie nicht iſt.

Wir wollen die Empfindungen der Seelen von der Welt durch die ſinnliche Werkzeuge, die *Sinnlichkeit* heiſſen.

Die Seele ſucht alſo von Natur, von Geburt an, bis in den Tod ihre Sättigung, ihre Befriedigung in der *Sinnlichkeit*, findet ſie aber nicht darinnen.

Nun wollen wir ſchon einen Schluß machen.

Alle gute und unverdorbene Werke des Schöpfers, müſſen den Endzweck zu dem ſie Grund- und Anlage haben, zu dem ſie geſchaffen ſind, vollkommen erreichen. Dieſes iſt ein Grundſatz.

Nun erreichen aber die Menſchen ihren Endzweck in dieſem Leben, in ſo weit ſie blos Naturmenſchen ſind, gar nicht.

Folglich ſind die Menſchen keine gute, ſondern verdorbene Werke des Schöpfers, ſo nemlich, wie ſie von Natur ihren Trieben folgen.

Wir haben aber oben geſehen: daß die Anlage des Menſchen, ſeine *weſentliche* Beſtandtheile, noch immer gut ſind; iſt aber das *Weſentliche* des Menſchen gut, ſo muß die Verdorbenheit in dem *Zufälligen* liegen, es giebt kein drittes. Nun iſt aber die Sinnlichkeit das Zufällige: folglich liegt die Erbſünde, das natürliche Verderben, blos und allein in der Sinnlichkeit.

Die höhere Seelenkräfte, der Verſtand, die Vernunft u. ſ. w., ſind wie oben gemeldet worden, bey dem Kinde leere Fähigkeiten, daher müſſen alle Erkenntniſſe durch die Sinnlichkeit in die Seele kommen. Es iſt aber gewiß, daß viele Erkenntniſſe nöthig und nützlich ſind, folglich, kann man wohl ſagen, alles natürliche Verderben des Menſchen, kommt durch die Sinnlichkeit, oder liegt in der Sinnlichkeit, aber nicht umgekehrt, alles Sinnliche iſt Verdorbenheit. Daher müſſen wir genauer unterſuchen, wo eigentlich die Verdorbenheit in der Sinnlichkeit ihren Sitz habe.

Wir ſollen Gott über alles lieben. Wenn wir Gott lieben ſollen, ſo müſſen wir ihn auch kennen. Wir können ihn aber nicht kennen, als in ſo weit er ſich an uns offenbahret. Er offenbahret ſich aber an uns durch und in der Schöpfung, die Schöpfung aber offenbahret ſich an uns durch die Sinnen. Alſo: Alle ſinnliche Erkenntniſſe, die unſre Erkenntniſſe von Gott vermehren, ſind gut. Folglich: Alle ſinnliche Erkenntniß, die die Erkenntniß Gottes verhindert, iſt böſe.

Nun aber haben wir oben aus der Erfahrung bewieſen, daß durchgehends faſt alle ſinnliche Erkenntniſſe des Naturmenſchen, blos auf den ſinnlichen Gegenſtänden, ohne Rükſicht auf Gott haften und ſtehen bleiben. Folglich: ſind faſt alle ſinnliche Erkenntniſſe, Hinderniſſe der Erkenntniß Gottes, in ſo weit ſie nicht zu dieſer Erkenntniß angewendet werden.

Ich nehme diejenigen aus, die zu unſern Bedürfniſſen gehören.

Nun können wir alſo feſtſetzen: Die ganze Sinnlichkeit iſt faſt ganz verdorben, ausgenommen, in ſo weit ſie unſere Bedürfniſſe befriedigt.

Wir haben nun die Schranken der menſchlichen Verdorbenheit beſtimmt; wir müſſen nun aber auch die Urſache dieſer Verdorbenheit aufſuchen.

Das Kind hat bey der Geburt weder innere noch äußere ſinnliche Begriffe, es iſt ganz leer. Gleich nach der Geburt fängt die Sinnlichkeit an zu würken, wir finden aber keine Kraft, die ihr entgegenwürkt, eine jede Kraft aber, die alle Augenblick neuen Zuwachs bekommt, und keinen Widerſtand findet, wächſt ins unendliche: die Sinnlichkeit hat von Natur keine Kraft die ihr entgegenwürkt, folglich wächſt die Sinnlichkeit ins unendliche. Da aber die Sinnlichkeit faſt ganz verdorben iſt, ſo wächſt auch die Verdorbenheit des Menſchen bis ins unendliche.

War es alſo (im Vorbeygang geſagt) nicht Weisheit des Schöpfers, als er dem Leben des Menſchen durch den Tod ein Ziel ſetzte? Dieſe Verdorbenheit mochte denſelben nun phyſiſch nach ſich ziehen, oder Gott mochte ihn unmittelbar zum Geſetz der Natur machen.

Die Urſache der menſchlichen Verdorbenheit iſt alſo: daß dem Menſchen eine

Kraft fehlet, die der Sinnlichkeit entgegenwürkt.

Die der Sinnlichkeit entgegengeſetzte Kraft, muß dieſelbige in ſolche Schranken führen, daß der Menſch ſeinem bey der Schöpfung beſtimmten Endzweck zur Verherrlichung Gottes, und des Menſchen höchſten unendlichen Glückſeligkeit, gemäß lebet. Das Naturgeſetz aber führet die Sinnlichkeit in ſolche Schranken. Folglich: das Naturgeſetz iſt die, der Sinnlichkeit entgegengeſetzte, aber vor den Naturmenſchen verlorne Kraft!

Mir denkt jetzt fehlte nichts me[illegible]n der deutlichen Beſtimmung der Erbſünde, od[illegible] der natürlichen Verdorbenheit.

Der Haß des natürlichen Menſchen gegen Gott, und die Selbſtliebe über alles, iſt die Erbſünde.

Die Erbſünde iſt dem Menſchen nicht angeſchaffen, ſie liegt nicht im Weſen des Menſchen, ſondern in der Sinnlichkeit.

Die Urſache der Erbſünde, iſt der Mangel einer Kraft, die der Sinnlichkeit entgegen würkt, nemlich des Naturgeſetzes, das der Seelen mit gröſter Deutlichkeit eingegeben ſeyn ſollte. Und eben dieſes Naturgeſetz macht in der Sprache der heil. Schrift und der ſymboliſchen Bücher, das Ebenbild Gottes aus, welches in demſelben verloſchen oder verlohren worden.

Das Wort Sinnlichkeit, drücken die heil.

Schrift und die Symbolen mit den Wörtern, Fleiſch und Blut, Fleiſch, fleiſchlich Geſinntheit u. d. g. aus. Nach dieſen Worterklärungen wird nun der Leſer die Sprache der heil. Schrift, und der proteſtantiſchen Kirchen, von dem natürlichen Zuſtand des Menſchen recht wohl verſtehen, und keine Ungereimtheiten darinnen finden.

Wie iſt es aber, daß das Naturgeſetz im Menſchen unkräftig iſt? Iſt der Schöpfer ſchuld daran oder der Menſch? — auch dieſes müſſen wir ins Licht ſetzen.

Wenn im Weſen der menſchlichen Seele keine Fähigkeit zu finden iſt, die Verbindlichkeit des Naturgeſetzes einzuſehen, wenn das Naturgeſetz im Weſen der Seelen nicht gegründet iſt: ſo hat der Schöpfer gefehlt, daß er dem Menſchen keine Kraft gegeben hat, die der Sinnlichkeit entgegen würkt.

Nun aber finden wir im Tiefverborgenen des Seelenweſens eine Ueberzeugung, daß das Naturgeſetz Wahrheit ſey, und daß es der Menſch halten müßte. Wir finden auch daſelbſten die Ueberzeugung, daß das ganze Naturgeſetz innerhalb den Schranken unſeres Vermögens ſeye, und daß uns nichts daran hindere, als die weit ſtärkere Kraft der Sinnlichkeit; ja wir empfinden mit mathematiſcher Gewißheit die Verbindlichkeit des Naturgeſetzes. Dieſe Fähigkeit zur Ueberzeugung von der Wahrheit des Naturgeſetzes nennen wir mit einem Wort: das natürliche Ge *wiſſen.* Dieſer Satz iſt ganz gewiß. Wie viele weiſe Heyden, die nur Gott aus der Natur kannten, haben vieles vom Naturgeſetz eingeſehen. Wo hatten ſie dieſes anders her, als aus dem Gewiſſen? Laßt nur einen jeden geſitteten Heyden die Regeln deſſelben prüfen, er wird ſie einſehen. Sobald aber Menſchen von allen Voreltern her, mit aller Macht der Sinnlichkeit bewürket worden ſind, ohne je an Verbindlichkeit gegen Gott und den Nächſten zu denken, ſo liegt das Gewiſſen freylich tief begraben, wie bey vielen Indianern; doch wird man noch immer eine Spur des Naturgeſetzes unter ihnen finden. Laßt ſie aber nur mehr und mehr cultivirt werden, ſo werden ſie auch immer und mehr ſeine Verbindlichkeit einſehen. Alſo:

Gott hat dem Menſchen die Facultät des Naturgeſetzes in das Weſen ſeiner Seelen eingeſchaffen, und iſt alſo auch hier nicht ſchuldig.

Dieſe Facultät, dieſes Vermögen, das Gewiſſen, iſt bey dem Kinde eben ſowohl ein leeres Vermögen, als alle ſeine andere Vermögen. Allein die Kraft der Sinnlichkeit würkt gleich nach der Geburt mit ganzer Stärke auf das Kind. *Das Gewiſſen wird nicht cultivirt und bleibt alſo eine todte Kraft.*

Nun kann ich eine vortrefliche und höchſt fruchtbare Wahrheit feſtſetzen, die ganz mathematiſch gewiß iſt: Wenn das Gewiſſen die Kraft der Sinnlichkeit vollkommen beherrſchte, ſo wäre und würde der Menſch vollkommen. Dahin gehet alſo aller Endzweck und Anſtalten Gottes zur Menſchenverbeſſerung.

Nun kommen wir zu einem wichtigen Punkt, wie nemlich die menſchliche Verdorbenheit erblich iſt? es kommt eben nicht drauf an, ob wir es gewiß beſtimmen können, wie das zugehe, genug, wir wiſſen nun daß eine Grundverdorbenheit, eine Erbſünde im Menſchen iſt, wir wiſſen auch nun daß Gott nicht ſchuld daran iſt. Wir wiſſen ebenmäſig: den Sitz dieſes Uebels, und auch die Urſache deſſelben, und endlich iſt ganz gewiß, daß dieſe Verdorbenheit erblich iſt. Allein es kann doch auch nicht ſchaden, wenn wir unterſuchen, wie dieſe Verdorbenheit ſich fortpflanzen könne.

Die Verdorbenheit eines neugebohrnen Kindes, beſtehet nach oben geführten Beweiſen darinnen: daß bey demſelben, die ſinnlichen Reitze viel ſtärker ſind, als die Ueberzeugung vom Guten und Böſen, oder: als das Gewiſſen. Dieſe Beſchaffenheit bringt es alſo mit ſich auf die Welt, ſie iſt ihm angeerbt; wären beyde Kräfte bey ihm im Gleichgewicht, ſo wäre es ihm nicht angeerbt, nun lehret uns aber auch die Erfahrung, daß mein ebengeſtellter Satz, wahr ſey; es folgt alſo natürlich was ich geſchloſſen habe. Mir fällt hiebey ein: ich kann hier eine artige Erklärung der Erbſünde geben, nemlich:

Die Erbſünde iſt die ſtärkere Macht der ſinnlichen Reitze, als die Ueberzeugung von dem was Gut und Bös iſt, oder als das Gewiſſen.

Es iſt eine phyſiologiſche Wahrheit, daß diejenigen Theile des menſchlichen Körpers, welche am meiſten gebraucht werden, am fähigſten werden zu würken. Die Gewohnheit wird zur anderen Natur. Nun aber würken bey dem natürlichen Menſchen die äuſſere Sinnen, auf die innere Sinnen, welche das feinſte von dem Körper ausmachen, die innere Sinnen gränzen aber an die äuſſerſte Seelenkraft, an die Phantaſie oder Einbildungskraft, in welcher die höchſtverdorbene ſogenannte Sinnlichkeit ihren Sitz hat, folglich werden im natürlichen Zuſtand des Menſchen, die innere Sinnen am meiſten gebraucht, ſie werden ſo habil, daß ſie auch im Schlaf, im Traum, auf die Imagination der Seelen würken. Wir ſehen alſo die Möglichkeit leicht ein, wie die Erbſünde auch phyſiſcher Weiſe fortgepflanzt werden könne. Wollte man mir einwenden, daß doch Kinder die Geſchicklichkeit ihrer Eltern in Künſten und Wiſſenſchaften nicht erbten, ſo bedenke man nur, daß alles was erſt durch die höhere Seelenkräfte beſtimmt werden muß, nicht fortgeerbt werden kann, was aber natürliche tief in den Körper verwebt und eingedrungene Gewohnheit und Natur iſt, das muß fortgepflanzt werden.

Soweit ſind wir alſo nun gekommen. Ich hab meinen ungebahnten dunkelen Weg fortgeſtolpert, hab ich zuweilen ſeitwärts abgetretten, ſo hab ich doch den Steg wieder gefunden. Ich muß alſo nun den erſten Urſprung der Erbſünde aufſuchen.

Das ganze menſchliche Geſchlecht, ſoweit wir noch auf dem Erdboden Menſchen gefunden haben, und ſoweit wir die Geſchichte hinauf bis ins graueſte Alterthum kennen, iſt ganz verdorben, von Natur der Sünde, der Sinnlichkeit unterthan, ganz ohne Freyheit unter der Dienſtbarkeit deſſelben. Die natürliche anerſchaffene Willensfreyheit liegt ungebraucht in der Seelen und der Menſch wird von der ſtärkeren Kraft der Sinnlichkeit beherrſcht. Gott hat die Menſchen ſo nicht geſchaffen, ſie ſind alſo von ſich ſelbſten in dieſes Verderben gerathen. Gott hat den Menſchen vollkommen gut gemacht, aber er iſt aus ſeinem vollkommenen Zuſtand in einen höchſt unvollkommenen Zuſtand gerathen. Der Menſch iſt gefallen. Alles dieſes iſt nun hinlänglich bewieſen, und zwar aus der Erfahrung und der Natur der Sache ſelbſten.

Es war alſo einmal ein Zeitpunct, da die Menſchheit fiel.

Die Menſchen ſind entweder in dem Zeitpunct ſich alle einig geworden, der Sinnlichkeit unterthan zu werden, oder der Stammvater aller Menſchen.

der erſte Menſch iſt gefallen. Das erſte fällt ſchon ganz unwahrſcheinlich in die Augen, das andere aber ſehr wahrſcheinlich. Wir können aber auch unläugbar beweiſen, daß der erſte Menſch, und zwar nicht lang nach ſeiner Schöpfung gefallen iſt.

Eine jede Kraft kann nicht ſtärker würken, als der Gegenſtand auf den ſie würkt, bewürkt werden kann.

Eine jede Kraft iſt ehe ſie anfängt zu würken, eine todte Kraft, eine bloße leere Fähigkeit, ein bloßes Vermögen zu würken.

Gott konnte keine Kraft ſchaffen, die ſchon gewürkt hatte, ehe ſie da war; folglich: Gott mußte den Menſchen ſchaffen, ſo daß er nur bloße Fähigkeiten zu würken hatte.

Wenn die Kräfte ſo ſtark würken als der Gegenſtand auf den ſie würken bewürkt werden kann, ſo ſind die Kräfte die noch nicht gewürkt haben, die todten Kräfte, ſich alle gleich, ſie erlangen erſt die Grade ihrer Würkſamkeit, ihrer Stärke durch das Würken. Folglich:

Gott konnte dem Menſchen keine Seelenkräfte anſchaffen, deren eine ſtärker wäre als die andere, ſie mußten alle gleich ſeyn. Man muß aber wohl merken, daß ich hier von einfachen Kräften rede, wie die Seelenkräfte ſind.

Die Seelenkräfte ſind würklich alle einfach; ich kann nur eine Sache, und nicht zwo zugleich denken, und ich kann mir nur einen ſinnlichen Gegenſtand, und nicht mehrere zugleich vorſtellen, ich kann nur eine Wahrheit, und nicht mehrere in eben dem Zeitpunct begreifen: Folglich, wenn die Sinnen mir nur einen Gegenſtand auf einmal vorſtellen können, ſo iſt die Einbildung- und Vorſtellungskraft nicht ſtärker als auch das Gewiſſen, und die andere Seelenkräfte.

Gott ſchuf alſo den erſten Menſchen vollkommen. Seine Seelenkräfte waren vollkommen im Gleichgewicht, und vollkommen geſchickt, nach ihren Endzwecken zu würken, und der Körper mußte ebenfalls vollkommen geſchickt ſeyn, nach den Abſichten der Seelen zu würken.

Nun wollen wir uns dieſen Menſchen ſo vorſtellen, wie er eben aus der Hand des Schöpfers kommt, wie er jetzt anfängt zu leben, und ſich ſeiner ſelbſt vollkommen bewuſt zu ſeyn. Wir betrachten ihn aber nach Vernunft und Natur, ohne beſondere Offenbahrung Gottes an ihn. Dieſer Menſch iſt ganz ohne Vorurtheil, ohne innere Verdorbenheit mit vollkommen fähigen Seelen- und Leibeskräften begabt, ganz ohne Gewohnheit, ohne Leidenſchaften. Er ſieht die Schöpfung, alle Gegenſtände würken durch die Sinnen auf die innere Seelenkräfte, ſeine leere Einbildungskraft wird mit lauter Gegenſtänden der Natur, der ſchönen, durch Menſchenhände noch unverdorbenen, durch Werke der ſcheinbaren Kunſt, noch ungeſchmähten Natur, angefüllt; ſein Gewiſſen war noch nicht Gewiſſen, er hatte noch keinen Begrif, vom Guten und Böſen; es war zartes, unverdorbenes, lebhaftes Empfindungsorgan, lauter Herz; jedes Blümgen, jedes Kraut, jeder Gegenſtand der ſchönen Natur, jede reitzende Gegend, brachte in ihm ein hohes lauteres Vergnügen hervor; in ſeinem eigenen Daſeyn, und in dem Daſeyn aller Dinge empfand er lauter Wonne; hohes von uns unerreichbares Vergnügen. Der erſte Gedanke, der dieſes alles bey dem erſten Menſchen hervorbrachte, war nichts anders, als eine lodernde Liebe gegen den der dieſes alles, der ihn ſelber hervorgebracht und gemacht. Die Mannigfaltigkeit, Gröſſe, und Herrlichkeit der ſchönen Natur, mußte ihm Ehrfurcht und groſſe Begriffe von dem Schöpfer beybringen.

Ein wenig weitere Erfahrung, brachte ihm die ganz veſt überführte Gewißheit, daß: Gott die ganze Welt, mit aller ihrer Schönheit darum gemacht habe, daß der Menſch daraus die Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers erkennen lernen, und Ihn dadurch vollkommen lieben, und ewig verherrlichen ſollte.

Dieſes alles war dem erſten Menſchen nicht ſchwer. Was iſt leichter als folgende Gedankenkette.

Derjenige, der mich und alles dieſes gemacht hat, muß über alle meine Begriffe groß ſeyn. Der Himmel und Erden gemacht hat, iſt gewis mächtig.

Bey einer Erfahrung von einigen Tagen, mußte der Menſch die Uebereinſtimmung aller ſo verſchiedenen, ſo mannichfaltigen Dinge zur Unterhaltung und Fortdauer derſelben anfangen einzuſehen: folglich mußte unwiderſprechlich der Gedanke und Begrif von der groſſen Weisheit Gottes entſtehen.

Fande er nun vollends die Befriedigung ſeiner leiblichen Bedürfniſſe, den Wohlgeſchmack ſo vieler Früchte, die zu ſeiner Erhaltung da waren, und die viele Vergnügen, die ihm das gute und ſchöne der Schöpfung gewährte, daß alſo auch ſein Geiſt überall Nahrung fande; ſo konnte er ſeiner Natur nach nichts anders als Gott über alles lieben.

Der Menſch hatte auch weiter keine Bedürfniſſe als ſich ſatt zu eſſen und zu trinken. Süße und ſäuerliche mannichfaltige Baum- und Staudengewächſe lieferte ihm die Schöpfung aus; klares reines Waſſer die Menge. Folglich hatte er weiter nichts zu thun als immer und ewig die Werke der Schöpfung zu ſtudiren, um Gott daraus näher kennen zu lernen, und durch dieſe Erkenntniß in der Verherrlichung des Schöpfers aufzuſteigen. Dadurch die Liebe des Schöpfers gegen ſeine Menſchen zu vergröſſern. Hingegen waren weiter keine ſinnliche Lüſte, kein Verlangen nach gröſſern Reichthümern, keine Leidenſchaft, keine Wolluſt, kein Hochmuth, kein Ehrgeiz, alles war ſein, er aber mit allem des Schöpfers Eigenthum.

Der erſte Menſch durfte alſo nur ſeinen Naturtrieben nachleben, er brauchte nur dem zu folgen, zu dem ihn ſeine Leibes- und Seelenkräfte führten, ſo lebte er ſeiner Beſtimmung gemäß.

Hätte er in dieſem Zuſtand fortgelebt, ſo daß er aus Erfahrung ausführliche Begriffe bekommen hätte, daß alles dasjenige, was in ſeiner Natur nicht gegründet wäre; auch von ihm nicht begehret, ſondern von ihm vermieden werden müßte; daß er durch ein weiteres Begehren, das Gleichgewicht ſeiner Naturkräfte geſtöret, und alſo diejenige Kraft, die den mindeſten Zuwachs bekommen würde, die anderen unterdrücken, und bis ins unendliche fortwachſen, und alſo ihn und ſein Geſchlecht in die äuſſerſte Verdorbenheit ſtürzen würde; hätte der Menſch, ſag ich, dieſes einmal eingeſehen, ſo wäre kein Fall mehr möglich, und alſo der Menſch auf ewig beveſtiget geweſen. Dieſe Wahrheit aber, mit ſo fähigen unverdorbenen Seelenkräften vor und nach zu empfinden und einzuſehen, war dem erſten Menſchen nicht ſchwer, und bedurfte keine Reihe von Jahren.

Kommt aber noch dazu, daß ſich die Gottheit ſinnlich oder auch an ſeine Seelenkräfte geiſtlich offenbaret, und ihn von denen ihme nöthigen Wahrheiten unterrichtet habe, ſo konnte der Fall des Menſchen um ſo viel weniger, lange nach ſeiner Schöpfung geſchehen.

Aus allem dieſem wird nun gewiß,

daß der erſte Menſch kurz nach der Schöpfung gefallen ſeyn müſſe.

Nun bitte ich mir die gröſte Aufmerkſamkeit des Leſers aus:

Wir müſſen den Fall des erſten Menſchen, nach ſeiner wahren Beſchaffenheit vernünftig betrachten.

Der Menſch hatte ſeine beſtimmte vollkommene Natur. Seine Schranken beſtunden darinnen, daß er keine Wahrheiten von Natur wußte, alle die ihm nöthig waren aber von ſelbſten entdecken mußte. Er hatte einen freyen Willen, aber dieſer konnte nicht anders wählen, als was ſein Verſtand vor das beſte erkannte. Nun erkannte aber ſein Verſtand nichts anders, als die Bedürfniſſe der Natur, die Schöpfung, und Gott. Folglich erkannte auch ſein Verſtand nur die Bedürfniſſe der Natur, ſeine Beziehung auf die Welt, und ſeine Beziehung auf Gott. Dieſes war aber ſeine wahre Beſtimmung, folglich: hatte der Menſch zwar ſeinen freyen Willen, aber dieſer Wille konnte doch nichts anders wählen, als was ſeiner Beſtimmung gemäß ware. Es iſt alſo ganz gewis, Gott iſt gar keine ſchuld am Fall des Menſchen.

Es iſt eben ſo gewis: der Menſch brauchte nur ſeinen Naturtrieben zu folgen, ſo lebte er ſeiner Beſtimmung gemäß; ihn hinderten ſeine anerſchaffene Schranken gar nicht. Hätte er ein uneingeſchränktes Bewußtſeyn gehabt, ſo wäre er ein Gott geweſen, und alſo kein Menſch. Gott konnte alſo keine vollkommenere Weſen ſchaffen als den Menſchen.

Wir haben alſo hier nur drey Gegenſtände: Gott, den Menſchen, und die Schöpfung. Der Menſch war geſchaffen zur Verherrlichung Gottes zu des Menſchen Glückſeligkeit. Der konnte alſo nicht anders fallen, als wenn er dieſer Beſtimmung anfienge zuwider zu leben; dieſes war nicht anders möglich als wenn er anfieng ſich ſelbſten zuzueignen was Gott zugehörte, das iſt: wann er ſeine eigene Ehre ſuchte, die Schöpfung, die Gottes Eigenthum war, ſich zueignete, mit einem Wort; wenn er Gott die Abhänglichkeit aufkündigte und von ſich ſelbſt abhänglich ſeyn wollte.

Die Folgen dieſes Falls waren alſo in der menſchlichen Natur nothwendig dieſe: Die Beziehung des Menſchen auf Gott hörte auf, folglich wurde das innere hohe Empfindungsorgan zum rügenden Gewiſſen. Die Würkungen der Welt auf die Sinnen, waren wie vorher, aber blos als Eigenthum des Menſchen. Die Begierden, die Lüſte waren gebohren, was vor den Menſchen nicht zu erlangen war, das machte ihm den gröſten Verdruß, die ſinnliche Begierden wuchſen mit jedem Tage, die Seele hungerte nach dem Vollkommenen, Wahren, Guten und Schönen, das war aber mit dem höchſten Gut vor ſie verlohren; ſie ſuchte es in der Schöpfung, fand aber nur leere Begriffe, vorübergehendes, Schein und und nicht Seyn. Die Sinnlichkeit wuchs, und das Gewiſſen nahm ab; und ſo hats fortgedauert bis an dieſen Tag. Folglich das Gleichgewicht der Natur- oder Seelenkräfte iſt verlohren, und alſo auch das **Ebenbild Gottes**, wornach der Menſch geſchaffen worden.

Wir haben aber auch eine Geſchichtsbeſchreibung, die uns umſtändlich erzählet, wie es mit dem Fall des erſten Menſchen, des Adams, zugegangen. Wenn nun meine bisherige philoſophiſche Unterſuchung, die ich ohne Rückſicht auf dieſe Erzählung, blos nach dem Leitfaden meiner Vernunft, wie ein jeder unpartheyiſcher oder denkender Leſer wohl einſehen wird, daß ſie ganz phychologiſch ſey, angeſtellt habe, mit der Erzählung des **Moſes** genau übereinſtimmt, ſo iſt meine Unterſuchung geſichert, und die Erzählung **Moſes** verdient den ſtärkſten Glauben.

Es iſt aber auch aus obigen meinen Beweiſen klar, daß der Menſch ohngeachtet ſeines freyen Willens unmöglich fallen konnte, ſo lang keine andere vernünftige Kraft, ihm den Weg zeigte wie er fallen könnte; denn aus ſeinen eigenen Naturtrieben konnte kein Fall folgen, die waren unverbeſſerlich, aus der Schöpfung auch nicht, die war dem Menſchen zu ſeinem Dienſt; er konnte nicht mehr davon nutzen, als ſeine Bedürfniſſe, das übrige aber zur Verherrlichung des Schöpfers anwenden. Gott konnte ihn nicht in den Fall ſtürzen, das wäre greulich zu gedenken. Es mußte alſo noch ein anders Weſen ſeyn, das Gott kannte, Ihn aber über alles haßte, ſich ſelber über alles liebte, mithin ein Weſen das gegen Gott und ſeine ſchönſte Werke in der größten Feindſeligkeit ſtunde, und dieſes Weſen war fähig den Menſchen zu verführen. Dieſes Weſen heiſſen wir den Satan oder den Teufel. Von deſſen Daſeyn wir zu Ende dieſer Unterſuchung noch etwas ſagen wollen: obſchon dieſer Beweiß beynah hinlänglich iſt.

Wann wir ferner ſetzen, es wäre Gott geziemend geweſen, wenn Er, da Er dieſes feindſelige Weſen, den Satan kannte, die Beveſtigung des Menſchen beſchleunigte, damit er nicht mehr fallen könnte; und wir finden dann, daß Gott dieſes auf eine höchſt weiſe unergründliche kluge, und der menſchlichen Natur angemeſſene Art gethan, ſo müſſen wir ſagen, der Mann, der dieſes alles erzählet, dieſer Moſes hat uns die Wahrheit erzählt, wir müſſen ihm ohne Zweifel und ganz unumſchränkt glauben. Wir unterſuchen alſo die Geſchichte des erſten Menſchen wie ſie uns Moſes erzählt.

Dieſer älteſte Geſchichtſchreiber ſagt uns: Gott habe die Schöpfung vollendet, Himmel und Erde mit ihrem ganzen Heer, darauf habe Er auch Menſchen nach ſeinem Bilde gemacht, nemlich ein Paar, Mann und Weib. Er habe darauf die Fortpflanzung anbefohlen und dann von ſeinen Werken geruhet. Nun kommt Moſes zur beſondern Geſchichte der Menſchheit. Gott hatte auf dem Erdboden einen beſondern Platz vor den Menſchen beſtimmt, der alle Schönheiten der Natur, und alle Bedürfniſſe des Menſchenpaars enthielte; in dieſes Paradies wurden die beyden erſten Menſchen geſetzt.

Nun finden wir aber einen Umſtand, eine Geſchichte die als Thatſache nicht konnte errathen werden, die dennoch aber mit der Vernunft aufs genaueſte übereinkommt. Gott hat ſich an die erſten Menſchen perſönlich offenbaret und ihnen Lehren gegeben.

Dieſer Umſtand rechtfertiget Gott noch mehr. Der Menſch hätte ſeinen Fall alſo noch beſſer verhüten können, und er wird dadurch noch ſtrafbarer. Es heißt nemlich: Gott habe den erſten Menſchen geſagt: ihr habt da allerley Bäume um euch, deren Früchte ihr genieſſen könnt, um eure Bedürfniſſe davon zu nehmen, es iſt aber ein Baum darunter, den will ich euch ganz verbieten, ihr ſollt die Frucht davon weder eſſen noch anrühren, denn ſo bald ihrs thut, werdet ihr eure Unſterblichkeit verliehren, und mit der Zeit ganz aufhören zu ſeyn.

Laßt uns dieſes Verbot ein wenig näher beleuchten. Es wird mir manchmal weh ums Herz, und zuweilen auch lächerlich, wenn ich ſehe, wie unſere heutige Gottesgelehrten, mit dieſer Sache umgehen, ſie wenden und kehren es hundert tauſendmal um, es will ihnen auf keinerley Weiſe in den Kopf. Der eine denkt: es mögte wohl nur ſo ein freundſchaftlicher Rath Gottes an Adam und Eva geweſen ſeyn, um ſie vor der ſchädlichen Frucht zu warnen. Ey! Ey! warum lieſſe denn Gott dieſen einzigen Baum im Garten wachſen, wenn Er keine höhere Abſicht damit gehabt hätte: Er hätte ja wohl dieſe ſchädliche Frucht, wie auch alle andere ſchädliche heraus laſſen können, würde es auch wohl gethan haben, wenn ſie nicht das Mittel hätte ſeyn ſollen, mit der Beveſtigung des Menſchen zu eilen und ihn vor dem Fall zu ſichern. Andere hochweiſe Herren, machen Allegorie aus der ganzen Erzählung. Warum aber das? — Ach es reimt ſich zu ihrer Denkungsart gar nicht, denen iſt entweder eine Baumfrucht nicht tiefſinnig, nicht groß genug. u. ſ. w. Ich mag nicht alle Meynungen, über dieſen Punkt daher erzählen; wenn ich finde daß die Geſchichte der Vernunft ganz gemäß iſt, und daß die Sache nicht anders zugehen konnte, was hat man dann zu zweifeln, zu verdrehen? —

Der Menſch war mit vollkommener Freyheit geſchaffen. Der Wille war nichts unterworfen, als dem, was der Verſtand vor das Beſte erkannte. Wer die Grundlage der menſchlichen Natur kennt, der weiß auch, daß Gott kein vernünftiges Weſen ohne dieſe Freyheit ſchaffen konnte. Alſo: der Menſch handelte nach ſeinen Naturtrieben frey und doch Gott wohlgefällig.

Wäre nun kein Gott feindſeliges Weſen, kein Satan geweſen, ſo wäre auch dieſes Verbott nicht nöthig geweſen, denn der Menſch würde von Tag zu Tag mehr Erfahrung, und alſo auch mehr Vollkommenheit erlangt haben, mithin in kurzer Zeit beveſtiget worden ſeyn. Da aber nun ein Teufel war, der eben wohl auch mit Freyheit zu wollen und zu würken begabt war, Gott aber wohl wußte, daß dieſer Feind mit allem Fleiß den Menſchen zu ſtürzen ſuchen würde, aus Feindſeligkeit gegen den Schöpfer, und aus Selbſtliebe Eroberungen zu machen; ſo eilte Gott mit dem Probgeſetz, um den Menſchen zu beveſtigen; würde es der Menſch halten, ſo würde er gewahr werden, daß der Teufel ein Lügner, Betrüger und Feind Gottes ſey, wie wir bey der Verſuchung Chriſti in der Wüſten ſehen. Da war auch der erſte Anſatz des Verſuchens ſo ſcheinbar, daß Chriſtus gewis göttliche Weisheit nöthig hatte, um zu widerſtehen. Dieſe Verſuchung Chriſti war Genugthuung an die Gerechtigkeit Gottes, vor die Verſuchung unſerer erſten Eltern. (Hievon aber vielleicht weiter unten.) Wie ſich alſo der Böswicht an Chriſtum offenbarte, ſo würde ers auch an unſere erſte Eltern gethan haben, und alſo auf ewig überwunden geweſen ſeyn, wenn ſie nur ein wenig Stand gehalten hätten; und ſie wären auch dann auf ewig vor ihm ſicher geweſen.

Hier kann mir aber jemand einen wichtigen Einwurf machen, den ich gründlich widerlegen muß.

Nemlich: Wenn nun Gott dem Menſchen kein Probgeſetz gegeben, und ihn an ſich ſelbſt überlaſſen hätte, vielleicht hätte er dann dem Satan und ſeinen Verſuchungen beſſer widerſtehen können, und er hätte auch dann weniger Schuld auf ſich geladen, als durch einen offenbaren Ungehorſam gegen das Probgeſetz. Der Einwurf iſt natürlich.

Der Satan war älter als der Menſch, er kannte Gott und die Schöpfung, der Menſch aber hatte noch ſehr wenig Erfahrung, es war alſo ganz gewis, daß der Satan den Menſchen durch Scheingründe und falſch blendende Verheiſſungen ins Verderben geſtürzt hätte, oder Gott hätte immerfort den Menſchen bey jeder Verſuchung übernatürlich warnen müſſen, wo wäre aber dann ſeine Freyheit geblieben, und endlich, wäre der Menſch ohne Probgeſetz vom Teufel verführt worden, ſo wäre er ohne ſeine Schuld gefallen, ohne ſeine Schuld ins größte Verderben gerathen, und der Hauptgrund warum Gott das Probgeſetz gab, wäre vornemlich dieſer: damit Er, wenn der Menſch fallen würde, die Erlöſung deſſelben in Sicherheit ſetzen möchte. Denn: wenn der Menſch ohne Probgeſetz, blos durch Verſuchungen fiel, denen er von Natur nicht gewachſen war, ſo konnte der Menſch nicht aus ſeinem Verderben erlöſet werden, und ſo wurde die Beſtimmung des Menſchen der

Endzweck Gottes ganz und gar vereitelt; daß der Menſch in dem Fall von ſeinem Verderben nicht erlöſet werden konnte, iſt ganz gewiß; denn zur Erlöſung des frey geſchaffenen Menſchen wird erfordert, daß er ſeinen Grundverdorbenen Zuſtand erkenne, und ſich den Anſtalten Gottes zur Erlöſung unterwerfe, wo hätte das aber der Menſch thun können, wenn er ohne Schuld gefallen wäre, hätte er Gott nicht immer entgegen ſtellen müſſen, er wiſſe von keinem Ungehorſam, von keiner Grundverdorbenheit, juſt wie heut zu Tage die Freygeiſter ſagen und dieſe ſind eben ſo wohl keiner Erlöſung fähig, bis ſie den Fall des Menſchen, und ſeine Grundverdorbenheit anerkennen. Alſo:

Wenn Gott dem Menſchen kein Probgeſetz gegeben hätte, ſo wär ſeine Beveſtigung verzögert worden, und er der Gefahr vom Satan ohne ſeine Schuld überrumpelt zu werden, ausgeſetzt geweſen, mithin hätte er nicht können erlöſet werden, und der Endzweck Gottes wäre ganz vereitelt worden; im Fall aber daß der Menſch das Probgeſetz gehalten hätte, wäre er durch einen leichten Kampf der ihm gar möglich war, vor ſich und ſeine Nachkommen auf immer vor den Nachſtellungen des Feindes ſicher geweſen, denn dieſer Lügner wär offenbar worden, niemand würde ihn forthin geglaubt haben.

Wir bewundern alſo billig die unendliche Weisheit Gottes, in dieſer Sache. Ihme war es allein möglich, ein freygeſchaffenes Weſen zu ſichern, und die Anſchläge eines andern freyen Weſens zu vereiteln, ohne beyder Freyheit zu kränken, und das iſt immer bis dahin ſein Weg ſo geweſen, und wirds auch bleiben, und doch wird Er ſeinen Zweck erreichen; dazu gehöret aber freylich chriſtliche Weisheit. Dieſes wird aber bis zum Erſtaunen und Anbeten klar, wenn wir auch die Natur des Probgeſetzes unterſuchen. Gott wählte dazu ein ſo bequemes Mittel, welches, wenn der Menſch das Gebot übertrat, die Würkung auf ihn haben mußte, daß ſein Daſeyn nur auf eine kurze Zeit eingeſchränkt wurde; damit die Folgen des Falls nicht ins unendliche laufen möchten, und alſo abermal die Folgen der Erlöſung fruchtlos gemacht würden. Gott wählte dazu eine Baumfrucht, die das Gleichgewicht der körperlichen Kräfte ſtörte, wenn ſie genoſſen wurde; wodurch eine Schwächlichkeit in denſelben entſtunde, die Mutter des Todes auf tauſenderley Art werden mußte. Vielleicht war dieſe Frucht auch vermögend, die Reitzbarkeit aller ſinnlichen Empfindungsorgane zu erhöhen, wie einem Arzt gar wohl zu begreifen möglich iſt, aus welchem Grunde ſich denn auch die Herrſchaft der Sinnlichkeit über den Menſchen in vielen Stücken, phyſiſch erklären läßt. Auch die ſes war Gott noch nicht genug, daß er dem Menſchen blos die Frucht zu eſſen verbot, ſondern er fügte auch die Warnung dazu, daß, welches Tages er davon eſſen würde, der Tod in ihm zu würken anfangen würde.

Der Menſch war alſo nun auf der Probe. Er war überzeugt, daß der, der ihm das Verbott gegeben, Gott der Herr, ſein und aller Dinge Schöpfer war, daß dieſer Gott, der ihn gemacht, auch vor ſein Wohl ſorgte und ihn liebte. Er ſahe die Verbindlichkeit ſeines Gehorſams gegen dieſes Verbott ein, und er würde es ewig gehalten haben, wenn ihn nicht eine feindſelige Macht verführt hätte; er würde alle Tage mehr beveſtiget geworden ſeyn, und alſo immer weniger Gefahr zu fallen gehabt haben. Wo konnte der Menſch aus eigenen Naturtrieben dieſes Gebot übertretten? er wuſte von keiner ſinnlichen Luſt weiter, als ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen, und dazu hatte er tauſend andere Mittel. Er konnte dieſen einzigen Baum gar wohl miſſen, und da er vollends die Folgen wuſte, die aus dem Genuß der Frucht entſtunden, ſo mußte er dieſelbe verabſcheuen; Gott konnte er nicht mistrauen, denn er hatte noch keinen Begriff von Lügen und Falſchheit. Es war alſo wohl durch die Verſuchung einer andern feindſeligen Kraft möglich, daß der Menſch fiel, in ſeinen eigenen Naturkräften war es nicht gegründet.

Die erſte Eltern lebten alſo in dem Garten ohne

Sorge, ſie fürchteten keine Gefahr, ſie wußten auch von keiner; Eva wandelte allein umher, während der Zeit daß ihr Mann an einem andern Ort war; keins hatte Luſt von dem verbottenen Baum zu eſſen, denn ſie glaubten Gott. Indem kommt ein freundlich geſellig Thier zu der Eva, und fängt an mit ihr zu reden. Die gute unſchuldige Eva, die noch nicht ſo viele Erfahrung wie ihr Mann haben mochte, und alſo leichter zu überwinden war, mochte ſich wundern, daß es auch ein Thier gab, das vernünftig reden konnte. Vielleicht gewann ſie es lieb, und wünſchte deſſen Geſellſchaft zu genieſſen. Dieſes Thier, die Schlange, fängt mit der Eva eine Unterredung an. Ey! ſagt ſie, ſollte das wohl möglich ſeyn, daß euch Gott verbotten habe, von allerley Bäumen des Gartens zu eſſen, der ſonſten ſo gütige Schöpfer, ſollt euch der wohl eine oder andere Frucht nicht gönnen? die Eva antwortete: doch ja wir dürfen von allen Bäumen im Garten eſſen, da iſt aber einer mitten im Garten, davon dörfen wir nichts genieſſen. Gott hat es uns verbotten, damit wir nicht ſterben möchten.

Da liegt was anders unter verborgen, ſagt die Schlange, ihr werdet ja nicht ſterben, Gott weiß wohl, wer von der Frucht ißt, der bekommt Erkenntniß des Guten und Böſen, der wird Gott gleich, und das gönnt euch Gott nicht, darum hat ers euch verbotten.

In dieſer Verſuchung liegt eine tiefe Kenntniß der menſchlichen Natur verborgen, die der Verſucher hatte, der durch die Schlange redete. Er konnte keinen andern Weg einſchlagen, den Menſchen zu ſtürzen, als wenn er ihm Ehrgeitz, und Erkenntniß-Hunger einflößte; und dieſes konnte er am beſten bewerkſtelligen, wenn er dem Menſchen Mißtrauen gegen die Redlichkeit des Schöpfers beybrachte.

Nun ließen ſich die erſte Eltern verführen, ſie genoſſen die Frucht.

Wir wollen nun wieder die Folgen dieſes Schritts; den der erſte Menſch wagte, vernünftig betrachten.

Sobald der Menſch anfieng dem Verſucher Glauben beyzumeſſen, mußte er nach dieſer Frucht mehr gelüſten, als nach den andern Früchten. Der Wille wurde durch dieſe Luſt beſtimmt, er genoß die verbottene Frucht, dadurch wurde er dem göttlichen Gebot ungehorſam. Das Naturgeſetz fieng an in ſeinem Gewiſſen zu rügen. Die Empfindung des Göttlichen wurde ſchwächer, denn der Menſch hatte keine Vergnügen mehr in dieſer Empfindung, ihm war alles Göttliche fürchterlich; wie ein Kind, das ſeinen Vater beleidigt hat, alles ſcheut, was es an ſeinen Vater erinnert. Der Menſch ſuchte alſo Ruhe, würkte mit der Sinnlichkeit in die Schöpfung, er gelüſtete nun nach allem, weit über ſeine Bedürfniſſe. So lang die Seele ſich an dem Allgenugſamen ſättigte, war keine ſinnliche Luſt da, als nur die, welche die Bedürfniſſe befriedigte, nun aber fehlte der Seelen dieſe Sättigung. Das Andenken an Gott war ihr fürchterlich, ſie wandte daher ihren Hunger und Begierden in die Schöpfung. Da ſie aber ihrer Natur gemäß, ein unendlich Gut zu beſitzen, nöthig hat, ſo wühlet ſie ewig in der Schöpfung herum, ohne jemalen Ruhe zu finden.

Die Frucht würkte auch phyſiſch auf den Körper, und führte widrige Empfindungen in denſelben ein; die dem Menſchen zur Laſt waren, und ihn genugſam überzeugen konnten, daß Gott recht gehabt ihnen dieſen Genuß zu verbieten.

Nunmehro äußerte ſich am erſten der höhere Reitz der Sinnlichkeit. Die ſinnlichen Lüſte fiengen an zu ſteigen, nachdem das Gleichgewicht der Kräfte verlohren war. Beyde Menſchen ſahen ſich an, und ſiehe eine neue Luſt ſtiege in ihnen auf, die nicht zweckmäſig war. Dieſe Luſt erkannten beyde vor Unrecht, und unzuläſſig. Jedes kehrte ſich von dieſem Anblick weg, und bedeckten beyde den Gegenſtand, der dieſe Luſt, der ſie nicht widerſtehen konnten, erweckte; ſie ſchämten ſich, daß ſie nakkend waren.

Mir kommt nichts überzeugender, vor die Wahrheit der Moſaiſchen Geſchichtserzählung vom Fall Adams vor, als eben dieſes, dem ganzen menſchlichen Geſchlecht durchgehends eigen gewordene Gefühl der Schaam, bey Anblick der Geburtsglieder beyder Geſchlechter; es iſt warlich noch immer Zeugniß der Wahrheit des Falls Adams, und billig ſollte ſich der Zweifler davon überzeugen laſſen. Aber da hat der Teufel, der Feind aller Wahrheit, wiederum einen Fund. Ja, heißt es, das iſt ſo eine Erfindung der Cultur und der Sittlichkeit, giebts doch Menſchen, die ſich gar nicht ſchämen. Und wenns wilde Völker giebt, die gar keine Spur davon haben, ſo haben ſie dieſe natürliche Schaam durch die lange Gewohnheit verdrängt, und dieſe ſind doch ſehr ſelten. Ich möchte fragen: wann ehe haben doch die Menſchen dieſe Mode ſich zu ſchämen angefangen? Wann ehe ſind ſie doch allzuſammen in der ganzen Welt einig geworden ſich zu ſchämen? Seichte, thörichte Gründe! aber auch unergründliche Bosheit, alles zu läugnen und zu verdunkeln, was nur einigermaſſen die Wahrheit der wahren, göttlichen Anſtalten zur Erlöſung durch Jeſum Chriſtum unterſtützen kann. Was beweiſt wohl ſtärker die Wahrheit von Chriſto, als das Daſeyn der Juden unter uns; und die Art wie ſie unter uns ſind? Und doch zweifelt man! —

Dieſes iſt alſo der wahre Hergang des Falls des erſten Menſchen, nach der Vernunft und Offenbarung unterſucht, und ins Licht geſtellt. Ich will aber die Sätze noch einmal zuſammen ins kurze bringen, um noch beſſerer Ueberzeugung willen.

Die Beſtimmung des Menſchen iſt, daß der Menſch Gott aus allen ſeinen Kräften lieben, und mit ihm in ewiger Glückſeligkeit leben ſoll.

Alle Menſchen leben von Natur dieſer Beſtimmung zuwider, folglich ſind alle Menſchen Sünder.

Gott hat den Menſchen gut gemacht, denn wir finden, weder in der Einrichtung der Seelen noch des Leibes einigen Fehler, alle Fähigkeiten ſind da.

Der Urſprung der Sünde, liegt alſo darinn, daß die Fähigkeiten der Seelen nicht mit gleicher Stärke cultivirt werden, ſondern die Sinnlichkeit allein herrſcht.

Daß der Menſch nicht alle Fähigkeiten der Seelen im Gleichgewicht erhält, iſt ein Erbfehler. Das Kind kanns nicht, weilen ihm ſtärkere ſinnliche Reitze angebohren werden, als die Triebe des Naturgeſetzes ſind.

Der Menſch haßt Gott von Natur, denn er ſcheut alle Erinnerung an Gott, liebt ſich über alles; der Menſch iſt alſo von Natur der größte Sünder.

Die Verdorbenheit des Menſchen mußte einen Anfang haben. Dieſer Anfang mußte gleich nach ſeiner Schöpfung ſeyn, denn ein wenig mehr Erfahrung und Erkenntniß Gottes hätte ihn vor dem Fall geſichert.

Gott konnte keine vollkommenere Menſchen ſchaffen, als er würklich that: denn ein Weſen das ſich von ſich ſelbſten, und andern Dingen deutliche Begriffe und Vorſtellungen machen kann, iſt vollkommen, wären ſeine Fähigkeiten uneingeſchränkt, ſo wär es Gott; ein freyes denkendes Weſen iſt vollkommen.

Die Begriffe und Vorſtellungen ſind Würkungen der Seelenkräften. Gott konnte alſo keinen Menſchen ſchaffen, der ſchon Erkenntniſſe hatte, ſonſt hätte er Kräfte geſchaffen, die ſchon gewürkt hätten; welches ein Widerſpruch iſt.

Der Menſch hatte vollkommene Freyheit zu würken, der Wille war aber immer der Erkenntniß von dem beſten Gehorſam.

Der erſte Menſch erkannte gleich nach ſeiner Schöpfung, nach ſeinen eingeſchränkten Seelenkräften ſeinen Schöpfer, nach dem Maas ſeiner Kräfte; er erkannte alſo das Beſte, und der Wille wählte auch das Beſte.

Der Menſch hätte nicht fallen können, wenn keine fremde feindſelige Macht ihn verſucht hätte. Aus eigenen Naturtrieben konnte ers nicht.

Wenn der Menſch ohne Probgeſetz gefallen wäre, ſo wäre er ohne Schuld gefallen. Der freye Menſch hätte keinen Ungehorſam, keine Schuld erkennen können, er hätte alſo nicht können erlöſet werden.

Das Probgeſetz war ſo beſchaffen, daß ſeine Uebertretung den Tod nach ſich ziehen mußte, daß alſo die Sünde nicht unendlich zunahm, und abermal die Erlöſung fruchtlos machte.

Gott hatte den Menſchen ſo vollkommen geſchaffen, als möglich war, er hat ihn mit vollkommener Freyheit geſchaffen, doch ſo, daß alle Umſtände dahin eingerichtet waren, daß der Menſch das Beſte wählen mußte.

Gott wuſte die feindſelige Kraft, den Satan, weilen aber auch dieſer Freyheit zu würken hatte, Gott aber kein freyes Geſchöpf zwingen will, ſo machte Gott durch das Probgeſetz Gegenanſtalten, dadurch die Beveſtigung des Menſchen beſchleuniget werden muſte, indem der Satan als Urſächer des Böſen und Feind Gottes, wenn der Menſch die Verſuchung überwunden hätte, bekannt geworden wäre. Und ſollte der Menſch fallen, ſo wäre doch noch Rath übrig, ſeine Wiederherſtellung zu bewerkſtelligen.

Es iſt ein ewiges Geſetz in der göttlichen Regierung. Gott zwingt kein freyes vernünftiges Weſen, nach ſeinen Abſichten zu handeln, ſondern er regiert alles durch ſolche Anſtalten, die ihnen beſſere Einſichten zu geben, im Stande ſind; die ihren Willen lenken können, ihrer Beſtimmung gemäß zu leben.

Es folgt alſo jetzt ſchon unwiderſprechlich.

Gott iſt allein gerecht und alle Menſchen ſind Sünder.

Wenn aber in folgender Unterſuchung erhellen wird, daß Gott die vortreflichſte und höchſtweiſe Anſtalten gemacht hat, den Menſchen aus ſeinem Verderben zu retten; ſo muß ſich der Menſch vor Schaam verkriechen, daß er dieſen Anſtalten nicht gemäß gelebt, und ſich noch wohl gar gegen dieſen guten Gott rechtfertigen will. Wer aus Leichtſinn zweifelt, iſt dem Satan nahe in ſeinem Verderben.

Es war noch etwas zu unterſuchen übrig, das hieher gehört, nemlich das Daſeyn eines böſen, Gott und Menſchen feindſeligen Weſens, des **Teufels**. Eine Parthey von den heutigen —iſten, die Herren **Adiaboliſten**, thun dem Satan ſehr viel Ehre an, ſie allein wollen Urſach an allem Unglück und Uebel in der Welt ſeyn. Das mag ja leicht, iſt doch ſo viel Uebels nicht drinn, ſind Schwachheiten, menſchliche Schranken, wir können die Teufel gar wohl entbehren, laßt uns ihn aus dem Weltſyſtem herausſchmeißen. Wohlan denn! — Ich fürchte aber, er hat eine andere Larve angezogen, die Menſchen ſind nun klüger und feiner, laſſen ſich mit Bocksfüſſen und Geißhörnern nicht mehr ſchrecken, er kommt nun in der Geſtalt eines philoſophiſchen Genie's. Doch ich mag nichts mehr ſagen.

Wenn der Menſch rein und heilig geſchaffen war, ſo konnten ihn ſeine eigene Kräfte nicht zu Fall bringen.

Der Menſch iſt aber dennoch gefallen. Folglich:

War der Menſch entweder nicht rein oder heilig geſchaffen, oder derſelbe iſt durch fremde Kräfte zu Fall gebracht worden.

Daß der Menſch rein und heilig geſchaffen worden, bezeugt die Vollkommenheit Gottes. Der

Menſch iſt alſo durch eine fremde Macht zu Fall gebracht worden.

Wer noch nicht begreifen kann, daß der Menſch aus eigenen Kräften nicht fallen konnte, der hat die Vollkommenheit Gottes noch nicht reiflich durchgedacht. Und wozu war doch wohl ein Probgeſetz nöthig, wenn Gott den Menſchen nicht von einem Verführer, er möchte nun fallen oder nicht fallen in Sicherheit hätte ſetzen wollen? Wenn kein Verführer geweſen wäre, ſo wäre ja das Probgeſetz ganz und gar unnöthig geweſen; wie oben ſchon unterſucht worden.

Es iſt alſo höchſt glaubwürdig, daß ein ſehr liſtiges, kluges, freywirkendes, aber Gott ſehr feindſeliges Weſen ſeyn müſſe, welches immer darauf ausgehet, die Abſichten Gottes mit den Menſchen zu vereiteln.

Die ganze ehrwürdige Offenbarung behauptet dieſen Satz von Anfang bis zu Ende. Wollen wir derſelben nicht glauben, ſo iſt zwar wenig Rath mehr übrig, doch will ich zum Ueberfluß noch einen wichtigen Erfahrungsſchluß machen.

Ein Menſch kann ſo verderben ſeyn, das Naturgeſetz kann durch Verſäumniß, und durch den blinden Gehorſam gegen die Sinnlichkeit und ihre Reitze ſo verlöſchen, daß er kein Uebel ſcheut ſeine Abſichten zu erreichen, er kann eine Abſicht zu erlangen, die größte Sünde thun. Aber das iſt in der menſchlichen Natur und durch dieſelbe unmöglich, daß ein

Menſch ſollte können, einen andern Menſchen ganz ohne Abſicht, blos aus Beluſtigung martern und tödten, oder auch ſonſten groſſen Schaden thun, ohne denſelben zu haſſen, ohne daß ihm jemals Unrecht von demſelben zugefügt worden. Sobald ein Menſch den andern leiden ſieht, den er nicht haßt, wenn er ihn auch gar nicht liebt, ſondern ihm gleichgültig iſt, ſo treibt ihn das Geſetz der Natur zum Mitleid. Nun iſt es zwar der höchſte Grad der Auslöſchung des Naturgeſetzes, wenn ein Menſch das gröſte Leiden ſeines Mitmenſchen nicht fühlt; weiter aber kann die menſchliche Natur aus eigenen Kräften nicht gehen.

Wenn wir aber in der Geſchichte der Menſchheit finden, daß greuliche Böswichter und Uebelthäter, aus purer ſataniſcher Luſt ganz ohne Abſicht unſchuldige Kinder und Perſonen grauſam gemartert und getödet haben; ja wenn wir täglich finden, daß Menſchen blos aus Muthwillen, ohne Nutzen davon zu haben, ihren Nächſten quälen; ſo muß dem zu folge, was oben geſagt worden, eine böſere, als die menſchliche Natur auf ſie würken, und letztere zu würken antreiben.

Und endlich iſt ja kein Widerſpruch in der ganzen Sache. Iſt es unmöglich, daß mächtige Weſen, die uns nicht in die Sinnen fallen, ſeyn können?

Sollte es ferner nicht möglich ſeyn, daß ein geiſtiges Weſen, ſich mit einer oder der andern Seelenkraft vereinigte, und ihre Würkung auf die Organe erhöhte?

Dieſes iſt aus der Vernunft höchſt glaubwürdig, und aus der Offenbahrung ganz gewiß.

Dieſe Unterſuchung iſt alſo nun zu Ende. Die Wahrheiten, die ich darinnen erörtert habe, kommen mit der heil. Schrift, den ſymboliſchen Büchern, und den Lehrbegriffen aller rechtſinnigen Chriſten ganz genau überein. Nemlich:

Daß alle Menſchen von Natur die gröſte Sünder werden müſſen. Daß die Urſach davon die Erbſünde ſey.

Daß alſo die Menſchen von Natur geneigt ſind, Gott und den Nächſten zu haſſen, ſich ſelbſten aber über alles zu lieben.

Daß der Fall des Menſchen, durch vorſetzliche Bosheit des Satans, und ſtrafbare Schwachheit und Mistrauen des Menſchen gegen Gott entſtanden ſey.

Daß der Menſch wiederum einer Erlöſung fähig ſey.

Daß Gott an dem Fall des Menſchen ganz und gar unſchuldig ſey.

Die dritte Unterſuchung:

Von den Anſtalten Gottes zur Erlöſung des Menſchen.

Wenn Gott vernünftige Creaturen ſchuf, freye und denkende Geſchöpfe, die Gott ſo ſehr kannten, als es ihre Schranken erlaubten; dem ohngeachtet aber durch eine uns unerforſchliche Urſache von Ihm abfielen, um ſich unabhängig zu machen; wenn ein Teufel entſtehen konnte: ſo war dieſer Teufel, durch alle Anſtalten Gottes, die wir kennen, keiner Verbeſſerung fähig. Ich ſtelle nur dieſen Gegenſatz, um folgendes in helleres Licht zu ſetzen, wir wiſſen ſonſten von dem Satan nichts weiter, als daß er ein mächtiges Weſen iſt, das Gott und die Menſchen über alles haßt. Wir können von Gott überzeugt ſeyn, daß ihm kein Unrecht geſchehen iſt.

Wenn Gott aber Weſen ſchuf, eben ſolche freye denkende Weſen, die zu der Zeit, da ſie noch eine ſchwache Erkenntniß von Gott hatten, durch hinterliſtige Verſuchung verführet wurden, Gott ungehorſam zu werden, ſich ſelbſten die Ehre zu geben, und zu lieben; wenn dieſer Fall ſo beſchaffen war, daß der freye denkende Menſch denſelben erkennen und bereuen konnte, ſo waren dieſe Weſen, die Menſchen, der Erlöſung und Wiederherſtellung fähig.

Nun haben wir aber oben geſehen, daß der Fall

Adams ſo beſchaffen war. Folglich iſt der Menſch der Erlöſung fähig. Und iſt dieſes, ſo muß ſie auch Gott nach ſeiner vollkommenen Liebe, Weisheit und Gerechtigkeit veranſtalten: denn der höchſt vollkommene Gott kann ſeinen Endzweck nicht verfehlen. Er würde ihn aber verfehlt haben; wenn Er die Menſchen hätte im Verderben liegen laſſen.

Um nun in dieſer unendlichen wichtigen Sache, unſere Begriffe deutlich zu machen, ſo müſſen wir die zwo Eigenſchaften Gottes, die inſonderheit die genaueſte Beziehung auf den Menſchen haben, genauer einſehen lernen, nemlich: Seine Liebe, und dann auch Seine Heiligkeit. Wir ſind gewohnt, zu menſchlich von Gott zu denken, und wir überreden uns ſo leicht, Er müſſe alles lieben, was Er geſchaffen habe. Man merke folgendes:

Gott iſt ganz vollkommen, es kann keine ſeiner Eigenſchaften weder ab- noch zunehmen, denn alle ſind unendlich, und alles auf einmal, was ſie ſeyn und werden können; daher iſt auch keine Folge der Zeit; kein Heut, kein Geſtern, kein Morgen bey Ihm, ſondern alles auf einmal unendlich und ohne Schranken. Folglich iſt ſeine Liebe auch ſo beſchaffen; ſie iſt uneingeſchränkt, und eben ſo ſeine Heiligkeit. Man merke wohl! ich rede jetzt von Gott, wie Er in ſich betrachtet, ohne Anſtalten zur Erlöſung betrachtet werden muß. Daher muß Gott alle ſeine Werke, die vollkommen ſind, wie Er ſie gemacht hat, auch mit unendlicher Liebe lieben. Er muß ſie ohne Schranken lieben, und dieſes iſt ſeiner vernünftigen Geſchöpfe, unendliche und unbegreifliche Seligkeit. Von einem unendlich vollkommenen Weſen geliebt zu werden, muß unendliche Seligkeit ſeyn.

Aber eben ſo unendlich und uneingeſchränkt iſt auch die Heiligkeit Gottes. Weilen Er vollkommen rein oder heilig iſt, ſo kann Er dem zufolge nichts dulten, welches aus der Vollkommenheit fällt, die Er ihm angeſchaffen hat, und alſo ſeinem Endzweck nicht mehr entſprechen kann. Er muß dieſes Geſchöpf in dem Augenblick ſeines Falls verdammen. Seine Gerechtigkeit fordert uneingeſchränkt, die Wiedererſtattung des Verluſtes. Sie fordert, das Geſchöpf ſoll ſeiner Beſtimmung gemäß leben, das Geſchöpf kann in Ewigkeit dieſes nicht leiſten, weilen es den Standpunkt verlohren hat, in dem es daſſelbe hätte leiſten können, und aus eigenen Kräften iſt es ihm auch unmöglich denſelben wiederum zu erreichen.

Wir wollen, um dieſen Satz ganz einleuchtend zu machen, das Exempel des erſten Menſchen vor uns nehmen.

So lang Adam war, wie ihn Gott geſchaffen hatte, ſo liebte ihn Gott mit ſeiner göttlichen unumſchränkten Liebe; ſo bald aber der Menſch fiel, und nunmehro gerad ſeiner Beſtimmung entgegen lebte, ſo konnte ihn Gott nicht mehr lieben, denn Er liebt nur das Vollkommene; ſondern ſeine Gerechtigkeit und Heiligkeit forderte die vollkommene Leiſtung des

Naturgeſetzes zur Beſtimmung des Menſchen; dieſes war aber unmöglich, denn die Kraft daſſelbe zu halten, war mit dem Gleichgewicht der Kräfte verlohren. Daher hätte Adam ohne die Erlöſung nimmermehr zu Gnaden kommen können. Gott hätte dem Menſchen den Beſitz alles deſſen, was Er ihm gegeben hatte, entziehen, und ihn an ſich ſelbſt überlaſſen müſſen, wo er mit unendlichem Seelenhunger, ohne das mindeſte zur Sättigung zu haben, nebſt den quälenden Forderungen der göttlichen Gerechtigkeit die Ewigkeit hätte durchleben, und alſo verdammt ſeyn müſſen. Denn ſo bald Gott dem Adam ſeinen Fall verziehen, und ihn wieder zu Gnaden angenommen hätte, ſo bald hätte Gott ein Unrecht vergeben, und alſo ſeine Gerechtigkeit eingeſchränkt, welches in der göttlichen Natur eben ſo viel als ein offenbarer Widerſpruch iſt. Und durch dieſe Verzeihung würde dennoch Adam nicht gerettet worden ſeyn, ſeine Natur wurde dadurch nicht geändert.

Gott iſt das reinſte, vollkommenſte, uneingeſchränkteſte Weſen, deſſen Eigenſchaften alle miteinander ganz unendlich ſind, ſeine Würkungen geſchehen alle in einem Augenblick, ſo bald er gebeut, ſo ſtehets da; Er kann unmöglich die allermindeſte Unvollkommenheit ertragen. Er ſondert ſie von ſich ab, und kann keine Gemeinſchaft damit haben. Er kann einen Menſchen ſeiner Natur nach (man merke wohl, ich rede von Gott, ohne Rückſicht auf die Erlöſung zu haben) ohnmöglich lieben und dulten, ſo lang noch die geringſte Unvollkommenheit an ihm iſt. Auch die Himmel ſind nicht rein vor Ihm. Er fordert, daß der Menſch vollkommen ſey, wie Er ihn erſchaffen hat. Alles dieſes flieſt ſo natürlich aus den Eigenſchaften Gottes, daß bey dem vernünftigen unpartheyiſchen Denker gar kein Zweifel dagegen entſtehen kann.

Es iſt deswegen ſehr wunderlich, und unbegreiflich, wie die Deiſten ihre Begriffe von Gott und den Menſchen vereinigen können. Sie glauben, Gott habe (ohne Rückſicht auf die Verſöhnung) Gedult mit den Menſchen. Er werde ſeine Werke, die ihrer Natur nach handeln, nicht ſtrafen, gleich als wenn Gott einem grundverdorbenen Stäubgen zu gefallen, unheilig werden, und ſeine Natur verläugnen müßte: und dieſes iſt doch abſolut nöthig, ſo bald Er ohne Genugthuung Sünden vergeben will.

Wir haben nun zween Gegenſtände vor uns, den unendlichen, heiligen, gerechten, und unveränderlichen Gott, deſſen Wille immer das Beſte wählt, und ganz unveränderlich iſt; der nicht die mindeſte Unvollkommenheit, nicht den geringſten Ungehorſam dulten kann, ſondern immerzu, das aufrichtige gerade Recht fordert; und wiederum, deſſen Liebe das vollkommene getreue und gehorſame Geſchöpf, mit unendlicher Glückſeligkeit ganz erfüllet.

Und auf der andern Seiten ſteht der neue und vollkommen erſchaffene, ſo weit als es nur möglich war, vollkommene Menſch, der Adam, verführt, abgefallen, ſich ſelbſt liebend, Gott ſcheuend, abgeriſſen von Gott, voll Hunger nach ſinnlichen Dingen, voller Lüſte, er liebte Gott nicht mehr, wünſchte ſelber Herr der Schöpfung zu ſeyn, mithin ein Geſchöpf, das nach den Rechten der Gerechtigkeit Gottes werth war, ewig verſtoſſen und verworffen zu werden, ausgenommen er war verführt worden, und kannte Gott noch nicht genug. Daher hatte Gott einen Rathſchluß abgefaßt, wodurch ſeine Gerechtigkeit ungekränkt bliebe, und doch der Menſch errettet werden konnte. Wenigſtens wir ſehen aus der Erfahrung, die Erde ſteht noch, der Menſch bewohnt ſie. Es ſind hier und da einzelne Gott liebende Menſchen, an welchen man ſehen kann, daß etwas muß vorgegangen ſeyn, wodurch die Folgen des adamitiſchen Falls einigermaßen eingeſchränkt worden, es muß ein Mittel erfunden worden ſeyn, wodurch der Menſch geſchickt gemacht werden kann, wiederum ſeine Beſtimmung zu erreichen. Und überhaupt, wäre keine Verſöhnung des Menſchen mit Gott vorgegangen, ſo könnte ſeiner Gerechtigkeit zufolge die Erde mit ihren Menſchen nicht mehr ſeyn was ſie iſt.

Und dieſes Mittel zur Wiederherſtellung des Menſchen! Laßt uns unterſuchen, was dazu erfordert wird.

Gott mußte einen Menſchen haben an Adams Stelle, welcher Ihm ein Menſchen-Geſchlecht ſammlete, das ſeinem Endzweck gemäs, Ihn liebte und durch dieſe Liebe vollkommen glückſelig gemacht werden konnte.

Und Adam mußte vor ſich und ſeine Nachkommen einen Gott haben, der ihn ſelig machen, oder: der durch eine eingeſchränkte Kraft fähig war, von Grad zu Grad auf ihn zu würken; der Mitleiden mit ihm haben, ihm ſeine Sünden vergeben, und ihn nach dem Maaß ſeiner Treue glückſelig machen, den Ueberreſt von Unvollkommenheit aber vergeſſen und verzeihen konnte, das iſt: dieſer Gott mußte ein Menſch ſeyn. Oder in der Sprache der Symbolen zu reden. Der Erlöſer mußte Gott und Menſch in einer Perſon ſeyn.

Die Gerechtigkeit Gottes forderte an Adam folgende Stücke:

Er mußte das Probgeſetz halten.

Er mußte den Verſuchungen des Verführers widerſtehen. Folglich: die Gerechtigkeit Gottes forderte vom Erlöſer.

Er mußte alles, was Adam durch ſeinen Fall verdorben hatte, wieder herſtellen, das iſt:

Er mußte das verlohrne Naturgeſetz wieder den Menſchen bekannt machen.

Er mußte ihnen die verlohrne Kraft, dieſes Geſetz zu halten, und der Sinnlichkeit zu widerſtehen, wieder herſtellen.

Er mußte dem Tod, der durch die Uebertrettung des Probgeſetzes über alle Menſchen herrſchte, wiederum überwinden, und ewiges Leben denen Menſchen wieder erwerben.

Er mußte die Verſuchungen des Satans überwinden, ihn dadurch offenbar machen, und die Menſchen ſeiner Herrſchaft entziehen.

Wenn der Erlöſer dieſes alles vollkommen geleiſtet hatte, ſo war die Gottheit verſöhnt, und der Menſch kann nun wieder ſeiner Beſtimmung gemäß leben, alſo dem Endzweck Gottes durch den Erlöſer entſprechen, ſo bald er ſein Verderben erkannte, oder ſich gänzlich an den Erlöſer ergab, und ihn vor ſeinen Herren und Gott erkannte, und ſich als Eigenthum übergabe.

Wenn der Erlöſer dieſes alles ſollte leiſten können: ſo mußte Er ein wahrer Menſch von Adams Geblüt und Saamen ſeyn, ſonſt hätte ja ſein Verdienſt dem Adam nicht zu gut kommen können.

Er mußte von der Erbſünde frey ſeyn, ſonſt wäre Er wie alle Adamskinder ein Sünder geworden, und hätte alſo vor ſich ſelbſt gnug zu thun gehabt, ohne doch der Gerechtigkeit Gottes Genüge leiſten zu können.

Aus dieſer Beſchaffenheit des Erlöſers folget auch ſchon:

Daß Er das vollkommene Naturgeſetz belebt und alſo auch erkannt habe. Daher Er es auch ſchon den Menſchen offenbaren konnte.

Er mußte als Menſch alle Verſuchungen des Satans überwinden.

Er mußte ganz unſchuldig als ein Miſſethäter ſterben, weilen Adam ganz unſchuldiger Weiſe, als Beleidiger der göttlichen Majeſtät, den Tod über ſein ganzes Geſchlecht gebracht hatte.

Er mußte aber auch ſelber den Tod überwinden, und ſich ſelbſten wiederum ein ewiges Leben verſchaffen, auch ſich in den Stand ſetzen alle diejenigen von Adams Geſchlecht, die Er erlöſet hatte, mit ewigem Leben zu begaben, und ihnen die Seligkeit je nach dem Maaß ihrer Treue mitzutheilen die Er ſich erworben hatte.

Wenn meine Leſer dieſen Plan der Erlöſung reiflich überdenken, ſo wird ein jeder rechtſchaffener Menſch einſehen wie Gottgeziemend derſelbe ſey.

Was wurde aber nun vor eine Perſon dazu erfodert, um dieſen Plan auszuführen? Dieſe Perſon mußte ein wahrer Menſch von Adams Geſchlecht und Saamen ſeyn, das verſteht ſich von ſelbſten. Aber laßt uns nun den allervollkommenſten Menſchen uns denken, ohne alle Folgen des Falls; konnte derſelbe mehr thun als er ſeinem Gott und Schöpfer ſchuldig war? Alle ſeine Leibes- und Seelenkräfte waren ohnehin auf ewig Gott eigen, und alles was er aus Antrieb des Naturgeſetzes thun konnte, war wohl im Stand ſeine eigene Herrlichkeit und Seligkeit auf den höchſten Gipfel zu erhöhen; aber es konnte keinen Einfluß auf andere Menſchen haben.

Und eben dieſes iſt von einem jeden anderen Geſchöpf wahr, ſo lang wir uns eine erſchaffene eingeſchränkte Creatur denken, ſo lang iſt dieſelbe mit allen ihren Kräften und Würkungen Gottes Eigenthum, und kann ihn unmöglich mit andern Geſchöpfen ausſöhnen; denn dieſes höhere Geſchöpf als ein Menſch iſt alsdann kein Menſch mehr. Dieſes höhere Geſchöpf konnte auch aus eigener Kraft den Tod nicht überwinden, denn es iſt nicht Herr der Schöpfung, ſondern das iſt Gott allein. Hat ihm aber Gott die Macht gegeben, ſo thut es Gott ohnehin ſelber, und er braucht keines Geſchöpfes dazu. Mit einem Wort, es läßt ſich ohne vieles Nachdenken leicht einſehen: wenn der Erlöſer von Adams Geſchlecht ohne Erbſünde ſollte gebohren werden, ſo mußte Er wahrer Gott ſeyn, der ſich einen Leib in einer weiblichen Perſon ohne den ordentlichen Weg zu gehen aus der Natur dieſer Perſon bilden konnte.

Wenn der Erlöſer ſelber ſtreben mußte, ſo konnte Er ſich nicht ſelber das Leben wieder geben, oder Er mußte wahrer Gott ſeyn.

Und endlich iſt unwiderſprechlich gewis: wenn der Erlöſer der Gott des menſchlichen Geſchlechts ſeyn ſollte, ſo mußte er ja wahrer Gott ſeyn. Gott kann vermög ſeiner Gerechtigkeit ohnmöglich ſeine göttliche Herrſchaft einem Geſchöpf übertragen.

Und endlich wenn der Erlöſer dem Menſchen die verlohrne Kraft das Naturgeſetz zu halten, wieder erwerben ſollte, ſo mußte dieſe Kraft ja allgegenwärtig und allenthalben würkſam ſeyn können. Nun iſt aber keine Kraft allgegenwärtig und allenthalben würkſam als der Geiſt Gottes, und dieſen kann niemand geben als Gott ſelber. Hat Ihn nun der Erlöſer vor uns erworben, giebt Er uns denſelben, ſo muß Er ja wahrer Gott ſeyn!!!

Noch mehr! Wenn Gott ſelber eine menſchliche Seele mit ſich vereinigte, ohnzertrennlich mit ſich vereinigte, die Kräfte dieſer Seele als Werkzeuge brauchte, wodurch Er das menſchliche Geſchlecht regierte; wenn dieſe Gott-Seele einen menſchlichen Leib annahm, ſo mußte dieſer Menſch werden, und leiſten, alles das, was wir oben als nothwendige weſentliche Eigenſchaften des Erlöſers eingeſehen haben. Dieſe göttliche Erfindung war allein vermögend, das groſſe Räthſel zu enthüllen, woran alle vernünftige Geſchöpfe eine ganze Ewigkeit würden zu rathen gehabt haben.

Dieſer anbetungswürdige Erlöſer beſitzt nun alle Eigenſchaften, die nöthig ſind, den Fall Adams ſo wohl wieder gut zu machen, als auch die unendliche göttliche Gerechtigkeit zu befriedigen.

Mir ſchwindelt: ich konnte meinen Weg nicht weiter fortſetzen; ich hab ihn durch ein Sehrohr verfolgt, ſo weit ich konnte. Mir iſt es gnug gezeigt zu haben, daß die bibliſche Begriffe von Gott dem Sohn unſerm Erlöſer nichts vernunftwidriges enthalten, ſondern ſo weit es unſre Schranken erlauben, können wir wohl einſehen, daß alles mit dem geſunden Menſchenverſtand wohl übereinſtimme, und daß alle andere Meynungen vom Erlöſer, tauſend Schwierigkeiten erzeugen, die unüberwindlich ſind.

Die Weiſſagungen der alten jüdiſchen Propheten, die Erzählungen der Evangeliſten von Jeſu Chriſto, die Bezeugungen, die dieſer Erlöſer von ſich ſelbſten und ſeinem Vater that, ſein Leben, ſeine Wunder, ſein Marterlod, ſeine Auferſtehung, die Sendung ſeines Geiſtes, als die Ergänzung der verlohrnen Kraft des Gewiſſens, oder des verlohrnen Ebenbildes Gottes, und die Ausbreitung ſeiner Herrſchaft unter den Menſchen, ſeine Weiſſagungen vom Untergang der Juden, und die noch vor Augen ſtehende Erfüllung deſſelben, ſollten alle dieſe Zeugniſſe nicht überführend auf uns würken?

Dem allem ungeachtet, findet man heut zu Tage durchgehends eine allgemeine Erkaltung gegen die Wahrheit, man dichtet ſich nach ſeinen ſinnlichen Begriffen einen Gott dahin, dem wir ſo recht wohl gefallen, mit allen unſern ſinnlichen Lüſten. Sind wir noch übrig nach dem Tod, welches wir doch nicht wiſſen können, ſo wird aus der Raupe wohl ein Schmetterling werden u. ſ. w. Ey Menſchen! wer garantirt euch doch ſolche Grillen, wer wird euch doch gut davor, daß alles unwahr iſt, was das Volk der Juden von Anbeginn geglaubt, und gehofft, und was die rechtſinnige Gemeinde Jeſu Chriſti bis dahin mit Lehr und Leben, ja mit dem grauſamſten Martertod oftmalen verſiegelt hat? Einem rechtſchaffenen Manne, der von allen dieſen Wahrheiten gründlich überführt iſt, blutet oft das Herz, wenn er ſonſten gutartige Menſchen auf dieſem Irrwege herum ſtraucheln ſiehet, man möchte Blut weinen, wenn ſo gefährliche Zweifelſchilten, oder auch ironiſche Nothankers erſcheinen, die gleich einem ſüßen Gift ungegründeten Gemüthern, bis in Mark und Bein hineinkriechen, und den Zweifler und Freygeiſt vollenden. Wenn ſolche Leute, die da glauben ihrer Meynung recht gewiß zu ſeyn, dereinſten einen Richter erblicken werden, in den ſie ſo oft frevelhafter Weiſe geſtochen haben, wenn von dieſem Richter ihre ewige Glückſeligkeit abhängt; werden ſie da nicht grauſam erſchrecken; und unter einander mit Reue reden, und vor Angſt des Geiſtes ſeufzen: Das iſt der und der, den wir vor einen Spott hielten, und über welchen wir in ironiſcher Laune dieſes oder jenes Piesgen drucken ließen; wir Narren hielten ſein Leben vor unſinnig, und ſein Ende vor eine Schande, wie iſt er nun gezählet unter die Kinder Gottes, und ſein Erbe iſt unter den Heiligen? Darum ſo haben wir des rechten Weges gefehlet, und das Licht der Gerechtigkeit hat uns nicht geſchienen. u. ſ. w. B. d. Weish. 5.

Wo ſind denn nun die Ungereimtheiten der proteſtantiſchen Symbolen, die man reformiren will? Iſt das alles nicht reiner Lehrbegriff der Proteſtanten, und wo iſt ein ſo böſer Prediger, der nicht wenigſtens dieſe buchſtäbliche Wahrheiten fortpredigt, und die Kinder darinnen unterrichtet? O ihr arme Religionsverbeſſerer! führt anſtatt ausgekünſtelte Lehrbegriffe zu ſchmieden und zu erfinden, eure Untergebene zur Erkenntniß ihres natürlichen Elendes an, führt ſie zum Glauben an Chriſtum, und zum Gehorſam an ſeine ſelig- und heiligmachende Gnade.

Da ſitzen die Hochgelehrte Herrn Profeſſoren und Doctoren der heiligen Schrift, auf ihren Lehrſtühlen, lehren die Lehrſätze Chriſti und ſeiner Apoſtel, ſtellen aber die Sätze der Socinianer und anderer Freygeiſter und Deiſten, ſo ſcheinbar vor, daß der arme Student doch weder links noch rechts weiß, und als Zweifler Candidat und vollends Prediger wird. Da wird die Kirche Chriſti binnen zwanzig bis dreyſig Jahren erbärmlich ausſehen, wenn der Herr nicht andere Mittel dagegen veranſtalten wird.

Andere machen Werke vom rezenſiren, und das ſind nun endlich die Richter alles deſſen was ſchön und gut iſt. Manches ſchönes Buch wird aus Kabale, perſönlichen Abſichten und dergleichen ſchief rezenſirt, und der gemeine Mann dadurch abgehalten es zu leſen. Doch ich mag nicht weiter die Stimme des allgemeinen Elends ſeyn, ich kehre wieder zu meinem Zweck zurück.

Der Begriff von der Dreyeinigkeit iſt allen Unglaubigen ein Stein des Anſtoſſens, ſie werfen uns vor, er ſey vernunftwidrig und ungereimt. Ein rechtſchaffener Chriſt denkt ſo:

Dasjenige Weſen, das alles erſchaffen hat und erhält, iſt

Gott.

Derjenige, der den gefallenen Menſchen erlöſen ſollte, iſt wahrer Menſch und wahrer

Gott.

Dasjenige Weſen, das die Erkenntniß der Wahrheit in dem gefallenen Menſchen hervorbringen, und ſeine Seelenkräfte zur Haltung des Naturgeſetzes, zur Heiligung erhöhen, oder die Heiligung des Menſchen bewürken ſoll, iſt

Gott.

Vater, Sohn und heiliger Geiſt, und dieſe drey ſind eins.

Iſt dieſer Begriff ungereimt? — hat aber einer oder der andere weſentliche Erfahrungen, die ihm die Sache klärer vorſtellen, der halte ſie geheim, weil er ſie nicht vernünftig beweiſen kann.

Hier wäre wohl der Ort von der Gnadenwahl und dem freyen Willen zu reden, aber ich mag dieſe Zankäpfel nicht berühren. Werde ich der erſten zu nahe kommen, ſo habe ich ſectiriſche Reformirten am Hals, würde ich aber den zweyten widerlegen, ſo kommen die ſectiriſche Lutheraner hinter mich. Werden die Umſtände ſo zunehmen, wie es die Aſpecten vorbedeuten, ſo ſind wir bald keine Chriſten mehr, und dann werden wir freylich auch keinen Streit mehr um dieſe beyde Stücke haben. Wenn doch alle Religionsverbeſſerer, und Lehrer der proteſtantiſchen Kirchen blos das Weſentliche des Chriſtenthums übten und lehrten, wie bald würden wir uns einig ſeyn. Wahre Chriſten bekümmern ſich um dergleichen Nebenſachen gar nicht. Und endlich wer dieſe Abhandlung von Anfang bis zu Ende aufmerkſam leſen wird, der wird finden, daß es eben ſo wenig Menſchenwerk ſey, ſich ſelber zu erlöſen, als es Menſchenwerk war, das ganze menſchliche Geſchlecht zu erlöſen, bey aller Freyheit des Willens, die der Menſch haben ſoll und würklich hat. Und daß ohngeachtet aller Begriffe von der Gnadenwahl, ein jeder Menſch ſich des Todes und der Verdammniß wird ſchuldig geben müſſen, wann Chriſtus dermaleins alles Verborgene des Herzens ans Tageslicht bringen wird.

Um mehrerer Deutlichkeit willen, laßt uns die Begriffe vom Rothſchluß Gottes ins Kurze zuſammenziehen.

Gott wollte eine Welt ſchaffen, und in dieſelbige Menſchen ſetzen, das iſt: ſolche Weſen, die Gott ähnlich ſeyn ſollten, aber doch die in Schranken eingeſtellt werden muſten, ſonſten hätte Gott Weſen wie er ſelbſt iſt ſchaffen müſſen.

Dieſe Menſchen ſollten mit Fähigkeiten begabt ſeyn, wodurch ſie Gott aus ſeinen Werken konnten kennen lernen. Dieſe Erkenntniß ſollte mit dem unendlichen Leben des Menſchen immer wachſen, ſeine Schranken alſo immer weiter werden, und eben dieſe Erkenntniß ſollte zur Verherrlichung Gottes, und zu des Menſchen höchſten Glückſeligkeit gereichen.

Weilen der Menſch mit bloßen Fähigkeiten, und nicht mit Erkenntniſſen erſchaffen werden konnte, und überdem ein anderes feindſeliges Weſen war, das ebenwohl freye Macht zu würken bey ſeiner Schöpfung empfangen hatte, und das Gott nach dem Plan ſeiner Regierung nicht hindern wollte, ſo mußte Gott gleich nach der Schöpfung des Menſchen demſelben ein Probgeſetz ſtellen, wodurch der Menſch, wenn er es übertretten würde, zur Erkenntniß ſeines Falls und Ungehorſams kommen, mithin Erlöſungs fähig gemacht werden könnte.

Wenn der Menſch fallen würde, ſo ſtund es in des Menſchen Kräften nicht mehr, das Verlohrne wieder zu erſetzen, zu einem vollkommenen Gehorſam war er nicht mehr fähig, dazu hatte er die Kraft verlohren, und wenn er ſie gehabt hätte, ſo hatte er ſie von Gott, und war ſie demſelben auch ohne zu fallen ganz und allein ſchuldig.

Daher wurde im Rathſchluß Gottes beſchloſſen, daß ein vollkommener Menſch aus Adams Geſchlecht entſtehen ſollte, mit deſſen Seele ſich die Gottheit weſentlich vereinigte. Dieſer Gottmenſch ſollte als

r erſte Menſch betrachtet, und alle Menſchen von
dam an bis ans Ende der Tage, die er durch ſei-
en Geiſt wieder herſtellen und verbeſſern würde,
llten vor das ganze menſchliche Geſchlecht, das
ur Verherrlichung Gottes erſchaffen ſeyn ſollte, an-
eſehen werden.

Dieſer Gottmenſch ſollte alle Uebertrettungen des
dams an die Gerechtigkeit Gottes verſöhnen; und
lſo die Verdammniß von ſeinen Auserwählten ab-
enden, und ihnen an die Stelle ewiges Leben und
Seligkeit wieder verſchaffen.

Die göttliche Gerechtigkeit als eine unendliche
Eigenſchaft Gottes, die keine Grade hat, konnte nicht
nders verſöhnt werden, als wenn Gott ſie ſelber
erſöhnte.

Nachdem dieſer Rathſchluß veſtgeſetzt worden, ſo
urde der Menſch geſchaffen.

Wem bey Leſung dieſes einfallen wird, ich ſchlöſſe
lſo alle diejenigen, die von Chriſto nichts wiſſen,
on der Seligkeit aus, der verſpare dieſe und noch
mehrere Einfälle, bis er auch folgende ſehr wichtige
Unterſuchung wird geleſen haben.

Die vierte Unterſuchung:

Ueber die Folgen der Anſtalten Gottes zur Erlöſung, ins Ganze und Beſondere.

Die ganze Menſchheit von Adam bis ans Ende der Tage, ein jedes Volk beſonders, und ein jeder individuelle Menſch haben ihren rohen Naturſtand, ihre Kindheit, ihren Jünglingſtand, ihr männliches Alter, und ihre Abnahme und Tod. Dieſes beweiſt die Erfahrung, und es iſt auch in der menſchlichen Natur gegründet.

Der rohe Naturſtand ohne Cultur, iſt der Sphäre des Thiers am nächſten, ich rede vom Menſchen, wie er von dem verfallenen Adamsgeſchlecht herkommt, die Gegenſtände der Welt würken auf ihn, er beurtheilt alles nach ſeinem natürlichen Gefühl, weder Kunſt, Bildung, noch Völkerſitte hat Würkung auf ihn gethan, keine Gewohnheit hat ihn geführt, das Schöne häßlich, und das Häßliche ſchön zu nennen. Was ihm in der Schöpfung gefällt, wünſcht er zu beſitzen und zu genießen; er wendet gerade die nächſten Mittel an, es zu erlangen, wie und wo er kann, das Naturrecht mag es erlauben oder nicht; er verabſcheut alle vernünftige Vorſtellungen, die ihn davon abzubringen ſuchen. Und hier ſieht man ſchon das Verderben des Menſchen, wie ſein Gefühl vom Recht zu ſchwach, die Sinnlichkeit aber zu ſtark ſey.

Dieſes Menſchenalter hat wenig Bedürfniſſe, die Sinnlichkeit fängt erſt an zu würken, ſie kennt noch nicht alles, was vor ſie reitzend iſt, bis nach und nach Kunſt, Gewohnheit und Cultur Stof genug erfinden, der die Menſchen feſſeln, und immer mehr und mehr vom rechten wahren Zweck abführen kann. Man halte gegen dieſe characteriſtiſche Schilderung das Volk auf der Inſel Otahita, wie es von denen nach dem Südmeer gereiſten Engelländern beſchrieben wird, dieſe ſind würklich ſolche Leute.

Und ſo waren auch die Menſchen im erſten Jahrhundert der Welt.

Die Anſtalten zur Erlöſung, oder mit einem Wort, die Religion gründet ſich auf zween Hauptpuncte, ſie muß erſtlich den Menſchen in den Stand ſetzen, daß er der Erlöſung fähig ſeyn kann, und dann müſſen ihre Hülfsmittel, oder wie ſich unſere Kirche ausdrückt, die Gnadenmittel, den Begriffen des Menſchen ſo angemeſſen ſeyn, daß ſie ihren Zweck erreichen können. Wir haben oben ſchon geſagt, und es ſpricht von ſelbſten, daß der Menſch unmöglich errettet oder erlöſet werden kann, ſobald er noch nicht überzeugt iſt, daß ſein Zuſtand verdorben iſt. Wie kann ich Arzt und Arzeney ſuchen, wenn ich glaube ich ſeye geſund! Aber auch das iſt noch nicht genug, ich muß auch genau die Natur und Beſchaffenheit meiner Verdorbenheit kennen, weilen ich ſonſten das rechte Mittel dagegen nicht ſuchen werde. Z. B. da man jetzt in der Chriſtenheit den Fall Adams, und mit demſelben die innere geiſtliche Abgekehrtheit von Gott, die innere Grundverdorbenheit der menſchlichen Natur zu leugnen beginnt, wie iſt es da möglich, daß man Chriſtum als den Sohn Gottes anſehen, und ſeine Genugthuung, ſeine Wiederbringung der göttlichen Gnade zum Heil des Sünders glauben könne? — Sobald aber ein Menſch einzuſehen beginnt, daß in ihm alle Kräfte zum Guten, ſchlapp geworden, daß ſeine Seele ein ewiges Element, nemlich: Gott zu genieſſen ſuche, daß aber die ſinnliche Lüſte viel zu ſtark ſeyen, und ſeine Seele gefangen halten. O wie nöthig wird ihm da ein Erlöſer, der wahrer Gott iſt! Gewiß ein Socinianer hat noch nie ſich ſelber kennen gelernt.

Die Haushaltung Gottes mit dem menſchlichen Geſchlecht iſt alſo immer je nach dem Alter und Zuſtand eines Volks ſo beſchaffen geweſen, daß die Menſchen, wenn ſie nur wollten, ihr Verderben einſehen konnten, aber auch zugleich ein Mittel vor ſich ſahen, dieſem Verderben zu entrinnen.

Dieſen Plan hat Gott bis auf dieſen Tag genau beobachtet, wir wollen ihn erſtlich ins allgemeine durchgehen.

Es muß aber vorerſt noch gezeigt werden, warum der Gottmenſch ſein Erlöſungswerk nicht gleich nach dem Fall ausgeführt habe. Eben der Grund, den ich ſo eben angegeben, gilt auch hier, die Menſchheit mußte erſt einſehen und gründlich erken-

Univ. Bibl.
München

nen lernen, daß ihr altes gottesdienſtliche Gepränge, alle Moral, alle Cultur, und alle Mühe nichts zur Verbeſſerung beytrage, wo nicht neue Kräfte erworben, und eine Verſöhnung mit Gott ausgeführet würde. Dieſe Erkenntniß von der Nothwendigkeit eines Erlöſers war höchſt nöthig, wo hätte er ſonſten angenommen werden können? Wie auch dieſes deutlich bey der Ankunft Chriſti ins Fleiſch, das ganze Volk Iſrael wartete mit Schmerzen auf die Erlöſung, aber ein jeder nach ſeinen Begriffen. Wären die Juden darinnen richtig geweſen, ſo würden ſie ihn auch beſſer erkannt und angenommen haben, allein ihre Begriffe giengen ins Sinnliche, wo die Erlöſung gar nicht zu ſuchen war.

Der Gottmenſch, oder Jehoſchuah, Jeſus, Jehovah, nahm nun dem Gnadenbund zufolge die Regierung der Menſchen ſo fort nach dem Fall Adams an. Sein ganzer Plan und alle Anſtalten giengen dahin, ſich aus dem ganzen menſchlichen Geſchlecht, von Anfang deſſelben bis ans Ende ein freywilliges auserwähltes, reines Volk zu ſammlen, ein jedes Glied dieſes Volks in dieſem Leben ſo weit als möglich zuzubereiten, und im Tod die Seele zur Ruhe zu führen, am allgemeinen Ende der Welt aber, alles wieder aufzuwecken, alles lebendig zu machen, und dann ſein Volk einzuführen, in das herrliche Reich, das Er erwerben und zubereiten wollte. Das übrige menſchliche Geſchlecht aber, welches ſeinen Anſtalten kein Gehör geben würde, ſollte nach ſeinen Werken und nach den Geſetzen der Gerechtigkeit des ewigen Vaters gerichtet und behandelt werden.

Alles dieſes, was ich da geſagt habe, folgt ohne vieles Nachdenken aus den Sätzen voriger Unterſuchung, ich will alſo um der Kürze willen die Beweiſe nicht weiter führen. Wer nur ein wenig Logik hat, und wer obige Sätze einſieht, wird die Wahrheit von dieſen letzteren leicht erkennen können.

Wer zur Erkenntniß ſeines groſſen natürlichen Elendes kommen will, der muß erſt den Mangel des wahren Guts fühlen; wer den Mangel des wahren Guts fühlen will, der muß ſich aller Scheingüter, die über ſeine Bedürfniſſe gehen, entziehen, denn ein Menſch fühlt keinen Mangel, ſo lang er noch von einem ſinnlichen Genuß zum andern hinwühlt: ſo bald ihm aber die ſinnliche Lüſte entzogen werden, ſo bald ſieht er, daß alle ſinnliche Lüſte Scheingüter, vorübergehende vergängliche Vergnügen ſind, und daß ihm ſein wahres, eigenes, bleibendes höchſtes Gut fehle. Alſo: wer zur Erkenntniß ſeines eigenen groſſen Elends kommen; wer den groſſen Mangel eines wahren Guts erkennen will, dem müſſen alle ſinnliche Vergnügungen entzogen werden. Der fühlt ſich gewis elend, dem ſein höchſtes Gut mangelt, das iſt: wer dieſen Mangel tief weſentlich empfindet. Die Erkenntniß dieſes Mangels, dieſes Elendes treibt alsdann den Menſchen an, die Urſache dieſes Verfalls zu ſuchen, nicht weniger auch einen Weg ausfündig zu machen, aus dieſem Zuſtande heraus, und zum Genuß des höchſten Guts zu kommen. Dieſes iſt die wahre Herzensbeſchaffenheit, welche Gott zu bewürken ſucht, und wenn ſich der Menſch nur lenken und bewürken läßt, und nicht widerſteht, ſo wird er auch ferner geleitet und geführet werden.

Wenn wir dieſes alles genau und im Lichte der Wahrheit betrachten, ſo können wir dieſes Abziehen der Seelen von allem überflüßigem ſinnlichem Genuß der Creaturen wohl die Voranſtalten Gottes nennen; dieſe ſind in Sein Welt-Regiment öfters ſo verwebet, daß ſie uns ganz natürlich vorkommen. Z. B. Ein Menſch hat einen natürlichen Hang zum Ehrgeitz, er ſucht alle Mittel hervor ſich aufzuſchwingen, es geräth ihm endlich, er ſitzt dem Glück im Schoos; auf einmal dreht ſich der Wind, er ſcheitert, ſtürzt und fällt, von ſeiner errungenen Höhe herunter, er erkennt nunmehro ſeine Eitelkeit, ſucht ſeiner Seelen Beſſerung, und ſucht ſeine Ehre bey Gott; dieſe Wendung hätte er nicht genommen, wenn ſein Glücks-Umſturz, der Voranſtalt Gottes war, nicht geſchehen wäre. Und darinnen beſteht eigentlich die groſſe Weisheit des Gottes Jehova, daß Er ſein Welt-Regiment ſo einzurichten weiß, damit es immer zur Menſchen-Beſſerung abziele.

Die Mittel, die Gott anwendet, uns von der Sinnlichkeit abzuziehen, ohne daß wir etwas dazu beytragen, nennet die Schrift, und unſere Symbole

Creutz oder auch Trübſal; von deſſen Nutzen Chriſtus, ſeine Apoſtel und alle wahre Gottesgelehrte ſo vieles gelehret und geſagt haben. Wenn der Menſch aber ſelber die Kräfte der Gnaden anwendet, ſich von der Sinnlichkeit los zu winden, ſo heiſſen wir dieſes Selbſtverläugnung. Beyde Stücke ſind zur Erlöſung weſentlich nothwendig.

Dieſes iſt auch die Urſache mit, warum Gott unſere erſte Eltern ſogleich nach dem Fall aus dem Luſtgarten vertrieb. Adam ſollte nun ſeinen Mangel tief empfinden, und dadurch angetrieben werden, den ihm von Jehova vorgeſchlagenen Weg zur Erlöſung ernſtlich zu wandeln. Damit aber die Menſchen in dieſem gar rohen und uncultivirten Zuſtand nicht zu geſchwind abirren und Gelegenheit zur wahren Menſchen-Beſſerung und Cultur haben möchten, ſo offenbarte Er ſich den frömmſten und beſten unter den Menſchen gar oft, und unterrichtete ſie väterlich von dem, was ihnen nützlich und nöthig war. Er bot ihnen gleichſam die Gnade dar; tiſchte ſie auf ſelber in allerhöchſter Perſon, wer davon genieſſen wollte brauchte nur zuzugreiffen. Dieſe Zeit war ohne Zweifel eine geſegnete angenehme Zeit, ſonderlich die Jahrhunderte durch, in welchen Adam und ſein Sohn Seth lebten, und den Namen Jehova predigten.

Allein auch dieſe wahre Theokratie war nicht hinlänglich die Sinnlichkeit der Menſchen unters Joch zu bringen, Gott mußte ſich immermehr zurückziehen. (Wir müſſen nie vergeſſen, daß Gott ſeine freye Geſchöpfe nicht mit den Haaren zur Beſſerung zeucht, ſondern nur Vorſtellungen veranſtaltet, wollen denſelben die Menſchen nicht Gehör geben, ſo läßt ſie der Herr fahren) Er hat aber dennoch ſeinen vertrauten Umgang noch immer mit gewiſſen heiligen Perſonen, bis endlich nur eine rechtſchaffene Haushaltung mehr in der Welt war. Vater Noa war nun der einzige mit ſeinen Leuten, der Gott gefällig lebte. Dieſer wurde gewarnet, ihm wurde das bevorſtehende Welt-Ende kund gethan, und ihm gerathen, wie er ſich mit den Seinigen vor dem einbrechenden Gericht verwahren ſollte.

Ich kann mir vorſtellen, wie die gewöhnliche Menſchen, und damalige Freygeiſter lachen mußten, als der gute Altvater anfieng Holz zu fällen, ſein Schif zu bauen, und die Menſchen treuherzig und ernſtlich zu warnen, juſt als wenn jetzt in Europa ein guter weidlicher Bauersmann anfieng umzugehen, und den Untergang der Welt zu predigen. Hin ins Tollhaus! Der Menſch iſt ein Phantaſt! — und es wär auch wirklich möglich, daß ers wäre.

Ich will eben nicht behaupten, wie ich oben zu behaupten ſchien, als wenn Noa nur allein fromm in der Welt geweſen wäre: er war wenigſtens rechtſchaffen fromm und zum Endzweck Gottes geſchickt. Kurz, die Erde wurde getauft, gewaſchen, und von allen Unreinigkeiten gefegt.

Nun hatten die Menſchen ſchon das aus Erfahrung gelernt, daß die Langmuth Jehova auch ein Ende nehme, und daß Er ſchröcklich ſtrafe, wann die Ungerechtigkeit zu hoch ſtiege, die erſte Welt war ihnen nun ein ewiges Warnungs-Exempel.

Indeſſen ſetzte Gott ſeine angefangene Theocratie noch immer unter den Noachiten fort, machte aber unter der Hand zu einer andern Regierungsform Anſtalten. Hier muß ich aber eine Anmerkung machen.

Mir gefällt der Urſprung der Opfer nach der Meynung des Herrn Paſtor Heß recht wohl, allein wir können doch nicht ganz damit zufrieden ſeyn. Gott muß den Menſchen das Schlachten und Opfern der Thiere als ein ſinnliches gottesdienſtliches hochbedeutendes Mittel, als ein Sacrament, ſchon gleich anfangs angerathen haben, um dadurch die Menſchen gleichſam pflichtmäßig an ſich zu verbinden, und das Geheimniß des Todes des Erlöſers, das künftig ausgeführet werden ſollte, als den Gegenſtand, als das Ziel des Heils anzudeuten, wie der Apoſtel Paulus auch gründlich gnug gelehret hat. Abel, der Sohn Adams, wuſte dieſes gewis, vielleicht ganz dunkel, allein ſein Opfer war doch zweckmäßig, und daher Gott gefällig, da Cain Feldfrüchte brachte, und das Erlöſungswerk wohl gar nicht im Aug hatte. Wir finden überhaupt, daß das Opfern unter der ganzen Menſchheit Gottesdienſt wurde, und alſo auch überall, wo die Verſöhnung mit Gott darunter beäugt wurde, zweckmäſig war.

Die Menſchen begonnen nun wiederum ſich zu mehren; die drey Noachitiſche Stämme, Sem, Ham und Japhet, wurden groſſe Völker, ſie breiteten ſich aus, und theilten ſich in die Länder. Daher wollte Jehova nunmehr ſeine Regierungsart verändern; der einzelne Familien-Umgang konnte auf die ganze Menſchheit nicht mehr würkſam gnug ſeyn, beſonders da die Sinnlichkeit ſich auf den Weltthron ſetzte und eine Monarchie errichtete. Wir müſſen uns da deutlicher erklären.

Merkt ihr Herren Eurexäer! es ſtand ein groß Genie auf, ein mächtig groß Genie — wer will das dem Nimrod abſprechen? Nach unſerm verfeinerten Geſchmack wohl niemand, ein unbezwinglicher Menſch, thätig von groſſen Unternehmungen, der die bildenden Künſte nach dem damaligen Geſchmack recht inne hatte, er baute Städte und Veſtungen, um ſich gewaltig zu machen. Und nun ſiehe da! der groſſe Mann mußte wohl auch ein Freygeiſt ſeyn; die Sündfluth war ihm noch in friſchem Andenken; es geht doch alles ganz natürlich zu in der Welt, wir wollen da hübſch einen Thurn bauen, der hinauf bis an den Mond geht; nur ein paar Fuß niedriger, er möchte ſonſten ſich daran zerſtoßen; da klimmen wir dann alle herauf, wenn einmal wieder ſo ein Gewäſſer kommen ſollte. Es war würklich ſpaßigt, daß die Menſchen Gott auf dieſe Weiſe zu klug ſeyn wollten. Er ſaß hoch auf ſeinem Thron, und ließ die Ameiſen da drunten wacker kribeln und krabeln. Das große Genie hatte aber auch dabey im Sinn ſeinen Namen durch dieſen Bau zu verewigen, wie auch würklich geſchehen iſt, aber ganz anders als er dachte; denn der Herr fuhr hernieder, um zu ſehen, was es da mit der Veſtung gegen Ihn geben ſollte. Ein Odem gieng von Ihm aus, ein lähmender Wind durch das ganze bauende Volk, alles ſtammelte, keiner konnte ſich dem andern verſtändlich machen, ſie konnten die Worte ihrer Sprache nicht mehr formiren, und ihre Kinder mußten aus halbgebrochnen Tönen ihrer Eltern, neue Worte bilden, und ſo entſtanden Sprachen und Dialekte.

Nimrod richtete alſo eine Monarchie auf, es entſtunden hier und da Regenten, Fürſten, Könige, die die Menſchen nach ihren eigenen Einſichten und ſinnlichen Trieben beherrſchten, worunter auch die allgemeine göttliche Vorſehung gewis mit würkte, und immer gegen die Sinnlichkeit zu Felde lag, und mit ihr kämpfte, auch ſich ohne Zweifel noch immer fort hier und da nach dem Endzweck des göttlichen Rathſchluſſes Menſchen ſammlete, die ſich durch ihren Opferdienſt, zum Erlöſer lenken lieſſen, ob ſie es ſchon ſelbſten nicht eigentlich wuſten, und den Anſtalten Gottes je nach dem ſie unter einem Volk in Verfaſſung ſtunden, gemäs lebten, und fromm wurden.

Dieſen Königreichen und Monarchien wollte nun
ott auch eine Monarchie vor Augen ſtellen, theils
n der ganzen Welt ein lebendiges Muſter guter
egierung, guter Cultur, und wahrer Menſchen-
eſſerung zu geben, eine Schule der Menſchheit,
o man alles, was nöthig war, lernen konnte, theils
ber auch vor und nach den Weg zur Ausführung
es Plans der Erlöſung auszuführen. Und endlich
uch, um einen eigenen Garten gleichſam anzupflan-
en, aus welchem der Erlöſer immerfort ſeine Men-
hen und Reichs-Unterthanen ſammlen, und alſo
ein künftiges Königreich bevölkern könnte. So wie
lſo Jehova bey einzelnen Familien ſeine Wohnung,
euer und Heerd hatte, die gleichſam immer das
erment waren, welches den ganzen Teig ſäuern
ollte, ſo wollte Er nun ein ganzes Volk dazu zu-
ereiten, weilen einzelne Geſchlechter zu dieſem Zweck
or eine ganze Welt zu unbeträchtlich waren.

Gott gehet in ſeiner Regierung Schritt vor Schritt,
ie auch die Natur; Er bereitet ſich vor und nach
lles ſo, daß wenn Er einmal losbricht, alles ganz
atürlich ſeinen Gang gehen muß.

Er wählte ſich einen jungen wackern Chaldäer
us, einen Mann, der zu allem fähig war, was
Jehova aus ihm machen wollte; dieſer Abram
mußte aber erſt ſelbſt verbeſſert, ſelbſt ein Unterthan
des Reichs Jehova werden, ehe Er ihn brauchen
konnte.

Gleichwie die Erfahrung der beſte Lehrmeiſter iſt, und die den Menſchen vor Augen geſetzte Exempel am leichteſten auf ſie würken, ſo ſollte auch dieſer Abram ein Muſter der Abhänglichkeit von Gott und des Glaubens werden, er ſollte der Grundriß und Plan ſeyn, wornach Gott künftig alle ſeine Glaubige führen und leiten wollte; aber auch dieſes noch nicht allein. Er ſollte der Stammvater des Volks Gottes werden bis ans Ende der Tage, wenn dermaleins ſeine Zweige verwildert, und zum Tragen unnütz geworden ſeyn würden, ſo ſollten dieſe abgehauen und andere aufgepfropfet werden; ja dieſer Abram ſollte über das alles den Saamen heiligen, und aus ſeinem Stamm ſollte endlich der Mann Zemach entſtehen, auf welchen die Heiden gepfropft werden ſollten.

Mit dieſem Abram gieng Gott die allerſtrengſte Wege, um ſeine Sinnlichkeit zu creutzigen, ohne ihm ſonderbare Güter dagegen zuflieſſen zu laſſen; mit einem Wort, er wurde ein Muſter des Glaubens und Zutrauens auf Gott nach der Abſicht Jehova. Man leſe ſeine Geſchichte mit Aufmerkſamkeit, ſo wird mans finden.

Dieſe Anſtalten Gottes giengen ſo wunderbar fort bis auf Moſen. Alle Werkzeuge Gottes wurden immer nach einem und demſelben Plan der Erlöſung gebildet und zubereitet. Iſaac, Jacob, Joſeph und Moſes, alle wurden erſt durch ſchwere Wege der Verläugnung der Sinnlichkeit geführet, und zu ihrem Beruf geſchickt gemacht.

Jehova wollte nun ſein neuangehendes eigenthümliches Volk eben dieſen Weg führen, den Er mit einzelnen Menſchen einzuſchlagen gewohnt iſt. Die Kinder Jacobs waren Hirten, uncultivirte Leute. Er wuſte es ſo zu veranſtalten, daß ſie in Egypten kamen, daſelbſt angebauet wurden, ohne ſich jedoch mit den Egyptern zu vermiſchen, damit ſie ein abgeſondertes Volk ſeyn möchten. Die ganze Führung Joſephs hatte den Endzweck, um zu dieſer Anſtalt das vorbereitende Werkzeug zu ſeyn.

Egypten war zu der Zeit ein blühendes Königreich, worinnen Künſte, Wiſſenſchaften, Cultur, recht im Flor waren. Die Erkenntniß Gottes fieng aber ſchon an zu fallen, und Jehova gab dieſem geſitteten Volk die Gelegenheit, Ihn wieder kennen zu lernen und eine gottesdienſtliche Reformation anzufangen, die gewis nöthig war, da ihr Gottesdienſt zur Abgötterey, und bis zum Unſinn auszuarten anfieng. Die Kinder Iſrael dienten dem wahren Gott mitten unter den Egyptern; dieſe konnten Ihn alſo wieder kennen lernen, und ohne Zweifel hat auch dieſe Anſtalt bey vielen einzelnen Perſonen ihren Zweck erreicht, und dem Reiche des Meſſias Unterthanen erworben. Die Iſraeliten hingegen lernten auch unter den Egyptern ſolche Sachen, die zu einer ordentlichen veſten Haushaltung, Ackerbau, mit einem Wort, zum bürgerlichen republicaniſchen Leben, wozu ſie bald in einem eigenen Staat beſtimmt werden ſollten, unentbehrlich waren. So lebten ſie ein paar Jahrhunderte fort.

Aber auch dieſe Iſraeliten, wenn ſie in ein anderes Land aus dem ſchönen Egypten verpflanzt werden ſollten, ſo mußten ſie in dieſem gedruckt und verfolgt werden, damit ſie deſto beſſer der Führung Gottes. und willig folgen möchten, ſie wären ſonſt auf ihrer Reiſe hundertmal wieder umgekehrt. Daher ließ es Gott zu, daß dieſes Volk endlich von den Egyptern zinsbar gemacht wurde, daß ſie ihnen als Knechte dienen mußten; ſo gar wurden Anſchläge gemacht, wie ſie vor und nach vertilgt werden möchten. Alles dieſes war nöthig, um den Iſraeliten den Abſchied aus Egypten leicht, und die Sehnſucht nach dem verſprochenen Land brennender zu machen. Endlich wurde Moſes unter der Hand zur Erlöſung des Volks zubereitet, eben wiederum nach dem veſten Plan Gottes durch viele ſchwere Proben und Führungen; und ſo war der Abzüg der Iſraeliten aus Egypten und ihre ganze Reiſe nach Canaan eingerichtet.

Jehova, der nun auch einen weltlichen König vorſtellen mußte, gab auf eine göttliche Art ſeinem Volk Geſetze. die alle auf das wahre Naturgeſetz der Menſchheit gegründet waren, doch aber auch auf ihren beſondern Staat, und was das Gottesdienſtliche betrift, auf eine ganz herrlichſinnliche und majeſtätiſche Weiſe, die auf das bevorſtehende große Erlöſungswerk Beziehung hatten. So wurde der Iſraelitiſche Staat eingerichtet, er ſtund da vor den Augen der ganzen Welt, die beſondere Aufſicht des einigen höchſten Gottes und Herren der Welt konnte von allen aufrichtigen Suchern der Wahrheit wohl erkannt werden. Die Wunder, die Gott unter dieſem Volk that, mußten weltkundig werden, und Eindruck auf alle rechtſchaffene Menſchen machen, und alle rechtſchaffene Menſchen konnten nun mit leichter Mühe den wahren Gott und ſeine Geſetze kennen lernen, wenn ſie nur Begierde dazu hatten. Es iſt auch kein Zweifel, Jehova wird durch dieſe Anſtalt wiederum viele Menſchen aus den Völkern eingeerndtet haben, ohne was er täglich unter ſeinem eigenen Volk an beſondern Meſſias Unterthanen gewonnen.

Allein das Volk Iſrael war ſowohl Adamsgeſchlecht wie alle andere Menſchen, es artete vor und nach zur gröbſten Sinnlichkeit und Abgötterey aus, der Aberglauben ſtiege aufs höchſte, und Gott brauchte viele Mittel es wieder an ſich zu ziehen, allein es war endlich alles vergebens. Er ließ es wieder in die Dienſtbarkeit gerathen, aber unter ſolche Völker, die lange der reinen Erkenntniß des wahren Gottes ermangelt hatten; auf daß auch die morgenländiſche Völker durch die einzelne noch rechtſchaffene Iſraeliten Anlaß haben möchten, den Gott Jehova kennen zu lernen, ſo wurden ſie in die Gegenden hinverſandt, und wie ein Saame verſtreuet.

Nun ſchritte Gott näher zu der Hauptanſtalt der Erlöſung, er ließ vornehmlich den Stamm, aus welchem der Erlöſer gebohren werden mußte, wiederum befreyet, und in ſein Vaterland eingeführet werden. Dieſer machte einen neuen Staat und Königreich aus, allein die gottesdienſtliche Verfaſſung kam nie wieder in den Flor, ſie leuchtete den Völkern nicht mehr in die Augen wie ehmals, man fienge an Buchſtäbler zu werden, Unglaube, Freygeiſterey, Adel-Stolz, und alle Früchte der Sinnlichkeit grünten und blühten unter den Juden. Alles ſtieg aufs höchſte, und konnte nicht lang mehr ausdauern, die Seifenblaſe mußte zerſpringen.

Als nun alles im jüdiſchen Staat aufs höchſte verdorben war, die ganze Menſchheit überhaupt in der größten Finſterniß ſeufzte, alle rechtſchaffene Wahrheitsfreunde ein jeder auf ſeine Weiſe zu ſeinem Gott um beſſere Zeiten rief; als alle Welt überzeugt ſeyn konnte, daß der Gang des menſchlichen Geſchlechts nicht zum Glück deſſelben, ſondern zum Verderben gieng. Nur die Römer fühlten noch keinen Mangel, ſie konnten aber doch ebenfalls wohl einſehen, wenn ſie nur wollten, daß ihr Staat mit allen ſeinen weiſen Geſetzen zertrümmern müßte, ſie hatten Beweiſe von dergleichen Umwälzungen des Glücks und konnten ſie ahnden: Als die Menſchheit unter der Laſt der Sinnlichkeit allenthalben ſeufzte; da trat der Gottmenſch in Geſtalt eines der geringſten Menſchen im jüdiſchen Land auf, und führte den Rath Gottes vollkommen aus. Er lehrte das vollkommene Geſetz der Natur, gab die höchſte Beweiſe ſeiner Gottheit und daß er der Meſſias ſey, litte den ſchmählichſten Tod, überwand denſelben, ſtund am dritten Tage auf und ſetzte ſich auf den Thron Gottes zu herrſchen über alle Creaturen. Nun wurden die Juden in alle vier Winde zerſtreut, die Völker wurden auf den Stamm des Glaubens Vaters Abrahams eingepfropft, und die chriſtliche Lehre zur Beſſerung des Menſchen, durch den Beyſtand und die Mitwirkung der göttlichen Gnade, wurde nun weit und breit ausgeſäet.

Alle dieſe einzelne Züge der göttlichen Haushaltung unter den Menſchen als Anſtalten zur Erlöſung, hab ich nur deswegen berühret, um zu zeigen, daß es Gottes Schuld niemals geweſen, daß weder die jüdiſche noch die chriſtliche Religion allgemein geworden. Er behandelte ſeine freye vernünftige Geſchöpfe nicht als Maſchinen, die er juſt agiren läßt wie er will. Nein gar nicht! Er regiert nicht einmal wie weltliche Monarchen, mit Zwang und Gewalt, ſondern durch weiſe Veranſtaltungen und Vorſtellungen, ſo daß die Menſchen recht wohl ſehen können, was ſie thun und laſſen müſſen, wenn ſie nur wollen, ſind aber die Menſchen einmal ſo weit gekommen, daß die Vorſtellungen Gottes nicht mehr würkſam ſind, daß ſeine Erndte beginnt ganz fruchtlos zu werden, ſo iſt der fatale Termin eines Volks vor der Thür, und die Europäiſche Staaten werden gar bald inne werden, daß der Unglaube kein Jahrhundert unter dem Volk der Chriſten dauern könne, ohne es aufzureiben. Alſo: am Tage des Gerichts wird niemand Entſchuldigung haben, denn ein jeder wird nach der Ueberzeugung, die er vom Recht und Unrecht hat, beurtheilt werden. Dieſes gilt aber nicht von den unglaubigen Chriſten, alle die das klare Evangelium vor ſich haben, und von deſſen Wahrheit überzeugt ſeyn können, werden das ſchwerſte Gericht zu erwarten haben. Ihre Strafe wird ſchrecklicher ſeyn, als die Strafe der wildeſten Völker.

Ich muß hier noch einen Misverſtand berühren, den die Sprüche der Apoſtel zu erzeugen ſcheinen, als: daß außer Jeſu keine Hofnung zur Seligkeit ſey. Man glaubt alſo, daß alle Völker, die außer der äußerlichen Bekenntniß der Chriſten ſind, nicht ſelig werden können.

Mir kommt die Sache ganz vernünftig vor. Alle gute Anſtalten, die zum Beſten der Menſchheit von Anfang bis ans Ende der Tage gemacht ſind, und noch gemacht werden unter allen Völkern und Nationen, ſind Früchte der Verſöhnung Gottes mit den Menſchen durch Chriſtum. Dieſer Satz kann nicht geläugnet werden. Alle Menſchen, die dieſe Anſtalten zur Regel ihres Lebens annehmen, die nehmen ohne es ſelbſten zu wiſſen die Verſöhnung Gottes durch Chriſtum an, in ſo weit die Anſtalten Gottes und Chriſti übereinſtimmen. Folglich können auch ſolche Menſchen nach dem Maas ihrer Erkenntniß und Treue, durch Chriſtum ſelig werden.

Wie wird ein redlicher und gebeſſerter Indianer, Mohre oder Bramine ſich freuen, wenn er bey der letzten Erſcheinung Chriſti die Beruhigung in ſich fühlen wird: er habe dem Willen dieſes ihm unbekannten Gottes- und Weltköniges gefolget, er wird ihm mit Freuden huldigen, und mit ihm mit Abraham, Iſaac und Jacob zu Tiſche ſitzen, wenn tauſende unter den ſogenannten Chriſten ſcheel ſehen, und ſagen werden: Herr, haben wir nicht den ganzen Tag gearbeitet! — haben wir nicht auf deinen Gaſſen gelehret! — vor dir gegeſſen und getrunken, geweiſſaget, Teufel ausgetrieben, viel Thaten gethan? u. ſ. w.

Aber ganz anders iſt es mit denen beſchaffen, die von Jugend auf in der chriſtlichen Religion erzogen ſind, und ihr, ob wohl unter vielen Schwachheiten treu bis in den Tod geblieben ſind, dieſe werden vor allen Menſchen den Vorzug haben, und die nächſten um den König in jener Welt ſeyn. Und eben ſo diejenigen, die in derſelben erzogen ſind, dieſelbe verläugnen, unglaubig werden, und läugnen, daß Jeſus Chriſtus der Erlöſer ſey; dieſe werden zum Widerchriſten gerechnet, und ihr Theil mit ihm haben im Pful, der mit Feuer und Schwefel brennet. Auch diejenigen, welche ungeachtet aller ſchönen Gelegenheiten und Anſtalten zur Beſſerung, dieſelbe in den Wind ſchlagen, und Naturmenſchen bleiben, werden härter, als alle Heiden geſtraft werden.

Alles das, was ich nun bis dahin vorgeſtellt und unterſucht habe, ſind die theoretiſche Quellen der wahren chriſtlichen Religion, ſie mag nun verborgen liegen unter allerley Bekänntniſſen derſelben, je mehr ſich ein Bekänntniß dieſen Quellen nähert, je reiner es iſt. Ein jeder, wer er auch ſey, muß mir alſo zu gut halten, wenn ich ſage, daß alle Glaubensbekänntniſſe nach dieſem Maasſtab gemeſſen (und iſt es denn nun nicht der Maasſtab der Vernunft und Offenbarung?) denſelben nicht ſo nah kommen, als die proteſtantiſche Kirche. Man prüfe meine Theodicee, und man prüfe die Symbolen.

Nun folgere ich ganz richtig folgende praktiſche Sätze:

Weilen Jeſus Chriſtus uns erlöſet hat, das iſt, weilen er die Forderungen der Gerechtigkeit Gottes an die Menſchen bezahlet und abgethan hat, ſo iſt er unſer Hoherprieſter; weilen er uns das wahre reine menſchliche Geſetz der Natur gelehret hat, ſo iſt er unſer Prophet; weilen er uns ſich zum Eigenthum zu ſeinen leibeigenen Unterthanen durch ſein Blut erkauft hat, ſo iſt er unſer König; und weilen er ewiges Leben und unendliche Seligkeit allen ſeinen wahren Unterthanen erworben hat, und ſie ihnen ſchenkt, ſo iſt er unſer wahrer und anbethenswürdiger Gott. Aller Socinianismus iſt Rebellion.

Was würde ein teutſcher König ſagen, wenn man hitzig ſtritte, und lange die Zeit verdürbe mit

Beweiſen: es wäre noch ein Kaiſer über ihn. Jeſus Chriſtus iſt mein Gott und mein Alles. Gott will und kann von den Menſchen nicht anders verehret werden, als durch und in Chriſto. Dieſes iſt der Grundſatz des Glaubens der Chriſten.

Der Menſch iſt von Natur grundverderben, ſeine Natur liegt unter der Sinnlichkeit, der größten Feindin Gottes, gefangen. Er iſt, außer Chriſto betrachtet, ein Abſcheu vor den Augen Gottes, und es iſt unmöglich, daß er ohne Chriſtum Gott gefallen kann. Es iſt alſo ein guter und löblicher Gebrauch, daß die Kinder gleich anfangs durch die Taufe Chriſto geſchenkt, aufgeopfert und übergeben werden.

Dieſe Grundverderbenheit muß ein Menſch, der ſelig werden will, innig empfinden, er muß mit der größten Gewißheit überzeugt ſeyn, daß er in ſeinem Naturſtand fluch- und verdammungswürdig, und zu keinen guten Handlungen geſchickt ſey; denn er mag vorgeben, was er will, alle ſeine ſogenannte Tugenden mögen ſo heilig ſcheinen, als ſie wollen, wenn er ſie nicht als Gnadengeſchenke des Geiſtes Chriſti betrachtet, ſo ſinds nur Feigenblätter, womit er ſeine Schande bedeckt, wodurch er die Gerechtigkeit Chriſti ſchmälert, und wodurch er nur ſeine eigene Ehre und Gewiſſensberuhigung ſucht, ſie können ihm nicht helfen, und gehören zu denen, die ſich unabhängig zu machen große Thaten thun.

Sobald ein Menſch ſein Elend erkennt, ſo fängt er an Buße zu thun, das iſt: er erkennt nunmehro ſeine Ohnmacht und Verderbenheit, fängt derowegen an, von ganzem Herzen zu Gott zu bethen und um Kraft zur Beſſerung zu ſeufzen, er fängt an, ſeine Sinnlichkeit, ſein Fleiſch zu kreutzigen ſammt den Lüſten und Begierden. Die Gnade fängt an, ihn von innen zu erleuchten und von außen durch Trübſal heimzuſuchen. Durch dieſes wird die Sinnlichkeit mehr ertödtet, und durch jenes die Seelenkräfte, und beſonders das Gewiſſen erhöhet; er ſieht ſeine Verdorbenheit mehr und mehr ein, und die Erkenntniß von der Nothwendigkeit des Erlöſers geht ihm je mehr und mehr auf, er flieht zu ihm und ergiebt ſich ihm auf erb- und ewig zum Eigenthum, und ſchenkt ſich ganz völlig ſeinem Geiſt und Gnade zur Bewürkung hin, und dies iſt eigentlich der wahre ſeligmachende Glaube der Chriſten. Das Ringen der Vernunft und Seelenkräfte um zu dieſem Glauben zu gelangen, iſt der ſogenannte Durchbruch der Myſtiker.

Sobald der Menſch ſich an Chriſtum und ſeine Gnade übergeben hat, ſo nimmt ihn Chriſtus an, und alsdann ſind ihm um Chriſti willen ſeine Sünden vergeben; er wird von Gott in Chriſto angeſehen, als ein reiner neuerſchaffener Menſch. Und nun iſt der neue Menſch gebohren; das iſt, die Gnade, die das verlohrne Gleichgewicht der Seelenkräfte nun anfängt wieder herzuſtellen, hat gleichſam eine neue Seele nach dem Bilde Gottes wieder hergeſtellt, und alſo einen neuen Menſchen wieder hervorgebracht, der in der erſten Heiligkeit wieder da iſt. Dieſen neuen Menſchen nennen die Myſtiker *Chriſtum in uns*, und die Gnade, welche in uns würkt, bethen ſie an, als den im Menſchen gegenwärtigen Gott; ſie treiben daher zur Sammlung und Einkehr und zur Aufmerkſamkeit auf die Würkungen der Gnade in uns, welche ſie das *innere Wort* nennen.

Man ſieht alſo leicht ein, was die Wörter: *Buße*, *Vergebung der Sünden*, *Glaube*, *Rechtfertigung* und *Heiligung* ſagen wollen, und man begreift nun auch leicht, daß ſie der Natur der Sache ganz angemeſſen, und wohl zu gebrauchen ſind, ob ſie ſchon anfangen, altfränkiſch zu werden.

Nach der Wiedergeburt fängt nun an der neue Menſch zu wachſen, das iſt, die begnadigten Seelenkräfte kämpfen immerfort mit der Sinnlichkeit. Der Wachsthum beſteht alſo in dem Abnehmen der ſinnlichen Begierden, und in dem Zunehmen in der Gerechtigkeit Jeſu Chriſti. Dieſer Kampf und Wachsthum dauert nun bis zum Uebergang in jenes Leben; wo die ſinnliche Werkzeuge in der Auferſtehung dem neuen Menſchen gemäß ſeyn werden, und wo die Sinnlichkeit mit den Gegenſtänden, die ſie gereitzt hatten, gänzlich überwunden ſeyn wird.

Diejenigen aber unter den Chriſten, die alle dieſe Wahrheiten vor Augen haben, durch ihre Sinnlichkeit aber und andere Urſachen ſich von denſelben nicht überzeugen laſſen, die aller Ueberzeugung widerſtehen: Dieſe armſeligen Menſchen bleiben auſſer Chriſto, blos unter der göttlichen Gerechtigkeit im Fluch ſtehen, gehen auch ſo im Tod in die Ewigkeit über, und da ſie Chriſtum nicht angenommen haben, nicht gründlich ſich durch ihn haben überzeugen laſſen, denn das äuſſere Bekänntniß machts nicht aus, ſo fehlt ihnen erſtlich die Sinnlichkeit, woran ſie ſich beluſtigten, ſie fühlen alſo ein erſchreckliches Heimweh und Sehnen nach dieſer Welt. Die iſt ihnen aber ewig verriegelt. Zweytens: da ſie vom Leibe abgeſondert ſind, ſo ſpüret nun das geiſtliche Gefühl den allenthalben nahen Gott, der ihnen ein verzehrend Feuer iſt. dem ſie nicht entfliehen können. Denn wie kann ihnen Gott die Liebe ſeyn. da ſie nicht in der Probzeit mit ihm verſöhnt worden. Das iſt alſo ein ewig nagender Wurm für ſie. daß ſie hätten ewig ſelig werden können; ſie habens aber verſäumt. Bey der Auferſtehung. da ſie mit ihrem Leibe wieder vereinigt werden ſollen, wartet auch Quaal auf ſie, die ewig dauern ſoll.

Hat nun Gott noch Rath für dieſe unglückſelige Geſchöpfe übrig. ſo müſſen ihn alle Seligen dafür preiſen, und ich werde es mit ihnen thun. Allein die Offenbarung ſagt davon nichts, wenigſtens nichts Entſcheidendes, wohl aber, daß die Quaal der Verdammten ewig dauren ſoll. Was ſind es denn nun vor ſüße Träume, womit Herr Magiſter Nothanker und alle ſeine Anhänger, die ohnehin ſichere Menſchen einzuſchläfern ſuchen? Laßt uns eilen, mit den erſten über den Jordan zu kommen, und es dann machen, wie der ſelige erleuchtete Terſteegen. Dieſer theure Mann wurde wegen der endlichen Erlöſung der Verdammten um ſeine Meynung gefragt; worauf er weislich antwortete: Ich bin ein Kind im Hauſe Gottes, und nicht ſein Geheimderrath. Laßt uns eben ſo denken, ein jeder ſorge für ſeine und ſeines Nächſten Glückſeligkeit, und laſſe Gott für die Ewigkeit ſorgen, er wird alles wohl machen.

Hier will ich meine Theodicee beſchlieſſen, ſie macht mein Glaubensbekänntniß aus, und enthält zugleich die Gründe, worauf ich es baue. Würde nun gleich ein Engel vom Himmel kommen, und mir ein ander Evangelium predigen, ſo würd ich es gar nicht annehmen. Sind aber hier oder dorten Beweisführungen, Nebengedanken, oder ſo etwas, das unrichtig geſchloſſen oder gedacht iſt; ſo habe man die Liebe für mich, und zeige mir meine Fehler, ſo werd ich ſie öffentlich verbeſſern, und wo irgend etwas undeutlich iſt, da fordre man Erläuterung, und wo ein Misverſtand entſtehen könnte. man zeige mir es an, ſo werd ichs verbeſſern und geſtehen: daß ich ein ſehr ſchwacher fehlbarer Menſch bin.

Gott laſſe durch Chriſtum und ſeinen Geiſt auch dieſe Bogen hier und da geſegnet ſeyn, zum Preiſe ſeines Namens, und zu ſeiner Verherrlichung in Zeit und Ewigkeit!

Vertheidigung
der Schleuder
des
Hirtenknaben.

Vertheidigung der Schleuder des Hirtenknaben.

Ich war Anfangs nicht willens, die Anmerkungen des Herrn v. Br. zu Crefeld zu widerlegen, ich werde aber unter der Hand inne, daß doch viele überhinfahrende Köpfe von den Scheingründen meines Gegners überraſcht werden. Ich will daher mich gegen ihn verantworten; dasjenige aber, was ſchon in der Theodicee widerlegt worden, werd ich übergehen.

Ich hab von Jugend auf alle Partheyen, die ſich unter beyden proteſtantiſchen Gemeinden aufhalten, mit Wahrheitsliebe, aber auch mit Anhänglichkeit durchgangen, ich hab alles unterſucht, und gefunden, daß überall menſchlicher Verfall auch die heiligſten und beſten Dinge befleckte, daß alle Gemein- und Brüderſchaften, mit den heiligſten Abſichten doch in kurzer Zeit viel geſchwinder ausarteten, und ins Tolle und Ungereimte übergiengen, als die proteſtantiſche Kirche ſelber. Ich begonnte dahero aufmerkſamer die Mängel dieſer Kirche zu unterſuchen, aber auch den Nutzen, den dieſelbige ſtiftete. Zu dieſer Zeit gerieth ich in die große Welt, und kam auf die hohe Schule. ich wurde mit Teutſchlands größten Genie's bekannt. Ich wurde in die ſchönen Wiſſenſchaften hineingeriſſen; ich wurde angefeuert, dies und jenes zu ſchreiben, mit einem Wort, ich wurde durch die ſonderbare Freundſchaft großer Männer, gleichſam als wie durch einen Strom fortgeriſſen, ich las die beſten Originaldichter und Schriftſteller Engellands und Teutſchlands, und bekam gar bald meinen Antheil an Geſchmack, Beurtheilungskraft und Ton der großen Welt.

Durch dieſe und dergleichen Mittel wurde mir auch der Zuſtand der Freygeiſterey, des Religionszweifels, des Deismus und der Religion ſelber offenbar; ich ſtutzte, las, dachte, las wieder, bald dieſes bald jenes; ich wurde irr an meinem Glauben; ich war von Jugend auf in der praktiſchen wahren Gottſeligkeit erzogen; ich war unter Gebeth und Thränen meines frommen Vaters erzogen, alles dieſes ſetzte mich zu gewiſſen Zeiten in eine wundebare Faſſung. Und wenn die ewige Liebe in Chriſto mich nicht durch ganz ſonderbare Wege geführt hätte, wenn ich nicht aus der Hand Gottes alle meine Bedürfniſſe hätte hohlen müſſen, und alſo täglich brünſtig zu bethen genöthigt geweſen wäre, ſo wär ich geſcheltert, und vielleicht ein angeſehenes großes Genie, aber zugleich auch ein ver Gott und Chriſtum verlohrnes Schaaf geworden.

Ich ſtund alſo immer in der größten Abhängigkeit von der göttlichen Vorſehung. Sie beſtrafte mich immerfort auf friſcher That durch äuſſere und innere Leiden, ſo bald ich nur im mindeſten von der klaren evangeliſchen Wahrheit entweder theoretiſch oder praktiſch abwiche, und ſie behandelt mich noch immer ſo. Ich muß es zum Preiſe meines Erlöſers ſagen, wenn ich ein Freygeiſt geworden wäre, ſo hätte ich die größte Verdammniß verdient unter allen Menſchen, von Adam an bis dahin. Denn mir ſind Stunden bekannt, in welchen ich mit brünſtiger Wahrheitsliebe um Gewißheit in dieſem oder jenem Theil der Religion gebethen, und gar Gott mit Vermeſſenheit auf die Probe geſetzt habe, und er hat mich wirklich erhalten, und durch ganz ſonderbare Mittel überzeugt und zur Wahrheit geführt. Ich erkenne nunmehr ganz gewiß, daß die proteſtantiſche Kirche mit allen ihren Mängeln und Gebrechen, doch noch die Lehre Chriſti und ſeiner Apoſtel nach der Wahrheit lehre, wenn auch ſchon hie und da unnöthige Sachen nebeneinſchleichen; daß ſie die reinſte Parthey unter den Chriſten ſey, was die Symbolen betrift, und daß ich daher verbunden ſey, mich zu ihr zu halten, und mich ihr zu unterwerfen.

Ich weiß ferner aus der Erfahrung, daß alle Religionsverbeſſerung von Anbeginn bis dahin fruchtlos geweſen, wenn ſie nicht den Hauptzweck gehabt hat, das menſchliche Herz zu beſſern; daß ferner keine wahre Herzensbeſſerung möglich iſt, ſo lange die Grundverdorbenheit des Menſchen geläugnet wird; und ich weiß alſo vollkommen gewiß, daß alle heutige ſo genannte Verfeinerung und Verbeſſerung der Religion den Umſturz Teutſchlandes, und der ganzen chriſtlichen Religionsverfaſſung unfehlbar beſchleunigen wird, wo nicht der Hauptpunkt vom Fall Adams mit allen ſeinen Folgen ins hellſte Licht geſezt und gelehrt wird; unſere europäiſche Staatsverfaſſung iſt mit der Religionsverfaſſung ſo genau verwebt, daß keines ohne das andere beſtehen kann. Und wo bleibt der Grund des Chriſtenthums, wann der Fall Adams geleugnet wird?

In dieſer Gemüthsgeſtalt und Ueberzeugung, fiel mir in einer gewiſſen Stadt, wohin ich in Geſchäften gereiſt war, und wo ich bey einem allen Belletriſten wohlbekannten rechtſchaffenen Mann logirte, der Roman: Leben und Meynungen des Magiſter Sebaldus Nothanker, und zwar der erſte Band, in die Hand. Der Beſitzer ſagte mir den Verfaſſer dieſes Buchs, von welchem ich bis dahin noch nichts weder geſehen noch gehöret hatte; wenigſtens ich konnte mich nichts davon erinnern. Sogleich bey dem Titel ſchwanete mir ſchon eine Nachahmung des Triſtram Schandi, und zweifelte ſchon, daß mehr als ein Sterne in der Welt ſey. Ich las, und fand, daß ich mich nicht geirret. Die Laune fand ich hölzern und boshaft, die Schilderungen aber gar zu ſehr Karrikatur und verzerrt. Mein Freund, bey dem ich war, leugnete mir dieſes nicht ab, und geſtunde mir, daß die größten Kenner dieſes alles ſo fänden, wie ich, nur daß man den Herrn Verfaſſer wegen anderer Verdienſte ſchone, und ihn dennoch ziemlich günſtig recenſire. Für den Pöbel aber ſey es ein erwünſchtes Buch, und ſonderlich für halbe Kenner, die eben nicht ſo gar ſcharf denken, und denken wollen.

Ich durchlief und durchlas dennoch den erſten Band, und merkte gleich, daß das Buch eine Satyre auf den Lehrſtand der Proteſtanten ſeyn ſollte, und daß dieſes die Hauptabſicht des Verfaſſers wäre. Dieſe Abſicht kam mir abſcheulich vor. Denn ſo ſehr ich einen Stauzius und Tuffelius haſſe und verabſcheue, ſo muß doch ein jeder rechtſchaffener Patriot geſtehen, daß die Satyre ganz und gar das Mittel nicht ſey, den Lehrſtand zu beſſern. Niemalen hat die Satyre den erwünſchten Effekt, in Religionsſachen aber iſt ſie greulich. Man macht die Fehler der Lehrer lächerlich, anſtatt daß man darüber weinen ſollte. Leichtſinnige Gemüther ſehen nach einer ſolchen Lectür den ganzen Lehrſtand verächtlich an, und werden zum Spotten, und zur Freygeiſterey mit groſſen Haufen gebildet. Wenn der Herr Verfaſſer des Nothankers ſelber unter dem Publikum herumgienge, und die Folgen beobachtete, die ſein Buch macht, ſo würde er ſelbſt ſchaudern.

Dieſen verwichenen Herbſt fand ich nun endlich auch den zweyten Band des Nothankers bey einem Freunde liegen, ich ſchlug ihn auf, durchblätterte ihn, und fand ihn noch viel ſchlimmer als den erſten. Ich wurde eifrig, ſetzte mich hin, und ſchrieb, in einem Feuer, die Schleuder nieder, ſo wie ſie da iſt.

Ich bekenne von Herzen, daß ich beſſer gethan hätte, wenn ich erſtlich die Wallung hätte übergehen laſſen, allein es iſt nun geſchehen, und ich bitt Herrn Nikolai alle Beleidigungen öffentlich und herzlich ab, was würklich Beleidigungen ſind; allein die Behauptungen der Schleuder, was die Religion betrift, bekenne ich, wahr zu ſeyn, und weiche nicht davon, weder zur Rechten noch zur Linken bis in meinen Tod. Deswegen hab ich dieſe Theodicee geſchrieben, um deutlicher zu zeigen, aus welchem Geſichtspunkt man die Sache beurtheilt habe, und beurtheilen muß.

Ich wende mich aber nun zu den Anmerkungen, die Hr. von B.. über meine Schleuder herausgegeben hat. Alle Ironien über meine Perſon dienen nicht zur Hauptſache, ich werde mich gar nicht, weder nun, noch jemals damit aufhalten. Hr. N... mag mich behandeln, wie er will, und alle Menſchen, wie ſie wollen, darauf werde nie antworten, aber die Wahrheit, die Ehre Gottes und der Religion will ich vertheidigen, ſo lang ich kann.

Nur ein Gefühl des Unrechts, das einem um Teutſchland verdienten Manne durch meine Schleuder geſchehen iſt, treibt meinen Herrn Gegner an, Anmerkungen dazu zu ſchreiben. (Siehe die Vorrede.)

Dieſe Verdienſte des Herrn N... erzählet er daher; wären nur die Freuden des jungen Werthers weggeblieben, die gehören, gewis nicht dahin. Dieſe Brochüre verkleinert das größte Genie Teutſchlands aus Herrn Wielands und mehrerer Ephoren Mund zu reden. Einſichtsvoller Kunſtkenner — iſt noch ein Problem. Ferner: Kabale, Autorhaß, und gelehrter Stolz ſind die Triebfedern, die mich zum Schreiben der Schleuder angefeuert haben, dieſes weis Gott am beſten, ich hab es oben geſagt, was mich angetrieben habe. Doch weiter:

Seite 1. der Anmerkungen.

Ich ſoll meinem Gewiſſen nicht mehr folgen, das mich antreibt, Grobheiten zu ſagen, die ſich geſittete Menſchen nicht erlauben. Chriſtus ſagt aber gar oft zu den Phariſäern: Ihr Schlangen und Otterngezüchte! ihr Heuchler! ihr übertünchte Gräber! alles das hab ich lange dem Herrn N.. noch nicht geſagt, und doch ſag ich ihm Grobheiten, man vergleiche, mit wem Chriſtus zu thun hatte, und mit wem ich zu thun habe.

S. 2. Ueber meine Freygeiſtergeſchichte verliert mein Gegner wenig Worte, ſie ſeye nur ein flüchtiger Einfall von mir, zum Behuf ſchmähſüchtiger Abſichten erſonnen. Wo iſt der Beweis davon, Herr v. Br.? die Sache redet ja von ſelbſten. Freylich haben Leibnitz und Wolf die Philoſophie reformirt, ich ſage ja in der Schleuder, ihre Philoſophie ſey die beſte, die wir hätten; ich zeige da ja auch, auf was Weiſe ſie der Religion geſchadet habe. Das berühren Sie aber nicht, widerlegen es auch nicht, ſondern ſagen da etwas in den Wind, das gar ohne Grund iſt. Wer dieſes alles da unpartheyiſch in der Schleuder lieſt, der muß mich entſchuldigen. Allein mein Gegner will mir eben den Kopf waſchen.

S. 3. Man überlege doch einmal, was mein Gegner dieſe Seite herunter ſagt. Der pretiöſe, myſtiſche, tändelnde, unverſtändliche Vortrag vieler Lehrer u. ſ. w. ſey Schuld an der Freygeiſterey, und doch iſt der Kanzelton vor und nach der Reformation noch viel elender geweſen, ohne Freygeiſter zu erzeugen. Warum thut ers denn doch jetzt juſt in unſern Tagen? — Merken Sie doch Herr v. Br.! es läßt ſich vieles ſagen; aber wer widerlegen will, der muß auch beweiſen. Sie haben aber in ihren Anmerkungen nicht einen einzigen Vorwurf, den Sie mir machen, mit gründlicher logiſcher Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft dargethan. Mit bloſem Geſchwätz kann man wohl Kinder bang machen. Sagen Sie mir doch, was iſt vernünftiger Glaube? Wenn Sie hier durch denſelben den wahren Glauben des Chriſten verſtehen, wie ich ſehe, daß Sie würklich thun, ſo entſteht der Glaube an Chriſtum durch Unterſuchung, Prüfung, und Zweifel; das iſt doch wahrhaftig elend gnug. Sie unterſcheiden nicht den Urſprung des hiſtoriſchen Glaubens von dem Urſprunge des ſeligmachenden Glaubens. Meynen Sie denn, die Ueberzeugung der Gewisheit, daß die evangeliſche Geſchichte wahr ſey, ſey der Glaube, der das Herz beſſert, er ſey der Glaube, der uns fähig macht, uns und unſern eigenen Willen an Chriſtum aufzuopfern? — Kennen Sie unſere Bedürfniſſe noch nicht beſſer? Das Herz muß durch Erfahrung überzeugt seyn, es muß fühlen und empfinden, daß es einen Erlöſer nöthig habe, es findet ihn und glaubt mit unausſprechlicher Freude. Und im übrigem ſag ich mit vollem Recht: Ja, Hr. v. Br. laßt alle Künſte und Wiſſenſchaften ſteigen, die Religion muß, wie ſie Chriſtus und die Apoſtel gelehrt haben, das iſt, beym Alten bleiben. Verlangen Sie denn eine andere?

S. 6. und 7. Hören Sie, liebſter Hr. von Br. auf dieſen zwo Seiten muß ich Ihrer würklich ſchonen, und das aus Hochachtung gegen Ihren Charakter, ich würde Sie ſonſt bis zum Schämen blos ſtellen. Alſo nur dieſes: Was hab ich in der Schleuder behauptet? Gewis nicht, daß Stauz und Tüffel wackere fromme Männer ſind, und eben ſo wenig, daß böſe Miedlinge von Lehrern, würklich wahre Hirten der Heerde nach dem Sinne Chriſti ſind, hätt ich dieſes behauptet, ſo hätten Sie auch ganz recht, allein wer nur halb ſehen will, der verſteht meinen Sinn wohl. Ich behaupte nemlich: ſo lange die Grund- und Glaubenslehre im

Ganzen richtig gelehret und vorgetragen wird, ſo ſind diejenigen, die ſie vortragen, Diener und Geſandten Chriſti, in ſo weit ihre Lehre rechtſinnig iſt, wenn ſie auch ſonſten ſchwache und verdorbene Menſchen ſind.

Und wehe dem, der ſich unterſteht, Satyren auf ſie zu machen, NB. ohne dazu das Muſter eines Lehrers, wie er würklich ſeyn ſoll, vor Augen zu ſtellen. Man ſoll ſolche Fehler beklagen, und die Menſchen, anſtatt darüber zu lachen und zu ſpotten, weinen machen. Dieſes iſt meine Meynung und Abſicht. Wer mit Nachdenken und Menſchenkenntniß den Nothanker lieſt, wird finden, daß das Urtheil, welches ich dem Richter der Menſchen S. 18. der Schleuder ſagen laſſe, grundrichtig iſt. Wie ſchief ſind nicht die Anwendungen, werther Freund! die Sie S. 7. machen. Die proteſtantiſche Prediger und die Phariſäer und Sadducäer. Chriſtus weint über dieſe, folglich darf Herr N... jene verſpotten. Leute, die die Lehre Chriſti am reinſten in der Chriſtenheit lehren, gehören die neben die Phariſäer?

Erasmus, Luther, Thomaſius, Gottfr. Arnold, u. ſ. w. beſtrafen den Verfall ihrer Zeiten, ein jeder nach ſeiner Art, aber womit hattens die zu thun? Die erſteren mit der äuſſerſt verfallenen in Lehr und Leben verdorbenen römiſchen Geiſtlichkeit, und letzterer mit dem Ueberreſt dieſer Verdorbenheit unter den Proteſtanten. Seit der Zeit iſt aber die

Geiſtlichkeit durchgehends beſſer worden. Der ſanfte Arnold, wo iſt deſſen Groll? Ich kenne ſeine Kirchen- und Ketzerhiſtorie durch und durch, und weiß ſeine Fehler gar wohl, Groll aber find ich bey dem frommen Mann eben nicht.

Iſt das dann vernünftiger Vergleich, wenn man die auf der Neige ſtehende proteſtantiſche Kirchenverfaſſung, wenn ſie Gott nicht rettet, die wegen des Unglaubens, und nicht wegen des Aberglaubens und Phariſäiſmus auf der Neige ſtehende Kirche mit dem tiefſten Aberglauben vergleicht, dem der verehrungswürdige Verfaſſer der Briefe über das Mönchsweſen ſo muthig entgegen geht? Darf derowegen noch jemand auftreten, und lächerliche und ungereimte, (Niemand lächerlich und ungereimt, als der den Unglauben ſchon aufgefaßt hat, oder der hier und da die perſonelle ſchändliche Züge eines gottloſen unwürdigen Pfaffen, die man vor Auswärtigen bedecken ſollte, die nicht mehr allgemein herrſchend ſind, beobachtet:) ich ſage, darf deswegen jemand auftreten, und ſolche einzelne unmenſchliche Auftritte eines Stanzins, als herrſchende Laſter der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit beſatyriſiren und belachen? Preiſen Sie mir ja des würdigen Sulzers Theorie nicht an, ich weiß gar wohl, wie weit die Satyre und ernſtliche Beſtrafung gehen muß, und ſehen Sie einmal die Sache unpartheyiſch an, ſchlagen Sie dann die Augen nieder. Vor dem, der auf dem Stuhl ſitzt!!!

Nun folgen einige nicht beantwortenswürdige Ironien, ſie ſind perſonel, es gilt der Welt einerley, ob ich ein Kunſtkenner bin oder nicht.

S. 15. Ich der Bannſtralenwerfende! — Welch ein Ausdruck, mein Freund! — Die Summe des Guten ſoll ungeachtet der menſchlichen Verdorbenheit größer ſeyn, als das Böſe, wer leugnet das! Ich ſage nur, daß alles Gute in dem Reiche Gottes durch die Gnade gewürkt, und gar nichts Gutes von den Menſchen aus eignen Kräften vorgebracht werde; ſondern daß der natürliche Menſch nicht einmal etwas Gutes von ſich ſelber denken, geſchweige ausüben könne, wie der Pietiſt gar recht mit Paulo behauptet, ja daß, wie ich in der Theodicee bewieſen habe, alle Tugenden des Naturmenſchen, wenn ſie nicht aus den Anſtalten Gottes herfließen, und alſo durch die Gnade gewürkt werden, ein Greuel in den Augen Gottes ſind. Ja, es iſt gewiß, daß alle Nothankerſche Lehren, die von eigenen Kräften zum Guten, von Würde und Güte in der menſchlichen Natur reden, mit Gewalt die Lehre von der Erlöſung durch Chriſtum ſchwächen. Der Menſch ſey immer gründlich übergeben an die Gnade und den Geiſt Chriſti, und halte an um Kraft wider die Sünde, ſo wird er einſehen, daß alle eigene Werke mit Sünden befleckt ſind, und daß er aus Gnaden ſey, was er iſt. Sind das Bannſtralen? — Rede ich nicht die klare Lehre der Offenbarung Gottes an die Menſchen? Wenn

Sie mich widerlegen wollen, ſo müſſen Sie mich aus der Bibel widerlegen. Sie widerlegen mich aber aus Ihrem eigenen Glaubensſyſtem; wer garantirt mir aber daſſelbe? Es zeugt gar zu ſehr, wes Geiſtes Kind ſie waren, da ſie die Anmerkungen niederſchrieben!!!

S. 16. Sie retten hier ihren Nothanker ſehr übel. Der Pietiſt ſchreibt alles der Gnade zu, der Magiſter aber nicht alles, nemlich das Gute. Nothanker ſagt recht hämiſch und ſpottend: Die Gnade würke nicht, wie ein Keil aufs Klotz, das hatte aber auch der Pietiſt nicht behauptet, ſondern nur, der Menſch müſſe ſich von der Gnade bewürken laſſen; das iſt, er muß ſich an dieſelbe übergeben. Nothankers Antworten ſind immer, als wenn man jemand ſeine Worte verdrehen und lächerlich machen will. Beweiſen müſſen Sie, daß unſere Begriffe von der Gnade ketzeriſch ſind. Mein Gott! Sie ſagen eine Menge Zeug daher, beweiſen aber nichts, gar nichts. Mache ich Luftſtreiche! Sie ſagens, beweiſens aber nicht.

S. 17. Ich habe in der Schleuder geſagt, die Verbeſſerung der Kirchengeſänge ſey mehrentheils Thorheit, nemlich wie ſie jetzt in der Kirche hier und da vorgenommen wird. Sie aber wiſchen über mich her, und behandeln mich, als wenn ich geſagt hätte: alle Liederverbeſſerung, die jemals geſchehen wäre, und die noch jetzt geſchieht, ſey Thorheit. Das ſind wohl Luftſtreiche, das iſt mir nie in den

Sinn kommen. Gehen Sie nun recht und vernünftig zu Werke lieber Herr v. Br.? Kann das auf die Verbeſſerung der Lieder von unſern Vorfahren auch nur mit den Haaren gezogen werden? — Und wenn Sebaldus ſich auf das Vater unſer beruft, iſt das nicht recht elend? Der Pietiſt redet vom Proceß, den ein Chriſt durchgehen muß, und da ſetzt Nothanker gegen, er bethe das Vater unſer, darinnen ſtehe nichts vom Durchbruch, vom Bundesblut u. ſ. w. iſt das dann treffend?

S. 19. Verdrehen Sie mir wiederum meinen Sinn. Ich ſage ja gar nicht, daß Sebaldus keine Gnade hatte, ich ziehe nur eine Conſequenz aus ſeinen Worten: Er hatte vorhin Würde und Kräfte zum Guten dem Menſchen beygelegt, und iſt doch ſo verträglich gegen die Räuber, welches er ohne die Würkung der Gnade nicht konnte, ich will hier nur einen Widerſpruch im Charakter des Nothankers zeigen, das hätten Sie wohl ſehen können, wenn es Ihnen nur um die Wahrheit zu thun geweſen wäre.

Und eben ſo ſchändlich verdrehen Sie mir die Worte: *Man gehe immer ſicherer, dem muthwilligen Volk härter zu drohen, als man willens iſt zu ſtrafen.* Nun zittern Sie doch vor der Folge, die Sie daraus ziehen! — Denken Sie doch einmal nach, ob das freundſchaftlich und chriſtlich ſey, auf eine ſo fatale Weiſe die Worte zu verdrehen. Ich hatte erſt bewieſen, daß das alte Lied von der Ewigkeit der Höllenſtrafen, den Ausdrücken der Offenbarung nicht widerſpreche. Und hernach ſage ich, dieſes Lied könne noch wohl einen rohen Menſchen vom Verderben zurückſcheuchen. *Es ſey beſſer, lieber zu hart zu drohen, als die Sache zu leicht zu machen.* Hier habe ich das Lied im Geſicht. Wer wird aber hieraus folgern können, meine Meynung ſey geweſen, Gott drohe härter, als er willens ſey zu ſtrafen, oder daß die Prediger die Folgen der Sünde härter machten, als ſie ſeyen. Bedenken Sie doch, wie ungerecht ſie mich behandeln.

S. 20. Philoſophie eines Doktors, Menſchenverſtand, Menſchenempfindung — Halt! halt! nicht ſo eifrig, mein Herr und Freund! Mit wem kämpfen Sie? Was eifern Sie? — Ich ſage mit der ganzen chriſtlichen Kirche, wir werden in jener Welt den Engeln gleich ſeyn. Diejenigen Bande der Blutsfreundſchaft, die nur Beziehung auf die Weltverfaſſung haben, werden nicht mehr ſeyn. Wenn meine Gattinn und Kinder Gott fürchten, und ich werde ſie folglich zur Rechten Chriſti, neben mir ſehen, wie groß wird meine Freude ſeyn! Wenn ſie aber gottlos geweſen ſind, und alle ihre Greuel vor dem göttlichen Gericht offenbar werden, ſollte ich ſie da noch lieben können? Wird ein Mann ſeine Frau noch lieben, wenn er entdeckt, daß ſie eine ſchändliche Hure iſt, die ihm vielmal untreu geworden iſt? Werde ich meinen Sohn noch lieben, wenn ich gewahr werde, daß er ein Ungeheuer iſt, das mir nach dem Leben ſtehet! Und wird meines herrlichen Königs Jeſus, den ich denn in aller ſeiner Glorie und Liebenswürdigkeit von Angeſicht ſchauen werde, Ehre und Beleidigung nicht die meinige ſeyn? Bin ich nicht hier ſchon ſchuldig, Eltern, Weib und Kinder um ſeinetwillen zu verläugnen, wenn ſie mich im Chriſtenthum hindern? Wie vielmehr dermaleins, wann dieſe Bande getrennt ſeyn werden!

Iſt nun Ihr Spott nicht entſetzlich! Sie ſagen: Wer verlangt nicht des gründlichen Mannes (das bin ich, meine Leſer) Seelenlehre einſt in groß Folio gedruckt zu ſehen! ꝛc. Erbärmlich! erbärmlich ſchlechte Widerlegung und Folgerung! Ich möchte aufhören, mich mit dergleichen ungegründeten unbewieſenen leeren Ironien zu beſchäftigen; es iſt Zeitverderb.

Meine heruntergeſtürzte und vernichtigte Kunſtkenntniß übergeh ich wieder. Die größten Genie's Teutſchlandes reden mit mir aus einem Munde. Doch fällt mir auf; S. 23. geben Sie mir Schuld, ich habe behauptet: die Räuber, die den Pietiſten plünderten, ſeyen eben dieſelben, die den Poſtwagen geplündert hatten. Wo ſteht das in der Schleuder? Ich ſage: vor ein paar Stunden ſey der Poſtwagen geplündert worden, und doch ſeyen die Räuber (nemlich diejenigen, die den Pietiſten beraubten) gar nicht bang geweſen, und ſo weiter. Iſt es denn nicht höchſt unwahrſcheinlich, daß ſo nahe bey Berlin zweymal Räubereyen hinter einander auf einer Straße geſchehen? —

S. 24. Iſt kein Unterſchied zwiſchen Werkheiligkeit und wahrer Heiligkeit? — Iſt kein Unterſchied unter den Tugenden, die ich in der Abſicht thue, ein tugendſamer vortreflicher Mann zu heiſſen, und unter den Werken, die ich im Verborgenen thue, Gott zu verherrlichen, und meinem Nächſten zu dienen? Iſt kein Unterſchied zwiſchen Phariſäismus und den verborgenen guten Handlungen des Chriſten? Wo hatten Sie die Gedanken, mein Herr! wie Sie das Ding dahin ſchrieben? — Und bey dem all ironiſiren und ſpotten Sie meiner.

Den erläuterten Sillogismus mag man nur in der Schleuder in Ihren Anmerkungen, und ſeine Prämiſſen im Nothanker leſen, wenns der Mühe werth iſt, der wird ſehen, daß ich vollkommen recht geſchloſſen habe.

S. 27. Ich habe behauptet, der Pietiſt rede im Nothanker die Sprache der Religion bis dahin, daß er ſich ſelbſt nicht gleich iſt. Sie ſagen darauf: man ſolle doch einmal hinſehen, was ich vor unüberlegtes Zeug ſchriebe! Ich widerſpreche mir ſelbſten. Sie ſagen das, ohne es zu beweiſen, und jemalen beweiſen zu können.

S. 28. Was brauchts viel Unterſuchens, ob Herr N. das Lamm habe wollen lächerlich machen oder nicht; genug, es wird lächerlich. Ein jeder, der nicht gar ein zart Gewiſſen hat, lacht hier aus vollem Halſe. Und weß lacht er denn? Er lacht des Lamms am unrechten Ort. Wer hat es an den unrechten Ort geſtellt? Herr N. um Leute lachen zu machen, man braucht nur Augen, um das zu ſehen. Was aber das anbethenswürdige Lamm, das geſchlachtet iſt, vo Grundlegung der Welt dazu ſagen wird, das kommt mir nicht zu, weiter zu unterſuchen. Und Sie vertheidigen dieſen Greuel, dieſe evidente Läſterung!!!

Herr v. Br. es iſt mir unmöglich, zu begreifen, wie Sie ſich ſo ſehr haben vergeſſen können, um auf eine, ich muß es ſagen, boshafte Weiſe ein Buch zu vertheidigen, das doch wahrhaftig kein rechtſchaffener Mann, wenn ers auch lieſt, davor anſieht, daß es nützlich ſey, alle wohldenkende Leute, und die glimpflichſten ſagen doch immer: Herr N. hätte beſſer gethan, wenn er das Buch nie geſchrieben hätte. Sie glauben: ein wahrer Pietiſt könne das Buch leſen. Wie reden Sie doch gegen ihr Herz; Sie wiſſens ja beſſer, ſoll ich Sie überführen, daß Sie ſelbſten eingeſtehen müſſen, und in der That überzeugt ſind, das Buch ſey dem Chriſtenthum ſchädlicher als nützlich. Ich mag Ihnen den Prediger nicht nennen, Sie haben ihn vielleicht wohl gekannt. Ein Mann, von dem niemand in der Welt ſagen konnte, er ſey kein Chriſt, ein Mann, den Lavater, den Jacobi, den alle Menſchen liebten, und der eben ſo Gott und alle Menſchen liebte, der toleranteſte, liebenswürdigſte, theuerſte Mann, der keinen Feind in der

Welt hatte, und niemand feind war; was ſoll ich ſagen: ein Mann, der alles las, und mit Liebe beurtheilte; bey ſeinem Andenken blutet mir das Herz, und es blutet allen, die ihn gekannt haben; er ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre.

Dieſer mein verklärter Freund fragte mich einmal, ob ich Wielands Agathon geleſen hätte, ich ſagte ja. Er fragte mich, ob ichs für gut fände, daß er ihn läſe, ich riethe ihm das ab. Doch er beſtund darauf, und ſagte: ein Prediger muß alle Bücher kennen, wie kann er ſonſt urtheilen, rathen und warnen. Nach einiger Zeit kam ich wieder zu ihm, nun hatte er nicht allein den Agathon, ſondern auch den erſten Band vom Nothanker geleſen. Freund! ſagte er zu mir, Agathon reizt zur Wolluſt, aber auch zur Wiederkehr. Nothanker aber (hier kamen zwo Thränen die Wangen herunter) zeugt Religionsſpötter die Menge, ohne Hofnung der Beſſerung.

Sie wollen Ihren Herrn N. entſchuldigen — Doch ich bin warlich müde, und entſchloſſen, aufzuhören. Ihre Anmerkungen vom Anfang bis zu Ende, machen mir nicht einen einzigen Vorwurf, den Sie beweiſen können, wenn ich Beweis forderte. Das ganze Büchelgen iſt eine Ironie und Spott über meine Perſon und Schleuder. Geben Sie Gott die Ehre! Ich weiß, daß Sie denſelben fürchten und verehren, und gehen Sie in der Stille auf ihr Kämmergen. Flehen Sie dem Vater der Menſchen, daß er wegen dieſer Sache nicht mit Ihnen ins Gericht gehen wolle, ſonſt wirds ſchlecht ausſehen.

Ein teutſcher Roman, der nicht feine ſubtile dem Pöbel unmerkbarere Lehren enthält, ſondern der gerades Weges auf gut Teutſch diejenigen lächerlich macht, die das einzige Band der Ordnung und der bürgerlichen Zucht in der Hand haben, der über Gnade, Höllenſtrafen, Lamm und andere denen Chriſten ernſthafte und zum Theil heilige Sachen, ein paar ſchlechte Leute lächerlich räſonniren läßt, und dergleichen Dinge der Reihe nach mehr.

Ein ſolcher Roman iſt ſchädlich, und wer denſelben vertheidiget, handelt ſehr unweislich.

Der Tag, an welchem die Gedanken, Worte und Werke aller Menſchen, ſo wie ſie ihrer Natur nach ſind, offenbar und aufgedeckt werden ſollen, der wird auch mich und meine Schriften aufdecken, und denn werden Anmerkungen, Vertheidigungen und Beleuchtungen gar nicht mehr nöthig ſeyn; ſondern wir werden alle ſagen und bekennen müſſen, daß wir unnütze Knechte ſind, auch dann, wenn wir gethan haben, was unſere Schuldigkeit war. Darum laßt uns ferner keine Ehre mehr bey Menſchen ſuchen, ſondern ſie Gott allein geben, dem ſie gebühret.

Johann Stilling.

Eine Biographie.

Johann Stilling.

Eine Biographie [*]).

Selig, ſelig, wer in ſeinem Kreiſe
Thut, ſo viel er kann, und ſtill und weiſe
Seine, ihm vertraute Rolle ſpielt!
Der des Buſens unauslöſchlich Schmachten,
Und des Geiſtes raſtlos kühnes Trachten
Mit der Hoffnung ew'gen Daſeyn kühlt!
Koſegarten.

Dieſes merkwürdigen Mannes habe ich in **Heinrich Stillings** Lebensgeſchichte öfters, aber nur im Vorbeigehen erwähnt. Doch verdient er es, daß ich ihm ein beſonderes Denkmal ſtifte. Meine Leſer werden damit übereinſtimmen, ſobald ſie die folgenden wenigen Blätter durchleſen.

---

[*]) Gern werden Leſer, welche ächtes Verdienſt zu ſchätzen wiſſen, dies beſcheidene Blümchen auf das Grab eines Mannes hier finden, den nicht allein ſein Vaterland, ſondern auch der ganze bergiſche und märkiſche Fabrikendiſtrikt mit wahrer Dankbarkeit nennt.
der **Herausg.**

Sein eigentlicher Name war der meinige; er hieß Johann Heinrich Jung. Von ihm hab' ich denſelben bekommen, denn er war mein Taufzeuge. Sein Geburtsjahr, 1712, ſchenkte der Welt den großen Friedrich von Preußen, und beide verließen auch 1786 dieſen Schauplatz wieder. Man verzeihe mir dieſe kühne Zuſammenſtellung: und das Bewußtſeyn entſchuldige ſie, daß mein Oheim der Segen meines und ſeines Vaterlandes war, noch iſt und ſeyn wird, ſo lange der gegenwärtige Gewerbſtand deſſelben dauert!

Sein Vater, mein Großvater Eberhard, hatte ein mittelmäßiges Bauergut, und war zugleich Kohlbrenner. Da nun mein Oheim ſein Erſtgeborner war, ſo hoffte er, bald Unterſtützung und Hülfe von ihm zu bekommen. Er wurde zwar zur Schule geſchickt, lernte aber nur Leſen und Schreiben, und erhielt dabei den nöthigen Religionsunterricht. Weiter konnten ſeine Eltern nichts auf ihn verwenden; er mußte die, bald auf ihn folgenden Kinder verwahren, damit Vater und Mutter im Wald und im Felde ihre Geſchäfte verrichten konnten.

Ohngefähr im zehnten Jahr ſeines Alters trug ſich etwas zu, das verborgene Keime in ihm entwickelte, und ſeinem ganzen künftigen Lebensgang eine ausgezeichnete und wohlthätige Richtung gab.

Der damals regierende Fürſt von Naſſau-Siegen ließ in der dortigen Gegend die Waldungen vermeſſen und in Grundriſſe bringen. Er bediente ſich dazu des geheimen Raths von Plönies, der in Siegen privatiſirte, ein ſehr geſchickter Mathematiker, und ein — wirklich frommer Mann war. Dieſer nahm ſeine Wohnung in unſerm Geburtsdörfchen und in meines Großvaters Hauſe. Er that es darum, weil auch meine Großeltern als chriſtliche Leute bekannt waren.

Plönies bediente ſich, bey ſeinem Geſchäfte, des Kompaſſes, oder der Bouſſole und der Kette. Dieſe Arbeit zog die ganze Aufmerkſamkeit des Knaben an ſich. Stundenlang ging er mit, und Plönies bat ſeine Eltern, die ihn gern zu etwas anderem gebraucht hätten, den Kleinen mitlaufen zu laſſen: „denn, fügte er hinzu, man kann nicht wiſſen, wozu es nützt.“

Zum größten Leidweſen unſeres Johann Heinrichs ward die Vermeſſung in einigen Wochen beendigt; um aber doch der Freude noch länger zu genießen, machte er ſich aus einer alten hölzernen Doſe, wie die Kohlbrenner ſie mit in den Wald zu nehmen pflegen, einen Kompaß. Die Magnetnadel war freilich nur von Holz, aber ſie wackelte denn doch auch auf der Stecknadelſpitze, und ſchwankte umher, als wenn ſie auch verſtünde, den Nordpol zu ſuchen. Der kleine Landmeſſer beobachtete ſie mit einem gravitätiſchen Amtsgeſichte, und ahmte überhaupt alle Mienen und Handlungen ſeines unvergeßlichen Vorbildes treulich nach. Anſtatt der Kette bediente er ſich eines langen Bindfadens; und ſeine Kameraden machten ſich ein Vergnügen daraus, ihm zu dienen.

Dieſe Kinderſpiele erloſchen nach und nach; aber nicht der innere Trieb, aus dem ſie entſtanden. Sein Vater war — nie reich, doch, zu der Zeit, noch arm. Er konnte dem Knaben nicht die gehörige Zeit zum Lernen geben, ſondern dieſer mußte, ſobald ſeine Kräfte es erlaubten, mit in den Wald und am Kohlenbrennen helfen. Endlich fand der gute Heinrich einen wohlthätigen Mann zu Hilgenbach, den Keppeliſchen Stiftsrentmeiſter Anrand, welcher ſich erbot, ihn umſonſt im Rechnen zu unterweiſen, wenn er nur, von Zeit zu Zeit, auf eine Stunde zu ihm kommen wollte. Ob nun gleich unſer Geburtsort, Im Grunde genannt, eine Stunde von Hilgenbach entfernt iſt: ſo ging doch der lernbegierige Jüngling gerne des Abends, wenn er aus dem Walde kam, noch zu ſeinem Freunde in die Rechenſtunde. Gegen Mitternacht kehrte er zurück; um vier Uhr des Morgens aber war er ſchon wieder munter, und ſtieg mit ſeinem Vater den jähen Giller hinan. Das Rechnen ging ſo gut von ſtatten, daß er bald keinen Unterricht mehr nöthig hatte.

Obgleich Johann Heinrich der älteſte Sohn war, und mein Vater, Johann Helmmann

(Wilhelm Stilling), der nun auch heranwuchs, gebrechliche Füße hatte, ſo daß er durchaus keine ſchwere Arbeit verrichten konnte; jener alſo nothwendig den Vater hätte unterſtützen ſollen: dennoch arbeitete ſein Genie ſo mächtig in ihm, daß er endlich ſeine Eltern bitten mußte, ſie möchten ihm doch erlauben, Schullehrer zu werden. Eberhards Blick war zu hell, um nicht einzuſehen, daß, bey ſo bewandten Umſtänden, ſein Sohn ein ſchlechter Bauer und Kohlbrenner werden würde. Dabey war ſein Herz zu gütig, zu menſchenliebend, als daß er aus deſpotiſchem Eigennutz ſein Kind hätte unglücklich machen können. Beide Eltern willigten alſo in ſein Verlangen, und überließen ihn der leitenden Hand der Vorſehung.

Bald wurde mein Oheim Dorfſchulmeiſter, und zwar zuerſt auf der Lützel, eine halbe Stunde vom Grund entfernt, oben auf der Höhe, an der Oſtſeite des Gillers. Hier fing ſein mechaniſches Genie an, ſich zu entwickeln. Mit einigen wenigen Schnitzwerkzeugen verfertigte er eine hölzerne Uhr, und fing zugleich an, zu drechſeln. Von dort kam er, als Schullehrer, in unſern Geburtsort, wo ich — ſein treuer Nachahmer — noch viele Jahre ſpäter Drechsler- und Schnitzarbeiten von ihm fand. Endlich wurde er an die Schule zu Litfeld berufen, einem anſehnlichen Dorfe von ſiebenzig Häuſern. Hier war der Ort ſeiner Beſtimmung. Denn kaum war er ein paar Jahre da geweſen, ſo heirathete er die älteſte Tochter einer Wittwe, die ein kleines Gut mit einem hübſchen Hauſe hatte. Mein Oheim übernahm beides, und verließ nun die Schule, welche von der Gemeine meinem Vater übergeben wurde.

Wer ſich in meinem Vaterlande ehrlich ernähren, und, ohne Schulden zu machen, durchkommen will, der muß Bauer und Handwerksmann zugleich ſeyn. Die Güter ſind zu klein. Um zu beſtehen, wird reger Fleiß und wohlüberdachte Sparſamkeit erfordert. Mein Oheim hatte beides, aber auf eine geniemäßige Art. Denn — er war fleißig im höchſten Grade, aber um immer etwas Neues zu erfinden; und ſehr ſparſam, aber um das Erſparte auf Künſte und Wiſſenſchaften zu verwenden. Seine Frau hingegen war eine treffliche Haushälterin; thätig und klug; überhaupt ein ehrenwerthes Weib. Meines Oheims Umſtände waren alſo, im Anfang ſeiner Wirhſchaft, zwar dürftig, aber er kam denn doch als ein ehrlicher Mann durch.

Seine eigentliche Handthierung beſtand im Drechſeln und Uhrmachen; dabey benahm er ſich jedoch ſo, daß die ganze umliegende Gegend immer etwas zu bewundern fand. So oft man zu ihm kam, war etwas Neues da. Alle ſeine Garnhaſpel hatten Zeiger, ſo daß man nie die Gebinde zu zählen brauchte. Einſtmals hatte er einen gemacht, an welchem, ſtatt der Knappſchiene, zwei Ziegenböcke mit den Köpfen an einander ſtießen, und ſo das

Knappen verurſachten, wobey dann oben ein Männchen zum Fenſter hinausſah. Bald darauf verfertigte er eine Uhr, welche ihm ein Vetter in **Gelberhauſen** abkaufte, bey dem ich ſie noch oft geſehen und bewundert habe. Sie zeigte, nebſt den gewöhnlichen Stunden und ihren Abtheilungen, den Mondeswechſel, die Monatstage, die Monate, und in welchem Zeichen des Thierkreiſes ſich die Sonne befand. Das ganze Land ſtaunte dieß Wunder an, weil man dort nie dergleichen geſehen und gehört hatte. Und in der That, es war viel für einen Bauersmann, der ein ſolches Kunſtwerk machte, ohne, in ſeinem ganzen Leben, Unterricht bekommen zu haben.

Bey allem dem vergaß er ſein eigentliches Lieblingsfach, die Mathematik und Geometrie, nicht. Er ſchaffte ſich **Wolfs** und Anderer Schriften an. So, wie er ſie las, faßte er ſie auch ganz. Da nun in dortiger Gegend der Bergbau blüht, ſo richtete er vorzüglich ſein Augenmerk auf die **Markſcheidekunſt**, die unterirdiſche Meßkunſt, welche bey Bergwerken durchaus unentbehrlich und ſehr wichtig iſt. Bald begriff er nicht nur dieſen ſchweren Theil der Geometrie; nein, er erfand auch Handgriffe und Werkzeuge, wodurch die Operationen ſehr erleichtert und um vieles gewiſſer wurden. Alle Inſtrumente machte er ſich ſelbſt, und zwar ſo kunſtmäßig und vollendet, daß ich ſie nie von irgend einem Mechaniker von Profeſſion ſchöner und richtiger geſehen habe. Arbeit und Politur waren geſchmackvoll, und die Genauigkeit in der Abtheilung, und überhaupt in allen den Stücken, worauf es hier ſo ſehr ankommt, hatte, wenigſtens damals, ihres Gleichen nicht. Seine Bouſſolen und Magnetnadeln waren von unübertroffener Güte; und wenn er mit ſeinen Inſtrumenten operirte, dann war er ſeiner Reſultate gewiß, ſo daß es ihm nie fehlte. Einen Beweis davon gibt folgende Geſchichte.

Der Landgraf von Heſſen-Kaſſel hatte, in den vierziger Jahren, einen Miniſter, Freiherrn Waiz von Eſchen, welcher mit einem vortrefflichen moraliſchen Charakter auch ſeltene Kenntniſſe in der Salz- und Bergwerkskunde verband. Die Heſſiſchen Salzwerke, beſonders die Nauheimer Saline in der Wetterau, haben ihm größtentheils ihre Aufnahme zu verdanken. In der Mathematik und Mechanik war er groß.

Dieſer Herr hatte im Oberbergiſchen, nicht weit von der Naſſauiſchen Gränze, ein Werk, welches durch einen geſchickten Schichtmeiſter verwaltet wurde. In dieſem Bergwerke befand ſich ein Ort, der böſe Wetter — eine ungeſunde Luft — hatte, ſo daß die Arbeiter in der Tiefe nicht mehr Odem holen, folglich auch nicht mehr ſchaffen konnten. Dieſem Uebel abzuhelfen, mußte oben auf dem Berge ein Schacht hinabgeſenkt, das iſt, ein Brunnen, lothrecht, tief in den Berg hinunter gegraben werden; aber ſo, daß er unten genau auf den Ort traf, wo die böſe Luft war, damit dieſe ab-, und friſche Wetter hineinziehen könnten. Nun beſteht die Kunſt des Markſcheiders darin, daß er, oben auf dem Berge, den Ort anzuzeigen weiß, wo man den Schacht anfangen muß, damit man, bei lothrechtem Fortarbeiten unten in der Tiefe, den gefragten Ort trifft. Denn — geſchieht das nicht, ſo iſt viele Zeit, Mühe und Geld verloren; die Arbeit muß wieder von vorne angefangen werden. Dies Geſchäft des Landmeſſers nennt man ein Bergwerk abziehen.

Der Schichtmeiſter zog das Bergwerk ab, und beſtimmte, oben auf dem Berge, den Ort, wo die Arbeiter den Schacht abſenken ſollten. Um aber ſo vorſichtig als möglich zu Werke zu gehen, wurde noch ein anderer Markſcheider gefordert, welcher auch ſeine Operation machte, aber einen Ort angab, der weit von dem erſten entfernt war. Jeder wiederholte ſeine Arbeit, und beharrte dann auf ſeinem angegebenen Reſultate. Nun wurde die Sache an den Eigenthümer nach Kaſſel berichtet. Der Herr von Waiz kam ſelbſt, legte den Bergkittel an, befuhr die Grube, und zog ſie gleichfalls ab. Er beſtimmte einen dritten, von den beiden vorigen weit verſchiedenen Ort, doch ſo, daß er ziemlich das Mittel zwiſchen ihnen hielt. Jetzt aber war guter Rath theuer. Wer hatte Recht? — Endlich nahte ſich ein Bergmann und ſagte: Ihre Excellenz! ich weiß einen Bauern zu Litfeld, der macht's gewiß recht.

Und nun erzählte er einige Fälle, womit er ſeine Angabe bekräftigte. Der Schichtmeiſter und der andere Markſcheider hohnlachten, und fuhren den Bergmann an: Packt euch fort! was wird der Bauer verſtehen! — Der Miniſter dachte anders. Augenblicklich ſchickte er einen Boten nach Litfeld, und ließ meinen Oheim holen.

Da ſtand nun der arme Bauer, in ſeinem groben, unſcheinbaren Rocke, dem Miniſter, mit dem Ordensſterne, gegenüber. Dieſer aber hatte Scharfblick genug, um in der wohlgebildeten Figur, in dem runden, brunetten Geſichte, in den feinen Zügen deſſelben, und in dem geiſtvollen Auge den vorzüglichen Mann zu erkennen. Er prüfte meinen Oheim, beſah ſeine Inſtrumente, und — erſtaunte. Jetzt machte der Bauer auch ſeine Operation, und zwar mit einer ſolchen Gewandtheit und Sachkunde, daß der Herr von Waiz wahre Achtung gegen ihn bekam; die beiden andern aber blöde in der Ferne ſtanden, und zuſahen.

Mein Oheim fand einen vierten Ort, der nicht weit von demjenigen entfernt war, welchen der Miniſter angegeben hatte. Verlegen ſagte dieſer: Wer hat nun Recht? — Ich! verſetzte mein Oheim. Das ſagen wir Alle — erwiederte jener. Feſt und beſtimmt trat mein Oheim vor, und fuhr fort: ich bin ein armer Mann, doch ſetze ich mein Vermögen zum Pfande, daß ich den rechten Ort getroffen habe, und wenn es Ihro Excellenz verlangen, ſo will ich's Ihnen ſchriftlich geben. Der Miniſter befahl, daß nach dieſer Angabe gearbeitet werden ſollte; es geſchah, und der Schacht traf auf ein Haar den gehörigen Ort, auch war er genau ſo tief, wie mein Oheim es angezeigt hatte. Von der Zeit an würdigte ihn der Miniſter ſeiner Freundſchaft. Er correſpondirte mit ihm, und ſuchte ihn in heſſiſche Dienſte zu ziehen. Allein dies Anerbieten ſchlug unſer Johann Heinrich ſtandhaft aus, und zwar aus dem Grunde, weil weder er, noch ſeine Frau eine Erziehung genoſſen hätten, die ſich in eine fürſtliche Reſidenzſtadt ſchickte. Er ſetzte vielmehr das Drechslerhandwerk und das Uhrmachen fort, während ſeine Frau die Bauerngeſchäfte beſorgte. Indeſſen ging es den guten Leuten ſchmal; ſie kamen nur kümmerlich durch.

Endlich wurde ſeine Frau, meine Tante, von einer ſchweren Augenentzündung befallen, ſo daß ſie Gefahr lief, blind zu werden. Nun lebte aber im Dorfe Rohrbach, im Herzogthum Weſtfalen und eine Stunde von Litfeld, ein katholiſcher Pfarrer, Namens Molitor, welcher ein ſehr glücklicher und berühmter Augenarzt war. Zu dieſem nahm mein Oheim ſeine Zuflucht, und nicht vergebens. Die gute Patientin wurde glücklich geheilt. Da ihr Mann, im Verlaufe der Krankheit, oft zu Molitor gehen mußte: ſo bemerkte dieſer die großen Talente, aber auch die dürftigen Umſtände meines Oheims; und hier entſtand zwiſchen dieſen beiden vortrefflichen Männern die feſte Freundſchaft, welche ſo viel Gutes geſtiftet, und mich, zwanzig Jahre ſpäter, zu einem ſo ſehr glücklichen Augenarzt gemacht hat. Denn dieſer iſt der nämliche Molitor, der mir, eben aus Antrieb jener Freundſchaft, in Attendorn, kurz vor ſeinem Tode das Manuſkript ſeiner Arkana ſchenkte. Von der Zeit an begann ich die Augenkuren, wie die Leſer der Geſchichte Stillings, aus ſeiner Wanderſchaft, ſich erinnern werden.

Damals lebte noch der Vater des letzten Biſchofs von Hildesheim und Paderborn, und ſeines Bruders, des Miniſters zu Münſter, der alte Freiherr von Fürſtenberg. Er war ein wirklich frommer, ſehr rechtſchaffener und dabey höchſt feiner Mann. Gerade in dieſem Zeitpunkte trug er ſich mit zwey Lieblingsplanen, die er gern ſo bald als möglich verwirklichen wollte. Der eine war — Stiftung und Erbauung eines Hoſpitals am Fuße ſeines Schloßes, der Schnellenberg, eine halbe Stunde von Attendorn. Dieſen Plan ſollte Molitor ausführen, der, zu dem Ende, ſeine Pfarrſtelle in Rohrbach niederlegen und auf jenes Schloß ziehen mußte, um den Bau, und überhaupt die ganze Einrichtung leiten zu können. Der andere war — die Vermeſſung aller ſeiner Rittergüter, deren er, bekanntlich, eine große Menge beſaß, und die er gern in richtige Karten eingetragen haben wollte. Dies Geſchäft wurde dem Pater Placidus, einem Jeſuiten, vertraut. So geſchickt aber auch dieſer Mann in der Mathematik ſeyn mochte, ſo war ihm doch das Meſſen ſelbſt, und das tagelange Laufen über Berg und Thal zu mühſam und zu ungewohnt. Das wußte Molitor, und benutzte es für ſeinen neuen Freund. Er ſprach mit dem Pater, und that ihm den Vorſchlag, ob er nicht den Jung noch etwas näher unterrichten, und dann ihm die Arbeit übertragen wollte? Placidus verſtand ſich, mit Freuden, dazu, und nun reiſte mein Oheim nach dem Schnellenberge, wohin Molitor bereits gezogen war, und den Bau des Hoſpitals begonnen hatte. An Pater Placidus fand mein Oheim einen ſo feinen, als ſanften und toleranten Mann, der ſeine größte Freude daran hatte, daß ſein Schüler ſchon ſo viele Kenntniſſe beſaß, und daß Fehlende ſo leicht begriff. Placidus operirte auch mit der Bouſſole und der Meßkette genau ſo, wie der Herr von Plönies. Jetzt wurde die ehemalige Doſe in einen ächten Kompaß, und der Bindfaden in eine ordentliche Meßkette verwandelt. Welch eine Freude das war, läßt ſich leicht denken. Auch der alte Eberhard und ſeine Margarethe nahmen frohen Theil an der Sache, beſonders aus dem Grunde, weil ihr Sohn ein ſicheres Gewerbe bekam, womit er ſich und ſeine Familie überflüſſig nähren konnte. Selbſt ich kleiner, achtjähriger Knabe jubelte vor Freude; denn ich hoffte, auch einmal ein ſolcher Landmeſſer zu werden.

Der Herr von Fürſtenberg, an ſeiner Seite, war mit dem gewählten Subſtituten ſehr zufrieden; denn Placidus konnte täglich nur ein paar Stunden arbeiten; mein Oheim hingegen ſchaffte, bauernmäßig, vom Morgen bis in den Abend. Damit aber auch ſeine Vermeſſungen vor Gericht gültig ſeyn möchten, ließ ihn der Freiherr vereiden, und zum kurkölniſchen ordentlichen Landmeſſer beſtellen, ohne daß es meinem Oheim das Mindeſte koſtete. Johann Heinrich unterrichtete nun auch meinen Vater, nahm ihn mit, und von der Zeit an arbeiteten die beiden Brüder, viele Jahre hindurch, mit einander, und erwarben ſich ihr reichliches Auskommen. Wir heranwachſenden Söhne begleiteten ſie, und halfen an dieſer Arbeit, wodurch wir früh Mathematiker und Landmeſſer wurden. Denn bey der Fürſtenbergiſchen Vermeſſung blieb es nicht; die hörte mit dem Tode des alten Herrn auf. Dagegen mußten viele Gemeinden im Herzogthum Weſtfalen und in der Grafſchaft Mark ihre Wald- oder Buſchmarken theilen, wozu die Gebrüder Jung wegen ihrer Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit gebraucht wurden. Eine der wichtigſten Marktheilungen war die im Kirchſpiel Herſcheid in der Grafſchaft Mark, welche in den funfziger Jahren angefangen und vollendet wurde, und an welcher die Söhne meines Oheims und ich vielen Antheil hatten. Damals waren beide Brüder noch in ihrer vollen Kraft, und meines Oheims aufgeweckter Charakter, ſein angenehmer, lehrreicher Umgang, und ſein treffender Witz belebte und begeiſterte uns alle.

Mit welcher Gegenwart des Geiſtes, und mit welcher Fertigkeit im Antworten dieſer ſeltene Mann begabt war, das zeigt, unter tauſend Beiſpielen, eines, welches mir eben beifällt. Er und mein Vater arbeiteten auf dem Schloſſe Schnellenberg, im großen Saale, an ihren Karten und Grundriſſen. Der Pater Placidus, der neben ihnen auf und ab ſpazierte, hatte Beſuch von einigen Jeſuiten aus der Nachbarſchaft. Dieſe fragten ihn: „Wo ſind die beiden Landmeſſer her?“ — „„Aus dem Naſſauiſchen.““ — „Sind ſie Proteſtanten?“ „„Ja!““ Nun äuſſerten die beiden Herrn den Wunſch, mit ihnen über Religion zu ſprechen. Placidus widerrieth es und bat ſie, die Männer in Ruhe zu laſſen: ſie wären in ihren Berufsgeſchäften, und im Schuze des gnäd'gen Herrn, der es übel nehmen würde, wenn man ihnen auf irgend eine Art wehe thät. Die Patres verſezten: „Ihnen wehe zu thun, iſt unſere Meinung ganz und gar nicht. Wir möchten nur gerne einmal hören, wie ſie auf unſere Fragen antworten. Das alles hörten die Landmeſſer, und machten ſich alſo auf einen Diſpût gefaßt.

Bald nahte ſich ihnen auch einer von den Jeſuiten mit höflicher Freundlichkeit, und nun begann folgendes Geſpräch, welches ich hier mittheile, ſo wie ich es von meinem Vater empfangen habe.

Der Jeſ. Sie ſind Naſſauer, und Proteſtanten?

Mein Oheim. Ihnen zu dienen!

Der Jeſ. Es iſt Ihnen doch wol nicht zuwider, wenn ich über Religionsgegenſtände mit Ihnen ſpreche?

M. O. Verzeihen Sie, Herr Pater! wir ſind in unſerer Religion hinlänglich gegründet, wir haben aber nicht ſtudirt, und das Diſputiren nicht gelernt, wir ſind alſo einem gelehrten Manne, wie Sie, nicht gewachſen. Und zudem, ſobald man über Religionsgegenſtände diſputirt, muß man ſich wehren, ſo gut man kann. Man beleidigt leicht, und dies könnte in einem katholiſchen Lande für uns verdrießliche Folgen haben.

Der Jeſ. Für die verdrießlichen Folgen ſtehe ich ein. Sagen Sie alſo alles, was Sie zu Ihrer Vertheidigung ſagen können. Sie behaupten, in Ihrer Religion hinlänglich gegründet zu ſeyn, worauf gründet *ſie* ſich denn?

M. O. Auf die Bibel.

Der Jeſ. Das iſt auch der Grund unſerer Religion; daß wir aber noch immer *die wahre*, Sie folglich *die falſche* haben, das beweiſen die fortdauernden Wundergaben, von denen Sie, in ihrer Kirche, kein einziges Beiſpiel aufweiſen können.

M. D. Wenn die katholiſche Kirche an jenem Tage kein anderes Zeugniß ihrer Rechtgläubigkeit aufzuweiſen hätte, dann ſäh' es übel mit ihr aus. Sie wiſſen, was Chriſtus ſagt: Es werden an jenem Tage Viele zu mir ſprechen: Herr! Herr! haben wir nicht in deinem Namen geweiſſagt? haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten gethan? dann werde ich Ihnen bekennen: Ich habe Euch noch nie erkannt, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter! — Molitor, welcher auch während der Zeit herbeigekommen war, lachte überlaut; Placidus lächelte, und der Jeſuit fragte nicht weiter.

In dieſer Art der Repliken war auch mein Vater, im Vorbeigehen, bei aller ſeiner blöden Gutmüthigkeit, ſehr ſtark. An einem Sonntage, als ein Prediger vor der ganzen Gemeinde die Kinder katechiſirte, ſtand mein Vater, der Schullehrer war, in der Nähe des Altars. Der Prediger war ein Mann, der eben nicht erbaulich lebte. Das war meinem Vater anſtößig. Als daher der Geiſtliche fragte: Was iſt der Lehrer ihr Amt? — und die natürliche Antwort erwartete: die chriſtliche Religion zu predigen, die heiligen Handlungen zu verrichten, auf eine gute chriſtliche Zucht und Ordnung zu ſehen ꝛc., und dieſe Antwort nicht ſchnell genug von den Kindern erfolgte: ſo antwortete mein Vater: daß ſie erſtlich ſollen Acht haben auf ſich ſelbſt (dies mit beſonderem Nachdruck), und dann auf die ganze Heerde, über welche ſie geſezt ſind. Der Prediger verlor den Faden ſo, daß er lange nicht wieder anknüpfen konnte, die Gemeinde aber freute ſich.

Im Bergbau machte nun mein Oheim große Fortſchritte. Durch ſein mechaniſches Genie verbeſſerte er allenthalben das Kunſt- und Maſchinenweſen. Auf dem Müſener Stahlberge legte er einen Waſſergöpel an, das iſt eine Maſchine, vom Waſſer getrieben, wodurch die Erze und das Geſtein in Tonnen aus der Tiefe herausgehoben werden. Dies Meiſterſtück der Mechanik macht dem größten Künſtler Ehre. Mit der Zeit fing auch die Obrigkeit an, aufmerkſam auf ihn zu werden. Man ernannte ihn anfangs zum Bergſchöffen, dann zum Bergmeiſter des Müſener Stahlberges, und endlich wurde er Naſſauſiegenſcher Landbergmeiſter, eine fürſtliche Bedienung, die in dieſem Lande von Bedeutung iſt. Dieſes leztere Amt hat er ungefähr ſechs und zwanzig Jahre mit ſeltener Treue verwaltet, und den Bergbau in einen ſolchen blühenden Zuſtand verſezt, daß ihm Kindeskinder noch dafür danken werden. Das Fürſtenthum Naſſau-Siegen vergiſſt des Bergmeiſters Jung nie. Auch gelangten ſeine Verdienſte zum Ohre ſeines Fürſten, des Prinzen von Oranien-Naſſau, und dieſer ernannte ihn, noch in den lezten Jahren ſeines Lebens, zum Oberbergmeiſter.

Bei all dieſen Beförderungen blieb er immer in ſeinem Litfeld, wo er unter ſeinen Nachbarn das höchſte Ideal des Menſchen, der allgemeine Vater und Rathgeber war. Man vergaß die Bierhäuſer und die ländlichen Luſtbarkeiten; ſtatt deſſen ging man in Bergmeiſters Haus, rauchte eine Pfeife Taback mit ihm, und horchte ſeinen Erzählungen und Geſprächen. Er war unerſchöpflich in Gegenſtänden der Unterhaltung, und ſo ſehr das Muſter ſeiner Nachbarn, daß ſie ſich, ohne es zu wiſſen, ſeine Mienen und Stellungen angewöhnten.

Sein mechaniſches Genie brachte jeden Tag etwas zum Vorſchein, das die Bauern und Bergleute anſtaunten. Jezt machte er ein Sehrohr, mit dem man durch eine Mauer ſchauen konnte; dann ſezte er alles in Verwunderung durch ſeine elektriſchen Verſuche, womit er ſchon früh in den funfziger Jahren bekannt war. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Talente dieſes unerſchöpflichen Kopfes aufzählen wollte. Nur das muß ich noch bemerken, daß er auch in der Schmelz- und Hüttenkunde ſehr weit gekommen und ein vortrefflicher Probiermeiſter war. Endlich wagte er ſich in ſeinem hohen Alter noch an die Aſtronomie; ſeine Sternwarte war die Spitze des hohen Kindelsberges, auf welcher er Nächte lang verweilte.

Er ſtarb an einem Leibſchaden, den er ſich durch einen Sturz mit dem Pferde zugezogen hatte. Sein Tod war ſchmerzhaft, aber auch hier zeigte ſich noch der groſe Mann und der wahre Chriſt. Er freute ſich der nahen Ueberwindung, und ſchickte mir noch das lezte Lebewohl nach Heidelberg, wo ich damals Profeſſor war. Er hinterließ ſeine fünf Kinder alle verſorgt. Sein zweiter Sohn, mit mir von gleichem Alter, iſt jezt Oranien-Naſſauiſcher Oberbergmeiſter zu Dillenburg, und noch immer mein wahrer Freund.

Mein Oheim liebte mich, nächſt ſeinen Kindern, am meiſten, und er erlebte auch die Freude, meine gütige Führung bis zu einem ſchönen Ziele zu beobachten. Im Jahr 1775, da ich von Elberfeld nach Frankfurt reiſte, um den Herrn von Lersner am Staare zu operiren, ſah ich ihn zum leztenmal. Sein Segen ruht auf mir; er war auch eigentlich das Hauptwerkzeug, deſſen ſich die Vorſehung bediente, um Keime zu Künſten und Wiſſenſchaften in mir zu entwickeln, die ohne ihn nie zum Vorſchein gekommen wären.

Ruhe ſanft, du Stolz meiner Familie! du biſt mit unter den Erſten, die ich in den hohen Hallen meiner Vorfahren dereinſt umarmen werde!

Hofr. Jung.

Die Mineralogen.

Eine Erzählung.

Der thätige, vielumfaſſende Geſchäftsmann, dem das allgemeine Beſte am Herzen liegt — er bedarf eines einſamen Ruheplätzchens, wo er ſich zuweilen erholt, und neue Kräfte zum Wirken ſammelt. Für dieſes Bedürfniß hatte der edle, in jedem Betracht vortreffliche Fürſt von Tichertsheim ſowol in Anſehung ſeiner ſelbſt, als auch ſeiner beiden Lieblinge — eigentlicher: ſeiner Freunde — geſorgt. Dies waren: der geheime Staatsrath Theobald und der Generalſuperintendent Schönemann.

In einem anmuthigen, weiten und fruchtbaren Thale, welches von Mitternacht gegen Mittag hinſtreicht, und von einem mäſſigen Fluſſe durchſchlängelt wird, liegt, ungefehr in der Mitte, und von einem groſſen Bogen des Stromes umarmt, die Haupt- und Reſidenzſtadt Klarenborn. Wahrſcheinlich gab ihr ein heller, munterer Bach, der durch mehrere ihrer Gaſſen rauſcht, dieſen Namen.

Einige Stunden weiter hinauf, und gegen Norden zu, wird das Thal enger, hüglichter. Hier thürmt, an der Abendſeite des Stroms, und auf einem hohen, ſchroffen Felſen die alte Burg Tichertsheim, das Stammhaus der fürſtlichen Familie. Die Luft iſt rein und geſund; die Ausſicht unbeſchreiblich ſchön. Die waldichten Hügel, die dazwiſchen hinſtreichenden, fetten Wieſen, die fruchtbaren Aecker, die gut unterhaltenen Bauerwohnungen, welche allenthalben, und in mahleriſcher Unordnung, halbgeſehen, aus dichten Obſtbaumgruppen hervorgucken, das Geklingel weidender, ſtarkbeleibter Viehheerden — dies alles zuſammen macht ein Ganzes aus, in dem es jedem ermüdeten, ruheſuchenden Herzen wohl werden muß; wenn es anders nicht wurmſtichig iſt, wenn es keine Nattern mit ſich herum trägt, deren Nagen einem ſogar den Himmel verleiden würde.

Mit dem Fürſten Chriſtian Friedrich von Tichertsheim war das nun aber der Fall nicht. Denn der ſorgte jeden Morgen, und bei'm erſten Erwachen, dafür, daß kein feindſeliger Dämon ſich in ſein Inneres hineinſchlich; ihm, unvermerkt, in irgend einen Winkel Wurmſaamen ſtreute. Am Abend muſterte er die Geſchäfte, die Handlungen des Tages. Für dasjenige, was nach den Geſetzen der Gottes- und Menſchenliebe die Probe hielt, dankte er dem Vater dort oben; was ſie nicht hielt, das ſpornte ihn, muthiger zu kämpfen, und kam dann auf die Generalrechnung, welche der groſſe, in unſern Zeiten ſo oft verkannte Bürge der Menſchheit, wenn anders Redlichkeit uns deſſen werth machte, gütevoll durchſtreichen wird.

Mit ſechs Rappen, oder Falben konnte der Fürſt freilich den Felſen, den ſeine Vaterburg krönte, nicht hinauffahren; aber darum hatte er ſich doch kein Monbijou, kein Sansſouci, oder ſonſt etwas Franzöſiſches unten in der Ebene erbaut. Mit Weib und Kind — denn ſo ſagt man wenn's zu Fuße geht; ſonſt heißt es Gemahlin und Prinzen — ſtieg er den ſchmalen, jähen Klippenpfad hinan. Eben ſo wenig war im Schloß auch nur ein einziges von den hundert Gemächern, die auf und ab, kreuz und quer, heraus und herein, ſo konterbund durch einander lagen, daß es ſelbſt einem Newton ſchwer fallen würde, ihre eigentliche Lage und ihre Verhältniſſe zu einander herauszukalkuliren — mit einer Hauteliſſe, oder, überhaupt, mit irgend einer Tapete bekleidet. Nein! die weißgetünchten, oder mit ſchwarzgrauen, eichenen Brettern getäfelten Wände hiengen voll von den alten Familienportraiten des fürſtlichen Hauſes; und die langen, ſchmalen Gänge ſtrozten von vielen dichten Hirſchgeweihen und andern Jagdtrophäen, welche, in vorigen Jahrhunderten und von den Helden des edlen Waidwerks, zum ewigen Ruhm und Gedächtniß daſelbſt aufgeſtellt worden waren.

Das alles lies Fürſt Chriſtian Friedrich gerade ſo, wie es von jeher geweſen war, und fleiſſig ſorgte er dafür, daß es in demſelben halbbaren Stande bleiben möchte. „Es iſt ein alt-gothiſches Ganze," pflegte er zu ſagen, „an dem alles zuſammenpaßt, und nichts geändert werden darf. Nur hier fühl' ich mich daheim, und als Kind im Hauſe. Unten, in Klarenborn, bin ich blos auf Kommiſſion. Dieſe Ahnenluſt ſtärkt; ſie giebt Kraft und Richtung, Gutes zu wirken."

Eine kleine Viertelſtunde von Tichertsheim, oben am Ende eines engen Thälchens, zwiſchen zwei mäſſigen Hügeln an einer Waldecke — liegt ein ſchönes Landgut von mittler Gröſſe, welches dem geheimen Staatsrath Theobald gehört, und dem er den Namen Ruhedoch gegeben hat. Noch ein Viertelſtündchen weiter, und etwas mehr nach Norden, hat auch der Generalſuperintendent Schönemann einen kleinen Landſitz, welcher der Vorhof heißt. Gewöhnlich verbrachten, in jüngern Jahren, beide Ehrenmänner hier die Frühlingsferien.

Einsmals — es war ein heiterer Maienmorgen — erwachte Theobald in ſeinem Ruhedoch früher, als gewöhnlich: eine Stunde vor Sonnenaufgang. Die Nachtigall flötete im Gebüſch vor ſeinem Fenſter; ſie ſang eine wahre Bravourarie. Dies machte ihn ſo munter, daß er nicht mehr im Bette bleiben konnte. Auch ſeine Amalie erwachte, und hüpfte vom Lager. Er führte ſie an's Klavier; ſie akkompagnirten die Nachtigall in einem Frühpſalm. Die holde Gattin ſchlug einen Spaziergang in's Grüne vor; Theobald ſtimmte bei; man warf ſich in die Kleider. Unter den zarteſten Ausdrücken des gegenſeitigen Wohlwollens, unter den lebhafteſten Empfindungen der göttlichen Güte — wandelte das edle Paar den Wald hinan, um auf einen ſteilen Felſengipfel den kühlen Kuß der Morgenröthe, den warmen Gruß der Himmelskönigin zu empfangen.

Verloren in ſeligen Gefühlen, vergaſſen die Guten ſich ſelber, bis ſie ein zottichter, freundlich um ſie herumwandelnder Pudelhund aufmerkſam machte. Kaum vermochte man ſeine röthliche Augen zwiſchen den weiſſen gekräuſelten Locken zu entdecken; was man aber ſah, war — Gutmüthigkeit. Jezt lief er vorwärts, kam wieder und ſtand Schildwache; dann machte er einen Purzelbaum, legte ſich nieder. ſprang und ſchnappte nach einem Vogel, und das alles in einer Minute.

„Ein artiges, liebenswürdiges Thier!“ ſagte Amalie. — Ja wol, verſezte Theobald; es thut, was es kann, um uns zu gefallen. Von den Hunden, und überhaupt von allen Thieren läßt ſich vieles lernen, wenn man nur ihre Sprache ſtudirt hat. — Amalie lächelte und erwiederte: „man verſteht ſie leicht, lieber Theobald; nur muß man in der Schule des Vaters aller Weſen ſich einmal das A. B. C. recht bekannt gemacht haben.“ — Du haſt Popen's Gebet im Sinn; antwortete Theobald. Es iſt ſehr ſchön.

Inſtinktmäſſig waren ſie dem Hunde gefolgt, und fanden ſich endlich an einem Orte, an den ſie keineswegs gedacht hatten, nemlich am Mundloch eines alten Stollens, wo vormals Silbererze gegraben worden waren. Sie blieben am verwachſenen Eingange ſtehen; der Hund aber lief hinein, heulte, kam wieder, ſah ſeine neuen Freunde flehentlich an, legte ſich vor ihnen nieder, wimmerte, und lief dann auf's neue in den Stollen. Theobald wurde nachdenkend. „Amalie! fieng er an; da geht etwas beſonderes vor. Ich muß die Sache prüfen; dem Hunde wenigſtens einige Schritte folgen." — Es möcht' aber gefährlich ſeyn; verſezte die ſorgliche Gattin. Muß es jedoch geſchehn; ſo begleit' ich Dich. Theobald ſchritt vor; Amalie, an ſeiner Hand, hinter ihm. Kaum hatten ſie hundert Schritte zurückgelegt, als ſie, in dunkler Dämmerung, vor ſich zween Männer hingeſtreckt ſahen, und rechter Hand den Eingang zu einer Höhle, oder alten Zeche gewahrten, aus welcher ein betäubender Duft herausdünſtete. Theobald bedachte ſich nicht lang, denn er kannte dies Uebel. Raſch faßte er den Erſten am Arm; Amalie half, und ſo brachten ſie beide heraus, an die friſche Luft. Durch Reiben, Waſchen und andere Reizmittel kamen die Erſtickten wieder zu ſich ſelbſt; doch waren ſie ſo ermattet, daß ſie nur langſam fortſchleichen konnten. Theobald führte ſie in ſein Haus, und Amalie verpflegte ſie ſo gut, daß ſie, in ein paar Tagen, vollkommen genaſen.

Es waren zwei junge, reiſende Mineralogen, welche Erzſtufen, Verſteinerungen, Steine und Erdarten, für ihre Kabinette ſammelten. Dies hatte ſie denn auch in das alte Bergwerk getrieben, wo ſie aber ohne **Theobald** und ſeine **Amalie**, und vorab, ohne den Pudel, ihr Grab würden gefunden haben.

Die ungemeine Artigkeit, das gutmüthige Benehmen, und vorzüglich die ausgebreiteten Kenntniſſe dieſer Männer, von denen der eine **Mallinuti**, der andere **Gieſenheim** hieß, bewogen **Theobalden** und ſeine holde Gattin, ſie zum Längerbleiben zu nöthigen. Gern weilten ſie, ſo lang die Ferien dauerten. In dieſer Zeit lernte **Theobald** vieles von ihnen, was ihm, in Anſehung des Berg- und Hütten-Betriebes, von groſſem Nutzen war. Und obgleich Freund **Schönemann**, in ſeiner Sphäre, gar nichts mit dergleichen Dingen zu thun hatte; ſo gefiel ihm doch dies Steckenpferd. Er hatte ſchon aus Büchern ſo viel gelernt, daß er ein Wörtchen mitſprechen konnte, und da nun **Theobald**, von Zeit zu Zeit, mineralogiſche Wanderungen in's Land machte, ſo begleitete ihn **Schönemann**, ſo oft er Muſſe hatte. Beide ſammelten ſich, auf die Weiſe, recht artige Mineralienkabinette, welche freilich nur Einländiſches enthielten.

Eine von dieſen Wanderungen war beſonders merkwürdig, und ſie iſt deshalb auch der Hauptgegenſtand meiner Erzählung.

Gegen Nordweſten hin iſt das Land voller Berge und Waldungen. Die Einwohner ſind, wie das in ſolchen Gegenden gewöhnlich iſt, zwar nicht ſo fein und gebildet, als auf dem flachen Lande, — dagegen aber ſind ſie bieder, redlich, von altem, ächtem Schrot und Korn. Ihr Gewerbe beſteht vorzüglich in der Viehzucht. Der Getraidebau iſt gering, zur Nothdurft kaum hinreichend. Viel Geld wird dort auch nicht umgeſchlagen; allein ſie bedürfen deß auch wenig; beſonders, da ihnen die fürſtliche Kammer nicht mehr abfordert, als die Gegend und ihr Gewerb' ertragen kann.

Theobald und Schönemann beſchloſſen, dieſen ganzen anſehnlichen Strich zu durchwandern. Sie beurlaubten ſich auf mehrere Tage vom Fürſten und von Amalien. Um alles deſto ruhiger und ſorgenfreier unterſuchen zu können, beſtimmten ſie ihre Rückkehr eigentlich genau. Ich brauch' es wol nicht erſt zu erinnern, daß ſie die Reiſe zu Fuß machten: das verſteht ſich, bei ihrem Zwecke, wie mich dünkt, von ſelbſt.

Die Ausflucht begann an einem Montag Morgen, früh um vier Uhr. Wenig bekümmerten ſie ſich um die Heerſtraſſen; ſie folgten lediglich der Richtung gegen Nordweſten. Daher geriethen ſie denn auch bald in einſame, bezaubernde Gegenden, in denen ſie minutenlang verweilten, und ſich an ihrem Anſchaun weideten. Nicht lange, da zeigte ihnen die Natur, in düſtern Hochwäldern, ein ernſtes feierliches Geſicht; aber ihre Miene däuchte den Wanderern darum nicht drohend, ſondern mütterlich — liebend, ſo wie das bei den Menſchen immer der Fall iſt, die mit dem Herrn der Natur in Friede leben.

Etwa drei Stunden Wegs mochten ſie zurückgelegt haben, als ſie auf einen Platz geriethen, der Alles übertraf, was ſich ihren Augen bisher dargeboten hatte. Nicht die Weite, oder die Ausſicht war es, die ihre Aufmerkſamkeit an ſich zog, und ſie ſo ganz hinriß; nein! der eigene und faſt überirdiſche Charakter der Gegend ſchien einen unſichtbaren Genius zu verrathen, der Alles belebte, und dem reinen Gemüthe hohe Freuden und Heimathsfeier einflüſterte. Theobald und Schönemann waren keine Empfindler,, aber dieſe Sprache verſtanden ſie vollkommen: denn es war ihre Mutterſprache, welche ſie noch nicht verlernt hatten. Unſere beiden Freunde fanden ſich alſo wie daheim. Sie ſezten ſich, und genoſſen ein ſeelenſtärkendes Frühſtück, unmittelbar aus der Hand der unentweihten Tochter ihres himmliſchen Vaters.

Ich muß doch verſuchen, meinen Leſern eine, wenigſtens erträgliche Schilderung dieſes paradieſiſchen Ortes zu entwerfen. — Der ganze Plaz iſt eine Ebene! die etwa drei Viertelſtunden lang, und eine halbe Stunde breit ſeyn mag. Sie erſtreckt ſich von Morgen gegen Abend, und iſt über und über mit dem ſchönſten und feinſten Raſen, wie mit einem grünen Sammet, bedeckt. Hin und wieder ſtehen Gruppen von Bäumen und Geſträuchen in der regelmäſſigſten Unordnung, wie von Menſchenhänden gepflanzt. Zwiſchen ihnen öffnen ſich die mannichfaltigſten, perſpektiviſchen Ausſichten. Beſonders aber ſteht ein ſeltenes Gewächs in der Mitte, nemlich ſieben mannesdicke Malbuchen, die, im Kreiſe, aus einer Wurzel hervorgeſproſſen ſind. Sie bilden zwiſchen ſich eine natürliche Laube, die wenige ihres Gleichen hat. Wilde Roſen und Geisblatt gucken aus allen Gruppen hervor, und erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen. Es däucht einem, als ob allenthalben unſichtbare Weſen im Dunkel der Gebüſche lauſchten, und den Verehrer des Schöpfers anlächelten; oder, als wenn muntere Genien mit den hier wandelnden Menſchen Verſtecken ſpielen wollten.

Nach Weſten hin begränzt dieſes Eliſium ein dunkler Buchenwald, der ſich, ſteil hinab, in ein wildes Felſenthal ſenket; und jenſeits ſteigt dann wieder eine fruchtbare, mit Wäldern und Aeckern bedeckte Anhöhe hoch hinauf, die alſo gegen Abend den Horizont ſchlieſſet. Nach Norden erhebt ſich dieſes Tempe plözlich in einen felſichten Hügel, an deſſen Fuß ſich eine natürliche Grotte bildet, aus welcher eine Silberquelle hervorrieſelt, deren Bächlein ſich auf dem Raſen verliert, und ihn mütterlich tränkt. Auch dieſer Hügel iſt mit einzelnem Geſträuche beſetzt, und oben auf der Spitze befindet ſich eine knorrichte Wintereiche, unter deren Schatten man auf einem Felſenſitze ausruhen, den ganzen Naturgarten überſehen, und dann ſeine Augen an der fernen Ausſicht gegen Süden weiden kann. Im Morgen endlich ſchlängelt ſich ein enges, waldumkränztes Wieſenthal hinab, und im Hintergrunde wird die Landſchaft durch einen zuckerhutförmigen, holzreichen Berg geſchloſſen

Hier ſpazierten unſre Freunde eine Weile umher; es wurde ihnen ſo wohl, als ob ſie in Edens Gefilden luſtwandelten. Sie ſprachen wenig, aber jedes ihrer Worte war Dank und Anbetung. Sodann ſtiegen ſie auch auf den nördlichen Hügel, und ſetzten ſich unter den alten Eichbaum, wo den guten Schönemann — Siona anhauchte. Er nahm Taſchenbuch und Bleifeder und ſchrieb:

Anbetung Dir! — Dir ew'ge Güte!
  Der wahren Schönheit Vater, Dir!
Hier ſchwingt ſich dankend mein Gemüthe
  Mit Macht empor, hier fehlt es mir
Am Ausdruck, Deine Huld zu preiſen;
  Kein Seraph ſingt nach Würden ſie.
Ihr tönt, in allen Himmelskreiſen,
  Des Harfendonners Harmonie.

Hier ſtrömen Funken aus dem Feuer
Des unerſchaffnen Urlichts her;
Hier ſcheint die ganze Schöpfung neuer,
Als ob man noch in Eden wär';
Hier glänzt der hohe Himmel blauer,
Als drunten in der Dämmerung;
Der hohen Ahnung dunkle Schauer,
Erreiſen zur Begeiſterung.

Hier ſchmettern nimmer Mordgewehre!
Kein Plätzchen werd' vom Bluthe roth!
Und wenn's von einem Würmchen wäre:
Im Paradies giebts keinen Tod.
Durch keine Axt werd' hier entweihet,
Der Haine ſtilles Heiligthum!
Und jedes Blümchen ſei befreiet,
Nicht eins komm' durch Pflücken um!

Des blauen Aethers kühles Fächeln
Fleucht vor dem hohen Lichtquell' her;
Der Morgenröthe holdes Lächeln,
Erheitert Himmel, Land und Meer.
Doch hier nur küßt, in hehrer Feier,
Der Himmel ſeine Braut, Natur;
Und hier entlockt er, kühn und freier,
Die holden Kinder ihrer Flur.

Dies ſollte nicht den Geiſt beflügeln
Zum Aufſchwung bis zum Thron des Lichts?

Hier ſollte mich die Trägheit zügeln?
Entſteig der Laſt des Staubgewichts,
Du ew'ger Funke! — meine Seele!
Schweb', Lerchen gleich, — zur Sonne hin
Im Hallelujah! — und erzähle
Dem Himmelsheer, wie froh ich bin!

In dieſem hehren Tempel feiern
Natur und wir ein heilig Feſt;
Verſöhner! — Siehe, wir erneuern
Den hohen Bund, daß wir den Reſt
Der Lebenszeit Dir ganz zu weihen
Mit feſtem Muth entſchloſſen ſtehn,
Bis in der Palmenträger Reihen
Wir jubelnd einſt dein Antliz ſehn!

Theobald und *Schönemann* ſangen dies Lied unter der Eiche, aus voller Bruſt, und zwar nach der bekannten *Hilleriſchen* Melodie: *Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte!* Mit den lezten Worten ſtanden ſie auf, reichten ſich die Hände, und ſanken dann einer in des andern Umarmung. — —

Sie wandten ſich weſtwärts, gegen den Wald, durch welchen ein Holzweg führte. Sie folgten demſelben ſchief abwärts. Er ſchlängelte ſich in das dunkle, enge Felſenthal. Kaum mochten ſie hundert Schritte zurückgelegt haben, als ſie auf einen ſteinalten Greis trafen, der am Wege auf einem Stumpfen ſaß, und einen Bündel Zündſchwamm neben ſich liegen hatte. Es war ein langer, anſehnlicher Mann mit einer Glatze und ſchneeweißem Haar. Sein ganzer Anzug verrieth tiefe, aber reinliche Armuth. Der Greis ſtand mühſam und keuchend auf, als er ſie erblickte; nahm ſeinen Hut ab, und ſagte mit hohler heiſerer Stimme: Gott gebe ihnen einen guten Morgen, meine Herrn!

Theob. Euch auch, Vater! — Der Weg iſt ſteil, und Ihr ſcheint mir engbrüſtig zu ſeyn?

Der Alte. Mein ganzer Lebensweg war ſteil; indeſſen bin ich nun bald oben.

Theob. Das mag wol wahr ſeyn. — Laßt Euch doch nieder, und ſezt Euern Huth auf! Es iſt kühl!

Der Alte. Wenn Sie's erlauben? —

Unſere Reiſende griffen nach ihren Börſen, um ihm etwas zu geben.

Der Alte. Verſchonen Sie mich, meine Herrn! — Allmoſen hab' ich bis dahin nicht genommen; wollen Sie mir aber ein Bündlein Schwamm abkaufen? — Es verſteht ſich, wenn Sie ihn brauchen. — Damit ernähr' ich mich.

Theob. Wir rauchen beide zu Zeiten eine Pfeife Taback. und wenn Euer Schwamm gut iſt, ſo kann jeder von uns ein Bündlein brauchen.

Der Alte. Gut iſt er! — ich ſuche und bereite ihn ſelbſt. Sie können ihn ja leicht probiren, wenn Sie Stahl und Stein bei ſich haben.

Theod. Das iſt nicht nöthig! wir glauben Euch. Wo ſeid Ihr denn her?

Der Alte. Das iſt eine ſchwere Aufgabe. Hätten Sie gefragt, wo ich hin wollte? das hätt' ich beſſer beantworten können.

Theobald und Schönemann ſahen ſich bedeutend an. Der Greis hatte etwas Geheimanziehendes. Sie ſezten ſich ihm gegenüber, und fragten im ſanfteſten Tone: Habt Ihr Zeit, Vater?

Der Alte. O ja! ich verſäume nichts — wenn ich heut' nur ſo viel verdiene, daß ich künftige Nacht Nahrung und Obdach finde.

Schönem. Dafür wollen wir ſchon ſorgen. Habt Ihr denn niemand, der Euch in Euerm hohen Alter verpflegt?

Der Alte. Nein! nun nicht mehr. — Ich bin einſam — bis ich meine Theuern Alle bald in der großen Heimath wieder finde. Ich weiß es, dort ſind ſie' Alle.

Schönem. Lieber Freund! erzählt uns doch Eure Geſchichte! Es iſt kein unedler Vorwitz, der uns dies wünſchen läßt. — Wir möchten Euch gern näher kennen lernen.

Der Alte. Das iſt keine angenehme Arbeit. — Indeſſen — auch ich fühle hohes Zutrauen zu Ihnen, und laſſe mich's gern etwas koſten, Ihnen gefällig zu ſeyn.

Mein Name iſt Dumond. Mein Vater war ein Kaufmann in der Normandie, und wurde unter

Ludwig dem vierzehnten, der Religion willen, mit Zurücklaſſung ſeines ganzen Vermögens, des Landes verwieſen. Mit Frau und ſechs kleinen Kindern wanderte er alſo aus, ohne zu wiſſen, wohin? und — woher er Brodt ſchaffen ſollte? Allein er traute Gott, und verließ ſich ganz auf deſſen väterliche Hülfe. Seine erſte Zuflucht nahm er nach Holland, wo Kaufleute ihm die Hand boten, denen er dafür auf dem Komtoir diente. Meine Mutter ſuchte, an ihrer Seite, durch ſeine Näherei und durch Waſchen etwas zu erwerben. Auf dieſe Weiſe konnten meine Aeltern, bei gehöriger Sparſamkeit, ordentlich leben.

So vergiengen ſechs Jahre, bis 1700, da ich geboren ward. — Jezt ſchien es, als wenn mein Vater vollends den ganzen Jammerkelch der Trübſale bis auf die Hefen austrinken ſollte: denn — meine Mutter ſtarb in den Wochen und hinterließ unſerer ſieben Kinder, von denen das älteſte kaum ſechszehn Jahre zählte. Ich wurde mit Milch und Waſſer getränkt; war oft dem Tode nah, und kam doch immer wieder zurecht. Denn es war der Wille des Allmächtigen, mich zu hohen Proben aufzubewahren. In der nemlichen Zeit fallirte auch das Komtoir, auf dem mein Vater arbeitete. Er kam dadurch in die mißlichſte Lage, weil gerade niemand zu finden war, der ſeiner Dienſte bedurfte.

Unter dieſen Umſtänden beſchloß er nach Amerika zu gehen, und dort ſein Glück zu verſuchen.

Er verkaufte alles, was er entbehren konnte, um Reiſegeld zu bekommen, und begab ſich im Jahr 1701. auf ein Schiff, das nach Penſylvanien ſegelte. Nach einer der ſchrecklichſten Seereiſen kam das Schiff endlich im Delaware, bei der, damals erſt entſtehenden Stadt Philadelphia, an; und die Vorſehung ſorgte dafür, daß mein Vater, mit ſeinen ſieben Kindern ſchnell ein Unterkommen fand. War es gleich kümmerlich, ſo reichte es doch hin, um ohne eigentlichen Mangel zu leben.

Endlich gelang es ihm, eine Pflanzung zu erhalten, wozu ihm ein reicher Quacker behülflich war. Er zog alſo über hundert engliſche Meilen nordweſtwärts von Philadelphia, und fieng dort, in der Entfernung von allen Menſchen, wieder ſeine eigene Haushaltung an. Die nächſte Familie, eine deutſche, aus dem Würtembergiſchen, wohnte etwa zehn Stunden von uns entlegen. Mit dieſen Leuten hatten wir, von Zeit zu Zeit, Umgang, ſo viel als es die Verſchiedenheit der Sprache zuließ. Hier fängt nun auch mein Erinnerungsvermögen an, und mein früheſter Gedanke iſt ein ſchrecklicher Abend, an welchem einige Wilde in unſer Haus ſtürmten, und uns Alle umbringen wollten; aber, durch eine beſondere göttliche Fügung, kamen uns einige engliſche Soldaten zu Hülfe, und retteten uns aus ihren blutigen Händen.

Uebrigens lebten wir, in unſerer Einöde, ſehr zufrieden. Meine älteſte Schweſter, die mir an Mutterſtelle war, verſah das Weibliche in der Haushaltung, und die andern halfen dem Vater im Felde.

O! es war eine ſelige Zeit — es war uns oft, als wenn Engel Gottes um uns her ſchwebten, und ſich über uns freuten. Denn — mein Vater war ein wirklich frommer, ein erleuchteter Mann. E hielt, regelmäßig, alle Sonntag Gottesdienſt mi uns; er erklärte uns die Bibel, und unterrichtete uns, nach derſelben, in der Religion; dann abe auch dergeſtalt im Leſen, Schreiben, Rechnen, in der Geographie, Geſchichte u. ſ. w. daß wir gewiß keinen Bürgerkindern, in irgend einer europäiſchen Stadt, etwas nachgaben.

Dies patriarchaliſche Leben währte bis 1712. In dieſem Jahre wurden wir mit einer peſtartigen Krankheit befallen, die wir vermuthlich von ſpaniſchen Landſtreichern aus Florida, die bei uns ſtarben, gefangen hatten. Wir Kinder lagen alle ſchwerlich danieder, und die fünf mittelſten entſchliefen nach einander, innerhalb vierzehn Tagen. Meine älteſte Schweſter aber und ich, — wir kamen davon. Allein jezt legte ſich auch unſer Vater; wir beiden Kinder glaubten zu verſinken, als wir ſahen, daß es mit ihm zu Ende gieng. Er tröſtete uns, indeß ſehr freudig, und befahl uns, ihn bei ſeinen Kindern zu begraben; dann nach Philadelphia, zu dem vorhin gedachten Quacker, zu gehen, der uns weiter rathen würde, was wir thun ſollten.

Wir pflegten den theuern, lieben Vater, ſo gut wir konnten, er ſtarb ruhig in unſern Armen, und unter Strömen von Thränen, die wir über ihn hinweinten. Die paar Tage von ſeinem Tode bis zu ſeinem Begräbniß waren die traurigſten meines Lebens, ſo ſchreckliche Perioden ich auch nachher noch durchkämpfen muſte. Da wir beide nicht im Stande waren, die Leiche unſers Vaters an den Ort ihrer Ruhe zu bringen; ſo muſte ich zu der würtembergiſchen Familie reiſen, von welcher einige Glieder mit mir giengen, und uns das traurige Geſchäft verrichten halfen. Ich und meine Schweſter nahmen nun das Nöthigſte, was wir brauchten, zu uns; ſchloſſen das Haus ab, und wanderten ſodann mit den Würtembergern, welche uns einen Boten verſchaften, der uns nach Philadelphia begleitete.

Meine Herrn! das Erzählen macht mich müde, ich faſſe mich alſo kürzer. Wir verkauften unſre Plantage; meine Schweſter heirathete in Philadelphia und ſtarb im erſten Kindbett. Ich kam nach Boſton auf ein Komtoir, wo ich, bis in mein zwei und zwanzigſtes Jahr, unter den beſten Menſchen die glücklichſten Tage verlebte. Nun ſollte ich eine Handelsreiſe nach England machen. Ich gieng zu Schiff; wurde von einem ſaleer Korſaren gefangen, und erduldete, fünf Jahre lang, die Leiden der ſchrecklichſten Sklaverei, weil mein Herr ein wüthender Satan, und kein Menſch war. Ich ſchrieb nach Boſton und bat um Loskaufung, aber ich bekam keine Antwort. Die Briefe waren verloren gegangen. Meine Rettung blieb deswegen nicht aus. Unter meinen Mitgefangenen befand ſich ein eben ſo frommer, als edler deutſcher Kaufmann, der mich auſſerordentlich lieb gewann, mich mit ſich loskaufte, und mit in ſeine Heimath nahm. Seine einzige Tochter ward, in der Folge, mein Weib; er nahm mich in Kompagnie, und ſo handelten wir viele Jahre, mit abwechſelndem Glücke fort. Endlich ſtarb er, und ich führte nun die Geſchäfte allein. Von jezt an verfolgte mich aber Unglück und Trübſal auf allen Seiten. Mehrere groſſe Unternehmungen ſchlugen fehl; Frau und Kinder ſtarben mir alle weg, bis auf meine jüngſte Tochter, die mir im ſechs und funfzigſten Jahre meines Alters geboren wurde. Ich befriedigte meine Gläubiger, ſo gut und redlich, als ich es vermochte; behielt aber nichts mehr, als ein ruhiges Gewiſſen, mich ſelbſt, und mein Kind. Weder Leichtſinn, noch Verſchwendung, ſondern allein der unerforſchliche Rath Gottes iſt Urſach an meinen Widerwärtigkeiten.

Theob. Sie haben viel erfahren, Herr Dumond! — Sie gehören unter die Zahl derer, von denen es einſt heiſſen wird, daß ſie aus großer Trübſal kamen. Sie ſagten aber vorhin, Sie wären einſam, und nun hören wir gleichwol, daß Sie noch eine Tochter haben? —

Dumond ſeufzte tief, und antwortete: „ich hab' ſie, und bin doch einſam. Die Sache hängt ſo zuſammen: Als ich von allem entblößt war, da möchte ich in B** nicht mehr bleiben. Ich gieng alſo mit meiner Tochter hieher, auf ein Dorf, deſſen Pfarrer mein vieljähriger, ſehr guter Freund iſt. Dieſer, wahrhaft apoſtoliſche Mann, iſt mir bis dahin alles geweſen, was ein Menſch dem andern nur ſeyn kann. Da er aber das Unglück hatte, daß ſeine Frau, vor vier Jahren, von der Gicht ganz kontrakt wurde; ſo hielt ich's für Pflicht, da er keine Kinder, ein mühſeliges, ſchweres Amt hat, und ſelbſt arm iſt, ihm meine Tochter zu überlaſſen, die ihm in ſeinem hohen Alter aufwartet, und ſeine Frau wie ein Schooskind hebt, ſtützt und pflegt. Aber, ach Gott! wär' das arme Kind nur nicht ſelbſt unglücklich! —

Schönem. Wie ſo? was fehlt ihr denn?

Der Alte. Darüber trag' ich Bedenken, mich vollſtändig zu erklären. Sie ſah einen Mann an ehrwürdiger Stelle, und in einem heiligen Geſchäfte. Er machte auf ihr zartes, tieffühlendes Herz einen ſo gewaltigen Eindruck, daß ſie, ſeitdem, von innern Leiden gleichſam verzehrt wird, und keine frohe Stunde mehr hat. Gott erbarme ſich ihrer! — Sie iſt ein ſehr gutes Mädchen; aber ich fürchte, ſie wird dem ſchweren Kampfe unterliegen.

Schönem. Wie heißt der Pfarrer, bei dem Ihre Tochter iſt, und wo wohnt er?

Der Alte. Ein Stündchen von hier, da hinter dem Berge; er heißt **Walther**, und das Dorf **Bornhofen**.

Schönem. Der Ort iſt Ellerthaliſch, und ich hab' ſehr viel Gutes vom Pfarrer Walther gehört. Ich möcht' ihn beſuchen.

Theob. Der Zweck unſerer Reiſe leidet nicht darunter. Wir wollen hingehn. Herr Dumond begleitet uns wol? Wir wollen ihm ein gutes Botenlohn geben, und langſam fortwandern, damit er mit weg kann.

Der Alte. Von Herzen gern! — Wünſchen Sie unbekannt zu bleiben, oder darf ich wiſſen, wer Sie ſind?

Schönem. Dieſer Herr iſt der geheime Staatsrath Theobald, und ich bin der Superintendent Schönemann, beide von Klarenborn.

Dumond ward heftig erſchüttert; die faſt vertrokneten Thränenquellen netzten noch einmal ſeine Augen, er ſtrebte empor — Nein! — Nein! fieng er mit zagender Stimme an: Nein! Sie dürfen nicht zum Pfarrer Walther nach Bornhofen gehn! — Dies unerwartete Betragen verſetzte unſre Wanderer in tiefes Staunen. — Wie aus einem Munde riefen ſie: Großer Gott! was iſt das? — warum nicht?

Ganz ermattet ſank der Alte wieder auf ſeinen Sitz zurück, ſchüttelte den Kopf und erwiederte: — Das! — das! kann ich nicht ſagen! — Theobald und Schönemann geriethen in eine peinliche Lage. Sie redeten indeß dem Greiſe ſo lange zu, bis er ihnen endlich das Geheimniß entdeckte.

Nun ſo ſei's denn! fieng er an. Du großer Vater im Himmel wirſt es lenken! — Meine arme Eleonore war vor zwei Jahren zu Klarenbern — in der Kirche — und — ach Gott! Verzeihen Sie, meine Herrn! — das arme Mädchen hörte und ſah' den — Herrn Generalſuperintendenten. — — Jetzt wiſſen Sie Alles!!! —

Schönemann prallte zurück, rang die Hände; Thränen quollen aus ſeinen Augen. Endlich erholte er ſich, trat zum Greiſe, drückte ihm die Hand, und ſagte gerührt, und mit ſanfter Stimme: Vater Dumond! — jetzt erſt iſt's meine höchſte Pflicht nach Bornhoſen zu gehn, um Ihre Tochter zu beruhigen.

Dumond ſtand ſtark auf; trat vor Schönemann hin, und ſprach feſt und männlich: Ehrwürdiger Mann! das iſt keine Kleinigkeit. — Es giebt nur ein Mittel zu ihrer Beruhigung; handeln Sie weiſe! — Ich bin Vater — gebückt unter der Laſt der Leiden; nur noch ein leiſer Stoß, ſo fällt die morſche Hütte zuſammen; und ich möchte um vieles nicht, daß Sie das Werkzeug dazu wären. Ueberlegen Sie wohl, was Sie thun! — Ich kenne Sie nicht. — Nehmen Sie mir meine, vielleicht übertriebene Sorge nicht übel! —

Schönem. Sie haben recht, ſo zu reden. — Aber laſſen Sie mich jetzt nur machen! Ich verſichre es Ihnen: ich werde wenigſtens Ihre und Ihrer Tochter Leiden nicht vermehren; ſondern, wenn es Gottes Wille iſt, ſie vermindern. Kommen Sie nun, und führen Sie uns nach Bornhofen! — Dumond nahm ſeine Sachen zu ſich, und machte ſich mit ihnen auf den Weg. Der Alte gieng voran, dann folgte Theobald, und Schönemann ſchlich, in tiefen Gedanken, hinten nach, welches denn auch ganz und gar kein Wunder war. Die andern Beiden hatten eben ſo wenig Luſt, viel zu ſprechen; einzelne Silben und Worte zur höchſten Nothdurft, war alles, was man, auf dem Wege von einer Stunde, aus ihrem Munde hörte.

Vor dem Dorfe beredete ſich Schönemann mit Theobalden und Dumond, wie er, in Anſehung Eleonorens, ſeinen Plan anlegen, und ausführen wollte. Die beiden Letztern ſollten ſich in's Pfarrhaus begeben, ſeiner aber mit keinem Wort erwähnen. Er wollte ſo lang in's Wirthshaus gehen, bis ihm, gegen zwei Uhr, Theobald Nachricht gebracht hätte, was es mit der guten Leidenden für eine Bewandniß habe? — Dumond billigte dieſen Vorſchlag von ganzem Herzen; er wies den Superintendenten das Wirthshaus, und führte dann den geheimen Staatsrath zum Paſtor Walther.

So wie Theobald ins Pfarrhaus trat, kam ihm Eleonore aus der Küche entgegen. Ihr erſter Anblick nahm ganz für ſie ein. Sie war ſchön und wohl gewachſen, ſchien ungefehr ſechs und zwanzig Jahre alt, und, ob ſie gleich blaß und etwas eingefallen ausſah, ſo verkündigten doch ihre lebhaften Augen und ihre ganze Miene, daß ſie mit Feuer und Geiſt getauft war. Theobald hätte ſogleich umkehren und ſeinen Freund holen können; allein er wollte nicht blos ſeinem Herzen, ſondern auch ſeiner Vernunft Gehör geben. Auſſerdem litten es auch die Umſtände noch nicht. Ihren Vater grüßte ſie mit einem Händedruck und einem Kuß, und dieſer machte ihr bekannt, was ſie für einen Gaſt bekommen hätte.

Es giebt gewiſſe ſtille Winke — oder beſſer — die Naturſprache hat gewiſſe Akzente und Unterſcheidungszeichen: wer dieſe kennt, der trifft ihren Sinn bei'm erſten Anblick. Dies war der Fall mit Theobalden. Daß Eleonore jezt nicht ängſtlich wegen ihrer Küchenbeſtellung that, ſondern in ihrer Ruhe blieb, und nicht einmal ſagte: der Herr geheime Staatsrath werden vorlieb nehmen! — das war ihm ein Beweis ihrer höheren Denkungsart, ſo wie davon, daß ſie ſich zu helfen wußte. Er drückte ihr traulich die Hand, und ſprach: Sie ſind mir theuer, liebe Freundin! — Nehmen Sie dieſen Ausdruck im ganzen Umfange ſeiner Bedeutung, und in ſeiner ganzen Stärke.

Eleonore erröthete und verſezte: Können Sie denn ſchon eines Menſchen Freund ſeyn, ehe Sie ihn näher kennen? Ehe er Ihnen die Gefühle, den Kummer ſeines Herzens eröffnet hat? Ja! — erwiederte er: wenn die Seele ſo laut aus dem Angeſicht ſpricht, wie bei Ihnen! — Das iſt etwas Anders! — antwortete ſie; ſpazieren Sie gefälligſt in den Garten, da iſt der Herr Pfarrer! Sie ſind ſo gütig, lieber Vater! und zeigen dem Herrn geheimen Staatsrath den Weg.

Dumond gieng alſo voraus und Theobald folgte ihm durch einen engen Gang, und durch ein kleines Hinterthürchen, in einen ſchönen und mit Obſtbäumen dicht beſezten Hof; an dieſen ſchloß ſich der Garten, der mit Küchenkräutern aller Art reichlich verſehen war, und auch mit einigen ſchönen Blumen prangte. Hinten an der Hecke befand ſich eine hainbuchene, nett geſchorne Laube, aus welcher der Pfarrer langſam, aber feſt hervorſchritt. Theobald grüßte ihn ſchon von ferne; er wurde durch ſeinen Anblick tief gerührt. Walther war ein langer, hagerer, ſehr freundlichernſter Mann; jede Miene verkündigte es, daß er ein vieljähriger, auf alle Weiſe geübter Lehrer der fröhlichen Botſchaft vom Erlöſer ſei; und der feine Faltenkreiß um ſeine Augen überzeugte den Menſchenkenner bald, daß unter dem dünnen Silberhaar Schätze der Weisheit verborgen lägen.

Auch der Pfarrer bewillkommte den neuen Gaſt mit Anſtand und Würde. Schon längſt kannte er ihn, durchs Gerücht, von einer höchſt vortheilhaften Seite. Zu Klarenborn hatte er ihn zwar ein paarmal geſehen, aber nie geſprochen. — Dies Kennen war dem guten Theobald ſehr lieb: denn es gieng ihm wie allen beſſern Menſchen; ſie freuen ſich, wenn ſie, bei'm erſten Zuſammentreffen, einem nicht fremd ſind.

Weſſen das Herz voll iſt, davon geht der Mund über — dies war auch der Fall des guten Pfarrers. Sogleich fieng er an, vom neuen Kirchengeſangbuche zu reden. Theobald befand ſich in der nemlichen Lage. Sein Freund, Eleonore und Dumond füllten ihm das Herz, ebenfalls, bis oben an, drängten ſich zu Zunge und Lippen. Ueberdies glaubte er, daß dieſe Sache, in gegenwärtigem Augenblick, wichtiger ſei, als jene. Er unterbrach alſo den Greiß, und ſagte: Sie werden mir erlauben, daß ich Ihnen, ohne weitere Umſtände, mein Anliegen eröffne. Es iſt dringend. Hernach wird es mir denn auch ſehr lieb ſeyn zu hören, was Sie, als ein alter, bewährter Lehrer der Religion, über die Einführung des neuen Geſangbuchs urtheilen.

Der Pfar. Verzeihen Sie, daß ich ſo vorlaut war; und haben nur die Güte, mir Ihr Anliegen zu vertrauen.

Theob. Um einmal von Amtsgeſchäften auszuruhen, und uns auf eine nützliche Art zu zerſtreuen, giengen wir, der Generalſuperintendent Schönemann und ich, dieſen Morgen früh von unſern Tuskulanen bei Tichertsheim hieher in's Gebirge. Wir wollten uns zugleich etwas im Mineralreiche umſehen.

Der Pf. Wo iſt Herr Schönemann? — Doch wol nicht in meinem Hauſe?

Dumond. Beruhigen Sie ſich, mein Freund! der Plan iſt weislich angelegt.

Der Pf. Gott ſei Dank!

Theob. Nach einigen Stunden trafen wir dieſen ehrwürdigen Schwammkrämer; er wurde uns, im erſten Augenblick, merkwürdig. Wir drangen in ihn, uns ſeine Lebens- und Leidensgeſchichte zu erzählen; er that's, und nun hörten wir am Ende auch von Ihnen, und beſchloſſen deshalb, Sie zu beſuchen. Da aber Herr Dumond, auf eine beſonders ängſtliche Art, dagegen proteſtirte, und dies uns, natürlicher Weiſe, höchſt auffallend ſeyn muſte, — ſo preßten wir ihm ſein Geheimniß, in Betreff ſeiner Tochter, ab; und fanden nun, daß es unſere heilige Pflicht ſei, die theuere Leidende zu beruhigen.

Der Pf. Können Sie das? — oder vielmehr, kann es der Herr Superintendent?

Dumond. Das hab' ich auch gefragt.

Theob. Ich durfte mit meinem Freunde nicht ausführlicher davon ſprechen. Es iſt aber auch nicht nöthig. Ich kenn' ihm beinah' ſo gut, als mich ſelbſt. In ſeiner früheren Jugend haben ſich, ganz in ſeiner Nähe, Dinge ereignet, die ihm eine Warnungstafel im Umgang mit Frauenzimmern geworden ſind. Darum hat er ſich auch noch nicht zum Heirathen entſchließen können, ſo oft ich ihm auch dazu gerathen habe, indem er ſchon ſechs und dreißig Jahre alt iſt. Immer gab er mir zur Antwort: Ja, ich will heirathen, der Eheſtand iſt Bedürfniß für mich. Aber nicht eher will ich es thun, bis mich's mein Gott heißt, und keine andere Perſon, als die, welche Er mir zuführt. Ich fragte dann jedesmal, was er unter Gottes Befehl, und unter ſeiner Anweiſung verſtehe? Darauf gab er mir immer zur Antwort: Das könne er mir nicht ſagen; ſo viel würde ich ihm aber doch zutrauen, daß er weder Aberglauben noch Schwärmerei mit einmiſche; und wenn ſich einmal der Fall ereignete — ſo würde ich dann aus ſeinem Betragen erkennen, was er unter Gottes beſonderem Geheiß und Anweiſung verſtehe. Jezt iſt ſein Herz gerührt, und aus den wenigen Worten, die er zu Herrn Dumond ſagte, ſchließe ich, daß er Eleonoren heirathen will, wenn anders in ſeinem Innern kein höherer Befehl es verbietet.

Der Pf. So viel ich mich auf göttliche Führungen verſtehe, wird kein höherer Befehl da ſeyn; es wäre dann, daß der Herr Superintendent in Verhältniſſen ſtehe, die ihn überhaupt am Heirathen, oder beſonders daran verhinderten, gerade Eleonoren zu nehmen.

Theob. Daß keine ſolche Verhältniſſe Statt finden, weiß ich beſtimmt.

Der Pf. Gott! wie würd' ich dir danken! — Freund Dumond! nun wird hoffentlich auch Ihr lezter Feind aufgehoben; es wird Ihnen am Abend noch licht werden. Hören Sie, Herr geheimer Staatsrath! ich bin nah' am Grabe; von jeher war ich ein ſtrenger Freund der Wahrheit; und werde Ihnen alſo jezt nicht noch, und beſonders in einer ſo äuſſerſt wichtigen Sache, als die Ehe überhaupt, und noch dazu die Ehe eines Geiſtlichen iſt, etwas vorheucheln. Eleonore iſt des höchſten Glücks dieſes Erdenlebens, des allervortrefflichſten Mannes werth — inſofern nemlich Menſchen irgend einer göttlichen Wohlthat werth ſeyn können. Sie wiſſen ſchon, wie ich das verſtehe. Ich übertreibe nichts — ich ſehe durch keine Freundſchaftsbrille. Nein! meine Worte ſind auf der Goldwage gewogen, und daher weder ein Eßchen zu ſchwer, noch zu leicht. Herr Schönemann iſt, nach allem, was ich von ihm gehört habe, ei großer, edler Mann, der Biſchofsverſtand, und ei Kinderherz hat; der das ſeligmachende Wort vo Jeſu eben ſo herzlich und einfach, als vernünftig und eingreifend zu lehren weiß. Un das iſt keine Kleinigkeit. Herr Schönemann i einer der Wenigen, von welchen ich behaupten möchte, daß er unſerer Eleonore werth iſt. Sie ha auf der Hohenſchule der Leiden ausſtudirt, und promovirt. Sie kann alſo ein biſchöfliches Wei werden. Oft kam's mir ein; ich müßte dieſer Sache wegen an Schönemann ſchreiben. Aber immer unterließ ich's, weil ich ſeine Verhältniſſe nic kannte.

Theob. So viel weiß ich beſtimmt, daß es, in dieſer Sache, auf weiter nichts ankommt, als nur darauf, ob Eleonore ein Weib für Schönemann ſeyn werde? — Und da nun auch dieſe Schwierigkeit mir gehoben zu ſeyn ſcheint — ſo ſteht, hoffentlich, nichts mehr im Wege. Nur muß die edle Dulderin allmählig auf dieſen, für Beide ſo wichtigen, Beſuch, vorbereitet werden.

Der Pf. Das kann füglich während dem Eſſen geſchehen.

Dumond. Gott gebe, daß Alles gut gehe!

Niemand dünkte die Zeit lang, auſſer Schönemann in ſeinem einſamen Wirthshauſe. Gedanken drängten ſich in ſeiner Seele, und ſein ganzer Geiſt war Erhebung und kindliches Gebet um väterliche Führung. Möglichſt waffnete er ſich mit Geduld, und erwartete die beſtimmte Stunde.

Im Pfarrhauſe kam es inzwiſchen zum Eſſen. Die drei Männer waren hoch geſpannt, und der Pfarrer ſollte, der Abrede gemäß, den Faden anknüpfen. Als daher Alles in Ordnung war, und Eleonore nicht mehr hin und her zu gehen, und dies und jenes zu holen hatte, ſo fieng der ehrwürdige Mann an:

Ich bin dieſen Morgen davon überzeugt worden, liebe Tochter! daß es dem guten, himmliſchen Vater ein Leichtes iſt, die Urſachen unſerer Leiden auch dann zu heben, wenn es uns Menſchen unmöglich ſcheint.

Eleon. Davon ſind Sie wol ſchon längſt überzeugt. — Haben Sie aber vielleicht gegründete Hoffnung erhalten, daß unſerer lieben Frau Pfarrerin noch geholfen werden könnte?

Der Pf. Wenn's ſeyn ſoll, ſo iſt das Gott ein Kleines. Jezt iſt aber davon die Rede nicht. Dieſer Herr da kann einen ſehr wichtigen Knoten löſen — er kann Dich glücklich machen, meine **Eleonore!**

Eleonore wurde roth — erblaßte — wurde wieder roth; es begann ihr wehe zu werden.

Der Pf. Stärke dich, meine Tochter! ſtärke dich mit hoher Freude; die Wahrſcheinlichkeit tritt, wie ein Engel Gottes, in unſre Mitte, und haucht Dir tief in die Seele: **Dein Wunſch kann erfüllt werden.**

Eleonore ſtaunte, und ſtarrte vor ſich hin.

Der Pf. Noch einmal: ermuntere Dich, meine Tochter! Die Vorſehung hat einen anbetungswürdigen Weg eingeſchlagen, und es ſo geordnet, daß dieſer unſer werther Gaſt — ein Freund Gottes und der Menſchen — Deine Leiden erfahren mußte. Er wird dein wohlthätiger Arzt ſeyn, und, nächſt Gott, dich heilen.

Eleonore war ſo innig bewegt, ihr ganzes, zartes Weſen war ſo ergriffen, daß ſie ohnmächtig dahin ſank. Nur mit Mühe brachte man ſie wieder zu ſich. Jezt aber wurde von etwas Andern geſprochen, um ihr Zeit zum Erholen zu laſſen. Di

Hoffnung that auch hier, wie immer, die gewünſchte Wirkung. Ihre Bruſt hob ſich höher; ihre Augen giengen über. Sie weinte ſo, daß eine Thräne die andere ſchlug.

Der Pf. Gott Lob! das haſt du lange nicht gekonnt! — Ich ſehe, Deine Natur iſt noch nicht zerrüttet.

Eleonore ſchwieg, und man ſah', daß ſie im innern Heiligthum ihres Herzens Dank opferte. Die drei Männer fuhren mittlerweile in ihrem Geſpräche fort, und erwarteten den Wink, wann es Zeit ſeyn würde, weiter von der Sache zu reden.

Und dieſer blieb nicht lange aus. Eleonore fürchtete Täuſchung. Der Gedanke war zu groß für ſie, als daß ſie ſeine Erfüllung ſo ganz und auf einmal hätte glauben können. Jungfräuliche Schaam kämpfte in ihrem Buſen und auf ihrem Geſichte, bis ſie endlich dieſen Zweifel äuſſerte und ſagte: Vater Walther! ich ſchwebe zwiſchen Himmel und Abgrund. — Setzen Sie mich auf feſten Boden; ſo kann ich es nicht aushalten; in dieſer Lage wird mein ganzes Daſeyn aufgelößt.

Der Pf. Gern, meine Tochter! von Herzen gern! Unſer Gaſt iſt Schönemann's genauſter Freund. Du haſt ja wol den Herrn geheimen Staatsrath Theobald nennen gehört?

Eleon. O ja! Sehr viel Gutes hab' ich von ihm gehört. Ach, mein Vater! ich vergehe für Schaam, daß ich meine Augen, mein Herz nicht beſſer bewachte! Daß ich einem, freilich unwillkührlichen Gefühl ſo viel Macht über mich einräumte! Daß ich mich ihm ſo gern, ſo ganz überlies! Aber ach! wie ſchwer hab' ich dafür büſſen müſſen. —

Der Pf. Ueber den Punkt haben wir ja ſchon längſt abgeſprochen. Du haſt dafür gelitten, und der gütige Vater dort oben, der Deine Seele ſo innigfühlend ſchuf, wird es Dir nicht als Schuld anrechnen. Jezt iſt von nichts weiter die Rede, als von — Erfüllung Deiner Wünſche.

Eleon. Heben Sie meinen Zweifel, und erklären Sl. mir, wie das möglich iſt?

Der Pf. An Ihnen iſt nun die Reihe, Freund Theobald! — Erlauben Sie mir, daß ich Sie ſo nennen darf!

Theobald umarmte den apoſtoliſchen Mann, und ſagte: Die Benennung gilt mir mehr, als ein Adelsbrief. — Dann wandte er ſich zu Eleonoren, umarmte auch ſie, und ſprach: Schweſterliche Freundin! ich glaube Ihnen in die Seele meines Freundes verſichern zu können, daß Sie für Ihre bisherigen Leiden überſchwänglichen Erſatz finden werden. Nun erzählte er ihr den ganzen Zuſammenhang der Sache und die Geſchichte dieſes Morgens mit Wärme und Zärtlichkeit. Das vortreffliche Mädchen faltete die Hände, und mit dem Blick eines Engels ſchaute ſie auf zu Gott, und ſprach, nur dem Himmel hörbare, Töne aus.

Während allem dieſem ſaß Dumond und beobachtete ſeine Tochter mit einem forſchenden Blick, der Beſorgniß verkündigte. Mit freundlicher, aber ernſter Miene ſagte er höchſt nachdrücklich: Eleonore! — Meine Tochter! — ſieh' vor Deine Füße, damit Du nicht ſtrauchelſt!!! —

Durch dieſe Worte gleichſam geſchreckt, ſtand ſie mit demüthigem Blick auf, trat zu ihrem Vater, küßte ihm die Hand, und erwiederte: Vater! ich werde, mit Gottes Hülfe, auch in dieſem kritiſchen Zeitpunkte, Ihrer Erziehung, der Menſchenwürde und der Religion Ehre machen. Sorgen Sie nicht!

Theobald erſtaunte; er glaubte Weſen aus einer beſſern Welt zu ſehen. Herzlich aber freute er ſich zugleich, in künftigen Tagen an ihrem Licht und in ihrer Wärme wachſen zu können. Selbſt beſſere Menſchen fühlen neben dem Schwammkrämer und ſeiner Tochter, wie klein ſie noch ſind.

Dem Pfarrer Walther aber war das ſo ganz recht und gemüthlich. Er hatte der Erfahrungen viele gemacht und geſammelt; er war der Dinge, die des wahren Reichs Gottes ſind, ſchon gewohnt. Ich möchte ſehen, ob ein Frauenzimmer von modiſcher Erziehung, zwar nicht reich aber nett, höchſt reinlich gekleidet, einem alten zerlappten Schwammkrämer aus ihrer Verwandſchaft die Hand küſſen würde, und wenn er ein zweiter Dumond wäre. Das gehört, wahrlich! und leider! in die Etikette eines Reichs, das nicht von der heutigen Welt iſt, in der ſelbſt die heiligſten, die ſchönſten Bande ſo gar locker geworden ſind. Aber ein ſolcher Kuß erwärmt das Herz, welches ſich, ſchier krampfhaft, im ſchneidenden Froſte der Eitelkeit, der Selbſtſucht, und wie die übrigen Gebrechen unſers Zeitalters heiſſen — zuſammenzieht. — — —

Jezt war es, noch gerade, Zeit, auch mit der zweiten Hauptperſon zu ſprechen. Schönemann zählte, in ſeiner bangen Einſamkeit, die Minuten; ihn drängte die Ungewißheit ſeines Schickſals, aus der er aber ſchnell herausgeriſſen werden ſollte,

Theobald trat nemlich mit einer Miene in's Zimmer, die ſeinem Freunde den Himmel auf Erden verkündigte; und Schönemann nahm dieſen Himmel in ſeine ganze Seele auf. Hier war nicht lange, nicht kaltblütig zu überlegen. Theobald ſagte nur: Komm und ſiehe!

Für Eleonoren war die Viertelſtunde, welche ſie in der Einſamkeit verbrachte, höchſt wohlthätig. Noch feſter lehnte ſie ſich an den, der unſere Schickſale lenkt. Und — ehe ſie ſich's verſah, trat das Original ihres geliebten Bildes, das ſie ſo lang in ihrem innerſten Gemüth verwahrt, und mit ſich herumgetragen hatte, ins Zimmer.

Der, ſonſt mit überſtrömender Beredſamkeit begabte Mann, ä rſtummte im Hineintreten. Eine ſchweigende Verbeugung an die beiden Greiſe, und ein ſeelenvolles Hinblicken auf den großen Gegenſtand ſeiner Zukunft war Alles. Langſam ſchritt ihm **Eleonoren** entgegen und ſprach:

Vergebung! — Herr Generalſuperintendent! nicht Erbarmen! — Ich hab' in jener entſcheidenden Stunde meines Lebens — Auge und Herz nicht bewacht. — Ich habe nicht den Worten **des Geiſtes**, der durch ſie redete, ſondern den Worten **des ſchönen, edlen Mannes** gehorcht, und mit dem Horchen ſchlich ſich die Sinnlichkeit in mein Herz. Ach! dies Gefühl — ich konnte ſeiner nicht mehr Meiſter werden, als ich es gern wollte — hat mich unſäglich viel gekoſtet. Nun hüten Sie ſich ja, daß Sie nicht aus Mitleid — aus Erbarmen handeln! — Erſt vergeben Sie mir, daß ich Sie, durch meine Unvorſichtigkeit, in dieſe peinliche Lage verſezt habe; hernach beobachten und prüfen Sie mich, ſo lange und ſo unpartheiiſch, als es die Klugheit, und beſonders die ſo nöthige Behutſamkeit eines Lehrers der beſten und erhabenſten aller Religionen fordert. Finden Sie mich dann würdig, den Lebensweg mit Ihnen hinabzuwallen: ſo bin ich — die Ihrige. Hat aber Ihr Herz und Ihre Vernunft das Mindeſte dagegen einzuwenden; ſo beſchwöre ich Sie, ja nicht der Stimme des Mitleids zu folgen, ſondern mich dann der ewigen Erbarmung des himmliſchen Vaters zu überlaſſen. Ich werde mich in dem Gedanken beruhigen, daß ich Ihnen kein größeres Opfer bringen konnte, als die ſtille und freiwillige Verzichtleiſtung auf das höchſte Glück meines Lebens.

Hold und heiter ſtand die Engelsſeele da, wie der Kämpfer, der ſich am Ziele ſeiner Laufbahn fühlt, und das Kleinod gewinnt.

Jezt aber hielt ſich Dumond nicht länger; mit dem höchſten Ausdruck der Freude in allen ſeinen Zügen, und mit Wonnethränen im Auge, wankte er zu ſeiner Tochter, umarmte und küßte ſie mit Inbrunſt, und ſagte: Segen über Dich, mein Kind! Dieſe Vaterfreude iſt Erſatz für alle meine Leiden!

Und auch Pfarrer Walther ſchritt mit Himmelsglanz in ſeinem Blick zu der erhabenen Jungfrau hin, und ſprach mit heißer Umarmung: Der Herr ſegne Dich, meine Tochter! Er vollende ſein Werk an Dir!

Und was thäten dann Theobald und Schönemann? — Sie ſtanden, ſtaunten, und hatten naſſe Augen. Endlich brach Schönemann das Stillſchweigen; mit Sehnſucht blickte er ſeinen Freund an, und ſagte: Was ſoll ich Schüler nun thun? — Lächelnd verſezte Theobald: Ei, was anders, als die Lektion aufſagen! — Mit einem tiefen Seufzer erwiederte jener: Ja, wer das ſo könnte! Plözlich fiel ihm aber ein, daß ihn Eleonore leicht mißverſtehen könne; er faßte alſo Muth, näherte ſich ihr, faßte ihre Hand und ſagte:

Ich hab' die Gefährtin meines Lebens von der Vaterhand Gottes erwartet, und daher auf ſeinen Wink gemerkt. Dieſen ſeh' ich jezt mit vollkommener Ueberzeugung.

Eleon. Nehmen Sie's nicht ungütig, daß ich in einer Sache, die mich ſo viel gekoſtet hat, gern jede Uebereilung vermieden ſähe. Sie ſind ein guter, edler Mann, aber auch ein ſolcher kann überraſcht werden. Geſezt auch, meine Perſon gefiel Ihnen; Sie würden vielleicht durch mein jetziges Betragen von meinen guten Geſinnungen überzeugt: ſo könnt' ich doch noch mancherlei Unarten an mir haben, deren jede Sie höchſt unglücklich machen würde. — Ich könnte unordentlich und unreinlich, nicht wirthſchaftlich, mit Unverſtand wohlthätig, launicht, oder ſchwazhaft ſeyn. Was aber würde aus Ihnen, aus mir werden, wenn Sie einen ſolchen Fehler dann erſt entdeckten, wenn es ſchon zu ſpät wär'.

Walther konnte faſt nicht ſo lange warten, bis Eleonore ausgeredet hatte. Er drängte ſich an Schönemann hin, legte die rechte Hand auf ſeine Schulter und ſagte: Herr Superintendent! ſind Sie noch in einem von dieſen Punkten ungewiß, ſo nehmen Sie das Zeugniß Ihres, am

Rande des Grabes wankenden Amtsbruders, als gewiſſe Wahrheit an: Eleonore hat keinen dieſer Fehler an ſich. Ich wiederhole Ihnen vielmehr das, was ich vorhin dem Herrn geheimen Staatsrath geſagt habe: Sie iſt des höchſten Glücks in dieſem Erdenleben, des vortrefflichſten Mannes werth, in ſo fern nemlich Menſchen einer göttlichen Wohlthat würdig ſeyn können. Aber auch der Mann, der an Eleonoren's Hand ſeine Wallfahrt zurücklegt, wird, dieſſeits des Grabes, ſchon den Himmel finden.

Die holde Jungfrau war gleich, als Walther anhob, herausgeſchlichen, und blieb ſo lang, daß man ſich eben nach ihr umſehen wollte, als ſie mit rothgeweinten Augen wieder in's Zimmer trat. Während ihrer Abweſenheit hatte denn auch Dumond ſeinen väterlichen, aber höchſt beſcheidenen Beifall zu Walthers Lobrede gegeben.

Schönemann's Gemüth wurde allmählig ruhiger. Das Ungeſtüme der Empfindungen legte ſich; ſtille, tiefempfundene Freude füllte ſein ganzes Weſen, ſtrahlte aus allen ſeinen Zügen. Er ſezte ſich und zog Eleonoren, neben ſich, auf einen andern Stuhl nieder. Liebe, theure Freundin! fieng er nach einigen Augenblicken an: ich bedarf, in Anſehung Ihrer, keine Probezeit; ob Sie aber, in Anſehung meiner, keine bedürfen? das iſt eine andere Frage.

Eleonore. Guter, mir längſt ſo lieber Mann! Der Unvorſichtigkeit, deren ich mich, in Betreff Ihrer, ſchuldig machte — hab' ich mich vorhin ſchon ſelbſt angeklagt. Sehr, ſehr theuer iſt ſie mir zu ſtehen gekommen. Im Uebrigen weiß ich mich von allen Unarten frei, die den unglücklich machen könnten, der ſein Schickſal an das meine knüpft. Die Erklärung, welche ich that, geſchah nicht um meinetwillen, ſondern Ihrentwegen. Von einem ſolchen Manne möcht' ich nicht aus Uebereilung, oder aus Mitleid, ſondern aus freier, ruhiger, auf Vernunft und Neigung gegründeten Liebe gewählt ſeyn.

Schönem. Meine, ſchöne Seele!

Dumond. Legen Sie, ich bitte, meiner Tochter dieſe Aeuſſerungen nicht für Stolz aus! — Ein Mädchen, wie ſie, die im äuſſerſten Grad arm iſt, muß mit einem gewiſſen Maaß von Eiferſucht und mit hoher Vorſicht ihre Würde, ihre Tugend, behaupten, und ſich gleichſam, auf alle Fälle, proteſtando verwahren. Geſezt auch, dies wär' in Beziehung auf Ihre Perſon unnöthig: ſo iſt doch Eleonore, um ihrer ſelbſt willen, dazu verpflichtet. Dem allen ungeachtet, iſt ihre Erklärung, wie ich gewiß bin, nicht Ziererei, ſondern Sprache des Herzens.

Eleonorens Augen füllten ſich wieder mit Thränen. Zärtlich wehmüthig verſezte ſie: So recht Sie haben, lieber Vater! ſo könnten doch Ihre Worte bei meinem Freunde leicht die Idee erwecken, ich wollte mit hoher Tugend und Weisheit prangen, und unter dieſem Glanz meine Blöße verſtekken. Es bleibt nichts anderes übrig, als noch ein, oder zwei Jahre Probezeit, um mich, mittlerweile, nach der Wahrheit kennen zu lernen.

Walther. Ihr Leute treibt denn doch die Sache ein bischen zu weit. Herr Superintendent! liegt in Ihrer Seele noch ein entfernter Keim zu Bedenklichkeiten?

Schönem. Bei Gott! Nein! — Ich kann nur nicht zum Wort kommen. **Eleonore** iſt das Weib, das Gott ſelbſt für mein Herz auserkor. Schon jezt bin ich unvermögend, mein Glück zu überſehen.

Walther. (indem er Beide umarmt und zuſammendrückt) Nun, ſo ſegne Euch denn der Herr in Zeit und Ewigkeit. Amen! — **Dumond** umſchloß ſie ebenfalls, und gab ihnen, aus der Fülle ſeiner Seele, den väterlichen Segen.

Damit war die Hauptſache entſchieden. Zugleich wurde beſchloſſen, das ſchöne Band ſo bald als möglich zu knüpfen.

Dem guten Pfarrer **Walther** war eine Haushälterin vonnöthen. **Theobald** kannte eine brave Wittwe, die ſich vollkommen zu dieſer Stelle ſchickte. Er übernahm es, die Sache in Ordnung zu bringen.

Schönemann und Eleonore fanden hohe Freude in der Vorſtellung, daß ſie nun den alten Dulder, ihren Vater Dumond, zu ſich nehmen, und ihm ſeine lezten Lebenstage verſüßen könnten. Sie äuſſerten auch dieſen Plan und ihr Vergnügen darüber; allein das Alles fand bei dem Patriarchen keinen Eingang. Er ſchüttelte den Kopf, lächelte und ſprach: Ihr guten Kinder macht die Rechnung ohne den Wirth. — Das ſeh' ich wol ein, daß mein jeziges, ärmliches Gewerbe nicht mehr ſchicklich iſt. Aber zu Euch zu ziehen, nichts zu thun, als blos zu eſſen, zu trinken und zu ſchlafen. — Nein! das geht nicht! — Der Herr, dem ich ſo freudig diene, ſoll mich nicht blos wachend, ſondern auch thätig finden, wenn er kommt. — Es wird ſich ja wol noch ein Poſten finden, der ſich für einen drei und achtzigjährigen Invaliden ſchickt.

So wenig Schönemann und Theobald jezt auch aufgelegt waren, vom alten und neuen Geſangbuch zu ſprechen: doch muſten ſie dem alten Pfarrer nachgeben; da ſich's dann fand, daß auch er, in Anſehung der allmähligen Liederverbeſſerung, ihrer Meinung war. Herzlich freute er ſich darüber, und fühlte ſich dadurch noch näher zu ſeinen neuen Freunden hingezogen. Sie brachten den Nachmittag und den Abend innig vergnügt mit einander zu, und dann begaben ſich die beiden Steinſucher in's Wirthshaus, wo ſie über Nacht blieben, am Morgen nochmals die Lieben auf dem

Pfarrhofe beſuchten, und dann — den Rückweg antraten.

Amalie wunderte ſich höchlich, als ſie die Reiſenden ſo bald wieder umwandern ſah. — Gott Lob und Dank! ſagte ſie; es ſcheint, das Steinſuchen behagt Euch nicht ſo ſehr, als den Herrn Mallinuti und Gieſenheim. Theobald antwortete ihr mit einem Kuß: Du weißt aber auch nicht, liebes Weib, was für einen Edelſtein unſer Freund Schönemann gefunden hat — für eine Auswanderung überflüſſig genug. Nun erzählte er ihr die ganze Geſchichte, wie ſie ſich mit Eleonoren Dumond zugetragen hatte. Amalie freute ſich herzlich über dieſe Vermehrung ihres freundſchaftlichen Zirkels, und wünſchte dem edlen Schönemann von ganzer Seele Glück zu einer ſo unerwarteten, aber ſo trefflichen Verbindung.

Schönemann blieb dieſe Nacht in Ruhebach, weil man beſchloſſen hatte, am andern Morgen dem Fürſten aufzuwarten, und ihm von allem Bericht zu erſtatten.

Dies geſchah. Sie fanden den erhabnen Biedermann in ſeinem Kabinet, und in Geſellſchaft zweier Geheimſchreiber, beſchäftigt. Er freute ſich, ſie ſo bald wieder zu ſehn; und das auch deswegen, weil ſie ihm, in ſeinen Regierungsangelegenheiten beinah' unentbehrlich geworden waren. Der Fürſt beurlaubte die Sekretäre, und Schönemann trug ſeine Heirathsgeſchichte vor. Die Sache gefiel dem Fürſten ungemein; und da nun auch die Verſorgung des alten Dumond's zur Sprache kam: ſo beſchloß der Fürſt auf der Stelle, ihm zum Burggrafen, oder Kaſtellan des Schloſſes Tichertsheim zu machen, und ihm eine anſtändige Beſoldung zu geben. Er äuſſerte ſich darüber ſehr aufgeräumt, indem er ſagte: Der alte Dumond wird ſich überaus gut zur alten Burg Tichertsheim paſſen, indem beide einerlei Koſtume haben. Laſſen Sie ihn nur bald kommen, damit er wenigſtens noch alle Zimmer kennen lerne, ehe er ſtirbt. — — —

Jezt hab' ich weiter nichts zu ſagen, als daß, innerhalb vier Wochen, beide Plane ausgeführt wurden. Schönemann lebte glücklich mit Eleonoren; und der alte Dumond lernte noch alle Zimmer kennen. Sein Abend war ſehr licht, und er wurde im Frieden zu ſeinen Vätern geſammelt.

Die Freundſchaft.

Mel.: Laßt die Politiker nur ſprechen.

Freut euch! ihr Jünger der Freundſchaft und Liebe!
Feiert dem ſanften Vereinigungstriebe,
Feiert, ihr Guten, im fröhlichen Kreiſe,
Singet der himmliſchen Freundſchaft zum Preiſe!
Weiht ihr ein Loblied im höheren Chor.
Schwingt euch, ihr Herzen, zum Himmel empor!

Siehe, dort ſprudelt am Throne die Quelle
Seliger Freundſchaft, kriſtallrein und helle,
Flutend erfüllt ſie das Weltall mit Wonne,
Wallet in Strömen von Sonne zu Sonne!
Liebe regieret den Himmel allein,
Ohne ſie mag keine Seligkeit ſeyn!

Freundſchaft vereinigt die zahlloſen Sphären,
Sie kann den Seraph, den Engel verklären;
Sie überwindet durch Lieben und Dulden,
Schenkt auch von Herzen dem Feind' ſein Verſchulden.
Strahlte ihr Licht in die Hölle hinein,
Würde die Hölle nicht Hölle mehr ſeyn!

Freundſchaft iſt Schild gegen Pfeile des Tadlers,
Leidende trägt ſie auf Flügeln des Adlers,
Hungrige Freunde erquickt ſie mit Nahrung,
Leiſtet dem Feind' in Gefahren Bewahrung,
Wehet dem Sterbenden Himmelsluft zu,
Gönnet im Schooße den Irrenden Ruh.

Engel der Freundſchaft, komm zu uns hernieder,
Weil' hier im Kreiſe, verlaß ihn nie wieder!
Fülle die Herzen mit Wohlthun und Güte!
Freundſchaft und Liebe gib jedem Gemüthe!
Kälte und Mißtrauen weiche von hier;
Engel der Freundſchaft, wir huldigen dir!

Wollt ihr den Schleier der Freundſchaft enthüllen!
Müßt ihr auch treu ihre Pflichten erfüllen.
Denket nichts Arges vom liebenden Freunde!
Redet nichts Böſes vom haſſenden Feinde!
Gutes thut jedermann, wo ihr nur könnt,
Jedem ſei Gutes, wie ſelbſt uns, gegönnt!

Freundſchaft befiehlet uns Liebe um Liebe,
Fodert, daß keiner den Andern betrübe;
Edelmuth ſtrömt aus der Freundſchaft Gebiete,
Willig, ach! bietet ein reines Gemüthe
All ſeine Kräfte dem Liebenden an,
Hält auch das beſte für wenig gethan.

Alle, ihr Guten! mit Herzen und Munde,
Laßt uns vereinen zum himmliſchen Bunde!
Opfert der Freundſchaft, auf loderndem Feuer,
Herz und Gemüthe; ſchwört heilig und theuer:
Freundſchaft und Wohlthun ſei ſtets unſre Pflicht,
Denn auch im Sterben verläßt ſie uns nicht!

Heinrich **Stilling.**

Inhalt.

Seite.

Zuſtand der chriſtlichen Menſchheit. . . . 13

Die Theodicee. 45

Vertheidigung der Schleuder des Hirtenknaben. 147

Johann Stilling. Eine Biographie. . . 169

Die Mineralogen. Eine Erzählung. . . 191

Die Freundſchaft. Ein Gedicht. 236

Gedichte

von

. Johann Heinrich Jung

genannt Stilling.

Nach ſeinem Tode geſammelt und herausgegeben

von ſeinem Enkel

D. Wilhelm Elias Schwarz,

ngeliſchem Pfarrer zu Weinheim an der Bergſtraße.

Frankfurt am Main
rlag der Hermannſchen Buchhandlung
1821

Ex
Bibl.
Acad.
Land.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorrede.

Eine Sammlung von Vater Stillings Gedichten wird Vielen erwünſcht ſeyn. Aufgefordert von Freunden und von meinem eigenen Herzen habe ich ſie daher unternommen, und übergebe ſie hiermit den Freunden des ſeligen Verfaſſers. Die Sammlung hat zwei Hauptabtheilungen, weil es der Inhalt der Gedichte ſo mit ſich brachte. Die erſte enthält die geiſtlichen Lieder, nebſt einem Anhange von Gebeten; und obgleich alle Gedichte des Vollendeten aus ſeinem geiſtlichen Sinne gefloſſen ſind, ſo kann doch bei der Eintheilung nur der Zweck eines jeden entſcheiden. Die zweite

Abtheilung ſchließt die Gedichte in ſich, welche ihren Urſprung gelegentlichen Anregungen verdanken, und die angehängten Räthſel werden wegen ihrer Eigenthümlichkeit und Bildlichkeit gerne durchdacht werden. Manche noch ungedruckte Gedichte durften nach dem letzten Willen des Verfaſſers nicht öffentlich mitgetheilt werden. Seine Geſänge über das goldene Zeitalter der Chriſten, Chryſäon betitelt, nebſt der Inſel Elpion ſind ſchon beſonders in einem Bändchen in der Raw'ſchen Buchhandlung in Nürnberg 1818 abgedruckt worden, und erſcheinen deßhalb hierbei nicht mehr; eben ſo wenig, was ſchon in Stillings Schatzkäſtlein zu finden iſt, damit es ein Schatzkäſtlein bleibe. Die hin und wieder geäußerten dichteriſchen Ausgüſſe, die nicht für ſich beſtehen, können hier auch keine Stelle erhalten, da ſie nur im Zuſammenhange verſtändlich ſind. Und ganze Abhandlungen in Gedichten, wie wir ſie in ſeinen Scenen aus dem Geiſterreiche leſen, hier einzurücken, würde zu weit führen.

In Schreibart und Ausdruck habe ich nichts zu ändern gewagt. Aus dieſem Grunde führen auch nur diejenigen Gedichte Ueberſchriften, denen der Unvergeßliche ſie ſelbſt gegeben. Da wir die Zeit, in welcher ein jedes Gedicht ſeinem Geiſte durch die Feder entquoll, nicht genau auszumitteln vermögen, ſo konnten ſie auch nicht ihrer Zeitfolge nach, ſondern theils nach ihrem innern Zuſammenhange, theils der muthmaßlichen früheren oder ſpäteren Zeit ihres Entſtehens, folgen. Das Regiſter wird ausweiſen, in welchen ſeiner Schriften jedes Einzelne zu finden iſt, und wird zugleich die Auflöſung der Räthſel, die meiſt eine doppelſinnige Bedeutung haben, geben.

Die Stelle, welche Stilling als Dichter behauptet, vermag ich nicht zu beurtheilen. Was er ſelbſt in dieſer Hinſicht von ſich in der Vorrede zu ſeinem Chryſäon ſagt, kann ihn in den Augen jedes Chriſten nur erheben. „Ich kann ſagen, — ſchreibt er dort — daß ich mir als Dichter nie Hoffnung auf einen groſen Ruf, auf einen hohen Rang unter den deutſchen Dichtern machen kann, und das aus zweierlei Gründen: Erſtlich kann, mag und darf ich zu meinen Arbeiten keine andere Materien wählen, als die zur Ehre meines Herrn und Meiſters, und zum Beſten ſeiner Religion gereichen. Dabei iſt aber keine Ehre, kein Ruhm von dem herrſchenden Geiſt de Zeit zu erwarten. Zweitens hab' ich auch ni Zeit gehabt, groſe und berühmte Dichter z ſtudiren, und ihnen ihre Kunſt abzulernen dies iſt aber heut zu Tage durchaus nöthig wenn man nicht von der ſtrengen, und bis zum Ueberdruß eckeln Kritik unſerer Zeit gegeiſelt werden will." Indeſſen halte man es der Pflicht meiner kindlichen Verehrung für den theuern Mann zu gut, wenn ich auf die Verwandtſchaft ſeines Geiſtes mit dem erhabenen, einfachen und frommen alt-Morgenländiſchen Geiſte in ſeiner reichen Einbildungskraft, leichten und lieblichen Schilderungsart, kräftigen Vorſtellungsgabe und in ſeinem natürlichen Ausdrucke des tiefen Gefühls, aufmerkſam mache. Auch wird mir jeder Chriſt darin beiſtimmen, daß nur derjenige den eigentlichen Werth der Stilling'ſchen Gedichte zu erkennen vermag, der aus demſelben Geiſte geboren iſt, und daß nur derjenige ein würdiges Urtheil über dieſelben fällen könne, welcher zugleich die Zeit und Umſtände, unter welchen ein jedes Gedicht entſtanden iſt, berückſichtigt. Welche Meiſterwerke die Romanzen ſeyen, wird dem Kunſtverſtändigen außerdem noch daraus erhellen, daß der große Dichter Deutſchlands, Stillings Jugendfreund, dieſelben bei ihrer erſten Erſcheinung als alt und claſſiſch anſah.

Eilet nun, ihr chriſtlichen Ausgüſſe des verklärten Greiſes, zu den harrenden Freunden, ertönet laut und oft von ihren Lippen, und hallet wieder in unſeren Herzen zur Ehre Gottes und zum geſegneten Andenken des vollendeten Chriſten!

Weinheim im Wonnemond
1820.

W. Schwarz.

Erſte Abtheilung.

Geiſtliche Lieder.

1.

Die Schöpfung.

Mel. Wachet auf! ruft uns die Stimme.

Ihr hohen Dank- und Jubellieder!
Schallt dort von allen Sternen nieder!
Die Sonn hör unſern Hochgeſang!
Der ganzen Schöpfung Lobgetöne
Ermuntre euch, ihr Adams-Söhne,
Und Töchter auch zum frohen Dank!
Rühmt unſern Elohim,
Die Engel jauchzen Ihm
Hallelujah!
Er ſchuf die Welt,
Die Er erhält,
Lobſing, lobſing Ihm ſeine Welt!

Es ruhte noch in tiefem Schweigen
Die Zukunft, und der Jubel-Reigen
Der Morgenſterne war noch nicht.
Im tiefſten Dunkel lag der Morgen,
Der Saame aller Welt verborgen,
Verborgen war in Gott das Licht.
Sein Wort in Himmelspracht
Rief in die alte Nacht
Es werde Licht!

Es wurde Licht,
Gut war das Licht!
Die Finſterniß begriff es nicht.

In tiefer Ferne ruht die Erde,
Das Wort des Lebens rief: Es werde
Ein weiter Luftraum um ſie her!
Der Raum erfüllte ſich mit Düften,
Die Wolken ſchwebten hoch in Lüften,
Noch war die Erd' ein trübes Meer;
Elohims Wort erklang,
Es ſtieg mit wildem Drang
Das feſte Land
Aus Fluthen auf;
Den raſchen Lauf
Lenkt hin zum Meer des Schöpfers Hand.

Der Gott der Liebe ſprach: Es werde
Zum Paradies die öde Erde!
Nun grünt und blüht es überall.
Dort prangen holde Blumen-Wieſen,
Durch welche klare Bächlein fließen,
Mit Pracht erfüllt iſt Berg und Thal.
Jetzt ging die Sonne auf,
Der Mond begann den Lauf,
Hallelujah!
Der Morgenſtern
In blauer Fern,
Freut ſich, und ſpricht: Auch ich bin da!

Das ew'ge Wort haucht Geiſt und Leben
In die Natur, und ſieh! es ſchweben
Die Vögelheere in der Luſt.
Der Ozean brauſt vom Getümmel,
Von unzählbarem Thiergewimmel,
Wo ein Abgrund den andern ruft.
Und nun auf Feld und Flur
Regt ſich auch die Natur.
Der Löwe brüllt!
Wald, Berg und Thal
Sind allzumal
Mit tauſend Leben angefüllt.

Nun nah' ich mich, o Gott der Liebe!
Mein Heiland! Dir mit heißem Triebe,
Gedenke wie Du Adam ſchufſt!
Ach blick mich dann auch an mit Milde,
Wenn Du mich einſt nach Deinem Bilde,
Erneuert aus dem Grabe rufſt
Wie Adam ehmals da,
Als er Dich Heilger ſah,
Hallelujah!
Im Jubel rief,
Sich beugte tief;
So ruf ich auch Hallelujah!

2.

Sonntags-Feyer.

Jeſus Chriſtus! Sieh ich Armer
Komm ſo ſündhaft wie ich bin;
Komm zu Dir o mein Erbarmer!
Geb mich Dir zu eigen hin.
Dir bekenn ich meine Sünden,
Blicke mich in Gnaden an!
Laß mich doch Vergebung finden,
Du haſt gnug für mich gethan.

Feſten Vorſatz faß ich heute,
Ernſtlich jede Sünd zu fliehn,
Mich auch jeder ſchnöden Freude
In dem Laſter zu entziehn.
Mein Erlöſer ſchenk mir Kräfte,
Dieſem Vorſatz treu zu ſeyn;
Meinem Heiligungs-Geſchäfte
Unverbrüchlich mich zu weihn.

Segne dieſen Tag der Ruhe,
Mach ihn meinem Herzen werth!
Daß ich immer denk und thue,
Was dein Geiſt und Wort mich lehrt!

Und die Kraft zum Ueberwinden
Jeder ſündlichen Begier,
Laß mich unaufhörlich finden
In dem Umgang nur mit Dir.

Treuer Heiland! Deine Führung
Ach! von meiner Jugend an
Preiſe ich mit tiefer Rührung,
Denn auf meiner Pilgerbahn
Haſt Du heilig mich geleitet,
In Gefahren mich bewacht,
Manche Freude mir bereitet,
Dank! o Dank ſey Dir geſagt!

Heute bin ich feſt entſchloſſen,
Dir auf ewig treu zu ſeyn;
Für Dein Blut, das Du vergoſſen
Will ich mich Dir ewig weihn.
Ach! verkläre doch Dein Leiden,
Dein Erlöſungswerk in mir!
Alles, Alles will ich meiden,
Was mein Herze trennt von Dir.

Sieh hie bin ich Ehrenkönig,
Nimm mich ganz zu eigen hin!
Ach! es iſt noch viel zu wenig
Für das, was ich ſchuldig bin;

Aber wenn Du Dich mir giebeſt,
  Dann bin ich ſo reich wie Du;
Und im Glück, daß Du mich liebeſt,
  Find ich wahre Sabbaths-Ruh.

3.

Der Fall Adams.

Mel. Mein Freund zerſchmelzt aus Lieb u. ſ. w.

Schwing dich mein Geiſt in Edens Luſtgefilde
  Zu Vater Adam, Mutter Eva hin.
Ich ſehe ſie, und find' daß ihrem Bilde,
  Und ihrem Geiſt ich kaum mehr ähnlich bin.
    Der Schlangengift und Ferſenſtich
Hat immer tief gewirkt, und wirkt noch fürchterlich.

Wie ſelig wallen ſie im Palmen-Haine,
  Und athmen froh den Duft vom Lebensbaum!
Wie iſt ihr Blick, wie iſt ihr Herz ſo reine!
  Im Geh'n berührt ihr Fuß den Boden kaum.
    Und ſeh! Jehovah dort im Licht,
Wie Er als trauter Freund mit ihnen huldreich ſpricht!

Jehovah warnt, Er warnt ſie vor dem Falle,
Vor dem Genuß der gift'gen Todesfrucht.
Im Finſtern ſchleicht, erfüllt mit Gift und Galle,
Der Höllenfürſt, ſieh! wie er flammt und flucht!
Ach liebes erſtes Elternpaar!
Ach kennteſt du doch jetzt die Größe der Gefahr!

Die Schlange kommt in Gold- und Purpur-Schimmer,
Im weiten Bogenzug, empor die Bruſt;
Und Satan ſchleicht wie falber Schwefel-Glimmer,
Erfüllt mit Wuth, mit teufeliſcher Luſt,
In einem Zug ins Schlangenherz,
Jetzt ſchwillt ſie wüthend auf, und züngelt himmelwärts.

Sie birgt die Wuth und kommt mit ſanftem Schmeicheln,
In weiten Kreiſen zum verbotnen Baum;
Genießt die Frucht und ſchleicht mit frommem Heucheln
Zum Elternpaar und ſagt: ich glaub es kaum,
Daß Gott die Frucht euch hat verſagt,
Mir widerfährt ja nichts, und ſeht! ich habs gewagt.

In mich hat ſich jetzt Himmelskraft ergoſſen,
Ich ſpreche jetzt, und hab Verſtand wie ihr.
So bald ihr habt die ſüße Frucht genoſſen,
So ſeyd ihr gleich wie Gott, dies glaubet mir!
Allein ihr ſeht, Gott will das nicht,
Er hält euch gern zurück von ſeinem höhern Licht.

Unſel'ger Blick! die Eltern eſſen beyde,
In ihren Adern wüthet Gift und Tod,
Argwohn und Mißmuth tilgen jede Freude,
Und füll'n die Bruſt mit trüber Angſt und Noth.
Aus Scham ſieht keins das andre an,
Und jeder Pulsſchlag klagt: was haben wir gethan!

Die Sonne ſinkt in Trauerflor verſchleyert,
Der Mond ſteigt ſchamroth dort im Oſten auf.
Es ſchweigt der Wald, der ganze Himmel feyert,
Das Wild erbebt, der Strom hemmt ſeinen Lauf.
Der Richter kommt! — Erbarme Dich!
Das Menſchenpaar verſteckt im dunkeln Buſche ſich.

Die Stimme tönt, und Berg und Thäler zittern,
Der Himmel horcht, bedeckt mit Wolken ſich.
Jehovah ſpricht, Er ſpricht nicht in Gewittern,
Sein Fluch iſt Huld, Er zürnt nicht ewiglich.
Erlöſung iſt ſein hoher Plan.
Er blickt mit ew'ger Gnad, die ganze Menſchheit an.

Der Schlangenfluch erſchüttert alle Welten,
Doch jeder fühlt, wie höchſt gerecht er iſt:
Sie ſticht die Ferſ' des Helden aller Helden,
Und freut ſich höchlich ihrer Schlangenliſt,
Sie ſticht und tobt, und ſcheut das Licht,
Bis einſt der Schlangentreter ihr den Kopf zerbricht.

Kommt, Adamskinder, zum Verſöhnungs-Throne!
Und huldigt Ihm, der liebend für uns ſtarb.
Schenkt Ihm euch ganz zum Dank- und Schmerzenslohne
Ihm der uns ja die Strahlenkron erwarb.
Herr, wir ſind Dein in Ewigkeit!
Durch Deine Kraft ſind wir zum Tod für Dich bereit.

Nun komm ich auch, o Herr! zu Deinen Füßen,
Und bete Dich gerührt im Staube an,
Ich laß Dich nicht, wenn alle Dich verließen.
Und folge Dir auf meiner Pilgerbahn.
Iſt dann vollbracht mein Kämpferlauf,
So nimm den müden Geiſt in ſeine Ruhe auf.

4.

Kains Brudermord.

Durchwehe Du mein Herz, mit ſchmerzenvoller Trauer,
Erhabner Geiſt aus Gott! den erſten Ferſenſtich,
Den erſten Brudermord, mit tiefempfundnem Schauer
Zu ſchildern treu und wahr, ach, dazu ſtärke mich!
Den Kains unſrer Zeit zur Warnung zum Gericht,
Den Habels unſrer Zeit zu Stärkung, Troſt und Licht

Dort kreiſt im hohen Thor des Cherubs ſtrahlend Feuer,
Kein Frevler wage mehr den Weg zum Paradies!
Das erſte Elternpaar ſteht hier in ſtiller Feyer
Und fleht um jenes Heil, das ihnen Gott verhieß.
Sie harren in der Näh' des Weibesſaamens ſchon,
Vergeblich harren ſie, es iſt noch weit davon.

Und nun bemerken ſie mit tiefem Seelen-Schmerze,
Daß Kain keineswegs der Mann Jehovah iſt;
Und daß das Schlangengift in ſeinem wilden Herze
So tiefe Wurzeln ſchlägt, und immer um ſich frißt.
Die dunkle Zukunft trübt den ſehnſuchtsvollen Blick,
Sie ſehnen ſich umſonſt ins Paradies zurück.

Doch ſtärkt ihr mattes Aug ein holder Morgenſchimmer,
Der ew'gen Liebe Keim ſproßt auf in Habels Bruſt.
Die Nähe ihres Heils erwarten ſie noch immer,
Und Habels Frömmigkeit füllt ſie mit Himmelsluſt.
Sie hoffen nun in ihm den Menſchenſohn zu ſehn,
Und einſt an ſeiner Hand ins Paradies zu gehn.

Dies merkte Kain wohl, die Höll in ſeinem Herzen,
Erhitzt ſich nun und füllt ſein ganzes Weſen an.
Die Eltern fühlen tief,des Ferſenſtiches Schmerzen,
Und wanken tief gebeugt auf ihrer Kummerbahn.
Doch wenn ſie Habel ſahn auf Gottes Wegen gehn,
So glaubten ſie von fern des Jammers Ziel zu ſehn.

Ein Opfertag erſchien, ein Lämmlein von der Heerde
Ward jetzt von Habels Hand zum Altar hingeführt.
Auch Kain brachte Frucht mit trotziger Geberde,
Getreide von dem Feld, ſein Herz blieb ungerührt.
Auf Habels Opfer blitzt des Cherubs Flammen-Schwerdt,
Es lodert himmelwärts, und iſt dem Herren werth.

Und kalt, und unberührt bleibt Kains Opfergarbe,
Doch iſt ſein Herz nicht kalt, es kocht in Höllenglut.
Sein Angeſicht wird wild, verliert die Lebensfarbe,
Und Rache blitzt ſein Aug, die Zähne knirſchen Wuth.
Die ew'ge Liebe warnt, ſie warnt zum letztenmal,
Die Warnung lindert nicht des Herzens Höllenquaal.

Bald ward die Rache reif, ſie glüht in Kains Herzen,
Er lockte Habel hin, ins Trauer-Weiden-Thal,
Und ſchlug ihn wüthend todt, und unter tauſend Schmerzen
Erſchien der erſte Menſch im dunkeln Todenſaal,
Indem der ſanfte Geiſt im Frieden Gottes ruht,
Schreit laut und Himmel an um Rache Habels Blut.

Jehovah's Donnerfluch verbannt aus ſeinen Augen
Den Brudermörder weg. Ein Zeichen im Geſicht
Lähmt jede Rächer-Hand; er darf nun nicht mehr ſchauen
Das Angeſicht des Herrn, und ſeine Eltern nicht;
Unſtät und flüchtig ſchleicht er über Berg und Thal,
In ſeinem Herzen tobt Verzweiflung, Höllenquaal.

Mit banger Ahnung harrt in dunkeln öden Hütten
Das erſte Elternpaar auf ſeinen liebſten Sohn.
Ach Eva trauert tief! — und auf ihr ernſtes Bitten
Geht Adam mit ihr fort; ſie ſeh'n von weitem ſchon
Das Trauerplätzchen, wo die Leiche Habels ruht,
Sie ſeh'n den rothen Fleck gefärbt mit Habels Blut.

Entſetzen ſträubt ihr Haar, und falbe Todtenbläſſe
Durchſchauert ihr Geſicht, das Auge ſtaunt und ſtarrt;
Kein Seufzer löſt die Bruſt, und keine Thränen-Näſſe
Erleichtert das Gemüth, das Herz iſt kalt und hart.
Jehovah ſieht's. — Er flößt der Liebe Strahl ins Herz,
Nun weinen ſie, und warm verblutet nun ihr Schmerz.

Sie flehn Jehovah an, bekennen ihre Sünden,
Sie weinen ſich ſo recht vor ſeinen Augen aus.
Im Blick auf Golgatha läßt er ſie Gnade finden,
Ihr Schmerz wird ſanft und ſtill, ſo wallen ſie nach Haus.
Ins erſte Grab wird nun die Leiche eingeſcharrt,
Wo Habels edler Staub der Auferſtehung harrt.

O Gott! Dir ſind bekannt die Ferſenſtiche alle
Vom frommen Habel an bis an des Kampfes Ziel.
Du kennſt die Folgen all' von Adams ſchwerem Falle,
Und weiſt auch unſre Noth, der Kains ſind ſehr viel.
Zertritt den Schlangenkopf, o großer Siegesfürſt!
Beſchütz uns bis Du bald Dein Reich errichten wirſt.

5.

Das Leben der Patriarchen.

Mel. Mein Salome, dein freundliches u. ſ. w.

Schwing dich mein Geiſt empor auf Adlers Flügeln!
Zum Thron des Lichts, allwo der Väter Schaar,
Die in der alten Welt voll Muths und Glaubens war,
Im Harfen-Jubel auf den ew'gen Hügeln,
Mit Wonne preiſt den Herrn der Herrlichkeit,
Und horch, was führte ſie zu ſolcher Seligkeit.

Mit reger Sorgfalt zähmten ſie die Lüſte,
Der Sinnlichkeit, und auch im Kleinſten treu,
War die Verläugnungskraft tagtäglich neu,
Und ſtärker durch das Wallen in der Wüſte,
Durch ihre Sehnſucht nach dem fernen Heil
Ward ihnen hoher Muth und Kraft zu Theil.

Im dunkeln Blick in die Erlöſungs-Tiefen
Erſchlaffte nicht des Glaubens Heldenmuth,
Und wenn ſie büßend bey dem Opferblut,
Um Gnade weinend zum Erlöſer riefen,
So ſtrahlte vom geheimnißvollen Thor
Am Paradies ein Gnadenlicht empor.

Mit ſteter Wachſamkeit auf alle Schritte,
Gedanken, Worte und auf jede That,
Durchwallten ſie den langen Lebenspfad,
Mit Liebe fühlten ſie, was jeder litte,
Und boten herzlich ihre Hülfe an
Auch dem, der niemals ihnen Gut's gethan.

Sie wandelten vor Gott mit heißer Liebe,
In allen Weſen ſahen ſie den Herrn,
Und ſie erfüllten ſeinen Willen gern,
Sie wuſten ihn: denn im erhabnen Triebe
Zum innern immerwährenden Gebet
Sah'n ſie das Licht in ſeiner Majeſtät.

Die Demuth war der Väter höchſte Zierde,
Für den geringſten ſah ſich jeder an,
Empordrang war für ſie nur eitler Wahn,
Sie wuſten, daß nur wahre Demuth führte
Zur wahren Ehre, zum erhabnen Ziel,
Und alle Pracht war ihnen Kinderſpiel.

So lebten ſie Jahrhunderte mit Treue,
Und ſtiegen ſo von Kraft zu Kraft empor,
Aus ihrem Blick ſtrahlt' Gottes Bild hervor.
Und jeder war der Wahrheit treuer Zeuge.
Und nah am Ziele ſahen ſie ſehr weit
Ins Dunkel der Erlöſungs Herrlichkeit.

Und dieſer Weg iſt immer noch der wahre,
Ach, laßt uns ihn mit feſter Treue gehn!
Und ſtets auf Ihn, den Seligmacher, ſehn,
Damit doch jeder in der That erfahre,
Daß außer Ihm kein Heil zu finden iſt,
Dies findet nur allein der wahre Chriſt.

6.

Die Sündfluth.

Mel. O Haupt! voll Blut und Wunden.

Mit tief empfundnem Sehnen
Blick ich hinauf zu Dir!
O Vater! nimm die Thränen
Zum Opfer an von mir.
Die Sünden-Gräuel ſteigen
Zum Himmel fürchterlich,
Und Deine Kinder neigen
Gebeugt zum Staube ſich.

So wie vor alten Zeiten
Die erſte Menſchenſchaar
Im Taumel wilder Freuden
Und Luſt verſunken war,

So ſind auch wir verſunken;
Den Taumelbecher hat
Europa ausgetrunken,
Und wird doch nimmer ſatt.

Man aß und trank und freyte,
Und fragte dann nach nichts.
Es lachten dieſe Leute
Des drohenden Gerichts.
Ganz unerwartet hüllte
Die Luft in Dunkel ſich,
Und ſchwarzer Donner brüllte
Von Ferne fürchterlich.

Das war ſchon oft geſchehen,
Man ſchmauſte ſicher fort,
Des Sturmwinds heulend Wehen,
Erſchüttrung hier und dort,
Das waren lauter Sachen
Der wirkenden Natur,
Des kann der Starke lachen,
Der Feige fürchtet nur.

Die Arche Noah's blicken
Sie jetzt noch ſpottend an,
Die Wolken-Berge rücken
Indeſſen ſchnell heran.

Zu unerhörten Güſſen
Stürzt ab ein Wolken-Meer,
Man ſieht an Seen und Flüſſen
Nun keine Gränzen mehr.

Das hat noch nicht's zu ſagen,
Man flieht, man rettet ſich.
Denn ſeht in wenig Tagen
Verläuft das Waſſer ſich.
Allein es nimmt kein Ende,
Schon jedes Thal iſt See,
Sie ſpült am Berggelände,
Nun hört man Angſt und Weh.

Man flieht auf Berg und Hügel,
Man glimmt an Bäumen auf.
Das girrende Geflügel
Das Wild in vollem Lauf.
Und Löwen, Tiger, Schlangen
Geſell'n zu Menſchen ſich.
Es tönt die Luft vom bangen
Geheule fürchterlich.

Die letzten Seufzer ſteigen
Zu Dir, o Gott! empor.
Und nun herrſcht tiefes Schweigen,
Die Sonne bricht hervor

Die Arche Noah's ſchwebet
Auf dieſer wilden Fluth,
Ein Hoffnungs-Strahl belebet
Den faſt geſunknen Muth.

Merkt auf, ihr Zeitgenoſſen!
Noch weilt die Gnadenfriſt.
Bald iſt die Zeit verfloſſen,
Wo noch Erbarmen iſt.
Eilt, fallt Ihm in die Ruthe,
Dem hocherzürnten Gott.
Und treibt mit Chriſti Blute
Und Tod nicht ferner Spott.

Ach Vater! Vater! ſchone,
Erbarm Dich unſer doch
In Jeſu Deinem Sohne;
Es giebt doch viele noch,
Die ſo wie Noah lieben
Von ganzem Herzen Dich,
Und Millionen üben
In Lieb und Demuth ſich.

7.

Mel. O geſegnetes Regieren!

Herrſcher Himmels und der Erden!
  Großer König, Herr der Welt!
Der Du läſſeſt Dunkel werden
  Oder Licht, wie's Dir gefällt,
Der Du ſendeſt Strafgerichte,
  Wann das Maas gefüllet iſt,
Oder macheſt ſie zu nichte,
  Wann Du wieder Vater biſt.

Höre unſer ſchwaches Flehen,
  Das ſo ſehnlich aufwärts ſtöhnt!
Laß doch Gnad' vor Recht ergehen,
  Denn Du haſt uns ja verſöhnt.
Ach! wir finden unſre Zeiten
  In dem Bild der erſten Welt,
Frechen Abfall, Ueppigkeiten,
  Wo iſt der, der Glauben hält!

Dennoch glänzt Dein Bundesbogen
  Immer noch im naſſen Duft,
Wenn der Regen ſich verzogen
  In der faſt entwölkten Luft.

Auch wirſt Du noch Noah's finden,
Die in Deinem Opfermahl
Herzlich Deinen Tod verkünden,
Viele Tauſend an der Zahl.

Ach! bei dieſen Bundeszeichen,
Heiland! wir beſchwören Dich,
Richter! Ach! laß Dich erweichen,
Zücht'ge uns nur väterlich.
Rette uns! wann nun die Tage
Deiner Rache eilends nah'n,
Rette uns! Ach hör die Klage
Deiner Kinder gnädig an!

Noah's Opfer ſchmolz Dein Herze
In dem Blick auf Golgatha,
In dem künft'gen Leidensſchmerze
Fandſt Du Dich dem Sünder nah.
Denk auch jetzt der blut'gen Stunden,
Die Du ehmals durchgekämpft,
Als Du durch ſo viele Wunden
Deines Vaters Zorn gedämpft!

Nur acht Menſchen konntſt Du ſchonen
Im Gericht der erſten Welt,
Jetzo find'ſt Du Millionen,
Die Dein Gnadenzug erhält.

Wir ſind Deines Sieges Beute,
Bringe uns in Sicherheit;
Ja wir wollen Dir zur Freude
Seyn in alle Ewigkeit!

Gieb uns Kraft zum Beten, Wachen
Und zum Bleiben ſtets in Dir!
Wir empfehlen unſre Sachen
Deiner Führung. Hier ſind wir!
Nimm uns ganz in Deine Pflege,
Mach uns los von dieſer Welt!
Nur auf Deinem heil'gen Wege
Finden wir, was uns gefällt.

Lieber Heiland, Ach! Erbarmen!
Für die ganze Chriſtenheit.
Sieh die Millionen Armen
An mit Huld und Gütigkeit.
Wenn Du nach Verdienſt willſt ſtrafen,
Wer kann dann vor dir beſtehn?
Himmelsfürſt! leg ab die Waffen,
Ach erhöre unſer Flehn!

Vielgekrönter Sieger, eile
Deinem armen Häuflein zu!
Unſre ſchweren Wunden heile,
Bringe uns nun bald zur Ruh!

Wir, des Pilgerwallens müde,
Sehnen uns nach Deinem Licht.
Hilf uns Herr nach Deiner Güte,
Und beſchleun'ge Dein Gericht!

8.

Mel. All' Menſchen müſſen ſterben.

Großer König aller Welten!
Groß von Rath und ſtark von That!
Der Du jedem wirſt vergelten,
So wie ers verdienet hat.
Schau auf uns im Staub hernieder,
Und erhöre unſre Lieder,
Flehen wollen wir zu Dir,
Deine Gnade ſuchen wir!

Vom Beginn der Weltgeſchichte
War der Stolz ein Gräuel Dir,
Schrecklich waren die Gerichte
Ueber jede Herrſchbegier.

Ach wenn wir nur redlich prüfen
Des verdorbnen Herzens Tiefen,
So erſcheint verborgne Luſt,
Herrſchſucht, Stolz in unſrer Bruſt.

Wenn im Stolz ſich jemand brüſtet,
Und auf uns hernieder ſieht;
Ach! ſo wird man bald entrüſtet,
Die verſtellte Demuth flieht,
Und wir ſinnen dann auf Rache,
Giftig ſchäumt der Höllendrache
Grimm, und Wuth, und Haß ins Herz,
Glut wird der Verachtung Schmerz.

Wenn uns jemand Ehr erzeiget,
Sich demüthig vor uns bückt,
Wenn wir reden, höflich ſchweiget,
Dann wird unſer Herz entzückt.
Durſtig ſuchen wir die Quellen
Zu den höchſten Ehrenſtellen,
Freuen uns im Glanz der Welt,
Der uns immer wohlgefällt.

Große Dinge auszuführen,
Hat für uns beſondern Reitz,
Zu befehlen, zu regieren,
Suchen wir mit regem Geiz,

Scharren Geld und Gut zuſammen,
Suchen einen großen Namen,
Bauen Babel in die Luft,
Sinken in die kalte Gruft.

Welches Schickſal wird nun finden
Der ſo ganz verarmte Geiſt,
Wann der Richter ſeiner Sünden
Ihn zum ew'gen Abgrund weiſt?
Menſchen! Brüder! laßt uns eilen
Zum Erlöſer, nicht verweilen,
Ach es iſt nun hohe Zeit!
Nah die ernſte Ewigkeit!

Ich bin rein! — ſo denke keiner,
Rein ſind ſelbſt die Himmel nicht.
Wer ſo denkt, der iſt viel kleiner,
Als wer fühlt, was ihm gebricht.
Prüf' ich mich genau, ſo finde
Ich den Keim zu jeder Sünde,
Warlich! tief verſteckt in mir,
Guter Gott! ich klag es Dir.

Wenn im Stolz ſich jemand brüſtet,
Und auf uns hernieder blickt,
Laß uns dann nicht ſeyn entrüſtet,
Auch wenn er uns unterdrückt.

Schenk uns dann den Geiſt der Liebe,
Daß wir bloß aus reinem Triebe
Ihm erzeigen Lieb und Huld,
Wahre Demuth und Geduld.

Laß uns fliehen eitle Ehre,
Meiden allen Glanz der Welt!
Laß uns folgen Deiner Lehre,
Nur zu thun was Dir gefällt.
Wahre Demuth in dem Herzen,
Und Geduld in Leidens-Schmerzen,
Das ſey unſre Ehr' allein,
Deren wir uns ewig freun.

Große Dinge auszuführen,
Sey für uns nicht wünſchenswerth.
Nur der Wahrheit nachzuſpüren,
Die das Herze Dir zukehrt,
Kinderſinn und Kinderglauben,
Einfalt, Reinigkeit der Tauben,
Schlangenklugheit ſtachellos
Macht uns in der Wahrheit groß.

Dort wird unſer Geiſt dann finden
Nie empfundne Seligkeit,
Hochzeitskleider rein von Sünden
Sind für ihn zum Schmuck bereit.

Welterlöſer Deine Leiden
Sind der Weg zu ew'gen Freuden!
Wandeln wir nur dieſe Bahn,
Dann nimmſt Du uns liebreich an.

9.

Mel. Wie groß iſt des Allmächtgen Güte.

Du Heiligſter! von Deiner Krone,
Wo Millionen Sonnen glühn,
Strahlt Glanz herab zum Erdenſohne;
In ſeinem Morgenſchimmer blühn
Die Roſen unbefleckter Tugend,
Wenn nur der Geiſt ſich aufwärts ſchwingt,
Sein Alter ſo wie ſeine Jugend,
Dir Heiligſter! zum Opfer bringt.

Ich nah' mich kindlich Deinem Throne
Mit demuthsvoller Zuverſicht,
Und fleh' im Staube: Ach belohne!
Belohne nach Verdienſt mich nicht.
Gedenke doch der Jugend Jahre
Der aus der Fluth erſtandnen Welt,
Wie ſie ſo ſchwach zur Tugend ware,
Zu leben ſo, wie's Dir gefällt.

Da ſchränkteſt Du das Erdenleben
Mit Huld auf wenig Jahre ein,
Damit des Sünders Widerſtreben
Nicht könnt' von langer Dauer ſeyn,
Nicht konnte bis zum Gipfel ſteigen,
Den Satans Wuth erſtiegen hat.
Er mußte ſich zum Grabe neigen,
Durchs Glück getäuſcht und lebensſatt.

Die ſchönſte Tugend iſt doch immer
Vor Dir nur ein beflecktes Kleid,
Und ſie erreicht hienieden nimmer
Den höchſten Grad der Reinigkeit;
Drum riefeſt Du den frommen Pilger
Schon früh von ſeinem Poſten ab,
Und ſchenkteſt ihm, o Sünden-Tilger!
Die ſanfte Ruh im kühlen Grab.

Im dunklen Blick auf Dich Erlöſer!
Vertraute Dir der Väter Schaar,
Ihr Glaube wuchs, ward immer größer,
Je mehr die Welt verſunken war
Im Götzendienſt und Aberglauben,
In Sünden, Laſtern und Betrug,
Doch niemand konnte ihnen rauben,
Das Siegel, das die Stirne trug.

Ach, drücke Du auch dieſes Siegel
Mein Heiland! meiner Stirne ein,
Der Väter Beiſpiel ſoll ein Spiegel
Für meine arme Seele ſeyn;
Ich widme Dir mein kurzes Leben,
Mein ganzes Ich ſey Dir geweiht,
Du wolleſt mir nur Kräfte geben
Zum Kampf in dieſer trüben Zeit.

Ganz hingeopfert ſey mein Wille,
Regiere Du allein in mir,
Geduldig harren, ſanft und ſtille,
Erwarten alles nur von Dir,
Dies iſt mein feſter Plan, ach führe,
Mein Heiland! Du ihn ſelber aus,
Und endlich öffne mir die Thüre
Zum Eingang in des Vaters Haus.

10.

Mel. Der Glaube ſiegt u. ſ. w.

Der Glaube kämpft und ſiegt auch in den ſchwerſten
Proben,
Wenn man der Ichheit und dem Stolz den Abſchied
giebt,
Des Herren Willen treu und über alles liebt,
Und harrt in Demuth dann der Glaubenskraft von oben.
Wer eigner Klugheit nicht die Führung anvertraut,
Und ſeine Hoffnung ganz auf Gottes Liebe baut,
Der wandelt ruhig fort, er irrt und ſtößt ſich nicht,
Im Glaubenslicht.

Im Glaubenslicht wird auch das Dunkle hell und heiter,
Dem Pilger ſtrahlt das Wort des Herrn auf ſeiner
Bahn,
Und ſeine ſtarke Hand faßt ihn mit Liebe an,
Und führt ihn jeden Tag auf ſchmalem Pfade weiter.
Wenn er nur unverrückt auf ſeinen Führer ſchaut,
Nicht hie und dahin blickt, nur ihm allein vertraut,
So bleibt ſein Gang gewiß, und ihm verlöſchet nicht
Das Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht zeigt mir auf unbekannten Wegen,
Die meinem matten Fuß der Wille Gottes zeigt,
Wenn die Vernunft das Herz zu bangen Zweifeln
neigt,

Der Vorſicht Flammentritt; ſie eilt mir dann entgegen,
Und führt mich mütterlich auf jeder dunkeln Spur,
Sie ſpricht: ſey gutes Muths, folg' meinem Fußtritt nur,
Dir fehlt in Finſterniß, in Wind und Wetter nicht
Das Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht allein hält aufrecht meine Seele,
Wenn ſie in Leiden oft gar keinen Ausweg ſucht,
Und wenn vor ihrem Blick auch jede Hülfe flieht.
Sie faßt dann Muth und ſpricht, was hilft's, daß ich mich quäle,
Ich traue feſt auf Gott, ich weiß der Glaube ſiegt,
Und wenn mein banges Herz im Kampf auch unterliegt,
So richtet Er mich auf, zurücke weich ich nicht,
Im Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht erquickt, wenn alles um mich ſchmachtet,
Im Strafgericht erbebt und mit Verzweiflung ringt,
Kein Blick nach oben mehr der Sehnſucht Lindrung bringt,
Weil man des Herrn Geduld und Langmuth hat verachtet;
So ſteh' ich wie ein Fels in meines Glaubens Kraft,
Und weiß, daß mir der Herr gewiſſe Hülfe ſchafft,
Wenn ich nur hoffe, dulde und verſcherze nicht
Das Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht hält feſt, wenn die Verheißung ſäumet,
Und alles anders geht, als man erwartet hat,
Ja gar das Gegentheil erreiſt zu Werk und That;
Die Hinderniß wird dann auf einmal weggeräumet,
So bald der Glaube bleibt, und in dem Sturm nicht wankt,
Und man im voraus ſchon für die Errettung dankt.
Was Gott verheißen hat, hält Er gewiß, ſo ſpricht
Das Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht giebt Troſt auch in den ſchwerſten Leiden,
Wenn ich dem Herrn zum Preiß das Liebſte opfern muß,
Und an des Abgrunds Rand oft ſchwankt mein müder Fuß,
Ich keinen Ausweg ſeh, Gefahr auf allen Seiten
Mir bangem Pilger droht, dann zeigt der Glaube mir
Zur Burg der Sicherheit die unbemerkte Thür,
Ich geh hinein und ſeh' wie nun der Tag anbricht
Im Glaubenslicht.

Das Glaubenslicht zeigt mir in jener ſchweren Lage,
Wo ein Entſchluß des Lebens Wohlfahrt gründen kann,
Und kein Verſtand erforſcht der Zukunft ſichre Bahn.

Den rechten Pfad zum Ziel, und wenn ichs redlich wage,
Im Fall der Herr es will, den ſteilſten Weg zu gehn,
Und jeden harten Kampf mit Freuden zu beſtehn,
So fühl ich Kraft und Muth, verfehl das Ziel auch nicht
Im Glaubenslicht.

Im Glaubenslicht ſeh ich die Todes-Stunde nahen,
Und fürchte nicht den Pfeil, der dann mein Herz trifft,
Denn mein Erlöſer nahm dem Tod ſein herbes Gift,
Ich gehe dann getröſt die Krone zu empfahen,
Die Er dem Glaubens-Kämpfer huldreich zugedacht,
Als dort auf Golgatha erſcholl: *es iſt vollbracht*,
Dann wird zum ew'gen Tag, der in dem Tod anbricht,
Das Glaubenslicht.

11.

Mein Geiſt ſchwing dich empor ins reine Element,
Entferne alles das, was dich vom Himmel trennt,
Es ſchweig' die Phantaſie, es ſeyern die Gedanken,
Die immer hin und her auf wilden Wellen ſchwanken,
Nur in *das Ew'ge Eins* ſollſt du dich jetzt verſenken,
Und ſeine Führung ernſt und ſeyerlich durchdenken.

Als Iſaaks trübes Aug ehmals kein Opfer ſah,
Er ſelbſt das Opfer war, dem blut'gen Tode nah,
Da opfert' er ſich ſelbſt, ſein Herz aus innerm Triebe,
Sein ganzes Weſen gab er hin der ew'gen Liebe.
So opfre ich mich auch, und weih' mein ganzes Leben
Dem, der ſich einſt für mich auch in den Tod gegeben.

Auch wählte Iſaak nicht, was ſeinem Aug' gefiel,
Nur was ihm Gott beſcheert, das iſt ſein Wunſch und Ziel.
Er überließ dem Herrn die Gattin ihm zu wählen,
Er weiß: ihm kann ſein Glück bei dieſer Wahl nicht fehlen.
So will ich ganz und gar im Großen wie im Kleinen
Nur das, was mein Gott will, ich weiß Er täuſchet
keinen.

Und wenn die Theurung drückt, Iſaak Aegypten denkt,
So bleibt er willenlos, und folgt ſo wie's Gott lenkt,
Als Fremdling duldet er der Neider Widerwillen,
Er weicht der Bosheit aus; mit Sanftmuth ſie zu ſtillen
Iſt ſeinem Herzen ſüß. Auch ich will ruhig dulden
Das, was ich leiden ſoll, nur ſey es ohn' Verſchulden.

Rebekke ſehnte ſich des Leibes Frucht zu ſehn,
Da ging Er willenlos zum Herrn Ihn anzuflehn.
Zween Söhne gab ihm Gott, ſo ward ſein Wunſch erfüllet,
Rebekkens Sehnſucht auch mit Ueberfluß geſtillet.
So ſey auch jeder Wunſch gemäß Jehovah's Willen,
So wird Er jeden auch mir zur Genüge ſtillen

Wenn Iſaaks Vaterhuld zu Eſau Schwäche war,
So machte ihm der Herr die Schwäche offenbar,
Und nun gehorchte er, gab Jakob ſeinen Segen,
Empfahl ihn ſeinem Gott auf allen ſeinen Wegen;
So wird der Herr auch mir des Fleiſches Schwächen zeigen,
Gehorchend will ich mich vor ſeinem Scepter beugen.

Wie Iſaak mit Geduld die lange Blindheit trug,
So war das innre Licht ihm auch Erſatz genug.
Er lebte ganz vor Gott, ſein Geiſtes-Auge blickte
Zu höhern Sphären hin, wo ihn der Blick entzückte;
So will ich unverrückt den Blick zum Himmel wenden,
Und fehlt es mir an Kraft, ſo wird's der Herr vollenden.

O göttlich reiner Sinn! des Herzens ſtille Ruh,
Des hohen Friedens Quell, Gelaſſenheit! biſt du;
Des dunkeln Glaubens Licht, des nackten Glaubens Hülle,
Du giebſt dem Matten Kraft, dem Hunger Brods die Fülle.
O Geiſt des Herrn, verleih' mir Armen dieſen Segen!
Auf daß er mich begleit' auf allen meinen Wegen.

12.

Geheimnißvoll, o Herr! ſind Deine Wege,
  Der blöde Menſch im Staube kennt ſie nicht,
  Wenn ihm des Glaubens heller Blick gebricht.
Doch wenn er ſich ergiebt der treuen Pflege,
  Der Leitung Deines Geiſtes, willenlos,
  So wächſt ſein Licht, und wird am Ende groß.

Dein heil'ges Wort entwirft in dunkeln Bildern
  Dem Chriſten hell den großen Führungs-Plan,
  (Die Thorheit ſieht das Bild als Mährchen an,
Das uns ſo ſchön die Männer Gottes ſchildern,)
  Doch gehen wir ins Heiligthum hinein,
  So wird uns Alles klar und deutlich ſeyn.

Der todte Buchſtab kann uns nicht befreien
  Von unſerm Hang zur ſchnöden Sinnenluſt,
  Es muß ein andrer Geiſt in unſrer Bruſt
Dem innern Sinn erhabne Güter zeigen,
  Und dieſer Geiſt ruht in dem Wort des Herrn,
  Er giebt dem, der Ihn ernſtlich ſucht, ſich gern.

Aegypter hat ein jeder Menſch im Herzen,
  Sein eigner Wille iſt ſein Pharao
  Die böſen Triebe herrſchen eben ſo,

Und drücken ſtets mit tief empfundnen Schmerzen
Die guten Triebe, ſie erſticken ſchnell
Das, was ſich regt vom innern Iſrael.

Doch endlich wenn aufs Höchſte iſt geſtiegen
Des armen Geiſtes Sinnen-Sklaverei,
Dann ſehnt er ſich, und wünſcht zu werden frei,
Er ringt, er kämpft, und muß doch unterliegen,
Bis Moſes kommt, des wahren Glaubens Kraft,
Der dem gequälten Geiſt bald Ruhe ſchafft.

Jetzt kämpft der Glaube mit den böſen Trieben,
Durch Gottes Kraft, der Menſch vermag es nicht,
Der Glaube iſt es, der die Riegel bricht;
Und iſt die Erſtgeburt im Kampf geblieben,
Die Saamen-Kraft der ſchnöden Sinnlichkeit,
So wird der Geiſt vom ſchweren Druk befreit.

Der Glaube zeigt ihm nun die wahre Quelle,
Die aus dem rechten Oſterlamm entſpringt,
Und ihm zur Pilgerreiſe Nahrung bringt;
Der Todes-Engel ſieht die blutge Schwelle,
Er geht vorbei, der Kämpfer Iſrael
Reißt ſich von allem los, und fliehet ſchnell.

Doch ſeine Eigenheit der Sinnenlüſte
Sind nicht beſiegt, und noch nicht wirklich todt,
Sie folgen ihm und er geräth in Noth,

Sie drängen ihn bis in die dürre Wüſte,
Er fühlt ſich eingeſchränkt, weiß keinen Rath,
Er fleht, und ſieht nun ſeinen Pilgerpfad.

Das rothe Meer, auf Golgatha entſprungen,
Nimmt ihn mit Huld in ſeine Arme auf,
Nun fördert er mit Freuden ſeinen Lauf.
Nun wird die Macht der Sinnlichkeit verſchlungen,
Die rothe Fluth ſchwemmt weg das wilde Heer,
Gott lob! der eigne Wille herrſcht nicht mehr.

13.

Wer durch das rothe Meer gedrungen,
Des Geiſtes Tauf' empfangen hat,
Mit Freuden Moſis Lied geſungen,
Und nun betritt den Pilgerpfad,
Der trifft gar bald in dürren Wüſten,
Zu Mara bittres Waſſer an,
Der alte Menſch mit ſeinen Lüſten,
Murrt über dieſe rauhe Bahn.

Der Glaube tunkt den Baum des Lebens
Ins bittre Waſſer, es wird ſüß,
Der Glaube tunket nie vergebens,
Er weiß, was ihn ſein Führer hieß

Nun wird der ganze Menſch erquicket,
Das bittre Kreutz wird ihm Genuß,
Und wenn er Elim nun erblicket,
So ſchwelget er im Ueberfluß.

Der alte Menſch entbehrt mit Schmerzen
Aegyptens Luſt und Fleiſchgenuß,
Und er bedauert nun von Herzen,
Daß er in Wüſten hungern muß.
Der Glaube ſchafft ihm Himmelsſpeiſe,
Die aber auch ihm nicht genügt,
Auch Fleiſch bekommt er auf die Reiſe,
Bis er ſich in ſein Schickſal fügt.

Entbehren nicht, nur ſtets genießen,
Will das verwöhnte Fleiſch und Blut,
Der Glaube läßt mit Fülle fließen
Aus Felſen eine kühle Fluth.
Man wird geſtärkt zu neuen Kämpfen,
Es nahen finſtre Kräfte ſich,
Denn Amalek will zeitig dämpfen
Das Werk des Herren innerlich.

Jetzt zeigt ſich erſt das neue Leben,
Des Glaubens Zögling Joſua,
Und dieſem Jüngling wird gegeben
Das Kampf-Panier, der Feind iſt da.

Er ſiegt, wenn nur des Glaubens Flehen,
Beſtändig bleibt, ihn unterſtützt,
Der neue Menſch kann nicht beſtehen,
Wenn ihn des Glaubens Kraft nicht ſchützt.

Nach dieſem Sieg wird man geführet,
Zum Berge Gottes Sinai,
Der Chriſt, dem Heiligkeit gebühret,
Empfängt die Bundestafeln hie.
Die Gnade zeigt durch Angſt und Schrecken
Dem Chriſten ſeine Pflichten an,
Sie muß jetzt ſein Gewiſſen wecken
Zur Leitung auf der Pilgerbahn.

Der alte Menſch, erfüllt mit Schauer,
Liebt dieſe ernſte Strenge nicht,
Aegyptens Heimweh füllt mit Trauer
Sein Herz und trübes Angeſicht,
Er ſehnt ſich nach Aegyptens Götzen,
Macht ſich zu ſeinem Dienſt bereit,
Doch bald erfährt er mit Entſetzen
Die Folgen ſeiner Sinnlichkeit.

Jetzt wird das Prieſterthum errichtet,
Das innre Heiligthum gebaut,
Der ſchnöde Götzendienſt vernichtet,
Das Prieſterthum wird anvertraut

Dem innern Aaron. Meine Seele!
Dein Muth zum Opfern ſtärke ſich,
Der ewgen Liebe Feuer wähle,
Vor fremdem Feuer hüte dich.

14.

Wenn Fleiſchesluſt im Hochmuth ſich erhebt,
Des Glaubens Armuth ſie ermüdet,
Wenn ſie ſtets nach Genüſſen ſtrebt,
So wird im Innern ausgebrütet
Ein Baſilisk, der mit dem Blick
Durchs ganze Lager Peſt verbreitet,
So wird dem Geiſt die Luſt verleidet,
Er kehrt zu ſeiner Pflicht zurück.

Des Glaubens Schweſter, die Vernunft, fängt an
Zu murren, daß ihr jüngrer Bruder
So vieles ohne ſie gethan,
Sie möchte das Regierungsruder
Gern helfen lenken, denn ſie iſt
Verſichert vieles zu verſtehen.
Doch nun muß ſie mit Schrecken ſehen,
Daß Ausſatz ihre Glieder frißt.

Denn all ihr Wiſſen iſt durchaus befleckt,
Beſchränkt in einem engen Kreiſe,
Vom Gift der Lüſte angeſteckt,
Sie faſſet nicht des Glaubens Weiſe,
Nur auf den Wink des Herrn zu ſehn.
Sie tadelt nun des Glaubens Werke,
Und muß im Stolz auf ihre Stärke,
Mit Schande aus dem Lager gehn.

Die Sinnlichkeit taugt zu der Kundſchaft nicht,
Das Friedensland recht auszuſpähen,
Der neue Menſch hat nur das Licht
Im Glauben Canaan zu ſehen;
Chriſtus in uns, das neue Herz,
Kann nur das Himmelreich ererben,
Die Luſt muß in der Wüſte ſterben,
Nur Jeſua fährt himmelwärts.

Die Werkgerechtigkeit zeigt dann ihr Gift,
Sie ſucht das Prieſterthum zu rauben,
Sie ahnt den Tod nicht, der ſie trifft,
Sie trotzet frech dem wahren Glauben,
Doch ſie verſchlingt der Erde Schlund.
Der todten Werke dürre Stäbe
Sind ohne Frucht, die Mandel-Rebe
Macht uns den wahren Prieſter kund.

Nicht Moſis Stab, der nackte Glaube ſiegt,
Kein Zweifler kann das Land beſitzen,
Weil er gewiß im Kampf erliegt,
Der Glaub' lockt aus den Wunden-Ritzen
Des Heilands einen Waſſerquell,
Der fließt bis in das ew'ge Leben,
Und kann uns Lebenskräfte geben,
Er macht die blöden Augen hell.

Auf ſchnöde Luſt folgt feur'ger Schlangenbiß,
Der macht dem neuen Menſchen bange.
Der Heilung iſt er nur gewiß
Im Blick aufs Urbild jener Schlange;
Es hieng am Kreutz auf Golgatha,
Die ſeine Liſt der Moabiten
Wird durch den Tod der Luſt beſtritten,
Nun iſt der Sieg vollkommen da.

Der Glaube führt bis an den Jordan nur,
Dort geht er dann ins Schauen über.
Es ſtirbt die ſündige Natur
Noch in der Wüſten; nicht hinüber
Kann ſie ins heilge Land eingehn.
Was nach Aegyptens Fleiſchtopf lüſtet,
Sich ſtets mit Stolz und Starrſinn brüſtet,
Das kann das Friedensreich nicht ſehn.

15.

Mein Joſua! du Führer meiner Seele!
Merk auf mein Lied und meinen Betgeſang!
Nur dich allein kann ich zum Führer wählen,
Ich kämpfe fort! mir wird die Zeit ſo lang,
Bis daß der Cananiter Heer
Erzwungen niederliegt, und herrſcht in mir nicht mehr.

Ein Canaan iſt mir mein ganzes Weſen,
Herz und Verſtand, der innre Seelengrund.
Ein Gräuelland iſt es von je geweſen,
Mit Satan ſteht's in feſtgeſchloſſnem Bund,
Der Lüſte Heer regiert mit Kraft,
Wann wird dies ſtolze Volk durchaus hinweggeſchafft?

Der Herr zertheilt des ſtolzen Jordans Fluthen.
Die Eigenheit hält die Erobrung auf.
Noch eh' der Stolz in Jericho kann bluten,
Wird ſie gehemmt in ihrem ſtolzen Lauf.
Und Joſua mit ſeiner Macht
Wird unaufhaltbar nun in Canaan gebracht

Nicht eigne Kraft kann Jericho beſiegen,
Der Hochmuth herrſcht, und ſchließt die Thore zu.
Will die Vernunft, will Rahab nicht betriegen,
Und giebt dem Geiſt der Prüfung ſichre Ruh.
Und hängt ſie gar das Seil hinaus,
Auf Golgatha gefärbt, ſo bleibt ſie und ihr Haus.

Wenn die Vernunft ihr liederliches Leben
Verläßt und wird ein Mitglied Iſraels,
Dann kann der Herr ſie noch dereinſt erheben
Zur Mutter des Geſchlechts Immanuels.
Ein Licht, das unſerm Herrn gefällt,
Wird die Vernunft, wenn ſie die Geiſterſonn erhellt.

Und Jericho muß ganz vertilget werden;
Der Hochmuth paßt ins neue Leben nicht.
Nur Demuth herrſcht auf dieſer neuen Erden,
Der Menſch hat nichts, das dieſe Mauern bricht,
Auf Golgatha das Blut allein
Schreit mit Poſaunenſchall, die Mauern ſtürzen ein.

Nun wird vertilgt, was nur von Stolz ſich reget,
Dem Herrn verbannt wird all ſein Haab und Gut,
Wenn Schlangenliſt den Achan doch beweget,
Den eignen Geiſt, der im Verborgnen ruht,
Trotz dem Verbot ein Dieb zu ſeyn,
So trifft der Bann den Geiſt, er kann nicht Sieger ſeyn.

Im Feuer muß die Schlangenliſt verbrennen,
Das Herz wird nur durch Trübſal murb gemacht,
Durch Prufung lernt man die Verſuchung kennen,
Das Tiefſte wird durch ſie ans Licht gebracht.
Das Feuer ſtärkt den heilgen Krieg,
Und bringt dem Iſrael den längſt erwünſchten Sieg.

Wenn Gibeon im Herzen ſich verſtecket,
Die Lieblings-Sünd' geſchützt zu werden ſucht,
Und ſie wird dann als Lieblings-Luſt entdecket,
So werde ſie zur Sklaverei verflucht;
Doch wenn ſie auch ſich einſt bekehrt,
So wird ſie noch wohl gar des Tempeldienſtes werth.

Nun gilt der Kampf dem ganzen Heer der Lüſte,
Der menſchlichen verdorbenen Natur.
Und tilgt ſie aus in jener dürren Wüſte,
Wo man bemerkt vom Leben keine Spur.
Die Sonne harrt, der Mond bleibt ſtehn.
Beim Himmelslicht allein kann man die Feinde ſehn.

Der Krieg währt fort, ſo lang das Leben währet,
Denn immer ſind noch Cananiter da;
Doch wenn das Herz nur ſtets den Sieg begehret,
So ſieget fort der Heerfürſt Joſua.
Er herrſcht im Land nun um und um
Im Herzens Silo ruht das innre Heiligthum

Mein Joſua! du Führer meiner Seelen!
Ach kämpfe doch die Cananiter weg!
Laß doch in mir den vollen Sieg nicht fehlen,
Hilf daß ich nie die Waffen niederleg,
Bis daß das Land gewonnen iſt,
Und du allein Regent in meiner Seele biſt!

16.

Wer kann, o großer König, dich beſingen!
Die Harfe tönt ſo dumpf im Staub;
Ihr Klang kann nicht in höh're Sphären dringen,
Doch deine Ohren ſind nicht taub:
Du hörſt der Kinder leiſen Ton,
Noch eh' ſie lallen, hörſt du ſchon,
Du hörſt des Seraphs Harfentöne,
So wie das Lied der Erdenſöhne.

Nun hör auch jetzt das Lied, das ich dir ſinge!
Es iſt ein blöder Lobgeſang.
Ein Opfer, das ich dir in Schwachheit bringe,
Für deiner Führung hohen Gang.
Sie iſt noch immer, was ſie war,
Und wird ſo bleiben immerdar,
Der ewgen Liebe Lebensquelle,
Strömt unaufhörlich klar und helle.

Wenn Israel die Cananiter duldet,
Und ſchändlich ihren Götzen dient,
Verwegen ſich an ſeinem Gott verſchuldet,
Und ihm zu trotzen ſich erkühnt,
So ſinkt es bis zur Sklaverei,
Des bittern Leidens Angſtgeſchrei
Dringt nicht zum Ohr der ew'gen Liebe,
Denn es kommt nicht aus reinem Triebe.

Wenn Seelen ſich in Sinnlichkeit verirren,
Und jede Luſt ein Abgott iſt,
So muß ſich des Verſtandes Kraft verwirren,
Er wird getäuſcht durch Schlangenliſt,
Sich auszuhelfen weiß er nicht,
Ihm leuchtet nicht das wahre Licht,
Dann klagt und ſchreit der Geiſt vergebens,
Weil er nicht ſucht den Quell des Lebens.

Sobald ſich Israel zum Herrn bekehret,
Und treulich Ihn allein verehrt,
So wird ihm endlich wieder Hülf' gewähret,
Ein Athniel wird ihm beſcheert,
Der durch des Herrn Gewalt allein
Kann Israels Befreier ſeyn.
Wie können Sklaven ſelbſt ſich retten?
Zerſprengen diamantne Ketten?

So bald die Seele feſt in heil'ger Stille
Mit wahrem Ernſt zu Gott ſich kehrt;

Wenn unerſchütterlich ihr tiefſter Wille
In vielen Proben bleibt bewährt,
So kommt der Helfer Athniel *)
Zu Gottes Zeit und rettet ſchnell,
Der Lüſte Macht wird nun gedämpfet,
Mit Wonne Seelen-Ruh erkämpfet.

Der feiſte Eglon mit den Moabiten
Beherrſcht das arme Israel,
Noch immer liebts der Cananiter Sitten,
Daher der ſtete Leidensquell,
Doch endlich, wenn ein Thränenguß
Das Vaterherz erweichen muß,
So kommt ein Ehud **) unvermuthet,
Er zieht ſein Schwert und Eglon blutet.

Wenn ſich die Eigenlieb' in Lüſten mäſtet,
Und nur ſich ſelbſt zu nähren ſucht,
So wird der Geiſt mit Leib und Seel verpeſtet,
Verſcheucht des heil'gen Geiſtes Zucht,
Bekenntniß, wahre Buß und Reu
Macht dann die Vaterliebe neu,
Ein Ehud giebt der Eigenliebe
Den Herzensſtoß mit einem Hiebe.

Der ſtolze Jabin herrſcht noch tief im Herzen
Des Landes, denn es iſt befleckt

---

*) Athniel heißt: Meine Zeit ſteht bei Gott.
**) Ehud heißt ein Bekenner.

Mit vielen Sünden, in den Leidensſchmerzen
Bleibt noch Abgötterei verſteckt,
Debora ſpricht, und blitzend ſchnell
Erſcheint ein Theil von Israel,
Der Hauptmann flieht und ſucht den Frieden
Da, wo ihm iſt der Tod beſchieden.

Die falſche Weisheit *) drückt den Kämpfer nieder,
Und giebt den Lüſten freien Raum,
Nun dienet man den falſchen Göttern wieder,
Und kennt den Gott der Liebe kaum.
Der Dorn, **) der tief ins Herze ſticht,
Schützt vor dem Dorn im Kopfe nicht,
Die Treue nur in kleinen Dingen ***)
Kann blitzend ſchnell ****) den Feind bezwingen.

Nun kommt auch Midian mit ſeinem Heere,
Heuſchrecken gleich ins arme Land.
Und alles flüchtet ohne Gegenwehre,
Die Armuth drücket jeden Stand,
Bis Gott den Gideon erweckt,
Der dieſen Feind mit Lärmen ſchreckt,
Und Midian mit eignen Waffen
Muß wunderbar ſich ſelbſt beſtrafen.

---

*) Jabin heißt ein Vielwiſſer.
**) Siſſera, ein Dorn der weicht
***) Debora, die Biene, ſie iſt treu in kleinen Dingen
****) Barack, der Blitz.

Das Splitterrichten *) iſt ein Gift der Seelen,
Es zehrt das Mark des Landes auf.
Wer kann die bittern Folgen alle zählen?
Es hemmt den Geiſt in ſeinem Lauf.
Doch wann der Held das Neſt zerſtört **),
So wird kein Richten mehr gehört,
Man wird den Feind mit eignen Waffen
An jenem großen Tag beſtrafen.

Abimelech der Brudermörder trachtet
Mit Unrecht nach der Königskron.
Er, der des Herrn Gebot und Recht verachtet,
Baut ſich auf Bruderblut den Thron.
Drum ſteht ſein Reich auf loſem Grund,
Nur Sünder ſtehn mit ihm im Bund,
Er herrſcht mit Unruh, und am Ende
Fällt ehrlos er durch Weibes Hände.

Der Phariſäer mordet ſeine Brüder,
Und ſchlägt ſie mit der Zunge todt,
Er richtet ſcharf die beſſeren Gemüther,
Und hält doch nicht des Herrn Gebot;
Er will durchaus Gebieter ſeyn,
Und kann ſich nie des Friedens freun,
Er glaubt ſich ſtark, und fällt am Ende
Aus Schwäche in des Richters Hände.

---

*) Midian heißt ein Richter.

**) Gideon, ein Zerſtörer, Austreiber.

Wenn Ammoniter und Philiſter ſiegen,
Weil Israel den Götzen fröhnt,
So muß es endlich ſeinen Hochmuth biegen,
Bis es mit Jephtah ſich verſöhnt.
Der Ausgeſtoßne wird nun Held,
Er kämpft und ſiegt, behält das Feld,
Und muß zuletzt mit Händeringen
Das Liebſte Gott zum Opfer bringen.

Nur das Verworfne hat der Herr erwählet,
Das ſtets der Stolz von ſich entfernt,
Doch wenn er wird von Feindes-Macht gequälet,
Bis er die Demuth hat gelernt,
Dann ringt er durch das enge Thor *)
Durch Demuth ſich zum Sieg empor
Doch muß er, ſoll's ihm ganz gelingen,
Den eignen Ruhm zum Opfer bringen.

Der ſtarke Simſon wird von Gott verheißen,
Er ſoll ein Held Jehovahs ſeyn.
Er ſoll mit Kraft der Feinde Macht zerſchmeißen,
Doch iſt er nicht von Weltluſt rein.
Er kämpft und ſiegt, wird übermannt,
Durch Liſt zur Sklaverei verbannt,
Und doch hat er, als überwunden,
Im Tod den größten Sieg gefunden.

---

*) Jephtah heißt eine Pforte oder Thor.

Ein Chriſt mit Kraft und Stärke ausgerüſtet,
Muß betend auf der Wache ſtehn,
Denn wenn es ihm nach Weltgenuß gelüſtet,
So wird ihm bald die Kraft vergehn.
Wenn er der Augenluſt beraubt,
Nun feſt an ſeinen Heiland glaubt,
So kann dem Feind das eigne Leben
Durch ſeinen Tod den Herzſtoß geben.

Die Moabitin Ruth erwählt das Beſte,
Sie flieht mit Muth ihr Vaterland.
Sie glaubt an Jakobs Gott, und traut Ihm feſte,
Iſt arm, und lieſt mit blöder Hand
Auf Boas Acker Aehren auf,
Und blickt dabei zu Gott hinauf,
Nun hebt ſie auch ihr ſtarker Glaube
An Boas Seite aus dem Staube.

Wie herrlich kannſt du doch die Sorgen ſtillen
O göttliche Gelaſſenheit!
Wer ganz ergeben iſt in Gottes Willen,
Ihm folget mit Einfältigkeit,
Der findet in der Armuth ſich
Geſättigt *) endlich wonniglich
Zur höchſten Ehr empor gehoben,
Zum Lohn für ſeine ſchweren Proben.

---

*) Ruth heißt geſättigt.

Ein Eli will das Regiment verſtehen,
Und er regiert doch nicht ſein Haus.
Er ſieht den Weg, den ſeine Söhne gehen,
Und doch ſchmeckt ihm ihr Opferſchmaus.
Er ſpricht: Ihr Kinder! Ach ich bitt,
Seyd frömmer! -- und doch ißt er mit,
Drum muß ihn endlich auch mit Schrecken
Des Herrn Gericht zu Boden ſtrecken.

Wie hat doch Eli noch ſo viele Brüder!
Sie alle ſind nicht kalt nicht warm
Wenns ihnen wohl geht, dann ſind die Gemüther
An Tugend reich, doch ſind ſie arm.
Sie miſchen Chriſtum und die Welt,
Genießen, was der Luſt gefällt,
Und endlich werden ſie zu nichte
Im Sturm der göttlichen Gerichte.

Gottlob! ein Samuel von Gott erbeten,
Wird nun der Fürſt in Israel.
Wenn ſie in Lauheit ihre Buß verſpäten,
So kommen die Philiſter ſchnell.
Nun dringt die Noth ſie zum Gebet,
Und wenn der Prieſter opfernd fleht,
So rollt der Donner, und die Feinde
Sind aufgerieben eh' mans meinte.

Der wahre Glaube wird von Gott erflehet,
Wird dieſer herrſchend im Gemüth.

So muß, wenn es der laue Smum *) durchwehet,
Der Glaube ſo, wie's Opfer glüht,
Auch durch ein freudiges Gebet,
Das durch die wahre Buß entſteht,
Bis zu dem Thron des Höchſten dringen,
Und ſo den ſtolzen Feind bezwingen.

17.

Denk nicht, o Chriſt! daß ein getheilter Wille
Dem Herren wohlgefällig ſey;
Sey willenlos, und horche in der Stille,
Von allen Leidenſchaften frei,
Was dir im innern Seelengrund
Die Stimme aus des Herren Mund
Ins Herze ſpricht, und dieſen Willen
Mußt du ganz unbedingt erfüllen.

Willſt du dir dies und das noch ausbedingen,
So wie dirs deine Luſt gebeut,
So kann dir nie des Herren Werk gelingen,
Du lebſt in ſtetem Widerſtreit.

---

*) Smum, ein lauer tödtender Wind in dem Morgenland.

Natur und Gnade kämpfen dann,
Und wenn die Gnad' nicht ſiegen kann,
So weichet ſie, die Sünde ſieget,
Sie triumphirt, der Geiſt erlieget.

Doch will er noch ein Diener Gottes heißen,
Und glaubt ein guter Chriſt zu ſeyn:
Wenn er nach eigner Einſicht ungeheißen
Bald hie bald da doch ohne Pein
Und Müh ein gutes Werk ausübt,
Auch, wie er glaubt, kein Waſſer trübt,
Und doch ſind dieſe guten Werke,
Nur wilder Auswuchs eigner Stärke.

Wer opfern will der muß von ganzer Seelen,
Sein ganzes Ich muß Prieſter ſeyn.
Will er zugleich als König auch befehlen,
So iſt ſein Sinn vor Gott nicht rein.
Dem Herrn gehorchen iſt nur Pflicht,
Nach Willkühr opfern heiligt nicht,
Den eignen Willen hinzugeben,
Iſt Opferdienſt zum ew'gen Leben.

Den Amalek, dies ganze Heer der Lüſte,
In unſerer verdorbenen Natur,
Der ganz und gar vertilget werden mußte,
Bekämpft man ſchwach, zur Hälfte nur.

Man ſchonet, was der Luſt gefällt,
Die Selbſtſucht in der Kraft erhält,
Im unbeſonn'nen Widerſtreben
Läßt man ſogar den Herrſcher leben.

Ein ſolcher Saul kann nicht das Reich vererben,
Der Erbe muß ein David ſeyn,
Und dieſer kann durch Trübſal nur erwerben,
Durch Selbſtverläugnung, Schmach und Pein,
Nach langer Prüfung Juda's Thron,
Gelaſſenheit erkämpft die Kron,
Durch Demuth wird der Rieſ' bezwungen,
Durch Liebe nur das Ziel errungen.

Die Selbſtſucht will nur ſtets durch Herrſchen ſiegen,
Durch Sanftmuth herrſcht allein der Chriſt.
Die Selbſtſucht muß am Ende unterliegen,
Weil ſie durch Lieb entwaffnet iſt.
Nun ſucht ſie Troſt im finſtern Reich
Und kriecht im Staub der Schlange gleich,
Um bald ſich hoch empor zu ſchwingen,
Und Drachen ähnlich durchzudringen.

Doch eben dies beſchleunigt ihr Verderben,
Das Maaß der Sünden iſt nun voll,
Das Urtheil ſpricht: du mußt des Todes ſterben,
Das Gift, das aus dem Abgrund quoll,

Hat deine Adern angefüllt,
Den Blick ins Heiligthum verhüllt,
Du ſtirbſt durch deine eignen Hände,
Wie du gelebt, ſo iſt dein Ende.

Ihr Chriſten lernt aus König Sauls Geſchichte
Dem Herrn nur ſtets gehorſam ſeyn.
Der Selbſtſucht droht ein ſchreckliches Gerichte,
Ihr Lohn iſt endlich Höllenpein.
Gelaſſenheit erkämpft den Thron,
Und Sanftmuth ſetzt ihr auf die Kron,
Ihr Reich währt ſtets, ihr iſt beſchieden,
Im Land der Ruhe ew'ger Frieden.

18.

Mel. Herr und Aeltſter deiner Kreuzgemeine.

Davids Sohn! und König aller Welten!
Du der wahre Salomo!
Fürſt aus Juda! großer Held der Helden!
Auch der Seraph nennt dich ſo;
Möchte mich dein holder Geiſt durchweben,
Möcht' ich dich in deiner Würde ſehen,
Oeffne doch mein innres Aug,
Daß ich dich im Lichte ſchau.

David wollte dir den Tempel bauen,
Aber ſeiner blut'gen Hand
Wollte Gott den Bau nicht anvertrauen,
Doch zum ſichern Unterpfand
Seiner Treu erhörte Er ſein Flehen,
Was du wünſcheſt, ſprach Er, ſoll geſchehen,
Meinen Tempel baut dein Sohn,
Wann er ſitzt auf deinem Thron.

Salomo erfüllte dies Verſprechen,
Aber doch im Vorbild nur,
Und zerſtörte dann durch ſeine Schwächen,
Was Jehovah David ſchwur.
Denn der Tempel, der vom Golde ſchimmert,
Wird vom Feinde endlich ganz zertrümmert;
Ach! die Stelle ſieht man nur,
Und vom Tempel keine Spur.

Wird das Wort Jehovah's nicht erfüllet?
Giebt es keinen Tempel mehr?
Wird des Glaubens Sehnen nicht geſtillet?
Siegt denn doch der Spötter Heer?
Iſt der Tempel denn ſo ganz vergeſſen?
Hat ihn doch Johannes ausgemeſſen,
Auch ſah ihn Ezechiel
Stehen auf derſelben Stell.

Du, mein Heiland! biſt der Tempelbauer,
Salomo und Davids Sohn.
Mich durchweht der Zukunft heilger Schauer,
Und im Blick auf deinen Thron
Seh ich die Verheißung ganz erfüllet,
Und das Allerheiligſte enthüllet,
Mir iſt jetzo offenbar,
Was ſonſt tief verborgen war.

Libanons erhabne Cedern bilden
Mir die Schaar der Helden ab.
Mauerſteine ſind die rohen Wilden,
Und das Gold, das Saba gab,
Sind der hohen Wahrheit blut'ge Zeugen,
Die ſich ihrer Stell im Himmel freuen,
Seiner Wände größte Zier,
Cherubim, die feiern Dir.

Heiden ſind die Maurer, Zimmerleute,
Sie behauen Holz und Stein,
Bis ein jedes Stück auf jeder Seite
Paßt in ſeinen Ort hinein.
Wer nun will ein Stein im Tempel werden,
Muß durch Kreuz und mancherlei Beſchwerden
Ganz von allen Flecken rein,
Glatt und hell poliret ſeyn.

Jeder Chriſt ſoll auch ein Tempel werden,
Wo dein Geiſt im Dunkeln thront,
Wo die Seel entbunden von der Erden,
Innig vor dem Vorhang wohnt,
Abgeſchieden und in heil'ger Stille
Emſig horcht, was ihr dein heil'ger Wille
Jederzeit zu thun gebeut,
Und des Thuns ſich kindlich freut.

Aber nun erhebt ſich mein Gemüthe
Auf des Tempelberges Höh,
Wo ich ſchon des neuen Tempels Blüthe
Wie im Geiſt von Ferne ſeh
Lauter Lebens volle Bäume ſproſſen.
Libanons erhabne Cedern ſchoſſen,
Steine wachſen wie Kriſtall
Aus dem Felſen überall.

Wann wirſt du, mein Salomo! erſcheinen?
Alles blickt zu dir hinauf.
Wann wirſt du aus Lebens vollen Steinen
Bauen deinen Tempel auf?
Schau, uns drücken kummervolle Zeiten,
Löw' aus Juda komm für uns zu ſtreiten,
Komm beſteige deinen Thron!
Salomo! und Davids Sohn!

Dann erſt wird der Tempelbau beginnen,
Alles iſt dazu bereit.
Alles lebt von Außen und von Innen,
Und man ſieht in kurzer Zeit
Strahlend ſich die Zinnen hoch erheben,
Thürmen gleich zum hohen Aether ſtreben,
Und in ihren Spitzen bricht
Sich das ſiebenfarb'ge Licht.

Aber in dem unverhüllten Chore,
Thronet deine Schechinnah.
Und es ſtrömen durch die offnen Thore
Fromme Schaaren fern und nah.
Ach! dann werd auch ich mit meinen Brüdern
Freudenthränen miſchen zu den Liedern
Davids in dem höhern Chor,
Vor des Tempels goldnem Thor.

19.

Mel. O der alles hätt verloren!

O du Herrſcher aller Welten!
Hör doch unſer Flehen an.
Alles bebt vor deinem Schelten,
Bald iſt es um uns gethan.

So wie zu Elias Zeiten
Alle Welt im Argen lag;
Eben ſo ſind ſchwere Leiden,
Unſer Schickſal jeden Tag.

Ach, wir müſſen ſelbſt geſtehen!
Es iſt unſrer Sünden Schuld.
Aber höre unſer Flehen,
Habe noch mit uns Geduld.

Möchte doch dein ernſt Gerichte
Immer uns vor Augen ſtehn!
Möchten wir in deinem Lichte
Nur auf deinen Fußtritt ſehn!

Geiſt aus Gott! dein heil'ges Feuer
Dringe uns durch Mark und Bein,
Es verzehre alle Spreuer,
Mache unſern Weitzen rein.

Sammle bald in deine Scheuer
Deiner Garben kleine Zahl!
Mach' uns alle Tage treuer,
Bis zum großen Abendmahl.

20.

Mel. Mein Vater, zeuge mich, dein Kind u. ſ. w.

Verborgne Majeſtät!
Die Du die müden Seelen
Allmählig zu Dir führſt,
Geſtalteſt in Dein Bild.
Was kann ich beſſers mir
Zu dieſem Liede wählen,
Als wie im Vorbild Du
Der Menſchheit Gang regierſt.

Die Väter führteſt Du,
Mein Gott! mit Vaterhänden.
Du offenbarteſt Dich
Mit Langmuthsvoller Huld.
So führeſt Du auch noch
Mit Liebe die Elenden,
Die herzlich ſuchen Dich,
Und trägſt ſie mit Geduld.

Du prüfteſt ihre Treu,
Ihr kindliches Vertrauen,
Durch Proben aller Art,
Warſt ihnen ſinnlich nah.
So prüfeſt Du auch noch
Den Geiſt durch manchen Grauen,
Und eh ers ſich verſieht,
Biſt Du mit Hülfe da.

Du führteſt Israel
Auf ſchauervollen Wegen,
Bei aller Untreu doch
In das verheißne Land.
Doch mußte noch vorher
Der Tod die Tenne fegen,
Der Wüſte Kinder nur
Erreichen Jordans Strand.

Aegyptens Sinnlichkeit
Herrſcht noch in jeder Seelen,
Und aus der Lüſte Heer
Kommt keins in Canaan.
Das Neugeborne nur
Kann ſicher darauf zählen,
Daß Joſua es führt
Zum hohen Ziel hinan.

Auch im gelobten Land
Will Juda einen König,
Denn Jſrael iſt ſtolz,
Es ſucht ein irdiſch Reich.
So iſt dem armen Geiſt
Der Himmelsfürſt zu wenig.
Er ſtellet die Vernunft
Dem Welten-Herrſcher gleich.

Jſrael iſt ein Bild
Von allen böſen Trieben,
Es fleht den Geiſt des Thiers
Zu Dan und Bethel an.
So kann der Fleiſches-Sinn
Nur Fleiſches-Lüſte lieben,
Und wandelt Rettungslos
Auf des Verderbens Bahn.

Auf keine Gnade darf
Die Brut der Schlangen hoffen,
Sie tilgt der Ernſt des Herrn
Ganz aus der Seele fort.
Das Thor des Elends nur
Stand Jſrael einſt offen,
So ſtreng befolgt der Herr
Sein oft beſchwornes Wort.

In Juda lag der Keim
Des künft'gen Heils verborgen,
So wie ein Saamkorn tief
In dürrer Erde ſteckt.
Unkraut und Tollkorn wuchs;
Man fande jeden Morgen
Des Ungeziefers Heer
Aufs neue ausgeheckt.

Wenn in der Seele nur
Ein Gnadenfunke glühet,
Der in der Aſche tief
Und lang verborgen liegt,
So wird am Ende doch,
Wenn ſich das Herz bemühet,
Ihn anzufachen ſtets,
Der Widerſtand beſiegt.

Drum wird der Fleiſches-Sinn
In Babylon gefangen,
Und endlich kehret nur
Ein kleiner Theil zurück.
Das, was den Keim enthält,
Kann nur dahin gelangen,
Wo ſich entwickeln ſoll
Der ganzen Menſchheit Glück.

Wenn Jeſus Chriſtus iſt
Im Innern ausgeboren,
So kämpft, wie Juda einſt,
Die Selbſtgerechtigkeit.
Die Seele glaubt nun faſt,
Ihr Heiland ſey verloren,
Und eh ſie ſichs verſieht,
Strahlt er in Herrlichkeit.

Nun wälzt ſich das Gericht,
Wie wilde Meereswogen,
Gereizt durch Sturmgeheul,
Aufs Selbſtgewürke hin.
Dann glänzt im Seelengrund
Des Bundes Friedensbogen,
Die Geiſterſonne ſtrahlt
Durch Herz und Geiſt und Sinn.

21.

Mel. Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte.

Du, der Du alle Welten trägeſt,
Sie ſchützeſt durch Dein Allmachts-Wort,
Planeten auf der Wage wägeſt,
Beſtimmeſt jedem ſeinen Ort.
Kometen ſchickſt Du als Geſandten
Im unermeßnen Raum umher,
Du leiteſt ſie an goldnen Banden
Zu ihrer fernen Wiederkehr.

Du führſt den Erdball um die Sonne,
Und ſchwingſt ihn um ſich ſelbſt herum,
Der Himmel jubelt Dir mit Wonne,
Das ganze All, Dein Eigenthum.
Die Myriaden Seraphinen,
Der Wurm, der in dem Staube kriecht,
Was lebt, und nicht lebt, muß Dir dienen,
Kein Weſen hat Dich je beſiegt.

Nie können alle Engelzungen
Ausſprechen, was Du Ew'ger biſt,
Noch keinem Dichter iſt gelungen,
Und wenn er David ſelber iſt,

ch Würden Deinen Ruhm zu ſingen.
Wer kennt Dich unzugänglich Licht?
r einem kann es wohl gelingen,
Dem, der des Todes Riegel bricht.

as iſt der Menſch, der Erdenbürger,
Der Todes- und der Sündenknecht?
in ſelbſt und ſeiner Brüder Würger;
Sein Kopf iſt ſtolz, ſein Herz iſt ſchlecht.
d doch, o Liebe ohne Schranken!
Den Grundverdorbnen ſucheſt Du,
d denkſt den göttlichen Gedanken,
Zu führ'n ihn ſeinem Urſprung zu.

s Menſchen Fall ſahſt Du von Ferne,
Beſchloſſeſt den Erlöſungs-Plan;
barmteſt Dich und nahmſt Dich gerne
Des tiefgeſunknen Sünders an.
Ungrund grenzenloſer Liebe!
Mein ganzes Weſen fühlt ſein Nichts.
nah' mich Dir mit heißem Triebe,
Durchſtrahle mich, Du Quell des Lichts!

e treu erzogeſt Du die Kinder,
Die Väter jener erſten Welt,
d mitten in der Welt voll Sünder
Bewirkten ſie, was Dir gefällt.

Sie nahmen ab, die Gottgeweihten,
Bis endlich nur ein Noah blieb,
Wie ähnlich waren jene Zeiten
Den Unſern? Vater, ach vergieb!

Die Sündfluth ſchwemmte von der Erden
Den Wuſt der frechen Sünder fort,
Die Menſchheit ſollt erneuert werden,
Dies ſicherte Dein Bundes-Wort
Dem Noah und auch ſeinem Saamen;
Die Völker wuchſen ſchnell heran,
Doch ſie vergaßen Deinen Namen,
Und rieſen falſche Götter an.

Nun ſorgteſt Du mit Vaterliebe
Fürs arme menſchliche Geſchlecht,
Damit auf Erden Wahrheit bliebe,
Erwählteſt Du den treuen Knecht,
Den Abraham, den Glaubens-Helden,
Zum Stifter der Religion,
Die einſt die Sünder aller Welten
Soll führ'n zu Deinem Strahlenthron.

Du prüfeſt ihn auf alle Weiſe,
Entwickelſt ſeinen Glaubensgrund,
Auf ſeiner ſchweren Lebens-Reiſe
Thuſt Du ihm Deinen Willen kund.

folgt ihm ſtreng durch Tod und Schmerzen,
Und achtet eignen Willen nicht,
wandelt mit ergebnem Herzen
Vor Deinem heil'gen Angeſicht.

es iſt der Weg zum ew'gen Leben,
Den Abraham gewandelt hat,
iſt zum Muſter uns gegeben,
Zum Führer auf dem Lebenspfad.
nn ſollte auch ſein künft'ger Saame
Der ganzen Welt zum Segen ſeyn.
prieſen ſey Dein heil'ger Name!
Daß wir uns der Erfüllung freun.

heiligteſt Dir ſeine Kinder
Zu einem Volk des Eigenthums,
wählteſt dieſe armen Sünder
Zu Hütern Deines Heiligthums.
Eilten auf gewohnten Wegen
Der Menſchheit dem Verderben zu
wechſelteſt mit Fluch und Segen,
Dem, der Dir traute, halfeſt Du.

h fandeſt Du ſtets unter ihnen,
Und unter andern Völkern nicht,
h viele, denen Du erſchienen,
Die treulich folgten Deinem Licht.

So ſammelteſt Du Dir die Heerde,
Du guter Hirte! Dir zum Preis,
Die dann Dein heil'ger Geiſt belehrte,
Zu folgen Dir mit allem Fleiß.

Wenn endlich Israels Verbrechen
Gebirgen gleich gen Himmel ſtieg,
So mußteſt Du das Unrecht rächen
Durch Hunger, Seuchen oder Krieg.
Du ſchleuderſt ſie in fremde Länder,
Dort tragen ſie der Schulden Laſt,
Doch ſind die Juden Unterpfänder,
Daß Du uns nicht vergeſſen haſt.

So führteſt Du viertauſend Jahre
Die Menſchheit an dem Gängelband,
Bis daß ſie endlich mündig wäre,
Und Deine Huld es rathſam fand,
Den hohen Plan nun zu enthüllen,
Der Engeln ein Geheimniß war,
Das bange Sehnen nun zu ſtillen
Der lieben auserwählten Schaar.

Wir leben in den letzten Zeiten,
Dein ganzer Rath iſt uns bekannt,
Wir ſehnen uns im bangen Leiden
Nach unſerm wahren Vaterland.

Ach möchten unſre Zeitgenoſſen
Dein altes Bundes-Wort verſtehn,
Und in den Jahren, die verfloſſen,
Den Fußtritt Deiner Gnade ſehn.

Doch leider! iſt der Wunſch vergebens,
Die Menſchheit bleibet was ſie war,
Bis bald der Geiſt des ew'gen Lebens
Beſtrömt die auserwählte Schaar;
nd dann der ſchnöde Menſch der Sünden,
Mit ſeinem tiefverſunknen Heer,
un den verdienten Lohn wird finden
In jenem Feu'r und Schwefel-Meer.

endlicher! ich Staub vom Staube,
Bin kühn, und wag ein Lied an Dich.
lein Dich ſucht mein ſchwacher Glaube,
Mein Herze liebt Dich inniglich.
höre was mein Mund Dir ſtammelt,
Erleuchte mich mit Deinem Licht,
d wenn ſich Deine Heerde ſammelt,
Mein Heiland! dann vergiß mich nicht.

lobet ſeyſt Du Herr der Welten,
Geprieſen für Dein frohes Wort!
ß Du nun kommſt mit Deinen Helden,
O eile doch! wir müſſen fort.

Wir kämpfen hier im ſchweren Leiden,
Im Warten wird uns angſt und bang,
Komm, führe uns in beſſre Zeiten,
Ins Land des Friedens, bleib nicht lang.

22.

Mel. O Haupt voll Blut und Wunden.

Ins heil'ge Dunkel wallet
Der hohe Menſchenſohn,
Aus ewger Nacht erſchallet
Des Zorns Poſaunenton,
Es lagern ſich die Sünden
Der ganzen Welt auf Ihn,
Kein Ruhplatz iſt zu finden,
Des Zornes Flammen glühn.

Wir folgen Ihm von Ferne
Hin nach Gethſemane,
Und theilen mit Ihm gerne
Sein banges Ach und Weh.
Er trägt auch unſre Sünden,
Wird Bürge unſrer Schuld,
Und läßt uns froh verkünden
Die Bothſchaft ſeiner Huld.

Er wankt mit lautem Stöhnen
Hin zum Cypreſſen-Hain.
Sein Ringen und ſein Sehnen,
Die Menſchheit zu befrein,
Und nun die Glut der Schmerzen,
Dies Alles wirkt auf Ihn,
Er ſieht mit bangem Herzen
Den letzten Troſt entfliehn.

Sein menſchlich Weſen bebet,
Fühlt ſeine Kraft zu klein;
Wie ſich ſein Blick erhebet,
Des Vaters ſich zu freu'n:
So blitzt ein Zorngeſichte
Tief in ſein Herz hinein,
Ein ſchreckliches Gerichte
Stürzt Ihn in Todespein.

Des Ew'gen Vaters Willen,
Und Seinen hohen Rath
Vollkommen zu erfüllen,
Und durch den Leidenspfad
Zum Leben durchzudringen,
Durch Nacht und Finſterniß,
Ob Ihm das wird gelingen?
Iſt Ihm noch ungewiß.

Mit blut'gem Schweiß umfloſſen,
In Todesangſt verſenkt,
Liegt Er wie hingegoſſen
Im Staube, und gedenkt,
Des ernſten Vaters Willen
Trotz jeder finſtern Nacht
Mit Treue zu erfüllen,
Das Opfer iſt gebracht.

Er hebt ſich aus dem Staube
Mit Heldenmuth empor;
Sein unbeſiegter Glaube
Strahlt Sonnenhell hervor.
Er iſt nun feſt entſchloſſen,
Den Kreuzesweg zu gehn,
Mit Muth und unverdroſſen
Dem Tod ins Aug zu ſehn.

Ach Brüder! dieſe Stunde
Wiegt alle Welten auf.
Preiſt Ihn mit einem Munde!
Beſchleunigt euern Lauf!
Ach eilt zu ſeinen Füßen
Als ew'ges Eigenthum!
Laßt Liebesthränen fließen
Und bringt Ihm Preiß und Ruhm.

Du, der Du auf dem Throne
  Der Welten nun regierſt,
Und in der Strahlenkrone
  Das Scepter herrlich führſt!
Wenn uns auf unſerm Pfade
  Beſtürmet Angſt und Weh,
Dann denk mit Huld und Gnade
  An Dein Gethſemane.

Mel. O ihr auſerwählten Kinder.

ringt ihr auserwählten Kinder
nſerm König, unſerm Heiland Preis und Ehr;
hm, dem größten Ueberwinder,
allelujah, Hoſianna! Erd und Meer,
elten alle, jauchzt mit Schalle,
aßt aus allen Engelchören
wig Jubel, ewig Hallelujah hören!

23.

Hymne an den Herrn unſern Erlöſer.

Mel. Wacht auf, ruft uns die Stimme.

Der Du auf der Welten Throne
Nun herrſcheſt und die Sieges-Krone
Anſtatt der Dornen-Krone trägſt;
Der Du auch der Menſchen Leiden
Im Ocean von Himmelsfreuden
Auf Deiner goldnen Waage wägſt!
Ich ſchwing mich auf zu Dir,
Die Flügel ſchenkſt Du mir,
Hallelujah!
Du biſt mir nah,
Ich ſteig empor
Sing Dir ein Lied im höhern Chor.

Du warſt ſchon vor Ewigkeiten,
Genoſſeſt ungemeſſne Freuden,
Und Engelheere dienten Dir.
Ein Pünktchen in dem Chor der Sterne,
Die Erde dort in dunkler Ferne,
Ein Engelfürſt bemerkt ſie ſchier,
Verlor ihr ſanftes Licht,
Ihr Glanz, zu Dir gericht,
Erbleicht, wird roth,

Sinkt in den Tod,
Das Menſchenherz
Empfindet ſeinen Gott nicht mehr.

Höhnend tobt die Höllenrotte,
Und jubelt nun mit wildem Spotte,
Und freut ſich ihrer Krieges-Luſt.
Aber daß im Reich der Gnaden
Auf ſichern nie betretnen Pfaden
Noch Rettung für die Menſchheit iſt,
Das wußte Satan nicht;
Ein Göttliches Gericht
Scheucht ſeinen Blick
In Nacht zurück,
Er macht den Plan
Zum Kampf, und zieht zum Krieg voran.

Du erhebſt Dich von dem Throne,
Legſt ab des Urlichts Strahlenkrone,
Und ziehſt der Gottheit Waffen an
Menſchen-Lieb' und Demuth blinken
Zu Deiner Rechten und zur Linken
Biſt Du mit Weisheit angethan
So kennt Dich Satan nicht,
Der Waffen ſanftes Licht
Verachtet er,
Ihm fällt's nicht ſchwer,
Dies ſanfte Licht
Zu löſchen, zweifelt Satan nicht.

Du entziehſt Dich ſeinen Blicken,
Und um ihn vollends zu berücken,
Ziehſt Du der Menſchheit Hülle an;
Wirſt ein Kindlein zum Erbarmen,
Das Aermſte unter allen Armen,
Mit ſchlechten Windeln angethan.
So ruhſt Du nackt und bloß
In Deiner Mutter Schooß,
Und trinkſt mit Luſt
An ihrer Bruſt
Den Nektar-Saft,
Nimmſt zu an Alter, Muth und Kraft.

Satan merkt, daß in dem Kinde
Sich etwas tief Verborgnes finde,
Er hört der Engel Jubelton,
Sieht daß weit entfernte Weiſen
Mit Sehnſucht nach Judäa reiſen,
Zu huldigen dem Menſchen-Sohn;
Er rüſtet ſich geſchwind,
Dich holdes Wunderkind
Dem Tod zu weihn:
Nur dies allein
Kann ihn befrein;
Herodes ſoll der Mörder ſeyn.

Du entfliehſt zu überwinden;
Um in Aegypten Schutz zu finden,
Entziehſt Du Dich dem Mörderheer;

Wehrlos eilſt Du durch die Wüſten,
Und kein Geſchöpf läßt ſich gelüſten
Dir weh zu thun, denn hoch und hehr
Umringen Engel Dich,
Der Seraph freuet ſich
Dein Schutz zu ſeyn,
Im Mondenſchein
Eilſt Du mit Ruh
Dem niedrigen Aegypten zu.

Um den Zweck nicht zu verfehlen,
Ermordet man, um nicht zu zählen,
Der Kinder eine große Zahl.
Dieſe erſten blut'gen Zeugen,
Die ſich vor Deinem Scepter beugen,
Erſcheinen im geſtirnten Saal;
Der Marter-Kronen Glanz,
Des Sieges Lorbeer-Kranz,
Blendet ihr Aug,
Sie ſtehn zur Schau
Dem Engelheer,
Und jauchzen in dem Strahlen-Meer

Satan wähnt, ihm ſey's gelungen,
Und daß er ſchon den Feind bezwungen,
Macht er dem Höllenheer bekannt.
Ruhig pilgerſt Du zurücke,
Entziehſt Dich ſeinem Späherblicke,
Nach Nazareth ins Vaterland

In tiefſter Niedrigkeit,
Zu jedem Dienſt bereit,
Schauſt Du empor
Zum Perlenthor
Der Ewigkeit,
Und in die künft'ge Herrlichkeit.

Satan konnt' in dreißig Jahren
Das Mindſte nicht von Dir erfahren,
Denn Du warſt viel zu klein für ihn.
Kann der Fürſt von tauſend Welten,
Der Held von Millionen Helden,
Des Zimmermannes Säge ziehn?
So denkt der Böſewicht;
Er kennt die Demuth nicht
Und ihre Pracht,
Der Liebe Macht,
Die alles zwingt,
Bis in das Herz der Gottheit dringt.

Als Du nun, die Welt zu retten,
Das Amt des Mittlers anzutreten,
Erſchieneſt an des Jordans Strand;
Und ein Glanz vom Himmel wallte,
In dem die holde Stimm erſchallte,
Die Dich des Höchſten Sohn genannt:
Da regte ſich die Wuth
In Satans Höllenglut,
Er ſinnt und denkt,

Und was ihn kränkt,
Iſt Deine Ruh,
Womit Du eilſt dem Siege zu.

Ruhig weilſt Du in der Wüſten,
Den Kampf mit allen Sinnenluſten
Mit Heldenkräften zu beſtehn;
Satan kämpft mit jenen Waffen,
Die Eva einſt ins Herze trafen,
Doch konnt' er keine Wunden ſehn
Du giebſt mit ernſtem Blick
Die Pfeile ihm zurück,
Er unterliegt
Und iſt beſiegt;
Er flieht mit Scham
Ins Drachen-Neſt, woher er kam.

Satan denkt, Er muß doch ſterben,
Er iſt ja Menſch, ihn zu verderben
Bedarfs nur einen Todesſtich,
Wirkt Er wahre Gotteswunder,
Zum Hades muß Er doch hinunter,
Er rettet durch kein Wunder ſich.
Jetzt iſt der Plan gemacht,
Er hats nun recht bedacht,
Der Juden Grimm
Genüget ihm;
Er flammt ihn an,
Und wähnt, der Streit ſey abgethan.

Du enthülleſt nun mit Klarheit,
Frei offen Deiner Sendung Wahrheit,
Mit nie geſehner Majeſtät;
In der tiefſten Armuth Hülle
Verbirgt ſich Deiner Gottheit Fülle,
Die Deine Menſchheit ganz durchwebt.
Du kündigſt an mit Macht
Des Reichs zukünftge Pracht,
Der Demuth Kraft
Die Liebe ſchafft,
Das goldne Netz
Zum Menſchenfiſchen Dein Geſetz.

Um den Zweck bald zu erreichen,
Und Deiner Gottheit Wunderzeichen
Zu endigen, eilt Satan ſich;
Haß und Neid, die Höllen-Düfte,
Erfüllen bald Judäens Lüfte,
Und Alles wüthet gegen Dich.
Du eilſt zum Kreuzesſtamm,
Du Gottes Oſterlamm!
In Spott und Hohn
Und Dornen-Kron,
Betſt Du mit Huld
Um Nachlaß Deiner Mörder Schuld.

Dies Gebet, wie Flammenpfeile,
Durchbohrt mit Glut und Blitzes Eile
Des Höllenfürſten wildes Herz,

Ohnmacht fährt durch ſeine Glieder,
Er ſinkt nicht fern vom Kreuze nieder,
Durchdrungen ganz von Höllenſchmerz.
Doch bald ermannt er ſich,
Und freut ſich inniglich
Auf Deinen Tod,
Der ſeiner Noth
Ein Ende ſchafft,
Nun ſteht er auf mit neuer Kraft.

Ja Du ſtirbſt, und doch die Trauer
Der ganzen Schöpfung füllt mit Schauer
Des Satans ganzes Weſen an.
Du wirſt nun zum Grab getragen,
Nun kann er kühn zu denken wagen,
Es ſey nun alles abgethan.
Zum dunkeln Schattenland
Den Drachenblick gewandt,
Brüllt er mit Macht
Zur ew'gen Nacht,
Er kommt zu euch
Als Menſchen-Geiſt ins Todtenreich.

Aller Geiſter wildes Toben,
Womit ſie ihren Fürſten loben,
Durchbebt das ganze Feuer-Meer.
Alles ſtrömt hinauf zur Pforten,
Man ſammelt ſich von allen Orten,
Im Kreiſe ſteht das Höllenheer

Ein nie geſeh'nes Licht
Die alte Nacht durchbricht,
Die ganze Schaar
Nimmt dieſes wahr,
Sie eilt zum Spott,
Doch Weh! der Menſchen-Geiſt iſt Gott.

Wie ein Sturm den Wald entblättert,
Ein Blitz die Eiche niederſchmettert,
So Satan und das Höllenheer.
Sie erblinden von dem Blitze,
Und jeder eilt zu ſeinem Sitze,
Ins Felſenloch im Feuermeer.
Nun ſtrahlt Dein Recht und Licht,
Du hältſt ein Weltgericht!
Entführſt mit Macht
Der ew'gen Nacht
Der Büßer Schaar *),
Die harrt bei dritthalbtauſend Jahr.

Auch des alten Bundes Väter
Nun heimzuführ'n, eilſt Du, ihr Retter,
Ins Scheol hin zu Davids Thron;
Alle jubeln Dir entgegen,
Du überſtrömeſt ſie mit Segen,
Von Adam bis auf Simeon;

---

*) 1 Petr. 3, 19. 20.

Und führſt ſie nun empor
Zu Salems Perlen-Thor,
Die Seraphim
Und Cherubim
Jauchzen Dir zu:
Jehovah! — Gott und Menſch biſt Du!

Noch ruht Deine Menſchenhülle
In Joſephs Grabe todt und ſtille,
Du hauchſt ihr neues Leben ein.
Gott und Menſch bewohnſt Du wieder
Marien Sohns verklärte Glieder,
Willſt Gott und Menſch vollkommen ſeyn.
So ſehen viele Dich,
Und alle freuen ſich,
Dein Auferſtehn,
Dein Wiederſehn,
Dein Wundenſtrahl
Durchglüht der erſten Chriſten Zahl.

Du verweilſt, — in vierzig Tagen
Noch Deinen Jüngern das zu ſagen,
Was ihnen noth und nützlich war.
Führſt ſie auf des Oelbergs Spitze,
Und fährſt nun auf zum Thronenſitze,
Und ſtelleſt Dich dem Vater vor.
Nun ſtrömt ein Liebesmeer,
Das ganze Himmelsheer
Erſtaunt und trinkt,

Stürzt hin und ſinkt
Mit Jubelton,
Und Du ſchwingſt Dich auf Deinen Thron.

Preis ſey Dir, dem Ueberwinder!
Hoſianna Dir! Wir, Deine Kinder,
Wir, die Erlöſten, huld'gen Dir.
Ach wir können Dir nichts geben,
Wir ſind ja Dein, nur Blut und Leben,
Und was wir haben, bringen wir.
Alles iſt Dir geweiht,
In alle Ewigkeit,
Hallelujah!
Auf Golgatha!
Hallelujah!
Dereinſt im hohen Solyma!

24.

Wehe mir vom ew'gen Hügel,
Geiſt Jehovahs, Kühlung zu!
Stärke meiner Andachts Flügel,
Meinen Aufſchwung lenke Du!
An des Alters ſteiler Höhe
Schleicht mein müder Fuß hinauf,
Dunkel iſts wohin ich ſehe,
Heit're meine Blicke auf!

Dir ein Loblied noch zu ſingen,
Eh mein Harfenton verhallt;
Mich zu Dir empor zu ſchwingen,
Wo Dir Jubeldonner ſchallt:
Dazu ſchenk mir Licht und Leben,
Zeige mir die rechte Bahn.
Mich zum Urthron zu erheben,
Geht aus eigner Kraft nicht an.

Millionen Welten ſchwingen
Sich in ihren Kreiſen um,
Während ihre Bürger bringen
Opfer Dir ins Heiligthum.
Doch auf dieſem Staubplaneten
Opfert man ſich ſelbſten nur,
Eigenſucht beherrſcht hier jeden,
Jede menſchliche Natur.

Tiefgeſunkne Menſchenkinder
Bleiben Deine Kinder noch,
Ja Du führſt ſie weit gelinder
In dem ſanften Liebesjoch,
Als ein Menſchenvater führet,
Den die Leidenſchaft regiert,
Wenn die Glut des Zorns ihn rühret,
Die nur Fluch und Tod gebiert.

Dies beweiſt die ganze Führung
Deines Volks von Anfang an,
Die der Menſch nicht ohne Rührung
Leſen und betrachten kann.
Weisheit, Langmuth, Ernſt und Milde
Leiten Dich auf Deiner Bahn;
Dort in Edens Luſtgefilde
War dies ſchon Dein Liebesplan.

Deine ernſten Strafgerichte
Sind der Menſchheit Arzenei.
Prüft die ganze Weltgeſchichte,
Ob dies reine Wahrheit ſey?
Dann wird man mit Staunen finden,
Daß Dein Zürnen Liebe iſt.
Sünde ſtraft ſich ſelbſt durch Sünde,
Während Du ſtets Vater biſt.

Menſchen-Grenzen ſind zu enge
Dieſes deutlich einzuſehn,
Man muß immer durch Gedränge
In das heil'ge Dunkel gehn.
Dort wird dann dem frommen Beter
Manch Geheimniß klar enthüllt,
Und man ſieht der heil'gen Väter
Fromme Wünſche froh erfüllt.

Dieſes hab ich ſelbſt erfahren
Auf der langen Lebensbahn,
Dinge, die mir dunkel waren,
Wurden mir dann kund gethan.
Wann ich einſam in der Stille
Oft in Deiner Nähe war,
Machte mir Dein heil'ger Wille
Manch Geheimniß offenbar.

Auf dem Standpunkt, wo wir ſtehen,
Sehn wir in die Zukunft nicht,
Auf dem Pfade, wo wir gehen,
Schimmert nur ein ſchwaches Licht;
Aber aus der heil'gen Quelle
Schöpft der Glaube Kraft und Muth,
Und des Geiſtes Aug wird helle,
Wenn es Blicke aufwärts thut.

Deines heil'gen Geiſtes Wehen
Durch die ganze Chriſtenheit
Läßt uns ſchon von Ferne ſehen
Deines Reiches Herrlichkeit:
Denn Dein Wort wird ausgeſpendet
Durch die ganze weite Welt,
Millionenweis verſendet
Auf das große Ackerfeld.

Dieſer Saame wird bald blühen,
Allenthalben hoch und hehr;
Denn Evangeliſten ziehen
Ueber Inſeln, Land und Meer,
Um die Saaten zu begießen.
Geiſt der Pfingſten komm herab!
Laß nun Lebensſtröme fließen
Bis zum Scheol tief hinab.

Sey gegrüßt Du ew'ger Morgen!
Steige Sonne bald empor,
Weicht nun all' ihr bange Sorgen,
Tags-Verkünder tritt hervor.
Seht! der Berge Spitzen glühen
Schon im ew'gen Morgenlicht,
Und die Frühlingsblumen blühen,
Brüder! — Alle! — ſorget nicht!

25.

Geſang eines armen Kranken.

Mel. Mein Freund zerſchmelzt aus Lieb in ſeinem Blute.

Mein Geiſt ſchwingt ſich hinauf zu Deinem Throne,
Hinauf zu Dir, Du Helfer in der Noth!
Ich fleh im Staub mit dem verlornen Sohne;
Verlaß mich nicht, verlaß mich nicht im Tod!
Du Kämpfer in Gethſemane!
Dein Glanz umſtrahle mich, wenn ich im Dunkeln fleh!

Sieh meinen Schmerz, Du Dulder aller Schmerzen!
Sieh wie mein Geiſt im kranken Körper ſtöhnt,
Ich komm zu Dir, mit tief gebeugtem Herzen,
Du haſt noch ſtets den Kampf mit Sieg gekrönt,
Wenn man nur kämpft, wie Du gekämpft,
Und in des Kreuzeskraft des Fleiſches Lüſte dämpft.

Ich komm zu Dir mit ſehnſuchtsvollen Blicken,
Ich bin ſo ſchwach, an Leib und Seele matt;
Ich bin zu arm, den Körper zu erquicken,
Ich komm zu dem, der Hüll und Fülle hat
Die Nothdurft, Herr! verleih mir nur!
Und ſchenke Leidenskraft der kämpfenden Natur!

Ich weiß ſehr wohl, daß ſolche Leidensproben
Beweiſe Deiner ewgen Liebe ſind;
Ich werde Dich dereinſt am Ziele loben,
Wenn nun der Tag nach banger Nacht beginnt;
Wär nur der Jammer auszuſtehn!
Wie ruhig wollt ich dann dem Ziel entgegen gehn.

Allein die Fluth ſteigt mir bis an die Seele,
Mein Blick entdeckt die frohe Rettung nicht,
Viel ſind der Jammerſtunden, die ich zähle;
Ich fühl' ſchon, daß die morſche Hütte bricht,
Und ich Verlaßner weiß noch nicht,
Was für ein Urtheil mir der ernſte Richter ſpricht.

Du Leidensfürſt ſprachſt mir und meines Gleichen
Den hohen Troſt in unſern Seelen zu:
„Ich laß mich bald durch Leidende erweichen,
Wer an mich glaubt, der findet wahre Ruh.“
Ich glaube, Herr! und wanke doch!
Die Laſt iſt ſchwer! Du ſprichſt: ſie ſey ein leichtes Joch.

Ich bin ſo ſchwach, dies leichte Joch zu tragen;
Und doch, wohlan! ich traue auf Dein Wort.
Wohlan, mein Gott! ich will es auf Dich wagen,
Hilf Du dem müden Strauchler mächtig fort;
Ich will! und ſieh! ich fühle Kraft;
Der ernſte Wille iſt des Glaubens Eigenſchaft.

Nun fürcht ich nicht der Leiden bittre Qualen,
Weil ſie Gemeinſchaft Deiner Leiden ſind.
Leid' ich mit Dir, ſo wirſt Du auch bezahlen
Die Schuld, die man auf meiner Rechnung findt.
Leid' ich und ſterb ich ſo mit Dir,
So wird am frohen Ziel die Siegeskrone mir!

26.

Ein Gebetlied in ſchweren Zeiten.

Mel. Jeſu meines Lebens Leben u. ſ. w.

Vater! König aller Welten!
Höre uns in Deinem Sohn!
Willſt Du nach Verdienſt vergelten,
Dann iſt Jammer unſer Lohn.
Sieh doch an des Mittlers Leiden
Und der Menſchheit Schwächlichkeiten,
Ach erlöſ' uns diesmal noch
Aus der Noth! erhör uns doch!

Wir ſind werth der ſchwerſten Leiden,
Aber geh' nicht ins Gericht!
Ach in dieſen dunkeln Zeiten
Zück doch Deine Ruthe nicht

Ueber uns verlaßne Kinder!
Freilich ſind wir ſchnöde Sünder,
Aber ach! erlös uns doch
Aus der Noth, nur diesmal noch!

Dir iſt alle Macht gegeben,
Treuer Heiland! Deine Huld
Gab der Welt ja Licht und Leben,
Tilgte auch der Menſchen Schuld.
Tilg doch auch, was wir verdienet!
Sind wir denn nicht auch verſühnet?
Wir ſind Stroh in heißer Gluth,
Löſch ſie durch Dein theures Blut!

Sieh wir wollen uns bekehren,
Und von Herzen Buße thun,
Alle Weltluſt gern entbehren,
Darum, ach! verzeih' uns nun.
Herr! wir ſchwören Dir aufs Neue
Unverrückte feſte Treue!
Ach erlös uns diesmal noch
Aus der Noth, erhör uns doch!

Freilich iſt erzwungne Reue,
Liebſter Jeſus! wenig werth,
Und gewöhnlich ſchwört man Treue,
Wenn die Trübſal uns beſchwert.

Darum kann man uns nicht trauen,
Und auf unſre Treu nicht bauen:
Denn es iſt um ſie geſchehn,
Wenn es uns wird beſſer gehn.

Ja auch das geſtehn wir gerne,
Aber ſchau von Deinem Thron,
Hier auf uns in dunkler Ferne,
Denk an den verlornen Sohn!
Denk an uns verlorne Söhne!
Fürſt der Gnaden! ach, und kröne
Uns in dieſer Jammerzeit
Jetzund mit Barmherzigkeit.

Aber dann nimm uns gefangen
Unter Deines Geiſtes Zucht.
Was das Herz dann wird verlangen,
Was der Geiſt auf Erden ſucht,
Ach! das prüfe Du nur ſtrenge;
Bring die Seele ins Gedränge,
Bis ſie alles gern entbehrt,
Was Dein weiſer Rath verwehrt.

Ach Du weißt ja unſre Schwäche,
Daß der Menſch ſo wenig kann.
Liebſter Heiland! drum, ſo ſpreche
Kraft in unſer Herz, und dann

Taufe uns mit Geiſt und Feuer,
Um im Wachen immer treuer,
Im Gebet von Herzen rein,
Und im Kampfe ſtark zu ſeyn.

Daß doch die Erlöſungs-Gnade
Und Dein blut'ger Opfertod
Uns recht fühlbar auf dem Pfade,
Tröſtend wär in jeder Noth!
Ach verkläre doch Dein Leiden,
Herr, in dieſen trüben Zeiten,
In uns allen, daß wir nun
Sanft in Deiner Liebe ruhn.

Doch in dieſem Ruh'n geſchäftig,
Treu in Deinem Dienſt zu ſeyn,
Laß doch Deinen Geiſt recht kräftig
Uns zu dieſem Dienſte weihn.
Gieb zu jedem guten Werke
Muth, Gelegenheit und Stärke,
Und es werde jede That
Einſt zur hoffnungsvollen Saat.

Vater! daß dies unſer Sehnen
Unſers Herzens Vorſatz iſt,
Das bezeugen wir mit Thränen;
Und da Du doch Vater biſt,

O ſo nimm uns arme Sünder
Nun auch als verſöhnte Kinder,
Die ſich Dir in Demuth nah'n,
Wiederum zu Gnaden an!

Und dann wehre doch dem Jammer,
Der jetzt Land und Leute drückt!
Führ doch aus der dunkeln Kammer
Jeden, der ſo tief gebückt
Unter Deines Zornes Bürde
Wankt, und endlich ſinken würde;
Laß den Sturm vorübergehn!
Herr, erhöre unſer Flehn!

27.

Der Morgenſtern.

Wie der Stern dort huldreich lächelt
Aus dem fernen Strahlen-Meer!
Wie der Oſtwind lieblich fächelt
Ueber jene Hügel her!
Warum weilt ihr Erdenkinder
Von dem Schlafe aufzuſtehn?
Seht, er winkt, der Todsverkünder,
Eilt dies Schauſpiel anzuſehn!

Dämmrung deckt noch Thal und Hügel,
Nur die Wolkenſäume glühn;
Auf der Morgenröthe Flügel
Sehn wir ſie dem Licht entfliehn.
Tief im Weſten weilt noch immer
Schwarzes Dunkel, öde Nacht,
Und des Mondes matter Schimmer
Weicht dem Licht in ſeiner Pracht.

Heitert in dem Morgenſchimmer,
Brüder, euern matten Blick!
Schauet vorwärts, und nicht immer
In die finſtre Nacht zurück!
Unſern Geiſtes-Augen lächelt
Ein erwünſchter Morgenſtern;
Und das matte Herz umfächelt
Wonnevoll der Geiſt des Herrn.

Seht wie der Propheten Worte
Mächtig in Erfüllung gehn!
Seht ihr an der Aufgangs-Pforte
Dieſen Lichts-Verkünder ſtehn?
Dieſer iſt der Stern der Wonne;
Wie er glänzet hoch und hehr!
Bald folgt ihm die ew'ge Sonne,
Und das Dunkel iſt nicht mehr.

Ach verſchlaft nicht dieſe Scene!
Seyd nicht träge ſie zu ſehn!
Denn es trocknet jede Thräne;
Und in dieſes Geiſtes Wehn
Wird das Auge klar und heiter,
Alles um euch her wird ſchön.
Und ihr könnt dann immer weiter
Durch des Glaubens Fernrohr ſehn.

Fürchtet nicht die Nacht der Schrecken,
Die dort fern im Weſten weilt,
Dunkel ſoll das Erdreich decken,
Bis der Tag es übereilt.
Laßt den Abfall immer wüthen,
Bis ſein Mondenlicht erblaßt,
Bleibt ihr nur im ſtillen Frieden,
Und auf jeden Fall gefaßt.

Wolken ſind der Luft Gedanken
Und Ideen der Natur;
Unbeſtändig, ohne Schranken
Irren ſie auf jeder Flur.
Wann ſie Licht des Himmels trinken,
Baden in dem Ozean,
Dann mit mildem Schimmer blinken,
Fülln ſie uns mit Segen an.

Aber wann mit Finſterniſſen
Sie den Himmel uns verhülln,
Auch mit Blitz und Waſſergüſſen
Alle Welt mit Angſt erfülln;
Wann ſie auch mit falſchem Schimmer
Unſre Blicke auf ſich ziehn:
Ja dann ſollen ſie auf immer
Schamroth vor der Sonne fliehn.

Trinkt der Mond das Licht der Sonne,
Dann erhellt er unſre Nacht,
Tröſtet den mit holder Wonne,
Den der Zeitgeiſt traurig macht.
Wann Vernunft das Licht von oben
Wie der Mond die Sonne trinkt,
Dann wird ſie empor gehoben
Und ihr ganzes Thun gelingt.

Aber wann im Waſſerſpiegel
Ihr ihr eignes Licht gefällt,
Sie auf jedem Wolkenhügel
Sich ein ſchimmernd Denkmal ſtellt:
Dann muß ſie nach Weſten ſchleichen,
Wann der hohe Morgen blinkt,
Und in ſeinem Glanz erbleichen,
Bis ſie hin zum Staube ſinkt.

Du erhabne Geiſterſonne,
Urquell alles wahren Lichts,
Ozean der ſel'gen Wonne,
Fülle unſer leeres Nichts!
Mit den Strahlen Deiner Klarheit
Helle unſre Augen auf!
Zeige uns den Weg der Wahrheit,
Und befördre unſern Lauf!

Bring durch Deines Geiſtes Wehen
Leben in das Knochenfeld!
Laß' uns feſt und wachſam ſtehen
Da, wo Du uns hingeſtellt!
Bis wir einſt das Ziel gefunden,
Sich der hohe Aufgang zeigt,
Und im Glanze Deiner Wunden
Sich der ganze Erdkreis beugt.

28.

Erheb dich, armer Geiſt! und fliehe
Der ſchwarzen Sorgen Trauerhaus.
Was hilft dir deine bange Mühe?
Gott führt's doch endlich herrlich aus,
Er kennt den Weg zur ſüßen Freude;
Ermuntre dich! ſey ſtill! und leide!

Wenn dich geheimer Kummer drücket,
Den niemand weiß, als Gott allein;
Wenn dich kein Stern der Huld anblicket:
So mußt du ſtill und ruhig ſeyn.
Das Traurgewölk wird ſich verziehen,
Dein Morgenroth im Oſten glühen.

Bald ſtrahlt die Sonn der reinſten Freude,
Und lächelt dir vom Morgen her;
Und auf des klaren Himmels Breite
Erblickeſt du kein Wölkchen mehr.
Dann wandelſt du den Pfad der Freuden,
Und weißt von keinem bangen Leiden.

Iſt's eine Sünde, die dich quälet,
Und drückt Dich eine ſchwarze That;
Haſt du ſie dann mit Reu erzählet
Dem, der die Welt erlöſet hat:
Nichts iſt ſo ſchwer, er kann's vergeben,
Er kann den Stein vom Herzen heben.

Geh hin in deine ſtille Kammer,
Wirf dich vor den Erlöſer hin,
Und klag Ihm deinen großen Jammer,
Erheitre den bewölkten Sinn,
Verſprich von nun an fromm zu leben,
Nach reiner Tugend treu zu ſtreben.

Dann kann die Lieb den Kummer lindern,
Die Liebe löſcht der Höllen Gluth,
Sie kann den Zorn des Höchſten mindern,
Die Lieb' bezahlt vergoſſnes Blut.
Nur bloß durch ſie kann Gott vergeben,
Die Liebe ſchafft ein neues Leben.

Wenn du nicht liebſt, dann floß vergebens
Auf Golgatha das Bundes-Blut,
Und alle Thaten deines Lebens
Sind Höhlen, wo ein Drache ruht.
Ein Herz, wie diamantne Felſen,
Kann ächte Lieb' wie Wachs zerſchmelzen.

Drum weihe jede Lebensſtunde
    Mit Thaten warmer Liebe ein,
Die Liebe laß im Seelengrunde
    Ein ew'ges Opferfeuer ſeyn,
Das jeden Odemzug belebe,
Und jeder Tugend Hoheit gebe.

Die Lieb' verfeinert unſer Leben,
    Und macht es immer geiſtiger;
Sie kann uns höh're Kräfte geben,
    Macht uns der Gottheit ähnlicher;
Sie iſt der Geiſter wahre Sonne,
Und tröſtet ſie mit ew'ger Wonne.

29.

Troſt.

Komm ſüßer Geiſt in dieſe ſtille Wüſte,
    Und tröſte doch mein ſchmachtend Herz!
Jezt ſäuget die Natur, und bietet ihre Brüſte
    Den Kindern dar. Sieh meinen Schmerz,
Laß doch ein Tröpflein Troſt in meine Seele fließen,
Und mich ein Tröpflein nur aus Deiner Quell genießen.

Soll ich allein bei dieſer Fülle ſchmachten?
Mein Vater! ſieh mit Huld mich an,
Wie lange muß ich ſchon nach Dir vergebens trachten,
Durchſeufzen meine Lebensbahn?
Unendlich liebſt Du doch die Wohlfahrt Deiner Kinder,
Mit andern, Gott verzeih'! verfährſt Du auch gelinder.

Ich murre nicht, ich bitte nur um Freuden,
Ein einzig Tröpflein ſchenk mir nur,
Dann will ich gern und froh noch manche Trübſal leiden,
Durchgehn des Kreuzes blut'ge Spur.
Du hörſt doch mein Gebet, erhör' es, ew'ge Güte!
Erfreue meinen Geiſt, erheitre mein Gemüthe.

30.

Weihnachtslied.

Seraphinen ſteigen nieder,
Und ſingen hohe Jubellieder
Dem, den uns Maria gebahr.
Strahlend bringt ein Engel Kunde:
Geboren ſey in dieſer Stunde
Der vor der Welten Daſeyn war.

Willkommen Wunderkind!
Dein Königreich beginnt,
Hallelujah!
Wir huld'gen Dir,
Denn Dein ſind wir,
Und bleibens ewig für und für.

Arm und niedrig biſt Du kommen,
Auch arm und niedrig ſind die Frommen
Bei allen Gütern dieſer Welt.
Demuth kann Dir nur gefallen,
Du ließeſt Hoſiannah ſchallen
Nur armen Hirten auf dem Feld.
Ach möchten wir doch rein
Von allem Hochmuth ſeyn!
Hallelujah!
Wir könnens ſeyn
Durch Dich allein.
Dein Geiſt macht uns von Hochmuth rein!

Helle ſtrahlt aus Deiner Krippen,
Holdſeligkeit von Deinen Lippen,
Des innern Lichtes ſanftes Wehn.
Ach! aus dieſer öden Ferne
Fleht unſer Herz, wir möchten gerne
Im Geiſt dein holdes Antlitz ſehn.
Mach unſre Herzen rein,
Dies kann Dein Geiſt allein;
Hallelujah!

Dann ſehn wir Dich
In Deinem Licht
Schon hier, und einſt von Angeſicht.

Liebe zog Dich von dem Throne
Der Welt, Du legteſt Deine Krone
Zu Deines Vaters Füßen hin.
Alle Weltluſt gern zu meiden
Und Dir zu Liebe gern zu leiden,
Ach! gieb uns dieſen Deinen Sinn!
Die Liebe ſchenkt uns nur
Die göttliche Natur.
Hallelujah!
Wir lieben Dich
Herzinniglich,
Dies macht uns ſelig ewiglich.

Heilige Du unſ're Freuden,
Die uns in dieſen Weihnachtszeiten
Der Eintritt in das Fleiſch beſcheert.
Armuth haſt Du mir erleſen,
Ein armes Kind biſt Du geweſen,
Der Armuth werde Hülf gewährt.
Laßt uns barmherzig ſeyn,
Die Elenden erfreun!
Hallelujah!
Wir geben gern,
Von Herzen gern,
Denn was man giebt, giebt man dem Herrn

Herr! verleih uns Deinen Segen
Auf unſern ſchweren Pilgerwegen
In dieſer Erdenwaller Zeit.
Du wirſt dereinſt als Sieger kommen,
Dann triumphiren alle Frommen
In ihrem weißen Siegeskleid:
Willkommen rufen wir
Dann innig jauchzend Dir!
Hallelujah!
Nun biſt Du da,
Uns ewig nah!
Uns ewig nah! Hallelujah!

31.

An den Erlöſer.

Anbetung Dir! Du Weltregent!
Deß Herrſchen keine Schranken kennt,
Dir iſt der Sieg gelungen.
Aus dunkler Ferne nah' ich mich
Dem Thron des Lichts, auf den Du Dich
Mit Heldenkraft geſchwungen.
Kronen, Thronen,
Himmels-Heere, Engelchöre,
Majeſtäten,
Sinken hin, Dich anzubeten.

Des Vaters Unergründlichkeit,
Sein Daſeyn außer Raum und Zeit,
Die Wunder ſeiner Güte,
Was nie ein Geiſt empfunden hat,
Das bildeſt Du in Wort und That
Dem fühlenden Gemüthe.
Heilig! Heilig!
Hallt es wieder, in die Lieder,
Dir zum Preiſe
In der Seraphinen Kreiſe.

In tief verborgner Herrlichkeit,
Warſt Du vor aller Welten Zeit
Des Vaters höchſte Wonne.
Und als des Schöpfers Wort erſcholl,
Die Geiſterſchaar dem Licht entquoll,
Da wurdſt Du ihre Sonne.
Mächtig, prächtig,
Wärmt und glänzet, unbegränzet,
Huld und Wahrheit
Und erfüllt die Welt mit Klarheit

Die Menſchheit fiel, entfernte ſich
Vom Quell des Lichts, und flohe Dich,
Der Seligkeiten Fülle.
Du rufſt: Iſt kein Erlöſer da!
Der Himmel ſchweigt, ſinkt fern und nah

In tiefe Trauerhülle.
Hohe, frohe
Ruh den Kreiſen, Dich zu preiſen,
Einzuflößen,
Sprachſt Du: Ich will ſie erlöſen!

Der Himmel hört es, ſtaunt, und ſchweigt,
Der Seraph ſich am Throne neigt,
Nun tönt die hohe Feier.
Der Harfen-Jubel ſchallet weit,
Lobſinget Ihm in Ewigkeit,
Dem göttlichen Erfreuer!
Hallet! Schallet!
Himmelsſphären, Ihm zu Ehren,
Hallelujah!
Singt dem Herrn, dem Gott Jehovah!

Doch kein erſchaffner Geiſt erräth
Den Plan, den Deine Majeſtät
In tiefes Dunkel hüllte.
Der Engel ſtaunt ins Dunkel hin,
Bis Dein erhabner Liebesſinn
Den hohen Rath enthüllte.
Deine reine,
Holde Triebe ew'ger Liebe
Zu ergründen,
Kann kein Engel Worte finden.

Nun wirſt Du Menſch, gering und klein,
Und wählſt mit Fleiß verhüllt zu ſeyn
In lauter dunkle Schatten.
Zwar ſtrahlte Dein verborgnes Licht
Zu Zeiten denen ins Geſicht,
Die Luſt zu ſehen hatten.
Kleine, reine
Herzenskinder, arme Sünder,
Haben Augen,
Die Dich zu erkennen taugen.

Du gehſt den ſchwerſten Leidenspfad,
Und zeigeſt nun mit Wort und That
Die Macht der ew'gen Liebe.
Denn in der allergrößten Pein
Den Pein'gern noch hold zu ſeyn,
Giebt es wohl ſtärkre Triebe?
Ach nein! nur Dein
Marterdulden, ohn Verſchulden,
Wer kann's wehren?
Muß der Höllen Macht zerſtören.

Du ſtirbſt, indem Dein Auge bricht,
Empfindſt Du Deine Gottheit nicht;
Du ſtirbſt den Tod der Sünder.
Nun iſt der große Plan vollbracht,
Du haſt durch Deinen Tod gemacht

Aus Sündern Gotteskinder.
Fröhlich, ſelig
Wird nun jeder Miſſethäter
Noch auf Erden,
Wenn er Dir will ähnlich werden.

Der Gottheit Glanz bricht nun hervor,
Du ſprengſt mit Macht des Todes Thor,
Und ſchwingſt Dich auf zum Throne.
Und in verklärter Menſchheit Pracht
Empfängſt Du neue Herrſcher-Macht,
Und trägſt die Siegeskrone.
Neue, treue
Jubellieder hallen wieder,
Dich zu preiſen,
Hoch in allen Himmelskreiſen.

Nun herrſcheſt Du, Dein Geiſt regiert,
Die Menſchheit wird von ihm geführt
Durch Leben, Dulden, Leiden.
Nur dadurch wird der Sieg erkämpft,
Die Macht der Finſterniß gedämpft,
Geführt zu Seligkeiten.
Kleinheit, Reinheit,
Lieb' und Demuth, Sünder Wehmuth
Sind dem Chriſten
Nöthig, ſich zum Kampf zu rüſten.

Erlöſung iſt Dein Herrſchersplan,
Die Sünden werden abgethan,
Und ihre Folgen ſchwinden.
Sie dienen nun als Mittler Dir
Zu Segnungen für und für,
Der Menſchen Heil zu gründen.
Schneller, heller
Glänzt die Klarheit dieſer Wahrheit,
Wenn wir handeln
Fluch in Segen umzuwandeln.

Nur unter Deinem Schutz allein
Kann man recht froh und ruhig ſeyn,
Vollkommen ſicher leben.
Wer dieſes ſucht, der muß ſich bald
Mit Allem, ohne Vorbehalt,
Dir gänzlich übergeben.
Meiden, Streiten,
Blut und Wunden, bange Stunden,
Viele Leiden,
Sind ihm Bahn zu Seligkeiten.

Noch niemals in der Chriſtenheit,
Nur jetzt in dieſer letzten Zeit
Verkennt man dieſe Wahrheit
Man zweifelt und beſpöttelt ſie,
Man forſcht, man prüft, und ſieht doch nie

Den Glanz von ihrer Klarheit.
Und Du ſiehſt zu,
Still und ſchweigend; tief ſich beugend,
Flehn die Frommen:
Herr! wird Deine Stund bald kommen?

Sie kommt! ſie kommt im Jubelhall,
Im Schweigen lauſcht ein Donnerſchall,
Und Du biſt da im Blitze.
Nun ſieht man Dich und zweifelt nicht,
Man kennt Dich an dem Wunden-Licht,
An Deinem Königsſitze.
Traurig, ſchaurig
Stehn die Spötter, ihre Götter
Sind verſchwunden,
Für ſie wird kein Heil gefunden.

Wir Chriſten müſſen wachſam ſeyn,
Uns betend Deiner Zukunft freun,
Die Lampen brennend halten.
Und wenn die Macht der Finſterniß
Uns quält mit Spott und Aergerniß,
So laſſen wir Dich walten.
Deine kleine
Heerde lallet, hoch erſchallet
Hoſianna!
Bald ertönt Dein Maranatha!

32.

Mein Heiland! mein Erlöſer!
Blick unſre Sehnſucht an!
Sie wird nun immer größer
Auf unſrer Pilgerbahn.
Uns hüllt der Dämmrung Schleier
In tiefes Trauern ein,
Wann athmen wir doch freier?
Wann wirſt Du bei uns ſeyn?

Wir harren ſchon ſo lange,
Und Du erſcheinſt noch nicht;
Im Harren wird uns bange,
Wir ſehnen uns nach Licht.
Des Irrſals dunkle Schatten,
Umgeben uns mit Macht.
Ach, ſtärk uns! wir ermatten
In dieſer öden Nacht.

Zwar Deines Geiſtes Wehen
Winkt uns zum frohen Ziel;
Doch, leider! ach! wir ſehen
Von dieſem Licht nicht viel.

Die Augen ſind zu blöde,
Die Luft iſt dumpf und ſchwül,
Der Weg iſt ſchmal und öde
In dieſem Weltgewühl!

Und unſrer Lampe Schimmer
Iſt matt, ſie glühet nur,
Bald leuchtet ſie uns nimmer
Und wir verliern die Spur.
Erbarmer! dies verhüte,
Stärk unſern Lampenſchein!
Und laß doch Deine Güte
Bei uns recht thätig ſeyn.

Mit neuem Muth beſeelet,
Gehn wir und fürchten nichts;
Du haſt uns ja erwählet
Zu Bürgern Deines Lichts.
Du wirſt uns nicht verlaſſen;
Begleit' uns ungeſehn
Auf unſern Pilgerſtraßen.
Wohl uns! es wird geſchehn!

Nur Dulden, Lieben, Leiden
Sey unſre ernſte Pflicht;
Mit Wachen, Beten, Streiten
Verirren wir uns nicht.

Und bleibſt Du noch ſo lange,
Wohlan! wir harren Dein;
Wird uns zuweilen bange,
So wirſt Du uns erfreun.

Und eh' wir's uns verſehen,
Wohl uns! ſo biſt du da!
Auch jetzt ſchon, ungeſehen,
Biſt Du uns innig nah.
Ach! könnten wir's empfinden,
Wie glücklich wären wir!
Ach! richte doch uns Blinden
Die Augen recht zu Dir!

Und öffne ſie zum Sehen
In Deinem reinen Licht!
Erhör doch unſer Flehen,
Du weißt was uns gebricht!
Dann wandern wir aufs Neue,
Und faſſen hohen Muth,
Mit felſenfeſter Treue,
So gehts am Ende gut.

33.

Mein tief gebeugter Geiſt ruht ſanft in Deinen Armen,
Du blickſt mich an, mein Gott! mit innigſtem Erbarmen,
Und läßt mich Wunder ſehn, ja Wunder Deiner Treu';
Ach, Jeſus! hilf, daß ich Dein Opfer ewig ſey!

Zerbrich im Seelengrund das tiefe Widerſtreben,
Und laß durch Kampf und Sieg in Deinem Tod mich leben;
Der Auferſtehung Kraft durchdringe meinen Geiſt,
Bis daß Dein Friedensſtrom durch meine Seele fleußt.

Nichts rühre meinen Geiſt als nur mein tief Verderben,
Und Deine ew'ge Huld laß alles Eigne ſterben!
Weg Hoheit! weg Vernunft! weg eitle Wiſſenſchaft!
Ein zart Gefühl von Dir giebt meiner Seele Kraft!

Sobald mein Auge ſich fein ſtille zu Dir kehret,
Der Weisheit holden Kuß dann meine Seel' erfähret,
So wird mir innig wohl; ich fühle, Du biſt da,
Und ſehe, daß Dein Geiſt iſt meinem Geiſte nah.

Univ. Bibl.
München

Ach! aber wann der Schwarm der eitlen Sinnlichkeiten,
Und meiner Lüſte Macht mit Deiner Gnade ſtreiten,
Dann ſpür ich nichts als Tod und bange Finſterniß,
Dann iſt mein armes Herz im Lieben ungewiß.

Oft zweifelt auch das Herz an Deiner Vatertreue,
Und dies geſchieht allzeit, wann ich mich ſehr zerſtreue;
Da wank' ich hin und her, und habe keine Spur
Von Deiner Vaterhuld, da ſieget die Natur.

Dann fühl ich Deinen Zug im tiefſten Seelengrunde,
Mein Herz verbindet ſich mit Dir im ew'gen Bunde,
Und ſchwört Dir neue Treu' mit großer Zuverſicht,
Und dann empfindet es des Glaubens ſüßes Licht.

So ſchließe mich dann feſt, mein Fels! in Deine Wunden;
Sey mir beſtändig nah in allen Lebensſtunden!
Verleihe daß ich ſtets vor Dir recht wachſam ſey,
Und ſtehe mir hinfort auf meinem Wege bei.

Anhang.

Gebete in metriſcher Form.

1.

Das Gebet des Herrn *).

Weſen aller Weſen! Welten-Schöpfer!
Der Du uns in Chriſto Vater biſt!
Unentweiht, geheiligt ſey dein Name
Allenthalben wo nur Leben iſt.

---

*) Der ſelige Vater Stilling ſagt (Taſchb. 1808 S. 157): „Das erhabene Einfache in dieſem alles umfaſſenden Gebet, iſt unnachahmbar groß und ſchön; aber da man es von Jugend auf und täglich nachſpricht, ſo wird es endlich ſo geläufig, daß man ſich nichts mehr dabei denkt, und ſich ordentlich anſtrengen muß, wenn man ſich deſſen, was man betet, bewußt ſeyn will. Dies erleichtert nun eine Umſchreibung dieſes göttlichen Gebets: ich habe dazu einen Verſuch gewagt, und die Reimart gewählt, deren ſich Witſchel in ſeinen ſchönen Geſängen bedient, weil ſie vorzüglich gut zur Andacht und erhabenen Empfindungen paßt.“

Dein Reich komme, wo die Bürger alle
Durch des Heilands Blut Erlöſte ſind.
Deinem Willen folge hier auf Erden
Wie im Himmel jedes Adamskind.
Vater, gieb uns was wir hier bedürfen,
Was den Leib und unſer Weſen nährt.
Ach! vergieb uns, ſo wie wir vergeben,
Jede Schuld, die unſer Herz beſchwert.
Wenn uns Welt und eigne Lüſte locken,
Ach! dann ſchieb uns ſtarke Riegel vor.
Löſ' das Band, womit der Feind uns feſſelt,
Flügle uns zum ew'gen Licht empor.
Dein ſind ja die Reiche aller Welten,
Aller Dinge Kräfte ſind ja Dein;
Denn der Seraph und der Wurm im Staube
Schöpfen ihre Kraft aus Dir allein!
Aller Welten Pracht und Glanz und Ehre
Sind nur Schatten Deiner Herrlichkeit.
Keine Zeit mißt Deines Lebens Dauer,
Alles was Du biſt iſt Ewigkeit.
Sprich, es werde! was wir jetzt gebeten,
Amen, ja! es ſoll und wird geſchehn.
Laß uns Erdenkinder Deine Hülfe,
Und in Deinem Reich Dein Antlitz ſehn!

2.

Daſſelbe auf andere Art.

Majeſtät! der alle Welten dienen,
Schöpfer! Quelle! Herrſcher der Natur!
Licht und Leben aller Seraphinen!!
Licht und Leben jeder grünen Flur!
Vater Deines ew'gen großen Sohnes,
Dieſer Sonn' der ganzen Geiſterwelt!
Vater deſſen, der am Saum des Thrones
Frommer Beter Weihrauch-Schaale hält!
Vater derer, die am Pfluge ſchwitzen,
Deſſen, der den Ozean durchfährt,
Vater derer, die auf Thronen ſitzen,
Aller, die die Mutter-Erde nährt!!
Du biſt Vater, wir des Mittlers Brüder,
Liebe einigt uns ins Bruderband.
Strahlend glänzen von dem Throne nieder,
Aus der Liebe ew'gem Vaterland,
Deines heil'gen Namens Flammenzüge;
Liebe iſt Dein Name ewiglich,
Durch der Morgenröthe Adlersflüge
Strahlt ſie weit und breit und preiſet Dich.
Heilig ſey Dein Name, uns, und theuer!
Ach! er werde nie von uns entweiht,
Und in Deiner Liebe Prüfungs-Feuer

Unſer Herz vom Irrſal ganz befreit.
Laß uns Bürger Deines Reiches werden,
Deines Reichs des Friedens und der Ruh;
Pflanze es, o Vater! hier auf Erden,
Aller Fürſten Vater ſey dann Du.
Wenn Dein Wille ſo geſchieht hienieden
Wie bei Dir in Deiner Engelwelt:
O dann herrſcht ja Lieb und ew'ger Frieden
Und Dein holdes Reich iſt hergeſtellt.
Vater, drum geſchehe nur Dein Wille
Hier wie dort im ew'gen Vaterland!
Sieh' wir flehen nicht um Hüll und Fülle,
Oeffne täglich Deine milde Hand!
Was zum Weſen nöthig iſt, das ſchenke
Deinen Kindern jeden Augenblick,
Ach! und jedes von uns Kindern denke
An des armen Bruders Mißgeſchick.
Vater! ſieh wir ſtraucheln alle Tage,
Im Erlöſer ſchenkſt Du uns die Schuld;
Gieb doch jedem Kräfte, daß er trage
Seines Bruders Fehler mit Geduld.
Und, o Vater! dann verzeihſt Du Allen,
So wie Allen liebreich wir verzeihn,
Und Du ew'ge Liebe haſt Gefallen
An uns allen, die ſich Deiner freu'n.
Wenn ſich böſe Leidenſchaften regen,
Und die eitle Welt uns Netze ſtellt:
Ach! dann leite uns auf ſichern Wegen,
Wo Dein Licht uns jeden Tritt erhellt.

Alles Böſe wolleſt Du entfernen,
Jedes Leiden, das den Geiſt beſchwert,
Jeder Bruder müßte täglich lernen,
Was ſein Kinderrecht vor Dir entehrt.
Vater! Dein iſt Majeſtät und Ehre,
Und Dein Thron iſt lauter Herrlichkeit,
Kraft und Macht, das Reich der Himmels-Chöre,
Und das All iſt Dein in Ewigkeit!

3.

Urquell der Liebe! wer liebt wie Du? Du ewige Liebe!
Denn Du ſtarbſt aus Liebe für uns, ſo liebſt Du die Menſchen;
Stärker als der Tod errungſt Du das ewige Leben,
Nicht allein für Dich, für Alle, die *glauben* und *lieben*.
Haſt Du uns nun den *gröſten* Beweis der Liebe gegeben,
Wahrlich! ſo wirſt Du uns auch den *kleinſten* Beweis nicht verſagen:
Wirſt uns Alles gewähren, was Leben und Nothdurft erfordert.
Gieb uns Muth, und Kraft, und Frohſinn auf dunkelem Wege,
Feſte Gewißheit des Glaubens, und führ' uns aufwärts zum Ziele!

4.

Dir Ewigem! Dir flammt mein liebend Herz entgegen!
Dir! Der den Himmel dreht, und tauſend Welten lenkt.
Du fährſt auf Wolken hin und ſtrömeſt Schutz und Segen
Dem Wurm, der niedrig kriecht, dem Wurm, der niedrig denkt.
Schau auf, Du Menſchenherr! von Deinem Thron hernieder
Auf Menſchen, die Du liebſt, und gar mit Namen nennſt;
Enthüll' Dein blitzend Licht der Wahrheit endlich wieder,
Da Du in einem Blick ihr ganz Bedürfniß kennſt.
Vor Deinem Saphirthron weh'n ſüße Lebenswinde,
Ein düſtrer Nebel hält uns ihren Zufluß auf.
Du, Sonnenvater! komm, zerſtrahle ſie geſchwinde
Und laß dem Lebenswind doch endlich freien Lauf.

5.

Nach Jer. 25, 15.

Der Taumelbecher iſt, was man Aufklärung nennet,
Aus dieſem tränkſt Du jetzt die ganze Chriſtenheit.

Man trinkt und wird berauſcht, und gegen Dich entbrennet,
Weil man verachtete Dein Wort zur Gnadenzeit.
Es nimmt jetzt überhand der Manna-Eckel ſehr,
Drum iſt das Ganze auch wohl nicht zu retten mehr.
Ach Gott! ein ſchwer Gericht iſt's, wenn Verſtockung waltet,
Wenn nun der letzte Rath mit Muth verworfen wird;
Wenn aller Wärme Quell, die Sonne ſelbſt erkaltet,
Wenn man, was deutlich iſt, mit Vorſatz ganz verwirrt.
Bricht ſo das ſtolze Reich des Widerchriſten ein,
So muß der Taumelkelch das letzte Mittel ſeyn.
Herr! rette doch nur bald, was ſich will retten laſſen!
Ach reiß die Brände doch noch aus der Gluth heraus!
Ach heile doch geſchwind die Lahmen an den Straßen!
Führ die Verirreten noch zeitig in Dein Haus!
Dann komme Dein Gericht, der Becher gehe dann
Im Zorn herum, es trinkt der, wer's nicht laſſen kann.

6.

Ein Gebet für die Bedürfniſſe der Zeit im Jahr 1808.

Jeſus Chriſtus, vielgekrönter König!
Aller Himmel, aller Welten Fürſt!
Der Du endlich nach ſo bangem Harren
Mit des Himmels Heeren kommen wirſt,
Um das Reich der Finſterniß zu ſtürzen,
In ſein eignes finſtres Element,
Und hienieden dann ein Reich zu gründen,
Deſſen Herrſchaft keine Grenzen kennt.
Wo ſich Liebe, Huld und Eintracht küſſen,
Ew'ger Friede alle Welt durchweht,
Wie ein Frühlingslüftchen goldne Saaten,
Wenn der Hain in voller Blüthe ſteht.
Hör', Erbarmer! erſtgeborner Bruder!
Hör das Flehen Deiner treuen Schaar!
Sieh das Elend, ſieh auf unſern Jammer,
Der noch nie ſo ſehr bedenklich war.
Deines Zornes Waffen ſind geſchäftig,
Elend waltet auf dem Erdenrund,
Unſers goldnen Leuchters Licht verlöſchet,
Man verhöhnet Deinen heil'gen Bund;
Du haſt ihn mit Deinem Blut verſiegelt,
Das man nun mit frechen Füßen tritt.

Ernſter Richter! ſchone Deiner Kinder,
Theil uns Deines Geiſtes Fülle mit.
O Erbarmer! gieb uns Kraft von oben,
Gieb uns Kraft zum Wachen, zum Gebet!
Daß wir nicht in ſchwüler Luft ermatten,
Wenn der Samiel *) der Prüfung weht.
Gieb uns Muth und Kraft zu jedem Leiden
Auf der Feuerprobe zu beſtehn,
Bis zum blut'gen Tod Dich zu bekennen,
Ihn als höchſte Ehre anzuſehn.
Bring' uns doch zur Einigkeit des Geiſtes,
Uns, die jede leichte Meinung trennt.
Ach wo bleibt die holde Bruderliebe,
Die am Bruder nur das Gute kennt!
Bind' uns All' ins Bündlein der Gerechten,
Quell der Liebe! in Dein heil'ges Band,
Daß ein jeder Deiner Bluterkauften
Reiche jedem ſeine Bruderhand.
Eingekehrt und ſtets vor Dir zu wandeln,
Willenlos, verſenkt in Dich zu ſeyn,
Dazu ſchenk uns Kraft von Deinem Throne,
Mach' uns innig ruhig, ſanft und klein.
Lieb und Demuth ſoll die höchſte Zierde
Unſers Glaubens, unſers Lebens ſeyn.
Führ uns endlich, wann wir ausgekämpfet,
Zu der Seligkeiten Fülle ein! Amen.

---

*) Ein heißer tödtender Wind in dem Morgenland.

Zweite Abtheilung.

Vermiſchte Gedichte.

1.

Aus Heinrich Stilling's Leben.

Als Heinrich Stilling in ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre, im Jahr 1762 nach harten Leidenserfahrungen in Unruhe über ſeine Zukunft, ſeine alte Großmutter nochmals beſucht hatte, und dann auf das nahe Geiſenberger Schloß geſtiegen war, wo er in ſeiner Kindheit ſo manche Freude genoſſen, und wo er den Schauplatz ſeines jugendlichen Lebens, Wirkens und Leidens überſehen konnte, ſchrieb er folgendes Gedicht.

Hört, ihr lieben Vögelein!
Eures Freundes ſtille Klagen;
Hört, ihr Bäume! groß und klein,
Was euch meine Seufzer ſagen;
Welke Blumen! horchet ſtill,
Was ich jetzo ſingen will.

Mutter-Engel! wallſt du nicht
Hier auf dieſen Graſes-Spitzen?
Weilſt du wohl bei'm Monden-Licht
Glänzend an den Raſen-Sitzen?
Wo dein Herz ſich ſo ergoß,
Als dein Blut noch in mir floß.

Schaut wohl dein verklärtes Aug'
Dieſe matten Sonnen-Strahlen?
Blickſt du aus dem Laſurblau,
Das ſo viele Stern' bemalen,
Wohl zuweilen auf mich hin,
Wenn ich bang und traurig bin?

Oder ſchwebſt du um mich her,
Wenn ich oft in trüben Stunden,
Da mir war das Herz ſo ſchwer,
Einen ſtillen Kuß empfunden?
Trank ich dann mit Himmelsluſt
Aus der ſel'gen Mutter Bruſt?

Auf dem ſanften Mondesſtrahl
Fährſt du ernſt und ſtill von hinnen,
Lenkſt den Flug zum Sternenſaal,
An den hohen Himmelszinnen
Wird dein Wagen weißlicht blau,
Zu dem ſchönſten Morgenthau.

Vater Stillings Silberhaar
Kräuſelt ſich im ew'gen Winde,
Und ſein Auge Sternenklar
Sieht ſein Dortchen ſanft und linde,
Wie ein goldnes Wölkchen ziehn
Und der fernen Welt entfliehn.

Hoch und ſtark geht er daher,
Höret ſeines Lieblings Leiden,
Wie ihm wird das Leben ſchwer,
Wie ihn fliehen alle Freuden.
Tief ſich beugend blickt er dann
Dort das Prieſter-Schildlein an.

Licht und Recht ſtrahlt weit und breit;
Vater Stilling ſieht mit Wonne,
Wie nach ſchwerer Prüfungszeit
Glänzt die unbewölkte Sonne,
Die verſöhnte Königin,
Auf des Lieblings Scheitel hin.

2.

Als Heinrich Stilling den zweiten October [illegible] auf die Wander-
haft gegangen, und des andern Morgens auf eine gewiſſe Höhe gekommen
ar, wo er in der Ferne die geliebten Gegenden ſeiner Jugend ſchaute,
chrieb er unter Thränen folgende Verſe.

Noch einmal blickt mein mattes Auge
Nach dieſen frohen Bergen hin.
O! wenn ich die Gefilde ſchaue,
Die jene Himmels-Königin
Mir oft mit kühlen Schatten malte,
Und lauter Wonne um mich ſtrahlte:

So fühl' ich, wie in ſüßen Träumen
Die reinſten Lüfte um mich wehn,
Als wenn ich unter Edens Bäumen
Seh' Vater Adam bei mir ſtehn,
Als wenn ich Lebenswaſſer trinke,
Am Bach in ſüße Ohnmacht ſinke.

Dann weckt mich ein Gedanke wieder,
So wie der ſtärkſte Donnerknall
Sich wälzt vom hohen Giller nieder
Und Blitze zücken überall,
Die Hindin ſtarrt, und fährt zuſammen,
Sie blinzelt in den lichten Flammen.

Dann ſinkt mein Geiſt zur ſchwarzen Höhle,
Schaut über ſich und um ſich her,
Dann kommt kein Licht in meine Seele,
Dann ſchimmert mir kein Sternlein mehr.
Dann ruf ich, daß die Felſen hallen,
Und tauſend Echo widerſchallen.

Doch endlich glänzt ein ſchwacher Schimmer.
Der Menſchen Vater winket mir;
Und ſeh' ich euch, ihr Berge, nimmer,
So blüht im Segen für und für,
Bis euch der letzte Blick zertrümmert,
Und ihr wie Gold im Ofen ſchimmert.

Und dann will ich auf euern Höhen,
Dann, wann ihr einſt verneuert ſeyd,
Umher nach Vater Stilling ſehen,
Mich freuen, wo ſich Dortchen freut.
Dann will ich dort in euren Hainen
In weißen Kleidern auch erſcheinen.

Wohlan! ich wende meine Blicke
Nach unbekannten Bergen hin,
Und ſchaue nicht nach euch zurücke,
Bis daß ich einſt vollendet bin.
Erbarmer! leite mich im Segen
Auf dieſen unbekannten Wegen!

3.

Als Heinrich Stilling [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] werden ſollte, und nach Elberfeld [illegible] von [illegible] Freunden zu trennen, ward er auf der Höhe zwiſchen Ronsdorf und Elberfeld in [illegible] [illegible]

Ich fühl' ein ſanftes Liebewallen,
Es ſäuſelt kühlend um mich her.
Ich fühl' des Vaters Wohlgefallen,
Der reinen Wonne Wiederkehr.
Die Wolken ziehen ſanft herüber,
Tief unten braun, licht oben drüber

Des kühlen Bachs entferntes Rauſchen
Schwimmt wie auf ſanften Flügeln her,
Und wie des Frühlings Sänger lauſchen,
So horcht mein Ohr; von ungefähr
Ertönt der Vögel ſüßes Zirbeln
Und miſcht ſich in der Bäche Wirbeln.

Jetzt heb' ich froh die Augenlieder
Zu allen hohen Bergen auf
Und ſchlag ſie wieder freudig nieder,
Vollführe munter meinen Lauf.
Nun kann ich mit vergnügten Blicken
Den Geiſt der Quaal zur Hölle ſchicken.

Noch einmal ſchau ich kühn zurücke
Ins Schattenthal der Schwermuth hin
Und ſehe mit gewohntem Blicke
Den Ort, wo ich geweſen bin;
Ich hör ein wildes Chaos brauſen
Und Unglücks-Winde ſtürmend ſauſen.

Gleichwie ein blaß Geſpenſte wanket
In öden Zimmern hin und her,
Wie's da im blöden Nachtſchein ſchwanket,
Streicht längs der Wand und ächzet ſchwer,
Bemüht ſich lang ein Wort zu ſagen
Und jemand ſeine Noth zu klagen:

So wankt' ich auch im Höllen-Schlunde,
Im ſchwärzſten Kummer auf und ab;
Man grub mir jede Marterſtunde
Ein neues grauſenvolles Grab.
Tief unten hört' ich Drachen grollen,
Hoch droben ſchwarze Donner rollen.

Ich ging und ſchaute hin und wieder,
Fand Todes-Engel um mich gehn
Und Blitze zuckten auf mich nieder.
Ich ſah ein Pförtchen offen ſtehn,
Ich eilte durch, und fand mit Freuden
Das Ende meiner ſchweren Leiden.

Ich ſchlürfte hin im ſtillen Schatten,
Es war noch dämmernd um mich her,
Ich fühlte meinen Fuß ermatten,
Mir wurde jeder Tritt ſo ſchwer;
Schon neigt' ich mich zum Staub darnieder
Und ſchloß die müden Augenlieder.

Ich ſank — doch wie in Freundes Armen
Ein Todtverwundter niederſinkt,
Wenn ihm das Auge voll Erbarmen
Des Arztes frohe Heilung winkt.
Ich ward erquickt, geſtärkt, geheilet
Und neue Kraft mir mitgetheilet.

Freund Iſaak war's, in ſeiner Halle
Fand ich ein lautres Paradeis;
Da ſchmeckten wir die Freuden alle,
Da ſtieg zum Höchſten Dank und Preis.
Wir ſangen Ihm geweihte Lieder,
Er ſchaute gnädig auf uns nieder.

4.

Am Schluſſe von H. Stilling's Wanderſchaft

Dir nah' ich mich — nah mich dem Throne,
Dem Thron der höchſten Majeſtät!
Und miſche zu dem Jubeltone
Des Seraphs auch mein Dankgebet.

Bin ich ſchon Staub — ja Staub der Erden,
Fühl ich gleich Sünd' und Tod in mir,
So ſoll ich doch ein Seraph werden.
Mein Jeſus Chriſtus ſtarb dafür.

Wort iſt nicht Dank. — Nein! edle Thaten,
Wie Chriſtus mir das Beiſpiel giebt,
Vermiſcht mit Kreuz, mit Thränenſaaten,
Sind Weihrauch, den die Gottheit liebt.

Dieß ſey mein Dank, wozu mein Wille
Sey jede Stunde Dir geweiht!
Gieb, daß ich dieſen Wunſch erfülle
Bis an das Thor der Ewigkeit.

5.

Stillings Lobgeſang

nach dem erſten Pſalm Davids.

(Am Schluſſe von H. Stillings häuslichem Leben.)

Mel. Wie lieblich winkt ſie mir, die ſanfte [illegible]!

Gelobet ſey der Herr! Sein Blick iſt Huld und Güte,
Sein Antlitz lächelt Freundlichkeit
Und Seines Odems Hauch erquickt wie Roſenblüthe;
Er ſchenkt dem Geiſt Zufriedenheit.
Du Volk des Herren! komm und preiſe Seine Gnade,
Die heilig iſt, und ewig währt!
Ihr Diener Gottes jauchzt! und wandelt auf dem Pfade,
Den euch Sein Wort ſo deutlich lehrt.
Hinauf zu Seinem Thron, die ihr den Herren liebet!
Hinauf! und opfert Preis und Dank.
Hinauf, gerechtes Volk! das wahre Tugend übet;
Es töne ihm Dein Lobgeſang.

Mein Pfad ging Felſen an in Dämmerung und Schatten
Und Blitze zückten über mir;
In Aengſten mancher Art, die mich umgeben hatten,
Drang mein Gebet, o Gott! zu Dir.
Und Du erhörteſt mich! erhörteſt, Herr! mein Flehen
Und ſtrömteſt Troſt ins müde Herz!
Du ließeſt mich den Glanz erhabner Hülfe ſehen
Und ſtillteſt liebreich meinen Schmerz!
Jehovah iſt mit mir, was kann mich weiter ſchrecken?
Kein Menſch ſtört meine Ruhe mir.
Und wird man neues Kreuz aus ſeinem Schlummer
wecken,
So fürcht' ich nichts; der Herr iſt hier,
Der Herr iſt immer da, mich ſtets zu unterſtützen.
Wie wohl iſt mir in Seiner Hut!
Was kann das ſchwache Rohr, der Menſchen Troſt,
mir nützen?
Der viel verſpricht, und wenig thut.
Der Herr iſt treu und gut, Er hält was Er verſprochen,
Wer auf Ihn traut, betrügt ſich nicht.
Wie oft wird Fürſten-Treu und Fürſten-Wort gebrochen!
Der Fürſten Fürſt thut, was Er ſpricht.
Gleich einem Bienenſchwarm umgaben mich die Leiden,
Sie ſumſten grimmig um mich her;
Wie Gottes Heerſchaar kämpft, ſo ſtürmten ſie im
Streiten,
Und machten mir das Siegen ſchwer.
Wie Dornenfeuer dampft und kniſtert in der Flamme
Und jedes heitre Auge trübt;

Wie im Geheul der Glut vom Gipfel bis zum Stamme
Sich lechzend der Zerſtörung übt;
So drang die Leidensflamm' durch alle meine Glieder
Und leckte Spreu und Stoppeln auf.
Bald ſank mein mattes Aug bethränt zum Staube nieder,
Bald ſchwang es ſich zu Gott hinauf.
Allein Jehovahs Hand zerſtäubte dieſe Feinde,
Er kühlte dieſe Flamme ab,
Er zog mit ſtarker Hand noch früher, als ich meinte,
Wie neu verklärt mich aus dem Grab.
Der Herr iſt meine Macht, mein Lied und meine Wonne!
Mit Jubel tönt der Siegs-Geſang
Aus Bauernhütten auf, aus Sphären jeder Sonne.
Der Wurm, der Seraph weiht Ihm Dank!
Des Herren Rechte Hand behält auch Recht und ſieget,
Jehovahs Rechte iſt erhöht!
Jehovahs Rechte ſiegt, und wenn Sein Knecht erlieget,
So ſiegt er auch, ſobald er fleht.
Nein! nein, ich ſterbe nicht, ich ſoll des Herren Werke
Verkündigen noch lange Zeit.
Er züchtigt mich, der Herr! doch macht mich Seine Stärke
Noch lang zu Seinem Dienſt bereit.
Macht auf das goldne Thor des Rechts! Ich will Ihm bringen
Ein warmes und zerknirſchtes Herz;
Am goldnen Rauchaltar will ich mein Danklied ſingen.
Er ſchuf mir Glück aus meinem Schmerz.
Gelobet ſeyſt Du, Gott! daß Du mir Demuth lehreſt

Den Himmelsſtürmer, meinen Geiſt;
Ihn dann zerknirſcht, gebeugt, mit Güte ſo regiereſt,
Daß er Dich nun als Diener preiſt!
Man hielt den Mauerſtein für ungeſchickt zum Bauen,
Hier war er morſch, dort war er hart;
Der Meiſter hielte an mit Bilden, mit Behauen,
Bis er zuletzt noch brauchbar ward.
Das that der Herr, Er that's! ein Wunder vor den Augen
Des Volks, das Ihn zum Herren wählt.
Dies iſt der Freudentag, wo wir mit Wonne ſchauen,
Daß Er noch unſre Haare zählt.
Herr! hilf noch ferner mir! o Herr, laß wohl gelingen,
Was Deine Güte an mir thut!
Geprieſen ſey, wer kommt, dem Herren lobzuſingen,
Und wer in Seinem Willen ruht.
Der Herr iſt unſer Licht! kommt, ſchmückt Sein Feſt mit Mayen,
Bis an die Hörner am Altar!
Es tön' Ihm Saitenſpiel! und alles muß ſich freuen,
Daß Er ſo treu, ſo gütig war.
Du biſt mein Gott! und ich, ich danke Deiner Güte,
Die mich ſo wunderbar geführt;
Du biſt mein Gott! und ich, des Wohlthuns nimmer müde,
Bring' Dir den Dank, der Dir gebührt.
Halleluja!

6.

Stillings Lied auf ſeine dritte Hochzeit.

Mel. Sieh mein Aug' nach den Bergen.

Auf, zum Thron des Weltregenten,
Auf, mein Geiſt! und nahe dich
Dem, der dich mit Vaterhänden
Führte ſichtbarlich.

Großer Vater aller Dinge,
Aller Weſen! höre mich,
Hör mein Lied, das ich Dir ſinge,
Denn es ſingt nur Dich.

Auf des Frühlings Blumenpfade,
In dem Glanz des Morgenlichts,
Trank ich Küſſe Deiner Gnade
Und mir fehlte nichts.

Hülfreich wallt' an meiner Seiten
Selma, Dein Geſchenk, einher:
Sie beſchwor den Geiſt der Leiden
Und er war nicht mehr

Plötzlich hüllten Mitternächte
Morgenglanz und Frühling ein,
Und ein Blitz aus Deiner Rechte
Drang durch Mark und Bein.

Selma's Hülle rang im Staube,
Glänzend trat ihr Geiſt hervor;
Und er ſprach: Sey ſtark und glaube!
Schwang ſich dann empor.

Und er liſpelt im Verſchwinden:
Laß Eliſen Selma ſeyn,
Denn in ihr wirſt Du mich finden
Und dann glücklich ſeyn!

Einſam war ich, heil'ge Stille
Wehte ſchauernd um mich her.
Gott! es war Dein ernſter Wille,
Ach! es ward mir ſchwer.

Deine Gnade glänzte wieder
Hin auf meinen Pilgerſtab
Und ſie ſtieg vom Himmel nieder,
Die mir Selma gab.

Heute tritt ſie mir zur Seiten,
Vater, laß uns glücklich ſeyn!
Schenk den Becher hoher Freuden
Ueberfließend ein!

Laß des Wohlthuns holde Saaten,
Die wir Dir auf Hoffnung ſtreun,
Beſter Vater! wohlgerathen
Und uns Deiner freu'n.

Laß Eliſe mir zur Seiten
Deines Segens Fülle ſehn,
Und mit mir am Tag der Leiden
Feurig zu Dir flehn!

Dann erhörſt Du doch die bangen
Seufzer, die ein Paar Dir bringt,
Das mit ſehnlichem Verlangen
Nach Veredlung ringt.

Vater! und am Ziel der Reiſe
Führ uns beide Hand an Hand
Auf, zum höhern Wirkungskreiſe,
Heim ins Vaterland!

✓ 7.

Am Schluſſe von H. Stillings Lehrjahren.

Mel. Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte.

Du, der Du auf dem ew'gen Throne
Das Schickſal aller Weſen wägſt,
Auf Deinem Haupt die Strahlen-Krone
Von Myriaden Welten trägſt,
Umkreiſt vom Heer der Seraphinen,
Umglänzt mit ſiebenfachem Licht!
Im Jubel aller, die Dir dienen,
Verſchmäh' den Staub vom Staube nicht

Merkt auf, ihr Himmel, hör du Erde!
Des Donners Brüllen ſchweige ſtill,
Damit mein Lied verſtanden werde,
Das ich dem Herrn jetzt ſingen will;
Ihr Sänger am cryſtallnen Meere,
Ach leiht mir Euer Harfenſpiel,
Auf daß ich meinen Führer ehre:
Ach daß ihm doch mein Lied gefiel!

Du unausſprechlich holde Liebe,
Du, meines Weſens Element!
Ach ſieh doch, wie aus reinem Triebe
Mein Herz in Deiner Liebe brennt.

Ich war ein Nichts, ein Nichts im Staube,
Und Du, mein Alles! wählteſt mich:
Durch lange Prüfung wuchs mein Glaube
Und meine Sehnſucht fande Dich.

Du wählſt zum Schauſpiel Deiner Führung,
Zum Zeugen Deiner Wahrheit mich;
Nun ſpricht mein Herz mit tiefer Rührung:
Mein Gott! ich leb' und ſterb' für Dich.
Ja! ja ich will Dich treu bekennen,
Verleih' mir Kraft und Muth dazu;
Kein Schickſal ſoll mich von Dir trennen,
Wo iſt ein ſolcher Freund wie Du?

Du, Geber aller guten Gaben!
Fandſt in der niedern Hütte mich;
Du fandſt den armen Bauern Knaben,
Du ſahſt mich und erbarmteſt Dich;
Du merkteſt auf des Vaters Flehen,
Der Mutter Seufzen hörteſt Du;
Nun ſprachſt Du: Ja! es ſoll geſchehen!
Und webteſt Geiſt und Kraft mir zu.

Nun wogſt Du auf der goldnen Wage
Des Schickſals meine Leiden ab;
Beſtimmteſt auch die Zahl der Tage
Von meiner Wiege bis zum Grab;

Entwarfſt zu meinem Wirkungskreiſe
Schon damals den erhabnen Plan;
Und zeigteſt zu der Pilger-Reiſe
Von weitem mir die ſteile Bahn.

Ein Engel am Erlöſers-Throne
Bekam nun auch Befehl von Dir;
Er legte ab die Perlen-Krone
Und kam in Ernſt gehüllt zu mir.
Er ſchien das Mitleid nicht zu kennen,
Als wüßt' er von Erbarmung nichts.
Vielleicht wirſt Du ihn einſt ernennen
Zum Herold Deines Welt-Gerichts.

Er führte mich mit Engels-Treue
Durch meiner Jugend bunte Flur.
Ich folgte ihm mit banger Scheue
Und ſah auf ſeine Winke nur.
Bald folgt' ich ihm durch rauhe Lüfte,
Mit wundem Fuß auf Dornen nach;
Bald ſchleppt' er mich durch Felſenklüfte.
So war mein Schickſal Tag für Tag.

Oft ſchien ein zweifelhafter Schimmer
Das Ende meines Wegs zu ſeyn;
Ich eilte ſtärker, hoffte immer
Mich bald des frohen Ziels zu freun;

Allein auf einmal riß der ſtrenge
Begleiter mich von meiner Bahn
Und führt' aufs neue durch's Gedränge
Den ſteilen Felſen mich hinan.

Ich trug auf allen meinen Wegen
Der Schulden Centnerſchwere Laſt,
Wie Peſthauch wehte mir entgegen
Die Schwermuth, ich erſtickte faſt.
Kein Oſtwind fächelt mit dem Flügel
Dem müden Pilger Kühlung zu;
Ich fand auf keinem Blumen-Hügel
Im milden Schatten ſanfte Ruh.

So wankt' ich auf dem Thränen-Pfade
Durch manche Krümmung hin und her;
Auf einmal ſtrahlte Huld und Gnade
Und meine Bürde war nicht mehr.
Mein Führer nahm mit ſtarken Armen
Die Laſt von meiner Schulter ab,
Mit einem Blicke voll Erbarmen
Warf er ſie in das Thal hinab.

Ich wallte leichter, doch noch immer
Beſchwerlich, meinem Führer nach,
Bis endlich mir ein heller Schimmer
Verkündigte den nahen Tag.

Er kam, er kam! der goldne Morgen!
Nun ſah ich mich am frohen Ziel!
Nun ſchwanden ſie, die bangen Sorgen;
Ertöne laut, mein Saitenſpiel!

Stimmt ein, ihr Sänger dort am Throne!
Stimmt in mein Lied im Thränenthal,
Bis ich einſt in der Kämpfer-Krone
Dort bei des Lammes Hochzeit-Mahl,
Im Harfen-Jubel hoher Feyer
Mit euch Jehovah preiſen kann;
Mit Bruderhuld umfaßt mein Treuer,
Mein Führer mich und lächelt dann.

Bis dahin ſtröme Gottes Frieden
Und hohen Muth in's matte Herz,
Und leite meinen Gang hienieden
Und meine Richtung himmelwärts.
Nun will ich goldne Körner ſtreuen,
Dann leite mich nach Deinem Rath
Und laß auch endlich wohl gedeihen
Des müden Pilgers Thränenſaat.

8 *).

Empor, mein Geiſt! entfernt vom Weltgetümmel,
Schwing mit der Lerche dich hinauf gen Himmel
Und danke Dem, Der dich mit hohem Frieden
Durchſtrömt hienieden.

---

*) Es war ein ſchöner Frühling i. J. 1794. Vater Stilling brachte ihn bei uns auf dem Lande zu und ruhte von ſeinen damaligen ſchweren akademiſchen Geſchäften einige Wochen aus. Wir wohnten einige Meilen von Marburg in einem kleinen Dorfe Derbach, das in einem waldigten Gebirge liegt. Das Pfarrhaus beſaß während dieſer glücklichen Zeit unter ſeinem wirthlichen Strohdache die Familie Stillings, wozu noch einige ſehr liebe Freunde kamen: die ehrwürdigen Männer, Pfarrer Schlarbaum und Conſiſtorialrath Münſcher von Marburg, und noch einige junge Freunde. Die Familie des Hauſes beſtand aus Stillings Tochter und Schwiegerſohn und deſſen Mutter; der Herausgeber dieſer Sammlung, Stillings älteſter Enkel, war damals noch Säugling: einige Knaben, welche ſich da als Zöglinge befanden, und nun ſchon längſt als Männer in der Welt rühmlich ſtehen, waren die muntere Jugend in dieſem ländlichen Leben. Vater Stilling und ſeine Gattin, welche auch einen Säugling trug, fühlten ſich da ſehr froh, und wir Alle mit ihnen. Es war uns ein glücklicher Frühling. An einem hehren Sonntagsmorgen machte Stilling dieſes Gedicht. — (Anmerkung von meinem Vater)

Jetzt ruht noch die Natur in heil'ger Stille,
Doch drängt in ihrem Schoos der Allmacht Wille
Zur Ausgeburt die holden Frühlings-Kinder
Nach rauhem Winter.

Ermüdet von dem Drang der Amtsgeſchäfte,
Erquickt mich hier die Quelle neuer Kräfte,
Im ſtillen Hain umſäuſeln mich gelinde
Die Frühlings Winde.

Wenn alle meine Lieben um mich ſcherzen,
Die Gattin mich mit unſchuldvollem Herzen
Und Hochgefühl an ihren Buſen drücket,
Gott, wie beglücket!

Wenn meiner Kinder Augen Freude ſprühen,
Geſchwiſter-Herzen heiß von Freundſchaft glühen
Und Säuglinge am frohen Buſen lallen
Mit Wohlgefallen;

Wenn unſchuldsvoll die Kinder um mich ſpielen
Und dann mein Herz, gedrängt von Hochgefühlen,
Die Hand der ſchweſterlichen Mutter drücket —
Gott, wie beglücket!

Wir beide fühlen dann den hohen Segen,
Das größte Ziel, das man auf Kreuzes-Wegen
Noch hier erkämpft, wenn man auf Gott nur ſchauet
Und Ihm vertrauet.

Die ernſten Berge, die uns hier umzingeln,
Criſtallne Bäche, die von ferne klingeln,
Und Vögel, die den Hocherhabnen preiſen
Nach tauſend Weiſen.

Des Landmanns Hütte, die ſo friedlich rauchet,
Die Ente, die im klaren Bach ſich tauchet,
Der Hahn, der in dem Hofe krähend nicket
Und Körnchen picket.

Der Hirte, der des reinen Odems Fülle,
Dahin geſtämmt, verpraßt im Horngebrülle;
Das Vieh, das nun nach friſcher Weide lechzet,
Nach Freiheit ächzet.

Die Kirche, um ſie her des Herren Garten,
Wo viele Thränenſäer ſchlummernd warten,
Bis der Verklärung Glanz ſie wird umgeben
Zum neuen Leben.

Und nun die Hütte auf dem ſel'gen Hügel,
Wo mancher Adler ſeinen jungen Flügel
Entwickelt hat und dann mit hellen Augen
Ins Licht lernt ſchauen. —

Wie dieſe Bilder mir vor Augen ſchweben,
Ach! ſo durchſchauert mich ein neues Leben. —
Der Frühling ſinkt von allen Sternen nieder
Und ſtärkt uns wieder.

Gelobt ſeyſt Du, o holder Frühlings-Geber!
Gelobt ſeyſt Du, Du großer Allbeleber!
Schenk uns, o Herr! in dieſen ſchönen Zeiten
Recht reine Freuden!

Im Vollgenuſſe aller dieſer Güter
Erneuern wir des Geiſtes Kräfte wieder
Und wirken dann zum Beſten unſrer Brüder
Auf's Neue wieder.

9 *).

Nach Jer. 1, 7.

Herr! zeig mir ſtets die rechte Spur,
Wenn die Vernunft ſucht eigne Pfade
Und widerſtrebet Deiner Gnade,
So folg' ich Deinem Willen nur.

Gebeut, o Herr! und lehre mich
Nur immer Dein Befehl recht kennen,
Zu folgen ihm, vor Eifer brennen,
Für nichts zu leben als für Dich.

Verkünd'gen will ich nun Dein Wort,
Mit eigner Weisheit mich nicht brüſten,
Dein Kreuz zu tragen ſtets mich rüſten,
Dir redlich folgen fort und fort.

Und ruhen will ich, wann Du ruhſt,
Nur wirken, wann Dein hoher Wille
Mich winkt aus meiner dunkeln Stille;
Nur gut iſt, was Du willſt und thuſt.

---

*) Folgendes hat der Selige gedichtet, nachdem er von ſeinem akad. Lehramte in Marburg nach Heidelberg berufen worden, um als religiöſer Schriftſteller und als Augenarzt frei zu leben und zu wirken.

10.

Nach Pſ. 1, 6 u. Apgſch. 13, 34.

Mein Heiland! Du kennſt meinen Weg;
Du haſt mich ja geführet
Und mir gezeigt den rechten Steg,
Auch meinen Gang regieret.

Ach mache mich nun auch gerecht
Durch Dein Erlöſungs-Wunder,
Dann auch zu Deinem treuen Knecht,
Zum Reichsgeſchäfte munter.

Ach ſtärk mich doch durch Deinen Geiſt,
Erleuchte meine Seele;
Du kennſt mein Innres, ja Du weißt,
Wie häufig ich noch fehle.

Du ſitzeſt auf der Welten Thron
Und herrſcheſt uns zum Segen;
Beherrſch' auch mich, o Davids Sohn!
Leit' mich auf Deinen Wegen.

Ich habe keinen Willen mehr.
Dein Wille iſt der meine;
Auf dieſer Welt ich nichts begehr',
Als Dein zu ſeyn alleine.

11.

Nach Jeſ. 17, 7; und Joh. 14, 23.

Jetzt iſt die Zeit, wo man zu Dir ſich wenden,
ich feſt ergreifen muß mit beiden Händen,
nd auf Dich ſehn, Dich Schöpfer, Dich Erlöſer;
er Abfall wächſt mit Macht, wird täglich größer.

Ich ſchau' auf Dich mit feſtem Glaubensblicke,
h wanke nicht und ſehe nicht zurücke,
h ſuch' mit Ernſt Dein theures Wort zu halten
nd laſſe dann Dich Weltregierer walten.

Zu Allem dem hab ich zwar keine Kräfte,
ir fehlt ja Alles zu dem Heilsgeſchäfte,
och kennſt Du wohl den treuen feſten Willen,
ie gern ich möchte Dein Gebot erfüllen.

Von Herzen lieb' ich Dich und mein Verlangen
Geht ſtets dahin, Dir treulich anzuhangen;
Ach! kommt zu mir, der Vater mit dem Sohne,
Daß Licht und Kraft in meiner Seele wohne.

Dann kann ich recht zu Deiner Ehre leben,
Mein ganzes Weſen ſtets zu Dir erheben
Und fruchtbar ſeyn in Deinem Reichsgeſchäfte;
Ach! dazu heil'ge mich und gieb mir Kräfte.

Gedichte auf andere Gegenſtände.

12.

Beim Anblick einer ſchönen ſtillen Gegend.

Mel. Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte!

Anbetung Dir! — Dir, ew'ge Güte!
Der wahren Schönheit Vater, Dir!
Hier ſchwingt ſich dankend mein Gemüthe
Mit Macht empor, hier fehlt es mir
Am Ausdruck, Deine Huld zu preiſen;
Kein Seraph ſingt nach Würden ſie,
Ihr tönt in allen Himmelskreiſen
Des Harfendonners Harmonie.

Hier ſtrömen Funken aus dem Feuer
Des unerſchaffnen Urlichts her;
Hier ſcheint die ganze Schöpfung neuer,
Als ob man noch in Eden wär';
Hier glänzt der hohe Himmel blauer,
Als drunten in der Dämmerung;
Der hohen Ahnung dunkle Schauer
Ergreifen zur Begeiſterung.

Hier ſchmettern nimmer Mordgewehre,
Kein Plätzchen werd' vom Blute roth,
Und wenn's von einem Würmchen wäre;
Im Paradies giebt's keinen Tod.
Durch keine Axt werd' hier entweihet
Der Haine ſtilles Heiligthum
Und jedes Blümchen ſey befreiet,
Nicht eines komm' durch Pflücken um.

Des blauen Aethers kühles Fächeln
Fleucht vor dem hohen Lichtquell her;
Der Morgenröthe holdes Lächeln
Erheitert Himmel, Land und Meer.
Doch hier nur küßt in hehrer Feyer
Der Himmel ſeine Braut, Natur,
Und hier entlockt er kühn und freier
Die holden Kinder ihrer Flur.

Dies ſollte nicht den Geiſt beflügeln
Zum Aufſchwung bis zum Thron des Lichts?
Hier ſollte mich die Trägheit zügeln?
Entſteig der Laſt des Staubgewichts,
Du ew'ger Funke! — Meine Seele!
Schweb', Lerchen gleich, zur Sonne hin
Im Hallelujah! — und erzähle
Dem Himmelsheer, wie froh ich bin!

In dieſem hehren Tempel feyern
Natur und wir ein heilig Feſt.
Verſöhner! — ſiehe, wir erneuern
Den hohen Bund, daß wir den Reſt
Der Lebenszeit Dir ganz zu weihen
Mit feſtem Muth entſchloſſen ſtehn,
Bis in der Palmenträger Reihen
Wir jubelnd einſt Dein Antlitz ſehn.

13.

Das Lied des armen Mannes.

Es wankte ein Wanderer alt und müde
Das ſteile Felſenthal hinan,
Wo ſelten ein Röschen, ein Blümchen verblühte,
Der Weg war ſchmal und voll von Stein die Bahn.

Und droben ragte die felſigte Spitze
Noch viele Meilen weit hinauf,
Bald brauſte ein Sturmwind, bald drückte die Hitze,
Bald hielt ein Abgrund ihn im Wandeln auf.

Er ſetzte ſich endlich im Abendroth nieder
Und ſchauete traurig den Abendſtern an:
„Ach funkelnder Stern! nun ſchimmerſt du wieder
„Und meine Reiſe iſt noch nicht gethan.

„Wie iſt mir die Reiſe ſo ſchwer und ſo bitter,
„Wie wenig Freude hab' ich gehabt!
„Mehr Sonnenſtiche, mehr ſchwere Gewitter,
„Als mich des Lebens Wonne gelabt.“

Ein Jüngling trat in des Abendſterns Glänzen
Dem armen Wanderer vor das Geſicht:
„Ich komm' um Dich mit Palmen zu kränzen,
„Verlier nur Muth und Glauben nicht!“

Er führte den Wandrer durch etliche Spalten
Im Schimmer des dämmernden Abendlichts;
Des ſchönſten Frühlings jubelndes Walten
Iſt gegen dieſen Anblick nichts.

Ein unausſprechlich weites Gefilde
Begränzt ein ewiges Morgenlicht,
Es glänzte durchdringend, erwärmend und milde,
Erfriſchend für Herz und für Geiſt und Geſicht.

Es lagen zehn Städte im weiteſten Kreiſe,
Mit grünenden Auen von Bächen getränkt.
Nun ſagte der Jüngling: Dies Ende der Reiſe
Iſt dir — o Wandrer! vom König geſchenkt.

Du frommer Getreuer! dein Leben voll Leiden
War bloßes Geburtsweh zu ewigem Glück;
Geh über zu nie empfundenen Freuden,
Und laſſe Dein trauriges Reiskleid zurück!

14

Die Freundſchaft

Mel. Laßt die [illegible]

Freut euch, ihr Jünger der Freundſchaft und Liebe!
Feyert dem ſanften Vereinigungstriebe,
Feyert, ihr Guten, im fröhlichen Kreiſe,
Singet der himmliſchen Freundſchaft zum Preiſe,
Weiht ihr ein Loblied im höheren Chor:
Schwingt euch, ihr Herzen, zum Himmel empor!

Siehe dort ſprudelt am Throne die Quelle
Seliger Freundſchaft kriſtallrein und helle;
Fluthend erfüllt ſie das Weltall mit Wonne,
Wallet in Strömen von Sonne zu Sonne.
Liebe regieret den Himmel allein,
Ohne ſie mag keine Seligkeit ſeyn.

Freundſchaft vereinigt die zahlloſen Sphären,
Sie kann den Seraph, den Engel verklären,
Sie überwindet durch Lieben und Dulden,
Schenkt auch von Herzen dem Feind' ſein Verſchulden;
Strahlte ihr Licht in die Hölle hinein,
Würde die Hölle nicht Hölle mehr ſeyn.

Freundſchaft iſt Schild gegen Pfeile des Tadlers,
Leidende trägt ſie auf Flügeln des Adlers,
Hungrige Freunde erquickt ſie mit Nahrung,
Leiſtet dem Feind in Gefahren Bewahrung,
Wehet dem Sterbenden Himmelsluft zu,
Gönnet im Schooße den Irrenden Ruh.

Engel der Freundſchaft! komm zu uns hernieder,
Weil' hier im Kreiſe, verlaß ihn nie wieder,
Fülle die Herzen mit Wohlthun und Güte;
Freundſchaft und Liebe gieb jedem Gemüthe,
Kälte und Mißtrauen weiche von hier.
Engel der Freundſchaft, wir huldigen Dir.

Wollt ihr den Schleyer der Freundſchaft enthüllen,
Müßt ihr auch treu ihre Pflichten erfüllen;
Denket nichts Arges vom liebenden Freunde,
Redet nichts Böſes vom haſſenden Feinde,
Gutes thut jedermann, wo ihr nur könnt,
Jedem ſey Gutes, wie ſelbſt uns, gegönnt.

Freundſchaft befiehlet uns Liebe um Liebe,
Fordert, daß keiner den Andern betrübe;
Edelmuth ſtrömt aus der Freundſchaft Gebiete.
Willig, ach! bietet ein reines Gemüthe
All ſeine Kräfte dem Liebenden an,
Hält auch das Beſte für wenig gethan.

Alle, ihr Guten! mit Herzen und Munde
Laßt uns vereinen zum himmliſchen Bunde.
Opfert der Freundſchaft auf loderndem Feuer
Herz und Gemüthe; ſchwört heilig und theuer:
Freundſchaft und Wohlthun iſt ſtets unſre Pflicht,
Denn auch im Sterben verläßt ſie uns nicht.

15 *).

Mel. Mein Salomo dein freundliches Regieren u. ſ. w.

Hinauf, mein Geiſt! ſchwing' dich mit Adlers Flügeln
Ins Element der reinen Liebe hin,
Wo ich von allem Gram entfernet bin;
Da ſpürt mein Herz das reineſte Vergnügen,
Da mach' ich ſchon mit Engeln mich bekannt,
Gewöhne mich an's wahre Vaterland.

So lang ich noch allhier im Fleiſche walle,
Muß dieſer Morgenthau mir Stärkung ſeyn.
Bis mich durchſtrahlt der Gottheit Sonnenſchein.
Bis ich, vom Fleiſch erlöſt, die Freuden alle
Genießen kann in ungeſtörter Ruh,
Bring ich die Zeit mit Liebesblicken zu.

*) Die edle Frau von Morgenthau an ihren Gatten.

Wer kann ſchon hier den Vorgeſchmack genießen
Der Himmelsluſt, der vollen Seligkeit?
Der nicht, der hier der Wolluſt Weihrauch ſtreut;
In den kann nur der Friede überfließen,
Der glaubensvoll auf den Erlöſer blickt
Und liebevoll den Leidenden erquickt.

Erlöſer, Dir! Dir zollt mein zärtlich Auge
Der Sehnſucht Thränen jeden ſchönen Tag,
Und Deinem Gang ſpürt meine Seele nach:
So lang, bis ich Dein holdes Antlitz ſchaue,
Sollſt Du bei jeder Liebespflicht allein
Mein Leitſtern und mein ſanftes Beiſpiel ſeyn.

So ſä' ich hier auf Hoffnung edeln Saamen,
Streu' güldnes Korn in Menſchen Herzen aus,
Und walle oft zu meiner Saat hinaus,
Und pflege ſie in unſers Königs Namen,
In meinem nicht, bis zu der Erntezeit
Ich übergeb' zur vollen Seligkeit.

16.

Ein Frühlingslied.

Wenn der Lenz in allen Thälern blühet,
Blumenflor auf allen Hügeln glühet
Und Naturgenuß mein Herz entzückt;
Dann, o Gott! durchſchauert mich die Wonne,
Kraft entſtrahlt mir jede Morgenſonne,
Und mein Geiſt wird aller Noth entrückt.

Wenn die Lerchen in den Lüften zirbeln,
Bunte Sänger auf den Auen wirbeln,
Flötenton im dunkeln Wald erſchallt;
Herr der Heerſchaar! dann entſteigt dem Herzen
Dankgefühl, es ſchwinden alle Schmerzen
Und des Jammers Klageton verhallt.

Aber doch kann ich mir nie verhehlen,
Daß im tiefſten Grunde meiner Seelen
Stille Schwermuth oft die Freude trübt;
Vater! ſprich, es werde licht und helle,
Zeige mir des Unmuths bittre Quelle,
Sieh! Du weißt, daß Dich mein Herze liebt.

Ach! mein Geiſt verbirgt noch manche Triebe,
Leidenſchaften, Selbſtſuchts-volle Liebe,
Zum Genuß der jauchzenden Natur;
Ach! wann werd' ich das Entbehren lernen,
Wann wird ſich mein ew'ger Geiſt entfernen
Aus dem Taumelkreis der Creatur?

Wenn ich nur in Deiner Gottheit Fülle,
Einzig meinen ew'gen Hunger ſtille,
Dann genieß ich erſt die Creatur;
O dann ſteigt vom hohen Himmel nieder
Harmonie in alle Waldes-Lieder,
Mich erquickt dann jede Blumenflur.

Wenn ich, Vater! Deinen hohen Willen
Suche treu und redlich zu erfüllen,
Dann entſteht ein Frühling auch in mir.
Hoher Friede ſäuſelt aus der Höhe,
Alles jubelt, was ich hör' und ſehe,
Und der Jubel ſteigt hinauf zu Dir.

17.

uf den Tod eines frommen Kapuziners, der
Junius 1815 in Baden bei Raſtadt ſtarb.

Was ſchwebt dort in dem Morgenrothe?
Ein kleines Wölkchen goldig braun,
elleicht ein froher Himmelsbote!
Hinaus! das muß ich näher ſchaun,
Näher ſchaun.

as äugelt ſo hell am goldnen Saume
Des Wölkchens, iſt's der Morgenſtern?
och nein! es ſchwebt im niedern Raume,
Der Stern, der äugelt, iſt nicht ſo fern,
Nicht ſo fern.

iſt kein Stern, ein Engel ſchwindet
Vom hohen Aether ſanft herab
n Frühlingslüftchen und verkündet,
Ach, aber wem? ſein nahes Grab
Nahes Grab.

ſenkt ſich über die Hütte nieder,
Wo Vater Dominik noch kämpft
d wo der Tod durch alle Glieder
Des Lebens letztes Flämmchen dämpft,
Flämmchen dämpft.

Der Bote tritt nun ungeſehen,
Geſenkten Haupts zum Kämpfer hin;
Er ſieht des frommen Dulders Wehen
Und ſchwingt die Sichel über ihn hin,
Ueber ihn hin.

Der Odem ſtockt, die Sinne ſchwinden,
Er zuckt, er ſtirbt, er ſchlummert ein
Und er erwacht; ſein erſtes Empfinden
Iſt: wer mag dieſer Strahlende ſeyn,
Strahlende ſeyn?

Der Engel ſpricht: Ich bin dein Bruder,
Dein Führer auf der Lebensbahn,
Ich lenkte deines Schiffleins Ruder
Und führe dich nun himmelan,
Himmelan.

Der Selige ſtaunt. Ach meine Sünden!
Der guten Werke ſind nicht viel;
Wo werde ich Vergebung finden?
Ich fürchte, ich bin noch weit vom Ziel,
Weit vom Ziel.

Du lieber Getreuer! nicht deine Werke,
Dein Glaube iſt's, der dich beglückt.
Des theueren Sühnbluts himmliſche Stärke
Hat dieſen Felſen weggerückt,
Weggerückt.

Die Seele ſteigt mit himmliſcher Wonne
Zum ewigen Morgen hoch empor,
Sie ſtrahlt viel heller als die Sonne
In Salems erhabenem Perlenthor,
Perlenthor.

18.

Der Blumenſtrauß.

Ich möchte meinem Seelenfreund
So gern ein Blumenſträußlein binden,
Helft mir die beſten Blumen finden,
Ihr Lieben! die ſein Geiſt vereint.

Die ſchönſten Blumen wißt ihr wohl,
Doch müſſen ſie auch Kraft und Leben
Durch ihre Wohlgerüche geben
Und jeder Tugend ein Symbol.

Die Demuth iſt ſo hold und rein,
Die höchſte Zierde jeder Tugend,
Sowohl des Alters als der Jugend:
Ihr Bild muß wohl das Veilchen ſeyn.

Wem ähnelt die Beſcheidenheit,
Dies Meiſterſtück der Jugendblüthe,

Dies Fundament der Herzensgüte?
Die Kelchblum *) trägt ihr ſchlichtes Kleid.

Die Unſchuld glänzt ſo weiß, ſo rein,
Mit Huld aus ſeelenvollen Blicken,
Die einem Herz und Geiſt erquicken;
Ihr Bild muß die Narziſſe ſeyn.

Wohlthätigkeit, ſo reich, ſo mild,
Die Frucht der höchſten Herzensgüte;
Von nun an ſey die Traubenblüthe
Ihr anmuthvolles Gegenbild.

Der Liebreiz der Geſelligkeit
Erfüllt mit Luſt den Kreis der Freunde,
Belehrt den, der es übel meinte;
Die Hyazinthe trägt ihr Kleid.

Die Sanftmuth knüpft das Friedensband,
Sie wandelt bald den Haß der Feinde;
Es bildet ab den Kreis der Freunde
Der Nelke ſchönes Lichtgewand.

*) Calicanthus floridus.

Der wahre Glaube wartet gern;
Wir pflanzen in fruchtbaren Erden
Die Samen die einſt blühen werden,
Von jedem Samen einen Kern.

Die Hoffnung hebt das Haupt empor,
Sie tröſtet uns zur Zeit der Leiden
Und lehrt uns falſche Freuden meiden;
Reſeda ſtellt ſie bildlich vor.

Die Roſe glüht im Sonnenſchein,
Ihr Purpur glänzet in die Weite,
Ihr Duft erfüllt die Luft mit Freude:
Sie ſoll das Bild der Liebe ſeyn.

Doch was erhält dem Blumenſtrauß
Ganz unverwelkt Geruch und Blüthe?
Was ſichert ſeine innre Güte?
Sinnt ein gewiſſes Mittel aus.

Des himmelblauen Blümchens Licht
Soll meinen Blumenſtrauß umglänzen,
Ihn wie ein Diadem bekränzen;
Das Blümchen heißt: Vergiß mein nicht.

Romanzen.

19.

Es ritt ein Ritter wohl über's Feld,
Er hatte kein'n Freund, kein Gut, kein Geld.
Sein Schweſterlein war hübſch und fein:
„Ach Schweſterlein! ich ſage dir Adie,
„Ich ſehe dich ja nimmermehr;
„Ich reite weg in ein fremdes Land,
„Reich du mir deine weiße Hand!
Adie! Adie! Adie!

Ich ſah, mein ſchönſtes Brüderlein,
Ein buntig, artig Vögelein,
Es hüpfte im Wachholderbaum;
Ich warf's mit meinem Ringelein,
Es nahm ihn in ſein Schnäbelein
Und flog weg in dem Walde fort;
Adie! Adie! Adie!

„Schließ du dein Schloß wohl feſte zu,
„Halt dich fein ſtill in guter Ruh;
„Laß niemand in dein Kämmerlein:
„Der Ritter mit dem ſchwarzen Pferd

„Hat dich zumalen lieb und werth;
„Nimm dich vor ihm gar wohl in Acht,
„Manch Mägdlein hat er zu Fall gebracht
Adie! Adie! Adie!

as Mägdlein weinte bitterlich;
er Bruder ſah noch hinter ſich
nd grüßte ſie noch einmal ſchön.
a ging ſie in ihr Kämmerlein
nd konnte da nicht fröhlich ſeyn:
en Ritter mit dem ſchwarzen Pferd
ätt' ſie vor allen lieb und werth.
Adie! Adie! Adie!

er Ritter mit dem ſchwarzen Roß
ätt' Güter und viel Reichthum groß;
r kame zum Jungfräulein zart,
r kame oft um Mitternacht
nd ginge wann der Tag anbrach.
r führt ſie in ſein Schlöſſelein
um andern Jungfräulein ſein.
Adie! Adie! Adie!

ie kam dahin in ſchwarzer Nacht,
ie ſah, daß er zu Fall gebracht
iel edele Jungfrauen zart.
ie nahm wohl einen kühlen Wein

Und goß ein ſchnödes Gift hinein
Und trank's dem ſchwarzen Ritter zu,
Es gingen beiden die Aeugelein zu.
Adie! Adie! Adie!

Sie begruben den Ritter im Schloſſe fein,
Das Mägdlein inbei ein Brünnelein;
Sie ſchläft da im kühlen Gras.
Um Mitternacht da wandelt ſie umher
Im Mondenſchein, dann ſeufzet ſie ſo ſehr,
Sie wandelt da in weißigem Kleid
Und klaget da dem Wald ihr Leid.
Adie! Adie! Adie!

Der edle Bruder eilt herein
Bei dieſem klaren Brünnelein
Und ſah' es, ſein Schweſterlein zart.
Was machſt du, mein Schweſterlein, allhier?
Du ſeufzeſt ſo, was fehlt dann dir?
„Ich hab' den Ritter in ſchwarzer Nacht
„Und mich mit böſem Gift umgebracht.
Adie! Adie! Adie!

Wie Nebel in dem weiten Raum
Flog auf das Mägdlein durch den Baum,
Man ſah ſie wohl nimmermehr.
Ins Kloſter ging der Rittersmann

Und fing ein frommes Leben an.
Da betete er für's Schweſterlein,
Auf daß ſie möchte ſelig ſeyn.
Adie! Adie! Adie!

20.

(Nebſt Melodie.)

Es leuchten drei Sterne über des Königes Haus,
Drei Jungfräulein wohnten darin;:,:
Ihr Vater war weit über Land hinaus
Auf ein'm weißen Röſſelein.
Sternelein blinzet zu Leide!

Siehſt du es, das weiße Rößlein, noch nicht,
Ach Schweſterlein, unten im Thal?:,:
Ich ſeh' es, mein's Vaters Röſſelein, licht,
Es trabet da muthig im Thal.
Sternelein blinzet zu Leide!

Ich ſeh' es, das Rößlein, mein Vater nicht drauf:
Ach Schweſterlein, Vater iſt todt!:,:
Mein Herzel iſt mir es betrübet.
Wie iſt mir der Himmel ſo roth!
Sternelein blinzet zu Leide!

Da trat ein Reiter im blutigen Rock
Ins dunkle Kämmerlein klein:,:
Ach, blutiger Mann, wir bitten dich hoch,
Laß leben uns Jungfräuelein!
Sternelein blinzet zu Leide!

Ihr könnt nicht leben, ihr Jungfräulein zart!
Mein' Weiblein, friſch und ſchön,:,:
Erſtach mir eu'r Vater im Garten ſo hart,
Ein Bächlein von Blut floß daher.
Sternelein blinzet zu Leide!

Ich fand ihn, den Mörder, im Walde grün,
Ich nahm ihm ſein Rößlein ab:,:
Und ſtach ihm das Meſſer in's Herze;
Er fiel drauf den Felſen herab.
Sternelein blinzet zu Leide!

Auch hätt'ſt du die liebe Mutter mein
Getödtet am hohligen Weg:,:
Ach Schweſterlein, laſſet uns fröhlich ſeyn,
Wir ſterben ja wundergern.
Sternelein blinzet zu Leide!

Der Mann nahm ein Meſſer, ſcharf und ſpitz,
Und ſtieß es den Jungfräulein zart:,:
In ihr betrübtes Herzelein,
Zur Erde fielen ſie hart.
Sternelein blinzet zu Leide!

Da fließet ein klares Bächelein hell
Herunter im grünigen Thal;:,:
Fließ krumm herum, du Bächlein hell,
Bis in die weite See!
Sternelein blinzet zu Leide!

Da ſchlafen die Jungfräulein alle drei
Bis an den jüngſten Tag, :,:
Sie ſchlafen da in kühliger Erd'
Bis an den jüngſten Tag.
Sternelein blinzet zu Leide!

21.

Zu Kindelsberg auf dem hohen Schloß
Steht eine alte Linde, :,:
Von vielen Aeſten kraus und groß,
Sie ſaußt am kühligen Winde. :,:

Da ſteht ein Stein, iſt breit, iſt groß,
Gar nah an dieſer Linde, :,:
Iſt grau und rauh von altem Moos,
Steht feſt im kühligen Winde. :,:

Da ſchläft eine Jungfrau den traurigen Schlaf,
Die treu war ihrem Ritter; :,:
Das war von der Mark ein edler Graf,
Ihr wurde das Leben bitter. :,:

Er war mit dem Bruder ins weite Land
Zur Ritter-Fehde gegangen; :,:
Er gab der Jungfrau die eiſerne Hand,
Sie weinte mit Verlangen. :,:

Die Zeit die war nun lang vorbei,
Der Graf kam noch nicht wieder; :,:
Mit Sorg und Thränen mancherlei
Saß ſie bei der Linde nieder. :,:

Da kam der junge Rittersmann
Auf ſeinem ſchwarzen Pferde, :,:
Der ſprach die Jungfrau freundlich an,
Ihr Herze er ſtolz begehrte. :,:

Die Jungfrau ſprach: Du kannſt mich nie
Zu deinem Weiblein haben; :,:
Wenn's dürr iſt, das grüne Lindlein hie,
Dann will ich dein Herze laben. :,:

Die Linde war noch jung und ſchlank,
Der Ritter ſucht' im Lande:,:
Ein' dürre Linde ſo groß, ſo lang
Bis er ſie endlich fande.:,:

Er ging wohl in dem Mondenſchein,
Grub aus die grüne Linde:,:
Und ſetzt' die dürre da hinein,
Belegt's mit Raſen geſchwinde.:,:

Die Jungfrau ſtand des Morgens auf,
Am Fenſter war's ſo lichte,:,:
Des Lindleins Schatten ſpielte nicht drauf,
Schwarz ward's ihr vor dem Geſichte.:,:

Die Jungfrau lief zur Linde hin,
Setzt' ſich mit Weinen nieder;:,:
Der Ritter kam mit ſtolzem Sinn,
Begehrt ihr Herze wieder.:,:

Die Jungfrau ſprach in großer Noth:
Ich kann dich nimmer lieben!:,:
Der ſtolze Ritter ſtach ſie todt,
Das thät den Graf betrüben.:,:

Der Graf kam noch denſelben Tag,
Er ſah mit traur'gem Muthe,:,:
Wie da bei dürrer Linde lag
Die Jungfrau in rothem Blute.:,:

Er machte da ein tiefes Grab,
Der Braut zum Ruhebette,:,:
Und ſucht' eine Linde Berg auf und ab,
Die ſetzt' er an die Stätte.:,:

Und einen groſſen Stein dazu,
Der ſteht noch in dem Winde,:,:
Da ſchläft die Jungfrau in guter Ruh
Im Schatten der grünen Linde.:,:

22.

(Nebſt Melodie.)

Es ſaß auf grüner Heide
Ein Schäfer grau und alt;:,:
Es graſten auf der Weide
Die Schäflein längs dem Wald.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Schäfer, krumm und müde,
Stieg bei der Heerde her;:,:
Und wenn die Sonne glühte,
Dann war ſein Gang ſo ſchwer.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Sein Mädchen, jung und ſchöne,
Sein einzigs Töchterlein,:,:
War vieler Schäfer-Söhne
Ihr einz'ger Wunſch allein.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Doch einer unter allen,
Der edle Faramund:,:
Thät ihr allein gefallen
In ihres Herzens Grund.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Es hatte ihn gebiſſen
Ein fremder Schäferhund,:,:
Sein Fleiſch war ihm zerriſſen,
Sein Fuß war ihm verwundt!
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Sie gingen einmal beide
Im Walde hin und her,:,:
Eins an des andern Seite,
Das Herz war jedem ſchwer.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Sie kamen nah zur Heide,
Allwo der Vater ſaß;:,:
Es trauerten an der Weide
Die Schäflein in dem Gras.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Auf einem grünen Raſen
Stand Faramund ſtarr und feſt;:,:
Die bangen Vögelein ſaßen
Ganz ſtill in ihrem Neſt.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Er fiel mit blanken Zähnen
Sein armes Mädchen an,:,:
Sie rief mit tauſend Thränen
Ihn um Erbarmen an.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Das bange Seelenzagen
Hört nun der Vater bald,:,:
Des Mädchens Ach und Klagen
Erſcholl im ganzen Wald.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Vater, ſteif und bebend,
Lief langſam ſtolpernd hin;:,:
Er fand ſie kaum mehr lebend,
Ihm ſtarrte Muth und Sinn.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Der Jüngling kehrte wieder
Von ſeiner Raſerei :,:
Und fiele ſterbend nieder,
Zog Lorens Haupt herbei.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Und unter tauſend Küſſen
Flog hin das Seelenpaar, :,:
In matten Thränengüſſen
Entflohn ſie der Gefahr.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

Nun wankt, im Seelenleiden,
Der Vater hin und her; :,:
Ihn fliehen alle Freuden,
Kein Sternlein glänzt ihm mehr.
Sonne, noch einmal blicke zurücke!

23.

Es zog einmal am Mondenſchein
Ein Jüngling über Land;
Er ritt ein braunes Röſſelein,
Den Zügel in der Hand.

Es äugelten die Sternlein klar,
Ein Windchen kräuſelte ſein Haar,
Ihm floſſen milde Thränen.

Sein Weg ging durch den wilden Wald
Nach einem feſten Schloß;
Deß hohen Thurm erblickt er bald.
Nun ſpornt er ſtark ſein Roß
Und Trapp! Trapp! ging's den Wald hinein,
Bald wollt' er bei Jorinde ſeyn;
Sein Herz vor Liebe wallte.

Nun ging der Wald bald linkerhand
Bei dunkeln Buchen hin
Und bei den dunkeln Buchen ſtand
Ein Reiter, ſtolz und kühn.
Der Jüngling ſtutzt', doch ritt er zu
Und ſchrie ſo muthig: Wer biſt du?
Daß Berg und Thal erſchallte.

Nun ſtand der Reiter auf dem Pfad
Und drückte los den Pfeil;
Er rief: Hier findſt du keine Gnad,
Dein Schatz wird mir zu Theil!

Des Jünglings Bruſt quoll mildes Blut,
Es wallte fort in rother Fluth
Auf ſeine Lenden nieder.

Der Jüngling ächzt die Seele aus,
Geſtreckt am Wege hin;
Sein Roß trabt nach Jorindens Haus.
Jorinde ſchaute hin;
Sie ſchaute ob ihr Liebſter käm',
Daß ſie ihn in die Arme nähm'
Und an ihr Herze drückte.

Von weitem hörte ſie den Trab
Von ſeinem braunen Roß;
Nun flog ſie bald den Hof hinab,
Allwo ein Bächlein floß.
Nun hörte ſie kein Traben mehr,
Das Rößlein ſtand! — Der Sattel leer!
Der Mond war ſchwarz am Himmel.

Sie ſchrie ihrem Jüngling zu
Und ſieh, im Mondenſchein
Rief eine Eule Schuhuhu!
Sie ſchaut den Wald hinein,

Ein Schattenbild wankt zu ihr her,
Sie eilt und ſchwankt, ihr Fuß war ſchwer,
Und ſchloß ihn in die Arme.

So kalt wie Eis! — Mit hellem Schrei
Sank ſie zur Erde hin.
Der Reiter ritt nun auch herbei,
Der ſchwarze Valentin;
Er hob ſie auf ſein fahles Pferd
Und führte ſie nach Ritterswerth,
So hieß die Räuberhöhle.

Jorinde flehte Tag und Nacht
Um einen ſanften Tod
Und endlich ward ihr Wunſch vollbracht,
Gott ſahe ihre Noth.
Es trat am ſanften Mondesſchein
Ein Engel in ihr Kämmerlein,
In Sternenlicht gekleidet.

Jorinde, komm! im ſanften Ton
Sprach ihr der Engel zu:
Komm, erndte nun der Tugend Lohn,
Komm her zur ſtolzen Ruh!

Nun ſchloß er ihren ſanften Blick
Und führte ſie zum ew'gen Glück,
Wohl auf Elias Wagen.

Drauf kehrt' er um und hüllte ſich
In falbe Blitze ein,
Und trat zu Valentin fürchterlich
In ſeinen Saal hinein:
Er lag und dachte mancherlei
Des Nachts ums erſte Hahngeſchrei,
Zur Angſt konnt' er nicht ſchlafen.

Erſtarrt ſah er mit rothem Blick
Den Todesboten ſtehn;
Der winkte ihm und trat zurück;
Nun war's um ihn geſchehn.
Der Geiſt des wilden Valentin
Starrt vor dem Todesengel hin,
Er ſtürzte ihn zur Hölle.

24.

Es äugelte der Morgenſtern
Im blauen Oſten hoch,
Als Egmund, Graf von Traubenheim,
In ferne Länder zog.
Und Margreth, die Gemahlin ſein,
Vergoß viel milde Thränen,
Im goldnen Becher bracht' ſie Wein
Und ſprach mit vielem Sehnen:

Mein Egmund, Gott geleite dich,
Er geb' dir Muth und Kraft,
Im goldnen Becher bring' ich dir
Hier edlen Rebenſaft.
Trink nun den Abſchiedstrunk mit mir,
Den ich mit Thränen miſche,
Denk ſtets an Weib und Kind allhier
Bei deiner Väter Tiſche.

Nie wird ein Freuden-Trunk allhier
Margrethen eingeſchenkt,
Bis Egmunds Roß in ſeinem Stall
Wird von mir ſelbſt getränkt,

Bis ich vom blanken Harniſch dir
Der Feinde Blut abwiſche
Und du dann wieder trinkſt mit mir
An deiner Väter Tiſche.

Graf Egmund drückte ihr die Hand
Und ſchwung ſich auf ſein Pferd,
Auch ſeine Knappen folgten ihm,
Er ſchwung ſein blankes Schwert.
Er ſchwung es dreimal um ſein Haupt,
Die Knappen thäten's alle;
Der große Rappe ſtampft und ſchnaubt,
Es ſcholl durch Egmunds Halle.

Nun zogen hin die Reiter all,
Graf Egmund ritt voran;
Die Gräfin aber ſtieg betrübt
Ihr Kämmerchen hinan.
Da flehte ſie zum lieben Gott
Um ihres Egmunds Leben
Und daß ein heil'ger Friedensbot
Ihn möge ſtets umſchweben.

Nun ging zur gelben Spindel ſie,
Zu ihren Jungfraun hin
Und ſprach: Jetzt werd't ihr Mägde ſehn
Wie ich ſo fleißig bin.

Ein feines Gärnchen ſpinnen wir,
Graf Egmund zu bekleiden,
Wenn er, der edlen Helden Zier,
Heim kömmt mit ſeinen Leuten.

Nun ſponnen ſie viel Wochen lang
Der feinen Faden viel,
Die jungen Gräfchen trieben dann
Ihr kindlich Ritterſpiel.
Die Frauen waren wohlgemuth,
Sie ſcherzten treu und bieder
Und ſangen dann mit frohem Muth
Viel alte Heldenlieder.

Vier keuſche Knaben webten nun
Das feinſte Flachsgewand
Und edle Mägdchen legten es
Aufs grüne Raſen-Land,
Begoſſen's aus der Silberquell
In warmen Sonnenblicken;
Das Leinwand wurde weiß und hell,
Es glänzte zum Entzücken.

Der trübe Herbſt ſchlich nun heran,
Gelb färbte ſich der Wald
Und alle Boten zeigten an,
Graf Egmund käm' nun bald.

Die Gräfin ging am Abend hin
Zu ihrer weißen Bleiche,
Sie war betrübt in ihrem Sinn,
Das Herz war ihr ſo weiche.

Sie ſchaut ſo eben auf das Tuch
Und wurde hoch erſchreckt,
Das ſchön' Gewand war überall
Mit Kreuzchen ganz bedeckt.
Voll Traurigkeit ſchlich ſie hinweg
Im blaſſen Mondesſchimmer,
Mit tauſend Thränen klagte ſie:
Ich ſehe Egmund nimmer.

In dunkler Dämmrung ſah ſie nun
Ein Dunſtbild vor ſich ſtehn,
Aſchgrau, hohlaugigt, fürchterlich
Und ſchrecklich anzuſehn.
Mit dumpfer Stimme ſprach das Bild:
Egmund hat überwunden,
Durch viele Wunden hat ſein Geiſt
Den Todesweg gefunden.

Nun wankt' die Gräfin ſtill und matt
Zu Egmunds ſtiller Halle,
Sank hin und ſtöhnt' aus enger Bruſt:
Hin ſind die Freuden alle.

Indem hört man der Roſſe Huf
Im blaſſen Mondſchein ſtampfen,
Doch ſtill und ohne Freudenruf
Sah man die Roſſe dampfen.

Die Knappen traten nun herein
Mit bängendem Geſicht,
Sie brachten ihren Herren mit,
Allein er lebte nicht.
Margrethe nahm ſein Todtenkleid
Von ihrer grünen Bleiche,
Sie ſenkten in der Väter Grab
Die hochgeliebte Leiche.

Die Gräfin gab das ſchöne Tuch
Den Armen zum Gewand,
Der Armen Mutter hieß man ſie
Umher im ganzen Land.
Gekränkt durch Kummer ſtarb ſie bald,
Sie liegt an Egmunds Seiten
Und ihre Seel' erquickt ſich dort
Im Reiche ew'ger Freuden.

25.

Ruhige, ſtille Muſe der ernſthaften Nacht,
Wo du, mit weißem Flor umſchleiert, im braunen Schatten
Des heiligen Hains die Silbertöne
Im Schimmer des ſcheidenden Neumonds prüfeſt!
Walle zu mir herüber auf den beperlten Grasſpitzen,
Auf den Staubfäden Wolluſtduftender Blumen.
Sie tritt einher, leicht, wie ein Weihrauch-Nebel,
Den ein fächelndes Mailüftchen
Ueber ein fernes Roſengebüſche hinwegkämpft.
Nah' dich, Sophia! daß ich, durch deine Töne begeiſtert,
Dem ein Lied weihe, dem Endloſen feyre,
Ein Stündchen feyre dem Seraphinen-König.
Du, der du die Sphären der Ewigkeit dreheſt!
Millionen Welten weiter Räder herumſchwingſt,
Sonnen balleſt, Planeten ſchleuderſt,
Kometen wie Federbälle ins Unendliche hinwinkſt,
Vor dem ewige Heere ſpielen:
Vor deinem aufgebirgten Throne
Tönt das erhabene Spiel von tauſend Chören
Seraphiſcher Harfen und Cherubiniſcher Kehlen.
Tritt einher von der Seite des ewigen Hügels,
Gnädiger Horcher irdiſcher Seufzer!

Komm, beſuche mich hier in der Nacht,
Da ich in hohen Gedanken mich übe,
Mich ins Chor der Seraphim wage.
Geiſt geht um mit Geiſt, da gilt nichts die weitſte Entfernung,
Aus der niedrigen Hütte tönt vor geiſtigen Ohren
Jeder brüllende Seufzer wie ſieben brüllende Donner.
Wer biſt du, der du in dunkeln Schatten einhergehſt,
Gebückt wie ein Atlas, der Welten trägt?
Jeder Schritt iſt Majeſtät und jeder Schritt erſchüttert die Erde.
Gottmenſch! — von deinem Leibe trieft Blut;
Da fällt ein Tropfen auf ein zertretenes Würmchen,
Schau, wie die zerknirſchten Glieder ſich fügen!
Das Würmchen lebt — es wächſet zur ungewohnten Größe;
Es formt ſich, es fleugt — es wird zum glänzenden Adler.
Belebendes Blut! o triefe herüber,
Belebe auch mich, und bilde mich um zum Engel!
Was ſeh' ich da? — den ganzen verpeſteten Orkus!
Ein finſter verpanzertes Heer, gelagert weit auf der Breite der Erden.
Sie ziehen einher, ſie drohen die Welt zu verſchlingen;
Er hebt ſich empor, der Gottmenſch,
In göttlicher Stärke tritt Er daher,
Er wandelt ruhig über die Leiber der Starken;
Die Panzer zerknittern wie Eyerſchaalen,
Er zertritt ſie wie Schlamm auf dem Schlachtfeld.

Aber hinüber zu den gefangenen Kindern von Adam
Trieft der blutige Thau. Wie in dem Lenze
Verkältete Bienen ohnmächtig ſinken auf's Gras,
Ein warmer Sonnenblick ſtrahlt dahin, ſie leben,
Sie fahren auf, ſumſen von Blume zu Blume;
So lebt der ſterbliche Staub, vom ſeligen Thau belebt.
Belebe auch mich und bilde mich um zum Engel.
Auf, meine Seele! hinauf! verlaß das niedrige Dunkel!
Ja! ich werd' es verlaſſen, mich unter die Cherubim miſchen,
Wenn, wie ein alternder Baum, die morſche Hütte einbricht.
Ueber den Donnerwolken weg werde ich Stürme ſehn,
Tief unter mir ſehn, wie ſie die Pfeile wetzen, die Pfeile der Blitze,
Mir unfühlbar. Getragen von Flügeln des Aethers,
Schweb' ich und ſinge, wie die Lerche
Hoch gegen die Sonne zwitſchert, dann ſteiget, dann ſinket;
So ſing' ich dir dann auf- und niederſteigend,
O Ewiger! deinen Ruhm. Bald näher der Sonne,
Bald nahe dem Pol, am Gürtel des Orions ſteh' ich;
Dann bad ich im Cryſtall des Eridans und ſtimme
Die Saiten der Leyer, bewandle den Thierkreis.
Schmilzt die Welt dann in Eins, ſo bleibet
Der Eingang der Ewigkeit ſicher, da ſeh' ich das Urbild
Aller geſchaffnen Dinge, die ehmals waren;
Neue Welten entſtehn und dann bin ich Engel,
Werde zu neuen Geſchöpfen geſandt, ſie Liebe zu lehren.

Es werde auch alles verändert, ganz andere Welten erſchaffen,
So lang Du biſt, o Jehovah, ſo lang wird Liebe gepredigt.

Räthſel.

1.

Nacht iſt mein Kleid, mein Reich im äußerſten Süden und Norden.
Eis iſt mein Pallaſt, mein Thron auf Felſen gegründet.
Mein Geſchmeide iſt Reif, der Tod mein treuer Gefährte.
Jedes Leben ermattet, ſobald mein Hauchen es anweht.
Doch bin ich die Hand der Allmacht, das Werkzeug des Schöpfers:
Alle Weſen beſtehen durch mich und Alles, was lebet,
Würde zum Unding, ſobald mein ſchaffender Odem erlöſche,
Alle Welten würden zu Staub, ein unendliches Chaos.
Alles, was mir ſich nähert, ergreif' ich mit lechzender Sehnſucht,
Knüpf' es feſt an mich, und ruh' in ſeiner Beſitzung.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
Bring mich ins Reich der Geiſter und ſag' mir redlich: wer bin ich?

2.

ht iſt mein Kleid, mein Reich in den blühenden Zonen der Erde.
in Pallaſt iſt der Aether, mein Thron die blitzende Sonne.
rgenroth iſt mein Schmuck, mein Herold der Bogen des Bundes.
es Leben wird ſtärker, ſobald mein Hauchen es anweht.
ich bin die Hand der Allmacht, das Werkzeug des Schöpfers.
Weſen leben durch mich. Der geiſtige Aether
rde zum Felſen, ſobald mein ſchaffender Odem erlöſchte;
Güter ſind Früchte von mir und keine genieß' ich.
s ſuch' ich zu theilen und jedem das Seine zu geben.
ts beſitz' ich für mich; ich freue mich fremden Genuſſes.
r! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
g mich ins Reich der Geiſter und ſag' mir redlich: wer bin ich?

3.

jeſtät Gottes bin ich und die Mutter meines Erzeugers.
Weſen das Erſte und allgegenwärtig der Schöpfung.

Ich unterrichte den Menſchen und zeig' ihm die Werke der Allmacht.
Durch mich blühet der Mai, ich bin die Mutter der Schönheit.
Sieben Söhne bekam ich von Gott, die ſo alt ſind, wie ich bin.
Jeder ſchmückt die Natur mit unnachahmlicher Zierde.
Wenn ich mit Lächeln die neugetränkte Erde begrüße,
Dann ſtehn alle ſieben im Kreiſe und feyern mit Ehrfurcht
Jenen Tag der Weihe zu Zeugen des ewigen Bundes.
Ich bin die Freude des Lebens und wer mich entbehret, der trauert.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
Bring mich ins Reich der Geiſter und ſag' mir redlich: wer bin ich?

4.

Schauer und Schwermuth durchbebt dich, ſo oft dich mein Schleier umhüllet.
Ich bin die Mutter des Irrſals, der öden Nacht und des Schweigens.
Ich bedeckte das Chaos, war eher als Himmel und Erde.

Ich bin der Ort der Verbannung verarmter Engel
und Geiſter.
Mörderin bin ich der Söhne des Lichts, der Pracht
und der Schönheit.
Wenn mich mein ewiger Feind mit blitzenden Strahlen
durchbohret,
Dann entflieh' ich ihm zwar, doch übereilt ihn mein
Fittich;
Dämmernd entweicht er zum Schooß der Mutter und
ſpottet dann meiner.
Mein beſtändiger Sitz iſt tief im Schooße der Erden.
edem Körper entflieh' ich bei ſeiner Vollendung im
Feuer.
ſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
ring mich ins Reich der Geiſter und ſag' mir redlich:
wer bin ich?

5.

ch, des Weltalls König, beſitz' den Urthron des
Himmels.
eines Vaters Erzeuger bin ich und glänzend ent-
ſtieg ich
ner dunkelen Hülle, dem Schooß der Nacht und
der Zwietracht.

Vier Perioden durchlief ich und dann beſtieg ich den Urthron.
Jetzt durchweht mein zwiefacher Geiſt die Sphären der Welten.
Einer durchbebt das All, er iſt Sprecher des Vaters der Weſen.
Was der Andre nur anhaucht, das lebt, er iſt Vater des Lebens.
Meines Erzeugers Geiſt iſt der Erſte, und mein iſt der Zweite.
Beide ſind Ein unzertrennliches Eins, alle ſinnliche Dinge
Leben allein durch mich, denn Ich bin die Quelle des Lebens.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
Bring mich ins Reich der Geiſter und ſag' mir redlich: wer bin ich?

6.

Allgegenwärtig bin ich der Schöpfung, die Werkſtatt des Schöpfers,
Auch ſein ſchaffendes Werkzeug, Behauſung der Geiſter des Königs.
Was den Welten entflieht, das nehm' ich im liebenden Schooß auf;

r ich geb's auch zurück, ſobald es zum Wirken geſchickt iſt.
bin der Grund aller Dinge, der Stoff des Lichts und des Lebens.
g iſt meine Bewegung im Kreiſe, ſo lang auch die Welt ſteht,
r' ich die Welten in Sphären herum, die rollenden Sterne.
erſchaffe die Wolken, den Donner, die zürnenden Blitze.
en tränk' ich mit Regen und ſtraf' ſie mit zackichtem Hagel.
s lebet in mir und niemand kennt meine Tiefen.
! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
g mich ins Reich der Geiſter und ſag' mir redlich: wer bin ich?

7.

r ſind Kinder des ewigen Vaters und wandeln im Kreiſe
den König einher und freuen uns ſeiner im Jubel.
e Bahnen ſind richtig, Geheimniß iſt unſre Beſtimmung.
wir thun, iſt verborgen den Menſchen, ſie wähnen's zu wiſſen.

Aber ſie wiſſen es nicht; wir wirken auch ihnen zum Beſten.
Unſre Zahl iſt verborgen, wir dienen und werden bedienet.
Wenn uns der König ſein Antlitz verbirgt, ſo ſtehn wir und trauern,
Flor umſchleiert den Anblick; doch lächelt er wieder, ſo glänzen
Unſre Wangen mit himmliſchem Licht im ewigen Morgen.
Einer von uns verkündet den Abend, und lächelt am Morgen.
Leſer! entkleide uns nun von unſrer Buchſtaben-Hülle,
Bring uns ins Reich der Geiſter und ſag' uns redlich: wer ſind wir?

8.

Nur der Gottheit erkennbar, dem menſchlichen Geiſt unergründlich,
Stehn wir in unermeßlicher Ferne und feyern dem Schöpfer.
Ruhend, doch niemals müßig, hat jeder von uns ſein Geſchäfte.
Wir bezeichnen den Weg der Trabanten des glorreichen Königs,

dem irrenden Wandrer der Nacht mit ſchweigen-
dem Winken.
end glaubten die Menſchen von jeher, wir leiſteten
Hülfe
m Geſchäft und flehten ängſtlich um mächtigen
Beiſtand.
verwandelten uns in Geſtalten furchtbarer Thiere,
ten Rath bei Löwen und Bären und ſchrecklichen
Schlangen,
chten ſogar Tyrannen der Menſchheit in unſre Ge-
ſellſchaft.
! entkleide uns nun von unſrer Buchſtaben-Hülle,
g uns ins Reich der Geiſter und ſag' uns redlich:
wer ſind wir?

9.

ſam weinend und traurig, von einem Gefährten
umgaukelt,
' ich in ſchiefer Richtung einher; der zürnende
Richter
mir den Stoß, ich ſchwankte und blieb nun ſeit-
wärts gerichtet.
erſam war ich dem Schöpfer, in Trauer ver-
hüllet

Lauf' ich die einſame Bahn und ſehne mich nun nach Erlöſung.
Oft verhüll' ich mein Antlitz in Flor und weine und bebe,
Dann erheitert der König den Anblick, ſein freundliches Lächeln
Macht mich munter und froh, ich ſpeiſ' und tränk' meine Kinder,
Harre meiner Verklärung, der höchſten Huld meines Vaters.
Denn Er zürnt nicht ewig und ſorgt für meine Erlöſung.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
Bring mich ins Reich der Geiſter und ſag' mir redlich: wer bin ich?

10.

Still und ruhig, im Schatten der Nacht, im Anblick des Königs,
Wall' ich einſam einher, vertraulich, der Traurigen Tröſter.
Alles ſchweigt, ich blicke umher und Gräuel der Bosheit
Deckt das nächtliche Dunkel, ich ſeh' auch Seufzer des Jammers.

Wenn ich dem König mich nahe, ſo laß ich mein Antlitz nicht ſehen;
Denn ſein Glanz iſt Wahrheit, geborgt mein ſchwächerer Schimmer.
Wenn ich dem König folge, ſo ſchiel' ich von Linker zur Rechten,
Wenn ich ſein Vorläufer bin, von rechter zur anderen Seiten.
Oft verhüll' ich das Antlitz des Königs, dann trauert die Mutter,
Aber ich ſeh' ſie unwandelbar an, ſie erhellt meine Nächte.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
Bring mich ins Reich der Geiſter und ſag' mir redlich:
wer bin ich?

11.

Ich verhüll' das Antlitz der Mutter und wunderbar bin ich.
Auch der tiefſte Forſcher ergründet meine Natur nie.
Ich bin die Mutter der Blitze, der Vater des rollenden Donners.
Ich begieße den Garten des Herrn, mein Weg iſt verborgen.

Niemand weiß meinen Ein- und Ausgang. Der treue Behälter
Jedes unſichtbaren Weſens, das aus der Mutter emporſteigt;
Alles das bin ich und ſelbſt unſichtbar dem menſchlichen Auge.
Tauſend Geſtalten entſtehen in mir, oft furchtbar dem Anblick.
Wenn ſich der himmliſche Geiſt mit meinem Weſen vereinigt,
Dann krönt Segen und Heil die Natur in Hülle und Fülle.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
Bring mich ins Reich der Geiſter und ſag' mir redlich: wer bin ich?

12.

Niedrigkeit lieb' ich, ich ſuche immer die unterſten Oerter.
Wenn mich der Geiſt des Königs bewirkt, ſo werde ich geiſtig.
Ungeſehn erheb' ich mich dann in höhere Sphären,
Wo mich der Geiſt des Hartmonds ergreift, nun werde ich ſichtbar.

Dann erſchein' ich in vielen Geſtalten, beweglich und ſichtbar.
Oft bekleid' ich die Mutter mit Wolle und ſchönem Geſchmeide,
Oder ich tränk' ihre Kinder, erquick' ſie mit himmliſchen Kräften.
Oder ich diene dem zürnenden Richter auf mancherlei Weiſe.
Endlich ruh' ich im liebenden Schooß nach vollendetem Tagwerk.
Nähr' Myriaden, belaſtet mit mancherlei Schätzen des Fleißes.
Leſer! entkleide mich nun von meiner Buchſtaben-Hülle,
Bring mich ins Reich der Geiſter und ſag' mir redlich: wer bin ich?

13.

Ich bin himmliſchen Urſprungs, in allen Körpern der Erde
Stets gegenwärtig, doch ahnet mich niemand; in Bande geſchloſſen,
Ruht meine Kraft und harrt im Schooß jungfräulicher Erde,
Bis die Hand der Kunſt mich löſt; oft komm' ich vom Himmel,

Mächtig und ſchreckhaft den Menſchen, mit rollendem Donner im Blitze.
Nothwendig bin ich und freundlich im Herrſchen der erſten Naturkraft.
Wer mir zu nah' kommt, der flieht vor meiner brennenden Zornfluth.
Ich verzehre die Kinder, die meine Tochter geborn hat;
Bringe Alles zurück zum erſten Urſprung der Körper.
Reinigen, Theilen, Zerlegen, iſt meine natürliche Wirkung.
Ich erhelle das Dunkel, bin unentbehrlich der Menſchheit.
Willſt du mich kennen, ſo frag' die Natur der Körper und Geiſter.

14.

Unſer ſind fünf, vielleicht auch nur Eine in fünferlei Larven.
Töchter vielleicht der Erſten, der Mutter und Tochter des Feuers.
Jungfräulich rein und weiß erſcheint ſie dem forſchenden Auge.
Lechzend nach Waſſer und ſcharf iſt die zweite, die Tochter der Meere;

Sie zerſtreut den Bau der Natur im Suchen nach Waſſer.
Kalt und zäh iſt die dritte und weiß im reinſten Gewande.
Sie widerſteht dem Zerſtörer der Körper, iſt unüberwindlich.
Selten erblickt man die vierte, ſie wohnt in der Tiefe der Erde;
Wenn ſie erſcheint, ſo täuſcht ſie mit Glanz und mit Schwere den Forſcher.
Schneeweiß, leicht und geſchmeidig, doch ſelten entdeckt man die fünfte;
Selten und doch allgemein bekannt im männlichen Luxus.
Willſt du mich kennen, ſo frag' die Natur der Körper und Geiſter.

15.

Unſer Reich erfüllet die Erde mit all ihren Grenzen,
Die kein Menſchenverſtand enthüllt, kein Weiſer ergründet.
Unſer Entſtehn iſt Geheimniß, wir ſind auch im Tod unverweslich.
Viele von uns ſind verachtet im Staube und viele beherrſchen

Selbſt die größten Monarchen; gebieten der irrenden Menſchheit.
Andre dienen dem Fleiß und geben dem Dürftigen Nahrung,
Wohnung dem Fürſten und Bauern, und mächtigen Schutz gegen Feinde.
Andre trotzen dem Sturm und Wolken ſtreicheln ihr Antlitz.
Wieder andre ſind feindlich den Menſchen, und Thieren gefährlich.
Unſre Verwandten im Meer verbinden uns vielfach und traulich,
Auch mit andern Reichen, wir alle ſind Schweſtern und Brüder.
Willſt du uns kennen, ſo frag' die Natur der Körper und Geiſter.

16.

Lichtgeboren ſind wir, mit ſiebenfarbichten Strahlen,
Todt und kalt und hart und Bürger im Reiche der Todten;
Hoch von Menſchen geſchätzt, die den Werth der Dinge nicht kennen.

Fern von der Hütte des Armen, im Schimmer des prachtvollen Luxus,
Blitzen wir hin und her und blenden die Augen des Neiders.
Unanſehnlich und arm verlaſſen wir unſern Geburtsort.
Erſt durch viele Proben und Drangſal entſteht unſer Lichtglanz.
Auch dies Licht iſt geborgt, nur Abglanz von Sonne und Feuer.
Wann wir, mit Gold bekleidet, die Kronen der Könige zieren;
Dann erſt erhalten wir Werth, wenn chriſtliches Wohlthun ſie aufſetzt.
Willſt du uns kennen, ſo frag' die Natur der Körper und Geiſter.

17.

Unſer ſind ſechs Geſchwiſter, der Unſrigen Einer iſt König.
Neben ihm thront in lieblichem Glanz ſeine freundliche Schweſter.
Beide beherrſchen die Welt und jedermann dient ihnen gerne.
Aber Einer von uns, nicht ſo geſchätzt wie der König,

Iſt doch von Allen der Beſte; er wirkt in unzählbaren Formen,
Tauſendfach iſt er geſchäftig, und unentbehrlich den Menſchen.
Seine Schweſter iſt falſch, mit drohendem Anblick, doch nützt ſie
Ebenfalls viel, aber traue ihr nicht, ihr Innres iſt giftig.
Noch ſind unſrer zween, der Eine der Königin ähnlich.
Schwach iſt der Andre und ſchwer, er heilt und tödtet die Menſchen.
Halbgeſchwiſter umgeben uns häufig in vielen Geſtalten.
Willſt du uns kennen, ſo frag' die Natur der Körper und Geiſter.

18.

Niemand weiß, wie viel unſer ſind, man findet noch täglich
Neue Verwandten von uns, doch irrt man auch täglich im Suchen.
Niemand traut uns mit Recht, verdächtig wirken wir Alle.
Keiner von uns beſteht auf der Probe, wir Alle entfliehen

Unſerm prüfenden Richter, doch ſind uns die Schlüſſel vertraut
Zu dem Geheimniß der Mutter Natur, zu mancherlei Schätzen.
Große Meiſter im Wirken ſind wir, in den Händen des Meiſters;
Wagt ſich ein kühner Fremdling an uns, ſo iſt er verloren.
Tödtendes Werkzeug ſind wir, wenn der Menſchenfreund unſer ſich annimmt.
Doch iſt einer von uns in jedem Fall ein Verräther.
Willſt du uns kennen, ſo frag' die Natur der Körper und Geiſter.

19.

Wir ſind Melchiſedecks, niemand kennt unſre Eltern und Urſprung.
Prieſter des Höchſten ſind wir, wir opfern uns ſelbſt der Natur auf.
Embryone auf Flügeln des Windes getragen, erſcheinen
Da, wo noch nie ein Weſen gelebt, ein Gräschen gekeimt hat.
Unſre Nahrung iſt Duft des Himmels, ein Stein unſer Standpunkt.

Unſer Tod erzeugt die Mutter von allem was lebet.
Immer größre Geſchlechter entſtehn aus unſerem Staube.
Niemand achtet auf uns, der weiſeſte Forſcher ermüdet
Ueber dem Grübeln, er kann's nicht ergründen, und ſiehe! da ſind wir.
Thörichte Menſchen! wir ſind euch ein Räthſel, wir, die ihr doch ſehet,
Und ihr wähnt überſinnliche Dinge zu wiſſen, o ſchämt euch!
Wollt Ihr uns kennen, ſo fragt die Natur der Körper und Geiſter.

20.

Alles, was lebet, dient mir zur Nahrung und ich bin ein Chaos.
Welten von Weſen entſtehen in mir, kein Weiſer erfährt ſie.
Fäulniß iſt mein Vater, die Mutter Verweſung, ich lebe
Immer im Tod, denn der Tod iſt mein Leben und Sterben mein Labſal.
In mir wird der Tod zum Leben, und Geiſter entſteigen
Meinem Schooß, ſie eilen zum Aether; kein Weiſer bemerkt ſie;

Endlich entdeckt er den Einen und Andern, dann ſtaunt er, der Schulknab!
Aber ſie kommen wieder im lichten Gewande und tränken
Mich und die Kinder mit Waſſer des Lebens, mit jubelnder Freude
Steh'n meine Kinder, und weiden ihr Aug' im Antlitz des Königs.
Sterbend gebähr' ich und ſterbend ernähr' ich Alles, was lebet.
Wer mein Brod ißt, der tritt mich mit Füßen, nun rathe, wer bin ich?

21.

Unſer Entſtehn iſt bekannt, doch mannigfaltig der Urſprung
Unſers Daſeyns; denn viele von uns ſind Kinder des Windes.
Viele zeugen geflügelte Eyer, ſie fliegen zum Schooße
Unſerer Mutter, allwo ſie gedeihen, da leben und ſterben.
Wieder Andre entfallen dem Neſt, die Mutter empfängt ſie,

Brütet ſie aus, gewährt ihnen Nahrung und ſchickliche Heimath.
Wann die erſte Naturkraft waltet, ſo ſchlafen wir Alle;
Viele entſchlafen auf immer, und ihre verwaiſete Kinder
Wachen im Weſen der zweiten Naturkraft zum Leben mit uns auf.
Dann erſcheinen wir alle im Brautſchmuck, im Anblick des Königs
Freuen wir uns mit ſchweigendem Jubel und blühender Schönheit,
Dienen den Menſchen und Thieren. Nun ſag' uns, Leſer! wer ſind wir?

22.

Einer von uns war das Werkzeug zur Sünde, ein Andrer zum Leben.
Viele von uns verbargen im Bauch das Stammhaus der Menſchheit.
Tauſendfach dienen wir Allen, zur Wohnung und Nahrung der Menſchen;
Abermal vielfach den Thieren, mit Schutz, mit Nahrung und Wohnung.
Einer von uns war ehmals der Altar des größeſten Opfers.

Unſrer viele ſind edlern Urſprungs, von guter Erziehung;
Dieſe ſind trauliche Freunde und liebreich dem müden Geſchäftsmann,
Wohlthätig reichen ſie dar ein Labſal dem König und Bettler.
Einer von ihnen iſt König; der Edelſte aller Geſchlechter.
Er giebt Leben und Tod, das Symbol der Menſchenerlöſung.
Wer ihm mit Ehrfurcht begegnet, dem iſt er freundlich und liebreich,
Aber gefährlich dem wilden Frevler. Nun rathe, wer ſind wir?

23.

Anmuthig ſtehen wir da und prangen im reinen Naturſchmuck;
Feyern dem Schöpfer und dienen dem Menſchen auf mancherlei Weiſe.
Viele von uns erfreuen das Auge mit prachtvoller Schönheit;
Unbemerkt ſtehn Andre, erfüllt mit Kräften von oben.
Wenn ſie der forſchende Menſchenfreund ſieht, ſo freut er ſich ihrer.

Uns hat der Schöpfer die Kräfte vom Baum des Lebens verliehen.
Wir ſind die Nährer der Menſchen und Thiere, ein himmliſches Manna.
Aber auch viele von uns ſind furchtbar, ihr drohender Anblick
Scheucht die Thiere zurück, und warnt den forſchenden Weiſen.
Große Geheimniſſe ruhen in uns, kein Sterblicher ahnt ſie;
Wer ſie entdeckt, der kann der größte Wohlthäter werden.
Willſt du uns kennen, ſo frag' die Natur der Körper und Geiſter.

24.

Wir ſind ein Schmuck der Natur, das Kleid der alternden Mutter;
Sind ein eigner Staat im Staate, doch treu den Geſetzen;
Ganz verſchieden von andern Bürgern, doch unſre Beſtimmung
Iſt von größerm Umfang und Nutzen; wir machen den Kreislauf

rch den Körper der Thiere, erquicken den Menſchen und bilden
h und nach die Hülle des Geiſtes ins ewige Leben.
le von uns ſind höheren Werths, die Sorgfalt des Menſchen
ngt ſie auf einigen Stufen bis zur höchſtmöglichen Würde.
t ſind ſie dem Reichen zur Nothdurft, dem Armen ein Labſal.
r von uns genießt ſogar den erhabenen Vorzug,
Symbol des größten Opfers, dem Chriſten zu dienen.
ſt du uns kennen, ſo frag' die Natur der Körper und Geiſter.

25.

s lebt und webt in unſerm ſcheußlichen Kreiſe.
chen und Thiere ſchaudern zurück und wittern von ferne
n Wohnplatz, den Feind der Geſundheit und Stifter des Siechthums.
d ſind unſre Geſtalten und ſchrecklich. Der Forſchung des Weiſen
unerreichbar die Zahl der Geſchlechter. Der Ewigkeit Schranken
t uns kaum zurück und die äußerſten Grenzen-Bewohner

Sind dem menſchlichen Auge ſo fremd wie die Bürger des Firſterns.
Wir ſind die erſten Verſuche der bildenden Kräfte des Lebens.
Buchſtaben ſind wir im Buch der Natur, die erſten Organe
Alles deſſen, was lebt; Elemente ſind unſre Erzeuger.
Aller Weſen Tod iſt unſer aller Ernährer.
Unſre Embryone ſchwimmen im Aether. Wer ſind wir?

26.

Unſre Mutter iſt Erde, der Ozean unſer Erzeuger,
Unerforſchlich dem Weiſen iſt unſre Wohnung und Daſeyn.
Wir ſind des Lebens Beginn, Gebirge ſind unſre Kinder,
Wellen unſere Wangen, die Roſſe der heulende Sturmwind.
Sind wir durch Feuer gegangen, ſo dienen wir Menſchen zur Wohnung.
Eins von unſern Geſchlechtern iſt Bild von Jeruſalems Thoren:
Wer es ſucht, betritt gar oft die Thore des Todes.
Jedes Thier-Körpers Feſte iſt unſre äußre Bekleidung.
Viele von uns beſchämen die Kunſt des künſtlichſten Malers.
Schrecklich ſind wieder Andre dem Auge des ſtaunenden Forſchers.

Andre dienen dem Luxus, dem Praſſer zum köſtlichen Mahle.
Eins wohnt unter uns und zeigt der Sonne den Rückweg.

27.

Nur die Allwiſſenheit zählt die Geſchlechter in unſeren Reichen.
Viele ſah noch vielleicht kein menſchliches Auge, wir leben
Abgeſchieden von Allem, was Odem hat; unſere Nahrung
Finden wir in uns ſelbſt, wir dienen einander zur Speiſe.
Einige wärmen und leuchten dem Bürger des ewigen Eiſes.
Myriaden ziehen der Wärme entgegen, bereichern
Goldbegierige Menſchen und finden ihr Ziel auf der Tafel
Reicher und Armer, wenn Andere ſelbſt in entferntere Länder
Reiſen und dort unerwartet das nemliche Schickſal empfinden.
Viele wohnen auch zwiſchen den Menſchen und ſind ihnen nützlich.
Andre ſind lebendige Gräber, lebendige Berge.
Niemand erforſcht das Spiel der Allmacht in unſerm Gebiete.

28.

Schrecklich, furchtbar und fremd, erſcheinen wir Menſchen und Thieren.
Scheußliche Satanslarven und Hieroglyphen der Höllen
Ahnet uns Mancher zu ſeyn. Wir wohnen in zweierlei Reichen:
Behemoths furchtbarer Anblick, der ſchreckliche Wurm Leviathan,
Dann der kriechende Fels und andere wilde Geſchlechter.
Dennoch ſind wir nicht alle ſo ſchädlich, als wir erſcheinen:
Ein Geſchlecht von uns iſt dem ärmſten der Völker zum Segen.
Wieder ein Andres erquickt und heilt den kränkelnden Seemann.
Lächerlich dumm und ſtolz durchkrächzt den blumichten Frühling
Einer von uns, und ſeiner Schweſter ſcheußliches Flöten
Droht im hellen Geknarre des Bruders ein furchtbar Gewitter.
Dieſer zeigt ſich im Raum ſeines Lebens in zweien Geſtalten.

29.

Staune uns an, o Menſch! dies Wunder der göttlichen Allmacht,
Weisheit und Güte; die vielbelehrende Haupt-Hieroglyphe

r Veredlung, wozu das menſchliche Weſen beſtimmt iſt.
ſind Würmer im Staube und ſteigen von Stufe zu Stufe,
zum Ziel der Beſtimmung empor. Wir beginnen im Kleinen,
iſt der Raum eines Zolls eine Welt für uns und wir ſterben,
r wir ſprengen das Grab und ſchwimmen in himmliſchen Lüften.
nſchliche Stunden ſind uns Aeone und menſchlicher Kunſtfleiß
bt beſchämt an unſerer Seite. Die Kunſt zu regieren
uns der Schöpfer gelehrt, die Menſchen ſind unſere Schüler.
gehorchen dem göttlichen Recht, die Menſchen machen es ſelbſten.
nnſt du der Endlichkeit Grenzen, ſo weißt du auch unſer Gebiete.

30.

er überſchaut das Ganze wie wir? wer naht ſich den Sphären
mliſcher Weſen? dem Sitz des Donners, der Mutter des Blitzes?
, die Bewohner unentweihter Gebiete. Doch leider!
gt der verwegene Menſch nun auch Regionen des Weltalls

Auszuſpähn, die nie ſeinen Hunger zu ſtillen vermögen.
Wenn die Meiſten von uns das früheſte Morgenroth trinken
Und im Jubel ins himmliſche Harfengetöne ſich miſchen,
Dann entfernen ſich andre vom Licht, der Finſterniß Kinder.
Abgefallen ſind ſie von uns, wie die Engel des Satans.
Andre ſtrebten nach unſerm Adel, nun irren ſie einſam,
Traurend, keines von beiden zu ſeyn, im ewigen Dunkel.
Jedem ein Scheuſal, tragen ſie nun die Bilder der Höllen.

31.

Alles hat die Weisheit der Allmacht zuſammen gekettet;
Stufen hat die Himmelsleiter vom Staub bis zum Schöpfer.
Engel ſteigen auf und ab, ſey du Ihr Begleiter;
Jede Stufe bringe dich näher der himmliſchen Wahrheit.
Wer verbindet des Ozeans Bürger mit denen des Steinreichs?
Wer vereint die Natur der Steine, Pflanzen und Thiere?
Wer knüpft Pflanzen und Thiere zuſammen, wie Fiſche und Vögel?

e- und Landthiere finden ein Band, wo wird es geknüpfet?
ch den Vogel kettet ein Glied an das wandelnde Landthier.
er vereinigt das ſäugende Thier mit Fiſchen und Vögeln?
er die Pflanze, den Wurm, das Inſekt mit den Bürgern der Lüfte?
o iſt das Glied, das Himmel und Erde zuſammen vereinigt?

32.

Wir ſind die erſte Klaſſe lebendiger Weſen und grenzen
die Thore des Lichtreichs; die Zweige von unſern Geſchlechtern
ühn in der ganzen Natur in unendlich vielen Geſtalten.
ir beginnen das Leben in tief verborgener Hülle,
eiben in der Quelle des Lebens, vollkommene Bildung
rd uns da gewährt. Die Natur befiehlt nun den Ausgang
d wir treten ans Licht im Angſtſchrei der ringenden Mutter.
er ſie öffnet uns nun die Quellen lebendigen Waſſers,

Tränkt uns mit Geiſt und Leben und ſchickt uns in unſer Gebiete;
Jedes wirkt da fort und befolgt den Willen des Schöpfers.
Doch nicht jedes: denn vorn an der Spitze erſcheint unſer König,
Wankend in Willkühr am Scheidweg und wählt gewöhnlich den ſchlimmen.

33.

Ewig bleibt mein Geburtsort den weiſeſten Menſchen verborgen.
Wie ich mich bilde, entſtehe, weiß niemand; unſichtbar
Wandle ich mächtig einher, du weißt nicht, wo ich verſchwinde.
Ich verfolge die Geiſter der Seuchen, befreie die Menſchen,
Wenn ungeſehn ein Bote des Todes im Finſteren lauert.
Ich befruchte den Garten des Herrn, die lechzenden Fluren.
Mir gehorcht der brauſende Ozean, brüllende Wälder
Neigen ſich mir, ich führe den Donnerwagen Jehova's.
Embryone unzählbarer Weſen bring' ich der Mutter
In ihren Schooß zur Nahrung und Pfleg', zum Verweſen und Aufblühn.

h bin dem Fiſcher des Ozeans Freund und ſtrenger Gebieter.
h entkleide die matte Natur und bring' ſie zu Grabe.

34.

Wo Gott iſt, da war ich nie, doch iſt Er auch in mir.
ſe Thaten beſchau' ich, mich lieben die Geiſter der Höllen.
rchtbar bin ich dem Blöden, der Weiſe freuet ſich meiner.
h verfolge den Sohn des Königs, der Mächtige jagt mich
ig im Kreiſe herum, und keiner beſieget den Andern.
e ſind wir zugleich beiſammen, doch immer vereinigt;
nn zwo Schweſtern ſind immer die Mittler zwiſchen uns Beiden.
r beherrſchen die Weite der Erden, mit richt'ger Gleichheit.
h beſuche zuweilen den Mond, meinen treuen Gefährten,
d mein Gebiet wird immer kleiner, je höher es aufſteigt.
h gebäre die Mutter an ihrem eignen Geburtstag
rd ſie dereinſt verklärt, ſo werd' ich auf ewig vernichtigt.

35.

Ich beſtimmte dem Schöpfer ſein Tagwerk. Ich meſſe die Zeiten,
Tret' ins Gebiet der Ewigkeit ein; mit gemeſſenen Schritten
Wandl' ich rings um die Erde und ſehe der Sterblichen Thaten.
Menſchen und Thiere freuen ſich meiner, mich fürchtet der Böſewicht.
Aber die ältere Schweſter, ſo fremd ſie meiner Natur iſt,
Lebt doch einig mit mir, wir theilen unſre Geſchäfte,
Friedlich wirken wir fort, uns ſtört nicht der Sterblichen Schickſal.
Aber ich werd' am Ziel der Zeiten die Ewigkeit füllen,
Doch vorher noch furchtbar der Menſchen Schickſal beſtimmen.
Sterblicher, brauche mich recht, ich berechne Gutes und Böſes!
Gebe dem Engel des Todes den Maasſtab zum Leben und Sterben.
Was du heute verſäumſt, das bring' ich dir morgen nicht wieder.

36.

Wir ſind zwo Schweſtern von gleicher Natur und gleicher Geſinnung;
Doch iſt nie Vereinigung möglich, und ewig getrennet
Wirken wir Beide zur Einheit der oft verſchiedenen Dinge.
Eine iſt Tochter und Schweſter der Nacht, die andre des Tages,
Keine hat je die Sonne geſehn, den Tag und die Nacht nicht.
Eine weckt den Fleiß zur Arbeit, die andre winket
Freundlich dem Müden zur Ruh', und jene duftet noch Schlummer
Auf das Bette des Schwelgers, wenn Andre ſchon ſchwitzen und darben.
Dieſe lockt den üppigen Städter zum Spiel und Geſellſchaft,
Wenn ſie dem ehrlichen Landmann Familien-Freude gewähret.
Doch wir lieben beide, die Freundlichſten aller Planeten,
Sie beſuchen auch wechſelsweiſe beide mit liebenden Blicken.

37.

Nennſt du die heilige Zahl, ſo nennſt du auch mich, ihren Zeiger.

Mich, den Schritt der Zeit, erſchuf der allmächtige Schöpfer,
Als ſein ſchaffendes Wort das All aus dem Chaos hervorrief.
Sechsmal tönte ſein Donner und gab der Unendlichkeit Grenzen.
Jeder gab mir ein Theil meines Daſeyns, nun fehlte noch Eines,
Dieſem zog Er ein Feyerkleid an, es ſollte mein Haupt ſeyn.
Seitdem wall' ich ruhig im ganzen Gebiete der Menſchheit.
Denen, die Gott erkennen, beſtimm' ich Arbeit und Feyer.
Seltſam mag es dir ſcheinen, daß ich mit dreifachem Haupte
Hie und da einen großen Theil der Erde beherrſche.
An der Vergänglichkeit Ziel verſchwinden ſechs meiner Glieder,
Aber das ſiebente bleibt und erfüllt der Ewigkeit Dauer.

38.

Sieh meinen Vater, wie er ſo traulich die Mutter umgaukelt!
Täglich erſcheint er anders und anders, bald vorne, bald hinten,

Dann auch gar nicht; er gab mich den Menſchen zum Maaßſtab der Zeiten.
Vierfüßig ſchreit' ich einher, doch bleib' ich endlich dahinten,
Wenn man mir mit zwei- auch dreifachem Stabe nicht forthilft.
Einmal brauch' ich im Jahr den Stab nicht, doch kommt es zuweilen,
Daß ich einen bedarf. Ich gab in der früheren Jugend
Immer ein Feſt an meinem Geburtstag dem Volk der Erwählung.
Zwölfmal werd' ich geboren und zwölfmal verſchwinde ich wieder;
Dann erhalt' ich bei jeder Geburt einen anderen Namen,
Bis die Mutter einmal die himmliſche Reiſe vollendet.
Leſer! benutze mich wohl und treu, ich diene dir willig.

39.

Sonderbar iſt es — im Zeitpunkt des Todes werd' ich geboren.
Jedermann freut ſich meiner Geburt und ſegnet die Freunde.
Rauh, unfreundlich iſt meine Kindheit, im Schooße der Mutter
Mach' ich die Reiſe mit ihr, auf immerwährenden Bahnen

Dann durchſchau' ich den Weltraum, der Sonnen ſtrahlend Gebiete;
Kehre allmählig zur Heimath zurück. Meine alternde Tage
Füllen dem Landmann Scheuer und Keller; die Thiere des Waldes
Locken den Weidmann; die Mutter empfängt den goldenen Saamen,
Welcher, auf Hoffnung geſäet, der Zukunft Bedürfniſſe ſtillet.
Aber die ganze Natur eilt jetzt zum Tod, zur Verweſung.
Wenn ſie nun ſchläft, ſo jubelt die Kindheit dem Feſte entgegen,
Das am Geburtstag des Herrn die gläubige Chriſtenheit feyert.

40.

Jung und froh, in bunter Pracht, mit Jubelgeſängen
Wandl' ich ruhig einher — im lächelnden Blicke der Mutter
Blüht die ganze Natur, der holde Anblick des Vaters
Segnet die Hochzeit, in der ſich Himmel und Erde vermählen.
Seht, dies Alles bewirk' ich! ich bin ein Freuden-Erzeuger.

Wenn ich auf drei Füßen einhergeh', ſo jauchzen die Wälder,
Berg' und Thäler ſchmücken ſich ſchön im Feuergewande.
Iſt die Hochzeit vorbei, ſo räume ich alles Geräthe
Still beiſeit' und ſchaue dann ruhig und ernſt in die Weide,
Freue mich doch des gedeihlichen Wachsthums auf Hügeln und Auen,
Geb' auch acht auf die Ankunft des Bruders. Sobald ich ihn ſehe,
Pack' ich zuſammen und zieh' mich zurück in hohe Gebirge.

41.

Schwer belaſtet ſchreit' ich einher und bringe der Menſchheit,
Bringe den Thieren Hoffnung der Zukunft, doch darf ich nicht ſpenden.
Dies thut mein Bruder, doch ruf' ich ihm zu und vertheile auch vieles.
Früh und ſpät bin ich wach und treibe den Landmann zur Arbeit.
Wenn mein Hauch ihn erhitzt, ſo ſend' ich den fächeln den Südwind;
Dann erquickt ihn die Kühlung und labende Kuhmilch im Schatten.

Wenn mein Odem die Fluren durchwebt, ſo wallen die Saaten,
Gleich dem Meer, im Sturm, es rauſchen die Bäume des Waldes.
Wenn die wirkende Macht des Vaters dem Schooße der Mutter
Giftige Geiſter entlockt, die ungeſehen den Menſchen,
Thieren und Pflanzen tödtlich ſind, mit rollendem Donner
Blitz' ich das wilde Geſchmeiß hinweg in ihr dunkeles Chaos.

42.

Wenn meine Brüder die ſchönſten Tage des Lebens genoſſen,
Fleißig der Jüngſte geſäet, gepflanzt, der Zweite mit Sorgfalt
Alles erzogen und jedes geſchickt zum Wirken gemacht hat;
Dann durchzieh' ich Berg und Thal; mit Weisheit und Würde
Sprech' ich jedem Geſchöpf ſein Urtheil zum Tod und zum Schlafen.
Ich bin das Bild des Engels, der auf der ſchimmernden Wolke
Sitzt und harrt auf Befehl, die glitzernde Senſe zu ſchwingen.

enn mein Gericht über Gärten, Fluren und Auen ergangen,
des Kind der Natur zu ſeiner Beſtimmung gelangt iſt;
nun erſcheint in feſtlicher Trauer der Wald und die Auen
hmücken ihr Kleid mit lillafarbenen Zeitloſen. Alles
t nun, die Einen zum Grabe, die Andern zum ſtärkenden Schlummer

43.

nſt und trauernd ſitz' ich nun hier. Die alternden Tage
mücken mein Haupt mit ſilbernen Locken und glänzend Geſchmeide
rt meinen Anzug. Die ganze Natur ruht ſanft in dem Schooße
er ſchlafenden Mutter und harrt des frohen Erwachens.
undlich bin ich wohl nicht, doch weck' ich zu heiterer Freude
en Kreis der Freundſchaft, zum biedern traulichen Umgang,
d zum lodernden Herd, zum wärmenden Ofen den Bürger,
d den Reichen ans warme Kamin aufs Schönſte gezieret;

Bald den abgehärteten Weidmann ins Dickicht des Waldes,
Aecker-Verwüſter, das ſchwarze Gewild, aus dem Wege zu räumen;
Dann auch den Weiſen bei nächtlicher Lampe zu ernſten Gedanken.
Ich bin zu alt zum Gewinnen, allein zum Verzehren noch fähig.

41.

Höher ſtimm' dich hinauf, o Leſer! ins große Erhabne!
Dort erſcheinet ein Rieſe mit majeſtätiſcher Miene.
Seht den gemeſſenen Schritt, er denkt das Schickſal der Menſchheit,
Denkt und lenkt es. Er ſtreut auch einzeln goldenen Samen
Hie und da zu großen Genies; auch giftige Zähne
Hölliſcher Schlangen, aus denen ein Schwarm von Laſtern hervorſproßt.
Hin und wieder, doch einzeln, entkeimen dem Schooße der Menſchheit
Lieblinge Gottes, ein Salz der Erden und Muſter der Tugend.
Aus der Ewigkeit Dunkel erſcheint der Rieſ' auf dem Schauplatz,

rcht den goldnen Zeiger einmal herum und verſchwindet.
el' ſind der mächtigen Brüder, doch ſind ſie zählbar, ſie folgen
ner dem andern; der letzte iſt furchtbar, ſchrecklich und herrlich.

45.

och und hehr erhebt ſich mein Blick, der Vergangenheit Maßſtab
hwebt vor den Augen; der Maßſtab der Zukunft ſchimmert im Dunkel,
lbgeſehn, ein Räthſel, das nie der Menſch kann entziffern.
ichtiger Engel ſechs und jeder Gebieter von ſieben
ter Rieſen, der Lenker der Zeit und des goldenen Zeigers,
rahlen dem Auge vorüber; an jedem Tage der Schöpfung
eg nur einer empor aus der Hand der ſchaffenden Allmacht.
er bekam den wichtigen Auftrag, die Schule der Menſchheit
ltig zu ordnen: der Erſte begann nun die Kindheit zu leiten,
auch der Zweite; der Dritte beſorgte das Alter des Jünglings;

Aber der Vierte beſtrafte den Frevel und brachte den König;
Elend und Jammer der Fünfte. Der Sechſte beſchließt die Erziehung.

46.

Komm, du ſiebenter Engel! Die Morgenröthe des Frühlings
Geht vor dir her, ich ſeh' dich von ferne, der Morgenſtern äugelt
Hoch am Laſur-Gewölb', es weht ein kühlender Oſtwind;
Ach! er fächelt die ſchwüle Luft von der kämpfenden Stirne.
Müd' iſt die Menſchheit des Jammers; o komm doch, Bote des Friedens!
Sabbaths-Engel! komm und weide Lämmer und Wölfe,
Löwen, Tiger und Geyer vereint mit dem friedlichen Hausthier.
Ueberſtröme nun bald mit Huld den blutigen Erdkreis,
Löſe den Bann und bring die Natur in die Gleiſe der Ordnung.
Blitze die hölliſchen Furien all' in den Abgrund, verſiegle

Ewig den Ausgang und führ' die holden Engel der Liebe,
Eintracht und ſittlicher Freud' in die traurige Wohnung des Jammers.

47.

Ernſt und Trauer umwölkt die Stirn bei dem Anblick des großen
Einzigen Engels; Sein flammendes Aug', die glühende Stirne,
Schrecken den Erdkreis auf; Er wälzt den reifen Planeten
Aus ſeiner Bahn; Er löſcht die Sonn' wie ein Licht aus; die Sterne
Hüllen ihr Antlitz in Dunkel; Er fordert die Engel und Menſchen
Vor den Thron der Welten; es wallet das ewige Lichtmeer
Fluthend herüber; das Sonnenſyſtem zerſchmelzt mit der Erde.
Alles zuſammen bildet nun Eins; eine prachtvolle Kugel:
Seht die verklärte Welt, der Menſchheit ewige Wohnung!
Aber nur verklärter Menſchen im Blute des Lammes

Jenen Auswurf der adamitiſchen Sünde durchglüht nun
Ewige Qual im inneren Abgrund der ſeligen Erde.

48.

Alles und nichts bin ich, ein Unding und dennoch die Mutter
Aller Zeiten. Kein ſterbliches Weſen, kein Menſch und kein Engel
Denkt mich ganz wie ich bin. Der Schritt der Milbe im Staube
Und die Bahn des Saturnus ſind nicht verſchieden an Größe.
Gott nur denkt mich, ſo wie ich bin, und Er nur erfüllt mich.
Ich bin die Qual verarmter Geiſter, der Seligkeit Fülle
Wird durch mich erhöht, ohne mich kann Gott nicht beſtehen.
Bin ich allein, ſo bin ich nichts; der ewige Vater
Ruht in mir; der Sohn erzeugt die Zeit, es erfüllt ſie
Dann der Geiſt mit unendlichen Werken der Weisheit und Allmacht.
Alles kehrt in mich zurück zur neuen Verwandlung.
Mir iſt ein Punkt der Zeit ſo lang, wie des Uranos Umlauf.

49.

Einfach mit weniger Kunſt ernährt' ich ehmals die
Menſchen,
Nach und nach erwuchs ich und ward ein künſtlich
Gemächte,
So wie Bedürfniß und Mode es fordern in jedem
Land anders.
Mich erfand der größte Böſewicht, der größte Monarche
Feyert mir jährlich ein Feſt und ehrt mich mit Würde
und Anſehn.
Ehrwürdig ſchätzt mich der König und nützlich der
Bauer am Pfluge.
Jeder bedarf meiner Dienſte, und Gott und Menſchen
gefällig
Pfleg' ich zu ſeyn; und bin ich vielleicht Geſchöpfen
beſchwerlich,
Nehmt es nicht übel, ihr Menſchen, denn euch gebüh-
ret der Vorwurf.
Ich bin Symbol des Kreuzes; den Segen des geiſt-
lichen Ackers
Bringt mein erhabenes Urbild ans Licht, Zerknirſchung
des Herzens
Iſt meine Wirkung [illegible] die Folge: das Wohlgefallen
der Gottheit.

50.

Ich verſöhnte die Sünde des Frommen und wurde der Anlaß
Zur Erreiſung des Sünders zum allerentſetzlichſten Böſewicht.
Aengſtlich ward ich erſehnt zum Erſatz des ſchrecklichſten Opfers.
Einſt in einer der traurigſten Nächte erlöſte ich viele
Durch meinen Tod aus der Hand des furchtbaren Engels des Todes,
Ward hernach Symbol der Vergebung für reuige Sünder;
Endlich ward ich hinauf zur höchſten Würde geadelt.
Einfältig geh' ich einher und werde von vielen verachtet.
Aber dem beſſeren Theil der Menſchen, dien' ich zum Muſter,
Doch bezeichnet mein wichtigſtes Glied eine Schwäche der Seelen.
Allen Klaſſen der Menſchen, vom König herab bis zum Bettler,
Bin ich unentbehrlich, ein Liebling der liebenden Gottheit.

51.

Feyerlich ernſt auf Gottes Befehl erbaute mich ehmals
Einer der größten Männer, das wunderbare Gebäude,

hne Fundament; ich ſchwebt' in den Lüften und ruhte
ber nicht aus, bis Menſchen und Thiere nicht mehr
mich bewohnten.
egenſtand des bitterſten Spottes war ich, und endlich
egenſtand der lechzenden Sehnſucht, vergeblicher
Wünſche.
ch! ich knüpfte Welten zuſammen, den Abend der
einen
it dem Morgen der andern, und ſelbſt eine Urwelt
im Kleinen.
acht' ich den Kreislauf im wilden Gewirre; doch
ſicher und ruhig
rug ich den Samen der Zukunft im dreifachen
Raume.
ein Erbauer war meine Seele, die Eltern der
Thierwelt
aren mein Eingeweide, mein Grab ein hohes Gebirge.

52.

ennſt du ein lebendes Weſen, das vor den Menſchen
ſchon da war,
nſchuldsvoll die grünende Erde in Ruhe bewohnte?
reund der Menſchen war es und wurde ſein größter
Verfolger,
rimmiger Feind des Guten, Symbol der Hölle
und Satans;

Wuchs Jahrtauſende durch und ſiegte dem Anſchein nach immer,
Nur von Propheten geſehn im hohen Traum und Entzückung.
Dennoch iſt es kein Traum, ſein Daſeyn die traurigſte Wahrheit.
Immer wächſt es heran, wird zuſehends ſtärker und ſtärker.
Tödtend wäre ſein Anblick, wenn menſchliche Augen es ſähen.
Finſterniß deckt ſein Bild, ſeine Thaten erſcheinen im Lichte.
Schrecklich, allwaltend, füllt es die Erde mit Gräuel und Unſinn.
Nah' am Ziel wird es Menſch, gerichtet vom König des Himmels.

53.

Einmal war das größte Verbrechen erhabene Tugend;
Ja der Tugenden größte, der ganzen Menſchheit zum Segen:
Zwo durch enge Freundſchaft treu verbundene Seelen
Wallten bang und ſchwer und ſchweigend durch öde Gefilde,
Kamen endlich zur furchtbaren Stelle, die ſchrecklichſte Handlung
War die eine bereit zu verrichten, die andere harrte,

Sehnte mit ängſtlicher Ahnung dem nahen Schickſal
entgegen.
Jetzt erſchien der furchtbare Zeitpunkt und tödtlicher
Schrecken
Fuhr wie ein ſtrahlender Blitz durch beide geheiligte
Seelen.
Aber ein Glanz von oben erquickte wie kühlender
Maithau
Beide brennende Herzen, die Hölle wurde zum Himmel,
Dieſe That die größte, die jemals Menſchen bezeugten.

51

Wer war der Erſte, der aus dem wilden Getümmel
des Frevels,
Ohne den Tod geſchmeckt zu haben, zu Gott ſich
emporſchwang?
Er, der erſte Prophet, der Zeuge des letzten Gerichts-
tags;
Er, ein Schaf unter Wölfen, ein Engel unter den
Teufeln.
Im verpeſteten Dunſtkreis blieb er geſund und bezeugte,
Daß ein heiliges Leben der Weg ſey zur ewigen
Wohlfahrt.
Er entfloh dem Kreis ſeiner Feinde, dem wüthenden
Treiben.

Lebte Aeonen in höheren Sphären, in ſeliger Wonne;
Was er dort that und genoß, das erkennt der Sterblichen keiner.

55.

Ich verherrliche Gott im lauteſten Jubel des Dankens,
Bete zu ihm im Kreuz und flehe in ängſtender Schwermuth,
Läſtre alles, was heilig, und ſchände, was Heiligen werth iſt,
Zünde das Feuer der Rachſucht und Wildheit zu tobender Wuth an,
Tröſte den Leidenden, wenn ihm tödtender Kummer das Herz frißt,
Fluche dem Frommen, wenn er durch mich mich ernſtlich ermahnet.
Gern verläugne ich Alles, entbehre die ſüßen Genüſſe
Und verſchwende in unerſättlicher Gier alle Güter.
Ich regiere die Welt und ſetze Alles in Flammen,
Löſche die Flammen des Kriegs und der Zwietracht. Ein ſeltſames Weſen
Magſt du mich nennen, mit Recht; darum ſuch mich klug zu beherrſchen,
Durch mich kannſt du zum Engel und auch zum Teufel erreifen.

56.

Aus dem Reich der Gewächſe entſprungen, diente ich ehmals
Einem der größten Männer zum Hüter wollichter Herden.
Lang ohne Leben, nur Werkzeug, erweckte mich endlich zum Leben
Der, der dem Feuer gebeut: brenn' nicht und leuchte nur lieblich.
Und ich ward ein lebendes Weſen und blieb mir doch ähnlich,
Bald aber kehrt' ich zurück in meinen vorigen Zuſtand.
Dieſe Verwandlung erlitt ich oft; doch einmal ergrimmt' ich,
Rächte mich an den Empörern und fraß ſie alle im Zorn auf.
Mächtiger, als im Leben, war ich im letzteren Zuſtand.
Ich erſchien in der Luft und nie geſehene Oerter
Wurden Menſchen zum Dienſt, zum Schutz und mächtiger Rettung,
Andern zur Strafe; Erquickung gab ich aus dürrem Geſteine.

57.

Ich, ein zerbrechliches Weſen, ein irdenes ſchwaches Geſchöpfe,
Bin ein Bild der Gottheit, empfinde die Weite der Schöpfung.
Mir iſt Orion nahe und nahe die Blume des Feldes.
Ich durchirr' die Gefilde der Milchſtraß', des himmliſchen Wagens,
Und erforſche die Glieder des Würmchens im lebloſen Staube.
Meine Vernunft erreicht mein wahres, inneres Weſen.
Schüchtern trink' ich das Licht der Sonne, das Glänzen des Mondes
Stärkt meine Nerven, empfindſamen Menſchen zu ruhiger **Freude.**
Ich bin das größte Glück des Menſchen im wirkſamen Zuſtand,
Aber ſobald mein Wirken aufhört, ein ſchreckliches Unglück.
Ich offenbare, was ſchön iſt, und zeig' den Charakter der Schönheit.
Licht iſt mein Leben und Finſterniß winkt zur erquickenden Ruhe.

58.

Kann man auch Trauben von Dornen, und Feigen leſen von Diſteln?
Und doch trug ich Blüthen und Früchte aus ſaftloſem Stamme.
Lang entwöhnt des Genuſſes der himmliſchen irdiſchen Säfte,
Irrt' ich erſtorben umher und diente Einem zur Stütze,
Der, vom Aufruhr gedrückt, den Willen der Gottheit erfüllte.
Als das Scheol die wüthenden Frevler gierig verſchlungen,
Brachte man mich mit einigen Brüdern zum Throne der Gottheit;
Ruhend harrt' ich da und ſchweigend der großen Entſcheidung.
Endlich ſah man mit Staunen mich dürres veraltetes Weſen
Tragen Blüthe und Frucht und Sproſſen der ſaftigen Jugend.
Dann gebot ich Frieden und blieb am Throne der Gottheit,
Bis am traurigen Ziel der Thron von der Erde verſchwande.

59.

Meinen Vater liebt man, er nährt die Gewächſe der Fluren;
Und meine Mutter war immer der holde Liebling des Himmels.
Wenn mein Vater ernſthaft einhergeht im heiligen Dunkel,
Dann verhüllt die Mutter ihr Antlitz und läßt ſich nicht ſehen;
Aber ſobald der Vater vorbei iſt, entſchlüpft ihr die Hülle
Und ſie lächelt hinter ihm her mit himmliſcher Güte.
Jetzund tret' ich hervor, geſchmückt, wie niemand geſchmückt iſt,
Bringe Freude den Menſchen und zeige mich jedem beſonders.
Kennſt du den erſten Theil meines Namens, ſo kennſt du den Vater;
Aber der zweite bezeichnet das Werkzeug das ehmals dem Freunde
Jonathans, dem David das traurige Zeichen zur Flucht gab.
Ich bezeichne das Größte, was jemals die Menſchheit erlebt hat.

60.

Stumm und leblos, war ich doch ehmals der Sprecher der Gottheit.

Feierlich glänzend erſchien ich, doch nur an feſtlichen Tagen,
Oder wenn jemand den Willen Gottes zu wiſſen verlangte.
Etwas Göttliches thronte in mir; doch ohne Empfindung,
Ohne Bewußtſeyn, ſprach die Allwiſſenheit ihre Befehle
Durch mich aus, und ich, die Tochter des Steinreichs, beſtimmte
Oft den Willen der Fürſten zu großen und löblichen Thaten.
Ich bedeckte gar oft den Quell der erhabenſten Tugend,
Aber vielleicht noch öfter die Pfütze abſcheulicher Laſter.
Wenn ich dem Thron der Gottheit mich nahte, ſo ſtrahlte ihr Wille
Tief in mein Weſen; ich brachte ihn treulich dem redlichen Forſcher.
Endlich verließ ich die ſündige Welt und komme nicht wieder.

61.

Als mein Urbild ehmals die Menſchen zum Abgrund beſtimmte,
Ward ich zum Fluch, zum Abſcheu, dem ſündigen Adamsgeſchlechte

Und zum Symbol des grimmigſten Feindes der Wahrheit und Liebe.
Einmal wurde mein Bild aus Erz gegoſſen, zum Segen,
Als ein verwildertes Volk die Führung des Herren verkannte
Und ein Heer von meinem Geſchlecht die frechen Empörer
Schleunig und ſchmerzhaft zum dunkeln Todtenbehälter verſandte.
Nur ein Blick auf mich gab Kühlung und Heilung den Kranken:
Ich, ein Bild des Satans, war nun Symbol des Erlöſers,
Wurde dann Götze und wieder zum Fluch des Verehrers Jehovah's;
Bis mich endlich ein frommer Fürſt von der Erde vertilgte,
So wie einſt mein Urbild zum ewigen Abgrund verdammt wird.

62.

Wandrer blicke dorthin, du ſiehſt am dämmernden Ufer
Dieſes dünſtenden Meers im Wirrwarr des Dornengebüſches,
Eisgrau, alt und verwitternd ein Standbild von menſchlicher Größe.

Spielend und drohend entwallen der Gegend grimmige Thiere.
Dieses Bild war ehmals Menſch und wurde verwandelt,
Als im ſchrecklichen Kampf der Natur die rächende Gottheit
Ueber ein ſündiges Volk das Austilgungs-Urtheil vollführte.
Dort verweilte die lechzende Seele nach irdiſchen Gütern,
Trotz der Warnung des Herrn; im ſträflichen Heimweh erhaſchte
Sie ein wirbelnder Feuer-Orkan, ihr Fleiſch und Gebeine
Wurde verglaſt und verſteinert. Da ſteht ſie, ein ewiges Denkmal
Kühner Verachtung der göttlichen Warnung. Benutze das Beiſpiel!

63.

Sage mir, Freund! wo erhörte Gott das Flehn eines Spötters?
Und wo log eine heilige Seele? und das, was ſie loge,
Sage! wo wurd' es der Name des Kindes, der Urſach' der Lüge?
Weißt du, wo auf den ſchrecklichſten Kummer unſägliche Freude

Gleich im Augenblick folgte und kennſt du den Ort dieſes Wechſels?
Kennſt du den heiligen Mann, der ehmals dem Herren beſtimmte,
Wie Er ihn führen ſollte? und ſiehe! Jehovah gehorchte.
Wo befahl der heilige Gott das größte Verbrechen?
Und wo wurde das größte Verbrechen zum Muſter der Tugend?
Wo hat ein feuriger Regen die Erde in Waſſer verwandelt?
Und wo gab ein beſchworner Bund einem Brunnen den Namen?
Dann erreiſte der Brunn' zur Stadt, zum Grenzort des Landes.

64.

Einer von meinem Geſchlecht trug ehmals die traurigſte Bürde
Tage lang fort; er ſelber empfand nicht den nagenden Kummer
Seines Herrn, er wandelte ruhig und froh ſeine Straße.
Einer von meinen Ahnen hatte die ſeltene Gabe
Geiſter zu ſehen: er ſah einen Engel und wich ehrerbietig
Dieſem Glänzenden aus; man machte ihm das zum Verbrechen.

Ach! er wurde geſtraft; doch er der Erſte und Letzte
Aller, die je von unſerm Geſchlechte gelebet, erhub ſich
Plötzlich zur Würde höherer Weſen, er wurde der Lehrer
Seines Meiſters. Doch ſank er auf einmal wieder zurücke
In die Schranken ſeines Geſchlechts und wurde nicht klüger,
Als ſeine ſpäte Verwandtin, die einſt den König der Welt trug.

65.

Ehmals als das Waſſer das Urtheil der zürnenden Gottheit
Schrecklich vollzog, ſo ſank ein Heer verarmter Geiſter
Tief hinab zum Hades, zum traurigen Todtenbehälter.
Als auch Siddims Thal in himmelſtürmender Bosheit
Durch den feurigen Regen und glühend brauſenden Sturmwind
Unterging, ſank ein Heer verarmter Geiſter zum Hades.
Korah's Rotte empörte ſich frech gegen Gottes Verordnung,
Und die Erde verſchlang ſie im furchtbar gähnenden Rachen.
Tief hinunter zum Hades ſanken die zürnenden Geiſter.
Viele gelangten ſo durch Gerichte zum Todtenbehälter;

Aber nur eine Klaſſe erlangte die tröſtliche Hoffnung,
Aus dem Hades erlöſt zu werden. Warum und welche?

66.

Menſchen bauten und ſchmückten mich herrlich, dann war ich verborgen.
Jeder, der mich ſah und berührte, war plötzlich des Todes.
Wenigen war es erlaubt, mich zu tragen mit heiligem Schauer.
Eingehüllt in koſtbar Gewand, durchzog ich die Wüſte;
Ueber mir thronte Jehovah und in mir ruhte ſein Machtwort,
Nebſt dem Brod vom Himmel, dem Zeugniß der Würde des Opfers.
Einmal war ich gefangen: doch ſtürzte ich in dem Gefängniß
Eine falſche Gottheit verſtümmelt zu Boden und plagte
Ihre Verehrer mit böſen Geſchwüren; mit goldnen Bildern
Ihrer eiternden Glieder wurd' ich verſöhnt. Auf Moriah
Ruhte ich lang; man verlor mich im Feuer und fand mich nicht wieder.
Wenn das Urbild gekommen, bedarf man nicht länger des Nachbilds.

67.

Weißt du, wo ehmals ein Holz das bittre untrinkbare Waſſer
Süß und trinkbar machte? — wie manches bittere Leiden
Wird nicht durch das verſüßt, was dort am Fluchholz geſchahe!
Sag' mir, wo jene Pilger nach bitterer Probe Erquickung,
Oder das erſte Labſal fanden? Die Brunnenzahl ſtimmte
Mit der Zahl der Apoſtel zuſammen und Palmbäume ſtunden
Schattend im Grünen; auch ihre Zahl war gleich den Geſandten,
Welche der Herr gleich Anfangs durch ganz Judäa verſchickte.
Nach der Erquickung führt wieder der Weg in die traurige Wüſte.
Eben ſo wechſelt es ab im Pilgerleben des Chriſten;
Jedes Labſal iſt Bote und Stärkung kommender Leiden.
Brauch' es jedesmal ſo und nie als Zweck deines Lebens.

68.

Ehmals waren zween Brüder, der ältere haßte den jüngern,
Beide erwuchſen zu ſtattlichen Herren. Die Kinder des Jüngern

Zogen gewaltig einher, ein reiches Land zu erobern.
Neidiſch ſahen die Söhne des älteren Bruders ſie kommen;
Obgleich ihr friedlicher Zug die Grenz' ihres Lands nicht berührte,
So beſchloſſen ſie doch den Kampf und hemmten den Fortzug.
Jetzo kämpſten zwei mächtige Heere, und doch hing der Sieg ab
Nur von einem Mann ohne Schwert, ohne Harniſch und Lanze;
Aber er betete ernſtlich mit aufgehobenen Händen,
Betete unermüdet und lang, das Sinken der Hände
Stärkte den Feind, das Aufheben ſtärkte die Arme der Seinen.
So ward der mächtigſte Feind durch ernſtes Gebet überwunden.

69

Ich, das Bild eines Thiers, das einſt das klügſte der Völker
Göttlich verehrte, entſtand in den Händen des oberſten Prieſters,
Vor den Augen der donnernden Gottheit ward ich erhöhet,
Angebetet mit Jubel des hohen und niederen Pöbels.
Schrecklich zürnend beſchloß ſein König das Volk zu vernichten;

er ein Mittler trat auf und flehte dem zürnenden
Richter.
ſer vergab, aber jener zertrümmerte Gottes Geſetze.
ch zertrümmert' er auch, doch ſo, wie der Weiſe
zertrümmert;
i vernichtet ward ich zum Kelch der Trübſal, des
Jammers.
war die traurige Urſache, daß die Geweihten des
Herren,
er den Bruder, den Freund und den Nächſten mit
blutendem Herzen
rden mußte zur Sühn, zum ewig warnenden
Beiſpiel.

70.

nſam wandelnd, vertrieben von Haus durch neidiſche Rache,
lief ich auf freiem Feld und ſahe, wie Himmel und
Erde
rch überirdiſche Weſen ſo herrlich vereinigt waren.
der fernen Fremde fand ich Heimath und Freunde;
r auch hier vertrieb mich am Ende der Neid und
die Habſucht.
bend zog ich einher, bereichert mit Kindern und
Gütern.
el des Herrn begleiteten ſichtbar die wollichten
Herden.

Und im dämmernden Morgen ergriff mich gewaltſam ein Fremder;
Dieſer Starke kämpfte mit mir, ich kämpfte noch ſtärker,
Und überwand, o Wunder! den Ueberwinder der Höllen.
Bittend kannſt du es auch, nur ringe mit gläubiger Demuth;
Endlich ſiegſt du gewiß und findeſt am Ziel die Belohnung.

71.

Wunderbar iſt dies Räthſel und ſchwerlich wirſt du's errathen,
Pflügſt du nicht mit meinem Kalb und ließ'ſt nicht hinten den Aufſchluß.
Ohne Eltern entſtand ich, enthielt die Quelle des Lebens;
Blühte in ewiger Jugend, empfand und kannte mich ſelbſt nicht.
Was mein gefährlicher Bruder verdarb, das durft' ich nicht beſſern;
Bald verließen wir beide die öde Welt und mein Bruder
Hat ſich verloren, kein Menſch weiß ſeine bleibende Stätte.
Was er im Leben gewirkt, beherrſcht nun die ſterbliche Menſchheit;
Ich aber lebe verborgen auf vaterländiſchem Boden.
Meine Nachkommenſchaft iſt groß, wir alle bedienen

dams ganzes Geſchlecht, die Chriſten, die Juden und Heiden,
ſeren geben wir Speiſe, den letzten Mittel zur Heilung

72.

iend, demüthig, gebückt, mit niedergeſchlagenen Augen,
tunden und ruhten wir beide Kinder, wo niemals ein Menſch ſtand,
hne plötzlich zu ſterben; ein duftiges Weſen umhüllte
nſre ſchimmernden Scheitel und jenes Weſen bewohnte
ller Weſen Urquell im Feuer und wäſſrigten Dunkel.
emand durfte uns anſehn, auch nicht der Gewaltigſten einer;
nd wir waren doch nie der ſterblichen Menſchen gefährlich.
s wir im Glanz der Jugend noch ſtrahlten, ſo [illegible] wir älters
rzeſehn in brennenden Wüſten, doch ohne zu dorren;
udigkeit, Hunger und Schlaf und Durſt, die wir nicht kannten.
ndlich ward uns zu Theil eine immerwährende Ruhe.
e wir endlich geblieben, weiß niemand, wir wiſſen es ſelbſt nicht.

73.

Es wallt ein Trauergeiſt auf Teutſchlands dürren Fluren,
In ſpäter Dämmerung, umſchleiert von der Nacht;
Man merkt ihn oft entfernt, man findet ſeine Spuren,
Wo unter ſeinem Tritt der morſche Boden kracht.
Oft hört dein lauſchend Ohr ein dumpfes, heiſchres
Stöhnen,
Gleich einem Ungethüm, das nirgends Ruhe find't:
Es iſt Poſaunenton im Ohr von Teutſchlands Söhnen,
Die taumelnd ſchon am Rand des gähen Abgrunds ſind.
Sein Wehruf rauſcht im Sturm, im nahen Ungewitter,
So wie von ferne ſchon des Richters Donner grollt.
Die Ernte eilt zum Ziel; noch hie und da ein Schnitter
Lieſt ſparſam Aehren auf, der Zeiten magern Sold.
Ach! horcht, es iſt noch Zeit! Der Trauergeiſt verſchwindet
Mit Wehmuthsthränen bald, wie ſie der Engel weint.
Ach! rettet, rettet euch! weil ihr noch Rettung findet;
Flieht jetzt in Davids Burg, da findet ihr vereint
Die Sicherheit und Ruh. Doch bleibt auf euren Poſten,
Zieht nicht in fremdes Land, bis euch die Vorſicht
winkt;
Denn Davids Burg iſt nicht im Weſten oder Oſten,
Sie iſt da, wo der Geiſt den Quell des Lebens trinkt.

Register

über

ater Stillings gesammelte Gedichte.

Erste Abtheilung.

Geistliche Lieder.

Gegenstand des Gedichtes.	Seite.	Stelle in Vater Stillings Schriften.*
Die Schöpfung. . . .	1	Des christlich. Menschenfreunds Bibl. Erzählung., Heft 1, S. 24.
Sonntags Feyer. . . .	6	Daselbst S. 34.
Der Fall Adams. . . .	8	Daselbst S. 60.
Kains Brudermord.	11	Daselbst S. 78.
Das Leben der Patriarchen.	15	Daselbst S. 97.
Die Sündfluth.	17	Daselbst S. 109.
Ueber die Barmherzigkeit Gottes im Bunde. . . .	21	Heft 2, S. 11.
Ueber des Menschen Hochmuth.	24	Daselbst S. 144.

---

* Nach den Original-Ausgaben.

No.	Gegenſtand des Gedichtes.	Seite.	Stelle in Vater Stillings Schriften.
9.	Ueber die Abkürzung des menſchlichen Lebens. . . .	28	Des chriſtlich. Menſchenfreunds Bibl. Erzählungen, Heft 2, S. 159.
10.	Ueber das Glaubenslicht. . .	31	Daſelbſt S. 221.
11.	Ueber den Glauben Iſaaks.	34	Heft 3, S. 247.
12.	Ueber den Kampf des Glaubens mit der Sinnlichkeit.	37	Heft 4, S. 265.
13.	Ueber die Wallfahrt des Menſchen durch die Wüſte der Sinnlichkeit.	39	Daſelbſt S. 295.
14.	Ueber die Einnahme des gelobten Landes (des geiſtlichen Kanaans).	42	Daſelbſt S. 331.
15.	Ueber den Sieg Joſua's. . .	45	Heft 5, Bändchen 2, S. 25.
16.	Ueber die göttliche Führung der Menſchheit.	48	Daſelbſt S. 102.
17.	Ueber die Saulische Selbſtſucht des Menſchen. . . .	56	Heft 6, S. 87.
18.	Ueber den neuen Tempelbau.	59	Heft 8, S. 29.
19.	Ueber die ſchweren Schickſale der Menſchheit. . . .	64	Daſelbſt S. 101.
20.	Ueber das Vorbildliche des alten Bundes.	65	Heft 9, Bdch. 3, S. 99.
21.	Ueber die Ausführung des göttlich. Erlöſungsplanes.	70	Heft 10, S. 106.

.	Gegenſtand des Gedichtes.	Seite.	Stelle in Vater Stillings Schriften.
.	Ueber den Leidenskampf Jeſu.	76	Des chriſtlich. Menſchenfreunds Bibl. Erzählungen, Heft 13, S. 14.
.	Hymne an den Herrn, unſern Erlöſer.	80	Daſelbſt S. 7[illegible].
.	Ueber die Herrlichkeit der göttlichen Führung.	90	Heft 14, S. 97.
.	Geſang eines armen Kranken.	95	Der graue Mann, St. 1, S. 19.
.	Ein Gebetlied in ſchweren Zeiten.	97	Der chriſtlich. Menſchenfreund in Erzählungen für Bürger und Bauern. Heft 3, S. 106.
	Der Morgenſtern.	101	Stillings kleine geſammelte Schriften, Bd. 1, S. 136.
	Gegen den Trübſinn.	106	Florentin von Fahlendorn, Th. 1, S. 88.
	Troſt.	108	Theodore von der Linden, Th. 1, S. 36.
	Weihnachtslied.	109	[illegible]
	An den Erlöſer.	117	St. Taſchb. 1805, S. 1[illegible]
	Desgleichen.	119	St. Taſchb. 1806, S. 15[illegible]
	Desgleichen.	12[illegible]	St. Taſchb. 18[illegible], S. 13[illegible]

Anhang.

Gebete in metriſcher Form.

No.	Gegenſtand des Gedichtes.	Seite.	Stelle in Vater Stillings Schriften.
1.	Das Gebet des Herrn. . .	124	St. Taſchb. 1808, S. 158.
2.	Daſſelbe auf andere Weiſe.	126	St. Taſchb. 1813, S. 136.
3.	Andere Gebete.	128	Der graue Mann, St. 16, S. 263.
4.	— —	129	Stillings kleine geſammelte Schriften, Bd. 1, S. 2.
5.	— —	129	Der graue Mann, St. 16, S. 265.
6.	— —	131	St. Taſchb. 1808, S. 159

Zweite Abtheilung.

Vermiſchte Gedichte.

No.	Gegenſtand des Gedichtes.	Seite.	Stelle in Vater Stillings Schriften.
1.	Vater Stillings Gedichte über ſeine Lebens-Schickſale.	135	Heinrich Stillings Leben, Jünglingsjahre, S. 157.
2.	— — —	137	Daſelbſt S. 191.
3.	— — —	139	St. Wanderſchaft, S. 73.
4.	— — —	142	Still. Wanderſchaft am Schluſſe.

Gegenſtand des Gedichtes.	Seite.	Stelle in Vater Stillings Schriften.
Stillings Lobgeſang. . .	143	Still. Häusl. Leben, am Schluſſe.
Stillings Lied auf ſeine dritte Hochzeit.	147	St. Lehrjahre S. 71.
Rückblick auf ſein Leben. .	150	St. Lehrjahre am Schluſſe.
Ein Gedicht Stillings bei den Seinen auf dem Lande.	155	Nachgelaſſen.
Vater Stillings Flehensworte um ein geſegnetes Wirken.	159	Der graue Mann, St. 13, S. 131.
— — —	160	Der graue Mann, St. 16, S. 204.
— — —	161	Der gr. Mann, St. 13, S. 66. u. St. 15, S. 136.

Gedichte auf andere Gegenſtände.

Gegenſtand des Gedichtes.	Seite.	Stelle in Vater Stillings Schriften.
Beim Anblick einer ſchönen ſtillen Gegend.	162	Stillings ſ. geſammelte Schrift., Bd. 2, S. 201
Das Lied des armen Mannes.	165	Still. Heimweh, Bd. 1, S. 160.

No.	Gegenſtand des Gedichtes.	Seite.	Stelle in Vater Stillings Schriften.
14.	Die Freundſchaft. . . .	167	Stillings kl. geſammelte Schrift, Bd. 2, S. 236.
15.	Die edle Frau von Morgenthau an ihren Gatten.	169	Geſchichte des Hrn. v. Morgenthau, Th. 2, S. 35.
16.	Ein Frühlingslied.	171	St. Taſchb. 1813, S. 150.
17.	Auf den Tod eines frommen Kapuziners. . . .	173	St. Taſchb. 1816, S. 159.
18.	Der Blumenſtrauß.	175	St. Taſchb. 1816, S. 161.

Romanzen.

No.	Gegenſtand des Gedichtes.	Seite.	Stelle in Vater Stillings Schriften.
19.	Erſte Romanze.	178	H. Still. Jugend, S. 34.
20.	Zweite —	181	Daſ. S. 68.
21.	Dritte —	183	H. St. Jünglingsjahre, S. 31.
22.	Vierte —	186	Daſelbſt S. 92.
23.	Fünfte —	189	Florentin v. Fahlendorn, Th. 1, S. 69.
24.	Sechſte —	194	Theodore von der Linden, Th. 1, S. 168.
25.	Eine Ode.	199	St. Taſchb. 1813, S. 128.

Räthſel.

Die in dieſer Sammlung abgedruckten und in ſechsfüßigen
rten abgefaßten Räthſel finden ſich in Vater Stillings Ta-
nbüchern vom Jahre 1805 bis 1810, immer für jeden Monat
s, und die Auflöſungen derſelben jedesmal vollſtändig in dem
genden Jahrgange. Die meiſten enthalten einen zweifachen
nn, indem ſie Bezug haben auf die ſinnliche und überſinnliche
lt. Ihre doppelſinnige Auflöſung deuten wir hier zugleich
Auszuge an.

Auflöſung der Räthſel.	Seite.
In der Körperwelt Kälte; im Geiſterreich Trieb zur Selbſterhaltung, Selbſtliebe.	202
Die Wärme. Allgemeine Liebe.	203
Das Licht. Bewußtſeyn des Daſeyns ſeiner ſelbſt und anderer Weſen.	204
Die Finſterniß. Herrſchende Selbſtſucht, die zur Hölle wird.	204
Die Sonne. Jeſus Chriſtus.	205
Der Aether. Die erſte Perſon der allgegenwärtigen Gottheit	206

No.	Auflöſung der Räthſel.	Seite.
7.	Die Planeten. Die dienſtbaren Engel.	207
8.	Die Firſterne. Die himmliſchen Heerſcharen.	208
9.	Die Erde. Die gefallene menſchliche Natur.	209
10.	Der Mond. Die menſchliche Vernunft.	210
11.	Der Dunſtkreis. Die Einbildungskraft.	211
12.	Das Waſſer. Das Gemüth.	212
13.	Das Feuer. Der Geiſt.	213
14.	Die fünf Elementar-Erden, welchen der pſychiſche Character des Menſchen entſpricht, und zwar bildet ab: 1) Die Kieſelerde, die reine menſchliche Natur im Stande der Unſchuld. 2) Die Kalkerde, das choleriſche Temperament. 3) Die Thonerde, das phlegmatiſche Temperament. 4) Die Schwererde, das melancholiſche Temperament. 5) Die Bittererde, das leichte witzige Temperament.	214
15.	Das Steinreich. Die menſchlichen Charactere.	215
16.	Die Edelſteine. Die großen Genies.	216
17.	Die ganzen Metalle. Die nützlichen Menſchen.	217

No.	Auflöſung der Räthſel.	Seite.
18.	Die Halbmetalle. Die gefährlichen talentvollen Menſchen.	218
19.	Die kryptogamiſchen Gewächſe. Die entfernteſten unbegreiflichen Quellen des Denkens und der Vorſtellungen.	219
20.	Die Damm-Erde. Der moraliſche Character des Menſchen. .	220
21.	Das Pflanzenreich. Die menſchlichen Begriffe und Kenntniſſe. .	221
22.	Das Holzreich. Die Grundwahrheiten der Vernunft. .	222
23.	Das Kräuterreich. Alle Wahrheiten und Erkenntniſſe. .	223
24.	Das Gräſerreich. Alle göttlichen Wahrheiten. .	224
25.	Die Gewürme. Die entfernteſten Anlagen zum Wollen u. Begehren im menſchlichen Geiſte. .	225
26.	Die Schalenthiere. Die erſten Regungen in einem hitzigen Gemüthe.	226
27.	Die Fiſche. Die ſinnlichen Triebe.	227
28.	Die Amphibien. Die ſich äußernden Naturtriebe. .	228
29.	Die Inſekten. Triebe zu Witz und ihre Aeußerung.	228
30.	Die Vögel. Die Gedichte.	229

No.	Auflöſung der Räthſel.	Seite.
31.	Die Mittelgeſchöpfe. Die Mittelglieder zwiſchen den Neigungen und Ideen.	230
32.	Die Säugethiere. Die Wirkungskreiſe der Menſchen.	231
33.	Der Wind. Die Gemüthsbewegungen.	232
34.	Die Nacht. Das Bild des Unglaubens und Aberglaubens.	233
35.	Der Tag. Das Bild des Zuſtandes eines wahren Chriſten.	234
36.	Die Morgendämmerung, das Bild des Zuſtandes der Bekehrung, und die Abenddämmerung, das Bild der Neige zum Hinſcheiden eines Chriſten.	234
37.	Die Woche.	235
38.	Der Monat.	236
39.	Das Jahr.	237
40.	Der Frühling.	238
41.	Der Sommer.	239
42.	Der Herbſt.	240
43.	Der Winter.	241
44.	Ein Jahrhundert.	242
45.	Ein Jahrtauſend.	243
46.	Das ſiebente Jahrtauſend, wo das Reich des Friedens auf Erden beſtehen wird.	244
47.	Der jüngſte Tag.	245
48.	Die Ewigkeit.	246

No.	Auflöſung der Räthſel.	Seite.
49.	Der Pflug.	247
50.	Das Schaf.	248
51.	Die Arche Noah's.	248
52.	Die Schlange.	249
53.	Der Kindermord. (Bei Abraham die größte Jugend zugleich.)	250
54.	Henoch.	251
55.	Die menſchliche Zunge.	252
56.	Der Stab Moſis.	253
57.	Das menſchliche Auge.	254
58.	Der Stab Aarons.	255
59.	Der Regenbogen.	256
60.	Das Bruſtſchild der Israelitiſchen Hohenprieſter.	256
61.	Die eherne Schlange in der Wüſte.	257
62.	Loths Weib.	258
63.	In der Geſchichte Abrahams, Ismaels und Iſaaks.	259
64.	Der Eſel.	260
65.	Manche bürgerlich gute Seelen vor der Sündfluth.	261
66.	Die Bundeslade.	262
67.	Das bittere Waſſer bei Mara, und darauf der Brunnen mit Palmen, ein Bild des Kreuzes und der Apoſtel, die Waſſer des Lebens geben.	263
68.	Eſau und deſſen Nachkommen, die Amalekiter.	

No.	Auflöſung der Räthſel.	Seite.
	welche den Israeliten den Durchzug wehrten, und wo das Hände-Aufheben Moſis den Sieg verſchaffte.	263
69.	Das goldne Kalb.	264
70.	Der Erzvater Jacob.	265
71.	Der Baum des Lebens und der Baum des Erkenntniſſes des Guten und Böſen.	266
72.	Die beiden Cherubim auf der Bundeslade	267
73.	Siehe Stillings Grauen Mann St. 24., S. 184.	268